image
not
available



<36604454420015

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

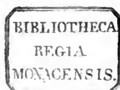
Fünfter Jahrgang.

Monat Januar bis Junius.

München,

in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1832.



Alphabetisches
Inhalts-Verzeichniß.
Monat Januar bis Junius 1832.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 1. 1 Januar 1832.

General Clauzel in Algier.

In dem Augenblicke, wo Frankreich durch die Entsendung des Herzogs von Rovigo und Generals Trezel nach Algier entschiedener als je seinen Willen ausspricht, diese wichtige Eroberung in eine Kolonie zu verwandeln, werden Auszüge aus einer höchst merkwürdigen Schrift: Des Observations du Général Clauzel sur quelques actes de son commandement à Alger. Paris. 1831, 8. 163 p.,“ sowohl durch die Mittheilungen des Generals über seine Verwaltung insbesondere, als durch die mit großer Umsicht dargelegten Verhältnisse der vormaligen Regentschaft überhaupt, für unsere Leser ohne Zweifel von Interesse seyn.

* * *

Die Eroberung Algier's zog nicht nur Frankreichs, sondern ganz Europa's Blicke auf sich. Alle Nationen hoffen von dieser Occupation jener so lange unwirthlichen Küsten Vortheile, und für den Ueberschuß ihrer Bevölkerung einen bequemeren und minder gewagten Ausweg, als Amerika ihn bietet. Und welchen Einfluß auf die Civilisation des inneren Afrika's müßte nicht eine Kolonie äußern, die durch Europa's Nähe gegen die Inkonvenienzen aller, in großer Ferne vom Mutterlande versuchten Ansiedelungen gesichert ist? Jene künftige Aussicht war zwar nicht mein unmittelbarer Zweck; allein er beschäftigte meinen Geist, und beschäftigt ihn noch gegenwärtig, und war einer der Hauptbestimmungsgründe meiner Uebereinkunft mit dem Dey von Tunis. Leider aber mußte ich mich überzeugen, daß Afrikaner selbst besser als unsere Ministerien des Krieges und der auswäetigen Angelegenheiten mich begeiffen.

Am 2 September 1830 langte ich zu Algier an, da meine Mission nicht durch Instruktionen beschränkt war, glaubte ich damals, sie werde sich darauf beschränken, die Armee mit unserem Regierungswechsel bekannt zu machen, und zu Behauptung militärischer Occupationspunkte für alle Fälle einige Maßregeln zu treffen. Dem ersten Theil jener meiner Sendung genügte ich, obgleich man ihn, meiner Ansicht entgegen, sehr gefährlich gewähnt, bald und glücklich. Ich fand, wie ich sie erwaetet, eine ächt französische Armee. Vaterlandsliebe und die edelsten Gefühle durchglühten jene Herzen, welche die Besorgniß, eine unter den Auspizien der gestürzten Regierung unternommene Expedition ruhmlos zu sehen, entmuthigt haben mochte. Kaum aber vernahm diese Armee von Bearn die Ereignisse, deren Quelle nur sie gekannt; kaum überzeugten sich unsere Tapfern, daß das Vaterland ihren Thaten Gerechtigkeit wiederfahren lasse, und wie auf seine übrigen Söhne, auf sie baue, da erwachte ihr alter Heldengeist. Offiziere und Soldaten mit gleichem Enthusiasmus, leisteten der neuen Dynastie den Eid der Treue.

Wenig Tage genügten, meine Ideen hinsichtlich der Vortheile, welche Frankreich diese seine Eroberung zu gewähren vermöge, fest zu begründen. Ich sah die Herrschaft der Türken, seit drei Jahrhunderten dieses Landes Unterdrücker, vernichtet, und überzeugte mich von diesem Augenblicke an, daß Algier in unsern Händen sich zu einer Kolonie gestalten könne, die uns für San Domingo's Verlust, vielleicht auch für den unermeßlichen Aufwand des schwer lastenden Besitzes unserer übrigen Kolonien zu entschädigen geeignet wäre. Meine ersten Depeschen an unsere Regierung waren in diesem Sinne abgefaßt. Indem ich jedoch Feankreichs Interesse, Algier zu behaupten und zu kolonisiren nachdrücklichst entwickelte, verbarg ich mir keineswegs, daß die schwankende, wo nicht drohende Lage unserer auswärtigen Verhältnisse mich verpflichte, die Mehrzahl der Truppen unserer afrikanischen Expedition, die mir mit Recht als der Kern einer trefflichen Armee galt, zur Verfügung des Kriegsministers zu stellen. Ich meldete ihm, der dieß nicht erwartete, daß er von den achtzehn Regimentern der Expedition auf zwölf rechnen könne, und fügte die Versicherung hinzu, diese Verminderung von zwei Dritteln unserer Streitkeäfte werde die Eroberung nicht in Gefahr stellen. Marschall Geraed, damaliger Kriegsministee, empfing diese Depesche zu seinee größten Zufriedenheit, und theilte mir die Aeußerungen jener des Königs und des Minister-Konseils mit. Nachfolgende Depesche des Kriegsministers liefert den unzweideutigsten Beweis, daß unseee Regierung zu Algiers Kolonisirung schon damals entschlossen war, und daß alle, aus dem Besitze jenes herrlichen Landes für Frankreich zu erzielenden Vortheile vom Ministeeium richtig aufgefaßt und in ihrem ganzen Umfange gewürdigt wurden.

Paris 30 Oktober 1830.

General,

„Unser, zu Algier's Behauptung bereits entschiedenes Gouvernement hat aus Ihren, mir eingesandten Rapporten mit Vergnügen eesehen, daß die Occupation der Stadt und der Hauptpunkte des Litorals mit einem Korps von 10,000 Mann, und wenig bedeutenden Kosten möglich sey. Sie hat sich in ihrer Absicht auf dem Gebiete von Algier eine wichtige Kolonie zu gründen, bestärkt gesehen.

„Die Regierung billigt durchaus Alles, was Sie, um die

Zuneigung der Bewohner zu gewinnen, bisher gethan, namentlich die Zulassung der Mauren und Juden zu Munizipal- und gerichtlichen Funktionen, und die Organisation arabischer Truppen in unserem Solde, und ersah mit Vergnügen, daß diese Truppen Ihren Hoffnungen bereits zu entsprechen beginnen. Ihre erlangte Kenntniß der Lokalitäten wird Ihnen übrigens besser als jedem Andern die etwa sonst noch geeigneten Mittel, die Interessen der Bewohner Algiers an jene Frankreichs zu ketten, bezeichnen, indeß glaube ich als eines derselben, dessen Ergebnisse die fruchtbarsten seyn würden, das den Häuptlingen der arabischen Bevölkerung zu stellende Anerbieten, ihre Kinder in unseren öffentlichen Instituten unentgeltlich zu unterrichten, andeuten zu müssen. Die Kenntnisse, welche diese jungen Leute dann in die Heimath zurückbrächten, würden ihre Sitten mildern, ihre Civilisation entwickeln, und die aus jener Verbindung entspringenden Wechselbeziehungen unsern Einfluß in jenem Lande jetzt schon erweitern. Obgleich der Muselmänner religiöse Vorurtheile jenem Plane bedeutende Hindernisse entgegenstellen, bekundet dennoch das Beispiel der, ihre Erziehung zu vollenden, nach Paris gekommenen jungen Aegypter die Möglichkeit ihrer Beseitigung. Bei Eingehung jener Vorschläge würde man den Eltern, ihre Kinder zu Paris oder Marseille erziehen zu lassen, freistellen. Mit Vergnügen, General, wird unser Gouvernement auch alle sonstigen Maßregeln zu unterstützen, bedacht seyn, die Frankreichs Herrschaft über Algier zu befestigen geeignet sind. Vor Allem aber scheint unserer Regierung die verläßige Feststellung eines Punktes von hoher Wichtigkeit. Glaubwürdige Berichte schlagen Algiers gegenwärtige Bevölkerung auf nur fünfzehntausend Seelen an; frühere Angaben dagegen bestimmen solche auf achtzigtausend. So übertrieben auch diese letztere Zahl seyn mag, veranlaßt solche doch zu der Idee, daß jene Bevölkerung bereits seit lange her in beständiger Abnahme begriffen sey, was durch die launenvolle und ignorante Tyrannei, unter der dieß Land seufzte, sich übrigens leicht erklären würde. Läßt sich aber hoffen, daß eine einsichtsvollere und mildere Verwaltung, Industrie und Handel wiederbelebend, jenem rückschreitenden Verhältnisse der Bevölkerung ein Ziel setzen werde? Ist nicht vielmehr die Beschleunigung dieses Rückschreitens durch neuere Ursachen, Auswanderungen und die feindliche Stellung der Beys des Innern gegen uns, zu besorgen? Die Regierung, General, wünscht über diesen wichtigen Gegenstand Aufschlüsse von Ihnen.

„Zugleich mit dem Bestreben, das Loos der Eingebornen zu verbessern, muß Frankreich andrerseits in Algier einen Ausweg für den Ueberschuß seiner Bevölkerung, Hülfsquellen für seinen Handel und Gewerbfleiß, suchen. Jene Muster-Pachtung, deren Versuch Sie unternehmen, beut in dieser Beziehung manchfachen Nutzen dar. Wird jenem Etablissement der mit Recht davon zu erwartende Erfolg, so scheint es, wie Sie dieß einigermaßen andeuten, den Kern einer Kolonisation von großem Umfange zu bilden geeignet. Man könnte die umliegenden Ländereien, wie man dieß von Ihnen bereits gewünscht, nach und nach verleihen; den Pflanzern Mitwirkung an den zu Abwehrung der benachbarten Volksstämme erforderlichen Befestigungen, und Eintritt in eine zu den Vertheidigungs-Maßregeln konkurrirende Lokalmiliz auferlegen. Solche Kombinationen vermöchten, mit dem Interesse der Eingebornen vergesellt, Metidjah's Ebene, mit Zurückweisung der nicht unterworfenen Stämme gegen den kleinen Atlas hin, unzweifelt in eine große Kolonie umzugestalten. Dort vielleicht würde Frankreich die Mehrzahl jener Erzeugnisse, die es gegenwärtig noch aus Amerika und Indien bezieht, erzielt sehen, und einen Absatz von hohem Werthe für seine Manufakturen finden; Algier's Kolonisirung unter einer liberalen Verfassung ist ein edles, weitumfassendes Unternehmen, dessen Erfolg auf Ihren Einsichten und Ihrem Patriotismus hauptsächlich beruht u. s. w."

(Fortsetzung folgt.)

Das englische Unterhaus.

Wenn Jemand, der nie ein Mitglied des Unterhauses war, von Zeit zu Zeit den Verhandlungen einer oder der andern Sitzung desselben beiwohnte — wenn er von der Galerie aus einen Blick in den engen, düstern Saal hinabwarf, und dort eine unbeschäftigte zischelnde und unaufmerksame Versammlung sah — noch mehr, wenn er die besten Redner und die geschicktesten Dialektiker, die diese Versammlung besitzt, in Augenblicken hörte, wo nicht eine besondere Gelegenheit die volle Kraft ihrer Beredsamkeit in die Schranken rief — endlich wenn er versuchte den gewöhnlichen bunten Rednerschwarm zu hören; so läßt sich Zehn gegen Eins wetten, daß besagter Jemand eine sehr schwache Meinung von den Talenten und politischen Kenntnissen der Kammer geschöpft haben wird. Aber gesetzt, derselbe Jemand wäre durch Zufall, Geld oder Verdienst ein Mitglied dieser Kammer geworden, so läßt sich gleichfalls Zehn gegen Eins wetten, daß er noch vor Ablauf eines Monats seine Meinung über die der ganzen Versammlung angehörige Weisheit bedeutend und zwar zum Vortheil des Hauses geändert haben wird. Canning pflegte zu sagen, daß der gute Geschmack des Hauses der Gemeinen bei Weitem den eines jeden Mitgliedes übertreffe, wenn es auch für das geistreichste unter seinen Kollegen gelte. Auch herrscht wirklich ein Scharfblick, ein Takt und eine Richtigkeit des Urtheils in den Ansichten und Meinungen des Unterhauses, die in Erstaunen setzen, und da ein geläuterter Geschmack die vorherrschende Eigenschaft desselben ist, so ist dieser auch Jedem, der sich auszeichnen will, unentbehrlich. Das ist vielleicht ein Unglück, aber die Sache ist so. Der in der Kammer herrschende Ton ist überhaupt der eines Gentleman, und hat die Fehler wie die Verdienste desselben. Die Kammer zeigt sich sehr nachsichtig gegen Unerfahrenheit, aber auch sehr entrüstet gegen Anmaßung. Guter Anstand, Haltung, eine züchtige Beredsamkeit, Anmuth des Ausdruckes verschaffen hier mehr Nachdruck als in einer andern englischen Versammlung — das Oberhaus kaum ausgenommen. Stets schenkt man dort dem Charakter mehr Rücksicht, selbst wenn er ohne Talente ist, als dem Talente ohne Charakter.

Oft hört man außer dem Unterhause Leute sagen: „Dieser oder Jener wird bei dem Parlamente wenig Kredit finden, er deklamirt zu viel." Nun würde man aber sehr Unrecht haben, wenn man glauben wollte, daß die Kammer die Deklamation haßt. In einer zahlreichen und stürmischen Sitzung wirkt Deklamation unver-

gleichlich besser als das beste Raisonnement; nur in einer Sitzung, der wenige Mitglieder beiwohnen, oder wo es sich bloß um administrative Fragen handelt, empört sich der richtige Geschmack, von dem oben die Rede war, augenblicklich gegen jede Art unnöthigen Prunkes, und gegen jede nicht am rechten Ort angebrachte Emphase.

„Behalten Sie," sagte ein altes Mitglied des Unterhauses zu einem jungen Mann, der große Hoffnungen gab, „stets den Charakter der Versammlung im Auge, der darin besteht, daß sie aus Männern zusammengesetzt ist, die viel gesehen und wenig gelesen haben. Sprechen Sie zu ihnen nicht wie zu tiefen Denkern, nicht wie zu spitzfindigen Beobachtern, nicht wie zu genialen Theoretikern, nicht wie zu warmen Politikern, sondern wie zu Männern von Welt" — und hierin liegt eine der wichtigsten Ursachen, daß parlamentarische Erfolge nur die Frucht der Zeit sind. Um Männern von Welt zu gefallen, muß man selbst Einer seyn, und der junge Staatsmann, der ganz frisch zugeschliffen von der Universität oder von Reisen kommt, braucht einige Jahre, um es zu werden. Angestrengte Studien geben eine ganz andere Art von Kenntniß, die Erfahrung allein kann Weltkenntniß geben.

Man wiederholt oft außerhalb der Kammer: „Ein großes Wissen ist des Erfolges sicher." Großes Wissen, selbst wenn es von der höchsten und mannichfaltigsten Art ist, erfordert die zarteste und wohlbedachteste Geschicklichkeit, um es gehörig anzubringen. Nichts verzeiht das Haus weniger als das Gepränge mit einer größern geistigen Ueberlegenheit, als die Umstände erheischen. Nichts verachtet es mehr als neue und scharfsinnig ausgedachte Wahrheiten, gegen Philosophie zumal hat es eine wahre Antipathie. Weit lieber hört es einen kühnen Gemeinplatz, wenn er geschickt angebracht ist, jene anmuthigen „truismes" (Trivialwahrheiten), die ein Mann von großer Gelehrsamkeit verachten würde. Man erhält von ihm eher Verzeihung, wenn man unter die Intelligenz des Hauses herabsinkt, als wenn man sich über sie erhebt. Als eines Tages die berühmte tragische Schauspielerin Siddons mit der größten Wärme eine der schönsten Stellen Miltons einem entzückten Auditorium vortrug, fing ein Lakay an zu gähnen und sagte: „Was nur die alte Frau wieder hat!" Dasselbe Gefühl, fast dieselben Lakayenworte, kann ein Redner hervorrufen, der sich einmal als zu groß bei kleinen Nebensachen ausgesprochen hat. Das vollendetste Muster von Dem, was theoretisch genommen die Rede eines Staatsmannes bei einer wichtigen Gelegenheit seyn soll, war die von Sir James Makintosh bei der zweiten Verlesung der Reformbill: gehalten, lichtvoll, sorgfältig bearbeitet, gedankenreich — aber doch wirkungslos. Einige Reden dieser Art würden die Reihen des Hauses mit mehr Erfolg lichten als die Cholera.

Der beliebteste Ton parlamentarischer Beredsamkeit ist der Konversationston. Die Kammer liebt ungemein, was aus dem Stegreif gesprochen wird, und hat eine unüberwindliche Abneigung gegen vorbereitete Reden; wiewohl Dieß eine allzu jugendliche Vorliebe ist, die dem Lebendigen und Muntern auf Kosten des Tiefgedachten und Legislativen den Vorzug gibt. Mühsam errungenes Wissen, lichtvoll geordnet und logisch vorgetragen, kann vielleicht nicht mit Leichtigkeit Ausfälle machen und persönliche Angriffe zurückweisen; allein es spricht weit vortheilhafter zu Gunsten der Talente des Redners, es ist unendlich ehrenvoller für den Charakter einer berathenden Versammlung und vor Allem unendlich nützlicher für das Land. — Es besteht im Unterhause eine große Vorliebe für Männer, die nicht sowohl ihre eigene Meinung als die einer besondern Klasse der Bevölkerung auszusprechen scheinen. So war man, als Hunt in's Unterhaus kam „als der Repräsentant der nicht repräsentirten Klasse," ungemein gespannt ihn als Redner, als unmittelbares Organ des untersten Volkes — „des Mob" — zu hören. Nur aus diesem Grund allein hätte er mit einer bessern Erziehung und etwas mehr Gewandtheit im Hause einen ausgezeichneten Rang einnehmen können. Doch Hunt ist die Hohlheit selbst, nie gab es einen erbärmlicheren Schwätzer. Und dennoch betrachtet man seine Reden bloß wegen seiner Geschicklichkeit, Lachen zu erregen, und eine ernste und trockene Verhandlung durch ein Altweibergeträtsche über die Times oder seine Jugend, von der Magd seiner Frau oder von seiner Spazierfahrt über die Londonerbrücke in einem Einspänner zu würzen, als eine Art Erholung von allzu tiefem Denken; und was man als Possenreißerei verachtet, ist als Abwechslung willkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Könige in Holyrood.

Wenn man sich einen richtigen Begriff von dem Leben der vertriebenen Bourbone in Holyrood machen will; so muß man wissen, daß es dort nicht bloß einen oder auch nur zwei, sondern wirklich drei Könige unter Einem Dach gibt. Drei Könige unter einem Dach — und oft wird einem und zweien die Welt zu enge! — Karl X hat zwar abgedankt, allein er sieht seine Kronentsagung nur als erzwungen an; er beruft sich in dieser Beziehung sogar auf das Beispiel Bonaparte's, der auch im Jahre 1814 in Fontainebleau abgedankt, aber im Jahre 1815 doch wieder sich der Krone bemächtigte. Karl X behauptet, daß er ganz recht gethan und das Recht auf seiner Seite gehabt habe. Diese Ansicht kreuzt sich mit den Hoffnungen des Dauphin, der zwar gleichfalls abgedankt hat, aber, wie es scheint, gleichfalls mit einer heimlichen Reservation. Man sollte denken, daß die beiden Könige auf diese Art nicht selten in Mißverständnisse gerathen müßten; was auch wirklich eintreten würde, wenn nicht die Macht der Gewohnheit und die natürliche Sanftmuth des Dauphin stets damit endigten, daß er das Recht seines königlichen Vaters anerkennt. Der dritte König endlich Heinrich V vereint noch am meisten Hoffnungen in sich, und die kleine Zahl von Höflingen, die der gestürzten Dynastie gefolgt ist, schließt sich daher vorzüglich ihm an. Das Dienstpersonal und die Fremden abgerechnet, wohnen in Holyrood gewöhnlich ungefähr vierzig Personen, von diesen sind mit Leib und Seele dreißig Heinrich V zugethan. Die übrigen begnügen sich dem alten König und seinem Sohn den Hof zu machen, welche die Hoffnungen der sogenannten Henriquinquisten in Frankreich als Chimären betrachten. Nichts ist so merkwürdig als diese Eifersucht und Uneinigkeit unter den abgesetzten Herrschaften. Karl X und sein Sohn sind gleichwohl überzeugt, daß der einzige Weg, auf dem ihre Dynastie zurückkehren kann, der Triumph der Sache Heinrichs V ist; sie wissen, daß die einzige Möglichkeit einer dritten Restauration auf dem Haupte dieses Kindes beruht, und doch bemühen sie sich die Entwürfe seiner Partei zu vereiteln.

Wenn Einer der alten königlichen Diener zuweilen einen tröstlichen Ausblick in die Zukunft eröffnen will, so sagt der alte König: „Es ist kein Königthum mehr in Frankreich möglich." — „Ich bin ganz Ihrer Meinung, Sire," fügt dann gewöhnlich der Dauphin hinzu und die Tröster verstummen. Die Abendgesellschaft Karls X und des Dauphins vereinigt sich gewöhnlich in dem Pavillon der Maria Stuart. Dort tadelt man unverhohlen die Plane der Partei Heinrichs V. Es ist ein neuer Pavillon Marsan. Karl X scheut sich da gar nicht, seine Meinung über die Intriken seiner Schwägerin und der Abenteurer zu sagen, die ihr und ihrem Gelde zu Wasser und zu Lande nachziehen. „Sie bilden sich ein, pflegt dann der alte König zu sagen, man werde Bordeaux wollen; sie täuschen

sich auf höchst sonderbare Art. Nicht gegen mich und gegen den Dauphin wurde die Juliusrevolution gemacht; sondern gegen Bordeaux; man wollte der Dynastie an's Leben. Das war auch die Gesinnung Orleans. Bordeaux hat übrigens Nichts, was einen König verriethe; seine Gesundheit ist schwächlich; wenn man ihn auf den Thron setzte, würde er es nicht drei Monate aushalten, er ist mehr Italiener als Franzose; man thäte besser, ihn in Ruhe zu lassen; aber dabei würden diese Leute nicht ihre Rechnung finden. Blacas hat meinen Bruder zu Grund gerichtet, und wird auch dieses Kind zu Grund richten." Alle diese Gespräche werden mit noch mehr Bitterkeit am kleinen Hofe von „Madame" wiederholt. Man beschuldigt dort Karl X förmlich, daß er gegen die Regierung spreche. Karl X ein Revolutionär! — Allein da der Premierminister Herr von Blacas nicht die Macht besitzt, diese freien Aeußerungen in Zaum zu halten, so muß er den alten Jakobiner wohl reden lassen. Alle diese Intriken, diese winzigen Gehässigkeiten und Anschuldigungen verstummen gewöhnlich am Sonntage, wo allgemeine Aufwartung bei Hofe ist. Diese geht wie in den Tuilerien Mittags vor sich. Karl X und sein Sohn erscheinen dabei gewöhnlich schwarz gekleidet und tragen keine andere Dekoration als das Band der Ehrenlegion. Beide führen den Titel Majestät, und wenn der Herzog von Bordeaux erscheint, so kündigt man ihn an mit dem Rufe: „le Roi." Da die Aufwartung weit länger dauert als in den Tuilerien, und sich oft bis über die Tafelzeit hinaus verlängert, so wird ihr gewöhnlich bei schönen Tagen durch Spazierritte oder Spazierfahrten in kleinen Wagen Abwechslung gegeben; bei Regenwetter wird sie mit Gesprächen meist über Politik zugebracht.

Was am meisten in Erstaunen setzen mag, ist der Umstand, daß Karl X über die Verhältnisse Frankreichs mit seinem Sturze plötzlich die Augen aufgegangen zu seyn scheinen. Er begreift vollkommen, was ein volksthümliches Königthum, ein republikanisches Königthum seyn soll. Nur pflegt er hinzuzusetzen, daß es für Den, der es ausüben will, mit Gefahr verbunden ist, und daß er sich damit nicht abgeben möchte. Bei einer Sonntagsaufwartung hörte man ihn das viel besprochene Programm des Hôtel de Ville erklären und zwar besser, als die Deputirtenkammer es verstanden wissen wollte. Die Zeitungen sind seine Lieblingslektüre. Er findet sie gegenwärtig viel gemäßigter als unter seiner Regierung, und erstaunt über alle die vielen Prozesse, die man ihnen seit einem Jahre an den Hals geworfen. Wenn man ihm von seinen gefangenen Freunden in Hamm erzählt, so unterbricht er das Gespräch hierüber gewöhnlich mit der Aeußerung: „Nun, Jemand mußte denn doch die Verantwortlichkeit dieser Ordonnanzen auf sich nehmen."

Cannings Sterbegemach.

Chiswick ist der Ort, wo Canning starb. Chiswick ist ein hübsches Dorf an der Themse, sechs Meilen von London. Auf seinem Kirchhofe steht mancher Grabstein mit bedeutsamen Namen: der des Grafen Macartney, bekannt durch seine Gesandtschaft nach China, der Chardin's, des Reisenden im Oriente, des Landschaftsmalers Loutherbourg und Hogarth's, der allein diesen Kirchhof berühmt machen könnte. Hier ruht auch Maria, Gräfin von Fauconberg, Cromwell's Tochter.

Canning bewohnte Chiswick-House, ein kleines Palais, das dem Herzog von Devonshire gehört. Es ist mit bewunderungswürdiger Eleganz gebaut, und seine Gemächer enthalten Bildhauerarbeiten, Bronzgeräthschaften und Gemälde, alle Gegenstände, womit Luxus und Kunst die Wohnungen glänzend auszustatten weiß. Ein Gemach ist einfacher als die übrigen, enger, niedriger; dieß ist es, wo Canning seine Seele aushauchte. Es war Anfangs eine Ammenstube und der gegenwärtige Herzog benützte es einige Zeit als Schlafgemach, weil man es leichter lüften kann und es am wenigsten feucht ist. Auch keine erfreuliche Aussicht hat es, sein Fenster öffnet sich in einen Hinterhof; die Tapeten sind höchst armselig. Auf einer Seite des Kamins stehen in einem Büchergestelle einige Werke von Unterhaltungslektüre, meist Romane, wie die neue Heloise, Pamela, Novelist's Magazine u. s. w. Dem Fuß des Bettes gegenüber ist der Kamin. Auf seiner Marmorkriste steht eine kleine bronzene Pendeluhr. Wie oft mögen die Blicke dieses lebendigen und rastlos feurigen Geistes während seiner kurzen und schmerzlichen Krankheit die Langsamkeit des Zeigers angeklagt haben! Wie mußte das monotone Tiktak der Pendelbewegung sein Ohr gemartert haben! Canning lag nur eine Woche krank. An einem Mittwoch hatte der Premierminister alle Gesandten der Könige bei einem Mittagsmahle empfangen; einen Mittwoch darauf lag er im Leichenhemde. Während seiner Krankheit verlor er oft das Bewußtseyn, und dann hörte man von seinen Lippen die Worte: Spanien! Portugal! Seine Gemahlin pflegte ihn mit der zärtlichsten und unermüdlichsten Sorgfalt. Sechs Tage war sie unausgekleidet an seinem Bette geblieben. Mit Gewalt mußte man sie am siebenten wegführen, da die Aerzte erklärten, es sey um ihren Verstand geschehen, wenn ihr nicht eine Linderung durch Thränen zu Theil würde. Aber ihre Augen blieben auch nach der Trennung unbenetzt; erst als sie ihren Sohn erblickte, ward ihr der Balsam des Leidens.

Während der Krankheit waren Cannings Züge sehr entstellt; seine körperlichen Leiden und seine politischen Sorgen hatten dazu zusammengewirkt. Aber im Sarge hatte dieses schöne und sprechende Gesicht die Ruhe und Heiterkeit seiner glücklichsten Stunden wieder gewonnen.

Noch ein anderer großer Staatsmann hauchte in Chiswick seinen Geist aus. Unter Cannings Gemach in einem kleinen dunklen Zimmer starb Charles Fox, vierundzwanzig Jahre früher.

Man beklagte Cannings Tod als zu frühzeitig. Aber wer möchte seit den Ereignissen von 1830 in Frankreich und England sagen, daß er für seinen Ruhm nicht gerade zur rechten Zeit gestorben sey? Würde er wohl die Sache der Reform ergriffen haben? Man darf mit Recht daran zweifeln. Stets sprach er sich entschieden gegen die Reform aus. Würde er der Aristokratie seinen Beistand geliehen haben? Die Aristokratie war seine geschworne Feindin, seitdem er aufgehört hatte ihr Werkzeug zu seyn. Das Oberhaus, um dessen Freundschaft und Verschwägerung willen er die Schwingen seines Genius gekürzt, und den Stolz seines Herzens gedemüthigt hatte, würde er nie mehr gewonnen und ausgesöhnt haben. Canning war ein Uebergangswesen; er konnte nur einem andern neuen Ministerium Boden machen. Uebrigens war Cannings Einfluß rein persönlich. Nichts überlebte ihn von seinem Systeme. Warum? Weil es der Einfluß des Talentes, nicht der Grundsätze war. Nicht um seine Ansichten und Doktrinen reihte man sich her, sondern um den Mann von Talent. Der Mann starb und mit ihm seine Partei.

Merkwürdige Worte O'Connells.

Bei einer Versammlung der Reformunion zu Dublin sprach O'Connel jüngst folgende merkwürdige Worte: „Ich schob die Reform auf, bis die Emanzipation errungen war, trotz manchem heimtückischen Freund und falschen Advokaten. Mache ich jetzt ein Geheimniß daraus, daß ich meine Augen auf weitere Maßregeln (ulterior measures) richte? Nein, nicht so; sondern ich spreche zu dem Volk von Irland durch die Presse — und wir haben eine ehrenwerthe, treu unsrer Sache ergebene und mannhafte Presse — (lauter Beifall) — ich spreche zum irischen Volke durch die Presse, und rufe es dem Lande zu, daß ich ein Aufreger mit weiteren Aussichten bin (an agitator with ulterior views) (lauter und anhaltender Beifall), ja ich will noch weiter gehen und will rund heraus ohne Wortklauberei sagen: „ich erkläre hiermit, daß ich nicht eher zufrieden seyn werde, bis ich ein Parlament in Collegegreen versammelt sehe." (Ungeheurer Beifall.) Man vergleiche diese Worte mit den in unseren Blättern jüngst gegebenen Artikeln über den „Zustand von Irland."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 2. 2 Januar 1832.

General Clauzel in Algier.

(Fortsetzung.)

Auf den so entschieden ausgesprochenen Willen der Regierung hin, *verfolgte* ich also den mir entworfenen Plan, und ermunterte, *so viel* nur immer in meinen Kräften stand, die zu Beschleunigung der Kolonisation mitwirkenden Privatunternehmungen. Der Erfolg der auf Aktien unternommenen Musterpachtung übertraf, der vorgerückten Jahreszeit unerachtet, alle meine Hoffnungen. Von dem zugleich auch mit Verwaltung der Provinzen beauftragten Intendanten en Chef, Volland, energisch unterstützt, gelang mir die Begründung einer geregelten Regierung, deren Zweckmäßigkeit zu Erreichung des von mir beabsichtigten Zieles, sich durch den blühendsten Zustand der noch nicht offiziell anerkannten, faktisch aber bereits bestehenden Kolonie schon sechs Monate nach meiner Ankunft bewährte, so wie durch das ihr zugewandte Interesse Frankreichs nicht nur, sondern auch der übrigen europäischen Nationen, vorzüglich Deutschlands.

Jenes Gedeihen verdankte die Kolonie hauptsächlich der Expedition nach dem Atlas.

Bekanntlich zerfällt die Regentschaft Algier in drei Provinzen oder Byliks. Der Beylik des Mittelpunkts ist jener von Tittery, der östliche der von Constantine, und der westliche der von Oran. Obgleich die Stadt Algier und ihre Umgebungen dem Beylik von Tittery angehören, bilden sie doch einen besonderen, unabhängigen Bezirk. Ehe ich gegen Mediah aufbrach, konnte ich nur auf die Unterwürfigkeit und den Gehorsam der Stadt Algier und einiger Nachbarstämme bauen. Die Expedition nach dem Atlas sicherte Frankreichs Herrschaft über sämmtliche Stämme des Bezirks von Algier und den ganzen Beylik von Tittery.

Sofort nach meiner Rückkehr in die Stadt konnten Pflanzer in einiger Entfernung von derselben sich niederlassen; die Kommunikationen zwischen Algier, Blida und Mediah wurden mit jedem Tage häufiger.

Indeß waren die Beyliks von Constantine und Oran der Zerrüttung und Anarchie preisgegeben. Der Bey von Constantine hatte seine Unterwerfung verweigert; jener von Oran besaß, obgleich er Frankreichs Herrschaft anerkannte, zu Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in seiner Provinz nicht genügende Macht.

Unter diesen Umständen war es, wo ich mit der später zu Stande gekommenen Uebereinkunft mit dem Dey von Tunis mich beschäftigte.

Seit Ende Septembers, wo mir hinsichtlich des Gedeihens der Kolonisirung Algier's kein Zweifel mehr blieb, sann ich vorzüglich durch Begründung unserer Herrschaft im ganzen Bereiche der Regentschaft von Algier auf eine Kombination, die unsere Regierung der Occupationslasten zum Theil zu entheben geeignet war, und zugleich der Nationalehre genügte; um so ganz Europa zu beweisen, daß unsere Eroberung alle nur möglichen Resultate erzielt habe. Ich ergriff eine sich darbietende Gelegenheit mit Tunis Beziehungen anzuknüpfen, dessen Gränzen der noch heute uns nicht unterworfene Bey von Constantine beunruhigt, indem er sich mit der Hoffnung schmeichelte, Souverän der Provinz zu werden, deren Verwaltung der Dey von Algier ihm anvertraut hatte. Ich wußte, daß der Dey von Tunis, Frankreichs Freundschaft sich zu erhalten, bedacht, die Erbietungen der angesehensten Bewohner des Beilyks von Constantine, seiner Herrschaft sich zu unterwerfen, um der seit der Eroberung Algier's in ihrem Lande eingerissenen Anarchie sich zu entziehen, abgelehnt. Mittheilungen unseres Generalkonsuls de Lesseps bestimmten mich, auf das Ansinnen des Dey's einen Prinzen seines Hauses zum Bey von Constantine zu ernennen, einzugehen. Dieß Haus ist arabischen Ursprunges, ein Umstand, der jene Ernennung den Bewohnern des Beyliks von Constantine als angenehm darstellen mußte. Uebrigens sollte der neue Bey nur unter Frankreichs Autorität, nur unter denselben Bedingungen und mit denselben Titeln, wie die von Algier's Souveräne ernannten Bey's gleich ihnen nach Willkühr widerruflich, seine Würde bekleiden. Außerdem bot den Bewohnern jene Ernennung eine neue Gewähreschaft gegen die Rückkehr der von den Mauren und Arabern der Regentschaft Algier tödtlich gehaßten Türken dar. Ferner verbürgte ihnen die Ernennung eines Moslim zu ihrem Bey unsere religiöse Toleranz, auf die sie in der Erinnerung an den Proselytism der Spanier, von deren Invasion im J. 1777 noch Augenzeugen leben, nicht gerechnet hatten. Ich muß bei dieser Gelegenheit noch bemerken, daß unter allen Barbaresken-Völkern die Tuneser gerade die civilisiertesten sind; daß ihre Fürsten eine, bei ihren Unterthanen auffallend herrschende intellektuelle Aufklärung ganz offen fördern, und in solcher Weise, zu Erhaltung unserer Freundschaft den Exzessen eines gefährlichen Fanatismus Trotz bieten. Zwischen dem Dey von Tunis und dessen zum Bey von Con-

stantine ernannten Bruder Sidi Mustapha, ward also eine, jedoch rein militärische und administrative Uebereinkunft abgeschlossen.

Ich zeigte diese Maßregel dem neuen Kriegsminister (Marschall Soult) durch eine Depesche an. Hier deren wesentlichster Inhalt:

„Die verschiedenen Depeschen, Herr Marschall, welche ich von Ihnen zu empfangen die Ehre gehabt, veranlassen mich, Ihnen darzuthun, daß ich, unerachtet der von Ihrem Vorgänger mir, namentlich noch in dessen Depeschen von 30 Oktober und 17 November gewordenen wiederholten Versicherungen der positiven Absicht unserer Regierung, Algier definitiv zu behaupten und zu kolonisiren, den Fall vorgesehen, wo der Zustand der europäischen Angelegenheiten Frankreich zu Reduzirung seiner Armee in Afrika vermüssigen könnte.

„Ich mußte daher die Mittel, dem Mutterlande jene Unterstützung zu sichern, welche es etwa erheischen möchte, jedoch ohne Zerstörung einer Schöpfung, deren Erfolg, nach meiner innigsten Ueberzeugung, ungezweifelt erscheint, mit jenen der Fortsetzung unserer Niederlassung in Afrika zu kombiniren suchen.

„Die Regentschaft Algier ist von bedeutendem Umfange. Sie besteht aus drei großen Abtheilungen; dem westlichen, an das Kaiserthum Marocco angränzenden Beylik von Oran; im Mittelpunkte dem eigentlichen algierischen Gebiete mit der so fruchtbaren Ebene Metidjah, dem Hauptziele meiner Kolonisations- und Anbauungs-Projekte; endlich der östlichen, an die Regentschaft Tunis gränzenden, die Häfen von Bona, Bugia und Stora enthaltenden Provinz Constantine.

„Der Bey von Oran ist Türke, und hat sich meinem Vorgänger, der ihm die rückständigen Abgaben erlassen, unterworfen; die türkische Miliz bildet mitten in der ihn umgebenden arabischen Bevölkerung seine Schutzwache. Dieser Bey ist ein rechtlicher, aber schwacher Mann; er schlug mir mehrmals vor, seinen Posten zu verlassen, wenn ich ihm und seinen Türken Mittel zum Transporte nach Smyrna anweisen wolle; da er mir einige Beweise seiner Rechtlichkeit geliefert, zog ich vor, ihn in seiner Stelle zu belassen. Uebrigens schienen mir auch in einem Augenblicke, wo man mir aus dem Kriegsministerium andeutete, daß die Absendung von Getraide, dessen Oran im Ueberflusse erzeugt, zweckmäßig sey, besonders da dessen Verkauf an die Lieferanten durch die dem Bey davon zufließenden Ausgangsrechte zu Entrichtung eines Theils seiner Abgaben ihm die Mittel liefere, irgend eine Abänderung nicht zeitgemäß. Andrerseits unternahm der Kaiser von Marocco einen Angriff auf das Gebiet von Oran; ich bewilligte, indeß ich zu Marocco energisches Einschreiten nicht versäumte, und von seinem gedeihlichen Erfolge mich überzeugt hatte, dem Bey die von mir gewünschten Hülfstruppen. Ich habe daher hinsichtlich dieses Theils unserer afrikanischen Besitzungen vorläufig alle ferneren Plane vertagt. Uebrigens vermag sich Frankreichs Einfluß auf Oran, ohne Belassung irgend einer Garnison daselbst, zu behaupten. Nur das Fort Mers el Kebir werde ich, um auf diesen Beylik immer unmittelbar einwirken zu können, besetzt halten, und hoffe außerdem vom Bey die geregelte Entrichtung einer mäßigen Kontribution zu erwirken.

„Die Provinz Constantine dagegen hat Frankreichs Herrschaft nie anerkannt; ihre gleichnamige Hauptstadt liegt über sechzig Lieues von Algier landeinwärts. Ich konnte allerdings die Häfen Bona, Bugia und Stora occupiren, und daraus einige nicht bedeutende Zölle beziehen; diese hätten jedoch die Kosten der Verlegung zweier Regimenter, die ich mindestens dort haben mußte, jedenfalls nicht gedeckt und die Zahl jener, die ich nach Frankreich zurücksenden wollte, dadurch zugleich sich gemindert. Unter diesen Umständen glaubte ich auf den mir, durch unsern Generalkonsul in Tunis mitgetheilten Antrag des dortigen Dey auf Ernennung seines Bruders zum Bey von Constantine eingehen zu müssen, und stehe im Begriffe, noch heute mit jenem Bey und dessen, für Constantine ernannten Bruder eine deßfallsige Konvention, deren Präliminarien bereits verabredet sind, abzuschließen. Der neue Bey von Constantine verpflichtet sich, unter Garantie seines Bruders, des Dey's von Tunis, an Frankreich eine jährliche Kontribution im Betrage von einer Million Franks zu entrichten, die jedoch für das Jahr 1830 auf 800,000 reduzirt wird. Außerdem habe ich für alle Häfen des Beylik von Constantine unserem Lande alle nur irgend wünschenswerthen Begünstigungen stipulirt.

„Eine ähnliche Negoziation für Oran wird, wenn wie ich voraussehe, dessen Bey auf seinem Zurücktritte beharrt, wenig Schwierigkeiten unterliegen, und in solcher Weise dann Osten und Westen des Königreichs Algier von Fürsten, deren Existenz-Interesse Einigkeit und Anhänglichkeit an Frankreich seyn müssen, verwaltet, besonders bei einem erfolgenden Allianz-Traktate des ihnen verwandten Dey's von Tunis mit Frankreich, gesichert seyn.

„So bliebe denn nur das eigentliche Gebiet von Algier noch zu occupiren; wenn ich anstatt vier Regimentern auf sechs bestehe, so geschieht dieß einzig in der Absicht, die bereits begonnene Kolonisation nicht zu hemmen, und jenen Augenblick zu beschleunigen, wo ein bei Weitem geringerer Truppenbestand zu Beschirmung ackerbauender Spekulanten in Ausbeutung eines fast ganz unbearbeiteten Bodens hinreichen wird, der alle Antillen an Fruchtbarkeit überbietet und zu allen Erzeugnissen der Tropenländer, Kaffee ausgenommen, geeignet ist. — Der von allen Seiten Konsumenten nach Algier ziehende Handel macht die gedeihlichsten Fortschritte, und der, wenn schon für schlecht geltende Hafen wimmelt, trotz des auf den Ausländern lastenden gedoppelten Zolles, von Schiffen aller Nationen.

„Dieß die Maßregeln, zu denen eine durch den Erfolg gerechtfertigte Voraussicht mich veranlaßte, und an die eine letzte Hand in so günstigem Momente zu legen ich mich glücklich erachte. Zu gleicher Zeit bereitete ich durch Unterhandlungen mit den den Fuß und die erste Gebirgskette des Atlas bewohnenden Stämmen, den glücklichen Sieg von Col de Tenia unsern Braven, die zu befehligen ich der Ehre genieße, vor. Jenen Sieg krönte die gänzliche Vernichtung des gemischten Korps von Türken und Arabern, an dessen Spitze jener Ex-Bey von Tittery, der sich gegenwärtig in meiner Gewalt befindet, unsere Vorposten zuweilen beunruhigte, und die Araber, den Markt von Algier mit Vorräthen zu versorgen, hinderte. Werfen Sie, Herr Marschall, einen prüfenden Blick auf die als Erläuterungen meiner Rapporte eingesandten Karten; erwägen sie die Lage von Mediah, dessen Occupirung oder Nichtoccupirung im Interesse Frankreichs und dadurch,

daß ich einen uns ergebenen Bey, dessen Familie und zu Algier gelegene Güter seine Treue verbürgen, dahin gesetzt, überlassen bleibt; erwägen Sie endlich, daß bei Bewerkstelligung aller jener ersprießlichen Operationen, ich unaufgefordert weit über die Hälfte der Armee zurückzusenden beabsichtigt; daß diese Zurücksendung, laut meiner telegraphischen Depesche vom 13 Dezember begonnen, und nicht aufgeschoben ward; erwägen Sie, Herr Marschall, dieß Alles, so erlaube ich mir die Hoffnung, Sie werden mir zugestehen, daß ich seit meiner Ankunft zu Algier, vor kaum drei Monaten, nur eine entmuthigte und unwillige Armee vorfindend, meine Zeit wenigstens nicht verloren habe.

„Nach dieser Uebersicht meiner Operationen und meines Benehmens bleibt mir, Herr Marschall, noch eine Gewissenspflicht gegen Frankreich, den König, gegen mich selbst zu erfüllen. Algier's Aufgebung würde ein hochwichtiger Mißgriff seyn, wegen dessen Frankreich seine Regierung zu strenger Rechenschaft zu ziehen befugt wäre. Auch sähe dadurch unsere Nationalehre sich um so mehr herabgewürdigt, da unser Rückzug das Signal zum Niedermetzeln der ganzen jüdischen Bevölkerung Algier's, und eines großen Theils der Mauren seyn würde. Eine große Zahl französischer und ausländischer, in jener Stadt bereits etablirter Handelshäuser würden durchaus zu Grunde gerichtet, ein mit Recht gehässiges, verächtliches Andenken uns in Afrika verewigen."

(Fortsetzung folgt.)

Das Haus Rothschild.

Die Wege zum Glück stehen Jedermann offen, der sie zu finden und zu beachten weiß, nur die erste Spur dazu ist kaum sichtbar und schwer zu erkennen. Es gibt ein Haus in Europa, das durch umsichtigen Unternehmungsgeist, gründliche Kenntniß der Menschen und der Lage der Dinge, durch Scharfsinn, Genauigkeit und besonders durch strenge Rechtlichkeit und Genügsamkeit ungeachtet des in unermeßlichen Geschäften errungenen Gewinnes, aus einer niedern Sphäre sich auf den Gipfel des Reichthums und zu einem europäischen Namen erhoben hat.

Nach verläßigen Angaben beläuft sich das gesammte Vermögen der verschiedenen Zweige dieses Hauses (fünf Brüder) auf die ungeheure Summe von 140 Millionen Franks, und ihr Credit und ihre Verbindungen setzen sie in den Stand über 500 Millionen verfügen zu können.

Ueber die Gründung, das allmähliche Aufblühen, die politische und kommerzielle Wichtigkeit dieses kolossalen Hauses, mögen die nachstehenden kurzen biographischen Notizen über jedes seiner Glieder einige Auskunft ertheilen.

Der Stammvater und Stifter, Maier Anselm Rothschild, Vater der jetzt lebenden fünf Brüder, wurde im Jahre 1743 zu Frankfurt am Main geboren, und war erst 11 Jahre alt, als er seine Eltern verlor. Da er kein Vermögen besaß, so wurde er Anfangs jenen guten deutschen Vorschriften zu Folge, die aber stets umgangen werden, zur Erlernung eines Handwerkes bestimmt. Allein diese Laufbahn verließ er nach einigen Jahren wieder, um, einem unwiderstehlichen Hang nachgebend, einen kleinen Handel zu errichten. Der Geschmack reicher, vornehmer Leute an Münzsammlungen eröffnete damals einem gehörig bewanderten Manne eine Quelle mannichfachen Gewinns. Rothschild gab also seinen Handel auf, und widmete sich ausschließlich der Numismatik, die ihn zugleich mit vielen wichtigen Personen in Verbindung brachte, deren Bekanntschaft ihm in der Folge sehr nützlich ward, und viel zu Begründung seiner behaglichen Lage beitrug. Da er sich zugleich mit Comptoir und Wechselgeschäften bekannt machte, so erhielt er bald einen Ruf in ein Wechselhaus zu Hannover, bei dem er mehrere Jahre arbeitete, und sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Kapital zurücklegte. Er ging hierauf nach Frankfurt zurück, verheirathete sich dort, und gründete das noch jetzt bestehende Haus. In kurzer Zeit gewann er durch Thätigkeit, Kenntnisse und Rechtschaffenheit einen immer größern Kredit und unbeschränktes Zutrauen, und sein Wirkungskreis erweiterte sich bedeutend, als der Landgraf von Hessen, der schon bei Gelegenheit eines Münzenankaufs seine Kenntnisse und Rechtschaffenheit kennen gelernt hatte, ihn im Jahr 1801 zu seinem Hofagenten ernannte. In dieser Eigenschaft leistete er dem Nachfolger dieses Fürsten wichtige Dienste; besonders damals, als dieser sich im Jahr 1806, bei Annäherung der französischen Armee flüchten mußte, und nichts bei sich hatte als einige Summen in Gold, die er im Augenblick der Flucht noch einziehen konnte, und die sein ganzes Vermögen ausmachten. Bei dieser Gelegenheit gelang es Rothschild durch Muth und Gewandtheit, obgleich nicht ohne persönliche Gefahr, den größten Theil von dem Vermögen des Fürsten zu retten, das er hernach gewissenhaft für dessen Rechnung verwaltete. Zu jener Zeit war es auch, wo die Finanzgeschäfte des Hauses Rothschild durch die Anleihe von 10 Millionen Gulden, die Dänemark mit ihm abschloß, an Ausdehnung bedeutend gewannen.

Schwer, wo nicht unmöglich würde es seyn, den Operationen dieses Hauses Schritt vor Schritt zu folgen, es möge also genügen zu bemerken, daß in einem Zeitraum von 15 Jahren mehr als 2 Milliarden und 400 Millionen Franken theils für Anleihen, theils für Subsidienzahlungen auf Rechnung mehrerer europäischen Mächte durch dieses Haus negozirt wurden.

Hier ein Verzeichniß der ungefähren einzelnen Beträge der eben erwähnten Hauptsumme: 1 Milliarde für England, 240 Millionen für Oestreich, 200 für Preußen, 400 für Frankreich, 240 für Neapel, 160 für Rußland, 60 für Brasilien und 40 für mehrere kleine deutsche Höfe; eine Menge anderer Finanzoperationen, die den Herren Rothschild von mehrern Regierungen übertragen waren, und deren Betrag die oben angeführte Summe weit übersteigt, nebst verschiedenen Anleihen, die sie später in Frankreich übernahmen, und die sämmtlich bedeutenden Gewinn trugen, nicht mitgerechnet.

Der erste der Grundsätze, die sich die fünf Brüder zur Richtschnur machten, war, alle ihre Geschäfte fortwährend gemeinschaftlich zu betreiben; dieß war der Stein der Weisen, den ihr sterbender Vater ihnen übergab. Von seinem Tode an war jeder Vorschlag, von wem er auch kommen mochte, immer der Gegenstand gemeinsamer Berathung. Jedes Geschäft, selbst das unbedeutendste wurde nach einem gemeinschaftlich entworfenen Plan betrieben; sie vereinten stets ihre Bemühungen, und hatten auch gleichen Antheil am Gewinn. Obschon sie seit Jahren in bedeutender Entfernung von einander leben, so hat Dieß doch ihrer Eintracht keineswegs geschadet, sondern ihnen im Gegentheil dazu genützt, stets mit der Lage der Sachen auf den vorzüglichsten Plätzen Europas vertraut zu seyn, wovon sie sich gegenseitig durch einen oft schnellern Kourierwechsel als der der Regierungen, unterrichten.

Ihre zweite Regel ist die, bei keinem Geschäft auf übertriebenen Gewinn zu sehen, sondern bei allen ihren Unternehmungen nie die anfänglich gesteckten Gränzen zu überschreiten. „Mäßiger Gewinn, aber im Großen und oft," dieß war von jeher der Wahlspruch der Kinder Israels.

Die Dienste der Herren Rothschild sind vielfältig öffentlich belohnt worden. Außer mehrern ihnen verliehenen Orden sind sämmtliche fünf Brüder im Jahr 1815 vom König von Preußen zu Mitgliedern des geheimen Raths des Handels, im Jahr 1815 zu Mitgliedern des hessischen Finanzraths, und von dem jetztregierenden Großherzog zu Finanzräthen ernannt worden.

Der Kaiser von Oestreich schickte ihnen im Jahr 1815 Adelsbriefe, und erhob sie im Jahr 1820 in den österreichischen Freiherrnstand. Ueberdieß wurde der zu London wohnende Bruder zum Konsul, und zwei Jahre später zum Generalkonsul ernannt. Der Chef des Pariserhauses wurde im Jahr 1822 zu derselben Würde und zum Mitglied der Ehrenlegion erhoben. Die Brüder Rothschild sind jetzt in nachbenannten Städten ansäßig: Amschel oder Anselm, der älteste, geb. den 12 Junius 1773, wohnt als Haupt der Familie in Frankfurt am Main, wo nach den von den übrigen vier Häusern eingesandten Abschlüssen der Hauptabschluß geschieht, und wo die großen Zusammenkünfte der fünf Brüder gewöhnlich Statt haben. Salomon, der zweite Bruder, geb. am 9 Sept. 1774, hat seinen Aufenthalt wechselsweise in Wien und Berlin, verweilt jedoch die meiste Zeit in ersterer Stadt. Nathan, der dritte Bruder, geb. den 16 Sept. 1777, ist ein Mann, der durch seinen großen Scharfsinn, seine Gewandtheit in Geschäf-

ten, und durch wichtige Dienste das Vertrauen der ersten Staatsmänner Englands gewonnen hat; er wohnt seit d. J. 1798 in London. Karl, der vierte Bruder, geb. den 24 April 1788, ist seit dem Jahr 1821 in Neapel ansässig. Jakob, der Jüngste, wurde am 15 Mai 1792 geboren. Mit der Tochter seines zweiten Bruders verheirathet, wohnt er seit d. J. 1812 in Paris.

Außerordentliche Rennwette zweier Engländer.

Die nähern Umstände und Bedingungen dieser Wette, die am verflossenen 6 November zur Entscheidung kam, und deren Erfolg von den meisten englischen und vielen auswärtigen Zeitungen besprochen wurde, sind folgende:

Vor ungefähr drei Monaten hatte der Oberste Charitty mit Herrn Osbalderson tausend Guineen gewettet, daß der leztere in einem Zeitraume von zehn Stunden nicht zweihundert englische Meilen (ungefähr achtzig Stunden) zu Pferde zurücklegen könne, und es sollte diese Wette während der Wettrennen zu New-Market entschieden werden. Allein außer diesem ersten Einsaze war Herr Osbalderson auf diese Wette noch andere weit beträchtlichere eingegangen, da er gleich vom Anfange an erklärt hatte, auf alle Summen zu halten, die man ihm anbieten würde, und später hatte er sogar alle Wetten angenommen, die ihm zu dem ungeheuern Maßstabe des doppelten Einsazes gegen den einfachen angeboten worden waren.

Je näher der große Tag der Entscheidung heranrückte, desto größer wurde die Zahl der Wetten zu seinen Gunsten; Freitag Abend war das gewöhnliche Verhältniß, in dem die Wetten geschlossen wurden, hundert gegen vierzig, und außerdem sezte ein Wettlustiger noch tausend Guineen gegen hundert, daß die zweihundert Meilen nicht in neun Stunden zurückgelegt werden würden; diese Wette wurde angenommen.

Am Sonnabend, schon um sechs Uhr früh, hatte sich der größte Theil der bei dieser außerordentlichen Wette Betheiligten nächst Mare-an-Diable versammelt. An den vorhergehenden Tagen hatte man bereits auf der runden Rennbahn vier Meilen abgemessen, deren Anfangs- und Endpunkt vor einer mit Rasen bekleideten Erhöhung zusammentrafen, die so eingerichtet war, daß Herr Osbalderson während der Dauer des Rennens mit leichter Mühe die Pferde wechseln konnte; allein diese Vorkehrung zeigte sich unnüz, wegen der Schwierigkeit, die es machte, dort beständig Pferde unterzustellen und sie ruhig zu erhalten. Ueberdieß war die Bahn noch mit Seilen eingefaßt, um jedes Vordrängen der Zuschauer auf den für die Pferde bestimmten Plaz zu verhüten.

Um sieben Uhr endlich langten die Herren Charitty und Osbalderson in zwei Postchaisen auf dem Plaze an. Der leztere schien in der heitersten Laune und voll Vertrauen auf einen günstigen Ausgang des Kampfes zu seyn; denn kaum hatte er den Fuß aus dem Wagen gesezt, als er sich auch erbot, alle Wetten, die man ihm bieten würde, zu jedem Betrage und zu jedem Verhältnisse anzunehmen, und aufs Neue sezte er tausend Guineen aus, er werde die bestimmte Strecke in neun Stunden zurücklegen; die Wettlustigen hielten sich indeß ruhig.

Seine Kleidung bestand aus einer rothseidenen Jacke, einer schwarzsammtenen Faltenmüze, ledernen Beinkleidern und Kappenstiefeln. Sein Gewicht betrug, mit Einschluß von Sattel und Zaum, hundert und fünf und dreißig Pfund. Die beiden Kampfrichter waren Herr John Edward Bowacet Esq., vom Obersten Charitty, und Herr Thelusson Esq., von Herrn Osbalderson gewählt. Diese Herren waren mit Chronometern versehen, die im Augenblicke des Auslaufs gerichtet und dann in einer Schachtel verschlossen wurden. Die Sättel, deren Herr Osbalderson sich bediente, waren mit Schafleder überzogen, und die Uebereinkunft war so getroffen, daß mit dem einmal bestiegenen Pferde die auf der Bahn ausgemessenen vier Meilen ganz zurückgelegt werden mußten.

Die Witterung war eben nicht günstig; schon seit Tagesanbruch war ein feiner Regen gefallen, der immer stärker wurde, und sich endlich in einen von heftigem und kaltem Winde begleiteten Plazregen verwandelte. Alle diese Hindernisse scheiterten an dem Muthe des Herrn Osbalderson, der genau um sieben Uhr zwölf Minuten, mit Reitpeitsche und Sporen versehen, die er jedoch beim ersten Pferdewechsel wieder ablegte, einen Renner bestieg und abritt.

Nach dem Anfange des Rennens waren genau 2 Stunden 1 Minute und 5 Sekunden verflossen, als Herr Osbalderson die lezte der 48 Meilen zurücklegte, die er eben durchflogen hatte; aber der Boden der Rennbahn war bereits sehr lehmig geworden, und der Reiter war naß bis auf die Haut. Obgleich er bis jezt nicht das Geringste zu sich genommen, sondern sich nur damit begnügt hatte, ein Stück arabischen Gummi im Munde zu halten, so schien er sich doch sehr wohl zu befinden.

70 Meilen waren im 5 Stunden weniger 1 Minute und die 72 in 5 Stunden 4 Minuten zurückgelegt worden. Das Pferd „Ulemar" brauchte 9 und „Tramby" 8 Minuten 10 Sekunden. Die von „Tramby" durchlaufenen 4 Meilen schlossen die bereits zurückgelegten 80 Meilen, zu denen, den erwähnten Aufenthalt durch den Pferdewechsel eingerechnet, 5 Stunden 25 Minuten 30 Sekunden nöthig gewesen waren. Der Regen hatte aufgehört, aber das Wetter blieb unfreundlich und kalt.

Bei einem folgenden Laufe brauchte „Fairy" 8 Minuten 8 Sekunden; „Morgan Rattler" 9 Minuten 22 Sekunden; „Colloy Tramp" 8 Minuten 58 Sekunden; „Dollay" 8 Minuten 58 Sekunden.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die erste Nummer des ottomanischen Moniteurs enthält unter Anderen einen Artikel über eine von dem Sultan gehaltene Heerschau, worin es heißt: „Die Bataillone präsentirten das Gewehr, und Seine Hoheit begaben sich sofort in die Kaserne des dritten Leibregimentes, das hier in Schlachtordnung aufgestellt war. Der Sultan untersuchte die geringfügigsten Kleinigkeiten bis zum gemeinsten Soldaten hinab. Während einer augenblicklichen Ruhe bemerkte der Sultan nicht weit von sich eine Schildwache, die durch seine Gegenwart bestürzt ihr Gewehr gegen die vorgeschriebenen Regeln trug; der Großherr stieg vom Pferde und erklärte mit der größten Gelassenheit dem Soldaten die Vortheile der Art und Weise, wie er sich zu halten und das Gewehr am vortheilhaftesten zu führen habe. Der Sultan ließ sich auch die Suppe, das Fleisch und den Pilau der Soldaten bringen, und kostete von Allem, um sich von der Genießbarkeit derselben zu überzeugen. . . Außer der leichten Kavallerie im Solde organisirt sich auch die unter den jungen Leuten von Stande unter den Namen der Zaim und Timarioten gebildete Reiterei, deren Equipirung und Unterhalt aus den Einkünften bestritten wird, die der Sultan ihnen angewiesen hat, mit großer Schnelligkeit in fünfzig Departementen. Das Korps der Kanoniere, Bombardiere, Mineurs und Sapeurs, die auf denselben Fuß gebracht sind wie die Linientruppen, haben eine neue Organisation erhalten, nach der sie in Regimenter eingetheilt sind und schnell vollzählig gemacht werden sollen. Jede Batterie besteht aus vier Feldstücken und zwei Haubizen; vier Batterien bilden ein Regiment von 24 Geschüzen und eben so vielen Pulverkarren. Außer den bereits vollzähligen Linienregimentern bilden sich täglich neue, mit Hülfe der hiezu detachirten Bataillone; von denen zwei unter dem Befehl Hussein Pascha's, Gouverneurs von Adrianopel stehen; zwei unter Ali Pascha, Gouverneur von Bagdad und Aleppo; zwei zu Smyrna, eines unter dem Befehl des Pascha von Widdin, zwei halbe Bataillone unter den Pascha's von Rustschuk und Nikopolis. Die Gouverneure der verschiedenen Provinzen haben die Erlaubniß erhalten, Bataillone und halbe Bataillone mit Hülfe der ihnen von Sr. Hoheit dem Seraskier zugeschickten Lehrer zu bilden. Sobald diese Bataillone organisirt und eingeübt sind, werden sie in Regimenter vereinigt. Die gegenwärtige Zahl der zum Seedienst eingeübten Leute reicht für die Bemannung der Flotte hin; allein man arbeitet unausgesezt daran, dieses Korps so vollständig als möglich zu machen. Das Aufblühen der Marine ist eine der wichtigsten Sorgen Sr. Hoheit."

*

Eine Neu-Yorker Zeitung enthält eine offizielle Tabelle von der Bevölkerung und dem Handel der Insel Kuba. Es geht daraus hervor, daß die Insel 804,487 Einwohner hat, von denen 112,023 auf Havannah kommen. Hiezu kommen noch die Garnisonen mit 26,075 Mann. Es kommen 201½ Einwohner auf die Quadratmeile. Die Ausfuhr beläuft sich auf 10,065,762 Dollars. Die Staatseinkünfte betragen 8,553,895 Dollars; die Ausgaben 9,140,550 Dollars.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 3. 3 Januar 1832.

Die Mauromichalis und der Graf Capodistrias.*)

Maina ist die einzige Provinz des Peloponnes, die unter türkischer Herrschaft ihre innere Freiheit, ja sogar eine Art von Unabhängigkeit behauptete. Dieses kleine Land stand zur ottomanischen Pforte in keinem andern Verhältniß, als in dem des Vasallen gegen den Lehensherrn. Seine Bewohner durch die Beschaffenheit ihres Bodens geschützt, und stets bereit zu den Waffen zu greifen, gehorchten nur den von ihnen selbst aus ihrer Nation gewählten Oberhäuptern. Die Regierungsform war, nach der Weise der alten Heldenzeit, monarchisch und patriarchalisch; die den Händen der Mauromichali anheimgefallene Macht pflanzte sich seit lange in dieser Familie fort, und es blieb der türkischen Regierung nichts übrig, als sie durch Belehnung zu bestätigen.

Janaki Mauromichali nahm an der kurzen von Rußland angestifteten Revolution im Jahre 1770 einen ruhmvollen Antheil; sein Einfluß und sein Muth ließen den Grafen Orloff hoffen, daß sein Plan, Griechenland aufzuwiegeln, gelingen werde.

Der Ruf des glorreichen Feldzugs in Italien hallte auch in den Ruinen von Sparta wider. Das Oberhaupt der freien Völkerstämme des Taygetus wünschte Napoleon Glück zu seinen Heldenthaten, und erbot sich die Schiffe der Republik in seinen Häfen aufzunehmen. Napoleon gab ihm die prophetische Versicherung, daß Frankreich seiner Nation dankbar seyn werde.**) Seit der Expedition von Aegypten suchte Napoleon in Griechenland einen Stützpunkt gegen die Türken; deßhalb wurde den Mainoten eine Korvette mit Munition zugeschickt; viele Emissäre durchzogen Griechenland, und besonders Maina und versprachen Freiheit unter französischem Schutz. Dieser Versuch mißlang, indeß behielt Napoleon bei seinen Riesenentwürfen sich immer einen Platz in Griechenland bevor. Als Beweis hiefür möge dienen, daß Marschall Duroc im Jahre 1806 nach seinem Einmarsch in Berlin den Herrn Argyropulos (dem Oheim des Verfassers des vorliegenden Artikels), Gesandter der Pforte in Preußen, um Vieles über Griechenland, besonders über Maina, und den Charakter der Mauromichalis befragte. Vielleicht hatte man auch die Absicht, indem man der Häuptlinge sich zu versichern und Freiheitsideen zu verbreiten suchte, das türkische Reich durch Empörung der europäischen Provinzen zu zertrümmern, wie Dieß auch in Bignon's Werk (Les cabinets et les peuples p. 373) gesagt ist. Wie dem auch sey, Herr Sebastiani begünstigte während seiner Gesandtschaft in Konstantinopel die Mauromichalis, und trug dazu bei, daß Petrobei, Sohn des Janaki Mauromichalis, belehnt wurde.

Im Jahr 1821 bedachte Mauromichali sich keinen Augenblick, welcher Partei er sich anzuschließen habe. Einer seiner Söhne war als Geisel für seine Treue gegen die Pforte in Konstantinopel zurückgehalten worden. Um seinen Plan noch besser zu verhüllen, übergab er einen andern seiner Söhne dem Pascha von Tripoliza; dann vermochte er die Mainoten, gestützt auf sein persönliches Ansehen und den Einfluß seiner Familie, diese abgeschlossene, selbstsüchtige Existenz aufzugeben, und sich der allgemeinen Sache, der Befreiung der Nation, anzuschließen. Unter Mauromichali's Anführung stiegen die Mainoten von den Felsenwänden des Taygetus herab, und besetzten Kalamata, wo sich ein messenischer Senat bildete, zu dessen Präsidenten Petrobei ernannt wurde, und am 9 April erließ er ein Manifest an das Volk, worin er sich über den Zweck des Aufstandes erklärte und die Christenheit zum Beistand aufrief.

Von hier aus wandte er sich nach Malvasia und unterwarf diesen Platz, der erste, der in die Hände der Griechen fiel. Seine Truppen, die sich um 600 Mann vermehrt hatten, bildeten den Kern des Heerhaufens, der Tripoliza einnahm. Nach Einnahme dieser letztern Stadt trug er durch seine Tapferkeit und seine strategischen Entwürfe augenscheinlich zu der schrecklichen Katastrophe von Dramali bei. Später zog er nach dem östlichen Griechenland,

*) Die obenstehende ausführlichere Nachricht von der Familie der Mauromichalis diene als Ergänzung der im Ausland S. 1505 des vorigen Jahrganges über dieselbe mitgetheilten kurzen Notiz.

**) Der General en-Chef der italienischen Armee an den Chef des freien Volks von Maina. „Bürger! Von Triest aus habe ich Ihr Schreiben erhalten, in welchem Sie den Wunsch äußern, der französischen Republik durch Aufnahme ihrer Schiffe in Ihren Häfen nützlich zu seyn. Ich bin überzeugt, daß Sie ihr Wort mit der Treue halten werden, die einem Nachkommen der Spartaner ziemt. Die französische Republik wird nicht undankbar gegen Ihre Nation seyn; was mich betrifft, so werde ich Jeden, der von Ihnen kommt, freundlich aufnehmen, und ich wünsche nichts so sehr, als daß zwischen zwei Nationen, die beide die Freiheit lieben, stets Eintracht herrschen möge. Ich empfehle Ihnen die Ueberbringer dieses Schreibens, die auch Abkömmlinge der Spartaner sind; nur daß sie bis jetzt noch auf keinem großen Schauplatz sich befinden, ist Ursache, daß sie noch nichts Großes gethan haben. Gruß und Brüderschaft.

„Gez. Bonaparte."

wo er sich der ihm von Maurocordato übertragenen Mission rühmlichst entledigte, indem er Tatochions sich bemächtigte, und Omer Vrione abhielt, über den Acheious zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde der letzten brasilianischen Revolution.

(Fortsetzung und Schluß.)

Don Pedro schien auf dem Wege, seine ganze Popularität wieder zu gewinnen; allein die Intrike heftete sich an seine Fersen und umspann ihn mit tausend Fallstricken. Schon Anfangs hatte der Kaiser den Fehler begangen, mehrere Tage lang auf einer seiner Besitzungen, die einige Meilen von Villa Rica liegt, zu verweilen. Hier ließ er sich denn alsbald wieder von Menschen umgeben, denen er stets zu viel Vertrauen geschenkt, und die ihm die Herzen seiner Unterthanen entfremdeten. Diese Menschen bemächtigten sich aller Zugänge zum Kaiser, entfernten die einflußreichsten Personen, schürten die Reizbarkeit ihres Gebieters und bewirkten die Entfernung des Präsidenten der Provinz. Indeß machte eine von Don Pedro an die Mineiros gerichtete Proklamation, in der er sich sehr zu Gunsten der konstitutionellen Regierung aussprach, noch einen sehr glücklichen Eindruck, und man wollte Don Pedro eben neue Feste geben, als er sich unerwartet schnell zur Abreise entschloß. So diente diese Reise, die besser benützt seinen Interessen äußerst vortheilhaft hätte werden können, nur dazu, ihnen den Todesstoß zu versetzen. Der Kaiser hatte nämlich schon über drei Monate lang die Regierung von Rio de Janeiro vernachlässigt. Während dieser Zeit brachten es seine Minister nicht einmal dahin, eine ununterbrochene Korrespondenz zwischen der Hauptstadt und Minas Geraes herzustellen, so daß der Kaiser oft länger als zwölf Tage auf Depeschen gewartet haben soll. Eine höchst eilfertige Reise brachte Don Pedro an die Thore seiner Hauptstadt zurück, als man ihn noch acht Tagreisen weit von ihr entfernt glaubte. Bei seinem Einzuge in die Stadt ließ man zwar einigen Enthusiasmus blicken; aber diese Freudenbezeugungen hatten nichts Nationales an sich; nur die Diener des Kaisers, die Höflinge und Portugiesen, welche letztere schon lange Zeit mit den Brasilianern in mehr oder minder offener Fehde lebten, nahmen daran Theil. Die Brasilianer hingegen über einen Jubel, dem sie ganz fremd waren, erbittert, warfen an Häusern, die man beleuchtet hatte, die Fenster ein, und mehrere Personen wurden verwundet oder kamen gar um's Leben. Don Pedro glaubte die Ruhe wieder herstellen zu können, wenn er der republikanischen Partei schmeichelte, und er setzte daher ein Ministerium aus jenen Repräsentanten zusammen, die sich am wärmsten für diese Partei ausgesprochen. Diese Kombination schlug sehr übel aus; die Unordnung nahm zu, und der Kaiser sah sich genöthigt, nach zehn Tagen andere Minister zu ernennen. Unglücklicher Weise waren diese unpopulär. Nun ließen die Mulatten laute Drohungen hören; bewaffnete Banden durchzogen die Straßen von Rio de Janeiro; einige Personen wurden ermordet, und die letzte Katastrophe wurde, wie man sagt, durch eine Intrike herbeigeführt, deren Verzweigung zu weitläuftig ist, um in dieser geschichtlichen Skizze auseinandergesetzt werden zu können.

Bei der Bildung des zweiten Ministeriums hatte der Kaiser den Befehlshaber der Truppen in der Hauptstadt, Francisco de Lima, welcher der Sache des Volkes ganz ergeben war, beibehalten. Lima begünstigte nach allen Kräften den Aufstand, und ermuthigte die Soldaten, ihrem Gebieter den Gehorsam aufzusagen. Dieser Mann war es auch, der von dem Kaiser im Namen des Volkes die Wiedereinsetzung des vorigen, und die Entlassung des gegenwärtigen Ministeriums verlangte. Der Kaiser fertigte ihn zwar nachdrücklich ab, wagte es aber doch nicht, ihn seiner Stelle zu entsetzen. Zahlreiche Truppenabtheilungen waren zur Bewachung des Schlosses St. Christoph aufgestellt; aber sie säumten nicht, sich den Insurgenten anzuschließen. Die Lage des Kaisers wurde mit jedem Augenblicke bedenklicher. Da faßte er mit Einem Male den Entschluß, die Krone niederzulegen, einen Entschluß, der vielleicht längst schon in ihm gereift war. Don Pedro selbst setzte die Urkunde auf, durch die er zu Gunsten seines Sohnes dem Thron entsagte; er ließ die Gesandten von England und Frankreich kommen, um ihnen diese Urkunde mitzutheilen, und verlangte ihre Unterstützung, um sich nach Europa begeben zu können. Die Entsagung wurde von den Häuptern der Revolution bereitwilligst angenommen, und Don Pedro schiffte sich mit der Kaiserin, der Königin von Portugal und einer kleinen Anzahl Diener ein. Unmittelbar nach der Kronentsagung Don Pedro's wurde eine Regentschaft ernannt, die zwar aus nicht sehr fähigen, aber doch ziemlich gemäßigten Männern zusammengesetzt war, unter ihnen befand sich auch Francisco de Lima. Während die Einschiffung des Kaisers vor sich ging, wurde der junge Prinz unter dem Namen Don Pedro II zum Kaiser ausgerufen. Einige Unordnungen, die bei Revolutionen unzertrennlich sind, fanden statt, indeß schien doch Alles wieder in seine gewöhnliche Bahn zurückzukehren. Don Pedro schrieb an Joseph Bonifaz de Andrada, um ihm die Erziehung seines Sohnes zu übertragen. Dieser Greis, der schon den Beginn der brasilianischen Revolution erlebt hatte, und dem große Fähigkeiten nicht abzusprechen sind, nahm den erhaltenen Auftrag an und schwur, die ihm auferlegte Pflicht gewissenhaft zu erfüllen.

Am 13 April 1831 verließ Don Pedro Brasilien, wo sein größter Fehler war, daß er in Europa geboren war, und für seine Landsleute eine ohne Zweifel ganz natürliche Vorliebe hegte, die er aber seinen amerikanischen Unterthanen hätte opfern sollen. Don Pedro hatte eine schlechte Umgebung; Erfahrung und Kenntnisse fehlten ihm, manchmal auch Energie, niemals jedoch guter Wille. Die Geschichte wird ihm Lobsprüche ertheilen über die Mäßigung, mit der er sich in der Nacht des 7 Aprils bei Gelegenheit seiner Kronentsagung benahm, vielleicht aber wird sie ihn auch tadeln, daß er nicht durch einige Concessionen die Herrschaft sich erhielt, und durch eine Abdankung, die man von ihm nicht verlangte, das Reich, dessen Gründer er war, den Wechselfällen einer Revolution überließ. Vielleicht ist es ihm vom Schicksal bestimmt, die verlorne Krone in Europa wieder zu finden. Wahrscheinlich würde er dann nicht mehr in die alten Fehler gerathen. Durch die Lehren der Erfahrung und des Unglücks gewitzigt, wird er gelernt haben, den geraden Weg mit sichern Schritten zu gehen, das Einzige was den Völkern noch Vertrauen gegen ihre Fürsten einflößen kann — vor Allem aber wird er jene unwürdigen Camarillas von sich fern halten, die so oft das Unglück der Könige und Völker waren, namentlich auf der pyrenäischen Halbinsel.

Was Brasilien betrifft, so ruht sein Schicksal auf dem Haupte eines Kindes. Ein Kind ist es, das noch den Vereinigungspunkt der Provinzen dieses ungeheuren Reiches bildet; es allein bildet die Schranken gegen Ehrgeizige, die von allen Seiten mit mittelmäßigen Fähigkeiten und gigantischen Ansprüchen ihr Haupt erheben. Ein Europäer kann nicht über Brasilien herrschen; Don Pedro II ist ganz Brasilianer. Sein erster Blick sah den glänzenden Azur des Tropenhimmels; er wird keine Sehnsucht nach dem Pallaste von Lissabon und den reizenden Früchten des Duero empfinden. In Amerika geboren, wird er keines der europäischen Vorurtheile gegen sein schönes Vaterland theilen, hingegen alle Vorurtheile der Brasilianer gegen Europa. Dieses Kind verknüpft allein noch unter den Brasilianern die Vergangenheit mit der Gegenwart, und wie das Blut jener Könige in seinen Adern fließt, deren abenteuerlicher Ruhm auf das Geschick der Welt größern Einfluß hatte als die glorreichsten Souveraine Englands und Frankreichs, so gehört es auch ganz seinem Vaterlande an, und kann so ein glückliches Band zwischen der alten und neuen Welt bilden.

Proben aus russischen Romanen.

1. Die Strelitzen.

Auf dem pirolowischen Thurme schlug die vierzehnte Stunde des Tages. *) An dem Hofe versammelte sich der geheime Reichsrath. Auf der rechten Seite eines geräumigen Saales, dessen Gewölbe in der Mitte durch eine Säule unterstützt war, zwischen zwei Fenstern stand der von Gold strahlende Thron mit verjüngten Pfeilern an der Seite und mit einem spitz zulaufenden Baldachin. Unter demselben schimmerte der zweiköpfige Adler. Unter dem Baldachin an der hintern Wand des Thrones über der kaiserlichen Lehne war das Bild der Mutter Gottes zu sehen. Zur rechten Seite auf einer kleinen mit goldenem Gewebe bedeckten Pyramide lag der mit kostbaren Steinen bedeckte Reichsapfel. Den ganzen Boden bedeckten bunte persische Teppiche, und an den Wänden hin erhoben sich vier Stufen hoch vom Boden mit rothem Tuche beschlagene Schemel. Himmelblaue seidene Vorhänge an den Fenstern ließen die Strahlen der untergehenden Sonne nicht in den Saal fallen. Die Wände waren mit Heiligenbildern, alten Gemälden und versilberten Leuchtern geziert, die in gleicher Entfernung von einander an der Wand befestigt waren. Die daran brennenden Wachskerzen verbreiteten ein trübes Licht im Saale und beleuchteten die auf den Schemeln sitzende Versammlung, den Patriarchen, die Metropoliten, **) Erzbischöfe, Bojaren, Okolnitschеis ***) und Reichsräthe. Die Obersekretäre standen in einiger Entfernung. †) Im Saale herrschte tiefe Stille, und alle

*) Die Stunden wurden vor Alters in Rußland in Tag- und Nachtstunden eingetheilt. Mit dem Aufgange der Sonne begann die erste Tagesstunde, und diese wurden nun fortgezählt bis zum Untergange der Sonne, von wo an dann die Nachtstunden gezählt wurden.

**) Bis zum Patriarchen Josakim waren in Rußland nur fünf Metropoliten; er vermehrte ihre Zahl auf zwölf.

***) Beamte des Czaren, welche die Gränzstreitigkeiten unter sich hatten.

†) Bojaren versahen alle Reichsämter, am Hofe, im Militär und Civil. Sie empfingen eine Besoldung von vier- bis siebenhundert Rubel des Jahrs. Die Okolnitschеis bildeten den zweiten Grad nach den Bojaren. Sie wurden jedoch nicht selten zu allen Aemtern gebraucht, wie die Bojaren; sie begleiteten den Czar auf Reisen, empfingen die Gesandten und führten sie am Hofe auf, und wurden als Wojewoden in die Städte gesandt. Die Reichsräthe (wörtlich Hofräthe) wurden auf besondern Befehl des Czars nach ihren Fähigkeiten in bürgerlichen Angelegenheiten gebraucht. Die Obersekretäre (Diaki) führten das Protokoll des Reichsraths, trugen die Sachen vor, schrieben sogleich die Befehle des Czars nieder und standen auf einer Stufe mit den jetzigen Staatssekretären.

Blicke waren auf den Patriarchen Josakim gerichtet. Endlich stand er auf, gab der Versammlung seinen Segen und sprach: „Nach dem Willen des allerhöchsten Gottes, der Himmel und Erde erschaffen hat, in dessen Hand das Schicksal aller Reiche der Erde und aller Nationen liegt, ist unser erhabener Herr, der Czar und Großfürst Feodor Alexejewitsch, aus diesem zeitlichen Leben ins ewige übergegangen. *) Sein heiliger Wille geschehe, und sein Name sey gepriesen. In der Zerknirschung unsers Herzens erheben wir unsre Gebet für die Ruhe der Seele unsers verewigten Czars, und daß ein neuer Czar dieser verwaisten Stadt und ganz Rußland verliehen werde. Dem rechtgläubigen Czarewitsch Joann Alexejewitsch gebührt es, auf den Thron seiner Ahnen zu steigen; aber er erklärte uns, die wir ihn einluden, die Herrschaft zu übernehmen, seinen Willen. Er tritt das Reich seinem Bruder, dem rechtgläubigen Czarewitsch Peter Alexejewitsch, ab. Darum spricht unsre Mäßigung **) nach dem Willen der Czaritza Natalia Kirilowna, Dieß zu dieser Versammlung: Laßt uns Gott, den Herrn, bitten, der das Herz der Gerechten zum Guten wendet, und einen Czar und Herrscher von ganz Rußland wählen." ***) So oft im Laufe dieser Rede der Patriarch den Namen Gottes aussprach, nahmen die Anwesenden ihre hohen Mützen von Zobel oder schwarzem Fuchspelz ab, und schlugen ein Kreuz. Als der Patriarch sich niedergesetzt hatte, stand der Bojar Miloslawski auf und sagte: „Nicht uns, den unterthänigen und getreuen Dienern des Czars kommt die Entscheidung zu, welcher von den Söhnen des Czars den Thron erben soll. Von alter Zeit her ist es Sitte, daß der älteste Sohn des Czars der Erbe des Thrones ist. Welches Recht haben wir, anstatt des ältern Bruders den jüngern zur Herrschaft zu berufen? Dem Czarewitsch Joann kommt es zu, den Reichsapfel zu ergreifen." — „Hast Du vielleicht nicht gehört, Iwan Michailowitsch, was der hochheilige Patriarch sagte?" wandte der Bruder der Czaritza, der Bojar Naruschkin, ein. „Kann man denn den Czarewitsch Joann zwingen, den Thron zu besteigen, wenn er nicht will?" — „Ganz richtig, Iwan Kirilowitsch:" sagte Miloslawski. „Zwingen darf man ihn nicht, aber bitten kann man. Vielleicht hat er seinen Entschluß geändert." — „Man hat den Czarewitsch bereits gebeten, er hat entsagt; ihn abermals zu bitten, wäre unanständig." entgegnete Naruschkin. — „Ist es damit genug, Iwan Kirilowitsch? Obgleich es sich nicht gebührt, in dieser Versammlung die Gerüchte zu erwähnen, die man in Moskau umherträgt, so darf man sie doch auch nicht verbergen. Viele glauben, daß man den Czarewitsch Joann gezwungen hat, dem Throne zu entsagen." — „Wer hätte ihn zwingen können?" fragte der Vorstand des Gerichtshofs der Strelitzen, Knäs Michael Jurjewitsch Dolgoruki. — „Wie soll ich Das wissen? Ich glaube selbst nicht daran, und sage nur, was man als Gerücht umherträgt." — „Glaube nicht an jedes Gerücht," fuhr Dolgoruki fort. „Man kann den Czarewitsch selbst fragen. Eine Schande wird es für Dich seyn, wenn Alle sehen, daß Du die Pfeile des Argwohns ohne Grund auf deinen Nebenmenschen richtest. Ich merke, worauf Du zielst." — „Glaubst Du vielleicht, daß ich von der Czaritza Natalia Kirilowna spreche? Bewahre mich Gott, der Herr. Die Czaritza hat nie ihren leiblichen Sohn dem Stiefsohne vorgezogen. Sie hat stets die Gerechtigkeit geliebt." Die letzten Worte sprach Miloslawski mit einem bedeutsamen Lächeln, welches klar seine Ansichten verrieth. Die Bojaren erhitzten sich. Es erhob sich unter ihnen ein heftiger Wortwechsel, woran nach und nach die ganze Versammlung Theil nahm. Endlich entschied der Reichsrath: „es soll die Wahl zum Throne statt finden durch allgemeine Zustimmung aller Würdenträger des Reichs." Die Djaken schrieben diesen Beschluß nieder. Indessen versammelten sich auf dem Platze vor dem Palaste Stolniken, Sträptscheis, moskauische Edelleute, Djaken, Schilzen, städtische Edelleute, Bojarensöhne, fremde und einheimische Kaufleute, sowie noch andere Menschen verschiede-

*) Am 27 April 1682.

**) Diesen Titel gaben sich die Patriarchen selbst

***) In den Tagbüchern der Rosräd und Gesandtschaftsarchive finden sich zwei verschiedene Nachrichten über die Thronbesteigung Peters I, deren Widersprüche bis jetzt weder durch einheimische noch fremde Schriftsteller gelöst sind. In der Vorrede zu dem Romane: „Die Strelitzen," wird der Widerspruch erklärt, und die Richtigkeit der Angaben des Rosrädarchivs gezeigt werden.

nen Berufs.*) Die Streliţen, geführt von ihrem Obersten, zogen auf den Hofplaţ und stellten sich in Ordnung auf. Einige Regimenter waren in dunkelgrünen, andere in hellgrünen Tuchröcken, die vorn auf der Brust mit dicken goldenen Schnüren zugeknöpft wurden. Jeder war mit einem Säbel, einem Gewehre und einem glänzenden Beile bewaffnet, welches das Aussehen von einem halben Monde hatte. Die Streliţen stemmten die Axt vor sich in den Boden und nahmen die Gewehre auf die Schulter. In ihren Reihen wehte eine Menge hellrother, schwarzer und weißer Fahnen mit Abbildungen des jüngsten Gerichts, des Erzengels Michael und anderer aus der biblischen Geschichte entlehnter Gegenstände. Auf andern waren gelbe und rothe Löwen zu sehen. Gegen den Palast zu schloß das Ssucharewsche Regiment. Auf dem äußersten rechten Flügel stand der Fünfziger Borissoff.**)

(Schluß folgt.)

Außerordentliche Rennwette zweier Engländer.

(Schluß.)

Viele Wetten wurden nun noch zu Gunsten Herrn Osbaldersons angeboten, der jeţt wieder Sporen anlegte. „Acorn" brauchte 9 Minuten 2 Sekunden.

Der Lauf des leţtern Pferdes schloß die Hälfte der aufgegebenen Strecke, d. h. 100 Meilen, die in 4 Stunden 19 Minuten 40 Sekunden zurückgelegt worden waren. Man machte Herrn Osbalderson jeţt den Vorschlag, die Kleider zu wechseln, allein er schlug es aus und sagte, er wolle erst noch einige Touren machen. Er schien ein wenig erstarrt, sonst aber vollkommen wohl.

„Dollay," der zum zweiten Male auf die Bahn kam, brauchte zu 4 neuen Meilen 8 Minuten 45 Sekunden. Nachdem dieser Lauf vollendet, fand sich, daß 129 Meilen (ungefähr 48 Stunden) in 5 Stunden 11 Minuten 30 Sekunden zurückgelegt worden waren. Herr Osbalderson entschloß sich endlich, sich einige Erfrischungen und etwas Ruhe zu gönnen. Auf der errichteten Erhöhung, wo er mehrere Damen von seiner Bekanntschaft fand, seţte er sich an einen gedeckten Tisch, verzehrte unter der Versicherung, daß er einen wahren Wolfshunger habe, ein kaltes Rebhuhn mit vielem Appetit, und nachdem er noch ein Glas Madeira getrunken und im Ganzen 6 Minuten 20 Sekunden geruht hatte, stieg er wieder zu Pferde, ohne seine Kleidung im Geringsten zu wechseln.

Wenige Augenblicke nach seinem Austritte und im Augenblicke, als Herr Osbalderson in den Bügeln stand, machte „Ižay Salomons" einen Seitensprung und warf seinen Reiter über den Kopf auf den Sand. Dieser Sturz konnte gefährlich werden, er hatte indeß glücklicher Weise keine Folgen, und da Herr Osbalderson die Zügel nicht aus der Hand gelassen hatte, so konnte er das Pferd sogleich wieder besteigen und seinen Lauf fortseţen, den er dießmal erst in 12 Minuten vollendete. Als er vom Pferde stieg, sah man ihm an, daß er sehr leidend war; allein dieses Uebelbefinden hielt ihn nicht auf; sein Muth besiegte es, und er seţte sich abermals zu Pferde. Durch seinen Sturz waren die Hoffnungen seiner Gegner gestiegen, und eine Menge Wetten zu 25 gegen 10 wurden gegen Zurücklegung des Wegs binnen 9 Stunden geboten.

Nachdem dieser leţtere Lauf geendigt war, schien Herr Osbalderson sehr geschwächt; er seţte sich einem seiner Freunde auf den Schoß; doch nach einer halben Minute Ruhe stieg er zu Pferde und ritt ab.

Seit Anfange des Rennens waren gerade 6 Stunden verflossen, und Herr Osbalderson hatte bereits 136 Meilen (etwas mehr als 54 Stunden) zurückgelegt; es waren also von den festgeseţten 9 Stunden noch 3, und von den 10 Stunden der ersten Wette noch 4 übrig, und die noch zurückzulegende Strecke betrug 64 Meilen (etwas mehr als 26 Stunden). Man bot jeţt Wetten von 6 zu 4 gegen 9 Stunden, die indeß Niemand annehmen wollte. Herr Osbalderson ritt abermals aus, und umkreiste die Bahn fünfmal ohne andern Aufenthalt als beim Pferdewechsel.

Jeţt hatte Herr Osbalderson 156 Meilen zurückgelegt; 44 blieben ihm noch übrig, um seiner Verbindlichkeit zu genügen, um aber die aufgegebene Strecke in 9 Stunden zurückzulegen, blieben ihm nur noch 2 Stunden 11 Minuten übrig, was nur 20 Meilen (beinahe 10 Stunden) auf die Stunde ausmachte, und, im Vergleiche mit dem bereits Geleisteten, nicht schwer zu vollbringen schien. Herr Osbalderson gönnte sich auch, als er von seinem Pferde „Guilford" abstieg, eine Ruhe von 40 Sekunden und nahm ein wenig Branntwein mit Wasser. Gegen alle Wahrscheinlichkeit, und vermuthlich zum großen Verdrusse seiner Gegner, stieg er nun viel heiterer und wohler als man ihn bis jeţt gesehen hatte, abermals zu Pferde, und flog vom Beifallrufe der Zuschauer begleitet auf der Rennbahn dahin.

Das Pferd „Liberty" endete den Kampf; als es ans Ziel kam, wurde der Andrang der Zuschauer so groß, daß man dem Thiere nur mit Mühe Raum schaffen konnte. Herr Osbalderson langte sieggekrönt an und wurde jauchzend empfangen. Dieser Empfang war wohl verdient, denn er hatte sein herkulisches Werk in 8 Stunden 42 Minuten vollendet; also in 18 Minuten weniger als den durch die Wette vorgeschriebenen 9 Stunden; auch gewann er alle gegen ihn geseţten Summen.

Gegen die leţten Augenblicke des Rennens nahmen die beiden Kampfrichter die Chronometer aus der Schachtel, und die Untersuchung der zu Zurücklegung der 200 Meilen erforderlich gewesenen Zeit ergab genau die angegebene Zahl.

Herr Osbalderson wollte den Ausspruch der Richter auch nicht dem leisesten Verdachte ausseţen, und erbot sich daher, noch eine Meile zurückzulegen; allein beide seţten sich dagegen, indem sie sich für vollkommen befriedigt erklärten. Diese zweite Erklärung wurde von den Zuschauern mit neuem, lautem Beifalle aufgenommen, und nun erst stieg Herr Osbalderson vom Pferde und empfing die Glückwünsche seiner Freunde. Er schien vollkommen wohl, zog, ohne seine Kleider zu wechseln, einen Oberrock an, bestieg eines seiner Leibpferde und sprengte in Begleitung mehrerer seiner Freunde nach New-Market. Hier nahm er nach seiner Ankunft ein warmes Bad und legte sich zu Bette.

Sir Robert Peel.

Dem „Public Ledger" zu Folge ist Sir Robert Peel im Jahre 1786 geboren, und war das Aelteste von zwölf Kindern. Sir Robert Peel stammt von einem Stande her, welcher der englischen Aristokratie schon manchen Zuschuß geliefert hat. Es ist jeţt siebzig Jahre her, wo der berühmte John Wesley auf einer Reise im nördlichen England in seinem Tagbuch bemerkte: „ich traf einen Herrn Peel, einen Baumwollenhändler, der mir als ein Muster von geschicktem und fleißigen Mann gerühmt wurden. Er begann sein Geschäft vor wenigen Jahren mit 800 Pf. Kapital, und ist jeţt durch seine Betriebsamkeit ein gemachter Mann."

*) Stolniken waren Hofchargen, welche bei der czarischen Tafel Dienste verrichteten. Gewöhnlich wurden hiezu Edelleute, Streliţenobersten, die dabei ihr gewöhnliches Amt behielten, und Söhne ausgezeichneter Väter ernannt. Auch die Sträptscheis waren Hofwürdenträger; sie hatten die Aufsicht über die Kleider des Czars und die für die Tafel herbeigeschafften Vorräthe von Lebensmitteln. Sie kleideten den Czar an, gingen oder fuhren hinter ihm und vollzogen manche unbedeutendere Aufträge. Der Stand der Edelleute (Dworäni, auch Hofmann) wurde durch gewöhnliche Befehle des Czars ertheilt, war aber nicht erblich. Eine Besoldung bekamen diese nicht, sondern sie erhielten sich durch die Einkünfte aus einem Landgute. Ihre Verpflichtung war, an Festtagen sich in glänzendem Kleide an Hof zu begeben, um die Herrlichkeit des Hofes zu vermehren. Sie wurden auch in Civil- und Militärdiensten gebraucht. Die moskauischen Edelleute achteten sich höher als die städtischen. Die leţtern haben das Recht, in Friedenszeiten die städtischen Obrigkeiten zu bilden. Die Diaken sind Sekretäre der verschiedenen Gerichtshöfe. Schilţen nannte man junge Leute, Söhne der Bojaren, Hofleute, Sträptscheis und Stolniken, welche nach erhaltenem Befehle in der Hauptstadt dienten. Sie machten das moskauische Vertheidigungsheer aus, vollstreckten die czarischen Befehle und wurden zu verschiedenen Versendungen gebraucht. In Friedenszeit blieben sie drei Monate lang in Moskau und wurden sodann von andern ihrer Kameraden abgelöst. Die Bojarensöhne bildeten die reitende Landmiliz: zu ihrem Unterhalte erhielten sie etwas von dem Ertrage der Landgüter. Ihren Titel empfingen sie daher, daß sie auf Märschen und in der Schlacht sich bei den Bojaren befanden und diese beschüţten.

**) Eine der handelnden Personen des Romans.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 4. 4 Januar 1832.

Die Sandwichinseln,

mit besonderer Beziehung auf die Fortschritte der dortigen Civilisation.*)

1. Die zehn Sandwichinseln. Klima. Bevölterung und Naturgeschichte. Kommerzielle Wichtigkeit derselben.

Ein halbes Jahrhundert ist bereits verflossen, seit Kapitain Cook, im Aufsuchen einer nördlichen Durchfahrt aus dem stillen Meer in das atlantische begriffen, eine Inselngruppe entdeckte, die er seinem Gönner, dem Earl von Sandwich zu Ehren, Sandwichinseln benannte. In dem Entzücken, womit er von dieser herrlichen Entdeckung in seinem Reisetagebuch sprach, ahnete der große Mann nicht, daß er am Strande dieser Inseln sein ruhmvolles Leben durch ein blutiges Ende würde beschließen müssen.

Obgleich zehn an der Zahl sind doch nur acht der Sandwichinseln bewohnt, da die zwei übrigen kahle Felsen sind, die nur von Zeit zu Zeit von Fischerbooten besucht werden. Die ursprünglichen Namen dieser Inseln sind: Ha-wai-i, Mau-i, Ta-hau-ra-we, Mo-ro-kini, Ra-nai, Mo-ro-kiai, O-a-hu, Tau-ai, Ni-hau, Tau-ra. Sie liegen innerhalb des Wendekreises des Krebses, zwischen 18.50 und 22.20 nördlicher Breite und zwischen 154.53 und 160.15 westlicher Länge von Greenwich; ungefähr auf einem Drittheil des Weges von der westlichen Küste Mexico's nach der östlichen Küste von China. Die Sandwichinseln sind größer als die Gesellschaftsinseln und andere benachbarte Gruppen von Eilanden.

Ha-wai-i, die größte von ihnen, hat die Gestalt eines gleichseitigen Dreieckes, und etwas weniger als 300 Meilen im Umfang, und einen Flächenraum von 4000 Quadratmeilen. Sie ist die südlichste der Gruppe und wegen ihrer hohen Lage gewöhnlich die erste, die von den fremden Schiffen erblickt wird. Die Gebirge von Ha-wai-i erheben sich nicht gleich dem Pik von Teneriffa im atlantischen Meere oder wie die Berge von Eimeo oder von andern Inseln der Südsee als Obelisken oder Spitzsäulen in die Wolken, sondern steigen terrassenartig und größtentheils ununterbrochen vom Seegestade bis zum luftigen Gipfel des Mouna Roa auf. Der Anblick von Ha-wai-i ist weniger malerisch und romantisch als der von Tahiti, aber größer und erhabener. Wenn man sich der Insel nähert, erblickt man die Gebirge des Innern weit früher als die Küste oder andere Anzeichen, die dem Schiffer die Nähe des Landes verkünden. Da sieht man das Haupt des Mouna Kea oder Mouna Roa über den Wolken, die gewöhnlich den Horizont bedecken, gleich einer mächtigen Pyramide oder der silbernen Kuppel eines prächtigen Tempels hervorragen, und deutlich unterscheidet man ihn von den unten umhergelagerten Wolken durch die Schärfe seiner Umrisse und durch den Glanz, der von den Sonnenstrahlen, die sich auf seiner Schneefläche brechen, aufleuchtet. Die Höhe dieser Berge ist verschieden angegeben worden, von Einigen auf 12,000, von Andern auf 18,000 Fuß über der Meeresfläche. Wenn man aber annimmt, daß die Schneelinie in der heißen Zone 14,000 Fuß über dem Meeresspiegel beginnt, so kann die Höhe des Mouna Kea und Mouna Roa auf 15,000 F. angenommen werden. Der Fuß dieser Berge ist bis auf wenige Meilen von der Seeküste mit Bäumen bedeckt; höher hinauf sind ihre Wände mit Gebüschen, Farnkräutern und Alpenpflanzen bewachsen; ihre Gipfel aber sind von Lava gebildet, die zum Theil verwittert, aber völlig kahl ist.

An den östlichen und westlichen Seiten der Insel befinden sich einige Niederlassungen, das Innere derselben aber ist eine unbewohnte Wildniß. Das Herz von Ha-wai-i, das aus einem weiten Thal zwischen den Bergen Mouna Roa, Mouna Kea und Mouna Huararai besteht, ist fast noch völlig unbekannt. Kein Weg durch dasselbe verbindet das östliche und westliche Gestade, aber Eingeborne, die in diese Wildniß eingedrungen sind, sagen aus, daß es mit Waldungen des Ohia oder mit unfruchtbaren Lavaschichten bedeckt ist. Aus dem Umstande, daß in den Gebirgen häufig große Schaaren wilder Gänse gesehen werden, will man schließen, daß sich dort herum Teiche oder Seen befinden, worüber jedoch bis jetzt keine zuverlässigen Erkundigungen eingezogen worden sind. Der größte Theil des Anbau fähigen Landes liegt an der Seeküste, längs welcher die Städtchen und Dörfer der Eingebornen zerstreut liegen. Die Bevölkerung besteht gegenwärtig aus 85,000 Seelen, und einem Zuwachse derselben läßt sich mit Zuversicht von dem wohlthätigen Einfluß des Christenthums entgegen sehen, durch das allmählich den innern Fehden, dem Kindermorde und den meist von den Fremden eingeführten Lastern, die bisher so nachtheilig auf die Zunahme der Bevölkerung wirkten, gesteuert werden wird.

*) Vgl. hiezu die vorläufigen Mittheilungen des Auslandes (Jahrg. 1828 S. 1500 u. ff.) Eine Karte der Sandwichinseln nach den neuesten Aufnahmen wird den vorliegenden Artikeln demnächst folgen. A. d. R.

Ha=wai=i ist bei weitem die größte und volkreichste der Inseln und war bis vor wenigen Jahren noch der gewöhnliche Aufenthaltsort des Königs, so wie auch die vornehmsten Häuptlinge der übrigen Eilande hier häufig ihre Zusammenkünfte hielten. Da aber die Fremden die Häfen einiger andern benachbarten Inseln für sicherer und bequemer als die von Ha=wai=i hielten und deßhalb auch häufiger besuchten, so fühlten sich der König und die vornehmsten Häuptlinge versucht, den Lieblingsaufenthalt ihrer Vorfahren zu verlassen, und mit Ausnahme des Statthalters und der Häuptlinge von Kaavaroa, den größern Theil ihrer Zeit auf einigen der übrigen Inseln zuzubringen.

Von der nördlichen Küste Ha=wai=i's durch eine Straße von ungefähr 24 Meilen getrennt, liegt die Insel Mau=i, unter 20 Grad N. B. und 157 Gr. W. L. Diese Insel ist 48 Meilen lang, mißt an der größten Breite 29, und hat ungefähr 140 Meilen im Umfang mit einem Flächeninhalt von 600 Quadratmeilen. In einiger Entfernung hat sie das Ansehen zweier von einander getrennten Inseln, in der Nähe aber sieht man, daß ein Isthmus von ungefähr neun Meilen Breite die zwei Halbinseln verbindet. Die ganze Insel trägt Spuren ihres vulkanischen Ursprunges und entstand wahrscheinlich durch zwei nebeneinander gelegene Vulkane, von deren Auswurf sie gebildet worden seyn mag. Die südliche Halbinsel, die größere an Umfang, ist hoch, aber obgleich ihre Bergspitzen sich über die Wolken erheben, so sind sie doch nicht mit Schnee bedeckt. Das Hochland ist schroff und mit erloschenen Kratern oder verhärteten Lavaströmen bezeichnet; wo immer diese jedoch verwittertten, sind die Bergwände und tiefen Einschnitte derselben mit Gesträuch und Bäumen bewachsen. Auf der nördlichen Halbinsel finden sich mehrere ausgedehnte Strecken ebenen und wohlbewässerten Landes, das vortrefflich angebaut ist, und obgleich dieser Theil der Insel unverkennbar vulkanischer Entstehung ist, so lassen sich doch keine Spuren neuerer Ausbrüche wahrnehmen, wie auf der südlichen Insel. Die Bevölkerung von Mau=i wird auf 18,000 oder 20,000 Seelen angeschlagen. Im Monate Mai 1823 wurde zu Lahaina, dem wichtigsten und volkreichsten Bezirke der Insel, eine Missionsanstalt errichtet, die seitdem mit dem glücklichsten Erfolge gediehen ist. Die Sonntagspredigten, von den englischen Missionären und eingebornen Lehrern gehalten, werden regelmäßig von zahlreichen Zuhörern besucht, und Tausende von dem Volke erhalten täglich Unterricht in nützlichen Kenntnissen und den Lehren des Christenthums in öffentlichen Schulen, die von dem jungen Fürsten Kanikeouli, dem jüngern Bruder und Nachfolger des in England verstorbenen vormaligen Königs, von seiner Schwester Nahienäna *) und allen den vornehmsten Häuptlingen von Mau=i eifrig beschützt werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ueber die königliche Familie der Sandwichinseln wird ein späterer Artikel Bericht geben. Anm. d. R.

Samuel Johnson und seine Zeitgenossen.

(Fortsetzung.)

Johnson kam nach London gerade zu jener Zeit, wo das Leben eines Gelehrten gleichbedeutend war, mit Elend und Verachtung. Es war eine düstere Nacht zwischen zwei schönen Tagen. Das Zeitalter der Mäcenas war vorüber, und das Jahrhundert allgemeiner Lern= und Lesebegier noch nicht angebrochen. Die Zahl der Leser ist heutzutage so groß, daß ein populärer Schriftsteller sich reichlichen Unterhalt erwerben kann. Unter den Regierungen Wilhelms III, der Königin Anna und Georgs I würden sich in England selbst solche Männer wie Addisson und Congreve durch ihre Schriften allein kaum das tägliche Brod verdient haben. Aber gegen Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts beiferte man sich um die Wette, das an den Gelehrten begangene Unrecht wieder gut zu machen. Vielleicht gab es nie eine Zeit, wo literarisches Verdienst so glänzend belohnt wurde, wo ein guter Schriftsteller so zuvorkommende Aufnahme in den ausgezeichnetsten Gesellschaften fand, oder zu den höchsten Staatsehren gelangte. Die Häupter der beiden großen Parteien, die damals England theilten, wetteiferten mit einander in der Protektion der Gelehrten. Congreve's erste Komödie trug ihm in seinem einundzwanzigsten Jahre Stellen ein, die ihn auf sein ganzes Leben unabhängig machten. Smith, obgleich sein Hippolyt und Phädra durchgefallen war, hätte sich mit einem jährlichen Einkommen von 300 Pf. trösten können; Rowe war nicht nur Poeta Laureatus, sondern auch Mauthinspektor im Hafen von London, Sekretär im Konseil des Prinzen von Wales und des Kanzleigerichtshofes. Hughes war Sekretär der Friedenskommission, Ambros Philips Richter des Prärogativengerichtshofes in Irland, Locke Kommissär des Appellationsgerichtshofes und Handelsgerichtes, Newton Münzdirektor, Stepney und Prior wurden zu Gesandtschaften von hoher Wichtigkeit verwendet; Gay, der seine Laufbahn als Lehrling bei einem Seidenhändler eröffnete, war mit fünfundzwanzig Jahren Gesandtschaftssekretär. Einem Gedichte auf den Tod Karls II und der Fabel: „die Stadt= und Feldmaus" verdankte Montague seinen Eintritt in's öffentliche Leben, seine Earlschaft, seinen Hosenbandorden und seine Auditorstelle beim Schatzamt. Swift stand nur das unüberwindliche Vorurtheil der Königin gegen ihn im Wege, sonst wäre er Bischof geworden. Lord Orford, mit seinem weißen Stabe als Großseneschall in der Hand, schritt durch das Gedränge der Höflinge hin, um Parnell zu empfangen, als dieser geniale Schriftsteller die Whigs verließ. Steele wurde Stempelkommissär und Mitglied des Hauses der Gemeinen, Arthur Mainwaring, Douanensekretär, Tickell Sekretär der Großrichter von Ireland, und Addison Staatssekretär.

Diese Liberalität, die man den Gelehrten angedeihen ließ, war durch den freigebigen Dorset zur Mode gemacht worden, der unter allen adeligen Versemachern am Hofe Karls II allein Talent genug besaß, um auch ohne Wappenschild einen glänzenden Rang einzunehmen. Montague verdankte seine Erhebung der Gunst Dorset's und ahmte sein ganzes Leben hindurch die edelmüthige Liberalität nach, der er selbst sein Glück verdankte. Die Toryanführer Harley und Bolingbroke vorzüglich wetteiferten mit den Whighäuptern in der Ermunterung der Wissenschaften. Aber nicht sobald war das Haus Hannover auf den Thron gelangt, als hierin eine große Veränderung eintrat. Die höchste Gewalt war an einen Mann gekommen, der wenig nach Poesie und schöner Prosa fragte. Die zunehmende Macht des Unterhauses schob den Parnaß bei Seite. Die Regie=

rung sah sich genöthigt, die reichen Spenden, die sonst den Gelehrten zugefallen waren, auf Parlamentsmitglieder zu verwenden, und Walpole war mehr geneigt Parlamentsredner zu bestechen, als Literatoren zu belohnen, die er überhaupt für unnütze Waare ansah. Walpole hatte ausgezeichnete Talente als Minister und für die öffentlichen Verhandlungen; aber aus Büchern und Schriftstellern machte er sich wenig. Ein roher Witz seines Freundes Sir Charles Hanbury Williams machte ihm mehr Vergnügen als Thompsons Jahrszeiten oder Richardson's Pamela. Er hatte die Bemerkung gemacht, daß einige von den ausgezeichneten Schriftstellern, welche Lord Halifax Gunst in Staatsmänner umgeschaffen hatte, für ihre Partei eine wahre Last, unfähig in den Dienstgeschäften und im Parlamente stumm waren. Während seiner ganzen Verwaltung hatte sich daher kaum ein Schriftsteller von Talent seiner Huld zu erfreuen. Die besten Schriftsteller traten dafür auch in die Reihen der Opposition, und trugen nicht wenig dazu bei, jenes Mißvergnügen zu erwecken, das die Nation in einen ungerechten und thörichten Krieg stürzte, und am Ende das Ministerium veränderte, um es durch Männer zu ersetzen, die weniger Geschick besaßen, und gleich wenig Rücksichten auf Gelehrte nahmen als ihre Vorgänger. Die Opposition konnte ihre Verfechter mit wenig mehr als Schmeicheleien und Versprechungen lohnen. Der Hof wollte dazu nichts steuern.

Dieß war die Zeit, wo Johnson seine literarische Laufbahn betrat: ein Schriftsteller hatte wenig von der Unterstützung der Vornehmen zu hoffen, und die Gunst des Publikums war noch nicht so freigebig, um sich durch sie eine sichere Existenz zu schaffen. Die Buchhändler zahlten so unbedeutende Honorare, daß ein Mann von tüchtigem Talent und unermüdlichem Fleiß sich wenig mehr verdienen konnte, als um von einem Tag auf den andern zu leben. Die magern Kühe hatten die fetten verschlungen, auf die Tage eines reichen Herbstes war Hungersnoth gefolgt. Alles was man sich von Schmutz und Elend denken konnte, begriff man unter dem einen Worte Poet. Dieses Wort bezeichnete eine närrische Kreatur, die als Vogelscheuche gekleidet sich in Kneipen herumtrieb, und auf der Stockwache oder auf dem Speicher übernachtete, im Schuldthurm oder Spitale starb und auf Kosten des Pfarrspieles beerdigt werden mußte. Dieß war das Loos mehr als Eines Schriftstellers, der, hätte er nur dreißig Jahre früher gelebt, in den elegantesten Gesellschaften eingeführt, den angesehensten Klubs einverleibt, ins Parlament oder als Gesandter an die auswärtigen Mächte geschickt worden wäre; oder wenn er heutzutag lebte, von den Buchhändlern jährlich Tausende von Guineen beziehen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Proben aus russischen Romanen.

1. Die Strelitzen

(Schluß.)

Knäs Dolgoruki trat aus dem Palaste und bestieg ein weißes Perserroß, auf dem eine goldgestickte Schabracke von rothem Sammet glänzte. Als er an den Reihen der Strelitzen hinabritt, befahl er auszuruhen. Die Obersten, Fünfhunderter, Hunderter und Fünfziger *) steckten ihre Säbel in die Scheiden. Die Strelitzen stellten ihre Gewehre in Pyramiden zusammen, und begannen, ohne ihren Platz zu verlassen, unter sich und mit den auf dem Platze versammelten Leuten zu sprechen. „Hier bin ich auch, Iwan Borissowitsch," sagte der Kaufmann Laptew, *) als er ihn erblickte, und ging zu ihm hin. „Ich hatte Anfangs im Sinne, zu Hause zu bleiben, mein kleines Söhnchen liegt am Tode. Aber das Herz ruhte nicht! Es wollte von Vater Iwan Abschied nehmen! Man hat mir gesagt, daß Jedermann zugelassen würde." — „Allerdings, die Czarina Marpha Matwjewna hat es also befohlen. Ich glaube, man wird einen bald einlassen. Der Patriarch hält jetzt das Todtenamt, es hat aber schon lange angefangen. Morgen auf die fünfte Tagsstunde ist das Begräbniß bestimmt in der Hauptkirche zum Erzengel Michael." — „Gebe der Herr dem Entschlafenen das himmlische Reich. Der gute, gnädige Czaar! — Weint die Czaarina?" — „Ströme von Thränen. Es ist Schade, Andrei Matwjewitsch, zwei Monate nach der Hochzeit Witwe zu werden." — „Tröste sie, o Herr, und habe Erbarmen mit uns Sündern! Aber Wer ist der Thronfolger des Czaars?" — „Das weiß Gott! Man spricht verschieden." — „Es wäre gut, wenn es Peter Alexejewitsch wäre. Ich sah kürzlich beide Czaarewitsche in dem Kirchdorfe Kolomenski auf der Falkenjagd. Der ältere ist so bleich und düster; er schlägt stets die Blicke zu Boden. Aber der jüngere — ein wahrer Falke. Ich betrachtete Beide nach Gefallen. Ich wußte nämlich, daß eine Falkenjagd in Kolomenski seyn werde, ging in die Frühmesse und von da mit einigen Freunden nach dem Kirchdorfe, zu dem Unterfalkner, Iwan Artemiew, der ein Bekannter von mir ist. Er sagte mir, die Jagd finde nicht weit von Kolomenski auf dem Felde nahe bei einem Birkenwäldchen statt. Wir schnell dahin, gingen in das Wäldchen und hatten eben angefangen, uns an die Pastete zu machen, die ich mitgenommen hatte, als sie in die Hörner stießen und Pferdegestampf sich vernehmen ließ. Wir in schnellem Laufe ans Ende des Wäldchens auf hohe Birken. Du weißt wohl, daß es Jedermann verboten ist, der Falkenjagd zuzusehen. Die Czaarewitsche hielten nicht weit von der Birke an, auf der ich saß. Die Unterfalkner jagten einen Kranich auf. Der Langbein flog, höher und immer höher! Beinahe hätte man ihn aus den Augen verloren. Nun ließ der Falkner einen Geierfalken los; der schoß gleich einem Pfeile in die Höhe; in einem Augenblicke hatte er den Kranich eingeholt, der begann nach ihm sich umzudrehen, und plötzlich trifft der Falke von oben herab auf ihn und versetzt ihm einen Stoß. Ach Du mein Gott! nur die Flügel flatterten noch ein wenig. Der Langbein überschlug sich und fiel herab, wie ein Stein. Der Falkner sprang sogleich hinzu, hob den getödteten Kranich auf und stieß in ein silbernes Horn. Der Geierfalke flog herab und setzte sich auf den Fausthandschuh des Falkners; dieser brachte ihn mit der Beute zu den Czaarewitschen. Hierauf ließen die noch einige Falken los. Endlich gingen die beiden Czaarewitsche weiter, und siehe, gerade auf die Birke zu, auf der ich saß. Ich war vor Schrecken außer mir und verbarg mich hinter den Aesten, wie ein Birkhahn vor dem Jäger. Die Czaarewitsche näherten sich dem Baume. „Zeige mir das Jagdbuch," **) sagte Peter Alexejewitsch zu dem Falkner. Dieser nahm ein Buch aus einer rothsammtnen Brieftasche, die ihm an einem ledernen Bande an der Seite hing, und gab es dem Czaarewitsch; dieser betrachtete das Buch: fing an zu lachen, wendete sich zu seinem Bruder und fing an laut zu lesen. Mit welcher Lebhaftigkeit er las! Nein! ich muß sagen, gebe Gott; daß Peter Alexejewitsch unser Czaar werde." — „Und warum das?" fragte ein Mann in einem Ueberrocke, der die letzten Worte gehört hatte, und sich ihnen näherte. Sein Rock hatte lange fliegende Aermel, und auf dem Kopfe trug er eine niedere Sammtmütze mit Pelzverbrämung. Es war der Edelmann Ssunbuloff.***) Laptew wurde bestürzt und wußte nicht, was er antworten sollte; Borissow aber sah Ssunbuloff kühn ins Auge und sagte: „Was hat Euer Edlen sich in unser Gespräch zu mischen? Wir können als Freunde sprechen, was wir wollen, und brauchen Niemand zum Horcher. Was habt Ihr uns zu befehlen?" — „Gemach, gemach, Herr Fünfziger. Ich kann

---

*) Militärische Grade.

*) Auch eine handelnde Person im Roman, Gevatter und Freund des Fünfzigers Borissoff.

**) Urädnik, eigentlich das Ordnungsbuch; jetzt hat das Wort eine ganz andere Bedeutung, weswegen es auch hier im russischen Texte en italique gedruckt ist.

***) Sein Name kommt häufig in den Annalen des Strelitzenaufruhrs vor

Euch eine Bittschrift in das Strelitzenamt geben, wie Ihr sie nur verlangt." — „Gebt sie doch, hasst die Gütze; aber jetzt rathe ich Euch, weit wegzugehen. Nur noch ein Wort, und ich behandle Euch nach Strelitzenart, so wahr mir Gott, der Herr, helfe!" rief Borissoff, und legte die Hand an den Säbel. „Wort und That!" schrie Esumbuloff. — „Hört auf zu schreien, sage ich Euch, sonst lasse ich Euch packen." — „Mich packen? Siehst Du vielleicht nicht, daß ich ein Edelmann bin? Wort und That! Wort und That!" — „Was gibt es hier für einen Lärmen?" fragte der Fünfhunderter Burmistrow, *) indem er sich den Streitenden näherte. — „Je nun, Wassily Petrowitsch. Dieser Edelmann da kommt an mich heran und fängt Händel an, schreit dann, Wort und That, **) ohne daß er einen Grund dazu hat. Er legt es darauf an, daß man mich mit ihm vor das heimliche Gericht führe." — „Ergreift das Gewehr! richt Euch!" schrie Fürst Dolgoruki. Die Strelitzen ergriffen schnell ihre Gewehre, Burmistrow und Borissoff ließen Esumbuloff stehen und traten an ihren Platz. Laptew hatte sich inzwischen längst in der Menge versteckt. „Schultert's Gewehr!" schrie Dolgoruki, und die Reihen der Gewehre erglänzten in der Luft. Auf der rothen Treppe erschien der Patriarch Josakim; voraus gingen die Priester mit den Heiligenbildern, und es folgte der ganze Reichsrath. Tiefes Stillschweigen herrschte auf dem Platze. Alle nahmen die Mützen ab, und der Patriarch begann folgende Rede: „Es ist Allen bekannt, daß das von Gott gesegnete russische Reich, welches durch die Gnade unsers Heilandes, Herrn und Gottes Jesu Christi, im unverfälschten christlichen Glauben verharrt, unter der Herrschaft des sehr frommen, großen Herrn, Czaaren und Großfürsten Michael Feodorowitsch, Selbstherrschers aller Reußen, gesegneten Andenkens war, und nach diesem großen Herrn folgte auf dem czaarischen Throne sein Sohn, der sehr fromme, große Herr Czaar und Großfürst Alexei Michailowitsch, Selbstherrscher von ganz Groß-, Klein- und Weißreußen. Bei seinem Ableben war der Nachfolger auf dem Throne sein Sohn, der sehr fromme und große Herr, Czaar und Großfürst Feodor Alexejewitsch. Nun hat nach dem Gefallen und dem Rathschlusse Gottes Er, der große Herr, das irdische Reich verlassen und ist in die ewige Ruhe eingegangen. Es sind seine kaiserlichen Brüder übrig, die rechtgläubigen Czaarewitsche und Großfürsten Joann Alexejewitsch und Peter Alexejewitsch. Mit Einem Herzen und mit Einer Seele fragt Ihr: Wem von den kaiserlichen Söhnen gebührt es, der Nachkomme in dem czaarischen Szepter und auf dem czaarischen Throne zu seyn." und gleich dem Donner erscholl von allen Seiten der Ruf: „unser Czaar sey Peter Alexejewitsch!" — „Es ist verbrecherisch, den ältern Czaarewitsch zu übergehen," schrie hintendrein Esumbuloff; „auf den Thron zu steigen, gebührt nur Joann Alexejewitsch." — „Gesundheit und langes Leben unserm Czaaren und Herrn Peter Alexejewitsch!" schrien tausend Stimmen, und die Erde schien von dem einige Minuten fortdauernden Getöse zu beben. Der Patriarch kehrte nun in den Reichsrath und fragte: „Gebührt es sich, also zu verfahren?" Alle, mit Ausnahme Miloslawski's und einiger wenigen Anhänger der Czaarewna Sophia, antworteten: „also sey es nach dem Willen der Nation!" Der Patriarch begab sich, begleitet von dem Reichsrathe, nach dem Schlosse, wo der junge Peter mit seiner Mutter, der Czaariza Natalia Kirilowna, sich befand, und weihte ihn zum Czaaren ein. Hierauf küßte das Volk mit Thränen der Trauer die kalte Hand Feodors und mit Thränen des Entzückens die Herrscherhand Peters. Die Sonne ging unter, und die Bürger, die an keinen Schlaf dachten, beweinten noch den todten Czaar; die Sonne ging auf und ganz Moskau sprach dem jungen Czaaren den Schwur der Treue aus.

*) Auch eine von den handelnden Personen des Romans.

**) Diese Worte müssen also eine sprüchwörtliche Bedeutung haben und eine Art Hülfruf seyn.

Vermischte Nachrichten.

Die Stadt Nertschinsk in Sibirien, hat außer 569 Privatgebäuden, eine steinerne Kathedrale und eine steinerne Pfarrkirche, ein steinernes und fünf hölzerne Krongebäude, einen Kaufhof, in welchem 25 Buden, eine geistliche und eine bürgerliche Lehranstalt u. s. w., und zählt 5638 Einwohner beiderlei Geschlechts. Die Hauptbeschäftigung derselben besteht im Anbau von Tabak, wovon jährlich in der Stadt und im Nertschinskischen Kreise gegen 2000 Pud verkauft werden, und in Viehzucht; das Vieh wird zum Theil fremden Kaufleuten überlassen, die es nach Kiachta zum Tauschhandel mit den Chinesen bringen. Die Kaufmannschaft von Nertschinsk kauft Rauchwerk auf, das gleichfalls nach Kiachta oder nach dem Nischnegorodschen und Irbitschen Jahrmarkt geht. Der ganze Umsatz des innern Handels der Nertschinskischen Kaufmannschaft beläuft sich auf 650,000 Rubel. An Rauchwerk wird im Durchschnitt jährlich gesammelt: 200.000 bis 300.000 Eichhörnchen, 30 bis 45 Zimmer Zobel, 50 bis 70 Stück Fischottern, 100 bis 150 Luchse, 350 bis 500 Stück Füchse, 30 bis 40 Vielfraße, 100 bis 150 Bärenfelle, 500 bis 700 Wolfshäute, 2000 bis 5000 Iltisfelle. Von Hausthieren: 40 bis 50.000 schwarze Lämmerfelle, 25 bis 50.000 Stück weiße. In dem von der Stadt benannten Kreise zählt man 5 steinerne und 8 hölzerne Kirchen, 20 Kapellen und 4 hölzerne Götzentempel, eine Pfarrschule, 7 öffentliche und 5158 Privatgebäude. Die Bevölkerung besteht außer den sogenannten alten Landbewohnern und Tungusen, auch aus Leuten, die von den verschiedenen Gouvernements dahin geschickt werden. Im Jahre 1829 betrug die Einwohnerzahl des Kreises 25.847, worunter 12.564 Tungusen. Außerdem nomadisiren längs den Flüßchen Aga und Onona die sogenannten Brüder-Tungusen, deren Anzahl über 8000 beträgt. Im Nertschinskischen Kreise befinden sich die Bullürinskischen heißen Quellen, und die Ulätujewschen Sauerbrunnen. (Russ. Journal des Minist. des Innern 1831. Heft 2.)

Der gelehrte ungarische Sprachforscher Csoma de Körös, befindet sich gegenwärtig in Calcutta, wohin er von einer Reise in den Himalaya zurückgekehrt ist. Hier wird er ein tübetanisch-englisches Wörterbuch und eine Grammatik dieser Sprache herausgeben, die Frucht mehrjähriger Studien und Reisen. Anfangs hielt er sich zu diesem Zweck in Zangla, einer Stadt im Bezirk von Zanker in Ladakh auf, später zu Kanum, am nördlichen Ufer des Setledsch in der Provinz Khanavar, und zwar hier drei Jahre. Wenn man bedenkt, daß die tübetanische Sprache von Volksstämmen gesprochen wird, die eine Landstrecke von sechszehn Graden von Westen nach Osten einnehmen, und an mehreren Orten die Gränznachbaren der britischen Besitzungen in Indien sind, so leuchtet schon daraus die politische Wichtigkeit der Unternehmung des Herrn Körös ein. Außerdem wird hiedurch dem Studium der Philologie, Geschichte, Geographie und Mythologie ein neuer Schlüssel zu einem noch unbekannten Schatze in die Hand gegeben. — Die britische Regierung verdankt aber auch Herrn Csoma de Körös die Entdeckung einer höchst seltsamen diplomatischen Depesche, aus der die freundschaftlichen Gesinnungen des russischen Hofes gegen den Maharadschah Runschit Sing zum erstenmal offiziell bekannt wurden. Diese Depesche sollte als russischer Gesandter der Aga Meh'di überbringen, der jedoch in den Gebirgen von Yarkund um's Leben kam, worauf seine Papiere den Engländern in die Hände fielen, und von Herrn Csoma de Körös übersetzt wurden. Die Depesche war, so viel man darüber erfahren konnte, aus Petersburg datirt und von dem Grafen Nesselrode unterzeichnet. Obgleich ihr Inhalt bloß Höflichkeitsbezeugungen und Handelsanträge enthalten mochte, so machte dieser Schritt der russischen Regierung bei den Engländern doch nicht geringes Aufsehen, zumal es schon der dritte mißglückte Versuch dieser Art von derselben Seite her ist. Herr Körös übersetzte sie ins Lateinische, und Herr Moorcraft beförderte sie an die Regierung, von der sie wahrscheinlich in einem der Archive niedergelegt worden ist. Aus dieser Quelle scheinen die bisher in den britischen Besitzungen verbreiteten Gerüchte von Runschit Sing's Heeresrüstungen, der Annäherung russischer Truppen u. s. w. ihren Ursprung zu haben.

Der gegenwärtige Polizeipräfekt von Paris hat eine Zählung der in der Hauptstadt umherziehenden Musikanten, Bänkelsänger u. s. w. vornehmen lassen, woraus hervorging, daß sich in Paris 106 Orgelmänner, 135 Straßensänger, 271 herumziehende Musikanten, und 220 Ausrufer, Deklamatoren u. s. w. befinden. Drei Viertheile derselben sind nicht aus der Hauptstadt gebürtig und bloß 150 eigentliche Franzosen. Da diese Leute durch die Zuhörerhaufen, die sich um sie versammeln, den Taschendieben in die Hände arbeiten, so fand man es für nöthig, sie einer strengern Aufsicht zu unterwerfen: fortan sollen sie im Winter um sechs Uhr, im Sommer um acht Uhr ihre Kunstwanderungen beschließen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 5. 5 Januar 1832.

Die Mauromichalis und der Graf Capodistrias.

(Fortsetzung.)

Diese glänzenden Thaten gewannen ihm das Vertrauen der Nation. Deputirter am Kongreß zu Astros und Epidaurus wurde er zu dessen Präsidenten erwählt, ein Amt das er nur verließ um die ausübende Gewalt zu übernehmen, die ihm von diesen beiden Versammlungen übertragen wurde. Es ist bekannt, wie oft die Macht Ibrahims an dem Felsen von Maina scheiterte, und immer waren es die Glieder der Familie Mauromichalis, die die Mainoten zum Sieg führten. Kyriakuiis, Petrobei's Bruder, starb siegreich, Elias und Ganaky, seine Söhne, hatten dasselbe Loos, kurz fünfundvierzig Glieder dieser Familie fielen als Märtyrer der griechischen Unabhängigkeit, und man kann behaupten, daß die Mauromichalis das von der Familie der Fabier in Rom gegebene Beispiel in Griechenland erneuerten.

Die Mauromichalis trugen viel zur Erhebung des Grafen Capodistrias zur Präsidentschaft von Griechenland bei. Georg war einer der drei Kommissarien, denen von der Versammlung zu Trözene die ausübende Gewalt provisorisch übergeben wurde. Diese Kommission beeilte sich, ihre Autorität in die Hände des Grafen niederzulegen, der bei ihrer Uebernahme schwur, die Konstitution aufrecht zu erhalten. Einige Zeit später ließ der Präsident die Absicht merken, sie zu ändern; Marki und Georg Mauromichalis, Mitglieder der Kommission, fürchteten nun eine schwere Verantwortung auf sich geladen zu haben, da sie die Zügel der Regierung aus den Händen gegeben hatten, ohne eine öffentliche Gewährleistung gefordert zu haben, und theilten ihren Freunden ihre Besorgnisse mit. Der Präsident hatte seine Spione nur zu zeitig ausgeschickt, um nicht von diesen Mittheilungen unterrichtet zu seyn. Marki wurde bei Nacht von einer Bande Sbirren aufgehoben und in den Kerker geworfen, wo er acht Monate lang das Verbrechen eines freundschaftlichen Vertrauens büßte. Georg Mauromichalis, von dem nämlichen Schicksal bedroht, verließ Aegina und flüchtete in die Gebirge von Maina. So kündigte Capodistrias seinen Eintritt in Griechenland an, und dieß Ereigniß war der Vorläufer langer Verfolgungen, die er gegen die Familie Mauromichalis richtete.

Später enthüllte Petrobei, als Mitglied des Panhellenions, bei Gelegenheit einer Mittheilung hinsichtlich der Gränzen, seinen Kollegen die despotischen Absichten der Regierung. „Solche Vorschläge,“ sagte er, „müssen einem von der Nation gewählten Körper gemacht werden, nicht aber uns, die wir einen solchen nicht vorstellen. Warum zögert man noch immer die schon so lange versprochene Nationalversammlung zu berufen?“ — Derselbe Petrobei beklagte sich später, gegen die in Poros anwesenden Minister der drei Mächte bitter über die tiefe Verachtung, die Capodistrias gegen die Rechte und Institutionen äußere, die doch die Nation durch so viele Opfer errungen habe. Herr von Ribeaupierre übernahm es ihm zu antworten, und bemühte sich in einem Schreiben ihn von den rechtlichen Gesinnungen des Präsidenten und seiner Achtung gegen die Konstitution zu überzeugen. Auf die kühnen Vorstellungen, die er nachher im Verein mit mehreren ausgezeichneten Männern dem Präsidenten machte, antwortete dieser nur durch diplomatische Winkelzüge, indem er von der Nothwendigkeit sprach, die Regierung Griechenlands mit den bei dem größten Theil der europäischen Mächte herrschenden Prinzipien in Einklang zu bringen. Endlich bat Mauromichalis den Marschall Maison in einer Unterredung, die er mit letzterm hatte, seinen ganzen Einfluß anzuwenden, um den Präsidenten von der gefährlichen Bahn, die er eingeschlagen, abzubringen. Capodistrias war, ehe noch der Marschall mit ihm sprach, *) durch seine Spione schon von dieser Unterredung unterrichtet; der erlauchte Marschall möge zeugen, ob die Sprache Mauromichalis das geringste Inkonstitutionelle enthielt, ob seine Forderungen von der Art waren, daß sie die Einheit des Staates gefährden konnten, wie Verläumder das Publikum so gerne überreden möchten.

Sehen wir jetzt, welcher Waffen der Präsident sich gegen ihn bediente. Eine alte Eifersucht trennte die Mauromichalis und die Murtzinos. Durch ihr Zaudern bei der Bewaffnung gegen die Türken, und durch den Kaltsinn, den sie bei der Unterstützung der Insurrektion blicken ließen, hatten die letztern den Unwillen ihrer Mitbürger in hohem Grade auf sich geladen, und die ihnen für dieses Benehmen drohende Rache wurde nur durch die Großmuth

*) Der Marquis von Valmy, damals französischer Geschäftsträger bei der griechischen Regierung, hatte sich beeilt den Marschall von der Treulosigkeit eines Unterbeamten zu unterrichten, der Das was bei jener Unterredung verhandelt wurde, hinterbrachte. Der schwatzhafte Beamte wurde nach zweimonatlichem Arrest nach Frankreich zurückgeschickt.

Mauromichalis abgewendet. Dieser Umstand, der beide Familien einander wieder näher gebracht hatte, schien beinahe schon sie gänzlich aussöhnen zu wollen, als der Präsident es unternahm, den kaum erlöschenden Haß in neue Flammen anzufachen. Auf der einen Seite zog er die Murzinos an sich und überhäufte sie mit Wohlthaten, auf der andern entfernte und verfolgte er die Mauromichalis; so suchte er beide Parteien gegen einander aufzureizen, um eine durch die andere aufzureiben, und so unter diesen innern Unruhen seine Autorität wieder zu befestigen, die durch die Bedrückungen seiner Statthalter bereits sehr gesunken war. Sein Plan scheiterte. Entrüstet über die Plackereien Ghenovelos forderten und erhielten die Notabeln seine Zurückberufung. Der Präsident ließ sich indeß nicht abschrecken; nach Verlauf einiger Zeit setzte er diesen Gouverneur wieder ein, und zwar mit so unüberwindlicher Hartnäckigkeit, daß die Admirale der Mächte, die von diesen Reibungen unterrichtet waren, und Gefahr besorgten, Vorstellungen machten, denen der Präsident jedoch nicht entsprach, und es auf neue Unannehmlichkeiten ankommen ließ, ehe Ghenovelos seine definitive Absetzung erhielt.

(Schluß folgt.)

Das englische Unterhaus.

(Fortsetzung.)

Als einer der merkwürdigen Erscheinungen im Unterhause fällt einem neuen Mitgliede der große Unterschied zwischen dem Rufe auf, den ein Mitglied in der Kammer, und den es außer der Kammer genießt. Einige Mitglieder werden von der Versammlung aufmerksam, ja gewissermaßen ehrfurchtsvoll angehört, während sie im Publikum nicht im Mindesten gewürdigt werden oder gar völlig unbekannt sind. Ein neues Mitglied erstaunt über die Komplimente, die an einen Herrn Baring verschwendet werden, über die Hochachtung, die einem Herrn Wynne zu Theil wird, über die Lobsprüche, mit denen man einen Herrn Attwood überhäuft: er würde noch mehr erstannen, wenn er diese Redner zum ersten Mal hörte und bevor er noch selbst von dem Geiste des Hauses durchdrungen ist. Allein nicht eine einzelne Rede ist es, sondern der allgemeine Charakter einer Reihe von Reden, die diesen Mitgliedern eine so dauerhafte Achtung verschafft haben; eine Kenntniß der Details, eine geschickt angebrachte Schärfe der Replik, und besonders ein eigenthümlicher Anschein von Treuherzigkeit — Dieß sind die Mittel, die wiederholt angewandt unmerklich ein Ansehn schaffen, das von dem Publikum nicht begriffen werden kann, weil es ein Mitglied des Unterhauses nur nach einigen, oft schlecht vorgetragenen und eben deßhalb von den Journalen oft mangelhaft wiedergegebenen Reden beurtheilt. Das merkwürdigste Beispiel von diesem Unterschiede zwischen der Parlaments- und Landes-Reputation bietet uns Sir Robert Peel. Unbestritten hat kein Mitglied so wie er das Unterhaus in seiner Gewalt. Er erhebt sich — Alles schweigt. Er beginnt, indem er sich der Gewohnheit zu Folge mit den Worten: „Mr. Speaker" an den Sprecher wendet, und gleich bei dem ersten Satze fühlt man, daß man einen Meister hört. In der That läßt sich kein so vollendeter, so durch und durch ausgebildeter Dialektiker denken als er. Seine Beredsamkeit ist unvergleichlich klar und bestimmt: seine Töne der Ueberredung, des aufrichtigen Geständnisses oder des ernsten Angriffes würden selbst auf der Bühne von ergreifender Wirkung seyn. Seine Art Etwas beizuzugeben, seine Kunst sich auf der schwachen Seite der Argumentation seines Gegners einzubohren, Details gegen Prinzipien ins Feuer zu führen, und Prinzipien gegen Details, seine Gewohnheit, eine Wahrheit aufzustellen mit dem Anschein, als wolle er darauf seinen Vortrag stützen, und die Geschicklichkeit, mit der er dann aus dieser Wahrheit die scharfsinnigsten und geistreichsten Sophismen abzuspinnen weiß — Dieß sind die wahrhaft vollkommenen Eigenschaften parlamentarischer Gewandtheit, die außer dem Parlamente nie errungen werden können, und Sir Robert Peel ist einer von den wenigen Rednern, die sich große Mühe gegeben haben, sie zu erlangen. Wenn nicht Alles, doch das Meiste, was an ihm bewundert wird, ist das Resultat erstaunlicher Uebung und ernsten Studiums. Seine Aktion, der Tonwechsel seiner Stimme, sein Lächeln, seine Handbewegung sind durchaus die Frucht der Vorbereitung, so gut wie die eines Schauspielers in Frankreich selbst, wo die Aktion so gut eine Wissenschaft wie eine Kunst ist. Er ist nie theatralisch, aber stets dramatisch. Was Young auf der Bühne ist, ist Robert Peel im Parlamente.

Nur wenige Mitglieder des Unterhauses verlegen sich wahrhaft auf parlamentarische Redekunst; theils weil, wie gesagt, der Konversationston von so großer Wirkung auf die Kammer ist, theils aus Furcht sich lächerlich zu machen, theils auch, weil die meisten in einem schon so vorgerückten Alter erst gewählt werden, daß sie nicht wieder zu lernen anfangen mögen. So kommt es, daß die Repräsentanten Großbritanniens überhaupt sich begnügen, ihre Meinung auf die, wie sie glauben, einfachste Weise auszusprechen, die jedoch nicht selten bis zum Gemeinen herabsinkt. Sie sprechen mehr für ihre Konstituenten als für ihren Ruhm, und dann wird die Ausbildung der Redekunst auch dadurch gehindert, daß die Gabe flüssig zu sprechen eine der gewöhnlichsten ist. Männer von einer gewissen Stellung im Leben, von einem gewissen Alter und von einigen Kenntnissen des fraglichen Gegenstandes sind selten um Worte verlegen. So spricht Jedermann im Unterhause geläufig, und deßhalb gibt sich auch Niemand die Mühe mehr, als geläufig zu seyn. Da sie finden, daß sie ihre Gedanken ohne Anstoß vortragen, so glauben sie auch, es sey nicht möglich dieselben besser auszudrücken.

Jeden Tag hört man Klagen über den Mangel an Genauigkeit in den Journalen, welche über die Sitzungen Bericht erstatten, und in der That findet man auch einen sehr großen Unterschied zwischen den Reden, die gehalten worden sind und wie sie im Druck erscheinen. Indeß liegt die Schuld hievon mehr an den Rednern als an den Stenographen; denn nur wenig von der Stimme gelangt bis zu den Bänken der Galerie hinauf. Es bedarf einer gewissen Langsamkeit des Vortrages, einer sehr deutlichen Aussprache und der langen Gewohnheit, seine Stimme gehörig steigen und fallen zu lassen, wenn man den Ton bis in die entferntesten Winkel eines für Zuhörer sehr schlecht gebauten Saales gelangen lassen will: deßhalb sind es meist auch die ältesten Redner, die am deutlichsten sprechen. Die jüngern Mitglieder, so vollkräftig und wohltönend

auch ihre Stimme seyn mag, werden selten auf den Galerien gut verstanden. Jedem der einer Unterhaussitzung beigewohnt hat, ist gewiß die eigenthümliche Höhe der Stimme und das scharfe Abstoßen der letzten Worte eines Satzes bei dem Vortrage alter Mitglieder aufgefallen. Diesen Fehler, der in der Nähe unangenehm ins Ohr fallen mag, hat man sich angewöhnt, um den noch größern zu vermeiden, nicht in der Ferne verstanden zu werden. Die meisten jüngern Redner lassen am Ende einer Periode die Stimme sinken; so hört der Stenograph zwar die ersten Worte, die letzten aber bleiben ihm völlig unvernehmlich.

(Fortsetzung folgt.)

Die arabischen Pferde.

(Aus der Feder des polnischen Grafen Wenzeslas Rzewuski, in der „Revue de Paris.“)

Arabien, Persien, Indien und Aegypten müssen von unvordenklichen Zeiten her das Vaterland einer und derselben Race von Pferden gewesen seyn. Die Araber der Wüste, stolz auf die Abstammung ihrer Rosse, behaupten zwar, daß ihre fünf berühmtesten Pferdefamilien, die unter einer eigenen Benennung bekannt sind, von den fünf Lieblingspferden des Propheten abstammen. Aber hatte nicht Mahommed selbst sie in dem Lande gefunden, in welchem sie ursprünglich einheimisch sind?

Die Araber wie die Perser erscheinen in den Kriegen der frühesten Zeit, wo sie in der Geschichte auftreten, stets als berittene Schaaren, und jedes Volk, das sich in seinen Kriegen hauptsächlich des Pferdes bedient, hält gute Pferde in hohem Werthe. Unter den alten Persern war das Pferd nicht bloß ein werthvoller Gegenstand, sondern es genoß auch einer göttlichen Verehrung; sie weihten es der Sonne, und dem Wiehern seines Rosses verdankte Darius die persische Krone. Das Wort Arb oder Asb, welches Pferd bedeutet, finden wir als die Endsylbe vieler altpersischen Namen, wie Thamurasb, Kurchasb, Hohrasb, Hystasb u. s. w. Man kann noch hinzufügen, daß die Cilicier dem Darius jährlich einen Tribut in weißen Pferden zu entrichten hatten.

Die Araber, und überhaupt alle andern Nationen, die an den Ufern des Ganges, Oxus und Araxes, am Gestade des schwarzen, mittelländischen und rothen Meeres und am indischen Ozean wohnten, achteten das Pferd nicht minder hoch als Perser. Herodot und Strabo erwähnen einstimmig, daß die besten Pferde aus jenen Gegenden stammen. Das Pferd verdankt seine Vollkommenheit, d. h. seinen kleinen und feinen Kopf, seinen schlanken Leib, seine Kraft, seine Lebhaftigkeit, sein Feuer hauptsächlich der Vortrefflichkeit der Weide; denn es ist außer Zweifel gesetzt, daß eine feuchte und sumpfige Weide an einem plumpen Kopfe, zu grob ausgebildeten Kinnladen, schwachen Augen, einem schwachen und schlecht verdauenden Magen, allzu fleischiger Brust, dicken und verschiedenen Krankheiten unterworfenen Füßen des Pferdes Schuld ist. Eine feuchte Weide schwächt seinen Körperbau, beraubt es der anmuthigen und leichten Bewegung, dämpft sein angebornes Feuer und macht es fehlerhaft und stumpfsinnig. Hingegen finden wir auf den trockenen Weiden von Arabien, Persien u. s. w. jene Pferde, deren höhere Lebhaftigkeit, deren Verstand und Feuer der Gegenstand allgemeiner Bewunderung sind. Das Innere von Arabien und Persien bietet hinlänglich über der Meeresfläche erhabengelegene Ebenen, um trockenes, aromatisches und gesundes Futter zu erzeugen, das nicht mit jenen Salztheilchen überladen ist, welche zwar den Haaren des Thieres einen schönen Glanz geben, aber zu gleicher Zeit Schuld sind, daß das Pferd nur mit Mühe sich an eine andere Gegend als seine Heimath gewöhnen kann. Zur Unterstützung dieser Behauptung darf nur die Thatsache angeführt werden, daß die Pferde der nördlichen Krimm, sowie die der Kalmucken, an der Wolga, der Kuma, dem schwarzen Meere und dem Don erst gedeihlich fortkommen, wenn sie ein Jahr in Volhynien, Podolien und in der Ukraine zugebracht haben. Dem Boden, dem Klima und der guten Beschaffenheit des Futters verdanken es auch die persischen und arabischen Pferde, daß sie so wenig der Druse und andern ähnlichen Krankheiten ausgesetzt sind; daß ihre Beine sehr proportionirt und ihr Huf fest und hart ist. Ich glaube nicht, daß die Pferde dieser Gegenden seit Darius Zeiten sich verbessert oder verschlechtert haben. Indien bietet dieselben Vortheile. Nur Aegypten ist der Pferdezucht wegen der häufigen Nilüberschwemmungen, welche den Boden und die Luft feucht machen, weniger günstig. Es läßt sich an den ägyptischen Pferden bemerken, daß sie zu gewissen Krankheiten geneigt sind, die man niemals an den arabischen und persischen Pferden wahrnehmen wird. Diese Disposition wird allmählich wieder bemerkbar und verschwindet endlich ganz, je mehr man nach Oberägypten und Abyssinien hinaufsteigt. Was die Pferde von Westafrika betrifft, so sind sie durchgehends von arabischer Abkunft, und da die Weiden in der Berberei fast die nämlichen sind, wie in Arabien, so haben die Berberpferde auch die größte Aehnlichkeit mit den arabischen.

Die persische, arabische und numidische Reiterei tritt in der Geschichte völlig so auf, wie noch heut zu Tage die Reiterschwärme der orientalischen und barbarischen Nationen. Man könnte vielleicht einwenden, daß die Pferde der alten Perser an Sichelwagen gespannt waren; allein jedes gute Reitpferd kann in ein gutes Zugpferd umgeschaffen werden, insbesondere wenn man es einem leichten Wagen vorspannt, wie die Wagen der Perser gewesen seyn mußten, deren zerstörende Wirkung vorzüglich von der Schnelligkeit ihres Laufes abhing. Curtius bemerkt von diesen Wagen, daß ihre Lenker den Pferden den Zügel auf den Nacken fallen und sie mit solchem Ungestüm anrennen ließen, daß sie Alles über den Haufen warfen. Herodot, indem er von den Reitern des Xerxes spricht, erwähnt namentlich der Pferde der Perser, Araber, Meder, Indier, Baktrianer, der Nationen am Gestade des kaspischen Meeres, der Völker, die zwischen dem Ganges, Oxus, Araxes und den übrigen schon oben erwähnten Gegenden wohnen. Xenophon gibt in seiner Abhandlung von der Reiterkunst, wenn er die Kennzeichen eines guten Pferdes aufzählt, fast die Beschreibung des arabischen Pferdes unsrer Tage.

Die Kriege, welche die Hellenen gegen die Perser führten, mußten nothwendig die Einführung der orientalischen Pferderacen in Griechenland zur Folge haben. Herodot gibt die Zahl der Pferde im Heere des großen Königs auf achtzigtausend an, die wahrscheinlich lauter Hengste waren; denn man findet weder bei Herodot noch Strabo eine Anspielung auf jene heut zu Tage so gewöhnliche Verstümmelung des Pferdes. Der Einfall des persischen Heeres in Griechenland, der Aufenthalt des Mardonius daselbst, und der fortdauernde Verkehr zwischen Griechenland und dem Orient mußten zur Verbesserung der griechischen Pferderace beitragen, während die trockene Weide und das heiße Klima dieses Landes der Entartung derselben entgegen arbeiteten. Was die Pferde der Berberei von Lybien bis an die Gränze des alten Mauritaniens oder des heutigen Marokko betrifft, so mußten sie ungefähr die nämlichen seyn, wie die heut zu Tage dort befindlichen, von schönen Formen, lebendig und voll Feuer, da die nämlichen Ursachen, denen ich die Aehnlichkeit der alten und jetzigen Pferde Arabiens und Persiens zuschreibe, auch dort denselben Einfluß hatten. Die Eroberung Spaniens durch die Karthaginenser und ihre mehr als zwei Jahrhunderte dort ausgeübte Herrschaft mußten das orientalische Blut der numidischen und mauritanischen Rosse mit dem der iberischen Pferde vermischen. Es scheint, daß die Afrikaner niemals ihre Pferde verschnitten, und daß ihrem Beispiele bis auf unsre Tage herab die Spanier folgten, die noch immer einen Abscheu gegen diese Verstümmelung haben. Gleicher Vortheile wie Spanien hatte sich in dieser Beziehung ohne Zweifel auch Sicilien zu erfreuen. Zwei Pforten im Südwesten von Europa waren also der Verbreitung der orientalischen Pferderace geöffnet.

Das alte Scythien war rücksichtlich seiner Weiden eben so begünstigt wie Arabien; allein wegen seiner nördlichern Breite erzeugte es aromatische Kräuter nicht in solchem Ueberflusse. Wenn dort die saftigen Pflanzen des südlichen Asiens auf freiem Felde gesäet werden, so wird ihre natürliche Eigenschaft allmählich durch die Kälte des Klima's zerstört. Ich habe bemerkt, daß die heut zu Tage in den von Baschkiren, Kirgisen, Bulgaren bewohnten Gegenden gezogenen Pferde, wie die Pferde des mittäglichen Asiens die feine Haut, die geschwellten Adern besitzen; vergeblich aber sucht man bei ihnen den schlanken Wuchs, die Schönheit der Glieder, die reiche Mähne, den langen Schweif, und überhaupt die Anmuth und Lebendigkeit, welche das asiatische Roß auszeichnen; auch sind ihre Beine öfters plump als leicht. Indeß eignen sie sich ausnehmend gut zum Kriege. Ihr Körperbau ist fest; sie erfordern wenig Sorgfalt; sind gelehrig; haben einen un-

erschöpflichen Athem; eignen sich deßhalb zu langem Laufen und sind schwer zu ermüden. Man findet bei allen aus Asien stammenden Pferden, unter welcher Breite sie auch einheimisch geworden seyn mögen, eine eigenthümliche Art die Ohren zu bewegen, und einen Gang, wodurch sie, als zu einem Stamme gehörig, bezeichnet sind. An keiner Race der abendländischen Pferde lassen sich diese Kennzeichen wahrnehmen, die englische ausgenommen, die viel arabisches Geblüt hat. Diese Bemerkung machte ich an mehr als hundert acht und achtzigtausend asiatischen Pferden, welche von den Kalmucken und Tataren jährlich auf den berühmten Jahrmarkt Berdyczow gebracht werden. Im Jahre 1814 kamen sieben und siebzigtausend Pferde aus den großen Steppen, und ich darf sagen, daß ich während eines fünfjährigen Aufenthalts im russischen Polen mehr als zweimalhundert und fünfzigtausend Pferde gesehen habe.

(Schluß folgt.)

Polizeiverhandlungen in London.

Die englischen Blätter unterlassen es keinen Tag, eine oder die andere ihrer Spalten mit polizeilichen Verhandlungen zu füllen, was vielleicht manchem Leser einer öffentlichen Mittheilung nicht werth zu seyn scheinen mag. Allein abgesehen, daß hiedurch der Polizeiwillkür eine ernstliche Controle an die Seite gesetzt wird, erhalten wir eben durch diese Blicke in die polizeilichen Gerichtsstuben ein fortlaufendes Gemälde von den Sitten, der Armuth und der oft grauenvollen Verwilderung der niedern Klassen, sowie nicht selten Charakterzüge des englischen Volkes, wie sie keine andere Schilderung zu geben im Stande ist. Wenn auswärtige Blätter bis jetzt noch so wenig Bedacht auf diese wahrhaft Hogarthischen Bilder des englischen Volkslebens genommen haben, so ist dem Publikum mancher Blick in das innere Thun und Treiben der Bevölkerung Londons entzogen werden. Wie sehr wäre es zu wünschen, das auch den Verhandlungen unsrer Polizeigerichte gleiche Oeffentlichkeit zu Theile würde. Wie viele schreiende Ungerechtigkeiten der leider so unbeaufsichtigten Polizeiwillkür würden dadurch an's Licht gezogen, oder aus Furcht vor dem unerbittlichen Richterstuhl der öffentlichen Meinung unterlassen werden. Es soll daher unsere Aufgabe seyn, von Zeit zu Zeit diesen wichtigen Gegenstand in's Auge zu fassen, wie wir denn hier mit einigen Polizeiverhandlungen des verflossenen Monats den Anfang machen wollen.

In Harton-Garden-Office wurde Anna Sommers, ein anständig aussehendes Mädchen von zehn Jahren wegen Bettelns auf öffentlicher Straße vor den Alderman Laing gebracht. Der Alderman fragte sie, was sie zu ihrer Vertheidigung anzubringen habe. — **Die Gefangene:** „Mein Vater und meine Mutter sendeten mich auf's Betteln aus.“ Ein Polizeidiener bemerkte, daß die Aeltern des Mädchens im Vorzimmer seyen. Diese wurden auf Befehl des Aldermans eingeführt. Der Vater, ein kränklich aussehender Mann, und die Mutter, die einen Säugling an der Brust und noch zwei Kinder an der Seite hat, treten ein. — **Der Alderman:** Laßt das Mädchen schwören. — Dieß geschah. **Der Alderman:** Wer sendete Dich auf's Betteln aus. — **Die Gefangene:** Mein Vater und meine Mutter, Sir. — **Der Alderman zum Vater:** Was habet Ihr zu sagen? — **Der Vater:** Ich war in der größten Noth, und diese allein zwang mich, mein Kind auf die Straße zum Betteln zu schicken. — **Alderman:** Wer seyd Ihr? — **Der Vater:** Ein Schneider, Sir, allein ich habe schon lange Zeit keinen Verdienst. — **Alderman:** Ihr seyd **zu einem Monat ins Correktionshaus** verurtheilt. **Der Vater:** Und was soll inzwischen aus meiner Familie werden? — **Alderman:** Fort mit ihm! Ihr seyd einen Monat zum Correktionshaus verurtheilt. — **Der Vater:** Meine Kinder müssen ja Hungers sterben, Ihr Gnaden, was sollen meine Kinder anfangen? — **Alderman:** Führt ihn hinaus. — Während der Mann abgeführt wurde, wendete sich die Frau mit ihrem Säugling auf dem Arm an den Alderman und fragte, was sie und ihre Kinder jetzt anfangen sollten? — **Alderman:** Helft Euch so gut Ihr könnt. — **Die Mutter:** Ich kann nicht arbeiten, ich habe drei Kinder und kann sie doch nicht Hungers sterben lassen. — **Der Alderman:** Ich warne Euch, keines Eurer Kinder auf den Bettel auszuschicken; geschieht Dieß, und man bringt Euch hieher, so werdet Ihr und Euer Kind gleichfalls in's Correktionshaus wandern. — Die Mutter verließ hierauf mit ihren Kindern die Gerichtsstube. —

Der nächste Fall, der vor demselben Polizei-Rhadamantus — zu dem sich wohl überall Seitenstücke vorfinden — verhandelt wurde, betraf einen Knaben von fünfzehn Jahren Namens Smith, der wegen eines fast lebensgefährlichen Angriffes auf ein Mädchen, Namens Emma, die nur ein Jahr jünger ist, als er, vor Gericht gestellt wurde. Dieses junge Genie erklärte auf die Frage des Beamten, daß er vormals mit ihr, als **seiner Freundin** gelebt habe. Vor kurzer Zeit sey er wegen eines Raubes in Newgate eingesperrt, und von ihr treulos verlassen worden; sie habe ihm weder **Tabak**, noch sonst etwas mehr gebracht, ihn auch nicht mehr besucht, und als er wieder losgelassen worden, habe er sie mit einem andern „Gentleman“ in Gütergemeinschaft lebend betroffen. Dieß sey mehr gewesen, als er habe ertragen können, und so habe er sie, als er ihr begegnete, tüchtig durchgewammset, wie sie es verdiente. — Der unglückliche Liebhaber wurde als bösartiger Vagabund zu einem Monat Gefängniß verurtheilt und seine ungetreue Emma, als sie die Polizeistube verließ, nahm den Arm des obenerwähnten „Gentleman“ und wanderte vollkommen zufrieden mit der erhaltenen Genugthuung dahin.

Im Mansionhouse kam zu derselben Zeit ein anderer Vorfall zur Verhandlung, der wie der vorausgegangene gleichfalls als charakteristischer Zug des Lebens in London hervorgehoben zu werden verdient. — Ein Gentleman, Namens Day, wurde vor den Lord Mayor gebracht unter der Anklage, im trunkenen Zustand in ein Wachthaus eingebrochen zu seyn, und die ganze Wachtmannschaft „**Burkers**“ gescholten zu haben. Der Constable der Wache sagte aus, daß Day in die Stube gestürzt sey und geschrieen habe, er komme, um nach einer Person zu sehen, die von den Watchmen „geburkert“ worden sey. Anfangs sagte er die geburkerte Person sey seine Mutter. Zeuge öffnete bei diesen Worten das Wachtstubengefängniß (black-hole schwarze Höhle), wo bereits zwei Leute lagen, die wo möglich noch betrunkener waren als der würdige Gentleman, und fragte ihn: ob vielleicht Einer davon seine Mutter sey? (Lautes Gelächter unter den Zuhörern.) — „Geschwätz!“ — erwiederte der Gentleman; „ich weiß, daß die ganze Wache bezahlt ist, um das **Publikum zu burkern.**“ Die Watchmen, denen der tolle Einfall Spaß machte, schwuren, daß sie am Burkern eines menschlichen Wesens so unschuldig seyen, als ein neugebornes Kind, allein da Herr Day auf seiner Aeußerung beharrte, so wurden sie endlich des Handels überdrüssig und sperrten den polternden Gentleman in die „schwarze Höhle,“ um nach verschlafenem Rausch vor der Polizei über seine Anschuldigung Red' und Antwort zu geben. — **Der Lord Mayor:** Ich bin erstaunt, daß ein Mann, der das Aeußere eines Gentleman von guter Erziehung hat, sich ein Vergnügen daraus machen kann, so arme Leute, wie die Wachtmänner zu insultiren. Ich wünschte, ich könnte Sie nur eine Nacht an ihre Stelle setzen: **Day:** Eher möchte ich mich braten und spießen lassen. — **Ein Watchman:** Ja, jetzt kann er gute Worte geben; aber vergangene Nacht schimpfte er uns ein lausiges Lumpenpack, und als wir ihn drohten, ihn vor Eure Gnaden zu führen, blies er mit der Nase in die hohle Faust und sagte: „Das für den Lord Mayor! Das für ihn und für alle die alten Vetzen von Aldermen, die einen lustigen Kerl das Leben sauer machen.“ Das ist ja doch, um Einem die Haare zu Berg stehen zu machen, wenn man solche Worte noch dazu in einem Wachthaus hören muß. — Der Lord Mayor verwies hier dem Gentleman sehr ernstlich seine ungeziemlichen Aeußerungen gegen einen Gerichtshof, der wegen seiner Liberalität, so wie wegen seiner öffentlichen Tugend allgemeine Anerkennung genieße. — **Day:** Ich gebe zu, Mylord, daß ich in eine Gesellschaft gerathen war, die meine Sprachorgane dergestalt mystifizirte, daß sie nicht wußten, was sie sagten. Allein, Mylord, mir geschah schreiendes Unrecht, ich wurde ins schwarze Loch geworfen, ich Thomas Day, wurde in ein Verließ zu unsaubern Trunkenbolden gestoßen. Ich fühlte bald an meiner Person ein unangenehmes Gefühl, was, wie ich am nächsten Morgen fand, ein ersehr eckelhaften und pöbelhaften Ursache zuzuschreiben war, da ich an meinen Hembekragen jene lebendigen Erzeugnisse der Unreinlichkeit fand, die so häufig in den Falten eines Bettlerkittels gefunden werden. (Gelächter) — **Lord Mayor.** Gut, Herr Day, Sie zahlen fünf Schilling Strafe. — **Watchman:** Ich hoffe, Mylord, es werde Eurer Herrlichkeit gefallen, ihm noch fünf Schilling Strafe aufzulegen wegen der unnützen Worte, die er sich gegen Eure Herrlichkeit erlaubt hat. — Der Angeklagte wurde ohne weitere Buße entlassen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. **Lautenbacher.**

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 6. 6 Januar 1832.

Die Sandwichinseln.

(Fortsetzung.)

Südlich von Mau-i nur wenige Meilen entfernt liegt das kleine Eiland Ta-hau-ra-we, das ungefähr eilf Meilen in der Länge und acht in der Breite beträgt. Es ist niedrig, und weniges dürftiges Gras ausgenommen, von jeder Vegetation entblößt. Die Felsen, aus denen es gebildet ist, sind vulkanischer Natur, indeß gewahrt man keine Spur von einem erloschenen oder noch thätigen Krater. Seiner Gestalt und anderen Anzeichen nach zu schließen ist es nicht unwahrscheinlich, daß es einst einen Theil von Mau-i bildete, und von ihm durch irgend eine gewaltsame Erschütterung, die vielleicht von den nahen Vulkanen auf Mau-i oder Ha-wai-i herrührte, losgerissen wurde. Man trifft hier nur wenige stätige Niederlassungen, und diese stehen unter dem Statthalter von Mau-i.

Mo-ro-ki-ni ist ein kahler Fels, der zwischen den beiden erst genannten Inseln liegt, und die Schifffahrt in dieser Meerenge äußerst gefahrvoll machen würde, wenn er sich nicht so hoch über die See erhöbe, daß er zu allen Zeiten von den Seefahrern bemerkt werden kann. Mo-ro-ki-ni wird bloß von Fischern besucht, die auf seinem nackten Felsenboden ihre Netze zum Trocknen ausspannen und in diesem Betracht kann man es als ein sehr vortheilhaft gelegenes Anhängsel der übrigen Gruppe ansehen.

Ra-nai, ein Eiland von 17 Meilen Länge und 9 M. Breite, liegt nordwestlich von Tahaurawe und westlich von Lahaina auf Mau-i; von letzterem ist es durch einen Kanal geschieden, der nur neun oder zehn Meilen breit ist. Obgleich der Mittelpunkt dieser Insel höher ist als Ta-hau-ra-we, so ist er doch weder so hoch noch so zerklüftet wie die anderen Inseln. Ein großer Theil von Ra-nai ist nackter Fels, und das ganze Eiland leidet häufig an langer Dürre. Die Schluchten und engen Thäler sind indeß mit Dickichten kleiner Bäume ausgefüllt, die häufig von den Bewohnern von Mau-i heimgesucht werden, um daraus Pfosten und Querbalken für ihre kleinen Häuser zu holen. Auch diese Insel ist vulkanisch; ihr Boden seicht und unfruchtbar; an ihrem Seeufer aber wimmelt es von Schalthieren, einigen Arten von Medusen und Tintenfischen. Der Einwohner sind nur wenige, vielleicht nicht über zweitausend. Eingeborne Lehrer sind mit ihrem Unterricht in nützlichen Kenntnissen und in den Lehren des Christenthums beschäftigt; fremde Missionäre haben auf dieser Nachbarinsel von Mo-ro-kai, das von der nördlichen Seite Ra-nai's und von dem östlichen Ende Mau-i's durch einen zwar nur schmalen aber schiffbaren Kanal getrennt ist, noch nicht Hand an's Werk gelegt.

Mo-ro-kai ist ein langes unregelmäßig geformtes Eiland, und scheint von einer Kette vulkanischer Berge gebildet, die sich in einer Länge von vierzig Meilen hin erstrecken, aber nicht breiter als sieben Meilen sind. Diese Berge kommen an Höhe denen von Mau-i gleich und sind von tiefen Schluchten und Wasserrinnsälen zerschnitten, deren Seitenwände mit Grün bekleidet und mit Gebüschen und Bäumen bewachsen sind. Mo-ro-kai hat nur wenig ebenen Boden und daher auch wenig Pflanzungen; einige Stellen sind jedoch fruchtbar und lohnen die Mühe des Anbauens reichlich. Die Bevölkerung ist zahlreicher als die von Ra-nai, übersteigt jedoch nicht 3000 Seelen. Auch hier sind eingeborne Lehrer mit dem Unterricht des Volkes beschäftigt. Viele von den Eingebornen besuchen aber auch die Missionsanstalten des benachbarten O-a-hu und genießen deren Unterricht.

O-a-hu, die romantischste und fruchtbarste der Sandwichinseln, liegt nordwestlich von Mo-ro-kai, ungefähr zwanzig bis dreißig Meilen entfernt und hat in der Szenerie ihrer Landschaften am meisten Aehnlichkeit mit den Gesellschaftsinseln. Dieses schöne Eiland hat gegen sechsundvierzig Meilen in der Länge und dreiundzwanzig in der Breite. Von der Rhede von Honnuruu oder Waititi aus betrachtet, gewährt es einen außerordentlich malerischen Anblick. Eine Kette hoher Berge erhebt sich im Mittelpunkte des östlichen Theils der Insel, und erstreckt sich in einer Länge von vielleicht zwanzig Meilen bis zur Ebene von Eva, durch die sie von den fernen hohen Bergen getrennt wird, die parallel mit der nordwestlichen Küste fortlaufen. Die Ebene von Eva mißt vom Perlstrome bis Walarna gegen zwanzig Meilen in der Länge und an manchen Stellen neun bis zehn Meilen in der Breite. Der Boden ist fruchtbar und von zahlreichen Bächen bewässert, die sich in tiefen Rinnsälen, von denen die Oberfläche der Ebene durchschnitten ist, hinwinden und in's Meer ergießen. Obgleich einer hohen Fruchtbarkeit fähig, ist dieses Flachland doch nur wenig angebaut, und man trifft auf einer Wanderung durch dasselbe nur wenige Niederlassungen. Das ganze Eiland ist vulkanischen Ursprunges, und an vielen Orten erblickt man erloschene Krater von ungeheurem Umfange; doch nach der tiefen Dammerde und den Gebüschen und Bäumen zu schlie-

ßen, womit sie bedeckt sind, muß ihre Thätigkeit schon seit vielen Jahrhunderten zu Ende seyn. Die Ebene von Honoruru insbesondere trägt unverkennbare Spuren der ausgedehnten Wirksamkeit vulkanischer Ausbrüche; sie mißt nicht weniger als neun bis zehn Meilen in der Länge und von der Seeküste bis an den Fuß des Gebirges an manchen Orten zwei Meilen in der Breite; diese ganze Fläche ist mit angeschwemmtem Boden von manchmal drei Fuß Tiefe bedeckt, unter welchem man auf vierzehn bis sechszehn Fuß tiefe Schichten von feiner vulkanischer Asche stößt. Diese Aschenlager ruhen auf einer Unterlage von Felsen, die aber nicht vulkanischen Ursprunges, sondern Kalkgestein sind, das offenbar vom Meere angeschwemmt wurde und Korallen, Fischgräten, Thierknochen und Seemuscheln enthält. Neuerdings erst wurden an mehreren Stellen dieser Ebene Brunnen gegraben, wobei man in einer Tiefe von zwölf oder dreizehn Fuß des Kalkgesteines stets gutes reines Wasser erhielt, das durchaus ohne allen salzigen Beigeschmack war, obgleich es mit der Fluth stieg und fiel, was zu der Vermuthung leiten könnte, daß diese Gewässer mit dem dreihundert Fuß bis dreiviertels Meile weit entlegenen Ozean in Verbindung stehen. Der Felsen selbst ist an der Oberfläche stets hart, und nimmt mit der Tiefe an Porosität zu, was es wahrscheinlich macht, daß das eingesickerte Meerwasser in den Poren des Gesteins filtrirt wurde, und hiedurch seinen Salzgeschmack verlor. Der Fuß des Gebirges, welches die Ebene nach dem Innern des Landes zu begränzt, scheint die ursprüngliche Küste gebildet zu haben, wahrscheinlich aber fand in grauer Vorzeit ein vulkanischer Ausbruch von zwei auf breiten Grundlagen ruhenden abgestumpften Bergen statt, die von den Fremden der „Diamantberg" und „Punschbowlenberg" genannt werden, und offenbar erloschene Vulkane sind. Die bei dieser Gelegenheit ausgestoßenen Aschen und Verkohlungen, wahrscheinlich von Passatwinden nach einer westlichen Richtung hingetrieben, füllten die See aus, und bildeten die gegenwärtige Ebene, deren Bodenoberfläche in der Folge sich entweder aus verwitterter Lava oder dem Pflanzenmoder erzeugte, der während der Regenzeit vom Gebirge herabgeschwemmt wurde.

Am Ende dieser Ebene gerade dem Hafen von Honururu gegenüber, liegt das Thal Annanu, das in eine Gebirgsschlucht führt, die von den Eingebornen Ka Pari — der Bergabgrund — genannt wird. Die Oeffnung des Thales, das sich unmittelbar hinter der Stadt Honururu aufthut, ist ein vollkommener Garten, der von seinen einzelnen Besitzern mit der größten Sorgfalt angebaut wird, auch ist der Boden, der von einem reißendschnell das Thal herabströmenden Flusse bewässert wird, ungemein fruchtbar. Das Thal erhebt sich von dort an allmählich bis zu dem oben erwähnten Bergabsturze, der sieben oder acht Meilen von der Stadt entfernt liegt. Nachdem man ungefähr drei Meilen durch eine ununterbrochene Kette von Pflanzungen zurückgelegt hat, verengt sich das Thal mehr und mehr, und die Berge steigen zu beiden Seiten schroffer empor. Die Szenerie der Landschaft ist hier von entzückender Schönheit; der Thalgrund bildet anmuthige Krümmungen, durch die ein rascher Strom von einer Seite zur andern seinen geschlängelten Lauf nimmt, und bald mit spiegelheller Glätte sich dahin windet, bald mehrere Fuß hohe Wasserfälle bildet, oder ungestüm und schäumend sich an Felsen bricht, die seinem Lauf entgegenstehen. Die Bergwände sind mit saftigem Grün von mannichfachen Schattirungen begleitet und selbst die schroffesten Felsenspitzen, die aus den Gebüschen emporsteigen, mit Schlingpflanzen und Lianengewinden mancherlei Art behangen. An manchen Orten stürzen sich an den steilen Bergwänden silberne Kaskaden in die dem Flusse zueilenden Bäche. Die Schönheit der Gegend gewinnt mit jedem Schritte an erhabener Pracht, indem man auf immer steiler gewordenen Grund zwischen Hibiskusgebüschen und anderen Bäumen aufwärts steigt, bis der Wanderer endlich um einen Pfeiler vulkanischer Felsen beugt, und nun mit einem Male den Pari zu seinen Füßen gähnen sieht. Ungeheure Massen schwarzer und rostfarbiger Felsen thürmen sich vor ihm in fast senkrechter Höhe viele hundert Fuß hoch auf, während dicht zu seinen Füßen ein viele hundert Fuß tiefer Abgrund jäh hinabstürzt und darüber hinaus dem Blicke sich wie von Zauberhand ein Gemälde aufrollt von Bergen und Thälern, Bäumen und Häusern, Stromwindungen und geschlängelten Pfaden, angebauten Pflanzungen und wilden Dickichten, eine Landschaft von vielen Meilen im Umkreis, auf der einen Seite von hohen Gebirgen eingerahmt, auf der andern von den weiß blinkenden Wogen des Ozeans. Der Pfad, der an diesem Abgrunde hinläuft, mag wohl vier bis fünfhundert Fuß hoch sich über dem Boden unten erheben, dessen ungeachtet sieht man die Eingebornen an diesem schwindelerregenden Präzipisse mit einer Bürde auf dem Rücken nicht selten auf- und absteigen. An seinem höchsten senkrechten Punkte erblickt man von dem Laubgewölbe der Bäume und Gebüsche überhangen zwei rohgearbeitete, gestaltlose Götzenbilder von Stein aufgerichtet, die von den Eingebornen Atua no ka Pari, „Götter des Bergabsturzes" genannt werden, und gewöhnlich mit Stücken von weißem Tapa — einheimischem Tuche — bekleidet sind. Jeder Eingeborne, der den Abgrund hinabsteigen wollte, pflegte sonst einen grünen Zweig vor diesen Götzenbildern niederzulegen, oder sie mit Blumen zu bekränzen oder mit Stücken von Tuch zu umwinden. Dieselben Geschenke brachten auch diejenigen, die das Präzipis heraufsteigen, den Schutzgottheiten dieses gefährlichen Pfades. Die Eingebornen beobachteten denselben Brauch auch an andern Gebirgspässen.

(Fortsetzung folgt.)

Das englische Unterhaus.

(Fortsetzung.)

Einige Mitglieder des Hauses machten sich als Redner berühmt, andere von geringerem Ehrgeiz beseelt, trachten nach keiner andern Rolle als der der „Cheerers" und zeichnen sich durch die Bereitwilligkeit aus, mit der sie ihren Beifall spenden — der nämliche Schlag Menschen, der in der französischen Kammer mit der Strahlenkrone des ewigen Bravo und très bien das Haupt der Redner vergoldet. In den letzten Sitzungen des Unterhauses insbesondere nahm man eines solchen würdigen Mannes wahr, dessen „Cheers" etwas Unnachahmliches hatten. Es war ein Tory, dessen Haus bei den letzten Volksversammlungen etwas gelitten hatte. Sein aristokratischer Aerger, der nicht die Gabe besaß, sich durch Worte Luft zu machen, entschädigte sich durch Explosionen der langgehaltensten, wohlklingend-

sten und unbändigsten Cheers, deren eine menschliche Stimme fähig ist.

Gewöhnlich erschallt der Beifall nur von Seite der Opposition; eine ministerielle Majorität ist meistentheils kalt. Reden, die der unterliegenden Partei einen Donner von Beifall entlockt haben würden, scheinen tauben Ohren gepredigt, und sterben in dumpfem Schweigen aufgenommen dahin. Auf der ministeriellen Seite betrachtet überdieß Jeder seinen Nachbar als einen Nebenbuhler, der ihm im Goldregen der Ministergunst im Wege steht; und deßhalb ist er ihm wegen rednerischer Erfolge durchaus nicht hold, weil er sie als auf seine Kosten errungen betrachtet. Ein Theil der Opposition wenigstens ist hingegen frei von dieser kleinlichen Eifersucht persönlicher Interessen, und man kann sich daher leichter einen Namen auf den Bänken links von dem Sprecher des Hauses, als auf denen rechts erwerben. Ich will mich nur"— hörte man einst Fox sagen — „dem Cheer eines irländischen Mitgliedes empfohlen seyn lassen." Und in der That liegt in dem irländischen Beifall eine so edelmüthige Wärme, eine so herzliche Selbstvergessenheit, die leicht zu unterscheiden ist von dem kalten, halb ausgestoßenen, halb unterdrückten Cheer des Engländers, Auch ist der Irländer bereitwilliger, Verdienste eines jungen Mitgliedes anzuerkennen und dessen Fehlern Nachsicht zu schenken. Der jungfräuliche Redner (Maiden-Orator, wie man das Mitglied bezeichnet, das seine erste Rede — Maiden-Speech — im Unterhause hält) möge nur Diejenigen zählen, die sich lächelnd nähern, um ihm die Hand zu schütteln und irgend eine Artigkeit über seinen ersten Vortrag zu sagen; sicherlich findet er darunter zwei Irländer für einen Engländer. Man hat schon oft und besonders in den letztvergangenen zwei Jahren bemerkt, daß in den Sitzungen der Montags-Nächte, wo gewöhnlich die irländischen Angelegenheiten verhandelt werden, und die Reihen der englischen Mitglieder sehr gelichtet sind, der Beifall weit lauter, der Enthusiasmus viel kühner, die Gefühle viel hochherziger und die Reden weit freimüthiger geworden sind, als in den übrigen Nächten der Woche. Der Irländer läßt sein Herz in Allem mitspielen was er vornimmt, und heutzutage, wo Intelligenz so leicht erworben werden kann, ist die Energie zu handeln eine gewichtigere Eigenschaft als das Denken. „Zu unsern Zeiten," sagte Friedrich der Große, „richtet Unwissenheit größeres Unheil an als das Laster." Und in unsern Tagen dürfen wir sagen, ist weniger die Unwissenheit als Gleichgültigkeit und Mangel an Thatkraft anzuklagen.

Nur selten sieht man im Unterhause Gelehrte sich eines Erfolgs erfreuen; die Hauptursache davon ist außer andern ihre allzu bedachtsame Geziertheit. Diejenigen, welche ihr ganzes Leben hindurch die Schönheiten der Sprache studirt haben, scheuen es ungemein, sich in den kühnen Strom einer Stegreifrede zu stürzen mit der Gefahr, einen Satz unvollendet zu lassen, sich gegen die Grammatik zu verstoßen, oder eine abgenützte Redensart den Lippen entschlüpfen zu lassen, was nicht selten den besten Parlamentsrednern zu widerfahren pflegt. Eine andere Ursache, warum Männer von Gelehrsamkeit so selten den Beifall des Hauses zu erringen vermögen, ist ihre oft allzu große Subtilität in ihren Argumenten. Ein erfahrener Redner, der bei einer besondern Stelle Beifall wünscht, wird sich absichtlich auf einen Gemeinplatz herabfallen lassen, den er im Herzen verachtet. Der gelehrte Denker, der stolze Philosoph würde sich durch einen solchen Kunstgriff erniedrigt wähnen, und selten wird man daher von ihm auf der einen Seite „die abscheuliche Boroughmäklerei" anklagen oder auf der andern „den Untergang unsrer geheiligten Institutionen" bejammern hören.

(Fortsetzung folgt.)

Die arabischen Pferde.

(Schluß.)

Das Geblüt der scythischen Pferde theilte sich durch den häufigen Verkehr mit den Sarmaten, und durch diese mit den meisten westlich gelegenen Völkern, wahrscheinlich den Pferden des ganzen nördlichen Europa's, mit. Die Verbesserung der nordischen Race hinderten jedoch zwei Ursachen: erstens hatten die Scythen, Strabo zufolge, die Gewohnheit, ihre Pferde zu wallachen, um sie gelehriger zu machen; dann wurden diese Pferde auf die feuchten Weiden von Lithauen, Pommern, Deutschland, der Schweiz und des nördlichen Frankreichs versetzt, wo sie, statt die einheimische Race zu verbessern, selbst verschlechtert wurden.

Hieraus ginge also hervor, daß der Verkehr des alten Europa's mit dem mittäglichen Asien für seine Pferderacen vortheilhafter war, als seine Kommunikation mit dem nördlichen. Um den elenden Zustand der ursprünglichen europäischen Race zu beweisen, will ich hier nur die Worte des Polybius über die Schlacht an der Trebia anführen: „Indeß ließ Sempronius zum Rückzuge blasen, um seine Reiterei zurückzurufen, die nicht wußte, wie sie dem Feinde, den sie vor sich hatte, gegenüber manövriren sollte. Sie hatte es nämlich mit den Numidiern zu thun, deren Gewohnheit war, nach verschiedenen Richtungen sich zurückzuziehen und mit heftigem Ungestüm zum Angriffe zurückzukehren, wenn der Feind es am wenigsten erwartete." Diese Stelle zeigt ungefähr, wie die Pferde der Römer und ihre Reitkunst beschaffen gewesen seyn mögen. Die numidische Reiterei bestand aus feurigen und leichten Pferden, wie sie eine zu Pferd kämpfende Nation stets zu erziehen bemüht ist, während die Römer, mehr den Krieg als Fußvolk zu führen gewohnt, schwerfällige Pferde hatten, die sie nicht zu reiten verstanden. Das Pferd Mark Aurels und die Rosse auf den römischen Basreliefs stehen alle unter den orientalischen Pferden; ja es scheint sogar, daß sie die Schönheiten der letztern wenig beachteten, sonst würden sie dieselben in ihren Kunstwerken wenigstens als Modelle benutzt haben.

Im Jahre 710 kamen die Mauren in Spanien an und behaupteten dort ihre Herrschaft acht Jahrhunderte lang. Während dieser Zeit breiteten sich die orientalischen Pferde über die pyrenäische Halbinsel aus, wo vorzüglich der trockene Boden und die hohe Lage von Andalusien der Reinheit und Schönheit der ursprünglichen Race günstig war. Die Prachtliebe der maurischen Fürsten, ihre glanzvollen Pferderennen zu Grenada und Cordova, das Bedürfniß einer guten Reiterei u. s. w. wirkten zusammen, eine große Anzahl schöner Pferde nach Spanien zu ziehen. Im zehnten Jahrhunderte sehen wir den Großwessir Abd-el-Malek-Ben-Scheid unter andern werthvollen Geschenken dem Kalifen Abdul-Rah-Man III fünfzehn arabische Pferde zum Geschenke machen. Zur Zeit der Mauren also war es, wo die ersten arabischen Hengste in Europa eingeführt wurden. Im Jahre 738 überzogen zweimalhunderttausend Mauren das ganze mittägliche Frankreich und breiteten ihre Herrschaft bis an die Ufer des Rhone aus. Wenn nicht noch Spuren ihrer Baukunst zu Arles vorhanden wären; wenn nicht ein unfern dieser Stadt gelegener Hügel noch den Namen Mont Cordouan, zum Andenken, daß hier die Mauren von Cordova gelagert, führte, so würde die noch dort einheimische Pferderace hinlänglich dieses geschichtliche Ereigniß bestätigen. Die maurischen Pferde fanden zwar im Gebiete von Arles eine Insel, die wegen ihrer Gestalt, sowie wegen der Anschwemmungen des Rhone oft mit dem Nil-Delta verglichen worden ist, und dieser Ort war für sie vergleichungsweise der am mindesten vortheilhafte; wie denn auch ihre Race zwischen Binsen und Röhricht weidend bald ausartete, obgleich das Pferd von Camargue noch heut zu Tage den fast viereckigen Kopf des arabischen Pferdes, seine mehr ausgehöhlte als flache Blässe, seinen Hirschhals, seine Mäßigkeit, seine unübertreffliche Fülle von

Athem, seine unermüdliche Ausdauer auf langer Reise hat. Hingegen aber fand das arabische Pferd auf dem linken Rhoneufer in den unabsehbaren Ebenen von Crau ein zweites Arabien, sowohl was die Beschaffenheit des Bodens als das aromatische Futter betrifft. Seit ein königliches Gestüte zu Arles angelegt worden ist, hat die Vermischung der dort einheimischen Race mit dem Pferde, von dem sie herstammt, ein völlig arabisches Urpferd geliefert. Unter andern Hengsten dieses so günstig gelegenen Gestütes erinnere ich mich auch den herrlichen Renner gesehen zu haben, den Napoleon aus Aegypten mitgebracht hatte.

Der Rückzug der Mauren aus dem mittäglichen Frankreich und die Niederlage ihres Heeres unter den Mauern von Poitiers, wo Karl Martel sich einen so glorreichen Namen erwarb, mußte nothwendig eine große Anzahl schöner arabischer Pferde in den Händen der Franken lassen. Die Pferde von Limousin stammen unverkennbar von diesen erbeuteten Rossen ab. Auch diese Provinz ist sehr vortheilhaft für arabische Pferdezucht gelegen.

Im Jahre 800 schickte der Kalif Harun-al-Raschid Karl dem Großen Geschenke, unter denen sich auch den Geschichtschreibern zufolge ein Elephant und arabische Pferde befanden.

Es kam die Zeit der Kreuzzüge, durch die] das Abendland und der Orient lange Zeit mit einander in Verbindung blieben. Christliche Fürsten saßen auf den Thronen von Jerusalem, Nizäa und Cypern. Die vornehmsten Herren von Deutschland, Frankreich und England machten sich auf, die Gefahren des heiligen Zuges zu theilen. Wer möchte zweifeln, daß nicht alle die Fürsten und Herren, die ihre Heimath wieder sahen, arabische Pferde mit sich gebracht? Die Archive hoher Familien enthalten vielleicht noch mehr als Eine Urkunde, die über die Genealogie nicht bloß ihrer Ahnen, sondern auch der edlern Rosse in Europa Auskunft geben könnte.

Im dreizehnten Jahrhundert unterwarf Dschengis Khan Asien seiner Herrschaft, und er pflegte die Heere der unterworfenen Völker mit sich fortzunehmen. Hiedurch entstand jene allgemeine Vermischung indischer, persischer und arabischer Pferde im Innern von Asien zu großem Vortheile der einheimischen Race. Später unterwarf Dschengis Enkel die Krimm, vertrieb die Kosackenstämme, ging mit seinem ganzen Heere über den Dniepr, überschwemmte Polen und drang bis Lublin, Krakau, Liegnitz und Breslau vor. Auch in Ungarn drang er ein, in der Absicht, Konstantinopel anzugreifen, als der Tod seinem unersättlichen Ehrgeize ein Ziel steckte. Diesen Streifzügen folgten noch mehrere andere, und namentlich der im Jahre 1649, wo dreimalhunderttausend Tataren der Krimm, mit dem kühnen Kosackenanführer Bogdan Schmielnicki vereint, Polen verwüsteten. Alle diese furchtbaren Ereignisse hatten für Polen den Vortheil, daß sich die Zahl seiner Pferde beträchtlich vermehrte, zumal da jeder Tatar, wenn er zu Felde zieht, zwei Pferde mit sich zu führen pflegt. Polen verdankt außerdem seine bessere Pferderace seiner häufigen Kommunikation mit der Türkei. Von unvordenklichen Zeiten her waren die Polen ausgezeichnete Reiter und verwendeten auch große Summen auf schöne Zuchthengste. Vor einigen Jahren noch sendete der Fürst Sanguszko, Wojewode von Volhynien, seinen Stallmeister nach Haleb, von wo dieser sechs arabische Hengste zurück brachte, und der Oberste Dbobinsky machte ausdrücklich deßhalb zweimal die Reise nach Konstantinopel, wo er mehr als sechzig solcher edeln Rosse kaufte. Während der letzten Kriege Rußlands und der Pforte kamen mehr als achthundert Zuchthengste nach Podolien und in die Ukraine, und wenn sie auch nicht alle geeignet waren, die Gestalt der einheimischen Race zu verbessern, so veredelten sie doch wenigstens das Geblüt derselben.

Die kostbarsten Nachkömmlinge des arabischen Rosses sind vielleicht die englischen, an welchen man ungeachtet ihrer größern oder kleinern Abartung doch noch immer die Nachwirkung des arabischen Blutes wahrnimmt. England ist in dieser Beziehung das Arabien des Nordens. Ungeachtet des saftigen Pflanzenwuchses und der Feuchtigkeit des Bodens, wodurch das englische Pferd zart und einigen Krankheiten des lymphatischen Systems unterworfen ist, blieb es doch stets seiner Ahnen würdig, nur kernhafter, größer, kühn, zur Jagd und zum Laufen von ausgezeichneter Güte. Das persische Pferd wurde vor dem arabischen unter Elisabeth eingeführt. Jakob I ließ später eine Anzahl Stuten aus der Berberei kommen, die unter dem Namen der königlichen Stuten bekannt waren. Die verschiedenen Mischungen der arabischen und anderer asiatischen Racen mit dem einheimischen Pferde brachten die vier Hauptstämme der englischen Pferde hervor, die genau von einander unterschieden sind, und deren jeder seine charakteristischen Züge behalten hat. Der erste Stamm ist das Rennpferd, das von einem Berber oder Araber mit einer englischen Stute erzeugt wird, die bereits aus einer Mischung des Berbers oder Arabers im ersten Gliede abstammt. Dieser Stamm der englischen Pferde heißt „First Blood," vom ersten Geblüte. — Der zweite ist das Jagdpferd, das aus der Mischung eines Hengstes vom ersten Blute und einer Stute entsprungen, die um einen Grad weniger dem Stammpferde näher ist. — Das Wagenpferd bildet die dritte Klasse, und ist aus einer Mischung zweiter Abstammung mit den gewöhnlichen Stuten erzielt. — Der vierte Stamm endlich ist das gemeine Zugpferd. Dieses Riesenpferd, das gewöhnlich in den Brauereien verwendet wird, dankt seinen Ursprung dem Jagdpferde und den stärksten inländischen Stuten. Die Engländer haben durch die Veredlung aller dieser Varietäten bewiesen, in wie weit sorgfältige Zucht den nachtheiligen Einflüssen des Klima's das Gleichgewicht zu halten im Stande ist. Wenn man in England reist, so begreift man leicht, daß dieß das einzige Land in Europa ist, wo der Verfasser von Gullivers Reisen ohne abgeschmackt zu werden, das Land der tugendhaften Huyhnhnms, wo das Pferd über die Menschen herrscht, erfinden konnte.

Vermischte Nachrichten.

In einer kleinen Flugschrift, die unter dem Titel „Unterricht für das italienische Volk" durch ganz Italien verbreitet wurde, liest man folgende Stelle: „Frage: Was ist unser Vaterland? — Antwort: Italien von den Alpen bis zum Meere, die Inseln mit einbegriffen. — F. Alle Italiener sind also Brüder? — A. Ja, denn alle sind von der Vorsehung bestimmt, diesen Theil des Erdkreises zu bewohnen; alle sind durch das Band gleicher Religion, gleicher Sitten und gleicher Sprache verbunden. — F. Aber ich höre doch von Piemontesen, Lombarden, Neapolitanern, Römern sprechen; was bedeuten diese Namen? — A. Dieß sind die Namen unserer Brüder, welche Provinzen von solchen Namen bewohnen; allein es sind nicht Namen verschiedener Völker. Das sind die Irrthümer unsrer unvorsichtigen Vorfahren, und die Wirkung der Politik und Verkehrtheit Jener, die ihren Vortheil dabei fanden, indem sie diese Unterscheidungen einführten und festwurzeln ließen, um Haß und Zwist unter den einzelnen Ländern zu erregen, uns im Herzen und in Interessen zu theilen und desto leichter zu beherrschen. Aber jetzt werdet ihr, durch eine lange und harte Erfahrung belehrt und durch Vernunft und unser allgemeines Elend aufgeklärt, euch nicht mehr nach den Provinzen benamen, sondern sagen: Ich bin ein Italiener! Sehet die Franzosen, die Engländer; sie sagen nicht: ich bin ein Gascogner, ein Normann, ein Walliser, ein Esserer, sondern: ich bin ein Franzose, ein Engländer, und diese Namen reichen hin, sie bei allen Nationen in Achtung zu setzen, während das elendeste Gewürme uns ungestraft mißhandeln darf. — F.: Wer sind unsre Feinde? — A. Die Deutschen, die gegenwärtig die Lombardie unterdrücken, die sich auf das erste Zeichen gegen sie erheben, und für das allgemeine Wohl unsre Anstrengungen unterstützen würde" u. s. w.

Ueber die Strömungen im atlantischen Ozean theilen englische Blätter Folgendes mit: „Zu Vivero, einem kleinen Hafen an der nördlichen Küste von Spanien, wurde unlängst ein metallener Cylinder aufgefangen, worin sich ein gedruckter Zettel befand des Inhaltes, daß die Flasche von dem englischen Schiffe: „der Hahn" (Chanticleer) auf dem Rückweg von seiner wissenschaftlichen Reise am 5 März 1831 unter 31° 44' N. Breite und 11° 4' W. L. bei schönem heitern Wetter und sanften Nordwind ins Meer geworfen worden sey. Am 12 September wurde der Cylinder bei Vivero 165 Meilen in südöstlicher Richtung von dem Orte entfernt aufgefangen, woraus sich schließen läßt, daß die Flasche von einer Strömung der Meeresfläche je in vierundzwanzig Stunden 1¼ Meile fortgeführt worden seyn dürfte, aus der Länge der Zeit aber, die seit der Versenkung des Cylinders verstrich, sowie aus verschiedenen Ursachen, welche die Fortschwemmung des Cylinders an der Nähe der Küste hemmen mußten, wie die Ebbe u. s. w. läßt sich schließen, daß er einen weit größern Raum zurückgelegt habe." Es sind schon mancherlei Versuche dieser Art gemacht worden, und wenn man damit fortfährt, so wird man endlich eine ziemlich genaue Berechnung von den Strömungen auf der Oberfläche des Ozeans entwerfen können.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 7. 7 Januar 1832.

Das englische Unterhaus.

(Fortsetzung.)

Der gröste Stein des Anstoßes, der den gelehrten Rednern auf ihrer Bahn zum parlamentarischen Ruhm im Wege liegt, ist ihre allzugroße Empfindlichkeit, wenn sie einmal durchfallen. „Ist dieß nicht eine große Rede?“ sagte ein Unterhausmitglied zu Fox, als ein Lord seine Antrittsrede gehalten hatte. „Ich kann noch nicht über den Redner urtheilen,“ erwiederte Fox, „bis ich ihn einmal habe durchfallen sehen.“ Ueberhaupt wird gelehrten Männern, die im stillen Hain der Musen aufgewachsen, eher als allen Andern eine Laufbahn verleidet, wo man nothwendiger Weise so manchen Stoß erleiden muß. Der Eine gibt sie in Verzweiflung, der Andere in Mißmuth auf; einem Dritten versetzt ein Gelächter den Athem, ein Vierter wird auf immer mit Stummheit geschlagen, wenn er einen seiner Verstöße unter dem Schein großer Lobeserhebungen vor der Welt zum Gespötte machen hört. Die geleheten Männer haben auch einen großen Gegner an ihrem schon erworbenen Ruhme. Man erwartet stets allzuviel von ihrer ersten Rede. Wer weiß aber nicht, daß die Gabe öffentlich zu speechen von allen Talenten dasjenige ist, das die meiste Vorbereitung und die längste Uebung bedarf. Mit Ausnahme von äußerst wenigen waren fortwährend große Redner fast nie gleich im Anfange iheer parlamentarischen Laufbahn ausgezeichnet. Nur wenige Gelehrte hatten vor ihrem Eintritt in's Unterhaus Uebung im öffentlichen Sprechen; die tausend Kunstgriffe und Handwerksvortheile der Redner sind ihnen noch ein Geheimniß; ihee Reden sind von der Art, daß sie im Munde eines unbekannten Mitgliedes ausgezeichnet seyn würden, aber aus bloßer Unsicherheit, aus bloßem Ungeschick im Vorteag für sie eine völlige Niederlage werden; und eben diese Niederlage, durch die sie eigentlich zu neuer Energie angefeuert werden sollten, bringt sie in Verzweiflung. Ein gewandter Mann hingegen mag wiedeeholt durchfallen, weiß er sich nur den festen Muth zu erhalten, so darf er eines endlichen Erfolges gewiß seyn; kaum ein Beispiel vom Gegentheil ist uns bekannt. Eine glückliche Thatsache glücklich an Mann gebracht, eine große Ansicht, ein edler Gedanke, ja sogar ein glücklicher Ausdruck macht mit einem Schlage alle Niederlagen wieder gut und fesselt die Aufmerksamkeit des Hauses; und geht auch eine Gelegenheit hiezu verloeen, so finden Leute von wirklichem Talent und entschlossenem Muthe immer wieder eine neue. Das Unglück ist, daß Genie und große Dreistigkeit selten so vereint sind, wie sie es seyn sollten. Es ist ein bemerkenswerther Zug des Unterhauses, der jeden angehenden Redner ermuthigen muß, daß eine Rede einen Ruhm begründen, eine Niederlage ihn aber nie veelieren machen kann. Wenigstens sechsmal muß man durchgefallen seyn, bis ein günstiger Erfolg verwischt wird. Die elendesten Reden in Geschmack, Takt, und selbst gesundem Menschenverstand, die je im Unterhause gebalten wurden, sind einige der Reden Brougham's.

Keiner von allen Gelehrten drang so siegreich durch alle Hindernisse wie Macaulay. Mit seinem großem Rufe, der ihm vorangiug, in's Unterhaus gewählt und noch dazu bei einer besonders wichtigen Gelegenheit, zugleich aber auch als der Vockämpfer einer Paetei bezeichnet, erregte er die gespannteste Erwartung und zwar so sehe, daß er keine Nachsicht hoffen durfte. Seine ersten Reden wurden zwar mit Beifall aufgenommen und gepeiesen, am nächsten Tage aber fing man an sie zu bekritteln. Die Einen nannten sie Versuche, die Andern Deklamationen; Diesen schienen sie ein leeres Wortgepränge, Jenen zu sehr überarbeitet. Erst in den letzten Monaten und bloß duech seine Reden über die Reform erkämpfte er sich den lang verweigerten hohen Rang, den sein glänzendes Genie, seine tiefen und vielseitigen Kenntnisse, seine edlen und hochherzigen Ansichten, seine derbe praktische Kraft des gesunden Menschenverstandes von Anfang an für ihn forderten. Allein Macaulay war auch nicht bloß Geleheter, er war ein duechaus geübtee und durch lange Erfahrung gebildeter Redner, bevor er in das Unterhaus trat. *)

Es ist ein chaeakteristischer Zug von Männern, die zugleich Redner und Schriftsteller seyn wollen, daß sie ihre Worte zu gut wählen, was ihnen — so sonderbar es auch denen scheinen mag, die mit dem Ton des Unterhauses nicht bekannt sind — ungemein hinderlich ist, einen Erfolg zu ereingen. Der „Mob“ der Kammer nimmt daraus sogleich den sehr willkommenen Anlaß von Pedantismus und langer Vorbereitung zu sprechen. So war es der Fall mit dem Loed Advokaten Jeffrey, von dessen erster Rede man sagte, sie sey die Frucht von wenigstens einem Monat. Wer aber diesen

*) Von demselben Macaulay ist die schöne lebensvolle Skizze: „Samuel Johnson und seine Zeitgenossen,“ die unsre Blätter aus der „Erinburgh-Review“ zu geben begonnen haben.

Anm. d. R.

ausgezeichneten Schriftsteller genauer kennt, weiß, daß er in seinem ganzen Leben noch an keiner Rede so lange gearbeitet hat. Jeffrey ist im Stande, vom Teller weg eine Rede zu halten, nicht allein in derselben klassischen Sprache, sondern auch in der logischen Ordnung, die Geistern untergeordneten Ranges nur durch langes Feilen und Ausbessern möglich wird. Der Lord Advokat hat seitdem seine damalige Niederlage wieder auf glanzvolle Weise gut gemacht. Es wäre noch manches Wort über Shiel zu sagen. Dieser Mann hat es in seiner Gewalt ein prachtvoller Redner zu werden, und was noch mehr ist, ein sehr einflußreiches Parlamentsmitglied; allein er muß seinen gegenwärtigen Styl aufgeben; unter fünfzig Gelegenheiten ist nicht eine, wo er dem Hause zusagt. Deklamation jeder Art macht Eindruck, sie mag nun ernst, heftig oder leidenschaftlich seyn — nur die blumenreiche verfehlt ihren Zweck. Der Mann, der die auf der Penenden-Haide gesprochene oder nicht gesprochene Rede schreiben konnte, besitzt wahre und dauerhafte Elemente zur Größe, und es liegt nur an ihm sie zu erringen.

Von allen Arten der Beredsamkeit wird auf die Länge hinaus die vermittelnde mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt. Im Kampf der Parteienaufregung mag der heftige Redner im Sturm des Augenblickes mit Enthusiasmus begrüßt werden; allein das ehrende Beiwort „statesman like" — eines Staatsmannes würdig — erhält nur die gemäßigte Beredsamkeit. Das Haus vergißt selten lange, daß es eine Versammlung von Männern von guter Erziehung ist, und Höflichkeit kann versichert seyn, daß sie in diesem öffentlichen Kreise eben so ihren Weg machen wird, wie im häuslichen. Hätte Brougham die Leitung des Unterhauses gehabt, statt Lord Althorpe's, so wäre darauf zu zählen gewesen, daß die Reformbill wenigstens sechs Wochen länger im Komité geblieben seyn würde. Zuverlässig würden dann alle Abende schönere Reden gehört worden seyn; es würde nicht an herrlichen Bitterkeiten und Ausfällen und zermalmenden Ironien gefehlt haben, und die Reformer würden stolzer zu Bette gegangen seyn und die Zeitungen am folgenden Tage voll Lobesergießungen „über den Alles vor sich her niederwerfenden Angriff Lord Brougham's" gesprochen haben. Aber wenn die Reformbill wieder in's Komité gebracht worden wäre, würde es von Seiten der Antireformer neue Amendements, neuen Tadel, neue Reden, neue Verzögerungen gesetzt haben. Durch einen großen Redner hätten sie zu einer äußerst halsstarrigen Opposition gebracht werden können; durch einen sanften gutmüthigen Mann von Geist wurden sie buchstäblich genommen bis zur Bescheidenheit schamroth gemacht. Dieß mag vielleicht außerhalb des Unterhauses ein Räthsel seyn, jedes Parlamentsmitglied von Erfahrung aber wird es leicht begreiflich finden. Diesen Geist der Vermittlung, diese Redekunst der Mäßigung besaß in ausgezeichnetem Grade Lord Castlereagh. Durch sie beherrschte er trotz seiner fehlerhaften Raisonnements und seiner grammatikalischen Verstöße, die Lord Byron so bitter geißelte, das Parlament; durch sie war er unbestritten einer der gewandtesten und bewunderungswürdigsten Redner, die je das Unterhaus leiteten. Ueber den Werth dieses Talentes der Leitung können das Publikum und das Parlament nie einverstanden seyn.

(Schluß folgt.)

Die Mauromichalis und der Graf Capodistrias.

(Schluß.)

Murtzinos starb, und da nun der Präsident Niemand mehr hatte, den er gegen die Mauromichalis brauchen konnte, so entschloß er sich zur Gewalt. Er leitete einen, auf eine falsche Anklage gegründeten Prozeß gegen Georg und Konstantin Mauromichalis ein, entzog sie ihren natürlichen Richtern, indem er sie vor die Tribunale von Argos und Spezia stellte, wo sie ins Gefängniß geworfen wurden, obgleich ihre Unschuld durch Urtheil und Recht dargethan worden war. Zu gleicher Zeit wollte der Gouverneur Korneilus mit gewaffneter Hand sich aller Häuser der Mauromichalis bemächtigen, wurde aber kräftig zurückgewiesen. Kaum unterrichtet von diesem Schlag, beeilte sich Capodistrias Petrobei zu erklären, daß er an allen diesen Unternehmungen nicht den mindesten Theil habe, daß er seine Rechte anerkenne und sein Unglück beklage.

Mauromichalis verließ damals Nauplia, nachdem er dem Präsidenten erklärt hatte, daß er sich jetzt in die unzugänglichen Gebirge von Maina zurückziehe, um dort gegen die Verfolgungen einer Regierung Schutz zu suchen, die seiner Familie den Untergang geschworen habe. Ich gebe hier einige Stellen aus diesem Brief, den ich vor mir habe.

„Nur das heilige Prinzip der Gerechtigkeit allein hat die Griechen gegen ihre Unterdrücker bewaffnet. Einer der Ersten die dem Ruf des Vaterlandes folgten, war es mein Streben ihm nützlich zu seyn. Das Blut meiner Familie, das so oft den Boden des Peloponnes und des griechischen Festlandes tränkte, ist Zeuge meiner unwandelbaren und aufrichtigen Ergebenheit. Meine Absicht ist nicht an Das zu erinnern, was ich für das Vaterland gethan habe: ich habe ihm eine glänzende Lage geopfert; seit zehn Jahren lebe ich fern von meiner Familie, trauernd über den Verlust eines großen Theils ihrer Mitglieder und in drückender Dürftigkeit. Ew. Excellenz wurden Kraft eines Vertrags der dem Vaterland eine gerechte und beglückende Regierung gewährleisten sollte, an die Spitze der Nation berufen. Ich kann es nicht verhehlen, daß ich, vertrauend auf die Gesinnungen die der Ruf Ihnen beilegte, zu ihrer Ernennung mitgewirkt habe. Wie groß war unser Erstaunen, als wir die ersten Handlungen der Willkühr gewahrten!"

Hier folgte eine Auseinandersetzung der Ungerechtigkeiten der Regierung gegen ihn, dann fuhr er fort:

„Sie haben einst, selbst gegen die Repräsentanten der drei Mächte in Poros, bekannt, daß die Familie Mauromichalis sich im Nationalkampf zuerst ausgezeichnet, und daß sie sich dem öffentlichen Wohl geopfert habe. Wir haben Sie berufen, über unsre Wohlfahrt und unsre Ehre zu wachen, und Sie verfolgen uns, uns, die wir unser Blut vergossen, und die wir durch eine Reihe von Siegen, die wir durch unendliche Opfer erkauften, allein und ohne Sie jenen Platz gründeten, den Sie jetzt einnehmen! Ich eile der öden Gegend zu, in der ich das Licht der Welt zuerst erblickte; es ist zwar ein rauher, unfruchtbarer Boden, doch hat ihn noch nie ein schmähliches Joch gedrückt. Von dort will ich mit zerrissenem Herzen auf das Land herabblicken, für dessen Befreiung ich Alles geopfert habe. Ich scheide zufrieden mit meinen Mitbürgern und Waffenbrüdern.

Sie überlasse ich der Stimme Ihres Gewissens. Die Geschichte möge einst zwischen Ihnen und mir richten."

Petrobei wurde in Apokula verhaftet, nach Nauplia geführt und ohne vorhergegangene Anklage, ohne rechtliches Verfahren ins Gefängniß geworfen. Der Präsident versprach ihn in Freiheit zu setzen, wenn er ihn schriftlich um Verzeihung bitten wolle: ein Ansinnen, das Petrobei, auf seine Unschuld sich berufend, verwarf. Ungeachtet der muthvollen Opposition der Herren Kolletis, Manguina und N. Palamides, wurde eine Kommission von drei Richtern ernannt, unter denen sich Viaros Capodristrias, der Bruder des Klägers befand! Seit der Zeit des schmählichen Despotismus der venetianischen Verwaltung war eine solche Schändlichkeit nicht erhört; konnte Griechenland, als es seine Fesseln brach, wohl denken, daß der Mann den es berief um seiner Umwälzung Festigkeit zu geben, so verwegen und schändlich seyn werde, ihm neue Ketten zu schmieden? Konstantin Mauromichalis floh aus seinem Gefängniß, wurde wieder ergriffen und fiel in eine Schlinge, die hinreichend bewies, daß der, der sie stellte, durchaus ohne alle Moralität war.

Die ganze Nation erwartete mit Ungeduld den Spruch, der diese traurige Angelegenheit schlichten sollte; allein Capodistrias, der die öffentliche Meinung nicht aufs äußerste zu beleidigen wagte, zog die Sache in die Länge, und ließ den tapfern, edlen Petrobei im Gefängniß schmachten. Viaros Capodistrias, Präsident der Kommission der drei Richter, mußte fluchbeladen Griechenland verlassen. Endlich setzte die letzte Katastrophe den Ungerechtigkeiten und der Rachsucht der Regierung des Grafen Capodistrias gegen diese edle und unglückliche Familie, die einen großen Theil des griechischen Nationalruhms und Unglücks in sich vereinigt, ein Ziel.

Die Xeresweine.

Das Gebiet von Xeres, das jene köstlichen Weine erzeugt, deren Duft allein ein todtkrankes Weinkäserherz wieder zum Leben erwecken könnte, liegt so abseits der großen Straße, und ist wegen der in den andalusischen Gebirgen umherstreifenden zahlreichen Räuberbanden so unsicher zu bereisen, daß die meisten Fremden darauf verzichten, die Heimath jenes Feuertrankes zu besuchen. Xeres, eine ziemlich hübsche Stadt, liegt zwei Meilen von dem Hafen Santa Maria, und hat eine Bevölkerung von ungefähr 20,000 Seelen. Dem Reisenden fällt in dieser Stadt vorzüglich die Menge von Kaffeehäusern auf, wo Personen von jedem Range und Stande: Adelige, Kaufleute, Bauern und Winzer, auf dem vertraulichsten Fuße zu einander Karten oder Domino spielen, Cigarren rauchen und Wein, Bier, Orgeate oder Agraz trinken. Leztgenanntes Getränke ist köstlich; man bereitet es aus dem Saft noch nicht völlig zur Reife gediehener Trauben, deren Säure man durch reichlichen Zucker versüßt. In der Nähe von Xeres befindet sich die Cartuja oder das Karthäuserkloster, eines der berühmtesten Mönchsklöster in Spanien. Die Pracht und Ausdehnung seiner Hauptgebäude, so wie der weite Umfang seiner Mauern gibt ihm einen imposanten Anblick. Von einiger Entfernung glaubt man eine kleine Stadt vor sich zu sehen, und die verschwenderische Architektur scheint mehr dem Palaste eines großen Monarchen, als der Einsiedelei stummer Mönche anzugehören.

Die Weinberge von Xeres bringen zweierlei Weine hervor: den sogenannten Sekt und den süßen Wein, Moscatello und Pedro-Ximenes genannt. Lezterer, dem man gewöhnlicher den Namen Pararete gibt, ist köstlich, von schöner dunkelrother Farbe und großer Stärke. Der eigentliche Pararete kommt von einem Weinberge gleiches Namens, der einem Kloster der Hieronymitenmönche gehört; die Traube ist schwarz und von ausnehmender Süßigkeit; allein der Pararete von Xeres kommt ihm, sey es wegen einer sorgfältigeren Kultur, sey es wegen einer vorzüglicheren Zubereitung, an Güte gleich oder übertrifft ihn sogar. Die Varietäten des Pedro-Ximenes vervielfältigt man leicht dadurch, daß man mehr oder minder Sektwein zugießt; auch wird mit dem Pararete der alte Malagawein, der äußerst selten ist, und in Malaga selbst nur zu den höchsten Preisen zu haben ist, in Geruch und Farbe täuschend nachgeahmt. Noch gibt es dort eine dritte Weingattung, Amontillado genannt, die außer Spanien kaum bekannt ist. Man bereitet sie aus wohlgetrockneten Beeren, und gibt ihr den Namen Amontillado, wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Montilla, einem Weine von bleicher Farbe und dem köstlichsten Geschmack, einem wahren Nektar, der in der Umgegend von Cordova wächst.

Die Weinlese um Xeres beginnt an einigen Orten Mitte Septembers, ist gegen Ende dieses Monats und in den ersten vierzehn Tagen des Oktobers in voller Thätigkeit, und endigt gewöhnlich in den ersten Tagen des Novembers, dehnt sich jedoch bisweilen bis in die Mitte dieses Monates hinein. Die Weinberge von St. Lucar, Puerto Reale und Santa Maria, wo man mehr auf die Quantität als die Qualität des Weines sieht, werden vor denen von Xeres gelesen; und da der Boden dort viel magerer ist, so haben die dort erzeugten Weine weniger Farbe und Körper, als die geringsten Weine von Xeres; deßhalb werden sie auch zu geringeren Preisen verkauft. Man kennt sie im Handel unter dem Namen der Weine von St. Lucar und Manzanilla; in England sowohl als im Lande selbst, findet ein großer Verbrauch derselben statt.

Der Boden der Weingärten um Xeres ist dem Anbau des Weinstockes ungemein günstig, und da man die Traube so lange am Stock hängen läßt, bis sie vollkommen reif ist, so ist das Erzeugniß zwar an Quantität geringer, aber in Geschmack und Kraft von ausgezeichneter Qualität. Die Weinkenner mögen hiebei erfahren, daß der eigentliche Xeres von den der Stadt zunächst gelegenen Weinbergen herstammt, und zwar der am höchsten geschäzte in der Richtung nach St. Lucar hin.

Die Winzer wählen zur Weinlese eine recht trockene Witterung; wenn jedoch die Regenzeit früher eintritt und sich keine Aussicht mehr auf schönes Wetter zeigt, so muß man wohl auch bei nassem Wetter Hand an's Werk legen. In diesem Fall, und wenn die Weinstöcke nicht über zehn oder fünfzehn Jahre alt sind, gießt man dem „Mosto" einen vor der Gährung abgekochten Wein zu, wodurch man den Mangel an Zuckerstoff, der von der feuchten Witterung und dem Mangel an Sonnenwärme herrührt, abzuhelfen sucht; zwei Krüge von solchem gekochten Wein reichen für einen Bottich (dort ungefähr 500 Maaß) Most aus.

Da die Beeren nicht alle auf einmal reif werden, so wird die Lese wiederholt vorgenommen; wobei man zuerst die reifsten abnimmt, und später auch die übrigen, wenn sie gleichfalls genug gezeitigt sind. Auf diese Weise büßt man zwar an Menge ein, gewinnt aber dafür an Güte des Weines; auch muß noch bemerkt werden, daß man die Trauben nicht in die Kufen bringt, wenn sie von der Sonne erwärmt sind, sondern wenn die Nachtkälte die Beeren abgekühlt hat.

Die Weinbergbesizer von Xeres bereiten zweierlei Weine, indem sie die Trauben zwei- oder drei Mal unter die Kelter bringen. Die Kufe hiezu gleicht den Kühlschiffen der Brauereien, und faßt so viele Trauben als zu einem Bottich nöthig sind. Das erste Produkt nennt man „Yemas" oder Erstlinge, die auf folgende Weise gewonnen werden. Wenn die Trauben in die Kufe gebracht sind, so werden sie von vier Männern, die mit wohlgenagelten Schuhen angethan sind, aus Leibeskräften getreten, um so viel Saft als möglich heraus zu quetschen; dann bringt man die so zertretenen Beeren unter der Schraube der Kelter zusammen, und wenn man sie mit schmalen Streifen von Matten belegt und konisch aufgehäuft hat, so sezen zwei Männer die Schraube so lange in Bewegung, bis aller Saft ausgepreßt ist; hierauf nimmt man die Hülsen wieder heraus, und wirft sie noch einmal in die Kufe. Die zweite Kelterung nennt man „Aguapies." Man tritt die Trester noch einmal mit den Füßen, und gießt einige Krüge Wasser darauf, stampft sie dann von Neuem, jedoch nicht so stark als das erste Mal, und bringt sie dann abermals unter die Kelter. Wenn man aus den nun erübrigten Trestern nicht Branntwein brennen will, so keltert man sie noch ein drittes Mal, was man „Esperigo oder Speriague" nennt. In sehr trockenen Jahren ist die „Yemas" oder das Produkt der ersten Kelterung minder gehaltreich und ergiebig; gerade umgekehrt ist es dann mit der „Aguapies" der Fall; man hat sogar bei eini-

gen Weinbergen bemerkt, daß leztere nicht unter den Pemas steht. Der Grund davon ist, daß die Haut der Beeren durch die außerordentliche Hize eine solche Dichtigkeit gewinnt, daß der Zuckerstoff, den sie enthält, sich nur mit Beihülfe des Wassers entwickeln kann. Wenn die Witterung sehr naß war, so wendet man ungelöschten Kalk an, um die überflüssige Wässerigkeit der Frucht auffangen zu lassen. Der Zuckerstoff, der vorzüglich die Eigenschaft des Weines bestimmt, hängt nicht allein von dem Einfluß der Witterung, sondern auch von der Güte des Stockes, des Bodens und von der sorgfältigen Pflege des Wingers ab.

Der beste Wein wird gewonnen, wenn die Sommerhize nur allmählich stieg, wenn vor dem Beginn der Weinlese ein wenig Regen fällt, und hierauf gemäßigte Wärme eintritt, der Himmel gedeckt bleibt, aber ohne Regen, dann gewinnen die süßen Weine an Qualität und Quantität, und die Settweine an Kraft und Dauer. Wenn das Keltern vorüber ist, schüttet man den „Mosto" in sehr sauber gehaltene Bottiche, und läßt darin ungefähr vierzehn Tage lang einen leeren Raum, damit die Gährung vor sich gehen kann. Dann bleibt der Most auf seiner Hefe bis zum Monate März, das Spundloch immer offen, und wenn die erste bemerkbare Gährung vorüber ist, und der Traubensaft sich zu klären anfängt, so zieht man ihn auf andere neue oder sorgfältig gereinigte Fässer ab, die man zuvor geschwefelt hat. Im April oder Mai nach der zweiten oder unmerklichen Gährung, wie man es dort zu Lande heißt, macht man abermals einen Abzug auf neue, aber ungeschwefelte Fässer, und im September oder Oktober, wo die Hize nachläßt, und der Wein ruhig geworden ist, nimmt man dieselbe Operation zum dritten Mal vor. Endlich im nächsten Frühjahre zieht man ihn zum vierten und lezten Male ab; er ist dann anderthalb Jahr alt, und wird er zu schwach befunden, so hilft man mit einem Zuguß von mehr oder minder Branntwein nach.

Sehenswerth sind die „Bodegas" oder Weinkeller in Xeres. Dieselben bestehen nicht in unterirdischen Gewölben, sondern in großen Gebäuden, die so geräumig wie Kathedralen und in mehrere weitläufige Abtheilungen gesondert sind, wo in symmetrischer Ordnung die Fässer nach den Tausenden aufgestellt sind. Die Kaufleute führen die Fremden mit großer Gefälligkeit, und nicht ohne eine gewisse Eitelkeit in diese Weintempel, und warten hier mit Proben ihrer besten Weinsorten auf. Man wandelt langsamen Schrittes in diesen Bodegas auf und ab, macht von Zeit zu Zeit Halt, und sezt sich rittlings auf ein Faß wie der alte Silen. Dann kostet man mit ernstem Kennergesicht den süßen Paraxete, den duftigen Moscatello und jene unvergleichlichen, öhlichten, dunkelfarbigen Weine, die fünfzig bis sechzig Winter erlebt haben. Während außen Alles von glühender Hize versengt wird, herrscht in diesen Bacchuskathedralen eine ewige erquickliche Kühle.

Torijos Ende.

(S. Ausland vorigen Jahrganges S. 428.)

In der Nacht des 30 Novembers vorigen Jahres verließen Torijos und seine ihm noch übrig gebliebenen Anhänger Gibraltar in zwei Barken, man weiß noch nicht in welcher Absicht. Da sie aber von der spanischen Feluke „der Neptun" verfolgt und angegriffen wurden, sahen sie sich genöthigt, an die Küste von Malaga zu flüchten und ihre Barken im Stiche zu lassen. Die spanischen Behörden von dieser Landung unterrichtet, ergriffen sogleich ihre Maßregeln und sendeten nach allen Seiten hin Truppen aus, um den Constitutionellen jeden Rückzug nach Gibraltar unmöglich zu machen. Zu diesem Zwecke lief auch die Brigantine „der Heros" aus, um Torijos nicht wieder das Meer gewinnen zu lassen. Der General Gonzalez Moreno machte sich sogleich mit Truppen auf den Weg, um die gelandeten aufzusuchen. Nach verschiedenen Bewegungen erfuhr er am 1 Dezember Morgens, daß er sich in der Nähe der Constitutionellen befinde, die einen Meierhof des Grafen Mollina in Besiz genommen hatten und sich darin gegen die königlichen Truppen zur Wehr sezten. Gegen Abend forderte Torijos sicheres Geleite, um mit dem General Gonzalez sich zu besprechen; er verlangte für sich und seine Gefährten Zusicherung des Lebens, im Fall sie die Waffen strecken sollten. Den Gonzalez, der sich hiezu nicht befugt glaubte, gestattete ihm bloß sechs Stunden um sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Nach Verlauf dieser Zeit sollte der Angriff erfolgen, und Alles über die Klinge springen. Torijos sah sich endlich gezwungen, mit 52 seiner Gefährten, unter ihnen Don Emanuel Flores Calderon, Don Juan Lopez Pinto und Don Francisko Fernandez Golfin, sich als Gefangene auf Diskretion zu ergeben, worauf sie nach Malaga abgeführt wurden. — Sobald die Nachricht von Torijos Gefangennehmung in Paris anlangte, begab sich der General Lafayette zu dem Minister der Auswärtigen, um dessen Verwendung für die unglücklichen Constitutionellen bei dem Hofe von Madrid zu erlangen. Wirklich ging auch sogleich ein Courier von der französischen Regierung dahin ab, der jedoch zu spät kam, da auch von Madrid aus gleich nach erhaltener Nachricht der Ereignisse in Malaga Eilboten an den General Gonzalez abgegangen waren, mit dem Befehle, die Gefangenen unverzüglich erschießen zu lassen. Auch die Königin von Frankreich soll an ihre Nichte, die Königin von Spanien, eigenhändig geschrieben haben, mit der Bitte, Torijos und seine Unglücksgefährten unter ihren Schuz zu nehmen. Die Gemahlin des Generals, die sich in Paris aufhielt, war gleichfalls unverzüglich nach Madrid abgereist. Allein schon in Bordeaux kam ihr die Nachricht von dem unglücklichen Ende ihres tapfern Gemahls entgegen. Torijos war mit allen seinen Gefährten zu Malaga erschossen worden.

Gegenwärtiger Zustand der Gesellschaftsinseln.

Das Schiff „Harlekin," das im April des vorigen Jahrs von einer Fahrt in die Südsee nach dem Hafen von Sidney zurückkam, brachte Nachrichten von Unruhen mit, die auf der Insel Taiti ausgebrochen seyen, so daß man dem Umsturze der bestehenden Regierung entgegensehen kann. Die junge Königin Pomare war mehrere Monate von dieser Insel entfernt gewesen und hatte diese Zeit auf den westlich gelegenen Eilanden dieses Archipels zugebracht. Auf dieser Reise war sie von einer Schaar ausschweifender Menschen beiderlei Geschlechts aus der niedern Volksklasse begleitet worden. Der verstorbene König Pomare hatte wie bekannt (siehe Ausland 1830 S. 1121 und 1130) ein Gesezbuch entwerfen und drucken lassen, worin die alte Regierungsform, die schwer auf den untern Volksklassen lastete, umgeändert, die Anbetung der Gözenbilder und die alten heidnischen Gebräuche, die den guten Sitten zuwider liefen, abgeschafft wurden. Die junge Königin und ihr Gefolge glaubten sich über diese Geseze wegsezen zu dürfen, und hoben unter sich die christliche Gottesverehrung ganz und gar auf. Bald darauf kam die Königin nach Taiti zurück, und da ihre Begleiter ihr außer der Insel begonnenes Leben hier fortsezen wollten, so wurden dieselben verhaftet, vor Gericht gestellt und nach den bestehenden Gesezen abgestraft. Da die Fürstin so die Mehrzahl der Häuptlinge entschlossen sah, die von ihrem Vater eingeführte Reform aufrecht zu halten, so berief sie eine allgemeine Versammlung, in der Hoffnung mit ihren Neuerungen durchdringen zu können. Alle Häuptlinge, die Richter, eine große Volksmenge und mehrere Missionäre erschienen auf diesem Landtage. Mehrere Redner von beiden Seiten traten auf, und am Ende wurde durch eine große Mehrzahl der Stimmen entschieden, daß die Geseze des Königs Pomare aufrecht erhalten werden sollten. Die Königin sah sich gezwungen, diesem Beschlusse sich zu unterwerfen; indeß sezte man wenig Vertrauen in ihre Zusicherungen. Die junge Königin ist sehr wollüstig und möchte sich gern ihren zügellosen Ausschweifungen überlassen; da sie aber darüber den Tadel der öffentlichen Meinung fürchtet, so wäre es ihr erwünscht, die alten heidnischen Sitten im Volke wieder aufleben zu sehen, um desto ungestrafter ihren Neigungen folgen zu können. Wenn nun freilich unter dem gemeinen Volke dieser Wunsch Anklang finden und Viele zu den sittenlosen und grausamen Gebräuchen des Heidenthums zurückzukehren geneigt seyn dürften: so ist es auf der andern Seite ein sehr erfreulicher Beweis von den Fortschritten der Humanität auf den Gesellschaftsinseln, daß die höhern Stände der neuen Ordnung der Dinge so zugethan sind, daß sie einen Umsturz der Regierung der alten Sittenlosigkeit vorziehen würden. So war die Lage des taitischen Staats, als das Schiff die Insel verließ.

Nekrologische Notiz.

Der älteste französische Prälat, Louis Sebastiani de la Porta (Oheim des gegenwärtigen Ministers des Auswärtigen), Bischof von Ajaccio, Baron und Mitglied der Ehrenlegion, ist in seinem 87 Jahre mit Tod abgegangen. Er war von dem ersten Consul im Jahre 1801 zum Bischof von Ajaccio ernannt worden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 8. 8 Januar 1832.

Briefe eines Franzosen aus Konstantinopel.

Die nachstehenden Briefe sind von dem Mitglied der französischen Akademie Hrn. Michaud, dem Verfasser der Geschichte der Kreuzzüge, während seines Aufenthaltes im Orient in die Heimath geschrieben.

I.

Pera, 28 Sept. 1830.

Wer unsere Civilisation zu abgenützt findet, muß, wenn er nach einer neuen lüstern ist, ins Land der Barbaren flüchten. So bin ich denn endlich unter den Türken und habe Stoff genug vor mir, meine Neugierde zu befriedigen. Ich studire nach meinen besten Kräften die Sitten dieses Volkes, das so verschieden von dem unsrigen ist, und die Originalzüge der Osmanlis. Ich bringe einen großen Theil meiner Tage hin, indem ich die Straßen durchwandere, Besuche mache. Auf einem Spaziergange, in einem Gespräche lerne ich mehr als in dicken Büchern. Ich werde es hier versuchen, mein Freund, Ihnen einige Figuren zu zeichnen, wie ich sie täglich vor Augen habe, ich will sie vor Ihnen sprechen lassen, um Ihnen einen Begriff von dem Volke Stambuls zu geben, dem bisweilen die Lust anwandelt, civilisirt zu werden. Sie werden daraus abnehmen, daß die Türken noch aus vielen Ursachen am Barbarenthume hängen; allein dieses Barbarenthum ist nicht wild und roh, oft hat es sogar mehr Feinheit und gesunden Menschenverstand als unsre fortgeschrittene Civilisation.

Gestern machte ich einen Besuch bei einem Kodscha, einem türkischen Lehrer im Quartier Solimandeh. Ibrahim-Effendi (so heißt er) ist ein Mann von einigen fünfzig Jahren. Sein Gesicht verräth Sanftmuth mit Würde gepaart; seine hohe Stirne, seine Adlernase, seine blasse Farbe erinnerten mich an die Türken, die ich in Anatolien gesehen. Ibrahim-Effendi steht im Rufe, mehr Philosophie zu besitzen, als die übrigen Ulemas, was jedoch kein Hinderniß ist für seine treue Anhänglichkeit an die Lehre des Propheten und selbst an viele Vorurtheile seiner Nation. Ich fand bei ihm eine sehr günstige Aufnahme. Ein Sohn von ihm, der zwischen zehn und zwölf Jahren alt schien, bediente uns mit Kaffee und Pfeifen. Dieser Gebrauch, die Kinder des Hauses aufwarten zu lassen, ist bei türkischen Familien, die keine zahlreiche Dienerschaft haben, sehr gewöhnlich. Indem mir der Kodscha seinen Sohn vorstellte, bemerkte er, daß er die Absicht habe, ihn nach Paris zu schicken und dort erziehen zu lassen. „Dort, fügte er hinzu, kann man mehr Aufklärung erwerben.“ Indeß bleibt die Ausführung dieses Vorhabens einstweilen noch hinausgeschoben; theils weil sich die Mutter zu einer Trennung von ihrem Kinde nicht entschließen konnte, theils weil der Vater selbst noch einige Bedenklichkeiten hat, seinen Sohn unter Christen erziehen zu lassen. Eine andere Ursache, die ihn beunruhigte, war, daß man ihm gesagt hatte, die französische Jugend sey der Gegenwart überdrüssig und verabscheue die Vergangenheit. „Es ist wahr, erwiderte ich ihm, wir haben eine Jugend in Frankreich, die es nicht mehr seyn will, und wir können füglich das Wort eines Alten auf uns anwenden: Das Jahr hat bei uns seinen Frühling verloren. Man ist zu dem Glauben gekommen, daß die in Büchern gewonnene Erkenntniß für die Vernunft die Reife der Jahre ersetze, und daß man an der Hand der Doktrinen, ohne die Prüfungen des Lebens bestanden zu haben, zu den Tagen der Erfahrung mit einem Sprunge gelangen könne. Dieß sind die natürlichen Illusionen eines aufgeklärten Jahrhunderts und Volkes. Aber Sie haben von Allem Dem nichts für Ihren Sohn und Ihr Vaterland zu fürchten.“ Meine Antwort vermochte noch nicht alle seine Befürchtungen zu zerstreuen. Eine Jugend, welche die Vergangenheit verabscheut — dieser Gedanke erfüllte seine Seele mit Unruhe. Er glaubte darin auch die Verachtung gegen das väterliche Ansehen ausgesprochen. Um sich diese Besorgniß des guten Kodscha zu erklären, muß man wissen, welche tiefe Verehrung die Türken gegen Diejenigen hegen, denen sie das Daseyn verdanken. Der unbeschränkte Herrscher des türkischen Reiches ist in seinem Gebiete nicht so verehrt, als der Familienvater in seinem Hause. Die väterliche Unruhe des türkischen Lehrers wurde noch vermehrt durch die frische Erinnerung an seinen erst unlängst in hohem Alter verstorbenen Vater: „Ach, rief er mit Thränen im Auge, warum ist er nicht mehr auf der Welt! Er wäre das Licht meines Lebens, die Fackel meiner Handlungen; er wäre für mich eine Quelle, aus der Gnaden und Wohlthaten träufen! Wäre er arm, so würde er mein Brod essen und meine Wohnung würde die seinige seyn; wäre er schwach und krank, so würde ich ihn bedienen wie sein Sklave!“ Diese Worte sprach er mit inniger Rührung aus, indem er dabei seine Augen auf seinen Sohn gerichtet hielt, dem er gleiche Gefühle einzuflößen wünschte.

Ich fragte den Kodscha, was man in den türkischen Schulen lehre. „Zuerst den Koran,“ erwiederte er, und Dieß geschieht mit der größten Sorgfalt; denn der Koran ist bei uns Religion, Ge-

sey und der Staat selbst." — „Was lehrt man nach dem Koran?" — „Ein wenig Logik, Physik und auch Astrologie. Es gibt eine Unwissenheit," fügte er hinzu, „die sich wie die Wissenschaft selbst erlernen läßt, und diese erlernte Unwissenheit wird oft mehr aufgemuntert, als wahre Erkenntniß." — „Wird das orientalische Sprachstudium nicht besonders eifrig getrieben?" — „Es gibt bei uns keinen Studenten oder Softa, der nicht einige Jahre seiner Jugend dem Studium der arabischen und persischen Sprache widmete." — „Das ist sehr gut," erwiderte ich, „allein das Arabische ist die Sprache der Patriarchen, der Hirten und Dichter, und nicht die der Gesetzgebung und Politik. Die persische Sprache kann man mit den Engeln des Paradieses reden, aber nicht mit den europäischen Gelehrten. Die orientalischen Sprachen, die sich in einer frühern Weltperiode bildeten, haben nicht einmal Worte die Fortschritte einer Civilisation zu bezeichnen, die der Orient nie gekannt hat. Außerdem lenken sie alle Eure Gedanken nach Asien zurück, und Sie selbst geben zu, daß man Aufklärung und Vorbilder anderswo suchen müsse." Der türkische Professor hörte mir mit dem Ausdruck träumerischer Zerstreuung zu. Die Zumuthung, seine Gedanken von dem klassischen Boden des Islamismus abzuwenden, schien ihm eben so viel zu seyn, als seinen Glauben und sein Vaterland abzuschwören. Seine Vernunft billigte die von Europa entlehnten Neuerungen; aber es kostete ihm Mühe, sie mit den von Mekka empfangenen Lehren und insbesondere mit dem Andenken an seinen in Scutari begrabenen Vater in Verein zu bringen. Es schien ihm, dieser geliebte und beweinte Vater würde sich darob im Grabe umdrehen, und sich über seinen Sohn gegen die zwei Engel des Grabmales beschweren. Auch erinnerte er sich an das Beispiel mehrerer Moslimen, die in Frankreich, Italien und England erzogen, nach ihrer Rückkehr verbannt wurden und ihr ganzes Leben in Unglück zubringen mußten. „Ich sehe wohl, sagte ich endlich, daß Sie Ihren Sohn nicht nach Paris schicken werden." — „Ich verzichte noch nicht auf mein Vorhaben, allein ich werde noch darüber nachdenken und was das Schicksal bestimmt hat, wird an meinem Sohn in Erfüllung gehen." — „Ich errathe diese Bestimmung und Ihre Gedanken. Sie glauben, Ihr Sohn könne um einige Ansichten reicher, aber auch um einige Glaubensartikel ärmer heimkehren. Diese Erwägung genügt, Ihnen Zweifel einzuflößen, und so werden Sie wohl zwischen Mekka und Paris stehen bleiben, ohne einen Entschluß zu fassen." Der gute Kodscha gab mir keine Antwort hierauf und so endigte die Unterhaltung.

Der Türke, den Sie hier reden hörten, gilt für einen Freund der Reformen. Er gehört zu denen, die am meisten der Revolution des Sultan Mahmud Beifall geben. So sind die Türken unsrer Tage beschaffen; stets schwankend zwischen den europäischen Ideen und den Erinnerungen Asiens, zwischen der Hoffnung die abendländische Aufklärung sich aneignen zu können, und der Gefahr, ihre Sitten und Gebräuche aufgeben zu müssen. Ich rede hier von den Vorurtheilen der Leute aus den höheren Ständen, was die des Volkes betrifft, so ist es damit wieder eine ganz eigene Sache. Die Furcht mit Ansichten des Volkes in Kampf zu gerathen, hält die Aufgeklärtesten zurück. Selbst die Regierung hält sich noch nicht stark genug, dem Nationalwiderwillen zu trotzen. Es sind einige Monate her, daß der Sultan eine Anzahl junger Türken nach Paris schicken wollte. Man hatte zu diesem Zwecke von dem französischen Gesandten eine Fregatte verlangt. Diese Fregatte lag bereit und Alles war zur Aufnahme der jungen Türken fertig; allein man fand Bedenklichkeiten, man überlegte, man fürchtete und Niemand reiste ab. So groß ist noch die Herrschaft der Unwissenheit und des Aberglaubens. Was wird die Folge dieser Widersprüche, dieser Schwankungen seyn, die man in den Ansichten und in dem Charakter eines Volkes findet, das zu gleicher Zeit neu und alt seyn will? Man möchte manchmal glauben, daß sich die Türken von der Barbarei entfernen; aber nähern sie sich deßhalb auch der Civilisation? Die Zeit wird es uns lehren. Ich erinnere mich in Milton's verlorenem Paradiese eine Schilderung der ersten Schöpfungsmomente gelesen zu haben; sie gleicht dem gegenwärtigen Zustande der Ottomanen. Der Dichter zeigt uns dort Wesen, die aus dem Nichts hervorgehen, die Erde wie sie unbekannte Pflanzen und halb ausgebildete Thiere hervorzubringen sich bemüht. So findet man auch unter den Türken überall noch unvollendete Gebilde einer beginnenden Schöpfung; eine neue Welt liegt in den Wehen; allein das alte Chaos ist noch zur Hand und droht jeden Augenblick die Herrschaft wieder an sich zu reißen. Das sind Bilder genug, um Ein und Dasselbe auszudrücken, werden Sie sagen, mein Freund. Allein vergessen Sie nicht, daß ich auf dem klassischen Boden des blumenreichen Styles wandere, und daß ich in einem Lande lebe, wo die Vernunft selbst nie geradenwegs weder auf eine That, noch auf ein Prinzip, noch auf eine Idee losgeht.

Samuel Johnson und seine Zeitgenossen.

(Fortsetzung.)

Wie jeder Himmelsstrich seine Krankheiten, so hat auch jeder Stand seine Plage. Dem literarischen Charakter kleben ursprünglich schon als eigenthümliche Fehler: Eitelkeit, Neid und eine krankhafte Reizbarkeit an, und zu diesen gesellte sich in jener Zeit auch noch die, welche im Gefolge einer kümmerlichen Existenz und der tiefen Armuth zu seyn pflegen. Die Untugenden des Bettlers und Spielers vermählten sich mit denen des Schriftstellers. Und schenkte auch dem armen Autor einmal die Glücksgöttin einen günstigen Blick, so geschah Dieß so, daß man überzeugt seyn durfte, er werde mißbraucht werden. Nach Monaten von Hungersnoth und Verzweiflung füllte eine gute Theatereinnahme oder eine wohlaufgenommene Dedikation die Tasche des zerlumpten, ungewaschenen Poeten, und nun hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich in den Genuß jener Vergnügungen zu stürzen, an deren Bildern sich seine Seele erlabte, während er auf Stroh schlief, oder in dem famosen irländischen Kosthaus von Shoelane Kartoffeln aß. Eine Woche von Gasthausschwelgereien gab ihm bald wieder die Kraft, ein Jahr der herbsten Entbehrungen zu ertragen. So war das Leben von Sauvage, von Boyle und einer Menge anderer Schriftsteller beschaffen. Bald in goldbordirtem Hut und Rock, bald im Bette liegen zu bleiben gezwungen, weil sie keine Hosen hatten, oder mit papiernen Halsbinden angethan, weil ihre Wäsche im Versatzhause war, und dann wieder sich in Champagner und Tokayer badend, mit Fräulein „Betty Sorgenlos" an der Seite; zu Zeiten aber auch

vor dem Fenster eines Traiteurs den süßen Duft von Speisen aufschnuppernd, die sie nicht bezahlen konnten; sie kannten die Schwelgerei, sie kannten das Elend des Bettlers — aber sie genossen nie die Behaglichkeit eines ordentlichen Lebens. Außerdem waren sie auch noch unverbesserlich. Aus Gewohnheit Feinde eines geordneten und mäßigen Lebens, fühlten sie dagegen dieselbe Abneigung wie ein Zigeuner oder ein alter Mohawkjäger gegen einen bleibenden Wohnsitz und die Einschränkung und Sicherheit civilisirter Gemeinden. Ebenso unzähmbar und ihrer wüsten Freiheit zugethan als ein wildes Thier, konnte man sie ebensowenig in das Joch eines ordentlichen Geschäftes oder an die Krippe einer regelmäßigen Lebensart bringen als das Einhorn. Auch mit ihnen auf die Länge auszukommen, war unmöglich; das wohlwollendste Menschenkind wurde es endlich müde, eine Unterstützung zu geben, die im nächsten Augenblike schon in der wildesten Verschwendung durchgebracht war. Eine Summe, die einem ordentlichen Handwirth ein halbes Jahr lang zum Unterhalt ausgereicht haben würde, war in Anwandlungen der seltsamsten Gelüste in den ersten acht und vierzig Stunden verpraßt, und der arme Poet lief wieder alle seine Bekannten an, bis er zwei Pfennige herausgefoltert hatte, um in einer unterirdischen Garküche eine Portion Rindsfuß verschlingen zu können. Gaben ihm seine Freunde ein Asyl in ihrem Hause, so sahen sie ihre friedlichen vier Pfähle bald in Bagnos oder Kneipen verwandelt. Der gutmüthigste Gastfreund begann bald des wüsten Lärmes satt zu werden und seine Güte gegen ein Lumpengenie zu bereuen, wenn er seinen Gast schon Morgens fünf Uhr nach frischem Punsch brüllen hörte.

Nur einigen wenigen ausgezeichneten Schriftstellern leuchtete ein glücklicheres Gestirn. Pope schwang sich aus der Armuth empor durch die freigebige Gunst, die beide politische Parteien in einer frühern Zeit seinem Homer geschenkt hatten. Young erhielt allein eine Besoldung — die einzige, welche Sir Robert Walpole literarischem Verdienst zukommen ließ. Einer oder zwei der vielen Poeten, die sich auf Seite der Opposition geschlagen hatten, namentlich Thompson und Mallet, erhielten nach vielen harten Leiden die Mittel ihres Unterhaltes von ihren politischen Freunden. Richardson unterhielt seinen Buchladen und sein Buchladen ihn, was seine Romane schwerlich gethan haben würden. Nichts konnte aber so bedaurungswürdig seyn, als der Zustand auch des fähigsten Mannes, der vom Ertrag seiner Feder zu leben gezwungen war. Johnson, Collins, Fielding und Thomson waren sicherlich die ausgezeichnetsten Männer, die das achtzehnte Jahrhundert hervorgebracht, und es ist wohl bekannt, daß sie alle vier wegen Schulden verhaftet saßen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Weihnachtsfest in England.

Der Engländer hat so viel im Parlament, auf der Börse, mit Dampfmaschinen, Dampfwägen, Dampfschiffen, Zeitungslesen, Rechnungen, ostindischen Kompagnien, belgischen und chinesischen Angelegenheiten zu thun, daß ihm wenig Zeit zu Festtagen und Lustbarkeiten übrig bleibt. Jeder Tag des Jahrs, des Monats und der Woche hat sein ernstes Geschäft, und der Sonntag ist nicht sowohl der Erholung als der Andacht geweiht. England hat von den Festen der alten katholischen Kirche nur noch vier beibehalten: Ostern, Pfingsten, St. Michaelstag und Weihnachten. Letztere allein wird allgemein gefeiert und gibt zu einigen frohsinnigen Zusammenkünften Anlaß. Die Weihnachtsfeste dauern fast bis in den zwölften Tag (twelfth-day) hinein, der unser Dreikönigsfest ist; allein eigentliche Feste bleiben dennoch nur Weihnachten selbst (Christmas), der Neujahrstag (New-year's-day) und der Dreikönigstag.

Die Annäherung der Weihnacht kündigt sich in London und den meisten Provinzen auf eine eigenthümliche Art an. Vierzehn Tage vorher wird man von Zeit zu Zeit um Mitternacht durch eine leise sanfte Musik geweckt, die von verschiedenen Instrumenten angestimmt wird. Die Wirkung davon ist höchst seltsam. Diese Musik, die auf einmal mitten durch das Schweigen der Nacht unter Eurem Fenster ertönt, und die Straßen hinab und hinauf wandert, hat Euch kaum aufgeweckt, als sie auch schon wieder aufhört; hiedurch wird der Eindruck, den sie macht, höchst unbestimmt wie von einer im Traume vernommenen Musik. Daher träumt man auch oft von Musik ohne zu erwachen, wie es denn in der Macht der Töne zu liegen scheint, unmittelbar auf die Seele selbst zu wirken. Man nennt diese Musik „Waits," was ungefähr soviel als Ständchen bedeutet; sie wird von herumziehenden Musikanten gemacht, die nach Weihnachten in den Häusern ihres Bezirkes eine kleine Gabe für ihre Bemühung sammeln. Ein anderer, wiewohl minder angenehmer Vorläufer der Weihnachten, der sich um diese Zeit in London hören läßt, ist der sogenannte „bell-man," oder Glockenmann. Der Bellman ist einer der untern Polizeidiener des Kirchspiels, der nun in der Nacht die Straßen durchwandert und eine große heiserribnende Glocke hören läßt, und darauf mit einer nicht viel wohlklingendern Stimme Knittelverse, die auf die heilige Zeit Bezug haben, absingt. Auch er stellt sich nach Weihnachten ein, um ein Trinkgeld zu sammeln, wofür er einen Abdruck seines nächtlichen Liedes zurückläßt. Bemerkenswerth ist es, daß die Engländer in ihren Spenden freigebiger sind gegen diesen Glockenmann, der so unangenehm die Schläfer aus dem ersten Schlummer läutet, als gegen die Musikanten, deren Serenaden so poetisch sind. *)

So kündigt sich die Ankunft der Christnacht an; aber auch in den Häusern werden Vorbereitungen getroffen, sie würdig zu empfangen. Die Zimmer und vorzüglich die Dienstbotenstuben oder Werkstätten werden mit grünen Zweigen von jenen immergrünen Gebüschen aufgeputzt, die man so häufig in England trifft, wie Lorbeer, Buchs u. s. w., vorzüglich aber mit Zweigen der Stechpalme, deren glänzende Blätter und rothe Beeren in Guirlanden gewunden um den Kamin oder an den Wänden hangen. In der Küche besonders wird ein ungeheurer Büschel Eichenmispel aufgehangen, und jede Magd, die sich unter demselben von einem Manne ertappen läßt, muß sich von ihm küssen lassen. Dieselben Verzierungen bekleiden auch die gewöhnliche Nacktheit der Kirchen und der verschiedenen Gebäude des englischen Kultus, und bleiben noch lange nach Weihnachten an Ort und Stelle.

Die Abendgesellschaften und Besuche werden in London und in der Provinz gegen Weihnachten zu häufiger; aber das Hauptfest wird am Christtage selbst begangen. Alle Seitensprossen der Familie versammeln sich bei dem Haupte derselben; Fremde werden dabei selten zugelassen, einige vertraute Freunde etwa ausgenommen, die durch ihre Lebensverhältnisse um diese Zeit der Familienfreude einsam stehen würden. Die ungezwungenste Fröhlichkeit herrscht bei diesen Familienfesten, den einzigen, wo die Engländer jenen frostigen Ernst ablegen, der auf die gewöhnlichen gesellschaftlichen Unterhaltungen so störend einzuwirken pflegt. Man speist früher als gewöhnlich, um einige Stunden mehr für fröhlichen Trunk zu gewinnen. Die Damen bleiben länger am Tische, und die Herren folgen ihnen früher, wenn sie sich zurückgezogen haben. Die Lieder sind an diesem Tage minder anstößigen Inhalts und tragen zur Belebung der Fröhlichkeit des Mahles bei. Die Toaste und Gesundheiten von zärtlichern und lustigern Trinksprüchen begleitet als gewöhnlich, folgen sich rascher. Scheint die Unterhaltung eine zu ernsthafte Richtung zu

---

*) Wahrscheinlich ist der Glockenmann an die Stelle des h. Nikolaus oder des Knechtes Rupprecht der alten Zeit getreten. Sein Läuten erinnert an das Klingeln bei unsern Bescheerungen. A. d. R.

nehmen, so ist es erlaubt, sie durch den nächsten besten tollen Einfall zu unterbrechen. Der Wein, ein so nöthiges Mittel, den englischen Geist aufzuwecken, sprudelt reichlicher, und mit ihm auch der Witz. Endlich werden auch die Kinder eingeführt und dürfen mit aller Freiheit und nach allen Launen ihres Alters an dem Feste Theil nehmen, ohne daß man ihnen etwas übel nimmt.

Es möge hier erlaubt seyn, einen Vergleich zwischen den englischen und französischen Kindern anzustellen. Die englischen Kinder scheinen mir durchaus mehr der Idee, die ich mir von einem Kinde machte, zu entsprechen, als die französischen. In Paris vorzüglich ist der kleine Franzose, wenn er das sechste oder siebente Jahr zurückgelegt hat, schon ein kleiner Mann, eine kleine Französin, eine kleine Dame; man hat dort einen kleinen Schöngeist, einen kleinen Stutzer, einen kleinen Philosophen, hier eine kleine Spröde, ein kleines Zieräffchen, eine kleine Kokette vor sich — Alles, nur kein Kind. Die englischen Kinder bleiben Kinder bis in ihr dreizehntes oder vierzehntes Jahr. Sie bleiben jung, unbesonnen, unwissend, ungelehrig sogar, so wenig als möglich abgerichtet und gezähmt, und in diesem Verhältnisse genießen sie auch das Glück ihres Kinderprivilegiums in voller Unbefangenheit des kindlichen Gemüthes; ohne zu weit vorwärts in die Zukunft oder zurück nach der Vergangenheit zu blicken; keine Furcht, keinen Ehrgeiz, keinen Dünkel, keine Berechnung im Kopfe; führen sie ein reines Gemüthsleben, das eigentliche Paradies der Kindheit. Ein Kind, das auf diese Weise sein vierzehntes oder fünfzehntes Jahr erreicht hat, kann sterben, ohne daß man seinen Tod zu beklagen braucht — wenigstens in Rücksicht seiner, es hat gelebt. Aber eine arme kleine Kreatur, die im Lohbeete des pädagogischen Treibhauses zu einer frühreifen Entwicklung hinaufgequält worden ist, ein Kind dessen Hoffnungen und Wünsche man auf eine Zeit verweist, wo es seyn wird, was es noch nicht ist, wo es besitzen wird, was es noch nicht hat — ach, wenn dieses Kind stirbt, bevor es das Ziel erreicht, das Ihr ihm gezeigt habt — dann darf man es bitterlich beweinen! Ihr habt es um sein Leben betrogen; es wäre eben so viel gewesen, als wäre es nie geboren worden; denn es starb, ohne gelebt zu haben. Man verzeihe diese Abschweifung zu Gunsten eines Alters, dessen Fest die Weihnacht mehr als das unsrige ist; an diesem Tage beugen wir unser Knie an einer Wiege.

Die Nacht des Christtages wird mit allen Arten von Unterhaltungen zugebracht; die ältern Familienglieder plaudern, spielen Karten und sehen dem Spiele zu; die jüngern schäkern, singen oder tanzen nach dem Piano; die Kinder spielen ihre Lieblingsspiele, blinde Kuh, Pfänderspiele u. s. w. Von Zeit zu Zeit wird der ganzen Gesellschaft Thee, Kaffee, Kuchen u. s. w. gereicht, bis die Zeit zum Souper erscheint, das zum zweiten Male die Familie um den patriarchalischen Tisch vereinigt. Die Toaste und Gesundheiten werden erneuert; man singt Weihnachtslieder oder Balladen, und man geht nicht eher auseinander, als bis die Kinder einzuschlafen anfangen; denn bei dieser Gelegenheit entfernen sie sich nicht früher als die übrige Gesellschaft.

Die Speisen, die bei diesem Weihnachtsabendessen aufgetragen werden, sind durch Gebrauch aus unvordenklicher Zeit her vorgeschrieben. Als erste Schüssel erscheint in der Mitte der Tafel ein ungeheurer „Roastbeef;“ ihm folgt ein „Plum-pudding,“ von gleichem gigantischen Umfang und eine eigene Art Fleischpastetchen „Mince-pies“ genannt. Die „Mince-pies“ erscheinen in London auf keinem Tische mehr, als zur Weihnachtszeit und der „Plumpudding“ wird tagtäglich seltener, obgleich er unbestritten das beste und nationalste Produkt der englischen Küche ist. Allein am Weihnachtstage müssen die Hausgenossen eines jeden Hauses in Alt-England, vom König an bis herab zum gemeinsten Bauer, der einige Schilling für dieses Fest zusammengespart hat, ihr „Roastbeef,“ ihren „Plumpudding“ und ihre „Mincepies“ haben.

Am Tage nach der Weihnacht fangen erst die öffentlichen Feste an. Mehrere Tage wird man schwerlich Jemand finden, der in dieser Stadt, die man wohl die am mindesten müßige auf Gottes Erdboden nennen kann, arbeitete. Den Vormittag bringt man damit zu die sogenannten „Christmass boxes“ (Schachteln mit Weihnachtsgeschenken) zu holen und zu geben, und wenn der Abend kommt, beeilt sich Jeder, was er durch diese freiwilligen Almosen erworben hat, so lustig als möglich anzubringen. Die Einen begeben sich in die Theater, die seit zwei Tagen geschlossen waren, und wo man jetzt Pantomimen gibt. Andere suchen die Unterhaltungsorte auf, wo das Volk sich zu versammeln pflegt.

Wer von uns kennt nicht den Helden der Pantomime, jenes zärtliche, anmuthige, federleichte Wesen, das aus Schalkheit, Zauberkraft und Liebe zusammengesetzt ist, den ehrlichen, verfolgten und stets siegreichen Arlekin, der sein Glück wie mancher andere Held seinem Schwerte verdankt — und welchem Schwerte! Einem Schwerte, das den Zauberhut Fortunat's, Aladins Wunderlampe und Huon's Horn beschämt, das den Elementen gebietet, die Jahreszeiten verändert, die Stunden stille stehen oder den Schritt verdoppeln heißt, das jetzt seinen Herrn wie ein Pegasus durch die Luft trägt, dann wie ein Feenbaumeister Paläste aus dem Boden wachsen läßt, die arglistigen Feinde zu Boden schmettert und zuletzt gar den Teufel prügelt. In der englischen Weihnachtspantomime stehen dem Arlekin zwei fast eben so wunderbare Personen zur Seite „Clowns“ genannt. Wenn Arlekin die Seele dieser Zauberspiele ist, so sind die Clowns das Leben derselben — das wahre eigentliche Leben. Die Unglücksfälle und Mißgeschicke, von denen sie betroffen werden, sind ohne Ende, aber eben so wenig der gute Humor, mit dem sie sich zu trösten und die Mittel, mit denen sie sich aus der Klemme zu ziehen wissen. Vergebens stoßen sie sich das Hirn an Thürpfosten und Ecksteinen ein, sie hören nicht auf zu sterben und ihre Wiederauferstehung zu feiern; es kümmert sie blutwenig von Krokodilen mitten entzwei gebissen, von Wallfischen verschlungen, wie eine Stückkugel aus einem Mörser geschossen, oder mit einer rothglühenden Eisenstange durch und durch gestochen zu werden. Sie sind unverwüstlich wie die Dummheit, aber auch so linkisch, unbeholfen und listig wie sie. Die Geistesgegenwart, mit der sie auf der Stelle eine erlittene Niederlage wieder gut zu machen wissen, ist unerschöpflich. Uebrigens leben sie von Nichts und von Allem; ihr Magen ist wie ihr Herz, sie essen Alles, sie trinken Alles, sie lieben Alles, was ihnen in den Weg läuft. Endlich sind sie stumm, wie alle ihre Bühnengenossen; aber wie beredt ist ihre Sprache, die sie sich für den Verlust der Zunge erfunden haben, wiewohl ihre redenden Glieder fast eben so schwerfällig sind als ihre stumme Zunge. Ihre Arme, ihre Beine, ihre Hände, ihre Knie, ihre Ellenbogen, ihr Kopf, ihr Rücken — jedes scheint von einer eigenen Seele bewohnt, die für sich denkt, für sich arbeitet und daher mit den andern Seelen in steten Conflikt geräth. Eine Seele stolpert über die andere. — Dieß sind die drei Hauptpersonen der Weihnachtspantomimen; alle übrigen sind bloße Nebenfiguren; das ganze Drama geht zwischen Arlekin und den beiden Clowns vor sich. Diesen drei wunderbaren Geschöpfen verdanken es die Theaterkassen, wenn sich die Christmass boxes vom 26 Dezember bis zum 6 Januar in sie bis auf den Grund ausleeren.

Vermischte Nachrichten.

Der „Morning Advertiser“ hatte unlängst einen zwischen zwei Gefangenen der Kingsbench vorgefallenen Raufhandel erzählt, und darin gesagt, daß ein Capitän Garth von einem gewissen Deacon aus Eifersucht mit der Peitsche geschlagen worden sey. Der Capitän hatte deßhalb den Morning Advertiser wegen ehrenrühriger Verunglimpfung gerichtlich belangt und der Attorney General in den dabei statt gefundenen Verhandlungen den Geschwornen bemerklich gemacht: Wenn die Jury wegen jeder geringfügigen Unannehmlichkeit, die leichtfertige Personen sich selbst zugezogen, behelligt werden dürfte, so würde sie bald nichts mehr Anderes zu thun haben. Die Unbild, die der Capitän erlitten, sey um hundert Prozent zu viel bezahlt, wenn er eine Entschädigung von einem Farthing erhielte. — Die Geschwornen verurtheilten wirklich den Morning Advertiser zu einer Strafe von — einem Farthing (der vierte Theil eines Penny).

In London sieht man in der Borough-Straße am Fenster eines Zahnarztes eine Schnur schön polirter Zähne, und daneben mit großen Buchstaben die Aufschrift: „die Zähne Carlo Ferrari's, des geburkerten italienischen Knaben.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 9. 9 Januar 1832.

Sitten und religiöse Gebräuche der Ureinwohner der Philippinischen Inseln.

Der junge Orientalist Herr Jacquet theilt im 45sten Hefte des Nouveau Journal asiatique einen im Jahre 1570 an den König von Spanien gerichteten Bericht „Relacion de las yslas del Poniente y del camino que de ellas se hizo etc." in spanischer Sprache mit, und fügt demselben noch einige andere Bruchstücke bei, die interessante Nachrichten über die bisher völlig im Dunkel gelassene Urbevölkerung der philippinischen Inseln enthalten. Wir bedienen uns, um diese merkwürdigen ethnographischen Fragmente hier einzuführen, des Vorwortes, mit dem Herr Jacquet selbst seine Mittheilung begleitete. „Bekanntlich" sagt er, gingen die spanischen Geistlichen in ihrem Eifer, die Götzenbilder zu stürzen, so weit, daß sie sogar jede Erinnerung an dieselben vertilgen zu müssen glaubten, und so erwähnen ihre Annalisten der Heiden nur erst von der Zeit an, wo sie sich der christlichen Religion unterwarfen. Diese planmäßige Auslassung beraubt uns aller Nachweisungen über die ursprüngliche Religion der Urbewohner der Philippinen, dieser äußersten Gränzlinie der Civilisation. Die Geschichtschreiber dieser Inseln deuten kaum darauf hin, daß diese Völker vor Einführung der christlichen Religion einen Glauben und einen Kultus hatten."

* * *

1. Gebräuche der Urbevölkerung der Philippinen.

Jedes Dorf hat seine Götter, die man überhaupt Dinata nennt, und jedes einzelne Dorf hat als Beinamen den Namen der See- oder Flußgötter. Die Einwohner opfern diesen Göttern Schweine; zu solchen Opfern wählt man meist jene von diesen Thieren aus, die von rother Farbe sind, und diese werden dann von den Eingebornen groß gezogen und gut gemästet. Sie haben Priester die sie Bailanes nennen, und von denen sie glauben, daß sie sich mit den Göttern unterhalten. Wird ein Opfer gebracht, so schmückt man den dazu bestimmten Ort mit grünen Baumzweigen und mit gefärbter Leinwand aus. Der Bailan bläst auf einem, ungefähr eine Klafter langen dicken Stück Rohr, wie solches im Lande wächst, dessen er sich statt eines Sprachrohrs bedient, und dann sagen diese Leute, er rede mit ihren Göttern. Sobald er geendet hat, versetzt er dem Schwein einen Lanzenstoß, und während der ganzen Zeit machen die Weiber mit einer Art Glocken, Trommeln und kleinen Stöcken, mit denen sie gegen irdene Gefäße schlagen, einen solchen Lärm, daß man kaum sein eigenes Wort versteht. Sobald das Schwein todt ist, wird es zubereitet, und Alles ißt davon. Ein Theil des zubereiteten Fleisches wird, nach der Lage des Dorfes, entweder ins Meer oder in den Fluß geworfen, wozu sie einen Ort wählen wo das Wasser ruhig ist; es sey Dieß, sagen sie, zur Speise der Meer- oder Flußgötter. Niemand berührt etwas von dem, was mit der Lanze durchbohrt wurde, die das Opfer tödtete, denn der Priester sagt ihnen, daß sonst ihre Seelen in die Tiefe hinabsteigen werden, wo es, nach seiner Erklärung, kühler sey als in der Höhe, wo es sehr warm ist. Man begräbt die Todten mit ihrem ganzen Reichthum, ihren Kleidern, Gold, Geschirr u. s. w., und sind es Personen von ausgezeichnetem Rang, so tödtet man Sklaven, die man dann mit ihnen begräbt, damit sie ihre Herren in der andern Welt bedienen können. War der Verstorbene ein Seemann von hohem Rang, so begräbt man sein Schiff nebst vielen Sklaven mit ihm, damit diese bei seiner Ankunft dort „Unten" rudern können. Die Trauer die sie halten, wenn einer ihrer Verwandten getödtet wird, heißt „Mabarahe" und dauert so lange, bis sie ihn gerächt haben; stirbt ein naher Verwandter, so hört die Trauer auf, sobald sie einen Mann getödtet oder eine Frau gefangen genommen haben, der sie die Haare abschneiden. Die Trauer besteht darin, daß sie sich in das Haus des nächsten und angesehensten Verwandten einschließen, alte unreine Kleider anziehen und sich auf dem Boden ausstrecken; so bleiben sie drei Tage ohne zu sprechen, oder zu essen, doch trinken sie während dieser Zeit. Bis ihre Rache nicht vollstreckt und den Gebräuchen Genüge geschehen ist, nehmen sie kein Nahrungsmittel zu sich, zu dessen Bereitung Feuer nöthig war; an den Füßen und an den Händen tragen sie Ringe aus einem gewissen Holz, „Bejaco" genannt. Sind die Gründe zur Trauer minder erheblich, so machen sie die Sache mit einem Dolch- oder Lanzenstoß ab, den sie einem Hirsch oder einem Gebirgsschwein versetzen, wobei es nichts verschlägt, wenn auch das Thier schon todt ist.

Das englische Unterhaus.

(Schluß.)

Das Publikum kann seine Repräsentanten nur nach den äußern und sichtbaren Zeichen von Verstand, Kenntnissen und Beredsamkeit beurtheilen. Die feine und fast unmerkliche Kunst, dem Hause eine Richtung zu geben und die Interessen einer Partei mit denen der andern in Einklang zu bringen, kann nur im Unterhause selbst und hier nur von einem Theil desselben gewürdigt werden. Hierin

liegt ein Hauptgrund, warum Publikum und Repräsentanten so oft in ihrer Meinung von dem Werthe eines Parlamentsmitgliedes von einander abweichen. Nur wenige große Redner haben das Talent der Leitung. Beredsamkeit, so kostbar sie im Angriff ist, wird in der Vertheidigung oft gefährlich. Von Seite der Opposition besteht das Talent darin, seinen Gegner bloßzustellen, auf Seite der Regierung ist man mit der Gefahr bedroht, sich selbst bloßzustellen.

Das Leben eines seiner Pflicht getreuen Unterhausmitgliedes ist nicht auf Rosen gebettet. Auf den ersten Blick gibt es vielleicht kein Mühsal beladeneres Geschöpf als ein Unterhausmitglied. Nach halb vier Uhr nimmt er seinen Sitz auf den kalten einsamen Bänken; mit den Petitionen wird der Anfang gemacht; lange nicht zur Frage gehörige Reden werden gehalten; zuletzt wird der Gegenstand bis in den Winkel eines Details hinein verfolgt, hier festgehalten, bis auf den Knochen abgenagt und gekaut, plötzlich aber entwischt er, um bei der nächsten besten Gelegenheit wieder gehetzt zu werden. Um sieben Uhr vielleicht entrinnt unser fest genagelter Senator, um in den oberen Räumen des Hauses etwas Kaltes und ein Glas Likör mit Wasser vermischt zu sich zu nehmen; eine halbe Stunde später sitzt er schon wieder auf seiner Bank bis zwei oder drei Uhr in der Frühe. Und vielleicht spricht der so dienstbeflissene Mann nie eine Sylbe, hat an der abgehandelten Frage nicht das mindeste Interesse, weder einen Ehrgeiz zu befriedigen, noch eine Antwort zu geben. Vielleicht erwarten ihn außer der St. Stephanskapelle alle Freuden und Genüsse des Lebens: angenehme Gesellschaft, Musik, Bücher, Wein, Liebe, Alles was Reichthum gewähren und Jugend genießen kann. Und was verleitet ihn, freiwillig ein so schweres Kreuz auf sich zu laden? Der Himmel weiß es! Und in der That, je dornichter die Bahn des angehenden Parlamentsmitgliedes Anfangs erscheint, desto reizvoller wird sie gegen das Ende. Geschäfte wachsen dem Menschen mehr über den Kopf, als Vergnügungen; von allen Beschäftigungen aber bemächtigt sich keine des menschlichen Geistes so ausschließlich mit tyrannischer Gewalt als der Eifer öffentlich zu sprechen. Die Mitglieder eines Rednerklubbes auf der Universität beschäftigen sich mit nichts mehr als mit dem Klub; auf gleiche Weise sieht man stets Schauspieler beisammen, deren Gespräche sich um nichts als ihre Kunst und die Bühne drehen. Ein Gleiches ist mit den Mitgliedern des Parlamentes der Fall. Wenn eine Gesellschaft derselben zu einem Mittagmahle sich vereinigt, um Was bewegt sich ihre Unterhaltung? „Um die interessante Diskussion des Herrn Stanley — des Sir Charles Wetherell — um die Zuckerraffinerien und die ewige Reformbill!“ — Dieß macht die Unterhausmitglieder für die profane Welt außer der St. Stephanskapelle und insbesondere den Frauen völlig ungenießbar. Nur wenige englische Damen, so ehrgeitzig sie auch im Allgemeinen sind, bleiben lange Zeit in Sympathie mit dem parlamentarischen Ehrgeiz ihrer Männer, und hierin offenbart sich recht eigentlich der Unterschied zwischen den englischen und französischen Frauen. Die Vortheile, welche gesellschaftliche Auszeichnungen in Frankreich verleihen, sind bei weitem verführerischer als in England, und dennoch schätzen die französischen Frauen die politische Ehre höher als die Ehre des Salons.

Da wir hier einmal auf Frankreich zu reden gekommen sind, so muß bemerkt werden, daß in den Nationalversammlungen vorzüglich die Verschiedenheit der Charaktere beider Völker offenbar werden. Die Franzosen sind seit Kurzem erst zu tieferem Denken geführt worden, und gefallen sich daher in der Entwicklung großer und allgemeiner Wahrheiten; die Aufmerksamkeit der Engländer stets durch ihre Nationalschuld und die ungeheuren Auflagen an materielle Interessen gefesselt, beschäftigt sich gern mit arithmetischen Kleinigkeiten und geringfügigen Vortheilen des Details. Frau von Staël bemerkt irgendwo, daß eine der Ursachen an den Ausschweifungen der französischen Revolution die Zulassung der Fremden zu den Berathungen der Nationalversammlung war. Die Redner opferten aus Gefallsucht die Wahrheit den glänzenden Redensarten. Bald machte nur das Gewaltsame noch Wirkung und endlich opferten die Redner statt der Wahrheiten — Menschen. Diese furchtbaren Folgen der Eitelkeit würden in England nie statt finden können. Das englische Volk läßt sein Unterhaus durch eigens dazu bestellte Repräsentanten — die Stenographen beobachten, und doch findet man unter zehn Rednern nicht Einen, der während eines Vortrages an die Stenographen denkt. Es ist bemerkenswerth zu sehen, wie selten nur ein Redner sich den Galerien zuwendet. Der Obrist Silthorpe und Hunt schienen uns die Einzigen, die besorgt waren, daß am nächsten Morgen ihre parlamentarische Weisheit unverkürzt in's Publikum gelange.

Es ist eine tiefe und wahre Bemerkung, die ein noch lebender großer Redner gemacht haben soll, „daß das Unterhaus, das so mangelhaft die *öffentliche Meinung* ausspricht, unmöglich so lange Zeit Bestand gehabt haben würde, wenn es nicht so trefflich den *Charakter* des englischen Volkes ausspräche.“ Dieß erwarb zu verschiedenen Epochen dem Unterhause den Namen „der *bewunderungswürdigen* Versammlung“ — wie Lord John Russel es ohne Zweifel irrig nannte, wenn er diese Eigenschaft allzuweit ausgedehnt wissen will. Das aber wird Englands glücklichste Stunde seyn, wenn in seiner Nationalversammlung sein Charakter und seine Meinung *zugleich* ausgesprochen werden wird. Wenn diese Zeit kommen und die Schwierigkeiten des englischen Finanzsystemes nicht mehr den Genius einer tiefen und geistvollen Nation in Fesseln halten werden, so wird vielleicht den herrlichen und großen Wahrheiten des menschlichen Geschlechtes in dem Unterhaus, wo sie bis jetzt so wenig Zutritt fanden, die gebührende Aufnahme zu Theil. Staatsmänner mögen dann vielleicht aufstehen, die Anfangs die Ungeduld ihrer Zuhörer erregen, am Ende aber ihre Herzen fesseln werden. Die Wissenschaft der Gesetzgebung wird dann an die Stelle der Debattenkunst treten, und was jetzt Folge des Talentes ist, wird dann der Tugend gelingen.

Noch stellt sich uns die Frage entgegen: welchen Einfluß wird die Reform — die so lange hinausgeschobene und deßhalb nur desto gewissere Reform — auf den Charakter des Unterhauses haben? Wie wird das Parlament von 1835 beschaffen seyn? Seine Grundzüge werden in diesem Betracht dieselben bleiben, wenigstens ebenso lange als England selbst groß und blühend seyn wird. Auf die Besorgniß Einiger, das Volk werde seine Repräsentanten aus den untern Ständen wählen, läßt sich mit Macchiavel antworten: „Das römische Volk erhielt das Recht Plebejer zu wählen und es wählte

Patrizier" — und dieß wird immer der Fall seyn, so lange Menschen vor Denjenigen Verehrung empfinden werden, die hoch über ihnen stehen und Eifersucht gegen Die, welche nur zunächst über ihnen stehen. Das englische Parlament wird stets — selbst wenn die englische Monarchie sich in eine Republik verwandeln würde — so lange der Handel Englands die Welt durchzieht, und seine Künste, seine Wissenschaften, sein Reichthum bestehn, eine Versammlung aus Männern von Geburt und Erziehung bilden. Es wird denselben äußern Anstand, denselben guten Geschmack, dieselben aristokratischen Manieren, aber nicht dieselben aristokratischen Prinzipien haben. Das Volk wird seine Repräsentanten aus den höheren und reicheren Ständen wählen; aber es wird diese Repräsentanten zwingen, der wahre Ausdruck der Volksmeinung zu seyn. Es wird verlangen, daß man seine Orakel höre, aber um der Stimme dieser Orakel mehr Feierlichkeit und Gewicht zu geben, wird es sie, wie bei dem Orakel von Dodona nur von den höchsten Bäumen ertönen lassen.

Die Insel Elba.

(Aus A Tour through the island Elba, by Sir Richard Colt Hoare, 1831.)

Die Insel des mittelländischen Meeres, Elba, liegt der toskanischen Küste gegenüber, von der sie durch den an seiner engsten Stelle ungefähr zehn (engl.) Meilen breiten Kanal von Piombino getrennt ist. Die Gestalt dieser Insel ist sehr unregelmäßig und ihr Umfang kann auf ungefähr 72.000 (engl.) Meilen angeschlagen werden; sie ist größtentheils gebirgig, mit einigen Thälern und Ebenen von geringer Ausdehnung. Ihr Klima ist gesund, der Boden gut und von unzähligen Quellen durchschnitten, deren Wasser vortrefflich ist. Sie bringt Weizen, Wein, Oliven, Kastanien, Mandeln, Feigen und Nüsse hervor; auch gibt es Eichen, Myrthen und eine große Menge aromatischer, immergrüner Pflanzen. Birnen, Aepfel, Kirschen, Pfirschen und Pflaumen wachsen fast wild, haben aber wenig Geschmack; auch die Orangen, Citronen und Granaden der Insel sind nicht vorzüglich.

Der Insel Elba fehlen die sogenannten Waldbäume oder Bäume der größern Gattung; der Ackerbau ist so vernachlässigt; daß der Ertrag der Getreideärnte den Bedarf nur auf drei Monate deckt, und mit dem Anbaue von Gemüsen gibt man sich fast gar nicht ab. Die Weinärnte ist überreichlich; die Weinlese wird im September gehalten, und die gewonnenen Trauben sind von ausgezeichneter Güte. Man erzeugt zwei Gattungen von Wein, rothen und weißen; der letztere gehört für den Bedarf der Insel und wird nie ausgeführt; der rothe hingegen, von dem man nur wenig ärntet, ist köstlich. Zwei Dessertweine, der Vermont und der Silvatico, sind von ausgezeichnetem Geschmacke und sehr gesucht; hier, so wie in ganz Italien, bedient man sich keiner Kelter.

Die Insel Elba war schon vor Alters ihres Eisens wegen berühmt: „Insula inexhaustis chalybum generosa metallis," sagt Virgil, indem er von Elba spricht. Es gibt mehrere Minen von diesem Erze; aber die vorzüglichste und einzige, die jetzt ausgebeutet wird, ist die von Rio, nächst dem Dorfe Marina, auf der östlichen Küste. Sie begreift ein ganzes Gebirge von ungefähr drei Meilen Umfang, und ist so ergiebig, daß sie Corsica, Genua, Neapel, Toscana, die Romagna und Piombino versieht. Jährlich werden 1250 Ladungen, jede zu 83.333⅓ siennesischen Pfunden verkauft; 120 Fahrzeuge der Insel von 40 bis 100 Tonnen sind täglich mit dem Transport dieses Minerals nach den benachbarten Küsten beschäftigt. Der Preis richtet sich nach der Qualität und ist gewöhnlich zwischen 50 und 52 Scudi für den Centner. Die Korsen haben das schon lange hergebrachte Recht der Auswahl; dem Großherzoge von Toscana werden die bessern Partien von der „Ferrata" genannten Gattung überlassen, für die er jedoch einen höhern Preis bezahlen muß. Die Ferrata wird nach dem eisenhaltigen Ansehen des Erzes so genannt; die zweite ebenfalls gesuchte Gattung ist glimmerartig, weniger metallhaltig als die Ferrata, und wird wegen der kleinen glänzenden Schuppen, aus denen die Feststufe besteht, Lucciola genannt. Auch Kupferadern hat die Insel, aber man hat noch nirgends darnach eingeschlagen; sogar Gold, Silber und Blei glaubte man in ihren Eingeweiden verborgen, doch ist diese Meinung von einem Naturforscher als irrig widerlegt worden. Außerdem gibt es noch Brüche von Magnetstein, Granit, weißem und farbigem Marmor; auch werden Alabaster, Speckstein, Asbest, Serpentinstein, Quarz, Sienit und viele andere Mineralien gefunden.

Große Thiergattungen sind selten; es gibt Esel, Maulthiere, Pferde, Schafe in Menge, Ziegen und Schweine; allein alle diese Thiere sind von kleiner Art, und einige, besonders die Pferde, höchst unansehnlich. Von Wildpret findet man Hasen im Ueberflusse, rothe Rebhühner, Wachteln, Holztauben, Kaninchen u. s. w. Die Felder wimmeln von Insekten und schädlichen Gewürmen, kleinen Skorpionen, Vipern und andern Schlangen; der Biß der gefleckten Spinnen wird für tödtlich gehalten. Alle Insekten Italiens findet man hier beisammen; Bienen gibt es nur wenige, und Seidenwürmer, denen die Lage der Insel doch sehr günstig wäre, gar keine.

An der Küste hat man zwei Thunfischereien, die eine zu Porto-Ferrajo, die andere zu Marciana; die erste ist die ältere; hingegen trägt die zweite um zwei Drittel mehr; der jährliche Ertrag von beiden wird auf sechzigtausend Livres geschätzt. Delphine, Seekühe, Schwert- und Sägefische werden zuweilen getödtet; auch fängt man Salme, Meerbarben und die wunderschönen Schlangenfische. Ehedem hatte die Küste einen Ueberfluß an Austern, von denen manche Perlen von ziemlicher Größe und schönem Wasser enthielten; allein die Habsucht der Eingebornen hat die Bänke erschöpft, und verschiedene Umstände haben deren neue Besetzung bis jetzt verhindert.

In den Umgebungen von Porto-Ferrajo und Porto-Longone gibt es eine Menge von Sümpfen, aus denen viel Salz gewonnen wird; indeß ist man der Meinung, daß dieser Vortheil den Schaden nicht aufwiegt, den sie der allgemeinen Wohlfahrt zufügen; die Ausbeute selbst wird mit wenig Geschicklichkeit vollzogen. Diese Sümpfe geben jährlich sechzigtausend Säcke Salz, jeden zu anderthalb Centner; wie es heißt, sollen die für diese Waare errichteten Magazine schöne und bequeme Gebäude seyn.

Die einzigen Maschinen, die man auf der Insel kennt, sind Windmühlen; sie sind schlecht gebaut und werden ungeschickt gehandhabt.

Die Einfuhr besteht aus Getreide, Käse, Hornvieh und andern Bedürfnissen der höchsten Nothwendigkeit; die Ausfuhr aus Eisenerz, Granit, Weinessig, Wein, Thunfischen und Salz.

Die vorzüglichsten Ortschaften sind: Porto-Ferrajo mit 5000 Einwohnern, unterm 42° 49′ 6″ nördl. Br. und 7° 59′ 20″ östl. Länge (Meridian von Paris); Rio-Ferrajo mit 2000 Einw.; Porto-Longone mit 1500 Einw. und Marciana mit 1200 Einw.

Die Länge der Insel Elba beträgt sechs Stunden, die mittlere Breite neun Viertelstunden; ihre Oberfläche vom Cap Fonza bis zum Cap Isola ungefähr zwanzig französische Quadratmeilen, und die Bevölkerung 15.700 Seelen. Die mittlere Zahl der Geburten ist eine auf zwölf, und die der Sterbefälle einer auf drei und zwanzig.

Der Charakter der Bewohner ist besser als der der Italiener überhaupt; sie hängen sehr an ihrem Vaterlande, sind betriebsam und ehrlich, einfach in ihrer Kleidung, mäßig in ihrer Lebensweise, den Vergnügungen nicht sehr ergeben, und mehr ernst als munter. Doch sind sie unwissend und leichtgläubig, mehr abergläubig als fanatisch, der Schmeichelei geneigt; zwar weder bösartig noch rachsüchtig, aber sehr reizbar, und dulden nicht gern Widerspruch. Die Männer sind von starker Konstitution, erreichen ein hohes Alter und genießen einer guten Gesundheit; die Weiber sind im Ganzen nicht schön. Vor der Heirath sind sie, obgleich feurig, doch sehr züchtig; nach der Verehelichung dem Manne treu und zärtliche Mütter ihrer Kinder.

Die Verfassung der Insel Elba hat manche Umwälzung erfahren; das merkwürdigste Ereigniß, welches ihre Annalen aufzuzeichnen haben, ist unstreitig die Uebergabe der Insel mit voller Souveränität an Napoleon Bonaparte, nachdem er der französischen Krone entsagt hatte, so daß dieser merkwürdige Mann, der mehr als dreißig Millionen Menschen beherrscht hatte, und in dessen Hand das Schicksal des größten Theils von Europa lag, nur noch die Bewohner einer kleinen Insel des mittelländischen Meers,

die sich einst in dem weiten Umkreise seiner Staaten verlor, seine Unterthanen nennen konnte. Er residirte dort bekanntlich vom Mai 1814 bis 26 Febr. 1815, wo er abreiste, um nach Frankreich zurückzukehren. — Im Jahre 1815 fiel Elba an Toscana.

Die weißen Elephanten.

(Aus A dissertation on white elephants by captain Low.)

Es ist schon mehrfach bestritten worden, daß es vollkommen weiße Elephanten gebe, und lange Zeit fühlte man sich geneigt zu glauben, daß der König von Siam nur der Leichtgläubigkeit der Fremden durch künstlich gefärbte Elephanten einen Streich gespielt habe. Indeß ist es jetzt außer allen Zweifel gestellt, daß wirklich eine solche Abart besteht. In den Ställen des Königs von Siam befinden sich nämlich Elephanten, deren Farbe zwar nicht vollkommen weiß genannt werden kann, aber doch von der Art ist, daß sie die Benennung weißer Elephanten rechtfertigt. Man zeigt diese Thiere den Fremden zu Siam, ohne daraus das mindeste Geheimniß zu machen. Nur bleibt es noch nicht hergestellt, ob dergleichen weißliche Elephanten auch in Hindustan gefunden werden. Die Siamesen wußten auf meine Erkundigung nicht zu sagen, ob die weißen Elephanten auch heerdenweise gefunden werden; doch schienen sie nicht daran zu glauben. Die Thiere dieser Art, die von ihren Jägern in Cambodscha und Laos von Zeit zu Zeit gefangen werden, nennt man bei ihnen „phriva phoak tschang" — Könige der Heerden — weil man sie einzeln in der Mitte großer Heerden von gewöhnlichen Elephanten, „tschang dam" genannt, trifft. Im Jahre 1823 war einer der weißen Elephanten im Stalle des Königs von Siam ein weiblicher. Die Siamesen würden ohne Zweifel schon darauf gedacht haben, von diesen bei ihnen sowohl als bei den übrigen Nationen der orientalischen Halbinsel so geschätzten Thieren eine Zucht anzulegen, [illegible] ihnen ihre Religion hierin nicht ein unübersteigliches Hinderniß [illegible] Weg legte. Diese weißen Elephanten werden nämlich als geheiligt [illegible]trachtet und müssen im Cölibat leben. Die Siamesen würden fürchten, von den schrecklichsten Landplagen heimgesucht zu werden, wenn sie eine Begattung dieser weißen Elephanten gestatteten. — Auch eine weiße Büffelart gibt es im ostindischen Archipel. Man nennt diese Thiere „Kerbau pentih." Sie sind sehr stark und von einer schmutzig weißen oder aus Weiß und Roth gemischten Farbe; sie gehören zu einer schwarzen Büffelgattung. Die Malaien lieben das Fleisch derselben nicht, obgleich es sich dem Anscheine nach nicht von dem anderer Thiere dieser Gattung unterscheidet; sie halten es für ungesund.

Vermischte Nachrichten.

Statistik der Offiziere und des Verwaltungspersonales der französischen Armee.

Frankreich zählt 12 Marschälle; 203 Generallieutenants; 111 derselben im Cadre der Aktivität, 62 im Cadre der Reserve; 555 Feldmarschälle, 212 in Aktivität, 91 in Reserve. Das Korps des Generalstabes begreift 576 Offiziere: 182 höhere Offiziere, 351 subalterne, 57 Eleven. Das Korps der Militärintendanz hat 283 Individuen. Der Generalstab der Festungen zählt 92 Festungskommandanten, 49 Kommandanten militärischer Posten, 8 Platzmajore, 142 Platzadjutanten, 78 Platzsekretäre, 5 Almoseniere. Der Sanitätsdienst begreift 1265 Individuen: 69 Aerzte, 948 Chirurgen, 246 Pharmazeuten u. s. w. Offiziere bei der Spitälerverwaltung sind 245 angestellt; die Bataillone der Ouvriers der Verwaltung haben 37 Offiziere; die Verwaltungskommission für Kleidung und der Quartiermeisterstab (l' Administration de l' habillement et du campement) 15; Agenten für die Verpflegung 263; Gendarmerien 704; Oberoffiziere 67, Subalternoffiziere 704; das korsische Bataillon 16. Rekrutirungsoffiziere 86; die Infanterie zählt 10.200 Offiziere; 596 höhere, 9604 subalterne; ferner 57 bei der fremden Legion und 41 bei den Zuaven-Bataillonen; Veteranenoffiziere 560; bei den Compagnies sedentaires 188. Die Kavallerie hat 2705 Offiziere; 262 höhere, 2445 subalterne; die Artillerie und Pontoniers 1252; die sedentären Kanoniere 52; die Trains der Artillerie 129. Das Geniekorps enthält 687 Offiziere, der Train 152; die Strafkompagnien zählen 40 Offiziere. Im Ganzen hat somit die französische Armee 20.094 Offiziere; hierunter sind aber nicht mit begriffen die Offiziere im Invalidenhotel, deßgleichen nicht die Agenten der Militärequipagen in der aktiven Armee, deren Dienst erst in Feindes Land und nur in Kriegszeiten anhebt.

*

Gold bildet einen der hauptsächlichsten Ausfuhrartikel der Insel Singapur. Das meiste Metall dieser Art kommt von Pahang, einem Hafen an der Ostküste der malayischen Halbinsel. Man bringt es nach Singapur in Küstenfahrzeugen, Campangs genannt. Das auf diese Art anlangende Gold ist das reinste. Im Monate Mai des verflossenen Jahres wurde nachstehende Quantität dieses kostbaren Metalles eingeführt, und es wird behauptet, daß die Malayen eine noch größere Menge unverzollt eingeschwärzt haben:

Von den Häfen der Ostküste der malayischen Halbinsel:		
Polang	1285	Bankals.
Calantan	500	—
Aus Borneo von		
Sambas	1508	—
Pontiana	655	—
Bintuto	20	—
Bandschar	27	—
Sungai-raya	117	—
Cota Ringhin	5	—
Cassir	65	—
Aus Sumatra von		
Djambie	104	—
Campor	160	—
Aus Celebes von Kailie	560	—
Aus benachbarten Inseln:		
Pulo Tamblan	12	—
Rhio	9	—
Linghin	10	—
	8103	Bankals.

was 500 schweren Pfunden gleichkommt. Der größte Theil dieser ungeheueren Menge von Gold wandert nach Calcutta, wo dafür Opium und andere bengalische Handelswaaren zurückgeschickt werden.

*

Der „Spectator" gibt eine merkwürdige historische Nachricht über die englische Pairskammer, woraus hervorgeht, daß seit der ersten Pairsernennung unter Heinrich III im Jahr 1264 bis zu Anfang der Regierung Georgs III die Zahl der Oberhausmitglieder 128 betrug, während der letztgenannte Monarch allein 149 ernannte. Hier die Zahl der unter den verschiedenen Monarchen ernannten Pairs: 2 von Heinrich III, der im Jahre 1264 den Thron bestieg, 7 von Eduard I (1294) 6 von Eduard II (1307) 1 von Eduard III (1355) 5 von Heinrich VI (1448) 1 von Heinrich VII (1492) 8 von Heinrich VIII (1511) 2 von Eduard VI (1550) 2 von Maria (1554) 8 von Elisabeth (1559) 15 von Jakob I (1605) 10 von Karl I (1626) 16 von Karl II (1660) 1 von Jakob II (1686) 7 von Wilhelm III (1689) 14 von Anna (1703) 15 von Georg I (1714) 20 von Georg II (1728) 140 von Georg III (1761) 46 von Georg IV (1821) 25 von Wilhelm IV (1850.)

Der Ermunterungsgesellschaft in London wurde eine neue eßbare Wurzel: die linnéische Stachys palustris zur Prüfung vorgelegt. Die Wurzeln dieser Pflanze, die man im Dezember oder Januar graben kann, haben ein bis zwei Decimetres Länge und kommen gesotten dem Spargel an Geschmack gleich; sie sind zart, ohne Fasern und brauchen nur 12 bis 15 Minuten gesotten zu werden. Roh sind sie sehr zerbrechlich und von nicht unangenehmem Geschmack. Im März nimmt man die Wurzeln aus der Erde und theilt sie in Stücke nach den daran befindlichen Absätzen. Diese Stücke pflanzt man ungefähr 1 Dezimetres tief in gute Erde an einer feuchten Lage. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Kultur die Wurzeln der Stachys, wie die anderer Gewächse, vergrößern wird.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 10. 10 Januar 1832.

General Clauzel in Algier.

(Fortsetzung.)

Seit meiner Ankunft in Algier mit dem Streben, Frankreich seine so glänzende Eroberung auch die möglichst reichen Früchte tragen zu lassen, rastlos beschäftigt, mußte ich außer der Kolonisirung dieses herrlichen Landes, besonders auch auf Behauptung seiner uns so wichtigen Punkte am Mittelmeere bedacht seyn. Die Bildung eines Korps Eingeborner und einer Stadtmiliz schien mir in dieser Hinsicht vom einleuchtendsten Nutzen. Ich vermochte dadurch einen Theil jener Truppen, die ich nach Frankreich zurücksenden wollte, zu ersetzen. Auch ersah ich in jener gedoppelten Formation eines jener Mittel, eine allmähliche Verschmelzung mit den Eingebornen und Europäern herbeizuführen; jene zur Theilnahme an unseren Gebräuchen, unserer Lebensweise, unseren die ihrigen weit übertreffenden Gesundheitsmaßregeln zu bestimmen, und als ganz natürliche Folge, trotz der Glaubensverschiedenheit, erhöhte Sympathie zu begründen.

Es war wohl nicht zu bezweifeln, daß bei einem, den Militärstand in hohen Ehren haltenden Volke darauf bezügliche Institutionen meinem Zwecke am meisten zusagten, und den gedeihlichsten Erfolg hoffen ließen; indeß boten sich der Ausführung meines Planes bedeutende Schwierigkeiten dar. Eine ihrer bedenklichsten war die Einstellung jener so rohen Eingebornen in Kompagnien unter Kommando der Landessprache unkundiger französischer Offiziere, was die Verständlichkeit und Befolgung ihrer Befehle nothwendig sehr erschweren mußte. Eben so schwierig war die Auswahl hiezu geeigneter Offiziere; ich bedurfte Männer von Charakter, unerschrocken, umsichtig, zugleich aber raschen Entschlusses. Ich erkor aus den mir vorgelegten zahlreichen Listen von jeder Waffe die vorzüglichsten, und fand im Erfolge volle Zufriedenheit mit meiner Wahl. Eine Solderhöhung glaubte ich dem Ehrgefühle jener Offiziere, die ich mit einem so beschwerlichen Berufe beauftragte, minder angemessen als Avancement zu einem höhern Grade, bestimmte jedoch zu dessen Erlangung mindestens zweijährige Dienste in jener Eigenschaft als Erforderniß.

Das in dieser Weise gebildete erste Bataillon der Zuaven erwies sich später bei der Expedition gegen Mediah sehr löblich. Unmittelbar nachher wurden auch ein zweites solches Bataillon und eine Eskadron algierischer Chasseurs organisirt. Leider sah ich jene so äußerst mühsame Organisation, die ihren Erfolg bereits zu bewähren begonnen, nicht gebilligt; das Avancement der Zuaven-Offiziere und ihre Remplacirung in den Korps fanden beim Kriegsminister Schwierigkeiten, und wurden erst nach langem dringenden Ansuchen bewilligt.

Zu Erleichterung des Vollzugs meiner Uebereinkunft mit dem Dey von Tunis, und um die dauernde Sicherstellung unserer Hauptgesichtspunkte, des eigentlichen Gebiets von Algier und des Beylik von Tittery, zu bewirken, beschloß ich den, unter dem Bey jener Provinz vereinten Ueberrest nicht unterworfener Türken und Araber mit einem entscheidenden Schlage zu vernichten. Meine Expedition nach dem Atlas krönte der glänzendste Erfolg. Ihre Resultate waren in moralischer Beziehung von unendlichem Werthe, und hätten Ursachen, deren Abwendung leider nicht in meiner Macht lag, den durch jene Expedition erzeugten Nimbus nicht zerstört: so würden zu Behauptung unserer Herrschaft in Afrika einige Bataillons genügt haben. Die offiziellen Berichte über jenen kurzen Feldzug bezeugen, daß unsere jungen Soldaten als würdige Erben der Waffenthaten ihrer Vorgänger sich bewähren, und gleich Jenen, Frankreichs Ruhm zu behaupten wissen. Bei meiner Rückkehr nach Algier setzte ich, vom Intendanten en Chef mit immer gedeihlicherem Erfolge unterstützt, die Organisation aller Verwaltungszweige fort, und begann die Früchte meiner Anstrengungen zu ernten. Algier, dem unsere Landsleute in Menge zuströmten, bevölkerte sich auch mit Fremden aller Nationen, eine große Zahl von Schiffen lief im Hafen ein, und von allen Seiten wurden mir Gesuche, landwirthschaftliche und industrielle Etablissements begründen zu dürfen, eingereicht. Obgleich ich wahrnahm, daß die Dispositionen des Ministeriums der Kolonisation minder günstig geworden, ermunterte ich doch jene Pläne, da ich nicht glauben konnte, daß unser Gouvernement in Beziehung auf eine so hochwichtige Kolonie seine Ansichten geändert. Da ich übrigens auch bestimmt wußte, daß unserer Kolonisirung kein politischer Grund im Wege stehe, so maß ich jene Erkältung nur den Einflüssen eines in anderer Beziehung wichtigen Momentes bei, außerdem aber auch, ich kann diese Bemerkung mir nicht versagen, dem Uebergange der algierischen Angelegenheiten in die Hände von Personen, die jener Kolonisation so große Vortheile minder als ihre Vorgänger zuerkannten. Zugleich sah ich besser als das Ministerium selbst ein, daß die algierische Frage zu einer nationalen geworden, und ohne schwere Verantwortung, auf eine Besitzung so hohen

Werthes zu verzichten, nicht mehr möglich sey. Ich beharrte daher, einigen Unannehmlichkeiten Trotz bietend, bei meinem Plane, und ernannte, wie für Constantine auch für Oran einen tunesischen Prinzen, Achmet, zum Bey jener Provinz. Mein deßfallsiger Vertrag vom 6 Februar 1831 war, wie der frühere, ebenfalls rein militärisch und administrativ; die an Frankreich zu entrichtende jährliche Kontribution ward gleichermaßen auf eine Million Franks regulirt.

Da der Bey von Oran, dessen Würde ich auf diese Weise vergeben, sich gutwillig unterworfen, und keine wichtigen Anlässe zu Beschwerden geliefert, glaube ich die Motive meines Verfahrens anführen zu müssen. Ich habe dabei meiner Anstände mit dem Kaiser von Marocco zu erwähnen, der die Schwäche jenes Bey's benützen wollte, um dieses an seine Staaten gränzenden Beyliks sich zu bemächtigen.

Hassan, Bey von Oran, ist ein schwacher, aber rechtlicher Greis, dessen Charakter den durch unsere Eroberung herbeigeführten Verhältnissen nicht gewachsen seyn konnte. Er selbst fühlte das Mißliche seiner Lage, und erneute mir den meinem Vorgänger bereits gemachten Vorschlag seiner Würde zu entsagen, unter der Bedingung, mit jenen zu Oran ansässigen oder in Besatzung liegenden Türken, die ihm folgen wollten, nach der Türkei zurückgebracht zu werden. Da ich damals jedoch meine Anstalten zur Expedition nach dem Atlas traf, glaubte ich Hassans Vorschlag unserem Interesse nicht angemessen; seine Treue war mir nicht verdächtig; ich ersuchte ihn daher um Beibehaltung seiner Würde, und sagte ihm Truppen zu, wenn er deren bedürfen sollte.

Der Hauptbeweggrund jenes dringenden Ansinnens des Bey von Oran war der Angriff des Neffen des Kaisers von Marocco, Muley Aly, der, nachdem er Orans Gebiet verletzt, und mehrerer Städte sich bemächtigt, nach allen Richtungen hin Emissäre mit der Ankündigung aussandte, er handle im Namen und auf Befehl seines, mit dem Könige der Franzosen einverstandenen Souveräns; zwischen Frankreich und Marocco sey der Vertrag geschlossen, daß unsere Truppen nur das Littoral zu occupiren hätten; das Innere der Regentschaft aber dem Kaiser überlassen werden solle. Jenen Nachrichten hatte Muley Aly Drohungen und Verheißungen beigesellt. Der Charakter des schon betagten Bey's verstattete ihm durchaus keine energische Maßregel. Von der Mehrzahl der Seinigen, die seiner früheren Bedrückungen sich nur gar zu wohl erinnerten, verlassen, blieben ihm nur die Stadtbewohner und 700 Türken, auf deren Treue selbst er nicht einmal mehr zu rechnen wagte. Diese Verhältnisse, vereinigt mit dem mächtigen Einflusse der Erscheinung eines muselmännischen Prinzen, der als Beschützer der Bewohner gegen die Christen sich ankündigend, dem Bey Verrath seines Gebieters und Glaubens ganz offen vorwarf, mußte Muley Aly's Plane begünstigen. Die Fortschritte der Invasion wurden daher mit jedem Tage bedenklicher, und Muley's Agenten hatten, die ganze Bevölkerung zur Empörung aufreizend, einen großen Theil des Innern der Provinz, bereits aufgewiegelt. Noch mehr, Muley's Abgeordnete wagten es sogar, einige Lieues von Algier sich zu zeigen; einer von ihnen hatte selbst die Keckheit, unter falschem Namen in die Stadt zu kommen, und sich mir in Person darzustellen. Ich durchschaute seine Absichten, und ließ ihn ungefährdet wieder abziehen.

Im Oktober bereits deutete der Kaiser von Marocco in einem an mich erlassenen Glückwünschungsschreiben in zweideutigen Ausdrücken seine Verpflichtung an, getreuen Gläubigen, die seinen Schutz und seine Unterstützung gegen die mit jedem Tage drohender werdenden Angriffe der Kabylen anriefen, angedeihen zu lassen. Unter demselben Vorwande wagte Muley später, an der Spitze einer Reiterabtheilung, die Gränze zu passiren, und auf Tremesen zu marschiren. Als Kommandeur en Chef der französischen Armee und des ganzen Landes glaubte ich unsere Ehre bei Behauptung der Integrität des Gebietes der Regentschaft Algier interessirt, und sah in jenem feindlichen Angriffe eines fremden Prinzen einen unsern Waffen zugefügten Unglimpf. Da ich indeß nicht, ohne alle Mittel gütlicher Ausgleichung versucht zu haben, den Weg der Strenge einschlagen wollte, sandte ich an unsern Vicekonsul von Marocco, der das Generalkonsulat zu Tanger versah, eine hierauf bezügliche Note. Es erfolgte keine Antwort; die Unordnungen nahmen immer zu, Muley's Leute plünderten und verheerten Alles bis vor Orans Thore. Tagtäglich liefen neue Beschwerden des Bey's und dringende Hülfgesuche ein. Die Korrespondenz eines Staabsoffiziers, den ich nach Oran abgeordnet, gestattete keinen Zweifel an der Wahrheit der Berichte des Bey.

(Fortsetzung folgt.)

Walter Scott's neueste Romane.

(Fortsetzung.)

Indeß that der griechische Kaiser seinerseits das Beste, um dieser bewaffneten Menge den höchstmöglichen Begriff von seiner eigenen Hoheit, so wie von der Wichtigkeit des feyerlichen Geschäftes beizubringen, zu dem sie sich versammelt hatten. Die Fürsten des Heeres fügten sich ohne Widerspruch in das Verlangen des Kaisers, die Einen, weil dadurch ihrer Eitelkeit geschmeichelt wurde, die Andern, weil man ihre Habsucht befriedigt, mehrere weil man ihren Ehrgeiz zu entflammen gewußt hatte, endlich einige, wiewohl die wenigsten, weil Alexius Freundschaft dem Gelingen ihres Unternehmens am förderlichsten zu seyn schien. In Folge dieser verschiedenen Beweggründe bewiesen die Heeresfürsten eine Unterwürfigkeit, von der wahrscheinlich ihre Herzen weit entfernt waren, und sorgfältig vermieden sie Alles, was bei diesem feierlichen Feste die Griechen verletzen konnte. Doch gab es auch Andere, die weniger schmiegsame Geduld hatten.

Diejenigen Edlen, die von eigentlich fränkischer Abkunft und Geburt waren, machten sich vorzüglich durch ihre hoffährtige Geringschätzung aller übrigen Nationen, die dem Kreuzzuge sich angeschlossen hatten, bemerkbar, aber auf gleiche Weise auch durch ihre unbezähmbare Tapferkeit und durch die Verachtung, die sie gegen die Macht und Herrlichkeit des griechischen Kaiserreiches gefaßt hatten. Es ging ein Sprüchwort unter ihnen, wenn der Himmel einfiele, so seyen die Lanzen der französischen Kreuzfahrer allein im Stande, ihn zu halten. Derselbe trotzige Hochmuth offenbarte sich auch in ihren Streitigkeiten, die sie von Zeit zu Zeit mit denen hatten,

die sehr gegen ihren Willen sie bewirtheten; Streitigkeiten, in denen die Griechen aller ihrer Verschlagenheit ungeachtet nicht selten den Kürzern zogen. Alexius war deßhalb auch entschlossen, sich um jeden Preis dieser ungestümen und störrigen Gäste zu entledigen, und sie so schnell als möglich nach dem jenseitigen Ufer des Bosporus überzusetzen. Bei dieser Gelegenheit war ihm daher auch die Anwesenheit des Grafen von Vermandois, Godfrieds von Bouillon und anderer einflußreicher Fürsten sehr willkommen, um unter den französischen Rittern niederern Ranges, die eben so ungefügig als zahlreich waren, Ordnung zu erhalten.

Im Kampfe mit einem innern Gefühl beleidigten Stolzes, das er jedoch weislich niederkämpfte, bemühte sich der Kaiser mit zufriedenem Gesicht eine Huldigung entgegen zu nehmen, die ihm nur mit einer Art von Spott geleistet wurde. Ein Vorfall, der noch hinzukam, diente vollends die schroffe Verschiedenheit der Denk- und Sinnesart zweier Völker in's Licht zu stellen, die durch eine so ungewöhnliche Gelegenheit mit einander in Berührung gekommen waren. Mehrere Schaaren von Franken waren nach und nach an dem Throne des Kaisers vorübergezogen, und hatten den vorgeschriebenen Lehenseid noch so ziemlich ernsthaft geleistet. Vor Alexius niederknieend und ihre Hände in die seinigen legend, hatten sich die Kreuzfahrer des durch Uebereinkunft bestimmten Ceremoniels entledigt. Als aber die Reihe an Bohemund gekommen war, erhob sich der Kaiser, der diesem schlauen Fürsten, seinem vormaligen Feind und gegenwärtig scheinbaren Freund, eine besondere Aufmerksamkeit erweisen wollte, von seinem Thron und geleitete ihn einige Schritte weit nach dem Meeresufer zu, wo die Fahrzeuge zur Einschiffung der Kreuzfahrer bereit lagen.

Nur einige Schritte, wie gesagt, blieb Alexius Bohemund zur Seite, was als eine besondere Huld des Kaisers gegen letztern angesehen wurde; allein er setzte sich dadurch einer schrecklichen Beleidigung aus, die seine Leibwachen und Unterthanen um so tiefer kränkte, als man sie absichtlich zugefügt glaubte. Ein Dutzend Ritter, das Gefolge eines französischen Grafen, welche nach Bohemund die Lehenshuldigung ablegen sollten, sprengten ihre Herren an der Spitze im fliegenden Galop rechts von den fränkischen Geschwadern heran, und machten vor dem Throne Halt, der in eben diesem Augenblicke leer stand. Der Anführer dieser kleinen Schaar war von riesenhaftem Wuchse, und hatte zwar sehr schöne Züge, allein schwarze und dichte Haare gaben seinem Gesicht einen Ausdruck von Ernst und Entschlossenheit. Auf seinem Kopf trug er ein Barett, und seine Füße, Hände und übrigen Gliedmaßen waren mit Gemsleder bedeckt, über das er gewöhnlich noch die schwere und vollständige Rüstung seines Landes trug; allein diese hatte er der Bequemlichkeit wegen heute abgelegt, obgleich er hiedurch ganz und gar gegen das Ceremoniel verstieß, das bei einer so hochwichtigen Gelegenheit üblich war. Er wartete nicht die Rückkunft des Kaisers ab, und unbekümmert, ob er nicht den Anstand verletze, wenn er den Kaiser zwinge, seine Schritte zu verdoppeln, um seinen Platz wieder einzunehmen, sprang er von seinem gigantischen Hengste, dessen Zügel sogleich ein Page seines Gefolges ergriff. Ohne einen Augenblick sich zu bedenken, setzte sich der fränkische Graf auf den leeren Kaiserthron und indem er seinen gewaltigen Körper auf den reichen Polstern ausstreckte, die für Alexius bestimmt waren, schmeichelte er gleichgültig einem großen Wolfshund, der ihm gefolgt war, und es sich so bequem als se.n Herr machte, indem er sich auf den goldgestickten Teppichen von Seide und Damast ausstreckte, mit denen der Fuß des Thrones bekleidet war. Hier dehnte er sich mit einem Uebermuth und einer Wildheit, als wollte er zu verstehen geben, daß er um Niemand sich kümmere, als um seinen Herrn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einnahme von Bagdad.
(Aus dem Moniteur Ottoman.)

Die nachstehende Erzählung von der Unterwerfung des rebellischen Pascha's von Bagdad mag zugleich als eine Probe aus der türkischen Staatszeitung dienen:

„Davud Pascha, vormals Gouverneur von Bagdad, der durch das Wohlwollen des Monarchen zu diesem ausgezeichneten Posten erhoben worden war, hätte seine Erkenntlichkeit für eine so hohe Begünstigung nicht besser beweisen können, als durch die genaueste Beachtung seiner Amtspflichten und strenges Halten an die kaiserlichen Befehle, welche ihm vorschrieben, die seiner Verwaltung anvertrauten Unterthanen mit Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu behandeln. Davud Pascha mißkannte diese Grundsätze; er vergaß Das, was ihm für die Wohlfahrt der Unterthanen Sr. Hoheit vorgeschrieben war; bald kannten seine verbrecherischen Plane keine Gränzen mehr, und die von der erhabenen Pforte erhaltenen Befehle, rücksichtlich der innern Angelegenheiten, deren Vollziehung von hoher Wichtigkeit war, mußten seiner Willkür weichen. Seine Antworten auf die amtlichen Anfragen des Divans waren zögernd und ausweichend, seine Entschuldigungen unhaltbar und seine Absichten nur schlecht verhüllt. Er überbürdete die Bevölkerung mit Abgaben verschiedener Art, erhob bedeutende Beträge und trieb so die Bedrückung aufs Aeußerste.

„Bei dieser Lage der Sachen wurde einer der Minister der erhabenen Pforte, der vormalige Defterdar oder Finanzminister, Sadick Effendi, als außerordentlicher Kommissär an Davud Pascha gesandt, um ihm wohlmeinenden Rath zu ertheilen, ihn zu vermögen, sich den Befehlen des Sultans zu fügen, und um ihm vorzustellen, daß sein dem kaiserlichen Willen so entgegengesetztes Benehmen, dafern er darauf beharren würde, früh oder spät traurige Folgen für ihn haben müsse.

„Davud Pascha, auf seinen verbrecherischen Absichten beharrend, verband mit den trügerischen Vorstellungen, die er sich von seiner Gewalt machte, ein großes Mißtrauen gegen den Auftrag Sadick Effendi's. Hätte er sich gerade an die erhabene Pforte gewendet, so würde es ihm leicht gewesen seyn, sich über seinen Verdacht Aufklärung zu verschaffen und die Furcht zu beseitigen, die ihm die Gegenwart eines Ministers des Divan einflößte. Aber schon weit entfernt von der Bahn der Treue und Ergebenheit, hütete er sich gesetzliche und heilsame Wege einzuschlagen. Voll Zuversicht auf die Hülfsmittel, die Bagdad, sein Vaterland, ihm bieten konnte, und in der Einbildung, daß der Einfluß, den er in jenen Gegenden kraft der Macht übte, womit die erhabene Pforte ihn bekleidet hatte, als sie ihn noch für einen treuen Unterthanen hielt, persönlich sey, hielt er seine Herrschaft für unerschütterlich, und wagte das entsetzliche Verbrechen, Sadick Effendi fast im Augenblicke seiner Ankunft und als dieser Gesandte voll Vertrauen von den Beschwerden einer langen Reise bei ihm sich erholen wollte, umbringen zu lassen.

„Durch dieses Betragen zog er sich die Ahndung der souveränen Macht zu. Der Monarch, der, vom Geiste der Gerechtigkeit beseelt, in weiter Ferne sowohl als in seiner Nähe, den Ungehorsam zu bestrafen und die Treue zu belohnen weiß, verband das Gouvernement von Bagdad und Diarbekir mit dem von Alep, und vertraute deren Verwaltung dem gegenwärtigen Gouverneur von Alep, Ali Pascha, der beauftragt wurde, sogleich ein Truppenkorps aus drei Regimentern regulärer Kavallerie und einer bedeutenden Anzahl irregulärer Truppen bestehend zusammenzuziehen und Davud Pascha abzusetzen.

„Der Commandant en Chef, Ali Pascha, ging von Alep über Tekrit nach Musul. Der Beiler Bey oder Kommandant von Musul, Hadschi

Kassim Pascha, der den Intendanten Hadschi Ebubekir Aga unter seinen Befehlen hatte, bildete an der Spitze von sechstausend Mann den Vortrab. In Devil, nahe bei Bagdad, angekommen, griff er die Truppen an, die Davud Pascha ihm entgegengeschickt hatte, und nöthigte sie, sich nach Bagdad zurückzuziehen. Während dieses Gefechts rückte eine bedeutende Zahl Athieen *) und andere Truppen Kassim Pascha's vor, der bald unter den Mauern von Bagdad stand und am Thore Imam Musa Halt machte. Er schickte sogleich das kaiserliche Dekret, das den Einwohnern eine allgemeine Amnestie zusicherte, in die Stadt. Das Dekret machte eine entscheidende Wirkung; Davud Pascha sah seine Macht, die Einwohner zum Gehorsame zu nöthigen, schwinden, und seinen gewissen Untergang vor Augen, nahm er zur List seine Zuflucht, zu deren Ausführung er sich Sallsh Bey's, eines der Vornehmsten der Stadt und Sohns Suleimann Pascha's, vormals Gouverneur von Bagdad, bediente, den er durch das falsche Versprechen täuschte, ihm das Gouvernement des Landes zu verschaffen.

„Auf Anstiften Davud Pascha's schrieb Sallsh Bey einen Brief an Kassim Pascha, in dem er diesem meldete, daß er dem vor einigen Tagen publizirten kaiserlichen Dekrete zufolge im Einverständnisse mit den Einwohnern der Stadt Davud Pascha in seinem Serail aufgehoben habe und ihn als Gefangenen bei sich verwahre. Er bat Kassim Pascha zugleich, die Verwaltung des Landes bis zur Ankunft Ali Pascha's provisorisch zu übernehmen. Dieser Brief wurde durch Bagdad Aghassi überschickt, der beauftragt war, diese Einladung zu wiederholen. Kassim Pascha, der dem Inhalte des Briefes vertraute, übergab Ebubekir Aga den Befehl über die Truppen, begab sich mit ungefähr hundert Mann nach Bagdad, und stieg im Regierungspalaste ab. Am andern Tage gegen Abend umringte Davud Pascha mit einem zahlreichen Gefolge den Palast und griff ihn unversehens an. Kassim Pascha vertheidigte sich, aber endlich erlag er der Uebermacht und kam nebst Achmet Effendi, dem vormaligen Wojewoden von Merdin, um. Einem Theil seines Gefolges glückte es, sich ins Lager zu retten.

„So verband Davud Pascha Schurkerei mit Grausamkeit, die er ungescheut aufs Höchste trieb, indem er eine Adresse aufsetzte, die er für das Werk der Eingebornen ausgab und mit falschen Unterschriften versah. In diesem Dokument, welches Rechtfertigungsgründe enthielt, sagten die Einwohner, daß sie aus Gehorsam gegen die Befehle des Monarchen Davud Pascha gefangen und Kassim Pascha eingeladen hätten, nach Bagdad zu kommen, daß aber die Truppen von Musul sich Ausschweifungen erlaubt und dadurch eine Verschwörung veranlaßt hätten, deren Opfer Kassim Pascha geworden sey. Sie berichteten ferner, daß Sallsh Bey als provisorischer Gouverneur eingesetzt worden, und verlangten, daß zu Belohnung ihres Vertrauens Davud Pascha in der Verwaltung des Landes bestätigt, oder wenigstens durch Sallsh Bey ersetzt werde. Diese falsche Adresse wurde durch einen gewöhnlichen Infanteristen abgeschickt, und dem Commandant en Chef Ali Pascha in dem Augenblicke übergeben, als er von Gerkuk abmarschiren wollte.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Stadt Sunderland, wo die Cholera in England eingebrochen ist, zählt eine Bevölkerung von 30,000 Einwohnern, und ist der Sitz einer außerordentlichen Industrie und großen Handels. Man findet dort nicht weniger als achthundert Gebäude, welche Fabrikanten oder großen Handelsleuten gehören. Diese und alle wohlhabenderen Leute bewohnen zwei Pfarrspiele, die auf einer Höhe liegen. Die arme Bevölkerung hingegen lebt in einem dritten Stadttheile (vorzugsweise das Kirchspiel von Sunderland genannt) aufeinander gedrängt, in einer Vertiefung am Ufer des Flusses, die von Norden, Süden und Osten von Höhen eingeschlossen ist, welche den Luftzug hemmen. Aber auch die Bauart dieser untern Stadt selbst ist ganz dazu geeignet, jede Ventilation zu verhindern. Die Häuser sind durch elende Gäßchen von drei bis vier Fuß Breite von einander geschieden. Jede Kammer von acht bis zehn Fuß im Gevierte, und sechs bis sieben Fuß Höhe wird von einer ganzen Familie bewohnt, die hier alle Lebensverrichtungen erfüllt und ihre Lebensmittel mit Steinkohlen kocht, wodurch ein Rauch entsteht, daß man bei hellem Mittage oft einander nicht erkennen kann. Der Dr. Magendie, der diese Höhlen des menschlichen Elendes besuchte und darüber der französischen Akademie Bericht erstattete, sagt, er habe oft kaum mit einem Lichte in der Hand den Kranken sehen können, der nicht selten mit mehreren andern Personen auf einem mit Gänsfedern gefüllten Sacke lag, welcher der ganzen Familie zum Bette diente; nur an der Eiskälte der Glieder habe er den Kranken herausgefunden. Dieses Kirchspiel von Sunderland ist von 17,000 Menschen bewohnt, von denen 14,000 auf der Armenliste stehen, die aber ihre Unterstützung nicht unmittelbar von der Armenpflegschaft erhalten, sondern von einem Entrepreneur, der natürlich sein Interesse dabei findet, so wenig als möglich zu geben. Uebrigens reichen diese Unterstützungen bei Vielen nicht so weit, um sich eine der oben erwähnten elenden Wohnungen zu miethen; diese armen Leute finden Aufnahme in einem Armenhause, dem abscheulichsten Aufenthalt, den eine menschliche Einbildungskraft erdenken kann; insbesondere besteht der sogenannte Krankensaal daselbst aus einem Zimmer von 20 Fuß ins Gevierte, in welchem Säcke mit Gänsfedern umherliegen. Auf diesen liegen Weiber, Kinder und Greise durcheinander. In dem ganzen untern Theile von Sunderland gibt es keinen einzigen Abzugsgraben. Der Unrath wird auf die Dächer oder in die Straßen geworfen. Die Ufer des Flusses sind mit fauligem Schlamm bedeckt, der gleichfalls aus dort aufgehäuftem Schmutze entsteht. Diese unglaubliche Unreinlichkeit, der Mangel an frischer Luft, und die schlechte Lebensart der Einwohner sind der Entwicklung aller bösartigen Krankheiten sehr günstig. Die Aerzte von Sunderland bemerkten schon seit langer Zeit, daß kein Jahr verging, wo nicht eine mörderische Epidemie, Typhus oder Scharlach u. s. w. unter der Bevölkerung von Sunderland wüthete. Dr. Magendie bemerkte außer den gewöhnlichen Symptomen der Cholera namentlich die außerordentliche Veränderung des Blutumlaufes der Kranken. Das Herz macht in einer Minute nicht mehr als 12 bis 15 Schläge, und nicht nur die Pulsirung, sondern auch die Kraft dieses Organes ist auffallend geschwächt, und zwar so sehr, daß das Herz, wenn man den Kranken aus der horizontalen Lage in die senkrechte zu bringen versucht, nicht mehr im Stande ist, das Blut bis in den Kopf hinaufzutreiben, und der Kranke oft bloß durch diese veränderte Lage auf der Stelle stirbt.

*

In einer von dem Dr. Morelot herausgegebenen Statistik des Weinbaues im Departement der Côte-d'Or, dem Vaterlande des guten Burgunderweines, wird der Flächeninhalt des dort mit Weinstöcken bepflanzten Landes auf 26,467 Hectaren angegeben. Die Quantität des jährlich erzielten Weines beträgt im Durchschnitte 582,555 Hektolitres. Der besteuerte Ertrag ist 2,250,783 Fr. 98 Cent. Die chemische Analyse des Bodens ergibt bei den besten Lagen 42 Theile kohlensauren Kalk; bei den geringern nimmt dieser Bestandtheil ab und in der Ebene finden sich bloß 26 Theile. — Hinsichtlich der Geschichte des Weinbaues jener Gegenden bemerkt der Verfasser, daß man den Römern die erste Anpflanzung des Weinstockes dortselbst verdankt. Die Reben, die zuerst nach Nimes gebracht wurden, verbreiteten sich bald längs den Ufern des Rhone und der Saone, und man kann annehmen, daß unter Augustus die römischen Soldaten, welche ihre Lager zu Beaune, Nuits und Dijon hatten, den ersten Weinstock pflanzten. Der Weinbau nahm bald so sehr überhand, daß ihn Domitian durch ein Edikt verbieten zu müssen glaubte. Aurelian, der zweite Gründer von Dijon und Beaune begünstigte dagegen den Weinbau wieder, und Probus hob die Beschlüsse Domitians wieder auf; ihm namentlich verdankt daher die Côte d'Or das edle Gewächs, das gegenwärtig den Reichthum dieser Provinzen ausmacht. Im Mittelalter suchten die mächtigsten Herren und selbst Fürsten Eigenthümer der besten Lagen zu werden. Karl der Große besaß zwischen Aloxe und Pommard einen großen Bezirk von Weinbergen, der noch seinen Namen trägt; er schenkte ihn im Jahre 775 dem Abt von Saulieu. Die Großen der dortigen Gegend ahmten sein Beispiel nach, und so kamen die geistlichen Herren nach und nach in Besitz der besten Lagen; sie setzten einen hohen Werth darauf, und nicht mit Unrecht. Papst Gregor XI belohnte während seines Aufenthaltes in Avignon den Abt von Citeaux, Johann de Bussières, für ein Geschenk von 30 Fässern Beaune- und Chambertin-Weines mit dem Kardinalshut.

*) Nomadische und kriegerische Völkerstämme, welche die Wüste bewohnen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 11. 11 Januar 1832.

Briefe eines Franzosen aus Konstantinopel.

II.

Pera am 29 Sept. 1830.

Heute nahm ich meinen Weg nach dem Fanar. Ich wollte den griechischen Patriarchen besuchen. Ich durchwanderte einen sehr traurigen und verödeten Theil der Stadt, der einst so glänzend und volkreich war; die Straßen, die zu dem ziemlich schönen Palast des Patriarchen führten, schienen ausgestorben. Papas, die im Vorzimmer Bedientendienste verrichten, führten mich in die Gemächer des Patriarchen. Ich befand mich unter zehn oder zwölf Bischöfen, die bei ihm zu einer Synode versammelt waren. Seine Heiligkeit (denn diesen Titel führt er) ließ mich an seiner Seite auf dem Sofa Platz nehmen. Der Patriarch ist ein Mann von Geist, machte viele Reisen und besitzt ein mit Allem was er gesehen, bereichertes Gedächtniß. Er hat ein geschichtliches und geographisches Werk über den Berg Sinai herausgegeben. Auch eine gute Karte von der Insel Cypern verdankt man ihm. Kurz zuvor hatte er ein Werk in neugriechischer Sprache über die Stadt und die Alterthümer Konstantinopels herausgegeben. Bevor unsere Unterhaltung begann, mußte ich so gut wie bei den Türken zuerst Kaffee nehmen, und den Schibuk rauchen. Der Prälat sprach mit Geläufigkeit französisch. Vor Allen fragte er mich nach Herrn von Chateaubriand, den er zu Alexandrien kennen lernte, als dieser berühmte Reisende von Jerusalem zurückkehrte. Seine Heiligkeit glaubte mir zu Eroberung von Algier Glück wünschen zu müssen. Dieses Ereigniß hat Frankreich in allen Gegenden des Orientes einen großen Namen erworben. Seit der Expedition nach Aegypten hat nichts so sehr die Gemüther der Türken, Griechen und Araber angeregt. Das Gespräch lenkte sich dann auf die Pariser Revolution und die Absetzung Karls X. Der Patriarch schien den Umsturz einer Monarchie, nachdem sie sich kurz vorher durch eine so glänzende Waffenthat, wie die Eroberung von Algier, verherrlicht, nicht begreiflich zu finden. Er drückte sein Erstaunen aus, daß ein Fürst, der wegen eines Fächerschlages Afrika zittern machen konnte, nicht im Stande war, sich eines Angriffs in seiner Hauptstadt zu erwehren, und daß eine alte Monarchie in wenigen Stunden wie ein Mann in einem Zweikampfe unterlegen sey.

Die nacheinander folgenden Revolutionen in Belgien, Polen, Italien und Deutschland erregten hier die größte Neugierde. Der Patriarch richtete über diese Ereignisse Fragen an mich, die mehr als Erstaunen ausdrückten. „Es sind nur wenige Tage her, bemerkte Se. Heiligkeit, daß wir Europa wie es war, bewunderten, und nun will man es ganz neu umgestalten. Die Szepter Ihrer Könige, von denen wir unser Schicksal abhängen sahen, sind ein Spielzeug für Kinder geworden und Ihre Civilisation, die wir uns zum Vorbilde nahmen, bietet uns nur den Anblick eines Erdbebens." Der Prälat bedauerte vorzüglich das Schicksal Frankreichs und des Sohns des heiligen Ludwig. Was aber am meisten seine Begriffe zu verwirren schien, war der Umstand, daß Karl X vom Thron gestürzt wurde als ein Feind der Freiheit, er, den Griechenland seinen Befreier nannte, und der die Tyrannei der afrikanischen Seeräuber stürzte. Der Patriarch war nur mit den Verhältnissen des Orients vertraut; er konnte durchaus nicht unsern Kampf über die Wahlen und die Freiheit der Presse begreifen; das rechte und das linke Centrum, die Congregation, das Comité Direkteur, das Ministerium vom 8 August, die zweihundert und ein und zwanzig blieben ihm völlige Räthsel. Vergeblich bemühte ich mich, sie ihm zu lösen, indem ich die neue Revolution von allen Seiten beleuchtete; ich hätte ihm eben so gut vom Ursprung des Windes und den magnetischen Einflüssen vorgepredigt. Indeß nicht verstehen ist auch manchmal geurtheilt. Frankreich im vergangenen Julius wird hier durchgehends nicht anders beurtheilt. In der Ferne nimmt man nur die großen Ursachen einer Begebenheit wahr, und doch sind es oft nur kleine Güter, wegen deren die Gesellschaft erschüttert wird. Ist es nicht deutlich geworden, daß selbst die Männer, die sich an die Spitze der Juliusrevolution stellten, nicht ganz wußten, was sie wollten, und wie sollte man es hier begreifen? Nur so viel ist gewiß, daß man den Schlag anerkennt, der ganz Europa in Bewegung setzt, und die Parteien, die man von hier aus auf einander losgehen sieht, ohne gerade zu wissen, warum, kommen diesen Leuten wie Tänzer vor, die ohne Musik tanzen.

Ich wagte es nicht, den Patriarchen um Neuigkeiten aus Griechenland zu befragen. Ich wußte, daß er sich in dieser Beziehung in sehr schwierigen Verhältnissen befand, selbst was die geistlichen Angelegenheiten anbelangt. Er selbst darf sich Glück wünschen, mit einem Lande nicht in Beziehungen zu stehen, das der Pforte mehr als je verhaßt seyn muß. Würde seine Suprematie von den Völkern anerkannt, die das türkische Joch abgeschüttelt, so dürfte er mit Sicherheit darauf zählen, sich gefährliche Verantwortlichkeiten

zuzuziehen. Das tragische Ende eines seiner Vorgänger muß immer seinem Geiste vorschweben. In seiner Unterredung gab er mir ziemlich deutlich zu verstehen, daß er von den Schülern des Propheten streng beobachtet wird. Bei uns setzt man den höchsten Werth darein, seine Meinung öffentlich bekannt zu machen, hier zu Lande sie so viel als möglich zu verheimlichen.

Die Hauptursache meines Besuches bei dem Patriarchen war der Wunsch, von ihm einige Aufklärungen über das alte Konstantinopel zu erlangen. Ich brachte ihn auf dieses Kapitel, und nachdem wir von den Ruinen gesprochen hatten, welche von allen Seiten die Revolutionen unserer Tage umgeben, kamen wir auch auf jene Trümmer zu sprechen, die von Umwälzungen früherer Zeiten noch Kunde geben. Ich war bei dem Patriarchen von einem Buchhändler eingeführt worden, der mir unter der Hand zu verstehen gegeben hatte, ich möchte Sr. Heiligkeit nicht von dem Buche sprechen, das er über Byzanz herausgegeben. Wahrscheinlich fürchtete der Buchhändler einige Gefahr für den Patriarchen, wenn er sich als den Verfasser eines großen Werkes über Stambul bekenne; denn die Türken haben es nicht gern, wenn man von den Merkwürdigkeiten ihres Landes spricht und verbergen mit Fleiß dem Fremden die Ruinen des Alterthums, die ihre Städte enthalten. Ich unterließ nicht, die Anweisung meines Begleiters zu befolgen; allein ich fand bald, daß meine Zurückhaltung unnöthig war. Ich befragte den gelehrten Prälaten um die Lage des Palastes Blaterna und des Bukoleons, so wie über die Mauern und Thürme des alten Byzanz. Er beantwortete meine Fragen und da ich ihm einige Einwürfe machte, indem ich andere Zeugnisse als die seinigen anführte, wiederholte er mehrmals, daß er ein Buch über Konstantinopel geschrieben, und besser als irgend Jemand die Kaiserstadt kenne. Aus diesen Worten entnahm ich, daß der Patriarch nicht sehr besorgt sey, den Schleier der Anonymität zu bewahren, und ich wünschte ihm daher zu seinem Buche, das ich Tags vorher gekauft hatte, Glück. Es nahm mich nicht Wunder die Eitelkeit eines Schriftstellers im Fanar zu finden, wo einst das Hauptquartier aller Eitelkeiten war. Uebrigens muß ich beifügen, daß ich aus dem Werke des Patriarchen nur wenig schöpfen konnte, denn obgleich es ein lobenswerthes Buch ist, so enthält es doch nur wenig, was nicht die gelehrten Nachforschungen eines Gilles, Ducange, Cantemir, Grelot's, des Abbe Sevin und vorzüglich des englischen Reisenden Delaway bereits ans Licht gezogen.

Ich nahm Abschied von dem Patriarchen, und da ich im Sinne hatte, die Bibliothek der Griechen in Jerusalem zu besuchen, so bat ich Se. Heiligkeit um ein Empfehlungsschreiben an den Metropolitan der heiligen Stadt. Mit dem Versprechen, mir ein solches mitzugeben, begleitete mich der Patriarch bis an die Thüre, indem er mir empfahl, auf meinen Wanderungen auch seine alte Diözese vom Berg Sinai zu besuchen. Nachdem wir den Patriarchen verlassen hatten, besuchten wir einige angesehene Bewohner des Fanar, die ich höflicher und mittheilsamer fand als die Griechen, welche in andern Stadtquartieren wohnen. Vorzüglich fand ich an der Fürstin Mo..., der ich vorgestellt wurde, jene Anmuth des Geistes und der Manieren, die sonst die vornehmeren griechischen Familien von Konstantinopel auszeichnete. Sie erfuhr in den letzten Zeiten alle Schläge des Schicksals und ertrug sie mit heldenmüthiger Standhaftigkeit. Ihr Gemahl lebt schon zehn Jahre in der Verbannung und sie hat den größten Theil ihres Vermögens eingebüßt. Durch Klugheit und Geistesstärke überlebte sie die Zeit der Verfolgungen und wußte sich bei den Türken in Hochachtung zu setzen. Ihre Kinder erhalten unter ihren Augen die vollkommenste Erziehung. Vor einigen Monaten reiste ihr jüngster Sohn, ein Knabe von kaum zehn Jahren ganz allein und ohne Jemand Etwas davon zu sagen, nach Wien und stellte sich dem Herrn Fürsten von Metternich vor, der sehr erstaunt war, einen so jungen Reisenden vor sich zu sehen. Der Fürst nahm ihn mit großer Güte auf: „Wenn Sie Etwas wünschen, so dürfen Sie nur verlangen." — „Was kann ein Sohn verlangen," sagte der treffliche Knabe, „dessen Vater verbannt ist?" Herr von Metternich umarmte bei diesen Worten den Prinzen, und versprach ihm, sich bei der Pforte für die Zurückberufung seines Vaters zu verwenden. Die Fürstin Mo . . . erzählte dieses Beispiel kindlicher Liebe mit dem gerechten Stolz einer Mutter.

Indem ich die Straße des Fanar durchwanderte, las ich auf allen Gesichtern einen Ausdruck der Traurigkeit und unruhvoller Besorgniß. Die großen Familien sind zerstreut worden, die schönsten Häuser stehen unbewohnt. Vormals beunruhigten Ehrgeiz und Eifersucht die höhere Gesellschaft der Bevölkerung des Fanar. Gegenwärtig herrscht dort nur Trauer, Elend und Furcht. Ich fragte, was aus jenen reichen Bibliotheken geworden sey, die einige reiche Freunde der Wissenschaft gesammelt hatten, was aus jenen gelehrten Versammlungen, wo man sich darin gefiel, in der Sprache Homers und Plato's die Unterhaltung zu führen? Statt der Antwort zeigte man mir zwei erbärmliche Druckereien, wo man Circulare druckt und eine Kleinkinderschule. Alles was ich in diesem merkwürdigen Stadttheile, der vormals dem Fremden ein kleines Bild des alten Byzanz gab, bemerken konnte, hinterließ mir traurige Gedanken. Von allen Größen des Fanar blieb nichts als der Patriarch und selbst dieser Nachfolger des Photius gleicht jenen alten Denkmälern, die man in Konstantinopel sieht, z. B. jener „verbrannten Säule" die ich Tags zuvor sah und die von elenden Hütten und Schutthaufen des Brandes umgeben ist. In meinem nächsten Briefe werde ich Sie zu einem Obrist der Kaisergarde und zu einem der höchsten Staatsbeamten dem Mollah von Eyub führen.

Die Sandwichinseln.

(Fortsetzung.)

Der Pari von Anuanu war in Kriegszeiten ein wichtiger Punkt, und wer im Besitz desselben blieb, war meist auch Herr der Insel. In seiner Nachbarschaft wurde manch blutige Schlacht gekämpft und hier war es auch, wo die Unabhängigkeit von Oahu mit dem letzten Könige der Insel im Jahre 1790 zu Grunde ging. Tamehamea, der Bonaparte der Sandwichinseln, dem es durch überwiegenden Geist und Muth gelang, die ganze Inselgruppe seiner Herrschaft zu unterwerfen, hatte damals O-a-hu mit Krieg überzogen. Der König von O-a-hu versammelte sein Heer zwischen Honururu und dem Perlstrome; eine Schlacht, die darauf erfolgte, fiel für ihn

ungünstig aus und sein Bundesgenosse Taeo, König von Ta=u=ai und Ni=hau wurde erschlagen. Der König von O=a=hu zog sich sodann in das Thal von Annanu zurück, wo Taiana, ein ehrgeiziger und kühner Häuptling von Ha=wai=i zu ihm stieß. Tamehamea an der Spitze seiner siegreichen Krieger folgte ihm, und ungefähr zwei Stunden von Pari wurde die letzte Entscheidungsschlacht gefochten. Der König von O=a=hu fiel, sein Heer floh dem Bergabsturze zu, verfolgt von Tamehamea's Schaaren, und Taiana vertheidigte sich auf der Höhe des Pari, bis er fiel. Seine Krieger setzten dessenungeachtet den Kampf fort, bis sie endlich völlig überwältigt, vierhundert an der Zahl, in den Abgrund hinabgestürzt, und an den Felsen in der Tiefe zerschmettert wurden. Tamehamea behielt das Feld und die Herrschaft der Insel. Noch bis auf diese Stunde zeigen die Eingebornen die Stelle, wo der König der Insel stand, als er seinen letzten Speer auf den andringenden Feind schleuderte und dann die Todeswunde empfing. Manche, wenn sie vorbeigehen, setzen ihren Fuß auf den Fleck, wo er gestanden haben soll, und indem sie die Stellung annehmen, in welcher der König nach Bericht der Sage den Todesstoß erhielt, schwingen Sie ihren Stab oder Speer und erzählen ihren Kindern und Gefährten, daß hier der letzte König von O=a=hu im Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes sein Leben ließ.

In gerader Richtung südlich von dem Thale Annanu liegt die Stadt und der Hafen Honoruru, der unter allen Häfen der Sandwichinseln der beste, und zu allen Jahreszeiten der sicherste ist; die fremden Schiffe besuchen ihn deßhalb häufiger als die übrigen Buchten. Selten sieht man in ihm weniger als drei= oder vier Schiffe vor Anker liegen, manch Mal aber auch mehr als dreißig zu gleicher Zeit. Die Stadt hat, seitdem die Schifffahrt so zugenommen, gleichfalls an Bevölkerung gewonnen, ist eine der größten auf den Sandwichinseln und zählt zwischen sechs und sieben tausend Einwohner. Honururu ist der gewöhnliche Aufenthaltsort des Königs und der vornehmsten Häuptlinge, die mit den fremden Schiffen thätigen Handel treiben, und sich deßhalb auch am Meeresufer ansässig gemacht haben. Es leben hier auch zwölf oder vierzehn amerikanische Kaufleute, die am Ufer Waarenhäuser für fremde Güter bauten, die meist in Stückgut, Metallwaaren, irdenem Geschirr, Hüten, Schuhen, Schiffsvorräthen u. s. w. bestehen, und an die Eingebornen für spanische Dollars oder Sandelholz verkauft werden. Auf der östlichen Seite der Bay liegt ein starkes Fort, von ungefähr dreihundert Fuß im Gevierte, und mit sechzig Kanonen besetzt. Es wurde von den Russen begonnen, aber von den Eingebornen vollendet, welche jene vertrieben, weil sie fürchteten, diese Fremdlinge seyen des Sinnes mit Hülfe ihrer Niederlassungen auf der nordwestlichen Küste von Amerika sich der Insel zu bemächtigen. Hier ließ sich auch im Monat April 1820 eine amerikanische Mission nieder, die mit großem Erfolg die Lehren des Christenthums verkündigt.

Von den Eingebornen haben viele ihre Grashütten verlassen. und bequeme Häuser von Holz oder Stein erbaut, unter andern baute sich der erste Minister des Königs Karaimoku eine Wohnung, die eben so sehr von seiner Ausdauer als seinem Geschmacke zeugt.

Ungefähr sechs Meilen westlich von Honoruru und fast in gleicher Entfernung von dem Dorfe Eva, am Perlflusse, findet sich eine besondere Naturmerkwürdigkeit — ein kleiner runder See, der in der Nähe des Meerufers gelegen und dergestalt mit Salz geschwängert ist, daß die Eingebornen zwei Mal des Jahrs aus demselben zwischen zwei= und dreihundert Tonnen schöne reine harte Salzkrystalle ziehen. Dieser See ist daher auch außer seiner Merkwürdigkeit eine sehr einträgliche Fundgrube für die Insel. Er gehört dem Könige, und dient nicht bloß, eine Menge Seefische aufzubewahren, sondern liefert auch einen bedeutenden Handelsartikel. Große Ladungen Salz werden nach Kamtschatka verkauft oder gegen Seehundsfelle ausgetauscht, oder den russischen Schiffen aus den Niederlassungen in Amerika verhandelt. Die Bevölkerung von O=a=hu wird auf 20,000 Seelen angeschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht von einigen persischen Städten.

(Auszüge aus einer Reise Frasers an den Küsten des kaspischen Meeres.)

Asterabad ist der Hauptort eines unbedeutenden Gouvernements. Diese Stadt hat sehr viel von ihrer Wichtigkeit verloren, seit Nadir=Schah, der den unruhigen Geist ihrer Bewohner fürchtete, das innerhalb ihrer Mauern gelegene feste Schloß schleifen ließ. Indeß zeichnet sich Asterabad vor dem größten Theile der persischen Städte durch seine Gebäude, durch seine großen Gärten, durch die Baumgruppen, die zwischen den Wohnungen sich erheben, durch schön gepflasterte Straßen und sorgfältig gehaltene Wasserabzüge vortheilhaft aus. Asterabad hat zwar einen Hafen im kaspischen Meere, allein einen nur sehr beschränkten Handel, und sein Bazar bietet nur die den Einwohnern nothwendigen Lebensbedürfnisse. Die Provinz von Asterabad ist die Heimath des Stammes der Kadschar, dem die gegenwärtig über Persien herrschende Familie angehört; sie stand im Rufe wegen ihrer Toffendschis oder Büchsenschützen, von denen ein beträchtliches Korps gewöhnlich den Dienst der Leibwache bei dem Könige versieht. Das Klima von Asterabad gilt für ungesund, weßhalb während der heißen Jahrszeit alle Einwohner, denen es möglich ist, die Stadt verlassen, und sich auf ihre Jeilaks oder Sommerwohnungen im Gebirge zurückziehen.

Nokandeh — ein kleines Dorf — befindet sich nur sechs Meilen von einer Mauer, die einst sehr stark war, gegenwärtig aber größtentheils Ruine ist: dieselbe bildete vormals die Gränzscheide der Provinzen Asterabad und Masenderan, und erstreckte sich von den Bergen im Süden dieser Provinzen bis ans Meer.

Aschraf hat noch zahlreiche und prachtvolle Ueberreste von den Palästen und Gärten aufzuweisen, mit denen sie der große Abbas=Schah geziert hatte. Allein diese Spuren ehemaliger Größe verschwinden allmählich mehr und mehr durch die Unbild der Zeit und der Menschen, die ungehindert die Materialien davon zum eigenen Gebrauche wegnehmen. Drei Jahre bevor Fraser diese Ruinen besuchte, hatte der König von Persien eine Reise nach Masenderan gemacht, bei welcher Gelegenheit ein Seid, d. h. einer der angeblichen Abkömmlinge Muhamets, die man zahlreich in allen muselmännischen Provinzen antrifft, dem Monarchen die Bitte vortrug, wenigstens auf die Erhaltung des unter dem Namen Imaretitschefschmeh oder Brunnenpalastes und des Susiabad Rücksicht zu nehmen. Der König antwortete, daß diese Sache zu große Kosten erheischen würde und er hiezu nicht die nöthigen Fonds besitze. Der Seid aber bestand auf seiner Bitte, indem er sagte, wenn der königliche Schatz hiezu nicht hinreichende Mittel biete, so möge der Monarch dieselben aus dem Schatze des Schah Abbas nehmen. „Und wo ist dieser Schatz?" rief der König erstaunt. „Dein Knecht," erwiederte der Seid, „nimmt sich die Freiheit, Deiner Majestät vorzustellen, daß wenn man das Gewässer dieser Quellen nützlich anwendete, daraus jährlich ein Gewinn von dreitausend Ladungen Reiß sich ergeben würde, wenn nur mein königlicher Herr einen Vorschuß von zwei= oder dreitausend Tonnen geben wollte. In weniger als zehn Jahren würden die daraus gezogenen Einkünfte alle Kosten decken." — „Reden wir nicht mehr davon," entgegnete der sparsame Monarch. „Der König

kann keine Vorschüsse machen; auch ist der Gewinn zu klein und würde zu lange auf sich warten lassen." Die Lokalsage erwähnt, daß Aschraf zur Zeit seines Glanzes gegen dreihundert Bäder zählte, was vielleicht übertrieben ist, aber doch einen Begriff von seiner mächtigen Bevölkerung in der damaligen Zeit geben kann. Gegenwärtig zählt Aschraf kaum fünfhundert Wohnungen, und die Regierung zieht aus der Stadt und den dazu gehörigen Dörfern nichts als ungefähr dreihundert Tosenkbschis.

Sari ist eine alte Stadt und scheint von jeher als der Hauptort von Masenderan betrachtet worden zu seyn. Man hat keinen Grund zu glauben, daß die alte Stadt einen größern Raum als die gegenwärtige eingenommen hat. Fraser schätzt ihre Bevölkerung auf dreißig- bis vierzigtausend Seelen. Sari ist nicht gepflastert, und auf die öffentliche Reinlichkeit und Gesundheit wird wenig Bedacht genommen. Die Bazars sind reichlich mit Allem versehen, was zum innern Verbrauche gehört. Der Palast, wo der Gouverneur der Provinz residirt, wurde von dem Aga Mohammed Khan, dem Gründer der Macht der Kadschars, erbaut. Nach dem Tode Kerim Khans zog er sich nach Masenderan zurück, wo er sich lange Zeit behauptete, bevor er zum königlichen Throne von Persien gelangte. Sari hat auch ein Djami, d. h. eine Moschee, und fünf Kollegien, die aber von geringer Bedeutung zu seyn scheinen. Man findet daselbst fünf öffentliche Bäder und einige Privatanstalten dieser Art. Diese Stadt enthält auch mehrere Thürme oder verschiedene mehr oder minder alte Gebäude, welche Grabmäler von Fürsten und berühmten Personen seyn mögen; in andern findet man gewölbte Cisternen, wo sich das Wasser selbst in der heißesten Jahrszeit stets frisch erhält. Eines dieser Denkmäler, Gumbazi-Selmi-Tur, das Gewölbe Selms, des Sohns Tur, hat eine Inschrift, die vielleicht Stoff zu einigen archäologischen Untersuchungen geben könnte. Fraser konnte sie weder lesen noch abschreiben, und weiß also auch nicht mit Zuverlässigkeit anzugeben, in welcher Sprache sie abgefaßt ist. Als sich der Reisende dieser Stadt näherte, ließ er seine Ankunft dem Prinzen Mohammed Kuli-Mirza, einem Sohne des Königs, der Gouverneur der Provinz ist, oder vielmehr dessen Minister, Mirza Saber, melden. Diese Art, die Gastfreundschaft anzurufen, ist für den, der den Schutz der Oberhäupter und Behörden eines Ortes bedarf, eine Art Auflage, die sich jeder Fremde gefallen lassen muß. Zwar kommt ihm diese Gastfreundschaft gewöhnlich theuerer zu stehen, als wenn er sich auf seine eigene Faust verköstigen wollte; allein er ist nicht den Mißhandlungen und der Raubgier der Einwohner ausgesetzt, die außerdem an ihm ihr Müthchen kühlen würden. Bevor Fraser bei dem Prinzen vorgelassen wurde, sagte man ihm, daß Mohammed Kuli Mirza einen großen und tiefen Sack habe verfertigen lassen, in der Hoffnung, der Reisende werde ihn ausfüllen. Fraser wurde bei der Vorstellung von dem Fürsten sehr gütig aufgenommen, der zwar gern seine Zeichnungen, sein Astrolab und seine übrigen Instrumente besehen hätte, sich jedoch Dieß auf eine gelegenere Zeit versparte und Fraser mit der Erlaubniß entließ, ungehindert die Stadt und die Umgegend besehen zu dürfen.

Farahabad, die alte Residenz Schah Abbas des Großen, wo dieser große Fürst im Jahre 1628 starb, ist nur siebenzehn Meilen von Sari an der Mündung des Flusses Thedschin gelegen, der auch letztere Stadt bespült. Farahabad, dessen Ruinen noch bis auf diese Stunde die Pracht und den Geschmack seines königlichen Gründers beurkunden, steht dennoch weit unter Aschraf; man sieht, daß Aschraf bestimmt war, die beständige Residenz des Monarchen zu seyn, während Farahabad nur ein Lustaufenthalt seyn sollte. Indeß hatte sich um diesen fürstlichen Vergnügungssitz eine beträchtliche Stadt angebaut, die gegenwärtig zu einem elenden Dorfe herabgesunken ist. Am Ufer des kaspischen Meeres nahe bei Farahabad sah Fraser eine armenische Niederlassung, die sich mit Fang und Zubereitung der Störe beschäftigt, die von dort nach Rußland ausgeführt werden.

Schluß folgt.)

Die Kopfeinbalsamirung der Neuseeländer.

Die Neuseeländer heben nicht nur die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde als Siegstrophäen auf, sondern auch die Köpfe ihrer verstorbenen Freunde, als ein Zeichen ihrer Verehrung und Liebe, oder um sie den bei der Todesstunde nicht anwesenden Verwandten und Freunden zu zeigen, und zu gewissen Zeiten ihr Andenken zu feiern. Die Art, wie sie diese Köpfe zubereiten, hindert nicht allein ihre Verwesung, sondern erhält auch die Gesichtszüge vollkommen. Hiebei gehen sie auf folgende Weise zu Werke: Wenn der Kopf vom Rumpfe getrennt ist, schlägt man mit einem Stock oder Stein ein Loch in den obern Theil des Schädels, und entleert denselben völlig vom Gehirn. Die Gehirnhöhle wird sodann wiederholt ausgewaschen, bis sie ganz sauber ist. Dann taucht man den Kopf einige Minuten lang in siedendes Wasser, wodurch die Epidermis völlig abgestreift wird. Man nimmt hiebei Bedacht, nicht auch die Haare in das heiße Wasser zu bringen, wodurch sie ausfallen würden; hingegen haftet das Haar, wenn der Kopf wieder erkaltet ist, fester als zuvor. Zu beiden Seiten der Nase werden nun Plättchen angebracht, damit sie ihre ursprüngliche Gestalt behalte, auch in die Nase steckt man kleine Stückchen Holz, damit sie nicht einschrumpfe, zugleich stopft man sie mit Flachs aus. Die Augen werden ausgerissen, und wenn sie von einem Häuptling sind, gegessen. Den Mund und die Augenlieder vernäht man, damit sie ihre Form behalten. Hierauf gräbt man in die Erde eine Art Backofen, den man mit rothglühenden Steinen füllt. Dieser Ofen, der von allen Seiten geschlossen ist, hat nur eine Oeffnung von Oben, in die der Schädel genau einpaßt. Die heißen Steine werden, so oft es nöthig ist, mit Wasser begossen. Hiedurch entsteht ein Rauch, den man noch durch nasse Kräuter, die auf die Steine gelegt werden, vermehrt. Die Hitze und der Rauch dringen nun in den Kopf ein, der wie gesagt in die Oeffnung des Ofens eingefügt ist. Um den Rauch und die Hitze so lange als es nöthig ist zu erhalten, müssen die glühenden Steine und Wasseraufgüsse öfters erneuert werden. Der Neuseeländer, der mit dieser Austrocknung des Kopfes beschäftigt ist, muß Acht geben, daß sich auf dem Gesichte keine Runzeln bilden, und um Dieß zu hindern, die Haut wiederholt mit der flachen Hand bestreichen. Diese Arbeit erfordert vierundzwanzig bis dreißig Stunden. Ist der Kopf völlig gedörrt, so nimmt man ihn aus dem Ofen und stellt ihn auf einem Stabe befestigt an die Sonne, wobei er häufig mit Oel gesalbt wird. Dieß geschieht jedoch nicht, um dem Kopfe größere Unverweslichkeit zu geben, sondern bloß um ihn glänzend zu machen. Diese einfache und treffliche Art, menschliche Köpfe zu präpariren, könnte vielleicht mit Erfolg zu einer physiologischen Sammlung von Köpfen aller Menschenracen des Erdkreises angewendet werden. Einige Reisende haben geglaubt, daß der von den Europäern betriebene Ankauf solcher zubereiteter Köpfe die Neuseeländer noch mehr zu blutigen Streifzügen und Ermordung ihrer Sklaven anreize. Dieß ist ein Irrthum. Die Kunst, Köpfe von Freunden und Feinden auf diese Art zu bereiten, besteht schon seit unverdenklichen Zeiten, und wird, die Europäer mögen nun solche Köpfe kaufen oder nicht, fortbestehen so lange bis die Civilisation ihr wohlthätiges Licht unter jene wilden Horden verbreiten wird. Georg Bennet konnte während eines langen Aufenthaltes in Neuseeland, und namentlich am Themseflusse, wo man sich, wie man glaubt, Köpfe am leichtesten verschaffen kann, nicht mehr als sechs Stücke zusammenbringen. Als Grund der Seltenheit dieser kuriosen Handelswaare gaben die Eingebornen an, daß schon lange Zeit kein Krieg geführt worden sey. (The Journal of royal Institution of Great-Britain.)

Fortschritte in der Schiffsbaukunst.

Ein Engländer hat nach vielen angestellten Versuchen eine ganz neue Form von Schiffen erfunden, die künftig allgemein eingeführt werden, und eine neue Aera der Schiffsbaukunst begründen dürfte. Diese neu erfundenen Schiffe sollen die mindeste Raumverkürzung und die größtmögliche Ordnung im Einschichten der Güter, den wenigst mittelbaren aber möglichst starken Seitenwiderstand, die größte Festigkeit mit dem geringsten Ballast verbinden. Die Form dieser Schiffe ist von der größten Schönheit, und bietet eine Abwechslung von geschmackvollen runden und elliptischen Kurven; der Kiel ist tief, das Verdeck flach, lang und sehr breit. Auch die Schnelligkeit dieser Schiffe wird sehr gelobt. Es scheint, daß ein wenig mehr als die Hälfte Ballast oder ein Viertheil der Ladung, die sonst gewöhnliche Schiffe einnahmen, hinreicht, um nach dem neuen System gebaute Schiffe unter Segel gehen zu lassen. Ein Kutter von 41 Tonnen, ein sehr schneller Segler, braucht z. B. nur 12 Tonnen Last, während ein Schiff von gleicher Größe vorher 19 Tonnen brauchte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 12. 12 Januar 1832.

Walter Scotts neuste Romane.

(Fortsetzung.)

Als der Kaiser die wenigen Schritte zurückmaß, die er Bohemund begleitet hatte, sah er mit nicht geringem Staunen seinen Thron von dem kühnen Franzosen eingenommen. Die Wäringerschaaren, die hinter ihm im Halbkreise aufgestellt waren, würden unbedenklich diese Beleidigung gerächt und den Frevler von dem Thron ihres Herrn herabgestürzt haben, wären sie nicht von Achilles Tatius und andern Offizieren zurückgehalten worden, die nicht wußten, welche Partei der Kaiser ergreifen würde, und daher über einen so zarten Punkt keine Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen wagten.

Inzwischen nahm der Ritter ganz laut das Wort, und obgleich er sich mit einem Provinzialaccent vernehmen ließ, so konnten seine Worte doch von Allen, die französisch sprachen, verstanden werden, und auch die, welche dieser Sprache nicht mächtig waren, konnten aus Ton und Bewegung, womit seine Worte begleitet waren, ihren Inhalt errathen. „Wer ist der Lümmel, rief er, der unbeweglich wie ein Stück Holz oder Stein ruhig dasitzen konnte, während so viele Edelleute, die Blume der Ritterschaft und der Spiegel der Tapferkeit, barhäuptig mitten unter diesen dreimal besiegten Wäringern dastehen müssen?" — Eine starke und volltönige Stimme, die aus dem Bauche der Erde hervorzukommen und dem Bewohner einer andern Welt anzugehören schien, erwiederte ihm: „Wenn die Normannen die Wäringer zu bekämpfen verlangt, so können sie dieselben Mann gegen Mann in den Schranken treffen, ohne daß sie sich die armselige Prahlerei zu erlauben brauchen, den Kaiser der Griechen zu beleidigen, der, wie bekannt, sich nur durch die Streitärte seiner Leibwachen schlägt."

Das Erstaunen über diese Antwort war so groß, daß es sich sogar dem Ritter mittheilte, der sie durch sein übermüthiges Betragen hervorgerufen hatte, und ungeachtet der Bemühungen des Achilles Tatius, seine Soldaten in den Schranken des Gehorsams zu erhalten, schien das laute Gemurmel, das durch ihre Reihen lief, doch anzudeuten, daß es ihm nicht lange möglich werden würde, ihren Zorn zu bändigen. Bohemund brach sich durch das Gedränge Bahn, mit einer Schnelligkeit, die nicht so ganz der Würde des Alexius angemessen gewesen wäre, und faßte den Kreuzfahrer am Arm, um ihn bald mit Gewalt bald mit Güte vom Throne zu entfernen.

„Wie, edler Graf von Paris, rief Bohemund, gibt es wohl irgend Jemand in dieser großen Versammlung, der es geduldig mit ansehen könnte, daß Euer Name, der bei so vielen Gelegenheiten durch Tapferkeit verherrlicht wurde, in einen thörichten Streit mit Söldlingen verwickelt werde, deren ganzes Verdienst es ist, um Lohn eine Streitart in den Reihen der kaiserlichen Leibwache zu tragen? Fi donc, entehrt nicht auf solche Weise die normännische Ritterschaft!

„Ich kümmere mich nicht viel, entgegnete der Graf, indem er wider Willen aufstand, ich kümmere mich nicht viel um den Rang meines Gegners, wenn er sich anders im Kampfe als ein Mann von Ehre und Tapferkeit beweist. Ich versichere Euch, Graf Bohemund, daß ich hierin nicht sehr heiklich bin. Türke, Tataren, der umherirrende Angelsachse, der den Ketten der Normannen nur entging, um hier griechischer Sklave zu werden, sind gleich willkommen und eingeladen, ihre Klingen auf meiner Rüstung zu wetzen, wenn sie Lust nach dieser ehrenvollen Arbeit anwandelt."

Alexius hatte Alles gehört, was vorgefallen war und er hatte es mit einer Mischung von Unwillen und Furcht gehört; denn er wähnte nicht anders, als daß alle seine politischen Entwürfe Gefahr liefen, nach einem zum Voraus angelegten Plane umgestürzt zu werden, wobei man es auf seine Person selbst vielleicht gemünzt habe. Schon wollte er seine Soldaten zu den Waffen rufen, als er seinen Blick auf den rechten Flügel der Kreuzfahrer warf, und bemerkte, daß dort Alles ruhig blieb. Er beschloß daher für den Augenblick über diese Beleidigung ein Auge zuzudrücken, da keine Schaar durch verdächtige Bewegungen einen Angriff fürchten ließ. Nachdem er also mit Gedankenschnelligkeit seinen Entschluß gefaßt hatte, kehrte er unter seinen Thronhimmel zurück, blieb aber vor dem Sitze aufrecht stehen, den er nicht sogleich wieder einnehmen wollte, aus Furcht, es möchte dem frechen Fremdling noch einmal die Lust anwandeln, ihm den Besitz streitig zu machen.

„Wer ist dieser kühne Valvassor, *) fragte der Kaiser den Grafen Balduin, „der er nach der Würde seines Aeußern zu seyn scheint, und den ich auf meinem Throne sitzend hätte empfangen

*) Vasall, der selbst wieder Vasallen hat.

sollen, während er es für angemessen hielt, den Rang seines Blutes auf solche Art geltend zu machen?

„Er gilt für einen der tapfersten Ritter unsres Heeres, erwiderte Balduin, obgleich die Tapferen darunter so zahlreich sind als die Sandkörner am Ufer des Meeres. Er wird Euch selbst seinen Namen und Rang verkünden.“

Alexius warf einen Blick auf den fränkischen Grafen. In seinen edlen und stolzen Zügen, die durch einen Anstrich von Enthusiasmus belebt wurden, der aus seinen lebensvollen Augen funkelte, bemerkte er nichts, was eine vorausbedachte Beleidigung erkennen ließ, und er fühlte sich geneigt das Vorgefallene, obgleich es ganz und gar der Etikette des griechischen Hofes zuwiderlief, weder für einen absichtlichen Schimpf zu halten noch für einen verabredeten Streich, um Händel anfangen zu können. Der Kaiser wendete sich demnach mit ziemlicher Ruhe an den Fremden, indem er ihn mit folgenden Worten anredete:

„Zwar wissen wir nicht, welche Würde wir Euch beilegen sollen, allein wir haben von dem Grafen Balduin vernommen, daß wir die Ehre haben, vor uns einen der Tapfersten von jenen Rittern zu sehen, die herbeigerufen durch die dem heiligen Grabe angethanen Unbilden hieher gekommen sind, um nach Palästina hinüber zu setzen, und es aus der Knechtschaft der Ungläubigen zu befreien.

„Wenn es mein Name ist, den Ihr zu wissen verlangt, entgegnete der fränkische Ritter, so gibt es hier keinen Pilgrim, der Euch nicht darüber gute Auskunft geben könnte, und mit besserem Fug als ich es selbst zu thun vermöchte, denn wir haben in unsrem Lande ein Sprüchwort, daß ein zur Unzeit ausgesprochener Name schon oft hinderlich war, Streitigkeiten auszufechten. Denn Männer, die sich mit der Furcht Gottes vor Augen geschlagen haben würden, erkennen sich, wenn einmal ihre Namen ausgesprochen sind, als durch eine geistliche Verwandtschaft verbunden, wie z. B. als Taufpathen oder Schwäger oder durch sonst ein unauflösliches Band; statt daß sie, wenn sie zuerst sich geschlagen und dann ihre Namen gesagt hätten, ihre gegenseitige Tapferkeit kennen gelernt und eingesehen haben würden, daß ihr Verwandtschaftsband für den Einen wie für den Andern ehrenvoll sey.“

„Dennoch möchte ich wissen, bemerkte der Kaiser, ob Ihr, der Ihr ein Recht des Vorzuges unter einer so zahlreichen Ritterschaft in Anspruch zu nehmen scheint, den Titel eines Königes oder Fürsten tragt.

„Wie meint Ihr Dieß? fragte der Franzose mit umwölkter Stirne. „Fändet Ihr vielleicht eine Ausforderung darin, daß ich gegen Eure Truppen heranrückte?“

Alexius beeilte sich zu erwidern, daß ihm nicht beifalle, den Grafen einer Beleidigung zu zeihen, auch stehe es ihm, der das Steuerruder des Reiches führe, nicht zu, fügte er bei, in der kritischen Lage, worin sich das Kaiserthum befinde, leichtsinnige und unnütze Streitigkeiten anzufangen.

Der fränkische Ritter hörte ihn ruhig an, und erwiederte ihm ganz trocken: „Wenn Dieß Eure Meinung ist, so bin ich erstaunt, daß Ihr so lange in einem Lande Euch aufhalten konntet, wo Ihr die französische Sprache so gut erlerntet, um sie zu sprechen. Und da Ihr weder ein Weib noch ein Mönch seyd, so hätte ich denken sollen, es möchten einige Gefühle der Chevalerie dieser Nation Eurem Herzen sich eingeprägt haben, wie sich die Worte ihrer Sprache Eurem Gedächtniß einprägten.

„Stille, Herr Graf, nahm hier Bohemund das Wort, der dem Kaiser zur Seite geblieben war, um die ihm drohende Ausforderung abzulenken. „Ihr müßt dem Kaiser mit Höflichkeit antworten, und Die so ungeduldig nach Kampf sich sehnen, werden Ungläubige vollauf finden, um ihren Muth zu kühlen. Der Kaiser fragte nur nach Eurem Namen und Stamm und Ihr thut minder als irgend Jemand Recht, daraus ein Geheimniß zu machen.

„Ich weiß nicht, erwiederte der Graf, was die Neugier dieses Fürsten oder Kaisers, wie Ihr ihn nennt, auf mich ziehen kann. Alles was ich von mir sagen kann ist dieses: Mitten in einer der unermeßlichen Waldungen, die das Herz von Frankreich, meine Heimath bedecken, steht eine Kapelle, die so tief in den Erdboden eingesunken ist, daß sie von Alter zusammengeschrumpft scheint. Das Bild der heiligen Jungfrau, das ihren Altar schmückt, führt den Namen „Unsre liebe Frau zu den gebrochenen Lanzen.“ Dieser Ort wird in ganz Frankreich wegen der Abenteuer, die man da finden kann, für den berühmtesten gehalten. Vier große Straßen kreuzen sich vor dem Haupteingang dieser Kapelle, und so oft ein guter Ritter hier des Wegs vorbeizieht, tritt er in diese Kapelle, um seine Andacht zu verrichten, nachdem er zuvor dreimal sein Hüfthorn erschallen lassen, daß alle Bäume des Waldes davon widerhallen. Dann wirft er sich auf die Knie, um sein Gebet zu verrichten, und kaum hat er die Messe zu unserer lieben Frau zu den gebrochenen Lanzen gehört, so stellt sich auch ein fahrender Ritter ein, um seiner Kampflust Genüge zu leisten. Ich habe hier länger als einen Monat gegen alle fahrenden Ritter den Platz behauptet und alle lobten mich ob der edlen und ritterlichen Art, mit der ich mich gegen sie benommen, Alle bis auf Einen, der das Unglück hatte vom Pferde zu stürzen, und den Hals zu brechen und bis auf einen andern, den ich durch und durchrannte, daß meine blutige Lanze wohl drei Ellen lang aus seinem Rücken hervorragte. Außer diesen Unfällen, die sich nicht immer wohl vermeiden lassen, verließen mich meine Gegner nie, ohne mir für die Courtoisie zu danken, die ich ihnen erwiesen.

„Ich begreife es, Herr Ritter, sagte der Kaiser, daß ein Mann von Eurem Körperwuchs und Muthe nur wenige seines Gleichen unter Euren abenteuerlichen Landsleuten finden mag; aber weniger begreiflich finde ich es, daß Männer, die doch denken gelernt haben, ihr Leben in solchen zwecklosen Kämpfen wagen können; Dieß heißt doch mit einem Geschenke der Vorsehung kindisches Spiel treiben.

„Es steht Euch hier frei, zu denken wie Euch beliebt, erwiederte der Franzose mit verächtlichem Tone, „aber ich kann Euch versichern, daß Ihr uns großes Unrecht thut, falls Ihr glaubt, daß bei unsren Kämpfen der mindeste Zorn oder die mindeste Bitterkeit im Spiele ist. Nicht fröhlicheren Herzens jagen wir des Abends den Hirsch oder Eber, als wir am Morgen unsere Pflichten der Ritterschaft erfüllen vor dem Portal der Kapelle.

„Ihr werdet Euch, bemerkte der Kaiser, dieser gegenseitigen Courtoisie von Seite der Türken nicht zu erfreuen haben, und deßhalb rathe ich Euch, nicht allzuweit vom Mittelpunkte des Heeres

Euch zu entfernen, sondern Euch dicht an dem Heerbanner zu halten, auf das die tapfersten Ungläubigen ihre Angriffe zu richten pflegen und wo sich die besten Ritter befinden müssen, um sie zurück zu treiben.

„Bei unserer lieben Frau zu den gebrochenen Lanzen, rief der Kreuzfahrer, ich wünschte nicht einmal, daß die Türken mehr Courtoisie besäßen als wir Christen, und es freut mich, daß Ungläubiger und heidnischer Hund Namen sind, die den besten von ihnen gebühren, wie sie denn insgesammt Verräther an Gott und den Gesetzen der Ritterschaft sind. Ich hoffe in der vordersten Reihe unsres Heeres auf sie zu stoßen, sey es nächst unserm Heeresbanner oder anderswo, und freies Feld genug zu finden, um diese Feinde Unsrer lieben Frau und der lieben Heiligen zu bekämpfen, die noch insbesondere wegen ihrer schlechten Sitten die meinigen sind. Indeß möget Ihr Euch nur immerhin niedersetzen und meinen Lehenseid empfangen, und ich werde Euch höchlich verbunden seyn, wenn Ihr diese einfältige Ceremonie so schnell als möglich abmacht."

Der Kaiser setzte sich eilig auf seinen Thron, und nahm die nervigen Hände des Kreuzfahrers in die seinigen. Nachdem dieser die Eidesformel ausgesprochen, geleitete ihn Graf Balduin nach dem Schiffe zu und erfreut, wie es schien, ihn auf dem Wege zur Einschiffung zu sehen, kehrte er zu dem Kaiser zurück.

„Wie ist der Name dieses sonderbaren und stolzen Mannes?" fragte Alexius.

„Robert, Graf von Paris," erwiderte Balduin, man hält ihn für einen der tapfersten Pairs, die den Thron von Frankreich umgeben."

(Fortsetzung folgt.)

Die Einnahme von Bagdad.

(Schluß.)

„Am 27 Muharem 1247 (7 Julius 1831) langte Ali Pascha mit seinem Korps in der Nähe des eine Stunde von Bagdad gelegenen Dorfes Imam Azem an, wo er sein Hauptquartier aufschlug. Er ließ sogleich die Stadt einschließen und machte Davud Pascha bekannt, das einzige Rettungsmittel für ihn sey, zum Gehorsam zurückzukehren und die Gnade des Monarchen anzuflehen; werde er aber in seiner Rebellion beharren, so sey Ali Pascha genöthigt, die Stadt mit Sturm zu nehmen und Blut zu vergießen, das zu schonen seine Verhaltungsbefehle ihm zur Pflicht machten. Davud Pascha antwortete nichts auf diesen Brief und beurkundete dadurch hinreichend, daß er Gehorsam verweigere. Durch sechzig Tage beschoß er das Lager der Belagerungstruppen, und seine eigenen, die er durch Geld zusammengebracht hatte, machten mehrere Ausfälle, die jedoch jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen wurden. Ali Pascha wartete nur deßhalb mit so vieler Langmuth, um seinen Verhaltungsbefehlen zu gehorchen und den Einwohnern das Unglück eines Sturms zu ersparen. Da er endlich aber sah, daß Davud Pascha auf seinem Entschlusse beharre, die Stadt aufs Aeußerste zu vertheidigen, und daß keine Hoffnung sey, er werde freiwillig sich unterwerfen, so befahl er den Sturm. Er versammelte die Generale und Stabsoffiziere der regulären und irregulären Truppen, empfahl ihnen so viel möglich Blut zu schonen und das Plündern zu verbieten. Am 7 Rebiul-akhir (15 September) ließ er die Stadt bei Nacht auf allen bezeichneten Punkten angreifen, die regulären Truppen richteten sich, nachdem sie den Tigris passirt hatten, auf das Thor Babil-Kerame und nahmen es wie Sturm. Alsbald öffneten nun die Einwohner selbst, die versichert waren, von den kaiserlichen Truppen gegen die in der Stadt befindlichen geschützt zu werden, das diesseits des Tigris gelegene Thor Babl-Charki. Die rebellischen Truppen streckten das Gewehr und baten um Pardon. Durchdrungen von dem Grundsatze, daß Verzeihung des Sieges Schmuck sey, und treu den besondern Befehlen des Sultans, bewilligte Ali Pascha den entwaffneten Truppen Pardon, proklamirte eine allgemeine Amnestie für die Einwohner und gab ihnen die Versicherung, daß Leben und Eigenthum geachtet werden sollten. Davud Pascha wurde lebend ergriffen und ins kaiserliche Lager gebracht. Er bat Ali Pascha, ihm das Leben zu schenken und die Erlaubniß zu ertheilen, den Rest seiner Tage in Brussa zubringen zu dürfen. Der Commandant en Chef versprach ihm, sich beim Monarchen zu seinen Gunsten zu verwenden, und schickte ihn nebst seiner ganzen Familie unter starker Begleitung nach Diarbekir, um von da nach Konstantinopel geschickt zu werden. In ersterer Stadt wird er bereits angelangt seyn."

Nachdem die Nachricht von der glücklich erfolgten Dämpfung des Aufstandes zu Bagdad in Konstantinopel angekommen war, erließ der Sultan einen Ferman, der außer den gewöhnlichen Formalitäten und einer einzelnen Aufzählung aller Verdienste Ali Pascha's nebst deren Belobung Folgendes enthält:

„Um also Deine Person zu ehren und Deinen Ruhm zu verdoppeln, verleihe ich Dir eine Dekoration in Diamanten und die reich geschmückte Gallatracht. Ich sende Dir überdieß, der Liste gemäß, die man Dir zustellen wird, mehrere Harvanis (Mäntel), gestickte und einfache, nebst andern Ehrenkleidern, um die Miri-Mirans (Pascha's zweier Roßschweife), die Chefs der Achaieen und Kurden und die andern Oberoffiziere zu belohnen, die unter Deinen Befehlen Deine Gefahren und Deine Ergebenheit getheilt haben. Du wirst auch noch mehrere Ehrendekorationen und kaiserliche Patente erhalten, um sie an die Obersten, Hauptleute, Offiziere und Soldaten der regulären Infanterie und Kavallerieregimenter zu vertheilen, damit sie ihnen eine Auszeichnung ihrer Verdienste unter ihren Kameraden seyen.

„Zu Beurkundung meines Willens und meiner Würdigung Deiner Verdienste habe ich gegenwärtigen, mit meinem kaiserlichen Siegel versehenen Ferman erlassen, den Hafiz-Bey, Oberster des ersten Kavallerieregiments, beauftragt ist, Dir zu übergeben. Bei seiner Ankunft wirst Du die Dekoration tragen, die ich Dir sende und die die Brust eines Tapfern zieren wird; Du wirst verordnen, daß die Harvanis und die übrigen Ehrenkleider von Denen getragen werden, die sie verdienten, und Du wirst die Dekorationen und Patente den Obersten, Offizieren und Soldaten der regulären Regimenter übergeben und sie dabei auffordern, auch ferner mir und meinem Reiche ergeben zu bleiben, und ihre Gebete für meinen kaiserlichen Thron fortzusetzen.

„Du wirst fortan alle Geschäfte der Verwaltung von Bagdad leiten, die ich Deiner Einsicht anvertraue; Du wirst nach den Gesetzen und nach der strengsten Gerechtigkeit verfahren, deren Handhabung mein hoher Wille ist, und da die Macht Derjenigen, die zu der Würde eines Gouverneurs von Bagdad berufen werden, sich auf die ganze Umgegend erstreckt, da die Forderungen ihrer Einwohner zu jeder Zeit gehört und rechtlich erwogen werden müssen: so wirst Du das bestehende System befolgen und Deine Oberherrschaft wird sich über die Chefs der Achairen und Kurden, und über die Urbans und Flecken, die sie bewohnen, erstrecken; Du wirst Diejenigen belohnen, die, stets treu dem Gehorsam, den sie mir schuldig sind, Eifer in meinem Dienste zeigen und nach Befinden der Umstände Jene bestrafen, die Dem entgegen handeln. Denke stets daran, die Einwohner zu schonen, die Armen zu unterstützen und alle meine Rayas zu beschützen; sie sind mir von der Vorsehung anvertraut, und ich vertraue sie wieder Dir, daß Du sie vor Bedrückungen und Mißbräuchen bewahrest; Du wirst stets über ihrem Glücke und ihrer Ruhe wachen.

„Dieß ist mein kaiserlicher Wille; beachte ihn, um Dich jederzeit darnach zu richten und um Deinen Ruhm durch neue, edle Thaten zu vermehren. So wirst Du meiner Gnade Dich würdig machen und sie Dir vermehren. Die unumgänglich mir vorzulegenden Gegenstände wirst Du zu meiner Kenntniß gelangen lassen.

„Und Ihr Alle, Miri-Mirans, Obersten, Chefs der Stämme und Offiziere meiner Truppen, vernehmt den Inhalt meines kaiserlichen Fermans und gehorcht den Befehlen des Wessirs Ali Pascha, wie er immer

für gut finden möge, Euch zum Besten meines Dienstes zu verwenden. Entledigt Euch pünktlich der Pflichten, die er Euch übertragen wird, und hütet Euch, je seinen Befehlen und seinem Willen entgegen zu handeln.

„Gegeben in der Mitte des Monats Djemazinl-ewel des Jahres 1247."

Vermischte Nachrichten.

Nach Parlamentspapieren haben die Londoner Zeitungen im Jahr 1850 für Anzeigen 153,585 Pf. St. 7 Sch. 10 P. Abgaben bezahlt, die Wochenschriften 4198 Pf. 19 Sch. 6 P. — im Ganzen 157,482 Pf. St. 7 Sch. 4 P. — Aus derselben Quelle entnehmen wir hier das Verzeichniß der in London erscheinenden Tag- und Wochenblätter sammt ihren im Jahre 1850 bezahlten Stempelabgaben: das Athenäum zahlte 91 Pf. 7 Sch. — Der Age, 927 Pf. 9 Sch. — Der Atlas 812 Pf. 14 Sch. — Bell's Life in London 261 Pf. 12 Sch. 6 P. — British Traveller 810 Pf. 19 Sch. — Courier 2701 Pf. 9 Sch. 6 P. — Cobbet's Register 45 Pf. 8 Sch. — Christian Advocat 65 Pf. 17 Sch. 6 P. — Country Times 68 Pf. 12 Sch. — County Chronicle 705 Pf. 17 Sch. — County Herald 311 Pf. 10 Sch. — Court Journal 516 Pf. 8 Sch. 6 P. — Commercial Record 20 Pf. 2 Sch. 6 P. — Englishman 66 Pf. 10 Sch. — Examiner 459 Pf. 19 Sch. 6 P. — Evening Mail — 106 Pf. 8 Sch. — English Chronicle 47 Pf. 8 Sch. 6 P. — Farmer's Journal 152 Pf. 16 Sch. 6 P. — Foreign Literary Gazette 55 Pf. 17 Sch. 6 P. — Globe and Traveller 1859 Pf. 8 Sch. 6 P. — Intelligence 222 Pf. 5 Sch. — John Bull 1104 Pf. 15 Sch. 6 P. — Kent and Essex Mercury 274 Pf. 1 Sch. — London Journal 52 Pf. 5 Sch. — London Packet 48 Pf. 2 Sch. 6 P. — London Gazette 849 Pf. 2 Sch. — Law Chronicle 3 Pf. 15 Sch. 6 P. — Law Gazette 14 Sch. — Literary Gazette 547 Pf. 8 Sch. — L'Independant 2 Pf. 2 Sch. — Law Advertiser 21 Pf. 5 Sch. 6 P. — Literary Advertiser 62 Pf. 6 Sch. — Mercantile Journal 75 Pf. 15 Sch. 6 P. — Moore's Stock List 2 Pf. 5 Sch. 6 P. — Morning Advertiser 5605 Pf. 6 Sch. 6 P. — Morning Chronicle 5595 Pf. 6 P. — Morning Herald 7179 Pf. 4 Sch. — Morning Journal 869 Pf. 9 Sch. 6 P. — Morning Post 5586 Pf. — News 535 Pf. 18 Sch. — Observer 750 Pf. 4 Sch. 6 P. — Paul Pry 25 Pf. 12 Sch. 6 P. — Public Ledger 3526 Pf. 12 Sch. — Racing Calendar 142 Pf. 9 Sch. — Record 516 Pf. 5 Sch. — Select List 10 Sch. 6 P. — Spectator 499 Pf. 9 Sch. — Standard 1015 Pf. 4 Sch. 6 P. — Star 541 Pf. 5 Sch. — St. James Chronicle 950 Pf. 5 Sch. — Stock List 3 Pf. 5 Sch. — Sun 952 Pf. 7 Sch. — Sunday Times 760 Pf. 18 Sch. — The Times 15,542 Pf. 15 Sch. 6 P. — United Kingdom 46 Pf 4 Sch. — United Kingdom Gazette 5 Sch. 6 P. — Weekly Dispatch 544 Pf. 15 Sch. 6 P. — Weekly Free Press 69 Pf. 11 Sch. 6 P. — Weekly Messenger 581 Pf. 14 Sch. — Weekly Times 442 Pf. 8 Sch. — World 210 Pf. 5 Sch. — Im Ganzen sechzig Zeitungen, welche 65,147 Pf. 12 Sch. Gebühren zu entrichten haben.

In einer der letzten Sitzungen der königlichen Sozietät der Wissenschaften in London las der Ritter Brönsted eine Abhandlung über die panathenäischen Vasen, von denen mehrere der Versammlung zur Ansicht vorgestellt wurden. Bis jetzt war die Inschrift auf diesen Denkmälern niemals noch genügend erklärt worden, da man die Frage nicht nach ihrem ganzen Umfang zu behandeln pflegte, wozu eine Uebersicht der hauptsächlichsten Institutionen der panathenäischen Gesetze und Feste gehörte. Die von Herrn Brönsted angestellten Untersuchungen gaben kurz zusammengefaßt folgendes Resultat. 1) Die gewöhnliche Aufschrift dieser Vasen *TON AΘENEΘEN AΘΛON* bedeutet, daß das Gefäß, das diese Inschrift trug, „einer der Kampfpreise von Athen" war, was mit der Einfachheit der Sprache in einem frühen Jahrhundert und mit der Natur der panathenäischen Kämpfe übereinstimmt, zu denen jeder Grieche zugelassen wurde. 2) Diese Inschrift hat besondern Bezug auf das heilige Oel, das in diesen Vasen enthalten war, und den Hauptpreis in den panathenäischen Kampfspielen bildete. Dieses Oel war von den heiligen Bäumen gewonnen, die der Minerva geweiht waren, und konnte daher nirgendwo anders erhalten werden als zu Athen. 3) Bei dem allen Griechen gemeinsamen Glauben an die heiligen Oelbäume und das von ihnen herkommende panathenäische Oel, trugen die Athener und vorzüglich der Areopag, dem in dieser Beziehung besondere Gewalt übertragen war, große Sorge die Pflege der heiligen Oelbäume zu fördern und zu beschützen, um ihren Ertrag für den Staat vortheilhaft zu machen. Zu diesem Ende bestanden strenge Gesetze und eigene verantwortliche Leute waren zur Cultur dieser Oelbäume bestellt, die unter jährlicher und monatlicher Controle eigens dazu beauftragter Beamten standen. 4) Endlich stellt der Verfasser der Abhandlung die wahrscheinliche Vermuthung auf, daß unter den Vorschriften über den Verkauf des heiligen Oeles (das in jedem Staate, wo man Panathenäen feierte, eifrig gesucht wurde) auch eine bestand, die nur den Siegern in jenen Spielen das Recht verlieh, solches Oel in fremde Staaten auszuführen. Ein solches Gesetz scheint im Einklang zu stehen mit den andern öffentlichen Vorrechten, die der Staat den Siegern bei den andern Nationalfesten zu Olympia, Delphi, Nemea u. s. w. zuerkannte.

Ein blutiger Vorfall hat sich bei Gelegenheit eines gerichtlichen Einschreitens wegen Zehentverweigerung, in der Nähe von Kilkenny in Irland ereignet — ein neuer Beweis von der furchtbaren Stimmung unter dem Volke dieses unglücklichen Landes. Ein Polizeibeamter, Herr Gibbons, war an der Spitze von 44 Mann ausgezogen, um einem Gerichtsboten, welcher Vorladungen wegen der einem Pfarrer zu Knoctopher verweigerten Zehenten auf das Land bringen sollte, als Schutzwache zu dienen. Eine große Volksmasse, mehrere tausend Köpfe stark, und mit Stöcken, Steinen und Heugabeln bewaffnet, begleitete den Tag über den Polizeibeamten und seine Schaar, indem sie unausgesetzt den Gerichtsboten ausgeliefert verlangte, um ihn die Vorladungsschreiben verschlingen zu lassen. Dieses wurde natürlich verweigert; indeß erlaubte sich das Volk noch keine Gewaltthätigkeit. Gegen zwei Uhr Nachmittags gelangte der Zug in eine wilde Gegend, durch die ein so schmaler Weg führte, daß nur zwei Mann neben einander gehen konnten. Hier wurde der Polizeibeamte abermals angehalten und von ihm die Auslieferung des Gerichtsboten verlangt; was jedoch abermals abgeschlagen wurde. In diesem Augenblick stürzte sich ein junger Mensch in die Schaar der Polizeidiener, ergriff den Gerichtsboten und wollte ihn zu dem Volke hinüberziehen; Herr Gibbons streckte den kühnen Angreifer durch einen Pistolenschuß zu Boden. Auch die übrigen Polizeidiener gaben nun Feuer, und zwei Bauern stürzten todt darnieder; nun fielen aber die übrigen in größter Wuth über Gibbons und sein Gefolge her und erschlugen ihn sammt eilf Polizeidienern. Auch der Gerichtsbote büßte hiebei sein Leben ein. Von den Thätern konnte bis jetzt Keiner zur Haft gebracht werden. Es ist bemerkenswerth, daß vor fünfundfünfzig Jahren drei Meilen von dem Ort dieses schrecklichen Ereignisses ein ähnlicher Vorfall sich begab, und gleichfalls aus derselben Ursache.

In dem medizinischen Journal „the Lancet" erzählt ein Dr. Hoare folgende seltsame Naturerscheinung: „Die Frau eines Pächters zu Baltons-Borough, in Somersetshire, Namens Higgins, hatte ihm hintereinander drei Töchter geboren, worüber der gute Mann so ärgerlich wurde, daß er bei der vierten Schwangerschaft seines Weibes sich mit einem hohen Eide vermaß, wenn das erwartete Kind abermals ein Mädchen sey, so werde er nie mit ihm reden. Bei Herannäherung der Niederkunft wiederholte er diesen Schwur, und zu seiner höchsten Freude wurde ihm wirklich ein Knabe geboren. Zu seiner großen Bestürzung aber fand sich später, daß der Knabe zwar leicht reden lernte, und mit seiner Mutter und seinen Schwestern, wie überhaupt mit jedem weiblichen Wesen sprechen, durch Nichts aber bewegt werden konnte, mit seinem Vater oder einer männlichen Person zu reden. Diese seltsame Idiosyncrasie dauerte so lange sein Vater lebte — dreißig Jahre! Es fruchteten nicht Drohungen, nicht Bitten, nicht Versprechungen, und oft hörte man den unglücklichen Vater, der nie einen Laut aus seines Kindes Mund vernahm, mit Thränen im Auge seinen unüberlegten Schwur bereuen. Nach Higgins Tod, der sich vor ungefähr zwei Monaten ereignete, fing sein dreißigjähriger Sohn zu Jedermanns Erstaunen an, auch mit Leuten männlichen Geschlechtes zu sprechen, was man nie von ihm gehört hatte. Higgins hatte nur diesen einzigen Sohn. Der junge Mann erfreut sich der besten Gesundheit, und ist eben so wie seine Mutter, seine Schwestern und viele achtbare Personen bereit, diese seltsame Thatsache zu erhärten."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 13. 13 Januar 1832.

Sitten und religiöse Gebräuche der Ureinwohner der Philippinischen Inseln.

2. Auszug aus einem Brief des Paters Martin de Rada, Provinzial der Augustiner,*) aus Lalompit vom 16 Julius 1577.

Alle Bewohner dieser Insel sind in sehr wildem Zustande, obgleich sie nicht ohne Verstand sind; allein es gibt bei ihnen weder Ordnung noch obrigkeitliche Aufsicht. Sie theilen sich in Gemeinden oder Familien ein, an deren Spitze die Mächtigsten, die Reichsten oder auch Jene stehen, die die meisten Sklaven haben, ohne daß sie jedoch irgend eine Gewalt über die Glieder dieser Gemeinden oder deren Sklaven ausüben dürften; denn wir hörten mehrere Male, daß wenn der Herr dem Sklaven etwas befahl, dieser dreist antwortete: Ich will nicht. Allein dennoch werden sie als Häuptlinge betrachtet, weil sie sich versammeln, um die unter ihnen sich erhebenden Streitigkeiten zu schlichten, und weil man ihnen im Krieg, bei Raubzügen, beim Fischfang u. s. w. als Anführern folgt. Die meisten von ihnen, oder vielmehr fast alle, sind Tyrannen, die sich das Eigenthum Anderer durch Raub oder Ungerechtigkeiten zueignen. Ich führe hier einige ihrer Gesetze und ungerechten Gebräuche bei, die im ganzen Lande üblich sind.

1) Alle Stämme haben Freunde und Verbündete, Andere sind ihre Feinde, und wieder Andere endlich sind keines von Beiden. Unter einer und derselben Bevölkerung gibt es Leute, die in einem feindlichen Dorf Freunde haben, zu denen sie gehen, mit ihnen essen und trinken, und von dort wohl auch Nachricht zurückbringen, was man dort vorhat. Zuweilen verrathen sie auch ihre eigenen Landsleute, nehmen die Feinde in ihren Häusern auf, damit diese die eigenen Dörfer von da aus überfallen können. Dieß haben alle Stämme gemein; denn ihr Krieg besteht nur darin, sich in Hinterhalt zu legen, und den Ersten der ihnen aufstößt gefangen zu nehmen oder zu tödten, oder auch während der Nacht in ein Haus zu dringen, und Alle die sie dort finden, zu erwürgen. Die Ursachen zum Krieg sind meist Schulden, die, so geringfügig sie auch oft sind, irgend ein Bewohner eines Dorfes zu bezahlen sich weigert. Dann legt der Gläubiger sich in Hinterhalt und macht den ersten Einwohner, dessen er habhaft werden kann, zum Gefangenen oder tödtet ihn; die Landsleute des Getödteten machen es nun um sich zu rächen, im andern Dorf eben so und noch ärger, wobei sie sich nicht etwa an den Schuldigen oder dessen Angehörige halten, sondern es genügt, wenn es nur eine Person aus dem nämlichen Dorfe ist.

Derselbe Fall ist es unter den befreundeten Völkern; ein Mann aus dem einen Dorfe geht durch ein anderes und begeht dort ein Verbrechen, z. B. er entführt die Frau eines Einwohners, oder will sie verführen oder tödten, oder er begeht Unordnungen bei einem „Magrehe," einer Art allgemeiner Trauer, so bekümmert man sich nicht darum, wer der Schuldige ist, sondern nur, welchem Dorf er angehört, begibt sich dorthin, plündert die Unglücklichen und tödtet sie bei Nacht in ihren Häusern oder auf den Feldern. Denn es ist Dieß eine sehr grausame Nation, die es für große Ehre und Glück hält, Jemand zu tödten, sey es durch Verrath oder im Hinterhalt. Diese Leute rühmen sich öffentlich solcher Thaten, und wenn sie gleich Greise oder Kinder getödtet haben, die sich nicht vertheidigen konnten, so werden sie doch von den Uebrigen für muthvolle Leute gehalten. Schonen sie hie und da auch Jemand, so sind Dieß entweder junge Leute, die ihnen noch Dienste leisten, und die nicht mehr in ihre Heimath zurückkehren können, oder bekannte Personen, Verwandte oder Verbündete, oder solche von denen sie Lösegeld hoffen können, oder auch solche, die sie in der Nähe des Meeres gefangen nehmen, wo sie sich ohne Widerstand zu leisten ins Wasser stürzen, aus dem ihre Feinde sie dann herausziehen und Lösegeld von ihnen fordern.

2) Begegnen sich zwei Parteien von befreundeten Stämmen auf einem Raubzug zur See, so nimmt die stärkere Partei die

*) Dieser noch ungedruckte Brief, den Herr Jacquet aus einem Manuscripte der königlichen Bibliothek zog, ist ein Theil einer Art politischen Gutachtens über das Recht der Spanier, die Eroberung der philippinischen Inseln durch Einführung einer geregelten Regierungsform und Verwaltungssystems zu vollenden. In diesem Gutachten voller Gelehrsamkeit geht den Ansichten des Paters de Rada eine Schilderung der Sitten und Gebräuche der Bewohner der philippinischen Inseln voraus. Diese Uebersicht ihres Völkerrechts, die nur die Frucht vielfältiger Beobachtungen seyn konnte, ist das Vollständigste, was wir über die Kriegs- und Friedensverfassung jener Völker, die man die alten Malayen nennen könnte, besitzen. Es ist leicht begreiflich, daß es dem Pater de Rada im Jahre 1577 noch nicht schwer war, historische Ueberlieferungen über diese Insulaner zu sammeln. Die Schreibart dieses Geistlichen beweist, daß er sich mit ernstern und nützlichern Studien beschäftigte, als mit der Hagiographie oder den theologischen Intriken seines Jahrhunderts.

schwächere gefangen, und verkauft sie an ihre eigenen Landsleute, oder irgend eine andere benachbarte Völkerschaft.

3) Befindet irgend eine Völkerschaft durch Räubereien, Hungersnoth oder Pest sich im Elend, so wird sie von den übrigen, selbst von den Befreundeten, so oft überfallen bis sie gänzlich vernichtet ist.

4) Strandet ein Fahrzeug, oder wird es an die Küste geworfen, so läuft das Volk herbei es zu plündern, auch wenn die Bemannung aus Leuten von dem nämlichen Stamme besteht. Fängt ein Fahrzeug zu sinken an, so läuft Alles herzu um das Sinken zu beschleunigen, weil sie es dann plündern können ohne ein Verbrechen zu begehen. Sind die Schiffleute Fremde, so werden sie, wenn sie auch Verbündete, oder gekommen wären mit den Uferbewohnern Handel zu treiben, doch alle zu Gefangenen gemacht, ja wohl gar getödtet; besteht die ganze Bemannung aus Fremden, so kömmt Niemand mit dem Leben davon, wenn es nicht Einem oder dem Andern gelingt, sich so lange versteckt zu halten, bis die erste Wuth vorüber ist; dann kann man sein Leben retten, indem man sich einem der Räuber als Sklave ergibt.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

Ein biographisches Gemälde indianischer Fürsten.

1. Der Sachem Massasoit.

Zur Zeit der Gründung von Plymouth im Staate von Massachusetts bestanden die Indianer von Neu-England aus fünf Hauptstämmen, von denen jeder sein eigenes Gebiet besaß, und von eigenen Häuptlingen beherrscht wurde. Die Pikwots bewohnten den östlichen Theil von Connecticut; östlich von ihnen lebten die Narraghansetts, in deren Gebiet Rhode-Island und einige kleinere Inseln in der Nachbarschaft mit einbegriffen waren. Der Stamm der Patucket hielt sich vorzugsweise im südlichen Abschnitt von New-Hampshire auf, die Massachusetts um die von ihnen benannte Bay, und von diesen nordwärts und den Narraghansetts südwärts als Gränznachbarn eingeschlossen, nahmen die Pokanokets einen Landstrich in Anspruch, der die heutige Grafschaft Bristol bildet.

Diese verbündeten Stämme übten einige Herrschaft über die Indianer von Nantucket und Martha's-Vineyard und über mehrere kleinere Stämme der Massachusetts und Nipmuck — letzterer Name bezeichnet ein landeinwärts liegendes Gebiet, das jetzt fast ganz von den Gränzen der Grafschaft Worcester umschlossen wird. Die Pokanokets bestanden aus neun einzelnen Kantonen oder Stämmen, deren jeder von einem Sagamore oder Skwa beherrscht wurde, die hinwieder insgesammt einem Groß-Sachem unterworfen waren, welcher der Häuptling des Wampanoag-Kantons war, und in der Gegend von Montaup sich aufhielt. Diese berühmte Höhe (gewöhnlich von den Engländern, die den indianischen Namen sich mundgerecht machten, Mount-Hope genannt) liegt ein oder zwei Meilen östlich von Bristol. Sie besteht aus einem von allen Seiten schroff aufsteigenden Hügel, der in einem breiten Fels endigt und von ferne betrachtet einem ungeheuern Gewölbe ähnlich sieht. Montaup war der Lieblingsaufenthalt des Sachem Massasoit *) und wahrscheinlich auch der langen Reihe seiner königlichen Vorfahren. Die Wahl dieses Ortes macht ihrem Geschmack alle Ehre. Er beherrscht eine prachtvolle Aussicht über Providence, die Narraghansetts-Bay und die umliegende Landschaft. **)

Die erste Bekanntschaft, welche die Engländer nach der Gründung von Plymouth mit Massasoit machten, fand am 22 März 1621 statt. Schon eine Woche zuvor erhielten sie Kunde von ihm durch einen Indianer, Namens Samoset, der mit großer Kühnheit in die Niederlassung kam und die Einwohner mit einem Willkommen begrüßte. Einige Tage später erschien er mit vier Andern des Wampanoag-Stammes, die er veranlaßt hatte, einiges Pelzwerk zum Tauschhandel in die Niederlassung zu bringen; unter ihnen befand sich Squanto, ein Pokanoket-Indianer, der früher von einem englischen Seefahrer mit noch einigen seines Stammes entführt und nach Malaga verkauft worden war, wo er und seine Leidensgefährten jedoch durch die gutmüthigen Mönche dieser Insel wieder losgekauft wurden, worauf er über England in seine Heimath zurückkehrte. Diese Indianer brachten damals einige Felle und Fische zum Verkauf, indem sie zugleich die Nachricht gaben, daß der große Sachem, sein Bruder und seine ganze Macht in der Nähe seyen. Bald darauf erschien Massasoit auch wirklich mit einem Gefolge von etwa sechzig Mann auf einem benachbarten Hügel. Da es schien, als ob er sich nicht zu nähern wage, so sendeten die Engländer Squanto an ihn ab, um sich nach seinem Vorhaben zu erkundigen. Der Häuptling gab zu verstehen, daß er mit Einem der Ansiedler eine Unterredung wünsche, worauf Eduard Winslow mit einigen Geschenken an ihn abgesendet wurde, die der Häuptling freundschaftlichst annahm. Winslow hielt an den Wampanoagfürsten eine lange Rede, der die Indianer mit der diesem Volke eigenthümlichen Ernsthaftigkeit zuhörten, obgleich sie von dem Dolmetscher sehr mangelhaft übersetzt worden seyn mochte. Der Inhalt derselben war, daß König Jakob den Sachem als seinen Bruder mit den Worten des Friedens und der Liebe begrüße; daß er ihn zu seinem Freund und Bundesgenossen aufnehme, und daß der Gouverneur den Häuptling zu sehen und freundschaftlichen Verkehr mit seinem Volke anzuknüpfen wünsche. Massasoit gab auf diese Anträge keine besondere Antwort, wahrscheinlich weil er den Sinn des Inhaltes nicht völlig begreifen mochte. Größere Aufmerksamkeit schenkte er den Waffen Winslows während dieser sprach. Als der Engländer seine Rede geendigt hatte, schlug ihm der Fürst vor, den Anfang des vorgeschlagenen Verkehres damit zu machen, daß er ihm seine Waffen zu kaufen gebe. Da diese jedoch Winslow nicht feil waren, so ließ Massasoit ihn unter der Bewachung seines Bruders zurück und ging mit zwanzig Wampanoags, denen er Bogen und Pfeile abzulegen befohlen hatte, über einen Bach, der ihn von den Engländern trennte. Jenseits des Baches kam ihm Kapitän Standish mit ei-

*) Der Sachem nahm in der Folge auch noch andere Beinamen an, wie Usamequin, Wusamequin, Ausamequin u. s. w.

**) Auch Sassacus, der vornehmste Häuptling der Pikwots, hatte einen ähnlichen Aufenthalt. Sein fester Wohnsitz lag auf einem schönen Hügel in Connecticut, der eine der schönsten Aussichten auf den Sund und die benachbarte Küstengegend beherrschte. Seine andere Burg, wenn man so die Wohnungen dieser Häuptlinge nennen darf, lag einige Meilen weiter östlich am Mysticflusse, gleichfalls auf einer sehr schönen Anhöhe.

nigen bewaffneten Männern entgegen, die gegenseitigen Begrüßungen wurden gewechselt und Massasoit eingeladen, in einem der besten Wohngebäude des Dorfes einzusprechen. Hier wurde eine grüne Wolldecke auf dem Boden ausgebreitet und einige Polster zu seiner Bequemlichkeit daraufgelegt. Hierauf trat der Gouverneur, von einigen Soldaten begleitet und unter Vorauszug einer Trommel und Trompete in das Haus, was die Wampanoags über alle Erwartung ergötzte und in Staunen versetzte. Der Sachem und der Gouverneur küßten sich nun, und nachdem man noch einige Höflichkeitsbezeugungen gewechselt hatte, setzte man sich zu einem Mahle nieder. Es bestand, wie aus den gleichzeitigen Berichten darüber hervorzugehen scheint, hauptsächlich aus gebrannten Wassern, und der Wampanoagfürst that, wie ein Augenzeuge erzählt, „einen solchen kräftigen Zug, daß ihm am ganzen Leibe der Schweiß ausbrach." Bei dieser Gelegenheit wurde nun ein Vertrag abgeschlossen des Inhalts: daß weder Massasoit noch einer von seinen Stämmen dem englischen Volk Unbild oder Schaden zufügen sollte, geschähe dieß, so sey der Häuptling gehalten den Beleidiger zur Bestrafung auszuliefern. Wenn etwas von seinen Leuten entwendet werde, solle er bewirken, daß es wieder ersetzt werde; auf gleiche Weise machten sich die Engländer verbindlich. Bei ungerechten Angriffen eines Feindes versprachen sie sich gegenseitigen Beistand. Der Indianerfürst sollte seine benachbarten Bundesstämme von diesem Vertrag in Kenntniß setzen, damit sie gleichfalls sich aller Gewaltthätigkeiten gegen die Europäer enthielten. Wenn Indianer in die Niederlassung kommen wollten, so sollten sie ihre Waffen außerhalb derselben ablegen. Wenn diese Punkte befolgt würden, hieß es am Schlusse, so werde ihr souveräner Herr, König Jakob, ihn als seinen Freund und Bundesgenossen achten.

„In Alles Dieß," bemerken hierüber zeitgenössige Annalisten, willigte Massasoit von freien Stücken ein und bewies sich so bereit, der Unterthan unseres souveränen Herrn und Königs, seiner Erben und Nachfolger zu werden, indem er alle benachbarten Lande ihm und seinen Erben auf ewige Zeiten abtrat."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Historical Researches on the Conquest of Peru, Mexico, Bogota, Natchez and Talomeco in the thirteenth Century, by the Mongols, accompanied with Elephants etc. By John Ranking, Author of „Researches on the Wars and Sports of the Mongols and Romans. London 1831. 500 p.

Statt des vollständigen englischen Titels dieses abenteuerlichen Buches geben wir hier eine Verdeutschung desselben, die uns so ziemlich der Inhaltsanzeige überheben dürfte: „Historische Untersuchungen über die Eroberung von Peru, Mexico, Bogota, Natchez und Talomeco, im dritten Jahrhunderte durch die Mongolen, die Elephanten im Gefolge ihres Heerzuges hatten; über die lokale Uebereinstimmung der Sage und Geschichte mit den in der neuen Welt gefundenen Ueberresten von Elephanten und Mastodonten; enthaltend: den Mongoleneinfall in Japan von China aus, ihre Landung in Peru und Californien; Geschichte Peru's und Mexico's bis auf die spanische Eroberung; Größe der Incas und Montezuma's; angeblich erloschene Quadrupeden; wilde Elephanten in Amerika; Tapirs in Asien; Beschreibung zweier lebender Einhörner in Afrika; mit zwei Karten und Porträten aller Incas bis auf Motezuma; sammt einem Supplement, von John Ranking, Verfasser der Untersuchungen über die Kriege der Mongolen und Römer; London 1831."

Mannichfaltige Hypothesen wurden schon aufgestellt, um das Räthsel zu lösen, wie jener große Kontinent der Erdkugel bevölkert wurde, dessen Daseyn Europa erst gegen Ende des 15ten Jahrhunderts kennen lernte. Da alle geschichtlichen Leitfäden zu einer Untersuchung fehlen, so müssen sich alle Nachweise auf mehr oder minder wahrscheinliche Konjekturen über die Aehnlichkeiten der amerikanischen und anderer Völkerracen beschränken. Die Nähe des amerikanischen und asiatischen Kontinents im Norden möchte leicht zur Vermuthung führen, daß auch Amerika aus der Wiege des Menschengeschlechts bevölkert worden sey; allein es ist kaum glaublich, daß die Race, die jene in ewigem Eis erstarrten Polargegenden bewohnte, der zahlreichen Bevölkerung jener großen Reiche Südamerika's den Ursprung gegeben haben soll, die bereits eine Stufe von Civilisation und Glanz erreicht hatten, als sie von den Europäern gestürzt wurden. Andere schrieben die Bevölkerung von Südamerika malayischen Einwanderungen zu; eine Hypothese, die doch noch mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, als jede andere. Die thatkräftige und unternehmende malayische Race, die nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, in der Halbinsel von Malacca ihre ursprüngliche Heimath haben möchte, sondern mehr auf den großen Inseln Borneo und Sumatra, in welchem letztern schon gegen das eilfte und zwölfte Jahrhundert hin ein mächtiges Malayenreich blühte, verbreitete sich über die Inseln des östlichen Archipels, und man hat Grund genug anzunehmen, daß die Inselgruppen im stillen Ocean und selbst der Kontinent von Australasien durch Malayen bevölkert wurde. Diese Annahme, die früher durch körperliche Aehnlichkeit begründet zu werden schien, hat in der jüngsten Zeit neue Bestätigung erhalten durch die unleugbare Sprachverwandtschaft der polynesischen und malayischen Stämme. Wiederholt angestellte Versuche haben bewiesen, daß von hundert malayischen Worten die Hälfte polynesisch ist. Auch der Sprachbau der Malayen hat die ganze Einfachheit der Inseldialekte, und ist wie diese ohne Geschlecht, Beugung, Zeit und Modus; in beiden wird dasselbe Wort oft als Nomen, Adjectivum, Verbum und Adverbium gebraucht, wobei über seine Eigenschaft nur die Stellung entscheidet. Auch die ursprüngliche malayische Regierungsform hat dieselbe unausgebildet rohe Einfachheit, wie sie unter den Inselbewohnern des stillen Oceans gefunden wurde; was zwar nur zufällig seyn kann, aber mit andern Thatsachen zusammengestellt von Gewicht wird. Daß die Malayen so große Reisen unternommen haben sollten, ist gleichfalls nicht unwahrscheinlich, da sie die unternehmendsten und furchtlosesten Seefahrer und manche ihrer „Prahus" sehr schöne Schiffe sind. Daß sie die Nordküste von Neuholland besuchten, ist außer Zweifel gestellt. Als die erste Expedition in diesem Theile von Australasien zu Port Essington landete, in der Absicht auf Melville-Eiland eine Niederlassung zu gründen, fand man unzweifelhafte Spuren von Malayen. Unter diesen Voraussetzungen ist es keine völlig unwahrscheinliche Vermuthung, daß die Malayen die Sandwich- und Gesellschaftsinseln bevölkerten, und wenn Dieß der Fall ist, so ist es keine allzugewagte Annahme, wenn man glaubt, daß die beiden Reiche von Mexico und Peru von Malayen gegründet wurden, da die oben erwähnten Inseln von den Küsten Mexico's nur halb so weit entfernt liegen, als von Borneo, und die Gesellschaftsinseln namentlich gleich weit von Australasien und der peruanischen Küste. Hiezu kommt noch, daß die von den Spaniern gegebene Beschreibung von den körperlichen und moralischen Eigenschaften der Amerikaner in allen wesentlichen Stücken Analogien mit dem malayischen Charakter darbietet. Die Bronzefarbe, die regelmäßigen Gesichtszüge, das lange schwarze Haar passen auf die eingebornen Amerikaner zwischen den Wendekreisen und die Malayen eben so gut, als die rachsüchtige und grausame Gemüthsart, die beiden zugeschrieben wird.

Indeß wie viel oder wenig Begründung diese Konjekturen finden mögen, so viel bleibt gewiß, daß sie größere Wahrscheinlichkeit für sich haben, als die in dem vorliegenden Werke aufgestellte Hypothese, daß Peru und Mexico im *dreizehnten Jahrhunderte von Mongolen erobert worden seyen, die von Elephanten begleitet dort gelandet.* Die Mongolen, ein Volk, das mit Seefahrt und nautischen Kenntnissen völlig unbekannt war, sollen ein Heer und Elephanten auf chinesischen Dschunken (Tscheun) von den Küsten China's oder Japans sieben- bis achttausend Meilen weit durch ein noch durchaus unbefahrnes Meer in ein Land hinübergeführt haben, von dem soweit geschichtliche

Erinnerungen hinaufreichen, nie Erwähnung geschah! Auf Dschunken, von denen bekannt ist, daß sie kaum zur Küstenfahrt mit Sicherheit benützt werden können, man müßte denn annehmen, daß diese gebrechlichen Fahrzeuge im dreizehnten Jahrhunderte vorzüglicher gewesen seyen, als im neunzehnten. Allein so wild und abenteuerlich diese Idee erscheint, so ist sie doch mit einem Scharfsinne und einer Gelehrsamkeit zu begründen versucht worden, die diese Schrift zu einem der ersten Sterne in der kuriosen Literatur machen und eines minder barocken Gedankens würdig wären. Allein es ist nun einmal so in der Gelehrtenwelt, daß von jeher unendlich mehr Scharfsinn aufgeboten wurde, Unsinn zu beweisen, als die Wahrheit zu beleuchten, und es ist vielleicht die beste Ironie auf den stolzen menschlichen Verstand, daß er nie so viel angestrengt wurde als im Dienste der Narrheit. Es kann hier nicht der Ort seyn, dem Verfasser im ganzen Umfange seiner Beweisführung mit kritischen Beleuchtungen zu folgen; es genügt uns, auf seine allerdings neue, wenn schon mehr einem witzigen Einfalle gleichende Idee aufmerksam gemacht zu haben, und einige Stellen hervorzuheben, die als das Spiel einer genialen Verkehrtheit den Lesern wie die kühnen aber nutzlosen Sprünge eines Seiltänzers einige Augenblicke Unterhaltung gewähren mögen. Hiezu legen wir hier eine Parallele des Verfassers zwischen der amerikanischen und asiatischen Geschichte vor, ohne die damit verbundenen Citaten anzuhängen.

„Amerikanische Geschichte.“

„1. Motezuma, dem das Wort Zin angehängt wurde, war ein Priester.

„2. Die Zahl der Priester im großen Tempel von Mexico war fünftausend.

„3. Motezuma war schwarzbraun wie alle Indianer; er hatte langes Haupthaar und am Kinn sechs kleine Haare, die wie mit einer Spicknadel eingesetzt waren; dieser dünne Bart war schwarz. Die Indianer rauften sich ihre Barthaare mit einer Art Zange, die von Messingdrath verfertigt war, aus. Als Motezuma den Spaniern das erste Mal begegnete, gingen drei Häuptlinge vor ihm her, von denen Jeder einen goldenen Stab in der Hand trug. Er selbst saß in einer Sänfte, die mit goldenen Platten bedeckt war und von Häuptlingen auf der Schulter getragen wurde. Derselbe war von einem Sonnenschirme aus grünen Federn und Goldstickerei überschattet. Sein Mantel war mit kostbaren Steinen besetzt; auf dem Haupte trug er eine dünne Krone von Gold und an den Füßen goldene Schuhe, die durch Riemen, welche von Gold und Edelsteinen schimmerten, befestigt waren. Sein Gefolge bestand aus zweihundert vornehmen Herren, die Paar und Paar barfuß einhergingen. Die Sitte zu grüßen bestand bei den Mexikanern darin, daß man mit der rechten Hand die Erde berührte, und den Theil, womit man den Boden berührt hatte, zu küssen. Der Bruder des Königs und der Herr von Iztapalaya faßten Motezuma bei den Armen und zogen daran, was eine Ehrenbezeugung war, indem sie hiedurch zu verstehen geben wollten, daß der Kaiser durch die Kraft und Macht seines Adels aufrecht erhalten werde. (Peter Martyr Dek. V. c. 3.)

„4. Motezuma's Palast war so geräumig, daß die Spanier sammt ihren Bundesgenossen, zusammen siebentausend Mann stark, darin Aufnahme finden konnten. Die Wände waren mit reichen baumwollenen Vorhängen bekleidet. Bei der Tafel saß Motezuma hinter einem hölzernen Gitter, wobei er von dem Truchseß barfuß und in tiefem Stillschweigen bedient wurde. Wenn der König von Acolhuacan zu gewissen Stunden zum Schöpfer betete, schlugen Männer an feine Metallplatten. Als Motezuma speiste, ertönte eine Musik von Heerpauken, Seemuscheln, Flöten, Fiedeln und andern seltsamen Instrumenten. Zymbeln wurden häufig von den Incas gebraucht. Vega nennt sie Atabals.

„5. In einem Grabmale der Stadt Mexico (die im Jahre 1324 gegründet worden) fand man das Gerippe eines Elephanten. Ein König von Mexico wurde mit großem Pomp begraben. Man tödtete seinen Kapellan und mehrere von seinen Weibern, um ihn in der andern Welt von ihnen bedienen zu lassen. Die Zahl solcher Schlachtopfer stieg oft bis zu zweihunderten. Mit den verstorbenen Incas wurden alle ihre goldenen und silbernen Gefäße, Kleider, Juwelen und Hausgeräthe begraben. Seine geliebtesten Weiber und Diener wurden gleichfalls mit ihm lebendig beerdigt. Es ereignete sich oft, daß so Viele sich freiwillig zum Opfer anboten daß ihre Obern die Zahl derselben beschränken mußten. In dem Grabmal eines peruanischen Fürsten fand man massives Gold im Werthe von fünf Millionen Franken. (Humboldt I, 92.)

„6. Die amerikanischen Indianer hingen sich selbst an Armen, Schenkeln und Seiten auf, um ihre Andacht zu bezeigen. Ein Knabe zog zwei Büffelköpfe mehrere hundert Fuß weit an Stricken, die im fleischigen Theile seiner Seiten befestigt waren. Die mit Golddrath genähten Pantoffeln, wie sie Peter Martyr (Dekade IV. c. 9) beschreibt, sind ganz so, wie man sie zu Dacca verfertigt.

„7. Die Feste der Sonne, die von den Incas in Cuzco gefeiert wurden, hießen Raimi und Citua.

„8. In Pernambuco gibt es Zigeuner, die ein umherziehendes Leben führen, mit Pferden und mit goldenen und silbernen Spielsachen handeln; sie sind ohne Religion. (Southey's Brasilien, III. 787.)

„9. Die Tapuyas aßen ihre eigenen Todten als einen letzten Beweis ihrer Liebe.

„10. Die Karaiben rauften sich den Bart mit Zangen aus, durchbohren Nasen und Ohren, und stecken goldenes Geschmeide hinein. Sie kauen stets Nüsse und Blätter auf beiden Backen. In Olmedillas großer Karte von Südamerika sind Karaiben 27° 30' südl. Br. und „Mongolas“ im 24° 40' südl. Br. angezeigt. „Die Araucanier von Chili sind in Gestalt, Muth, Waffen und Kriegsmusik Mongolen,“ sagt Vega, II. 229. Die Araucanier haben, nach Humboldt, ein Jahr, welches größere Aehnlichkeit mit dem ägyptischen hat, als das der Azteken. Dreihundert und sechzig Tage sind in zwölf Monate getheilt, denen im Wintersolstitium fünf Ergänzungstage angehängt sind.

„11. „In der kleinen Stadt Cowe (Hauptort der cherokesischen Indianer, an beiden Seiten des Tenesees),“ erzählt Bertram in seinen Reisen durch Carolina, Georgien und Florida im Jahre 1773, „begab ich mich Abends in Gesellschaft des Herrn Galahan in die Rotunda, wo ein großes Fest gefeiert wurde. Es sollte nämlich der Ballspieltanz aufgeführt werden, da die Stadt herausgefordert worden war, mit einer benachbarten am nächsten Tage ein Ballkampfspiel zu halten. Nachdem sich das Volk und die Musikanten niedergesetzt, hielt ein alter Häuptling eine lange Rede, worin er die verschiedenen Uebungen des Ballspiels pries und die Siege aufzählte, welche die Stadt Cowe über die andere errungen; jedoch auch seine und anderer alten Männer Leistungen zu rühmen nicht vergaß. Die Musikanten begannen hierauf zu spielen, was sowohl mit Instrumenten als Gesang geschah, und eine Gesellschaft von Mädchen trat Hand in Hand ein. Sie waren in niedliche weiße Gewänder gekleidet und mit Glasperlen, Armbändern und hellfarbigen Bändern aufgeputzt. In zwei halbkreisförmigen Reihen, Rücken gegen Rücken gekehrt, den Musikanten gegenüber, drehten sie sich langsam im Kreise herum und sangen dazu mit leiser angenehmer Stimme. Eine Viertelstunde später ertönte ein schrillendes Geschrei, und eine Gesellschaft junger Leute stürzte ungestüm mit Raketen und Bällen in der Hand herein. Auch sie waren sehr hübsch gekleidet, trugen silberne Armbänder, Halsringe und Wampums, niedlich verzierte Mokassins und hohe Federbüsche auf dem Kopfe. Sie stellten sich gleichfalls in halbkreisförmiger Linie den Mädchen gegenüber, die sich nun in eine Reihe gebildet hatten. Die Tanzbewegung begann an dem einen Ende des Halbkreises und bestand darin, daß man sich zierlich abwechselnd auf den Zehen und auf der Ferse erhob. Wenn der erste auf der Zehe sich erhob, so stand der nächste auf der Ferse und so fort von einem Ende der Reihe bis zum andern; so daß ununterbrochen die Einen sich erhoben und die Andern sich senkten, ohne die geringste Unordnung. Dann bewegten sie sich auch seitwärts, und beide Reihen wechselten die Plätze, was mit großer Geschicklichkeit und von einem schrillenden Rufe begleitet statt fand. Alle ihre Tänze und musikalischen Unterhaltungen scheinen dramatisch zu seyn, und sind mit komischen und wollüstigen Zwischenspielen durchflochten, wobei sich jedoch die Weiber züchtiger und verschämter benehmen; so zwar, daß wenn sie in diese verliebte Gebärdensprache einzustimmen scheinen, sie sich verschleiern, und nur durch einen Blick ihres funkelnden Auges oder die Röthe ihrer Wangen ihre Regung an den Tag legen.“

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 14. 14 Januar 1832.

Berichte der Geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831.

Schon seit geraumer Zeit besaß England eine große Anzahl literarischer und wissenschaftlicher Gesellschaften für Verbreitung und Aufmunterung aller Zweige des menschlichen Wissens; nur für die Geographie, die verbreitetste unter allen Wissenschaften, deren Studium so hohes Interesse bietet, fehlte noch eine ähnliche Anstalt. Diesem, in einem Lande, das seine Arme bis an die äußersten Gränzen der Erde erstreckt, so befremdenden Mangel ist endlich seit zwei Jahren abgeholfen worden, und London hat jetzt, eben so wie Paris, seine geographische Gesellschaft. Zahlreiche Unterzeichnungen, die sich noch immer vermehren, beweisen, daß das Unternehmen allgemeinen Beifall fand; auch der König trat bei, und ließ es nicht bei diesem Beweis seiner Theilnahme allein bewenden, sondern begründete auch noch einen jährlichen Preis von 50 Pfd. St., zu dessen Erlangung die Gesellschaft jedes Jahr einen Konkurs über einen von ihr selbst gewählten Gegenstand eröffnet. Die afrikanische Gesellschaft, die die Kosten der Unternehmungen Hornemanns, Houghtons, Mungo Parks und einiger anderen Reisenden getragen hatte, vereinigte sich mit der geographischen Gesellschaft, deren Hülfsmittel und Wirkungskreis dadurch vergrößert wurden. Durch diese Beweise von Theilnahme ermuthigt, macht nun die geographische Gesellschaft den Bericht über ihre Arbeiten während des ersten Jahres bekannt, den wir unsern Lesern im Auszug und unter Beobachtung der Reihenfolge wie die einzelnen Gegenstände vorgetragen wurden, mittheilen.

1. Die Kolonie am Schwanenfluß in Australien.

(Auszug aus einem Bericht des Lieutenant-Gouverneur Stirling, bevorwortet mit einigen Bemerkungen des Herrn Barrow über Neuholland im Allgemeinen.)

Unter die Zahl der am meisten in Aufnahme gekommenen Irrthümer über das Innere von Neuholland gehört auch die Meinung, die einen großen See oder ein Land-Meer dorthin versetzte, in welches sich die Gewässer der umliegenden Gebirge ergießen und gegen das der umliegende Boden sich allmählich abwärts neige. Die neuerliche Entdeckung des Flusses Murrumbudgie, der mit dem Lachlan zusammenfließend den Murray bildet, und sich gegen Süden in einen Arm des Meers ergießt, widerlegt diese Meinung von Grund aus. Ueberdieß kennen wir von diesem großen Lande fast noch nichts als die Küsten, und hat man diese auch alle schon gesehen, so hat man sie doch noch nicht alle untersucht; es ist also höchst wahrscheinlich, daß man noch andere Flüsse entdecken wird, die sich ebenfalls in den Ocean ergießen. Zu Unterstützung dieser Vermuthung bemerkt Kapitän Stirling, daß man auf der westlichen Küste zwischen dem nordwestlichen Kap und der Meerenge von Clarence in einer Ausdehnung von mehr als 1000 Meilen ganz deutlich sehr große, noch unerforschte Oeffnungen gewahrt, in denen das Auge keinem Land begegnet, und die wohl die Ausmündungen großer Ströme seyn dürften. Diese ganze Küste ist von zahllosen Inseln umgränzt, die durch tiefe Kanäle geschieden sind, in die, wie Kapitän King sagt, die Strömung mit reißender Schnelligkeit stürzt. Dieser Seefahrer vermuthet, daß der große Landstrich vom Kap Levique bis an die Spitze Gantheaume, „Dampiers Land" genannt, eine Insel sey, hinter welcher eine Oeffnung von wenigstens acht Meilen Breite sich befindet. Dort fand er, eben so wie im Archipel der Boukaniers, Ebbe und Fluth von 36 Fuß, während diese auf andern Punkten der Küste nur 8 oder 9 Fuß hatte. Diese Erscheinungen verleiten den Kapitän King zu denselben Schlüssen, wie den alten Seefahrer Dampier. Alles was man bis jetzt über diese große Oeffnung rücksichtlich ihrer Breite, der reißenden Strömung und der Ebbe und Fluth weiß, läßt auf die Existenz eines sehr großen Golfs schließen; allein die Küste ist sehr gefährlich, und kann nur zu Schiffe oder zu Lande längs dem Ufer aufgenommen werden.

(Schluß folgt.)

Sitten und religiöse Gebräuche der Ureinwohner der Philippinischen Inseln.

(Fortsetzung.)

5) Alle Jahre gleich nach der Ernte rüsten sie Fahrzeuge aus, um überall wohin sie kommen Freund oder Feind oder auch Unbekannte zu berauben; indeß greifen sie in der Regel nicht ihre Nachbarn, sondern entferntere Dörfer an, deren unglückliche Bewohner sie dann plötzlich überfallen und sie berauben und ermorden. Dieß ist häufig bei den Pintados der Fall, die kriegerischer sind als die

Moros. Diejenigen welche im Innern des Landes leben, machen es zu Lande eben so; sie machen Streifzüge von 12 bis 15 Stunden, um die Unglücklichen die ihre Felder bebauen, zu tödten, und finden sie Gelegenheit dazu, so plündern sie ein ganzes Dorf ohne alle Ursache; denn nicht etwa aus Rache für schlechte Begegnung oder aus Feindschaft handeln sie so, sondern nur um zu rauben, weil es Gesetz und Gebrauch bei ihnen ist, in dieser Jahreszeit zu plündern. Oktober, November, Februar, März und April sind die Monate, in denen besonders eine große Anzahl solcher Korsaren das Meer durchkreuzt. Selbst jetzt noch üben sie diese Sitte, doch mit etwas mehr Zurückhaltung aus Furcht vor den Spaniern.

6) Sobald ein Häuptling der Pintados sehr krank und dem Tode nahe ist, so wird seinen Vorfahren einer seiner Sklaven geopfert; dadurch glauben sie ihn von der Krankheit zu befreien. An jedem Orte werden Sklaven auf verschiedene Art getödtet, deren Seelen, ihrer Meinung nach, an denselben Ort gelangen wie die des Sterbenden. In Subu graben die Eingebornen so viele Gräber als sie Sklaven umbringen wollen, deren Zahl jedoch zwei bis drei nicht übersteigt; nachdem sie dann heilige Gesänge gesungen, und sich halb berauscht haben, geben sie ihren Opfern Lanzenstöße, und stürzen sie vom Giebel des Hauses in die Gruben, wo sie sodann sogleich mit Erde bedeckt werden. In Dapitan legte man sie auf den Boden und zog eine Barke über sie hin, was ihnen Geschrei auspreßte. In Butuan wurden sie auf einem Andreaskreuz ausgespannt und vom Morgen an bis zum Abend mit kleinen Lanzen von Schilf gestochen; dann bei Sonnenuntergang gaben sie ihnen einen Lanzenstich und warfen Kreuz und Körper in den Fluß. An andern Orten herrschte wieder eine andere Gewohnheit.

7) Starb der Häuptling, so wurden lebendige Sklaven mit ihm begraben, um ihn in der andern Welt zu bedienen.

8) Bei dem Tode eines Häuptlings hatte die ganze Völkerschaft Magrehe, oder eine Art allgemeiner Trauer. Jene welche diese Trauer brachen, mochten sie nun Eingeborne, Fremde oder Reisende seyn, wurden zu einer Buße verdammt und hatten sie die Mittel nicht um sie zu bezahlen, so wurden sie zu Sklaven gemacht. Diese Trauer oder dieses Verbot konnte nicht eher aufgehoben werden, bevor nicht die ganze Bevölkerung ausgezogen war, um Jemand zu tödten oder Gefangene zu machen. Ich habe eine solche Trauer nicht bloß beim Tode eines Häuptlings oder einer seiner Frauen, sondern auch beim Tode eines seiner kleinen Kinder und beim Hinscheiden einer angenommenen Tochter eines Häuptlings mittlerer Klasse erlebt. Alle Verwandten versprechen bei einer solchen Gelegenheit dem Todten, nicht eher Brod zu essen bevor sie nicht irgend Jemand getödtet oder gefangen haben, und sie halten Wort.

9) Wird ein Häuptling gefangen, so finden dieselben Gebräuche statt, doch ist dann die Trauer nicht allgemein; wird der Häuptling losgekauft, so halten seine Verwandten die Trauer, obgleich auf andere Weise, so lange bis es ihnen gelungen ist, irgend Jemand als Racheopfer zu tödten, oder in ihre Gewalt zu bekommen und es gilt ihnen gleich, ob es Feind oder Freund sey. So streng halten sie diese Trauer, die nur durch Blut geendet werden kann.

10) Wenn irgend einer der kein Häuptling ist, einen Diebstahl, Todtschlag oder Ebebruch begeht, so wird er sammt Vater, Mutter und Brüdern zum Sklaven gemacht, in der Regel sind alle Verwandten für ein Verbrechen eines Familiengliedes verantwortlich.

11) Hat bei den Pintados eine Frau, besonders die eines Häuptlings, einen oder zwei Söhne, so läßt sie sich, wenn sie wieder schwanger wird, die Frucht abtreiben; diejenigen jedoch, welche gern Kinder haben, thun Dieß nicht. Unverheirathete Frauen treiben, wenn sie schwanger werden, gewöhnlich ebenfalls die Frucht ab; doch weder aus Schamgefühl noch aus Furcht vor Strafe, oder weil ihr Zustand ihre Verehelichung hindert, sondern nur weil sie glauben, ein Kind das keinen Vater habe, könne nicht gut erzogen werden. Arme, verheirathete Leute, wenn sie Kinder bekommen, pflegen sie oft in ein irdenes Gefäß zu legen, sich dann zu berauschen, ihre Nachbarn zum Begräbniß einzuladen, und dann die noch lebenden Kinder einzugraben, oder in den Fluß zu werfen.

12) Wird ein Kind, sey es Knabe oder Mädchen, Waise, so theilen dessen Verwandte oder die Häuptlinge sein Vermögen unter sich und derjenige der das Kind in sein Haus aufnimmt, behält es, wofern er nicht des Vaters oder der Mutter Bruder ist, als Sklaven, zur Entschädigung für das, was er für dessen Unterhalt thut. Eben so wird auch Jeder, der zur Zeit einer Hungersnoth in das Haus eines Verwandten oder Häuptlings kömmt, und dort einige Tage hindurch zu essen bekömmt, Sklave. Dasselbe findet statt, wenn er irgend etwas wegnimmt, sey der Gegenstand auch noch so unbedeutend; deßhalb pflegen die Häuptlinge bei solchen Gelegenheiten Reiß im Ueberflusse umher liegen zu lassen, damit irgend ein Unglücklicher von Hunger verleitet sich daran vergreife. Ausgestellte Schildwachen fallen über ihn her, ergreifen ihn und er ist Sklave.

13) Hat ein freier Mann ein kleines Vermögen gesammelt, so ziehen die Häuptlinge die Gelegenheit ihn zu strafen bei den Haaren herbei; bald wird er gestraft, weil er am Haus des Häuptlings vorbei, oder über dessen besäetes Feld gegangen ist, bald weil er dessen Frau betrachtet, oder anderer unbedeutenden Ursachen halber, die aber von den Häuptlingen als sehr wichtig dargestellt werden; oft wird ein solcher Unglücklicher sogar auf bloßen Verdacht oder auf den Schein hin zur Sklaverei verdammt.

14) Stirbt einer von dem Stamme der Moros und hinterläßt einen Sohn der noch Kind ist, so gibt der Häuptling vor, wenn auch die Mutter noch lebt, dem Vater des Kindes oder irgend einem von dessen Vorfahren ein Darlehen gemacht zu haben, und eignet sich den Knaben als Sklaven zu, da Niemand vorhanden ist, der das Darlehen oder dessen Zurückbezahlung bestätigen kann.

15) Im ganzen Lande geschehen alle Darlehen mit Wucher und Verdoppelung der geliehenen Summe, so daß Einer der 2 empfangen hat, im nächsten Jahre 4, im darauf folgenden Jahre 8, im vierten Jahre 16 u. s. f. zurückbezahlen muß; der geringste Betrag wächst folglich nach vier oder fünf Jahren zu einer solchen Summe an, daß der arme Schuldner um zu bezahlen Sklave werden muß.

Alle diese Gebräuche und noch viele andere sind alte hergebrachte Gewohnheiten, und haben daher Gesetzeskraft erhalten; und wenn gleich jene die die Opfer derselben werden, nicht daran denken, daß ihnen Unrecht geschieht, so unterwerfen sie sich doch nur ungern

und mit Thränen diesem Herkommen, allein da es einmal so Sitte ist, so glauben sie es müsse so seyn. Raub und Tyrannei werden von ihnen als Heldenthaten angesehen, und sie bewundern jene, die solche Thaten begehen, als Männer von Muth. Alle ihre Lieder, sowohl die ihrer Schiffer, als auch die, die bei ihren Hochzeiten, Festen und Opfern, die sehr zahlreich sind, gesungen werden, handeln von Raub, Betrügereien und Verrath, die ihre Herren verübten und wodurch sie sich aus niederm Stande zu bedeutenden Personen und Häuptlingen emporschwangen. Werden sie geraubt oder zu Sklaven gemacht, wird ihr Eigenthum von denen selbst zerstört die ihre Freunde sind, so denken sie nicht daran daß Dieß Unrecht sey, sondern sie sind nur darauf bedacht, den Urhebern dieses Unglücks Gleiches mit Gleichem zu vergelten. So handeln, sprechen und rühmen sie sich im Allgemeinen; indeß fanden sich doch einige in Benjongan und Cayuta, welche bei verschiedenen Gelegenheiten als die Spanier gegen sie marschirten, sich anders benahmen und diesen zuriefen: „Was haben wir euch gethan? oder waren unsre Vorfahren vielleicht den eurigen etwas schuldig, weil ihr kommt uns zu plündern?"

Wollte man alle an Personen und Eigenthum begangenen Ungerechtigkeiten und Usurpationen wieder gut machen, so gäbe es vielleicht im ganzen Lande keinen Häuptling, der an seiner Stelle und kein Eigenthum, das seinem Besitzer bleiben dürfte, wie die Häuptlinge selbst mir das oft gesagt haben. Deßhalb befahl auch der Gouverneur, daß kein Tribunal sich weder mit irgend einer vor Ankunft der Spanier vorgefallenen Streitigkeit, noch mit den während der Hungersnoth, die nach unsrer Ankunft in Subu eintrat, begangenen Verbrechen befassen solle, weil man sonst im ganzen Lande das Unterste zu Oberst kehren würde; denn es waren damals viele Gewaltthaten begangen worden, indem man fast nichts that als nur nach Gelegenheit spähen, einen Menschen zu überfallen, zu knebeln und ihn sogleich gegen Reiß zu verkaufen, und das oft ohne den mindesten Beweggrund. Jene, die auf solche Art verkauft worden waren, beschwerten sich, ob es gleich in einem Lande geschehen war, wo sich Spanier befanden, doch keineswegs, da sie ihrer Meinung nach aus dem größten Elend in einem Zustand des Ueberflusses übergegangen waren, und ertrugen ihr Schicksal mit Muth. Seitdem sind viele jener Sklaven von den Spaniern in Freiheit gesetzt worden.

Die Sklaven dieses Landes sind es theils von Geburt, weil ihre Väter und Großväter es waren, oder erst seit kurzer Zeit. Die letztern wurden im Krieg gefangen, der, wie bereits gesagt, oft aus sehr geringfügigen Ursachen entsteht. Diese Klasse ist die minder zahlreiche, weil wenn auch die Eingebornen, was selten geschieht, Gefangene machen, sie sie doch, wenn es nicht ein junger Mann ist, sogleich tödten, und Kinder wollen sie nicht behalten, um der Mühe der Erziehung überhoben zu seyn. Sie tödten sogar den Gefangenen, wenn er auch ein Mann von Stande ist, er müßte denn aus einem entfernten Lande seyn, oder sie geben ihn sogleich gegen ein Lösegeld frei, um ihn nicht durch die Flucht zu verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

Karamsin.

Eine Skizze nach dem Leben von dem Dichter Bulgarin.

Es war im Winter 1819 als ich zu einer Soirée eingeladen wurde, wo ich, wie man mir versicherte, einige der ausgezeichnetsten Männer unsrer Gelehrtenwelt kennen lernen sollte. Da ich eben von einer langen Reise durch verschiedene Theile von Europa zurückgekehrt war, so kannte ich nur wenige von unsren Schriftstellern von Angesicht zu Angesicht, und sah daher diesem Abende mit einiger Ungeduld entgegen. Zufällig war ich Einer von den ersten der Gesellschaft, und so oft ein neuer Besuch in den Salon trat, versäumte ich nicht, mich nach seinem Namen zu erkundigen. Zu meiner größten Verwunderung hörte ich zwar viele Namen, die im Adreßkalender vornean glänzten, doch nicht einen einzigen, der sich in der Schriftstellerwelt bekannt gemacht. Nicht wenig ärgerlich über meine fehlgeschlagene Hoffnung setzte ich mich in einen Winkel, um meinen hypochondrischen Träumen nachzuhängen.

Inzwischen hatte die Vorlesung von einem Lustspiele Molières begonnen, und bald darauf öffnete sich leise die Thüre und ein hochgewachsener Mann, der bereits über den Meridian des Lebens hinaus war, aber ein sehr einnehmendes Aeußeres besaß, trat herein. Indem er so leise als möglich durch das Zimmer ging, um den Vorleser nicht zu unterbrechen, nahm er seinen Sitz auf einem Stuhle am äußersten Ende des Halbkreises, den die Zuhörer bildeten. Ich war um so mehr über dieses anspruchslose Benehmen erstaunt, als der Ordensstern, den er trug, und der auf seinem dunklen Rocke nur noch glänzender hervorstach, mich überzeugte, daß seine Bescheidenheit nicht einem Bewußtseyn von Unbedeutenheit zuzuschreiben sey. Ein Anderer würde bei einer solchen Gelegenheit seine Wichtigkeit durch ein großes Geräusch angekündigt, und anstatt mit dem nächsten besten leeren Stuhl vorlieb zu nehmen, einen seinem Range entsprechenden Sitz gesucht haben. Ich konnte nicht umhin, mit mehr als gewöhnlicher Neugier meine Blicke auf den Fremden zu richten, dessen Gesicht mir so bekannt vorkam, obgleich ich mich nicht erinnern konnte, ihn jemals gesehen zu haben. Sein Gesicht war etwas länglich, seine Stirne hoch, seine Nase römisch. In seinem Mund lag ein höchst anmuthiger Ausdruck und seine Lippen schienen, wenn ich so sagen darf, nur Güte zu athmen, während seine Augen, obgleich klein und halb geschlossen, von Verstand und Leben blitzten. Sein Haar, mit etwas Grau untermischt, war zu beiden Seiten aufwärts nach dem Wirbel gekämmt. Sein Gesicht war stark durch zwei tiefe Falten bezeichnet, die von dem untern Theil der Wange über den Mund hinausliefen; der Ausdruck dieser ganzen Physiognomie schien außerordentliche Güte und eben so große Schärfe des Verstandes anzudeuten.

Mit voller Aufmerksamkeit verfolgte er den Gegenstand der Vorlesung und sein lebensvolles Gesicht spiegelte all die verschiedenen Eindrücke wieder, die er auf seine Seele machte. Kein witziger oder geistreicher Gedanke, kein glücklicher Charakterzug schien ihm zu entgehen; dagegen konnte man auch sein Mißvergnügen wahrnehmen, wenn der Vorleser auf eine jener geschmacklosen oder trivialen Redensarten stieß, zu denen sich Molière, um dem Geschmack seiner Zeitgenossen zu huldigen, manchmal herabließ. Endlich kam die Reihe auch an eine Arbeit von mir, die von Saint Maure vorgelesen wurde, der sich auch die Mühe genommen hatte, Styverbesserungen darin vorzunehmen, da ich mir eben nicht sehr viel auf eine gründliche Bekanntschaft mit dem französischen Sprachidiom zu gut thue. Es war eine Abhandlung über die Verdienste des deutschen Drama's, und enthielt kurze Andeutungen über Schillers Trauerspiele. Bei frühern Gelegenheiten dieser Art hatte ich meine litterarischen Versuche ohne besondere Aengstlichkeit dem öffentlichen Urtheil übergeben, da ich überzeugt war, keine strenge Kritik zu finden. Jetzt aber fühlte ich einiges Bangen; ich konnte mich nicht des Gedankens erwehren, daß ich in dem Fremden einen erfahrenen Richter finden würde. Während daher Saint Maure meine Arbeit vorlas, bewachte ich ängstlich die Züge des Unbekannten, um daraus seine Meinung zu entziffern, und zu meiner größten Freude fand ich, daß er nicht unzufrieden war.

Sobald die Vorlesung zu Ende war, und die Gesellschaft sich im Zimmer zerstreute, nahm ich Gelegenheit nach dem Fremden zu fragen, der meine Aufmerksamkeit so sehr auf sich gezogen hatte. „Es ist Karamsin," erwiderte man mir. „Karamsin!" rief ich so laut, daß dieser selbst sich

umwendete und einen Blick auf mich warf. Dieser Name tönte in meinem ganzen Wesen wieder, und weckte alle Erinnerungen meiner Jugend auf. Lebt irgend Jemand in ganz Rußland, der des Lesens kundig nicht den Namen Karamsin kennen sollte? Im Palast wie in der Hütte, in Kamtschatka wie an den Ufern der Weichsel erklingt dieser Name wie der eines alten Bekannten. Aber auch in der Ferne lebt Niemand, der mit der Literatur vertraut ist, ohne mit dem Namen Karamsin den Gedanken unsrer intellektuellen Fortschritte zu verbinden. Da ich eine Abbildung von ihm gesehen hatte, so glaubte ich jetzt mir längst bekannte Züge eines Schriftstellers zu sehen, von dem ich mehr als einmal jede Zeile gelesen hatte, die seiner Feder entflammte. Von meiner frühesten Jugend an war ich Zeuge seiner Triumphe und seines Ruhmes auf der literarischen Laufbahn; denn ich gehörte der Generation an, die heranwuchs, während er durch seine Schriften eine neue Aera der russischen Literatur begründete. Karamsin war es, der durch sein „Moskowitisches Journal“ und den „europäischen Herold“ zuerst unter uns Geschmack an Zeitschriften in unsrer Nationalsprache belebte; er war es, der durch seinen „Aonides“ und seine „Aglaia“ die Almanachsliteratur erweckte, während er uns durch seine Briefe eines reisenden Russen lehrte, wie wir Gegenstände dieser Art in anmuthigem und lebendigem Style behandeln müssen. Seine unnachahmlichen „Erzählungen“ führten zuerst unsre Leute von gutem Ton und das schöne Geschlecht unsrer Muttersprache zu. Ihm auch gebührt das Verdienst, eine leichte und faßliche Prosa geschaffen und unsre Sprache mit grammatikalischer Genauigkeit behandelt zu haben, indem er in jeder Gattung der Schreibart die gelungensten Vorbilder aufstellte. Endlich hat er die Russen von allen Ständen in ihre Nationalgeschichte eingeweiht, und diese von dem Stand vermoderter Chroniken gereinigt. Dieß sind die Verdienste, die sich Karamsin um sein Vaterland erworben.

(Schluß folgt.)

Die Tuilerien.

Nikolaus von Neuville, Herr von Villeroi und Finanzsekretär, besaß im Jahre 1518 ein Haus mit Hof und Garten außerhalb der Mauern von Paris. Dieses Haus lag nahe einer Ziegelbrennerei an einem Orte, der im vierzehnten Jahrhunderte die Sandgrube (la sablonnière) und von Karl VII, närrischen Angedenkens, in einer Ordonnanz vom Jahre 1416 „les Tuileries Saint Honoré“ — die Ziegelhütten von St. Honoré — genannt wurde. In der erwähnten Ordonnanz wird nämlich anbefohlen, „daß die Schlachthäuser und Schindanger (tueries et escorcheries) von Paris außerhalb der Stadt in die Nähe der Ziegelhütten von St. Honoré, die sich an der Seine, jenseits der Gräben des Louvreschlosses befinden, verlegt werden sollten.“ Zu dieser Zeit führte ein Weg längs der Stadtgräben an eine Ueberfahrt, die sich ungefähr da befand, wo jetzt der Pont-Royal ist. Da das Besitzthum des Herrn von Neuville das Glück hatte, Louisen von Savoyen zu gefallen, die das Schloß der Tournelles nicht wohnlich genug fand, so brachte es ihr Sohn Franz I im Jahre 1518 durch Tausch an sich, indem er Herrn von Neuville dafür das Landgut Chantelon, in der Nähe von Montlhéri gab.

Louise von Savoyen wurde des Hotels der Tuilerien eben so bald überdrüssig als das der Tournelles; denn im Jahre 1525 gab sie es zu lebenslänglichem Genusse Jean Tiercelin, Haushofmeister des Dauphins, und seiner Frau Julie Dutrot. Nach dem Tode Tiercelins und seiner Frau wählte Katharina von Medicis die Tuilerien zu ihrem Wohnsitz, da sie eine besondere Wohnung haben wollte, und ihr Sohn Karl IX das Louvre bezogen hatte, auch die Tournelles, die gemäß Ordonnanz vom 28 Januar 1564 abgebrochen wurden, nicht mehr bewohnbar waren. Im Monate Mai des letztgenannten Jahres ließ sie den Grund zu dem Palaste legen, mit dessen Bau Philipert de Lorme und Jean Bultan beauftragt waren. Die Plane dieser geschickten Architekten gingen ins Riesenhafte und waren wahrhaft grandios; allein die Ausführung erforderte auch ungeheure Kosten. Um diese aufzubringen, mußte Katharina mehrere Grundstücke zu Paris, namentlich die von Tournelles und Angoulême, verkaufen. Nun errichtete man den großen Pavillon in der Mitte der Façade, der mit einer geschmackvollen Kuppel überwölbt wurde, welche von vier Laternpavillons getragen und mit Schiefer gedeckt wurde. Die zwei Terrassen, die auf dem Portikus des Erdgeschosses ruhten, bildeten die beiden Flügel dieses Pavillons. Hiebei aber blieb die Bauunternehmung der Katharina von Medicis stehen, obgleich die Plane de Lorme's und Bultans noch nicht zum zehnten Theile ausgeführt waren.

Der Garten der Tuilerien war damals vom Schlosse durch jenen Weg getrennt, der zur Fähre führte, wie oben gesagt wurde. Dieser Weg wurde unter Heinrich IV und Ludwig XIII in eine Straße verwandelt, die man die Tuilerienstraße nannte. Im Jahre 1664 beauftragte Ludwig XIV seinen Baumeister Lavau, das Schloß der Tuilerien auszubessern und zu vollenden. Dieser begann damit, die große Treppe, das Hauptwerk des Baues, wegzureißen, und beschäftigte sich hierauf mit seinem Schüler d'Orbay mit der Erbauung der beiden großen Pavillons Flora und Marsan, die unter Heinrich IV begonnen worden waren. Er stellte auch das übrige Gebäude wieder her, ließ es von Außen erneuern und das Frontispice der Galerie des Louvre in Stein aushauen, auf welchem man Ludwig XIV unter der Gestalt des Phöbus die Erde mit seinen Strahlen befruchten sieht, was durch die aus einem Füllhorne aufgeschütteten Früchte angedeutet wird. Das so vollendete Palais der Tuilerien nahm nun eine Länge von 168 Toisen, oder 1008 Fuß, ein.

Lenôtre wurde im Jahre 1665 beauftragt, den Garten des Schlosses nach einem andern Plane umzuschaffen. Die Straße der Tuilerien stand ihm hindernd entgegen; diese Straße gehörte dem Publikum, das ihrer bedurfte, um an die Ueberfahrt der Seine zu gelangen, und doch wollte Lenôtre diese Straße nicht zwischen Palast und Garten lassen. Es kam demnach zwischen Ludwig XIV und der Stadt eine Uebereinkunft zu Stande, gemäß der die Straße dem Garten einverleibt, dem Publikum jedoch während des Tages der Durchgang an die Ueberfahrt vorbehalten wurde.

Der Palast und der Garten der Tuilerien, die Ludwig XIV verließ, um Versailles zu bauen, wodurch er Frankreich ruinirte, erhielt später große Verschönerungen, Anfangs durch das Direktorium, später durch Napoleon.

Vermischte Nachrichten.

Seit die französische Regierung so viele junge Patrioten in St. Pelagie eingesperrt hält, ist bemerkt worden, daß sich der moralische und physische Zustand der dort Verhafteten bedeutend verbessert hat. Man fand sogar, daß ihr philanthropischer Einfluß für die innere Polizei des Hauses mehr leistete, als jemals die ganze rohe Strenge der Gewalt auszurichten vermochte. Ihrer Verwendung verdanken es die Gefangenen, daß gegenwärtig jeden Morgen durch Chlorräucherungen die schädlichen Miasmen des Gefängnisses zerstört werden, und die Brunnen, welche bei ihrer Ankunft nur fauliges Wasser lieferten, gereinigt wurden. Herr Raspail, einer dieser gefangenen Patrioten, bearbeitete einen Artikel in dem wissenschaftlichen Journal, „das Lyceum“ über das ungenießbare Brod der Gefängnisse, wobei er die hierin unterlaufenden Betrügereien aufdeckte, so daß seitdem auch in dieser Beziehung wesentliche Verbesserungen bewirkt wurden. — Es sollte uns sehr wundern, wenn diese wohlfeile und sinnreiche Art durch Einsperrung tüchtiger Menschen auf Verbesserung der Gefängnisse zu wirken, nicht zeitig auch in auswärtigen Staaten angewendet werden sollte.

Das englische Taschenbuch „Amulet“ gibt die Preise der Sklaven in der dänischen Kolonie Quitta an, aus welchen man auf den Preis dieser unglücklichen Menschen in andern Theilen von Afrika schließen kann. Eine Unze ist gleich 15 Dollars oder 24 Yards (zu drei Fuß) Leinwand oder Tuch, einer Rolle Tabak, 4 Gallonen Weingeist oder 16 gewöhnlichen Taschentüchern. Der Werth eines Sklaven berechnet sich demnach für einen Mann auf 9 Unzen oder 216 Yards Leinwand oder Tuch oder 9 Rollen Tabak, oder 36 Gallonen gebrannte Wasser oder 139 Sacktücher. Ein Weib kostet 8 Unzen oder 192 Yards Tuch, oder 8 Rollen Tabak, oder 32 Gallonen Branntwein, oder 128 Sacktücher. Ein Kind kann man um 6 Unzen oder 144 Yard, oder 6 Rollen oder 96 Sacktücher einhandeln.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 15. 15 Januar 1832.

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

(Fortsetzung.)

Die ehrlichen Indianer ahneten wohl nicht, welche staatsrechtlichen Folgerungen ihre neuen Freunde aus dieser scheinbar harmlosen Unterredung ziehen würden; und Massasoit hätte schwerlich seine Lippen mit dem teuflischen Feuertranke benetzt, hätte er voraussehen können, daß seine Söhne, die später die angesprochene Oberherrlichkeit des englischen Sachems in Abrede zu stellen wagten, als Rebellen gegen seine britische Majestät behandelt werden, und mit ihrem ganzen Stamme zu Grunde gehen würden.

Dieß war der erste Vertrag, der mit den Indianern von Neu-England geschlossen wurde — ein Vertrag, scheinbar unbedeutend, aber von unermeßlich wichtigen Folgen. Er wurde in Frieden und Freundschaft geschlossen, die Indianer boten willig dazu die Hand, und obgleich sie für die Abtretung eines ungeheuren Landstriches, an die sie freilich nicht gedacht haben mochten, nichts als ein Paar Messer, eine kupferne Kette mit einem böhmischen Stein für den großen Sachem, einen Krug gebrannten Wassers, eine tüchtige Menge Zwieback und etwas Butter erhielten, so schienen doch beide Theile mit den eingegangenen Verbindlichkeiten vollkommen zufrieden. Diese Geschenke werden ausführlich in einem Tagebuch der Niederlassung von Plymouth, das wahrscheinlich Winslow hinterließ, beschrieben. Länger als ein halbes Jahrhundert blieb dieser einfache Vertrag in Kraft und weder Massasoit noch einer der Wampanoag konnte je bezüchtigt werden, ihn in irgend einem Stück verletzt zu haben.

Europäer sowohl als Indianer staunten sich bei jener ersten Zusammenkunft mit gleich neugieriger Verwunderung an. Während der Sachem Winslow's Waffen besichtigte und seine Wampanoags es versuchten, der Trompete, die sie ungemein bewunderten, Töne zu entlocken, stellten auf der andern Seite die Engländer gleichfalls ihre Betrachtungen an. Der Verfasser des Tagebuches der Niederlassung zu Plymouth beschreibt Massasoit „als einen sehr lebenskräftigen Mann in den besten Jahren, kernhaft gewachsen, von ernsthaftem Wesen und wortkarg.“ In seinem Anzuge unterschied er sich wenig von seinem Gefolge, ausgenommen daß er um den Nacken eine große Schnur von weißen beinernen Kugeln trug, was wahrscheinlich eines der königlichen Abzeichen war; außerdem trug er auch an derselben rückwärts einen kleinen Beutel mit Tabak, „den er trank,“ sagt der Tagbuchverfasser, „und uns auch zu trinken gab.“ *) Uebrigens war sein Aufzug nicht sehr glänzend; sein Gesicht war mit einer schmutzigen Purpurfarbe bemalt und Kopf und Gesicht so eingeöhlt, daß es „höchst unsauber anzusehen war.“ Seine einzige Waffe bestand in einem langen Messer, das an einem Riemen auf der Brust hing. Sein Gefolge hatte sich wahrscheinlich zu dieser Zusammenkunft mit besonderm Fleiß herausgeputzt; einige von ihnen waren schwarz, andere roth, andere gelb oder weiß bemalt, andere waren auch in Felle von verschiedener Art gekleidet. Da es große starke Männer und die ersten Eingebornen waren, welche Kolonisten in der Nähe sahen, so mußten sie von diesen wohl nicht wenig angestaunt worden seyn.

Nachdem sie einige der ihrigen bei den weißen Männern als Geiseln zurückgelassen hatten, zogen sich die Wampanoags ungefähr eine halbe Meile weit entfernt in einen Wald zurück und brachten hier die Nacht zu; Winslow hatten sie ihrerseits als Geisel mitgenommen. Die Engländer, scheint es, hatten noch wenig Vertrauen in die Zusicherungen der Wilden zu setzen gelernt; denn sie hielten sorgsam die ganze Nacht Wache, obgleich sie die Geiseln in ihrer Gewalt hatten. Ihre Gäste hingegen ließen sich guten Muthes in dem Walde den Schlaf schmecken. Es waren auch einige Weiber und Kinder zu diesem Besuche mitgekommen; die wohl einen Weg von vierzig Meilen zurückgelegt haben mußten. Am nächsten Morgen sendete der Sachem einige von seinen Leuten in die Niederlassung und ließ einige seiner neuen Freunde zu sich auf einen Besuch einladen. Zwei Engländer Standish und Alderton (von dem die äußere Hafenspitze von Boston ihren Namen haben soll) gingen „getrosten Muthes“ zu ihnen hinaus und wurden wenn nicht königlich, doch höchst freundlich, mit Tabak und Nüssen bewirthet. Bis hoch an Mittag blieben sie in ihrem Lager, und der Gouverneur, um die Gastfreundschaft des Sachems zu vergelten, schickte einen eigenen Boten an ihn, ließ sich seinen großen Kessel ausbitten, und füllte denselben mit trockenen Erbsen, worüber der Häuptling höchlich erfreut war. Hierauf zogen sie von dannen.

Dieß war die erste Gelegenheit, bei welcher die Eingebornen von Neu-England mit den Kolonisten in Berührung kamen, und man muß zugeben, daß das Benehmen der ersteren, obgleich wir davon nur die englische, also parteiische Schilderung haben, äußerst

*) Bekanntlich sagte man sonst „Tabak trinken“ statt „Tabak rauchen.“

ehren 1). Man sieht daraus, daß die Eingebornen Anfangs gegen eine gute Behandlung eben so empfänglich, als selbst zur Güte geneigt waren. Unbewaffnet kamen sie ohne Furcht zu den Ansiedlern, jedenfalls zu Frieden und Freundschaft bereit, und so gastfreundlich, als es ihre beschränkten Mittel erlaubten. Diese freundschaftlichen Gesinnungen bewahrten sie auch noch viele Jahre hin, wie sie gewissenhaft ihre eingegangenen Verbindlichkeiten hielten. Bemerkenswerth ist noch, daß Samoset und Squanto nach Massasoits Rückkehr bei den Ansiedlern zurückblieben, wahrscheinlich mit seiner Einwilligung, wenn nicht auf seinen Befehl. Diese beiden Indianer gaben ihren neuen Freunden manche nützliche Winke über die besten Zeiten, Orte und Arten des Fischfangs, und unterrichteten sie in dem einfachen Ackerbau ihrer Landsleute, namentlich wie man das indianische Korn anpflanzen sollte.

Massasoit begegnen wir wieder im Julius des Jahres 1621, wo eine Gesandtschaft in seine eigene Residenz nach Montaup oder Sowams geschickt wurde. Diese Gesandtschaft bestand aus Eduard Winslow und Stephan Hopkins; sie hatte keine andere Absicht als dem Sachem, dessen Leute so furchtlos in die Niederlassung kamen, durch einen Gegenbesuch gleichfalls einen Beweis von Vertrauen zu geben. Zugleich ließ der Gouverneur durch diese Gesandtschaft als ein Zeichen seiner freundschaftlichen Gesinnung und seines Wunsches auch ferner den Frieden zu erhalten, dem Wampanoagfürsten einen Rock überbringen. Die Gesandtschaft hatte übrigens auch den Auftrag dem Häuptling zu verstehen zu geben, daß zwar sein Volk, Weiber und Kinder und Alle wie sie bisher so zahlreich in die Niederlassung gekommen, sehr willkommen seyen, daß die Ansiedler jedoch ihnen nicht mehr wie bisher Gelage geben könnten, da sie selbst noch im Lande fremd seyen und nicht wüßten, wie ihre Aussaaten gedeihen würden. Wenn jedoch Massasoit oder einige seiner Freunde sie besuchen wollten, so würden sie stets willkommen seyn.

Die Gesandtschaft erfuhr eine so edelmüthige, wiewohl einfache Aufnahme, daß man bei der Beschreibung derselben an Columbus erste Bewillkommnung bei den westindischen Inselnbewohnern und an Penn's und Roger Williams Aufnahme bei den Delawaren und Narraghansetts erinnert wird. Die beiden Engländer erreichten Namaschet Nachmittags drei Uhr, und hier suchten die Eingebornen, wie das Tagebuch erzählt, die weißen Männer so gut, als es in ihren Kräften stand, zu bewirthen; man setzte ihnen süßes Brod *) und Fische mit einer minder angenehmen Zugabe von gekochten schimmeligen Eicheln vor. Nach diesem Mahle wurden verschiedene Höflichkeitsbezeigungen gewechselt, und nachdem die Fremden zu großer Ergötzung und Verwunderung der Indianer auf eine weite Ferne eine Krähe durch einen Schuß erlegt hatten, wies man sie nach einem acht Stunden weiter gelegenen Ort, wo sie gleichfalls gastlich aufgenommen und bewirthet wurden. Von sechs ihrer Gastfreunde begleitet und unterstützt, setzten sie am folgenden Tage über den Fluß und hier stieß ihnen zum erstenmal eine Art feindlicher Begegnung zu. Zwei alte Indianer am jenseitigen Ufer, welche die Fremden im Begriffe sahen, über den Fluß zu gehen, stürzten durch das hohe Gras herbei, und riefen ihnen mit lauter Stimme und gespanntem Bogen zu: „wer sie seyen?" Da sie vernahmen, daß wir Fremde seyen, bemerkt das Tagbuch, bewillkommten sie uns mit einiger Speise, und wir schenkten ihnen dafür Armbänder von Glasperlen. Auch auf dem fernern Wege zeigten sich die Indianer ungemein freundschaftlich und zuvorkommend. Als man an einen Bach kam, erboten sich die guten Leute, die Fremden auf dem Rücken hinüberzutragen; auch die Gewehre und Kleidungsstücke boten sie sich zu tragen an, indem sie ihre Besorgniß zu verstehen gaben, die weißen Männer möchten bei der großen Hitze sich allzusehr ermüden.

*) Mazium genannt, wahrscheinlich aus indianischem Korne bereitet.

(Fortsetzung folgt.)

Berichte der Geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831.

2. Die Kolonie am Schwanenflusse in Australien.

(Schluß.)

Die seit zwei Jahren gegründete Kolonie am Schwanenflusse befand sich in zunehmendem Wohlstand, und ihre Zukunft schien hoffnungsvoller und gesicherter als je. Kapitän Stirling berichtete in einem Privatschreiben, daß er sich damit beschäftige eine neue Niederlassung an „der gefahrvollen Bai von Flinders" zu bilden; bei hundert Personen lebten dort bereits sehr glücklich, und die Schiffe finden da herrliches Wasser, Holz und Gemüse. In dem nämlichen Schreiben gibt er einige Nachweisungen über die Entdeckungen die er seit Begründung dieser Kolonie gemacht hat. Die Gebirgskette Darling hat eine Breite von ungefähr 36 Meilen; von da gegen Osten breitet sich eine sehr schöne höchst mannichfaltige Landschaft aus, die Thäler und Ebenen sind mit Rasen bedeckt, der Boden besteht ungefähr zum dritten Theil aus fruchtbarer Erde, die jedoch ungleich vertheilt ist. Ein sehr reißender, nach Norden strömender Fluß, der zur Zeit der Expedition durch Regen stark angeschwollen war, verhinderte weitere Entdeckungen auf dieser Seite. Herr Dale der zuerst dorthin kam, drang bis auf 100 Meilen von der Küste nach dem Innern vor, und kam zurück ganz entzückt von dem Lande, das er durchreist hatte. Der Fluß ist während des Winters sehr bedeutend; noch kennt man weder seine Quelle noch seinen Lauf, und bei einer neuern Untersuchung konnte man keine Ausmündung entdecken; man wird indeß nicht säumen sich Aufklärung zu verschaffen. Ein Offizier Namens Bannister drang 90 Meilen südwestlich vor und kam durch das schönste Land, das er noch je gesehen. Die Expedition gelangte, indem sie ihren Weg in derselben Richtung fortsetzte, in eine gebirgige Gegend und glaubte im Osten einen hohen Berg zu sehen, dessen Höhe unsre Reisenden auf 10,000 Fuß schätzten. Bei Kap Chatam gelangten sie wieder an die Küste, und nachdem sie durch Hunger viel gelitten hatten, erreichten sie König Georgs Sund. Diese Entdeckungen machten auf die Kolonisten den vortheilhaftesten Eindruck, und zerstreuten jeden Zweifel über das Gedeihen der Ansiedlung.

Dieser ersten Denkschrift folgt noch ein Versuch über die Flora in der Nachbarschaft des Schwanenflusses von dem berühmten Botaniker Brown. Die Zahl der in seinen Händen befindlichen Pflanzengattungen beläuft sich auf nicht über 140; so beschränkte Mate-

rialien erlauben ihm daher nur wenige allgemeine Bemerkungen über diesen Theil der südwestlichen Küste von Neuholland. „Wollte man," fügt er hinzu, „nach dieser Sammlung allein urtheilen, so dürfte man von der Beschaffenheit des Bodens nur eine geringe Meinung fassen, indeß müssen gewisse Gattungen, obgleich sie in diesem Herbarium nicht vorhanden sind, dennoch und zwar in großer Menge in jener Gegend sich vorfinden; überdieß war die Jahreszeit der Einsammlung nicht günstig. Die Ueppigkeit und Schönheit des Kängarukrautes und die außerordentliche Größe einiger Gattungen der Banksia Arborescens ließen Vieles erwarten; ein Hauptbeweis hiefür liegt in der Versicherung des Kapitäns Stirling, daß der Viehstand der Niederlassung während der schlechten Jahreszeit auf den natürlichen Weiden des Landes nicht nur fortgekommen, sondern auch gediehen sey. Ohne uns bei Aufzählung der verschiedenen, von Herrn Brown beschriebenen Pflanzengattungen aufzuhalten, wollen wir eines höchst merkwürdigen Umstandes gedenken, der eine ganz besondere Aufmerksamkeit für die Wälder Australiens erweckt: es ist dieß die Eigenheit, daß die Blätter der Bäume eine Querrichtung haben, so daß sie ihre Ränder, und nicht, wie man sonst sieht, ihre Flächen dem Stamm zuwenden, die folglich beide der Sonne ausgesetzt und beide mit Blattdrüsen versehen sind. Diese Blattdrüsen findet man bei den Blättern der Bäume und Sträucher gewöhnlich nur auf der untern Fläche; bei einer kleinen Zahl baumartiger Pflanzen, wie z. B. bei einigen Zapfentragenden, findet man sie nur auf der obern Fläche. Nicht allein bei de Akazie und Eukalyptus von Neu-Holland finden sich diese Organe auf beiden Seiten des Blattes, sondern diese Erscheinung kommt bei der Vegetation dieses Landes häufiger vor, wenigstens muß man diesem eigenthümlichen Charakter jenen merkwürdigen Mangel an Glanz und Glätte, der die Wälder Australiens auszeichnet, zuschreiben.

Der Denkschrift des gelehrten Botanikers folgt eine von Herrn Scott-Nind dem Herrn Brown mitgetheilte Skizze der Eingebornen, die die Gegenden um König Georgs Sund bewohnen. Hr. Nind, Arzt der Niederlassung, hat seine Stellung im Interesse der Wissenschaft benützt, und seine Untersuchungen bilden ein wichtiges Kapitel in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes jener Gegenden. Jene, die den Menschen auf seiner niedrigsten Stufe zu ihrem Studium wählen, finden hier Stoff, um ihre Neigung zu Theorien zu befriedigen. Die Skizze Herrn Nind's beschränkt sich nicht bloß auf die Eingebornen des Landes, sie umfaßt auch noch die Erzeugnisse des Bodens und gibt in Verbindung mit den beiden vorhergehenden Denkschriften einen ziemlich genauen Begriff von diesem Theil Neuhollands.

K a r a m s i n.

(Schluß.)

St. Maure übernahm es mich Karamsin vorzustellen. „Ich stimme ganz mit Ihrer Einsicht über das Wesen der Tragödie überein, sagte er, nachdem die ersten gegenseitigen Begrüßungen gewechselt waren. Die klassische Partei in Frankreich hält zu streng auf die Beobachtung der drei Einheiten; die Romantiker hingegen verwerfen mit allzu kühner Verachtung alle Vorschriften und Regeln der Kunst, und sehr richtig haben Sie deßhalb bemerkt, daß man zwischen beiden die Mittelstraße halten müsse." Im Laufe des Gespräches machte er einige Fragen an mich über meine Reisen im Auslande; allein da weder Ort noch Zeit dazu war, eine lange Unterhaltung anzuknüpfen, so mußte ich zu meinem großen Bedauern mich mit der Einladung begnügen, ihn bald zu besuchen. „Um zehn Uhr Abends, sagte er mir herzlich die Hand schüttelnd, trinke ich Thee mit meiner Familie. Dieß ist meine Erholungsstunde. Gönnen Sie mir die Ehre Ihres Besuches, es wird mich immer freuen Sie zu sehen, und thun Sie es ohne alle Umstände."

Ich verfehlte nicht von dieser Erlaubniß wenige Tage darnach Gebrauch zu machen. Karamsin wohnte damals in der Fontanka unfern der Anitschkowbrücke im Hause der Madame Muraview, wo er den ersten Stock bezogen hatte. Im ersten Zimmer fand ich die ganze Familie um den Theetisch versammelt, und Karamsin selbst saß nicht weit davon von einem Kreise von Besuchern umgeben. Er kam mir entgegen, begrüßte mich freundschaftlichst, und stellte mich seiner Familie und der anwesenden Gesellschaft vor. Vollkommen vertraut mit den gesellschaftlichen Formen einer guten Erziehung verband Karamsin die Herzlichkeit und einfache Aufrichtigkeit mit dem ungezwungensten Anstande; jedes seiner Worte, jede seiner Bewegungen sprach zum Herzen. In Kurzem fühlte ich mich bei ihm wie zu Hause. Die Gesellschaft bestand aus Personen von verschiedenem Rang und Beruf; es befanden sich darunter Männer, die hohe Staatsämter bekleideten, Gelehrte und Ausländer. Allein so verschiedenartig auch die Geschäfte und Ansprüche dieser Besuche seyn mochten, alle wurden durch die bezaubernde Unterhaltungsgabe ihres Wirthes in eine harmonische Gesellschaft verschmolzen. Seine herzliche Höflichkeit ließ keinen Rangunterschied zu, er wendete sich an Jeden mit gleicher Gesprächigkeit, und bewies Jedem gleiche Aufmerksamkeit. Er war der Mittelpunkt, der das Gleichgewicht erhielt, und schien Allen ein Gefühl vollkommener Gleichheit einzuflößen. Den Vorzug einer solchen Gesellschaft wird man um so mehr zu schätzen wissen, wenn man weiß, daß es zur Zeit, von der ich spreche, nur wenige Häuser in Petersburg gab, die Gelehrten offen standen, oder wo die Aufnahme der Gäste von ihrem persönlichen Verdienst abhing.

Karamsin war in Gesellschaft ungemein unterhaltend; Niemand verstund die Kunst der Conversation so gut als er. Dieses gesellschaftliche Talent muß man nicht mit der Gabe flüssig zu sprechen verwechseln. Ein beredter Sprecher mag unterhaltend genug seyn, wenn man aufgelegt ist, blos zu hören; allein wer die Conversation im Gange erhalten kann, indem er eben so bereit ist, Andere zu hören als selbst zu sprechen, ist der Gesellschaft stets willkommen. Karamsin gab seiner Muttersprache stets entschieden den Vorzug, und sprach ausgenommen mit Fremden nie anders als russisch. Er sprach mit Eleganz, aber ohne studirte Tournüre von Phrasen und Büchercitationen, was gewöhnlich höchst langweilig ist; seine Rede besaß übrigens eine gewisse Fülle und Ründe der Perioden. Gewöhnlich sanft und gelassen im Gespräche, konnte er eine große Wärme und Energie entwickeln, wenn er auf Rußland, auf Geschichte oder einen alten Freund zu sprechen kam. Bei einer solchen Gelegenheit strahlte sein Gesicht, und seine Augen leuchteten von einem eigenthümlichen Ausdruck. Niemals verleitete ihn die Höflichkeit fremder Meinung, die seinen Ansichten zuwider war, beizutreten; doch ließ er sich deßhalb nie in Disputationen ein, sondern er bewies, indem er seine eigene Meinung aussprach, so viel Sanftmuth und Nachgiebigkeit, daß er stets seinen Gegner entwaffnete, der, wenn auch nicht überzeugt, dadurch doch gehindert wurde, zu erwidern.

Im Verlaufe des Abends kam das Gespräch auch auf eine Vergleichung der untern Volksklassen in Frankreich und Rußland, wobei ich bemerkte, Frankreich könne einer Bijouteriewaare von Filigranarbeit und Email verglichen werden, Rußland einem Klumpen Gold; jenes habe den Vorzug angenehm in's Auge zu fallen, letzteres den des Gewichtes. „Es ist wahr, erwiderte Karamsin lächelnd, Rußland hat in der politischen Wagschaale einiges Gewicht, und die Festigkeit seines Bestandes wird es lange davor bewahren, in Stücke gebrochen oder zertreten zu werden. Doch um Vergebung, setzte er hinzu, Sie haben in Ihrem Vergleich vergessen die Form des Metallklumpens anzugeben." — „Jede Form ist angenehm, erwiederte ich, wenn sie nur eine gewisse Harmonie enthält." — Einer der Gesellschaft ergoß sich nun in Lobsprüche über die Fröhlichkeit und natürliche Gewandtheit der Franzosen. „Sie haben Recht, bemerkte Karamsin, aber dieselben Eigenschaften sind auch den Russen angeboren. Unter dem glänzenden Himmel Frankreichs, unter dem Schatten der Kastanienbäume, in

der Mitte von Weinbergen, in der Nähe großer Städte, ist es nicht schwer, heiter zu seyn. Aber aller dieser Antriebe zur Fröhlichkeit beraubt, ist der russische Bauer dennoch von gleich fröhlicher Sinnesart. In Wäldern begraben, in seiner rauchigen Hütte eingeschlossen oder mit harter Arbeit geplagt während seines kurzen Sommers, ist er stets fröhlich, stets singend und scherzend. Ohne Schulen unterrichten sich die Einwohner unsrer Städte im Lesen, und die Zahl der Dichter und Romanschreiber unter dieser Klasse unserer Bevölkerung ist kaum geringer, als die unsrer Gelehrten von Beruf. Können wir wohl unter letztern so Viele zählen, deren Werke so lange fortleben werden als die Gesänge und Sagen der erstern? Man nimmt als allgemeine Regel an, daß das Glück darin bestehe, mit Wenigem zufrieden zu seyn, und sicherlich gibt es Niemand, der so wenig künstliche Bedürfnisse hat, und so zufrieden und lustig arbeitet als der russische Bauer." Da sich das Gespräch auf die russischen Volkslieder und Volkssagen lenkte, sa deutete Karamsin die Eigenthümlichkeiten und Verdienste einiger davon an und setzte hinzu: „Es lag schon längst in meiner Absicht eine Sammlung der besseren Gedichte dieser Art zu veranstalten; sie möglichst chronologisch zu ordnen und sie durch historische und kritische Bemerkungen zu erläutern. Andere Beschäfftigungen haben mich bis jetzt davon zurückgehalten, doch habe ich mein Vorhaben noch nicht aufgegeben. Ich bin nicht zufrieden mit einer Sammlung dieser Art, die bereits im Druck erschien; sie verräth weder Geschmack in der Auswahl noch systematische Ordnung."

Mein Besuch dauerte gegen zwei Stunden, und die ganze Zeit über war das Gespräch so lehrreich, so belebt, so anmuthig, daß ich mich kaum losreißen konnte. Da ich mich der gegenwärtig bestehenden Etikette nach ohne Abschied zu nehmen entfernen wollte, stand Karamsin, der mich im Begriff zu gehen sah, vom Stuhle auf, schüttelte mir nach deutscher Sitte die Hand, und bat mich, ihn bald wieder zu besuchen. Ich habe auf meinen Reisen fast alle ausgezeichneten Literaten von ganz Europa gesehen, und ich muß gestehn, daß nur wenige derselben einen solchen Eindruck auf mich machten, als Karamsin bei meiner ersten Begegnung desselben; nur wenige besitzen aber auch eine solche Einfachheit der Sitte und Bonhommie, nur wenige vereinen so wie er die Bildung des Gelehrten und Philosophen mit der Conversationsgabe des Weltmannes.

Wenige Tage nachher begegnete ich Karamsin Morgens acht Uhr zu Fuße in einer wenig besuchten Straße. Das Wetter war äußerst ungestüm und ein dichtes Schneegestöber schlug ihm in's Gesicht. Nur ein äußerst dringendes Geschäft konnte Jemand bestimmen, zu so früher Tageszeit und bei solcher Witterung auszugehen; ich konnte daher nicht umhin, ihm darüber mein Erstaunen auszudrücken. „Es ist meine Gewohnheit, erwiederte er, jeden Morgen bis zehn Uhr einen Spaziergang zu machen, dann kehre ich nach Hause zurück und frühstücke. Schlechtes Wetter, wie Sie sehen, hindert mich nicht, und weit entfernt mir unangenehm zu seyn, macht es mir vielmehr mein warmes Stübchen um so erquicklicher." — „Aber ich erlaube mir zu bemerken, entgegnete ich, daß Sie nicht den angenehmsten Theil der Stadt zu Ihrem Spaziergange gewählt haben." — „Ich will Ihnen kein Geheimniß daraus machen, antwortete Karamsin, ich bin hieher gekommen, um einen armen Mann aufzusuchen, der mich schon oft um Unterstützung für seine halbverhungerten Kinder angefleht hat. Ich habe da seine Adresse und will ihn nun aufsuchen, um zu sehen, was ich für ihn thun kann." Ich schlug Karamsin vor, ihn zu begleiten, und endlich gelangten wir in die Wohnung des armen Mannes. Er war nicht zu Hause, aber das Elend der Familie ließ auf den ersten Blick erkennen, daß die Klagen des armen Mannes nur allzu wahr gewesen. Karamsin richtete an die Mutter einige Fragen und gab ihr etwas Geld. Als wir das Haus verließen, begegneten wir dem Mann selbst, aber in einem Zustande, der uns die Ursache von dem Elend seiner Familie nur allzu deutlich werden ließ. Indeß ließ Karamsin nicht ein Wort des Vorwurfes hören; nur schüttelte er den Kopf, indem er mit einem Lächeln sagte: „Es thut mir leid, daß mein Geld in so schlechte Hände gefallen ist. Doch die Schuld liegt an mir; ich hätte mich zuerst mit dem Charakter dieses Mannes bekannt machen sollen; doch ich werde jetzt vorsichtiger seyn, und statt ihm künftig unmittelbar seiner Familie etwas geben."

So waren es also Werke der Wohlthätigkeit, die der edle Mann auf den Spaziergängen übte, auf welchen er sich für die Arbeiten des Tages vorbereitete. Kann man sich wundern, daß jede Zeile von ihm Humanität, Tugend und Edelmuth athmete? Buffon hatte Recht mit seiner Bemerkung, daß der Charakter des Mannes sich im Style des Schriftstellers wiederspiegle. Die Korrektheit, die Anmuth, die Einfachheit und die Zartheit von Karamsin's Styl sind der Ausfluß seiner Seele. Diese Eigenschaften waren es, die ihm die Bewunderung und Achtung seiner Zeitgenossen erwarb, selbst Derer, die in ihren Meinungen von ihm abwichen, und auch die Nachwelt wird ein gleiches Urtheil fällen und sagen: Karamsin war ein großer Schriftsteller und ein hochherziger tugendhafter Mann. Ein Glück ist es für die Welt, wenn immer diese Eigenschaften in einem Manne sich vereinigt finden!" — [illegible]

Vermischte Nachrichten.

Zu Genf ist gegenwärtig eine sehr sinnreich erdachte Pendeluhr ausgestellt zu sehen, die von Herrn Bianchi aus Verona erfunden ist. Das Genfer Journal gibt davon folgende Beschreibung: „Diese wegen ihrer Einfachheit ungemein merkwürdige Maschine besteht bloß aus einem Pendel, einem großen Rad und zwei Hebern, deren einer ein englischer Haken ist, und einem Minutenzeiger; während man glauben sollte sie enthalte auch ein Getriebe und ein Rad, das die Communikation zwischen dem großen Rad und dem Minutenzeiger herstellte. Von beiden ist jedoch nichts zu sehen. Der Pendel faßt bei jeder Schwingung einen Heber, und dieser macht jedesmal das große Rad um einen Zahn weiter gehen, das nach der Bewegung durch seine Ruhe die Dauer einer Minute bezeichnet. Da keine metallische Bewegkraft die Maschine treibt, so findet man bei dem Forschen nach Dem was die Bewegung erhält, daß der Pendel, der mit der Uhr selbst (diese mißt nur einen Fuß in der Höhe) in keinem Verhältniß steht, in einem Kasten von wenigstens vierzig Zoll Weite hängt, und daß er hier mit seiner Scheibe, die mit einem Conduktor versehen ist, bei jeder Schwingung zu beiden Seiten sich einer voltaischen Säule nähert, die dann einen Funken ausstößt; sa daß der einmal in Bewegung gesetzte Pendel diese durch die an beiden Polen entwickelten Funken fortbehält. Diese Maschine, eben so einfach als sinnreich, verdient die Aufmerksamkeit der Künstler. Vielleicht lassen sich durch die Anwendung des elektrischen Fluidums als Bewegkraft, so geringfügig diese auch scheinen mag, noch andere eben so interessante Resultate erzielen."

•

Die St. Petersburger Zeitung meldet, daß gegenwärtig zu Polotski, an der Gränze von Litthauen ein Mann, Namens Demetrius Gradowski in seinem hundertundachtundsechzigsten Jahre lebt. Dieser moskowitische Methusalem und seine zwei Söhne, von denen der eine 120, der andere 93 Jahre zählt, sind Hirten, und alle drei werden in der ganzen Provinz, wo sie leben, hoch verehrt. Niemand wird es ihnen streitig machen, daß sie die älteste Familie in Rußland sind.

•

Lord Brougham, sagt das Hofjournal, ist mit seinem jüngern Bruder, dem Unterhausmitglied für Southwark, zu einem Besuch ihrer Mutter auf's Land gegangen, wo sie die Weihnachtsfeiertage zuzubringen gedachten. Seine Herrlichkeit hegt die höchste Verehrung und Liebe für seine Mutter, die eine Frau von vielem Geiste seyn muß. Als sie von der Erhebung ihres Sohnes zur Pairswürde hörte, schrieb sie ihm: „Du thust nicht recht; als einfacher Heinrich Brougham warst Du ein großer Mann, als Pair wirst Du vergleichsweise Nichts seyn" — Lord Brougham soll, als er diesen Brief las, ausgerufen haben: „Beim — Mutter, Du hast recht."

•

Seit der Entdeckung der neuen Welt haben die englischen Gärtner 2545 Varietäten amerikanischer Pflanzen und Bäume gezogen, und mehr als 1700 vom Vorgebirg der guten Hoffnung, was zu mehreren tausend anderen aus China, Ostindien, Neuholland und verschiedenen Theilen von Asien, Afrika und Europa eingeführten Varietäten gerechnet, eine Liste von mehr als 120,000 Pflanzenvarietäten gibt, die seitdem in Großbritannien angebaut werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 16. 16 Januar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.*)

1. Reise von Rio de Janeiro nach Porto d'Estrella. – Brasilianische Karawanen und Waarentransporte.

Es ist noch nicht lange her, daß man, um in Brasilien zu reisen, und um nicht jede, dem gebildeten Menschen unentbehrliche Bequemlichkeit zu vermissen, sich mit einem lästigen Gepäcke und mit einem Vorrathe von Lebensmitteln versehen mußte. Das hat sich seitdem etwas geändert, der Luxus des Europäers bahnte sich einen Weg selbst durch die Wildnisse Brasiliens, und der Reisende wird jetzt, wenn er auch die Annehmlichkeiten seines Vaterlandes vermissen sollte, fast allenthalben, wo die Bewohner unter sich in Verbindung stehen, ein Obdach und die landesübliche Nahrung vorräthig finden; dem Weichlinge oder dem Sklaven eines verzärtelten Gaumens dürfte Dieses allerdings nicht genügen.

Nichts desto weniger sind zu einer Reise in das Innere des Landes schon darum einige Vorbereitungen nöthig, weil man keine andere Gelegenheit zum Weiterkommen hat, als sich eines Pferdes oder Maulthieres zu bedienen; denn in einem Wagen zu reisen ist durchaus unmöglich. Reiche Landeigenthümer oder Personen von Rang reisen mit einem großen Gefolge, vielen Lastthieren, Tragsänften für die Frauenzimmer, mit Aufsehern und Treibern; sie führen einen ganzen Haushalt mit sich: Betten, Kochgeräthe, kurz was zu ihrer Bequemlichkeit erforderlich ist; sie reisen daher äußerst langsam und auf eine sehr kostspielige Weise. Andere beladen nur einen starken Esel mit ihrem Gepäcke und lassen ihn durch einen Neger nachtreiben; dadurch werden sie aber gewisser Maßen von der Geschicklichkeit und der fleißigen Aufsicht des Treibers abhängig, weil im Gegentheile das Lastthier bald unbrauchbar wird. Eine dritte Art zu reisen ist endlich, daß man sich einer Karawane anschließt, sein Gepäcke dem Aufseher derselben übergibt, ihn überhaupt während der ganzen Reise für sich sorgen läßt; ist dieses ein ordentlicher, gesitteter Mann, so befindet sich der Reisende vortrefflich, und man kann dann jedem Europäer empfehlen, sich dieser Gelegenheit zu bedienen, welche ihn, wenn sie auch keine schnell befördernde ist, sehr vieler Beschwerden und Unannehmlichkeiten überhebt.

Wer in Brasilien reisen will, muß ein fester und unerschrockener Reiter seyn, sonst setzt er sich oft großer Gefahr aus, oder macht sich bei den Einwohnern lächerlich, welche sämmtlich treffliche Reiter sind. Wenn man nicht Gelegenheit hat ein sicheres und starkes Pferd zu kaufen, wird man besser thun, sich mit einem gut abgerichteten Maulthier zu versehen; diese Thiere sind ausdauernd, ungemein sicher, aber nicht immer ohne Tücke; Stuten reitet man nicht, weil ihr Aeußeres häßlich ist, sonst sind sie ausdauernd und zahm.

Von der Hauptstadt Brasiliens führen zwei Wege nach Minas Geraes, einer der merkwürdigsten, bevölkertsten und kultivirtesten Provinzen des großen Kaiserreiches: einer zu Lande, der andere zu Wasser; der Letztere wird allgemein vorgezogen.

Man schifft sich zu diesem Behufe auf Barken ein, welche in der Bai der Mineiros liegen, und diese gegen Mittag, wenn der Seewind eintritt, verlassen. Dieses schwerfällige Fahrzeug ist zur Hälfte mit einem dicken Schilfdache bedeckt, und mit einem Segel versehen, dessen übermäßige Größe es in Gefahr bringt, bei heftigem Winde umzuschlagen, und nur dem Schutze der Gebirge, welche die Bai umgeben, verdankt man es, daß nicht täglich Unglück geschieht; um so mehr, da die Leitung der Barke an drei unwissende Neger übergeben ist. Die Reisenden suchen auf den aufgehäuften Waaren, über welche man getrocknete Ochsenhäute breitet, Platz zu finden, und obgleich diese Reise zu den angenehmsten in der großen Bai von Rio gehört, so ist man doch herzlich froh, die schmutzige Barke sobald als möglich zu verlassen. Mit günstigem Winde kömmt man nach wenigen Stunden vor der Mündung des Inhumerim an, der hier so breit und tief ist, daß ihn selbst Schiffe von hundert Tonnen befahren könnten; aber bald nachher zeigt sich angeschwemmtes und mit Mangiebäumen bedecktes Land, zwischen welchem sich der Fluß im trägsten Laufe und unzähligen Krümmungen windet. Ungeziefer aller Art wirft sich blutgierig auf die Reisenden, die sich wahrhaft glücklich preisen, noch vor eintretender Nacht Porto d'Estrella zu erreichen; ist Dieß nicht möglich, so wird auf dem Flusse übernachtet; ein Losungszeichen für Mosquitos, Stomeres, Tempraneroes, und wie die ver-

*) Wir entnehmen die Beschreibung dieser durch Don Pedro's letzte Reise zu den Mineiros neuerdings merkwürdig gewordenen Provinz aus dem siebenten Buch des Werkes: „Reise über England und Portugal nach Brasilien und den Vereinigten Staaten des La Plata-Stromes, während der Jahre 1823 bis 1827; von J. Friedrich von Weech, vormaligem Offizier in königl. bayerischen Diensten. II Theile. München 1831.

schiedenen Arten von Stechfliegen alle heißen mögen, die nun in dichten Schwärmen und sich gleichsam ablösend über Menschen und Thiere herfallen, und sie nur dann verlassen, wenn sie sich mit ihrem Blute vollkommen gesättiget haben. Alle Versuche, ihre Angriffe abzuwehren sind vergebens, und die Bemühungen sie mit Rauch und Umsichschlagen zu vertreiben, haben keinen andern Erfolg, als daß man in Schweiß versetzt und beinahe erstickt wird. Wenn dann der Mond seinen lieblichen Schimmer über diese höchst romantische Gegend verbreitet, und der Landwind die Luft angenehm abkühlt, so hat man keinen andern Wunsch, als das mächtige Gestirn des Tages recht bald aufgehen zu sehen, vor welchem diese Quälgeister allein entfliehen.

(Fortsetzung folgt.)

Berichte der geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831.

2. Vulkanische Inseln.

Dem Berichte über die Kolonie am Schwanenflusse folgen drei Notizen über jene Inseln, die durch vulkanische Thätigkeit im Meeresgrund entstehen. Die erste ist vom königlichen Marinekapitän Smith über die Columbreten, vulkanische Felsen der Küste von Valenzia in Spanien; die zweite vom Lieutenant Kendall über die Insel Deception, eine der Neu-Shetlands-Inseln, und die dritte vom Admiral Edward Owen über die Kokos- oder Keelings-Inseln.

In einer Einleitung, welche der zweiten dieser Denkschriften vorangeht, gibt Herr Barrow einen Ueberblick des Interessantesten, das die kürzlich erhobenen Erörterungen über die Inseln St. Paul, Santorin und andere von vulkanischer Formation bieten, in deren Innern man zirkelförmige Buchten oder Golfs bemerkte, die Veranlassung zu der Theorie der „Elevationskrater" gegeben haben.

„Die Neu-Shetlands," sagt Herr Barrow, „sind eine, kürzlich von Herrn Smith entdeckte oder vielmehr wiederaufgefundene, Inselgruppe. Dirck Gheritz, der eines der fünf im Jahre 1598 von Rotterdam ausgelaufenen und nach Westindien bestimmten Schiffe befehligte, wurde auf der Höhe des Kaps Horn von seinen Gefährten getrennt und vom Sturm bis unter den 61° südlicher Breite verschlagen, wo er ein hochgelegenes Land entdeckte, dessen mit Schnee bedeckte Gebirge der Küste von Norwegen glichen: dieß war zuverlässig die eben erwähnte Inselgruppe. Sie scheint eine Fortsetzung der Cordilleren der Anden und des Archipels des Feuerlandes zu seyn; ihre geognostische Bildung ist genau die nämliche, und die Schichtung läuft in derselben Richtung. Jene Insel hingegen, die der Gegenstand dieser Denkschrift ist, ist durchaus vulkanisch, und ihr zirkelförmiger Krater gleicht vollkommen dem der Insel Amsterdam oder St. Paul, zwischen dem Vorgebirg der guten Hoffnung und Australien. Ihre Gestalt gleicht der der Lagunen, die man in neun Zehntheilen der niedern Koralleninseln sieht, die in den zwischentropischen Regionen auf dem stillen Ocean umher liegen; dieser Umstand möchte eine Vermuthung wahrscheinlich machen, die ich schon seit lange über die Koralleninseln hege, und welcher zufolge alle diese wunderbaren Werke der Polypen, Ränder vulkanischer Krater zur Grundlage haben dürften, die sich unter dem Meer befinden, und doch genug hervorragen, um diesen kleinern Wesen das zu ihren bewunderswürdigen Arbeiten nöthige Licht und die gehörige Wärme mitzutheilen.

„Diese von Zeit zu Zeit erfolgende Erscheinung neuer Inseln, die eine beständige Veränderung auf der Oberfläche des Erdballs hervorbringt, ist ein Gegenstand, dessen Studium seiner Natur nach unstreitig dem Bereiche der Geographie angehört, obgleich er auf den ersten Anblick sich mehr für die Geologie und Naturgeschichte im Allgemeinen zu eignen scheint; allein es ist schwer zwischen den verschiedenen Zweigen der Wissenschaften eine strenge Gränzlinie zu ziehen. Wollte man diese „Elevationskrater" der vulkanischen Inseln, wie Kapitän Smith sie nennt, mit den Korallenriffen vergleichen, die die Lagunen, mit Ausnahme der Oeffnung, welche die Verbindung mit dem Meere frei hält, von allen Seiten umgeben, so würde man, wenn man sich diese Korallenriffe von einer gewissen Höhe vorstellt, Columbreten-, Amsterdam- und Deceptions-Inseln zu Tausenden haben, und dächte man sich die vulkanischen Inseln bis zum Niveau der Korallenriffe erniedrigt, so würden die eben erwähnten Inseln genau die Gestalt der Lagunen-Inseln und der Korallenriffe haben. Die Korallenriffe laufen auch wirklich wie jene Inseln spitzig zu, mit Ausnahme der Seite, wo sich die mit dem Meere in Verbindung stehende Oeffnung befindet, und bei den meisten derselben findet man keinen Grund. Der aus dieser großen Gleichheit zu ziehende Schluß wäre demnach, daß diese zirkelförmigen Koralleninselchen auf dem Rand unter dem Meere befindlicher Vulkane ruhen, deren Krater die Lagunen sind. Zu Unterstützung dieser Hypothese könnte man noch anführen, daß die meisten dieser kleinen Inseln Bimsstein und andere vulkanische Erzeugnisse bieten; da nun überdieß noch in den vulkanischen Regionen Kalkschichten im Ueberfluß vorhanden sind, so kann man mit Grund annehmen, daß die Lithophyten, welche die Koralleninseln schaffen, vorzugsweise jene Lage wählen, die ihrer Natur am meisten zusagt und die ihnen die Aufführung ihrer ungeheuren Kalkbauten am meisten erleichtert. Man muß indeß bemerken, daß man in der großen Werkstätte, wo jene kleinen Wesen Wohnung und Grab zugleich finden, keine Spur von vulkanischer Thätigkeit bemerkt, und daß man eine solche auf dem unermeßlichen „Riff der Barriere," die sich längs der östlichen Küste Australiens erstreckt, vergeblich suchen würde; dennoch aber müssen wir auf der Meinung beharren, daß die Spitzen von unter dem Meer befindlichen Felsen den Koralleninseln als Grundlagen dienen. Die wellenförmigen Linien, die sie bilden, ganz der Richtung ähnlich in der die Gebirgsketten auf unsern Charten angegeben sind, scheinen diese Annahme zu unterstützen. Einen merkwürdigen Beleg für diese Behauptung gibt einer jener zahllosen Riffe und Koralleninseln, der einen Theil der Seychellen ausmacht, und dem man seiner besondern Gestaltung halber den Namen „Schlangenriff" gegeben hat. Ueberhaupt, ganz besonders aber im stillen Ocean, besteht die Korallenformation aus Lagunen-inseln, die alle auf Spitzen von vulkanischen Felsen zu ruhen scheinen. Admiral Krusenstern zählte in einer Reihe, welche sich vom 20° und 14° südlicher Breite bis zum 134° und 149° westl. Länge erstreckte, deren mehr als hundert. Beechey besuchte Koralleninseln, wo lebende Lithophyten nach und nach die Gränzen ihrer Arbeit erweiterten; 29 dieser In-

sein hatten im Mittelpunkt Lagunen, und die meisten füllten sich schnell mit belebten Felsen aus.

„Unsrer, hier über den vulkanischen Ursprung aller dieser Laguneninseln dargelegten Meinung kann man freilich entgegnen, daß auf den meisten derselben, so wie auch auf dem großen Riff der Barriere und andern Korallenformationen, keine Spur vulkanischer Produkte, keine Lava zu bemerken ist; allein das Vorhandenseyn solcher Erzeugnisse ist zum Beweise früherer vulkanischer Thätigkeit nicht unbedingt nöthig. Einen schlagenden und noch ganz neuen Beweis hiefür liefert die zwischen der Küste von Sicilien und Pentelaria entstandene Insel; weder die in die Luft geschleuderten Stoffe noch die festen Theile, die sich auf eine Höhe von 160 bis 170 Fuß erhoben, zeigten eine Spur von Lava. Der aufsteigende Rauch hatte durchaus kein Symptom von Schwefel, und war nur mit kohlenstoffhaltigem Wasserstoffgas geschwängert. Herr Osborne, Wundarzt des Schiffes Ganges, der die Insel betrat, fand, daß der Boden aus einer Mischung von Asche, gepulverter, ihres Eisenbitumens beraubter Kohle, aus Schlacken und einer Art eisenhaltiger Thonerde bestand; von Lava, Puzzolanerde, Bimsstein, Muscheln oder andern Meerüberbleibseln, wie man sie beim Aetna und Vesuv sieht, war keine Spur zu entdecken.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

Historical Researches on the Conquest of Peru, Mexico, Bogota, Nntchez and Talomeco in the thirteenth Century, by the Mongols, accompanied with Elephants etc. By John Ranking, Author of „Researches on the Wars and Sports of the Mongols and Romans. London 1831. 500 p.

(Schluß.)

Hier folgen nun Stellen aus der asiatischen Geschichte, die mit den obenangeführten aus der amerikanischen verglichen werden mögen:

„1. Moti war Kaiser von China im Jahre 910. Tsoum bedeutet verehrungswürdig. Zin ist so viel als groß. Der chinesische Name Mango's, Kublai's Bruder und wahrscheinlicher Onkel Mango Capacs war Hien-Tsoum. Der Eigenname des Dalai Lama im Jahre 1696 war Motstemnarin. (D'Herbelote IV. 516.)

„2. Siebenhundert Priester waren für die Person des Lama zum täglichen Dienste bestellt. (Turente's Reise nach Tübet, W. Jones u. s. w.)

„3. Die Bramanen (Burmanen) in Pegu tragen keine Bärte, sie reißen die Haare mit eigens dazu verfertigten Zangen aus. Einige von ihnen lassen sechzehn oder zwanzig Haare auf dem Kinne stehen. Die Jünglinge in Sumatra rupfen sich die Haare mit einem zähen Leime aus. Die übrig gebliebenen werden mit Zangen ausgerauft. „Der Endschi Tikien, der Thronerbe von Ava, hatte fünfhundert Mann mit Flinten in regelmäßigen Reihen vor sich hergehen; zwanzig oder dreißig Männer trugen lange goldene Stäbe; dann kamen acht Offiziere mit vergoldeten Helmen; Beamte in Staatskleidern; endlich der Prinz auf einem reichen Palankin ohne Himmel, aber durch einen großen vergoldeten Fächer, der von beiden Seiten durch einen Großen des Reichs gehalten wurde, gegen die Sonne geschirmt. Nebenher gingen zu jeder Seite sechs Cassay-Astrologen von der Braminenkaste in weißen Kleidern und weißen Mützen, auf die goldene Sterne gestickt waren. Dicht hinter ihm trugen Diener seine Wasserflasche und seine goldene Betelbüchse.“ (Symes III, 40.) Von Jedem, der vor den König gelassen wird, sagt man, er sey am goldenen Fuße gewesen. Der Aufzug des Königs war wahrscheinlich noch mehr dem von Motezuma ähnlich. Der Verfasser sah den Nabob von Dacca, der gerade so wie Motezuma auf den Schultern getragen wurde. Das Berühren des Bodens mit der Handfläche ist im Orient und namentlich in Indien wohl bekannt, wie Peter Martyr berichtet.

„4. Der öffentliche Palast des Radscha von Assan ist 150 Ellen lang und 40 Ellen breit, und wird von 68 hölzernen Pfeilern getragen. Sein Sitz ist mit Gittern und Schnitzwerk versehen, von innen und außen sind polirte Messingplatten angebracht, welche die Sonne gleich Spiegeln widerstrahlen. Wenn der Radscha in diesem Palaste sich niederläßt, wird die Dhol, eine Trommel, auf beiden Seiten geschlagen; deßgleichen die Daud, eine Art Heerpauke. (W. Jones.) In Tübet bedient man sich der Cymbeln, Trommeln, Hoboen, Trompeten und Seemuscheln beim Gottesdienste. (Turner.)

„5. „Wenn ein Radscha stirbt,“ erzählt Sir W. Jones, begräbt man ihn in einer weitläufigen Grube, in die man auch seine Weiber, Diener, Geräthschaften, Elephanten, Gold, Silber, Fächer, Teppiche, Kleider u. s. w. verscharrt. Ueber die Gruft baut man ein starkes Gewölbe auf dicken Balken. In einem alten Grabe fand man neunzigtausend Rupien an Werth. — Einige Gräber der Großen in Tübet sind pyramidalisch und sehr hoch; große Massen Goldes werden mit ihnen begraben. In Grabmälern von Sibirien fand man Elephanten. Die goldenen Tafeln, Schachsteine und Schachbretter und andere reiche Funde in sibirischen Gräbern übersteigen allen Glauben. — Der große Khan Mango wurde mit seinen Pferden und mehr als zehntausend Dienern begraben.

„6. Der Verfasser hielt sich viele Jahre in Dacca und im östlichen Bengalen auf. Eines Tages fand er seinen Fackelträger an einem dicken durch das Fleisch des Rückens gezogenen Haken aufgehangen. So sah er auch Hindu's aus der Schuhmacherkaste mit einem dickgedrehten Seile, das durch das Fleisch der Seiten gezogen war, an Pfähle gebunden.

„7. „Der Stoff des Drama's, das an diesem Abende gegeben wurde,“ erzählt Symes in seiner Reise nach Ava, „bestand aus dem heiligen Text des Ramayan. Es stellte die Kämpfe des heiligen Ram und des gottlosen Rahevaan dar, um den Raub der Sita, des Weibes des Ram, das jener entführt und durch Zaubersprüche gebannt hatte, zu rächen.“

„8. Die Zigeuner in Europa sind ohne Zweifel ausgestoßene Hindu's; ihre Sprache ist Sanskrit, kaum an einem einzigen Buchstaben verändert. (Jones). Eine unermeßliche Zahl Gefangener wurde durch Timur im Jahre 1399 von Indien nach Samarkand geführt. Gegenwärtig gibt es viele Zigeuner in Persien und Rußland.

„9. Die Battas von Sumatra halten es für eine heilige Pflicht, ihre Anverwandten zu fressen. Schon Herodot spielt auf diese noch heut zu Tage bestehende Sitte an.

„10. Alle Gebräuche der Karaiben sind reinasiatisch. Sie sind Kalmucken, die in Sprache, Sitten und Körperbau große Aehnlichkeit mit den Mongolen haben. (Pallas Reise I. 485.) Ihr Land liegt nach Du Halds Karte nördlich von Ava unter dem fünfundvierzigsten Breitengrade.

„11. Der Beschreibung des angeführten Volksfestes in Amerika im Jahre 1775, geschah, so viel dem Verfasser bewußt ist, seltsam genug nirgends noch Erwähnung. Sicherlich würde Jeder, der in Indien gewesen und jenen cherokesischen Tanz mit angesehen, unbedenklich gesagt haben, daß die Amerikaner indischen Ursprungs seyn müßten. Mit Ausnahme Dessen, daß die Männer zum Ballspiele sich herausfordern, ist die Beschreibung jenes Tanzes genau die der Tänze zu Dacca. Die nördliche Hälfte der Provinz Dacca heißt Dacca Momensig, und grasige Weiden in Pennsylvanien heißen Moyomensing. Wäre Dieß das einzige Beispiel von Wortähnlichkeiten, so wäre es allerdings nicht der Erwähnung werth; aber da die ersten Tolteken ihre neue Stadt Tula nannten, nach ihrem Stammlande (einer schönen Gegend am Baikalsee), so mögen dergleichen Benennungen öfters vorkommen. Der Fluß Chenesee, der in den Ontariosee fällt, hat Fälle von 40, 75 und 96 Fuß. Jensei bedeutet einen felsigen Fluß, worin Wasserfälle vorkommen, und der einen reißenden Lauf hat. (Strahlenbergs Geschichte von Sibirien. S. 585.) „Die Tungusen bewohnen jene Gegenden, und die kanadischen Indianer sind genau dieselben an Körperbau und Gebräuchen,“ sagt Bell von Antermany. Als die Tolteken von Tula nach Anahuac flohen, im Jahre 1052, nannten sie das äußerste Land Yukatan, und als sie Asien im sechsten Jahrhundert verließen, wurde Yakutsk von den Türken erobert und das nördlichste Turkestan genannt.“

Der Leser möge aus diesem kleinen Bruchstücke einen Schluß auf das ganze Werk ziehen, das überall mehr auf Witz und Scharfsinn als auf gründliche Forschung gebaut ist. Die Eroberung China's durch Dschengis Khans Enkel beschreibt der Verfasser in Folgendem:

„Im Jahre 1257 der christlichen Zeitrechnung wurde Kublai, Dschengis Khans Enkel, nach dem Tode seines Bruders Mangu zum Großkhan der Mongolen und Tataren ausgerufen. Bei der Eroberung des östlichen Bengalens und aller Provinzen östlich vom Burremputer gewann er viele Elephanten, und viele unterworfene Könige mußten ihm eine bestimmte Anzahl dieser Thiere unter ihrem Tribute liefern. Vom Jahre 1272 an bediente er sich in seinen Heeren stets der Elephanten. Marco Polo erzählt, daß der Khan um diese Zeit fünftausend solcher Thiere besaß. Die Kriege, in die der Khan vor seinem Versuche der Eroberung Japans verwickelt wurde, waren im südlichen China und gegen seine rebellischen Unterthanen in Esibirien. Im Jahre 1280 wurde in einem furchtbaren Kampfe zu Land und See bei Kanton die kaiserliche Dynastie der Song vom Throne gestürzt, worauf Kublai ganz China unterjochte, und der erste Kaiser der Yuen-Dynastie, unter dem Namen Schi-tsu wurde. Um diese Zeit war Kublai im Besitze eines weit ausgedehntern Reichs, als irgend ein Monarch jemals besessen hatte. Als Kublai sich von ganz China Meister sah, entschloß er sich zur Eroberung Japans, und gab seinen Unterthanen von Kiang-nan, Fokien, Honam und Schantong Befehl, sechshundert Fahrzeuge zu bauen.“

Auf die Zerstreuung dieser Flotte nun durch einen ungeheuern Sturm und die in dem stillen Meere wehenden Passatwinde gründet sich hauptsächlich des Verfassers kühne Hypothese. Manco Capac, der erste Inca von Peru, ist ihm ein Prinz aus dem Hause des Dschengis Khan — jedoch aus keinem andern Grunde als aus der Aehnlichkeit des Namens! „Manco“ (oder wie Ranking zu schreiben beliebt Mango, obgleich er zugibt, daß die Peruaner kein g in ihrer Sprache hatten) „ist ein Wort,“ sagt er, „das der peruanischen Sprache fremd ist.“ Hier zum Schlusse seine Folgerungen, gleichfalls mit Auslassung der Citate aus Duhalde, Marco Polo, Maundeville, Kämpfer, Vega, Jones u. A.:

„Mango ist ein mongolischer Name. Mango war ein Enkel Dschengis Khans und Kublai's Bruder. Mango war Großkhan bis 1257, wo er bei der Belagerung von Ho-tschou in China getödtet wurde. Sein Bruder Kublai folgte ihm und eroberte und verwüstete Tübet. Sein Name wird bei Marco Polo „Mangu“ geschrieben, „Mangou“ bei De la Croix. Dieß sind die mongolischen Arten zu buchstabiren.“ — Man sollte eher denken die italienische und französische! — „Die Chinesen sprechen das g hart aus, und schreiben für Bengalen Benkola. Die Peruaner haben das g nicht in ihrer Sprache. Die japanesischen Annalen berichten, daß der Tartargeneral „Muko“ an der Küste von Japan mit viertausend Schiffen und zweimalhundert und vierzigtausend Mann erschienen sey. In einer Note Du Halde's finden wir den Namen „Mongko“ geschrieben. Der Großkhan Kublai hatte fünfundzwanzig Söhne von Kebsweibern, die alle in den Rang des Adels erhoben und stets in Kriegsgeschäften verwendet wurden. „Es ist daher höchst wahrscheinlich (?), daß der erste Inca von Peru ein Sohn Kublai's war. Marco Polo S. 281 beschreibt Kublai als einen Mann von mittlerer Größe, wohlgeformten Beinen und proportionirter Gestalt. Sein Gesicht war schön und geröthet wie eine Rose, was seiner Physiognomie große Anmuth gab; sein Auge war schön und schwarz, seine Nase wohlgeformt und vorstehend.“ Hiebei wird der Leser auf Mango Capacs Bildniß verwiesen, das unter den Abbildungen der Incas vorkommt, die dem Werke angehängt sind, um es mit Marco Polo's Beschreibung zu vergleichen!!.

Vermischte Nachrichten.

Als einen Beweis, wie selbst in England Amerika's Staatsverhältnisse beurtheilt werden, führen wir hier aus dem „Morning Chronicle“ eine Stelle an, womit es die Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika begleitet: „Die Botschaft des amerikanischen Präsidenten muß europäischen Staatsmännern als ein höchst sonderbares Dokument erscheinen. Gleich vornherein sagt der Präsident, er habe nichts vor dem Volke zu verheimlichen. Wie kann ein Staat nach einem so einfachen Prinzipe regiert werden? Können alle die wichtigen Staatsangelegenheiten wirklich ohne Gefahr der großen Bürgermasse anvertraut werden, und kann das Volk wirklich ein richtiges Urtheil über die Schritte Derer fällen, die seine Angelegenheiten leiten? Europäische Staatsmänner werden einstimmig ausrufen: Nein. In Amerika sagt der Erfolg das Gegentheil. In Europa bestehen und endigen alle Mysterien der Staatspolitik in der Auflegung neuer Steuern, und in der Aufnahme neuer Anlehen. In Amerika erhält die Regierung ungeachtet der größtmöglichen Oeffentlichkeit Frieden und Ordnung im Inneren, eröffnet nach Außen Verbindungen mit allen Theilen der Welt, wacht über die Interessen ihrer Bürger in jedem Lande, so fern es auch liegen mag. Werden Amerikaner von einem civilisirten Staate beeinträchtigt, so ruht und rastet die amerikanische Diplomatie nicht, bis sie Genugthuung erlangt; erlitten sie eine Unbild von uncivilisirten Nationen, so sind alsbald amerikanische Kriegsschiffe zur Hand, die Beleidiger zu strafen und dem amerikanischen Namen Achtung zu verschaffen. — Europäische Staatsmänner werden zwar diese Botschaft voll von Andeutungen finden, die dem profanen Volke von Europa gewöhnlich verschleiert bleiben; aber sie werden einen Theil des Berichtes mangelhaft finden an Dem, was gewöhnlich den Inhalt von Staatsdokumenten dieser Art in Europa ausmacht. Der Präsident weiß uns nichts zu sagen von seiner Mutter Wittwe, seiner Gemahlin oder einigen der kleinen Jacksons, die analog mit den europäischen Ansichten, für jeden guten Amerikaner von höchstem Interesse seyn müßten. Wir hören in seinem Berichte Nichts von der Art und Weise, wie er seine Sprößlinge zu versorgen gedenkt, auch nichts davon, daß er von der Nation erwartet, sie werde für standesmäßige Apanagen derselben sorgen. Nicht ein Wort sagt er uns von seinen Besitzungen, von den Palästen, die im Bau begriffen sind; nichts von den Reparaturen, die nöthig seyn dürften, um alle Gebäude würdig zu machen, das Haupt einer so großen Nation aufzunehmen. Alle diese Mängel aber rühren einzig davon her, daß man die Angelegenheiten von dreizehn Millionen Menschen in die Hand eines Mannes gelegt hat, dessen Großvater man wahrscheinlich kaum dem Namen nach kennt, und doch hatte der Präsident einen Großvater so gut als andere Leute. Der Abzahlung der Nationalschuld scheint in Amerika der Vorrang eingeräumt zu werden vor den Wittwengehalten der Mutter von Herzogen, vor der Bezahlung der Apotheken für Staatsdiener u. s. w. Allein in Amerika scheint auch Alles Europa's Sitten und Gewohnheiten schnurstracks entgegenzulaufen. Die ganze Ausgabe von dreizehn Millionen Menschen, die in allen Theilen der bewohnten Welt Verbindungen unterhalten, und eine Seemacht besitzen, die auf jedem Meere geachtet wird, beträgt ungefähr drei und eine halbe Million Pfund Sterling. Dieß ist etwas mehr, als die Einkünfte der Geistlichkeit von einem Sechzehntheil der irländischen Bevölkerung; allein es beträgt kaum den dritten Theil von Dem, was die vereinigten Kirchen von England und Irelant kosten. In Europa darf bekanntlich das gemeine Volk leben, weil Könige und Aristokraten ohne Volk nichts seyn würden. In Amerika ist das Volk nicht der Regierung, sondern die Regierung des Volkes wegen da. Der Präsident rühmt sich, daß seine Nation durch keine Allianzen belästigt ist. In Europa sind die Russen viele hundert Meilen von den Holländern entfernt; und ein Russe, der nicht gereist ist, hat wahrscheinlich ni ein Wort von den Holländern gehört. Allein obgleich die Holländer un Russen nicht im Geringsten mit einander verwandt sind, so ist es doc der Kaiser von Rußland und der Prinz von Oranien und dieser Grund i hinreichend genug, daß das russische Volk sich in die Angelegenheiten de Holländer mische, und den König von Holland unterstütze, selbst mit Gefahr einen allgemeinen Krieg zu entzünden.“

Die französische Regierung ist im Begriff Herrn von Mornay, einen Bruder des Schwiegersohns des Kriegsministers, als Gesandten an de Kaiser von Marokko zu schicken, um demselben Geschenke überbringen z lassen, und wo möglich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen dem Kaiserreiche und dem Gebiete der französischen Kolonie in Algier anzuknüpfen. Herr de Lacroix wird diese Gesandtschaft als Maler begleiten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 17. 17 Januar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

(Fortsetzung und Schluß.)

In Porto d'Estrella, dem ersten Orte an dem rechten Ufer des Inhumerim, werden die Waaren ausgeladen, die für Minas und das Innere Brasiliens bestimmt sind, und die Landesprodukte, von daher kommend, nach der Stadt eingeschifft; dadurch werden viele Menschen beschäftigt und viel Geld in Umlauf gesetzt; die Einwohner nähren sich daher gut, und der Ort vergrößert sich mit jedem Jahre. Wer jetzt daselbst ankömmt, wird von der allgemein herrschenden Regsamkeit und Lebhaftigkeit überrascht; sie ist eine natürliche Folge der landesüblichen Art, alle Handelsgegenstände von einem Orte zu dem anderen zu bringen.

Die Regierung hat nämlich bisher weder Zeit noch Mittel gefunden, ihre Aufmerksamkeit der Anlage von Landstraßen zuzuwenden; die Wege sind daher außerordentlich schlecht; Fuhrwerk kann durchaus nicht gebraucht werden, und ohne das höchst nützliche Lastthier, den Maulesel, würde jede Verbindung zwischen dem Inlande und der Küste unmöglich seyn; der Stärke, Ausdauer und Genügsamkeit dieses Thieres verdanken es also die Bewohner der entferntesten Provinzen allein, ihre Produkte absetzen und sich mit Bedürfnissen, welche sie nicht erzeugen, versehen zu können. Täglich kommen zahlreiche Karawanen schwer beladener Esel aus dem Innern Brasiliens, manchmal aus der für Brasilien ungeheuren Entfernung von 300 Stunden, und im steten Kampfe mit Hindernissen, von welchen der Europäer keinen Begriff hat, setzen sie ihre Ladung in Porto d'Estrella ab, und kehren mit andern Gegenständen in ihre Heimath zurück. Natürlich wird eine große Ordnung und Aufmerksamkeit erfordert, damit die Thiere während einer so bedeutenden Reise nicht erschöpft, und die Waaren nicht verdorben werden; die bestehenden Einrichtungen sind auch wirklich bewunderungswürdig, und verdienen eine ausführliche Beschreibung.

Es macht den Erwerbszweig vieler Menschen im Innern Brasiliens aus, eine beträchtliche Anzahl Maulesel zu halten, gegen Bezahlung der Fracht die Produkte des Pflanzers an die Küste zu bringen, und von dort die Güter des Kaufmanns zurück zu nehmen. Sobald daher ein Pflanzer seine Vorräthe versenden will, nimmt Jener seine Thiere von der Weide, und rüstet sie zur Reise; übersteigt ihre Zahl sieben, so nimmt sie den Namen Tropa an, und erhält einen eigenen Aufseher (Tropeiro); dieser ist für die Ladung verantwortlich, sieht darauf, daß die Thiere sorgfältig gepackt werden, bestimmt das jedesmalige Nachtquartier, beschlägt und pflegt die allenfalls gedrückten oder beschädigten, sorgt für ihren Unterhalt, wie für den seiner Untergebenen, und bestreitet alle Auslagen während der Reise. Meistens besteht eine Tropa aus fünfzig Lastthieren, welche in Sektionen (Lotas) von sieben Thieren abgetheilt werden, und gewöhnlich eine Pferd-Stute mit sich führen, welcher die Esel bereitwillig folgen, und von der sie sich auf der Weide weniger weit entfernen, als wenn sie allein sind. Jede Lota erhält einen Treiber (Tocador), dem sorgfältige Bepackung und Pflege der Thiere obliegt; er geht während der Reise hinter seiner Abtheilung nach, und gibt Acht, daß keines zurück bleibt, oder etwas von der Ladung verliert; der berittene Tropeiro schließt die Karawane.

Auf dem Landgute des Pflanzers angekommen, woselbst die zu versendenden Produkte, bereits in ledernen Säcken, oder in wohlverwahrten Ballen oder Fäßchen gepackt, bereit liegen, wird die erste Lota vorgenommen, und mit dem Laden angefangen. Dieß erfordert viele Uebung, und eine genaue Kenntniß der Stärke der Thiere. Ein guter Maulesel trägt auf einer lange dauernden Reise sechs Arrobas (d. Ar. 32 Pf.), ein vorzüglicher acht; auf einer kürzern rechnet man auf jedes Thier 230 Pfund. Ueberladung reibt es auf und macht es so eigensinnig, daß es durch kein Gewaltmittel weiter zu bringen ist; nachlässig geladen, das heißt ungleich vertheilte Ladung, verursacht augenblickliche Verwundung. Der Packsattel (Cangalha) ist ganz besonders gestaltet; er besteht aus zwei Stücken des härtesten, an beiden Enden sanft gekrümmten Holzes, welche in einem gleichlaufenden Abstande von 2 Schuh so auf ein dickes, mit Leder überzogenes Strohkissen befestiget werden, daß der gekrümmte Theil aufwärts gerichtet über den Rücken des Lastthieres zu liegen kommt; ein breiter Gurt von ungegerbtem Leder schließt Kissen und Sattel an den Leib, und ein Brust- und Hinterriemen verhindern, daß die Cangalha weder vor- noch rückwärts gleiten kann. An die vorstehenden Hörner des Sattels wird nun die Ladung mit Riemen, welche durchgehends die Stelle von Stricken versehen, im möglichsten Gleichgewichte gehangen, und kleinere Gegenstände zwischen die Ballen gelegt; dann wird die ganze Ladung mit einer großen ungegerbten Ochsenhaut bedeckt und wieder mit einem Gurte festgeschnallt. Sind sämmtliche Thiere der Lota also bepackt, so wird das Nachtquartier bestimmt, und der

Treiber setzt seine Abtheilung in Bewegung. Gewöhnlich wird das stärkste Thier, mit Glocken behangen oder sonst geschmückt daran gewöhnt, voraus zu gehen; es führt einen seinen Eigenschaften entsprechenden Namen (Diamant oder grao Turco ꝛc.) An dieses richtet sich der Ruf der Führers, der augenblicklich Gehorsam findet, die übrigen Thiere folgen, und zwar so lange sie nicht ermüdet sind, eines in die Fußstapfen des anderen tretend; unter Wegs werden sie durch Rufen und sachtes Pfeifen ihres Treibers, dessen Stimme sie genau kennen, in Ordnung gehalten. Sind die Wege schlecht, so werden täglich vier Legoas, bei gutem, trockenem Wetter sechs zurückgelegt, unter Wegs wird nirgends angehalten. An Ort und Stelle angekommen, werden die Thiere an Stangen gebunden, welche der Führer in den Boden vor dem Rancho (offner Schoppen) stößt, dann behende abgeladen, und der Gurt des Sattels etwas gelüftet; während sie sich abkühlen, eilt der Treiber, die ihm anvertraute Ladung unter dem Dache des Schoppens zu ordnen und aufzuschichten; dann nimmt er seiner Lota die Sättel ab, und bindet sie los. Die Thiere benützen ihre Freiheit sogleich, um sich zu wälzen, wahrscheinlich ein unwiderstehliches Bedürfniß für sie, das sie oft während der Reise anwandelt, so zwar, daß man sie abpacken muß, um sie nur wieder weiter zu bringen; sie zerstreuen sich nun, bleiben aber stets in der Nähe des Rancho. Indeß versammelt sich die ganze Tropa; die Thiere werden nun wieder zusammengetrieben, jedem ein Sack mit einer gewissen Menge Mais um den Kopf gehängt, und, während sie fressen, nachgesehen, ob sie kein Eisen verloren u. s. w.; dann führt jeder Treiber seine Abtheilung in eine entferntere Gegend, wo gute Weide ist, und woselbst sie ohne weitere Aufsicht die Nacht hindurch bleiben. Von da zurückgekehrt, theilen sich die Treiber in verschiedene Arbeiten; der Tropeiro läßt die Ladung der ganzen Tropa unter den Rancho bringen, und sie in einen doppelten gleichlaufenden Wall aufschichten, die eine Seite wird dann mit den Tragsätteln geschlossen; kleine Päcke, welche leicht verloren gehen, oder entwendet werden könnten, kommen in die Mitte; dort nimmt auch der Tropeiro seinen Platz ein, und während die Treiber Brennholz herbei bringen, das Abendessen bereiten, und zwischen dem erwähnten Walle die Lagerstätte (ausgebreitete Ochsenhäute) bereiten, bessert er diejenigen Cangalhas aus, welche die Thiere drücken, klopft Eisen und Nägel zurecht, weil Erstere immer kalt aufgeschlagen werden, und sieht nach der Ladung. Mit dieser unaufhörlichen Beschäftigung kommt der Abend heran, gesunder Appetit würzt die einfache Kost, und auf die Beschwerden des Tages behagt dem müden Körper jede Schlafstelle.

Mit Sonnenaufgang eilen die Treiber nach der Weide, bringen oft mit großer Mühe die allenthalben zerstreuten Thiere zusammen, welche wie Abends ihren Mais erhalten, und während dem gepackt, beschlagen, und zur Fortsetzung der Reise ausgerüstet werden.

In dieser Ordnung legen alle Tropas, die aus dem Innern Brasiliens kommen, die Reise bis Porto d'Estrella zurück, dort liefern sie gegen Bescheinigung ihre Ladung ab, und erhalten Rückfracht, mit welcher sie nach kurzer Rast nach der Heimath aufbrechen; man rechnet, daß jährlich also 60,000 Maulesel nach Porto d'Estrella kommen.

Die gewöhnliche Fracht von hier bis Villa Riera beträgt für jede Arroba 1,200 Reis, von dort zurück wegen geringerer Ausfuhr 800 Reis. Sind die Wege besonders schlecht, Krankheiten unter den Lastthieren, und fällt die Mais-Ernte ungünstig aus, so wird natürlich der Frachtpreis bedeutend erhöht.

Die Besitzer großer Landgüter halten zuweilen ihre eigene Tropa; sie, wie Diejenigen, die von ihrer Vermiethung leben, erleiden sehr großen Schaden, wenn ihre Thiere von einer Krankheit befallen werden, welche man hier Pest heißt, ein in Brasilien allgemeiner Ausdruck für alle schnell tödtenden Krankheiten. Gewöhnlich zeigt sich diese an den Pferden und Eseln im Herbste, und wenn sie von der kälteren Region der Gebirge in das tropische Klima von Rio de Janeiro kommen. Allen Anzeigen nach ist die sogenannte Pest eine verwahrloste Druse, die mit Rotz endet; die Brasilianer wenden Mittel an, welche das Uebel sichtbar verschlimmern; sie lassen den kranken Thieren zur Ader, und treiben sie auf die oft sehr nasse Weide; erreicht die Krankheit dann ein höheres Stadium, so brennen sie den Thieren mit einem glühenden Eisen einige Kreuze in die Haut, damit der „Demonio" aus dem Körper vertrieben wird, und überlassen sie ihrem Schicksale. Manchmal krepirt ein Drittheil der Tropa; ein schwer zu ersetzender Verlust, da viele Zeit erfordert wird, bis man die im Naturzustande äußerst wilden Maulesel zu Lastthieren abrichtet.

Um mit einiger Bequemlichkeit in Brasilien zu reisen, sind ziemlich kostspielige Anstalten erforderlich, wer sich aber einer Tropa anschließt, wird mit 1,200 Reis täglich auskommen; auf lange Weile muß man sich dann freilich gefaßt machen, besonders wenn die Tropa durch plötzlich einfallendes Regenwetter an der Fortsetzung der Reise gehindert wird. Der Freund der Natur und der Liebhaber der Jagd, obwohl diese kärglich und in hiesigen Waldungen sehr beschwerlich ist, findet jedoch einige Zerstreuung. Gastfreundschaft ist natürlich auf einer so stark besuchten Straße, wie die von Villa-Riera, selten geworden, doch sichern Empfehlungsbriefe an die Besitzer großer Landgüter (Fazendas) eine freundliche Aufnahme. Man reist jetzt auf dieser Straße mit derselben Sicherheit, wie in Europa; auch von der zudringlichen Neugierde des Volkes wird man nur wenig mehr belästigt; denn die Zeit ist lange vorbei, in welcher der Fremde gleich einem seltenen Thiere angestaunt wurde. Die Begriffe der Brasilianer von Europa und seinen verschiedenartigen Bewohnern sind zwar noch sehr beschränkt und höchst seltsam, seitdem aber so vielerlei Nationen mit ihnen verkehren und ihr Land besuchen, fangen sie an, einzusehen, daß es außer Portugiesen und Engländern noch andere gebildete Nationen auf der Erde gibt; der frühere Glaube ist ohnehin nur eine Folge der Großsprecherei mancher Reisenden der genannten Völker, und auch jetzt noch möchten uns einige Engländer, welche mit dem ihnen eigenen Nationaldünkel hieher kommen, in ihren häufig gehaltlosen Reiseberichten glauben machen, ihre Nation werde vorzugsweise in Brasilien vergöttert.

Samuel Johnson und seine Zeitgenossen.

(Fortsetzung.)

Johnson hatte in seinem acht und zwanzigsten Jahre alle vorhin geschilderten Trübsale eines Gelehrten der damaligen Zeit auszuste-

hen. Von dort an bis zu seinem vier und fünfzigsten Jahre haben wir wenig Nachrichten von ihm, im Vergleich nämlich mit der vollständigen und genauen Schilderung seines Thuns und Treibens gegen das Ende seines Lebens zu. Endlich stieg er vom Dachkämmerchen und aus den Sechspfennig-Garküchen in die Gesellschaft reicher und gebildeter Männer empor. Sein Ruhm hatte sich begründet. Ein für seine Bedürfnisse ausreichender Jahrgehalt war ihm auf Betrieb des Grafen Bute unter Georg III zu Theil geworden. In seinen frühern Jahren hatte Johnson zwar auch die Großen gesehen, aber als armer Supplikant. Nun trat er unter sie als ihr Gesellschafter. Das Verlangen nach Unterhaltung und Belehrung hatte allmählich im Verlaufe von zwanzig Jahren außerordentlich zugenommen. Der Preis literarischer Arbeiten war gestiegen, und die neue Gelehrtengeneration, von der sich Johnson umgeben sah, war ganz andern Schlages, als jene frühere, mit der er aus Mangel an einem Obdache ganze Nächte auf der Straße umherirrte. Burke, Robertson, die Warton, Gray, Mason, Gibbon, Adam Smith, Beattie, Sir William Jones, Goldsmith und Churchill waren die ausgezeichnetsten von jenen großen Geistern, die man die Schriftsteller der zweiten Epoche von Johnsons Jahrhundert nennen könnte. Churchill allein trug noch das Schriftsteller-Gepräge der Zeit, in welcher Johnson nach London kam. Er allein hatte noch den Druck bitterer Dürftigkeit empfunden; alle übrigen zeitgenössigen Schriftsteller waren frühzeitig mit der achtungswerthesten Gesellschaft auf gleichen Fuß gestellt worden.

Johnson stand unter ihnen wie ein Denkmal vergangener Zeiten — der letzte von der ächten Race von Grubstreet's Miethpferden, der letzte von jenen Lohnschriftstellern, deren Elend und Sittenlosigkeit Pope's satyrischem Genius unerschöpflichen Stoff lieferte. Von der Natur war er mit einer plumpen Gestalt, einer kränklichen Leibesbeschaffenheit und einem reizbaren Temperamente begabt. Von der Lebensart, die er in seinen frühern Jahren geführt hatte, waren ihm Wunderlichkeiten in seinem Benehmen wie in seinem moralischen Charakter geblieben, welche die geschliffeneren Freunde seines Alters in Erstaunen setzten. Die verkehrte Unregelmäßigkeit seiner Lebensweise, sein schmutziger Anzug, seine Anwandlungen unermüdlicher Arbeitslust, die wieder durch lange Zwischenräume von Unthätigkeit unterbrochen wurden, seine sonderbare Enthaltsamkeit und dann wieder seine eben so seltsame Lust an Völlerei, seine thätige Menschenfreundlichkeit im schroffen Gegensatz zu der Rohheit und zuweilen Wildheit seiner Sitten im Umgang, machten ihn in der Meinung Derer, mit denen er in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens umging, zu einem vollständigen Original. Und allerdings war er auch in manchem Betracht wirklich Original. Wenn wir übrigens vollständige Nachrichten von jenen Männern hätten, welche die Drangsale seines frühern Lebens theilten; so würden wir finden, daß die Sonderbarkeiten, die in seinem Wesen auffielen, Fehler waren, die er mit der Klasse von Menschen gemein hatte, zu der er gehörte. Gewohnt, bittere Entbehrungen muthvoll zu ertragen, kannte er auch das Vergnügen nicht, mit Maß zu genießen. Er konnte fasten wie ein Asket, allein wenn er seine Fastenzeit brach, verschlang er seine Mahlzeit mit dem Heißhunger eines Wolfes; die Stirnadern schwollen ihm dabei auf, und Schweiß rann über sein Gesicht. Selten trank er Wein, that er es aber, so geschah es in tüchtigen Zügen aus großen Humpen. Die Rohheit und der Ungestüm seines Betragens in der Gesellschaft konnten an einem Manne nicht unerwartet seyn, dessen Gemüthsart, die von Natur aus nicht sanft gestimmt, lange durch die härtesten Entbehrungen gemartert und noch mehr verhärtet wurde durch Mangel an Nahrung, Kleidung und Feuer, durch die grobe Zudringlichkeit der Gläubiger, durch die Unverschämtheit der Buchhändler, durch die Verspottung der Dummköpfe, durch die Unzuverlässigkeit der hohen Gönner, durch jenes Brod, das am bittersten von allen Speisen schmeckt, durch jene Stufen, die am mühsamsten zu ersteigen sind — durch jene getäuschten Hoffnungen, die das Herz brechen. Durch alle diese Trübsale hatte sich der zerlumpte, ungeschliffene Pedant mannhaft bis zu einer glänzenden und gebieterischen Stellung emporgerungen. Im Umgange barsch und despotisch — „eo imitior quia toleraverat“ — war sein Herz dennoch edelmüthig und menschenfreundlich; voll Mitgefühl für großes Leiden, aber nicht allein voll Mitgefühl, sondern auch hülfreich und werkthätig; während er gegen den Schmerz, den ein hartes Wort einer gefühlvollen Seele zufügt, gefühllos war; diese Art Leiden war für ihn unbegreiflich.

Er würde ein armes und sterbendes Mädchen von der Straße in sein Haus getragen haben, das er einem Haufen alter elender Leute als Asyl geöffnet hatte, die nirgendswo eine Stätte fanden, wohin sie ihr Haupt legten, und alle Grämlichkeit und aller Undank dieser Menschen konnte seine Gutmüthigkeit nicht ermüden. Aber die Schmerzen verletzter Eitelkeit schienen ihm lächerlich, und kaum hatte er ein Mitgefühl selbst für die Schmerzen verletzter Zuneigung. Er hatte so viel bitteres Elend gesehn und erduldet, daß er von unbedeutenden Anfechtungen kaum berührt wurde. Er konnte über Boswell böse werden, wenn er über Kopfweh klagte, über Thrale, wenn er über den Straßenstaub jammerte: „Dieß seyen läppische Klagen,“ sagte er, die man in einer Welt voll von solchem Elend zu äußern sich schämen sollte;“ aber eben so wenig schenkte er Goldsmith Mitleiden, als dieser über sein durchgefallenes Lustspiel: „Der gutmüthige Mann“ in Klagen ausbrach. Johnson, obgleich selbst kränklich, verabscheute und verachtete Siechlinge. Selbst große Geldverluste, wenn sie nicht fast zur Bettelarmuth führten, rührten ihn wenig. Leute, deren Herz vom Glück verweichlicht ist, pflegte er zu sagen, mögen über solche Unfälle aufschreien; Alles was man von einem ehrlichen Mann in dieser Beziehung verlangen könne, sey, nicht darüber zu lachen. Es ist einleuchtend, daß ein Mann, der sich so wenig aus den kleineren Betrübnissen des Lebens machte, auch wenig Rücksicht auf die Gefühle Anderer im gewöhnlichen Umgang nahm. Es war ihm unbegreiflich, wie ein beißender Witz oder ein Scheltwort Jemand wirklich unglücklich machen könne. „Mein lieber Doktor,“ sagte er zu Goldsmith, „wie kann sich nur Jemand darüber ärgern, wenn man ihn Holofernes heißt?“ — Höflichkeit wurde durch Güte in kleinen Dingen definirt. Johnson war ungeschliffen nicht aus Mangel an Güte, sondern weil ihm kleine Dinge kleiner vorkamen, als andern Leuten, die noch nicht in die Lage gekommen waren, des Tags mit drei Kreuzern zu leben.

(Fortsetzung folgt.)

Polenfest zu Paris.

Hundert und fünfzig französische Deputirte hatten sich vereinigt, den geflüchteten Polen in Paris ein großes Gastmahl zu geben. Der große Saal von Lointier war zur Aufnahme dieser edeln Gäste würdig ausgestattet. Die Wände waren mit Trophäen von Helmen, Brustharnischen, Waffen und Sensen bekleidet, und mehr als hundert französische und polnische Fahnen mischten ihre befreundeten Farben. Dem Präsidenten gegenüber wehten die amerikanische Fahne und zwei Standarten, welche die Jugend von Boston dem Pariser Polenkomite zugesendet hatte. Der erste Toast wurde von Herrn Lafitte mit folgenden Worten ausgebracht:

„Die Ehre, in dieser großen Familienvereinigung den Vorsitz zu führen, gehörte von Natur und Rechts wegen meinem würdigen Freunde, dem Bürger zweier Welttheile, dem General Lafayette. Ein betrübender Umstand, wenn auch nur von vorübergehender Art, beraubt uns seiner Gegenwart. In der That, einen erhabenen Anblick bietet diese Versammlung, die so viele Sympathien durchzücken, in der so viele Erinnerungen sich drängen: Welche Zunge vermöchte alle die Freude und all den Schmerz auszusprechen, die zugleich die Seele Dessen ergreifen müssen, der sich dem Vergnügen dieser Vereinigung entreißend über ihren Zweck und ihre Ursache nachdenkt. Wenn diese Feierlichkeit für uns ein Fest ist, so möge sie für unsre nordischen Brüder ein Beweis seyn, daß wir eben so sehr Theil nehmen an ihrem Schmerze, wie wir an ihrem Ruhme Theil nahmen. Mitten unter den Ereignissen, die in unsern Tagen mit so reißender Schnelligkeit dahineilen und sich so oft zu widersprechen scheinen, steht eine Thatsache fest und beherrscht alle andern, nämlich daß die Völker unaufhaltsam der Freiheit entgegengehen, und daß Jeder, der für sie am muthigsten gekämpfe hat, nie zu Grunde gehen wird. Ja, tapfere Polen, dieser Glaube an die Zukunft ist unsern Wünschen und unsern Hoffnungen nöthig. In diesem wundervollen Kampfe, der künftig das schönste Blatt der Geschichte bilden wird, flammte Frankreich bei jeder Eurer glückgekrönten Heldenthaten in Enthusiasmus auf, aber es empfand auch tief jeden Schlag Eurer glorreichen Unfälle; noch bis auf diese Stunde blutet sein Herz! — — Doch auch Frankreich sah die Freiheit entweichen; aber es sah sie wieder zurückkehren! Bis dorthin — heldenmüthige Polen — nimmt Euch Frankreich ehrenvoll auf; es ist stolz auf Euch; wie auf seine edelsten Söhne. Meine Herren, auf Polen!“

Hierauf verlas Herr Lafitte folgendes Schreiben des Generals Lafayette:

„Paris den 28 Dezember 1831.

„Mein theurer Kollege und Freund!

„Mitten unter den mannichfaltigen Gefühlen, die in dieser großen Epoche von Polens Ruhm und Schmerz das Mahl beleben werden, das den tapfern Repräsentanten Frankreichs auf den letzten Schlachtfeldern gegeben wird, wäre es für mich süß gewesen, persönlich meine Gefühle für sie, für unsre polnischen Brüder, für ihren heldenmüthigen Kampf, für Sie, meine geehrten Freunde, die Ihrem alten Kollegen einen neuen Beweis jener Güte gaben, auf die er stolz ist, an den Tag zu legen. Indem ich mich mit den tiefsten Empfindungen meines Herzens dieser Vereinigung anschließe, finde ich für meine Abwesenheit einigen Trost in dem Gedanken, daß hier wie in der Kammer der Vorsitz keinen bessern Händen anvertraut werden kann, als den Ihrigen.

„Eingetreten in die Welt unter dem lauten Rufe des Unwillens, den die erste schmachvolle Verlassung Polens erregte, Waffengefährte Pulawski's und Kosciusko's seit den ersten Tagen jener amerikanischen Weltperiode, die seitdem die Aera der freien Welt geworden ist; später Zeuge der diplomatischen Raubgier und Treulosigkeit bei den auf einander folgenden Zertrümmerungen jener untheilbaren Nation; endlich in der jüngsten Zeit tief betrübt darüber, daß eine unerhörte Epoche des Ruhms und der Macht nicht Polens Befreiung geweiht wurde, konnte da mein Herz, noch warm von den edeln und befruchtenden Strahlen unsrer Juliussonne, anders als hoch aufschlagen bei der Nachricht von der Revolution des 29 Novembers? Doch wozu hier weiter gehen, meine theuern Kollegen, nur aussprechen will ich es, daß uns in dieser Rücksicht noch eine große Pflicht zu erfüllen steht, und wir werden sie erfüllen.

„Bei dem schrecklichen aber ruhmvollen Unglück unsrer polnischen Brüder geben wir uns doch gern dem Gedanken hin, daß sie unsern Sympathien Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, die zwar allzu unmächtig waren, aber alle Theile Frankreichs belebten und jetzt sie mit zärtlicher Ungeduld erwarten. Es steht meinen Kollegen des polnischen Komite's zu, die der heutigen Vereinigung beiwohnen, das Gefühl des Volkes auszusprechen, von dem uns allerwärts Zeugnisse zukamen und dem sich auch die Komite's des Auslandes anschlossen. So konnte ich heute im Namen des amerikanischen Vereins zu Paris, der mit einem andern auf der jenseitigen Halbkugel in Verbindung steht, diese Fahnen der Jugend von Boston überreichen, denen sie sich anzuschließen bereit hielt, und die jetzt eine bessere Zeit erwarten.

„Doch vor Allem, meine Freunde, Ehre unsern tapfern Mitbürgern, die sich zu würdigen und freiwilligen Abgeordneten Frankreichs auf den Feldern der Gefahr anboten! Sie haben, so viel in ihren Kräften stand, die Schuld der Freiheit, der Erkenntlichkeit des Vaterlandes bezahlt. Erlauben Sie mir, meine theuern Kollegen, Ihrem Danke den eines Grenadiers der polnischen Nationalgarde beizufügen, der nicht das Glück hatte, diesen Titel an ihrer Seite zu erringen. In diesem Riesenkampfe der Barbarei gegen die Civilisation wird Jeder, dem ein edelmüthiges Herz schlägt, ausrufen: „Ruhm, ewigen Ruhm den Söhnen Polens, die so groß waren in ihrem kühnen Aufstande, in ihren unermeßlichen Opfern, in ihrer unbeugsamen Ausdauer! Groß waren sie in ihrem kühnen Vertrauen; allein vielleicht noch größer Jene, welche ohne zu hoffen dem Tode entgegen gingen. Aber mögen sie die Hoffnung nicht sinken lassen; mögen sie aufrichtig unter sich vereinigt bleiben! Mögen sie in unsre brüderlichen Arme kommen; mögen ihre Soldaten noch ein Mal ihre Stelle in den französischen Bataillonen wieder finden! *) Mögen meine Augen, so alt sie auch sind, sich nicht schließen bevor das polnische Bollwerk Europa's in seiner ursprünglichen Unverletztheit wieder hergestellt ist!

„Dieß, mein theurer Präsident, und Sie alle Gäste dieses Mahles, sind die Wünsche Ihres sehr verbundenen Kollegen und Freundes.

Lafayette.“

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Bevölkerungscensus des französischen Departements des Doubs im Jahre 1816 wies in 659 Gemeinden 251,406 Seelen nach. Im Jahre 1831 findet man diese Zahl um ein Zwanzigtheil gestiegen; sie beträgt 265,555, nämlich 77,195 Knaben und Jünglinge, 80,922 Mädchen, 43,536 verheirathete Männer, 43,837 verheirathete Weiber, 5567 Wittwer, 10,060 Wittwen, 5518 Soldaten. Das Arrondissement von Besançon zählt 86,052 Seelen, das von Beaume 64,681, Montbellard 55,642, Pontarlier 46,977. Wenn die Bevölkerungszunahme in gleichem Verhältnisse in allen Theilen von Frankreich stattgefunden hätte, so würde sich seine Gesammtbevölkerung, die im Jahre 1826 nicht 32 Millionen erreichte, gegenwärtig auf 33½ Millionen belaufen.

*

Sir Walter Scott hat auf seiner Reise nach Malta das neue vulkanische Eiland im mittelländischen Meere besucht, und eine Beschreibung davon an die edinburger königliche Sozietät eingesendet. Walter Scott gibt der Insel in ihrer größten Ausdehnung eine Länge von 500 Schritten, sie ist von elliptischer Form, und das Meer hat sich auf einer Seite bis in ihren Mittelpunkt eingewühlt. Ihre Höhe mißt auf einer Seite nicht mehr als 40, auf der andern aber 80 Fuß. Das Wasser war ringsumher sehr heiß, und auf einige Faden von der Insel kein Grund zu finden. Walter Scott landete und fand die Ueberbleibsel zweier Delphine, die wahrscheinlich durch das heiße Wasser getödtet worden waren. Eine große Masse vulkanischer Auswürfe wurde gesammelt und ist jetzt auf dem Wege nach dem Museum der Gesellschaft. Aus dem übrigen Schreiben des Dichters geht hervor, daß er sich der vesten Gesundheit erfreut.

*) Doch wahrscheinlich nicht, um wieder nach St. Domingo oder in die afrikanischen Wüsten geführt zu werden? A. d. R.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 18. 18 Januar 1832.

Berichte der geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831.

2. Vulkanische Inseln.

(Schluß.)

Da wir gerade von dieser neuen Insel sprechen, so müssen wir noch einer auf dieselbe bezüglichen, sehr merkwürdigen Thatsache gedenken: Am 28 Junius, ungefähr 14 Tage vor ihrer Entstehung, fuhr Admiral Pulteney Malcolm am Bord der „Britannia" fast genau über die Stelle hin, welche die Insel jetzt einnimmt und empfand mehrere heftige Stöße, als ob das Schiff auf einer Sandbank aufstoße, und einer Volkssage auf Malta zufolge hätte dort im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein vulkanischer Ausbruch Statt gehabt. Auf einer von Faden vor einiger Zeit herausgegebenen Charte des mittelländischen Meeres findet sich, eine Meile von da, eine nur auf vier Klafter angegebene Untiefe bemerkt, Larmour's Brandung (Larmour's breakers) genannt. Dieß ist ein Theil der Untiefe, die sich erhoben hat; die neuesten Berichte, die uns zugekommen sind, bemerken jedoch nichts von einem Auswurfe geschmolzener Stoffe. Es ist dieß vielleicht nur eines der Zuglöcher oder Sicherheitsventile der großen unterirdischen Werkstätte, die ihre Lavaströme durch die Schornsteine des Aetna und Vesuv ergießt; ob diese beiden Vulkane damals in Thätigkeit waren, ist uns unbekannt.

Von allen Revolutionen, die durch Vulkane auf der Oberfläche der Erde hervorgebracht werden, ist unstreitig die merkwürdigste und bis auf die neuesten Zeiten noch am wenigsten erforschte jene, welche Theile vom Grund des Oceans bis an dessen Oberfläche oder nur wenig unter dieselbe erhebt, die später durch die schöpferische Arbeit kleiner, unbemerkter Wesen, denen in der Klassifikation des großen Systems der Natur kaum ein Platz angewiesen ist, in fruchtbare Erde verwandelt werden. Wir wissen nur wenig über ihre physische Organisation und die Mittel, deren sie sich zu Ausführung ihrer gigantischen Bauten bedienen, und haben ihre ungeheure Thätigkeit mit dem Ausdruck Instinkt bezeichnet; mit Hunter würden wir vorziehen, ihn den „Sporn der Nothwendigkeit" zu nennen.

Unglaublich würde man es finden, daß diese kleinen, gallertartigen Würmer Tausende von Inseln und Morgen Landes im atlantischen, und besonders im stillen und indischen Ocean, geschaffen haben, wenn man sie nicht gewissermaßen immer in Arbeit getroffen hätte. Wenn man weiß, daß diese kleinen, netten Röhrchen von kalkartigem Stoff, wenn sie aus dem Meer gezogen werden, weich und biegsam wie Wachs sind, und erst hart wie Stein werden, wenn das Leben dieser kleinen Thiere erloschen ist, so kann man über die Art ihrer Beschäftigung während ihres Lebens nicht länger in Zweifel seyn. Die Vermehrung der Inseln selbst und ihre Vergrößerung dürfte auch keinem Zweifel mehr unterworfen seyn; allein diese Arbeit schreitet langsam und schweigend vorwärts, und die Beobachtungen hierüber sind noch zu neu und zu wenig zahlreich; überdieß sind solche Forschungen, von einem und demselben Beobachter nach langen Zwischenräumen, noch zu selten wiederholt worden, so daß bis jetzt nur wenige Belege für diese Behauptung sprechen. Man glaubt indeß, daß die unermeßlichen Korallenbänke die die Bermuden umgeben, sich seit Menschengedenken bedeutend der Oberfläche des Meeres genähert haben.

„Würde die Londoner geographische Gesellschaft, fährt Herr Borrow fort, es zweckmäßig finden, den Seefahrern, und besonders denen, die den indischen Ocean befahren, eine Reihe von Fragen über die Koralleninseln aufzugeben, so möchten wir im Interesse der Wissenschaft ihre Aufmerksamkeit besonders auf die unermeßliche Gruppe der Maldiven, der wunderbarsten unter diesen wunderbaren Bauten, richten. Der alte muselmännische Reisende Ebn-Batuta, der sie im dreizehnten Jahrhundert besuchte, und Dzibet-el-Mahal nannte, gibt ihre Zahl auf 2000 an, von denen hundert fast einen Ring bilden. Andere Reisende geben ihre Zahl noch weit höher an, und ein Franzose Namens Eyrard de Laval, der im Jahre 1602 dort Schiffbruch litt und fünf Jahre gefangen gehalten wurde, erzählt, daß der Sultan Ibrahim sich den Titel eines Beherrschers von 13 Provinzen oder Attolls, und von 12,000 Inseln beilegte."

Diese Provinzen sind eben so viele Gruppen oder Systeme, die durch tiefe Kanäle getrennt sind, und bestehen aus Riffen oder Inseln mit zirkelförmigen Lagunen, die nur durch eine einzige Oeffnung mit dem Meere in Verbindung stehen. Dieser unermeßliche Korallengürtel erstreckt sich vom 1° südl. Breite bis zum 7° 30′ nördl. Breite, auf eine Länge von fast 600,000, und eine Breite von 70 bis 80 engl. Meilen. Er ist mit Kokosbäumen bedeckt, deren Früchte einer zahlreichen Bevölkerung zur Nahrung dienen. Der Verfasser dieser Denkschrift drückt schlüßlich den Wunsch aus, daß

der königliche Preis von 50 Pf. St. für den besten Versuch über die Formation der Koralleninseln, und die Naturgeschichte der Thiere die ihnen das Daseyn geben, ausgesetzt werden möchte.

3. Expedition des Schiffes „Blonde" im schwarzen Meere.

Seit den Zeiten der Königin Elisabeth und Karls II hatten englische Kaufleute die Erlaubniß, den Pontus Euxinus zu Verfolgung von Handelszwecken zu befahren, allein selbst die vollständigste Geschichte der Schifffahrt gedenkt keines Beispiels, daß ein Kriegsschiff bis dorthin vorgedrungen wäre, und die kurze Expedition der „Blonde" im November des Jahres 1829 macht wahrscheinlich die einzige Ausnahme in dieser Hinsicht. Bereits in Nro. 276 des Auslands vom vorigen Jahre haben wir unsern Lesern Nachricht von dieser Expedition gegeben, und fügen nun hier noch die Bemerkungen bei, mit denen der Dr. Edmund Goodenough, der Historiograph derselben, seinen Vortrag begleitete.

„Von allen Gewässern, sagt der gelehrte Doktor, die bis jetzt von britischen Segeln befahren wurden, ist noch keines durch neuere Beobachtungen so wenig gekannt als das schwarze Meer. Diese jüngste Expedition muß daher, obgleich ihr Ergebniß nur gering, und die gemachten Beobachtungen von wenig Erheblichkeit sind, dennoch als der Aufmerksamkeit würdig erscheinen, da sie in den Annalen unserer Schifffahrt gleichsam einen neuen Abschnitt bildet, und hinsichtlich der Geschichte der verschiedenen Perioden der griechischen und römischen Niederlassungen an diesem Meer, und bei unserer nur geringen Kenntniß von dem gegenwärtigen Zustande seiner Küsten, für den Geographen von hohem Interesse seyn.

„Weder die Barbaren der westlichen oder nördlichen, noch die asiatischen Könige der östlichen und südlichen Küsten, konnten ihre Herrschaft über den Pontus-Euxinus erstrecken; die Herren von Konstantinopel und des Bosporus waren es, die durch ihre geographische Lage begünstigt, stets auf seine Schifffahrt und seinen Handel den größten Einfluß übten; und obgleich diese Lage und die aus derselben entspringende Leichtigkeit, fremde Kaufleute einem Tribute zu unterwerfen, die Stadt feindlichen Angriffen aussetzte, so hat sie doch aus der nämlichen Ursache öfters von fremden Mächten Beweise von Achtung erhalten. Byzanz, schreibt Polybius ungefähr 150 Jahre vor Christi Geburt, ist wegen seiner herrlichen Lage hinsichtlich des Meeres eben so merkwürdig als wegen seiner schlechten rücksichtlich des Landes, und ohne seinen Willen kann kein Kaufmann weder in, noch aus dem Euxinus segeln. Die Byzantiner waren also Herren des ganzen Handels jenes Strichs, und nur durch ihre Vermittlung gelangten jene Artikel, wegen deren vorzüglicher Güte die Küstenländer berühmt waren, als: Zuchtvieh, sehr geschätzte Sklaven, Honig, Wachs und eingesalzene Fische, ins mittelländische Meer. Getreide scheint damals noch nicht, wie es heut zu Tage der Fall ist, ein ausschließender Ausfuhrartikel, sondern den Umständen nach bald ein Gegenstand der Ausfuhr, bald der Einfuhr gewesen zu seyn. In einem von Athenäus angeführten Fragment des Polybius geschieht noch der Ausfuhr von eingesalzenen Fischen aus dem Euxinus Erwähnung. Diese Fische waren einer jener fremden Luxusartikel, deren Einführung nach Rom dem strengen, mäßigen Cato ein Aergerniß war; er warf den Reichen seiner Zeit vor, daß sie für ein kleines Fäßchen solcher gesalzener Fische 300 Drachmen (etwas weniger als 10 Pf. St.) verschleuderten, und junge schöne Sklaven von den Küsten des schwarzen Meeres theurer bezahlten, als ein einträgliches Landgut.

„Im Athenäus finden sich über den Thunfisch des Pontus-Euxinus eine Menge von Anekdoten und Witzspiele, die sich denen des berühmten Almanachs für Leckermäuler an die Seite stellen könnten, und dieser auf eine gewisse Art zubereitete Thunfisch des Pontus-Euxinus ist es, den Archestratus, der eine gastronomische Reise durch die Welt machte, in homerischem Styl der unsterblichen Göttern vergleicht. *)

„Die so häufig auf den Münzen der griechischen Städte vorkommende Figur eines Fisches, und einer Angel auf den byzantinischen Münzen, beweist übrigens, welchen Werth man auf diesen Erwerbszweig legte."

Die Expedition der Blonde hat bewiesen, daß das Wasser des schwarzen Meeres seit Polybius, der behauptete, es werde wegen des Schlammes, den die großen in dessen Becken strömenden Flüsse dort absetzen, nicht lange mehr fahrbar bleiben, noch keine merkbare Verminderung erfahren hat, und wohl auch niemals erfahren dürfte. **)

Polybius verstärkt seine sonderbare Behauptung durch die Angabe, daß, alten Ueberlieferungen zufolge, der mäotische Sumpf oder das azowsche Meer ein Salzsee gewesen, und doch trotz seiner Vereinigung mit dem Euxinus in Einem Becken ein Süßwassersee von keiner größern Tiefe als 5 bis 7 Faden geworden, und daher für große Schiffe nur mehr unter Beistand eines Piloten fahrbar gewesen sey; zu fernerer Unterstützung seiner Angabe gedenkt er noch einer großen Bank, die zu seiner Zeit an der Ausmündung der Donau existirt zu haben scheint. ***)

Ohne die Frage wegen der Fluth des Deukalion oder das angenommene Durchbrechen des Wassers durch den Kanal von Konstantinopel, wodurch alles Wasser oberhalb sich vermindern müßte, weiter zu berücksichtigen, müssen wir rücksichtlich des azowschen Meeres bemerken, daß den Berichten des Kapitäns Jones von der königlichen Flotte zufolge, der im Jahre 1823 zu Taganrog in der Nachbarschaft der Ausmündung des Dons war, dort das Wasser außerordentlich seicht ist, daß seine Tiefe, nach der Richtung des Windes, von 5 bis zu 10 Fuß abwechselt; daß es bei Südwestwinden, wo es am höchsten steht, salzig wurde, zu andern Zeiten aber trinkbar, jedoch von einem süßlichen Geschmack, und keineswegs erfrischend war. Betrachten wir unsere neueren Karten, besonders die herrliche im Jahre 1822 in Paris erschienene, und die auf denselben angegebenen Fadentiefen, so finden wir, daß die Tiefe der Mitte des azowschen Meeres im Durchschnitt überall 40 Fuß und in der Nähe des Ufers 17 bis 18 Fuß beträgt, daß folglich nach zweitausend Jahren für die von Polybius befürchtete Austrocknung des mäotischen Sumpfs noch kein Anschein vorhanden ist.

Im kimmerischen Bosporus ist das Wasser der Straße, die vom azowschen in das schwarze Meer führt, in der That so seicht,

---

*) ἀθανάτοισι θεοῖσι φυήν τε καὶ εἶδος ὁμοῖαι.

**) Siehe Ausland Nro. 276.

***) Ausland Nro. 276.

wie es zu Polybius Zeiten war, da die vielen Krümmungen dieser schwierigen Passage die rasche Strömung von Norden hindern und das Anhäufen von Schlamm begünstigen. Die Tiefe der seichtesten Stellen beträgt hier 15 Fuß; gelangt man aber in die Nähe des Euxinus, so steigt die Tiefe nach und nach von vier Faden auf zwanzig und mehr, wenn man das offene Meer erreicht; und obgleich auf der östlichen Seite des Kanals der Grund aus Schlamm besteht, so ändert er sich doch nach einer Entfernung von fünf Meilen in Sand und Schlamm und später plötzlich in Muschelgrund, während gegen die Mitte des Kanals nur Sand und Muschelgrund sich findet; ein hinreichender Beweis, daß im Fahrwasser keine Anhäufung stattfindet, sondern daß gerade da, trotz aller ungünstigen Umstände die Strömung von dem kleinern See nach dem größern stark genug ist, sich einen eigenen Kanal frei zu halten, und das von Polybius befürchtete Ereigniß zu verhüten.

„Wenden wir uns zu dem südlichen Theile des Euxinus und dem Eingang in den thrazischen Bosporus, oder Kanal von Konstantinopel, so finden wir dort bei seiner Oeffnung eine Tiefe von 48 Faden, und ringsumher mehr oder weniger, nebst einem Sand- und Muschelgrund; die nach Nordwesten laufende Küste und die Mündung der Donau ausgenommen, wo der Grund ganz aus Schlamm besteht, die Tiefe aber 45 bis 55 Faden beträgt. Ungefähr 36 Meilen von der Ausmündung des Kanals ist die Tiefe auf den französischen Karten mit 160 Faden und mit „grundlos" angegeben, und die Blonde fand auf ihrer Fahrt an der Mündung des Kanals 55 Faden; 18 Meilen nordöstlich von der Mündung 50 Faden, und später auf ihrem Weg nach Sebastopol sechsmal 100, 120, 140 Faden Tiefe, und keinen Grund; die letzte Entdeckung machte sie nur 16 Meilen vom Leuchtthurm an der Landspitze, ehe sie in den Hafen einlief."

Die geographische Gesellschaft hat seit diesem Berichte des Dr. Goodenough, vom Obristlieutenant Monteith von der ostindischen Kompagnie, Karten und eine höchst interessante Denkschrift über die vom Phasis bewässerten Gegenden zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meer erhalten. Die Expedition der Argonauten, die eine Untersuchung dieses Landes bezweckte, beweist den Werth, den man in frühern Zeiten der griechischen Geschichte auf dasselbe legte, denn durch den Schleier mythologischer Dichtungen schimmern deutlich die Handelsinteressen, die jene Unternehmung veranlaßten. Auch diese Denkschrift wird, wie zu hoffen steht, bald der Oeffentlichkeit übergeben werden, und nicht wenig unsre Kenntnisse von einem Theile der Welt bereichern, der aller Wahrscheinlichkeit nach schon in der frühesten Zeit die Wohlthaten der Civilisation genoß.

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Gesandtschaft noch einmal unter Wegs bewirthet worden war, erreichte sie Sowams. Massasoit war nicht zu Hause, kam aber bald darauf zurück und wurde von seinen Gästen durch eine Salve von Flintenschüssen empfangen. Der Sachem nahm sie nach indianischer Weise freundlich auf, führte sie in seine Wohnung und setzte sich in ihrer Gesellschaft nieder. Hierauf entledigten sie sich ihrer Aufträge und übergaben die Geschenke, worunter sich ein rothbaumwollener Reiterrock mit schönen Borten verbrämt befand. Der Sachem zog dieses herrliche Stück sogleich an, und hing eine Kette, die man ihm gleichfalls überreichte, um den Nacken, nicht wenig stolz und erfreut, wie es schien, über die sprachlose Bewunderung der Wampanoags, die von fern her ihren Gebieter anstaunten. Hierauf beantwortete er die Anträge der Gesandtschaft Punkt für Punkt, und sprach insbesondere den Wunsch aus, Friede und Freundschaft mit seinen neuen Nachbarn zu halten. Der Sachem versammelte seine Wampanoags und hielt an sie eine Rede, der sie gelegentlich durch Ausrufungen beipflichteten. „Bin ich nicht, fragte er, „Gebieter des Landes um uns her? Ist nicht die und die Stadt in meinem Gebiete, und ist ihr Volk nicht mir unterthänig und wird mir seine Felle bringen, wenn ich es verlange?" In dieser Art fuhr er fort und zählte gegen dreißig kleine Niederlassungen auf, wobei seine Zuhörer jede seiner Fragen beantworteten. Nachdem die Sache der Gesandtschaft so öffentlich verhandelt worden war, nahm sie Massasoit wieder in seine Wohnung, wo er sie mit Tabak bewirthete, und mit ihnen über ihre Heimath und ihren König sprach, wobei er sich nicht genug wundern konnte, daß Se. britische Majestät ohne Squas lebe. Da es spät geworden war, und der Sachem seinen Gästen kein kernhafteres Mahl als Tabak vorsetzte — aus dem einfachen Grund, weil er nichts anzubieten hatte, und doch die Armuth seiner Küche nicht gern entdecken mochte — so zeigten diese den Wunsch, sich niederzulegen. Der Sachem räumte ihnen sein eigenes Bett ein, indem er und sein Weib auf der einen, und seine Gäste auf der andern Seite schliefen. Dieses Bett bestand aus einem einige Fuß über dem Boden erhabenen Gestelle aus Balken, das mit einer dünnen Matte belegt war. Zwei von Massasoits Häuptlingen hielten die Nacht vor dem Hause Wache und entledigten sich dieses Auftrages so gut, daß die ehrenwerthen Gäste am andern Tage „noch ermüdeter von ihrer nächtlichen Ruhe als von der Reise" aufstanden. Am folgenden Tage kamen viele kleine Sagamoren mit ihren Untergebenen aus der benachbarten Gegend herbei, und verschiedene Uebungen und Spiele wurden zur Unterhaltung der Engländer angestellt. Mittags nahmen die Fremden in Gesellschaft des Sachems und vierzig anderer Wampanoags ein Mahl von gesottenen Fischen ein, die er selbst mit Pfeilen geschossen hatte. Sie verweilten bei Massasoit noch bis zum folgenden Tage, und verließen ihn „bekümmert und beschämt" sie nicht besser bewirthen zu können. „Er bestand sehr ungestüm darauf," sagt das Tagebuch, „daß wir länger bei ihm verweilen sollten, allein da wir zwei Tage und eine Nacht mit Ausnahme eines Rebhuhnes, das Einer von uns geschossen, nur einmal ordentlich gegessen, da ferner die Wilden mit ihren barbarischen Liedern, durch die sie uns in Schlaf singen wollten, die Moskitos bei offenen Thüren und andere Ungemächlichkeiten des Lagers uns kein Auge zuthun ließen, so baten wir uns entschuldigt zu halten."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nachrichten aus Malaga enthalten nähere Umstände von Torijos und seiner Unglücksgefährten Hinrichtung. Die Befehle des Königs lauteten in

Bezug auf dieselbe so dringend, daß sie an einem Sonntage vorgenommen wurde — eine in Spanien unerhörte Sache. Kaum waren die tödtlichen Schüsse gefallen, die dem Leben der Patrioten ein Ende machten, als man in der Kathedrale ein Te Deum sang. Die Behörden befahlen den Einwohnern von Malaga und der benachbarten Gemeinden des Nachts ihre Häuser zu beleuchten. Man zweifelt nicht, daß die unglücklichen Constitutionellen Opfer einer Verrätherei geworden sind. Man glaubt, daß die spanischen Behörden längst schon von der Absicht Torijos Gibraltar zu verlassen, unterrichtet waren. Einer der Gefangenen soll mit der spanischen Regierung einverstanden gewesen und deßhalb auch nicht erschossen worden seyn; wirklich wurden von den 54 Gefangenen nur 53 hingerichtet. Ueber Torijos haben unsre Blätter bereits biographische Notizen enthalten. Golfin und Florenz Calderon, die sein Loos theilten, sind beide hochbejahrte Greise. Der eine war früher Mitglied der constituirenden Cortes in Cadix und Kriegsminister, der andere ein sehr ausgezeichneter Advokat und Cortesmitglied von 1820. Don Juan Lopez Pinto bekleidete gegen Ende des Befreiungskrieges die Stelle eines Obristen der Artillerie, und war als Professor seiner Waffe bei der Militärschule zu Segovia von 1814 bis 1820 angestellt. Die Cortes ernannten ihn dann zum Befehlshaber einer Provinz in Aragonien. Das blutige Ende dieser Patrioten hat das grausame Edikt Ferdinands VII vom 1 Oktober 1830, durch das schon so viele Opfer gefallen sind, wieder in Erinnerung gebracht. Man erzählt sich, daß es von höchsteigener Hand des Königs abgefaßt war, und so dem Ministerium zugesendet wurde. Als dieses Dekret erschien, wollte ein Mann von Bedeutung einem Minister bemerklich machen, daß dieses Dokument auf Europa einen nachtheiligen Eindruck machen würde. Der Minister antwortete, die Bekanntmachung dieses blutdürstigen Gesetzes sey mit Beistimmung der fremden Gesandten geschehen!!

Am 1 Dezember wurde auf der Festung Kronslot die Fahne ausgesteckt und durch einen Kanonenschuß der Schluß der Schifffahrt für das Jahr 1831 verkündet, da die Rhede von Kronstadt und der Golf westlich von diesem Hafen sich bereits mit Eis bedeckt hatte. Im Jahre 1831 liefen dort 1598 Schiffe ein, von denselben 646 mit Handelswaaren (104 weniger als im Jahre 1830) und 952 mit Ballast (279 mehr als im Jahr 1830). Die Zahl der ausgelaufenen Schiffe betrug 1592, nämlich 1572 mit Ladung (121 mehr als im Jahr 1830) und 20 mit Ballast (11 mehr als 1830). Im vorhergegangenen J. überwinterten 10 Schiffe; im Jahre 1831 hingegen 16, 7 zu Petersburg und 9 zu Kronstadt. Die Zahl der Küstenfahrer belief sich auf 182 ein- und 202 ausgelaufene. Das erste Schiff langte in Kronstadt am 24 April an, und das erste lief am 7 Mai aus. Das lezte kam am 6 Dezember an, und lief am 13 aus. Die Schifffahrt blieb 209 Tage offen, während welchen 8 Schiffe drei und 142 zwei Reisen machten. Drei Schiffe, die nach Kronstadt bestimmt waren, und zwei die von dort ausliefen, litten Schiffbruch. Eines verunglückte auf der Rhede durch Windstöße. Zwölf der eingelaufenen Schiffe hatten auf der Fahrt starke Haverage (Beschädigungen) erlitten. Die Hafenarbeiten beschäftigten 104,638 Arbeiter. Die Zahl der eingelaufenen Passagiere betrug 1052, der ausgelaufenen 1075. Vom 18 Junius bis 8 November war die Cholera auf Schiffen, die im Hafen lagen, zweimal ausgebrochen; 155 Personen wurden davon befallen, 76 kamen dadurch ums Leben, 77 genasen. (Russische Handelszeitung.)

Laut einer Bekanntmachung des polnischen Comite's zu Paris hatte man eine Brigg mit dreitausend Gewehren, fünfzigtausend Pfund Pulver, zweimalhunderttausend Feuersteinen, hundertfünfzig Centner Blei und einer Menge für Spitäler nothwendige Gegenstände ausgerüstet, um diese Ladung an der Küste von Litthauen an's Land zu setzen. Zwanzig Offiziere befanden sich an Bord, um die Brigg an den Ort ihrer Bestimmung zu führen, und den mit der Ladung des Schiffes bewaffneten Polen sich anzuschließen. Die Maßregeln waren so gut genommen, daß diese Expedition unmöglich fehlschlagen konnte. Die polnische Regierung war auf sieben verschiedenen Wegen von der Ankunft des Schiffes in Kenntniß gesezt, die Signale genau verabredet u. s. w. Wirklich gelangte die Brigg auch am 22 September an der Küste von Litthauen an; allein zu spät — Warschau war schon gefallen! Gegenwärtig befindet sich das Schiff auf dem Rückwege nach Havre.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 19. 19 Januar 1832.

Berichte der Geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831.

4. Mittheilungen über Marokko und den Atlas. *)

Der englische Schiffslieutenant, Herr Washington, der Verfasser dieser Mittheilungen, begleitete den englischen Konsul, der mit einer diplomatischen Mission nach Marokko beauftragt war, von Tandscher nach dieser Stadt. Mit sehr guten Instrumenten versehen, sammelte dieser geschickte Offizier eine Menge höchst interessanter Beobachtungen; sein Reisetagebuch enthält, außer einer Beschreibung des Landes, seiner Natur und Kunsterzeugnisse auch ein genaues Verzeichniß der während der Reise täglich aufgenommenen Längen und Breiten, und die der geographischen Gesellschaft übergebene, bereits gedruckte Abhandlung ist von einer sehr schönen Karte begleitet, auf der sich ein Plan der Stadt Marokko, und ein Theil des Landes vom Meltsin (die höchste in Marokko sichtbare Spitze des Atlas, 11,400 Fuß hoch) bis zur Küste des atlantischen Oceans befindet. Diese Karte ist mit der größten Genauigkeit gezeichnet; der Verfasser nahm während seiner Reise vom Kap Spartel bis zum weißen Kap, längs der atlantischen Küste, auf einer Strecke von 250 Meilen, nicht weniger als hundert Positionen auf, nur um Vorgebirge und einzelne Punkte desto richtiger angeben zu können und brachte die Arbeiten jedes Tages allemal vor Schlafengehen zu Papier.

„Kaum waren wir aus einem felsigen Engpaß herausgetreten,“ sagt der Verfasser, „so breitete sich auch auf einer weiten von Palmbäumen beschatteten Ebene die kaiserliche Stadt mit ihren Palästen, Moscheen, Minarets und ihrem hohen Thurm vor unsern Blicken aus, im Hintergrunde von dem Atlas überragt, dessen mit ewigem Schnee bedeckter Gipfel 11,000 Fuß hoch emporsteigt, und von dem dunklen Blau des Himmels grell abstechend, die Aussicht begränzt. Während wir schweigend bewunderten, ließ unser afrikanischer Führer seine Truppen halten, und alle beteten für das Wohl des Sultans ihres Herrschers, und dankten dem Himmel für das glückliche Ende ihrer Reise. Mit Einbruch der Nacht hielt die Karawane an, um sich unter den Palmbäumen zu lagern, die als Erzeugnisse des brennenden, tropischen Klima's auf seltsame Weise mit den schneebedeckten Bergen kontrastirten, die sich vor unsern Augen erhoben; die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten noch die höchsten Spitzen, während die tiefer liegenden schon vom Dunkel der Nacht umhüllt waren.

„Am folgenden Morgen, 10 Dezember, kamen wir auf einer Brücke von 30 Bogen über den Fluß Tensift nach Al Kantra (d. h. die Brücke), von wo aus wir unsern Weg nach der Stadt durch einen Palmwald, auf einer vollkommen flachen Ebene fortsetzten. Die weiß gekleidete Garde des Sultans, alle Truppen und die ganze männliche Bevölkerung von Marokko begleiteten unsern Zug, der sich unter Musketen und Petardenschüssen dem durchdringenden Geschrei der Weiber, und einer barbarischen Musik vorwärts bewegte; mit Einem Wort, man erwies uns alle mögliche Ehre. Zu Mittag, gerade in der Stunde wo die weißen Flaggen von den Gipfeln der Minarets herabwehen, und wo der Muezzin von der Höhe der Moscheen herab seine feierliche Stimme ertönen läßt, um den Gläubigen zu verkünden: „daß nur Ein Gott und Mohammed sein Prophet ist,“ betraten Christen, Ungläubige von einer staunenden Menge umgeben, die kaiserliche Stadt Marokko. Doch kaum angelangt, wurden wir auf einem nicht angenehmen Umweg nach unserm Quartier mitten in einen großen Garten gewiesen, und hier befanden wir uns, von tiefer Stille, angenehmer Kühle, herrlichem Grün und erquickendem Schatten umgeben.

„Die Ebene von Marokko erstreckt sich von Osten nach Westen, zwischen einer Kette niederer Hügel von Schiefergestein im Norden, und dem großen Atlas im Süden, in einer Breite von ungefähr 25 Meilen, und ist bis zum Fuß der Gebirge vollkommen flach. Von Osten nach Westen scheint sie unbegränzt, und ihre Erhebung über die Meeresfläche mag bei 1500 Fuß betragen. Der Boden ist ein sandiger Mergel mit vielem Bruch von krystallisirtem Quarz, Achat, Porphyr, Karneol und einer Art grünem Kieselstein untermischt, und größtentheils mit dem sogenannten nicht hochgewachsenen Kreuzdorn, von den Eingebornen „Sidra nebach“ genannt, bedeckt. Die Ufer der Bäche, von denen die Ebene durchschnitten ist, sind mit sehr schönen Oleander- oder Lorbeerrosenbäumen besetzt, und im Norden der Stadt breitet sich ein Palm- und Olivenwald aus. Der Fluß Tensift, der ungefähr 40 Meilen von der Stadt im Gebirg entspringt, läuft östlich am Fuß desselben, bis auf 4 Meilen nördlich von Marokko, vereinigt sich mit einigen, dem Atlas entspringenden kleinen Gebirgsströmen, und ergießt sich

*) Eine kurze Anzeige dieser geographisch-topographischen Denkschrift befindet sich bereits in Nro. 274 des Auslands v. vor. Jahr.

nach einem Laufe von hundert Meilen, und nur 15 südlich von Saffy, in den atlantischen Ocean. Er ist nicht tief aber reißend; seine Breite beträgt bei der Allantara 300 Yards, doch ist er, im Frühling ausgenommen, fast überall zu durchwaten.

„Die Stadt Marokko, im nördlichen Theil dieser schönen Ebene gelegen, ist mit einer sehr festen, mit Mauerzinnen versehenen, und auf einem gemauerten Grund aufgeführten, 30 Fuß hohen Mauer umgeben; alle 50 Schritt findet man einen viereckigen Thurm, die Stadt hat 6 Meilen im Umfang, und 11 doppelte Thore. Dieser große Raum ist jedoch nicht durchaus mit Gebäuden besetzt, sondern er schließt auch große Gärten und freie Plätze, von 20 bis 30 Morgen Flächenraum in sich. Der Palast des Sultans liegt außer den Ringmauern der Stadt, südlich dem Atlas gegenüber; aber er ist von eben so starken Mauern umgeben, und nimmt einen Raum von 1500 Ruthen in der Länge, und 600 in der Breite ein. Dieser Raum ist in viereckige Gärten, mit einzelnen Pavillons abgetheilt, welche die kaiserliche Residenz bilden; die Fußböden der übrigens sehr einfachen Gemächer sind mit Ziegeln von verschiedenen Farben gepflastert; eine Matte, ein kleiner Teppich an dem einen Ende und einige Polster machen die ganze Geräthschaft aus.

„Der englischen Gesandtschaft wurde während ihres einmonatlichen Aufenthalts in Marokko einer dieser dem Sultan gehörigen Gärten zur Wohnung angewiesen. Dieser Garten, Sebt el Mahmonia genannt, nahm einen Raum von 15 Akres Landes ein, war auf eine ungeregelte Weise angebaut, enthielt aber eine große Menge von Oliven-, Orangen-, Citronen-, Pfirsich-, Granaden-, Birn-, Nuß- und andern Fruchtbäumen. Die Ceder, die Pappel, die Myrthe, die Akazie, der Rosen- und Jasminstrauch bildeten dort dichte Laubdächer, über die der große Thurm der Hauptmoschee und die schneebedeckten Spitzen des Atlas emporragten. Nur der leichte flüchtige Schritt der Gasele und das Gemurmel des Wassers, das nach allen Richtungen hin vertheilt war, unterbrach die Stille, die auf diesem herrlichen Garten ruhte, in dem sich Alles vereinte, was man unter einem heißen Klima nur immer wünschen kann: Grün, aromatischer Duft, Schatten und Ruhe.

„Als Gegenstück zu dieser beschränkten Aussicht hatten wir von der Terrasse unseres Hauses den Ueberblick über die ganze Stadt, die unbegränzte Ebene und den Atlasgürtel. Während unsers Aufenthalts zu Marokko standen wir, beim Auf- und Untergang der Sonne, oft Stunden lang im Anblick dieser blitzenden Schneemassen, dieser Kette versunken, die in dem Raum einer Tagreise alle Abstufungen des Klimas, von der heißen bis zur Eiszone umschließt; ein weites Feld, das noch der Forschung des Geologen, Botanikers und Naturhistorikers vorliegt, und eine bis jetzt von der Civilisation noch nicht überschrittene Scheidewand.

„Als die Gesandtschaft bei ihrer Rückkehr, den nördlichen Fuß des Atlas berührte, benützte ich die Gelegenheit, bis auf eine gewisse Höhe aufwärts zu steigen, wobei ich dem Bett eines Gebirgswassers folgte; es war mit Olivenbäumen, Akazien, Johannisbrodbäumen, Cedern, dem schönsten, obgleich etwas kleinem Holz, das wir noch im Lande gesehen hatten, mit Lorberrosen, Zwergpalmen und Rosenholz besetzt. Beim aufwärts Klettern ergötzte uns das Geschrei der Jäger, das von Felsen zu Felsen widertönte. Bei jeder Krümmung des Wegs entdeckten wir neue Schönheiten; im Thal und auf der größten Höhe, die wir erreichten, übersahen wir die Ebene mit der Stadt Marokko, deren Moscheen, von der aufgehenden Sonne vergoldet, uns entgegen leuchteten. Die Gebirgsformation auf unserm Wege war Kalk; der Boden eine steinichte Thonerde; bei jedem Schritt stießen wir auf Achat, Feuerstein, Porphyr, Sandstein, Gneiß und Karneol; auf der Spitze des Hügels fanden wir eine Reihe von Kalksteinen mit vertikalen Rissen, die kolossalen, von Menschenhänden hieher versetzten Grabsteinen glichen. Die äußerst romantisch gelegenen Dörfer, durch welche wir kamen, sind von Gebirgsbewohnern, Eingebornen dieser Felsen, „Schelluhs" genannt, bewohnt. Nachdem wir 3 Stunden aufwärts gestiegen waren, mußten wir, da der Weg immer beschwerlicher wurde, absteigen, unsre maurischen Führer verabschieden und uns den Gebirgsbewohnern anvertrauen. Unsre ganze Unterhaltung mit diesen bestand darin, daß wir auf die schneebedeckten Gipfel über unsern Häuptern deuteten. Je mehr aufwärts wir stiegen, um so dichter wurden die von wildem Wein und Hopfen durchrankten Oliven, Cedern, Nuß- und Johannisbrodbaumwälder. Die Landschaft wurde immer malerischer; losgerissene, kahle Felsen erhoben sich zu beiden Seiten; das Thal war kaum eine Viertelmeile breit, und der Waldstrom schäumte 500 Fuß tief unter uns. Oft schlängelte sich der Gebirgspfad längs dem Abgrund hin, und die schneeigen Gipfel vor uns schienen, je weiter wir vorwärts schritten, desto weiter zurückzuweichen.

„Zu Mittag machten wir auf einem konischen Schieferfelsen Halt; seine Oberfläche war sehr verwittert, und die Schichtung lief nach Osten und Westen. Unsere Beobachtungen, vielleicht die ersten dieser Art, die auf dem Atlas angestellt wurden, gaben uns 31° 25′ 30″ nördl. Breite; unsre Barometer zeigten eine Höhe von 4600 Fuß über der Meeresfläche.

„Während unsrer Beschäftigung umgaben uns die Schelluhs und betrachteten uns, unsre Kleider und besonders unsere vergoldeten Knöpfe mit dem größten Erstaunen. Schweigend untersuchten sie unsern Kompaß, das Barometer und die übrigen Instrumente, als Dinge, die über dem Gesichtskreis ihrer Begriffe lagen; als wir aber Quecksilber ausschütteten, um einen künstlichen Horizont zu haben, entfuhr ihnen ein Schrei des Erstaunens und der Verwunderung. Ihre Aufmerksamkeit und Wißbegierde kontrastiren sehr mit der Gleichgültigkeit der Mauren; sie haben einen offenen Blick, den man in der Ebene nicht findet, sind von schöner kräftiger Gestalt, nettem Wuchse, haben wenig markirte Gesichtszüge und eine helle Farbe. Kröpfe findet man nicht bei ihnen; unsere Dolmetscher verstanden ihre Sprache nicht; eben so wenig sprachen sie gewöhnlich das Arabische. Die Juden, welche dieses Thal bewohnen, halfen uns aus der Noth, und durch sie erhielten wir ein Hundert Worte aus der Sprache dieser Gebirgsbewohner. Ihre Wohnungen sind Hütten, aus unbehauenen, mit Erde zusammen gefügten Steinen, und die Dächer sind leicht mit Schiefer belegt. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd, und sie haben nur wenig Verbindung mit den Arabern und Mauren der Ebene. Ueberall, wo das Thal nur immer einen des Anbaus fähigen Boden bietet, wird er eingeschlossen und bearbeitet. Diese braven Leute zeigten sich sehr gastfreundlich und gütig gegen uns.

In jedem Dorfe fanden wir einige jüdische Familien, die hier eine Freistätte gegen die Erniedrigungen und Bedrückungen suchen, denen sie in den Städten unterliegen. Die Bevölkerung dieser Dörfer, deren zehn an der Zahl sind, beträgt vier bis fünftausend Seelen, wovon der vierte Theil Juden sind. Im Thal wird Salpeter gefunden, aus dem man gutes Schießpulver bereitet. Auf den höher gelegenen Plätzen wurden, wie man sagt, Kupferminen ausgebeutet. Wie wenig sind diese innern Gegenden des Atlas bekannt! Diese Gebirgsbewohner, die wir hier fanden, sind gewiß eine der reinsten und unvermischtesten Menschenracen, von denen wir keine nähere Kenntniß haben als kaum einige Wörter ihrer Sprache. Hier liegt dem Forscher noch ein weites Feld offen.

„Wir stiegen noch zwei Stunden fort; der Boden war nur spärlich mit Gras und verkrüppelten Cedern bedeckt. Endlich erreichten wir die Schneegränze und drangen selbst so weit über dieselbe, bis der lockere Schnee unter unsern Füßen wich. Unsere Führer erklärten jetzt, sie würden nicht weiter gehen, und wider Willen mußten wir Halt machen; traurig blickten wir nach den hohen Spitzen, die wir nicht besteigen sollten, und von denen uns eine Masse Schnee trennte, die noch kein menschlicher Fuß überschritten hatte. Das Barometer zeigte 6400 Fuß über der Meeresfläche. Der Felsen, auf dem wir ruhten, war ein roher, harter Sandstein, dessen Schichtung östlich und westlich lief. Wir hatten also nur Kalkstein, Glimmerschiefer und Sandstein gefunden und nur Uebergangs- und Secundär-Formationen, nirgends aber Urzüge entdeckt; etwas Granit oder Gneiß in den Thälern unterhalb, und einige Adern von blätterigem Quarz in Schiefer ausgenommen. Daher bestehn auch die Formen der Gebirge in Hochebenen, Graten und abgerundeten Gipfeln nicht in scharfen Spitzen oder Alpinen. Auf unserm ganzen Weg durch die Gebirge konnten wir keine Spur vulkanischer Thätigkeit und nichts entdecken, was auf das frühere Daseyn eines Kraters hätte schließen lassen."

Sitten und religiöse Gebräuche der Ureinwohner der Philippinischen Inseln.

(Schluß.)

Eine andere Klasse von Sklaven sind jene, welche als Waisen in ein Haus aufgenommen und dort ernährt wurden; noch andere, jene, die sich selbst verkauft haben, oder die von ihren Eltern oder Brüdern während einer Hungersnoth verkauft wurden. Hierher rechne ich jene nicht, die von Leuten verkauft wurden, die weder ihre Herren noch ihre Eltern waren, weil die Einwohner selbst dieß für eine verdammungswerthe Handlung erkennen; ich spreche nur von denen, die der Sitte gemäß als gesetzmäßig gemachte Sklaven anerkannt werden. Noch gibt es Sklaven, und dies ist die größte Zahl, die wegen von ihnen selbst oder von ihren Vorfahren gemachter Anleihen Sklaven werden.

Das ganze Eigenthum des Schuldners gehört dem Gläubiger, wenn die Schuld sich auf 5 bis 6 Piaster beläuft; seit die Spanier im Lande sind, ist der Werth des Sklaven, wenn er stark ist, auf 10 Piaster gestiegen. Noch andere sind Sklaven wegen begangener Verbrechen, z. B. wegen eines Diebstahls, sey er auch noch so unbeträchtlich, wegen Beschimpfungen, wegen eines Ehebruchs, wegen Nichtbeachtung des Magrehe oder der Trauer, oder wegen Nichtzahlung einer Strafe, zu der sie verdammt waren. Ist das Vergehen groß, so verfällt nicht nur der Schuldige, sondern auch seine ganze Familie in Sklaverei. Dieß sind die jetzigen Ursachen der Sklaverei; die frühern sind, wie man sagt, dieselben oder ähnliche gewesen; es gibt also nur wenige Sklaven, die es aus einer rechtlichen Ursache wären.

Noch gibt es auf dieser Insel eine Nation, die Zambalis genannt; eine andere dieser ähnlich sind die Manguianes, die die Insel Mindoro bewohnen; die übrigen Inseln sind von Negern bevölkert. Alle diese Nationen, besonders aber die Zambalis zeigen das größte Verlangen nach Menschenköpfen, die für sie die ehrenvollsten Trophäen sind. Ihre Begierde darnach ist so heftig, daß, als sie erfuhren, wir würden gegen den Corsaren Limahon ziehen, ein Chef der Zambalis mit 100 Bogenschützen zu uns kam, um uns in den Krieg zu begleiten, wofür er von der ganzen Beute nichts verlangte als die Köpfe der Chinesen. Diese Leute haben zu 30 bis 40 Köpfe an ihren Häusern aufgehängt, ja ich sah Häuser, wo es deren mehr als 100 gab. Es ist ihre Gewohnheit, jedem, der ihnen aufstößt und den sie überwältigen können, den Kopf abzuschneiden; dann machen sie ein Loch in die Hirnschale, ziehen das Gehirn heraus und hängen den Kopf sogleich an ihrer Wohnung auf; der die meisten Köpfe hat, ist der Angesehenste.

Diese Sitten und Gebräuche haben alle Stämme gemein, mit Ausnahme der unter den Paragraphen 5, 6, 7 und 11 erwähnten, die von den Bewohnern des Gebietes von Manilla nicht befolgt werden, da diese mehr handeltreibend als kriegerisch sind; dagegen übertreffen sie alle andern an Raubsucht, Dieberei, Gewaltthaten gegen Personen und Eigenthum und in dem bereits erwähnten Wucher; kurz sie sind es, die die meisten Ueberfälle gegen Dörfer ausführen, wo sie den ersten, der ihnen auf dem Felde begegnet, umbringen. Ich will hievon einige Beispiele anführen: Dahmil, einer der Häuptlinge von Harand, war nach dem 12 Stunden entfernten Arui gegangen, um seine Verwandten zu besuchen. Diese luden ihn zur Mahlzeit ein, während welcher sie ihn mit Lanzen durchbohrten; er rettete sich nur durch einen Sturz aus dem Fenster und erreichte, obgleich schwer verwundet, sein Fahrzeug wieder. Zur nämlichen Zeit kam ein Häuptling von Tanal an das Ufer des Flusses Ylo, dessen Bewohner seine Freunde waren; sie bewirtheten ihn nebst seinen Begleitern und erschlugen hierauf Alle. Oft riethen sie den Spaniern, auf deren Zügen durch das Land, ihre eigenen Verwandten zu plündern, und boten sich als Wegweiser an. Magellans Ermordung ist bekannt.

Man könnte noch andere Ursachen oder Gründe für die Gerechtigkeit der Unterjochung dieser Völker anführen, um zu beweisen, daß sie nicht fähig sind, eine vernünftige Staatseinrichtung zu begründen, daß sie weder Oberherren noch Könige haben; daß dagegen jede kleine, auch noch so unbedeutende Völkerschaft eine eigene Republik, aber ohne alle Ordnung und Einigkeit bildet, wo jeder lebt wie er kann, wo Niemand die Schwachen beschützt, sondern wo man nur darauf ausgeht, sie zu verderben, wenn ihre Verwandtschaft nicht zahlreich genug ist, sie zu vertheidigen. Deßhalb sind die Dörfer mitten in Wäldern und Sümpfen gelegen; deß-

halb und in Folge ihrer Menschenräubereien, ihrer Mordthaten und ihrer Gewohnheit, ihre Kinder umzubringen, sind diese Inseln troß ihrer Fruchtbarkeit doch beinahe ganz entvölkert. Was die Abgaben betrifft, die sie würden leisten können, so kann man darüber keine bestimmten Nachweisungen geben, weil die Einen mehr zu bezahlen im Stande sind als die Andern. Dem Anschein nach können die Bewohner von Manilla und Pampangan und überhaupt alle dieser Insel die drei Maes (1 Frank 50 Cent.), die man von ihnen fordert, recht gut bezahlen, weil sie wohlhabender sind und besser leben; daß die Pintados eben so viel leisten könnten, glaube ich nicht. Guido von Lavezariis verordnete während er Gouverneur war, daß jeder Indianer eine Decke und ein Netz, wie sie solche verfertigen, nebst einem Maß Reiß und einer Henne liefern sollte; da man aber in gewissen Bezirken keinen Reiß baut, und keine Decken webt, so lassen sich in dieser Hinsicht keine bestimmten Regeln festsetzen. Diese Auflage steht mit der von zwei Maes bei den Indiern in gleichem Werth, obgleich seit der Ausfuhr der Decken deren Werth gestiegen ist. Der jetzige Gouverneur hat verordnet, daß man von Jedem eine Auflage von drei Maes einfordern solle; Dieß geschieht jetzt bei einigen der Pintados, allein die größere Menge bezahlt noch die von Guido ausgeschriebene Abgabe.

Was die Einforderung der Auflagen betrifft, so läßt man den Häuptling für seine Untergebenen bezahlen, von denen dann dieser seine Auslage wieder erhält. Bezahlt er nicht auf der Stelle, so legt man ihn so lange in Fesseln, bis er seiner Pflicht sich entledigt hat, und da alle diese Leute sehr tyrannisch verfahren, so gewinnt er bedeutend, denn ich habe selbst gesehen, daß Das was der Häuptling einnahm, weit mehr und von besserer Qualität war als Das was er ablieferte. Da überdieß die Einwohner nicht gezählt sind, so erhöht man, zur Plage der Häuptlinge, jedes Jahr die Zahl der Steuerbaren so viel als möglich; man verlangt die Abgabe von Allen ohne Ausnahme; vom Häuptling, vom freien Mann, vom Sklaven und selbst von jenen männlichen und weiblichen Sklaven, die der Häuptling zu seiner Bedienung unterhält und die ihm seine Nahrung bereiten, so daß also gerade die Häuptlinge am übelsten daran seyn würden, wenn sie sich nicht bei der niedern Klasse schadlos zu halten wüßten. Auch die Greise, die Kranken und die jungen Leute sind nicht von der Abgabe frei, ja man fordert sie sogar von denen, die noch fast Kinder sind. Schon Viele sind, wie ich mich selbst überzeugte, der Abgabe wegen Sklaven geworden; da sie nicht im Stande waren zu bezahlen, so borgten sie, und da die Schuld, wie bereits erwähnt, so schnell wächst, so wurden sie zu deren Tilgung Sklaven. Indeß ist dieß nicht durchaus der Fall; auch unter ihnen gibt es Leute, die Gottesfurcht haben, und die von denen, die nicht bezahlen können, nicht nur nichts fordern, sondern ihnen noch geben. In die meisten Orte muß man bei Einforderung der Abgaben vier oder sechs Soldaten, und zwar bewaffnet schicken, denn sonst würden sie statt Abgaben nur Schläge bekommen. Die Einnahme des Goldes und der Decken wird schlecht besorgt; das Gold wird weit über die Tare geläutert, und jene Decken, die unter den Indianern vier Maes werth sind, werden bei der Abgabe nur zu zwei berechnet.

Wanderungen am Erie-See.

1. Der Eriesee und das neue Jerusalem.

Der Erie-See, ein ungeheures Wasserbecken, das seine Ausdehnung von Südwesten nach Nordosten in einer Länge von 270 englischen Meilen nimmt, bildet ein Glied jener Kette von meerähnlichen Seen, die zwischen Canada und den Vereinigten Staaten liegen. Diese Wasserbehälter, von denen der westlichste und zuhöchst gelegene der Waldsee heißt, sind mit einander durch Ströme verbunden, die unter verschiedenen Namen nach einander den Obern See, den Huron- und Michigan-See, den See Erie und Ontario durchziehen und zuletzt den St. Lorenzfluß bilden.

Die Oberfläche des Eriesees liegt 700 Fuß unter der des Obern Sees und 317 über dem Ontario; diese Verschiedenheit des Niveau's erklärt die Schnelligkeit des Laufes der Ströme, die diese Seen mit einander verbinden. Dessenungeachtet hat man angefangen, die Hindernisse zu überwinden, die sich dieser großen Schifffahrtslinie entgegen stellen. Der schöne Wellandkanal, der westlich vom Niagara gegraben wurde, hat schon seit 1829 eine schiffbare Verbindungsstraße zwischen dem Hafen Maitland im Erie-See und dem Hafen Dalhousi in Ontario eröffnet. Dieser Kanal kann Schiffe jeder Größe, die den Erie-See befahren, aufnehmen.

Als wir am 8 April am äußersten Ende des westlichen Theils dieses Sees angekommen waren, fanden wir, daß an dieser einzigen Stelle das Aufthauen seines Spiegels begonnen hatte. Weiter hinein bot er den Anblick einer unabsehbaren Schneefläche, die hier und dort durch auf einander gethürmte Eisschollen unterbrochen war. Vor sich hatte man ganz eine nordische Winterlandschaft und ein grauer Nebel bedeckte den Horizont, während am mittäglichen Seeufer, an dem wir hinzogen, die Bäume grünbelaubt standen und das Gras überall hervorzustechen begann. Immer an diesem Ufer hin ging unser Weg, der uns an die Fälle des Niagara, des Abzugstromes des Erie-Sees, führen sollte. Die Entfernung betrug 25 Meilen, und wir fuhren Anfangs auf dem Kanal hin, den man im Bette des Flusses selbst gebildet hat, von dem er nur durch einen sehr festen Damm geschieden ist. Dieser Flußdamm ist nöthig geworden, um die schwachen Fahrzeuge, die nur die Fahrt auf dem Kanal wagen können, gegen die Wogen des Sees zu schützen, wenn er von einem Sturme aufgewühlt wird. Bei dem Dorfe Black-Rock ändert sich dieses System des Kanalbaues, und das Bette desselben ist in festen Boden gegraben und geht parallel mit dem Laufe des Stromes fort. Der Weg zu Lande durchschneidet in gerader Linie einige Landstrecken, wo die Kultur bereits sichtbare Fortschritte gemacht hat; daneben sieht man in unabsehbarer Ausdehnung wüste Wälder, die überall Spuren der Zerstörung tragen. Unter allen Gegenden, die ich durchreiste, scheint mir diese am meisten der Wuth der Orkane ausgesetzt. Diese treten besonders in den Monaten Julius und August ein, dauern gewöhnlich nur einige Minuten und nehmen ihren Strich oft nur über eine schmale Strecke Landes. Der Wind verwandelt sich in einen Sturmwirbel, und fegt mit unwiderstehlicher Gewalt Alles vom Boden hinweg, was er berührt; seine Wuth zerknickt und entwurzelt den Saum der Wälder, an denen er hinbraust. An verschiedenen Punkten bemerkte ich, daß die Bäume von Westen nach Osten niedergerissen waren.

Der Niagara scheint bei seinem Austritte aus dem Erie-See drei Meilen Breite zu haben; er theilt sich dann in zwei Arme, die in ihrem Laufe mehrere Inseln umfassen. Die größte derselben hat zehn Meilen Länge und ist mit Wäldern bedeckt. An mehreren Orten bloßgelegter Boden beurkundet ihre Fruchtbarkeit. Dieses Eiland hatte ein Neu-Yorker Jude, der Rabbiner Noah, vor einigen Jahren zum Sammelplatze des auserwählten Volkes ausersehen. In dieser Absicht wurde die Insel durch eine Aktiengesellschaft gekauft, und die Zeitungen verbreiteten den Aufruf Noahs an alle Israeliten der Erde. Allein eine nur geringe Anzahl folgte seinen Einladungen, und fast alle Mitglieder dieser zerstreuten Kosmopoliten-Nation zogen ihre gegenwärtige Lage und die Länder, die schon seit so vielen Jahren ihre Heimath waren, den glänzenden Aussichten vor, die ihnen dieser neue Moses verhieß. Das gelobte Land, das er ihnen zeigte, lag fern außerhalb der Gränzen der bewohnten Welt; in den öden Waldungen war kein Handel zu treiben, und eine agrikole Kolonie zu gründen fühlten sie eben keinen Beruf. Es ist nicht die Sache der Kinder Israels, dem eigensinnigen Boden seine Erzeugnisse abzugewinnen; ihre Goldgruben liegen nicht in der Wildniß, sondern in der civilisirten Gesellschaft. Lange Zeit hatten wir den neuen Staat ohne Einwohner vor Augen. Alle Plane zur Regierung und Verwaltung desselben waren von Noah angefertigt; schon bereitete man sich den Grundstein zum Tempel und dem neuen Jerusalem zu legen; es fehlte an nichts mehr — als an Menschen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 20. 20 Januar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

2. Eine brasilianische Zuckerpflanzung.

Da ich den Wunsch äußerte, eine Zuckerpflanzung zu sehen, empfahl mich mein gütiger Wirth an seinen Nachbar, Herrn Siqueira, einen reichen Mann, der in dem Rufe eines sehr verständigen Pflanzers stand. Als ich vor dessen Haus ankam, wurde mir angezeigt, daß Herr Siqueira ausgeritten sey, aber jeden Augenblick in Gesellschaft des Geistlichen, der heute die Messe im Hause lese, zurückkehren würde; dann wurde ich ersucht, einstweilen in der Varanda (so wird der offene, gedeckte Vorplatz des Hauses genannt) auszuruhen; diese Muße benützte ich, mich in der Gegend umzusehen. Die Wohnung des Herrn Siqueira war ein allein stehendes Gebäude, aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, mit Kalkmörtel angeworfen und sorgfältig geweißt, das Dach mit Hohlziegeln gedeckt; eine schmale gemauerte Stiege führte nach der Varanda, und von hier mehrere große Flügelthüren nach den Zimmern und Sälen des Hauses. Diese waren sämmtlich gebrettert, durch Zwischenwände getrennt, und über Alle erhob sich das gemeinsame Dach, welches man von sämmtlichen Zimmern aus sehen konnte; die Wände waren mit etwas grellen Farben angestrichen, die Meubles einfach, durchgehends von Jacaranda, dem schönsten und härtesten Holze der brasilianischen Wälder. Dem Wohnhause gegenüber befand sich die Zuckermühle und die dazu gehörigen Gebäude, alle gemauert; in der Umgebung dieser und des Hauses standen die elenden Hütten der Neger, Gruppen von verschiedenartigen Fruchtbäumen und ein mit Stroh gedeckter offener Schoppen zu verschiedenartigem Gebrauche. Um sämmtliche Gebäude her war der Boden uneben, vom Regen ausgespült, stellenweise morastig und mit zerquetschtem Zuckerrohr und altem Kehricht bedeckt.

Ein Trupp Reiter, welcher sich dem Hause näherte, unterbrach meine Betrachtungen; ich sah einen Neger auf denselben zueilen, worauf einer der Herren sich von der Gesellschaft trennte, und bald darauf vor dem Hause abstieg; es war Herr Siqueira. Er hatte auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Bilde, welches man uns, wahrscheinlich mit etwas zu grellen Farben, von den westindischen Pflanzern entworfen hat. Groß und kräftig gebaut, mit starken sonnenverbrannten Gesichtszügen, war er in die Landestracht gekleidet; er trug einen sehr großen grauen Filzhut, eine Jacke von gestreiftem Baumwollenzeuge, eine weiße Weste, um den Hals ein kleines seidenes Tuch geknüpft, Hosen von weißem Barchent und hohe Stiefel von weichem, braunem Leder, die unter dem Knie fest angeschnallt waren. Ein paar gewaltige silberne Sporen prangten an diesen, als der einzige Gegenstand von Werth an der einfachen und zweckmäßigen Kleidung des brasilianischen Pflanzers. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen wurde ich eingeladen, der Messe in der Hauskapelle beizuwohnen; dieß war ein Zimmer mit einer Bretterwand abgetheilt, und in dessen Mitte der Altar aufgerichtet; die Zuhörer knieten oder saßen auf dem Boden, und Herr Siqueira selbst bediente den Priester. Als die Wandlung anfing, näherte er sich einem kleinen Tische, kniete nieder, zog ein Kästchen an sich, drückte an einer Feder und sogleich begann es zu spielen; wir bekamen ein bekanntes Tyrolerlied, Vive Henry quatre, und andere Melodien zu hören, und während sie herunter georgelt wurden, verwendete der Gutsbesitzer kein Auge von mir, vermuthlich um sich an meinem Erstaunen zu weiden. Ich ermangelte auch nicht, ihm nach der Messe meine Verwunderung zu bezeugen, wie er zu einem so höchst seltenen Kunstwerke gekommen sey, hörte die ganze Geschichte des Kaufes, bei welchem ihn ein umherziehender Franzose nicht wenig betrogen hatte, geduldig an, und gewann seine ganze Zuneigung.

Herr Siqueira führte mich nun nach der Zuckermühle (Engenho), welche in voller Thätigkeit war; das Mühlrad, welches abwechselnd durch Ochsen und Esel getrieben wurde, setzte drei, neben einander stehende, mit polirten Eisenplatten überzogene Walzen in Bewegung, ein Neger brachte das Zuckerrohr zuerst zwischen die mittlere und rechte Seitenwalze, ein gegenüber Stehender ergriff es bei dem Durchgehen, bog es zusammen und steckte es zwischen die mittlere und linke Seitenwalze; dann wurde es als völlig ausgepreßt weggeworfen; der Saft des Rohres strömte in einen nahe stehenden Trog, und von hier aus in einen großen Bottich, von welchem man ihn nach einer andern Abtheilung des Hauses in die daselbst befindlichen Kessel zum Sieden leiten konnte. Sobald sich der Saft hinreichend erhitzt zeigt, wird er in Abdämpfungs-Gefäße gebracht, wiederholt gekocht und geläutert, dann kommt er in die dritte Abtheilung des Hauses, in besondere Gefäße zum Trocknen. Nach 8 Tagen ist alle Feuchtigkeit verflüchtet, oder in der Gestalt als Syrop abgeflossen. Die gepulverte Masse, jetzt Zucker (assuccar) genannt, wird nach ihrer Güte abgesondert, getrocknet, in Kisten, welche 40 bis 42 Arrobas enthalten fest

eingestampft, und kommt unter dem Namen Mascavo nach Europa; dort erhält der Rohzucker die letzte Reinigung, wird gebleicht und in feste Massen vereiniget. In Brasilien wird der Zucker nur pulverartig zu Speisen und Getränken verwendet, da die Hitze des Klima's, wie man sagt, die gleichsam steinharte Vereinigung der Anfangs kleinen Zuckertheilchen nicht gestatten soll.

In der vierten Abtheilung des Gebäudes befand sich die Branntweinbrennerei, wo Rum oder Zuckerrohr-Branntwein (Agua-ardente da canna) verfertigt wurde. Herr Siqueira rühmte die Kultur des Zuckerrohrs als die einträglichste landwirthschaftliche Unternehmung; — doch hielt er ein Betriebskapital von 30,000 Crusades *) kaum für zureichend, um sich derselben mit bedeutendem Erfolge zu unterziehen.

Indessen war die Mittagsstunde herbei gekommen; Herr Siqueira bat mich, sein Mahl zu theilen, zu welchem sich der Geistliche, ein paar Nachbarn, zwei Söhne des Hauses und die Donna Maria einfanden, mit welcher mein freundlicher Wirth in einer philosophischen Verbindung lebte, eine ganz gewöhnliche Erscheinung in Brasilien, an welcher Niemand Aergerniß nimmt. Das Mittagessen war ächt brasilianisch; eine Henne mit Reiß, getrocknetes Salzfleisch, gesalzener Speck mit schwarzen Bohnen und das Mark der Palmita wurden nach einander reichlich aufgetragen; den Schluß machte ein großer Tatú (Gürtelthier) mit einer Sauce versehen, der es nicht an grünem Pfeffer und Tomatas (Paradiesäpfel) fehlte; zum Nachtische wurden eine Menge Früchte und Konfituren aufgetragen, welche mir ganz unbekannt waren. Donna Maria, der ich zur Seite saß, weidete sich an meinem frohen Erstaunen, und machte mich auf einige Deces (Eingemachtes) aufmerksam, welche sie selbst verfertigt hatte, und die ich ohne Schmeichelei vortrefflich nennen konnte; sie bemerkte endlich, da ich sie von der Absicht Minas zu besuchen unterrichtete, daß ich nun bald zu Meisterinnen in der Kunst Früchte einzumachen kommen würde. Bei Tische wurde wenig, aber vortrefflicher Portwein getrunken.

Nach der landesüblichen Siesta besuchten wir die Zuckerpflanzung; ein Theil der Neger erntete das Zuckerrohr, ein Anderer war beschäftigt jungen Wald zu schlagen, an dessen Stelle Zuckerrohr kommen sollte, — es herrschte allenthalben Ordnung, und wäre mein Wirth mit der trefflichen Einrichtung der westindischen Zuckermühlen, überhaupt mit der Art bekannt gewesen, wie man dort den Feldbau treibt, so würde er auf seinem Eigenthume ganz andere Einrichtungen getroffen haben. Herr Siqueira war ein sehr unternehmender Mann, er besaß Häuser und Vendas in der Hauptstadt, und kaum fing man an der neuen Straße von Porto d'Estrella zu arbeiten an, so war er schon bedacht auf einer günstigen Stelle eine Loja, Venda und einen Rancho zu erbauen, obwohl er bereits im Besitze einer der besten Stationen auf dieser Straße war. Dieses ist einer der beliebtesten Industriezweige aller Gutsbesitzer, welche Anwohner einer besuchten Straße sind; sie erbauen, nachdem es ihre Vermögensumstände erlauben, einen größeren oder kleineren nach allen Seiten offenen Schoppen, an diesen ein kleines Wohnhaus für die Gäste und den Vendeiro, und eine besondere Bude (Loja) mit einem Waarenlager, welches sich nach den Bedürfnissen der Einwohner richtet, und woselbst nicht unter 200 Prozent verkauft wird.

Diese Unternehmung gewährt aber nur dann große Vortheile, wenn sie mit einer guten und ausgebreiteten Weide (Pasto) in Verbindung steht; dieser ziehen alle Karawanen nach, und der Eigner derselben kann mit Zuversicht alljährig auf den Besuch mehrerer tausend Maulesel rechnen. Bisher wurde für jedes Thier, welches eine Nacht auf der Weide zubrachte, 2 Vintem bezahlt, mehr wenn diese geschlossen ist (Pasto serrado), d. h. mit Zäunen oder Hecken umgeben, und auf ähnliche Art abgetheilt. Ueberdieß kaufen die Tropas, welche aus dem Inneren kommen, besonders jene, die von der Küste zurückkehren, da wo sie übernachten, ihren Bedarf an Milho (Mais), nehmen ihren Unterhalt aus der Venda, und geben auch der Loja namhafte Summen zu verdienen. Es gibt Ranchos und Stationen an der Straße von Minas geraes, welche alljährig um einen Conto de Reis *) verpachtet werden, und zuverlässig das Doppelte eintragen. Herr Siqueira führte mich aus der Zuckerpflanzung nach einer anderen, woselbst Mandiocca, und in eine dritte, wo Mais und Bohnen gepflanzt wurden. Die Ernte war theils für den Unterhalt seiner Sklaven bestimmt, theils wurde sie an die Ranchos, die er in der Nähe besaß, verkauft und abgegeben.

Es war spät, als ich nach dem gastlichen Hause des Herrn Siqueira zurückkehrte, schwere Gewitterwolken hatten sich in Westen gesammelt, und drohten in kurzer Zeit loszubrechen, ich eilte daher dankbar Abschied zu nehmen, um die Mandiocca noch undurchnäßt zu erreichen; es wurde mir aber nicht gestattet. Wir brachten nun noch ein paar Stunden in der Zuckermühle zu, dann wurde das Abendessen aus einem Gerichte Fische und einigen Früchten bestehend aufgetragen. Nach Tische setzten wir uns in der kühlen Varanda nieder, und etwas später kamen die Negersklaven, welche zur Aufwartung im Hause bestimmt waren, und sangen das Ave Maria, dann näherten sie sich einzeln ihrem Gebieter, baten, indem sie sich niederbeugten und die Hand ausstreckten um seinen Segen (a Bençaõ) und entfernten sich bis auf einige Negerinnen. Als ich den Wunsch äußerte, schlafen zu gehen, führte mich Herr Siqueira selbst nach dem mir bestimmten Zimmer, eine Negerin brachte in einem ausgehöhlten Gefäße von Holz (Gamella) warmes Wasser und wusch mir die Füße, worauf ich allein gelassen wurde. Mein Bett bestand nach Landessitte aus einer sehr dicken Matte von weichem Schilfe, welche auf einem Sopha lag, und über die man ein sehr weißes Tuch von brasilianischem Baumwollenzeuge gebreitet hatte; ein ähnliches diente mir als Zudecke, das Kopfkissen war mit der Hülse des Milho ausgefüllt. Dieses Lager ist kühl, weich und entfernt alles Ungeziefer; die Mosquitos, die mich sumsend umschwärmten, fanden mein Blut schon etwas brasilianisch schmeckend, und belästigten mich nur wenig; die nahen Gebirge wirkten fühlbar auf das Klima, und im Vergleiche der Nächte in der Stadt, war es hier kühl und sehr angenehm.

Am Morgen weckten mich die Stimmen der Hausneger, welche das Morgengebet sangen; etwas später wurde Kaffee mit guter

*) Ein Crusado in Silber = 1 fl. 17½ kr.

*) Ein Conto oder eine Million Reis = 2307 fl. 12 kr.

Milch und Roscas zum Frühstücke aufgetragen; diese Roscas, eine Art Zwieback aus Weizenmehl, sind noch allenthalben ein Luxusartikel, wie denn überhaupt das dem Europäer unentbehrliche Brod von vielen Bewohnern dieser Gegend, obwohl sie Nachbarn der Hauptstadt sind, noch gar nicht gekannt ist.

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

(Fortsetzung.)

Im Frühjahr 1623 gelangte nach Plymouth die Nachricht, daß Massasoit zu Sowams gefährlich krank darnieder liege. Man beschloß daher, um ihm einen Beweis von der freundschaftlichen Gesinnung der Kolonie zu geben, Winslow an ihn zum Besuche abzusenden. Dieser machte sich denn auch mit einigen Herzstärkungen versehen, und „einem Master John Hampden,*) einem Londoner Gentleman, der damals bei ihm überwinterte und sehr darnach verlangte, die Gegend zu sehen," unverzüglich auf den Weg. An mehreren Orten auf ihrer Wanderung hörten sie, der Sachem sey bereits gestorben, und ihr Führer Hobamock überließ sich den heftigsten Ausbrüchen des Schmerzens. Indeß fanden sie ihn bei ihrer Ankunft zu Montaup noch am Leben, und die Menge von Freunden und Verwandten des Sachems, die dessen Wohnung in dichtem Gedräng erfüllten, öffneten ihnen sogleich einen Weg zum Lager des Kranken, der in den letzten Zügen zu liegen schien. Sechs oder acht Weiber waren beschäftigt, seine kalten Glieder zu reiben, während die übrigen Anwesenden sich auf das traurigste gebärdeten, wobei sie — wie Winslow etwas derb bemerkt — „einen so höllischen Lärm machten, davon auch einem Gesunden hätte übel werden mögen."**) Winslow war so klug zu warten, bis die Ceremonie zu Ende war, und nachdem die guten Leute sich müde gearbeitet und heiser geschrien hatten, glaubten sie gethan zu haben, was ihre Schuldigkeit und hörten von selbst auf. Einer der Wampanoags benachrichtete den Kranken, daß Engländer gekommen seyen. „Wer ist gekommen?" fragte der Sachem, der noch bei vollem Bewußtseyn war, obgleich seine Sehkraft bereits erloschen schien, mit schwacher Stimme. Man sagte ihm Winsnow — denn die Indianer setzen gewöhnlich n statt l — sey gekommen. „Laßt mich mit ihm sprechen," sagte der Fürst, „laßt mich nur ein Wort mit ihm sprechen." Winslow trat nun an die mit Matten belegte Erhöhung, wo Massasoit lag, und faßte die zitternde Hand, die der Sachem ihm entgegenstreckte. „Bist Du es, Winsnow?" lispelte er in seiner Sprache, und als ihm Dieß bejaht wurde, setzte er betrübt hinzu: „ach, Winsnow, ich werde Dich nicht mehr sehen." Nun wurde Hobamock herbeigerufen, um dem Sachem die Versicherung von der freundschaftlichen Theilnahme des Gouverneurs zu überbringen und ihm die Geschenke anzuzeigen, die sie für ihn mitgebracht. Sogleich sprach Massasoit den Wunsch aus, sie betasten zu dürfen, und zu großer Freude des umstehenden Volkes wurden ihm also die Geschenke vorgelegt. Winslow wendete hierauf einige Mittel zur Linderung des Kranken an, und noch war keine halbe Stunde vergangen, als sich schon eine große Besserung spüren ließ. Allmählich erlangte er seine Sehkraft wieder und begann mit Winslow zu sprechen, den er unter andern bat, ihm einen Vogel zu schießen und ein Gericht zu bereiten, wie er es in Plymouth gesehen hatte. Durch diese kräftige Speise und die übrige Sorgfalt, welche Winslow anwendete, erlangte Massasoit in den wenigen Tagen, während denen die Engländer bei ihm verweilten, seine völlige Gesundheit wieder. Seine und seiner Verwandten Dankbarkeit war herzlich. Endlich als seine Gäste ihn verließen, nahm Massasoit den Indianer Hobamock bei Seite und entdeckte ihm, es sey von einigen Stämmen der Massachusetts eine Verschwörung gegen die Ansiedler angesponnen und er selbst dazu eingeladen worden. Mit dieser Entdeckung verband er einige Rathschläge, wie der Gefahr vorzubeugen sey, und trug Hobamock auf, Alles Dieß auf dem Wege Winslow mitzutheilen. Man folgte seinem Wink und es gelang auch der Kolonie wirklich, die feindlichen Stämme auszusöhnen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wahrscheinlich derselbe, der später in den Staatsangelegenheiten von England sich so auszeichnete.

**) Vermuthlich leitete ein indianischer Panah diesen Chorus. Von diesen wilden Quacksalbern sagt Roger Williams: „Daß das arme Volk meist unter ihren Händen darauf gehe, aus dem einfachen Grunde, weil sie den Kranken mit nichts Anderm zu behandeln wissen, als mit Geheul, Geschrei und Segensprüchen; in den von ihnen angestimmten Gesang fallen alle Anwesenden ein, indem sie die Götter für die Genesung des Kranken anflehen." Roger's Schlüssel zur indianischen Sprache. 51 Kap.

Polenfest zu Paris.

(Schluß.)

Salverte: Meine Herren, wir sehen hier die treuesten Sohne Polens mit den Tapfern vereint, die dem Schoße Frankreichs enteilten, um sich dieser geheiligten Sache anzuschließen. Mögen an ihrem Beispiele die Freunde der Freiheit lernen, daß Alle Bürger eines und desselben Staates sind; mögen sie lernen, daß in keinem Theile der Welt die Freiheit angegriffen werden kann, ohne daß ihr Sturz oder ihr Sieg in allen freien Ländern widerhalle. Die absoluten Regierungen gaben sich die gegenseitige Gewährleistung einer ewigen Knechtschaft der Völker; Polen und Franzosen, laßt uns vereint dahin wirken, den Tag zu beschleunigen, wo die civilisirten Nationen sich gegenseitig ihre unverletzliche Unabhängigkeit verbürgen! — Auf das Bündniß aller Freunde der Freiheit!" — Ramorino: Ich gebe mir die Ehre, einen Toast auszubringen auf die patriotischen Deputirten, auf die beredten Vertheidiger unsrer gesetzlichen Freiheiten. — Die polnische Nation hat nicht einen Augenblick die wahren Gefühle der französischen Nation mißverstanden; so hat sie auch in der kleinen Anzahl Franzosen, die ihre Anstrengungen unterstützten, Söhne gesehen, denen das Glück das Privilegium ertheilte, bis zu ihr durchzubringen. Meine Herren, mit Ihrer Hülfe, mit Ihrem edelmüthigen Beistande, wird Polen wieder aufleben. Ehre demnach, hundertfache Ehre den Deputirten, die ungeachtet der Unterjochung Polens doch nicht an seiner Wiederauferstehung verzweifeln! — Der General Lamarque: „Der polnischen Nation! Vergeblich wiederholt der Autokrat das Verfahren des achtzehnten Jahrhunderts, indem er die Polen in die Minen des Urals und in die sibirischen Steppen verbannt; vergeblich will er alle Freunde der Freiheit aus Polen entführen; getränkt vom Märtyrerblute wird dieses Land neue Helden erzeugen, und das entrüstete Europa wird nicht das alte Bollwerk der Civilisation stürzen lassen! Nein, Polen wird nicht verloren seyn! — Odillon Barrot: Tapfere Polen, die Ihr bis zum letzten Augenblicke die edle Sache Eurer Freiheit vertheidigtet in den Nationalversammlungen wie auf den Schlachtfeldern, vertraut Eurem guten Rechte und den Fortschritten der europäischen Civilisation. Empfangt das Bürgerrecht, das die herzlichste Brüderlichkeit und die lebhafteste Sympathie Euch in unsrer Mitte bereiten. Könnten wir

doch den Schmerz Eures Kummers versüßen! Frankreich wird für Polen nicht mehr ein Land der Verbannung seyn; es war, es wird stets für Euch ein zweites Vaterland seyn. Den tapfern Polen, die den Glauben bewahren auf die Zukunft ihres Landes, und nicht verzweifeln an der Gerechtigkeit und Moralität der Völker Europa's! — Lelewel: Glücklich zu preisen sind die Völker, deren Vertreter ihre Pflicht erfüllen. Vielleicht finden Sie, meine Herren, daß die unsrigen im Augenblicke unsrer unglücklichen Anstrengungen die ihrigen so gut als möglich erfüllt haben. Ihr, die Ihr die Eurige so würdig erfüllt, seyd ein Trost für die unterdrückte Menschheit; Eure Thätigkeit belebt die niedergeschlagenen Geister wieder; Ihr seyd ein Strahl von Frankreichs Ruhm; Eure Namen werden mit tiefer Rührung von allen Völkern ausgesprochen werden, die die Freiheit und Ehre kennen. Ihr ludet uns ein, Euer Mahl zu theilen; Ihr vereinigtet die Trümmer unsrer Nationalversammlung mit dem erlauchtesten Theile der Eurigen. Möge diese Vereinigung eine glückliche Vorbedeutung für eine wirksame Vereinigung der Nationalinteressen werden! Möge sie die nächste Zukunft andeuten, wo die Völker handeln, und wo es Noth thut, kämpfen werden, um ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu sichern!" — Bignon: „Die Regierungen wandern und erneuern sich; die Kaiser und Könige verschwinden; die Nationen, die zu leben würdig sind, sterben nicht. Und welche Nation war je würdiger zu leben, als die großherzige polnische? Nein, die polnische Nationalität ist nicht gestorben; sie wird nicht sterben! Sie lebt in den Herzen aller ihrer Söhne; in Denen, die ihren Patriotismus in Ketten büßen, wie in Denen, die ein Asyl bei uns gesucht haben; sie lebt in den Herzen aller Völker, die eine Nationalunabhängigkeit besitzen oder wünschen. Es ist unmöglich, daß die Völker und selbst die Könige nicht zur Einsicht von der Nothwendigkeit eines Zwischenstaates gegen Rußland gelangen sollten. Ich bitte deßhalb um die Erlaubniß, einen Toast auszubringen auf das Wohlergehen aller hochherzigen Männer aller Staaten, oder noch vielmehr aller Stände: Plebejer, Adeligen, Priester, Fürsten und Könige, deren Sympathien und Wünsche mit den unsrigen für die Wiederherstellung und Unabhängigkeit Polens übereinstimmten oder übereinstimmen werden!" — De Tracy: „Auf den stets unbefleckten Ruhm der polnischen Waffen! Die Freunde der Menschlichkeit und Civilisation, die mit voller Seele ihre Siege begleiteten, hatten nie an ihnen etwas zu beklagen als ihre glorreichen Unfälle. — Dupont de l'Eure: Mit lebhaften und tiefen Gefühlen haben wir das so rührende und patriotische Schreiben unsers erlauchten Freundes, des Generals Lafayette gehört. Hoffen wir, daß seine Augen sich nicht schließen werden, bevor er die Freiheit des heldenmüthigen Polens wieder aufleben gesehen hat. Hoffen wir auch, daß die allgewaltige Stimme Frankreichs endlich von unsrer Regierung gehört werden, daß sie begreifen wird, daß die Ehre wie der Ruhm unsers Landes es fordern, zur Befreiung Polens mitzuwirken. Unsern tapfern polnischen Freunden und Lafayette, dem ersten Grenadier der Warschauer Nationalgarde! — Georg Lafayette: Meine Herren, mit lebhaftem Kummer sah sich mein Vater genöthigt, auf das Glück, sich in Ihrer Mitte einzufinden, zu verzichten. Erlauben Sie einem Sohne, der sich stets bemühen wird, durch sein Leben zu beweisen, daß in Frankreich der Patriotismus erblich ist, Ihnen im Namen seines Vaters die ehrfurchtvollste Dankbarkeit desselben auszudrücken. — Der General Langermann: Unsern Brüdern, die im Kampfe für Polens Freiheit gefallen sind! Die Unfälle, die dieses heldenmüthige Volk erlitten hat, sind nur vorübergehend. Davon, meine Herren, dürfen Sie überzeugt seyn. Die Freiheit hat dort tiefe Wurzeln geschlagen, und Sie, meine Herren, breiten Ihr Reich durch Wort und Beispiel aus. Ruhm, Ruhm Denen, die in Polen den Märtyrertod der Freiheit erlitten; ihr Blut wird Früchte tragen; ihr Tod macht sie unsterblich! — Audry de Puyraveau: Der Freiheit! Dieser Grundbedingung alles Seyns! Durch sie allein kann die Vernunft, die künftig die Staaten zu beherrschen berufen ist, ihre volle Entwicklung erlangen! — Briqueville: Der polnischen Geistlichkeit! Der würdigen Stellvertreterin Gottes! Sie stand an der Spitze der Vertheidiger der Freiheit ihres Landes!

Mehrere Toaste wurden auch noch ausgebracht von Mauguin, De Lêdre, Kulmann u. A. auf Lafitte, auf das Andenken Manuels, auf den jungen Gustav Lannes, der im Kampfe für Polen fiel. Lafayette's Abwesenheit, der schon acht Tage von einer Unpäßlichkeit befallen war, wurde sehr bedauert. Ein tiefer und fast schmerzlicher Ausdruck gemischt mit der lebhaftesten Begeisterung malte sich auf den Gesichtern dieser Versammlung, die fast alle großen Namen Frankreichs und Polens vereinigte.

Die Cholera in Aegypten.

(Aus einem Berichte des Herrn Jomard an die medizinische Akademie.)

Die ersten Cholerafälle ereigneten sich im Laufe des Monats Mai zu Mekka, wo sie große Verwüstungen anrichteten.*) Man hoffte, daß sie sich von dort nicht weiter ausbreiten würde, weil man ihre Entstehung atmosphärischen und örtlichen Veranlassungen zuschreiben zu müssen glaubte. Auch hatte der Vizekönig für den Fall, daß sie weiter sich ausbreiten sollte, alle geeigneten Maßregeln ergreifen lassen, um ihren Fortschritten Einhalt zu thun. Quarantänen und Kordone waren zu diesem Ende errichtet, allein mochten diese nun nicht zweckmäßig angeordnet, oder durch den tiefgewurzelten Prädestinationsglauben der Türken mißachtet oder überhaupt gegen die Natur des Uebels nicht ausreichend gewesen seyn, genug, Pilgrime hatten die Krankheit über Kosseir und Suez ins Land gebracht. Mehrere hunderte derselben waren bereits nach Kairo gekommen, und selbst nach Alexandrien, wiewohl man sie aus erst genannter Stadt an einen kleinen See, Birket el Hadschi genannt, einige Stunden außerhalb der Stadt zurückgeschafft hatte. Indeß war noch keine Spur von Ansteckung bemerkbar geworden. Der Vizekönig hatte erklärt, daß bei dem ersten Krankheitsfalle in Kairo jede Verbindung von dort mit Alexandrien aufgehoben werden sollte.

Indeß war die Cholera in Suez wirklich ausgebrochen. Die Bevölkerung dieses Ortes belief sich auf 400 Seelen, von denen in drei Tagen, am 30 und 31 Julius und 1 August, 125 weggerafft wurden. Darunter befanden sich der Gouverneur und Ankömmlinge von Mekka. Ein Arzt, der von der Regierung nach Suez abgesendet worden war, kam voll Schrecken und ohne etwas zur Unterdrückung der Seuche gethan zu haben, zurück, und langte ohne Hinderniß in Kairo an. Ibrahim Pascha, der erst kurz vorher in dieser Stadt angekommen war, beeilte sich die strengsten Maßregeln gegen das Andringen der Krankheit zu ergreifen. Dreihundert Beduinen zu Pferd waren aufgestellt worden, um einen Kordon gegen Suez zu bilden. Für die Pilgrime hatte man eigene Hospitäler eingerichtet, deren eines sich am Mosisbrunnen in der Nähe von Suez befand. Dahin sollten die von der Krankheit ergriffenen Fremden gebracht werden. Ein eigener Arzt führte darüber die Aufsicht. Das andere Spital war am See Birket el Hadschi, und das dritte zu Kura, in der Nähe von Kairo. Ein Arzt, Pharmazeuten und Krankenwärter waren auch hier zur Aufnahme der Kranken bestimmt. Bald darauf näherte sich die Karawane von Mekka auf einem andern Wege Kairo, als auf dem durch Kordon geschlossenen, und es wurden daher abermals 200 Beduinen abgeschickt, die Pilgrime nach dem See Birket el Hadschi zurückzuführen.

Alle diese Vorsichtsmaßregeln waren unnütz. Die Pilgrime, die in Kairo eingedrungen waren, hatten bereits ungeachtet ihres kurzen Aufenthaltes wahrscheinlich das Uebel dahin verpflanzt. Die Verbreitung der Krankheit ging in dieser volkreichen Stadt mit reißender Schnelligkeit vor sich. In wenigen Stunden erfuhr Ibrahim Pascha den Tod seines Verwandten Hassan Pascha, dessen Frau seit einigen Tagen von der Pilgerfahrt nach Mekka zurückgekehrt war. Einige Fälle ereigneten sich sofort im Serail und fränkischen Quartier. Dieß war am 17 August. Am 18 war die Zahl der Todten schon auf 140 gestiegen, und am folgenden Tage kamen noch 195 dazu. Ibrahim Pascha und der Kriegsminister hatten sich in ihren Palästen eingeschlossen, der Gouverneur und der Divan in der Citadelle. Die Truppen hatte man von der Einwohnerschaft zu trennen gesucht, indem man sie am Rand der Wüste Kantonirungen beziehen ließ. Der Schrecken war in Kairo ungeheuer. Alle Familien flohen über Hals und Kopf. Der Nil war mit Fahrzeugen bedeckt, die mit Flüchtlingen beladen waren, von denen einige, wiewohl vergebens, nach Alexandrien zu entkommen gedachten, andere wendeten sich nach Ober-Aegypten. Alle Geschäfte stockten und die Kanzeleien der Vizekonsulate und Agentschaften waren geschlossen.

(Schluß folgt.)

*) S. Ausland des vorigen Jahrganges S. 1107.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 21. 21 Januar 1832.

Die Sandwichinseln.

(Fortsetzung.)

Nordwestlich von O-a-hu und ungefähr 75 Meilen von ihm entfernt liegt, die Insel Tanai, die sehr gebirgig und romantischer Landschaften voll, aber nicht so fruchtbar wie O-a-hu oder der größere Theil von Mau-i ist.

Tau-ai mißt 46 Meilen in der Länge und 23 in der Breite; sein Flächeninhalt beträgt 520 Quadratmeilen. Die Bevölkerung steigt bis nahe an 10,000 Seelen. Die Hauptniederlassungen finden sich in der Nachbarschaft des Waimeaflusses, in dessen Mündung gewöhnlich die Schiffe, die Tau-ai berühren, vor Anker gehen. Nahe derselben ist ein starkes Fort, das in vortrefflichem Zustande und mit zweiundzwanzig Kanonen besetzt ist. Es wurde vor einigen Jahren errichtet, und befindet sich in gutem Vertheidigungsstande. Tau-ai und das benachbarte Eiland Nihau wurden von Tamehamea, von dem alle Inseln der Gruppe erobert wurden, nicht angegriffen und unterworfen. Indeß erklärte sich Taumuarii, der letzte König, stillschweigend als abhängig von diesem ehrgeizigen Fürsten und bezahlte jährlich einen bestimmten Tribut an ihn, und seinen Sohn, den verstorbenen Rihoriho. Kurz vor seinem Tode, der im Jahre 1824 eintrat, trat er überdieß seine Inseln an Karaimoku, den Statthalter der Sandwichinseln ab; denn der König war damals gerade in England. Allein Taumarii's Sohn und einige alte Häuptlinge, unzufrieden mit des Königs letztwilliger Bestimmung, ergriffen die Waffen gegen die Beherrscher der Sandwichinseln, wurden jedoch in einem Treffen in einem Thale nahe dem Waimea geschlagen, und die Insel steht jetzt unter der Botmäßigkeit Kauikeouli's, des Nachfolgers Rihoriho's, der gegenwärtig alle Sandwichinseln beherrscht.

Bald nach dem Beginne der Missionsanstalt in O-a-hu wurde auch auf Tau-ai unter dem Schutze des verstorbenen Königs eine ähnliche Anstalt gegründet, die bis zum Anfange des bürgerlichen Krieges, der nach Taumarii's Ableben erfolgte, gedeihlich blühte. Die Missionäre sahen sich damals genöthigt, die Insel zu verlassen und ihre Arbeiten einzustellen. Seit der Wiederherstellung des Friedens aber begannen sie ihr Werk mit neuem Eifer und erfreulichern Aussichten, als sie vormals hatten. Die Einwohner sind im Ganzen ein kräftiger und arbeitsamer Menschenschlag. Merkwürdig an ihnen ist, daß sie in ihrer Sprache überall das t gebrauchen, wo die Eingebornen der übrigen Inseln sich des k bedienen.

Ni-hau, ein kleines Eiland von zwanzig Meilen Länge und sieben Meilen Breite, und in politischer Beziehung mit Tauai verbunden, liegt westlich von letzterem in einer Entfernung von ungefähr 15 Meilen. Die Einwohner sind nicht zahlreich und in Sinnes- und Denkart denen von Tau-ai ähnlich. Beide Inseln sind auf allen übrigen berühmt wegen der Verfertigung der buntfarbigen Matten, deren Schönheit von den Fremden sehr bewundert wird, und die von den Häuptlingen aller Inseln als Bettdecken allen Produkten dieser Art vorgezogen werden. Diese Matten sind manchmal sehr groß, und messen achtzehn bis zwanzig Ellen in der Länge und drei bis vier in der Breite, und dennoch werden sie bloß mit der Hand ohne Webstuhl oder Rahmen gewoben, und zwar mit überraschender Regelmäßigkeit und Genauigkeit. Man verfertigt sie aus einer schönen Art Binsen, die zum Theil mit einer rothen vegetabilischen Farbe gefärbt werden. Die Muster werden gleich bei der ersten Arbeit eingewoben, oder erst wenn die Matten schon fertig sind. Die Einwohner dieser Inseln zeichnen sich durch den Anbau der Yamswurzeln aus, die auf Tau-ai und Ni-hau vorzüglich groß wachsen, und die Hauptnahrung der Eingebornen ausmachen. Da diese Pflanze auf den übrigen Inseln nicht in solcher Menge gebaut wird, so landen hier viele Schiffe, um Vorräthe von solchen Wurzeln einzunehmen, die nicht allein ein sehr schmackhaftes Nahrungsmittel sind, sondern sich auch zur See lange Zeit unverdorben aufbewahren lassen.

Tau-ra ist ein anderes kleines Eiland, das zur Gruppe der Sandwichinseln gehört. Es liegt in südwestlicher Richtung von Tau-ai, besteht aber bloß aus einem kahlen Felsen, wo sich zahllose Schwärme von Wasservögeln aufhalten. Die Einwohner der umliegenden Inseln besuchen daher Tau-ra häufig, um Jagd auf dieselben zu machen.

In der Nähe der Ufer von allen diesen Inseln findet man häufig kleine Riffe von weißen Korallen, wie dieß durchgehends im stillen Ozean der Fall ist. Doch gibt es ihrer nicht so viele und mannichfaltige als um die südlichen Inseln.

Das Klima ist nicht ungesund, aber warm und wirkt schwächend auf eine europäische Konstitution. Der Winter ist auf diesen Inseln unbekannt, und die einzige Veränderung in der stets gleichen Witterung besteht in den häufigen Regengüssen, die gewöhnlich zwi-

schen dem Dezember und März fallen; während dieser Zeit wehen dann auch abwechselnde Südwinde. Die größte Hitze ist im August, im Durchschnitte 88° und hält sich durch alle Monate zwischen 80 und 87°, Februar und März ausgenommen, wo das Thermometer bei größter Hitze 77 und 78° zeigt. Die mittlere Temperatur hat 75°. Die Regenzeit ausgenommen, fällt auf den westlichen Ufern der Inseln selten Regen, auf den östlichen häufiger, und in den Gebirgen fast täglich. Der Boden ist dort, wo lange keine vulkanischen Ausbrüche statt fanden, von üppiger Fruchtbarkeit; indeß ist der Anblick des Landes nicht mehr so einladend, als er bei der ersten Entdeckung gefunden wurde; große Strecken, die damals angebaut waren, liegen jetzt öde aus Gründen, die mit der Abnahme der Bevölkerung zusammenhängen, von der weiter unten die Rede seyn wird. Die Naturgeschichte der Inseln ist, in Bezug auf das Thierreich, sehr beschränkt. Die einzigen vierfüßigen Thiere, die als ursprünglich einheimisch gefunden wurden, waren eine kleine Art von Schweinen mit langen Köpfen und kleinen aufrecht stehenden Ohren, Hunde, Eidechsen und ein Thier, das kleiner als eine Ratte und größer als eine Maus ist. Raubthiere oder wilde Thiere gab es außer den Schweinen, die zuweilen wild in den Bergen gefunden werden, keine. Gegenwärtig findet man große Heerden von Rindvieh auf Ha-wai-i und einige zahme Hausthiere fast auf den meisten Inseln, außerdem Heerden von Ziegen und einige Pferde und Schafe, die zu verschiedenen Zeiten eingeführt wurden, hauptsächlich von dem amerikanischen Kontinente her. Pferde, Rindvieh und Ziegen gedeihen wohl, nicht so gut Schafe, für die das Klima zu warm scheint, obgleich man sie auf den Bergen züchtet, die jedoch von den Eingebornen wegen der rauhen Luft selten bewohnt werden. Vögel trifft man außer den Wasservögeln und einer Art Eule, die auf Mäuse Jagd macht, an den Meeresufern selten. In den Gebirgen hingegen sind sie zahlreich, und ihr Gesang ist größtentheils ungemein lieblich, und dem unsrer Drosseln ähnlich. Manche sind von ausnehmender Schönheit; unter ihnen bemerkt man hauptsächlich eine kleine Art Papagaien von glänzender Purpurfarbe, und eine Art rother, gelber und grüner Spechte, mit deren Federn man die Bildnisse der Götter und die Helme und Gewänder der Häuptlinge schmückte. Nur die gefiederten Bewohner von Hawai-i sind weder durch Farbe noch Gesang ausgezeichnet. In den Bergen findet man wilde Gänse, und in der Nähe der Lagunen oder Sümpfe in der Nachbarschaft des Meeresufers Wildenten. Wie alle Inseln des stillen Ozeans sind auch die Sandwichinseln völlig befreit von schädlichem oder giftigem Gewürme; nur Centipedes gibt es, die aber weder groß noch zahlreich sind. Außer den Vegetabilien, welche die vorzüglichste Nahrung der Eingebornen ausmachen, liefert ihnen das Meer auch Fische die sich jedoch an den Küsten nicht in solcher Menge aufhalten, wie gewöhnlich bei den übrigen Inseln. Zum Fischfang bedient man sich gegenwärtig europäischer Angelhaken. Ihre Netze sind sehr schön gearbeitet, und ganze Gemeinde haben welche von ungeheurer Größe gemeinschaftlich. Auch verstehen sie es, durch ein Kraut, das sie Anohon nennen, und das zu den Hülsenfrüchten gehört, die Fische zu betäuben. Sie bereiten daraus einen Teig, den sie in Felsenritzen unter dem Meere ankleben, wobei ihnen ihre Gewandtheit im Tauchen gut zu statten kommt. Die Fische, die davon fressen, werden betäubt, und werden dann, wenn man sie nahe am Meeresufer auf dem Grunde liegen sieht, von den Eingebornen heraufgeholt. Die Fische erhalten dadurch keine der Gesundheit nachtheilige Beschaffenheit. Merkwürdig ist bei den Sandwichinsulanern auch die Gewohnheit, Seefische, wenn sie noch ganz klein sind, in Kalebassen mit Meerwasser gefüllt aufzubewahren, denen sie dann von Zeit zu Zeit etwas süßes Wasser zugießen, bis sich der Fisch gewöhnt hat, in diesem zu leben. Dann setzt man ihn in die unter Wasser gesetzten Tarofelder, wo dergleichen Fische sehr groß und besser werden, als wenn sie im Meere geblieben wären. Der Fisch, den sie so aufziehen, ist eine Art Seebarbe.

Die vegetabilischen Erzeugnisse, sind zwar nicht in so reicher Fülle vorhanden, als auf einigen der südwärts und westlich gelegenen Inseln, allein von nicht geringerer Mannichfaltigkeit. Die nutzbaren werden mit großer Sorgfalt angebaut; insbesondere die Wurzeln des Arum esculentum, das die Eingebornen Taro nennen. Diese Pflanze gedeiht nur an sumpfigen Orten und am besten unter dem Wasser. Deßhalb sind alle Thalgründe und Gelände am Fuß der Berge in kleine Felder getheilt, die stets mit Wasser bedeckt, und von einander durch schmale Dämme geschieden sind, auf denen man hin und her wandelt. Der Taro wird in gerader Linie oder rautenförmig in diesen kleinen Teichen angepflanzt, und die Eigenthümer müssen oft untertauchen, um Binsen und anderes Unkraut, das dem Wachsthum des Arums hinderlich seyn könnte, auszuraufen. Das Wasser wird in die Felder durch kleine Kanäle geleitet, die mit großer Sorgfalt unterhalten werden, und sich in's Unendliche verzweigen, so daß oft ein kleiner Bach eine große Menge Felder bewässert, die gewöhnlich eines über dem andern an Hügelabhängen angebracht sind. Diese ganze Kultur gibt einen vortheilhaften Begriff von der Industrie dieses Volkes. Außer dem Taro bauen sie auch noch den Convolvulus Batatas, oder die süße Kartoffel an, die von ihnen Uara und Uhi oder Yam genannt wird.

(Schluß folgt.)

Samuel Johnson und seine Zeitgenossen.

(Fortsetzung.)

Die wahre Eigenthümlichkeit von Johnson's Geist war die Vereinigung großer Fähigkeiten und kleiner Vorurtheile. Wenn man ihn von seinen guten Eigenschaften aus beurtheilt so kann man sich geneigt fühlen, ihn so hoch zu stellen, als Boswell's Götzendienerei es gethan hat — von seinen schlechten aus betrachtet, müßte man ihn selbst unter Boswell setzen. Wo er nicht durch eine seltsame Grille oder eine vorherrschende Leidenschaft gehindert wurde, einen Gegenstand kühn und gründlich zu behandeln, war sein Urtheil vorsichtig und scharfsinnig, nur neigte er ein wenig zu viel zum Skeptizismus und zur Vorliebe des Paradoxen hinüber. Niemand konnte weniger leicht durch falsche Schlüsse oder entstellte Thatsachen irre geleitet werden; aber während er Sophismen überwand und falsche Beweise entkräftete, lief ihm irgend ein kindisches Vorurtheil über den Weg, das selbst in einer Ammenstube verlacht werden würde, und er stand da, wie von einem Zauber berührt, durch den er aus riesenhafter Erhebung zu zwerghafter Unbedeutenheit zusammen sank. Wer

noch kurz vorher den Umfang seiner Kenntnisse und seine Kraft bewunderte, war nun erstaunt über seine Beschränktheit und Schwäche, gleich dem Fischer in dem arabischen Mährchen, als er den Geist, dessen Größe die ganze Seeküste überschattete, sich zusammenziehen sah in den Raum des engen Gefängnisses, in dem er der willenlose Sklave des Siegels Salomonis war.

Johnson pflegte die Wahrheit aller Ereignisse, die bloß seltsam und unerhört waren, mit der äußersten Strenge zu prüfen. Waren sie aber nicht bloß seltsam, sondern auch wunderbar, so nahm seine Strenge merklich ab. Genau an dem Punkte, wo andere Leute bedenklich wurden, wurde er gläubig. Es ist bemerkenswerth, mit welcher Verachtung er sowohl in seinen Schriften, als wie in seiner Unterhaltung nicht ganz sicher verbürgte Angaben verwirft, wenn sie auch ganz mit den gewöhnlichen Naturgesetzen übereinstimmen, und mit welcher Ehrfurcht er die tollsten Geschichten aus der unsichtbaren Welt behandelt. Jemand, der ihn von Wasserhosen oder Meteorsteinen erzählte, konnte mit Sicherheit darauf zählen, sich die Lüge in den Hals geworfen zu sehen. Wer ihm aber von einer Prophezeiung oder einem Traum vorfabelte, durfte auf geneigtes Gehör rechnen. „Johnson“ bemerkt Hogarth, „nennt in seiner Hast gleich König David alle Menschen Lügner.“ — „Seine Ungläubigkeit,“ sagt Thrale, „steigt bis zur Kränklichkeit.“ Sechs Monate konnte er nicht dahin gebracht werden, an das Erdbeben von Lissabon zu glauben, während er mit dem ernsthaftesten Gesicht erzählte, wie der alte Crave einen Geist gesehen, der eine Art Schatten war. Er selbst ging nach Cocklan auf eine Gespensterjagd und nahm es John Wesley sehr übel, daß er eine ähnliche Spur nicht mit größerem Eifer verfolgte. Während er die keltischen Genealogien und Gedichte unbedingt verwirft, glaubt er fest und steif an das zweite Gesicht der Hochländer. Viele seiner religiösen Ansichten sind eines freisinnigen und aufgeklärten Geistes würdig, und dennoch lebte er unter der Tyrannei gewisser abergläubischer Gebräuche. Wenn er von den Skrupeln der Puritaner sprach, so that er dieß, wie ein Mann, der wahrhaft einen Blick in die tiefe Philosophie des neuen Testamentes warf, und die Argumente gewisser Frömmler gegen den Kleiderprunk beantwortete er geistvoll, indem er sagte: „Wenn uns unser Meister ruft, so laßt uns nicht die Borden unsrer Westen ablegen, sondern den Geist des Unfriedens in unsrer Seele und auf unsrer Zunge. Ach, Sir, ein Mann, der nicht mit einem grünen Rock in den Himmel kommen kann, wird den Weg dahin auch nicht in einem grauen finden.“ Und doch trieb er seinen Eifer für Ceremonien und Kirchenwürden weiter, als es mit der Vernunft und christlichen Liebe verträglich war. In seinem Tagebuche bemerkte er mit reuigem Ernst, daß er sich der Sünde schuldig gemacht, am Charfreitag Kaffee zu trinken. In Schottland vermied er mehrere Monate den Kirchenbesuch, weil die Geistlichen nicht von den Bischöfen ordinirt waren, und einen Begriff, wie er die Frömmigkeit seiner Nächsten beurtheilte, kann man sich machen, wenn man ihn sagen hört: „Campbell ist ein guter Mann, ein frommer Mann. Zwar fürchte ich, daß er viele Jahre nicht das Innere von einer Kirche gesehen hat, aber er geht nie an einer vorbei, ohne den Hut abzuziehen — Dieß beweist, daß er gute Grundsätze hat.“

(Schluß folgt.)

Die Cholera in Aegypten.

(Schluß.)

Auf die Nachricht von diesen traurigen Ereignissen ließ der Vizekönig, Herrn Mimaut, den französischen Generalkonsul, so wie auch den von Toscana und Rußland ersuchen, sich sogleich mit der Einrichtung eines Gesundheitskordons und einer Quarantänanstalt zu befassen, um alle Verbindungen mit Kairo abzuschneiden, indem er versprach, alle ihre Anordnungen mit der größten Strenge handhaben zu lassen. Die Consuln von Frankreich, Schweden, England, Toscana und Rußland bildeten sich sofort zu einem permanenten Komité, ein doppelter Sanitätskordon wurde gezogen, zwei Lazarethe errichtet und der Dienst ausschließlich Europäern übergeben. Noch schmeichelte man sich, daß das Uebel sich noch nicht in Alexandrien eingeschlichen habe, und man hoffte, auf diese Art ihm vorbeugen zu können. Allein schon am 21 verkündigten Gerüchte den Ausbruch der Seuche. Am 22 erfuhr man, daß in der Nacht gegen zehn Personen mit allen Anzeichen der Cholera gestorben seyen. Unter diesen ersten Opfern zählte man drei Europäer, die sich am Bord von Fahrzeugen im Hafen befanden. Die Kordone, die nun nur die Verbindung der Stadt und des Landes, von woher erstere ihre Lebensmittel zog, erschwerten, wurden demnach aufgehoben.

Viele europäische Familien suchten nun zu Schiffe nach Rhodus und Cypern zu entkommen. Die übrigen schlossen sich unter den gegen die Pest gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln in ihren Wohnungen ein. Alle Geschäfte hörten auf. Die Kanzleien wurden geschlossen und die Handelsgeschäfte durch Verordnung der Konsuln prorogirt. Mehrere europäische Schiffe, die nun nichts mehr zu thun hatten, erhielten von ihren Konsuln den Rath, einen Hafen in Syrien, Cypern oder Rhodus zu suchen, wobei man sich über gewisse Signale verständigte, durch die sie von dem Aufhören der Krankheit benachrichtigt werden sollten. Diese Vorsicht war nicht unnütz; denn bald nach ihrem Auslaufen zeigte sich die Cholera auf allen Schiffen, die in dem Hafen geblieben waren. Ein großer Theil der Flotte des Pascha, die auf der Rhede lag, wurde angesteckt.

Von nun an griff die Seuche in Kairo und Alexandrien unaufhaltsam um sich. Trauer und Verzweiflung erfüllte die Stadt, und nur der blinde Schicksalsglaube der Moslimen bot noch eine Schutzwehr. Die Schnelligkeit, mit der das Uebel seinen Verlauf nahm, war furchtbar. Oft in einem Augenblicke, oft zwischen einer und zwei Stunden sah man den lebenskräftigsten Menschen sich am Boden wälzen, und unter den schrecklichsten Krämpfen und entsetzlichen Leiden die Seele aushauchen. Die Nachrichten von Kairo lauteten gleich furchtbar. Die Leichen blieben auf den Straßen und in den Häusern liegen, was eine noch größere Verpestung der Luft und daher eine Vermehrung des Uebels fürchten ließ. Von dem Zustande, in welchem sich die Stadt in diesen Tagen befand, läßt sich kein Bild entwerfen. Man hörte nichts als Leichenklagen; in der Nähe der Moscheen schritt man nur über Sterbende hin, und überall lagen Leichen umher. Die Konsuln errichteten daher eine Kompagnie von Todtengräbern, um die Unglücklichen, welche nicht in den Spitälern starben, nicht von den herumschweifenden Hunden fressen zu lassen, was ohne diese Maßregeln unfehlbar geschehen wäre.

Ungeachtet der strengen Maßregeln und des dreifachen Kordons, durch die sich Ibrahim Pascha in seinem Palaste abgeschlossen hielt, war die Krankheit dennoch in sein Harem eingedrungen, und gegen vierzig Personen wurden von ihr befallen. Voll Entsetzen stürzte sich der Prinz nur von seinem Arzte begleitet in eine Barke und entfloh nach Oberägypten. Mehrere vornehme Europäer in Kairo unterlagen der Seuche, so der sardinische Vizepräsident und seine Gemahlin, der russische Kanzler und die Frau des österreichischen. In Alexandrien fielen ihr als Opfer der spanische Generalkonsul Creus y Soler, der toscanische Kanzler, der sich an Bord eines Schiffes geflüchtet hatte, und der Drogman des englischen Generalkonsuls. Die meisten Verwüstungen richtete sie zu Alexandrien im Quartier der Marine und auf den Schiffen an. Hier schien der Herd der Ansteckung zu seyn. Von fünfhundert Personen, welche an Bord einer Fregatte des Pascha waren, starben innerhalb vierundzwanzig Stunden mehr als 350. Drei Europäer, die sich gleichfalls auf diesen Schiffen befanden, entkamen nur wie durch ein Wunder. Auch an Bord der Fregatte, auf der sich der Pascha eingeschifft hatte, ereigneten sich

einige Fälle, worauf er sich sogleich wieder zu Alexandrien ausschiffen ließ, und da in seinem Harem einige Opfer der Cholera gefallen waren, so wollte er nicht dahin zurückkehren, und nahm einstweilen seine Wohnung in einem Privathause des Herrn Boghot und später bei seinem ersten Architekten.

Unter diesen traurigen Ereignissen zeichnete sich vorzüglich der Doktor Clot, Direktor der medizinischen Schule von Abu Sabel, aus, der sich rücksichtlos dem öffentlichen Wohle weihte. Mit einer tragbaren Apotheke versehen, eilte er Tag und Nacht überall wohin er gelangen konnte, selbst bis auf die Schiffe, zu Hülfe. Die Cholera, ihrer Gewohnheit treu, folgte stets der gebahnten Straße, dem Laufe der Kanäle und Flüsse. Auf gleiche Weise erschien sie in ihrer ganzen Wuth zu Fuah, am Eingange des Kanals Mahmudieh, wo sich viele Pilgrime und Flüchtlinge aufhielten, zu Rosette und Damiette. Endlich gegen Anfang Septembers begann die Krankheit zu Alexandrien, nachdem sie den höchsten Grad der Entwickelung erreicht hatte, unter weniger furchtbaren Symptomen und mit verminderter Heftigkeit aufzutreten. Die Zahl der Verstorbenen verringerte sich allmählich. Ein Gleiches war der Fall zu Kairo. Die an die Regierung eingesendeten Berichte gaben am 3 September 247 Todte an, 265 am 4 September, 229 am 5, 170 am 6, 154 am 7, 111 am 8. In Alexandrien war das Verhältniß folgendes: 110 am 3, 86 am 4, 75 am 5, 64 am 6, 44 am 7, 56 am 8. Allein diese von den türkischen Behörden eingereichten amtlichen Anzeigen waren nicht genau; sie verringerten die Zahl absichtlich oder aus Nachlässigkeit. Als die Krankheit so ihre größte Höhe erreicht hatte, standen an einem Tage, den 29 August, 696 Todte auf der Sterbliste. Gegenwärtig weiß man zuverlässig, daß die Zahl der Verstorbenen damals 1400 betrug. Zu Alexandrien gab man um diese Zeit an einem Tage 156 Todte an, und man versichert, daß mehr als 400 der Seuche unterlagen. Die Krankheit blieb indeß, wie leicht denkbar, nicht allein auf Kairo und Alexandrien beschränkt, sie dehnte ihre Verwüstungen überallhin aus, selbst nach Oberägypten und Assuan; weiter jedoch stieg sie den Nil aufwärts nicht; auch war sie dort von nicht so großer Heftigkeit. Am meisten litten die Dörfer des Delta. Zu Rosette starb jeder Araber und Türke, den die Krankheit befiel. Zwei französische Aerzte, die Herren André und Ardouin, fielen in dem Feldlager der ägyptischen Truppen bei Fuah als Opfer ihres Berufes.

Endlich in den letzten Tagen des Septembers, und man darf sagen schon seit dem 15 d. M., wurden die Krankheitsfälle zu Kairo und Alexandrien immer seltener, und am 1 Oktober hatte die Krankheit in Niederägypten völlig aufgehört. In Oberägypten, das die Cholera später erreicht hatte, dauerte sie noch bis etwa zum 15 Oktober. Bereits hat man angefangen, an den Orten, wo die Krankheit herrschte, die Zahl der durch sie gefallenen Opfer amtlich erheben zu lassen. Zu Alexandrien belief sich dieselbe nach zuverlässigen Zählungen: an Bord der Schiffe unter ungefähr 8000 Matrosen auf 678, Arbeiter im Arsenal 270, Aufseher und Baumeister 50, Seeleute und Arbeiter im Spital 200, Galeerensklaven 60, aus den vier Regimentern in der Garnison und im Feldlager 588, unter der arabischen Bevölkerung 2000, unter den Europäern 92, im Ganzen auf 5908 Individuen. Die Zahl der Juden, Kopten und levantischen Rayas ist hier nicht mitbegriffen; so daß man den gesammten Verlust der Hauptstadt auf mehr als 4000 Menschen anschlagen kann. Die Zahl der zu Kairo Umgekommenen wird von Beamten, die ihrer Stellung nach davon genau unterrichtet seyn können, auf 32.000 angeschlagen. Das Dorf Abu Sabel, in dessen Nähe sich die ägyptische Arzneischule befindet, verlor von 2000 Einwohnern 1000, Rosette über 1850, Damiette 3224. Der gesammte Verlust in Aegypten wird auf 150,000 Menschen berechnet. Von 108 in Alexandrien erkrankten Europäern starben 92; nur 16 genasen. Aus Luxor erhielt man Berichte, daß auch die um die Ruinen von Theben zerstreuten Dörfer stark heimgesucht wurden; indeß hat die französische Mannschaft, die mit der Einschiffung der von Mehmed Ali Frankreich geschenkten zwei Obelisken beschäftigt ist, keinen Verlust erlitten.

Vermischte Nachrichten.

Das „Registro official" von Mexiko kündigt die Ankunft von 59 Kaschemirziegen und 100 Merinoschafen an, die durch den Generalagenten des mexikanischen Handels zu Paris auf Rechnung der Bank von Mexiko angekauft wurden; deßgleichen die Ankunft von 57 Ballen Maschinen für Tuchmanufakturen, die in Paris, Elboeuf und Rouen verfertigt wurden. Diese Ladung, die von einem Fabrikdirektor, Namens Saulnier, einem Mechaniker und fünf französischen Arbeitern begleitet war, nahm zwei Fahrzeuge ein und wurde zu Amsterdam mit 160,000 Fr. versichert. Bald nach ihrer Ankunft waren der Direktor und seine Gehülfen an den Ort ihrer Bestimmung abgegangen, der sich in der Nähe der Stadt Queretaro befindet. Auch einen Baumwollenfabrikanten hat die Bank aus Nordamerika kommen lassen, der die für Anlegung von Baumwollenmanufakturen vortheilhaftesten Orte zu bezeichnen hatte. Auch mit Errichtung einer Papiermühle beschäftigt man sich. Alle diese Arbeiten werden von der Bank geleitet, die durch die Industrie-Junten der Provinzen unterstützt wird. — Dasselbe Journal gibt folgende Nachrichten über den Handel zwischen Mexiko und England im Jahre 1831. Vom 28 Januar bis 13 Junius d. J. liefen aus den Häfen von London und Liverpool, nach den Häfen der Republik 16 englische Schiffe und ein mexikanisches aus, deren Ladung sich auf 1,878,250 Piaster belief, und bei den Eingangsgebühren von 40% 750.000 Piaster der Schatzkammer eintrug. Unter diesen Einfuhren bemerkt man 141,297 Pfund Quecksilber. Sieben Achttheile der Ausfuhr von Liverpool nach Mexiko bestanden in Baumwollenstoffen. Die von London ausgelaufenen Ladungen sind verschiedener Art und bestehen in Büchern, Bureaugeräthschaften, Klavieren, Wagen, Quincailleriewaaren, Tüchern, Seidenzeugen u. s. w. Die Leinewaaren kamen größtentheils aus Irland; Schottland lieferte dazu viel Musselin, gefärbte Leinwand und Tuchwaaren von verschiedener Qualität.

*

Der „Constitutionnel" bemerkt aus den vorjährigen Sterblisten von Paris, daß in dem gedachten Jahre die Zahl der Sterbfälle sich um ein Fünftheil vermindert hat. Die Zahl der Verstorbenen belief sich im Durchschnitt jährlich auf 24,000, im Jahre 1831 überstieg sie nicht 19,000. Man bemerkt dabei, daß aus der Klasse der Reichen am wenigsten Todesfälle vorkommen, und diesen Umstand glaubt man durch die Auswanderungen des Faubourg St. Germain nach der Provinz oder ins Ausland erklären zu können. Allein diese Emigrationen betragen bei Weitem nicht ein Fünftheil der Bevölkerung. Es machte sich also eine Verbesserung des öffentlichen Gesundheitszustandes bemerklich, von der man jedoch nicht genau die Ursache anzugeben weiß.

*

Ueber den Handel Rußlands von Orenburg aus mit den asiatischen Stämmen, während des Jahres 1829 gibt das „Asiatic Journal" folgende Uebersicht:

Einfuhr.

Vieh	676,424	Rubel.
Rohe Baumwolle und Garn	452,715	—
Baumwollenfabrikate	252,013	—
Andere Waaren	269,520	—
	1,650,672	Rubel.

Ausfuhr.

Baumwollenfabrikate	434,826	Rubel.
Juchten	384,614	—
Farben	240,085	—
Andere Waaren	697,596	—
Gold- und Silberbarren	55,567	—
	1,810,685	Rubel.

Die von diesen Artikeln erhobenen Abgaben ertrugen 142,620 Rubel. — In der Douanen-Anstalt zu Troitsk betrug die Einfuhr 1,386,166 Rubel; die Ausfuhr 1,128,725 Rubel in Handelswaaren und 8,920 R. in Gold- und Silberbarren. Die Handelsartikel waren im Ganzen die nämlichen, wie die von Orenburg. Die Douanengefälle ertrugen 168,462 Rubel.

*

Antwerpen, sagt der Standard, bezahlt den Ruhm der belgischen Revolution theuer. Im Jahre 1829 sah es in seinem Hafen 1031 Schiffe, im Jahre 1830, dem Jahre der Revolution liefen nur 719 Schiffe ein, und im Jahre 1831 nur 398.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 22. 22 Januar 1832.

Briefe eines Franzosen aus Konstantinopel.

III.

Pera, 30 Nov. 1830.

Diesen Morgen besuchte ich den Mollah von Ejub. Das Dorf oder die Vorstadt Ejub liegt am äußersten Ende des „goldenen Horns" am Fuß eines anmuthigen Hügels, nahe der Mündung des Barbisses. Dieses Dorf enthält die Gräber mehrerer Prinzen und Prinzessinnen aus dem ottomanischen Hause, mehrerer Wessire und Minister der Pforte. Ein feierliches Schweigen herrscht in den Straßen, die rechts und links mit Grabmälern und Begräbnißkapellen besetzt sind. In dieser Todtenstadt Ejub ist es auch, wo die Sultane bei ihrer Thronbesteigung mit dem kaiserlichen Säbel umgürtet werden. Man zeigte uns in einer Straße von Ejub das Mausoleum, das eine Sultanin, die Schwester Mahmud's, für sich neben dem Begräbniß ihres vor einigen Jahren verstorbenen Gemahls errichten ließ. Die bösen Zungen von Stambul erzählen viele Liebesabenteuer, deren Heldin diese Prinzessin ist, und aus denen man nicht schließen sollte, daß sie so große Sehnsucht trage, mit der Asche ihres Gemahles vereinigt zu werden. Man zeigte mir einige Liebeslieder, die man ihr zuschreibt, und worin sie sich unverhohlen zu den Maximen des Horaz und der erotischen Dichter bekennt, die uns sagen, daß das Leben kurz sey, und daß man es genießen müsse. Wir blieben vor einem erst kürzlich errichteten Grabmale stehen, dessen Inschrift die Vorübergehenden einladet, Gott zu bitten für die Seele Seida-Effendi's. Seida war einer der tugendhaftesten Minister der Pforte. Man glaubt allgemein, er sey an Gift gestorben, weil er dem Großherrn die Wahrheit gesagt und Mäßigung gegen die Griechen und katholischen Armenier angerathen habe. Möge Gott es den Freunden der Wahrheit und Mäßigung in einem andern Leben lohnen, hier diesseits geschieht es gewiß nicht! Mit diesen Gedanken beschäftigt, langten wir bei der Wohnung des Mollah von Ejub an. Da der Mollah einer der obersten Justizbeamten der Hauptstadt ist, so sahen wir vor seiner Thüre eine Menge Leute, die sich zur Entscheidung ihrer Prozesse eingefunden hatten. Als wir bei ihm eingeführt wurden, fanden wir ihn in einer Ecke seines Sopha's von Papierstößen umlagert. Ich wußte nicht recht, unter welchem Titel ich mich dem Mollah vorstellen sollte. Ich hätte mich freilich als Mitglied der französischen Akademie einführen können; allein was wissen Osmanlis von einer französischen Akademie. Ich nahm mir daher die Freiheit, mich einen Ulema zu nennen: der Pariser Ulema wirkte Wunder, und bald befanden wir uns auf dem Wege einer Unterhaltung, die fast herzlich zu nennen war. Der Mollah hat einnehmende und geschliffene Manieren, keinen glänzenden Geist, aber einen hellen Kopf und vollkommen gesunden Verstand. Wenn man mich nach einem türkischen Mann comme il faut fragte, so würde ich den Mollah von Ejub nennen.

Auch hier führte uns unser Gespräch bald auf die Revolutionen, die stets sich der Seele wie ein Gedanken darstellen, dessen man nicht los werden kann, in welchem Lande auch man sich befinden mag. Den Uebergang zu diesem unerschöpflichen Stoff bildete die Bemerkung, wie gefährlich es sey, sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen. Ich hatte dem Mollah gesagt, daß ich in der ersten französischen Revolution zum Tode verurtheilt gewesen sey. Die Sache schien ihm ganz einfach. Es ist in der Politik, wie im Kriege; für beide muß man zu sterben wissen. „Um in dieser Welt ruhig zu leben," sagte er, „muß man sich der Allmacht Gottes vertrauen und großen Herren so viel als möglich ferne bleiben. Sultan Mustapha pflegte zu sagen: Glücklich Derjenige, der mich nicht kennt und den ich nicht kenne." „Diese Worte sind so wahr," bemerkte ich, „daß einer unsrer Monarchen, Heinrich IV, fast dasselbe sagte." — Der Mollah von Ejub beschäftigte sich seit einiger Zeit auf Befehl des Großherren mit einer Zählung der Bevölkerung von Konstantinopel. Diese Arbeit ist bereits ziemlich vorgerückt, indeß konnte er uns noch nicht sagen, wie hoch sich die Bevölkerung der Hauptstadt beläuft. Uebrigens kann diese Zählung nie genau werden, da man die Frauen nicht zählt und man in das Innere der Häuser nicht eindringen kann. Außerdem hat man auch keine Geburts- und Sterbelisten. Die wahrscheinlichsten Berechnungen geben die Bevölkerung von Konstantinopel auf 400,000 Seelen an.

Sultan Mahmud unternimmt Nichts von Bedeutung, ohne erst die Häupter der Ulemas zu Rathe zu ziehen. Selbst hinsichtlich der französischen Militärschriften, die man übersetzt, werden sie befragt. Der Mollah, der mit uns über ein Werk sprach, das man so eben übersetzt hatte, fragte uns über die Bedeutung des Wortes Adjutant, wofür es in der türkischen Sprache kein gleichbedeutendes Wort gibt.

Seit einiger Zeit denkt man darauf, der Polizei eine neue

Organisation zu geben; es wurde hiezu eine eigene Kommission aus den vornehmsten Beamten der Hauptstadt ernannt. Der Mollah, der gleichfalls diesen Berathungen beiwohnte, erkundigte sich bei uns, ob es im Französischen gute Werke über die Polizei großer Städte gebe. Ich wußte ihm keines als die Abhandlung des Marquis d'Argenson zu nennen, und auch diese wird heut zu Tage kaum mehr gelesen. In dieser Beziehung läßt sich vorzüglich erkennen, wie wenig Fortschritte die Türken noch gemacht haben: der Mollah betrachtete den Beschluß der Kommission, gemäß dem jedes Haus seine Nummer und jede Straße von Konstantinopel einen Namen erhalten sollte, als etwas Erstaunungswürdiges. Allein alles Dieß steht noch auf dem Papier; man scheut sich aus Furcht vor öffentlichem Mißvergnügen an die Ausführung zu gehen. Während wir hievon sprachen, drehte der Mollah zwischen seinen Fingern eine Tabaksdose von gebrannter Erde, auf der einige Figuren in erhobener Arbeit zu sehen waren. Er zeigte sie mir und bat mich um die Erklärung dieses Bildes. Es war die Versammlung der Ratten von Lafontaine. Das ernste Gesicht des Mollah entrunzelte sich, als er hörte, daß der hohe Rath versammelt sey, um zu berathen, wer dem „Rodilard, dem Alexander der Katzen," die Schelle anhängen solle. Die Fabel paßte ganz auf die Kommission, zu welcher der Mollah gehörte. Er selbst lächelte über diese Aehnlichkeit; allein seine Furcht, die Leidenschaften des Volkes aufzuregen, verminderte sich deßhalb nicht im Mindesten. Um seine Besorgnisse zu rechtfertigen, gab er uns folgende orientalische Apologie dafür: „Eines Tags," sagte er, „kam die Mücke zu Salomon und beschwerte sich über den Nordwind, der ihr so viel Schaden zufüge. Salomon hörte die Klage der Mücke und sagte dann: wenn der Nordwind Dir geschadet hat, so soll er gestraft werden; aber ich kann ihn nicht ungehört verurtheilen; ich will ihn also vorladen. Bei diesen Worten erwiderte die Mücke am ganzen Leibe zitternd: Großer Salomon, Gott behüte mich vor der Gegenwart des Nordwindes; denn wenn er hier wäre, würde man weder meine Stimme mehr hören, noch ich vor Deinem Richterstuhle bleiben können — Wir Behörden, fügte der Mollah hinzu, sind die Mücke und der Nordwind stellt die Menge vor, deren Gegenwart man in öffentlichen Angelegenheiten durchaus vermeiden muß."

(Schluß folgt.)

Berichte der Geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831.

5. Expedition der Gebrüder Lander nach der Ausmündung des Nigers.*)

Die letzte der Denkschriften, die wir hier mittheilen, betrifft die Lösung eines geographischen Problems, das mehr als jedes andere, die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt in Amerika vielleicht ausgenommen, das allgemeine Interesse in Anspruch nahm. Die so lange gesuchte Ausmündung des großen Flusses, den man sehr unrichtig den Niger genannt hat, ist endlich durch einen eben so bescheidenen als unterrichteten Mann gefunden worden, der ohne Anhänger irgend einer Theorie zu seyn, oder alten Vorurtheilen zu huldigen, ganz einfach Hand ans Werk legte, und nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren ein Unternehmen beendigte, an dem schon viele Reisende gescheitert waren.

Richard Lander, der den Kapitän Clapperton auf seiner zweiten Reise nach Soccatu (Sakatu) als Bedienter begleitet hatte, und nach dem Tode seines Herrn dessen Reisetagbuch, dem er seine eigenen Beobachtungen beifügte, nach England zurückbrachte, bot zu Verfolgung der von dem Kapitän gemachten Entdeckungen seine Dienste an, und erklärte sich bereit, dem Lauf des Flusses so lange zu folgen bis dessen Ausmündung entdeckt sey. Er empfing Instruktionen, die ihm vorschrieben, den von Clapperton eingeschlagenen Weg so lange zu verfolgen, bis er an eine bequeme Stelle gelangen würde, wo er sich auf dem Fluß einschiffen könnte, dann sich dem Strome zu überlassen und abwärts zu fahren, wohin er ihn führen würde, sey es ins Meer, sey es in den See Tschad, den beiden einzigen wahrscheinlichen Behältnissen seines Wassers. Richard Lander, von seinem Bruder John begleitet, landete am 31 März 1830 zu Badagry, und kam am folgenden 15 November auf dem Kanal von Nun, einem Arm des Flusses, der einen kleinen Theil des Wassers des Quorra in der Bucht von Benin absetzt, in den atlantischen Ocean.

Die von Lieutenant Becher von der königlichen Marine mitgetheilte Denkschrift besteht in Auszügen aus dem Tagebuch der Reisenden, das der Buchhändler Murray diesem für 1000 Pf. St. abgekauft hat, und unter dem Titel: Journal of an expedition, undertaken by order of his Majesty's Government, to determine the Course and Termination of the Niger, more properly named Quorra, from Yaoori tho the Sea, by Richard and John Lander, in London und Paris zugleich erscheinen läßt.

„Am 31 März 1830 verließen die Brüder Lander Badagry, auf der Küste von Guinea, um tiefer ins Innere zu dringen. Sie durchreisten das Land Yarriba fast in derselben Richtung, die Clapperton genommen hatte, und kamen zwei Monate später nach Kiama; sie hatten Wälder von ungeheuren Bäumen, Moräste und Wüsten durchzogen. Die Gegend von Kiama ist ein reiches Land, die Vegetation herrlich. Am 17 Junius kamen sie nach Bussa, dem Schauplatze von Mungo Parks unglücklichem Ende. Die Stadt liegt, nicht wie Clapperton geglaubt hatte, auf einer Insel, sondern auf einem Festlande, am rechten Ufer des großen Quorra genannten Flusses, der hier in ein enges, kaum einen Steinwurf breites Bett von Felsen eingeschlossen ist. Einer der Brüder Lander machte hier seine Beobachtungen, auf einem Felsen sitzend, der der Stelle gerade gegenüber lag, auf welcher der muthige Park und seine Gefährten geendet hatten. Der Sultan zeigte den Reisenden ein nautisches Buch mit logarithmischen Tabellen, das Mungo Park gehört hatte.

„Am 23 Junius reisten sie von Bussa nach Yaury; hier fanden sie einen einfachen, eine Meile breiten Arm des Flusses voller Sandbänke und von nur geringer Tiefe: im großen Bett des Flusses ist jeder Kanal, voller Sandbänke, Felsen und niederer Inseln. Das Kanoe in dem die Reisenden fuhren, stieß oft auf solche Hindernisse, weßhalb sie genöthigt waren, sehr oft auszusteigen. Als sie am 27 nach Yaury kamen, sagte man ihnen, daß es weder ober-

*) Ausland Nro. 164 u. 184 v. vor. Jahr.

halb dieser Stadt, noch unterhalb Bussa, Sandbänke, Felsen oder andere gefährliche Stellen gebe; sie fanden diese Behauptung jedoch nicht bestätigt.

„Yauri liegt nördlich von Bussa; unterhalb der letztern Stadt strömt der Quorra in einen einzigen Kanal. Im Monat Junius macht man auf ihm ein bis zwei Meilen in einer Stunde; ist aber das Fahrwasser von Felsen verengt, so ist sein Lauf weit schneller. Während der trockenen Jahreszeit besteht durchaus keine Verbindung zu Wasser zwischen Bussa und den unterhalb gelegenen Ländern und zwar wegen der bereits erwähnten gefährlichen Felsen. Der nämliche Fall tritt während der Regenzeit nach dem „Malca“ ein, ein Wort mit dem die Eingebornen einen 14tägigen Regen bezeichnen; den Quorra nennen sie emphatisch: „den Großvater der Gewässer.“ (Fortsetzung folgt.)

Englische Gefängnißscenen.

Der Gottesdienst in Newgate.*)

Im Mittelpunkte von Newgate befindet sich eine Kapelle, groß genug, um alle Bewohner des Gefängnisses zu fassen; hier wird der Gottesdienst durch den Gefängnißprediger, einen Geistlichen der bestehenden Kirche, versehen. Jeder der Gefangenen, mit Ausnahme der Kranken und Derer, welche zur Bedienung verwendet werden, besucht die Kapelle an jedem Wochentage eine halbe, und am Sonntage, wo der gewöhnliche Gottesdienst und Predigt für die Gefangenen gehalten wird, zwei Stunden lang. Auch hier wie in andern Kirchen herrscht unter der Gemeinde eine gewisse Eintheilung. Auf der Galerie südlich sitzen hinter einem Vorhange die Weiber; die gegenüber liegende Galerie ist gewöhnlich von Verbrechern besetzt, welche zum Tode verurtheilt waren, deren Urtheil jedoch gemildert worden, so wie von solchen, die zur Transportation bestimmt sind. Unter diesen beiden Galerien sitzen Jene, deren Verhöre noch nicht zu Ende sind, und zwischen diesen, im Schiffe der Kirche, andere ähnliche Gefangene von der respektabeln Klasse, wie sie hier genannt wird (d. h. solche, welche gut gekleidet ins Gefängniß kommen, dem Aufseher noch nicht bekannt sind, und bei diesem in einem geschlossenen Hofe wohnen), nebst dem Schulmeister von Newgate mit seinen Knaben, welche der Kanzel gegenüber um den Abendmahltisch sitzen. Mitten in der Kapelle ist ein großer, schwarz angestrichener Kirchenstuhl, der der Armensünderstuhl (the condemned pew) genannt wird; Diejenigen, welche hier sitzen, können von der ganzen Versammlung, besonders aber vom Prediger gesehen werden, da die mit einer doppelten Einfassung umgebene Kanzel der Mitte dieses Sitzes gerade gegenüber ist. Auf jeder Seite der Kanzel befindet sich eine kleine Galerie, wovon die eine die Sheriffs-, die andere die Gefangnenwärter-Galerie genannt wird; beide werden zuweilen von Fremden besucht. Den Armensünderstuhl nehmen jene Verbrecher ein, über welche das Todesurtheil gesprochen ist; er ist bald mehr, bald minder zahlreich besetzt, je nachdem die Sitzungen von Old-Bailey mehr oder weniger ergiebig waren, und wird nach jeder Entscheidung des Gerichtes, welches einen Theil nach den Hulks und den andern nach den Galgen schickt, leer gemacht. Tritt der Fall ein, daß kurz vorher dieser ganze Sünderstuhl auf diese Art geleert und eben eine neue Lieferung von Ueberwiesenen zum Tode verurtheilt wurde, so nehmen diese am nächsten Morgen beim Gottesdienste den Stuhl der Verurtheilten ein. Der Eintritt einer solchen neuen Lieferung von Verurtheilten in den Armensünderstuhl erregt unter den übrigen Gefangenen einige Sensation, und man bemerkt an den erstern den Ausdruck der verschiedenartigsten Gefühle; allein den Tag nach diesem Ereignisse könnte ein Fremder, der die Kapelle beträte, die Verurtheilten von der großen Menge der ihre Aburtheilung noch erwartenden Gefangenen nicht unterscheiden. Würde er hingegen die Kapelle nach Verlauf einiger Wochen wieder besuchen, so würde er in dem äußern Ansehen der meisten der überwiesenen Verbrecher eine große Veränderung bemerken. Bei verschiedenen Gelegenheiten habe ich während eines einmonatlichen Aufschubs des Urtheils, dem meistens die Londoner Hauptverbrecher unterliegen, braunes Haar in graues und graues in weißes sich verwandeln sehen. In dem nämlichen kurzen Zeitraume wird oft das jugendlich glatte Gesicht eines Mannes von fünfundzwanzig Jahren mit Runzeln bedeckt, und bei gewiß drei unter vier Fällen verursacht ein Monat Aufenthalt in den Kerkern von Newgate eine Abmagerung des ganzen Körpers. „Wie er mager wird!“ (how thin he grows!) ist die gewöhnliche Bemerkung der übrigen Gefangenen, wenn sie von Einem sprechen, der einen Monat auf der Bank der Verdammten gesessen hat. Außer diesen physischen Veränderungen an den unter dem Todesurtheile stehenden Gefangenen wird ihr Erscheinen auf der Bank der Verdammten nach den ersten zwei Tagen, wenn der Reiz der Neuheit vorüber ist, nicht mehr beachtet. Die Frist der Meisten geht endlich durch die Entscheidung des Gerichts zu Ende, und die Begnadigten erscheinen dann am folgenden Tage auf den vordern Bänken einer Galerie der Kapelle, wahrscheinlich um ihre früheren Gefährten, welche noch immer auf der Bank der Verdammten sitzen, desto besser sehen und von ihnen gesehen werden zu können. Diese beiden Partien betrachten sich gewöhnlich beim ersten Zusammentreffen in der Kapelle nach ihrer Trennung mit starrer Aufmerksamkeit, und werden eben so von der übrigen Versammlung beobachtet. Ihre gegenseitigen Gefühle in diesem Augenblicke möchten schwer zu errathen seyn; da ich aber einem solchen Auftritte wohl mehr als zwanzigmal beiwohnte, so kann ich mir wenigstens die Gefühle der übrigen Gefangenen ungefähr denken. Mein eigenes vorherrschendes Gefühl bei solchen Gelegenheiten war Unwille, und zwar jener Unwille, der uns zu überraschen pflegt, wenn wir Zeuge einer Ungerechtigkeit sind; man sieht hier fünf und zwanzig arme Geschöpfe, die gestern noch sämmtlich unter dem Todesurtheil standen; zwanzig von ihnen sind gerettet, fünf aber unwiderruflich verurtheilt. Sind diese fünf wohl die am meisten Schuldigen? Keineswegs. Zwei oder drei vielleicht von diesen fünf sind in gewisser Hinsicht die am wenigst Schuldigen, während die Hälfte der zwanzig unter die Schuldigsten gehören. Aber schuldig in welcher Hinsicht? Vor dem Gesetze? Nein — denn vor dem Gesetze sind Alle gleich schuldig. Wie also denn? In Rücksicht auf den Grad des Nachtheils, den das Verbrechen, das sie begangen haben, auf die menschliche Gesellschaft hat; nach diesem Maßstabe allein sollte der Unwille der Gesellschaft gegen den Verbrecher bemessen werden, und wird es auch meist. Hier nun sehen wir einen armen Teufel, der vielleicht vom Hunger getrieben ein Schaf stahl, zur Hinrichtung bestimmt, oder einen gefallenen Handelsmann, der in der Hoffnung, seinem Geschäft wieder aufzuhelfen, eine falsche Anweisung auf zwanzig Pfund machte, fest entschlossen, das Papier einzulösen, und also keine Räubereien zu begehen, während dort ein bekannter, verhärteter Dieb, ein Verbrecher von Profession, der bei jedem seiner Verbrechen Mord im Schilde führte, dem Tode entschlüpft; Wem würde hier nicht vor Unwillen das Blut ins Gesicht steigen?

Von dem Augenblicke an, wo ein Gefangener die Kerker von Newgate betritt, wird nichts unversucht gelassen, um das Gefühl für Religion in ihm zu wecken, und Dieß geschieht bei Allen, bei denen man es nöthig glaubt; aber ich habe großen Grund, an dem Erfolge dieser Bemühungen zu zweifeln, bevor nicht ein Gefangener zur Hinrichtung verurtheilt ist. Herr Cotton, der Prediger von Newgate, der länger als zwölf Jahre Kaplan des Gefängnisses gewesen war, hat mich oft versichert, daß er nur bei jenen Verbrechern, welche hingerichtet wurden, eine wahre Bekehrung zu religiösen Gefühlen bemerkt habe. Viele Gefangene zeigen oft bei ihrem Eintritte in Newgate, und mehr noch, nachdem sie in ihre Zellen eingeschlossen sind, viel Wärme für die Religion; allein ist die über sie verhängte Strafe nicht der Tod, so benehmen alle diese Gefangenen sich so, als ob ihre früher geäußerten religiösen Gefühle Heuchelei gewesen wären; indeß ist doch auch kein Zweifel, daß eine große Zahl Derer, die hingerichtet werden, in der festen Hoffnung ewiger Glückseligkeit in einer andern Welt stirbt. (Schluß folgt.)

*) Aus Edward Gibbons Wakefields Facts relating to the punishment of Death in the Metropolis. London 1831.

Der Pascha von Saint-Jean d'Acre.

(Bruchstück aus einer Reise Damoiseau's in Syrien und Aegypten.)

Djezzar, Pascha von Saint-Jean d'Acre, dessen eigentlicher Name Ahmad ist, wurde in der Provinz Bosnien geboren. Er war sechzehn Jahre alt, als er seiner Schwägerin Gewalt anthun wollte, und deßhalb aus seiner Heimath zu entfliehen gezwungen war. Konstantinopel war der Ort, wohin er seine Schritte lenkte, und es gelang ihm auch, diese Stadt zu erreichen und sich dort verborgen zu halten. Allein von allen

Mitteln entblößt, sah er endlich durch das äußerste Elend getrieben, keinen andern Ausweg, als sich an einen Sklavenhändler zu verkaufen, der ihn nach Aegypten führte. Zu Kairo angelangt, wurde er das Eigenthum Ali-Bey's, der ihn unter die Mameluken einreihte. Ahmad zeichnete sich bald durch Muth und ungewöhnliche Geistesfähigkeiten aus, wodurch er sich das volle Vertrauen seines neuen Herrn erwarb. So oft es sich darum handelte, einen verdächtigen Bey oder Kaschef aus dem Wege zu räumen, erhielt Ahmad dazu den Auftrag, und nie kehrte er zurück, ohne den Kopf des Geächteten als einen Beweis seiner Kühnheit oder List mitzubringen. So viele glückliche Erfolge konnten nicht unbelohnt bleiben, sie trugen ihm von Seiten seiner Waffenbrüder den gefürchteten Namen Djezzar (Würger, Henker) ein, und gewannen ihm die Gunst und das Vertrauen Ali's. Seine Lage hatte sich ziemlich glänzend gestaltet, als ein Vorfall die Laufbahn seines Glückes in Aegypten unterbrach. Ali hatte eine finstre Gemüthsart; er glaubte über Soleh-Bey, einen seiner Wohlthäler, Beschwerden zu haben, und Furcht oder Verdacht war ihm Grund genug, ein Todesurtheil auszusprechen. Djezzar erhielt den Auftrag, ihm Soleh-Bey's Kopf zu bringen. Allein Djezzar, sey es aus Mitleid oder Gewissensbissen, weigerte sich, den erhaltenen Befehl zu vollziehen. Da er am folgenden Tage bemerkte, daß ihn Ali bewachen ließ und zugleich vernahm, daß ein anderer Bey den Auftrag Saleh-Bey zu ermorden erhalten und vollzogen hatte, fürchtete Djezzar für seinen eigenen Kopf, entfloh seinen Wächtern und kam nach unerhörten Mühseligkeiten abermals nach Konstantinopel. Hier suchte er eine seinem in Aegypten bekleideten Rang angemessene Anstellung zu finden, allein da er an die Pforten der Großen mit leeren Händen klopfte, so fand er nirgends Einlaß. Abermals in die äußerste Verzweiflung gebracht, verdingte er sich auf einem Schiffe, das nach Syrien bestimmt war, mit dem Vorsatz, bei dem nächsten besten Pascha, an dessen Gebiet man landen würde, sich als gemeiner Soldat anwerben zu lassen.

Der Zufall hatte ihn zu den Drusen geführt, wo er im Hause des Kiaya des Emirs Jusuf gastliche Aufnahme fand. Bald darauf begab er sich nach Damaskus, wo er auf Empfehlung seines Gastfreundes die Stelle eines Aga und den Befehl von fünf Fahnen oder fünfzig Mann erhielt. Einige Zeit darauf vertraute ihm der Emir der Drusen den Befehl über Beyruth; aber kaum war er in Besitz dieses Ortes, als er seinen neuen Herrn verrieth, und auf den Mauern die Fahne des Sultans aufpflanzte. Der Emir Jusuf, empört über diese Treulosigkeit, forderte Gerechtigkeit von dem Pascha von Damaskus; aber müde täglich mit leeren Versprechungen hingehalten zu werden, schloß er mit Dahers, einem Scheik von einem der angesehensten Araberstämme der Küste, ein Schutz- und Trutzbündniß an dem Brunnen Salomons (Ras-al-Ain) und beide vereinigten sich sofort, Beyruth zu belagern. Die Stadt wurde von der Landseite durch die verbündeten Truppen belagert, während zwei russische Fregatten, die der Scheik und Emir zu diesem Dienst um sechshundert Beutel (225.000 Fr.) gemiethet hatten, sie vom Meere aus beschossen. Djezzar vertheidigte sich muthvoll, sein Widerstand war länger, als seine Feinde gehofft hatten; allein endlich nicht mehr im Stande, die Gegenwehr fortzusetzen, willigte er ein, sich an Scheik Dahers zu ergeben. Dieser voll Bewunderung eines so großen Muthes wünschte ohne Zweifel einen so tapfern Mann auf seine Seite zu ziehen, und nahm Djezzar mit sich nach Saint-Jean d'Acre, eine Stadt, die ihm gehörte, und die er zum Hauptorte seiner kleinen Herrschaft gemacht hatte. Die Güte des Scheiks gegen seinen Gefangenen verwandelte sich bald in die vertraulichste Freundschaft; Dahers nahm ihn unter seine vornehmsten Offiziere auf, und übergab ihm den Befehl eines Streifzuges gegen Palästina. Djezzar verläugnete aber auch jetzt nicht seine bisherige Sinnesart; kaum sah er sich frei, als er seinen neuen Wohlthäter verließ, wieder zu den Türken überging und Dienste bei dem Pascha von Damaskus suchte. Kurze Zeit darauf gab ein zwischen der Pforte und dem Pascha von Syrien ausgebrochener Krieg Djezzar Gelegenheit, sich dem Kapudan Pascha der Flotte bemerklich zu machen. Es gelang ihm, eine Anstellung im Gefolge des Admirals zu erhalten, den er auf einer Expedition gegen Saint-Jean d'Acre begleitete. Djezzar vertraut mit der Gelegenheit des Ortes und einigen seiner Einwohner, benutzte dieß, Einverständnisse in der Festung anzuknüpfen. Sein Plan wurde so gut ausgeführt, daß der unglückliche Dahers durch die Empörung einiger seiner vornehmsten Offiziere und des größten Theiles seiner Soldaten überrascht, kaum noch Zeit fand, ein Pferd zu erreichen und durch das Landthor zu entfliehen. Ein Theil seiner Frauen begleitete ihn; aber sey es, daß sie minder gut als der Scheik beritten oder an dergleichen Strapazen nicht gewöhnt waren, bald sahen sie sich von den nachsetzenden Türken eingeholt, an deren Spitze sich Djezzar befand. Dahers erkannte ihn und von Begierde sich an ihm zu rächen ergriffen, stürzte er sich nur mit einer Handvoll seiner treuesten Araber auf seinen Feind. Der Kampf war bald entschieden; Djezzar endigte ihn, indem er durch einen Dolchstoß seinen alten Herrn zu seinen Füßen niederstreckte. Die Leiche des unglücklichen Scheiks blieb mehrere Tage unbegraben am Seegestade liegen; Niemand wagte es, sie zu beerdigen. Erst einige Tage darnach wurde er von einigen Einwohnern an dem Orte, wo er gefallen war, zur Erde bestattet. Ein einfacher Stein, blos mit der Aufschrift von Dahers Namen, bezeichnet diese Stätte.

Djezzars thätiger Antheil an der Einnahme von Acre trug ihm das Paschalik von dieser Stadt und von Seid (Sidon) ein. Von nun an begünstigte ihn das Glück immer mehr. Bald darauf erhielt er auch die Statthalterschaft von Damaskus, wodurch er zum mächtigsten Pascha der syrischen Küste erhoben wurde. Mit der Würde eines Pascha's von Damaskus ist auch der Titel eines Emir Adschi (Fürst der Pilgrime) verbunden, wodurch ihm die Pflicht die jährlich nach Mekka wandernden Pilgerkarawanen zu geleiten obliegt. Allein nicht blos der Schutz der Pilgrime steht ihm zu, sondern er muß auch für ihren Unterhalt sorgen, und hierüber mit den Arabern der Wüste die nöthige Uebereinkunft treffen, jedoch wie sich von selbst versteht Alles gegen gehörige Entschädigung. Es läßt sich denken, daß ein Mann wie Djezzar hieraus unermeßlichen Nutzen zog.

Nachdem Djezzar auf diesem Wege zu fast unabhängiger Gewalt gelangt war, brauchte er seinem zügellosen Geschmack an Blut und Plünderung nicht mehr Einhalt zu thun. Die zwei Paschaliks, die sich unter seiner Botmäßigkeit befanden, bildeten eine Art unabhängiger Herrschaft, die ihn zum unbeschränkten Herrn über Leib und Gut seiner Unterthanen und selbst der Pforte gefürchtet machten. Es wäre unmöglich, alle Greuelthaten dieses furchtbaren Mannes aufzuzählen; es genüge hier nur einige Züge aus seinem Leben neben einander zu stellen, die hinlänglich beweisen werden, daß Djezzar eines der größten Ungeheuer ist, welche die Geschichte kennt.

Von den Hauptstädten seiner beiden Paschaliks hatte Djezzar Saint-Jean d'Acre zu seinem Aufenthalt gewählt. Diesen Vorzug verdankte die Stadt unstreitig ihrer vortheilhaften Lage; denn da sie auf einer Halbinsel liegt und deren ganzen Flächenraum bedeckt, so ist sie gegen jeden Ueberfall hinlänglich sicher und leicht zu vertheidigen. Der Ort, wo er sich gewöhnlich aufhielt, war ein Kiosk, der mit seinem Palaste zusammenhing und dessen Fenster die Aussicht auf die Hauptstraße der Stadt hatten. Jeden Morgen setzte sich hier der Pascha auf einen Divan, der so gestellt war, daß er jeden Menschen, der über die Straße ging, sehen konnte. Gewahrte er unter den Vorübergehenden Jemand, dessen Gang oder Kleidung ihm mißfiel, so schickte er einen seiner Offiziere hinab, und ließ ihn ersuchen, herauf zu kommen. Diese furchtbare Einladung wurde zuweilen abzulehnen versucht; allein dann ersetzte Gewalt den freien Willen, und der Unglückliche befand sich einen Augenblick darnach vor dem Angesicht des Pascha und fragte bebend, was Seine Hoheit verlange. „Deine Gestalt mißfällt mir" — oder „Du hast einen bösen Blick," war gewöhnlich die Antwort des ergrimmten Pascha, der sofort dem Manne durch einen seiner Offiziere die Nase, oder ein Ohr abschneiden, oder ein Aug ausreißen ließ. Nicht selten verrichtete er selbst, seinem ehemaligen Beruf getreu, den Henkerdienst. So saß er eines Tages auf dem fatalen Divan, und ließ sich gerade den Kopf scheeren, als er auf der Straße einen Türken bemerkte, der ihm mißfiel. Sogleich ließ er ihn heraufkommen und befahl dem Berber-Badschi (dem Oberbarbier) der ihn schor, dem Fremden ein Auge auszureißen. Der arme Teufel von Barbier erbebte am ganzen Leibe ob dieser Zumuthung und zögerte. „Ho, ho, schrie Djezzar, Du scheinst nicht zu wissen, wie man damit umgeht! Komm her, ich will es Dir zeigen!" Der Barbier tritt zu ihm hin, und Djezzar setzt ihm den Zeigefinger seiner rechten Hand an den Augapfel, drückt ihn heraus, ergreift ihn mit beiden Fingern, reißt ihn ab, und wirft ihn dem Barbier vor die Füße.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 23. 23 Januar 1832.

Berichte der Geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831.

5. Expedition der Gebrüder Lander nach der Ausmündung des Nigers.

(Fortsetzung.)

Vor einigen Jahren kam eine große Barke von Tunbuktu nach Yauri, und als die Bemannung die Ladung gelöscht hatte, kehrte sie zu Lande nach Hause zurück, da es, wie sie sagten, eine zu beschwerliche Arbeit sey, das Schiff einen so weiten Weg stromaufwärts zu führen, weßhalb sie es in Yauri zurückließen. Die Reise von letzterer Stadt nach Salatu kann leicht binnen fünf Tagen zurückgelegt werden, Kulfo ist zwei Tagereisen entfernt. Yauri ist ein großes, mächtiges Königreich, im Osten von Haussa, im Westen von Borgu, im Norden von Cubbie und im Süden vom Königreiche Nyffe oder Nuffie begränzt. Der Sultan ist mit den Fellatah's, einem sehr unruhigen Volk, in beständige Kriege verwickelt. Die Stadt ist groß, fest und volkreich; sie liegt am linken Ufer des Flusses und ist von einem hohen, zwanzig bis dreißig Meilen im Umkreis haltenden, mit acht großen Eingängen oder Thoren versehenen Erdwall umschlossen. Im Monat Junius ist fast das ganze Land ein einziger großer Morast. Die Krone ist erblich und die Herrschaft unumschränkt; der vorige Sultan wurde wegen Bedrückungen abgesetzt; der jetzige regiert seit 39 Jahren. Seine Streitkräfte, deren er sich mit Erfolg gegen die Fellatahs bedient, sind bedeutend. Zur Zeit der Anwesenheit Landers war er damit beschäftigt, eine wegen zu drückender Abgaben empörte Provinz zu bekämpfen. Die Eingebornen verfertigen ein schlechtes Schießpulver, das einzige was man in diesem Theile von Afrika findet, recht hübsche Sättel und eine Art Tuch. Sie bauen Indigo, Zwiebeln, Tabak, Weizen nebst andern Getreidesorten und einen herrlichen Reiß. Die Viehzucht besteht aus Pferden, Rindvieh, Schafen und Ziegen, und doch sind sie arm, schlecht bekleidet, und klagen beständig über schlechte Zeiten.

Die Reisenden gingen den Fluß von Cubbie aufwärts bis zu der Stelle, wo er in den Quorra fällt, dann schifften sie sich auf letzterm Fluß ein, um nach Bussa zurückzukehren, die Strömung trug sie 2 bis 5 Meilen in der Stunde. Am 20 September verließen sie Bussa, um dem Lauf des Flusses zu folgen, der sie jetzt 3 bis 4 Meilen in der Stunde trug. Das Flußbett ist voller Felsen, die den Schiffern während der trocknen Jahreszeit sehr gefährlich werden müssen. Sie kamen in das wenig bevölkerte Königreich Nyffe, welches große Städte hat, z. B. Lapaba; unterhalb dieses Orts wechselt die Breite des Flusses von einer zu drei Meilen; Rabba, zwei Meilen von Zegozhe, ist eine große, volkreiche und blühende Stadt, und ihr Markt einer der bedeutendsten in der ganzen Gegend.

Im Monat Oktober fanden sie die Ufer des Flusses sehr sumpfig; jedes Dorf war mit tiefen Morästen und unzugänglichen Sümpfen umgeben; es war den Reisenden unmöglich zu landen, da sie die am Ufer lebenden Nilpferde zu fürchten hatten. Auf der Insel Toso fanden sie die ersten Kokosnüsse. Der Cudonia, ein sehr großer, von Nordost kommender Fluß, den Richard Lander schon auf seiner ersten Reise gesehen hatte, fällt hier in den Quorra. Etwas weiter unterhalb liegt Egga, eine volkreiche Stadt, deren Bewohner in portugiesische und Stoffe von Benin gekleidet sind, was vermuthen läßt, daß sie Verbindung mit dem Meer haben; Dieß wird um so wahrscheinlicher da sie große, in der Mitte mit Hütten versehene Fahrzeuge besitzen, unter denen die Eigenthümer mit ihren Familien wohnen. Der Fluß nimmt hier eine südliche Richtung, und vier Tagereisen zu Wasser weiter strömt ein fast eben so großer, von Nordost kommender Fluß in denselben, der damals sehr angeschwollen, und zwei bis drei Meilen breit war; sein Name ist Tschadda. Lander glaubt daß Fundah, wovon Clapperton während seines Aufenthalts zu Soccatu so viel sprechen hörte, drei Meilen von da an diesem Fluß, und nicht am Quorra liegen müße.

Unterhald des Zusammenflusses dieser beiden Ströme, fließt der Quorra zwischen Gebirgen, die gegen Südost immer höher zu werden scheinen, und denen wahrscheinlich jene, nach trigonometrischen Messungen 12 bis 13,000 Fuß hohen Spitzen angehören, die man von der Bucht von Benin aus gewahrt. Sobald man diese Gebirge im Rücken hat, kommt man nach der Stadt Kirri, wo das große Delta des Quorra anzufangen scheint, das sich südwestlich bis zur Mündung des Flusses vom Benin, und südsüdöstlich bis zu der des alten Calabar erstreckt; die Entfernung dieser beiden Mündungen von einander beträgt ungefähr 210 Meilen, und die von Kirri bis zu der Mündung des Nun fast ebensoviel. Dieses große Delta ist von zahllosen Armen des Quorra durchschnitten, die es oft überschwemmen; mitten im Wasser sieht man einzelne Bäume;

das Land ist flach und sumpfig. Die Ufer des Flusses bilden eine Menge kleiner Buchten, in denen die Kanoes und langen Barken der Sklavenhändler liegen, die die am Ufer stehenden Hütten bewohnen.

(Schluß folgt.)

Samuel Johnson und seine Zeitgenossen.

(Schluß.)

Die literarischen Urtheile Johnsons wurden zu seiner Zeit mit einer abergläubischen Verehrung aufgenommen; heut zu Tage werden sie kaum mehr als mit gleichgültiger Verachtung betrachtet. Es sind Urtheile eines starken, aber von Vorurtheilen unterjochten Verstandes. Innerhalb seiner engen Schranken entwickelte er eine Kraft und Thätigkeit, daß man hätte glauben sollen, es müßte ihm durch sie möglich geworden seyn, seine Fesseln zu zerbrechen. Es gehört zu den geheimnißvollen Wundern des menschlichen Geistes, daß ein Mann, der aus seinen Prämissen so scharfsinnig folgerte, eben zu so närrischen Prämissen sich bekennen konnte. Demselben Widerspruche begegnen wir bei den Scholastikern des Mittelalters, die in ihren Argumenten einen unvergleichlichen Scharfsinn entwickelten, ohne die Unhaltbarkeit der Grundlage einzusehen, auf die sie ihr Gebäude errichteten. Johnson entschied die literarischen Fragen wie ein Advokat, nicht wie ein Richter. Sein kritisches Gesetzbuch beruhte auf bloßer Annahme, die er zuweilen wohl durch eine angeführte Autorität näher begründete, selten aber gab er sich die Mühe, einen Grund anzugeben, der aus der Natur der Dinge hergeleitet war. So nahm er es für ausgemacht an, daß die Art von Dichtkunst, die in seiner Zeit blühte, die er von seiner Jugend an preisen zu hören gewohnt war, und in der er sich selbst mit Glück versucht hatte, die unübertrefflichste Poesie sey. Wiederholt sprach er es in seinen Werken als einen unwiderleglichen Vordersatz aus, daß die englische Poesie während der zweiten Hälfte des siebzehnten, und in der ersten des achtzehnten Jahrhunderts fortwährend in zunehmender Entwicklung erblüht sey. Seiner Ansicht zufolge waren Waller, Denham, Dryden und Pope die großen Reformatoren, welche die englische Poesie auf ihre höchste Stufe erhoben hatten. Alle Werke der Einbildungskraft betrachtete er von dem Gesichtspunkte aus, den seine Zeitgenossen anzunehmen beliebt hatten. Obgleich er zugab, daß Homer ein größerer Mann als Virgil war, schien er doch die Aeneide für ein größeres Gedicht zu halten als die Iliade; ja er zog sogar die Iliade Pope's der von Homer vor! An den alten englischen Balladen konnte er nichts Verdienstliches sehen, und von allen Werken, die aus der Feder seiner Zeitgenossen hervorgingen, erregten Richardson's Novellen allein seine Bewunderung. Tom Jones, Gullivers Reisen oder Tristram Shandy hatten in seinen Augen wenig oder gar keinen Werth. Gegen Macpherson war seine Geringschätzung gegründeter; aber wahrscheinlich nur aus Zufall; denn er verachtete Fingal gerade deßwegen, weßhalb Männer von Genie ihn bewunderten, nicht weil die Ossianischen Gedichte eigentliche Gemeinplätze waren, sondern weil sie einen Anstrich von Originalität hatten. Ueber Werke, die nach seinen eigenen Grundsätzen geschrieben waren, blieb Johnson ein vortrefflicher Richter; aber wenn tiefere Philosophie nöthig wurde, wenn er es versuchte ein Urtheil über jene großen Geister zu geben, die nur ewigen Gesetzen folgen, schoß er erbärmlich fehl. So kritisirte er Pope's Epitaphien vortrefflich, während seine Bemerkungen über Shakspeare und Milton jämmerlich sind.

Ueber Menschen und Sitten von gewissen Orten und Lebensarten hatte er eine scharfsinnige Beobachtungsgabe; allein von dem Menschen überhaupt hatte er äußerst beschränkte Ansichten. Nicht diesen, sondern die Londoner Spezies hatte er studirt. Aber mit seiner ganzen Welt- und Menschenkenntniß war es am ersten Schlagbaum Londons ein Ende. Von fernen Ländern und Zeiten sprach er mit den wunderlichsten und unwissendsten Vorurtheilen. „Die Athener zu Demosthenes Zeiten,“ sagte er zu Thrale, „waren ein viehdummes, barbarisches Volk. Jedes Volk, das keine Buchdruckerkunst hat, muß barbarisch bleiben.“ Eine Vervollkommnung der menschlichen Seele glaubte er nur mit Hülfe von Büchern möglich. Da er sah, daß der Londoner Pöbel, der nicht lesen konnte, dumm und viehisch war, so schloß er daraus, auch das athenienfische Volk müsse so gewesen seyn. Seine Verachtung fremder Völker war eben so groß, als diese seltsamen Vorurtheile. Die Franzosen nannte er ein dummes, unwissendes Volk, das weit hinter den Engländern zurückstehen müsse, und um sich dieses Urtheil zu erlauben, genügte ihm ein monatlicher Aufenthalt zu Paris, wo er kein Wort französisch sprach, aus Furcht, den Franzosen in der Unterhaltung einen Vortheil über sich zu lassen. Es sey ein unsauberes Volk, sagte er, da er einen Bedienten den Zucker mit bloßen Fingern hatte anrühren sehen. Seine Irrthümer dieser Art waren die eines Mannes, der den größten Theil seines Lebens in Städten zugebracht hatte; sein Besuch der Hebriden versetzte ihn in eine völlig neue Welt und schien in ihm ein heilsames Mißtrauen gegen sich in dieser Beziehung rege zu machen. Im letzten Abschnitt seiner Beschreibung dieser Reise gestand er selbst, seine Ansichten über Nationalsitten gehörten einem Manne an, der nur wenig gesehen habe. Allein dieses Gefühl verwischte sich bald wieder, und bis ans Ende seiner Tage behauptete er eine tiefe Verachtung gegen Reisen und Geschichte. Geschichte war in seinen Augen nichts viel Besseres als ein alter Kalender, und Geschichtschreiber hätten seiner Meinung nach keine höhern Ansprüche zu machen, als Kalendermacher. Stets sprach er mit Verachtung von Robertson; Hume wollte er nicht ein Mal lesen, und mit einem seiner Freunde fing er Streit an, weil dieser ihm von Sallust's Catilina sprach: „er wolle nie und nimmermehr von dem punischen Krieg reden hören,“ fügte er hinzu.

Johnson, wie Burke richtig bemerkte, erscheint uns in Boswell's Werk weit größer, als in seinen eigenen Schriften. Seine Gespräche waren wenigstens an Inhalt seinen Schriften gleich und übertrafen sie in der Form. Wenn er sprach, lieh er seinem Witz und seinem gesunden Verstand einen kraftvollen und natürlichen Ausdruck, so wie er aber die Feder ergriff, um sich ans Publikum zu wenden, verschlechterte sich sein Styl aus System. Alle seine Bücher sind in einer gelehrten Sprache geschrieben, die Niemand von seiner Mutter oder seiner Amme hört, in einer Sprache, in der sich Niemand jemals beklagt, in der Niemand von Handel und Wandel oder von Liebe spricht — in einer Sprache, in der kein

Mensch denkt. Die Worte, die ihm zuerst auf die Lippen kamen, waren einfach, kräftig und malerisch. Wenn er für die Oeffentlichkeit schrieb, übersetzte er seine Gedanken aus dem Englischen in's Johnson'sche. Seine Briefe von den Hebriden an Thrale sind das Original, und seine „Reise nach den Hebriden" nur die Uebersetzung derselben. Es verlohnt der Mühe einzelne Stellen von beiden mit einander zu vergleichen: „Als wir ins Zimmer traten," sagt er in einem seiner Briefe, „sprang ein schmutziger Kerl aus dem Bette auf, in welchem Einer von uns schlafen sollte." Dieser Umstand ist in seiner Reise so beschrieben: „Von einem der Betten, auf welchem wir der Ruhe genießen sollten, sprang bei unserm Eintritt ein Mann empor, schwarz wie ein Cyklope, der seinen Ambos verläßt."

Ein Hauptfehler des Johnson'schen Styles besteht in der Sucht, den einfachen und naiven Worten, die aus der angelsächsischen und normannisch-französischen Sprache stammen, jene später aus dem Griechischen und Lateinischen aufgenommenen Worten vorzuziehen, die zwar anglisirt worden sind, aber doch noch immer das Gepräge ihrer Abkunft tragen. Seine Gewohnheit, einen Gedanken mit unnützen Beiworten auszustopfen, bis er so steif wie eine Gliederpuppe wurde — seine Jagd auf Antithesen, die er selbst da anwendet, wo keine Gegensätze in der Idee liegen — seine großen Worte, die er an geringfügige Gegenstände verschwendet — seine kühnen Versetzungen, die so weit entfernt sind von jenen leichten und anmuthigen Versetzungen, womit die alten großen englischen Schriftsteller Reiz und Abwechselung in ihren Styl zu bringen wissen — alle diese Sonderbarkeiten wurden von seinen Bewunderern nachgeahmt und von seinen Gegnern parodirt, bis das Publikum der einen wie der andern überdrüssig wurde.

Goldsmith sagte sehr witzig zu Johnson: „Lieber Doktor, wenn Ihr eine Fabel von Gründlingen schreibt, so werdet Ihr die kleinen Fische wie Wallfische sprechen lassen." In der That hatte Niemand weniger Talent, um Charaktere zu individualisiren als Johnson; der Abenteurer, der Dumme, der Tugendhafte, die Kokette sprechen bei ihm in demselben pomphaften und gespreizten Styl. Kurz, um Johnson kennen zu lernen, muß man mehr sein Leben von Boswell als seine Schriften lesen. Zum Schluß wollen wir uns nur noch in das Klubzimmer versetzen, wo für Nugent ein Omelet und für Johnson Limonien auf dem Tische bereit stehen. Hier sehen wir alle Köpfe versammelt, die für alle Zeiten auf Reynolds Leinwand fortleben werden; hier ist Burke mit seiner Brille, und die lange hagere Gestalt Langtons, Beauclerc mit seinem höfischen Spottlächeln, und Garrik's strahlendes Lachen, Gibbon, der auf die Tabaksdose tippt, und Sir Joshua mit der Hörtrompete am Ohr. Im Vordergrunde des Gemäldes erblicken wir die wunderliche Gestalt Johnsons mit ihrem gigantischen Umfang, ihrem breiten gedrungenen Gesicht, das die Spur seiner skrophulösen Krankheit trägt; wir sehen den braunen Rock, die schwarzen abgetragenen Strümpfe, die graue haarschlechtige Perrücke mit dem abgenutzten Scheitel, die schmutzigen Hände, die bis auf's Leben abgenagten Nägel; wir sehen konvulsivisch zuckend Augen und Mund während die schwerfällige Figur sich daher wälzt und hören ihr brustendes Athmen.

Welches seltsame Schicksal hatte doch dieser merkwürdige Mann! Während seines Lebens für einen klassischen Schriftsteller gehalten, empfing er von seinen Zeitgenossen alle Huldigungen, die gewöhnlich nur die Nachwelt Männern von Genie zuerkennt, und diese Art von Berühmtheit, gewöhnlich die hinfälligste von allen, wurde für Johnson die dauerhafteste, während der Ruf seiner Schriften, durch die er sich Unsterblichkeit zu erringen hoffte, mit jedem Tage mehr verhallt, während so lange englische Sprache gesprochen werden wird, seine Wunderlichkeiten und Tischgespräche sich forterhalten werden, von denen er wahrscheinlich glaubte, daß sie mit ihm zu Grabe gehen würden.

Englische Gefängnißscenen.

Der Gottesdienst in Newgate.

(Schluß.)

Sobald ein Mann zur Hinrichtung bestimmt ist, so fordert die dringende Gefahr die Geistlichen des Gefängnisses zu außerordentlichen Bemühungen auf. Die Kirchendiener von Newgate sind der Gefängnißprediger, ein katholischer Geistlicher und einer oder zwei Dissenters, welche freiwillige Dienste leisten, diese aber nicht bloß auf Personen ihrer Sekte beschränken; der katholische Geistliche besucht nur Katholiken. Sobald das Gericht eine Anzahl der von Old-Bailey Verurtheilten zur Hinrichtung bezeichnet hat, besuchen der Gefängnißprediger und seine Gehülfen den Armensünderhof (press-yard) jeden Tag mehrere Male, und leben so zu sagen mit den Verurtheilten, die sie zu Gebet, Reue und Glauben ermahnen. Bei ungefähr der Hälfte solcher Verbrecher sind die Bemühungen der Religionslehrer von Erfolg und von der besten Wirkung auf die Gefangenen. Bei einem von vier Fällen kann man annehmen, daß keine religiösen Eindrücke haften; der Verbrecher bleibt bei allen religiösen Ceremonien gleichgültig, da er sich bis zum letzten Augenblicke mit der Hoffnung auf Begnadigung schmeichelt. Im vierten Falle schlagen die Bemühungen des Religionslehrers nicht nur gänzlich fehl, sondern sie haben auch den ganz entgegengesetzten Erfolg, daß sie die Gefangenen veranlassen der Religion zu spotten, ja sogar in den lächerlichsten Ausdrücken gegen sie zu rasen, und oft ist an Tagen, wo Mehrere gehangen werden, der begleitende Geistliche von einem oder zweien der Verurtheilten den größten Beschimpfungen ausgesetzt. Hier muß er wahre Standhaftigkeit beweisen, denn jedes Jahr werden Newgate gegenüber Mehrere aufgehängt, die im letzten Augenblicke Gott, Christus und das heilige Sakrament verfluchen. Kehren wir jetzt zu jenem Stuhle der Verurtheilten zurück und nehmen an, daß vier Personen auf ihm sitzen, die zur Hinrichtung bestimmt sind. Die ganze Versammlung der Gefangenen betet jeden Morgen für die Verurtheilten; allein am Sonntage vor der Hinrichtung ist großer Gottesdienst, gewöhnlich „die Armesünderpredigt" (the condemned sermon) genannt, bei welchem eine für diese Gelegenheit passende Predigt gehalten wird und eigene Gesänge, als z. B.: „Klage eines Sünders," gesungen werden. Dieser Gottesdienst wird mit besonderer Feierlichkeit gehalten; die Sheriffs mit ihren großen goldenen Ketten wohnen ihm bei, und er ist überhaupt darauf berechnet, auf die Versammlung der Verbrecher der Hauptstadt einen tiefen Eindruck zu machen. Ob der Eindruck gut oder schlecht sey, möge dahin gestellt bleiben, um aber darzuthun, daß ich Belege habe, um ein richtiges Urtheil zu verbürgen, so möge hier die Beschreibung eines solchen Armensündergottesdienstes folgen, von dem ich bis auf den kleinsten Umstand Zeuge war. Die Sheriffs mit ihren Untersheriffs und zwei Freunden, welche die Neugier herbeigezogen hat, sitzen bereits in ihrem eigenen Stuhle. Nicht weit von ihnen stehen zwei große Bedienten, die sich in ihren Staatslivreen stolz aufblähen. Der Prediger steht an seinem Pulte; sein Chorhemd ist augenscheinlich frisch gewaschen und gestärkt, und jene, welche ihn sonst täglich sehen, bemerken heute eine besondere Feierlichkeit, vielleicht Wichtigkeit, in seinem Gesichte und Benehmen. Der Küster ist damit beschäftigt, die für diese Gelegenheit passenden Psalmen aufzuschlagen; das Trauerspiel beginnt. Zuerst treten der Schulmeister und seine Kinder ein; dann kommen die noch unter Verhör stehenden Gefangenen; nach diesen die zum Transport bestimmten, unter denen die früheren Gefährten der zum Tode Verurtheilten sich befin-

den; diesen folgen die Weiber, und endlich kommen die Verurtheilten, vier an der Zahl. Der erste von diesen ist ein junger Mensch von ungefähr achtzehn Jahren, der wegen eines Diebstahls von mehr als fünf Pfund Werth, den er in einem Wohnhause verübte, sterben muß; seine Gesichtszüge haben nichts Bösartiges; im Gegentheile sind sie angenehm, verständig und sogar gefällig. Betrug, Furcht und Ausschweifungen haben noch nicht Zeit gehabt, seinem Gesichte ihr Gepräge aufzudrücken; er schreitet fest, mit aufrecht getragenem Kopfe, einher, blickt nach der Galerie der Weiber und lächelt. Seine Absicht ist, bei Denen, die ihn diesem frühzeitigen Ende entgegenführten, für einen braven Burschen zu gelten; aber sein Versuch schlägt fehl; die Furcht ist stärker als die Eitelkeit. Plötzlich läßt er den Kopf sinken, und so wie er sich niedersetzt, zittern seine gebrochenen Knie und schlottern aneinander. Der zweite ist ein alter Verbrecher, dessen ganzes Aeußeres den Stempel der Frechheit und des Bösewichts trägt. Er war zuerst zum Tode verurtheilt, wurde dann begnadigt und zur Transportation auf Lebenszeit verurtheilt. Nachdem er die Todesstrafe, durch die an sich nicht strafbare Handlung der Rückkehr nach England, verschuldet hatte, muß er wegen eines seit seiner Rückkehr begangenen Einbruchs sterben. Sein Blick auf die Sheriffs und den Geistlichen drückt Spott und Verachtung aus; aber selbst dieser verhärtete Bösewicht wird sich im entscheidenden Augenblicke beugen. Der dritte ist ein Schafdieb, ein armer unwissender Teufel, in dessen Prozesse mildernde Umstände vorkommen, der aber hängen muß, weil dem Staatssekretär zu Ohren gekommen ist, daß dieses nicht sein erstes Verbrechen war, und weil kürzlich eine Menge von Schafen von andern Dieben gestohlen worden sind. Er ist ganz damit zufrieden, daß er sterben muß, und wirklich haben auch die Bemühungen des Geistlichen und Anderer ihn so weit gebracht, daß er seine Lage für beneidenswerth hält und die Himmelspforten schon geöffnet sieht, um ihn aufzunehmen. Der vierte ein elender alter Mann in zerlumpter schwarzer Kleidung ist schon halbtodt; er war Geistlicher der englischen Kirche (Peter Fenn) und ist der Fälschung überführt. Es wurde sowohl von seinen Freunden als auch von ganz Fremden Alles gethan, um sein Leben zu retten, und Dieß gab ihm Hoffnung bis sein Urtheil unterschrieben war; jetzt ist er in Verzweiflung. Er wankt gegen den Stuhl, fällt in ihn hinein, kriecht vorwärts, wirft sich auf den Boden; durch eine seltsame Krümmung seines Rückgrates wird sein Kopf ganz vom Leibe verdeckt. Die Sheriffs schaudern, ihre neugierigen Freunde drängen sich vorwärts, der Schließer macht ein finsteres Gesicht gegen die aufgeregte Versammlung, die vor Kurzem noch lächelnden Trabanten schließen die Augen und vergessen ihre Livreen; der Prediger faltet die Hände; die Gefängnißknechte stoßen ihr „Hush!“ (St!) aus, und der alte Küster erhebt seine schnarrende Stimme und spricht: „Laßt uns singen zum Ruhm und Preis des Höchsten!“ Kein Trauerspiel hat wohl eine so ergreifende Scene als diese aus der Tragödie des wirklichen Lebens genommene, die sich hier achtmal im Jahre wiederholt. Jetzt wird das Morgenlied gesungen, welches die Verurtheilten an Das erinnert, was ihrer morgen früh wartet. Um acht Uhr des andern Morgens schlägt ihre letzte Stunde, und jetzt begeben sie ihr Todtenamt. Der junge Mensch, für den es eigentlich gehalten wird, ist allein von Allen im Stande und willig zu beten, kann aber aus Mangel an Uebung die Stelle in seinem Gebetbuche nicht finden. Der Prediger beobachtet ihn, sieht auf die Sheriffs und sagt mit lauter Stimme: „Der Gottesdienst für die Todten.“ Die Hände des jungen Menschen, die das Gebetbuch verkehrt halten, zittern. Den Räuber hört man einen zornigen Fluch murmeln; der Schafdieb lächelt, und indem er die Arme aufwärts hebt, blickt er freudig nach der Decke der Kapelle. Der alte Geistliche rührt sich nicht. Nachdem Alle „die Wehklage des Sünders“ gesungen und wenigstens dem Anscheine nach für Die gebetet haben, welche jetzt „der schrecklichen Vollziehung ihres Urtheils entgegen gehen,“ beginnt die Predigt. Der Prediger von Newgate ist ein strenger Orthodox der englischen Kirche; seine Reden sind schlicht und populär, und für die bewegte Versammlung ganz geeignet. Der Text allein reicht hin, die Herzen der Versammlung, die durch die große Ungerechtigkeit, von der sie hier Zeuge ist, und durch den Widerspruch, daß man einen Akt, welcher Menschen ihres Lebens beraubt, mit der Religion in Verbindung bringt, ohnehin schon bewegt sind, auf das heftigste zu erschüttern: „Ein gebrochenes Herz ist ein Gott wohlgefälliges Opfer; ein gebrochenes und zerknirschtes Herz wirst Du, o Gott, nicht verstoßen!“ Anfänglich richtet sich die Predigt an die Versammlung überhaupt, die aufmerksam zuhört, mit Ausnahme des alten Geistlichen und des Räubers, an den der erstere angelehnt liegt, während die Augen des letztern umher schweifen, und Einem von seiner Bekanntschaft unter den noch unter Verhör stehenden Verbrechern zuwinken. Endlich macht der Prediger eine Pause, dann sagt er in einem tiefen, fast flüsternden, aber doch Allen verständlichen Tone: „Nun zu Euch, Ihr armen Sterblichen, die Ihr jetzt die letzte Strafe des Gesetzes erdulden werdet.“ Doch wozu das Ganze wiederholen, es sey genug, zu sagen, daß er in dem nämlichen feierlichen Tone etwa zehn Minuten lang fortfährt, von Verbrechen, Strafen, Gefangenschaft, Schande, Schmach, Jammer, Schmerz, Unglück, Angst, kinderlosen Eltern, Witwen, hülflosen Waisen, gebrochenen und zerknirschten Herzen und vom Tode des andern Morgens zum Wohle der Gesellschaft zu sprechen. Was ist der Erfolg? Die halbtodten Menschen sind fürchterlich bewegt; der junge Hausdieb hat allem Trotz entsagt; er klammert sich krampfhaft an den Rand des Stuhls; seine Füße wanken; er stößt einen matten Schrei aus und sinkt zu Boden. Der Räuber bewegt sich weder, noch spricht er ein Wort; sein Gesicht ist aschfarb und seine Lippe blutet; denn ohne es zu wissen, hat er entweder aus Zorn oder um seinen sinkenden Muth zu wecken sich selbst gebissen. Der arme Schafdieb ist in einem an Wahnsinn gränzenden Zustande; er streckt seine Hände weit aus und schreit laut: „Gnade, guter Gott, Gnade ist Alles, was ich bitte. Der Herr ist gekommen in seiner Barmherzigkeit. Dort! dort! Ich sehe das Lamm Gottes! Wie glücklich bin ich, das ist Seligkeit!“ Indeß liegt der alte Geistliche zusammengekrümmt wie ein schlafender Hund; Hände, Füße, Arme, sogar die Muskeln seines Rückens sind in heftiger, schütternder Bewegung, gleich einem galvanisirten Körper; plötzlich stößt er einen kurzen, schrillenden Schrei aus, und Alles ist still. Diese Stille hält nicht lange an; so wie der Prediger sagt: „Zum Schluß“ erheben die Weiber ein Geschrei, das mit einem scharrenden Geräusche untermischt ist, welches von den Bewegungen Derer herrührt, deren hysterische Zufälle mit einer Ohnmacht enden. Die Sheriffs bedecken das Gesicht; der Schließer versucht es, ungerührt zu scheinen, aber sein Auge blickt ängstlich über die bewegte Versammlung, und die Kinder um den Abendmahlstisch starren und gaffen mit kindischer Verwunderung. Die unter Verhör stehenden Gefangenen bewegen sich hin und her, indem sie leise murmeln, und die Hauptverbrecher, die kürzlich noch auf der schwarzen Bank saßen, scheinen ermattet von innerer Bewegung. Diesen Anblick hat man noch einige Minuten lang, und dann zerstreut sich die Versammlung. Die Verurtheilten kehren in ihre Kerker zurück; der alte Geistliche von Knechten geführt; der junge Mensch laut schluchzend wie ein Kind; der Räuber Flüche und Verwünschungen murmelnd, und der Schafdieb schüttelt den Knechten die Hände, pfeift fröhlich und sieht mit irren Blicken aufwärts.

Vermischte Nachrichten.

In den letzten Tagen des Dezembers traten in London sehr dichte Nebel ein. So breitete sich am 27 Dezember zwischen zwölf und ein Uhr ein Nebel über die Hauptstadt aus, wie sich die Meteorologen kaum eines Gleichen erinnern können. Derselbe erhob sich im östlichen Theile der Stadt bei einem kaum fühlbaren Ostwind, und hüllte in kurzer Zeit alle Straßen und Gebäude mit seinem gelblichen Dunst in eine solche Dunkelheit, daß Fußgänger und Wagen auf ihrem Wege die größte Vorsicht anwenden mußten. Sogleich wurden die Läden, öffentlichen Gebäude, Kaffeehäuser und Plätze beleuchtet, was einen seltsamen Contrast mit den gewöhnlichen Mittagsgeschäften bildete. Bald darauf verlor sich jedoch der Nebel in einer westlichen Richtung. Als etwas bei solchen Naturerscheinungen Ungewöhnliches bemerkte man, daß die obere Luftschichte von einer dunkelgelben Farbe war, die dem Widerschein eines großen Brandes bei neblichtem Wetter glich.

Eine Zeitung des amerikanischen Staates Alabama, beklagt sich bitterlich über den Mangel an Weibern in diesem erst neuerdings bevölkerten Staate. Man zählt dort hundert Männer auf eine Weibsperson. Die Zeitung versichert hoch und theuer, daß dort Mädchen reißend abgehen, und unter die Haube kommen. Aus Mangel an Concurrenz, meint sie, sey man in der Wahl nicht sehr schwierig.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 24. 24 Januar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

3. Pampulha. — Der Vögel und Insekten-Verwalter. — Paraiba. — Ein brasilianischer Eremit. —

Pampulha ist die erste, aus mehrern Häusern bestehende Niederlassung seit Porto d'Estrella; sie liegt in einem äußerst lieblichen Thale, welches noch wenig angebaut ist, und fast alle Einwohner sind Vendeiros. Derjenige, bei dem ich die Tropa erwartend zusprach, that sich viel darauf zu Gute, mir eine Flasche englischen Porter vorsetzen zu können, womit ich die Anwesenden bewirthete, die ihn, obgleich er entsetzlich sauer war, doch mit scheinbarem Vergnügen tranken. Ich war frühe angekommen, der Tag war ungemein heiß und nirgends Schatten zu finden, als unter dem Rancho oder in der Venda, ich beschloß also hier auszuruhen; aber zu meinem Unglücke war Pampulha gerade wenig besucht, und die guten Einwohner hatten lange Weile; sie versammelten sich daher größtentheils in der Venda, und bestürmten mich mit Fragen, deren Einfalt mich bald zum Lachen reizte, bald in Erstaunen setzte, wie unwissend hier die Menschen noch waren; übrigens befanden sich ein paar Portugiesen unter ihnen, die sich auch nicht im geringsten unterrichteter zeigten, als die armen Brasilianer, obwohl sie sich nicht wenig darauf einbildeten, Filhos do Reino *) zu seyn. Unter den verschiedenen Veränderungen, die sich seit ein paar Decennien in Brasilien zugetragen hatten, interessirte diese Leute besonders die naturforschende Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern welche das Landgut des Herrn von Langsdorff **) bewohnten. Sonst erhielt jeder Fremde, der den brasilianischen Boden betrat, einen Soldaten zur Begleitung; jetzt sah man die Mitglieder der erwähnten Gesellschaft ungehindert Reisen im Lande machen, allenthalben Untersuchungen anstellen, Gegenden aufnehmen u. s. w. Herr von Langsdorff selbst war der geübteste Schmetterlingsjäger, und hatte mehrere Leute im Solde, welche Vögel schießen und Insekten für ihn sammeln mußten. Da die Einwohner den Zweck dieser Sammlungen nicht begriffen, so hielten sie diese für eine Liebhaberei, und nannten Herrn von Langsdorff mit brasilianischem Witze: Administrator dos Passerinhos e bichos Verwalter der Vögel und Insekten); noch weniger begriffen sie die Absicht des Botanikers, welcher von ihnen häufig, Pflanzen sammelnd, angetroffen wurde; ihn nannten sie darum homem de capim (Grasmann.)

Ich beabsichtigte den kommenden Tag bis Paraiba zu reisen, und verließ darum Pampulha so frühe als möglich; der Morgen war ungemein schön, am azurnen Himmelsgewölbe zeigte sich kein Wölkchen, und mein Gemüth befand sich in jener behaglich heitern Stimmung, die sich gleichsam auf allen Gegenständen um uns her abspiegelt, und diese alsdann in dem günstigsten Lichte erscheinen läßt. Der Weg zog sich beinahe eine Legoa weit immer aufwärts zwischen einer an Abwechslung armen Gebirgsgegend hin; als ich aber den höchsten Punkt der Straße erreichte, lag ein Thal vor mir, so ausgezeichnet schön, wie ich noch keines in Brasilien gesehen hatte; ich stieg daher von meinem Pferde ab und weidete mich eine geraume Zeit an der herrlichen Aussicht, dann erhob sich aber mein Geist anbetend zu dem Weltenschöpfer. Ich habe in Europa Gegenden gesehen, welche ich für die schönsten hielt, aber wenn ich bedenke, was im Vergleiche mit ihnen die Natur für Brasilien that, scheinen sie mir in das Gewand der Dürftigkeit gekleidet, und wenn auch Kunst und Natur bei uns sich vereinigen, um mit den Gegenden der Tropenländer zu wetteifern, so werden sie diese doch nie

*) Die portugiesischen Auswanderer glauben sich durch diese Benennung „Söhne des Königreiches" vortheilhaft von den Brasilianern, ihren Abkömmlingen, auszuzeichnen.

**) Herr von Langsdorff, der als russischer Generalkonsul Brasilien schon seit 15 Jahren bewohnte, besaß damals eine Fazenda, Mandioca genannt, an der neuen Straße von Porto d'Estrella bis an den Fuß der Gebirgskette Serra da Estrella. Herr von Langsdorff hatte die Absicht, seine Fazenda nach rationellen Grundsätzen zu bewirthschaften und zu diesem Ende eine beträchtliche Anzahl deutscher Kolonisten aus Europa herübergeholt, die er hier ansiedeln wollte. Allein die Kolonie zerstreute sich, ehe es zum Anbau des Landes kam. Herr von Langsdorff stand an der Spitze einer von der kaiserlichen Regierung besoldeten Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, um Brasilien zu bereisen. Er hatte den Grund zu einer großen Kaffeepflanzung und zu einem gewaltigen Palaste gelegt, mehrere Gebäude aufgeführt, eine Kaffee- und Mandioc-Mühle, einen großen Rancho und eine Ziegelbrennerei angelegt, aber alle diese Unternehmungen erwiesen sich weder nützlich noch einträglich. „Ohne die ergiebige Quelle," bemerkt der Verfasser, „aus der Herr von Langsdorff schöpfte, wäre sein Ruin unvermeidlich gewesen, und er würde das Schicksal vieler bemittelter Europäer getheilt haben, welche mit großen Erwartungen nach Brasilien kamen, und zu spät einsahen, daß der Wille Landwirth zu seyn nicht hinreicht." A. d. R.

übertreffen; wo die Palme fehlt, dieses Meisterwerk der Schöpfung, deren es in Brasilien über sechzig Arten gibt, kann eine Gegend nicht vollendet schön genannt werden.

(Schluß folgt.)

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die übrige Lebensgeschichte Massasoits läßt sich kurz zusammenfassen. Im Jahre 1632 wurde er zu Sowams von einem Theil der Narragansetts angegriffen, und mußte sich in ein englisches Haus flüchten. Sobald man in Plymouth sein Mißgeschick erfuhr, wurde ihm unverzüglich eine Schaar von Bewaffneten unter Anführung seines alten Freundes Standish zu Hülfe geschickt, worauf die Narragansetts sich zurückzogen. Ungefähr um das Jahr 1639 nahm der Sachem, wie es scheint seinen ältesten Sohn Moanam oder Wamsutta zum Mitregenten an, denn am 28 September dieses Jahres erschienen beide vor „offenen Gerichtsschranken" zu Plymouth und verlangten, daß der alte Vertrag von 1621 unverletzt bleiben möge. Zugleich gingen sie einige neue Verbindlichkeiten ein, die vorzüglich darauf hinausliefen, der Kolonie für spätere Zeiten ihre Ansprüche auf das Land der Pokanokets zu sichern. Von dieser Zeit an erscheinen die Namen von Vater und Sohn häufig neben einander in Urkunden, durch welche den Engländern Landstriche abgetreten werden. Im Jahre 1649 verkaufte Massasoit ihnen in seinem eigenen Namen den Bezirk von Bridgewater. „Kund und zu wissen sey hiemit, heißt es in der darüber ausgefertigten Urkunde, daß ich Usamequin, Sachem des Landes der Pokanokets gegeben, verliehen und verkauft habe, an Myles Standish" u. s. w. Diese Erklärung ist unterzeichnet von dem Handzeichen des Sachems und ein anderer Artikel von Standish und zwei andern Engländern, wodurch sie sich verbindlich machen: „dem besagten Usamequin für den abgetretenen Strich Landes zu geben: sieben Röcke, neun Hackbeile, acht Kärste, zwanzig Messer, vier Elenthierhäute, zehn und einen halben Yard Baumwollenzeug." Vier Jare später traten Vater und Sohn gemeinschaftlich gewisses Land in der Nachbarschaft ihrer Residenz um einen Geldwerth von fünfunddreißig Pfund ab. Aus der diesem Kaufe angehängten Bedingung, daß der abgetretene Boden von den Engländern in Besitz genommen werden könne, so bald die darauf wohnenden Indianer ihn verlassen haben würden, läßt sich schließen, daß die Sachems eben nicht als unbeschränkte Herren mit Grund und Boden ihres Landes zu schalten hatten. Dieß war eine der letzten Gelegenheiten, bei denen Massasoits Name vorkommt. Im Jahre 1656 starb er, und mußte um diese Zeit über siebzig Jahre alt seyn, da die Kolonisten fünfundvierzig Jahre früher, wo sie zum ersten Male mit ihm zusammentrafen, von ihm als einem Manne sprachen, der in seinen besten Jahren war.

Dieß sind einige wenige Züge, welche die Geschichte aus dem Leben des ersten und besten Freundes der Ansiedler aufbewahrt hat, und so einfach sie sind, so leuchtet aus ihnen doch hervor, daß Massasoit einer der merkwürdigsten Menschen der indianischen Race war. Massasoit war ein völlig ununterrichteter Wilder, unbekannt mit den einfachsten Kenntnissen des Lesens oder Schreibens, selbst nach einem fast fünfzigjährigen Umgang mit den Ansiedlern, und zeichnete sich vor den übrigen Wilden durch nichts aus, als durch eine einfache beinerne Kette. Es muß hiebei bemerkt werden, daß die ihm oder vielmehr seinen Vorfahren übertragene Oberherrschaft ein freiwilliges Zugeständniß war, das durch allgemeinen Beschluß oder durch Abfall und Empörung der einzelnen Sigamoren zurückgenommen werden konnte. Die bloßen Eigenschaften seines Herzens und Geistes waren es also allein, die ihm ihre Treue erhalten, ihre heftigen Leidenschaften nach seinen Absichten bändigen, und ihm ihr persönliches Vertrauen und ihre Zuneigung erwerben mußten. Daß dieß der Fall war, geht daraus hervor, daß sein langes Leben hindurch zwischen den zahlreichen Pokanoketstämmen und den Engländern nicht der geringste Streit oder Zwist entstand. Da einige dieser Stämme der Kolonie näher lebten, als irgend andere Indianer und täglich so zahlreich in die Niederlassung kamen, daß die Ansiedler Massasoit bitten mußten, er möchte sie von diesen lästigen Besuchen befreien: so mußten diese schlauen Wilden so gut wie Massasoit selbst hinlänglich bemerkt haben, daß die Kolonisten eben so furchtsam, als schwach an Kraft und Zahl waren. Einige derselben, wie z. B. der Sachem Coebitant, zeigten offenbar feindselige Gesinnungen, und hatten vielleicht Ursache dazu, und doch rief dieser kühne und ehrgeizige Häuptling Massasoits Verwendung an, um ihn mit den Engländern auszusöhnen. Und so groß war der Einfluß des Obersachems nicht allein auf diesen, sondern auch auf die Sachems der Massachusetts, daß neun der mächtigsten von ihnen bald darauf aus großer Entfernung nach Plymouth kamen, um der englischen Macht ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen. Daß Massasoit von seinen Unterthanen und Nachbarn, nah und fern geliebt und geachtet wurde, beweist die große Menge besorgter Freunde, die sich während seiner oben erwähnten Krankheit um sein Lager drängten. Einige von ihnen waren ihn zu sehen mehr als hundert Meilen weit hergekommen, wie Winslow bemerkt; und alle warteten auf den Erfolg von Winslow's Arzneimitteln mit einer Aengstlichkeit, als wäre der Kranke Vater und Bruder eines Jeden von ihnen gewesen. So dürftig die geschichtlichen Nachrichten von ihm sind, so läßt sich aus ihnen doch ersehen, daß er sich diese Liebe durch große Herzensgüte zu erwerben wußte. In Winslow's Tagebuch ist ein Zug von rührender Einfachheit aufbewahrt, der beweist, wie sehr der Sachem das Wohl seiner Unterthanen im Auge behielt, selbst als er kaum noch vom Rande des Grabes gerettet worden war. „Diesen Morgen," erzählt Winslow, „bat mich der Sachem in Sowams einen oder den andern Indianer zu besuchen, und sie wie ihn zu behandeln und ihnen etwas von Dem zu geben, was ich ihm gegeben hatte; es seyen gute Leute, setzte Massasoit hinzu."

Massasoit zeichnete sich nicht als Krieger aus, und man weiß von keinen offenen Feindseligkeiten, in die er selbst mit den umwohnenden feindlichen Stämmen verwickelt gewesen wäre. Dieß gibt einen neuen Beleg für den überwiegenden Geist des Sachems, zumal unter einer so kriegerischen Bevölkerung wie die Indianer, die sonst nur durch Kriegsthaten ausgezeichneten Männern Ehrfurcht bewiesen. Alle eingebornen Stämme von Neu-England geriethen unter sich oder mit den Engländern in blutige Streitigkeiten, in

denen sie früher oder später einem Schicksal unterlagen, das Massasoits Klugheit sich und seinen Stämmen noch zu ersparen wußte. Die unruhigen Häuptlinge, die unter den Massachusetts Unfrieden stifteten, wurden von Standish insgesammt aufgerieben; nur einige Hunderte entkamen dem Verderben und gingen elend in ihren eigenen Sümpfen zu Grunde. Die Pikwots, die nur kurz vorher noch dreitausend Bogenschützen ins Feld stellen konnten, waren im Jahre 1637 bereits fast völlig ausgerottet, während die Wilden von Maine, die Mohaks von New-York, die Narraghansetts und die Mohigans sich unter einander bekämpften und aufrieben mit einer Wuth, als wollten sie absichtlich sich vertilgen, um den neuen Ankömmlingen ihre Wildnisse zu räumen.

Zum Schlusse mögen hier von ihm noch einige Anekdoten folgen. Sein alter Freund Winslow hatte im Jahre 1634 während des Sommers eine Handelsreise nach Connecticut gemacht und bei seiner Rückkehr seine Schiffe an der Narraghansett-Küste, man weiß nicht aus welchem Grunde, verlassen, um seinen Weg nach Plymouth quer durch die Wälder fortzusetzen. Da er in einige Verlegenheit, wahrscheinlich in Betreff des Weges gekommen war, so suchte er Sowams zu erreichen, um sich den Beistand seines alten Bekannten Massasoit zu erbitten, der ihn auch mit gewöhnlicher Güte aufnahm, und ihm anbot, ihn selbst nach Plymouth — zwei Tagreisen weit zu Fuße zu begleiten. Voraus aber hatte der Sachem einige seiner Leute gesendet, um der Kolonie die Nachricht zu bringen, daß Winslow gestorben sey, wobei er es ihrem eigenen Scharfsinn überließ, die näheren Umstände zu erfinden und auszumalen. Winslow's Tod wurde auch in der Kolonie mit großer Bestürzung vernommen und bedauert, als am folgenden Tag Massasoit mit Winslow eintraf, mit dem Ausdruck ungewöhnlicher Freudigkeit auf seinem ehrlichen und gutmüthigen Gesicht. Als man ihn fragte, warum er Tags vorher die falsche Nachricht habe ausstreuen lassen, erwiderte er: er habe es gethan, um Winslow einen desto herzlicheren Empfang zu bereiten und die Ansiedler durch seine Rückkehr desto glücklicher zu machen. Um sich an diesem Anblick des Wiedersehens zu erfreuen, hatte er den weiten Weg gemacht, und er kehrte zurück erfreuter als vielleicht über den glücklichsten Streifzug gegen die Narraghansetts.

Squanto, der wie schon früher gesagt wurde, in der Kolonie zurückgeblieben war, suchte auf mancherlei Weise zwischen Massasoit und den Ansiedlern Mißtrauen und Unfrieden zu stiften, man weiß nicht ob aus ehrgeizigen Absichten, oder bloß um sich ein unter den Indianern gewöhnliches Vergnügen aus der angerichteten Verwirrung zu machen. So kam im Jahre 1622 ein Indianer, wahrscheinlich auf Squanto's Anstiften, in die Kolonie gestürzt, im Gesicht eine tiefe Wunde und ganz mit Blut bedeckt, indem er ausrief, sie möchten ihr Leben retten, und dabei voll Angst zurückblickte, als ob ihm die Feinde auf den Fersen folgten. Dann erzählte er, Massasoit habe an einem gewissen Ort seine Leute versammelt, um einen Angriff auf die Kolonie zu machen; er habe die Wunde erhalten, weil er sich diesem Vorhaben widersetzt, und kaum sey er mit dem Leben davon gekommen. Dieser Bericht erregte nicht wenig Bestürzung; obgleich Hobamok ein anderer Indianer der Aussage des Pokanketindianers auf's bestimmteste widersprach und rieth, man möchte insgeheim einen Boten nach Sowams schicken, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Dieß geschah, und da der Kundschafter in Montaup Alles vollkommen ruhig fand, unterrichtete er den Sachem von dem gegen ihn in Umlauf gebrachten Gerüchte. Massasoit entrüstete sich darüber höchlich und ging selbst nach Plymouth, um von dem Gouverneur gegen seinen Verläumder Gerechtigkeit zu verlangen. Letzterer besänftigte ihn so gut es ging, und der Sachem kehrte nach Hause zurück. Bald darauf aber kam eine Botschaft an, die den Gouverneur Anfangs nur bat, in Squanto's Tod zu willigen. Der Gouverneur erwiderte, er sehe ein, daß Squanto den Tod verdient, allein er wünsche ihm wegen seiner werthvollen Dienste das Leben zu retten. Allein Massasoit sendete denselben Boten mit noch einigen andern zurück, die jetzt Squanto's Auslieferung forderten, was nach den ersten Artikeln des Vertrages nicht verweigert werden konnte. Zugleich bot man dem Gouverneur für die Auslieferung eine Menge von Biberfellen, welche die Abgesandten sammt dem eigenen Messer des Sachems zur Hinrichtung des treulosen Renegaten mitbrachten. Squanto überlieferte sich jetzt mit der den Indianern bei solchen Gelegenheiten eigenthümlichen Lebensverachtung selbst dem Gouverneur, der jedoch abermals Vorwände hervorsuchte, um ihn zu retten. Die Gesandten waren „toll vor Wuth und voll Ungeduld über den Verzug," sagt das Tagebuch, und gingen höchst aufgebracht davon. So sehr der Sachem in diesem Fall das Recht auf seiner Seite hatte, was auch der Gouverneur und Squanto selbst einsah; so ließ er sich doch am Ende versöhnen. „Es kostete uns viel Mühe, sagt hievon der Kapitän Smith, bis wir den entrüsteten König und die übrigen Wilden versöhnten, die denn endlich Squanto vergaben; wir selbst konnten ihn nicht wohl entbehren, da er allein unsre Sprache redete." Dieß also war wohl der Hauptgrund, warum man Squanto zu retten suchte.

Nachricht von einigen persischen Städten.

(Schluß.)

Balferuch bildet eine völlige Ausnahme von allen übrigen persischen Städten. Der Reisende, an den Anblick der gewöhnlichen Städte dieses Landes gewöhnt, ist überrascht, hier eine Stadt zu finden, die sich ausschließlich mit Handel beschäftigt, und ganz von Kaufleuten, Künstlern und Handwerkern bevölkert ist, die eines Wohlstandes genießen, der sonstwo in Persien ohne Gleichen ist. Nicht ein einziger Khan oder Edelmann ist hier zu finden; der Gouverneur selbst ist ein Kaufmann. Diese Stadt bietet einen Anblick von Wohlhabenheit, Wohlleben und Bequemlichkeiten, und in den besuchteren Theilen der Stadt von Regsamkeit und Bewegung, die man sehr selten in den übrigen Städten dieses Königreiches trifft, wo nichts dergleichen zu sehen ist; der Reisende wird dabei an die betriebsamsten Handelsstädte Indiens erinnert. Balferuch kann, meiner Meinung nach, so wie es jetzt besteht, kein hohes Alterthum ansprechen; es ist eine Schöpfung des Handels, durch dessen glücklichen Einfluß sich die Stadt allmählich zu dem Umfang und der Bedeutung, die sie gegenwärtig hat, aufgeschwungen. Es ist schwer zu sagen, was zuerst den Handel dahin gezogen und den Grund zu dem blühenden Zustande der Einwohner gelegt hat; da im Gegentheile viele Umstände Balferuch hinderlich scheinen, ein wichtiger Handelsplatz zu werden. Zwar liegt es in einer reichen aber niedern und sumpfigen Gegend; die tiefen und kaum gangbaren Straßen scheinen eher geeignet, jede Verbindung mit der Stadt abzuschneiden, als sie zum Sitze eines beträchtlichen Transitohandels zu machen, wie sie wirklich ist, und ihr Hafen, der ungefähr sechs Stunden von ihr entfernt liegt, ist, so viel ich bemerken konnte, nur eine von allen Seiten offene Rhede. Dagegen liefert ihr die fette und fruchtbare Ebene, in der sie liegt, im Ueberfluß alle

Lebensmittel, die Masenderan hervorbringt, und hiedurch wird sie auch der Hauptmarkt dieser Erzeugnisse. Außerdem liegt sie fast gerade in der Mitte nach Kaswin, Teheran, Schahrud und das Innere von Persien hin, da sie in der Nähe der zwei Hauptwege angelegt ist, auf denen man über den Elbruz geht; in gleichem Verhältniß steht sie zu Recht, der Hauptstadt von Ghilan, die gleichfalls der Sitz eines ausgebreiteten Handels ist. Welche Umstände aber auch immer zur Begründung des Wohlstandes von Balferuch beigetragen haben mögen, die wesentlichste Förderung des Handels war die Freiheit, deren die Stadt genoß, da sie so zu sagen mit der Regierung gar nichts zu schaffen hatte, und von der Bedrückung frei blieb, die auf dem übrigen Lande lastet. Ihr Gouverneur, ein Eingeborner der Stadt und selbst Kaufmann, wird, wenn er auch wollte, es nicht wagen, irgend eine despotische Maßregel zu ergreifen. Balferuch ist sehr mäßig besteuert und genießt der Befreiung von allen militärischen Requisitionen.

Allein eine solche Lage ist zu glücklich, um auf die Länge in Persien Bestand zu haben. Bereits haben Balferuch's Reichthümer die Habgier Mohammed Kuli Mirza's gereizt, der zur Zeit, wo ich im Lande war, seinen Sohn Iskander Mirza als seinen Statthalter nach Balferuch zu schicken vorschlug; ein Schwarm von Mirza's, Khans und Golanis (Pagen) und anderen Hofbeamten und Günstlingen wird den jungen Prinzen begleiten, und da die Stadt die Kosten seines Aufenthaltes zu tragen haben wird, so wird sie bald von drückenden Steuern ausgesaugt seyn. Statt einer billigen und haushälterischen Verwaltung, die bis dahin dort herrschte, wird ein System von Betrug und Bestechung einreißen, Ordnung und Gerechtigkeit werden drückenden Intriken und ungerechten Erpressungen eines verdorbenen Hofes weichen müssen. Auf solchem Wege wird der Wohlstand Balferuch's bald zu Ende seyn. — Man zählt zu Balferuch zwanzig bis dreißig Kollegien, und diese Stadt ist eben so berühmt durch die große Anzahl ihrer Mussas oder Gelehrten als durch ihren Handel.

Ein eigenthümlicher Zug, der die Bevölkerung von Masenderan vor den übrigen Gegenden Persiens und namentlich vor Khorasan auszeichnet, besteht darin, daß Diebstahl dort äußerst selten ist. Die Einwohner von Balferuch zeichnen sich noch außerdem vor den Bewohnern von Sari durch ihre Höflichkeit und die Rücksichten aus, die sie den Fremden beweisen. Fraser hatte davon mehr als Ein Beispiel zu rühmen. Während seines Aufenthaltes in dieser Stadt begegnete er auch einem Menschen wieder, dessen Bekanntschaft er bereits in Teheran gemacht hatte, und der als Derwisch ein Strolchenleben führte, wobei er seinen Unterhalt auf Kosten der unwissenden Gläubigkeit fand.

Amul liegt nur 22 engl. Meilen von Balferuch. Ein Fluß, Nirraz genannt, trennt die Stadt Amul von einer Vorstadt, wo sich ein ansehnlicher Bazar befindet. Die Bevölkerung von Amul wird auf 35 bis 45 tausend Seelen geschätzt; im Sommer vermindert sich diese Anzahl bedeutend, da die meisten Einwohner, die nur einigermaßen wohlhabend sind, in den Gebirgen eine gelindere Temperatur suchen. Die Bazars sind groß und wohl versehen, indeß ist der Handel dieser Stadt durchaus nicht mit dem Balferuch's zu vergleichen, da er sich blos auf die den Einwohnern nöthigen Bedürfnisse zu beschränken scheint.

Die Einwohner von Masenderan sind im Vergleich zu den anderen persischen Provinzen noch weit zurück in den Genüssen und Bequemlichkeiten des Luxus. Fraser erzählt in dieser Beziehung, daß er zu Balferuch und Amul seinen Theevorrath erneuern wollte, und nur ein Viertelpfund davon bei einem Gewürzhändler finden konnte, der dieses sonst überall so häufige Kraut nur in kleinen Gewichten und zu unerhörtem Preise verkauft. Kaffee kannte man kaum dem Namen nach in vielen Gegenden Persiens, die vom persischen Golf oder großen Handelsplätzen weiter entfernt liegen. So sieht man in Khorasan nur selten Kaffee, und man wird damit nur in den Häusern der Großen und Reichen bedient.

Der einzige Gegenstand, der in Amul die Aufmerksamkeit des Reisenden erregt, sind die Trümmer eines schönen Mausoleums, das von Schah Abbas dem Großen über dem Grabe des Seiden Kawam-Eddin, mehr bekannt unter dem Namen Miz Bezurg, der vor ungefähr vierhundert Jahren die Herrschaft über Sari und Amul besaß, erbaute. Die Mutter des Schah Abbas stammte von diesem Seiden. Der Ursprung Kawam-Eddins stieg bis zu Ali und Fatime durch den Imam Zein-Elabidin hinauf. Durch Tugend und Frömmigkeit hatte er sich einen so großen Namen erworben, daß er bei Gelegenheit einer Revolution, die im achten Jahrhundert der Hedschira in Masenderan ausbrach, auf den Thron erhoben wurde, und so Stammvater einer Seiden-Dynastie wurde, die ihre Herrschaft bis zum Jahre 920 d. H. behauptete. Der Sohn Kawam-Eddins, Kamal-Eddin genannt, wußte sich sogar die Huld Timurs zu erwerben, und rettete hiedurch Leben und Eigenthum seiner Unterthanen, und behielt seine Unabhängigkeit, und den größten Theil seiner Staaten. Das oben erwähnte Denkmal hat das Loos aller der prachtvollen Monumente des Schah Abbas getheilt, und ein furchtbares Erdbeben, das vierzehn Jahre vor Frasers Ankunft statt fand, trug viel dazu bei, den Verfall des prächtigen Bauwerkes zu beschleunigen. Um nach Amul von Sari her zu kommen, überschreitet man den Fluß Hiraz, dessen Lauf sehr ungestüm und reißend ist, auf einer Brücke von zwölf Bogen, die auf den Grundlagen einer weit ältern Brücke auf Kosten Mirza Scheffi's, eines Ministers Feth Ali Schah's, erbaut wurde, der erst vor wenigen Jahren starb, und dessen Edelmuth Masenderan viele Gebäude von öffentlichem Nutzen und viele fromme Stiftungen verdankt.

Labidschan ist eine alte Stadt, deren jetzige Bevölkerung ungefähr 15,000 Seelen zählt, und deren Bazars eben so groß wie die von Amul reich mit Handelswaaren angefüllt sind. Der Hauptgegenstand ihres Handels ist Seide, die nach Recht oder Enzeli geht, um von dort ins Ausland verführt oder geradenwegs nach Ispahan gebracht zu werden, wodurch einige Manufakturen unterhalten werden. Wenn man von Lahidschan aus nach Recht gehen will, muß man über den Sefidrud setzen, einen Fluß, der aus den Gebirgen kommt, und in den höher gelegenen Gegenden Kizilusen genannt wird. Er stürzt sich aus einer tiefen und gefährlichen Bergschlucht hervor, und fließt mit reißendschnellem Laufe einige Meilen östlich von Enzeli ins kaspische Meer.

Recht, die Hauptstadt von Ghilan war der Ort, wo Fraser das Ziel seiner Reisemühseligkeiten zu erreichen hoffte; allein er hatte hier durch das ungewöhnliche Zusammentreffen von Umständen größere Gefahren zu bestehen, als auf seiner ganzen Wanderung. Hier möge noch eine Anekdote stehen, die beweist, daß wenn die Religion, wie Fraser zu glauben geneigt ist, ihren Einfluß auf die Gemüther der Perser verloren hat, dennoch der Aberglaube noch große Gewalt übt. Nicht selten geschieht es, daß reiche Leute verfügen, daß ihre Leichen nach Mechehed gebracht und in den durch die Asche des Imam's Riza geweihten Boden zur Erde bestattet werden sollen. Während Fraser zu Asterabad war, verbreitete sich das Gerücht, daß die Turkomanen, vom Stamme Tekeh, sich mit den Usbeken vereint hätten, um einen Einfall in Khorasan zu machen, und daß schon mehrere Tausende dieser Räuber bereit seyen, dieses Vorhaben auszuführen. Man sprach auch von Tschappus oder feindlichen Einfällen, die in der Nachbarschaft von Schahrud gemacht worden, wobei unter andern kostbaren Gegenständen auch die Leiche eines vornehmen Mannes entführt worden sey. Fraser glaubte, daß sie daran einen schlechten Fang gemacht haben möchten; allein man versicherte ihm, daß ihnen dieser Raub wenigstens 20,000 Tomans (275,000 Fr.) eintragen würde; denn der Sohn, der Bruder und die nächsten Anverwandten des Verstorbenen würden nicht zugeben, daß seine Leiche in einem von ungläubigen Sunniten bewohnten Boden beerdigt werde, und folglich würden sie um jeden Preis, den die Räuber forderten, die Leiche erkaufen müssen. Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich einige Zeit zuvor, und da die Verwandten des Verstorbenen nicht das ganze verlangte Lösegeld zu bezahlen im Stande waren, so begnügten sie sich einen Arm zu kaufen, für den sie tausend Tomans (eine Münze von Khorasan, ungefähr 55,000 Fr.) bezahlten, und dieses Glied wurde nach Mechehed gebracht, und dort als Repräsentant des ganzen Leibes zur Erde bestattet.

Englische Schiffahrt.

Vom Jahre 1816 bis 1825 zählte man 27,309 englische Schiffe, die durch den Sund segelten, von 1824 bis 1830 also in den sieben Jahren, welche auf den zwischen Großbritannien und den nordischen Mächten geschlossenen sogenannten Reziprocitäts-Vertrag folgten, 50,966. In den diesem Vertrag vorausgegangenen acht Jahren schifften im Durchschnitt jährlich 4425 durch den Sund. Im Jahre 1816 zählte man 1848 solcher Schiffe und im Jahre 1830, 4259.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 25. 25 Januar 1832.

Wohlthätigkeits- und Straf-Anstalten zu Moskau.

Mit einem Seitenblick auf die Rechtspflege in Rußland. *)

Wenn noch häufig in Rußland unter der schimmernden Decke neuer Kultur die alte moskowitische Barbarei hervorblickt, so gibt es doch noch dort einen Gegenstand, welcher nur ungetheiltes Lob und aufrichtige Bewunderung verdient: ich meine Moskau's Wohlthätigkeitsanstalten, welche ich so eben besichtigt habe, und in denen mir die Ueberzeugung ward, daß man nirgends die Mildthätigkeit auf eine edlere Art und in reichlicherem Maße, als hier, üben kann. Freilich mußte wohl, in diesem Lande, wo bei dem Bestehen der Leibeigenschaft, die Arbeit, ja das Leben eines ganzen Volkes einer einzigen privilegirten Klasse gehört, auch diese sich ihrerseits zu um so größeren Verpflichtungen gegen die leidende Bevölkerung verbunden fühlen; doch mindert dieses nicht ihr Verdienst, diese edeln Pflichten so tief gefühlt zu haben, und ihnen so großmüthig zu genügen.

Das Waisen- und Findelhaus bildet, mit den dazu gehörenden Anstalten, ein geräumiges Stadtviertel von Moskau. Das Hauptgebäude gilt mit Recht für das am Besten unterhaltene Gebäude der Stadt; es enthält Wohnungen für mehr als 2000 Individuen. Diese Stiftung nimmt jährlich 5—6000 Kinder auf, und nie darf sie eines aus Rücksicht auf die Menge der dargebrachten Kinder, auf deren physischen Zustand, oder die Lage ihrer Eltern, zurückweisen. Unmittelbar nach ihrem Eintritte werden die Kinder getauft, dann vaccinirt und mit einer in ein elfenbeinenes Täfelchen gegrabenen Nummer versehen. Dieses Täfelchen legen sie nie ab, und so wird es den Eltern möglich, sobald sie es wünschen ihre Kinder wieder aus der Anstalt zurückzunehmen.

Bald nach ihrer Aufnahme werden die Kinder auswärts wohnenden Ammen übergeben, mit Ausnahme der Kranken und derjenigen, welche als Zöglinge (pensionaires) in der Anstalt selbst bleiben. Bis zum Alter von 18 Jahren werden die außer dem Hause Erzogenen auf Kosten der Anstalt unterhalten, nach diesem Alter aber erhalten sie eine bestimmte Versorgung. Die Mädchen sucht man zu verheirathen, die männlichen Individuen werden auf einem Krongute als Pächter untergebracht. Glücklicher ist das Loos der Zöglinge, sie erhalten im Waisenhause selbst eine ihren Fähigkeiten angemessene Erziehung, und diesen Vortheil genießen alle diejenigen, deren Eltern oder Wohlthäter bei ihrem Eintritte in die Anstalt die geringe Summe von 160 Rubeln entrichten. Gegenwärtig mag sich ihre Anzahl auf mehr als 1000 belaufen.

Eine edle Idee liegt der Erziehung dieser Kinder zu Grunde: indem man ihren Geist ausbildet, will man ihre traurige, freudenlose Lage mildern. Ihre Eltern mochten Leibeigene seyn, sie selbst sind alle frei, und man gibt ihnen die Mittel an die Hand, sich zu den höchsten Staatsämtern empor zu schwingen. Ihre Kindheit umschwebt die mildeste Sorgfalt, ihre Zukunft verklärt die Hoffnung, und der Frohsinn, der aus ihren Zügen leuchtet, bezeugt, daß sie sich glücklich fühlen.

Diese weise Wohlthätigkeit ist auch von großem Nutzen für den Staat selbst, welchem bisher ein Mittelstand fast gänzlich mangelte. Auch darf man das glückliche Fortkommen der Zöglinge dieser Anstalt mit Recht erwarten, indem einerseits nichts gespart wird, um ihnen den besten Unterricht zu verschaffen, und auf der andern Seite nur denjenigen eine vollständige Erziehung zu Theil wird, welche hiezu genügende Fähigkeiten bewiesen haben. Sobald sie nämlich in ihr achtes Jahr getreten sind, kommen sie in eine Vorbereitungsschule, wo man sorgfältig ihre Anlagen und Geisteskräfte kennen zu lernen sucht: von dem Ergebniß dieser Beobachtungen hängt ihre zukünftige Bestimmung ab, so daß so zu sagen ihr Geschick in ihren eigenen Händen liegt. Die Intelligenz tritt hier bei Vertheilung der Stände und Gewerbe an die Stelle des blinden Zufalls und seiner Launen, und was an jedem andern Orte für eine philosophische Träumerei, höchstens als Ausnahme gelten darf, tritt hier als allgemeine Regel in die Wirklichkeit. Bei ihrem Austritte aus der Vorbereitungsschule lernen die minderbefähigten Zöglinge ein Handwerk, die andern treten in höhere Klassen über, und diejenigen, welche sich in diesen auszeichnen, studiren später an der Universität zu Moskau Medizin, Rechte oder Literatur. Die Erziehung der Mädchen ist auf ähnliche Art eingerichtet. Diejenigen, welche mit Auszeichnung die erste Prüfung bestanden, bestimmt man zu Erzieherinnen. Nach Beendigung ihrer Lehrzeit verschafft ihnen die Stiftung eine Anstellung, und wacht noch sechs Jahre lang über ihr Fortkommen und ihre Aufführung. Eine an-

*) Aus: Voyage en Russie: lettres écrites en 1829 par Léon Renouard de Bussierre. Paris et Strasbourg chez J. G. Levrault. 1831.

dere, sehr einsichtsvolle Bestimmung verbietet diesen Mädchen während der ersten sechs Jahre eine Stelle in einer der beiden Hauptstädte anzunehmen, welches besonders dem ärmeren Landadel den Vortheil gewährt, seinen Kindern eine anständige Erziehung verschaffen zu können. Bewunderungswürdig ist der gefällige, bescheidene Anstand dieser weiblichen Zöglinge, kaum kann man bei ihrem Anblick begreifen, daß auch sie einst waren, wie jene schmutzigen in Lumpen gehüllten Kinder, welche man einen Augenblick zuvor von Weibern aus der Hefe des Pöbels in die Anstalt bringen sah.

Das Waisenhaus wurde von der Kaiserin Katharina der Zweiten in den ersten Jahren ihrer Regierung gestiftet; seinen jetzigen Zustand und Umfang verdankt es aber hauptsächlich der verstorbenen Kaiserin Mutter, Maria Feodorowna, welche ihr ganzes Leben hindurch mit der Güte und Milde eines Engels Glück und Trost um sich her verbreitete. Die Anstalt kostet jährlich ungeheure Summen. Doch sind die Preise der Lebensmittel so niedrig, daß die Nahrung jedes Bewohners des Hauses im Durchschnitte auf nicht mehr als 20 Kopeken (5²/₅ Kreuzer) zu stehen kommt. Ueberdieß hat die Stiftung bedeutende Einkünfte: so zieht sie den Ertrag der Polizeigeldstrafen; sie erhebt eine Abgabe von den Schauspielen und Lustbarkeiten, von den Versteigerungen, den Spielkarten u. s. w. und besitzt aus allen Schenkungen beträchtliche Kapitalien, zu deren Anlegung und Benützung eine Leihanstalt besteht. Dieses leiht auf deponirte Pfänder, z. B. Silberzeug, Edelsteine, und auf Hypothek aus. Im letztern Falle hat der Schuldner jährlich 8% zu zahlen, wodurch zugleich nach Verlauf mehrerer Jahre die Schuld selbst getilgt wird. Die Leichtigkeit, mit der man auf diese Weise seine liegenden Güter verpfänden kann, ist der Ruin vieler Grundeigenthümer. Luxus und Spiel verschlingen schnell das im Waisenhause aufgenommene Kapital, bald stockt die Interessenzahlung, der Termin läuft ab, und die Güter werden zum Verkaufe ausgeboten. Alsdann erscheinen in den öffentlichen Blättern der Hauptstadt Anzeigen besonderer Art; sie machen bekannt, daß zu bestimmter Zeit — Tag und Stunde, das geeignete Gericht zur Versteigerung an den Meistbietenden von so und so viel männlichen Seelen schreiten werde, welche dem kaiserlichen Waisenhause vom Edelmann NN. verpfändet worden.

Hier noch einige Worte über die Stiftungen, welche Moskau der Privatwohlthätigkeit verdankt. Das Scheremetieffsche Spital ist ein ansehnliches Gebäude im zierrathreichen Style der neueren russischen Architektur und zur Aufnahme von 140 Greisen bestimmt. Ihre Zimmer sind geräumig, geschmackvoll ausgemalt, selbst zierlich geschmückt, und die Größe der Anstalt gestattet, nicht mehr als 2 bis 3 Greise ein und dasselbe Zimmer bewohnen zu lassen. Die Pfründner scheinen sich in ihrer Lage glücklich zu fühlen. Ihre Kleidung, ihr Hausrath, ihre Wäsche, alles wird in der ausgezeichnetsten Reinlichkeit erhalten, die Kost ist vortrefflich, sie haben den Genuß eines schönen Gartens und denen, welche Krankheit und Gebrechlichkeit an das Haus fesselt, ist es gestattet in ihren Zimmern Blumen zu ziehen. In derselben Anstalt sind 60 Stellen für Kranke, und diese, wie die Greise, werden ohne Unterschied der Religion und der Herkunft aufgenommen. Der Gründer dieser Anstalt, Graf Scheremetief, nachdem er allein auf die Gebäude seiner Stiftung eine halbe Million verwendet hatte, schenkte ihr noch 8,400 Bauern, zugleich bewies er, wie sehr ihm das Wohl seiner ehemaligen Leibeigenen am Herzen lag, indem er zur Bedingung machte, daß dieselben nie höher als zu 10 Rubeln auf den Kopf besteuert werden dürften. Ueberdieß legte er noch beim Waisenhause ein Kapital von 500,000 Rubeln nieder, dessen Zinsen zum Unterhalte seiner Stiftung bestimmt sind. Seit seinem Tode gibt sein Sohn, ein junger Offizier in der kaiserlichen Garde, der Anstalt noch einen jährlichen Zuschuß von 25,000 Rubeln, so daß die Anstalt, deren Einkünfte gegen 110,000 Rubeln betragen mögen, noch eine große Anzahl Hausarme unterstützen, und jährlich an 50 arme Mädchen ausstatten kann. Solche Beispiele von Wohlthätigkeit sind in Rußland nicht selten. Moskau hat noch mehrere andere bedeutende, von russischen Großen gestiftete oder bereicherte Wohlthätigkeitsanstalten aufzuweisen, z. B. das Galizin'sche Spital, das Invalidenhaus der Fürsten Kurakin u. a. m. und was ich von der freigebigen Ausstattung, von der rührenden Humanität der Scheremetief'schen Stiftung sagte, gilt in gleichem Maße von allen andern.

(Schluß folgt.)

Berichte der Geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831.

5. Expedition der Gebrüder Lander nach der Ausmündung des Nigers.

(Schluß.)

Nahe bei Kirri widerfuhr den Reisenden ein Unfall: sie wurden von Kriegsfahrzeugen angegriffen und ihr Kanoe umgestürzt, wobei sie viele ihrer Effekten und den Kompaß, ihr einziges Instrument, verloren. Dieser, in einer Entfernung von 180 Meilen in gerader Linie, von der Mündung des Flusses Nun erfahrene Verlust ist Ursache, daß man über dessen Lauf in Ungewißheit ist. Indeß geben die von Clapperton schon aufgenommene Lage von Bussa und dieser Mündung zwei Anhaltspunkte, auf welche sich, wenn man sie mit den täglich angegebenen Richtungen und Schätzungen in Verbindung und die gebrauchte Zeit nebst der Geschwindigkeit der Strömung in Anschlag bringt, Berechnungen stützen lassen. Die Mündung des Flusses Nun ist fast unter dem Meridian von Bussa; überdieß läuft der Fluß gegen Osten eine Strecke, die seinem westlichen Lauf fast gleich kommt. Der Fluß Cudunia fällt genau auf der schon vorher angegebenen Stelle in den Quorra, dasselbe ist der Fall mit dem Tschadda; ferner ist Yauri fünf Tagreisen von Sakatu entfernt, was also den von Lander angegebenen 100 Meilen entspricht.

Dieß ist die Lösung des großen geographischen Problems. Seit Mungo Parks erster Entdeckung des Joliba ist jeder Punkt des Kompasses als dem Lauf und der Mündung dieses Flusses entsprechend angenommen worden. Der deutsche Reisende Reichard hatte gut gerathen, er war durch Schlüsse und Hypothesen die auf keiner Thatsache beruhten, zufällig auf die Wahrheit gekommen.

Es bleiben jetzt noch zwei Fragen zu beantworten. Ist der Quorra wirklich eine Fortsetzung des Joliba Mungo Park's, und ist der Joliba oder Quorra der Niger? Die erste Frage beantworten wir dreist mit Ja; nicht so die zweite, wenn man unter dem Niger

den Fluß meint, den die alten Geographen und Geschichtschreiber so nennen. Für die Identität des Joliba mit dem Quorra haben wir die stärksten Beweise. Mungo Park schrieb bei seiner Abreise von Sansanding an Lord Camden und Mistreß Park, daß er im Begriff sey, auf seinem Schooner den Fluß hinab bis in den Ocean zu fahren, und daß er über Westindien zurückkommen werde. Der Mandingo-Priester der abgeschickt wurde, um nach dem Schicksal des Reisenden zu forschen, erhielt Nachricht von dem Schiffbruch und Tod des Reisenden und seiner Gefährten zu Bussa, einer Gegend, die man nie zuvor hatte nennen hören. Als Kapitän Clapperton bei seiner zweiten Unternehmung Badagry verließ, überzeugte er sich, daß Bussa auf dem rechten Ufer des Quorra liege, und erhielt dort dieselben Nachrichten über Mungo Park's Schicksal, die der Mandingo-Priester überbracht hatte. Er sah den Felsen an dem der Schooner gescheitert war, und man sagte ihm von Büchern und Papieren, die sich noch in den Händen des Sultans von Nyffe befänden. Lander wurde auf seiner Rückkehr vom Sultan von Bussa aufgehalten, dem er einige Flinten reinigen mußte, die das Zeichen des Towers von London trugen. Es ist demnach erwiesen, daß Park bis nach Bussa kam. Allein ein noch stärkerer Beweis ist der, daß der alte Sultan den Gebrüdern Lander ein Buch mit logarithmischen Tabellen und ein Gebetbuch gab, in dem der Name „Anderson,“ eines der Gefährten Mungo Parks geschrieben stand. Im erstern befand sich überdieß noch ein Billet, durch das Mungo Park eingeladen wurde, bei einem Herrn im Strand zu speisen, und ein Brief der Lady Dalkeith, worin sie ihm für einige Zeichnungen dankte. Es ist also hinlänglich erwiesen, daß Park zu Bussa war und dort Schiffbruch litt; wenn er aber diese Stadt erreichte, so geschah Dieß natürlich indem er dem Lauf des Joliba folgte, auf dem er bis zum Meer hinab fahren wollte, denn außerdem würde er seinen Schooner verlassen, oder ihn zu Lande haben transportiren lassen, was wohl nicht denkbar ist.

Die Denkschrift schließt mit einigen Bemerkungen über den Niger der Alten, die wir unsern Lesern (Ausland Nro. 184 von vor. Jahr) bereits mitgetheilt haben. Richard Lander hat seitdem den königlichen Preis von 50 Guineen aus den Händen Lord Goderichs, der am 14 Nov. v. J. der Sitzung der geographischen Gesellschaft präsidirte, erhalten. Für seine Zukunft ist durch eine gute Anstellung gesorgt, und auch sein Bruder John, sein treuer Gefährte, ist der Berücksichtigung der englischen Regierung empfohlen worden.

Withbreads Brauhaus in London.

(Aus Weechs Reise über England und Portugal.)

Das Brauereigewerbe ist in London von so außerordentlicher Bedeutung, daß nur Personen von großem Reichthume sich demselben unterziehen können. Die Zahl der Brauhäuser in London scheint daher im Vergleiche mit der ungeheuern Bevölkerung durchaus in keinem Verhältnisse zu stehen, und man muß voraussetzen, daß die Menge des beliebten Nationalgetränkes, welches das öffentliche Bedürfniß erfordert, von jedem einzelnen dieser Brauhäuser in ungeheuren Quantitäten erzeugt wird; und Dem ist also.

London hat den Ruf erworben, daß seine Brauer allein das ächte Porterbier erzeugen können; man kann also annehmen, daß es von hier aus über alle Theile von Alt-England verführt wird. Die Bestandtheile des Porters sind übrigens von der Art, daß er das ganze Jahr hindurch gebraut werden kann, ohne dem Verderben ausgesetzt zu seyn, und daß man keiner Keller benöthigt ist, um ihn, wie das deutsche Bier, einige Monate lang auf dem Fasse abliegen zu lassen.

Ein Landsmann, in Withbreads Brauhause als Arbeiter angestellt, wurde mir zum Führer gegeben, und brachte mich zuerst nach dem großen Triebwerke, welches sich am Eingange des Gebäudes befand, durch Dampf in Bewegung gesetzt wurde, und alle Verrichtungen, welche in einem Brauhause nur immer durch Menschenhände vorgenommen werden, auf die geräuschloseste Weise versah. Das Wasser wurde durch dasselbe in die verschiedenartigen Bottiche und Behälter gepumpt; das Bier nach den Gährbottichen, Pfannen und Kühlen gebracht; das Maischen durch eigene, vielfach gekrümmte Maschinen versehen; das fertige Bier nach dem Lager gebracht, und durch einen eigenen, höchst kunstreichen Mechanismus die ungeheuern Fässer von der Stelle gehoben, um sie reinigen oder ausbessern zu können. Mit der beschwerlichen, Raum, Zeit, Menschenhände und Einsicht erfordernden Zubereitung des Malzes beschäftigt sich hier zu Lande kein Brauer, dieses wird von besondern Unternehmern verfertigt, und der Brauer hat die Annehmlichkeit, das Malz an Ort und Stelle kaufen zu können, wie er es eben für sein Gebräue benöthigt ist.

Im vierten Stockwerke des Hauses befand sich ein ungeheurer Behälter von Blei, mit Zink überzogen, in welchen durch das erwähnte Triebwerk alles Wasser gepumpt wurde, welches das Brauhaus benöthigte, und das man daselbst etwas abstehen ließ, um es hierauf mittelst großer Röhren nach seiner Bestimmung zu leiten. Im Hofraume stehen in mehreren Abtheilungen unter einem besondern Dache die Bierfässer. Man kann sie nur mit Staunen und Bewunderung anblicken, denn unser berühmtes Heidelberger Faß und Konsorten sind Fäßchen im Vergleiche mit diesen Kolossen. Die kleinsten dieser Bottiche halten 2000, die größten 9000 Eimer Bier, im Ganzen zählte ich 42 solcher Riesenfässer. Ich begriff nun vollkommen, wie Eines, das laut Zeitungsnachrichten vor mehreren Jahren platzte, Häuser zertrümmern, Straßen überschwemmen und viele Menschen ersäufen konnte. Welche außerordentliche Summen erfordert werden, um das Inventar eines solchen Brauhauses herzustellen und im guten Stande zu erhalten, kann man sich kaum vorstellen; ein nicht minder großes Kapital erfordern die ungeheuern Vorräthe zur Bereitung des Bieres, der Unterhalt und der Lohn der Knechte, deren Zahl sich trotz dem, daß die anstrengendsten Arbeiten durch Maschinen verrichtet wurden, noch auf hundert und zwanzig belief, und die Menge von Pferden zum Verfahren des Bieres, deren hundert und zehn in den Stallungen standen. Diese Pferde sind schon für sich selbst eine Merkwürdigkeit; sie sind von außerordentlicher Größe, und ihre Gliedmaßen stehen mit ihrem kolossalen Leibe im vollkommenen Ebenmaße. Ich glaube nicht, daß es auf dem Kontinente ähnliche Pferde gibt. Ein höchst sonderbarer Geschmack besteht darin, daß man den Schweif des Pferdes dicht am Kreuze abschneidet, und dafür eine Rose von buntfarbigen Bändern festbindet, welche einem Haarbeutel nicht ganz unähnlich ist.

Bei diesem Brauhause befanden sich alle nöthigen Gewerbe, deren Werkstätte und Wohnungen demselben gegenüber standen; man kann ohne Uebertreibung sagen, daß das Ganze wie eine kleine Stadt aussah. Daß ich den berühmten Withbreadischen Porter kostete, läßt sich wohl denken; aber für mich hatte dieses starke Bier den Geschmack eines Dekokts von Wermuth; — es schien mir äußerst stark an Malz, und nicht aus so einfachen Bestandtheilen zusammengesetzt zu seyn, wie das treffliche Bier meines Vaterlandes, welches, wenn es malzreicher wäre, füglich mit dem schottischen Ale verglichen werden könnte. Auch von jenem Porter kostete ich, der nach den Kolonien versendet, und um sich auf der Reise zu halten, ganz besonders gebraut wird. Ich fand viele Fremde, welchen das englische Bier mundete; in meinem Vaterlande möchte aber eine englische Bierbrauerei wenige Abnehmer finden. Die Point (halbes Maß) guter Porter kostet übrigens in den Gasthäusern vier Pence, was ungefähr sechzehn Kreuzern unsers Geldes gleich kommt.

Der Pascha von Saint-Jean d'Acre.

(Fortsetzung.)

Wenn ein Metzger oder Bäcker oder sonst ein Verkäufer angeklagt wurde, falsche Maße oder Gewichte zu führen, so verkleidete sich Djezzar nicht selten als gemeiner Türke oder Araber aus der niedersten Volksklasse.

um sich selbst von dem Grunde oder Ungrunde der Anklage zu überzeugen. Fand er sie bestätigt, so wurde der Schuldige ohne Weiteres ergriffen, ihm die Zunge so lange als möglich aus dem Halse gezogen und dieselbe an der Hausthüre des Frevlers angenagelt. Manchmal sah man auch einen solchen Elenden mit dem Ohr an der Wand seiner Bude hängen. Aber bei diesen beiden Strafarten blieb Djezzars sinnreicher Geist nicht immer stehen; oft ließ er einen Metzger an den aufwärts gekrümmten Eisenhaken, woran man das Fleisch aufzuhängen pflegt, mit der untern Kinnlade einhängen, und so einen ganzen Tag dem Publikum ausgestellt.

Unumschränkt in seiner Gewalt, reich, grausam und mißtrauisch wie Djezzar war, hatte er auch geschickte und zuverlässige Spione, die sehr gut wußten, wie schwer er zu hintergehen war, und daß er ihnen nie Zeit ließ, ihn zwei Mal zu täuschen; daher war er auch von Allem, was in der Stadt vorging, genau unterrichtet. Kein Gespräch, kein Anschlag blieb ihm unbekannt. Eines Tages wurde ihm angezeigt, daß seine Sais das Verhaben gefaßt hätten, seinen Leibarzt, einen Franzosen, zu ermorden und ihn dann aller Sachen von Werth zu berauben. Um sich von der Wahrheit eines so abscheulichen Anschlages zu überzeugen, verkleidete sich Djezzar als Sais und legte sich in seinem Marstalle unter seine Reitknechte. Seine Verkleidung war so gut gewählt, daß ihn die Stallknechte in der Dunkelheit für Einen ihres Gleichen hielten und mit ihm von ihrem Anschlage redeten. Er gab ihnen seinen ganzen Beifall und manchen nützlichen Rath, und schloß endlich mit der Bitte, sie möchten ihm, der besondere Ursachen habe, den Arzt zu hassen, den ersten Stoß auf ihn zu führen erlauben. Seine Worte verriethen so große Kühnheit und eine so tüchtige Bekanntschaft mit dem Verbrechen, daß die Sais ihm freudig seine Bitte bewilligten. Nur noch Ein Hinderniß blieb zu beseitigen; man bedurfte einer Leiter und hatte keine. Djezzar machte sich anheischig, eine zu schaffen und so wurde die Ausführung auf die folgende Nacht festgesetzt. Djezzar fand sich genau zur bestimmten Stunde ein und erschien mit Waffen und der unentbehrlichen Leiter an Ort und Stelle; diese lehnte er leise an eine Terrasse, die man ersteigen mußte, worauf man wartete, bis der Arzt sein Licht ausgelöscht hatte und tief in Schlaf versunken war. Nun sagte der falsche Sais, er wolle zuerst hinaufsteigen, machte ihnen aber bemerklich, das Gelingen ihrer That hänge nur davon ab, daß sie einzeln nach einander auf ein gegebenes Zeichen ihm folgten. Alles Dieß wurde als eine treffliche Vorsicht bewundert, und Jedermann versprach, genau der erhaltenen Weisung zu folgen. Djezzar erstieg sofort die Terrasse und auf das gegebene Zeichen nach ihm ein Sais. Kaum aber war dieser einige Schritte nach der Seite zu gegangen, wo der Pascha stand, als ein gut geführter Säbelhieb ihm den Kopf vom Rumpf trennte; das Zeichen wurde abermals gegeben, ein zweiter Sais folgte, dessen Kopf auf gleiche Weise vor Djezzars Füßen rollte; ein dritter hatte dasselbe Schicksal, und ehe eine Viertelstunde vergangen war, lagen acht oder zehn Sais in ihrem Blute. Nachdem sich Djezzar überzeugt hatte, daß keiner der Verbrecher seinem Säbel entgangen war, stieg er wieder die Leiter hinab, die er geräuschlos mit sich fortnahm und dann die übrige Nacht ruhig in seinem Lieblingskiosk zubrachte.

Wer schildert aber den Schrecken des guten Arztes, als er am nächsten Morgen auf die Terrasse hinauswandeln wollte, um frische Luft zu schöpfen, und alle diese Rümpfe und Köpfe im Blute schwimmen sah! In seiner Herzensangst wußte er keinen bessern Rath, als zum Pascha zu eilen und ihm die schreckliche Geschichte zu erzählen. Djezzar runzelte die Stirn, und schon glaubte sich der Arzt verloren, als der Pascha, der sich einen Augenblick an der Angst des Doktors geweidet hatte, ihm lächelnd den ganzen Hergang der Sache erzählte.

Djezzar war ungemein eifersüchtig. Diese Leidenschaft ist ohnehin im Oriente endemisch, und Djezzar beobachtete in dieser Beziehung Alles, was ihn umgab, mit Argwohn und Mißtrauen. Hievon blieb selbst sein Leibarzt nicht verschont, den er eines Liebesverständnisses mit einer seiner Sklavinnen verdächtig hielt. Eines Morgens ließ er diesen kommen und kündigte ihm an, er werde eben dieser Sklavin am Fuße Ader lassen müssen. Der Arzt sträubte sich dagegen, indem er zu beweisen suchte, daß Dieß völlig nutzlos sey; allein Djezzar beharrte auf seiner Meinung, und der Doktor hielt es für das Beste, nachzugeben. Während die Schwarzen des Serails den Doktor in das Innere des Harems geleiteten, war der Pascha durch einen geheimen Gang gleichfalls dahin gelangt und hatte sich dort an dem Orte, wo die Aderlässe vorgenommen werden sollte, so versteckt, daß er Alles mit ansehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Einige Augenblicke darnach traten Arzt und Sklavin ein. Jener kündigte die Ursache seines Kommens an und begann die Vorbereitungen seiner Operation. Djezzar beobachtete mit Falkenaugen jede Bewegung des Arztes und der Sklavin, um vielleicht ein Zeichen ihres Einverständnisses zu erspähen. Da er aber sah, daß der Doktor mit größter Seelenruhe seine Lanzette hervorlangte, um die Ader zu öffnen, zerstreute sich sein Argwohn mehr und mehr. Indeß noch nicht damit zufrieden, benutzte er den Augenblick, wo das Blut sprang, und stürzte sich auf den Arzt, den er am ganzen Leibe betastete, um sich zu versichern, daß keine zärtliche Regung in ihm wach geworden war, indem er versicherte, er dürfe sich zu seiner ruhigen Gleichgültigkeit Glück wünschen; denn das geringste Zeichen von Bewegung oder Unruhe würde ihm augenblicklich den Kopf gekostet haben. Man erschrickt über die Vermeidung einer ungeahneten Gefahr vielleicht eben so, sehr als über eine plötzlich drohende, und so erging es auch dem Arzte, dessen Bestürzung unbeschreiblich war. Djezzar sparte jedoch Nichts, um ihn zu beruhigen; er machte ihm sogleich ein kostbares Geschenk und behielt fortan zu ihm ein unbeschränktes Vertrauen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ueber die syrischen Christen in Travancore oder Tiruwankada (ein von den Britten abhängiges Reich auf dem südwestlichen Theil der ostindischen Halbinsel unter der Präsidentschaft Bombai) finden wir in Tyermann's und Bennet's Missionsreise Tagbuch folgende Nachricht: „Die ganze syrische Bevölkerung in Travancore beträgt gegen 13,000 Familien oder ungefähr 50,000 Seelen unter einer Gesammteinwohnerschaft von 1,500,000 Seelen. Sie besitzen noch 55 Kirchen, von denen sich einiger die römischkatholischen Christen bemächtigten. Diese Kirchen gleichen im Ganzen unsren Landpfarrkirchen, nur sind sie von diesen in Größe und Baustyl verschieden. Viele derselben sind von beträchtlicher Größe und bilden ehrwürdige Gebäude. Innen haben sie weder Betstühle noch Bänke. Am östlichen Ende der Kirche erhebt sich auf Stufen ein Altar, auf dem ein Kreuz steht und beim Gottesdienst Wachskerzen angezündet werden. Ihr Ritus gleicht ziemlich dem der armenischen, und in manchen Stücken unverkennbar der römischen Kirche. Obgleich sie in ihren Kirchen Kreuze haben, so befinden sich doch daran keine geschnitzten Bilder. Die Gebete werden in syrischer Sprache verrichtet, von der das Volk nichts versteht; nur wenige Catenars sind ihrer kundig. Die Catenars sind die Priester; von Predigten oder was sonst zur Erbauung dienen könnte, weiß man nichts, außer daß eines der Evangelien in der Malayalim-Sprache vorgelesen wird, welche von den syrischen Christen gesprochen wird. Uebrigens leben sie in der erbärmlichsten Unwissenheit. Englische Missionäre haben angefangen, das reine Wort Gottes unter diesen verfinsterten Christen einzuführen. Einer derselben, Herr Bailey, hat angefangen, die h. Schrift in die Malayalim-Sprache zu übersetzen. Ein anderer, Herr Doran, steht an der Spitze des Kollegiums, in welchem einundfünfzig Knaben erzogen werden, von denen achtundzwanzig bestimmt sind, Catenars zu werden. Wir prüften diese Zöglinge über Mathematik, Lateinisch, Griechisch, Englisch u. s. w., fanden sie sehr weit fortgeschritten. Das Kollegiumgebäude ist groß und bequem, und besitzt eine schätzbare Bibliothek. Es besteht auch eine grammatikalische Lehrschule, aus der die Zöglinge für das Kollegium ausgewählt werden. Auch diese fanden wir in vortrefflichem Zustande. Außerdem gibt es noch in verschiedenen Theilen des Landes 55 andere Schulen, worin gegen 1000 Kinder von syrischen Christen Unterricht erhalten."

Ostindische Zeitungen fürchten bei dem bevorstehenden Kriege, der ihnen unvermeidlich scheint, viel von dem überwiegenden Einflusse, welchen Rußland auf Persien und die Türkei hat. Abbas Mirza soll in der Unterdrückung aufrührischer Provinzen durch 15,000 russische Hülfstruppen unterstützt worden seyen. Bei diesen freundschaftlichen Verhältnissen hätte es also Rußland in seinen Händen, England in Asien gefährliche Feinde zu erwecken.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 26. 26 Januar 1832.

Sitten und religiöse Gebräuche der Ureinwohner der Philippinischen Inseln.

3. Notiz über den Aberglauben der Bewohner der Marianischen Inseln.

(Historia de la provincia de las Filipinas, por al. P. Murillo Velardez. L. IV, c. 8 Manilla.)

Dieses Volk glaubt, daß Puntan ein sehr scharfsinniger Mann gewesen, der eine Reihe von Jahren während jener Zeit gelebt habe, ehe Himmel und Erde geschaffen worden seyen. Als er starb, trug er seiner Schwester auf aus seiner Brust und Schulter den Himmel und die Erde, aus seinen Augen die Sonne und den Mond, und aus seinen Augenbrauen den Regenbogen zu erschaffen. Sie glauben eine Unsterblichkeit der Seele und sagen, daß Jene, die eines ruhigen, natürlichen Todes sterben ins Paradies, Jene aber die gewaltsam enden, in die Hölle kommen, die von ihnen Zazarcaguan oder Haus des Cayfi oder des Teufels genannt wird. Die Macanas waren ausgelernte Betrüger, die sich für Propheten ausgaben, und ihnen Gesundheit, Wasser, Fische und ähnliche Dinge versprachen, indem sie Todte anriefen, deren Schädel sie in ihren Häusern in Körben aufbewahrten. Beim Fischfang und andern Beschäftigungen zeigten sie viele Furcht und abergläubische Ehrerbietung vor den Anitis,*) Seelen ihrer Vorfahren. Den Tod ihrer Angehörigen beklagen sie mit vielem Prunk, und feiern ihre Hochzeiten und andere glückliche Ereignisse mit Tänzen und andern Vergnügungen.

Noch gibt es andere mehr nördlich gelegene Inseln als diese (die Philippinen), von denen eine, die nahe bei Luzon liegt, Xipon genannt wird, die wir jedoch nicht gesehen haben. **) Die nachstehenden Bemerkungen verdanke ich dem Bericht der Mauren, die mit dieser Insel Handel treiben. Diese sagen, daß es dort Silberminen gebe, mit deren Ausbeute die Eingebornen Seide und andere Bedürfnisse aus China beziehen; denn sie sind, Männer sowohl als Frauen, gut gekleidet und beschuht, und nähern sich wegen der Nachbarschaft von China der Civilisation dieses Reichs. Sie verfertigen viele ein- und zweihändige Säbel, die man Ques nennt; diese Säbel haben nur Eine Schneide und sind gekrümmt wie die türkischen. Der Rücken der Klinge ist fast einen halben Zoll dick, und die Schneide äußerst fein.

Mehr westlich liegt eine Insel Buglas oder Negros genannt, und weiter nordöstlich eine andere Namens Ybalon oder Luzon.

*) Diese Geister werden sonst auch Manganitin genannt

**) Man wird leicht bemerken, daß dieß Japan ist. Das X wird wie ch ausgesprochen.

Wohlthätigkeits- und Straf-Anstalten zu Moskau.

(Schluß.)

Auch unser heutiger Besuch galt dem menschlichen Elende, aber dieses Mal fanden wir nicht den lindernden Trost neben dem Unglück, und das Schauspiel, das sich unsern Blicken bot, konnte nur widrige Gefühle in uns erwecken. Wir haben die Gefängnisse Moskau's besichtigt.

In jeder der Vorstädte, 5 oder 6 Werste vom Mittelpunkte der Stadt, erhebt sich, einer uralten gothischen Burg nicht unähnlich — ein Gebäude von Mauern und Thürmen umschlossen. Schildwachen hüten die Umgebung und die schweren Pforten desselben; nur in einiger Entfernung stehen elende Hütten, und ein trauriges Schweigen herrscht in dieser öden Gegend. Tritt man in das Innere, ist endlich der beängstigende Ton der Riegel, der Gitter und der Thürangeln verklungen, so kommt man in einen geräumigen Hof, wo man alsbald von einer Menge von Unglücklichen umringt wird. Die Einen sind in schwere Ketten geschlagen, Andern ist der Kopf zur Hälfte geschoren. Die Meisten schleppen sich mühsam fort, wie Menschen, die so eben eine grausame Marter bestanden, und unauslöschliche Brandmale an Stirne, Kinn und Wangen zeigen, daß sie einer lebenslänglichen Strafe verfallen sind. Jener furchtbare Ort heißt Ostrog, und dient den peinlich Angeklagten zum Aufenthalte, so wie denjenigen schon verurtheilten Verbrechern, welche noch, bevor sie nach Sibirien abgeführt werden können, die Heilung der Wunden abwarten müssen, welche ihnen die Knute geschlagen hat. Das eigentliche Gefängniß liegt in der Mitte des Hofs; es besteht aus einem niedrigen, feuchten Erdgeschoß, und ist so eingerichtet, daß die beiden Geschlechter und die verschiedenen Klassen von Verbrechern von einander getrennt sind. Die Angeklagten von Adel haben einen besondern Theil des Gebäudes inne, und erfreuen sich einiger Auszeichnungen, welche dem gemeinen Volke nicht zu Theil werden. So wird ihnen z. B. nicht

das Haupthaar zur Hälfte geschoren; eine Operation, die den übrigen Gefangenen ein besonderes Ansehen gibt, das zugleich das Mitleid und die Lachlust rege macht, und das Entfliehen sehr erschwert. Ueberhaupt bildet selbst an diesem Aufenthalte des Verbrechens und der Strafe der Adel noch eine privilegirte Klasse; nie unterliegen die Edelleute körperlichen Züchtigungen, die Knute trifft ihre Schultern nicht, und kein glühendes Eisen brandmarkt ihr Angesicht mit dem Zeichen ewiger Entehrung. Diese grausamen Strafen sind nur für das gemeine Volk bestimmt, dessen Erniedrigung mit ihren traurigen Folgen überall sichtbar ist. Die Krankengemächer waren mit Unglücklichen gefüllt, die in Folge ihrer Strafe kraftlos mit dem Tode zu ringen schienen. Einer der dort befindlichen Elenden war wegen eines Mordes zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt worden, man hatte damit angefangen, daß man ihm 75 Streiche mit der Knute gab, und die Wundärzte erklärten, er werde den Tag nicht überleben!

Nahe beim Ostrog zeigte man uns ein anderes Gefängniß, in welchem die aus den westlichen Provinzen nach Sibirien geschickten Sträflinge, auf ihrem Transporte dahin, einige Tage ausruhen. Dieser Ort steht unter zwei gefürchteten Männern, den Knutenmeistern von Moskau. Wir konnten uns in der Nähe dieser Vollstrecker einer barbarischen Justiz eines widrigen Gefühls nicht erwehren, besonders als sie uns das Mechanische ihrer Kunst mit vieler Bereitwilligkeit erklärten; sie zeigten uns ihre Pleta's, ihre Knuten und die zum Brandmarken dienenden Instrumente. Sie zu beschreiben ist meine Sache nicht; es genüge zu wissen, daß ein einziger Streich mit der Pleta auf eine Mauer von gebrannten Steinen, Stücke davon abschlug, und ein Knutenhieb eine Furche — eine halbe Linie tief — in einem Balken aus hartem Holze zog. Man schaudert, wenn man bedenkt, daß solche Uebungen täglich an Menschen vorgenommen werden. *) Einer der Henker versicherte mich, mit dem Tone von Selbstgefälligkeit, den ein Künstler annimmt, wenn er von der Macht seiner Kunst spricht, er mache sich anheischig mit fünf Knutenhieben einen Menschen abzufangen; man hat Beispiele daß es dazu nur eines einzigen bedurfte. Das Auspeitschen mit der Pleta ist weniger beschimpfend als die Knute, und ihre Wirkung auf den Körper weniger schrecklich. Die Pleta besteht aus kleinen Lederstreifen, die sich in einen Knoten endigen, sie dringt nicht in das Fleisch ein, wie der lange Riemen der Knute, welcher die Härte des Eisens mit der fürchterlichsten Schnellkraft verbindet. Die zur öffentlichen Auspeitschung mit der Pleta Verurtheilten werden nach Sibirien geschickt, jedoch weder im Gesichte gebrandmarkt noch am Orte ihrer Bestimmung zur harten Bergwerksarbeit gebraucht, eine gewisse Anzahl Jahre hindurch werden sie zu öffentlichen Arbeiten verwandt, und siedeln sich nachher an, indem sie an einem ihnen vorgeschriebenen Orte entweder ein Gewerb oder Ackerbau treiben müssen. Diejenigen hingegen, welche für geringe Vergehen zur Pletastrafe im Innern des Gefängnisses verurtheilt sind, kommen nicht nach Sibirien, sondern werden gleich nach Ueberstehung der Strafe und ohne dadurch entehrt zu seyn, wieder nach Hause entlassen. Auf die Knute folgt im Gegentheil immer die Verweisung nach Sibirien. Die Knutenstrafe ist als solche eben so widersinnig als grausam und herabwürdigend, denn in der Hand des Henkers steht es, sie nach Belieben mehr oder weniger zu schärfen; überdieß ist sie gesetzwidrig, indem man bei ihr das Gesetz umgehen kann, welches in Rußland die Todesstrafen abschafft. *)

Wir weilten nicht lange an jenem Orte, was wir dort sahen beleidigte allzutief unser Gefühl. Während die Henker uns ihre Werkzeuge vorzeigten, hatten sich einige und fünfzig Uebelthäter um uns hergestellt, sie trugen schwere Fesseln, doch auf ihren scheußlichen, durch Brandmale entstellten Gesichtern äußerte sich eine rohe Freude, so oft die Knute in die Bretter drang, an denen uns der Nachrichter sein Verfahren mit den Verurtheilten versinnlichte. Ihre Züge sprachen die unbegreiflichste Sorglosigkeit aus. Diese endlose Reise nach Sibirien, an deren Ziel für sie ein neues Leben der Leiden und des Elends beginnen sollte, schien ihnen weder Kummer noch Sorge zu machen. — Sollte den Russen wirklich die Gefühllosigkeit eigen seyn, welche man ihnen zuschreibt, oder hat etwa jenes lebenslängliche Exil nichts Schreckendes für Die, welche gewohnt sind, ihrer Heimath entrissen zu werden, um einige tausend Werste davon zwanzig Jahre ununterbrochen unter den Waffen zuzubringen?

In Rußland sollen verhältnißmäßig weniger Verbrechen begangen werden als im übrigen Europa; mir scheint Dieses nicht unwahrscheinlich. Das Klima hat ohne Zweifel Einfluß auf das Temperament der Einwohner, die Leidenschaften müssen minder heftig, ihre Aeußerung minder schnell seyn. Außer dem haben die Russen eine große natürliche Gutherzigkeit, Haß und Rachgier sind ihnen im Allgemeinen fremd. Oft gibt sich ihre natürliche Rohheit kund, aber weniger als Wildheit, denn als Grobheit; sie werfen mit Schimpfworten um sich, schlagen aber nicht leicht zu, vielleicht hält der Gedanke an die Knute ihren Arm zurück. Was ich eben von dem geringen Hang der Russen zu Verbrechen sagte, gilt ganz und gar nicht, sobald von leichteren Vergehen die Rede ist. Der Russe ist eben so träge als eigennützig, diese beiden Eigenschaften reizen zum Diebstahl; auch ist dort die Dieberei eines der herrschendsten Laster, ja beim Volke fast zur Gewohnheit geworden. „Was nicht unter Schloß und Riegel liegt," lehrt ein russisches Sprüchlein, „das darf jedermann nehmen!" Behauptungen dieser Art lassen sich am sichersten durch Zahlen beweisen, aber in Rußland kann man sich über diesen Gegenstand weder genaue noch amtliche Angaben verschaffen. Die Regierung sucht die Anzahl der verübten Verbrechen eher zu verheimlichen als bekannt zu machen, und auf jeden Fall hat dieß System das Gute, daß schändliche oder empörende Handlungen nicht zur täglichen Volksunterhaltung werden, und selbst der Lasterhafte weniger Gelegenheit findet, sich mit den Schilderungen des Verbrechens vertraut zu machen.

*) Und wer schaudert hier nicht, wenn er an die armen Polen denkt!! Anm. d. R.

*) Seit der Regierung der Kaiserin Elisabeth Petrowna tritt die Todesstrafe nur bei Staatsverbrechen ein, doch liegt dieser Milde weniger die Menschlichkeit, als der Wunsch zu Grunde, Sibiriens Einöden zu bevölkern. — Noch vor ungefähr 15 Jahren wurden den Sträflingen die Nasenflügel ausgerissen; Kaiser Alexander schaffte dieses ab. Im Jahre 1806 hatte er bereits die Folter gänzlich aufgehoben, welche schon seit Katharina II nur noch in sehr wenigen Fällen angewandt wurde.

Auch das Civilgefängniß nahmen wir in Augenschein, daselbst befinden sich die, polizeilicher Vergehen Angeklagten, so wie die insolventen Schuldner, welche wie in Frankreich, nach fünfjähriger Haft ihre Freiheit wieder erlangen. Mehrere Gerichtsbehörden Moskau's befinden sich in demselben Lokale. — Wenn die Unparteilichkeit der russischen Themis der Pracht ihres Tempels entspricht, so hat gewiß Niemand über ihre Aussprüche sich zu beschweren. Leider! ist es nicht so, den vielen über sie erhobenen Klagen nach zu urtheilen, denen zufolge die Justiz in Rußland beinahe als eine Landplage betrachtet werden müßte. Zwar scheint bei der ersten Prüfung die Organisation der russischen Gerichtsbehörden große Garantien ihrer Unabhängigkeit darzubieten. Die Richter werden vom Volke ernannt. In den Civil-, Kriminal- und Polizeigerichten findet man diese vom Volke erwählten Männer als Richter und Beisitzer. Der Adel und die Bürger nehmen an diesen Wahlen Theil, ja selbst den Leibeigenen kommt der russische Rechtsgrundsatz zu Gute, dem zu Folge ein jeder von Seinesgleichen gerichtet werden muß; so oft ein Untergericht über einen Prozeß zu sprechen hat, bei welchem ein Muschik (leibeigener Bauer) betheiligt ist, so werden den Richtern Beisitzer von den Bauern aus ihrer Mitte gewählt beigeordnet. *) Man sollte glauben durch diese Einrichtung der Gerichte würde dem Volke eine unparteiische Rechtspflege gesichert; aber die zu erwartenden Vortheile werden wieder durch arge Mißbräuche aufgehoben, deren Quelle in einer fehlerhaften Gesetzgebung, vielleicht auch in der schlimmen Seite des Volkscharakters zu suchen ist.

Die Richter werden nur auf drei Jahre ernannt, sie besitzen wenig Kenntnisse, wenig Erfahrung, bisweilen wenig Rechtlichkeit. Die kurze Dauer ihres Amtes selbst macht sie geneigt ihre Geschäfte in die Länge zu ziehen, um sie ihren Nachfolgern aufbürden zu können; auch kommen die einfachsten Sachen nie zu Ende. Die armen Angeklagten schmachten Jahre lang in den Gefängnissen, die Parteien prozessiren sich zu Grunde, ehe ein Urtheil erfolgt. Wenn man vielfältigen Klagen Glauben beimessen darf, so mag auch die Bestechlichkeit der Richter hier zu Lande nichts Ungewöhnliches seyn; wozu die Art und Weise, wie die Richter ernannt werden, das Ihrige beitragen dürfte. Da sie nur auf kurze Zeit aus den verschiedenen Ständen gezogen sind, scheint es ihnen weniger Unrecht, sich in Ermanglung der nöthigen Kenntnisse lediglich durch ihr eigenes Interesse leiten zu lassen. Diese Unwissenheit der Richter ist auch der Grund, warum man ihnen in jedem Gerichte rechtskundige Beamte an die Seite gesetzt hat, welche sich in mancher Hinsicht mit dem französischen Ministère public (Staatsprokuratur) vergleichen lassen. Aber auch diese Einrichtung hat ihren Nachtheil. Da diese Beamten allein der russischen Rechte kundig sind, so machen sie aus den Richtern was sie wollen; gewöhnlich nimmt das Gericht ihre Anträge ohne weitere Prüfung an, und ihnen wenden sich daher hauptsächlich die Hoffnungen und Verheißungen der streitenden Parteien zu. Man will deßhalb auch wissen, daß ihr Amt, so schlecht sie auch vom Staate besoldet werden, ihnen zu einer Quelle von Wohlstand, ja von Reichthümern wird. Aber nicht jene Rechtskundigen allein üben einen schädlichen Einfluß auf die Richter aus. In Rußland steht die Justizverwaltung dermaßen unter der Aufsicht der Administrativ-Behörden, daß sie fast nur als Unterordnung der letztern erscheint. Die Urtheilssprüche der Untergerichte können erst nach eingeholter Bestätigung des Civilgouverneurs vollstreckt werden. Derselbe Staatsbeamte ist auch befugt, das Justizpersonal zur Rechenschaft zu ziehen. Auf gleiche Weise unterliegen die Entscheidungen der Obergerichte *) der Genehmigung des General-Gouverneurs, welcher in seiner Person die oberste Leitung der Civil- und Militär-Verwaltung mit der der Justizpflege vereint.

Der Senat endlich, die oberste Justizbehörde des Reichs, besteht gleichfalls nur aus absetzbaren Gliedern, und bietet gleich wenig Garantieen. Der Senat gilt für die höchste und letzte Instanz in allen vor ihn gebrachten Civil- und Kriminalprozessen, aber seine Aussprüche bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Genehmigung des Justizministers, der seine Unterschrift verweigern kann. Beharrt in diesem Falle der Senat auf seiner ersten Entscheidung, so steht es beim Kaiser, dieselbe aus höchster Machtvollkommenheit zu verwerfen, und nach eigenem Gutdünken über den Fall zu verfügen. Ueberdieß haben die Wenigsten dieser Senatoren, denen es obliegt, die Irrthümer der untern Gerichtsstellen zu berichtigen, sich in ihrer Jugend mit juristischen Studien befaßt. Die Meisten brachten ihr Leben im Gewühle der Schlachten, an der Spitze eines Armeekorps, höchstens in administrativen Stellen zu, und mehrere verdanken sogar ihre Aufnahme in den Senat lediglich den Gebrechen, welche sie zur fernern Ausübung ihrer bisherigen Funktionen unfähig machten. **) Diese Angaben habe ich im Lande selbst gesammelt. Wenn sie gegründet sind, so bedürfen die Verbesserungen Katharina's II in der Rechtspflege einer neuen Revision. Vor sechzig Jahren waren sie mit Recht ein Gegenstand der Bewunderung, eine große Wohlthat für Rußlands Provinzen, welche damals noch von wahren Pascha's verwaltet wurden. Jetzt genügen sie nicht mehr. Die Fortschritte der Civilisation in Rußland verlangen Richter, welche sich weniger der Käuflichkeit verdächtig machen, die minder abhängig und besser mit den Gesetzen ihres Vaterlandes vertraut sind.

*) Schon im 10 Jahrhunderte bestand in Rußland die Sitte, von Seinesgleichen gerichtet zu werden. Damals schickten die Großfürsten umherreisende Richter durch's Land, welchem dann das Volk zwölf Geschworne beigab.

*) Die Obergerichte sprechen in letzter Instanz in allen Streitsachen, deren Objekt einen Werth von 500 Rubeln nicht übersteigt. Bei wichtigern Sachen findet Appellation an den Senat statt. Für Kriminalprozesse bilden diese Obergerichte die zweite Instanz.

**) Die Geschäfte des Senats sind sehr mannichfacher Art. Er erläßt die Gesetze, beaufsichtigt die hohen Staatsbeamten, ernennt zu verschiedenen Stellen, und bildet die höchste Instanz in Sachen der streitigen Gerichtsbarkeit. Zugleich vertritt er noch die Stelle der französischen Cour des Comptes.

Die Anzahl seiner Mitglieder ist unbeschränkt, gewöhnlich steigt sie über hundert.

Englische Gefängnißscenen.

Eine Begnadigung von Schulknaben.

London hat noch eine unzählige Menge von Pflanzschulen für kleinere Verbrechen von Personen jeden Alters, von der Kindheit bis zum reifern

Alter. Ich hatte Gelegenheit, mehr als hundert Diebe zwischen acht und vierzehn Jahren über die Ursache, die sie zu Verbrechern gemacht hatte, auszufragen, und bei neunzehn von zwanzig Fällen schien es, daß der Knabe sein erstes Verbrechen nicht aus eigenem Antriebe begangen hatte, sondern daß er von Leuten, die sich aus der Verführung ein Geschäft machen, dazu verleitet worden war. Die größte Zahl solcher Verführer sind erfahrne Diebe, Männer und Knaben, welche nach noch unschuldigen Kindern umherspüren, denen sie das Leben eines Diebes als das angenehmste schildern. Der Zweck solcher Schilderungen ist, Spießgesellen anzuwerben, mit deren Hülfe der erfahrne Dieb gefährliche Räubereien mit weniger Gefahr für sich begehen kann; Theilnehmer zu gewinnen, die, weil sie die Gefahr nicht kennen, sich an die gefährlichsten Posten stellen, und endlich bei Theilung der Beute leicht betrügen lassen. Worte allein sind nicht die einzigen Mittel der Verführung, der Hungrige wird gespeist, und alle Arten lockender Vergnügungen werden Solchen geboten, die oft kaum die Mittel besitzen, ihr Leben zu fristen. Ich spreche aus Erfahrung, wenn ich versichere, daß ein erfahrner Dieb oft binnen wenigen Tagen zehn Pfund verschwendet, um einen jungen Menschen zu verführen, indem er ihn ins Schauspiel und an andere öffentliche Orte führt, und bei Pastetenbäckern, Obsthändlern und in Gasthäusern aufs reichlichste bewirthet. Die unvermeidliche Folge von solchen Kniffen ist, daß das ausersehene Opfer unzufrieden mit seiner frühern Lebensweise wird, und ist dieses Gefühl nur erst vorherrschend geworden, so wird er für reif erachtet, die Rathschläge seines Verführers ohne Gewissensunruhe anhören zu können. Eine andere Klasse von Verführern besteht aus Männern und Weibern, vorzüglich aber aus alten Weibern, welche Obst- und Kuchenläden halten, die aber nur ihrem eigentlichen Erwerbe zum Deckmantel dienen, nämlich Kinder zum Diebshandwerke zu bereden und die von diesen gestohlenen Sachen zu hehlen. Die Mittel, welche dieses Gesindel sich zur Verführung aussinnt, sind fast den ebenerwähnten gleich, zeichnen sich jedoch durch einige Besonderheiten aus. Da sie fortwährend auf Einem Orte bleiben und anscheinend einen guten Ruf haben, so stehen ihnen auch vorzüglich die Mittel zu Gebote, unschuldige Kinder an sich zu locken. Mehrere Fälle sind mir bekannt, wo Knaben rechtlicher Handwerksleute, sorgfältig erzogen, schon in irgend einem Gewerbe in der Lehre, und mit allen Aussichten auf ein gewerbsames, ehrliches Leben von Leuten der erwähnten Klasse verführt wurden. Die Weise, mit der sie zu Werke gehen, ist folgende: Das Kind kauft Früchte und Kuchen in dem Laden, dessen Verkäuferin durch anziehende Gespräche, die man sehr listig nennen muß, weil sie von der Art sind, mit der ein guter Lehrer das Vertrauen seines Zöglings zu gewinnen sucht eine vertraute Bekanntschaft mit ihm anknüpft. Ist Dieß geschehen, so geht das Kind wohl einmal zufällig ohne Geld am Laden vorüber; die Verkäuferin ruft es herein und gibt ihm auf Borg. Unterliegt der Knabe dieser ersten Versuchung, so ist es um ihn geschehen. Einmal in Schulden, fährt er fort, sich immer tiefer zu verstricken, und ist bald außer Stand zu bezahlen. Wo ist hier die Polizei, die es retten könnte? Kein Diebstahl ist begangen worden, folglich hat sie hier nichts zu schaffen. Wahrscheinlich haben die Eltern oder seine Lehrer dem Knaben eingeprägt, daß es strafbar sey, Schulden zu machen; er ist also vor seinem Gewissen schon ein Verbrecher. Statt seinen Freunden seine Lage zu entdecken, denkt er vielmehr mit Furcht an sie. Alle seine Gefühle werden von der schändlichen Verkäuferin bewacht, die nun anfängt, hie und da ein Wort von strengen Eltern oder Lehrherren fallen zu lassen, und ihre eigene Zuneigung gegen ihn rühmt. Nach längerer oder kürzerer Zeit, was von der List der Verführerin und der größern oder geringern Reizbarkeit des kindlichen Gemüthes abhängt, erhält sie eine vollkommene Herrschaft über den Knaben. Endlich bringt sie ihn zum ersten Schritte auf der Bahn des Lasters, indem sie über Geldmangel klagt, ihn vielleicht auch durch die Drohung schreckt, sich an seine Eltern zu wenden, und ihn so leicht überredet, sie durch eine Kleinigkeit, die er aus dem Laden seines Meisters nehmen könne, zu bezahlen. Ist der erste Diebstahl einmal begangen, so kann man tausend gegen eins wetten, daß der angehende Dieb früher oder später gehangen oder transportirt wird. Er beginnt damit, seine Eltern oder seinen Meister zu bestehlen; das Weib bringt das gestohlene Gut an den Mann und gibt ihm nur einen kleinen Theil des daraus gelösten Geldes; sie macht ihn nun mit andern Knaben dieses Gelichters bekannt; hier gewöhnt er sich bald daran, Müssiggang und Verschwendung der Arbeit und einer gewöhnlichen Kost vorzuziehen, und so wird er in Kurzem ein erfahrner Dieb, verläßt seine Verführerin, mit der er nun nicht länger den Ertrag seiner Beute theilen will; schließt sich einer Bande an, legt sich vielleicht eine Buhlerin bei und ist nun ein vollendeter Räuber auf der großen Straße nach Botany Bay oder dem Galgen.

Für kleine Verbrecher besteht in Newgate eine eigene Schule, wo Knaben während ihrer Haft Unterricht erhalten. Sind nun die Sitzungen von Old-Bailey zu Ende, und befinden sich Verurtheilte in der Schule, über welche das Todesurtheil gesprochen ist, so werden alle Knaben die Nacht hindurch, in welcher man den Bericht erwartet, wach erhalten. Gegen Mitternacht tritt der Gefängnißprediger in seiner Amtstracht, in Begleitung einiger Beamten des Sheriffs in die Schule und ruft die zum Tode Verurtheilten namentlich auf. Nehmen wir nun an, daß sich drei von vierzehn, zwölf und zehn Jahren hier befinden, so treten diese aus der Menge der übrigen heraus, und der Gefängnißprediger redet sie nun im feierlichsten Tone so an: „Ich bin so glücklich, Dich A. B., Dich C. D. und Dich E. F. zu benachrichtigen, daß Euer Prozeß vom König im geheimen Rathe in Erwägung gezogen worden ist, und daß Seine Majestät gnädigst geruht hat, Euch das Leben zu schenken.“ Nach dieser Anrede fallen die Knaben auf die Knie und sprechen Dankgebete an Gott und den König für diese Gnade. Für den ununterrichteten Zuschauer mag ein solcher Auftritt viel Rührendes haben; doch den dabei interessirten Personen ist er, die Wahrheit zu sagen, nicht viel mehr als ein Possenspiel. Die ganze Scene ist zwischen dem Gefängnißprediger, dem Schulmeister und den Knaben abgemacht, und der erstere unterrichtet den zweiten und der zweite die letztern in der Rolle, die sie bei dieser Farce zu spielen haben. Die Knaben probiren die ganze Komödie vorher unter sich und geben ihr oft eine ganz andere Wendung, indem sie Den, der den Prediger vorstellt, anstiften, zu sagen, der König habe befohlen, dem Gesetze seinen Lauf zu lassen, worauf nun die, welche die Verurtheilten vorstellen, die größte Betrübniß affektiren. Folglich dringt das Gefühl von Dem, was man ihnen zu bekennen zur Pflicht macht, nämlich Dankbarkeit gegen Gott und den König, nie in ihre Herzen. Höchst ergötzlich ist es, die Selbstgenügsamkeit der Knaben zu beobachten, die man dadurch auszeichnet, daß sie Theil an dieser Ceremonie nehmen dürfen. Ihr Stolz scheint durch diese Auszeichnung höchst geschmeichelt zu seyn, und man bemerkt an ihnen ganz dasselbe selbstgefällige und allkluge Wesen, wie an einem Westminster Knaben, der die Auszeichnung erwartet, öffentlich auftreten zu dürfen. Die übrigen Knaben, welche theils ihr Verhör noch erwarten oder zur Transportirung verurtheilt sind, beneiden jene, welche knien und Gott und dem Könige danken dürfen, während alle übrigen dem mitternächtlichen Possenspiele gleich einer Unterhaltung entgegen sehen, „wo sie sich einen echten Jux machen können“ (to make a good bit of fun), wie sie in ihrer Sprache sich ausdrücken. Bedenkt man das Einförmige des Kerkerlebens, so darf man sich nicht wundern, daß sie so leicht zu unterhalten sind.

Mittel gegen die Cholera.

Die Londoner „Medical Gazette“ theilt ein sehr einfaches, aber nicht sehr angenehmes Mittel gegen die Cholera mit. Ein Arzt wurde in Newcastle zu einem kranken Dienstboten gerufen, der an den letzten Symptomen der Cholera litt, und da er sich nicht getraute, ihn ins Spital bringen zu lassen aus Furcht, der Kranke möchte auf dem Wege sterben, übrigens auch an seiner Rettung verzweifelte, so verordnete er, man soll ihm den Bauch mit warmem Theer einreiben. So verließ er den Kranken, in der Ueberzeugung, daß er höchstens noch eine halbe Stunde leben könne. Zu seiner größten Verwunderung hörte er daher am folgenden Tage, daß der Kranke außer aller Gefahr sey. Die Kameraden desselben hatten nämlich einen Topf mit Theer bis zum Sieden gebracht, und mit einem großen Tüncherpinsel den Bauch des Kranken mit einer dichten Theerschichte bestrichen. Die Cholera hatte einem solchen Kraftmittel nicht widerstehen können; aber auch die Haut des Bauches nicht, die sich völlig abgelöst hatte. Sonderbar genug hatte der Kranke im Anfang der Operation kein Gefühl des Schmerzes, litt aber, wie sich denken läßt, nachher unsäglich.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 27. 27 Januar 1832.

Die französische Deputirtenkammer.

Von A. Bazin.

Aus dem II Theile des Buchs von Hundert und Einem.

Von dem Platze Ludwigs XV oder Ludwigs XVI oder der Concordia oder der Revolution — denn die Emeute hat noch nicht darüber entschieden, welchen von diesen Namen er behalten soll — gelangt man über eine Brücke, auf deren Geländer zwölf große Männer lasten. Gerade vor sich sieht man dann eine falsche Façade im antiken Style, wie denn alle neuen Baudenkmäler alterthümlich gebaut seyn müssen, und diese Façade deckt die Rückseite eines großen Gebäudes. Am Fuße einer steinernen Treppe erblickt man hier zwei aufrechtstehende Bildsäulen von Frauen und vier sitzende von Männern, alle mit dem Rücken nach dem Gebäude zugewendet. Man kann die Frauen die Gerechtigkeit und Weisheit nennen, oder die Festigkeit und Mäßigung, oder auch die Kraft und die Klugheit oder auch die Bewegung und den Widerstand oder wie man überhaupt will. Die Männer, so viel noch ihre vom Regen geschwärzten Gesichter und die auf ihren Köpfen und in ihren Aermeln ansässig gewordenen Vogelnester erkennen lassen, stellen L'Hopital und Sully, Colbert und d'Aguesseau vor. Diese Figuren sind von einer entsetzlichen Mißgestalt und ihr gegenwärtiger Verfall ist eine Genugthuung, welche die Zeit dem guten Geschmacke gibt. Die Stufen führen zu nichts als zu dunklen Treppen, zu einem Säulengang ohne Licht, zu einer Pforte ohne Eingang, und diese ganze architektonische Verschwendung hat keine andere Bestimmung, als um dem neugierigen Volke bei einem öffentlichen Aufzuge oder Feuerwerk als Zuschauergerüste zu dienen. Gegenwärtig ist dieser Hinterbau mit Balken umbollwerkt — eine friedfertige Barrikade für die Maurer. Die Kammer ist nicht mehr in der Kammer, ihr Sitzungssaal in Besitz genommen von Handwerksleuten, gerade so wie der königliche Garten der Tuilerien. In dem Materiel unsrer Regierung gibt es unaufhörlich etwas zu repariren; es geht damit fast wie mit unsern Gesetzen. Hammer und Säge hallen jetzt allein in dem Saale wieder, wo früher die Stimme der Redner mit dem Geschrei: zur Abstimmung! zur Abstimmung! kämpfte. Aber kommen wird der Tag, wo dieß Alles anders seyn, wo man mit geblendeten Augen staunen wird, wo die Prediger der Ersparungen laut aufjammern werden; wenn die Legislatur aus der bescheidenen Stiftshütte, wohin sie jetzt verbannt ist, zu dem Tempel zurückkehren wird, den man jetzt für sie ausschmückt. Hier hat bereits der Meißel Wunder gethan; prachtvolle Blumengewinde schlingen sich längs den Mauern hin, der Sitzungssaal ist vom Boden bis zur Decke ganz mit Marmor verkleidet und scheint nur lachende Ideen, Träume des Reichthumes und des Glückes aus seinem glatten Spiegel erglänzen zu lassen. Es ist nicht wohl einzusehen, wie sich hieher die ungeschliffenen Worte von Einschränkungen und Ersparungen verlaufen können. Man beeile sich um Gottes willen die Civilliste von achtzehn Millionen zu bewilligen, bevor man sich in diesem prächtigen Lokal versammelt. Jedes dieser Ornamente, jede dieser Säulen, jeder Knauf würde uns dann eine Million mehr kosten. Was Horaz von den Dichtern gesagt hat, läßt sich ganz gut auf die Civil-Listen unsrer Zeit anwenden.

Mediocribus esse
Non Di, non homines, non concessere columnae.

Um die Wahrheit zu sagen, so gehört der Entwurf zu diesem Bau nicht mehr der Zeit an, in der er ausgeführt werden soll. Er schreibt sich noch von einer andern Regierung, einer andern Monarchie, einer andern Charte, einem andern gesellschaftlichen Zustande, einer andern finanziellen Lage — kurz von zwei Jahren her. Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, und man braucht schon ein gutes Gedächtniß, wenn man ein Ereigniß durch den Schwarm der Begebenheiten, der sich aufeinander drängt, wieder hervorlangen soll — wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, wurde der erste Grundstein zu diesem Gebäude im Monat Oktober 1829 von der Hand des Ministers des Innern gelegt. Nun denke man sich, daß eine lange Reihe von Jahren über dieses Bauwerk hinzieht, ohne es zu zerstören — daß nicht die Laune eines Architekten die Nothwendigkeit beweist, es umzubauen — man denke sich, daß es nicht von einer Volkswuth bis auf den Grund niedergerissen wird, sondern daß es nach vielen Jahrhunderten erst, deren Dauer man ihm verheißt, in Trümmer gefallen ist, und alle Stürme und Revolutionen, deren Schaubühne es werden wird, überlebt hat — würde es dann nicht für Alterthumsforscher, die seine Ruinen durchwühlen und mit dem köstlichen Fund jenes Grundsteines beglückt werden, der Gegenstand eines tiefen Nachdenkens werden, wenn sie unter dem Steine den Namen Dessen lesen, der ihn gelegt hat — des Ministers von drei Monaten, des Ministers einer Monarchie, die nur noch neun Monate zu leben hatte? Ich kenne nur etwas noch,

was wie Dieses ein bitteres Lächeln des Philosophen erregen könnte, das Wort „auf ewig,“ das man in ein Verbannungsgesetz aufnahm.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

1. Pampulha. — Der Vögel und Insekten-Verwalter. — Paraiba. — Ein brasilianischer Eremit. —

(Schluß.)

In jenen Landstrichen Brasiliens, welche dem Aequator nahe liegen, ist die Natur in der lebendigsten Thätigkeit, sie ruht nie, Bäume und Gewächse prangen mit ewigem Grün, und stehen entweder in Blüthe oder beugen sich unter der Last ihrer Früchte; sobald ein Blatt verwelkt, sproßt sogleich ein frisches wieder hervor, und der Ackerbautreibende lebt in beständigem Kampfe mit dem üppigen Boden, der ohne sein Einschreiten sich in wenigen Tagen mit mannichfaltigem Unkraute bedecken würde, so daß keine andere Pflanze aufkommen könnte. Einen besonders prächtigen Anblick gewähren aber jene Waldungen, welche die zerstörende Art bisher noch verschonte; hier sieht man niemals das traurige Bild eines entlaubten Baumes, oder das Düstere und Abwechslungslose unserer Nadel- und Laubhölzer; die brasilianischen Waldbäume zeichnen sich im Gegentheile durch die mannichfaltigsten Farben der Blätter und die Pracht ihrer Blüthen und Blumen aus, womit ihre oft riesigen Kronen zu den verschiedensten Zeiten des Jahres bedeckt sind. Denselben großartigen Charakter tragen die Flüsse des Landes, wenn sie anhaltender Regen schwellte: mit unwiderstehlicher Gewalt bahnen sie sich einen Weg durch Thäler und Ebenen, bilden zahllose Wasserfälle und beleben die Gegend, welche sie durcheilen, mit dem donnerähnlichen Gebrause ihrer schäumenden Fluthen. Nicht minder schön und merkwürdig als diese paradiesischen Gegenden sind die Geschöpfe, mit welchen die Vorsehung sie bevölkerte; Vögel mit prachtvollem Gefieder durchstreifen entweder in großen Zügen die Luft, oder wiegen sich, durch das Grün der Bäume schimmernd, auf ihren Zweigen, Schmetterlinge mit den buntesten Farben, deren Glanz das Auge blendet, flattern längs den Flüssen von Blume zu Blume, und auf den Pflanzen befinden sich in unendlicher Menge Insekten, deren glänzende Hüllen gleich Edelsteinen funkeln. Die Sonne strahlet endlich über diesen schönen Theil unserer Erde mit einem dem tropischen Himmelsstriche eigenen Glanze, und alle Gegenstände treten, so weit das Auge reicht, durch die ausgezeichnet reine Luft, und den azurnen Himmel mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit hervor. Das Thal, dessen ich oben erwähnte, war von diesem Bilde einer brasilianischen Landschaft, welches ich so schwach entwarf, nur darin unterschieden, daß anstatt des Flusses in seiner Mitte ein herrlicher See lag; man hatte da, wo er abfließt, eine Zuckermühle erbaut, nach welcher dieser Ort Engenho de cebola genannt wurde.

Um Mittag kam ich an dem Flusse Paraiba an, welcher hier ungefähr 200 Schritte breit ist. Er fließt durch ein sehr schönes Thal zwischen steilen, felsigen Ufern; zahlreiche Felsen unterbrechen seinen Lauf, und weiter oberhalb liegen ein paar kleine Inseln in seiner Mitte. Nach anhaltendem Regen schwillt er außerordentlich an, tritt über sein hohes und steiles Ufer heraus, reißt mit unwiderstehlicher Gewalt alles mit sich fort, was seinen Lauf unterbricht, und fällt 30 Legoas von hier entfernt in das Meer. Man hat noch keinen Versuch gemacht, den Fluß ganz zu beschiffen; theils fürchtet man sich vor den wilden Völkerstämmen, welche sich in seiner Nähe aufhalten, theils findet man zu große Hindernisse an mehreren Wasserfällen, deren Beseitigung, wenigstens von hier aus bis an das Meer, keineswegs unmöglich und von großer Wichtigkeit wäre; ein weiteres Hinderniß an der Schiffbarmachung des Flusses steht ohnehin nicht im Wege, da Paraiba nach Barometermessungen 610 Fuß über dem Meere liegt, also bei 30 Legoas Entfernung von diesem — nur 20 Fuß Fall auf eine Legoa kommen. Am Ufer wartete bereits eine kleine Tropa, um übergesetzt zu werden; dieß geschieht mittelst einer großen Fähre, in welcher 20 Lastthiere Platz haben; drei Neger im Dienste der Regierung leiteten und schoben sie vom Ufer angefangen mit Stangen fort bis in die Mitte des Flusses, woselbst die Tiefe außerordentlich ist und gerudert werden muß. An dem Landungsplatze steht ein ziemlich großes, auf Pfeilern erbautes Haus; ein Soldat erwartete und führte mich in dasselbe zu dem Offiziere, der den Posten bei dem Registo (Wachthaus) hatte, und dem die Pässe der Reisenden zuerst vorgewiesen werden müssen; nachdem man mich hier höflich entlassen hatte, wurde ich nach dem Theile des Gebäudes gebracht, woselbst der Senor Intendente wohnte; Seine Gnaden waren aber nicht sichtbar, und wurden durch einen Escrivão (Schreiber) ersetzt, welcher mit jener Anmaßung und erbärmlichen Wichtigkeit, die den größten Theil dieser unbedeutenden Menschen in allen Ländern charakterisirt, meine Papiere untersuchte, und mich mit anmaßenden Fragen belästigte, welche ich am liebsten mit meiner Chicote beantwortet hätte.

Paraiba ist ein Kirchspiel (Fregezia), zu welchem einige zerstreut liegende Hütten gehören, die ohne Zweifel von sehr trägen Menschen bewohnt werden; denn ich traf noch mit keinem Reisenden zusammen, der sich nicht beklagt hätte, hier gar nichts erhalten zu können, so zwar, daß, ohne die Vorsicht des Tropeiros, nicht allein wir, sondern auch die armen Thiere ohne Nahrung geblieben wären. In der Nacht regnete es heftig, und obwohl die Tropa, welcher ich mich anschloß, sehr frühe aufbrach, so kamen wir doch erst gegen Mittag nach Farinha, einen unbedeutenden Ort, 2 Legoas von Paraiba, und kurz vor Sonnenuntergang nach Papol, woselbst wir übernachteten, so sehr wir auch gewünscht hätten, Paraibuna, das zweite Registo auf der Straße nach Minas, denselben Tag noch zu erreichen. Man kann die entsetzlich schlechten und unvernünftig angelegten Wege in diesem Lande nicht besser schildern, als durch die Bemerkung, daß von Paraiba nach Paraibuna in gerader Richtung höchstens 3 Legoas wären, welche man, der gegenwärtigen Straße folgend, bei sehr trockenem Wetter, nur in einer starken Tagreise zurückzulegen im Stande ist. Der Weg zog sich beständig in unzähligen Krümmungen Berg auf und Berg ab, einmal längs einem sehr engen und steilen Pfade hin, dem eine tiefe Schlucht eine geraume Zeit zur Seite blieb; ein Fehltritt des Reit- und Lastthieres reichte hin in die Tiefe zu stürzen. An dieser gefährlichen

Stelle begegnete uns ein Berittener, welchem ich sehr sorgfältig auswich, und in der Voraussetzung, daß er mit dem gräulichen Wege vertrauter seyn würde als ich, die Seite, die an dem Abgrunde vorbei führte, überließ. Zu meinem Erstaunen hielt der Reiter an einer sehr gefährlichen Stelle, während ich der Führung meines Pferdes meine ganze Aufmerksamkeit zuwendete; in demselben Augenblicke wurde mir ein kleiner Glaskasten mit einem Heiligenbilde vorgehalten, und eine näselnde Stimme forderte mich auf, es zu küssen. Ich hielt mein Pferd an, und erst jetzt nahm ich mir Zeit, den Reisenden zu betrachten, dessen Aeusseres, wäre ich in einer minder besuchten Gegend auf ihn getroffen, mich zuverlässig veranlaßt hätte, nach meinen Pistolen zu langen. Es war ein großer magerer Mann, von dessen sonnenverbranntem oder schmutzigem Angesichte man nichts sehen konnte, als ein paar schwarze Augen; der Rest war mit seinen langen, ungekämmten Kopfhaaren und einem gewaltigen Barte bedeckt; er trug eine Mönchskutte, über diese ein Seitengewehr, an den bloßen Füßen Holztoffel, (Tamangas) und ein paar verrostete Sporen; ein ungeheurer grauer Filzhut vollendete endlich den merkwürdigen Anzug, welcher den Wanderer vollkommen eignete, in einer Räuberbande zu glänzen; ein paar Pistolen, welche aus den Sattelhalftern hervorsahen, thaten diesem Vergleiche keinen Abbruch. Ich begriff leicht, daß es auf eine Bettelei abgesehen war, und reichte dem frommen Manne eine Gabe, die ihn sehr zu befriedigen schien, denn er grüßte höflich, und setzte dann seinen Weg so gelassen längs dem Abgrunde fort, als befände er sich auf einer breiten Landstraße. Meine Neugierde war ziemlich rege geworden, wer wohl dieser Mann seyn möchte, und ich säumte nicht, bei der ersten Gelegenheit den Tropeiro darüber zu befragen, der mich unterrichtete, daß jener Reisende zu der Zunft der frommen Faulenzer gehöre, die früher Europa unter dem Namen Eremiten überschwemmten; er führte Waffen, weil es sich schon einige Mal zugetragen hatte, daß gottlose Menschen die frommen Männer beraubten, oder durch einen wohl angebrachten Schuß in die Ewigkeit beförderten. Zu einer andern Klasse von Faulenzern gehören jene Leute, die das Land mit einer Fahne durchziehen, auf welcher der heilige Geist abgebildet ist, und den Einwohnern Almosen abnöthigen, um es in der nächsten Venda zu vertrinken.

Den folgenden Tag kamen wir zeitig vor dem Flusse Paraibuna an, der gewöhnlich nicht so breit als der Paraiba ist; durch Regen angeschwellt, trat er dießmal weit über sein gewöhnliches Ufer heraus; er ist reißend und wird weiter aufwärts durch Felsen eingeengt, zwischen welchen er mit außerordentlicher Heftigkeit durchbrach. Man kann unter dem Rancho bleiben, der sich auf dem dießseitigen Ufer befindet, wir eilten aber, uns der Fähre zu bedienen, welche gleich der am Paraiba der Regierung gehört. *) Im Wachthause jenseits des Flusses wird der Paß der Reisenden untersucht, und dafür 2 Patacas entrichtet, im Zollhause bezahlte man das Pflastergeld für die angefangene Straße über die Serra d'Estrella, und das Fährtengeld über beide Flüsse, im Ganzen für Reiter und Thiere 550 Reis, für jeden neuen Neger wird 5400 Reis bezahlt. Reisende, welche von Minas kommen, müssen sich einer strengen Untersuchung unterwerfen, ob sie keinen Goldstaub oder Diamanten bei sich führen. Die erwähnte Abgabe am Zolle fließt unmittelbar in die kaiserliche Schatzkammer; sie wirft jährlich eine beträchtliche Summe ab, und nach einer Liste vom Jahre 1818, welche mir zu Gesichte kam, betrug das Ueberfahrtsgeld über 28 Contos, und die Abgabe für eingeführte Sklaven 21 Contos de Reis.

Eine Merkwürdigkeit dieses Flusses ist, daß er Gold mit sich führt; viele Menschen nähren sich daher, indem sie den Flußsand waschen; dieß geschieht auf eine so unvollkommene Weise, daß ihre Mühe kaum belohnt wird, obwohl Jedermann überzeugt ist, daß der Fluß sehr goldreich ist. Auch hier leben die Leute in steter Furcht vor den Ureinwohnern, obwohl sie, nur mit der Jagd beschäftigt, sich in geringer Zahl und selten in der Nähe zeigen. Der Paraibuna scheidet an dieser Stelle die Provinz Rio de Janeiro von der Provinz Minas-Geraes, einer der wichtigsten und bevölkertsten des großen Reiches Brasilien. Von hier nimmt die Landschaft einen andern Charakter an, das Klima wird gemäßigt, der Boden erzeugt Produkte, welche in der heißen Zone nicht fortkommen, obwohl diejenigen, welche ein heißes Klima lieben, hier gut gedeihen; auf grasreichen Ebenen weiden große Heerden Hornvieh, und der Mensch wühlt in den Eingeweiden der Erde nach Gold und Edelsteinen.

*) Gegenwärtig ist über den Paraibuna eine schöne Brücke erbaut, die der Verfasser nicht sah; sie ist gedeckt, dauerhaft, soll aber zu nieder seyn.

Die Bevölkerung Rußlands im Jahre 1829.

(Nach dem russischen Journal des Ministeriums des Innern. Heft 1. 1831.)

Die Bevölkerung Rußlands ergibt nach der im Jahre 1829 beendigten Zählung folgende allgemeine Uebersicht:

		Personen männlichen Geschlechts.
I.	Steuerbare und Steuererlaß Genießende . .	19.097.621
II.	Unbesteuerte	727.352
III.	Militär	747.657
IV.	Laut Berichten der Ortsbehörden noch nicht in die Revisionslisten Eingetragene . . .	427.685
	Im Ganzen	21.000.295

Noch nicht zur Gewißheit konnte erhoben werden die Zahl: der Bewohner Grusiens, Imeretiens und Mingreliens, der armenischen Landschaft, des Gebietes von Achalzüch und der mohammedanischen Provinzen des transkaukasischen Landstriches; ferner die der von Abgaben befreiten Individuen Bessarabiens, so wie jene dieser Provinz, die noch kein bestimmtes Gewerbe haben; dann die der Ausländer, welche bloß eine Zeit lang in Rußland wohnen, oder noch nicht eingeschrieben sind; endlich die nicht angezeigten Fremdlinge in Sibirien; nicht angezeigte Edelleute u. s. w. Diese insgesammt nach einem mäßigen Anschlage auf 999.805 männliche Individuen angeschlagen, und hiezu die Personen weiblichen Geschlechtes etwas weniger als um das Zweifache der männlichen Bevölkerung gerechnet, gibt 43.700.000 Individuen; endlich das Königreich Polen und das Großherzogthum Finnland mit 5.500.000 Individuen beiderlei Geschlechtes dazu gezählt, ergibt eine Gesammtbevölkerung von 49.900.000 Seelen.

Die Bevölkerung des Königreiches Polen wird nämlich auf 2.019.155, die des Großherzogthums Finnland auf 655.651 Individuen männlichen Geschlechtes, und für beide mit dem weiblichen Geschlechte auf 5.500.000 geschätzt. Unter der Zahl von 2.019.155 Polen sind begriffen: Stadtbewohner ungefähr 455.000, Dorfbewohner 1,584.000, Edelleute 501,971.

I. Steuerpflichtige Unterthanen.

Unter diesen werden begriffen:

1) Die vier Gilden der mit Zeugnissen handeltreibenden Einwohner in den Städten mit 1,098.057 Individuen männlichen Geschlechts; hier-

unter befinden sich 11.264 Mohammedaner und 418.399 Israeliten. — Die Stadtbewohner der Provinz Bessarabien zählen 5408 Familien Ruptaschen und Masilen, 11.085 Familien Christen der untern Klasse, und 3979 Familien Israeliten; im Ganzen 18,469 Familien.

2) Die steuerpflichtigen Landbewohner. Dahin gehören:

Schlachten oder niederer Adel, der sich auf Kronländereien ansässig gemacht	459
Kronbauern auf des Kaisers eigenen Ländereien, unter der Jurisdiktion des Kabinets, der Hofintendantur, der Kremlschen Expedition und des Apanage-Departements	597,201
Einhöfler	988,422
Ehemalige panzertragende Bojaren	4,654
Kleinrussische Kosaken	529,554
Bewohner der Ländereien des Kosakenheeres	850,861
Verabschiedete angesiedelte Soldaten	20.981
Bauern verschiedener Benennungen	8,775,285
Ssibirische Ansiedler	18.528
Ausländer	16.807
Teptеren (Häusler, Bauern ohne Land)	75,548
Bauern auf den Krongütern der Ostseeprovinzen, die das Recht der Umsiedlung haben	109,089
Kronbauern und Bauern der Starosteigüter in den westlichen Gouvernements und in der Provinz Bialystock	250,524
Bauern der ehemaligen Jesuitenländereien (unter dem Namen der zweiten bekannt)	8,528
Lootsen	656
Unter Jurisdiktion des St. Petersburgischen und Kiewschen Kommandanten Stehende	2.440
Wogulen und Samojeden	5,051
Felltributpflichtige, Angesiedelte und Nomadisirende in ssibirischen Gouvernements	208,971
Zu Kronstutereien sich Rechnende	56,978
Zu verschiedenen Manufakturen und Fabriken	151,475
Freie Ackerbauern	58,001
Bauern, welche nach Abtragung ihrer Kronschuld in den Stand freier Ackerbauern treten werden	15,968
In den westlichen Gouvernements, unter dem Namen freier Leute bekannt	110,301
Bauern in den westlichen Gouvernements den Klöstern zugehörig	116,577
Bauern, die in den Ostseeprovinzen den Pastoraten gehören	6,401
Bauern in den westlichen und Ostseeprovinzen, den Städten, Magistraten und Kollegien gehörig	5,688
Bauern, ehemals den Jesuiten gehörig, Jesuitenbauern genannt, für welche die Gutsbesitzer zum Unterhalte der Schulen Abgaben entrichten	24,718
Bauern, die zu öffentlichen Wohlthätigkeits- und Lehranstalten gehören	8.450
Auf Kronländern angesessene Kolonisten	64,674

Hierunter befinden sich 46.405 Deutsche, 11,711 Griechen, Grusiner und Bulgaren, 5119 Armenier und 5139 Bucharen.

Die in Bessarabien auf Kronländereien angesessenen Masylen und Ruptaschen, Bauern der niedern Klasse und Handarbeiter, werden auf 5,656 Familien, hierunter 298 Familien Israeliten, 758 Zigeunerfamilien nicht eingerechnet.

Gutsbesitzern gehörige Bauern	8,965,816
Dergleichen Hofsleute	597,316
Im Ganzen	9,563,152
Unterm Lehenrechte stehende Bauern	15,710
Gutsbesitzern in den Ostseeprovinzen gehörige Bauern, die aber das Recht der Umsiedlung genießen	411,795
Ordinariatsbauern, für welche die Gutsbesitzer im Wolhynischen und Podolischen die Ordinariatsgebühren zahlen müssen	12,828
Einhöflerbauern	12,945
Leibeigene Erbgutsbauern im Gouvernement Olonez	92
Pflichtbare Landleute, die gegen Leistung gewisser Dienste auf herrschaftlichem Grund und Boden wohnen	1,524
Halbbauern, die nur die Hälfte eines Ackers besitzen	4,984
Zu Privatfabriken und Manufakturen gehörige	141,892
Ausländische Kolonisten auf herrschaftlichen Gütern	500

In Bessarabien wohnen auf herrschaftlichen Gütern 74,210 Familien; hierunter 3400 israelitische.

II. Unbesteuerte Unterthanen.

1) Die Geistlichkeit, die 218.418 Weltpriester, ihre Kinder mit eingerechnet und 4592 Mönche zählte. Dieselbe bestand aus:

Unirten	7511
Katholischen	5981
Armenischen	27
Lutherischen	587
Reformirten	24
Mohammedanischen Mullahs	6658
Lama's	150

2) In den Städten rechnete man 10,254 unbesteuerte, auf dem Lande 467,475. Unter letztere gehören:

Zins-, Gränz-, Dienst- und unseßhafte Schlachten	199,245
Verabschiedete Soldaten	4,898
Postillone aus Bürgern und Bauern	88
Frohnfreie Bauern im Gouvernement Kostroma	90
Freie Ackerbauern in den Gouvernements St. Petersburg und Jekaterinoslaw	22
Zu kaiserlichen Palästen gehörige	1,692
Unter Jurisdiktion der Admiralität vom schwarzen Meere stehende	5,502
Lootsen bei den Wasserfällen des Dniepr	907
Postbauern	56,789
Bei den Kronhüttenwerken, Branntweinbrennereien, Salinen und Fabriken stehende	86,685
Verwiesene, auf eigene Kosten stehende	9,629
Todtengräber in Bessarabien, Familien	127
Mohammedanische Ansiedler in Taurien	95,054
Ansiedler in Bessarabien	58
Nogaische Tataren	17,218
Jurten bewohnende Tataren	7,871
Osseten	685
Kalmucken und andere Asiaten, welche Kaufleuten auf gewisse Zeit zugehörig gewesen und frei geworden u. s. w.	1,488

Im Ganzen 721,257 unbesteuerte. (Schluß folgt.)

Französisches Theater.

Das Jahr 1831 war weit fruchtbarer als die vorausgegangenen an neuen Bühnenstücken, was wahrscheinlich mit der Errichtung der drei Theater: des Theaters in Palais Royal, des Theaters Molière und der Folies dramatiques zusammenhängt. Im Jahre 1827 spielte man auf den Bühnen von Paris 192 Stücke, im Jahre 1828 sah man deren 166, im Jahre 1829 und 1830 blieb sich ihre Zahl 175 gleich. Im Jahre 1831 erhob sich dieselbe auf 272; hierunter befanden sich 2 Trauerspiele, 23 Schauspiele, 19 Lustspiele, 21 Opern, 50 Melodrame, 3 pantomimische Ballette und 171 Vaudevilles. Es erschienen also in diesem einzigen Jahre so viele Vaudevilles, als in dem vorhergegangenen Stücken überhaupt aufgeführt wurden. Unter den dramatischen Schriftstellern war wie gewöhnlich Scribe der fruchtbarste, er lieferte 15 neue Stücke; ihm folgten Theodor Nezel mit 12, Brazier mit 11, Melesville, Desvergers und Ancelot mit 9, Bayard, Varin, L'Herie und Benjamin Antier mit 8 u. s. w.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 28. 28 Januar 1832.

Briefe eines Franzosen aus Konstantinopel.

(Schluß.)

Die Unterhaltung ging auf diese Art noch eine Zeit lang fort, und schien den Mollah sehr zu interessiren, als man ihm bemerklich machte, daß es Zeit sey, in die Moschee zu gehen. Wir machten daher Miene aufzubrechen, allein er hielt uns noch zurück, und sagte mit vieler Artigkeit: „Ist Lernen nicht auch Gebet?“ Als wir Abschied nahmen, begleitete er uns bis an die Thüre, was Türken selten gegen Christen thun. Gewöhnlich hält man die Türken nicht für sehr höflich, allein mit Unrecht. Allerdings sind diejenigen, die ich besuchte, aus der höheren Gesellschaft, nach der man die ganze Nation nicht beurtheilen kann. Allein ich habe Grund zu glauben, daß die Höflichkeit unter den Türken überhaupt mehr verbreitet ist, als man denkt. Zu dieser Ansicht bestimmte mich der Umstand, daß die Osmanlis mehrere in hoher Achtung stehende Werke über gute Lebensart im Umgange besitzen. Als ich den Katalog der Serailbibliothek und einiger anderer Büchersammlungen der Hauptstadt durchlas, fand ich folgende Werke angegeben: „Erklärungen der Höflichkeit.“ — „Das Gleichgewicht der Höflichkeit.“ — „Der duftige Garten der Höflichkeit.“ — „Die Schönheit der Höflichkeit“ u. s. w. Man hat auch zu Nutz und Frommen der türkischen Jugend einen Auszug dieser Schriften veranstaltet. Ich erfuhr, daß in den Schulen von Konstantinopel eben so in den Lehren der guten Lebensart, wie in der Philosophie und Moral Unterricht ertheilt wird. Die Türken von Erziehung sind überzeugt, daß Höflichkeit in Reden und Manieren das Abbild der Güte ist, und daß das Schicklichkeitsgefühl einen Theil der Tugend ausmacht. Die gebildeten Türken sind daher im Allgemeinen sehr höflich, und um diesen Vorzug, den ihnen ihre Erziehung gibt, in vollem Lichte glänzen zu lassen, fehlt ihnen Nichts als die Gesellschaft, wie sie bei uns ist, wo die Begierde zu gefallen und die liebenswürdigen Eigenschaften des Geistes durch den ungezwungenen Umgang beider Geschlechter ermuntert und verfeinert werden.

Nachdem wir Ejub verlassen hatten, mietheten wir einen Kaik um über den Hafen zu setzen; die Ruderer, zwei Türken, schienen zur Oppositionspartei hinüber zu neigen. Man riß eben die Kaserne der Bombardiere nieder, die zunächst am Hafen lag, und wir nahmen hievon Anlaß, ein Gespräch anzuknüpfen. „Heutzutag ist es Brauch, Alles zu verändern, sagte der Eine, die Steine haben auch ihre Revolution.“ Es ist eine Leidenschaft des Sultans, öffentliche Gebäude niederreißen, und nach einem neuen Plan wieder aufbauen zu lassen. Diese an sich schon kostspielige Leidenschaft ist am wenigsten geeignet, den Türken zu gefallen, die nicht daran denken, ein Haus auszubessern, selbst wenn sie Gefahr liefen, demnächst unter seinem Einsturz begraben zu werden. Während wir noch von der schon zur Hälfte niedergerissenen Kaserne sprachen, fuhr dicht an uns eine Barke mit Weibern gefüllt vorüber, die laut lachten und sangen, und in einem Zustande von Trunkenheit zu seyn schienen. „Dieß sind türkische Weiber, sagte uns Einer der Ruderer, die von den Bergen kommen. (So nennt man den Zusammenkunftsort ausschweifender Personen in der Nähe der Hauptstadt.) Heutzutage sieht man alle Tage solche Skandale; früher hätte man so etwas nicht geduldet; so Etwas kam damals nicht vor, wo ein Mann sein ungetreues Weib tödten konnte.“ — Dieß waren wortwörtlich die Ausdrücke unseres Ruderers. Man könne sich indeß, fügten sie hinzu, nicht darüber wundern, da die bösen Beispiele von Denen selbst herkämen, die dem Uebel steuern sollten. Hiebei blickten sie nach dem Serail hinüber, und sahen einander mit einem bittern mißvergnügten Lächeln an.

Wir waren nach Pera zurückgekommen, und begaben uns um vier Uhr Nachmittags zu dem Obristen Namik-Bey, bei dem wir zum Mittagessen eingeladen waren. Der Obrist befehligte das Regiment, das in der großen Kaserne von Scutari liegt. Ein Kiosk oder Lustaufenthalt desselben, oberhalb dem Felde der Todten gelegen, war der Ort, wohin wir eingeladen waren. Man ließ uns in ein Belvedere eintreten, das eine bezaubernde Aussicht auf den Bosporus bot. Der um das Gebäude liegende Garten war dafür um so armseliger, fast ganz unangebaut und verödet. Das Zimmer, in dem wir uns befanden, war sehr einfach ausgestattet, ohne Spiegel, ohne Tapeten, einige Matten, ein zirkelrundes Sofa bildeten das ganze Geräthe. Der Tisch — eine kleine runde Tafel von anderthalb Fuß Höhe — war bereits gedeckt: Servietten mit Gold gestickt, lange hölzerne Löffel, ein irdenes Geschirr mit Wasser angefüllt. Man hatte bereits Salat, Trauben und Essiggurken aufgetragen. Die Türken kennen große Gastmähler, wie sie bei uns üblich sind, nicht; sie haben eben so wenig Speisesäle als gesellschaftliche Mahlzeiten. Die Großen wie die Kleinen, die Reichen wie die Armen speisen fast stets allein; nur bei gewissen Festlichkeiten

werden die Hofleute vom Großwessir und den Ministern des Divans bewirthet; man deckt dann zwanzig oder dreißig kleine runde Tische in einem weitläuftigen Saale oder in einer Galerie, und an jeder dieser kleinen Tafeln sitzen drei oder vier Gäste zusammen. Ein solches Festmahl sieht dann einem großen Saale in einer pariser Restauration gleich, wo jeder abgesondert speist, nur mit dem Unterschiede, daß man bei den Türken auf Sofas sitzt oder liegt, und daß bei solchen Festen das feierliche Stillschweigen einer Moschee herrscht.

Namik-Bey war noch nicht angekommen; wir mußten einige Minuten auf ihn warten; es war Dieß von seiner Seite eine Höflichkeit, da die Sitte den Moslemimen verbietet, vor einem Christen aufzustehen. Da er nach uns ankam, so konnte er uns stehend empfangen; er drückte gegen uns in sehr gutem Französisch und mit der größten Artigkeit das Vergnügen aus, das er darüber empfinde, uns zu sehen und mit uns einige Stunden zubringen zu können. Der Obrist Namik-Bey ist ein Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, und besitzt ein sehr einnehmendes Wesen; er trug die kleine Uniform, Weste und Pantalons und den diamantenen Stern, das Zeichen seines Ranges. Seine Dienerschaft ist nicht zahlreich; er hatte in seinem Kiosk Niemand als einen griechischen Koch und einen armenischen Renegaten, der bei ihm den Dienst des Kammerdieners verrichtet. Namik-Bey ist unverheirathet; man wollte ihn mit einer reichen Erbin vermählen; allein er zog es vor zwei Sklavinnen zu kaufen. Die Weiber, die man kauft sind leichter zu beherrschen, als die man heirathet. Diese Worte, wohlgemerkt, sind die des Obristen. Nachdem die ersten Komplimente gewechselt waren, setzten wir uns zu Tische, ein Moslemin und zwei Christen. Nur der Obrist trank Wein; er hatte die Bouteille zu seinen Füßen auf dem Boden stehen, und schenkte sich von Zeit zu Zeit selbst von dem verbotenen Safte ein, während seine Bedienten uns Wasser einschenkten. Nur eine Schüssel wurde immer aufgetragen; zuerst Reißsuppe in einer großen Fayence-Vase, aus der Jeder von uns mit seinem langen hölzernen Löffel schöpfte; hierauf folgte gekochtes Rindfleisch, dann Hammelfleisch, das in kleine Stücke zerschnitten war, Gemüse, süße Speisen, endlich der Pilau, das letzte Gericht einer türkischen Tafel. Der Obrist lächelte ein wenig über meine Ungeschicklichkeit, mich der Finger statt der Gabel zu bedienen. Während des Essens beobachtete nwir keineswegs die landesübliche Sitte des Stillschweigens, wir sprachen von der letzten Heerschau in Scutari. Namik-Bey hatte an diesem Tage der Revue die Lagerpolizei und über die Ordnung zu wachen. Es waren an diesem Tage viele Harems nach Scutari gekommen, und der Obrist hatte seinen Offizieren und Soldaten Befehl gegeben, in dieser Beziehung mit mehr Nachsicht und Schonung zu verfahren als gewöhnlich; vor Allem war ihnen empfohlen worden, hinsichtlich der Kleidervorschriften nicht allzustreng zu seyn, insbesondere gegen die Frauen wegen ihrer „Jachmak's" (Schleier) und ihrer „Feredje's" (Mantel). An diesem Tage, wo man den Franken gleichsam ein Fest geben wollte, wachte man auch nicht mit so großer Strenge als gewöhnlich über dem Gesetz, das die beiden Geschlechter trennt. Ein Muselmann oder auch ein Christ konnte sich an der Seite mehrerer türkischer Damen befinden, ohne daß man darauf sonderlich achtete; man konnte sogar mit ihnen sprechen, ohne Gefängniß oder Bastonade fürchten zu müssen; nur Die sollten gestraft werden, welche die Ordnung des Festes störten. Der Obrist fügte hinzu, er habe mehrere seiner Offiziere mit Frauen einen Arabath besteigen sehen, was früher als ein unerhörter Skandal betrachtet, und wohl gar mit dem Tode bestraft worden wäre. Es war kein Zweifel, daß Alles Dieß mit Genehmigung des Sultans geschah, der bei der großen Revue von Scutari selbst zugegen war.

Namik-Bey war bei der Gesandtschaft, die im vorhergegangenen Jahre nach Petersburg geschickt worden war; er gefiel sich darin zu erzählen, was er in Rußland gesehen, und seine Erinnerungen bewiesen, daß er nicht ohne Nutzen gereist war. Diese Gesandtschaftsreise wird am Hofe des Sultans als ein großes Ereigniß betrachtet, auch wurde das Haupt derselben bei seiner Rückkehr zum Kapudan Pascha ernannt, und Alle, die ihn begleitet hatten, zu höherem Range befördert. Namik-Bey verdankt dieser Reise zu den Moskowitern die Ehre eines der schönsten Garderegimenter zu kommandiren. Da die französische Sprache die der europäischen Diplomatie ist, so suchte man Alle aus, die ein wenig französisch konnten, und die Türken kamen erstaunt darüber zurück, daß sie die französische Sprache unter den höheren Ständen Rußlands so außerordentlich verbreitet fanden. Seitdem haben viele junge Leute von Stambul angefangen Französisch zu lernen; indeß ist ihre Zahl doch nicht so beträchtlich, als sie der Obrist angab, der fünfhundert Türken kennen wollte, die französisch sprechen könnten; man müßte denn dazu die neuen türkischen Stutzer zählen, die Einen oft in den Straßen anreden: „Bonjour, monsieur, comment vous portez-vous?" aber nichts als diese Worte wissen, und wenn man mit ihnen ein Gespräch anknüpfen will, sofort erwidern:

„Masch Allah, Bakalum!"

Als wir von der Tafel aufstanden, goß uns der armenische Renegat, der uns bei Tische bedient hatte, Wasser über die Hände und reichte uns eine goldgestickte Serviette; dann wurden Pfeifen und Kaffee gebracht, womit man in diesem Lande Alles anfängt und beschließt. Einer von Namik-Bey's Nachbarn war gekommen, um mit ihm den Schibuk zu rauchen oder was man in Frankreich passer la soirée nennen würde. Die Ankunft dieses neuen Gastes brachte wieder Leben in die Unterhaltung, die bereits zu erlahmen begann. Man sprach über die Fortschritte der Civilisation in der Türkei. Jedermann ist darüber einverstanden, daß die Bildung nur sehr langsam vorrückt und bei weitem nicht gleichförmig und allgemein sich ausbreitet. „Es fehlt uns eine Sache," bemerkte Namik-Bey, „nämlich, daß wir Türken noch nicht das Bedürfniß fühlen, häufigen Umgang miteinander zu pflegen, und unsere Ideen mitzutheilen; außerdem haben wir mit dem Auslande, durch das wir uns unterrichten könnten, noch zu wenig Verkehr. Wie kann sich ein Volk aufklären, das an seinem eigenen Herde sitzen bleibt, bei dem Jeder einzeln für sich lebt und das selbst unter den übrigen Völkern isolirt steht." Diese Bemerkungen schienen uns sehr verständig, und jeder von uns fügte seine eigenen Ansichten bei. Das Erste, was für die Türken zu thun wäre, ist, sie zu überzeugen, daß sie unwissend sind, und Dieß werden sie nie einsehen lernen, so lange sie nicht außer Landes reisen. Der Maßstab des Schönen und Wahren ist bei ihnen, Das, was sie täglich vor Augen haben; daher sind sie sehr geneigt über Das zu spotten, was sie nie gesehen haben.

Wie sollten sie also von fremden Völkern Institutionen entlehnen, die sie nicht kennen oder verachten; wie sollten sie Aufklärung suchen, die sie bereits zu besitzen glauben? So sind übrigens alle Völker des Orients beschaffen, die stets in ihrer Heimath bleiben, und durch Vorurtheile, welche stärker sind als der Trieb sich zu belehren, von Reisen abgehalten werden. Diese Bemerkung machte Namik-Bey's Nachbar, der von der Pforte mit mehrern diplomatischen Sendungen beauftragt war und viele Reisen in Asien gemacht hatte. Indem wir von den gegenseitigen Vorurtheilen der Nationen und ihren aus Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche entstehenden Antipathien sprachen, erzählte er uns folgende Anekdote, die uns viel zu lachen machte. „Ich war," sagte er, „an den Pascha von Bagdad gesendet worden, und bei unsrer ersten Audienz sahen wir den Pascha und seinen ganzen Hofstaat mit lächelndem Gesichte uns betrachten, und auch wir konnten uns auf unsrer Seite eines Lächelns nicht erwehren. So standen wir uns eine Zeit lang gegenüber, ohne zu wissen, worüber wir gegenseitig lachten; am Ende fand sich, daß die von Bagdad unsere ungeheuren Turbane nicht ohne Lachen ansehen konnten, während wir unsererseits lachen mußten, den Pascha und seine Hofleute mit rosenroth gefärbten Bärten zu sehen."

Gern hätten wir noch länger dieß Gespräch fortgesetzt; allein die Stimme der Moadsins (Muezzin) rief zum Abendgebete. Es war schon nahe an acht Uhr. Wir mußten Abschied nehmen. Ueber das Feld der Todten, das die Nacht bereits mit ihren ersten Schatten umhüllte, kehrten wir nach Hause zurück.

Der Pascha von Saint-Jean d'Acre.

(Schluß.)

Es ist bereits gesagt worden, daß Djezzar als Emir Adschi die zahlreichen Pilgrimkarawanen, die jährlich nach Mekka wallfahrten, zu geleiten hatte. Seine Vorbereitungen zu einer dieser jährlichen Reisen waren beendigt, als er seinen Kiaja, dem während der Abwesenheit des Pascha's die Statthalterschaft des Paschaliks anvertraut blieb, rufen ließ, indem er ihm eine Menge Befehle ertheilte und unter Anderm auch, seinem Kasnedar Aga (Schatzmeister) ein Auge auszustechen, und die Nase und ein Ohr abzuschneiden. Dieser unglückliche Kasnedar war Malhem Habim, ein reicher, rechtschaffener und ungemein wohlthätiger Jude. Djezzar reiste ab und ließ den Kiaja, der Malhem Habims vertrauter Freund war, in nicht geringer Unruhe zurück. Niemand wußte so gut die trefflichen Eigenschaften und Tugenden Malhem Habims zu schätzen, als der Kiaja, allein er wußte auch, daß Djezzar's Befehl nicht zu vollziehen für ihn unfehlbar zur Folge haben würde, gepfählt oder niedergesäbelt zu werden. In seiner Verlegenheit wußte er sich nicht besser zu rathen, als daß er Zeit zu gewinnen suchte.

„Malhem Habim, sagte er zu seinem Freunde, Du solltest die Abwesenheit des Pascha benützen, um Deine Gesundheit wieder herzustellen. Du bist krank, obgleich Du es zu verheimlichen strebst; deßhalb folge mir und brauche bis zur Rückkehr des Djezzar die Bäder von Tiberias." — Der Kasnedar schien erstaunt: „Krank soll ich seyn! erwiderte er, und ich habe mich nie besser befunden als jetzt! Wozu soll ich die Bäder von Tiberias gebrauchen!" — Der Kiaja bestand auf seinem Rathe: „Du wirst es bereuen, sagte er warnend, mir nicht gefolgt zu haben." Hiebei blieb es, und die Freunde trennten sich. Einige Tage nachher drangen diejenigen Mameluken des Pascha, die in Acre zurückgelassen worden waren, mit Gewalt in sein Harem ein und verließen es erst nach einigen Stunden wieder; welche Abscheulichkeiten sie sich dort erlaubten, braucht nicht gesagt zu werden. Inzwischen ging die Zeit zu Ende, nach welcher Djezzar zurückerwartet wurde. Nachrichten langten an, welche Djezzar's glückliche Ankunft in Damaskus meldeten, man konnte also in wenigen Tagen seiner Rückkehr entgegen sehen. Alsbald ergriffen die Mameluken die Flucht, die einen nach Aegypten, die andern ins Innere des Landes, wo sie sich den Beduinen anschlossen. Nun erinnerte sich auch der Kiaja des erhaltenen Auftrages; wollte er sich nicht selbst verderben, so mußte er ihn vollziehen lassen. Er ließ Malhem Habim rufen und zeigte ihm das schreckliche Befehlschreiben. „Du hast meinen Rath nicht befolgt, sagte er, siehe nun, ob ich nicht recht hatte, auf Deine Entfernung zu dringen." Der Schrecken des unglücklichen Malhem läßt sich nicht beschreiben; er starrte sprach- und regungslos das verhängnißvolle Papier an; aber das Gefühl der Selbsterhaltung war bei dem Kiaja stärker als die Freundschaft; einige Augenblicke später wurde Malhem Habim verstümmelt nach Hause gebracht. Indeß wurde nichts gespart seine Heilung zu sichern und zu beschleunigen. Endlich kam Djezzar an. Kaum hatte er den Fuß auf die Schwelle seines Palastes gesetzt, als alle Offiziere und Diener seines Hauses herbeieilten, sich vor ihm niederzuwerfen und ihm zu seiner Rückkehr Glück zu wünschen. Djezzar's Augen vermißten seinen Kasnedar; er fragte nach ihm. „Er ist noch krank in Folge der auf Deinem Befehl an ihm vollzogenen Strafe," erwiderte der Kiaja zitternd. Der Pascha schien überrascht. „Allein er sollte längst schon wieder geheilt seyn," bemerkte er gleich darauf. — „Hoheit, erwiderte der Kiaja, Malhem war während Deiner Abwesenheit krank; ich fürchtete bei dem Vollzug Deiner Befehle sein Leben in Gefahr zu setzen, und wartete daher seine Genesung ab. Erst seit einigen Tagen hielt ich ihn für hergestellt genug, um die Strafe auszuhalten." — „Du thatest Unrecht, so zu eilen, erwiderte Djezzar; Du hättest meine Rückkehr erwarten können, dann würde ich selbst die Strafe vollzogen haben. Man lasse ihn kommen, ich will ihn sehen, rief er einem seiner Offiziere zu.

Der arme Kasnedar wurde herbeigeführt; er befand sich in einem bejammernswerthen Zustande. Djezzar betrachtete ihn lächelnd. „In der That, rief er, ich hätte nicht geglaubt, daß Du so häßlich werden könntest; sonst würde ich Dir die Nase gelassen haben." Dann näherte er sich ihm, legte ihm die Hand auf seine Schulter und sagte: „Glücklicher Malhem, Du bist mein Freund; ich kann Dich nicht entbehren; danke darum Gott; denn hätte ich keine so große Zuneigung zu Dir, so wäre es um Deinen Kopf geschehen gewesen!" Die Spione Djezzar's ermangelten nicht, ihn von dem in seinem Harem begangenen Frevel in Kenntniß zu setzen. Diese Nachricht entflammte ihn zu neuer Wuth. Da sich die Mameluken durch die Flucht seiner Rache entzogen hatten; so fiel diese auf seine Weiber. Fünf oder sechs dieser unglücklichen wurden vor ihn geführt, und er schlitzte ihnen selbst den Leib auf; zwanzig andere ließ er in lederne Säcke einnähen und ins Meer werfen, eben so viele andere befahl er auf dem nächsten besten Schiffe nach Konstantinopel zu führen und dort zu verkaufen. Es befand sich damals gerade eine französische Brigg auf der Rhede, Djezzar miethete es, und die Weiber wurden sogleich unter Aufsicht zweier Eunuchen nach Konstantinopel eingeschifft. Während der Ueberfahrt berauschten die Matrosen dieselben und wiederholten an ihrer Weiberladung den Frevel der Mameluken. Letztere Thatsache wurde mir von dem Kapitäne, dessen Schiff damals zur Ueberfahrt diente, selbst erzählt; es war das nämliche, auf dem ich später von Sidon nach Marseille zurückkehrte.

Zwei Jahre waren nach diesen blutigen Auftritten zu Saint-Jean d'Acre vergangen, als einer der Mameluken, welche die Schuld davon trugen und sich zu den Beduinen geflüchtet hatten, die Kühnheit hatte, wieder vor Djezzar's Angesicht zu kommen. Er langte in Acre an, eilt in den Palast, tritt kühn in den Saal, wo der Pascha eben Divan hält, drängt sich durch die Offiziere, von denen er Djezzar umgeben findet, und wirft sich seinem alten Herrn zu Füßen. Djezzar erkannte ihn auf der Stelle wieder; seine Züge nahmen einen Ausdruck von Wuth an, daß alle Anwesende erbleichten. Dann sprang er auf, riß einem Soldaten eine Streitaxt aus der Hand und schrie: „Elender, was willst Du hier?" — „Zu Deinen Füßen sterben, erwiderte der Mameluk, welcher Soliman hieß, denn ich ziehe dieses Loos dem vor, fern von Dir zu leben." — Die Streitaxt schwebte ob dem Haupte des Mameluken, und Jedermann glaubte, dieses im nächsten Augenblicke zerschmettert zu sehen. Allein Djezzar senkte den Arm und sagte: „Welcher böser Geist treibt Dich hieher, weißt Du nicht, daß Djezzar nie verzeiht?" — Soliman widerholte seine erste Antwort, und der Pascha schwang zum zweitenmal die tödliche Waffe. Plötzlich aber

trat er zurück, warf die Streitaxt weit von sich und sagte: „Djezzar hat das erste Mal in seinem Leben verziehen.“

Diese Worte erfüllten ganz Acre mit Freude und Staunen, Soliman wurde mit Glückwünschen überhäuft, von Djezzar wieder zu Gnaden aufgenommen, und erwarb sich zuletzt so sehr die Freundschaft seines Herrn, daß dieser ihm eine wichtige Stelle des Paschaliks anvertraute.

Während der Belagerung von Saint-Jean d'Acre ließ Djezzar alle in der Stadt ansässigen Franzosen ins Gefängniß werfen, und mehr oder minder verstümmeln; nur der großmüthigen Verwendung des englischen Commodors Sir Sidney Smith verdankten sie ihr Leben; der vielen Reclamationen müde übergab sie der Pascha endlich einem türkischen Schiffe mit dem Befehl, sie an einem fernen Punkt der Küste auszusetzen.

Alle diese Grausamkeiten, die ich hier schilderte, bilden nur ein sehr unvollkommenes Gemälde von den Gräuelthaten, die Djezzar's langes Leben befleckten — und dennoch starb er ruhig auf seinem Bette im Jahre 1808 über 88 Jahre alt. Durch ein seltsames Spiel des Zufalles wurde eben jener Mameluk Soliman, an den Djezzar zum ersten Mal in seinem Leben Gnade bewiesen, sein Nachfolger. Soliman zeigte sich eben so sanftmüthig und gütig, als Djezzar grausam und blutdürstig war. Seine milde Herrschaft erwarb ihm die Liebe aller seiner Unterthanen. Der tugendhafte Kasnedar Malhem Habim stand ihm mit seinem Rathe bei, und Syrien begann wieder aus dem Elende und der Erniedrigung aufzuleben, in das es durch seinen raubgierigen und blutdürstigen Vorgänger gestürzt worden war. Als einen einzigen Beweis von seiner guten Regierung begnüge ich mich hier anzuführen, daß alle Räuber verschwanden und man im ganzen Umfang seines Paschaliks mit größter Sicherheit reisen konnte. Soliman starb zu Anfang des Jahres 1820.

Vermischte Nachrichten.

Die Brücken Londons verdienen eine besondre Aufmerksamkeit, sie sind mit großer Kühnheit und Geschicklichkeit über der breiten Themse erbaut, zwar meist im Geschmacke der Vorzeit, dafür aber sicher dem Elemente trotzend und durch ihre breiten Trottoirs und das treffliche Pflaster gleich bequem für den Fußgänger wie für den Fahrenden. Die Vauxhallbridge von gegossenem Eisen wird zwar dem nicht gefallen, der den Pont des Arts in Paris sah, dafür ist jedoch hier die Themse gewiß noch einmal so breit als die Seine, und Dauerhaftigkeit wichtiger als Eleganz. Der Triumph der modernen Baukunst ist aber die Waterloobrücke; denn obwohl von Quadersteinen erbaut, gewährt sie doch einen eben so anmuthigen als erhabenen Anblick. Der Bau dieser majestätischen Brücke wurde von einer Gesellschaft übernommen, und soll eine Million Gulden gekostet haben. Man könnte vielleicht nicht begreifen, wie die Unternehmer, welche berechtigt sind, das Brückengeld eine gewisse Anzahl von Jahren von den Passanten zu erheben, durch dieses Privilegium das Kapital nebst den Interessen zurück zu erhalten, und überdieß noch den beabsichtigten Gewinnst erwarten dürften; aber die nachstehende verbürgte Passage zweier Brücken Londons möchte beweisen, worauf die Unternehmer bei ihrer Berechnung fußen. Die eine ist die Blackfriars Brücke, welche die City mit Southwark verbindet, die andere ist die London Brücke, die älteste über die Themse, unter welcher der Hafen anfängt. Die erwähnte Angabe ist die Passage eines Tages im Jahre 1822.

	London Brücke.	Blackfr. Brücke.
Fußgänger	89,640	61,090
Karren und Schleifen . . .	2,900	4,520
Lastwägen	789	540
Kutschen	1,250	980
Einspänner und Fiaker . . .	480	520
Reiter	760	840

Ueber die Waterloobrücke muß der Fußgänger zwei Pence geben, Pferde und Wagen waren sehr hoch besteuert, und die Passage äußerst lebhaft. (Weechs Reise.)

*

Ueber den muthmaßlichen Anfang der Cholera in Bengalen und Bahar, den man in den Monat August des Jahres 1817 versetzt, enthält eine Zeitung aus Kalkutta eine anonyme Einsendung, wodurch die lokale Entstehung der Cholera auf Anfang 1816 in den Distrikt Burneah verlegt wird. „In diesem Jahr, sagt der Einsender, wohnte ich in dem genannten Bezirke nahe bei einem volkreichen Dorfe Saifgundsche, in dessen Nähe sich ein Lager der Kurarias, einer Volksklasse befand, die sich mit Vogelfang abgibt, aber auch mit Einsammlung und Verkauf von Feuerschwamm, wobei sie zugleich Mangobäume miethet, und die Früchte derselben, wenn sie reif sind, verkauft. Bei diesen Beschäftigungen lagern sie sich gewöhnlich unter Mangobäumen und Monate und Jahre vergehen, ohne daß sie ihren Lagerort verändern, wiewohl sie eigentlich nicht seßhaft sind. Diese Leute wurden im April und Mai 1816 von der Cholera befallen und zwar so, daß täglich zehn bis acht Menschen starben. Da die Seuche auch nach Verlauf eines Monats noch nicht aufhörte, so brachen die am Leben Gebliebenen ihr Lager ab und zerstreuten sich in den umliegenden Dorfschaften. Hier begegnete ich einzelnen Truppen von ihnen, und vernahm aus ihrem Munde, was ich hier erzähle. Damals bestand auch nicht einmal noch ein Name für die Cholera als Seuche unter den Eingebornen; im nächsten Jahre nannte man sie Ula.“

*

Zeitungen aus Boston enthalten sehr vortheilhafte Berichte von dem Zustande der amerikanischen Neger-Kolonie in Nordafrika, die langsam aber gedeihlich aufblüht. Unter den kleinen Häuptlingen, vierzig Meilen nordwestlich von Monrovia wurde ein schon längere Zeit dauernder Krieg noch immer fortgeführt. Die Veranlassung dazu gab der Sklavenhandel. Königs Boatswain, des Beherrschers von Condo, Hauptstadt ist unlängst in Feuer aufgegangen. Die Einwohner von Condo, ein eigenthümlicher Menschenschlag, sind Mohammedaner und in Verbreitung ihres Glaubens große Eiferer. Manche von ihnen lesen und schreiben arabisch. Von den Mandigoes, einem andern Negervolk, wird gemeldet, daß sie ihre Kranken nicht des natürlichen Todes sterben lassen, sondern in den letzten Zügen mit einem scharfen Instrumente die Schlagader am Halse des Kranken öffnen. Dieß geschieht mit großer Andacht und der Name Gottes wird vor und während dieser Operation angerufen. Die von den Amerikanern eingerichteten Schulen nahmen einen sehr erfreulichen Fortgang, und die Eingebornen in der Nachbarschaft von Monrovia schienen bedeutende Fortschritte in der Civilisation zu machen.

*

Vor Zeiten kannte man in England von Seite der Regierung wirksamere Mittel, eine Bill durchzusetzen als heut zu Tage. In einem unlängst zu London erschienenen Werke: „Extinct, dormand and suspended Peerage“ wird in dieser Beziehung eine Anekdote von Heinrich VIII erzählt, die eben sowohl diesen König, als die Fügsamkeit des damaligen Unterhauses bezeichnet. Da eine Bill, die vom Parlament namhafte Zuschüsse für den König verlangte, im Unterhaus nicht durchgehen wollte, so ließ Heinrich VIII den Sprecher desselben holen. Herkömmlicher Weise warf sich der Sprecher in Gegenwart des Königs auf die Knie und dieser sagte zu ihm: „Nun, wollen sie meine Bill nicht durchgehen lassen?“ — Dann legte er seine Hand auf Montague's Haupt und fuhr fort: „Macht, daß meine Bill Morgen bis zu der und der Stunde durchgegangen ist, sonst ist es um diesen Kopf geschehen.“ Diese königliche Rede war kurz, aber verständlich, auch lesen wir, es habe Sir Eduard Montague so wacker gearbeitet, daß noch vor Ablauf der bestimmten Zeit, die Bill zu Zufriedenheit des Königs durchgegangen sey.

*

Blätter aus Madras bringen verschiedene Nachrichten über die Insurrektion, die in Meisur ausgebrochen ist. Englische Truppen wurden zu ihrer Unterdrückung abgeschickt, und bei Heidernugger, im nördlichen Meisur fiel zwischen einer Brigade unter Obrist Evans und den Insurgenten, die in der dortigen Gegend eine feste Stellung auf Bergen eingenommen hatten, ein Gefecht vor, in Folge dessen er verwundet wurde und sich zurückziehen mußte. Ueberhaupt wird, jenen Nachrichten zu Folge, im ganzen britischen Indien eine große Unzufriedenheit laut, und es fehlt den Eingebornen nur an Anführern, um Frankreich, Belgien und Polen nachzuahmen. Das ganze aus Eingebornen gebildete Seringapatam-Bataillon, das vor einiger Zeit aufgelöst wurde, und viele hunderte Sipoys haben sich mit den Insurgenten vereinigt. Man darf also von dorther wichtigen Nachrichten entgegensehen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München; in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 29. 29 Januar 1832.

Die französische Deputirtenkammer.

(Fortsetzung.)

Hier wird es also seyn, wo in kurzer Zeit die Deputirtenkammer einen glänzenden Saal finden wird, in dessen spiegelglatten Wänden sich Frankreichs junge Deputirte ihre Toilette wiederherstellen können, wenn sie ihnen im Diskussionengefecht etwas aus den Fugen gegangen. Bis dahin muß sich die Kammer mit dem baufälligen Aufenthaltsorte begnügen, den ihr die vorige Regierung angewiesen hat — ein hölzernes Blockwerk, das in den alten massiven Tuilerienbau Bresche geschossen hat. Von hier aus nämlich erging wie ein zündender Funke die Adresse der 221; hier bereitete sich der Sieg des Volkes vor, hier machte man einen König, hier erhielt die Pairie den Todesstreich. Aus seinen schwachen, mit Kalk überworfenen Gebälken, die kaum einem Windstoß trotzen zu können schienen, erhoben sich Ungewitter, die die Welt zu erschüttern vermögen. —

Hieher muß sich begeben, wer einer Sitzung der Deputirtenkammer beiwohnen will — aber zu rathen ist ihm, daß er nur leicht auffuße auf das elastische und ächzende Fußbodengebälk eines Corridors, der sehr an die des Vaudeville's erinnert. Ich nehme an, man ist mit einem Billet versehen und also nicht gezwungen einen Platz auf der sogenannten „öffentlichen Tribüne" (Tribune publique) zu suchen, welche die gemeine Bestimmung hat, gemeines Volk aufzunehmen, und deßhalb aber auch zu Gunsten der Privilegirten von allen Seiten bezwackt worden ist — oder wäre es nicht auch möglich, daß man vormaliger Deputirter ist, oder Staatsrath, oder daß man einen Freund bei dem diplomatischen Korps hat oder eine Bekanntschaft unter dem königlichen Hofstaat? In allen diesen Fällen wird man einen guten bequemen Platz finden, ohne daß man sich etwa mehr zu beeilen braucht, als ein Deputirter, der mit namentlichem Aufruf *) bedroht ist. Hat man aber das Unglück, keine von allen diesen Vorschub leistenden Eigenschaften zu besitzen, so muß man sich mit einem Platz auf den „reservirten Tribunen" (Tribunes reservées) begnügen, zu denen an jedem Tag Billete an die Mitglieder der Deputirtenkammer vertheilt — und zu großem Aerger des Polizeipräfekten am andern Morgen vor dem Eingang verkauft werden. Aber dann eile man sich, dann nehme man sein Frühstück über Hals und Kopf ein; denn die Väter, die Brüder, die Vettern, die Freunde des Redners sind in dichtem Haufen angerückt, und machen jedem andern die Vorderbank streitig. Von den Damen schweige ich hier; sie haben ihren besondern Platz in beiden Ecken des Saales, der Versammlung von Angesicht zu Angesicht gegenübrr, um zu sehen und gesehen zu werden. Die Kammerquästoren kennen ihren Ovid.

*) Appel nominal, was in England a Call of the House heißt.
Anm. d. R.

Nun wird man — einmal so weit gekommen — seinen Blick neugierig hinabfallen lassen auf die mit grünem Tuch überzogenen Bänke, vor denen sich ein kleines Pult erhebt. Da es noch nicht zwei Uhr, und die Eröffnung der Sitzung auf Mittag angesagt ist, wird man diese Bänke noch unbesetzt finden, und somit Zeit haben, das Inventar von den Möbeln des Saales aufzunehmen. Dieß ist bald geschehen; hier ein Armstuhl und Schreibpult für den Präsidenten, eine Fahne, zwei Uhren, die wahrscheinlich durch lokale Einflüsse bestimmt, nie mit einander gehen, zwölf Stühle, vier Tabourets und zwei Messagères. *) Diese beiden letztgenannten Möbel verdienen jedoch näher beachtet zu werden. Seit der deliberirenden Versammlung seligen Angedenkens sind sie nicht mehr erneuert worden. Zwar glaube ich nicht, daß sie im Ballhause zugegen waren; aber sie haben den Stand der Nationalversammlung, des Konvents, der Fünfhunderte, des Corps legislatif, der Deputirtenkammer, der Repräsentantenkammer, der fünf Legislaturen, welche die Restauration versuchte, der Versammlung, von der letztere gestürzt wurde und der jetzigen Kammer verschluckt! Alles dieß haben sie ausgehalten, bloß mit einem kleinen Wechsel ihres Ueberzuges. Derselbe war früher von Sammt, gegenwärtig ist er von bloßem Tuch mit dreifarbiger Einfassung und goldenen Fransen. Ich beuge mein Haupt ehrfurchtsvoll vor diesen alten Stühlen, die so viele Menschen und Ereignisse überlebt haben. Könnten sie reden, sie würden ein furchtbares Zeugniß ablegen.

Man hat eben noch Zeit genug, sein Augenmerk auf den Präsidenten zu richten, der schon geraume Zeit auf seinem Platze harrt bis sich die gehörige Anzahl von Mitgliedern versammelt hat, um die Sitzung eröffnen zu können. Inzwischen vertreibt er sich die Zeit damit, die vor ihm aufgeschichteten Amendements zu ordnen. Der Präsident ist eigentlich kein Mensch, kein Redner, kein Depu-

*) Eine Art Pult zu beiden Seiten des Präsidenten.

tirter, er ist mehr als Alles Dieß zusammen, er ist das Fleisch gewordene Reglement. Die natürlichen Erforderniſſe seines Berufes sind unerschütterliche Kaltblütigkeit und eine gute Lunge. Er darf sich durch keinen Tumult außer Fassung bringen, durch keine Leidenschaft erhitzen lassen. Für jeden vorkommenden Fall muß er seinen Artikel in Bereitschaft haben, für jede Anmaßung einen Zügel; er muß handeln, hindern, leiten, zurückweisen und Alles dieß ohne Phrasen, ohne Diskussionen. Um diese Wunder zu bewirken, hat er nur drei Werkzeuge: ein elfenbeinenes Falzmesser, eine Glocke und einen Hut. Das elfenbeinene Messer wird bei geringeren Gelegenheiten angewendet, z. B. wenn die Stille durch die Konversation von nur dreißig oder vierzig Mitgliedern gestört wird. Die Glocke spielt schon eine wichtigere Rolle. Wenn sie fünf Minuten lang nach Leibeskräften gehandhabt worden ist, so darf man fast sicher seyn, die erste Unterbrechung wieder zu vernehmen, worauf sich das Getümmel erneuert und die Glocke wieder zu läuten anfängt, bis endlich die Ermüdung der Ohren über den Ungestüm der Zungen den Sieg behält. Das letzte Hülfsmittel bleibt der Hut, er ist der 14 Artikel der vormaligen Charte, der Staatsstreich, der gegen die Diskussionen geführt wird. Sobald derselbe auf dem Kopf des Präsidenten erscheint, ist das Zeichen gegeben, daß alle Ordnung zu Ende, daß eine weitere Verhandlung unmöglich, daß die Stimme des Reglements erstickt ist; er ist der Nothschuß der Verzweiflung, das sauve-qui-peut der Würde und Vernunft. Es begab sich eines Tags, daß die Regierung der Kammer aus Mangel eines Hutes fast den Kopf verlor. Man suchte den rettenden Filz auf und unter dem Schreibtisch, am Boden, im ganzen Saale. Nur eine schwarze seidene Schlafmütze fand sich, und auch diese war von der Wuth des allgemeinen Aufruhrs ergriffen. Endlich schaffte ein Lakai der Kammer einen Hut zur Stelle; leider aber hatte er einen zu großen gewählt, der einfältige Mensch glaubte wahrscheinlich, ein Präsident müßte den größten Kopf haben.

(Schluß folgt.)

General Clauzel in Algier.

(Fortsetzung.)

Die Sachen waren so weit gediehen, daß der Verlust der Stadt und des ganzen, mehr als ein Drittel der Regentschaft bildenden Beyliks von Oran zu befürchten stand. Bei der, unter solchen Umständen auf mir lastenden unermeßlichen Verantwortlichkeit, durfte ich nicht länger zögern, und ordnete eine Brigade unter General Damremont nach Oran ab.

Da ich übrigens das Beginnen der Feindseligkeiten noch immer abwenden wollte, entschied ich mich zu einem letzten Versuche, und beauftragte Obrist Auvray, dem Kaiser von Marocco vorzustellen, daß Muley Aly's Angriff das Völkerrecht verletze; dann Genugthuung zu fordern und dem Kaiser anzudeuten, daß im Falle seiner Verweigerung unsers Verlangens, unsere Truppen die seinigen zurücktreiben, und in seinem eigenen Lande furchtbare Repressalien üben würden. Bei seiner Reise durch Oran wurden dem Obrist viele aus Marocco, an die angesehensten Bewohner jener Stadt erlassene Briefe eingehändigt; mehrere waren vom Kaiser selbst, die übrigen von Muley und seinen Agenten; sie verstatteten hinsichtlich des persönlichen Antheils des Kaisers an Verletzung des Gebietes von Oran und seiner fernern Plane keinen Zweifel. Ein Verwandter jenes Fürsten, dem ich die Fahrt von Algier nach Oran auf einem unsrer Schiffe erlaubt, und der den Obrist Auvray nach Tandscher begleiten sollte, ward auf General Damremonts Befehl, wegen Aeußerungen, die er sich erlaubt, und Revolteversuchen, indem er falsche Gerüchte verbreitete, und die Einwohner gegen Frankreich und den Bey aufzuwiegeln suchte, zurückbehalten.

Obgleich Muley Aly das Feld zu behaupten fortfuhr, und die sich tapfer vertheidigende Stadt Tremesen enge eingeschlossen hielt, so hatte Damremont dennoch Befehl, vor Auvray's Rückkehr keine Feindseligkeit zu erwidern. Bei der Ankunft dieses Stabsoffiziers zu Tandscher verweigerte der dortige Pascha förmlich, ihn bis nach Fez, wo der Kaiser mit seinem Hofe sich befand, gelangen zu lassen. Nach vergeblichen Versuchen zu Beseitigung dieser Schwierigkeiten kehrte Auvray seinen Befehlen gemäß zurück. Schlechte Witterung, Mangel an Transportmitteln, mehr aber als dieß Alles, die formelle Weisung, den größten Theil der Truppen nach Frankreich zurückzusenden, erlaubten Damremont die Befolgung der ihm ertheilten Instruktionen nicht.

Da der Kriegsminister, nachdem er die von mir getroffenen Maßregeln anfänglich gebilligt, mir später angedeutet, daß die durch Muley Aly's offensive Bewegung erhobenen Anstände auf diplomatischem Wege zwischen dem Kaiser und dem auswärtigen Ministerium Frankreichs beseitigt werden sollten, da ich außerdem nach Paris zurückzukehren im Begriffe stand, so mußte ich der Ausführung meiner Plane nothwendig entsagen; werde jedoch stets bedauern, daß diese Gelegenheit, den westlichen Barbaresken eine Probe unsrer Macht zu geben, durch Büreau-Susceptibilitäten, die ich vielleicht mit einem andern Namen bezeichnen könnte, unbenützt geblieben.

Wenn sich übrigens unser Minister der auswärtigen Angelegenheiten Glück wünschen möchte, durch Hinhalten und Temporisiren Algiers Gebiet von den Maroccanern geräumt zu sehen; so ist Niemand unbekannt, daß jener Rückzug lediglich nur durch ganz zufällige Umstände herbeigeführt ward, und daß unsere so duldsam abwartende Politik jenes Resultat binnen langer Zeit noch nicht erzielt haben würde, hätten nicht aufrührerische Bewegungen im Kaiserthume Marocco selbst dessen Monarchen zur Zurückberufung seiner Truppen gezwungen, deren Gewaltthätigkeiten übrigens die Einwohner in so hohem Grade zu erbittern begannen, daß jene ihrem nahen Untergange entgegen sehen konnten.

Nach Beendigung meiner hinsichtlich der Beyliks von Konstantine und Oran getroffenen Anordnungen, und nach legaler Anerkennung der Souveränität Frankreichs über das gesammte Land, widmete ich meine ganze Sorge der Colonisation des eigentlichen algierschen Gebietes, und hegte die Hoffnung, binnen wenig Jahren Metidjahs fruchtbare Ebene von mehrern Tausenden europäischer Kolonisten bevölkert zu sehen. Klima, Boden, kurz Alles zusammen genommen, berechtigt zu der Behauptung, daß Algier unsere sämmtlichen Kolonien Ost- und Westindiens mit Vortheil zu ersetzen vermöge.

(Schluß folgt.)

Die Festung Schuscha und die Provinz Karabagh. *)

Auf dem Wege von Tschinachtschi nach Schuscha sieht man auf dem höchsten Punkte eines der mächtigen Berge, welche die Provinz Karabagh in allen Richtungen durchschneiden, amphitheatralisch errichtete Gebäude; dieß ist Schuscha. Die Natur hat es von drei Seiten durch fast senkrechte Felsen geschützt, von denen einige eine perpendikuläre Höhe von 200 Saschenen (russischen Klaftern) haben. Auf der nördlichen Fortsetzung des Berges, welche minder hoch aber abschüssiger ist, befindet sich eine Festungsmauer mit Thürmen; von dem eriwanischen bis zum elisabethopolischen Thore, zieht sich diese Mauer auf dem halbkreisförmigen Rücken des Berges; senkt sich dann in eine Schlucht hinab, erhebt sich wieder, und erreicht in der ersten Richtung nach Nordosten den höchsten Punkt, einen steinigen, unzugänglichen Hügel, wo sie in verschiedenen halbzerstörten Gebäuden ausläuft. Da, wo der Berg nur wenig abschüssig ist, zieht sich eine andere Mauer allmählich aufwärts in östlicher Richtung, und endet in viereckigen Gebäuden mit Thürmen, worin jetzt die Proviantmagazine sind. Der ganze nördliche Theil der Mauer geht im Zikzak, damit die Seiten einander gegenseitig bestreichen. Da jedoch das ganze Festungswerk nicht dauerhaft gebaut ist, so hat man dessen Ausdeßerung beschlossen. Die übrigen Seiten, die durch unersteigliche Felsen geschützt sind, bleiben ohne Befestigung. Der ganze Umfang von Schuscha beträgt gegen 7 Werste. Die Stadt zieht sich von Norden nach Süden, amphitheatralisch gebaut, hin; die Gebäude sind nicht prächtig, und haben ungefähr dasselbe Aussehen, wie in Eriwan, mit dem Unterschiede, daß alle Häuser in Schuscha mit Ziegeln gedeckt, und die Dächer, die nicht flach, sondern mit Dachsparren versehen sind, der Stadt mehr ein europäisches Ansehen geben. Die Straßen sind ziemlich breit, und zum Theil mit Steinen gepflastert, wo aber dieß nicht statt findet, sind die Wege nach einem Regen wegen des lehmichten Bodens entsetzlich kothig. Gärten gibt es in Schuscha sehr wenig, aber vor jedem Hause findet man einige Bäume. Die merkwürdigsten Gebäude sind: lange Reihen steinerner Buden von vortrefflicher Bauart, das Haus Dschafer Kuli Aga's, Bruders des letzten Chans von Karabagh Mechti Kuli (in diesem Hause starb Aga Mehmed Schah, von dem an einem andern Orte die Rede seyn wird), das Haus Rustum Begs, das einer Schwester des Chans mit Namen Gewlartaga, das eines reichen armenischen Kaufmanns, dessen Handel ungeheuer ausgedehnt ist, und dessen Vermögen sich auf 2 Millionen Dukaten beläuft, auch das Haus der Baselschen Missionäre ist sehr schön, und hat einen großen Garten; außerdem noch einige kleinere regelmäßige Häuser, zwei armenische Kirchen und eine russische, die in einem Hause eingerichtet worden ist, und tatarische Moscheen ohne Minarets. — dieß sind sämmtliche Zierden von Schuscha. Aber statt dessen, welchen Anblick bieten die Umgebungen? nach allen Seiten fällt der Blick auf malerische Aussichten, mit Wäldern gekrönte Berge, moosbewachsene Felsen, furchtbare Abgründe und Schlünde, freundliche Thäler zwischen den Bergen, wo man viele großen Theils armenische Pflanzungen erblickt; angebaute Felder und Wiesen, auf denen Viehheerden weiden. Nach allen Seiten ist der Horizont durch hohe Berge begränzt, deren Spitzen häufig mit wallenden Nebeln bedeckt sind. Wie angenehm ist es, beim Aufgang der Sonne dieß großartige Gemälde zu überblicken, wenn die langen Schatten der mächtigen Gipfel sich ausbreiten über den Krümmungen der Berge, und der in den Thälern allmählich anbrechende Tag in die Felsenklüfte eindringt. Unter diesen Naturschönheiten ist besonders bemerkenswerth der Berg Tophana, der gegen Norden liegt und Schuscha beherrscht. Hier standen im Jahre 1826 die persischen Kanonen, und von dieser Höhe herab flogen die Bomben in die Feste, in welcher eine Hand voll russischer Krieger mit dem ihnen eigenen Heldenmuth eine anderthalbmonatliche Blokade beinahe des ganzen persischen Heeres aushielt. Einer der Felsen von Schuscha ist völlig senkrecht, unter ihm gähnt ein schwarzer Felsenschlund. Von der Höhe dieses Felsens wurden auf Befehl der Chane die unglücklichen Opfer ihrer zügellosen Eigenmacht in ihrer Gegenwart hinabgestürzt. Russische Gesetze wurden in Karabagh herrschend, und verdrängten diesen barbarischen Gebrauch; nur der Neugierige sieht jetzt manchmal hinab in dieß Denkmal der Tyrannei, und mit Schauder senkt sich sein Blick in den jähen Schlund. Ungefähr der Mitte des senkrechten Felsens gegenüber ist eine steinerne Mauer mit Thürmen, welche die im Felsen befindlichen, ehemals bewohnten Grotten vertheidigen; weiter unten ist ein Riß in dem Felsen, noch tiefer ein brausender Strom. Wenn man alle diese Orte betrachtet, wohin der bloße Zugang mit der außerordentlichsten Gefahr verknüpft ist, so staunt man und fragt sich: welche ungewöhnliche Ursache die Menschen veranlassen konnte, an diesem sonderbaren und gefährlichen Orte eine Wohnung zu gründen? Aber die Sicherheit vor drohenden Gefahren, und der Wunsch, seine Schätze vor Räubern zu schützen, zu was haben sie nicht überall den Menschen veranlaßt? Diese kleine Feste ist von Melik Awak erbaut, und heißt nach ihm Awaks Höhle. Sie diente anfangs der Familie Meliks und seinen Nachkommen, später der Familie Pan Chans zum Zufluchtsort. Bis zur Erbauung von Schuscha war sie für Räuber unzugänglich, und rettete Familie und Reichthümer des Beherrschers dieser Gegenden in den stürmischen Tagen Karabaghs, zur Zeit der Einfälle benachbarter Völkerschaften. Schah Aga Mehmed, der Beherrscher Persiens, der Timur der neuern Zeit, verbreitete im Jahre 1797 Schrecken in die an Persien gränzenden, jenseits des Araxes liegenden Lande. Seinen Weg mit Raub, Mord und unerhörten Gräueln bezeichnend, sammelte er, um zum zweitenmal Grusien von Grund aus zu verheeren, sein Heer auf dem Marsche zur Einnahme von Schuscha, das er zuvor lange vergebens blokirt hatte. Er beschloß hier auszuruhen, wählte das obenerwähnte Haus Dschafer Kuli's, und gab seinem Heere den Befehl, sich in der Provinz Karabagh zu vertheilen. Am Abend des Tages, an welchem Schuscha eingenommen worden war, befahl er in einem Anfall von Raserei und wüthend vor Zorn über den tapfern Widerstand, der seine Bewegungen aufgehalten hatte, für den folgenden Tag das Schaffot für den Khan von Karabagh und die vornehmsten Einwohner zu errichten; zugleich erklärte er einem den Dienst als Nefer *) bei ihm verrichtenden Beg, als dieser ihn entkleidete, daß auch er sich zum Tode vorzubereiten habe, und am andern Morgen sein Kopf mit denen der Karabaghen abgeschlagen werden würde. Der Nefer, welcher wußte, daß der Schah solche Befehle nicht zurücknehme, ging in der Nacht heimlich in sein Schlafgemach, und stieß ihm den Dolch ins Herz. Der Schrecken, den die tyrannische Strenge Aga Mehmeds erregt hatte, war so groß, daß am andern Morgen Niemand von seinem Gefolge es wagte, zu ihm hinein zu gehen, in der Meinung, er schlafe noch, oder wolle niemand bei sich haben. Endlich aber ward die furchtbare Wahrheit kund. — Seine Heere, welche Karabagh plünderten, zogen sich in einzelnen Abtheilungen nach Persien zurück, und der Chan des Landes sendete Aga Mehmeds Körper unter Ehrenbezeugungen an dessen Nachfolger. Auch der Mörder entging der Rache nicht; er verbarg sich wechselsweise an verschiedenen Orten der jetzt muselmännischen Provinzen, und ward endlich den Persern ausgeliefert, die ihn nach unsäglichen Martern lebendig einmauerten. Die Provinz Karabagh wird von dem russischen Kommandanten der Festung Schuscha verwaltet, welcher in dem Provinzialgericht den Vorsitz führt; dieß ist aus dortigen Einwohnern zusammengesetzt, welche zu einer bestimmten Zeit gewählt worden. Zur schriftlichen Führung von Prozessen finden sich bei dem Gerichtshofe und der Kommandantschaft russische Beamte und aus den dortigen Einwohnern genommene Dollmetscher. Die Provinz ist jetzt in 13 Magals eingetheilt, die von Naibs **) verwaltet werden, die man vorzugsweise aus denjenigen Einwohnern wählt, die sich in russischem Dienste befinden, und von denen Viele russische Titel und Orden haben. Die Gewalt eines Naibs ist beinahe dieselbe, wie die eines Beamten der Landpolizei in einem Distrikte. Die Magals sind folgende: von Warandin, Disach, Kabersin, Disach-Dschewanschir, Talüschin, Dschewanschir, Sangesur, Migeigoni, ***) Dinsikin, Tegeraschbort, Demurtschassalin, Dschelábjurt †) und Chatschin. Außer diesen gibt es noch besondere Kronkolonien, die keinen Theil der angeführten Magals bilden, aus der

*) Aus dem Russischen der kaukasischen Memoiren übersetzt, die über diese unserer Geographie noch so fremden Länder wichtige Mittheilungen enthalten. Wir hoffen, dieses Werk demnächst in umfassendern Auszügen benützen zu können. A. d. R.

*) Persischer Ausdruck für ein Hofamt.

**) Ein arabisches Wort, das Fürst, Vorsteher bedeutet.

***) Dieß ist der ausgezeichnetste von allen, er liegt am Araxes und bildete in ältern Zeiten ein eigenes Fürstenthum.

†) Einen Theil von diesem Distrikte hat eine besondere Kolonistengesellschaft, und dieser Theil steht unter einem eigenen Naib.

Sequestration des Eigenthums ungehorsamer Begs an die Krone fielen, und unter der Gerichtsbarkeit eines Oekonomen stehen. Die Gutsbesitzer haben auf ihren Ländereien Kolonien, in welchen ihnen nur der Boden gehört; die Bauern zahlen ihre Abgaben für das Land, auf welchem sie leben, und welches sie bebauen. Das Volk im Ganzen besteht aus Armeniern und Tataren, und theilt sich in verschiedene Stände; in Meliks, von denen weiter unten die Rede seyn wird, in Begs oder Edelleute, Minbaschen und Jusbaschen, armenische und tatarische Geistlichkeit, Magaphen und eigentliche Bauern. Die Vorväter der jetzigen Begs, Minbaschen und Jusbaschen wurden von den Chanen für geleistete Dienste mit dieser Würde beschenkt; die ersten sind geborene Edelleute, die andern waren Befehlshaber über Tausend oder Hundert im Heere des Chans; die Nachkommen der letztern bedienen sich nur des einen Titels ihrer Vorfahren. Von den Magaphen verlangte der Chan gleichfalls Dienste, manchmal auch Geld. Seine Leibwache bestand aus Magaphen, die, da sie den Dienst bei ihm ohne Sold verrichteten, zum Ersatz auch keine Steuer zahlten. Ihre Nachkommen genießen noch dieß letztere Vorrecht, und werden deßhalb von den Militärkommandanten des Distriktes zu Versendungen im öffentlichen Dienst gebraucht. Die Steuern sind auf sehr verschiedene Weise eingetheilt, und haften namentlich an den Erzeugnissen des Bodens; die Bauern z. B. welche auf den Ländereien der Grundbesitzer leben, zahlen von dem Gesammtertrage einer jährlichen Ernte zwei Zehntheile. Ein Theil heißt Bagra und gehört dem Grundbesitzer, der andere Maldschagat, und dieser gehört zum Kroneinkommen. Die Armenier in Karabagh, hauptsächlich in Schuscha, treiben einen sehr bedeutenden Handel mit Seide nach Moskau, auf dem Jahrmarkt zu Nischegorod und sogar nach Konstantinopel. — Die Provinz Karabagh ist von ausnehmend tiefen Thälern und hohen Bergen durchschnitten, und schließt deßhalb alle Klimate in sich von dem kalten Himmel Finnlands bis zur sengenden Hitze unter dem Aequator. Neben dem schäumenden Terter erheben sich Berge, welche Mineralquellen in sich schließen, und so hoch sind, daß ein beinahe ewiger Schnee sie bedeckt, ja zur Sommerszeit sind neben diesen Bergen die Abende sehr kalt. In den Thälern, wo der Araxes und der Kura strömen, steigt, weil sie zwischen Berge tief eingesenkt sind, die Hitze auf 60° Reaumur, und die Luft wird dermaßen schwül, daß es gar nicht möglich ist, im Sommer daselbst zu leben. Dagegen ist die Winterzeit sehr angenehm und gesund. Der Schnee bleibt in diesen Thälern zur Winterzeit nur einige Stunden, aber dafür häuft sich eine ungemeine Menge giftigen Gewürmes an, das durch die Kälte von den Bergen nach den niedern Gegenden herabgetrieben wird, und den Aufenthalt in denselben gefährlich macht. Die übrigen Theile von Karabagh unterscheiden sich in ihrer Temperatur je nach ihrer Höhe und sonstigen Lage. Bei der Ungleichheit des Klimas und der bergigen Beschaffenheit des Landes, welche der Viehzucht günstiger als dem Getreidebau ist, führt der größere Theil der Einwohner von Karabagh, namentlich die Tataren, ein nomadisches Leben. Bei Annäherung der warmen Jahreszeit ziehen sie aus den Thälern in die Berge, wo ein frisches Gras ihre Heerden ernährt, und eine frische Bergluft ihnen die Mittel verschafft, den in heißen Klimaten so gewöhnlichen Krankheiten zu entgehen. Wenn die Kälte sich einstellt, ziehen sie wieder nach den niedern Gegenden, wo sie einem neuen Sommer entgegensehen, der eben so angenehm, wie der erste ist. Da sie auf diese Weise ihre Heerden nicht für den Winter zu versorgen brauchen, und von einem Ort zum andern ziehen, so können sie das ganze Jahr hindurch ihre Heerden auf den Wiesen waiden, die saftiges Gras in Fülle haben, ohne den kleinen Ausgaben und Mühseligkeiten ausgesetzt zu seyn, welche in Rußland mit der Viehzucht verbunden sind. Bei dieser Lebensart kümmern sich die Karabaghen wenig um eine gute Einrichtung ihrer Häuser; ihre Winterwohnungen sind aus Erde und sehr schlecht gebaut, bei dem fortwährend darin unterhaltenen Feuer sind Rauch, Hitze und Qualm so unerträglich, daß ein Fremder, wenn es nur möglich ist, seine Zeit in freier Luft zubringt, und lieber ein Obdach entbehrt, als die durch die gepreßte Luft erzeugte Engbrüstigkeit erträgt. Ihre Sommerhütten, welche aus dünnen Reisern gemacht, und mit Rohr, manchmal auch mit wollenen Decken edeckt sind, sind nicht minder unbequem. — Eine häßliche Eigenschaft der Karabaghen ist ihre Neigung zum Stehlen, namentlich sind mehr noch als die andern Karabaghen, die Kolonisten diesem Laster ergeben; weßhalb zur bessern Aufsicht ein eigener Naib über sie aufgestellt ist. Trotz der strengen Maßregeln des russischen Befehlshabers zur Unterdrückung des Diebstahls hört man doch unaufhörlich von Viehraub. Ein ziemlich bewährtes Mittel, die Diebe zu entdecken, ist seit langer Zeit dort in Gebrauch, und wird auch jetzt noch angewendet. Der Eigenthümer des Gestohlenen verspricht demjenigen, welcher den Dieb ihm anzeigt, den Muschtlug, d. h. eine Belohnung zu bezahlen, und den Angeber auf keine Weise zu nennen. Wenn er nun auf diese Weise sichere Nachricht hat, bei wem das gestohlene Vieh oder sonstige Dinge sich befinden, so zahlt er dem Angeber den Muschtlug, verklagt den Dieb, und verlangt nun von diesem nicht nur das Gestohlene, sondern auch die dem Angeber gegebene Belohnung zurück. Diese Methode veranlaßt oft die nächsten Freunde und Verwandte des Diebs, den Ankläger zu machen.

Die Zahl der Weingärten in Karabagh ist groß, und die Trauben sehr schmackhaft, allein der Wein, der daraus bereitet wird, ist nicht sehr gut. Früchte gibt es in Menge; die Seidenzucht wird mit gutem Erfolg getrieben; Baumwolle, Reiß, Weizen und Gerste wachsen im Ueberfluß. Die karabaghischen Pferde sind im ganzen kaukasischen Lande berühmt wegen ihrer Sicherheit und ihrem leichten Laufe, und sie genießen diesen Ruf mit Recht; ihrer guten Gesundheit, ihrem Feuer, ihrer Leichtigkeit und Folgsamkeit nach gehören sie zu den besten Racen, und taugen besonders zum Reiten; sie kosten auch am Platze selbst je nach ihren Eigenschaften und ihrer Schönheit 30 bis 300 Dukaten. Der Stamm der karabaghischen Pferde ist aus der Vermischung mit arabischen entsprungen, welche die frühern Chane von Karabagh zur Verbesserung ihrer Gestüte aus Arabien kommen ließen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Auf den Werften von Cherbourg wird gegenwärtig an einem riesenhaften Dreidecker gebaut, die Stadt Bordeaux genannt, zu welchem 110.600 Kubikfuß Holz, der Fuß zu 6 Fr., verwendet werden. Dieses ungeheure Schiff mißt 180 Fuß Länge am Kiel und 220 Fuß von einem Ende des Verdeckes bis zum andern. Seine Breite ist 52 Fuß. Er hat drei Batterien, auf der ersten befinden sich Kanonen von sechsunddreißig-, auf der zweiten von vierundzwanzig-, auf der dritten von achtzehn- und im Kastell von zwölfpfündigem Kaliber. Es ist bestimmt, 96 Kanonen zu führen. Der große Mast hat 120 Fuß Länge und 9 bis 10 Fuß im Umfange; er wiegt vierzig- bis zweiundvierzigtausend Pfund; der große Mars, der auf den großen Mast kommt, mißt zweiundsiebenzig Fuß, und der Bramsegelmast mit der kleinen fliegenden Bramstange fünfundzwanzig Fuß, was zusammengenommen eine Höhe von 244 Fuß gibt. Der große Raa hat hundertundzehn Fuß und der Fockmast hundert Fuß Länge. Das Schiff wird einer Mannschaft von tausend Köpfen bedürfen und noch fünf- bis sechshundert Mann Truppen aufnehmen können. Die Kabeltaue haben fünfundzwanzig Zolle im Umfange; es sind ihrer sechs, von denen eines 1800 Pf. wiegt. Die sechs Anker wiegen 64.000 Pf.; das Tauwerk 240.000 Pf. Es werden zu dem Baue des Schiffes verwendet 158.979 Pf. Eisen von jeder Art; 444 Pf. Kupfer, 2525 Kupferplatten zu Verkleidungen mit einem Gewichte von 50.824 Pf.; kupferne Nägel 4960 Pf., im Ganzen 91.765 Pf. Kupfer. Hiezu kommen noch 6290 Pf. Blei, Werg 48.950 P.; Schiffstheer 57.492 Pf. u. s. w. Für das Segelwerk bedarf man 31.312 Mètres oder 28.165 Ellen Leinwand, und da ein Schiff gewöhnlich doppelte Segel im Vorrathe hat, 56.326 Ellen. Seine große Flagge allein mißt 270 Mètres oder 250 Ellen weiße Leinwand. Zu seinem Ballaste sind 700 Fässer von 7000 Pf. Tonnengewicht nöthig. Wenn das Schiff unter Segel ist und seinen Ballast, seine Kanonen, seine Maste, seine Segel und seine Lebensmittel hat, wiegt es fünfmalhunderttausend Tonnen oder eine Milliarde und viermalhunderttausend Pfund.

•

Die Zahl der Geburten belief sich in Amsterdam im Jahre 1831 auf 7342, die der Verstorbenen auf 6.956, die der Ehen auf 1195. In dem Hafen von Amsterdam liefen im genannten Jahre 151 Schiffe aus Hamburg, 138 aus Königsberg, 123 aus Riga, 92 aus Petersburg, 62 aus Dänemark, 57 aus Surinam, 54 aus London, 34 aus Emden. Der Verkehr mit den französischen Häfen scheint sehr unbedeutend gewesen zu seyn, man findet nur 18 eingelaufene Schiffe aus Bordeaux, 9 aus Cette, 5 aus Dünkirchen, 2 aus Havre, 1 aus Marseille.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 30. 30 Januar 1832.

Die Sandwichinseln.

(Schluß.)

Die vorzüglichsten einheimischen Früchte sind die Uru oder Brodfrucht, die Niu oder Kokosnuß; die Maia oder Pisang, die Ohia eine Art Eugenia, endlich auch noch die Erdbeere und Himbeere. Orangen, Limonien, der Weinstock, Ananas, der Papayabaum, Gurken und Wassermelonen wurden eingeführt, und gedeihen bis auf die Ananas vortrefflich. Auch mit Bohnen, Zwiebeln, Kürbissen und Kohl ist das Pflanzenreich der Sandwichinseln bereichert worden; allein die Eingebornen setzen wenig Werth auf diese Gewächse und bauen sie nur an, um die Schiffe damit zu versorgen. Zuckerrohr ist einheimisch und wächst zu einer bedeutenden Größe heran, obgleich man auf seine Kultur wenig Sorgfalt verwendet. Große Strecken fruchtbaren Landes liegen unangebaut, auf denen leicht Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee und andere zwischentropische Gewächse in reicher Fülle erzielt werden könnten, was auch der Fall seyn wird, wenn die Eingebornen in Industrie und Civilisation größere Fortschritte gemacht haben werden.

Die Eingebornen sind im Allgemeinen über mittlerer Größe und schön gewachsen. Man findet unter ihnen Gestalten, die durch ihre Formen und Verhältnisse an die schönsten antiken Statuen erinnern. Namentlich läßt sich Dieß von den Häuptlingen sagen, die so groß und stark gebaut sind, und in ihrer Haltung ein so eigenthümlich edles Wesen verrathen, daß man verleitet werden könnte, sie für Menschen eines ganz eigenen Stammes zu halten. Dieß ist jedoch nicht der Fall, und ihre größere Schönheit nur der sorgfältigeren Erziehung und einer besseren Lebensart zuzuschreiben. Uebrigens haben die Gesichter der Eingebornen viele Aehnlichkeit mit den europäischen Zügen; ihre Farbe ist manchmal tiefbraun und fast schwarz, manchmal aber auch sehr licht und fast gelb. In ihrem ganzen Wesen spricht sich eine erfreuliche Munterkeit und Gutherzigkeit aus. Ihre Stirne ist hoch, viereckig, oft oben breiter als unten und vorwärts gewölbt. Die Augen sind groß, schwarz und sehr lebhaft. Der Mund ist groß und zeigt in der Lippenbildung eine Eigenthümlichkeit, die den Sandwichinsulaner aus allen Menschen der Erde herausfinden ließe. Die Oberlippe, anstatt wie bei den Europäern gebogen zu seyn, scheint viereckig. Die Linie, welche sie theilt, steigt gerade aufwärts, wird dann horizontal und neigt sich zu einem rechten Winkel. Auch steht die Oberlippe gewöhnlich der Nase sehr nahe, die meist platt und breit ist. Die Haare sind schwarz und ziemlich lang und fallen in großen Locken herab, niemals sind sie straff und selten gekräuselt. Einige haben die Gewohnheit, sie mittelst Kalk röthlich zu färben. Unter jungen Leuten sieht man Bärte selten, Greise aber tragen lange und sorgfältig gepflegte Bärte.

Die Frauen haben dieselben Gesichtszüge wie die Männer, nur mit jenem Unterschiede, den das Geschlecht mit sich bringt. Ihre Figur ist oft reizend, obgleich man sie selten schön heißen kann. Merkwürdig ist die Vollkommenheit ihrer Formen. Es gibt nichts Reizvolleres, als ihre Schultern und ihren Busen, der bis tief in ein vorgerücktes Alter hinein seine Ründe und Fülle behält. Die Mädchen sind schon frühzeitig mannbar und ergeben sich, möchte man sagen, schon von Kindheit an den Ausschweifungen. Die Mischung mit europäischem Geblüte gibt Mulatten von sehr hellgelber Farbe, die sogar manchmal in's Rosenrothe übergeht, was man bei Mulatten von schwarzer Abkunft niemals bemerkt.

Was den Charakter der Sandwichinsulaner betrifft, so wurden sie entweder vormals sehr verläumdet, oder sie haben sich seither erstaunlich geändert. Der Grundzug desselben ist heutzutage Güte und Umgänglichkeit, und die Inseln weit entfernt, wie sonst der Schrecken der Schiffer zu seyn, die gezwungen waren, an ihren Ufern zu landen, sind gegenwärtig freundliche Oasen des großen Ozeans, auf denen jährlich mehr als vierhundert Schiffe ihrer Mannschaft Erholung gönnen. Alle genießen dort der ungestörtesten Sicherheit, und ein Europäer kann unbewaffnet alle Inseln durchstreifen, ohne jemand Anderm als einfachen Menschen zu begegnen, bei denen er stets eine freundliche Aufnahme zu finden erwarten darf. Vielleicht erweckten früher die unbekannten und nützlichen Gegenstände der Europäer das Verlangen nach Besitz, und wie Kinder, die noch keinen Begriff von Gut und Bös hatten, wendeten sie alle Mittel an, sich ihrer zu bemächtigen. Gegenwärtig aber haben die Erzeugnisse unserer Industrie bereits in ihren Augen den Reiz der Neuheit verloren; andererseits sind sie zum Begriff des Eigenthumes gelangt und enthalten sich daher jedes frevelhaften Eingriffes in fremdes Gut. Alle Schiffe, die oft Monate lang an diesen Inseln verweilen, haben fast täglich eine große Anzahl Eingeborner und selbst aus der niedersten Volksklasse an Bord, und alle stimmen darin überein, daß sie sich niemals über die geringste Entwendung zu beklagen hatten.

Die Männer auf den Sandwichinseln gehen noch größtentheils nackt und tragen nur eine Art Schürze, von der ein Theil zwischen den Schenkeln durchgezogen wird, um die Hüfte; man nennt sie Maro. Die Weiber tragen gewöhnlich ein weißes Hemd und ein Stück einheimischen Tuches um die Lenden. Doch gilt Dieß nur von dem gemeinen Volke, die Häuptlinge und ihre Frauen gehen in europäischer Kleidung. Das Tatuieren wird immer seltener; die Männer begnügen sich meist, einige Zeichnungen von Thieren oder Schnörkeln auf die Arme einstechen zu lassen; während die Weiber am untern Theil des Beines einen Ring eingeätzt haben, von dem sich eine Art Kette von mehr oder minder künstlichen Verschlingungen bis nach dem Unterleibe hinaufzieht. Alle Sandwichinsulaner, Männer und Weiber, machen sich aus Blumen von verschiedenen Pflanzen, aus Vogelfedern, Fischzähnen u. s. w. einen Hals- und Kopfschmuck, der meist viel Geschmack verräth, und ihnen köstlich steht.

Die Nahrung des Volkes überhaupt ist meist vegetabilisch und besteht vorzugsweise aus dem Taro, das ungekocht herb und ungesund, aber gekocht von trefflichem Geschmacke und besser als Kartoffeln ist. Das Taro wird entweder in ihren unterirdischen Oefen gekocht, oder gestoßen in einer Art halbgegohrener Brühe, Poi genannt, genossen. Kartoffeln, gelbe Rüben, Fische die sie meist roh und gestoßen mit Salzwasser essen, sind nach dem Taro ihre gewöhnlichen Lebensmittel. Hunde, Schweine, Hühner, Ochsen werden wegen ihres hohen Preises nur von reichen Leuten und Häuptlingen gespeist. Ihre Art zu essen ist noch etwas barbarisch und für Europäer nicht sehr einladend, insbesondere wegen der Gier, mit der sie ihre Mahlzeiten verschlingen. Jeder greift mit den bloßen Fingern in die Schüssel, reißt ein Stück Fleisch ab, taucht sie dann in ein Gefäß voll Poi, und leckt sie zuletzt mit der Zunge ab. Die Missionäre Tyermann und Bennet wohnten einem Mahle der Königinnen bei. Der König der Sandwichinseln hatte nämlich damals noch mehrere Frauen. Das Hauptgericht bestand in einem gekochten Hund auf einer Schüssel, in einer andern waren die rohen Eingeweide eines großen Fisches, ein Stück rohes Fleisch in einer dritten, und frische Seegewächse in einer vierten. Auch diese Damen bedienten sich weder der Messer noch der Gabeln, und führten die Bissen mit ihren schönen Händen zum Munde. Mit sichtbarem Wohlgeschmacke leckten sie das Blut an dem rohen Fleische ab. Dazu tranken sie Branntwein mit Wasser gemischt. Nach Tische wurde Pfeife und Tabak gebracht, erstere ging in der Reihe herum von Mund zu Mund. Indeß zeigten sich die Damen doch etwas heiklich. Nachdem sie mit Zähnen und Nägeln einen lebendigen Fisch zerrissen hatten, ohne ihn abzuschuppen, oder die Eingeweide herauszunehmen, fanden sie in seinen Gedärmen eine Fliege, bei diesem Anblicke wurde einigen der Frauen beinahe übel, und Alle bezeigten den größten Ekel. Eine Art Branntwein bereitet man aus der Wurzel einer auf den Inseln sehr häufig wachsenden Pflanze, die man Lahi nennt. Diese Wurzel ist dick und faserig, aber gekocht von sehr süßem Geschmack und sehr zuckerhaltig. Man nennt sie Ti.

Die Wohnungen der Insulaner bestehen aus kleinen Häusern von leichtem Holzbau und sind mit getrockneten Pflanzen gedeckt. Sie bilden ein Giebeldach, das fast bis zum Boden hinabreicht. Gewöhnlich haben sie zwei Thüren, die den häufigst wehenden Winden entsprechen und das Innere kühl erhalten. Der Fußboden ist von einer Schichte getrockneter Binsen gebildet, die mit Matten belegt sind; er dient gewöhnlich zu Tisch und Bett zugleich. Nur die Häuser der Häuptlinge machen hievon eine Ausnahme und sind meist sehr elegant nach europäischem Geschmacke möblirt. Diese einfachen Wohngebäude sind sehr kühl und wenig kostspielig; die Insulaner wie auch viele Europäer ziehen sie von Stein und Holz gebauten Häusern vor, von denen man sehr schöne im europäischen Style sieht.

Die Einwohnerzahl der Inseln wurde von den ersten Entdeckern auf 400,000 Seelen angeschlagen. Wahrscheinlich war die Angabe zu hoch, wiewohl man heutzutage viele Spuren von verlassenen Dörfern findet und häufig auch vormals eingehegtes Land, das jetzt unangebaut und verlassen liegt. Gegenwärtig übersteigt die Bevölkerung kaum 130,000 oder 150,000 Seelen, von denen 85,000 auf Ha-wa-i leben. Diese reißendschnelle Abnahme innerhalb der letzten fünfzig Jahre ist theils den verheerenden Kriegen in den ersten Jahren von Tamahameas Herrschaft zuzuschreiben; theils den Verwüstungen einer Pest, die von fremden Schiffen in's Land gebracht wurde und zwei Mal die Inseln durchzog; theils der abscheulichen Sitte des Kindermordes und der Sittenlosigkeit des andern Geschlechtes.

Die Lage der Sandwichinseln ist von großer Wichtigkeit für den Handel. Nördlich von ihnen liegen die russischen Niederlassungen von Kamtschatka und die benachbarten Küsten, nordwestlich die japanischen Inseln, gerade gegen Westen die Marianischen Inseln, Manilla auf den Philippinen und Kanton in China; östlich die Küste von Kalifornien und Mexiko. Daher werden sie auch so häufig von den Schiffen besucht, die den nördlichen Theil des stillen Oceans befahren. Die von den südamerikanischen Staaten errungene Unabhängigkeit hat ihnen eine noch höhere Wichtigkeit gegeben, da sie den von dort nach China oder Calcutta und andern Theilen Indiens gehenden Schiffen gerade auf dem Wege liegen.

Ueber den Hang zu Verbrechen und deren regelmäßige Wiederholung zu verschiedenen Zeiten.

Wenn man die in Frankreich und andern Ländern erscheinenden Rechenschaftsberichte der Justizverwaltung genau erwägt, so muß man erstaunen über die Regelmäßigkeit, mit der dieselben Verbrechen jedes Jahr sich wiederholen. Diese Regelmäßigkeit ist von der Art, daß man in Frankreich z. B., wenn nicht außerordentliche Umstände eintreten, vorausbestimmen kann, wie hoch sich im nächsten Jahre die Zahl der zum Tode, lebenslänglich oder auf Zeit zu den Galeeren, zum Kerker u. s. w. Verurtheilten belaufen wird, so daß also hier dieses Budget für das Schaffot, die Bagnos und die Gefängnisse mit größerer Genauigkeit bezahlt wird, als das Budget der Finanzen.

Man rechnet in Frankreich auf 4460 Einwohner einen Angeklagten, und von 100 Angeklagten werden regelmäßig 61 verurtheilt. Von diesen letztern ist ungefähr der vierte Theil wegen Verbrechen gegen Personen, und die übrigen wegen Verbrechen gegen Eigenthum angeklagt; und nicht etwa daß dieses Verhältniß nur von den Massen

sich verstände, nein, man findet es immer wieder, wenn man die verschiedenen Gattungen von Verbrechen und Strafen einer Prüfung nach den einzelnen Individuen unterwirft. Man sollte auf den ersten Anblick glauben, nichts müsse unregelmäßiger seyn als der Gang des Verbrechens, und es liege ganz außer dem Vermögen menschlicher Voraussicht, die Zahl der Mordthaten z. B. die im nächsten Jahre begangen werden, zu bestimmen, da solche Verbrechen gewöhnlich das Ergebniß von zufälligen Händeln und Schlägereien zu seyn pflegen. Allein die Erfahrung zeigt, daß nicht nur die Zahl der begangenen Mordthaten fast jedes Jahr beinahe gleich ist, sondern daß sogar die Instrumente, deren man sich zu denselben bediente, in dem nämlichen Verhältnisse stehen.*) Was soll man nun von den Verbrechen sagen, die mit Ueberlegung begangen werden!

Nicht in der Physik allein bemerkt man eine direkte Verbindung zwischen Ursache und Wirkung, sondern selbst bei moralischen Erscheinungen, und der Einfluß des freien Willens erscheint fast als unwirksam. Man könnte daher behaupten: „daß das Menschengeschlecht als Masse betrachtet unter der Herrschaft physischer Einwirkungen steht; je größer also die Zahl der Individuen ist, desto unmächtiger ist der Wille des Einzelnen und desto vorherrschender eine Reihe von allgemeinen Einwirkungen, die von allgemeinen Ursachen abhängen, durch die das Bestehen und die Erhaltung der Gesellschaft bedingt ist.“ Diese Ursachen sind es nun, die man vor Allem ins Auge fassen und näher bestimmen muß, wenn man eine den Eigenschaften des Menschen angemessene Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes bezwekt.

Unter allen Ursachen, welche für die Entwicklung oder Unterdrückung des Verbrechens wirksam sind, ist unstreitig das Alter die einflußreichste. Der Hang zum Verbrechen scheint sich mit der physischen Kraft und den Leidenschaften des Menschen zu entwickeln, und mit dem Alter von 25 Jahren, als dem Zeitpunkte, wo die physische Ausbildung fast vollendet ist, seine höchste Stufe zu erreichen. Die intellektuelle und moralische Bildung, welche langsamer fortschreitet, dämpft in der Folge die Neigung zum Verbrechen, die sich überdem später noch durch Abnahme der physischen Kräfte und der Leidenschaften vermindert.

*)

	1826	1827	1828	1829
Mordthaten	241	234	227	231
Flinten	47	52	54	54
Pistolen	9	12	6	7
Säbel, Degen oder andere erlaubte Waffen.	8	2	6	6
Stilete, Dolche und andere verbotene Waffen	7	5	2	1
Messer	59	40	54	46
Knittel, Stöcke u. s. w.	25	28	51	24
Steine	20	20	21	21
Beile, Stallgabeln und andere schneidende oder stechende Instrumente	13	20	16	14
Hämmer und andere zerschmetternde Werkzeuge	22	20	26	51
Erdrosselungen	2	5	2	2
Hinabstürzungen und Ertränkungen	6	16	6	1
Fußtritte und Faustschläge	28	12	21	25
Durch Verbrennen	—	1	—	1
Werkzeuge unbekannt	17	1	2	—

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Mittheilungen über Bulgarien.*)

(Aus der Zeitung von Odessa.)

Der Ackerbau ist die hauptsächlichste Beschäftigung der Bulgaren, in der sich die arbeitsamen Bewohner der Distrikte von Sophia, Komanoff, Kratoff und Post-Rumelien auszeichnen. Der fruchtbare Boden dieser Distrikte und die Industrie der Bewohner hat diese nicht nur wohlhabend gemacht, sondern auch ihrem Lande den Namen des Kornspeichers der europäischen Türkei verschafft. Reiß wird besonders von den Bewohnern von Tatar Bazardschik und Philippopolis angebaut; in den Distrikten dieser beiden Städte befinden sich ausgedehnte Plantagen, wo der Anbau dieser Frucht im Großen betrieben wird. Die Kultur des Maulbeerbaums bildet den Haupterwerbszweig der Bewohner von Tirnova, wo es eine große Menge jener Bäume gibt; auch die Einwohner von Philippopolis und Adrianopel beschäftigen sich mit diesem Anbaue; doch ist bei ihnen die Anzahl der Bäume nicht so beträchtlich als zu Tirnova, und die Seide aus lezterer Gegend ist weit geschäzter. Da der Rauchtabak für alle Klassen der Bewohner des ganzen türkischen Reichs ein Bedürfniß ist, so macht er auch einen Hauptzweig der Industrie aus, auf den man viele Sorgfalt verwendet. Er wird in fünf Sorten eingetheilt. Die erste wird im Distrikt von Jumurdscheni, und besonders in dem Dorfe Kara-Enidsche angebaut. Hier gibt es eine Gattung Tabak, die wegen des steinichten Bodens, auf dem sie wächst, „Tachlyk“ genannt wird. Dieser Tabak, von dem am Plaze selbst nur eine geringe Quantität vorhanden ist, wird für die Rydjals und andere vornehme Leute zu hohen Preisen aufgekauft, und man bezahlt an Ort und Stelle für den Ok (ein Gewicht von drei Pfund) acht Piaster oder drei Rubel zwanzig Kopeken. Die zweite und nach der erstern vorzüglichste Gattung von Tabak wird in der nämlichen Gegend gebaut, ebenfalls für den Bedarf von Konstantinopel aufgekauft und am Plaze mit vier und einem Viertelspiaster der Ok bezahlt. Diese beiden Sorten werden von den Bulgaren und einer kleinen Zahl Griechen kultivirt. Die dritte Gattung wird zu Strumbiya und zwar nur von Bulgaren gebaut; der Preis derselben ist an Ort und Stelle drei Piaster für den Ok. Die vierte Sorte, im Preise von zwei Piastern für den Ok, wird im Distrikte Kirdschala, vier Stunden von Uzondschava und zwei Stunden von Hasselio, von Türken und Bulgaren gebaut. Die fünfte Sorte endlich pflanzt man in großer Menge im Distrikte Tschingbe-neß-Kele zwischen Sizopoli und Burgas gelegen, und zum Kreise von Hasselio gehörig, der dreißig Dörfer begreift. Dieser Tabak ist gelb, sehr schwach und findet im Innern des ottomanischen Reichs fast gar keinen Absaz. Man verkauft ihn an die nach Tschingbe-neß-kele kommenden Schiffe, die ihn dann nach verschiedenen Gegenden von Europa ausführen. Nur Bulgaren beschäftigen sich mit dessen Anbau, und der Ok wird an Ort und Stelle mit zwanzig Paras bis ein Piaster bezahlt. Auch zu Jussuply, einem Dorfe des Ajantyks von Karnabat, so wie zwischen Karnabat und Kasan findet man Tabak von der nämlichen Qualität; dort wird er von Türken gebaut, die ihn ebenfalls zur Ausfuhr bestimmen.

Brennholz, zuweilen auch Bauholz, wird von den die Distrikte von Akhiolo und Mesemvria bewohnenden Bulgaren geschlagen, die es nach der Küste zwischen Varna und Inada bringen und dort an jene Schiffe verkaufen, welche Konstantinopel mit diesem Artikel versehen. Ein kleiner Wagen Brennholz wird mit einem Piaster bezahlt; für den Bedarf an Bauholz schließen die Türken mit den Einwohnern eigene Lieferungskontrakte. — Kohlen werden in dem nämlichen Distrikte und zwar ebenfalls von Bulgaren gebrannt, der Ok wird mit einem Para bezahlt. — Salz wird in einem Salzsee bei Akhiolo gefunden, dessen Ausbeutung der Erwerbszweig der Einwohner ist. Obgleich eine große Menge dieses Salzes in Bulgarien selbst zum häuslichen Gebrauche verkauft wird, so verwendet man doch noch weit mehr zum Einsalzen der Fische. Der Preis dieses Artikels an Ort und Stelle ist ein Para für den Ok, oder weniger als vierzehn Para's für das Pud; also ungefähr ein Piaster oder vierzig Kopeken für drei Puds. Die Einwohner von Akhiolo tauschen ihren ganzen Bedarf von Nahrungsmitteln gegen Salz ein; besonders mit Philippopolis treiben sie diesen Tauschhandel, und bezahlen nur Kleidungsstücke und jene Lebensmittel, die

*) Als Fortsezung des in Nr. 349 des Auslandes vom vorigen Jahre mitgetheilten Berichtes über den politischen Zustand von Bulgarien.

man im Lande unter dem Namen Bakalla begreift, als: Gewürz, Mandeln, Obst, Käse, Oel, Oliven u. s. w., mit baarem Gelde. — Salpeter wird auf einem Gebirge, sieben Werste von Kasan, gegen Tirnova, in einer von der Natur in dem Felsen ausgehöhlten Grotte, gefunden, deren Eingang nicht breiter als eine russische Klafter ist; jedoch nach und nach immer breiter wird, und endlich in einen Raum von einer Länge von fünf und einer Breite von dritthalb Werste führt, wo sich mehrere Quellen befinden. Die Bulgaren und nach ihnen die Türken haben diesem Orte den Namen Petschira gegeben, was wahrscheinlich, so wie das russische Petschera, Grotte bedeutet. Die Eingebornen sammeln hier den Salpeter, der sich ungefähr zwei Werste vom Eingange befindet, und treiben einen bedeutenden Handel damit. Obgleich sie diese Höhle nur mit Fackeln versehen betreten, so geschieht es doch zuweilen, daß Mancher sich verirrt und oft zwei Tage braucht, bis er den Ausgang wieder findet. Vor demselben fließt ein kleiner Fluß, dem die Bulgaren den Namen Sutha-reka oder trockener Fluß gegeben haben, weil er im Sommer fast ganz austrocknet. — Die Eisenminen von Samitoff geben unbestritten das beste Mineral dieser Art im ganzen ottomanischen Reiche. Sie waren schon im grauesten Alterthum bekannt, und jetzt kann man sagen, daß sie allein den Bedarf von Konstantinopel liefern. Die Bergleute sind sämmtlich Bulgaren. Noch gibt es in einer zwölf Stunden oder sechzig Werste von Kirklissa gegen das Meer hin, zehn Stunden von Widja und sechs Stunden von Bunar-Issara gelegenen, Samitoff genannten Gegend ebenfalls Eisenminen, die mehr von Griechen als von Bulgaren ausgebeutet werden. Die Türken haben dieser Gegend den Namen Budjak gegeben. — Das beste Rosenöl wird zu Kasanlyk und Karlova bereitet. Die Bulgaren allein beschäftigen sich mit dieser Fabrikation, und die Rosengebüsche oder vielmehr Wälder in jenen Gegenden bieten einen herrlichen Anblick. Das Oel von Kasanlyk ist das beste und ausschließend für den Gebrauch des Serails bestimmt. Die Bulgaren von Slivno und Eski-Zaara bereiten ebenfalls Rosenöl, allein ihr Erzeugniß steht dem von Kasanlyk an Güte und Menge nach. — Die besten Färbereien der europäischen Türkei findet man zu Ithlimane. Die Güte der dortigen Färbung hat, wie man sagt, ihren Grund in den Eigenschaften eines Baches, der im Balkan entspringt und dessen Wassers man sich ausschließend bei Bereitung der Farben bedient. Die Farbstoffe werden größtentheils in Bulgarien erzeugt und hauptsächlich von Gabrova bezogen. — Steine und Mineralien besitzt Bulgarien in hinreichender Menge, um theils aus ihrer Verwendung zu Schmuck, theils im Handel großen Nutzen zu ziehen; allein die Regierung und die noch geringe Civilisation der Einwohner sind Ursache, daß diese Reichthümer ohne Nutzen für ihre Eigenthümer im Schoße der Erde verschlossen bleiben. Die Bulgaren von Kasan verfertigen indeß herrliche Schleifsteine von bedeutender Größe, von denen sie bedeutende Sendungen nach Konstantinopel machen, theils für den Bedarf dieser Stadt, theils zur Ausfuhr nach andern Gegenden. Diese Fabrikation ist ein Haupterwerbszweig der Bulgaren von Kasan.

Das beste Obst des ganzen Landes kommt von Slivno; besonders wächst hier eine vorzügliche Gattung Sauerdorn,*) dessen herrliche Früchte auf Befehl des Sultans jährlich in großer Menge für den Hof geliefert werden. In Varna und dessen Umgebung gibt es vorzügliche Kirschen in ungeheurer Menge, aus denen die Bewohner vielen Gewinn ziehen. Man versendet sie auf Barken in Ladungen von zehntausend Oken oder dreißigtausend Pfund nach den Küsten des schwarzen Meeres bis auf hundert und fünfzig Werste von Varna. — Was Schafzucht und Fabriken betrifft, so ist die türkische Regierung eben nicht geeignet, solche Industriezweige in den christlichen Provinzen des Reiches in Aufnahme zu bringen, und man findet auch deßhalb in Bulgarien weit weniger Manufakturen und Fabriken, als es unter einer andern Regierung dort vielleicht geben dürfte. Indeß ist Schafzucht und Tuchfabrikation dennoch ein Haupterwerbzweig eines großen Theils der Bewohner von Kasan. Die Tücher, die man hier verfertigt, werden nach Konstantinopel, der Moldau und Wallachei verkauft; sie sind von nur geringer Breite, und werden gewöhnlich mit zwei bis fünf türkischen Piastern, oder achtzig Kopeken bis zwei Rubeln, die Elle bezahlt. Dieser niedrige Preis läßt vermuthen, daß sie von nur sehr geringer Qualität sind; ähnliche Tücher werden auch in Slivno fabrizirt. Alle Bewohner des obern Bulgariens bereiten übrigens fast alle zu ihrer Bekleidung nöthigen Stoffe selbst.

(Schluß folgt.)

*) Ein Dornstrauch mit kleinen cylinderförmigen Früchten, die sobald sie reifen, roth werden.

Der Ball in den Tuilerien.

Schon lange her waren die prachtvollen Vorbereitungen zu einem Balle in den Tuilerien das Stadtgespräch von Paris. Endlich erschien der langersehnte Tag; Wagen erfüllten die Höfe der Tuilerien und schimmernde Uniformen und Toiletten von Blumen und Edelsteinen strahlend die Säle. Man sah eine Mischung von allen Ständen der Bevölkerung: Pairs und Deputirte, Offiziere des Heeres und der Nationalgarde, und selbst — Hofdamen werden hier gebeten, nicht in Ohnmacht zu fallen — und selbst gemeine Nationalgardisten. Aber auch exotische Gäste waren geladen und zogen die Blicke auf sich; man sah den Gesandten von Tunis mit seinem schönen ernsthaften Gesichte, in orientalischer Tracht, und neben ihm — den Sohn des Grafen Appony, der in seiner ungarischen Husarentracht die Augen blendete. Um neun Uhr erschien die königliche Familie; die Königin, Madame Adelaide, und die Prinzessinnen, begleitet von der Kaiserin von Brasilien und Dona Maria. Dann trat auch der König ein, mit ihm Don Pedro — der bei allen Festlichkeiten wie das Memento Mori dem Bürgerkönige zur Seite steht — und die königlichen Prinzen. Der Ball wurde im Saale der Marschälle eröffnet. Man hatte gehofft, an diesem Tage hier wieder das Bildniß des Marschalls Ney aufgehangen zu sehen — man glaubt, es sey abhanden gekommen und müsse erst wieder gemalt werden. Die Kontretänze bestanden meistens aus Arien der Oper „Robert der Teufel.“ Der Herzog von Orleans tanzte mit der Kaiserin von Brasilien; der Herzog von Nemours mit Dona Maria; Don Pedro mit der Prinzessin Louise; Herr Julius Larochefoucault mit der Prinzessin Marie, und ein Chef eines Bataillons der Nationalgarde — seinen Namen verschweigen die neidischen französischen Blätter — mit der Prinzessin Klementine. Man bemerkte, daß der Kaiser von Brasilien fast keinen einzigen Tanz aussetzte, und man bewunderte allgemein seine „nobeln Manieren.“ Es fährt Einem eine dumme alte Geschichte durch den Kopf, wenn man das junge Bürgerkönigthum und das abgesetzte Kaiserthum so lustig tanzen und springen sieht. In einer heiligen Zeit tanzten Bauern vor der Kirche oder gar auf dem Kirchhofe; ihr frommer Pfarrer sprach einen Fluch gegen sie aus, und sie tanzten fort und fort, bis sie sich in den Erdboden hinein getanzt hatten.

Vermischte Nachrichten.

Die nach Frankreich geflüchteten Polen haben sich unter der Präsidentschaft des Herrn Joachim Lelewel zu einer literarischen Gesellschaft vereinigt mit dem Zwecke, das Verdienst und die Schönheiten der polnischen Literatur, der alten und neuen Geschichte Polens, und Alles, was auf Kunst und Wissenschaft dieses Landes Bezug hat, in fremden Sprachen bekannt zu machen. Die Gesellschaft hat sich den Namen: „Société littéraire des refugiés polonais“ beigelegt, und zählt unter ihren Mitgliedern außer dem berühmten Lelewel noch viele ausgezeichnete Namen wie: Leonard Chodzko, Johann Czinski, Adam Gurowski, Moriz Mochnacki, Michael Podczaszynski, Roman Soltyk u. A. m.

Im Jahre 1820 führte Frankreich 1,157,960 Blutegel aus; diese Ausfuhr hat mit jedem Jahre abgenommen, und betrug im Jahre 1830 nur noch 739,250 Stücke, während in dieser Zeit die Einfuhr auf 33,554,000 gestiegen ist; im Jahre 1829 betrug sie gar 44,580,754. Außer diesen exotischen Blutegeln kann der Verbrauch der inländischen auf 20,000,000 angeschlagen werden, so daß im Jahre 1830 mehr als 60,000,000 Blutegel verbraucht worden seyn können und also fast auf jeden Menschen zwei Blutegel kommen. Man könnte also von den Franzosen sagen, daß zwar nicht Heinrichs IV Wunsch in Erfüllung gegangen, und jeder Bauer sein Huhn im Topfe, aber doch jeder Mensch seinen Blutegel habe.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 31. 31 Januar 1832.

Ueber den Hang zu Verbrechen und deren regelmäßige Wiederholung zu verschiedenen Zeiten.

(Fortsetzung.)

Wenn man, statt die Verbrechen in eine Rubrik zusammen zu fassen, vielmehr jedes einzeln, rücksichtlich des Alters in dem es begangen wurde, untersucht, so findet man einen neuen Beweis, daß das Maximum der verschiedenen Arten von Verbrechen der Altersklasse zwischen 25 und 30 Jahren angehört, und daß der Mensch in diesem Alter von den verderblichsten Neigungen beherrscht wird; nur findet das Maximum für gewisse Verbrechen einige Jahre früher oder später statt, je nachdem gewisse Eigenschaften, die mit jenem Verbrechen in Verbindung stehen, sich früher oder später entwickeln. So wird der Mann durch seine Leidenschaften zuerst zur Nothzucht und zu Angriffen auf weibliche Schamhaftigkeit getrieben; fast zu gleicher Zeit betritt er die Bahn der Dieberei, die er gleichsam instinktmäßig bis zum letzten Augenblick seines Lebens verfolgt; die völlige Entwicklung seiner Kräfte führt ihn später zu Gewaltthätigkeiten aller Art, zu Mord, Aufruhr und Straßenraub, bis endlich später größere Verhärtung und Nachdenken den Mörder zum Meuchelmörder und Giftmischer machen. Je weiter der Mensch auf der Bahn des Lasters vorwärts schreitet, desto mehr ersetzt er Gewalt durch List und neigt sich mehr zu Betrug und Verfälschung als in jüngern Jahren.

Auch der Unterschied der Geschlechter hat einen großen Einfluß auf den Hang zum Verbrechen, denn man rechnet im Durchschnitt auf 4 angeklagte Männer nur Eine Frau. Die Ab- und Zunahme der Neigung zu Verbrechen findet bei beiden Geschlechtern fast nach denselben Graden statt, nur tritt die Epoche des Maximums bei den Weibern etwas später, nämlich mit dem dreißigsten Jahre ein.

Die nachstehende, aus den Rechenschaftsberichten der Jahre 1826, 1827, 1828 und 1829 gezogene Tabelle wird hievon eine genauere Uebersicht geben; die beiden letzten Spalten zeigen den Hang zu Verbrechen bei den verschiedenen Altersklassen beider Geschlechter nach Graden. Begreiflich mußte man bei Entwerfung dieser und der folgenden Tabelle die Zahl der Individuen jeder Altersklasse, wie sie die Bevölkerung Frankreichs ergibt, im Auge behalten und als Einheit wurde die größte Zahl jeder Spalte angenommen.

Alter der Individuen.	Verbrechen gegen Eigenthum; auf 100 Verbrecher.	Verbrecherinnen; auf 1000 Männer.	Grade des Hangs zu Verbrechen.	
			Männer	Weiber
unter 16 Jahren	85	187	0,02	0,02
16 bis 21 —	80	186	0,79	0,64
21 — 25 —	72	225	1,00	0,98
25 — 30 —	70	259	0,96	1,00
30 — 35 —	71	240	0,80	0,83
35 — 40 —	76	295	0,56	0,75
40 — 45 —	75	256	0,54	0,60
45 — 50 —	74	267	0,44	0,51
50 — 55 —	74	227	0,33	0,33
55 — 60 —	75	204	0,24	0,22
60 — 65 —	71	218	0.24	0,23
65 — 70 —	70	196	0,17	0,14
70 — 80 —	68	233	0,12	0,12
80 und darüber	74	56	0,06	0,01

Die Frau begeht, wahrscheinlich aus Gefühl ihrer Schwäche mehr Verbrechen gegen Eigenthum als gegen Personen, und schreitet sie zum Mord, so bedient sie sich meist d.s Giftes; überdieß scheint es nicht, daß das Gräßliche was in den Verbrechen liegt, und die meist in folgender Ordnung vorkommen sie abschrecke: Kindesmord, Abtreiben der Frucht, Elternmord, Verwundung von Angehörigen, Meuchelmord, Verwundungen und Stiche, Mord; so daß man, in Vergleich mit den Männern, von den Frauen sagen könnte, die Zahl der Schuldigen unter ihnen ist in dem Maß geringer, je mehr sie genöthigt sind, ihre Opfer in größerer Entfernung und ohne Rückhalt aufzusuchen. Diese Verschiedenheit hat unstreitig ihren Grund in den Verhältnissen der Frau, die mehr an ihren Wohnort gebunden ist, und daher nur gegen jene Personen verbrecherische Pläne ausführen kann, mit denen sie in näherer Berührung steht.

Auch die Jahreszeit hat einen nicht geringen Einfluß auf die Neigung zum Verbrechen, so daß im Sommer mehr Verbrechen gegen Personen und weniger gegen Eigenthum begangen werden, der umgekehrte Fall findet im Winter statt. Zu bemerken ist, daß die größere und geringere Zahl der Geisteskranken fast eben so sehr durch Alter und Jahreszeit bedingt wird, als die Zahl der Verbrechen gegen Personen. Dieß wird durch nachstehende Tabelle deutlich, in welcher die Verbrechen nach den Angaben von vier Jahren, und die Anzahl der Geisteskranken, wie sie in Charenton in den Jah-

ren 1826, 1827 und 1828 aufgezeichnet wurde, zusammengestellt sind.

Monat	Verbrechen gegen Personen	Verbrechen geg. Eigenthum	Verhältniß dies. Zahlen	Geisteskranke in Charenton aufgenom.
Januar	282	1,095	3,89	57
Februar	272	910	3,35	49
März	335	968	2,89	53
April	314	841	2,68	58
Mai	381	844	2,22	44
Junius	414	850	2,05	70
Julius	379	828	2,18	64
August	342	831	2,44	64
Septemb.	355	896	2,52	47
Oktober	285	926	3,25	49
Novemb.	301	961	3,20	55
Dezember	347	1,132	3,33	52
Summa	3,847	11,205	2,77	619

(Schluß folgt.)

Die französische Deputirtenkammer.

(Schluß.)

Endlich ist die erforderliche Anzahl von Deputirten angelangt. Man sah sie eintreten, einzeln, zwei und zwei, eben im Begriff, ihre Konversation abzubrechen, oder am Fuß der Tribüne, deren sich bereits ein Redner bemeistert hat, ein neues Gespräch anzuknüpfen. Langsam bewegen sie sich nach ihren Plätzen, indem sie ihren Freunden guten Morgen wünschen, und die schwarze Jagd der Huissiers vergebens hinter ihnen mit der Bitte hersetzt, doch Platz zu nehmen. Wenn sich Alle gesetzt haben, bis auf ungefähr ein Vierzig, die niemals Platz nehmen, stets hinauf und hinab, von Einem zum Andern, von der Rechten zur Linken, vom Centrum nach den äußersten Flanken, hin und her wandern und Jedermann belästigen — die wahren Stechfliegen der parlamentarischen Landkutsche — wenn sich, wie gesagt, Alle gesetzt haben; so kann man sich endlich eine Zeichnung von der Physiognomie der Kammer entwerfen. Vor Allem wird es Jedermann mit mir bedauern, daß das Deputirtenkostüm abgeschafft worden ist. Das Kostüm mag außer der Kammer eine Auszeichnung seyn, innerhalb derselben aber stellte es die Gleichheit her. Es ließ anstößige Verschiedenartigkeiten verschwinden; es verbarg die Nachlässigkeit des Anzuges, so gut als die Eitelkeit einer gesuchten Kleidung. Unter einem gleichförmigen Gewande, wie auch immer Schnitt, Farbe, Weite und Stickerei seyn mag, heben sich die Fehler der Taille und des eigenliebigen Geschmackes auf. Man ist nicht mehr Greis oder Stutzer, Elegant oder Sauertopf — man ist Deputirter, man ist auf der Bühne und spielt seine Rolle.

Es ist nicht unwichtig, im Durchschnitt das Alter der Deputirten zu wissen, aus denen diese Versammlung zusammengesetzt ist. Ehedem war es eine ausgemachte Sache, daß gepuderte Köpfe und Podagra der rechten Seite angehörten, feste Beine, dichte Haare und Schnurrbärte der linken, wie aus allen Karrikaturen zu ersehen ist. Heutzutag ist auf der eigentlichen rechten Seite nichts mehr von Puder zu sehen, nur die Trümmer der alten Opposition sind noch damit beschneit. Wenn man aber das Alter von der Vogelperspektive der Galerien aus nur aus dem mehr oder minder verdünnten Haarwuchs entnehmen kann, so erkläre ich, daß ich nach einer so gewissenhaften Abzählung, wie sie kaum die vier Sekretäre vor der Rednerbühne nach einer zweiten Abstimmung anstellen können, gefunden habe, daß wenn man auf die eine Seite die Kahlköpfe, die weißen Haare, die Perrücken, die ganz grauen Haare, und die offenkundig falschen Toupets stellt, die Köpfe, die einen hinreichend wohlbewachsenen Haarboden von ächter Farbe und Wurzel haben, die Majorität ausmachen. Hieraus kann man schließen, daß die Mehrzahl der Deputirten aus jüngeren Männern besteht, und hieraus kann man folgern, was man will.

Es steht nicht in meiner Macht zu bestimmen, wie viel oder wie wenig Vergnügen Einer in dieser oder jener Sitzung finden wird; Dieß hängt von dem Gegenstand ab, der gerade verhandelt werden muß, und auch ein wenig vom Zufall. Denn man kann sich keineswegs ganz auf die vorgeschriebene Tagsordnung verlassen, und man hüte sich ja, die Gelegenheit aus der Hand zu lassen, die Einem einen Platz auf einer Tribüne bietet, weil etwa das Bulletin eine uninteressante Diskussion anzeigt, z. B. eine Verhandlung über Auflagen und Aushebung, wo man über unsre Thaler oder über unsre Kinder verfügt. Der Skandal wird eben so oft unversehens und nach der Laune des Zufalls, als zur unrechten Zeit geboren. Mitten in der schläfrigsten Verhandlung fällt oft ein Wort wie eine zerspringende Bombe, die Hälfte der Versammlung fährt darüber auf, eine heftige Bewegung erschüttert alle Reihen und ruft wie ein Trommelwirbel alle Deputirten herbei, die im Konferenzsaale oder auf den Gängen zerstreut sind. Aber diese plötzlichen Aufregungen lassen sich nicht mit den Auftritten einer Sitzung vergleichen, zu der zum Voraus schon durch Kartel Kämpfer und Zeugen auf einen bestimmten Tag geladen sind. Dann sieht man auf den Bänken dicht geschlossene Reihen, dann stößt und drängt man sich auf den Tribünen. Vorzüglich wenn der Kampf von der Art ist, daß er keinen Erfolg haben kann, wenn das Resultat der feindlichen Meinungen, die während des Gefechtes entstandenen Ueberzeugungen sich im Skrutin nicht auseinanderklauben lassen, so hat man Grund genug die Verhandlung nicht zu schließen, sondern im Gegentheil von Neuem fortzusetzen. Denn Niemand will seinem Gegner das letzte Wort gönnen, Jeder muß seine Rede an Mann bringen, Jeder seinen Sack voll Groll und Vorwürfe ausleeren; dann folgt Frage auf Frage, die Antworten führen zu Erkläerungen, zu Epigrammen, zu Gegenbeschuldigungen. Es mischen sich Persönlichkeiten ein, die verwundete Empfindlichkeit und unerschöpfliche Apologien werfen sich dazwischen; die Persönlichkeiten vervielfältigen sich, schießen auf wie die Saat der Drachenzähne, brechen hervor auf allen Bänken. Dieß ist es, was man dann am Abende eine interessante Sitzung heißt.

Hier wie allerwärts muß man einige Praxis haben, um die Wirkung gewisser herkömmlicher Worte und Ausdrücke zu begreifen, bei denen die eine Partei verwundet aufkreischt oder die andere sich auf das holdseligste geschmeichelt fühlt. Es gibt Worte, welche die Kraft besitzen, Leidenschaften zu reizen und in Aufruhr zu bringen, andere, die eines allgemeinen Beifalles und schallender Bravo's sicher sind;

andere endlich, die unfehlbar die Versammlung in fröhliche Stimmung versetzen. Die große Kunst besteht darin, sie zu rechter Zeit anzubringen, sie mit Klugheit zu vertheilen, die bittere Pille durch eine einschmeichelnde Süßigkeit vorzubereiten, den Meinungen, die man mit sich fortreißen will, ein Federspiel vorzuwerfen. Uebrigens muß man auch bemerken, daß nicht alle Reden, welche gehalten werden, für die Versammlung gemacht sind, die sie anhört. Viele derselben steigen geradenwegs nach jenen drei Logen dem Redner gegenüber auf, wo die Geschwindschreiber an ihren Pulten gekrümmt sitzen. Dorthin werden viele Phrasen geschleudert, um von da wie ein Ballon weiter geschlagen zu werden; von dort aus ergeht auch die Ertheilung der Verdiensteskronen; von dort her wird man mit den lobspendenden Parenthesen begünstigt, die so angenehm dem Faden einer Rede sich einweben; von dort her endlich wird auch mitleidig stolpernder Beredsamkeit unter die Arme gegriffen. Wie viele hinkende und gliederlahm zur Welt gekommene Perioden findet man am andern Tag in dem befreundeten Journal frisch und gesund auf den Füßen!

Allein schon ist es spät geworden. Lange schon hängen die sehnsüchtigen Blicke an einer der Uhren, und beinahe stets an der, die vorausgeht. Von mehreren Seiten des Saales her erhebt sich der Ruf: „Auf Morgen!" Diejenigen, welche eine Verlängerung der Diskussion durchgesetzt haben, gehen zuerst fort. Die Minister sind bereits gegangen. Vor der Brücke Ludwigs XVI haben sich drei oder vier Wagen mit zaundürren Mähren aufgestellt, man erblickt auf ihnen alte Lakayen mit bordirtem Hut und in der Livree der Kammer. Nachdem sie den Tag über die Weiber der Sekretäre und die Kinder der Quästoren spazieren gefahren haben, kommen sie jetzt, ihre Herrn abzuholen, die ihnen das Skrutin auf sechs Monate gegeben hat. Die übrigen Deputirten, mit Ausnahme von wenigen, machen sich zu Fuß auf den Weg, die einen um ihr Mittagsmahl bei ihrer Familie einzunehmen, die andern bei dem Präsidenten der Kammer, wieder andere bei den Ministern, wobei sie bedauern, daß man den Gehalt derselben geschmälert hat, diese in einem guten Gasthefe, jene bei einem bescheidenen Traiteur. Glücklich Alle, wenn die Tuilerien noch nicht geschlossen sind, oder wenn die Schildwache nicht zu grimmig ist. Ich sah einen Deputirten aus Gitter kommen, der unter dem Arm das Budget trug, ich meine nämlich das gedruckte und in grauem Papier broschirte Budget. Der Nationalgardist argwöhnisch über das gewaltige Paket sperrte ihm hartnäckig den Weg, und das ehrenwerthe Mitglied hätte einen großen Umweg machen müssen, wenn sich nicht der Korporal des Postens, ein verständiger Mensch, wie sie alle sind, beeilt hätte der Schildwache zuzurufen: „Laß den Herrn gehen, das Budget geht immer durch."

Die Festung Schuscha und die Provinz Karabagh.

(Schluß.)

Karabagh bildete, vereint mit dem Elisabethopoler Kreise unter der Herrschaft Bajarschaks, des ersten armenischen Königs aus der Dynastie der Arsaciden, die Arzachische Gabora (Provinz) und war in 14 Kreise getheilt, deren Gränzen zu bestimmen sehr schwer ist, besonders weil die Agowanen, welche nach dem Ausgang der Dynastie der Arsaciden Karabagh beherrschten, diesen Kreisen andere Namen gaben, und dadurch nur noch mehr Dunkelheit in die Geographie brachten. Im 10 Jahrhundert war diese Provinz den Griechen bekannt, denn Konstantin Porphyrogenetes gibt seinem Herrn den Titel eines Beherrschers derselben. Im 15ten Jahrhundert hieß sie bei den Armeniern Kaschten, ein Name, den sie von einem kleinen in den Bergen liegenden Fürstenthum erhielt, das bis ins 15te Jahrhundert bestand, wie aus der armenischen Geschichte Tschandschians zu ersehen ist. Die Türken nennen sie, wie der Verfasser des Dschihan-Numa meldet, Karabagh, oder nach armenischer Volksaussprache Garabag, was „schwarzer Garten" bedeutet.

In alten Zeiten, besonders als Haikans Dynastie den Thron Armeniens verlor, während der Herrschaft von Alexanders des Großen Nachfolgern, zogen viele angesehene Familien nach Armenien, um für sich besondere Fürstenthümer zu gründen, deren Unabhängigkeit auch Bagarschak, der Gründer der Arsacidendynastie achtete. Unter diesen Fürsten waren auch die in der Provinz Arzach, deren bergige Lage die Befestigung ihrer Unabhängigkeit und Macht beförderte. Die Entfernung der Provinz von Mesopotamien, wo Bagarschak seine Hauptstadt hatte, schwächte die Kraft seiner Herrschaft über sie. Auch in der Folgezeit blieben diese Fürsten in dem Verhältnisse von Lehensherren, obgleich die armenischen Könige ihren Wohnsitz näher an Karabagh aufschlugen. Die Herrschaft der Dynastie der Bagratiden, welche nicht ganz Armenien, manchmal sogar nur den kleinsten Theil desselben unter sich hatten, verstärkte noch die Macht der Besitzer dieser entlegenen Fürstenthümer. Als in Cilicien die Rubinen regierten, hatten diese Herrscher nicht den geringsten Einfluß auf die entfernte Provinz Arzach. Schah Abbas der Große, welcher Armenien eroberte, achtete das Recht dieser Fürsten so sehr, daß er ihnen den Titel Melik ertheilte, was im Arabischen König bedeutet, ihre Unabhängigkeit unangetastet ließ, und nur Tribut von ihnen verlangte. Auf diese Weise bewahrten die späten Nachkommen der erwähnten regierenden Fürsten, die Meliks der fünf chamtschinischen Distrikte *) noch einige Zeit den Schatten des ehemaligen armenischen Reiches; aber unaufhörliche innere Unruhen stürzten sie ins Verderben.

Nach dem Tode Nadir Schahs, welcher Karabagh von Grund aus verwüstet hatte, entfloh Pana Chan aus Chorasan, wohin er verpflanzt worden war, und wurde Oberhaupt des Distrikts Dschewanschir. Der Melik von Warandin, Hussein Schah Naser, welcher in den Pflanzstädten von Tschinachtschi einen befestigten Platz besaß, wovon man noch die Ruinen 12 Werste von Schuscha erblickt, — sah sich in dem siebenjährigen innern Kampfe außer Stand, den vereinten Kräften der andern Meliks zu widerstehen, und lud Pana Chan zu seinem Beistand ein; vereint mit diesem gelang es ihm seine Gegner völlig zu besiegen. Der schlaue Pana Chan überredete den Melik Hussein, ihm einen Landstrich zu überlassen, wo eine Sommerwaide war, und baute an diesem Orte Schuscha im Jahr 1752. Als er seinen Zweck erreicht hatte, brachte er es durch List und Waffengewalt dahin, daß er als Chan anerkannt wurde, und obgleich die Meliks mehr seine Verbündeten, als seine Unterthanen waren, so verfiel doch seit jener Zeit ihre Macht sichtlich, und die der Chane stärkte sich allmählich. Sein Nachfolger, Ibrahim Chan, welcher im Jahre 1755 zur Herrschaft gelangte, regierte unglücklich. Unter ihm kümmerten sich auch die Meliks wenig um ihre Abhängigkeit, und machten ihm sein Vorrecht oft mit den Waffen in der Hand streitig; als aber Karabagh zweimal, in den Jahren 1795 und 1797, die Wuth Aga Mehmeds, des Schahs von Persien erfuhr, zogen einige von den Meliks nach Grusien, und begaben sich in den Schutz Rußlands; namentlich Melik Dschemschid Schah-Nasaroff und Melik Fridon Begläroff, denen auf Befehl Kaiser Pauls I von dem Könige von Kartalin und Kachet, Georg II Ländereien im Distrikte Bolin angewiesen wurden, in dessen Umgebung sie einige räuberische Stämme zähmten. Als aber Ibrahim Chan im Jahre 1805 die Oberherrlichkeit Rußlands anerkannte, kehrten auch die Meliks in ihr Vaterland zurück. Nach einem Jahre aber zeigte sich dieser Chan, aufgehezt von Persien, beharrlich ungehorsam, wollte sich von Rußland trennen, und ging in der von ihm beförderten Empörung zu Grunde. An seine Stelle wurde Mechti Kuli Chan, der älteste Sohn Ibrahims, mit Beibehaltung des russischen Einflusses, zum Beherrscher von Karabagh erhoben, als aber auch dieser im Jahr 1822 sich an Persien anschloß, so war der Leichtsinn der Chane in ihrem politi-

*) Sie heißen Warandin, Gulistan, Disagh, Tschaijurbiut und Chaitschin.

schen Betragen, und ihr unruhiger Geist die Veranlassung, Karabagh völlig in eine russische Provinz zu verwandeln. Nach dem Mißlingen der persischen Belagerung von Schuscha im Jahr 1826, bei den sichtlichen Fortschritten der russischen Waffen erschien Chan Mechli-Kuly wieder in seinem Vaterlande, erhielt vom russischen Kaiser Verzeihung, den ihm früher versprochenen Rang als Generalmajor und eine ansehnliche Pension, hat aber bei der Verwaltung der Provinz nicht den geringsten Einfluß mehr.

Statistische Mittheilungen über Bulgarien.

(Schluß.)

Fischereien gibt es sehr bedeutende zu Mesemvria, Achiollo und Sisepolis; Griechen und Bulgaren beschäftigen sich mit diesem Erwerbe. In den Gewässern der erwähnten Gegenden wird eine große Menge Makrelen gefangen, die von den Einwohnern während des Winters, wo sie fett sind, „Skumbria“ und während des Sommers „Tzira“ genannt werden. Die Zeit des Fischfangs für den Skumbria ist vom ersten September bis Ende Oktobers, und für den Tzira vom ersten Mai bis Ende Julius. Der Fang geschieht mit dem Schleppnetz und ist in guten Jahren sehr ergiebig. Der Skumbria wird eingesalzen, der Tzira hingegen getrocknet und an die von Konstantinopel, Griechenland und von andern Gegenden wegen dieses Handels kommenden Schiffe verkauft. Das Tausend Skumbria wird mit zwanzig bis vierzig Piastern und das Tausend Tzira mit acht bis zwölf Piastern bezahlt. Die Ajanen haben für den Fischfang einen Aufseher der Regierung, der beauftragt ist, zwanzig Prozent vom Ertrage einzuziehen. Ferner werden zu Mesemvria und Achiollo auch Solen oder Meerzungen (pleuronectes) gefangen. Der Fang dieses Fisches, den die Türken Kalkan-Balyk nennen, geschieht vom 1 März bis 15 April. Der Ok wird an Ort und Stelle mit zehn bis fünfzehn Paras bezahlt. Die Griechen sammeln überdem auch noch zwischen den Felsen zu Sisopolis und auf dem Sand zu Mesemvria Muscheln, mit denen sie in Bulgarien und Mazedonien einen großen Handel treiben, der ausschließend in ihren Händen ist. Auch die Bulgaren von Burgas treiben Fischfang; sie fangen besonders viele Sazanes, eine Art Karpfen, sowie noch eine andere Gattung von Fischen, die von den Türken Pissi-Balik und von den Griechen Lifirida genannt werden. Dieser Fisch hat Aehnlichkeit mit der Sole, von der er sich jedoch rücksichtlich der Gräten sehr unterscheidet, und erreicht kein größeres Gewicht als sechs Pfunde. Er ist sehr selten und wird wie man sagt sonst nirgend gefunden. Eingesalzen und getrocknet wird er nach Konstantinopel und dem Archipel versendet. Der Preis an Ort und Stelle ist zwölf bis fünfzehn Paras für den Ok. Der Sazan ist ein bedeutender Handelsartikel in Bulgarien selbst. Sieben und eine halbe Werste von Jumurdschen ist ein See, der von den Griechen Limni genannt wird, aus dem die Bulgaren eine große Menge Fische fangen; unter andern eine im Lande unter dem Namen Athelia bekannte Gattung, die, einige Gegenden von Albanien ausgenommen, in der europäischen Türkei sonst nirgends gefangen wird. Der Fischfang auf diesem See macht fast den einzigen Erwerb vieler in der Umgegend wohnenden Bulgaren aus, die die gefangenen Fische nach mehreren Gegenden versenden. Der Athelia wird eingesalzen und nach Konstantinopel geschickt, wo man den Ok mit zehn Piastern oder vier Rubeln bezahlt. Der See wird gewöhnlich von den Türken in Pacht gegeben und zuweilen den Bulgaren überlassen.

Die besten Waffenschmiede der Bulgaren sind zu Slivno, Gabrova, Dschidmai und Razgrad. In der ersteren Stadt werden meist Pistolen verfertigt, die man mit hundert bis zu fünftausend Piastern das Paar bezahlt. In Gabrova verfertigt man hauptsächlich Flinten und in den beiden letzten Städten Schentsars, eine Art Flinten oder Büchsen, in welche die Kugel mit Gewalt getrieben wird. Die Türken nennen diese Waffe Chechene, sonst wird sie auch Deli-Orman genannt. Die Bulgaren verfertigen nur die Läufe; die Damaszirung in Gold und Silber, so wie die Schlösser, werden von den Türken gearbeitet, und es ist den Bulgaren verboten, diese Gegenstände zu verfertigen. Es gibt jedoch mehrere, besonders zu Slivno, die in türkischen Werkstätten gearbeitet und das Damasziren und die Verfertigung der Schlösser gelernt haben; diese beschäftigen sich nun im Geheim oder vielleicht auf besondere Erlaubniß mit dieser Arbeit, deren Verbot übrigens nicht mehr so streng aufrecht gehalten wird. Die meisten der Bulgaren von Slivno sind Handwerker. Die Bulgaren von Schumla und einigen andern Gegenden verfertigen ebenfalls Flintenläufe; jedoch in geringerer Anzahl. In Widdin und Sophia werden die besten Jalagans und türkischen Dolche gemacht. Vor dem Jahre 1821 gab es in allen den genannten Städten Waffenfabriken, die jedoch damals zerstört wurden, weßhalb die Handwerker anfingen in ihren Häusern zu arbeiten.

Die Messen zu Slivno und Uzudschara waren früher die berühmtesten des türkischen Reichs und von Kaufleuten aus allen Ländern Europa's besucht. Die im Jahre 1800 von den Kirdschalen in diesem Theile des Reichs erregten Unruhen waren Ursache, daß diese Messen aufhörten. Sie wurden zwar in neuerer Zeit wieder gehalten, jedoch durch den Krieg des Jahrs 1828 abermals unterbrochen. Wahrscheinlich wird die türkische Regierung die Handelsverbindungen ihrer Staaten wieder herzustellen suchen.

Die besten Pferde Bulgariens werden im Walde von Deli Orman gezogen. Die Bewohner dieses Distrikts, die größtentheils Türken sind, beschäftigen sich mit Züchtung dieser Pferde, deren man sich nur zum Reiten bedient. Einige Werste von Turtnal gegen Tirnoff war das berühmte türkische Kloster Teke-Baba, das die beste Stuterei im Lande besaß, deren Pferde nach Konstantinopel geschickt und dort für die besten Reiter, ja sogar für den Marstall des Sultans gekauft wurden. Diese Pferde zeichneten sich bei den eigenen Kreiswendungen, die die türkischen Reiter bei ihren Uebungen machen, durch Stärke und Leichtigkeit aus. Die besten mazedonischen und bulgarischen Reiter bezahlten diese Pferde bis zu dreitausend Piastern. Als im Jahre 1826 die Janitscharen aufgelöst wurden, ließ der Sultan auch das Kloster Teke-Baba zerstören; die Mönche wurden ermordet und verjagt und die Stuterei der Plünderung preisgegeben. Die Pferdezucht der Bewohner des Dorfs zeigt jedoch noch einige Spuren dieser Anstalt. Das Kloster wurde von Mönchen bewohnt, die unter dem Namen Bektaschen bekannt sind. Die Türken hielten sie in ihrer Unwissenheit für Freimaurer, weil sie weder die mohammedanische noch eine andere bekannte Religion übten. Die meisten der Albanesen waren Bektaschen.

Vermischte Nachrichten.

Seit der Juliusrevolution wurden außer den ungewöhnlichen Aushebungen und Erhöhungen der Abgaben in Europa ungefähr achthundert Millionen neue Anlehen gemacht, die sich vertheilen wie folgt:

Holland	300,000,000 Fr.
Oesterreich	200.000.000 —
Frankreich	140.000.000 —
Rußland	80,000.000 —
Belgien	25,000,000 —
Piemont	25,000,000 —
Die römischen Staaten . . .	16.000.000 —
Zusammen . .	786,000.000 Fr.

In Frankreich soll außerdem, um die außerordentlichen Kosten von 1832 zu decken, das Budget durch die Emission eines neuen Anlehens von 150,000,000 Fr. kompletirt werden; deßgleichen durch einen außerordentlichen Verkauf von Staatswaldungen in 50.000.000 Fr. Die Stadt Paris allein wird ein Anlehen von 40.000.000 Fr. machen.

(Revue encyclopédique, 15. livraison, p. 72.)

Unter den in Rußland eingeführten Farbwaaren nimmt der Indigo in Folge der fortgeschrittenen Manufakturen den ersten Rang ein; seine Consumtion vermehrt sich mit jedem Jahre. Im Jahr 1824 waren 11,779 Pud Indigo im Werthe von 6,209,295 Rubel eingeführt worden, im Jahre 1830 war diese Quantität schon auf 24,950 Pud in einem Werth von 5,651,074 Rubel gestiegen. Während dieser ganzen Zeit ist der Preis des Indigo in dem Hafen von St. Petersburg, wohin man dieses Farbmaterial in großen Quantitäten brachte, fortwährend gesunken. Im Jahr 1824 kostete das Pud Indigo 457 Rubel, im Jahre 1830 nur 250.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 32. 1 Februar 1832.

Die Merikaner im Jahre 1830.

Nachstehender Artikel über Mexico ist zwei Journalen von Philadelphia: der „Evening Post" und dem „Casquet" entnommen, wo ihn sein Verfasser auf amtliche Dokumente gestützt, im Monat Februar 1831 mittheilte. Man wird darin leicht die Ideen und Vorurtheile des Nord-Amerikaners ausschreiben; allein auch in ihrem Betracht ist es interessant, die Ansichten des Nordamerikaners über seine südlichen Nachbarn kennen zu lernen.

* * *

1. Die Bevölkerung von Meriko.

Die vereinigten Staaten von Meriko bildeten im Jahre 1824 ihre Verfassung nach dem Vorbilde der nordamerikanischen Staaten, mit kaum merklichen Abweichungen. Neunzehn Staaten und neun Gebietstheile, leztere nördlich und an der Gränze der Vereinigten Staaten gelegen, bildeten die Conföderation. Ein Senat von zwei Mitgliedern auf jeden Staat und einem Deputirten für jede Volkszahl von 80,000 Seelen bilden den Kongreß. Jedes Individuum, das achtzehn Jahre zählt, ist Wähler, ohne Rücksicht auf Eigenthum, Steuerquotum oder Farbe. Indier und Mestizen, Neger und Mulatten sind gleich freie Bürger und Wähler. Obgleich es nur wenige Neger gibt, so ist doch einer derselben General. Die Merikaner betrachten diese Bestimmung ihres Staatsgrundsgesetzes als einen großen Vorzug über die nordamerikanische Verfassung, die zwar die bürgerliche Gleichheit der Menschen festsezt, aber dabei doch Negersklaverei und Unterdrückung der Indianer zulässig findet.*)

Die merikanische Bevölkerung nähert sich acht Millionen Seelen. Seit 1791, wo sie nur 5,500,000 zählte, hat sie somit beträchtlich zugenommen, obgleich man annimmt, daß über 300,000 Einwohner durch die Kriege und Revolutionen ums Leben gekommen sind. Die Bevölkerung ist noch fortwährend im Wachsthum begriffen; man fand sie im Jahre 1825 nur 6,500,000 Seelen stark. Sie theilt sich: 1) in Indianer reiner Race, die zahlreichste Volksklasse, die ungefähr vier Millionen zählt; 2) in Mestizen oder Abkömmlinge von Spaniern und Indianern, ungefähr zwei Millionen; 3) in Kreolen oder Abkömmlinge von Spaniern, gegen 1,200,000 Seelen; 4) in Zambos oder Abkömmlinge von Indianern und Negern, ungefähr 600,000 stark, wenn man die von Weißen und Schwarzen abstammenden und mehrere andere Racen farbiger Menschen dazu rechnet; 5) in Neger, die gegen 100,000 Köpfe zählen; 6) in Guachupins oder Spanier, die in Spanien geboren und gegenwärtig auf 10,000 herabgeschmolzen sind, während sie vor der Revolution und der lezten Vertreibung 80,000 Köpfe zählten; endlich 7) in Esteros oder Fremde aus verschiedenen Nationen: Engländer, Franzosen, Deutsche, Amerikaner, gegen 15,000 zählend. Diese Angaben zeigen, daß die Indianer und Mestizen die größere Masse der Bevölkerung bilden, und da sie mit den übrigen gleiche Rechte haben, endlich zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gelangen werden. Früher waren die Guachupins die Herren; ihnen folgten die Kreolen, und diese sahen sich gezwungen, die Indianer (die sie „unvernünftig" nennen, wie sie selbst sich mit dem Namen „vernünftig" beehren) zu gleichen Rechten zuzulassen, da sie ohne dieselben nicht im Stande gewesen seyn würden, ihre Revolution ans Ende zu führen. Da sie voraussehen, daß die Gewalt nicht lange mehr in ihren Händen bleiben wird, so suchen sie weislich, die verschiedenen Kasten zu amalgamiren; nur die von unbegreiflicher Thorheit Verblendeten unter ihnen wollen sich noch dem unwiderstehlichen Strome der Zahl und Kraft entgegenstemmen.

(Fortsezung folgt.)

*) Und die Merikaner, scheint es, haben in dieser Ansicht nicht so ganz Unrecht. A. d. R.

Ueber den Hang zu Verbrechen und deren regelmäßige Wiederholung zu verschiedenen Zeiten.

(Schluß.)

Auf den Hang zu Verbrechen gegen Personen scheint das Klima einen besondern Einfluß zu üben, da er sich in südlicheren Ländern in stärkerem Grade entwickelt als in den nördlichen, wo vermehrte Bedürfnisse dagegen mehr Verbrechen gegen Eigenthum erzeugen. Jene Länder, wo häufige Vermischungen verschiedener Völker statt hatten, jene wo Handel und Industrie eine starke Bevölkerung nebst vielen Gegenständen vereinigen, und eine erhöhte Thätigkeit erzeugen, jene Länder endlich, wo eine ungleichmäßige Vertheilung des Vermögens bemerkbar ist, sind sämmtlich der Schauplatz einer größern Zahl von Verbrechen.

Dieß zeigt sich besonders in Frankreich, wo

1) die größte Zahl von Verbrechen gegen Personen und Eigenthum zugleich in den, von der Rhone, dem Rhein und der Seine

durchströmten Departements, und vorzugsweise da verübt werden, wo die Flüsse schiffbar sind.

2) Die wenigsten Verbrechen gegen Personen und Eigenthum finden in den Departements des Innern von Frankreich; in den im Westen gegen den Ocean von den Niederalpen an bis zum Kanal gelegenen, und in jenen gegen Norden statt, die von der Somme, der Oise und der Meuse durchschnitten sind.

3) Korsika, die Küsten des mittelländischen Meeres und die benachbarten Departemente, deren Bewohner von den Geographen als Abkömmlinge der alten pelagischen Race bezeichnet werden, zeigen sämmtlich einen vorherrschenden Hang zu Verbrechen gegen Personen, so wie der nördliche Theil von Frankreich zu Verbrechen gegen Eigenthum.

Das Gewerbe hat ebenfalls einen großen Einfluß auf die Natur des Verbrechens. Menschen, die ein freies Gewerbe treiben, zeigen mehr Hang zu Verbrechen gegen Personen, die Klasse der Taglöhner und Domestiken dagegen mehr zu Verbrechen gegen Eigenthum. Das Gefühl der Abhängigkeit und Schwäche, nebst größerer Gebundenheit an den Aufenthaltsort, erzeugen bei den Frauen das nämliche Resultat.

Man hat in neueren Zeiten vielfältig wiederholt, daß der Mangel an Unterricht eine Hauptursache der Verbrechen sey, ohne zu untersuchen, ob die Thatsachen mit dieser Behauptung übereinstimmen. Es ist dieß nicht der Fall; die Departements der Mitte von Frankreich sind die am wenigsten unterrichteten, denn hier werden, nach Dupins Berechnungen, die wenigsten Kinder in die Schulen geschickt; die meisten der hier Angeklagten können, den Rechenschaftsberichten der Kriminaljustizverwaltung zufolge, nicht lesen und schreiben, und doch sind gerade diese Departements die moralischsten unter allen. Die Departements des Ober- und Niederrheins hingegen nebst denen, die an den Ufern des schiffbaren Theils der Seine liegen, sind die unterrichtetsten von ganz Frankreich, und doch werden gerade in ihnen die meisten Verbrechen gegen Personen und Eigenthum begangen. Meines Erachtens verwechselt man hiebei die moralische Bildung mit jener, die in nichts besteht, als in der Kenntniß des Lesens und Schreibens, und die nur zu oft als Mittel zu Verbrechen benützt wird.

Auch der Armuth hat man Schuld gegeben, daß sie ein mächtiger Antrieb zum Verbrechen sey, und doch sind einige Departements von Frankreich, die als die ärmsten bekannt sind, die moralischsten. Der Mensch wird nicht zu Verbrechen hingerissen, weil er wenig hat, sondern meist nur darum, weil er plötzlich vom Wohlstand zum Elend herabsinkt, und sich nun außer Stand sieht, alle die Bedürfnisse zu befriedigen, die er sich selbst geschaffen hatte. Diese Erscheinung zeigt sich besonders in den industriellen Departements, wo die kleinste politische Bewegung, die mindeste Stockung im Handel Tausende von Menschen vom Ueberflusse in das größte Elend versetzen können.

Merkwürdig ist, daß von 1129 Mordthaten, die in einem Zeitraum von 4 Jahren in Frankreich begangen wurden, 446 die Folge von Händeln und Schlägereien in Wirthshäusern waren; ein deutlicher Beweis von dem traurigen Einfluß des Mißbrauchs geistiger Getränke. Noch ist ebenfalls merkwürdig, daß man in Frankreich wie in den Niederlanden jährlich 1 Angeklagten auf 4300 Einwohner rechnet, daß man aber im erstern Lande von 100 Angeklagten 39, und in den Niederlanden nur 15 freisprach; die Urtheile wurden in beiden Ländern nach Einem Koder geschöpft, nur vertraten in den Niederlanden Richter die Stelle der Geschwornen. Vor den Correktions- und Polizeitribunalen, wo die Vorgeladenen in beiden Ländern nur mit Richtern zu thun hatten, war das Verhältniß fast gleich. Noch ist zu bemerken, daß dem Koder in Belgien beigefügte Modifikationen unter gewissen Umständen gestatteten, gewisse verhängte Strafen nach der Moralität des Angeklagten und der Willkür des Richters zu mildern; daher mochte es kommen, daß in Frankreich Mehrere, die man nicht mit zu unverhältnißmäßigen Strafen belegen wollte, vor den belgischen Tribunalen verurtheilt wurden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß man je härter die Strafen sind, sich um so mehr scheut, sie in Anwendung zu bringen, und so kommt es, daß im Ganzen von den Verbrechern gegen Personen mehr losgesprochen werden, als von denen gegen Eigenthum.

Wie bereits gesagt, steht die Entwicklung des Hanges zum Verbrechen mit der Entwicklung der Leidenschaften und der physischen Kräfte des Menschen in genauer Verbindung, und auf der andern Seite hat die Entwicklung des Verstandes einen nicht minder wesentlichen Einfluß auf die Unterdrückung jenes Hanges. Die nachstehende Tabelle enthält einige Angaben in dieser Hinsicht; die Angaben der körperlichen Kraft sind nach dem Dynamometer des Herrn Regnier angegeben, die Resultate rücksichtlich der Wahnsinnigen sind einem Aufsatz des Herrn Esquirol in den Annales d'hygiène (April 1829) entlehnt, und die Zahl der Individuen von 15 bis 20, von 20 bis 25 Jahren u. s. w. ist nach den Bevölkerungslisten berechnet. Die letzte Spalte zeigt die Zahl der Meisterwerke der französischen Bühne nach Picard's Repertorium, und weist den Tod der Autoren und das Alter das sie erreichten nach.

Alter	Stärke der Hände	Stärke der Lenden	Aufnahme von Wahnsinnigen in Charenton, für Einen Geheilten	Wahnsinnige	Meisterwerke d. französ. Bühne
10	25	4			
15	60	9	2	24	
20	82	14	2,2	79	3
25	85	14,,5	2,2	109	12
30	88	15	2,7	134	26
35	90	15,,5	3,3	125	28
40	88	15	3,8	129	28
45	75	14,,5	5,1	131	34
50	70	14	4,3	108	29
55	65	13,,5	3,5	51	11
60	60	13	2,3	63	10
65	55	12	6	24	14
70 u. drüber	?	?	3,5	45	10

In dem Alter von 45 und 50 Jahren also wurden in Frankreich die meisten dramatischen Meisterwerke erzeugt; zu dieser Zeit sind also Verstand und Imagination am fruchtbarsten, und im seltsamen Kontrast zeigt sich auch in diesem Alter Geistesverwirrung am häufigsten, und bringt jene Krankheiten hervor, die der Heilkunst am hartnäckigsten Trotz bieten. Die Entwicklung der physischen

Kräfte vollendet sich früher, und man kann sagen, daß sie ihren Höhenpunkt zu der Zeit erreicht, wo die intellektuellen Kräfte erst kräftig zu wirken beginnen.

Die Meisterwerke der englischen Bühne wurden, rücksichtlich des Alters, fast in derselben Ordnung hervorgebracht als die der französischen, nur scheint es, daß das dramatische Talent in England um 3 bis 7 Jahre früher reift. Dieser Unterschied kann jedoch zum Theil daher rühren, daß ich, wenn mir die Zeit, zu der ein Stück geschrieben wurde, nicht genau bekannt war, die Zeit der ersten Darstellung annahm.

Eine große Schwierigkeit, die allen Untersuchungen über die Statistik der Verbrechen hemmend in den Weg tritt, ist der Umstand, daß wir von der Hauptsumme aller begangenen Verbrechen nur eine gewisse Anzahl kennen, die zur Aburtheilung kommt. Da aber jene Hauptsumme aller Verbrechen wahrscheinlich für immer unbekannt bleiben dürfte, so sind alle Raisonnements, die man auf sie begründen könnte, mehr oder minder trügerisch; ja man kann dreist behaupten, daß Alles was wir über die Statistik der Verbrechen besitzen, unnütz seyn würde, wenn man nicht stillschweigend annehmen wollte „daß die bekannten und abgeurtheilten Verbrechen und die unbekannte Hauptsumme aller begangenen Verbrechen in einem unveränderlichen Verhältniß zu einander stehen." Dieses Verhältniß ist durchaus nöthig, und bestände es nicht, so wäre Alles, was man bis jetzt aus statistischen Dokumenten über Verbrechen weiß, falsch und abgeschmackt. Das eben erwähnte Verhältniß richtet sich natürlich nach der Beschaffenheit und der Schwere der Verbrechen; in einem gut organisirten Staate, wo die Polizei thätig ist, und die Justiz gut gehandhabt wird, wird wohl kein Individuum durch Mord oder Meuchelmord aus der Reihe der Lebenden verschwinden, ohne daß man Kenntniß davon hätte; der nämliche Fall dürfte nicht immer bei Vergiftungen statt finden.

Was Diebstähle und Vergehen von minderer Wichtigkeit betrifft, so dürfte das Verhältniß sehr gering ausfallen, und eine große Menge von Vergehen wird unentdeckt bleiben, theils weil Jene, die darunter leiden, den Verlust nicht gewahr werden, oder den Thäter nicht verfolgen wollen, theils weil die Gerechtigkeit aus Mangel an hinreichenden Indicien nicht handeln kann. Wenn überdieß alle Ursachen, die auf die Größe des Verhältnisses einwirken, dieselben bleiben, so kann man auch sagen, daß es mit den Wirkungen sich eben so verhalten wird, wenn man nämlich zugibt, daß die Wirkungen mit den Ursachen im Verhältniß stehen, wie Dieß die Ergebnisse der Statistik der Verbrechen auf eine so merkwürdige Art beweisen.

Da also jedes Jahr die nämliche Zahl von Anklagen und Angeklagten, von Verurtheilten und Losgesprochenen, dasselbe Verhältniß von Verbrechen und Strafen u. s. w. nachweist, so sind wir zu dem Schluß berechtigt, daß wenn die Thätigkeit der Justiz dieselbe geblieben ist, die wirkliche Zahl der begangenen Verbrechen, wenn auch unbekannt, ebenfalls nicht gestiegen ist, und sieht man die Regelmäßigkeit, mit der die Ziffern des Budgets der Schaffotte, der Bagnos und der Kerker sich jedes Jahr wiederholen, so kann man kühn behaupten, daß Das, was jährlich der Aufmerksamkeit des Ministeriums der Justiz entschlüpft, eine regelmäßigere Summe bildet als die ist, die an den Einkünften des Schatzes fehlt.

Volks- und Kirchenfeste in Rio de Janeiro.

Unter den Festtagen in Brasilien wird ein großer Unterschied gemacht, und diese in zwei Klassen abgetheilt, als große Feiertage (dias santos da Guarda) und kleine Feiertage (dias santos de Remissao.) Erstere werden beinahe alle mit großer Galla und Handkuß bei Hofe gefeiert. Vor Allem zeichnet sich die kaiserliche Kapelle durch religiösen Pomp und eine äußerst würdige Feier des katholischen Kultus aus; sie ist an festlichen Tagen mit der geschmackvollsten Pracht geziert; der Kaiser sitzt auf einem prächtigen Throne zur Seite des Hochaltars, neben ihm, doch etwas tiefer, der Bischof, ihm gegenüber die Canonici der kaiserlichen Kapelle; in der Mitte der Kirche befinden sich die Hofchargen, der Senat und die Ritter des Christus-Ordens, in einer besondern Loge die Kaiserin mit ihren Kindern und einigen Hofdamen. Die Musik, besonders was den Gesang betrifft, ist vortrefflich. Bei den Mysterien der Messe salutiren die Forts, und die vor der Thüre aufgestellten Truppen geben drei Salven; dann betritt ein Kanonikus die Kanzel und hält eine kurze Predigt. Ich habe nie schöner und würdevoller sprechen hören, als in dieser Kapelle, überdieß bediente sich häufig der Redner seines Kanzelrechtes, und selbst der Kaiser entgeht oft dem Tadel und der Rüge nicht; eine höchst achtungswürdige Freimüthigkeit, die aber, wie man mir sagte, den durch Schmeichler höchst verwöhnten kaiserlichen Ohren nicht behagt. Das wahre Volksfest ist jedoch der Abendgottesdienst, in einem Ave Maria bestehend. Sobald die Dunkelheit eintritt, werden Holzhaufen und Theertonnen vor der Fronte der Kirche aufgerichtet, und mit dem Beginnen des Gottesdienstes angezündet. Die Kirchthüren sind weit geöffnet, das Innere des Tempels ist reich geschmückt, der Hochaltar prangt mit riesigen Leuchtern von gediegenem Silber, und der Glanz unzähliger Lichter wird allein durch Wolken des köstlichsten Weihrauches gemildert. Indessen füllt sich der Platz vor der Kirche mit Andächtigen, Müßiggängern und Negern, welche sich ungezwungen der geräuschvollsten Freude überlassen; das schöne Geschlecht, den ganzen Tag über durch die herkömmliche Sitte auf die innersten Zimmer seiner Wohnungen beschränkt, und mit Sehnsucht dem beginnenden Abende entgegen sehend, erscheint festlich geschmückt, mit Blumen im Haare, und von einer zahlreichen und vielfarbigen Dienerschaft gefolgt, in den Straßen; die jungen Männer drängen sich eifrig an die Pforten der Kirche, um die so seltene Gelegenheit, den Schönen zu huldigen, nicht unbenützt vorbeigehen zu lassen. Holdes Erröthen, feurige oder ängstlich suchende Blicke, bedeutungsvolles Lächeln, Winke und Zeichen werden gewechselt; Freude strahlt auf allen Gesichtern, und von der Menge, welche nach dem Gotteshause eilet, denken wohl nur sehr Wenige an den wahren Zweck ihres Besuches. Endlich verkündet ein langer Zug vorantretender Knaben und Kirchendiener die Ankunft der Priester; ihre Kleidung ist prächtig, ihr Anstand, ihre Haltung Ehrfurcht gebietend; vom Chore herab begrüßet sie rauschende Musik und eine lebhafte Arie zahlreicher Sänger, meistens Kastraten, in welche die Andächtigen im Chore einstimmen. Nach der Dauer einer halben Stunde nähert sich die Hand des obersten Priesters dem Schranke, der das Allerheiligste bewahret, eine Rauchwolke verbirgt den Altar, und ist diese zur Decke der Kirche emporgestiegen, so erhebt derselbe die Monstranz und segnet die im Staube gebeugte Gemeinde; Jubelgesang vom Chore, eine Glockenvariation der Neger und knallende Raketen beschließen das Fest; die Menge eilt wonnetrunken und lärmend nach Hause, und freut sich auf den kommenden Tag.

Das Frohnleichnamsfest wird, wie in allen katholischen Ländern, mit großer Pracht gefeiert; mit noch größerem Pompe wird aber das Fest des Herzens Jesu (do coraçao de Jesu) begangen, welches die verwittwete Königin von Portugal, Donna Carlotta, während ihres Aufenthaltes in Brasilien stiftete, und welches der Papst bestätigte. Kein Bediensteter darf, bei strengster Ahndung, von der bei dieser Gelegenheit statt findenden Prozession entfernt bleiben; der Kaiser trägt mit seinen ersten Beamten selbst den Baldachin über dem Hochwürdigsten, sämmtliche Bruderschaften der Stadt eröffnen den Zug mit ihren Fahnen, die Kinder der Vornehmsten umgeben das Allerheiligste, als Engel in große Reifröcke gekleidet, die Haare gepudert, das Gesicht weiß und roth geschminkt; die ganze Garnison bildet Spaliere in den Straßen, durch welche sich die Prozession bewegt; sobald das Allerheiligste erscheint, fällt die Mannschaft auf die Knie, und senkt die Bajonette zur Erde, und sämmtliche Forts und Kriegsschiffe

salutiren. Unter den Heiligen wird der Schutzpatron des Reiches, der heil. Georg, und der heil. Antonius, als Generalissimus von Portugal, am höchsten verehrt. Ersterer wird an seinem Festtage in feierlicher Prozession von der Festung Concessao abgeholt, und in voller Rüstung auf ein Pferd befestiget, von einer berittenen Musikbande, aus Negern bestehend, begleitet, im Triumphe durch die Stadt geführt. Das Fest des heiligen Antonius zeichnet sich durch die unmäßigste Verschwendung an Pulver aus.

Merkwürdig waren mir auch die Feste der heiligen Anna und des heiligen Geistes, weil sich nirgends so sehr die Nationalität der Brasilianer aussprach, als an diesen Tagen. An dem durch die Zeitungen angekündigten Abende versammelte sich allmählich ein bedeutender Theil der Bevölkerung von Rio de Janeiro auf dem Acclamations-Platze, dessen Umfang so groß ist, daß sich wohl hunderttausend Menschen ungehindert auf demselben bewegen könnten. Dort steht die der heiligen Anna gewidmete Kirche, unfern eines schönen, öffentlichen Brunnens. Das Gebäude ist klein, aber von angenehmen Verhältnissen, und in tiefen, lockeren Sand gebaut; vor der Kirchenthüre war ein festlich geschmückter und schön beleuchteter Triumphbogen aufgerichtet, zu beiden Seiten erhoben sich Gerüste mit Sitzen für die angesehensten Mitglieder der Bruderschaft des Kirchspieles. Auf einem abgesonderten Platze, zu dem einige Treppen führten, war ein Thron errichtet, auf dem ein Knabe, mit Krone und Scepter geschmückt, saß; Kinder von demselben Alter umgaben ihn, auf verschiedene Weise gekleidet; die Würde und der Ernst ihrer Haltung nahm sich komisch genug aus. Ich habe über die Bedeutung dieser Maskerade keine hinreichende Auskunft erhalten. Vor dieser Gruppe standen eine Menge großer Körbe, welche Brod, Früchte, Hühner, Schweinchen u. s. w., durchaus Geschenke von frommen Gläubigen an die Kirche, enthielten; diese sollten nun an die Meistbietenden versteigert werden. Ein Kirchendiener, dem dieses Geschäft oblag, übernahm die Rolle des Hanswurst, indem er den Werth seiner Waare auf eine nicht sehr zarte Weise, aber öfters mit glücklichem Witze, verkündete. Die Versteigerung hatte den besten Fortgang; unter Lachen und Frohsinn wurden die Körbe geleert, und manche der Anwesenden machten es gleichsam zur Ehrensache, sich gegenseitig zu überbieten; ich erinnere mich, daß ein alter Hahn einem der Mitsteigernden, unter dem Jubel der Zuseher, für vier Mil Reis (eilf Gulden sechsunddreißig Kreuzer) zugeschlagen wurde.

(Schluß folgt.)

Eine englische Fuchsjagd.

(Aus dem New Sporting Magazine, London 1831.)

Ein Tag der vergangenen Jagdzeit wird wie eine helle grüne Oase in meinem Gedächtnisse fortbestehen. Ein leichter Regen war die Nacht vorher gefallen und hatte die Erde erfrischt und mit Duft und Kühle die Luft balsamirt. Bei Tagesanbruch schon war ich auf dem Wege nach dem Versammlungsorte zu Hartley-row-Gate in Hampshire, zwanzig bis dreißig Meilen von dem Reviere, wo wir vorigen Tags gejagt hatten. Die Straße führte durch eine so reizende Landschaft zur Rechten und Linken, daß ich fast bedauerte, bei dem schönen Landsitze Sir John Cope's ihr Ende erreicht zu haben. Hier nimmt die Gegend den wilden Charakter eines Moores an; eine Haide von zwei oder drei Meilen dehnt sich südlich von diesem Landhause aus. Gerade hier überfiel mich ein Regenschauer, und ich eilte vorwärts an dem verabredeten Zusammenkunftsorte ein Obdach zu suchen. Es war ein Dorf mit zerstreut liegenden Häusern; aber noch waren hier weder Pferde noch Hunde zu sehen. Der Regen hielt noch immer an; ich stieg daher vom Pferde, um mich samt ihm unter dem Bretterdache einer Schmiede unterzustellen. Während ich hier stand und die Straße entlang sah, die ich gekommen war, erblickte ich einen Rothrock, dessen Insaße mit Schneckenschritt des Weges zog und offenbar dem Regengusse trotzte. „Es ist ein Jäger," dachte ich; „auch trägt er graue Beinkleider, ein sicheres Zeichen davon." Der Rothrock kam näher; es war ein Mann schon ziemlich bei Jahren mit einem ernsten nachdenklichen Gesichte. Seine Kleidung bestand in einem einfachen scharlachrothen Frak, lilaseidener Weste, bockledernen Handschuhen, den obenerwähnten grauen Beinkleidern und Stiefeln à la Wellington, und in der That, es waren Stiefeln a la Wellington in jedem Sinne des Wortes; denn der Mann, der sie trug, war niemand Anderer als der hochgefeierte Arthur selbst. Es war der Eroberer Indiens und Spaniens, der große Ueberwinder Napoleons, der abgedankte Minister Englands, der ein Viertel nach zehn Uhr Morgens nach Hartleyrow-gate kam, um auf ein Rudel Fuchshunde zu warten, ganz allein ohne alle Begleitung. Als er an die Schmiede heran kam, fiel ich und mein Pferd ihm ins Auge, und mir seine unverkennbare Nase. Man konnte sich nicht irren, ich zog vor dem größten Manne des Tages meinen Hut ab.

Seine Gnaden näherten sich dem Bretterdache und nahmen mein ehrerbietiges Kompliment mit einer Verbeugung und einem gutmüthigen Lächeln an. Da er hörte, daß die Hunde an eben den Ort kommen würden, wo wir uns befanden, so folgte er meinem Beispiele und suchte wie ich mit seinem Pferde unter dem Dache Schutz, wo wir so lange der Regen dauerte mit einander plauderten. Er sey vor einigen Tagen, sagte er, mit Herrn Willebois Hunden auf der Jagd gewesen und habe einen glücklichen Tag gehabt; die Gegend, in der heute gejagt werden sollte, sey ihm übrigens ganz unbekannt. Als wir unsern Schupfen verließen, fuhr eine Kutsche des Weges, deren Passagiere den Herzog erkannten und ihre Hüte abzogen; er dankte mit seinem gewöhnlichen Gruße, indem er zwei Finger bis nach der Nase erhob. Sein Reitknecht, der zu Hartford Bridge gewesen war, kam endlich auch an, und bald darauf die Meute, Sir John Cope, zwei Damen und einige Herren.

Der Herzog war ganz der Landedelmann, herzlich und vertraulich mit Allen. Zuerst schüttelten er und Sir John sich die Hände, dann Squire Der und Squire Jener — in der That, er war Hand und Handschuh mit Jedermann. Dieß war der Tag, wo ein Meister Fuchsjäger sich zeigen konnte und mußte, und wenige Jagden begannen mit so günstiger Vorbedeutung. Die Fährte des Fuchses war bald gefunden, das Hüfthorn schrillte, und dahin flogen wir in Saus und Braus.

Das Revier war ganz für die Waidmannslust eines Reiters wie der Herzog von Wellington geschaffen, der zwar ein mächtiger Kriegsheld seyn mag, aber auf einer Parforcejagd keine sonderliche Figur macht. Ich will ihm sonst alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber ich habe noch selten Jemand gesehen, der so wenig einen Begriff vom Reiten hat, als er. Sein Sitz ist nicht zum Ansehen, und wenige Menschen werden leben, die im Laufe eines Jahres so oft aus dem Sattel geworfen werden, als Seine Gnaden. Freilich hört man bei einem Manne wie er von jedem solchen Unfalle, der ihm zustößt; allein es scheint doch fast, er könne stürzen, wo es einem andern Reiter unmöglich wäre. Dennoch schien er von dieser Art Vergnügen ungemein entzückt, und wirklich machte er auch seine Sache, manchen Seitenruck abgerechnet, mit Hülfe seines Reitknechtes so ziemlich gut. Ein an sich unbedeutender Umstand diente mir als Beweis von dem kaltblütigen Gleichmuthe des herzoglichen Waidmannes. Ich hatte vergessen, meinen Hut festzubinden, und da ich unter einen Baum mit meinem etwas raschen Pferde hinflog, streifte ihn mir ein Zweig vom Kopfe. Der Herzog war gerade an mir vorüber gekommen und sein Reitknecht gleich hinter ihm. Da er bemerkte, was mir geschehen war, hielt er an, bis sein Reitknecht heran kam, dem er befahl, meinen Hut aufzuheben.

Das Jagen ging, wie gesagt, in aller Lust und Leichtigkeit von statten. Der Ritt war mäßig, das Feld eben und das Ende gut. Der Fuchs wurde in einem Hohlwege nahe bei der Kirche von Hartley abgefangen. Er war über den Weg gesetzt; aber auf der Ferse verfolgt, kehrte er wieder um und sprang unter die Hufe der Pferde hinein, die Hunde hinter ihm her; allein ungeachtet des tollen Wirrwarrs, der nun anging, wurde doch kein Hund beschädigt. Eben war dem Thiere Ruthe und Pfoten abgeschnitten worden, als der Herzog anlangte, dem Sir John sie überreichte, um diese Trophäen bei seinen übrigen aufzuhängen. Da der Tag schon ziemlich vorgerückt war und Jeder so viel zu haben schien, quantum sufficit, trennte sich bald darauf nach gegenseitiger Begrüßung die Gesellschaft.

Bibliographische Notiz.

In London wurden im verflossenen Jahre 1100 neue Bücher gedruckt, worunter die neuen Ausgaben früheerer Werke, Flugschriften und periodische Blätter nicht mitbegriffen sind; es waren fünfzig weniger als im Jahre 1830.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 33. 2 Februar 1832.

Das Findelhaus von Paris.

Von André Delrieu.

Aus dem zweiten Theil des Buchs von Hundert und Einem.

Es gibt wohl kein öffentliches Gebäude, dessen Anblick so geradezu den peinlichen Gefühlen widerspricht, die bei dem Gedanken an seinen Zweck in der Brust laut werden, als das Hospital der Findelkinder. Man wähnt bei dem Eintritte auf nichts als Thränen und widerwärtige Eindrücke zu stoßen, und kaum vernimmt man das Gewimmer der neugebornen Kinder — man macht sich auf düstere philosophische Rührungen gefaßt, und man begegnet nur Blumen, guten grauen Schwestern, schneeweißen Vorhängen, Kruzifixen — und einigen Zeugen weiblicher Schwäche vielleicht auch unnatürlichen Verbrechens. Man wandelt zwischen zwei Reihen Wiegen hin, wie zwischen wohlgeordneten Blumenbeeten eines Gartens, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Mutter Erde ihre Kinder an eigenem Busen nähret. Man erblickt blonde Engelsköpfchen, einen Saal, dem man den poetischen Namen „Krippe" (La Crèche) beigelegt hat, eine niedliche Kinderkapelle und einen Anatomiesaal. Die Gebäude waren früher ein Kloster der Oratorianer, gegenwärtig bilden sie ein Hospice d'Enfans trouvés — ein Findlingshospitium — zwei Jahrhunderte liegen in diesen zwei Worten. Nichts Merkwürdiges ist an diesen Gebäuden selbst zu sehen, die einem Kollegium, einer Mannufaktur, einem Straßeneckhause, eurer eigenen väterlichen Wohnung gleichen. Doch bald hätte ich eine Bildsäule vergessen, die man beim Eintritte ehrerbietig begrüßt. Vinzenz de Paula wacht in der Vorhalle seines Tempels; Vinzenz de Paula, dessen evangelischer Eifer das Leben von wenigstens einem Fünftheile der Bevölkerung rettete, die jetzt über seinem Grabe wandelt. Seine Zeitgenossen schrieben seinen Namen in den Kalender, Napoleon würde aus ihm einen Minister des Innern gemacht haben, und zwar mit Recht.

Als ich vor dem äußern Gitterthore anlangte, fiel mein Blick auf einen Behälter, einen Drehkasten, der zur rechten Hand des Thores zwischen zwei Schubwänden nach Innen und nach der Straße sich öffnet. Dieser Drehkasten hat die größte Aehnlichkeit mit einer Briefboite. Eine Mutter wirft da ihr Kind hinein, wie etwa ein Billetdoux auf der Post, nur mit dem Unterschied, daß dieses vielleicht den Liebeshandel beginnt, jenes ihn endet. Die Geschichte des Drehbehälters fügte sich nach den Launen der öffentlichen Moral. Vormals legte hier die unglückliche Verführte oder das ehebrecherische Weib unter dem Mantel der Nacht und des Geheimnisses ihren Neugebornen nieder, zog die Glocke, um die wachhabende Schwester herbeizurufen, und entfloh dann im Schatten des Dunkels mit Thränen oder Gewissensbissen. Gegenwärtig hat ein vormals häufig eingetretener Mißbrauch eigener Art hierin eine Veränderung nöthig gemacht. Häufig fand man nämlich sonst am Morgen in dem Drehbehälter todte Kinder, die man dahin gelegt hatte, um die Begräbnißkosten zu sparen, vielleicht auch die Spur eines Verbrechens zu verwischen. Dieses Mittel die Guillotine oder die pompes funèbres *) um ihren Bezug zu bringen, hat jetzt aufgehört. Eine graue Schwester wacht die Nacht über am Eingange des Sprachzimmers und nimmt von Hand zu Hand die kleinen Ankömmlinge; der Drehbehälter öffnet sich nicht mehr und ist in seinen Angeln eingerostet. Dieser Weg hat so den Reiz des Geheimnißvollen eingebüßt. Heutzutage gibt man sich keine Mühe mehr zu verbergen, daß Einem ein Kind zur Last fällt; mag es in einem Boudoir oder in der Dachkammer geboren seyn, mag es die Kalesche oder der Tragkorb überbringen, mag es in Windeln mit Spitzen besäumt, oder in wollene Lumpen gehüllt seyn — es ist ein Hausgeschäft, eine Familienangelegenheit, die man freundschaftlich mit einander abmacht. Man überreicht das Kind im Sprachzimmer am hellen Mittag; man empfiehlt es der sorgfältigen Pflege der Schwester und wiederholt sogar ausdrücklich den Namen des Vaters; man vergießt zum Ueberfluß einige Thränen, und damit gut. Das unglückliche Geschöpf mag dann schreien, sterben, von dem Anatomen zerschnitten, seine zerstückten Glieder in einen leinenen Sack genäht, und in die allgemeine Begräbnißgrube des Kirchhofes ohne Sang und Klang geworfen werden — was liegt daran? Die Ehre ist gerettet, die Mutter geht auf den Ball oder in die Salpetrière, **) die Civilisation geht ihren Gang, die Medizin gewinnt neue Aufschlüsse, und auf der Universität haben wir einen Lehrkurs der politischen Oekonomie! ***)

---

*) Die Leichenbegängnisse sind ein Monopol und werden von der Regierung verpachtet. Anm. d. R.

**) Ein Gefängniß für liederliche Weibspersonen. Anm. d. R.

***) Der Leser braucht wohl nicht auf die Bitterkeit dieser Bemerkung aufmerksam gemacht zu werden, die aus dem Munde eines Franzosen, wie so viele andere der neuern Schriftsteller Frankreichs,

Manchmal, jedoch selten, zeigt es sich denn doch, daß das Herz der Mutter bei dieser schrecklichen Trennung vor Leid zerspringen möchte; ihre Hände zittern, indem sie das zerlöcherte Windelzeug aufwickelt, sie hält das Kind, von dem sie nie den süßen Mutternamen hören wird, lange in ihren Armen und benetzt es mit ihren Thränen. Man hat mir rührende Auftritte dieser Art erzählt. Es gibt arme Ouvriers, die ihren Neugebornen mit einem Bande um den Hals, mit einer Schnur oder einem alten Ring bezeichnen, die ihm einen geliebten Namen beilegen und die Schwester bitten, ihm denselben zu lassen. Solche arme Leute kommen jeden Monat, jede Woche und erkundigen sich mit älterlicher Besorgniß nach dem Befinden des verlorenen Kindes, denn sehen dürfen sie es nie wieder. Selbst wenn es stirbt, wird ihnen die Leiche verweigert, die Anatomie hat darauf gegründetere Ansprüche. Es gab Mütter, die den Schmerz der Trennung von ihrem Kinde nicht ertragen konnten, und zu einem zärtlichen Betrug ihre Zuflucht nahmen, indem sie sich als Ammen verdingten, um ihrem Kinde die Brust reichen zu können.

Es wäre eine der Philanthropie würdige Aufgabe, zu untersuchen, in welchem Verhältnisse sich die unnatürlichen Mütter auf die verschiedenen Klassen der Bevölkerung vertheilen. Eine solche Zählung würde die tausendfachen Physiognomien lasterhafter Verdorbenheit, die uns durch ihre Beweglichkeit entschlüpfen, fest halten, und arithmetisch die vollständigsten Nachweise über den moralischen Zustand von Paris geben, vom Staub der Straße an bis zu den Säulen des Pantheons. Es würde sich dann wohl ergeben, daß der römische Pöbel, wie ihn Juvenal geißelte, nie auf dem Forum mehr leichtsinnige Sorglosigkeit und Lumpen zur Schau gestellt, daß selbst Petronius keine pikantern Memoiren entnervter Ruchlosigkeit des Prätoriums geschrieben haben dürfte. Welcher Keulenschlag würde Dieß seyn auf jenes elegantgewebte Netz, unter dem Lutetia's alte Sünden schlafen! —

Etwas Aehnliches dieser Art besteht inzwischen bereits in dem Findelhospitale: ein einfaches Register, worin bei der Aufnahme eines Neugebornen die genauesten Umstände, die seine Ueberlieferung begleiteten, verzeichnet werden. So wird z. B. darin bemerkt, ob das eingeschriebene Kind in grobe Leinewand oder in ein Spitzenhemd gekleidet, oder nackt übergeben wurde; man fügt hinzu, ob die Eltern geweint oder nicht, die Worte, die sie gesprochen, ihre Bitten, ihre Kaltblütigkeit oder Freude; man schreibt Tag und Stunde, wo man es überbrachte, so wie die Namen des Kindes, auf, wenn es bereits einen hatte; oft auch die Krankheit, von der es aufgerieben wurde. Endlich wenn die Waise stirbt, wird auch ihr Tod angemerkt. Dieses Verzeichniß bildet bändereiche Annalen und einen Abriß der seltsamsten Chronik, die wohl je geschrieben werden ist. Außerdem wird dieses „Memorandum des Hospitiums," dieses „große Buch der öffentlichen Schuld," auch noch in einem nützlichen Zwecke abgefaßt. Wenn Jemand aus den Händen des Staates sein Kind zurücknehmen will, liefern die alten und vergelbten Blätter das Signalement; allein man muß das Erinnerungsvermögen dieses Verzeichnisses mit schwerem Gelde auffrischen.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, deren Grund ich Andern aufzufinden überlasse, daß die Stadt Paris im Vergleich mit andern Hauptstädten von Europa und im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl in gewöhnlichen Jahren am wenigsten Findlinge in ihr Findelhaus aufnehmen sieht; und dennoch ist es eben Frankreich, das am wenigsten für das Schicksal dieser Abkömmlinge des Elendes Sorge trägt. Zu London erhält die Erziehung dieser verwaisten Kinder durch die Franklin'sche Schule und die Gastlichkeit eines gewerbfleißigen Volkes ihre eigenthümliche Richtung. Man gibt sich sogar die Mühe, ihnen gute Sitten und einige Tugenden beizubringen, was in Frankreich nicht der Fall ist. Man muß noch beifügen, daß polizeilichen Vorschriften zufolge, die Mütter gehalten sind, vor der Niederkunft sich zu stellen, und obgleich ihren Namen nicht die Schande der Aufzeichnung trifft, so schreckt doch selbst die Scham vor Gericht zu erscheinen, Alle davon ab, die nicht äußerst elend und verworfen sind. In Rußland und Neapel befragt man zuvor doch die Fähigkeiten des Zöglings, ehe man ihn zu einem Handwerke bestimmt, und Moskau hat ein Findelhaus, wo die Findlinge Tanzen, Musik und alle dramatischen Uebungen auf einem Theater erlernen, das ganz ihr Werk ist. Diese Anstalt war es, an die Napoleon noch am Abende seines Einzuges in die alte Czaarenstadt zuerst eine Wache stellte.

(Schluß folgt.)

General Clauzel in Algier.

(Schluß.)

Im Interesse der Menschheit noch wichtiger ist der Umstand, daß Algier das erste Beispiel einer Kolonie ohne Sklaven darzubieten vermag; daß daher deren Gedeihen alle Mächte, die nach endlicher Abstellung jenes empörenden Menschenhandels redlich streben, in vorzüglichem Grade interessiren muß. Auf zuverlässige Erfahrung gestützt, getraue ich mir zu behaupten, ohne Furcht mich widerlegt zu sehen, daß außer den Schaaren von Landwirthen und Ackerbauern aller Lande, die, sobald ihnen gesicherte Aussichten sich darbieten, Algier zuströmen werden, eine zugleich energische und gemäßigte Verwaltung in dem Sinne, wie ich sie mir denke, auch die Mitwirkung jener mehr gefürchteten als furchtbaren Beduinen sichern müsse. Die Araber, Kabylen oder Berbern, alle jene Völkerstämme, die wir unter dem gemeinsamen Namen Beduinen begreifen, spornt Gewinnliebe. Verbürgt man ihnen jene Art Unabhängigkeit, deren Genuß man ohne alle Gefahr ihnen leicht einräumen kann, so werden sie wetteifern, uns ihre Dienste zu verkaufen. Dabei sind sie mit einer seltenen Intelligenz und Tüchtigkeit zur Arbeit begabt, wodurch die europäischen Konsuln längst schon bestimmt wurden, sie in dieser Hinsicht den Mauren und Juden vorzuziehn. Die Eroberung der Regentschaft und die Expedition nach dem Atlas im letzten November hat ihnen unsere militärische Ueberlegenheit bethätigt. Außerdem werden der religiöse Fanatismus der Muselmänner und alte Prophezeihungen, die Afrika's Eroberung durch die Christen längst verkündigt, die Unter-

merkwürdig genug ist, und auf eine Trostlosigkeit in der Stimmung der Gemüther hinweist, die nur in einer völligen Umgestaltung des politischen und moralischen Lebens Heil und Hoffnung sieht. Anm. d. R.

verfung jener Völkerschaften dann besonders erleichtern, wenn wir unserer Herrschaft einen gewaltsamen, tyrannischen Charakter zu verleihen, und jener, bisher nur zu häufigen Manier, das Werk eines halben Jahrhunderts binnen einem Jahre vollenden zu wollen, uns enthalten; wenn wir nur den Geist, nicht den Buchstaben unserer Gesetzgebung bei ihnen einzuführen uns begnügen; wenn wir endlich, durch die von großen Unternehmungen unzertrennlichen Hindernisse nicht entmuthigt, Ausdauer bewähren.

Ich glaubte, ich wiederhole es, keine Anstände von Seiten der Regierung besorgen zu dürfen, um so einleuchtende durch Thatsachen unterstützte Ansichten begriffen zu sehen. Ich bereitete mich zur Rückkehr nach Frankreich, und schmeichelte mir, daß meine Gegenwart und jene anderer Personen, deren Mitwirkung ich mich zu erfreuen hatte, alle noch etwa dunkel und zweifelhaft scheinenden Punkte aufklären, und das Gouvernement von den unermeßlichen Vortheilen der Kolonisation und der Nothwendigkeit, was ich so glücklich begonnen fortzusetzen, überzeugen würde. Während meiner Anstalten zur Abreise ward ich vom Kriegsminister benachrichtigt, daß das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, durch unsern tunesischen Generalkonsul von seinem „officiösen" nicht offiziellen Antheile an den mit dem Dey von Tunis getroffenen ungeeignet als Traktate qualifizirten Arrangements in Kenntniß gesetzt, eine Mißbilligung derselben provozirt habe, und daß dieselbe durch S. M. den König wirklich erfolgt sey.

Indem so das Gouvernement meine die Beyliks Constantine und Oran betreffende Uebereinkunft vernichtete, entzog es sich jährliche zwei Millionen Franks, und steigerte seine Ausgaben um drei Millionen für die Provinz Oran allein, wohin man einen zu bezahlenden Bey, anstatt des Tribut entrichtenden zu setzen vorzog, und wo zu Behauptung des Platzes Oran und des Fort Mers el Kebir allein 2500 Mann kaum genügen, indeß der tributbare Bey der Regentschaft zu Stellung dieser Garnison selbst verpflichtet gewesen seyn würde. Im Beylik von Constantine wird Frankreichs Autorität gar nicht anerkannt, und unsere Regierung vermag der Schifffahrt und dem Handel an den Küsten dieser Provinz selbst nicht einmal jenen Schutz, den es vom Dey von Tunis auf denen seines eigenen Landes verlangte, zu sichern. Statt der Franzosen haben im verflossenen Jahre nur Ausländer allein die Korallenfischerei ausgebeutet. Dieß die ersten Früchte der Vernichtung meiner Uebereinkunft, auf die man gezwungener Weise endlich dennoch zurückkommen muß.

Nur höchst ungern schließe ich gegenwärtige Schrift mit unheilvollen Ahnungen; allein das Interesse meines Vaterlandes gebietet mir, Mißgriffe zu bezeichnen, die durch längern Verzug ihrer Beseitigung, um so weniger wieder auszugleichen seyn werden. Das Mittel jener Abhülfe ist in Wiederergreifung meines Systems in seinem ganzen Umfange, zur Hand; weit entfernt, dasselbe für vollkommen zu halten, gewährt es wenigstens den Vortheil, allen und jeden Verbesserungen die Bahn offen zu lassen. Eben so weit entfernt bin ich, alles, während der Zeit meines Kommando's zu Algier gewirkte Gute mir zuzuschreiben. Mich unterstützten in trefflichster Weise sämmtliche Civil- und Militär-Beamte, und ich darf hinzufügen, selbst die Eingebornen des Landes, die mehr als wir glauben, die Wohlthätigkeit der Civilisation zu schätzen wissen, und deren Vertrauen erworben zu haben ich mich rühmen darf. Dieß Vertrauen war größtentheils die Frucht der Achtung ihrer Religion durch unsere Soldaten. Sie wußten uns Dieß zu danken; ihre Priester waren uns oft sehr nützlich. Unsere Soldaten selbst schienen mit Intelligenz in meine Absichten einzugehn. Binnen der sechs Monate meines Kommando's ward kein einz'ger Bewohner Algiers, Maure, Jude oder Araber mit irgend einer Leibesstrafe belegt, und in einer afrikanischen Stadt, wo zu Verhütung von Gewaltthätigkeiten die schärfsten Verbote das Besuchen der Straßen nach Sonnenuntergang untersagten, verließen Europäer und Eingeborne zu jeder Stunde der Nacht ihre Wohnungen. Während meiner Expedition nach dem Atlas mußte ich allerdings einige Exempel statuiren, allein außer den Uebertreibungen der deßfallsigen Angaben, die ich zu widerlegen verschmähte, fanden solche lediglich nur während jenes so kurzen und dennoch so nützlichen Feldzuges statt. Am Tage selbst nach meinem Wiedereintreffen in Algier, betrachteten die Araber, in denen ein ganz vorzügliches Rechtsgefühl waltet, den ganzen Krieg als definitiv beendigt, und brachten mir verirrte Soldaten zurück.

Schließlich noch einen Wunsch, den ich bald erhört zu sehen hoffe: Möge unser Gouvernement die hohe Wichtigkeit des von keiner europäischen Macht ihm bestrittenen Besitzes von Algier in ihrem ganzen Umfange würdigen. Das Ministerium scheint durch die zu Gründung jener Kolonie nothwendig gewordenen Sorgen abgeschreckt; indeß genügt dazu allein schon, dem sich geäußerten und trotz der letzten Ereignisse noch immer andauernden Aufschwunge nur nicht entgegenzuwirken. Zeit aber ist keine zu verlieren: kein Umhertasten mehr, denn wenn zufolge jener unseligen Wandelbarkeit, deren man uns nur mit zu vielem Rechte bezüchtigt, Versuche auf Versuche angestellt werden; wenn man, nach Entmuthigung der Kolonisten des eigentlichen algierschen Gebietes, durch eine ganz unerklärliche Inkonsequenz, mit voreiliger Kolonisirung Oran's, wo die Vortheile weit unbeträchtlicher, und die Kolonisation minder leicht sind, beginnt, so wird man ohne angemessene Früchte nur Millionen in die Erde vergraben, und ohne Erreichung des beabsichtigten Zweckes, Menschen einbüßen. Besser wäre es in diesem Falle unserer Eroberung ganz zu entsagen, und sich dem bittern Vorwurfe preis zu geben: Eine aus der Juliusrevolution hervorgegangene Regierung habe ein Unternehmen, zu dessen gedeihlicher Ausführung ein Ministerium Polignac entschlossen gewesen, abgeschreckt! Die ganze Regentschaft Algier mit einem Male kolonisiren wollen, ist ein die Kräfte des mächtigsten Staates von Europa übersteigendes Vorhaben; die progressive, aber ausdauernde Bewerkstelligung dieser Kolonisation in der von mir angedeuteten Weise dagegen, dieselbe nämlich vom Mittelpunkte der Regentschaft ausgehen lassend, wird deren leichten, unfehlbaren, mit wenig Unkosten verknüpften Erfolg sichern.

Ferdinand der VII und sein Hof.

Es gibt vielleicht keinen europäischen Hof, von dem so wenig bekannt ist, als der Hof von Madrid; vielleicht gibt es aber auch keinen Monarchen, von dessen Charakter und Lebensweise man so wenig weiß, als von Ferdinand VII. Das erste Mal sah ich den König einen Tag nach meiner Ankunft in Madrid; man erwartete ihn gerade von St. Ildefonso zurück, und ich mischte mich daher, um ihn zu sehen, unter die im Palasthofe ver-

sammelte Volksmenge. Allein ich konnte nicht nahe genug kommen, um die Gesichtszüge und das Benehmen des Königs genauer zu beobachten. Das zweite Mal sah ich den König im Prado; es war an einem Sonntage, wo er in seiner Staatskarosse war, der die Equipagen der Infanten folgten. Der Aufzug war prachtvoll und eines mächtigern Monarchen als Ferdinands VII würdig. Der königliche Staatswagen wurde von acht herrlichen Pferden gezogen, die mit kostbaren Geschirren prangten; dann folgten die Wagen des Infanten Don Carlos und Don Francisco's; endlich die Karosse der Prinzessin von Portugal, mit sechs Pferden bespannt. Der Zug war von einer Abtheilung Husaren begleitet. In dem königlichen Wagen befand sich Niemand als die beiden Majestäten, der König in Militärtracht; die Königin trug einen französischen Federhut und ein farbiges Musselinkleid. Als der Zug vorüber kam, wurde der König mit dem gewöhnlichen ehrfurchtvollen Schweigen empfangen, und nur als der Wagen des Infanten Don Carlos vorbei fuhr, vernahm man einige „Vivas.“ Der König schien die Beweise der Ehrfurcht seiner Unterthanen kaum zu bemerken; die Königin jedoch dankte mit vielen Kopfbeugungen und sanftem Lächeln. Don Carlos verlor keines der Vivas, ohne mit Neigen des Kopfes und einem grinzenden Lächeln zu danken. Man sagt, und es ist sehr zu glauben, daß der König nicht gern mit seinem Bruder den öffentlichen Beifall der Volksgunst theile; allein es ist die unveränderliche Sitte des spanischen Hofes, alle Sonntagnachmittage in der königlichen Kapelle des Klosters San Geronimo dem Gottesdienste beizuwohnen und nachher im Prado spazieren zu fahren. Einige Tage später begegnete ich dem Könige und der Königin, die zu Fuß waren, im Retiro; sie hatten die dortige Menagerie besichtigt und kehrten zu ihren Wagen zurück. Ferdinand VII gleicht in seinem Aeußern einem wohlbeleibten lustigen Landedelmanne und ist ganz und gar nicht die magere Figur, als die man ihn gewöhnlich abgebildet sieht; er ist groß, korpulent, hat ein fettes plumpes gutmüthiges Gesicht, das keinen Zug von königlichem Stolze und noch weniger von Grausamkeit besitzt; mehr zeugt es von einer völligen Charakterlosigkeit. Die Königin ist ungemein herablassend und ein sehr schönes Weib; man sieht auf ihrem Gesichte die Güte und Freundlichkeit gemalt, die Alle rühmen, die in ihre Nähe kommen; sie sieht einer Frau von achtundzwanzig Jahren gleich, ist aber, so viel ich weiß, etwas jünger. Gewöhnlich glaubt man außerhalb Spanien, daß sich Ferdinand selten getraue, seinen Palast zu verlassen, wenigstens nicht ohne von einer furchtbaren Leibwache umringt zu seyn. Hierin irrt man sich sehr; kein Monarch in Europa vielleicht, die von Bayern und Oesterreich ausgenommen, wird so selten von bewaffneter Macht umgeben erblickt. Hievon könnte ich mehrere Beispiele anführen. Mehrere Tage vor meiner Abreise von Madrid ging ich im Retiro spazieren, wo ich Abends gegen sechs Uhr auf einem einsamen Fußwege einen Herrn in blauem Rocke und grauen Beinkleidern, mit einem einzigen Bedienten, der einige zwanzig Schritte hinter ihm zurück war, wohlgemuthet daherkommen sah. Da ich langsamer ging als sie, so holten sie mich bald ein, und da ich dem Einen von Beiden ins Gesicht sah, erkannte ich den König, von einem neuen Bedienten begleitet, der dem einige Monate zuvor an einem Schlagflusse gestorbenen Merries im Dienste gefolgt war. Oefters sah ich zwar noch den König ohne Gefolge, aber nie so fern von jeder Begleitung und an einem so entlegenen Orte. Um mich ganz zu überzeugen, daß es der furchtbare Ferdinand sey, folgte ich ihm in einiger Entfernung. Er durchwanderte den Retiro, der an manchen Orten fast eine Stunde von jeder Wache entfernt ist, nach seiner ganzen Länge. Der Garten steht Jedermann offen, und einige Gänge sind äußerst abgelegen, so daß sich also Ferdinand in der Gewalt eines Jeden befand, der es auf ihn abgesehen haben konnte. Was mich hiebei noch mehr überraschte, war der Umstand, daß an diesem Tage die Madrider Zeitung angezeigt hatte, die Verbannten hätten die spanische Gränze überschritten; zu gleicher Zeit war durch dasselbe Blatt der königliche Befehl, durch den alle Universitäten geschlossen wurden, zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden. Ferdinand ging indessen spazieren, wie ein Mann, der nichts zu fürchten hat; er blickte nicht einmal hinter sich; was jedoch zuweilen von seinem Begleiter geschah.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das Journal „L'Opinion“ stellt über die Civilliste des Bürgerkönigs Louis Philipp folgende Betrachtungen an, die in dieser Zeit des Civillistenkampfes auch anderswo ihre Anwendung finden dürften: „Die Argumente für und gegen die Civillisten lassen sich kurz in Folgendem zusammenfassen. Für: Der König mit nur zehn bis zwölf Millionen Einkünften ist nicht reich genug. — Gegen: Der König mit zehn bis zwölf Millionen Einkünften ist der reichste Privatmann von Frankreich. — Für: Vierzehn Millionen, welche die Kommission dem Könige als Civilliste bewilligt, sind nicht genug. — Gegen: Vierzehn Millionen, welche die Minister nicht ausreichend finden, würden vierzehntausend Familien mit einem jährlichen Einkommen von tausend Franken erhalten, und in den Provinzen zum Unterhalte von achtundzwanzig- bis dreißigtausend Familien ausreichen. — Für: Diese vierzehn Millionen reichen 1) nicht aus, weil Louis Philipp alle Unglücklichen unterstützen muß, und namentlich alle Soldaten, die zu Krüppeln geschossen worden. — Gegen: Man weiß nur allzugut, was für Unglückliche Unterstützung aus der Civilliste erhalten. Der Pensionen zu geschweigen, die den Weibern Derjenigen verliehen werden, die sich zunächst um die Person des Königs befinden, ist es bekannt, daß die servilsten Dienste immer am besten gelohnt werden. Beweis davon sind die dreihundert besoldeten Günstlinge Villèle's. Was die verstümmelten Soldaten betrifft, so heißt es Frankreich verleumden, wenn man glaubt, daß es seine im Kampfe untauglich gewordenen Söhne vor der Thüre des Königs betteln läßt. — Für: Die vierzehn Millionen sind nicht ausreichend, 2) weil der König fünfzehn königliche Schlösser zu unterhalten hat, in deren meisten er freilich niemals schläft, die aber als geschichtliche Denkmäler erhalten werden müssen. — Gegen: Das schönste Denkmal, das Heinrich IV hinterlassen hat, ist „sein Huhn im Topfe,“ aber vorzüglich jene goldenen Worte: „Die Reichthümer der Fürsten müssen nicht in ihren Kisten, sondern in denen ihrer Unterthanen liegen.“ — Für: Die vierzehn Millionen reichen nicht aus, weil 3) der König der natürliche Beschützer der Künste ist und Geld genug haben muß, um die Künstler aufzumuntern. — Gegen: Das beste Mittel, die Künstler zu bereichern, besteht darin, daß man Handel und Industrie so blühend als möglich macht, die hiedurch gewonnenen Reichthümer werden dann von selbst die Künstler und Künste aufmuntern. — Für: Die Civilliste von vierzehn Millionen ist zu klein, weil der König den Kaufleuten und Handwerkern von Paris keine großen Verdienste geben kann. — Gegen: Es fragt sich, was die Kaufleute und Handwerker der Provinzen davon haben, wenn neunundzwanzig Dreißigtheile der Civilliste, die sie bezahlen müssen, dahin wandern, um Kaufleute und Handwerker von Paris zu bereichern? Aber zugegeben, daß die Civilliste noch so groß wäre, was geschieht im höchsten Falle Anderes, als daß das Geld in die Taschen zurückkehrt, denen man es zuvor entnommen hat?“

Die neuesten Blätter aus Philadelphia enthalten folgende Nachrichten von den Falklandsinseln (Gruppe von zwei größern und etwa neunzig kleinern östlich von Patagonien), auf welche die Regierung von Buenos Ayres neuerdings Ansprüche gemacht und einen Gouverneur gesendet hat. Diese Inseln standen früher unter dem Vizekönige von Buenos Ayres, wurden aber während der Revolutionsunruhen ganz aufgegeben. Vor vier Jahren erst wurden sie wieder in Besitz genommen, und zum Gouverneur darüber, wie über Staaten-Eiland und die benachbarte Küste von Patagonien, von Rio Negro bis Cap Horn, Don Louis Vemet bestimmt. Diese Inseln haben für Schiffe, die das Cap Horn umsegeln, eine sehr günstige Lage, da man sich hier mit frischen Lebensmitteln versehen kann. Der Hafen von Salabad (Ostfalkland), früher Port Louis genannt, ist für Schiffe von jeder Größe sehr leicht zugänglich und vor Wind und Wetter wohl bewahrt. Auch findet man hier treffliches Wasser. Der jetzige Gouverneur ist ein geborner Hamburger, dem die Regierung als Besoldung eine der Inseln mit Jagd- und Fischgerechtigkeit verliehen hat. Das Klima ist gesund, die Insel von mehreren Flüssen bewässert, der Boden reich, hauptsächlich Weideland, und voll von wildem Rindviehe, wilden Pferden, Schweinen und Hirschen. Der Fischfang ist ergiebig an Wallfischen und der Seehundfang beträchtlich. Die gangbarsten Einfuhrartikel sind Salz und Geräthschaften. Zu Port Louis befindet sich ein Fort und zur Beschützung des Fischfanges ein bewaffnetes Fahrzeug aufgestellt. Indianer fanden sich auf der Insel keine.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 34. 3 Februar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

4. Villa Ricca.

Die Hauptstadt der Provinz Minas Geraes, Ouro Preto, gewöhnlich Villa Ricca (die reiche Stadt) liegt in einer bergigten, von Waldung gänzlich entblößten Gegend; unstreitig konnte der an Gold äußerst reichhaltige Boden allein Veranlassung zur Gründung einer Stadt in einem der kahlsten und unfreundlichsten Landstriche Brasiliens geben. Sie ist, wo die Ungleichheit des Bodens es erlaubte, regelmäßig angelegt, die Straßen sind geradlinig, und die Hauptstraße, welche über eine Viertelstunde lang ist, nimmt sich sehr gut aus. Die Stadt zählt über 2000 Häuser, worin 8700 Menschen wohnen; von diesen sind kaum der zehnte Theil Weiße, oder Personen von ungemischtem europäischen Blute; die Uebrigen sind Mulatten, Cabras *) und Schwarze. Die vorzüglichsten Gebäude, ganz von Stein, sind der Pallast des ehemaligen Statthalters, der auf einer Anhöhe erbaut ist, und die Stadt beherrscht; vor demselben befindet sich ein freier Platz, mit einer Brustwehr umgeben, und mit einigen kleinen Feldstücken, auf Lafetten ruhend, versehen; in geringer Entfernung von dem Palaste stehen das Stadthaus, das Theater und das Gefängniß, sämmtlich Gebäude von großartigem und zugleich gefälligem Ansehen, welche jeder europäischen Stadt zur Zierde gereichen würden. Ein sehr großes Gebäude befindet sich in der sogenannten untern Stadt, es enthält die Schatzkammer, die Münze und das Zollhaus. Die Kirchen, deren es zehn gibt, sind nicht groß, aber gut gebaut und sehr reich verziert, eine derselben macht auf den besuchenden Fremdling einen überraschenden Eindruck, sie hat nämlich keine Fenster und wird durch die Lampen erhellt, die beständig vor den Altären brennen. Die Frömmigkeit der früher reichen Einwohner hat diese Kirche prächtig ausgestattet, und an hohen Festtagen prangt der Hochaltar mit unzähligen Wachslichtern, der Glanz der Juwelen und Goldzierrathen blendet das Auge, die herrschende Nacht erhöhet diesen Eindruck, und ich erinnere mich nicht, den katholischen Gottesdienst irgendwo zierlicher gesehen zu haben, als hier. Das Theater war während meines Aufenthaltes geschlossen; es ist klein, aber nicht ohne Geschmack eingerichtet und verziert. Die Wohnungen der reicheren Einwohner sind ein- auch zweistöckig, und gut gebaut, die der Aermern, d. h. vier Fünftheile aller Häuser von Villa Ricca, bestehen aus Lehmwänden, doch sind sie blendend weiß übertüncht, ein Beweis, daß Kalk in der Nähe ist. Eine ausgezeichnete Erwähnung verdienen die öffentlichen Brunnen, vierzehn an der Zahl, alle mit laufendem frischem Wasser, und mehrere sehr schön verziert. Reißende Bergströme mit steilen zerrissenen Ufern durchkreuzen die Stadt, über diese führen mehrere gut gebaute Brücken. Die Flüsse führen viel Gold mit sich, und sind daher immer mit Menschen aus der ärmern Volksklasse besetzt, welche es waschen. *) Man setzt übrigens keinen Fuß allenthalben auf Gold, und wenn heftiger Regen, Sand und Erde von den Anhöhen herab auf das schöne Straßenpflaster schwemmte, so kann man gewiß seyn, darunter Goldtheilchen zu finden; nichts desto weniger ist hier der Sitz der Armuth, und wenn keine Veränderung im Bergbaue vorgehet und die Trägheit der Einwohner nicht nachläßt, so dürfte Villa Ricca in einigen Decennien ganz zu Grunde gerichtet werden.

Meine gütigen Freunde waren eifrig bemüht, mir Unterhaltung zu verschaffen; sie führten mich nach der kaiserlichen Schatzkammer, woselbst sich auch die Schmelzhütte für das Gold befand, welches die Bergwerksbesitzer und Goldwäscher einliefern müssen. Hier wird, wie ich bemerkte, mit einem ungeheuern Aufwande von Queck-

*) Abkömmlinge von Mulatten und Negerinnen.

*) Die landesübliche Art im Fluß Paraibuna das Gold zu waschen, beschreibt der Verfasser an einem andern Orte, wie folgt: „Die Goldwäscher holen so viel als möglich von dem Grunde des Flußbettes herauf und bilden daraus Haufen von drei Fuß Höhe und drei Fuß Breite, welche sie in großen hölzernen Schüsseln (Gamellas) so lange schwemmen, bis das im Sande befindliche Gold sich zu Boden setzt, worauf der höchst verdünnte Sand abgegossen wird. Andere bringen den Flußsand in ein aus einem Baumstamme gearbeitetes Fahrzeug, welches in der Mitte eine kesselartige Vertiefung, und an der Seite eine Oeffnung hat, welche mit einem Pflock verschlossen werden kann. Der Arbeiter füllt diesen Kahn zur Hälfte mit Sand, schöpft ihn dann voll Wasser und rührt beide so lange um, bis alles Metall, das im Sande enthalten seyn kann, als der schwerere Theil sich zu Boden und in die erwähnte Vertiefung setzt, worauf man Sand und Wasser durch die Oeffnung ablaufen läßt und den Kahn neuerdings füllt. Das ganze Verfahren zeigt von der Unwissenheit der Leute, welche wahrscheinlich glauben, daß das Gold im Bette des Flusses sich befinde, während es mit dem Strome herabgeführt wird und eigentlich auf dem felsigen Grund gesucht werden sollte. Ein Goldwäscher soll sich in einer Woche einen Goldwerth von sechs Mil Reis verdienen; allerdings ein Beweis, daß der Fluß sehr reich an diesem Metalle seyn muß."

silber das Gold von seiner Beimischung geschieden, in vierkantige Stangen von einer Palma Länge geschmolzen, und das kaiserliche Wappen, der Name des Schmelzortes, die Probe des Goldes und das Gewicht der Stange auf diese eingeprägt. Jetzt wird allein in Rio de Janeiro Geld gemünzt, die Goldstangen müssen daher in die kaiserliche Münze daselbst gebracht werden, woselbst man sie in Stücke von 6400 und 4000 Reis verwandelt. Es wurden mir Proben von dem gewöhnlichen Golde gezeigt, welches, wenn es gemünzt werden soll, gesetzlich 22 Quilates oder Caras Feinheit haben muß, und von welchem die Mark gegenwärtig einen Werth von 96,000 Reis hat.*) Auch sah ich schwarzen Goldstaub und angeblich giftiges Gold; Platina, welches man früher ouro branco (weißes Gold) nannte, wird viel gefunden, doch scheint man dessen Werth noch nicht gehörig zu würdigen. Die Beamten beklagten sich über die mit jedem Jahre abnehmende Ausbeute der Goldbergwerke und Wäschereien, von welchen der Regierung der fünfte Theil zukömmt, und die gegenwärtig kaum mehr 15 Arrobas erhält, während ihr Antheil in früherer Zeit jährlich über 100 Arr. betrug. Die Zahl der Beamten war groß, ihr Gehalt klein, aber ihr Aufwand nichts desto weniger sehr bedeutend.

Auf der Mauth bekam ich keinen großen Begriff von dem Handel von Villa Ricca, obwohl eine Menge Herren mit trägen, schläfrigen Mienen in den verschiedenen Arbeitszimmern unbeschäftigt umhersaßen. Die Stadt treibt Handel nach Goyaz und Cuyaba; am lebhaftesten mit Rio de Janeiro. Die Geselligkeit schien mir in Villa Ricca etwas größer zu seyn, als dieß gewöhnlich in Brasilien der Fall ist; ich wurde zu mehreren Abendgesellschaften gebeten, die Aehnlichkeit mit den Tertullas der Spanier haben. Es wurde gesungen, getanzt, und bis spät in die Nacht gelärmt. Auch hier war der Fabdo**) der Lieblingstanz, und beide Geschlechter überließen sich ihrer natürlichen Lebhaftigkeit so ungescheut, daß ich wohl einsah, daß hier den guten Sitten der Einwohner keine Lobrede gehalten werden dürfe. Später hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß, mit Ausnahme einiger Familien, ein großer Theil der Einwohner von Villa Ricca aus ausschweifenden, lasterhaften Menschen und Taugenichtsen besteht. Ich äußerte oft meine Verwunderung über die kleine Bevölkerung einer so großen Stadt, und besonders, daß diese in einem Zeitraume von 20 Jahren kaum merkbar zugenommen habe; aber meine Freunde betheuerten, daß man Dieses gar nicht wünsche, im Gegentheile herzlich froh wäre, wenn man die Mehrzahl der Einwohner, Mulatten und freie Neger, ganz aus der Stadt entfernen könnte, und wirklich hat man hier eine ganz eigene Weise, das Ueberhandnehmen der Taugenichtse und bettelnden Faullenzer zu hintertreiben. Man verbreitet nämlich das Gerücht, ein im Lande umherstreifender Jäger oder Abenteurer habe in einer entfernten Gegend ein äußerst reiches Goldlager gefunden. Dieses ist hinreichend, eine Menge arbeitsscheue Menschen zu veranlassen, das neue Eldorado aufzusuchen, die oft Monate lang vergebens umherirren, und zuletzt genöthigt werden, sich irgendwo anzubauen. Auf diese Weise entstanden eine Menge Ortschaften in dem Inneren Brasiliens, und Villa Ricca verdankt gleich diesen ihr Entstehen einigen Abenteurern aus der Provinz S. Paulo, die lüstern goldreiche Länder zu entdecken, bis hieher vordrangen.

*) 274 fl. 52 kr. — Vergleicht man den Werth des Goldes in gegenwärtigem Augenblicke mit dem vergangener Jahrhunderte, (1557 galt unter dem König D. Joao III die Mark Gold 50.000 Reis), so wird man ihn sehr groß finden, und dennoch wird ihn die brasilianische Regierung noch erhöhen müssen, wenn nicht alles Gold aus dem Lande wandeln soll, da man beständig das gemünzte Gold zu 6 und 8 Prozent, und die Goldbarren um das Doppelte sucht.

**) Der Fabdo ist ein den Afrikanern nachgeahmter Tanz, wozu die Tanzenden singen; er besteht in Verdrehungen und Annäherungen des Körpers, die man in Europa äußerst unanständig finden würde. Außer diesem sind auch die Kastagnettentänze in Brasilien üblich.

Die Mexikaner im Jahre 1830.

1. Die Bevölkerung von Mexiko.

(Fortsetzung.)

Die so oft geschmähten Indianer bedeuten unter mancherlei Gesichtspunkten betrachtet mehr als die Kreolen. Sie sind sanftmüthig, höflich, fleißig, gut, ehrlich und dankbar; sie lieben sich untereinander, verehren ihre Aeltern und suchen weder zu stehlen, noch zu betrügen und zu lügen. Dieß läßt sich von der größern Masse der Indianer sagen, d. h. von den landanbauenden, die zum wenigsten neun Zehntheile ausmachen. Jene, die in oder nahe bei großen Städten leben, sind mehr oder minder von den Untugenden der Kreolen angesteckt, und übertreffen sie noch im Laster der Trunkenheit, während sie desto enthaltsamer und mäßiger leben, je weiter sie von den Städten entfernt sind. Die Trunkenheit macht jedoch auf sie nicht dieselben Wirkungen, als auf die nordischen Indianerstämme. Das Pulque oder Bier aus Maguey*) bereitet, ist nicht stärker als das sogenannte englische „Sprossenbier" (Spruce-beer) und ihr „Aguardiente" ist eine Art schlechten spanischen Liqueurs. Diese Getränke machen sie eher düster und verschlossen, als wild und tobsüchtig. Man muß sie übrigens, wie gesagt, nicht in der Nähe der Städte kennen lernen wollen, sondern in den Dörfern und auf dem Lande, wo man sie in unverdorbener Einfachheit und mit ihren ursprünglichen Eigenschaften findet. An Körperkraft kommen sie nicht ganz den nordamerikanischen Indianern gleich. Ihre Gesichtsfarbe ist gewöhnlich rothbraun, ihr Wuchs klein, denn ihre größtgewachsenen Männer sind nicht über sechsthalb Fuß hoch. Häufig trifft man Adlernasen und große Augen; was jedoch nach den verschiedenen Stämmen wechselt. Zu Zacatecas und in den Gebirgen sind sie so hellfarbig als die Kreolen; ihre Frauen sind schön, weißer als die Kreolinnen, und haben sogar gefärbte Wangen. Die Indianer sind treffliche Soldaten zu Pferde und zu Fuß. Vor der Revolution war ihnen der Gebrauch der Feuerwaffen untersagt; gegenwärtig sind sie als Miliz gut bewaffnet und discipliniert. Obgleich ihrer überwiegenden Kraft sich bewußt, machen sie davon doch keinen Mißbrauch. Dagegen findet man bei allen Raufhändeln und Aufläufen Kreolen, wenigstens sind sie gewöhnlich die Anstifter davon. Nach dem Gesetze, daß, so lange

*) Ein Getränke, das aus der Agave americana gebraut wird.

die feindliche Stellung gegen Spanien fortdauert, bestehen wird, sind alle Bürger, und folglich auch die Indianer zu dreijährigem Dienste im stehenden Heere von 18 bis 21 Jahren verbunden. Jeder Staat hat eine Miliz, von der ein Theil zum Bundesheere, das gegenwärtig 23,000 Mann zählt, stoßen muß. Nach den drei Dienstjahren können sie entweder in ihee Heimath zurückeheen, oder sich von Neuem dem Heece eineeihen lassen; im Nothfalle aber können sie auch nach Hause berufen werden. Auf diese Art gelang es, ein ansehnliches Heer zu bilden, das größtentheils aus Indianern besteht, die zu großen Dingen berufen seyn können, und vielleicht ihren unterdrückten Stamm an den Nachkommen seiner Unterdrücker rächen werden.

So haben die alten Mexikaner, die von den Spaniern unterjocht und zu Sklaven oder verächtlichen Vasallen herabgewürdigt worden waren, wieder ihre Freiheit erlangt. Jedes Dorf hat einen Alkaden oder indianischen Vorsteher, der alle zwei Jahre neu gewählt wird. Da wo sich noch Abkömmlinge dee alten Kaziken fanden, wurden *diese* aus angestammter Ehrfurcht stets zu jenen Aemtern *gewählt*. Nach dem Alkaden ist der Pfareer der wichtigste Mann in der Gemeinde. Oesters sind auch diese Indianer, und dann verstehen sie sich ganz gut mit ihrer Heerde; aber die alten spanischen und gegenwärtig kreolischen Geistlichen sind oft wahre Tyrannen, wenigstens suchen sie auf alle Weise so viel Geld als möglich zusammenzuscharren. So pflegen sie zwanzig Piaster für eine Ehesegnung von armen Indianern zu verlangen, die oft nicht mehr als fünfundzwanzig Sous des Tags verdienen. Dahee entsteht dann häufig die Gewohnheit, ohne kirchliche Erlaubniß zusammen zu leben. Mit eben so viel Recht fordern die Pfarrer von jedem Indianer jährlich drei Piaster — auf seine künftige Beerdigung! *) Indeß war die Herrschaft der Kirche über die Indianer nie vollständig, und nimmt fortwährend mehr und mehr ab. Einer der Hauptgründe, welche die Gesetzgebung bestimmte, die katholische Religion zur ausschließenden Staatsreligion zu erheben, ging wohl aus der Furcht hervor, daß die ganze Urbevölkerung sich wieder dem alten Heidenthume zuwenden möchte. Alle Indianer hängen noch mehr oder minder an dem Götzendienst ihrer Väter und die von den Spaniern gewaltsam eingeführte Religion wurde für sie bloß eine neue Art desselben. Die Indianer nennen die Heiligen der Spanier nur „Götter der Guachupins" (Spottnahme der Spanier), während sie ihre alten Götter „die Heiligen oder Göttee ihrer Väter" heißen. In einigen abgelegenen Dörfern hat man beiderlei Arten von Heiligenbildern; allein die ihrer Vorfahren bekränzen sie vorzugsweise mit Blumen und richten an sie insgeheim ihre Gebete. An manchen Orten betet man noch heimlicher Weise die aufgehende Sonne an. Viele Indianer verachten ihee Geistlichen, die auch an manchen entlegenen Orten selten den musterhaftesten Lebenswandel führen, Beischläferinnen halten, und oft sogar in Polygamie leben, was die Indianer selten zu thun pflegen. Die Geistlichen von indianischem Blute hegen insgeheim große Neigung, ihre alten Idole an die Stelle der spanischen Heiligen zu setzen, und wied einst die Feeiheit des Kultus ausgesprochen, was doch einmal erfolgen muß, so wied vielleicht ein Drittheil der indianischen Bevölkerung zum Heidenthume und zur Sonnenanbetung zurückkehren.

*) Ueber den Zustand der Kirche in Merika werden diese Blätter demnächst in einem eigenen Artikel Bericht geben.

Anm. d. R.

Der Unterricht ist noch sehr zurück, allein es läßt sich hierin eine günstige Veränderung wahrnehmen, die mit schnellen Schritten voewärts geht. Obgleich die spanische Sprache in Mexiko die herrschende geworden ist, so behalten doch noch viele Indianer ihre Ursprache; eine große Anzahl derselben versteht kein Wort spanisch, und nur einige reden es unvermischt. Dieß wird der Verbreitung der Kenntnisse allerdings hinderlich seyn. Zwar sind alle gehalten, bei ihren Pfarrern lesen und scheeiben zu lernen, auch sind lancasterische Schulen errichtet, allein dessenungeachtet steht der Elementarunterricht noch auf einer niedrigen Stufe. In den indianischen Sprachen werden nur wenige oder gae keine Bücher gedruckt, so daß es scheint, eine höhere geistige Bildung werde sich nue in dem Maße entwickeln, als die spanische Sprache sich über das ganze Land verbreiten wird. *)

Die Sklaverei wurde überall ohne Schwierigkeit abgeschafft. Die Neger und Mulatten befreiten sich selbst, oder wurden während des Krieges feeigelassen. In den Zuckerpflanzungen war diese Veränderung den Plantagenbesitzern günstig. Hundert freie Neger, obgleich sie gegen die Indianee doppelten Taglohn erhalten, bereiten so viel Zucker, als zweihundert Negersklaven in Cuba, ohne daß die Plantagenbesitzer auch deren Weiber und Kinder zu ernähren haben. Sie produziren Kopf für Kopf füe 500 bis 700 Dollars Zucker, und erhalten dafür nicht mehe als 150 bis 200 Dollars Lohn. Dennoch sind diese Neger noch zu gut bezahlt, und wurden deßhalb größtentheils Trunkenbolde und lasterhafte und ungehorsame Menschen. Gut geleitete Indianer würden dieselbe Arbeit um die Hälfte des Preises verrichten.

*) Es ließe sich aber auch denken, daß die zahlreichere indianische Bevölkerung, bevor diese letzte Spur einer uralten eigenthümlichen Nationalität verschwindet, was dem Nordamerikaner eben kein sonderlich beklagenswerther Verlust scheint, die Oberhand gewänne, und das aufgedrungene Spaniertbum sammt der Sprache vollends verdrängte. Es ließe sich ferner denken, daß diese neue indianische Republik nach und nach die durch die Civilisation aus Nordamerika vertriebenen Stämme an sich zöge, und die Entwicklung eines ganz neuen und eigenthümlichen Staatslebens begänne, was dem amerikanischen Kontinente, neben dem magern Quäckerthum und dem puritanischen Egoismus der Nordamerikaner mit der Zeit gar wohl zu statten kommen dürfte. Von einer bis jetzt ungeahneten Wirkung und Folge hiebei dürfte auch die Erfüllung der von dem Verfasser ausgesprochenen Muthmaßung begleitet seyn, daß die Indianer sich bei einem neuen Umschwung der Dinge ihren alten Landesgöttern wieder zuwenden möchten. Anm. d. R.

(Schluß folgt.)

Die Sängerin Malibran.

Maria Malibran ward im Jahr 1809 zu Paris geboren. Sie ist eine Tochter des bekannten Tenoristen Garcia, der mit Recht unter die besten Gesangkünstler neuerer Zeit gerechnet wird. Madame Malibran ist die beste Schülerin ihres Vaters; darf man jedoch der Sage glauben, so bedurfte es vieler Mühe, ja selbst Strenge, um ihr Geschmack an der Kunst beizubringen, in der sie sich jetzt so sehr auszeichnet; erst in ihrem dreizehnten Jahre machte sie befriedigende Fortschritte.

Maria Garcia war nur 15 Jahre alt, als sie zuerst auf dem Theater

des Königs als Rosine im Barbier von Sevilla auftrat. Ihr Erscheinen war ganz unerwartet, da sie diese Partie nur zur Aushülfe statt der engagirten Primadonna übernommen hatte. Ihre Bekannten wußten wohl, daß sie im Gesang eine gute Schule erhalten habe, allein die vollendete Darstellung des Charakters ihrer Rolle erregte allgemeines Erstaunen. Der Erfolg war glänzend; sie erhielt bald festes Engagement und erschien nun als Felicia, in den Kreuzfahrern in Aegypten, in der sie, besonders in dem herrlichen Terzett: Giovinetto cavalier etc. außerordentlichen Eindruck hervorbrachte.

Bald nachher ging Herr Garcia mit seiner ganzen Familie nach Amerika. In New-York trat seine Tochter in der Oper auf, und feierte in den schwierigsten Partieen, z. B. als: Tancred, Malcolm im Fräulein am See, Desdemona u. s. w. den höchsten Triumph. Rücksichtlich ihrer vollendeten Darstellung des leztern Charakters erzählt man sich eine artige Anekdote. Garcia gab den Othello, und da er bei der Probe das Spiel seiner Tochter sehr kalt fand, so drohte er ihr sie am Schluß der Oper im Ernst zu erstechen, wenn sie nicht mehr Leben in ihre Darstellung bringen würde. Diese Drohung aus dem Munde eines sehr strengen Meisters nahm Demoiselle Garcia für Ernst, und Dieß hatte den guten Erfolg, daß ihr Spiel vollendet war. Nach dem Fallen des Vorhangs überhäufte der entzückte Vater seine Tochter mit Lobsprüchen und Liebkosungen.

Herr Malibran ein als sehr reich bekannter Kaufmann in New-York, bot der jungen Sängerin seine Hand. Er war alt genug, um ihr Vater zu seyn, allein sein großes Vermögen beseitigte alle Bedenklichkeiten wegen Unterschied des Alters; die Heirath wurde vollzogen und Madame Malibran verließ die Bühne. Bald hernach machte indeß ihr Gatte Bankerott und verlor sein ganzes Vermögen. Man will behaupten, daß er sein Schicksal bereits voraus sah, als er um die Hand der Demoiselle Garcia anhielt, und daß er darauf spekulirte, durch den Ertrag des Talentes seiner Gattin seine kommerziellen Verluste zu ersetzen. Dem sey wie ihm wolle, kurz Madame Malibran betrat die Bühne wieder; die Gläubiger ihres Gatten bestanden darauf ihre Gage zu beziehen, und nun trat häuslicher Zwist ein, der mit einer Trennung endete.

Im Jahre 1827 kehrte Madame Malibran nach Frankreich zurück, und am 14 Januar 1828 sang sie im italienischen Theater in Galli's Benefiz. Sie gab die Semiramis in der Oper gleichen Namens, und es möchte schwer seyn, den Eindruck zu schildern den sie hervorbrachte.

Zwei Monate später sang Madame Malibran mit nicht geringerm Erfolg in einem der Conzerte des Conservatoriums, und endlich trat sie regelmäßig im italienischen Theater auf, bei dem sie ein Engagement mit 50.000 Fr. für die Opernzeit, nebst einer freien Einnahme erhielt. Jede ihrer Darstellungen war von dem glänzendsten Erfolg gekrönt, und wenn sie auch als Sängerin die mächtige Rivalität der Demoiselle Sonntag und die Erinnerungen zu fürchten hatte, die Madame Fodor hinterließ, so stand sie doch als Schauspielerin sowohl im Trauer- als Lustspiel, unübertroffen da, und nur die Pasta machte ihr im erstern die Palme streitig. Jede neue Partie in der sie erschien, war ein neuer Triumph für sie. Am 15 April entwickelte sie in der Desdemona ihre ganze Kraft; einige Abende später trat sie im Barbier auf und sezte die Versammlung eben so wohl durch die Frische ihres Spiels als durch die ganz nationelle Auffassung des Charakters der Rosine in Erstaunen. Man kann kühn behaupten, daß Madame Malibran rücksichtlich des Costüms beim italienischen Theater eine zweckmäßige Umgestaltung bewirkt hat.

Im folgenden Mai oder Junius ging Madame Malibran nach London, wo ihre Leistungen in der Oper und in mehrerern Conzerten den glänzenden Ruf rechtfertigten, der ihr voranging.

Im Privatleben zeichnet sich Madame Malibran durch jene natürliche Grazie und Munterkeit aus, die ihren komischen Partieen auf der Bühne einen so unnachahmlichen Reiz verleihen. Sie lebt ganz für ihren Beruf, und ihre liebste Beschäftigung ist Musik; nichts kann angenehmer seyn als sie unter eigener Begleitung am Pianoforte singen zu hören. Sie besizt bedeutende Kenntnisse in der Composition, und hat selbst mehrere Barcarolen und dergl. componirt, die sehr bewundert werden. Sparsamkeit hat sie, wie man sagt, bereits in den Stand gesezt, den Grund zu einem Vermögen zu legen, das ihr bald Unabhängigkeit sichern wird.

Madame Malibran bewahrte stets einen fleckenlosen Charakter und selbst Verleumdung, die sich so gern gegen Personen ihres Standes geschäftig zeigt, wagte nie gegen sie ihre Stimme zu erheben. Französische Journale haben kürzlich angezeigt, daß ihr Ehescheidungsprozeß zu Ende sey, und daß sie ihre Hand dem berühmten Violinspieler Herrn Beriot gegeben habe.

Vermischte Nachrichten.

Zu den schon früher in diesen Blättern über Torijos gegebenen biographischen Notizen liefern wir hier noch nachträglich Folgendes: „Der General Torijos stammte aus dem alten Geschlechte der Borjas (Borgia), dessen spanischer Zweig — sehr im Gegentheile mit dem italienischen — stets einen unbefleckten Ruhm bewahrte. Seine Jugend verlebte er im königlichen Palaste als Ehrenpage Karls IV, worauf er, obgleich noch nicht sechzehn Jahre alt, nach dem Brauche jener Zeit, zum Kapitän des Regiments von Ultonia ernannt wurde, das einen Theil der irländischen Brigade bildete. Ein Jahr lag er von dort an den Studien des Geniewesens ob. Bei Anfang des Krieges im Jahre 1808 wurde er zum Range eines Majors befördert, und im Verlaufe des Kampfes auf der pyrenäischen Halbinsel zeichnete er sich, obgleich noch jung an Jahren, dennoch durch Tapferkeit und Verstand rühmlich aus, und erhielt mehrere schwierige Aufträge, deren er sich mit Klugheit und Energie entledigte. Mit neunzehn Jahren schon Oberstlieutenant, wurde er vielen Offizieren von höherem Range vorgezogen und erhielt den Befehl der Division, die die Avantgarde der Armee von Catalonien bildete. Im Jahre 1812 wurde er Oberster in Doyle's Füsilir-Regiment und lag mit diesem in der Garnison von Badajos; im Jahre 1815 stieß er mit diesem Regimente zum vierten Armeekorps, das mit der unter Lord Hill stehenden britischen Heeresabtheilung vereinigt wurde. In der Schlacht von Vittoria kommandirte er die zweite Infanterie-Brigade und wurde vom Oberfeldherrn der spanischen Regierung empfohlen, die ihn zum Brigadegeneral beförderte; als solcher zeichnete er sich in den Schlachten der Pyrenäen und im Feldzuge auf französischem Boden aus. Die allbekannten liberalen Ansichten Torijos und seine der Freiheit geleisteten Dienste zogen ihm im Jahre 1817 die Einkerkerung in den Gefängnissen der Inquisition zu, in denen er drei Jahre in einsamer Zelle schmachtete. Im Jahre 1820 theilte er den Triumph der Patrioten und erhielt mehrere wichtige Kommando's. Seine zu defensiven Operationen gegen den französischen Einfall entworfenen Plane wurden durch Verrath und Schwäche vereitelt; indeß vertheidigte er selbst als Kommandant von Carthagena und Alicante sich lange noch, nachdem bereits der Herzog von Angoulême im Besitze von Cadiz und die konstitutionelle Regierung aufgelöst war. Torijos war der lezte spanische General, der mit den französischen Truppen kapitulirte, und zwar auf höchst ehrenvolle Bedingungen, sowohl für die Stadt als die Truppen, welche aber von der Regierung nicht gehalten wurden. Torijos verließ Spanien und arbeitete seitdem mit unablässigem Eifer daran, die Tyrannei Ferdinands VII zu stürzen. Der spanischen Regierung, die ihn als einen ihrer gefährlichsten Feinde betrachtete, mußte Alles daran liegen, ihn aus dem Wege zu räumen. Hiezu boten zwei ehemalige Freunde Torijos, der General Gonsalez Morino, Gouverneur von Malaga, und der General Monit die Hand. Beide schrieben Torijos, daß sie bereit seyen, mit ihren Truppen sich für die Sache der Freiheit zu erklären, sobald er sich auf spanischem Boden zeigen würde. Torijos nahm daher zwei alte Spanier, Golfin und Florez Calderon, mit sich, welche die Junta der Insurrektion bilden sollten. Torijos edles Herz, das nichts Arges ahnte, ging in die Falle und er büßte sein Leben ein, gleich seinem Freunde Manzanares, der einige Monate vor ihm als Opfer der spanischen Gewaltherrschaft gefallen war. Torijos hinterließ eine Gemahlin, eine Tochter aus dem alten Hause der Velasco, in tiefer Armuth.

•

Nach mexikanischem Gesetze wird Jeder, der einen Andern im Duelle tödtet, für dessen Schulden haftbar. Es ließe sich denken, daß auch in andern Ländern Jemand, bevor er seinem Gegner mit der Waffe in der Hand Genugthuung gibt, sich erst nach dessen Vermögensumständen erkundigen, und somit mancher Zweikampf verhütet würde.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 35. 4 Februar 1832.

Walter Scotts neuste Romane.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zum Schlusse heben wir noch zwei Scenen hervor, in denen die beiden Helden des Romanes, Graf Robert und Herward, der Franke und Sachse, neben einander auftreten. Es läßt sich denken, daß die Begegnung dieser gewaltigen Feinde nicht in Liebe und Güte vor sich geht. Graf Robert von Paris hat seinen Gefängnißwächter, einen an der Kette liegenden Tiger erwürgt, und ist mit dem großen Orangutang, der ihm als Wärter beigegeben ist, eben im Kampfe begriffen, als der Wäringer herbeieilt, den verhaßten Feind ergreift und eben so zu Boden hält, wie Graf Robert den Affen.

„Graf Robert war einer der stärksten Männer jenes kriegerischen Zeitalters, aber der Wäringer nicht minder, und hätte letzterer nicht den entschiedenen Vortheil vorausgehabt, seinen Gegner unter sich auf dem Boden zu halten, gewiß es wäre nicht mit Gewißheit zu sagen gewesen, wie der Ausgang des Kampfes seyn würde.

„Ergib Dich, rief der Wäringer, um in Eurer Sprache zu reden, oder stirb an der Spitze meines Dolches.“ — Ein fränkischer Graf ergibt sich nie, erwiderte Robert, der zu muthmaßen begann, mit welchem Gegner er es zu thun habe, am wenigsten aber an einen landstreicherischen Sklaven, wie Du.“ Mit diesen Worten strengte er alle seine Kräfte an, um sich emporzuringen, und Dieß that er so rasch und gewaltig, daß er sich beinahe aus den Händen des Wäringers befreit hätte, wäre nicht Herward durch die äußerste Anstrengung seiner großen Stärke wieder seines Gegners Herr geworden, indem er zugleich den Dolch zückte, um diesem Kampfe auf immer ein Ende zu machen. In diesem Augenblicke ließ sich ein lautes kicherndes Gelächter, wie es aus keiner menschlichen Brust kommt, vernehmen. Der Wäringer fühlte seinen aufgehobenen Arm mit Kraft festgehalten, während ein rauhhaariger Arm seinen Hals umschlang und ihn rückwärts zu Boden warf, so daß Graf Robert eben noch Zeit genug gewann aufzuspringen.

„Tod Dir, Elender!“ schrie der Wäringer, der kaum wußte, wem seine Drohung galt. Allein der Waldmensch hatte wahrscheinlich noch die kurz vorher erfahrene Kraft menschlicher Arme im Gedächtniß, und floh blitzschnell die Leiter hinauf, indem er die Entscheidung des Kampfes zwischen Herward und seinem Gegner dem guten Glücke überließ. Die Umstände schienen einen verzweifelten Kampf anzukündigen; beide Männer waren groß, stark und muthvoll; beide hatten Schutzwaffen, aber beide nur den Dolch zum Angriffe. Beide standen einen Augenblick einander beobachtend gegenüber, indem sie erst ihre Vertheidigungsmittel in Betracht zu ziehen schienen, bevor sie den Angriff wagen wollten, der, schlug er fehl, dem Einen oder dem Andern unfehlbar zum Verderben gereichen mußte. Während dieses schrecklichen Schweigens fiel ein Lichtstrahl durch die Fallthüre von oben herab, und man erblickte das wilde und ängstlich verzerrte Gesicht des Waldmenschen bei dem Licht einer von ihm angezündeten Fackel, die er so tief er konnte in den Kerker hinabhielt, heruntergeinsen.

„Nur immer tapfer gefochten, mein Geselle, sagte Graf Robert von Paris, denn unser Kampf wird nicht länger unter vier Augen fortgesetzt werden, da es diesem ehrwürdigen Manne beliebt, sich als Zeugen einzustellen.“ — So gefährlich des Wäringers Lage war, so konnte er doch nicht umhin aufwärts zu blicken, und so überrascht wurde er von dem wilden und schreckensvollen Ausdruck des Thieres und durch die Mischung von Angst und Neugier auf den verzerrten Zügen des Affengesichtes, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach. „Sylvan, sagte Herward, gehört zu den Leuten, die lieber zu einem so furchtbaren Kampfe das Licht halten, als mittanzen.“ — „Ist es denn überhaupt durchaus unvermeidlich nothwendig, daß Du und ich diesen Tanz aufführen?“ fragte Graf Robert. „Nur zu unsrem Vergnügen geschieht es, wenn wir ihn fortsetzen, erwiderte Herward, denn ich halte dafür, daß zwischen uns keine rechtmäßige Ursache besteht, warum wir an einem solchen Ort und vor einem solchen Zuschauer fechten sollten. Du bist, wenn ich nicht irre, der kühne Franke, der gestern Nacht hier mit einem Tiger eingekerkert wurde, der nicht auf Sprunges Länge von Deinem Bette angefesselt war?“ — „So ist es,“ antwortete der Graf.“ — „Und wo ist das gefährliche Thier, dem Du zur Bewachung übergeben warst?“ — „Dort liegt es, und erschreckt gewiß Niemand mehr, eben so wenig als eines der Thiere, das ihm so lange es lebte zur Beute diente.“ Mit diesen Worten deutete er auf den todten Tiger hin, den Herward bei dem Schein der schon erwähnten Gefängnißleuchte betrachtete. — „Und Dieß das Werk Deiner Hand?“ — fragte der Angelsachse verwundert. — „Die Wahrheit zu sagen, so ist es,“ entgegnete der Graf gleichgültig. — „Und Du erschlugst meinen seltsamen Wachtgefährten?“ — „Wenigstens verwundete ich ihn tödtlich.“ — „Mit Eurer Erlaubniß, sagte

Herward, ich versehe mich zu Euch eines augenblicklichen Waffenstillstandes, bis ich seine Wunde untersucht habe." — „Verlasse Dich darauf, erwiderte der Graf, und möge der Arm verdorren, der einen hinterlistigen Streich auf einen offenen Gegner führt."

Der zweite Kampf des Grafen Robert mit dem Wäringer geht in offenen Schranken mit sächsischen Streitärten vor sich, auch stehen diesmal ihnen würdigere Zeugen ihrer Tapferkeit zur Seite: Tancred, der mit fünfhundert Lanzen in Konstantinopel eingedrungen ist, um Graf Robert und seine Gemahlin aus den Händen der Griechen zu retten.

„Ich bin bereit, sagte Graf Robert, indem er einem Wäringer, der an den Schranken stand, die gleiche Waffe aus der Hand nahm. Beide traten sofort sich gegenüber, und der Kampf nahm ohne weitere Umständlichkeiten seinen Anfang. Die ersten Streiche wurden mit großer Vorsicht geführt und abgewehrt, und Fürst Tancred und Andere wollten bemerken, daß von Seite des Grafen Robert mehr als gewöhnliche Vorsicht beobachtet wurde; aber im Kampfe wie beim Mahle wächst die Lust mit der Uebung. Die heftigeren Leidenschaften erwachten wie gewöhnlich erst beim Getöse der Waffen und bei der Empfindung der tödtlichen Streiche, von denen einige auf beiden Seiten mit großer Wuth geführt, und nur mit sichtbarer Schwierigkeit abgewehrt wurden, jedoch nicht immer so glücklich, als daß nicht beiderseits schon Blut aus Wunden floß. Die Griechen betrachteten mit Staunen einen Zweikampf, wie sie selten noch einen mit angesehen, und der Athem stockte ihnen, als sie die wüthenden Hiebe sahen, die beide Krieger auf einander führten, und die jeden Augenblick die Vernichtung des Einen der Kämpfer nach sich ziehen zu müssen schienen. Noch immer sah man beide in gleicher Kraft und Gewandtheit, obgleich Einige, die sich besser auf dergleichen Dinge verstehen wollten, der Meinung waren, Graf Robert spare einen Theil seiner Waffengeschicklichkeit, wegen der er so berühmt war, auf einen günstigen Augenblick; allgemein aber machte man die Bemerkung, daß er sich eines großen Vortheiles begeben, indem er nicht auf seinem Rechte, den Kampf zu Pferde auszufechten, bestanden habe. Auf der andern Seite glaubte man, der tapfere Wäringer habe einige Blößen, die ihm die Hitze seines Gegners geboten, nicht benützt; denn augenscheinlich verlor Graf Robert mit der Dauer des Kampfes mehr und mehr die Anfangs beobachtete Mäßigung.

„Zufall endlich schien den bisher gleichgebliebenen Kampf zu entscheiden. Graf Robert machte nach der einen Seite seines Gegners eine Finte und versetzte ihm mit der Schärfe seiner Waffe auf der andern bloßgegebenen Seite einen so gewaltigen Hieb, daß der Wäringer taumelte und im nächsten Augenblick auf den Boden stürzen zu müssen schien. Der gewöhnliche Laut, den Zuschauer bei einem schmerzhaften oder unerfreulichen Anblicke von sich zu geben pflegen, indem sie den Athem durch die Zähne einziehen, ließ sich hören, zugleich aber auch eine laut aufkreischende weibliche Stimme, welche rief: „Graf Robert von Paris! Vergiß nicht, daß Du an diesem Tage Dein Leben dem Himmel und mir verdankst." — Der Graf wollte eben seinen Hieb wiederholen, als dieses Geschrei zu seinen Ohren drang, und ihm offenbar die Lust benahm, den Kampf fortzusetzen. „Ich erkenne meine Schuld an," sagte er, indem er die Streitart senkte, und zwei Schritte von seinem Gegner zurücktrat, der wie von Erstarrung befallen dastand, und sich noch nicht von der betäubenden Wirkung des erhaltenen Schlages erholen konnte, der ihn fast zu Boden geworfen hatte. Auch er senkte endlich, dem Beispiele seines Gegners folgend, die Streitart und schien nun in gespannter Erwartung, wie der Kampf weiter fortgesetzt werden sollte. „Ich erkenne meine Schuld an gegen Bertha von Britannien, wie gegen den Allmächtigen, der mich vor dem Verbrechen einer undankbaren Blutschuld bewahrt hat," sagte der tapfere Graf von Paris. „Ihr habt den Kampf gesehen, fuhr er gegen Tancred und seine Ritter gewendet fort, und könnt uns auf Eure Ehre bezeugen, daß er von beiden Seiten ehrlich und mannhaft geführt, und zu keines von beiden Vortheil geblieben ist. Mein ehrenwerther Gegner, hoffe ich, hat jetzt seinem Verlangen genügt, das mich mit ihm in die Schranken führte, und das sicherlich keine persönliche Feindschaft zum Grunde hatte. Ich für meinen Theil hege gegen ihn ein Gefühl so tiefer Dankbarkeit, daß die Fortsetzung des Kampfes von meiner Seite, wenn ich dazu nicht durch die Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung gezwungen werde, ihn zu einem schmachvollen und sündhaften Beginnen machen würde."

Das Findelhaus von Paris.

(Schluß.)

In Paris erhält der kaum mündig gewordene Findling mit dem Abschiede aus der Anstalt ein Patent auf bürgerliche Ansässigmachung. Der Staat, der diese Unglücklichen wie den Tabak auf Regie behandelt, läßt sie in unausgeschiedener Masse für die unterste Stufe der gesellschaftlichen Verhältnisse erziehen, unter die sie, sie mögen wollen oder nicht, mit der Mitgift einer beschränkten Erziehung eingeschoben werden; und wenn der Paria mit einem höhern Aufschwunge des Geistes im groben Kittel unwillig in die Kette des Heloten beißt, wirft man ihm einen Hobel, eine Hacke oder das Hungertuch vor; die Wahl bleibt ihm natürlich nicht zweifelhaft. Und soll ich noch hinzufügen, daß nur die Hälfte derselben sich dieses dürftigen Erbtheiles zu erfreuen hat, da die andere dezimirt durch die Beraubung der Muttermilch, durch ungeschickte Behandlung und zum Theil von Geburt aus von schändlichen Krankheiten vergiftet, dahinstirbt? Fast drei Fünftheile der Findlinge kommen im ersten Jahre ihres Alters ums Leben. Von den Neugebornen stirbt der vierte Theil in den ersten fünf Tagen, und mehr als zwei Drittheile nach dem ersten Monat. Fünf Jahre nach dem Tage, wo acht Findlinge miteinander der Anstalt übergeben werden, würden nur noch drei am Leben seyn. Noch zwölf Jahre hinzugethan und man wird nur noch einen einzigen übrig haben! Allein man muß zugeben, daß Kunst und Verwaltung nicht hinreichen, diesen schrecklichen Verheerungen entgegen zu wirken; diese hängen von tausend lokalen und gesundheitlichen Ursachen ab, die außer ihrem Bereiche liegen. Uebrigens kann man die tröstliche Gewißheit hinzufügen, daß die Zahl dieser Sterblichkeit von Tag zu Tag abnimmt, und die bis auf diese Stunde erzielten Resultate haben dem Wesen der Anstalt, wie sie vor vierzig Jahren bestand, durchaus ein verändertes Ansehen gegeben. Zur Unterstützung meiner Behauptung darf ich nur eine Thatsache anführen. Gegenwärtig bringen bequeme Wagen

die Säugammen vom Innern des Landes nach Paris, und jedes Departement besitzt eine Filialanstalt des Findelhauses, wo die Neugebornen aufgenommen werden, bevor man sie nach der Hauptstadt führen läßt. Sollte man wohl glauben, daß vor der Revolution die Anstalt der Hauptstadt für ganz Frankreich ausreichen mußte, und daß aus allen Theilen des Königreiches die Kinder nach diesem Centralbureau geschleppt wurden, um sich ein Lebensbillet zu lösen, was nicht selten eine Eintrittskarte in die andere Welt wurde? Ein Mann, ein Lastträger, durchwanderte zu Fuß die Provinzen mit einem Korb auf dem Rücken, worin sich ein ausgepolstertes Schubfach befand, groß genug, um drei neugeborene Kinder zu fassen. Dieser Mensch nun wanderte durch Staub, Koth und Sonnenhitze der Heerstraßen, durch den Lärm der Fuhrmannskneipen getrosten Muthes auf Paris los. Die Kinder erhielten in ihrem Korbfache von oben herab die Luft. Von Zeit zu Zeit hielt der Mann an, um seine Mahlzeit einzunehmen, und dann ließ er seine kleinen Reisegefährten ein wenig Milch schnullen. Wenn er seinen Korb öffnete, fand er fast stets einen derselben todt. Dann warf er ohne viel Federlesens die Leiche heraus, stopfte den leergewordenen Raum zur Zeit wieder mit einem neuen Passagier aus und kam mit dem Reste seines Ballastes endlich an Ort und Stelle an. Hier erhielt er eine Bescheinung der gelieferten Ladung; für Schaden an der transportirten Waare während der Reise stand er nicht gut.

Wenn das gegenwärtig befolgte System diese bedauerlichen Spuren der Unvollkommenheit verwischt hat, was allerdings verdienstlich genug ist, so sind daraus auf der andern Seite auch wieder nachtheilige Folgen hervorgegangen. In Frankreich, wie in den andern Staaten des Kontinents, steht die fortschreitende Verbesserung der Findelhäuser in geradem Verhältnisse zur anwachsenden Zahl der Findlinge; so zwar, daß eben kein starker Geist dazu gehört, um bei der Ansicht eines solchen Resultats zuzugeben, daß es vielleicht zur Heilung dieses gesellschaftlichen Krebsschadens besser wäre, wenn die Neugebornen von den Händen ihrer Mütter erwürgt, von Hunger aufgerieben oder auf dem Pflaster von Kälte getödtet würden — wenigstens ist diese menschenfreundliche Ansicht von dem berühmten Malthus ausgesprochen worden. In den letzten Jahren vorzüglich hat die Zahl der Neugebornen, die zu Paris in die Anstalt gebracht wurden, monatlich um ein Drittheil zugenommen. Im Jahre 1830 zählte man gegen 5300 und im verflossenen und heurigen Jahre, wo das allgemeine Elend doppelt schwer auf den armen Klassen der Bevölkerung lastet, hat sich die Anzahl der eingelieferten Kinder noch vermehrt. Ich habe ein Billet vor Augen, das am 3 September ausgestellt wurde und die Zahl 4202 trägt, und damals stand man noch kaum an der Schwelle des Winters!

Man hat die Bemerkung gemacht, daß politische Bewegungen stets auf Vermehrung der Findelkinder wirken. Nach der Reaktion des Thermidors und mitten unter den patriotischen Illusionen des Direktoriums vermehrte sich die Zahl in achtzehn Monaten um das Doppelte. Sey es, daß das Verlangen die von dem Messer der Schreckensregierung gemachten Lücken wieder auszufüllen, in der Bodenkammer der Proletarien eben so lebhaft erwachte, als in den Orgien des Luxemburgs, sey es aus welchem andern Grunde — gewiß ist es, daß die republikanische Aera zum Erstaunen an mütterlichem Cynismus zunahm. Dieser gewaltige Bevölkerungstrieb sagte ganz ungemein dem kriegerischen Geschmack des künftigen Diktators zu, der sich vorgenommen hatte, das Gleichgewicht der Bevölkerung so schleunig als möglich wieder herzustellen. Mercier behauptet in seinem „Gemälde von Paris,“ es sey lange Zeit davon die Rede gewesen, das Findelhaus in Brigaden einzutheilen und jeden Findling als Soldaten zu taufen. Dieß wäre eine Erziehung nach dem Geschmacke Friedrichs des Großen geworden, eine Konscription im Mutterleibe. Das Projekt, wie viele andere, scheiterte indessen.

Die Einflüsse der europäischen Krisen, die schwarzen Eingebungen des Elendes, die schmutzigste Klügelei des Egoismus mögen sich immerhin mit den gröbsten Farben übertünchen — sie würden dennoch erblassen bei dem Anblicke, bei dem Gemälde jener andern Pest, mit der die Ausschweifung unaufhörlich die Kindheit vergiftet und im Herzen des Staates Aussatz und Siechthum fortpflanzt. Die Feder verweigert es, diesen schmutzigen Pfuhl auszumalen; nur so viel möge gesagt werden, daß mich ein Schauder überlief, als ich in den abgesonderten Saal trat, wo weiße und grüne Körbe unter ihren Vorhängen eine doppelte Missethat wiegen, wo die Neugebornen ihren schuldlosen Schlaf auf einer giftigen Natter verträumen, entstellt von jenem scheußlichen Aussatze, womit das Laster sich selbst straft. Hier liegen die unglücklichen Geschöpfe und erhellen mit einem Engelslächeln die teuflische Maske, die die Verworfenheit ihrer Eltern ihnen aufgedrückt; jene von Schmerz ergriffen, haben stets den Mund offen, als wollten sie die Seele aushauchen, die schon auf den Lippen schwebt; andere blicken uns starr mit großen blauen Augen an, die von so lebhaftem Glanze strahlen, daß man sich gerührt über ihre Wiege beugt — es sind Leichen. An der Mauer hin gereiht liegen diese kleinen Schläfer, um nie mehr zu erwachen. Wenn man die Sorgfalt sieht, mit der die Schwestern des h. Vinzent de Paula um diese armen Wesen beschäftigt sind, so erräth man, daß sie das würdigste Werk ihres christlichen Berufes in der Pflege dieser unglücklichen Geschöpfe finden. Sobald eines derselben gestorben ist, wird auf die kleine Leiche ein Kreuz gelegt, man läßt die Vorhänge nieder und legt zu seinem Kopfe eine kleine Krone von Maßlieben und Immortellen. So bleibt es einige Stunden unter seinen Unglücksgefährten liegen, und vielleicht verwünscht noch die Mutter den Neugebornen, der für sie bereits jenseits um Gnade fleht.

Volks- und Kirchenfeste in Rio de Janeiro.

(Schluß.)

Gegen fünf Uhr Nachmittag hatten sich wohl gegen 50,000 Menschen auf dem Acclamations-Platze versammelt, welcher in wenigen Augenblicken in ein großes Lager verwandelt wurde. Menschen, die sich vielleicht das ganze Jahr hindurch nicht mehr gesehen hatten, begegneten sich hier; befreundete Familien vereinigten sich, und ließen sich auf die mitgebrachten Strohmatten nieder; Andere lagerten sich auf dem Rasen, oder suchten ihre Bekannten auf; Viele sahen den Vorbereitungen zu dem Feuerwerke zu; Andere werden durch den Ton einer Viola herbeigelockt, die sie mit ihrem Gesange begleiten, oder vereinigen sich zu einem National-Tanze, welchen sie zur großen Zufriedenheit der zahlreichen Zuseher ausführen. Schmucke, gut gekleidete Negerinnen drängen sich, mit der ihnen eigenen Gewandtheit, durch die Menge, Erfrischungen anbietend; Andere hatten sich in unübersehbaren Reihen gelagert, und riefen den Vorübergehenden zu, von den herrlichen Früchten und Süßigkeiten zu kaufen, welche sie mit vorzüglicher Auswahl auf reinlichen Strohmatten ausgebreitet, und mit einer Menge Wachslicher umgeben hatten. Festlich gekleidete Negersklaven trugen von allen Seiten Erfrischungen für ihre Gebieter herbei, von welchen Manche, wahrscheinlich um mit ihren Reichthümern zu prahlen, ihre

in einem großen Kreise gelagerten Freunde mit einem überreichlichen Abendessen, das in großen, silbernen Schüsseln aufgetragen wurde, bewirtheten. Auch Gruppen von Ausländern sah man, auf dem Rasen gelagert, mit ganzer Seele an dem Feste Theil nehmen. In der That konnte es für den Europäer keinen merkwürdigeren Anblick, als dieses Schauspiel geben; Menschen von allen Farben und so verschiedenartiger Abstammung waren hier versammelt, und überließen sich zwanglos der natürlichen Lebhaftigkeit ihres Gemüthes. Das schöne Geschlecht benützte ohne Zurückhaltung die ihm so selten gestattete Freiheit, sich ungezwungen in männlicher Gesellschaft zu bewegen, und selbst der ernste und phlegmatische Portugiese entäußerte sich für den Augenblick seiner Grandezza. Indessen hatte die Nacht sich in tropischer Sternenpracht über die Gegend gelagert; Alles sieht mit Ungeduld dem Beginnen des Feuerwerkes entgegen, dessen Anfang endlich Kanonenschüsse verkünden, gleich darauf steigt eine Fronte von Raketen in die Luft, woselbst sie knallend platzen; sie geben gleichsam das Zeichen zu dem allgemeinen Rufe: „viva a sancta Anna!“ dann beginnt das eigentliche Feuerwerk, welches, mit Ausnahme der schön steigenden Raketen, gewöhnlich nicht viel bedeutet. Zwei Feuer und Flamme speiende, und mit einander kämpfende, Tiger beendigten das Feuerwerk, und erwarben ihren Verfertigern den lärmendsten Beifall; dann begab sich das Volk höchst vergnügt nach Hause. Bewunderungswürdig war die Ordnung und das höfliche und anständige Betragen der ungeheuren Volksmenge, so daß die zahlreichen Polizeiwachen auch nicht eine Veranlassung fanden, ihr Ansehen zu gebrauchen.

Die Charwoche ist reich an kirchlichen Festen, und die Vorbereitungen zu dieser, allen Christen heiligen Epoche beschäftigen Geistlichkeit und Einwohner in gleichem Maße. Die wohlhabendsten Familien drängen sich zu der Ehre, ihre Kinder beiderlei Geschlechtes bei den statt findenden Prozessionen figuriren zu lassen; selbst den Kaiser und seine Minister sah ich bei dieser Gelegenheit ein großes Christus-Bild von einer Kirche zur andern tragen, wobei besonders die nicht überkräftigen Herren Minister beinahe unter der Last ihrer kostbaren Bürde erlagen.

Die Oster-Woche beginnt mit dem Besuche der Gräber; das heilige Grab war in allen Kirchen des erhabenen Gegenstandes der Verehrung würdig ausgestattet, und mit vorzüglichem Geschmacke beleuchtet. Die Fußwaschung wurde in der schönen Kirche da Candelaria, von dem obersten Bischofe vorgenommen; sämmtliche sehr große Waschbecken waren von Silber. Eine feierliche Prozession stellte endlich die Beerdigung Christi vor; sie ging um zehn Uhr Nachts von einer der Hauptkirchen aus, und zog durch einen großen Theil der Stadt, welcher beleuchtet und mit Zuschern überfüllt war. Ein Zug der berittenen Polizei, ihre Kopfbedeckung in der Hand haltend, eröffnete die Prozession; dann folgte eine zahlreiche Priesterschaft; hinter derselben wurde die erste Station des Leidens Christi durch erbärmliche, mit den grellsten Farben angestrichene Bildhauerarbeit vorgestellt, und von zwölf Mitgliedern der Bruderschaft getragen; neben her gingen sechs als Engel gekleidete Kinder, mit großen Flügeln an den Schultern, gewaltigen Reifröcken von Silbergaze, gepuderten Haaren und geschminkten Gesichtern. Die armen Geschöpfe waren in Schweiß gebadet, der an Einigen, die sich keiner rein-europäischen Abkunft rühmen konnten, zum Verräther wurde; dann folgten zwei Reihen der Bruderschaft, welche ein Oberkleid von Taffet ohne Aermel über ihren Anzug, und große brennende Wachskerzen in der Hand trugen; hierauf wieder ein Bild u. s. w. Hinter dem Sarge kam ein großer Zug Geistlicher und eine starke Bande der Militärmusik, dann ein Zug der römischen Wache, ihren Hauptmann an der Spitze. Von diesen sprach man schon zwei Tage vorher in der ganzen Stadt, und die Anordner des Festes thaten sich nicht wenig mit der Ueberraschung zu Gute, welche sie dem Volke nach ihrer Meinung, mit dieser noch nie gesehenen Erscheinung bereiteten. Vermuthlich glaubten sie, ein römischer Soldat könne nur von einem Riesen vorgestellt werden; derlei Leute ließen sich aber nicht in Rio de Janeiro finden, oder mochten sich zu dem Schauspiele nicht hergeben; seit jedoch ein paar Bataillons deutscher Grenadiere errichtet waren, konnte diesem empfindlichen Mangel leicht abgeholfen werden. Gegen gute Bezahlung hatte man auch wirklich ein Dutzend hochstämmige Deutsche angeworben, und in römische Krieger, nach brasilianischem Geschmacke, verwandelt. Als sie erschienen, brach das Volk in Bewunderung aus, wir Fremde boten aber unsere ganze Kraft und Selbstbeherrschung auf, um bei ihrem Anblicke nicht in das unmäßigste Gelächter auszubrechen. Der Hauptmann der Leibwache, wahrscheinlich der Flügelmann der Grenadiere, ragte um eine halbe Leibeslänge über die ganze Prozession hervor. Seine Kleidung bestand aus allen möglichen Farben, und sein Gesicht war dergestalt mit einem falschen Barte, aus aufgedrehten und betheerten Stricken, bedeckt, daß man nichts als seine Augen sah; zur besonderen Erbauung des Volkes handhabte er eine ungeheure, mit Eisen beschlagene Lanze mit solcher Kraft, daß bei jedem Stoße Funken vom Pflaster sprangen, oder dieses aufgerissen wurde. Seine in Zugsbreite nachfolgenden Untergebenen waren in Harnische von Pappendeckel eingepreßt; ihre Gesichter mit Röthel und Kienruß, den Bart vorstellend, angestrichen, triefend von Schweiß, welcher, sich mit den aufgetragenen Farben vermischend, in breiten Streifen am Gesichte herablief, endlich ihre Ungeduld, da sie schon mehrere Stunden in der römischen Uniform steckten, die sie durch die sonderbarsten Gebärden ausdrückten, alles dieses vereinigt, gewährte einen Anblick, dessen Lächerlichkeit sich nur schwach beschreiben läßt. Die Bilder und andere Spielereien hinweggelassen, wäre diese Prozession, sich schweigend und feierlich durch die Nacht bewegend, denn laut wird hier nie gebetet, von ergreifender Wirkung, aber das Volk schwerlich zufrieden gewesen, da es nicht erbaut, sondern nur unterhalten werden will. Während der Dauer der Charfreitags-Prozession wurde in anderen Straßen angestrengt gearbeitet, um den kommenden Tag die Auferstehung Christi zu feiern. Jung und alt freut sich von einem Jahre zu dem andern auf diesen Tag, an welchem der Erzverräther und Apostel Judas in Effigie auf das gräulichste mißhandelt wird. Wer es nur immer vermag, verfertiget eine Gestalt, kleidet sie nach eigener Phantasie, manchmal lebenden und bekannten Personen sehr ähnlich, hängt sie am Halse an einer Straßenecke, oder über seiner Hausthüre auf, und befestiget ein Säckchen mit Pulver an irgend einem Theile der Maske, um es zur rechten Zeit anzuzünden; also die Aermeren. Mühsame und sehr kostspielige Anstalten werden aber von den Ladendienern und Vendeiros, meistens Portugiesen, getroffen, welche in der ganzen Stadt Beiträge sammeln, um die Auferstehung zu feiern. Gewinde von Laubwerk, an welchen große Töpfe von ungebrannter Erde hängen, werden von einer Häuserreihe zur anderen befestiget; in der Mitte der Straße ist ein Gerüste aufgerichtet, auf dessen höchstem Punkte der Satan sitzt; seinen Leib umgeben Raketen vom stärksten Kaliber, unter ihm schwebt Judas, im reichsten orientalischen Gewande, von einer Tatze des Teufels gefaßt. Masken zu Fuß und zu Pferde belustigen bis zum entscheidenden Augenblicke das Publikum; erwartungsvoll sieht ihm Alles entgegen. Mit dem letzten Schlage der Uhr, welche die Mittagsstunde verkündet, werden alle Glocken der Stadt geläutet und gehämmert, zwischen dieses entsetzliche Getöse donnern die Salven des Forts, der Teufel führt Judas unter fürchterlichem Geprassel in die Luft, ihm folgen die Uebrigen nach, und bedecken die Straßen mit ihren zerrissenen Gliedern; diesen Augenblick schon lange mit Ungeduld erwartend, stürzt ein Theil der Neger, unter dem Rufe „Alles lufa!“ über die Reste des Judas her, und schleppt ihn jubelnd durch die Straßen, von den Einwohnern zu der größten Ausgelassenheit ermuntert, ein Anderer wirft sich auf die erwähnten Töpfe und zerschlägt sie, um ihren Inhalt zu theilen, welcher gewöhnlich aus Früchten, Tauben und andern Vögeln, zuweilen aber auch aus Ratten und Mäusen bestehet. Ein Fremder, der an einem solchen Tage die Stadt zuerst betritt, darf starke Nerven haben, wenn er längere Zeit in den Straßen verweilen will; denn der Lärm übersteigt jeden Begriff.

Einen Fasching, nach unseren Begriffen, hat Rio nicht; ich weiß nur, daß man den ersten Tag der Fastenzeit (tempo do extrado) nicht ausgehen kann, ohne auf eine, keineswegs gelinde, noch angenehme Art, bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Wer sich auf dem Balkon eines Hauses oder in den Straßen blicken läßt, wird alsbald ein Gegenstand des allgemeinen Angriffes; Kugeln von feinem Wachse, mit wohlriechendem oder gewöhnlichem Wasser gefüllt, treffen ihn zu Hunderten, bis er in einem Hause Schutz vor seinen Verfolgern, und dann Gelegenheit findet, ihre Angriffe zu erwidern. Es gilt kein Ansehen der Person; selbst der Kaiser wurde, wie man mir sagte, von den Schönen nicht verschont. Rohheit oder Rachsucht bedienen sich, wie erzählt wird, zuweilen Kugeln, deren Inhalt nichts weniger als Parfümerie, wohl gar zuweilen Scheidewasser seyn soll. Man geht damit um, dieses etwas lästige Spiel abzubringen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 36. 5 Februar 1832.

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

Ein biographisches Gemälde indianischer Fürsten.

2) Massasoits Söhne.

Massasoit folgte in der Herrschaft über die Pokanokets sein ältester Sohn Moanam, auch Wamsutta genannt, und bei den Ansiedlern unter dem Namen Alexander bekannt, wie sein Bruder Metacom, unter dem Namen Philipp. Beide junge Männer erschienen im Jahre 1656, wie ihr Vater vor ihnen auch gethan, an den Schranken des Gerichtshofes von Plymouth, indem sie ihre freundschaftlichen Gesinnungen gegen die Kolonie aussprachen, mit der Bitte, ihnen englische Namen beizulegen. Von der Lebensgeschichte Alexanders ist nur so viel bekannt, daß er noch sechs Jahre in Friede und Freundschaft mit den Kolonisten lebte, und im Jahre 1662 starb. Eben so wenig er, als Massasoit vor ihm oder sein Bruder Philipp nach ihm, zeigten eine Neigung sich zu civilisiren oder taufen zu lassen, auch gestatteten die Sachems Dieß ihren Unterthanen nicht. Die Umstände, von denen Alexanders Tod begleitet war, sind so eigener Art, daß sie einer kurzen Erwähnung verdienen. Es waren aus Boston Briefe nach Plymouth gekommen, die das, wahrscheinlich von herumziehenden Indianern ausgestreute Gerücht enthielten, der Sachem der Pokanokets habe mit den Narraghansetts gefährliche Anschläge gegen die Kolonie gemacht. Der Entschluß, den die Ansiedler auf diese sehr unsichere Nachricht hin ergriffen, gibt eben keinen großen Beweis von ihrer Politik und Gerechtigkeit. Man sendete unverzüglich eine Schaar von Bewaffneten ab, um den Sachem mit Güte oder Gewalt, todt oder lebendig nach Plymouth vor den Gerichtshof zu bringen. Winslow wurde mit dem Vollzuge dieses Befehles beauftragt. „Er nahm acht oder zehn starke und wohlbewaffnete Männer zu sich, erzählt das Tagebuch, und brach nach Sowams auf. Glücklicher Weise traf er Alexander einige Meilen davon in einem Wigwam mit achtzig seiner Landsleute. Winslow bemächtigte sich zuerst der vor dem Wigwam gelassenen Waffen der Indianer, trat dann ein und befahl dem Sachem, ihm nach Plymouth zu folgen. Nur mit Widerstreben gehorchte er, und erst nachdem man ihm gedroht hatte, wenn er sich weigere zu gehen, so sey es um sein Leben geschehen." Auf dem Wege bewies er einen schönen Zug von dem Zartgefühle eines Wilden. Winslow, „der Generalmajor," bot ihm ein Pferd zum Reiten an, allein Wamsutta schlug es aus, weil eine seiner Frauen, die ihn begleitete, zu Fuße gehen mußte. „So groß war der Stolz dieses Mannes, fügt das ofterwähnte Tagebuch bei, daß diese Gefangennehmung allein ihm ein Fieber zuzog. Darauf erhielt er auf gewisse Bedingungen die Freiheit wieder und die Erlaubniß nach Hause zurückzukehren, allein er starb auf dem Wege." Ein anderer gleichzeitiger Schriftsteller schreibt den Tod des Sachems „der innern Wuth seiner schuldbewußten und stolzen Seele zu." — Was auch immer Alexanders Schuld gewesen seyn mochte, so wird doch die voreilige Gewaltthätigkeit der Ansiedler sich schwerlich gegen den Vorwurf schwerer Undankbarkeit schützen können. Der Sohn Massasoit's der Beherrscher einer Nation, die vierzig Jahre lang in Bündniß und Freundschaft mit den Kolonisten lebte, ungeachtet der offenkundigen Schwäche derselben und häufiger Herausforderungen zu Zwist und Streit — wird auf seinem eigenen Gebiete überfallen, mißhandelt, bedroht und zuletzt gezwungen sich vor dem Gerichtshofe seines Verbündeten zu stellen, und alles Dieß auf keine weitere Veranlassung, als weil herumziehende Indianer Verdacht erregende Gerüchte ausgestreut haben sollten! —

So war das traurige Ende Alexanders, nach dessen Tode sein Bruder Metacom die Herrschaft übernahm, der einer mehr als gewöhnlichen Popularität unter den Stämmen der Pokanokets zu genießen schien; wenigstens wurde der Antritt seiner Regierung von einer zahllosen Menge seiner Unterthanen, Sachems und andern Indianern, die von der fernsten Gränze seines Landes zu diesem Feste hergekommen waren, mit dem größten Jubel begangen. Bald darauf erschien Philipp mit seinem Oheim vor dem Gerichtshofe zu Plymouth, um nach dem Beispiel seiner Vorgänger die alten Verträge zu erneuern. Wirklich wurden auch die Verhältnisse mehrere Jahre noch freundschaftlich forterhalten, wiewohl schon mit einigem Mißtrauen von beiden Seiten, wie es scheint.

Die ersten Störungen der Eintracht ereigneten sich im Jahre 1671, wo man den Sachem der Pokanokets sich öffentlich über gewisse unrechtmäßige Eingriffe der Engländer in Gerechtsame seiner Jagdgründe beklagen hörte. Um dieselbe Zeit waren Gerüchte im Umlauf, seine Unterthanen versammelten sich häufig an verschiedenen Orten in ungewöhnlicher Anzahl, besserten ihre Feuergewehre aus und schärften ihre Streitärte. Die Regierung von Plymouth gerieth in Bestürzung. Es wurden Boten an die Regierung von Massachusetts und zu gleicher Zeit an Philipp geschickt, „nicht um ihn wie seinen Bruder vor den Gerichtshof zu führen," sondern

um seine Absichten zu erforschen. Philipp schien sich Dieß so wohl gefallen zu lassen, daß er selbst eine Gesandtschaft nach Plymouth schickte, und den Gouverneur zu einer Unterredung einladen ließ. Diese Zusammenkunft wurde, nachdem der Sachem sicheres Geleit sich hatte verbürgen lassen, auf dem Stadthause von Taunton gehalten. Die Engländer von Plymouth sowie die Abgeordneten von Boston standen mit ernstem und feierlichem Gesicht in ihren Staatskleidern auf der einen Seite; ihnen gegenüber erschien Philipp mit einer Schaar indianischer Krieger, bewaffnet als ginge es zum Kampfe, ihr langes schwarzes Haar um den Nacken hängend, während ihre funkelnden Augen kaum den Argwohn und Verdacht bergen konnten, der aus ihnen blickte. Philipp allein führte das Wort. Er läugnete jede feindliche Absicht, und erklärte seine Kriegsrüstungen als bloße Vertheidigungsmaßregeln gegen die Narraghansetts. Die Abgeordneten der Regierung von Massachusetts hingegen brachten so schlagende Beweise zum Vorschein, daß er nichts zu entgegnen vermochte. Endlich stellte er sich, wie es schien, als gebe er sich überwiesen, verweigerte jedoch für frühere Angriffe Entschädigung zu geben. Indeß willigte er darein, daß seine Krieger, siebzig an der Zahl, ihre Feuergewehre auslieferten, und er selbst und einige andere Häuptlinge unterzeichneten eine Urkunde, worin das demüthige Geständniß seiner Treulosigkeit und eine feierliche Erneuerung des alten Bündnisses enthalten war. Wahrscheinlich war das ganze ein bloßer Kunstgriff des Sachems, um Zeit zu gewinnen, auch hatte diese Zusammenkunft keinen andern Erfolg, als daß der Ausbruch der Feindseligkeiten beschleunigt wurde, indem man die mißgünstige Stimmung der Indianer noch mehr reizte. Philipp mochte sich nun wirklich zum Kriege gerüstet haben oder nicht, so viel ist gewiß, daß er noch nicht genug vorbereitet dazu war. Da er wußte, daß die Regierung von Massachusetts freundlicher gegen ihn gesinnt sey, so ging er im Monat August desselben Jahres nach Boston, wo bereits auch Briefe aus Plymouth eingetroffen waren mit der Nachricht, daß man dort im Begriffe sey, Philipp den Krieg anzukündigen. Allein der schlaue Sachem wußte die Regierung von Boston völlig von seiner Unschuld zu überzeugen, und es wurden abermals Abgeordnete nach Plymouth geschickt, um der Kolonie bemerklich zu machen, daß man von Seite Bostons gegen die Gerechtigkeit eines solchen Krieges erhebliche Bedenklichkeiten habe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mexikaner im Jahre 1830.

1. Die Bevölkerung von Mexiko.

(Schluß.)

Die Indianer lieben zwar die Neger nicht, doch geben Vereinigungen unter ihnen ohne Schwierigkeit von Statten. Abkömmlinge aus solchen Mischungen heißen Zambos und sind sehr starke und geschickte Leute; auch scheinen sie besser geschaffen, das tödtliche Klima der Niederungen zu ertragen, und sind gegen das gelbe Fieber, das Weiße, Indianer und selbst Neger befällt, gesichert. — Die Mestizen vereinigen die guten Eigenschaften ihrer Eltern; sie haben schöne Gesichtszüge, sind thätig, betriebsam und verständig, und ihre Weiber oft besser als die Kreolinnen. — Es gibt in Mexiko drei Arten von Weißen. Die außer Landes gebornen heißen Esteros, wenn sie nicht Spanier sind. Bigotte Leute und Geistliche nannten früher andersgläubige Fremde ohne Unterschied Juden, was jedoch gegenwärtig außer Gewohnheit kommt. Die Indianer lieben diese Fremdlinge, wenn sie sich ihren Sitten und Gebräuchen fügen, und halten sie für Abkömmlinge der alten Mexikaner, die von den Spaniern aus dem Lande geschleppt wurden. Wenn Fremde noch dazu die indianische Sprache erlernen, so werden sie von den Eingebornen bald Brüder genannt und auch als solche behandelt. Die Fremden erlangen durch fünfjährigen Aufenthalt im Lande das Bürgerrecht und finden dann keine Schwierigkeit, eine Kreolin zu heirathen, wenn sie katholisch sind, oder einige Uebungen dieses Kultus mitmachen. Bei den Indianern wird eine solche Verbindung für sehr ehrenvoll gehalten. Die Nordamerikaner wurden vormals allen Ausländern vorgezogen; der englische Einfluß und die neueren Ereignisse haben hierin eine Aenderung herbeigeführt. Da die Franzosen und Italiener katholisch sind, so amalgamiren sie sich bald. Der Stolz und die Manieren der Engländer sind nicht sehr beliebt, allein ihr Geld, ihr Talent und ihr Einfluß machen sie gefürchtet und geachtet. Guachupins (Spitzköpfe) und Spanier sind in Mexiko gleichbedeutend. Dieser Name bezeichnet gegenwärtig einen unversöhnlichen Feind, und bedeutet, was in der nordamerikanischen Revolution „Tory" oder „Loyalist" war. Vier und zwanzigtausend von ihnen besaßen bis zur letzten Revolution oder Befreiung, wie man sie in Mexiko nennt, das Monopol aller Ehrenstellen und Einkünfte in der Regierung, im Heere und in der Kirche. Die Verbindungen mit ihnen waren sehr von den Kreolinnen gesucht, die sie ihres Reichthums und Ansehens wegen gern heiratheten, nicht selten aber insgeheim ihren Kindern Verachtung gegen ihre Väter einzuflößen bemüht waren. Gegenwärtig sind sie allgemein verabscheut, selbst von ihren Kindern. Während der Revolution gab ihnen ihr Reichthum großen Einfluß, später wurden sie zu einer gefährlichen Partei im Staate. Daher war auch ihre Vertreibung nicht sowohl eine ungerechte und grausame, als eine politische und vielleicht unvermeidliche Maßregel; sie wurden noch dazu gelinder behandelt, als die Loyalisten in den Vereinigten Staaten. Man verbannte sie nur auf so lange, als der Krieg mit Spanien dauern würde; ihre Güter wurden nicht eingezogen, wie die der Loyalisten, sondern ihren Weibern und Kindern gelassen; auch erlaubte man ihnen alles bewegliche Gut mitzunehmen. Darin that man vielleicht Unrecht; es kamen so 140 Millionen Dollars außer Landes, und ein Theil dieses Kapitales wurde später bei der letzten Invasion verwendet, während man es bis zum Frieden hätte sequestriren oder als ein Staatsanlehen behandeln sollen. *)

Die Kreolen stehen seit der Vertreibung der Spanier am Steuerruder der öffentlichen Angelegenheiten; sie haben fast alle Stellen im Besitz, theilen jedoch auch einige mit den Indianern, die allmählich dahin kommen, auf dem Kongreß und in der Legislatur des Staates die Majorität zu bilden. Diese beiden Klassen

*) Dieses von dem Verfasser vorgeschlagene System wird in Europa, wo man halben Mitteln stets den Vorzug einräumt, eben so wenig Beifall finden, als die Vertreibung von 80,000 Menschen wegen der von Einzelnen begangenen Fehler. A. d. R.

der Bevölkerung verschmelzen sich unter dem erneuerten Nationalnamen der Merikaner; allein der Reichthum und die Kenntnisse der Kreolen werden vielleicht noch lange Zeit der Zahl und dem Votum der Indianer das Gleichgewicht halten. Die Mestizen, obgleich sie sich mehr den Indianern zuneigen, bilden doch immerhin ein wichtiges Verbindungsglied zwischen den beiden vorigen Klassen. In dem Charakter der Kreolen findet sich eine Mischung von vielen guten Eigenschaften und Fehlern. Sie sind liebenswürdig, heiter, thätig; allein auch eitel, leichtsinnig und betrügerisch; sie rühmen sich so weise wie die Griechen und so tapfer wie die Römer zu seyn. Zu träg schwere Arbeiten zu verrichten, sind sie in jeder andern Beschäftigung behend und rührig. Sie spielen, rauchen und vergnügen sich gern; sind dabei jedoch mäßig und edelmüthig; heftigen Leidenschaften unterworfen, sind sie dennoch nicht streitsüchtig und grausam, zu Freundschaft und edlen Gefühlen geneigt, oft hochherziger Gesinnungen fähig und zum Vergeben und Vergessen bereitwillig. Die unterste Klasse der Kreolen oder, die man in den Städten „Leperos“ nennt, ist weit schlechter, voller Laster, Trägheit und Habsucht, zu stolz zu arbeiten oder zu betteln, auf Betrug und Plünderung leidenschaftlich erpicht, unwissend und aufrührerisch. Dagegen geben sie gute Soldaten ab, manchmal auch Pflanzer, wenn sie Leute unter ihrem Befehle arbeiten lassen können; Bergleute, wenn sie Minen besitzen, Maulthiertreiber und Viehhirten, wenn sie Maulthiere oder Vieh haben. Die Kreolinnen sind schön, liebenswürdig und reizend; aber träg, unwissend, abergläubisch und verschwenderisch. Die Gewohnheit zu rauchen, ist unter ihnen nicht selten; Prunksucht, Eitelkeit und Treulosigkeit in der Liebe sind ihre gewöhnlichsten Fehler. Die Geistlichen vergeben ihren Beichtkindern die kleinen Fehltritte gern, und sind gegen das schöne Geschlecht überaus nachsichtig. Einige Kreolinnen werden jedoch auch treffliche Weiber und Hausmütter, und selbst die unordentlichsten kehren, wenn die Zeit der Ausschweifungen vorüber ist, zur Zucht und Ordnung zurück.

Ferdinand der VII und sein Hof.

(Schluß.)

Das vollste Zutrauen des Königs besitzt der Justizminister Don Francisko Tadeo Calomarde. Die eigentlichen Ansichten dieses Mannes sind entschieden apostolisch, allein da seine Kollegen von gemäßigteren Gesinnungen sind, so sieht er sich genöthigt, seine Meinung zu verbergen, will er anders nicht sein Einverständniß mit den übrigen Ministern stören. Die wegen gemäßigter Gesinnung bekannten Minister sind Don Luis Ballasteros, Finanzminister, Don Luis Maria Salazar, Marineminister, den man im Allgemeinen für den fähigsten Kopf des Kabinetes hält und Don Manuel Gonsalez Salmon, Staatssekretär und wirklicher Premierminister. Früher bekleidete er einige Jahre lang diese Stelle nur provisorisch, da der König der bestehenden Etikette zu Folge seinen Premierminister mit sich in den Palast seines Sommeraufenthaltes nehmen muß, und hiedurch Calomarde dieses bisher genossene Privilegium einzubüßen fürchtete. In jüngster Zeit jedoch wurde Salmon ohne Vorbehalt zum Staatssekretär ernannt, wahrscheinlich weil er nicht mehr anders dienen wollte oder, wie auch behauptet wird, weil er Calomarde mit einer gewissen Entdeckung bedrohte, wenn er sich länger seiner Ernennung widersetzen würde. Calomarde, ein Mann, der sicherlich nicht auf den Kopf gefallen ist, hält das ganze Ministerium zusammen; da der Marineminister, der einzige andere Mann von Talent, noch zu neu ist, zu wenig Einfluß besitzt, und sich nicht einen Augenblick gegen Calomarde halten könnte. Indeß hat auch Calomarde selbst um die Gunst des Königs gegen Ohrenbläsereien und Intriken anzukämpfen. In der Umgebung des Königs finden sich noch zwei andere Männer, die zwar keine Staatsdienste bekleiden, aber großen Einfluß auf den Monarchen haben, und gewissermaßen als seine erklärten Günstlinge betrachtet werden. Diese sind der Herzog von Alegon und Salsedo. Ersterer wurde im Herbste des Jahres 1829 zum Generalkapitän der Garde ernannt, ein Dienst, der ihn oft in die Nähe des Königs führt. Dieser Alegan ist ein alter Wüstling, der dem Könige seit lange her schon bekannt ist, und früher seinen Maitre des plaisirs und Kuppler machte. Ferdinand vergaß den dienstwilligen Freund seiner jüngeren Jahre nicht, und glaubte so ihn für seine früheren Gefälligkeiten würdig zu belohnen. Das andere Individuum, das den Titel Günstling des Königs par excellence verdient, heißt Salsedo und bekleidet die Stelle eines königlichen Privatsekretärs. Ein nicht sehr ehrenvolles Band fesselte ihn früher an den König, bei dem er noch immer seinen Einfluß zu behaupten gewußt hat. Es ist bekannt, daß vor der Vermählung des Königs mit der gegenwärtigen Königin, Salsedo's Gemahlin die Gunst des Königs genoß. Salsedo ist entschieden ein Mann von großem Takt, wenn nicht von Talent; der Umstand, daß er sich fünfzehn Jahre auf seinem Posten zu behaupten wußte, ist ein Beweis für beides. Seine Grundsätze sind, so viel man weiß, gemäßigter Art, wenigstens sind es seine Rathschläge, da er Verstand genug hat zu begreifen, daß eine entgegengesetzte Politik wahrscheinlich den Sturz seines Herrn und folglich auch den seinigen zur Folge haben würde. Salsedo hat im Kabinet größern Einfluß als Calomarde; der König liebt jenen mehr und schenkt ihm auch größeres Vertrauen. Der Einfluß Calomarde's gründet sich nicht sowohl auf Gunst; der König folgt seinen Ansichten, weil er auf seine Kenntnisse großes Zutrauen setzt. Es gibt außerdem noch zwei oder drei Männer, die am Hofe Etwas zu sagen haben, namentlich der Herzog von Higar, der beste Mann der „Camarilla.“ und ein Mann von Talent und Bildung; allein sein Einfluß ist nicht groß. Auch der obenerwähnte Kammerdiener des Königs, der vor einigen Monaten am Schlagflusse starb, hatte sich tief in die königliche Gunst einzuschmeicheln gewußt. Sein Tod hat Salsedo noch größern Einfluß eingeräumt. Gegenwärtig hält man dafür, daß der steigende Einfluß der Königin in kurzer Zeit jeden andern verdrängt haben wird. Nie lebte wohl ein König und eine Königin glücklicher miteinander, als Ferdinand VII und seine junge Gemahlin. Der König ist ihr leidenschaftlich zugethan, und wie man sagt, ist sie mit ihrem Loose sehr zufrieden. Er bringt den größeren Theil des Tags in ihren Gemächern zu, und rufen ihn Geschäfte in den Staatsrath, so sieht man ihn im Verlaufe von einer oder zwei Stunden wohl ein halbdutzend Mal die Versammlung verlassen, um die Königin zu besuchen. Das Mittagmahl nimmt nicht mehr als eine Stunde weg, und gleich darauf fahren beide miteinander aus. Der König speist nach halb acht zu Abend und geht frühzeitig zu Bette. Die Königin steht nicht so früh auf als der König, sie frühstückt um neun Uhr, wobei der König stets ihr zur Seite sitzt. Hoffeste gibt es fast gar nicht, da die Königin die Zurückgezogenheit und Stille liebt; dann und wann ein Privatkonzert ausgenommen, gibt es bei Hofe keine andern Unterhaltungen. Während meiner Anwesenheit zu Madrid bestand eine der Belustigungen des Königs und der Königin darin, daß sie in den Retiro fuhren und dort die wilden Thiere besahen, was um so sonderbarer erscheinen mag, wenn man weiß, daß sich die Königin damals der Stunde ihrer Niederkunft näherte.

Die Rivalität des Infanten Don Carlos mit dem Könige gibt zu manchem seltsamen Auftritte Anlaß. Bei einer Ausfahrt in den Retiro saß der König in seiner Karrosse, von einer Dragonerabtheilung und Lakaien in Staatslivreen umgeben; während dort Don Carlos in einem Wagen von sechs Maulthieren bespannt anlangte, die mit Stricken angeschirrt waren; die Reitknechte, einer auf dem Bock, einer als Stangenreiter, trugen statt der Hoflivreen die Sonntagstracht spanischer Bauern. Alles dieses Gepränge von Einfachheit und spanischer Landessitte stellt der Infant zur Schau, um sich bei dem Volke beliebt zu machen; aus gleichem Grunde erscheint deßhalb auch seine Gemahlin meistentheils in der Mantilla. Während der König und die Königin sich mit den wilden Thieren erlustigten, mischte sich Don Carlos und seine Gemahlin in das dichteste Volksgedränge und suchten so die Aufmerksamkeit zu theilen, die außerdem den

königlichen Majestäten allein sich zugewendet haben würde. Uebrigens läßt sich bei solchen Gelegenheiten nicht verkennen, daß Don Carlos unter dem gemeinen Volke einer größern Popularität genießt als der König; wenn letzterer vorüberging, zog man kaum den Hut, dagegen beugten sie sich vor dem Infanten fast bis auf den Boden. Dagegen bringt das Erscheinen der Königin stets und unfehlbar den günstigsten Eindruck hervor, vorzüglich wenn man sie mit ihrer Rivalin vergleicht. Man kann Don Carlos Gemahlin nicht ansehen, ohne zu bemerken, wie sehr ihr nach einer Krone gelüstet, während man auf dem Gesichte der Königin Gleichgültigkeit gegen diesen lästigen Schmuck zu lesen glaubt. Bei mehreren anderen Gelegenheiten noch fand ich Beispiele, mit welcher Aengstlichkeit der Infant nach der Gunst des Volkes hascht. Eines der auffallendsten fand am Abende statt, wo die Königin von einer Prinzessin entbunden worden war; kaum eine Stunde nachdem diese Neuigkeit bekannt geworden, sah man den Infanten mit seinen drei Söhnen, die durch die Aufhebung des salischen Gesetzes an diesem Tag um das Erbe der Krone gekommen waren, im offenen Wagen durch die Straßen und längs dem Prado hinfahren. Das erwähnte Ereigniß — die Niederkunft der Königin, war für Madrid ein Gegenstand von höchstem Interesse; die gespannteste Erwartung herrschte unter allen Ständen. Jede Partei hatte dabei ihre eigenen Absichten und Wünsche. Die gemäßigte oder Regierungspartei und Viele die zu andern, aber gleichfalls Friede und Ruhe liebenden Parteien gehörten, sahen mit ängstlicher Erwartung der Geburt eines Prinzen entgegen, da hiedurch mit einem Male die Ansprüche Derer niedergeschlagen werden sollten, die nur durch die Aufhebung des salischen Gesetzes von der Thronfolge ausgeschlossen worden waren, auf die sie bei Geburt einer Prinzessin Ansprüche gehabt haben würden. Die Karlisten wünschten natürlich im Grunde ihres Herzens gerade das Gegentheil, und die liberale Partei, die in Allem was die bestehende Regierung erschüttern konnte, Vortheile sah, vereinigte ihre Wünsche mit denen der Karlisten. Allein der größte Theil der angesehensten Einwohner der Hauptstadt, die in der Geburt eines Prinzen eine Bürgschaft für die Ruhe des Königreiches und die Sicherheit des Eigenthumes sehen, wünschten herzlich, daß die Königin mit einem Prinzen gesegnet werden möchte. Nicht geringer war die ängstliche Besorgniß der Regierung selbst, da die Häupter des Staates sehr gut wußten, daß Verschwörungen im Werke seyen; indem man zugleich fürchtete, die Karlisten möchten bei Geburt einer Prinzessin Anlaß nehmen, ihre Absichten offen auszusprechen. Letztere hatten sich indeß entschlossen, nicht so lange zu warten und einen Anschlag gemacht, der wahrscheinlich geglückt wäre, jedenfalls aber blutige Auftritte zu Folge haben konnte, wäre er nicht glücklicher Weise einen Tag, bevor er ins Werk gesetzt werden sollte, entdeckt worden, worauf sogleich die ernstlichsten Maßregeln dagegen ergriffen wurden. Am fünften Oktober um Mitternacht wurden Wagen mit gehöriger Bedeckung an die Wohnung des Franziskanergenerals Peter Cirillo, des Don Rufini, des Don Manuel Herro, zweier Staatsräthe, und dreizehn Anderer geschickt, die Verschwornen ergriffen und nach verschiedenen von der Hauptstadt entlegenen Orten gebracht; so der Pater Cirillo nach Sevilla und Rufini in die Mancha. Die Verschwornen hatten ausgemacht, einige von ihnen sollten, wenn der König auf seiner Abendspazierfahrt begriffen sey, im innern Hofe des Palastes erscheinen; gegen Tausend der royalistischen Freiwilligen — meistens Karlisten — sich auf dem Hofplatze versammeln, der Eingang des Palastes besetzt und der König bei seiner Rückkehr gefangen genommen und gezwungen werden, seine Minister zu entlassen und das salische Gesetz wieder herzustellen. Wahrscheinlich würde man aber, wäre Dieß geglückt, nicht bei dem Ministerwechsel stehen geblieben seyn. Im Heere und selbst unter den Garden befinden sich viele Mißvergnügte, die in der Erhebung des Infanten eine größere Bürgschaft für ein unpartheiischeres Beförderungssystem zu sehen glauben; die royalistischen Freiwilligen von Madrid sind 6000 Mann stark, mit Waffen versehen und in ihrer Handhabung geübt, meist aus der niedrigsten Volksklasse und größtentheils karlistisch gesinnt. Am Abende, wo man der Niederkunft der Königin entgegensah, begab ich mich auf den Hofplatz, den ich von einer dichten Volksmasse, meist Bürger und Leute aus dem Mittelstande, erfüllt sah. Alle harrten mit gespannter Erwartung dem Augenblick entgegen, der über die Ruhe des Landes so gebieterisch zu bestimmen schien. Endlich wurde die weiße Fahne — das Zeichen von der Geburt einer Prinzessin — langsam emporgerichtet. Ein allgemeiner Ausruf verdrüßlich getäuschter Hoffnung ließ sich hören: „Que lastima! Que lastima!“ (Wie Schade!) und allmählich verlief sich die Volksmenge.

Vermischte Nachrichten.

In den siebenundneunzig Pfarrspielen innerhalb der Mauern von London wurden vom 15 Dezember 1850 bis zum 15 Dezember 1851 geboren 968, begraben 1187. — In den siebenzehn Pfarrspielen außerhalb der Mauern wurden getauft 4660, begraben 4351; in den vierundzwanzig äußern Pfarrspielen von Middlesex und Surey getauft 18.179, begraben 14.758; in den zehn Pfarrspielen der City und Westminster-Liberties getauft 4490, begraben 5054. Die Gesammtzahl der Getauften betrug 28,263; hierunter 14,217 männlichen und 14,046 weiblichen Geschlechtes. Die Gesammtzahl der Verstorbenen beläuft sich auf 25,337, von denen 12,769 männlichen und 12,568 weiblichen Geschlechtes. Man bemerkt eine Zunahme von 3692 Todesfällen in den Sterb- und Geburtslisten von 1851 gegen die von 1850. Unter den Todesfällen werden 2675 als Folge von Altersschwäche angeführt. An Auszehrung starben 4807; an Konvulsionen 2980; am Keuchhusten 1758; an Entzündungen 2812; an Schlagflüssen 485; an Wassersucht 986; an Gehirnwassersucht 855; Brustwassersucht 122; am Fieber 965; Typhus 225; Blattern 563 u. s. w. Durch Unglücksfälle büßten ihr Leben ein: 55 durch Feuer; durch Sturz 156; durch Blitz 2; ermordet wurden 6; vergiftet 7; als Selbstmorde erklärt 48; ertrunken sind 151; erstickt 5; am Hungertode gestorben 1. — Unter den Verstorbenen zählte man unter zwei Jahren 7812; zwischen zwei und fünf Jahren 2647; zwischen fünf und zehn Jahren 1031; zwischen zehn und zwanzig Jahren 934; zwischen zwanzig und dreißig Jahren 1649; zwischen dreißig und vierzig Jahren 1968; zwischen vierzig und fünfzig Jahren 2175; zwischen fünfzig und sechzig Jahren 2169; zwischen sechzig und siebenzig Jahren 2257; zwischen siebenzig und achtzig Jahren 1786; zwischen achtzig und neunzig Jahren 825; zwischen neunzig und hundert Jahren 1; ein Individuum erreichte hundert und ein, ein anderes hundert und fünf Jahre.

•

Die Direktion des königlichen Theaters in London zeigt in einem großen Programme über die Vorstellungen, die in diesem Jahre zu London statt finden werden, an, daß eine Gesellschaft deutscher Sänger und Sängerinnen von erstem Rufe engagirt ist, während der Monate Mai und Junius l. J. die vorzüglichsten Meisterwerke deutscher Tonkunst aufzuführen; so Beethovens Fidelio, Webers Freischütz und Euryanthe, Spors Jessonda, Figaro's Hochzeit, die Entführung aus dem Serail und Don Juan von Mozart, Chelards Macbeth, zu dessen Aufführung der Komponist selbst aus München eingeladen ist, Lindpaintners Vampyr, die Schweizerfamilie, Ries Räuberbraut u. s. w. Alle diese Stücke sollen auf dem großen Theater des italienischen Opernhauses gegeben werden. Von den Sängerinnen und Sängern, die hiezu engagirt sind, nennt das erwähnte Programm Madame Schechner-Wagen aus München, Madame Schröder-Devrient von der italienischen Oper in Paris, Madame Spitzeder, Mlle. Schneider, Herrn Haizinger, Herrn Pellegrini von München, Herrn Spitzeder, Herrn Dobler vom Frankfurter Theater u. s. w.

•

Seit dem Beginn der französischen Revolution und selbst als er noch Bischof von Autun war, hatte Fürst Talleyrand die Gewohnheit über jedes politische Ereigniß, und die Charaktere, mit denen er in Berührung kam, seine Bemerkungen entweder eigenhändig aufzuzeichnen oder von seinem Sekretäre niederschreiben zu lassen. Dieses Werk, das über die Geschichte unsrer Zeit die wichtigsten Aufschlüsse enthalten muß, besteht bereits aus mehreren Bänden. Der Fürst liest zuweilen aus diesen „Memoiren des Satans“ seinen Freunden vor.

•

In Madrid ist ein neues Theater im Werke, dem König Ferdinand selbst als Oberintendant vorstehen wird, und dessen Kosten durch Auflagen auf gewisse Gegenstände gedeckt werden sollen. Das Repertorium dieser Bühne möchte wohl manchen interessanten Beitrag zur Charakteristik ihres Intendanten liefern, und die Stumme von Portici u. A. schwerlich jemals auf dem Repertorium erscheinen. Wehe übrigens dem Theatervölkchen, wenn die Oberintendantur Koulissenkonspirationen so strenge bestraft als politische!

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 37. 6 Februar 1832.

Erinnerungen aus Spanien.

1. Der Gerichtshof der Alcaden.

Als ich am 14 Julius des Jahres 1830 gegen zehn Uhr Morgens über den Plaz von „Santa Cruz" zu Madrid, an der Carcel de Corte *) vorbeiging, bemerkte ich, daß eine Menge Menschen in großer Eile die große Treppe zum Gerichtshof der Alcaden hinaufstieg. Ich schloß daraus, daß dort heute ein wichtiger Fall verhandelt werden dürfte und ich folgte daher dem Strome der Menge, der mich in den Audienzsaal führte. Die Sitzung wurde so eben von dem „Gobernador" (Präsident) eröffnet, dem fünf Alcaden in schwarzer Kleidung zur Seite saßen. Ich sah den Angeklagten, er trug die Tracht eines „Calesero" — eines Fuhrmannes mit einem einspännigen Wagen; es war ein junger Mensch mit großen schwarzen Augen und langen gelockten Haaren; der sanfte schwermüthige Ausdruck auf seinem Gesichte, so wie seine schöne Gestalt, nahmen mich sogleich für ihn ein. Der „Relator" — Advokat des Gerichtes — erhob sich und setzte den Fall mit wenigen Worten auseinander. Jose Guzman (so hieß der Angeklagte) war vor einem Monate auf frischer That ergriffen und verhaftet worden, und hatte noch die zwanzig Realen bei sich, die er mittelst Einbruch in eine verschlossene Kammer entwendet hatte. Der Thatbestand war durch die Untersuchung außer allen Zweifel gestellt. Der Advokat des Angeklagten nahm hierauf das Wort, indem er ohne großes Gepränge einfach darstellte, wie Jose Guzman mehrere Jahre sich ehrlich mit seinem Gewerbe als „Calesero" ernährt; der kleine Erwerb sey hinreichend gewesen zu seinem Unterhalte, so lange er seinem Verdienste nachgehen konnte. Allein vor zwei Monaten sey ihm sein Pferd, sein einziges Pferd gefallen und dieses Unglück habe Guzman ins Verderben gestürzt. Ohne Mittel, sich ein anderes Pferd anzuschaffen und so jedes Lebensunterhaltes beraubt, sey er endlich, nachdem seine geringen Mittel erschöpft waren, von Noth und Verzweiflung getrieben, der Versuchung unterlegen. Der Anwalt schloß, indem er seinen Klienten der Nachsicht der Alcaden empfahl, mit der Bitte, seine Jugend und seine vorige gute Aufführung in Betracht zu ziehen, und ihn nicht wegen eines ersten Fehltrittes mit Dieben von Profession auf gleiche Stufe zu stellen, da die unerbittliche Anwendung des Gesetzes lange schon selbst gegen diese zu streng geschienen habe. Der Relator erhob sich und drang, nachdem der Fall reiflich erwogen und unläugbar sey, auf die von Gesetz gegen Diebstahl mit Einbruch ausgesprochene Todesstrafe.

Das richterliche Erkenntniß wird in Spanien nicht in öffentlicher Gerichtssitzung ausgesprochen; es wird dem Angeklagten erst im Gefängnisse bei verschlossenen Thüren angekündigt. Die Alcaden standen auf und entfernten sich.

„Er ist verloren der Unglückliche," sagte eine erstickte Stimme hinter mir. Ich wendete mich um, und sah ein Mädchen von großer Schönheit vor mir stehen. Ihre Verwirrung so wie die Bestürzung, die sich auf ihrem Gesichte aussprach, ließ keinen Zweifel, daß sie den leisen Ausruf, der meine Aufmerksamkeit erregt hatte, ausgestoßen. Ihr Anzug war einfach, aber nicht ohne Eleganz. Sie trug ein feines Kattunkleid von weißem Grund mit Blumen, und den seidenen Mantel mit schwarzem Sammt verbrämt, die gewöhnliche Tracht der „Manolas" (der Grisettes). Ich wollte sie anreden, allein sie entfernte sich schnell mit der Volksmenge, die sich aus dem Saale drängte. Indeß verlor ich sie nicht aus den Augen. Ich folgte ihr bis an den Absatz der großen Treppe, wo sie stehen blieb und schmerzvoll ausrief: „Pepe!" — In diesem Augenblick hatte sie nämlich am Fuß der Treppe Jose Guzman erblickt, den die Alguazils gefesselt wieder ins Gefängniß führten. Bei diesem Namensrufe hatte sich der junge Mensch umgewendet und hob das Haupt empor. „Pepe," wiederholte das Mädchen mit einer herzzerreißenden Stimme und hielt sich am Geländer fest, um nicht hinabzustürzen. „Adieu Mariquita," erwiderte der junge Mensch, der sie bemerkt hatte. Bei diesen Worten stand er an dem Eingang des Gefängnisses, das die Alguazils öffneten und hinter sich schlossen.

Das Mädchen stieg langsam die Treppe hinab. Als sie den Platz von Santa Cruz erreicht hatte, redete ich sie an. Dicke Thränen rollten aus ihren schwarzen Augen über ihre Wangen. Ich faßte ihre Hand und versuchte sie zu trösten und ein wenig zu beruhigen. Das arme Kind sah wohl, daß ich von ihrem Schmerz gerührt war. Wahres Mitleid wird nicht leicht mißverstanden. Nachdem ihr Vertrauen zu mir erwacht war, erzählte sie mir, daß der Angeklagte Jose Guzman, daß Pepe ihr „Querido" (Geliebter) sey. Sie allein, so schien mir aus ihrer Erzählung hervorzugehen, trug die Schuld an Pepe's Vergehen. Obgleich sie seine Armuth seit dem Verluste seines Pferdes kannte, hatte eines Abends in

*) Die Carcel de Corte ist ein weitläufiges Gebäude, in welchem sich das Gefängniß und der Gerichtshof der Alcaden befinden.

ihrer leichtsinnigen Eitelkeit ungestüm in ihn gedrungen, ihr einen Kamm nach der neuen Mode anzuschaffen, und Pepe, der ihr nichts abschlagen konnte, wahrscheinlich den Einbruch begangen, um ihrem Verlangen zu genügen. Das Mädchen begann wieder zu weinen, als ob ihr das Herz brechen müßte. Ich ließ sie schweigend gewähren, bis endlich die Thränen versiegten. Es gelang mir zwar nicht, sie zu trösten, aber doch wenigstens ihr einige Hoffnung zu geben, indem ich versprach, noch an demselben Tage mich bei dem Minister der Gerechtigkeit und Gnade für Pepe zu verwenden. Es schlug zwei Uhr auf der Thurmuhr von Santa Cruz, und ich verließ Mariquita, nachdem ich mit ihr eine Zusammenkunft auf den folgenden Tag an der Pforte von Santa Cruz verabredet hatte. Dann wollte ich ihr hinterbringen, was ich zu Gunsten des unglücklichen Pepe ausgerichtet.

Die Sandwichinseln.

(Hiezu das beiliegende Kärtchen).

2. Staatsverfassung und Gesetze.

Die Regierung der Sandwichinseln ist eine unbeschränkte Monarchie. Die höchste Staatsgewalt ist erblich. Der Rang der obersten und untergeordneten Häuptlinge, die Stellen der Priester und andere mit Ehren, Einfluß und Einkünften begleitete Würden gehen vom Vater auf Sohn über, und vererben sich oft viele Generationen hindurch in einer und derselben Familie, obgleich die Macht zu jeder Stelle und Würde zu ernennen, in der Hand des Königs liegt. Männer, die sich Verdienste oder die Gunst des Königs erworben haben, werden oft von dem untersten Range zu den höchsten Würden erhoben. Ein Beispiel hievon ist Karaimoku, der von den Ausländern den Namen William Pitt erhielt. Dieser Mann, ein Häuptling des dritten oder vierten Ranges, war lange Zeit erster Minister, und stand an Würden nächst dem Könige. Gegenwärtig ist er Statthalter aller Sandwichinseln. Die königliche Würde vererbt aber nicht bloß auf männliche Nachkommen, sondern auch auf weibliche, und der Sage zufolge standen mehrere Inseln ein oder zwei Mal unter der Herrschaft von Königinnen.

Es lassen sich vier Klassen oder Rangordnungen in dem Staate der Sandwichinseln von einander unterscheiden. In die erste Klasse gehören der König, die Königin und alle Zweige der königlichen Familie. Hiezu gehört auch der oberste Rathgeber oder Minister des Königs, der in seinem Amte, wenn auch von niedriger Geburt, den Königinnen und andern Mitgliedern der königlichen Familie im Range vorgeht. Der zweite Rang begreift die Statthalter der verschiedenen Inseln und die Häuptlinge einzelner großer Bezirke der Inseln. Viele derselben sind Abkömmlinge der von Tamehamea gestürzten Dynastien, und gehören den alten Geschlechtern der Taraiopu, Kehekiri, Teporiorani und Taeo an, welche noch die einzelnen Inseln beherrschten als Kapitän Cook sie besuchte. Einige von ihnen waren Günstlinge oder Waffengefährten Tamehamea's oder stammen von denselben ab, wie der Statthalter Kuakini, Piia, Boki, Wahinepio, Kaikeova u. a. m. Den dritten Rang bilden Häuptlinge, welche Bezirke oder Dorfschaften besitzen, und eine regelmäßige Abgabe für den Grund und Boden entrichten, den sie entweder selbst mit ihren Hausgenossen und Unterthanen bebauen oder in kleinen Stücken an einzelne Einwohner verleihen. Diese Klasse zählt bei weitem die meisten Häuptlinge auf den Inseln. Zu den vornehmsten unter denselben gehören gegenwärtig Maaro zu Waiakea auf Ha-wai-i, Kahanaumaital zu Waititi auf O-a-hu u. s. w. Man nennt sie gewöhnlich Haku Aina, Landbesitzer. Hiezu gehörten auch die vormaligen Priester. Zur vierten Klasse der Bevölkerung werden die kleinen Landeigenthümer gerechnet, die von zehn bis zwanzig oder dreißig Morgen Land bewirthschaften; die Handwerker, namentlich Kanoe- und Häuserbauer, die Musikanten und Tänzer, überhaupt die ganze arbeitende Bevölkerung und Alle, die sich einem Häuptlinge oder Pächter anschließen, und auf seinem Grund und Boden um Nahrung und Kleidung arbeiten, oder auch solche, die für eigene Nahrung Felder bewirthschaften.

Obgleich die Häuptlinge nicht mit jener knechtischen Unterwürfigkeit verehrt werden, wie man sie häufig bei andern barbarischen Völkerschaften trifft, die unter einer willkürlichen Herrschaft stehen, so bewies das gemeine Volk doch stets gegen sie eine dem Rang oder Amte der Häuptlinge entsprechende Ehrfurcht. Diese stieg jedoch gegen die geheiligten Häuptlinge *) zu einer Art von Anbetung; das gemeine Volk durfte ihren Leib nicht berühren, und warf sich vor ihnen auf den Boden nieder; auch ihre Wohnungen durfte es nicht betreten, ohne vorher dazu die Erlaubniß erhalten zu haben. Das Benehmen der Häuptlinge unter sich war höflich, und bewies die Absicht, sich gefällig zu seyn, während sie insgesammt in ihren Berührungen mit dem Könige eine Art von Etikette beobachteten. Der König ist gewöhnlich von einer Anzahl Höflingen oder Günstlingen umgeben, die man Punahele heißt, die seine Vergnügungen und Beschäftigungen theilen, mit Staatsangelegenheiten aber sich nicht zu befassen haben. Im Zustande der Trunkenheit, der an dem Hofe früher nicht ungewöhnlich war, wurden freilich die Schranken der Etikette nicht beobachtet, allein zu jeder andern Zeit legten selbst die Günstlinge der Könige eine tiefe Ehrfurcht gegen sie an den Tag. Kapihe und Kekuanoa, die den König Rihoriho nach England begleiteten, sah man oft vor dem Könige erscheinen und schweigend verharren, was sie auch immer bei ihm auszurichten hatten, bis er an sie das Wort richtete; auch blieben sie stets so lange vor ihm stehen, bis er ihnen zu sitzen erlaubte.

In einiger Beziehung gleicht die Staatsverfassung der alten Feudalherrschaft der nordischen Völker. Viele Jahrhunderte hindurch standen nicht nur die einzelnen Eilande unter besondern Herrschern, sondern auch größere Bezirke derselben waren unabhängigen Häuptlingen oder Königen unterworfen, und bis auf Rihoriho, den letztverstorbenen König, scheinen die Inseln nie unter einem Beherrscher vereint gewesen zu seyn. Der König ist auf allen Inseln als Herr und Eigenthümer des Bodens durch Erbrecht oder das Gesetz der Eroberung anerkannt. Nachdem Tahamea den größern Theil der Inseln unterworfen hatte, vertheilte er unter seine geliebtesten Häuptlinge und Krieger das Land mit der Bedingung, nicht allein ihm Kriegsdienste, sondern auch jährlich eine bestimmte Abgabe zu leisten. Diese Art der Landesvertheilung scheint bei

*) Geheiligte Häuptlinge waren solche, die unter dem Tabu standen, von dem in einem spätern Artikel die Rede seyn wird. Anm. d. R.

ihnen eine altherkömmliche Sitte, da die Hupadora oder Papadora, Vertheilung des Landes unter die Ranakira oder Sieger stets auf die Eroberung eines Bezirkes oder einer Insel folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Persepolis. *)

Farsistan ist, so zu sagen, der klassische Boden Persiens; dieses Land, die Wiege der Familie des Cyrus, war für dessen Nachfolger der geweihte Boden, wo die Könige mit der höchsten Gewalt bekleidet und begraben wurden. Nach der Eroberung Persiens durch Alexander nahmen jedoch andere Neigungen und Erinnerungen die Aufmerksamkeit der persischen Monarchen in Anspruch, bis endlich Artaxerxes oder Ardeschir, ein Sprosse aus dem Blute des Cyrus, wie er sich selbst nannte, der im Jahre 227 n. Chr. sich des Thrones bemächtigte, wieder eine Art Vorliebe für Farsistan blicken ließ, und es wurde nun, bis zur Eroberung des Landes durch die Türken, für jeden seiner Nachfolger zum Ehrenpunkte, irgend einen Beweis seiner Erinnerung in Farsistan zu hinterlassen. Daher findet man jetzt noch an mehreren Orten Ueberbleibsel von Monumenten, die zu verschiedenen Zeiten errichtet wurden, und von denen jene, die man gewöhnlich die Ruinen von Persepolis nennt, unstreitig die merkwürdigsten sind. Sie liegen nordöstlich in einiger Entfernung von Schiras und erstrecken sich bis auf zwanzig Meilen gegen Norden. In ihrem Bereiche sieht man jetzt bebaute Felder und mehrere Dörfer, von denen Merdascht und Murghab die bedeutendsten sind. Hier eine Beschreibung dieser Gegenden, an die so unendliche Erinnerungen sich knüpfen, wie Reisende, die jene Ruinen erst kürzlich besuchten, sie geben:

„Nahe bei Merdascht, am Fuße eines grauen Marmorgebirgs, gewahrt man eine Art Plattform in den Felsen gehauen, deren vier Seiten den Himmelsgegenden entsprechen. Diese Stelle wird von den jetzigen Persern „Tschibl-Minar" oder die vierzig Säulen genannt, und hier scheint der Palast gestanden zu haben, den Alexander in trunkenem Muthe zum Theil verbrennen ließ, um dadurch den ewigen Untergang des Reichs des Cyrus zu bezeichnen. Das Ganze hat die Gestalt eines Amphitheaters und mehrerer übereinander angelegter Terrassen. Die Stufen von einer Terrasse zur andern sind so breit, daß zehn Reiter neben einander sie ersteigen konnten. Auf der Fläche jeder Terrasse sieht man noch Reste von Bogengängen und Trümmer von Gebäuden mit Zimmern, die, wie es scheint, bewohnt waren, und im Hintergrunde endlich, nach dem Felsen zu, an den dieses ungeheure Gebäude sich anlehnte, befinden sich zwei in den Felsen gehauene Grabmäler, deren Eingang man bis jetzt noch nicht entdecken konnte. Die Treppen, Bogen und Gewölbe bestehen aus Marmor, ohne Kalk oder Mörtel zusammengefügt, und doch sind die Steine so gut verbunden, daß man nur mit Mühe die Fugen entdeckt.

„Was diesen Gebäuden ein noch größeres Interesse gibt, ist, daß die Mauern mit Basreliefs und Inschriften bedeckt sind, über deren Bedeutung lange ein geheimnißvoller Schleier lag, den der Scharfsinn der Gelehrten jedoch zum Theil gelüftet hat. Einige der Basreliefs stellen den Herrscher dar, theils wie er den Großen seines Hofes Audienz ertheilt, theils wie er religiöse Ceremonien verrichtet; weiterhin sieht man eine Art von Prozessionen. Auf andern Stellen der Mauer sind Kämpfe von Thieren gegen einander und gegen Menschen vorgestellt; diese Thiere sind größtentheils von fabelhafter Bildung, und aus Theilen verschiedener Thiere zusammengesetzt, die an den Quellen des Oxus, in der Bucharei und in Tübet zu Hause sind, als Greife, Drachen, das Einhorn u. s. w. Die Buchstaben der Inschriften sind bekanntlich sogenannte Keilschrift, und manche findet man oft drei Mal, jedoch auf verschiedene Weise wiederholt, weil sie wahrscheinlich verschiedenen Sprachen angehörten. Aus der einfachsten dieser Inschriften, in welcher die Worte durch Winkel oder einen schräg gestellten Nagel getrennt sind, hat Herr Grotefend die Namen des Darius, Sohns des Hystaspes und seines Sohnes Xerxes, entziffert. Unstreitig wurden diese erhabenen Gebäude unter den ersten Nachfolgern des Cyrus errichtet; die Thiergestalten und die religiösen Ceremonien erinnern an Zoroasters Lehre, die wie bekannt in Bactria ihren Ursprung und unter jenem mächtigen Geschlechte Gesetzeskraft hatte.

„Einige Meilen nördlich von Tschibl-Minar liegt ein anderer Berg, in den ebenfalls vier, den ersten beiden fast ganz ähnliche, Gräber gehauen sind. Herr Ker-Porter, der eines derselben besuchte, bemerkte noch deutliche Spuren der Gewalt, deren es bedurft hatte, um den Eingang zu öffnen. In der Nähe dieses Grabes finden sich sechs Basreliefs aus einer spätern Zeit, die der Dynastie der Sassaniden im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehören. Auf einem sieht man „Ormuzd," den guten Genius der Religion der Magier, der dem Artaxerxes, dem Gründer der Sassanidendynastie ein Diadem überreicht, von welchem Opferbinden herabhängen: das Sinnbild der königlichen Würde. Zwei Inschriften, eine in der Pehlwi- und die andere, als Uebersetzung, in griechischer Sprache, lassen keinen Zweifel über die Deutung dieser herrlichen Arbeit. Ein zweites Basrelief stellt eine Fürstin dar, die von einem Manne, der der König, ihr Gemahl, zu seyn scheint, ein ähnliches Diadem erhält. Auf einem andern Basrelief sieht man einen Monarchen zu Pferde, der eine vor ihm stehende Person bei den Händen faßt, neben welcher ein Mann in flehender Stellung auf den Knien liegt. Da dieselbe Scene auch auf den Monumenten von Schapur vorgestellt ist, und da hier die stehende sowie die knieende Figur römisch gekleidet sind, so läßt sich annehmen, daß beide Basreliefs den unglücklichen Kaiser Valerian vorstellen, der in die Gewalt Sapors I fiel. Das Gebirg, in welches jene vier Gräber gehauen sind, sammt den sechs Basreliefs, wird im Lande „Nakschi-Rostem oder Gestalt des Rostem genannt, weil das Volk auf ihnen das Bild dieses alten persischen Helden zu erblicken glaubte.

„Nicht weit von Nakschi-Rostem, in einer „Nakschi-Redscheb" genannten Gegend, findet man drei ebenfalls in den Felsen gehauene Basreliefs, von denen das eine einen König zu Pferde mit einem Gefolge von neun Personen darstellt; der Kopf der erstern Figur ist später von den Persern verstümmelt worden. Auf den beiden übrigen Basreliefs sieht man zwei Figuren, die sich ein Diadem entreißen zu wollen scheinen, eine Inschrift in der Pehlwi- und in griechischer Sprache sagt, daß die Figur zu Pferde Sapor I ist.

„Nördlich von Nakschi-Rostem und Nakschi-Redscheb, in einer Ebene Namens Murghab, findet man ein kleines viereckiges Gebäude auf einem ungeheuer großen Piedestal von weißem Marmor. Das Volk nennt dieses Gebäude „Meschhed-Mader-i-Soleyman" oder das Grab der Mutter Salomo's, der Gewohnheit der Orientalen zufolge, jedes Monument, dessen Entstehung ihnen nicht bekannt ist, dem großen Salomo zuzuschreiben. Da der Styl dieses Gebäudes mit der Beschreibung übereinstimmt, die Diodor von Sicilien von dem Grabmale des Cyrus macht, so hält es Herr Ker-Porter für das Mausoleum dieses großen Fürsten, und die Ebene, in der es liegt, scheint ihm Passargade zu seyn."

Dieß sind die Denkwürdigkeiten, die der Boden von Persepolis bietet, und die bei fortgesetzter Untersuchung an Interesse nur gewinnen können. Noch muß man bemerken, daß ein Theil dieser Ruinen wegen ihrer Lage am Fuße der Gebirge noch unter Geröll vergraben liegt, und daß man in den Ebenen hie und da auf Trümmer von Säulen, von Steinen mit Inschriften und Basreliefs stößt. Oft finden sich neben diesen erhabenen Resten des ehrwürdigen Alterthums arabische Inschriften, die zum Theil der Regierung der Bouiden und zum Theil dem Zeitalter eines Enkels des großen Tamerlan angehören.

*) Wir theilen diese kleine Notiz über die Ruinen von Persepolis aus dem „Monitenr Ottoman" mit, nicht als ob sie besonders neue Angaben enthielte, sondern weil sie kurz und faßlich eine Uebersicht des hauptsächlich Wissenswürdigen über diese prachtvollen Denkmäler des Alterthums gibt. A. d. R.

Statistische Mittheilungen über Bulgarien.

(Aus der Zeitung von Odessa.)

Jeder Distrikt oder Ajanlik wird von einem Ajan regiert, der die ausübende Gewalt und die Verwaltung der Finanzen besorgt. Dem Ajanen steht immer ein von der Gemeine gewählter Bulgare zur Seite, der den Titel eines Tscharadabsi oder Kadsibaschi hat. Der Ajan hat nicht das Recht, sich selbst einen Beamten zu ernennen; aber er kann den gewählten absetzen und verlangen, daß man einen andern ernenne. Dieß geschieht jedoch nur sehr selten und meist nur dann, wenn die ärmere Klasse der

Bulgaren, die bei der Wahl keine Stimme hat, sich bei dem Ajan gegen den Tscharabadsi beschwert, worauf dann der erstere, nach vorausgegangener Untersuchung den Beamten zuweilen entsetzt. Indeß entsagt der Tscharabadsi, wenn er sieht, daß der Ajan ihm nicht geneigt ist, meist freiwillig seiner Stelle. Der Tscharabadsi hat die Pflicht auf sich, alles Nöthige in Vollzug zu setzen, um den Vorschriften und Forderungen der Ajanen zu genügen, und also auch die Lieferungen an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen für die Türken, die Istschirl genannt werden, zu veranstalten. Dem Tscharabadsi ist noch ein anderer Bulgare beigegeben, der den Titel Kabzimal oder Schreiber hat, nebst einem Türken, den man Koldsi nennt und der nöthigenfalls den Kabzimal in die Dörfer begleitet. In jedem großen Dorfe oder Kreise befindet sich ein türkischer Chef, Subaschi oder Izobtschi genannt, der ebenfalls seinen vom Dorfe oder der Gemeinde ernannten Tscharabadsi an der Seite hat, dem gleiche Pflichten, wie jenem den Ajanen beigegebenen obliegen. Der Subaschi wird vom Ajan ernannt. In den von Wojewoden verwalteten Wojewodschaften findet dieselbe Rangordnung unter den Beamten statt wie bei den Ajanliks. *) In den Ajanliks, wo ein dem Fiskus gehöriges Eigenthum besteht, sey es nun ein Zoll oder irgend eine andere Abgabe, deren Ertrag in die Kasse des Sultans fließt, ist die Verwaltung einem eigenen Beamten übergeben, der den Titel Wojewoda hat, und dessen Anstellung, so wie die der übrigen Wojewoden, von Konstantinopel aus verpachtet wird. Oft geschieht es, daß Bulgaren solche Aemter in den Ajanlyks kaufen. Der Wojewode und der Ajan, die sich in Einem Ajanlyk befinden, sind gänzlich unabhängig von einander. Gegenwärtig sind diese Wojewoden durch Serdars ersetzt worden, die ungefähr den Wirkungskreis unsrer Polizeibeamten haben, und über kleinere Vergehen der Eingebornen, als z. B. über Verkauf nach falschem Gewichte u. dgl., entscheiden. Jedes Ajanlyk oder jede Wojewodschaft hat einen Kadi oder Richter, der weder unter dem Ajanen noch unter dem Wojewoden, ja nicht einmal unter dem Pascha steht. Diese Aemter werden auf einige Monate in Konstantinopel verkauft. Die Bulgaren, die von ihren Glaubensverwandten gerichtet seyn wollen, sind mit dieser Einrichtung sehr unzufrieden.

Die Erhebung der Abgaben geschieht, wenn das Land ruhig ist, zweimal im Jahre. Zu diesem Zwecke versammelt der Ajan alle Tscharabadsis seines Ajanlyks jedes Mal am Tage des heiligen Georg (25 April) und am Tage des heiligen Demetrius (26 November) im Hause des Kadi, und theilt ihnen den Bestand der Ausgaben für sechs Monate mit. Gewöhnlich bezahlt er die Summe, die nach Konstantinopel geliefert werden muß, aus seiner Tasche und vergrößert sie so wie das Budget aller übrigen Ausgaben, um sich keiner unangenehmen Verantwortlichkeit auszusetzen. Hierauf nimmt er mit den Tscharabadsis die Vertheilung der Summe auf die einzelnen Dörfer vor; ein Geschäft, bei dem nicht immer Unparteilichkeit waltet. Ueberdieß wird noch ein Para von jedem Piaster oder dritthalb Prozent für den Kadi zum Voraus abgezogen. **) Solche Versammlungen finden jedoch nur dann statt, wenn die Pforte durch einen Ferman eine außerordentliche Vermehrung der Einkünfte verlangt. Im gewöhnlichen Geschäftsgange nimmt der Ajan die willkürliche Vertheilung der Abgaben auf die einzelnen Dörfer selbst vor. Jene Ajanen, denen daran gelegen ist, sich auf ihren Posten zu erhalten, machen, besonders in Oberbulgarien, nie eine solche Vertheilung ohne Vermittlung der Generalversammlung. Die Türken, welche in den bulgarischen Ajanlyks ansässig sind, bezahlen die gleichen Abgaben. Zahlt ein Dorf die ihm zugeschiebene Summe nicht auf der Stelle, so begibt sich der Kabzimal in Begleitung von Türken sogleich dorthin, um die Bezahlung zu erzwingen, wobei dann diese Exekutionsmannschaft noch zehn Prozent für ihre Mühe erhebt. ***) Sobald die Gesammtsumme der Auflagen für jede Stadt oder jedes Dorf bestimmt ist, machen die Tscharabadsis ihre Vertheilung auf die einzelnen Familien oder Individuen, und zwar ebenfalls nicht immer mit Unparteilichkeit. Rücksichtlich der Auflagen ist das Volk in drei Klassen getheilt, von denen die erste in gewöhnlichen Zeiten bis zu tausend Piaster, die zweite von zweihundert bis zu fünfhundert Piaster und die dritte von hundert bis zu hundert und fünfzig Piaster jährlich bezahlt. Die Tscharabadsis versetzen einzelne Individuen, je nach der Zu- oder Abnahme ihres Vermögens, in eine andere Klasse; eine solche Versetzung geschieht jedoch oft auch auf einen Beschluß des Ajans. In Kriegszeiten haben die Auflagen keinen festen Satz; während des letzten Krieges waren sie drei Mal stärker als gewöhnlich, andere durch den Krieg verursachte Abgaben ungerechnet.

(Schluß folgt.)

*) Seit einiger Zeit fängt man an, die Woiwoden durch Ajanen zu ersetzen. Indeß behalten die Distrikte noch immer den Namen Woiwodschaften.

**) Auf alle Fälle erhält der Kadi siebentausend Piaster für sechs Monate, und reicht der Bezug von einem Para für jeden Piaster nicht hin, so wird ihm das Fehlende aufgezahlt.

***) Dieser Gebrauch besteht noch jetzt in der Moldau und Wallachei, nur nehmen hier mehrere Beamten und Gerichtsstellen an diesem Privilegium des Bezugs von zehn Prozenten Theil, das sogar auch auf Privatschulden ausgedehnt wird.

Die Bevölkerung Rußlands im Jahre 1829.

(Schluß.)

III. Zum Militär gehörige unbesteuerte Unterthanen.

In der regulären Militäransiedlung aus den Kronbauern übergeführte	189,870
Die Kosakenheere: Im Donischen:	
Offiziere	1,585
Kosaken	90,225
In dem Tschernomorskischen:	
Offiziere	509
Kosaken	57,679
Längs der kaukasischen Linie angesiedelte:	
Offiziere	308
Kosaken	32,507
Im Astrachanischen:	
Offiziere	282
Kosaken	12,079
Im Orenburgischen:	
Offiziere	617
Kosaken	31,160
Im Stawropolischen:	
Offiziere	58
Kosaken	1,790
Im Baschkirischen:	
Offiziere	4,241
Kosaken	160,689
Geistlichkeit	2,339
Im Metscheräkischen:	
Offiziere	872
Kosaken	29,709
Geistlichkeit	578
Im Ssibirischen:	
Stadtmilitär	5,71[illegible]
Gränzmilitär	3,816
In den Linienkosaken:	
Offiziere	229
Kosaken	19,776
Nomadisirende Kalmucken	28,544
Nomadisirende Kirgisen	68,810
Im Ganzen	747,557

IV. In den Revisionslisten nicht Eingetragene.

Zum Erbadel gehörige und ins Adelbuch eingetragene	148,550
Persönliche Edelleute	46,444
Oberoffizierskinder	19,889
Beamte	19,854
Bürgerliche	92,999
Verabschiedete Soldaten	85,791
Ausländer	16,581
Im Ganzen	427,685

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Beilage: Karte der Sandwichinseln.

er Völker.

7 Februar 1832.

Urtheiles zu vernehmen.
schnell. Dieser schleunige
deutung. Ich fühlte mich
rde! War es dann nicht
n ihm zu beleben, die so
lten? Der junge Mensch
o schnell auf, als es ihm
te dem Mandadero. Als
and, nahm ihn der Ker-
stalt mit dichtem rothem

in Unglück begegnet, was
n verhüten möge! Allein
die „Capilla" *) kämet,
Brüderschaft „de Paz y
tellen wird, über die Ihr
verfügen könnt. Da wär'
Euch, wenn Ihr in Eu-
edenken wolltet, der Euch

itleid gemischt, malte sich
er sagte: „Seyd ruhig,
erinnern."
er von Hoffnung. Der
n ich Guzman unterstützte,
ur mühsam sich bewegte.
hmalen Gang. Wenn am
ks wendete, so war Guz-
: „Sala de Declaraciones"
Todesurtheil ausgesprochen
nigen Jahren „Presidio"
esprochen werden. Wenn
dete, war der Angeklagte
illa. Es war ein furcht-
lls der Mandadero an's
s zu erwarten; denn wir
cht hatten, ging er rechts

ie zum Tode Verurtheilten

KARTE
der
SANDWICH-INSELN.

Bulgaren, die bei der
den Tscharabadsi beschwe
Untersuchung den Beam
badsi, wenn er sieht,
seiner Stelle. Der Tsch
Vollzug zu setzen, um
genügen, und also auc
dürfnissen für die Tür
Dem Tscharabadsi ist
Kadzimal oder Schreiber
und der nöthigenfalls
großen Dorfe oder Kre
Izobitschi genannt, der
nannten Tscharabadsi
den Ajanen beigegeben
nannt. In den von
selbe Rangordnung un
den Ajanliks, wo ein
ein Zoll oder irgend ei
Sultans fließt, ist die
den Titel Wojewoda ha
Wojewoden, von Kon
daß Bulgaren solche Ae
der Ajan, die sich in
von einander. Gegenw
worden, die ungefähr de
über kleinere Vergehen
schem Gewichte u. dgl.
schaft hat einen Kadi o
unter dem Wojewoden,
Aemter werden auf einig
garen, die von ihren G
dieser Einrichtung sehr

Die Erhebung
ist, zweimal im Jahre.
Tscharabadsis seines Aja
(23 April) und am Tage
des Kadi, und theilt ih
mit. Gewöhnlich bezahl
werden muß, aus seine
aller übrigen Ausgaben,
auszusetzen. Hierauf w
Summe auf die einzelne
Unparteilichkeit waltet.
oder dritthalb Prozent f
Versammlungen finden j
Ferman eine außerorden
gewöhnlichen Geschäftsg
der Abgaben auf die e
daran gelegen ist, sich a
Oberbulgarien, nie eine
versammlung. Die Tü
sind, bezahlen die gleich
Summe nicht auf der S
Türken sogleich dorthin,
diese Exekutionsmannsch
Sobald die Gesammtsum

*) Seit einiger Zeit fä
Indeß behalten die
**) Auf alle Fälle erhäl
reicht der Bezug vo
das Fehlende aufge
***) Dieser Gebrauch be
men hier mehrere B
Bezugs von zehn Pr
gedehnt wird.

OAHU.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 38. 7 Februar 1832.

Erinnerungen aus Spanien.

2) Die Verurtheilung.

Bevor ich für Guzman Schritte thun konnte, deren Erfolg mir allein von einer wahren unumwundenen Darlegung der Verhältnisse abzuhängen schien, mußte ich den Gefangenen sehen und sprechen. Erst am folgenden Morgen, Dienstag um zwölf Uhr, erhielt ich unter der Aegide eines Alcaden des Gerichtshofes die Erlaubniß, Jose in seinem Gefängnisse besuchen zu dürfen. Man führte mich in ein enges, feuchtes und dunkles Gewölbe, wo ich Guzman mit Fesseln an den Füßen auf Stroh liegen fand. Ich setzte mich auf einen Stein den einzigen Sitz in diesem Kerker neben ihn. Der Gefängnißwärter entfernte sich, und ließ uns allein im Dunkeln zurück. Der junge Mensch schwieg. Wahrscheinlich hielt er mich für einen jener Vögel von schlimmer Vorbedeutung; für einen Alcaden, Alguazil oder Escribanos, die sich im Gefängnisse, gleich der Eule auf der Wohnung eines Sterbenden, sehen lassen. Ich brach zuerst das Schweigen, indem ich meinen Wunsch zu erkennen gab, ihm in seiner gefährlichen Lage beizustehen, wobei es jedoch von seiner Seite nöthig sey, sich mir ganz und ohne Rückhalt mitzutheilen. Jose dankte mir mit Wärme, obgleich er mit vollkommener Resignation gestand, daß er keine Hoffnung habe, und sich als verloren betrachte. Er erzählte mir Alles, nur von seiner Liebe schwieg er. „Ihr hofft nicht mehr, Pepe, sagte ich ihm, allein Mariquita will, daß ihr hofft.“ — „Mariquita, rief er mit zitternder Stimme. — Sie haben Sie also gesehen, Sie wissen Alles! — Wohlan so will ich noch hoffen, weil sie mich noch liebt. Einige Tage werden noch verstreichen, bevor mein Urtheil gesprochen wird — vielleicht kann man diese Zeit benützen.“ —

Dieß war auch mein Gedanke. Wir hatten uns verrechnet. Da die Diebstähle in Madrid täglich zunahmen, so hatte der Minister der Gerechtigkeit und Gnade, um die Verbrecher durch ein nachdrückliches Beispiel zu schrecken, noch an demselben Morgen von dem Gerichtshof der Alcaden im Namen des Königs das Urtheil in diesem Prozesse verlangt, und im Falle der Verurtheilung die unverzügliche Hinrichtung des Schuldigen. Im Augenblicke, wo ich Guzman verlassen wollte, trat der Gefängnißwärter mit einer Laterne in der Hand und von einem „Mandadero“ (einer Art Gerichtsdiener) begleitet ein, der dem Angeklagten den Befehl gab, ihm zu folgen, um die Eröffnung seines Urtheiles zu vernehmen. Die Sentenz erfolgte gewöhnlich nicht so schnell. Dieser schleunige Rechtsgang schien von keiner guten Vorbedeutung. Ich fühlte mich sehr beunruhigt. Wenn er verurtheilt wurde! War es dann nicht eine Grausamkeit von mir, Hoffnungen in ihm zu beleben, die so schnell und furchtbar getäuscht werden sollten? Der junge Mensch schien weniger bestürzt als ich; er stand so schnell auf, als es ihm seine gefesselten Füße erlaubten, und folgte dem Mandadero. Als er auf der Schwelle seines Gefängnisses stand, nahm ihn der Kermeister — eine dicke schwerfällige Gestalt mit dichtem rothem Backenbart bei Seite, und sagte zu ihm:

„Amigo, es ist möglich, daß Euch ein Unglück begegnet, was zwar die santissima Virgen del Carmen verhüten möge! Allein wenn es Gottes Wille wäre, daß Ihr in die „Capilla“ *) kämet, so will ich Euch nur bemerken, daß die Brüderschaft „de Paz y Caridad,“ Euch fünfhundert Realen zustellen wird, über die Ihr zu Gunsten von Jedem, den Ihr wollt, verfügen könnt. Da wär' es denn, dächt' ich, ein gutes Werk von Euch, wenn Ihr in Eurem Testamente eines armen Menschen gedenken wolltet, der Euch in seinem Gebete nicht vergessen würde.“

Ein Lächeln aus Verachtung und Mitleid gemischt, malte sich auf dem Gesichte des Angeklagten, indem er sagte: „Seyd ruhig, mein Freund, ich werde mich Eurer Bitte erinnern.“

Noch blieb mir ein schwacher Schimmer von Hoffnung. Der Mandadero ging voran. Ich folgte, indem ich Guzman unterstützte, der wegen der Eisen an seinen Füßen nur mühsam sich bewegte. Wir befanden uns in einem langen und schmalen Gang. Wenn am Ausgang desselben der Mandadero sich links wendete, so war Guzman gerettet. Man führte ihn dann in die „Sala de Declaraciones“ — in den Saal der Erkenntnisse, wo kein Todesurtheil ausgesprochen wurde, er konnte hier höchstens zu einigen Jahren „Presidio“ (Galeere) verurtheilt, vielleicht gar freigesprochen werden. Wenn der Mandadero dagegen sich rechts wendete, war der Angeklagte verloren, man führte ihn dann in die Capilla. Es war ein furchtbar langer Weg durch den Corridor. Als der Mandadero an's Ende gekommen war, blieb er stehen, uns zu erwarten; denn wir waren zurückgeblieben. Als wir ihn erreicht hatten, ging er rechts

*) Die „Capilla,“ Kapelle, in die bloß die zum Tode Verurtheilten gebracht werden.

ab. Es war um Guzman geschehen, der Weg ging nach der Capilla. Der junge Mensch schleppte sich fort, indem er sich auf mich stützte. Ich spürte wie ein heftiger Schauder seinen Körper schüttelte. Ein kalter Schweiß stand auf meiner Stirne. Als dieser erste Schrecken vorüber war, empfanden wir vielleicht beide ein minder schmerzliches Gefühl bei der unerbittlichen Gewißheit des Todes als bei der Höllenangst auf dem Wege durch den Corridor. Wir waren vor der Pforte der Capilla angelangt; sie stand offen. Der Mandadero blieb auf der Schwelle stehn, und befahl Guzman gleichfalls stehen zu bleiben. Dieß dauerte einige Minuten. Es war unverkennbar, man hatte Guzman in der Capilla erwartet. Alle nöthigen Vorbereitungen zu seinem Empfange waren bereits von der Brüderschaft „de Paz y Caridad" für diesen Tag getroffen. Diese Brüderschaft ist eine fromme Verbindung, die nach allen Kräften den zum Tode Verurtheilten von ihrem Eintritt in die Kapelle bis zu ihrem letzten Augenblicke beisteht, und auch nach der Hinrichtung für das Begräbniß besorgt. Guzman fand hier sechs Brüder der Gesellschaft, die bestimmt waren — ihm Hülfe und Beistand zu leisten.

Es schlug die Mittagsstunde auf dem Thurm von Santa Cruz, und wenige Augenblicke darauf nahten sich feierlichen Schrittes aus der Tiefe des Corridors sechs Alguazils, vier Carceleros und der Alcaide des Gefängnisses, *) voran ein Alcade, alle in schwarzer Kleidung. Vor der Pforte der Capilla, dem Angeklagten gegenüber, blieben sie stehen. Der Alcade las hierauf das Urtheil vor, das Jose Guzman zum Tode an der „Horca" — dem Galgen — wegen eines Diebstahles von 20 Realen mit Einbruch verurtheilte. Der Alcade las die Sentenz mit aller gebührenden Würde vor, und schien sein Gefühl so sehr in seiner Gewalt zu haben, daß er auch nicht die leiseste Spur davon verrieth. Er las mit einem äußerst reinen kastillanischen Accent, sprach jedes Wort rein und deutlich aus und nicht eine Saite seiner Stimme erbebte, nicht die mindeste Zuckung auf seinem Gesichte verrieth einen einzigen ungehorsamen Nerven. Guzman hatte während des Vorlesens nicht weniger Ruhe bewiesen als der würdige Alcade, der ihn den Händen der Brüderschaft überließ. Diese führte ihn in die Capilla und der Alcade entfernte sich eben so feierlich mit seinem Gefolge von Aguazils und Carceleros, als er gekommen war.

Die Mexikaner im Jahre 1830.

2. Die Parteien.

Die Parteien in Mexiko haben im Verlaufe der Revolution oft die Namen gewechselt. Anfangs waren es die Patrioten und Guachupins, später die Republikaner und Imperialisten, endlich die Föderalisten und Centralisten, die man auch Schotten und Yorkinos nannte. Gegenwärtig, im Jahre 1830, erheben sich zwei große Parteien, in die sich wahrscheinlich die ganze Bevölkerung theilen wird, wie vormals die Kreolen und Spanier die einzigen Gegner waren. Diese beiden neuen (oder vielmehr sehr alten) Parteien sind die des Landes und die der Kreolen, die sich wieder in einige Fraktionen abtheilen. Um ihre Ansichten und Absichten zu verstehen, muß man sich erinnern, daß Mexiko noch im Kriege gegen Spanien steht, daß seine Unabhängigkeit noch nicht anerkannt ist, daß seine Regierung noch keine Festigkeit hat und wandelbar ist, wie in den Vereinigten Staaten von 1783 bis 1789, selbst noch nach dem Frieden mit England.

Die Partei des Landes, die sich selbst die Patrioten oder die alten Mexikaner nennt, ist die zahlreichste, weil sie fast alle Indianer und Racen von gemischtem Blut enthält. Die Kreolen bezeichnen sie verachtungsweise mit dem Namen: „gentes irrazionales," vernunftlose Menschen — während diese die Kreolen Söhne der Guachupins heißen. Erstere, obgleich sie in der gegenwärtigen Zeit im Ganzen noch eine unwissende Masse bilden, zählen unter sich doch auch unterrichtete Leute. Sie verabscheuen die Spanier, die sie Verwüster, Räuber und Tyrannen schelten. Sie läugnen, von Cortez unterjocht worden zu seyn. Ihre Vorfahren, die Mexikaner, sagen sie, seyen von ihren Feinden, den Tlascalanern besiegt worden, unter denen sich eine Handvoll Spanier befunden, die durch ihre Feuerwaffen Schrecken verbreitet und nach Mexiko's Zerstörung alle Indianer entwaffnet, die Edlen des Volks, die Priester und Krieger getödtet, die Tempel, die Götterbilder und die Bücher jeder Art zerstört, die Schätze, die Ländereien und die Weiber von edlem Geblüte geraubt, das Volk zu einer tiefen Unwissenheit und grausamen Knechtschaft herabgewürdigt und ihm neue Heilige und neue Götzenbilder aufgedrungen habe. Gegenwärtig, nachdem diese tyrannischen Guachupins vertrieben und die Kreolen selbst, als Abkömmlinge der von den Spaniern geraubten Frauen, Mexikaner seyen, könne man sie nur als eine einzige Nation betrachten.

Nachdem die Indianer ihre Freiheit errungen haben, und man ihnen den Gebrauch der Waffen gestattet und gleiche Rechte verliehen hat, müssen sie auch religiöse Freiheit, eine größere Theilnahme an den Stellen und Einkünften, und ein allgemeines Erziehungssystem erlangen. Die Kreolen können es zwar verschieben, diesen gerechten Forderungen nachzugeben; allein die Nationalpartei wird früher oder später doch siegen, und der Herrschaft über das Land theilhaftig werden. Die Fraktionen dieser Partei weichen nur in einzelnen Punkten in ihren Meinungen von einander ab, und die Kreolen bemühen sich diese Schattirungen in neue Parteien zu spalten, um ihre Kraft getheilt zu erhalten, und zu schwächen. So glauben die Einen, daß man mit den Spaniern niemals Friede machen, für die Anerkennung der Unabhängigkeit nichts bezahlen, und niemals mehr, auch nach dem Frieden nicht, Guachupins in's Land lassen solle. Diese Ansicht ist sehr weit verbreitet, und ihre Gegner nennen die Anhänger derselben „Antiguachupins." Eine andere Fraktion will alle Kirchengüter eingezogen haben, um die Staatsschuld zu bezahlen; deßgleichen verlangt sie, den Erpressungen der Geistlichkeit dadurch ein Ende zu machen, daß man sie mit einem bestimmten mäßigen Gehalte besoldet. Diese Ansicht hat viele Anhänger im Heere und selbst unter den Kreolen. Die Priester nennen sie insgesammt „die Ungläubigen" (infideles). Eine dritte Schattirung der Patrioten will eine Grundsteuer eingeführt wissen,

*) Die Carceleros, Gefängnißwärter; der Alcaide des Gefängnisses, der oberste Kerkermeister.

wodurch ein stehendes Einkommen gebildet würde, allein die großen Gutsbesitzer (und einige derselben haben unermeßliches Grundeigenthum) benützen ihren Einfluß, dieser heilsamen Maßregel entgegen zu arbeiten, obgleich durch sie allein es möglich würde, die Kosten der Regierung, die Interessen der Staatsschuld und den rückständigen Sold des Heeres zu bezahlen. Statt dessen nimmt man seine Zuflucht zu Monopolen, Stempelauflagen und Lotterien, ohne eine hinreichende Revenue zu schaffen, während das Grundeigenthum ganz unbesteuert bleibt.

Die andere Partei, die der Kreolen, die sich oft auch die „Nacionales" nennen, beherrscht das Land mit Hülfe der Generäle und Bischöfe, der Priester und Mönche, der Richter und Advokaten, der Beamten und Monopolbesitzer, die fast alle von dieser Klasse sind. Allein im Heere, in der legislativen Versammlung, unter den verschiedenen Handwerken, selbst unter den Gutsbesitzern, haben die Patrioten bereits die Majorität. Während die Indianer nur kleine Pachtungen und Gärten besitzen, haben die Kreolen oft wahrhaft fürstliche Besitzungen von 50 bis 100,000 Morgen Landes. Zwar geben sie sich den Anschein, die Indianer zu verachten, denen sie Unwissenheit, Blödsinn und viele Laster vorwerfen: allein sie wissen gar wohl, daß eben diese Fehler, durch die es ihnen allein möglich ist, die Indianer zu beherrschen, ein großes Gewicht in die Schale legen, wenn man ihres patriotischen Beistandes bedarf. Viele von den liberalen Kreolen haben sich bereits mit den Patrioten vereinigt, und die übrigen werden das Gleiche thun, wenn sie einsehen, daß sie nachgeben müssen. Uebrigens ist die Partei der Nacionales selbst unter sich getheilt. Die aristokratische Partei will die Kirche und das Grundeigenthum in allen ihren Vorrechten aufrecht erhalten. Man nennt sie „Yorkinos" und „Anglicanos," weil sie von England geleitet werden, und sich wieder mit Europa in Verbindung setzen möchten. Einige von dieser Partei hegen sogar noch heimlich eine Sehnsucht nach der „väterlichen Herrschaft der Spanier." Diese Partei herrscht in Mexiko, seit Bustamente Guerrero gestürzt hat, der als Mestize der Abgott der Patrioten war. Guerrero's Talente waren unbedeutend, man kann ihn mit Paez von Venezuela vergleichen. Man konnte ihn entfernen, sogar verbannen, so wenig fürchtete man ihn. Indeß ist seine Partei zahlreich und bereitet sich vor, Bustamente Widerstand zu leisten, der ungeachtet seines Talentes gestürzt werden wird, da er allzu sehr Aristokrat ist. Die Furcht vor einem neuen Bürgerkriege allein hindert die Patrioten kräftig aufzutreten. Doch dieser Krieg hat bereits begonnen und ist noch nicht geendigt. *) Bravo ist ein braver und rechtschaffener Patriot von einigem Talent. Obgleich er dieser Partei angehört, könnte er doch zur Präsidentschaft gelangen und dann würde er wahrscheinlich den Washington spielen, wenn ihn anders seine Umgebung nicht daran verhinderte. Der erste Präsident Vittoria ist ein guter Landwirth geworden. Petrazza war von Allen verabscheut, außer von den Ultras seiner Partei, da er von Spanien erkauft war. Santanna wird wegen seiner Grausamkeit und Habsucht von den Indianern verabscheut und von den Republikanern gehaßt, weil er Imperialist war.

*) Der Verfasser schrieb diesen Beisatz im J. 1830. Bekanntlich ist der Aufstand der Anhänger Guerrero's nicht geglückt.
Anm. d. R.

Die zweite Fraktion der kreolischen Partei wird die **Centralisten** genannt, die das Föderativsystem umstürzen, und eine Centralregierung einführen möchten. Viele Mitglieder der Kirche und des Heeres gehören ihr an, wie sie es denn auch für sachdienlich hielten, Bustamente gegen die Patrioten zu unterstützen. Die liberalen Kreolen, die alten Imperialisten, die Spanischgesinnten (denn auch solche gibt es unter den Kreolen) bilden die verschiedenen Schattirungen dieser Partei. Die beiden letzten Kategorien sind von keiner Bedeutung; allein die liberalen Kreolen, die sich mit jedem Tage vermehren, könnten ein großes Gewicht in der Wagschale werden. Die Politik der gegenwärtig am Ruder der Gewalt stehenden Partei besteht darin, den englischen Einfluß zu begünstigen und Spanien durch England die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit abzunöthigen oder die Erlaubniß zu einem Angriffe auf Cuba zu erhalten, das eine Entschädigung für den Frieden wäre oder ein Mittel, ihn herbeizuführen. Die Eroberung dieser Insel würde nicht schwer seyn, wenn die Mexikaner unter sich einig und nicht von innern Erschütterungen bewegt wären; unter den gegenwärtigen Verhältnissen jedoch, am Vorabende neuer Kämpfe für die Freiheit, kann dieser Wunsch keiner Erfüllung entgegensehen.

(Schluß folgt.)

Kriminaljustiz in Frankreich.

(Aus dem im Moniteur enthaltenen Berichte an den König.)

Die französischen Gerichtshöfe urtheilten im Jahre 1830 5068 Anklagen nach angehörter Vertheidigung und 654 in Kontumaziam ab. Unter den erstern waren 6962 Angeklagte begriffen, unter letztern 787. Im Vergleiche mit dem Jahre 1829 zählte man 433 Anklagen und 370 Angeklagte weniger — eine auffallende Erscheinung unmittelbar nach einer Revolution, die große Unordnungen nach sich ziehen konnte. Mitten unter der Auflösung der politischen Ordnung, in der heftigen Gährung von Parteien und Leidenschaften, ist dieses Resultat ein Beleg für die fortgeschrittene Ausbildung des sozialen Körpers. Wenn man die in diesem Jahre vor den Assisenhöfen abgeurtheilten politischen Preßvergehen mit 13 Anklagen und 18 Angeklagten, die nach der frühern Gesetzgebung von der korrektionellen Justiz abgehandelt worden wären, hinwegrechnet, so würden sich 451 Anklagen und 388 Angeklagte weniger finden, als im Jahre 1829.

Das Verhältniß der Verbrechen gegen die Personen zu den Verbrechen gegen das Eigenthum ist fortwährend ein abnehmendes. Von den 5068 Anklagen hatten 3910 Verletzungen des Eigenthums zum Gegenstande, und 1158 Verbrechen gegen Personen. Das Verhältniß der letztern war im Jahre 1825 29 auf 100; 28 in den Jahren 1826 und 1827; 25 im Jahre 1828; 24 im Jahre 1829; 23 im Jahre 1830.

Das Verhältniß der Angeklagten zur Bevölkerung des Königreiches war im Jahre 1829 1 auf 4321; im Jahre 1830 1 auf 4576.

Dreißig Departements haben diese Durchschnittszahl überschritten. An der Spitze derselben stehen wie gewöhnlich die Departements der Seine und von Corsica: ersteres hatte einen Angeklagten auf 1260 Einwohner: letzteres einen auf 2152. Das Departement der Aisne zählte 1 auf 17,081; das der Creuse 1 auf 12,647; das der Loire 1 auf 11,305; das der Meurthe 1 auf 10,606.

Unter den 6962 Angeklagten zählte man 5608 Männer und 1354 Weiber; letztere stehen also zu den männlichen Angeklagten in einem Verhältnisse von 19 zu 100, wie im Jahre 1828. Dieses Verhältniß war im Jahre 1829 20. Das Verhältniß der Weiber ist in den Verbrechen gegen die Personen 15 zu 100, und von 21 zu 100 in den andern Verbrechen.

114 Angeklagte hatten weniger als 16 Jahre; 1161 waren zwischen 21 und 22. Im Jahre 1828 zählte man von der erstern Altersklasse 145; von der zweiten 1278; im Jahre 1829 von jener 117, von dieser 1226.

Es vermindert sich also fortdauernd die Zahl der jüngern Verbrecher, was einem zweckmäßigen Fortschreiten der Volksbildung zugeschrieben werden dürfte.

Unter den Angeklagten zählte man 5908 unverheirathete Individuen und 3151, welche verheirathet oder verwitwet waren; 2472 der letztern hatten Kinder; 216 waren keine Franzosen.

Im Jahre 1850 wie im Jahre 1829 konnten drei Fünftheile der Angeklagten (62 zu 100) nicht einmal lesen.

Von den 6962 Angeklagten wurden 2852 entlassen oder freigesprochen und 4150 verurtheilt, nämlich:

Zur Todesstrafe	92
Zu Strafarbeit auf Lebenszeit (Zuchthaus)	268
Zu Strafarbeit auf bestimmte Zeit	975
Zu Gefängniß	1005
Zum Pranger	8
Zur Entsetzung der bürgerlichen Ehre	1
Zu korrektionellen Strafen	1740
Kinder unter 16 Jahren, die in Korrektionshäusern behalten wurden	45
Zusammen	4150

Alle zum Tode Verurtheilten bis auf Einen kamen um Kassation ein; vier erhielten, nachdem ihre erste Verurtheilung annullirt worden war, dieselbe Strafe vor einem zweiten Assisenhofe; 58 wurden hingerichtet; 1 tödtete sich selbst im Gefängnisse; 52 erhielten eine Verwandlung der Todesstrafe; nämlich 22 in lebenslängliches Zuchthaus und zu Strafarbeit auf unbestimmte Zeit; 24 zu beständigem oder unbestimmtem Gefängniße; ein Einziger wurde ganz begnadigt.

Das Verhältniß der Freisprechungen zu den Verurtheilungen ist fast alle Jahre gleich. Die Zahl der freigelassenen Weiber (46 zu 100) ist stets beträchtlicher als die der Männer (39 zu 100). Die Erfahrung beweist auch, daß der Grad der Bildung einen bemerkbaren Einfluß auf die Freisprechung ausübt. Diese gab bei Leuten ohne alle Schulbildung ein Verhältniß von 38 zu 100; bei denen, die unvollkommen lesen und schreiben konnten, von 42 zu 100; bei denen, die eine vollständigere Kenntniß davon besaßen, von 48 zu 100, und von denen, die eine höhere Bildung genossen hatten, von 63 zu 100. Die Geschicklichkeit der Pariser Diebe bei ihrer Vertheidigung alle Wege zu berechnen, auf denen sie, durch Schweigen oder Zweideutigkeit des Gesetzes begünstigt, der Gerechtigkeit zu entwischen suchen, ist bekannt.

Der zweite Theil des Berichtes beschäftigt sich mit den korrektionellen Tribunalen, die im Jahre 1850 159.035 Anklagen abhandelten, wobei 210.691 Individuen betheiligt waren. Es wurden also über 21.176 Anklagen und 34.464 Angeklagte mehr entschieden, als im Jahre 1829. Dieser Unterschied gründet sich hauptsächlich auf Waldfrevel, die sich im Jahre 1850 bei verschiedenen Umständen bedeutend vervielfältigten. 177.721 Angeklagte wurden verurtheilt und 32.970 freigesprochen. Man zählte darunter 47.884 Weiber und 5032 Minderjährige.

Der dritte Theil des Berichtes enthält die Nachweise über die einfachen Polizeiabwandlungen, welche 105.902 Händel begreifen, worin 158.575 Individuen verwickelt waren. 20.006 wurden freigesprochen und 117.047 verurtheilt, die meisten zu Geldbußen.

Vermischte Nachrichten.

Als einen Beleg, welcher Bedrückung und Grausamkeit das irländische Landvolk ausgesetzt ist, erzählt das Morning Chronicle folgende Geschichte, zu der es an Seitenstücken nicht fehlen soll: „Ein kleiner Pächter im südlichen Ireland auf einem der Güter des Herzogs von Devonshire erhielt vor einem Jahre die Weisung, sein Gütchen, dessen Pachtzeit gerade zu Ende ging, zu verlassen. Da er und sein Vater viele Jahre hindurch auf dem Pachte gesessen waren, und ihnen des Herzogs gütiger Charakter bekannt war, so gerieth er über diese Aufkündigung in nicht geringe Bestürzung. Mit Thränen im Auge stellte er dem Agenten des Herzogs vor, wie hart es sey, ihn und seine Familie ohne allen Grund zu verstoßen; allein die einzige Antwort, die er erlangen konnte, lautete, daß er bis zu einem bestimmten Tag die Pachtung geräumt haben müsse. Dieß sey des Herzogs Wille und Befehl. „Gut denn, Sir, sagte der arme Pächter, aber ich hoffe, Sie werden mir nicht hinderlich seyn, bei einem andern Herrn eine Pachtung zu erlangen und mir ein Zeugniß ausstellen, daß ich ein ehrlicher, nüchterner und fleißiger Mann bin, und nicht etwa von dem Gute vertrieben worden bin, weil ich mit dem Pachtschilling nicht eingehalten.“ „Nur ein Schuft könnte Euch verweigern, erwiderte der Agent, worauf Ihr so gerechten Anspruch habt.“ Der Pächter empfing mit Dank das Zeugniß, beurlaubte sich auf einige Tage von seinem Weibe, setzte sich zu Cork in ein Dampfschiff, landete in Bristol und stand bald darauf vor dem Thore des Palastes des Herzogs von Devonshire in London. Anfangs wollte ihn der Herzog nicht vorlassen, allein da sich der Pächter durchaus nicht abweisen ließ, so willigte er endlich ein, ihn zu sprechen. „Ich bin erstaunt, fuhr der Herzog den armen Irländer an, daß ein so schlechter Mensch wie Ihr, der sich dem Trunk ergeben und Weib und Kinder am Hungertuche nagen läßt, so unverschämt seyn kann, mir vor Gesicht zu kommen, oder gar um eine neue Pachtung anzuhalten.“ — „Mich dem Trunke ergeben! Weib und Kinder am Hungertuche nagen lassen! rief der Irländer erstaunt. Wer sagt Das?“ — „Wer es sagt? erwiderte der Herzog, indem er ihm einen Brief vor die Füße warf. Hier lest, Was mir von Euch geschrieben worden ist.“ Der Pächter hob den Brief auf, las ihn, sah den Herzog an, dann wieder den Brief und brach endlich in ein lautes Gelächter aus. „Wie, rief der Herzog entrüstet, ist Dieß die Art, wie man eine so ernsthafte Sache behandelt! Ich sehe, mein Agent hat mir die Wahrheit geschrieben, daß Ihr ein unverbesserlicher Mensch seyd.“ — „Ich bitte Eure Gnaden um Vergebung wegen meines Gelächters, erwiderte der Irländer, allein ich habe da Etwas Schwarz auf Weiß bei mir, was der Wahrheit näher kommt. Wollen Eure Gnaden es nicht gefälligst eines Blickes würdigen?“ Somit überreichte er dem Herzog ehrfurchtsvoll sein Zeugniß. Dieser war nicht wenig erstaunt, zwei so verschieden lautende Berichte von einer und derselben Hand zu lesen. Der Herzog ließ hierauf seinen Pächter gut bewirthen, ersetzte ihm das Reisegeld und gab ihm beim Abschiede einen Pachtbrief und ein Schreiben an seinen Agenten mit, indem er sagte: „Nun, mein Freund, sagt Niemand ein Wort, wo Ihr gewesen seyd, bis der Sheriff in Euer Haus kommt, um Euch hinauszutreiben. Dann zeigt diesen Pachtbrief vor und gebt meinem Agenten, der Euch gewiß nicht mehr belästigen wird, dieses Schreiben.“ Gesagt, geschehen. Der Pächter wanderte nach Hause zurück, und erwartete getrosten Muthes den Tag, wo er vom Pacht abziehen sollte, und als der Agent mit dem Sheriff ins Haus trat, überreichte er diesem den neuen Pachtbrief, jenem zu seinem größten Schrecken das Schreiben des Herzogs, worin ihm sein Dienst genommen wurde. Der Agent hatte einen Bruder, dem er gern die wohlangebaute Pachtung in die Hände spielen wollte, und deßhalb den ehrlichen Irländer bei dem Herzoge so angeschwärzt.

Das „Annuaire du Bureau des Longitudes“ für 1852 enthält folgende statistische Angaben über die Geburten, Sterbefälle und Ehen in Paris während des Jahres 1850; dem zufolge zählte man in gedachtem Jahre zu Paris 28.587 Geborne, von denen 14.488 Knaben und 14.099 Mädchen waren; 18.580 waren ehelich erzeugte, 10.007 uneheliche; von diesen wurden 2258 von ihren Eltern anerkannt und 7749 in die Findelhäuser gegeben. Die Zahl der Ehen belief sich auf 7524; hievon waren 383 zwischen Junggesellen und Witwen, 729 zwischen Witwern und Mädchen und 160 zwischen Witwern und Witwen. Die Zahl der Verstorbenen betrug 27.466, von denen 15.664 in ihrem Hause, 10.754 in Spitälern, 606 in den Militärlazarethen, 67 im Gefängnisse starben; 375 Leichen waren an der Morgue ausgestellt. — Die Gesammtzahl der Geburten in ganz Frankreich war im Jahre 1829 964.545, die der Todesfälle 806.717, so daß also in erwähntem Jahre sich eine Bevölkerungszunahme von 157.626 Seelen ergab. In demselben Jahre wurden in Frankreich 158 Personen gezählt, welche das hundertste Jahr erreicht hatten; von diesen gehörten nur 2 dem Departement der Seine an. Die meisten hundertjährigen Greise zählte das Departement der Aude: 22.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 39. 8 Februar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

5. Mariana. — Die Calhombolas. — Besuch bei den Corvatos-Indianern. — Indianisches Kirchenfest in St. João Baptista.

Wenige Städte Brasiliens gewähren einen so anmuthigen, freundlichen Anblick, als Mariana, das in einem schönen, geräumigen, ganz von kahlen Bergen umgebenen Thale liegt; der Riberão do Carmo, mit dem sich hier mehrere Bäche vereinigen, bildete es ohne Zweifel gemeinschaftlich mit den Gewässern, welche sich von den hohen, goldhaltigen Bergen herabstürzten, so daß der Boden des Thales aus einer Menge Schichten angeschwemmter Erde besteht, und die Stadt, in der vollen Bedeutung des Wortes, auf den reichsten Goldlagern erbaut ist. Sie scheint beinahe viereckig zu seyn, und besteht aus regelmäßig gebauten, gut gepflasterten Straßen, welche nach einem geräumigen Platze führen. Die Häuser sind alle weiß angestrichen, und sehen darum reinlich aus; unter ihnen zeichnet sich die Kathedrale, die Wohnung des Bischofs von Minas-Geraes, das Seminarium zur Eeziehung junger Geistlichen und das Regierungsgebäude, in welchem der Juiz de Fora seine Sitzungen hält, ganz besonders aus. Die Stadt mag etwas über 550 Feueestellen, von 4800 Seelen bewohnt, enthalten. Das Klima von Mariana ist, da es um 1300 Fuß niederer als Villa Ricca liegt, und besonders, da es ganz von Bergen eingeschlossen wird, nur wenig von dem von Rio de Janeiro unterschieden, und nur in der sogenannten Periode des Winters merkt man einen auffallenden Unterschied. Die Gärten, welche zwischen den Häusern der Stadt liegen, prangen mit den schönsten Gewächsen der Tropenländer, und der Reichthum an Wasser befördert ihr Gedeihen; beide tragen unstreitig viel dazu bei, die Hitze, welche während der hohen Sommerszeit in diesem Thale außerordentlich drückend ist, zu mildern.

Mariana sollte eigentlich das Ziel meiner Reise seyn, ich wußte aber, daß die Niederlassungen einiger Stämme der Ureinwohner nur wenige Tagreisen von hier entfeent waeen, und es zog mich so mächtig zu diesen Kindern dee Feeiheit und Natur hin, daß ich meinem Reiseplan untreu wurde, und mir vornahm, auf gut Glück mich ihnen ganz allein zu nähern. Ich hatte schon in Villa Ricca und gegen meine Freunde auf dem Lande den lebhaftesten Wunsch geäußert, die Wilden in den Urwäldern besuchen zu können, aber alle riethen mir, dieses Vorhaben aufzugeben, schilderten sie als hinterlistige, mordlustige Menschen, und äußerten allgemein die Hoffnung, man würde mit der Zeit gegen die wilden Völkerstämme, welche Minas-Geraes noch bewohnten, denselben Zerstörungskrieg führen, wie gegen die menschenfressenden Botocudos am Rio Doce. Auch in Mariana konnte man nicht begreifen, daß Wißbegierde oder Neugierde allein mich veranlassen sollten, eine in den Augen der Beasilianer so nutzlose Reise zu unternehmen. Ich ließ mich aber nicht irre machen, und ein glücklicher Zufall gab mir denselben Tag, als ich in Mariana angekommen war, einen willkommenen Reisegefährten. Im Begriffe, das Mittagsmahl einzunehmen, saß ich eben in dem Gastzimmer des Wirthshauses, als ein junger Mann hereintrat, welcher europäische Kleidung trug; er setzte sich, forderte Wein, betrachtete mich eine Weile, und redete mich endlich in feanzösischer Sprache an. Wir wurden schnell bekannt, und ich erfuhr, daß Senhor Lucio Soares Teixeiro, mit noch ein paar Namen, die ich vergaß, Doktor der Medizin war, fünf Jahre in Paris studirt, daselbst promovirt hatte, und sich jetzt in seiner Vaterstadt als ausübender Arzt aufhalte. Nachdem ich die Erzählung seiner Schicksale angehört hatte, theilte auch ich ihm meine Absicht mit, die Indianer zu besuchen, und zu meinem Erstaunen erbot er sich, mich zu begleiten. Wir trafen sogleich Anstalten zur Abeeise; ich ließ mein Pferd zurück und miethete ein Maulthier, packte mein Mantelsäckchen voll Spielereien, den Wilden zum Geschenke bestimmt, und meine Alforges voll Lebensmittel, woean ich auf der voehabenden Reise großen Mangel vermuthete, und widmete selbst dem Zustande meiner Pistolen einige Aufmerksamkeit. Den kommenden Tag säumte ich nicht, den Herrn Doktor in seiner Wohnung abzuholen, frühstückte bei seinen Eltern, welche, die Reise ungern sehend, ihn mit einem schützenden Skapulir beschenkten, worüber der aufgeklärte Brasilianer erröthete, und bald darauf hatten wir Mariana im Rücken.

Das Wetter war sehr günstig, und wir hatten alle Ursache, uns darüber zu freuen, denn hinter Mariana führte der Weg über die steile Serra do Itacolumi, auf einer nue mehr theilweise gepflasterten und sehr verfallenen Bergstraße. Als wir auf dem höchsten Punkte derselben angekommen waren, ließen wir unsere Thiere ruhen, und hofften, uns an einer prächtigen Aussicht zu erfreuen, welche nach unserer Meinung unbegränzt seyn mußte, da

wir uns wahrscheinlich höher als Villa Ricca befanden, aber die herrlichen Aussichten, welche die Küstenländer darbieten, scheinen sich im Innern Brasiliens nicht wiederholen zu wollen. Wir übersahen bis zu einer fast gränzenlosen Ferne zahllose Berge und Hügel, tief eingeschnittene Thäler und den gewaltigen Itacolumi, den höchsten der Berge, *) welche diesem Theile des Kontinents Form und Dauer geben. Der kahle Rücken dieser Hügel und Berge, das nackte Land, welches unfruchtbar schien, gab dem Ganzen das Ansehen, als wäre es vor nicht gar langer Zeit durch eine große Revolution emporgehoben, gebildet worden, und fange erst jetzt an, sich zu setzen und eine bestimmte Gestalt anzunehmen. Auf dem Gebiegsrücken, den wir nun erstiegen hatten, zeigten sich zuerst wieder Spuren einer kräftigen Vegetation, und als wir tiefer kamen, umgab uns undurchdringlicher Urwald, der Aufenthalt der Calhombolas, **) von welchen man in Mariana viel gefabelt hatte; ich wußte aber, was von solchen Gerüchten zu halten war, und hielt es für hinreichend, mit größerer Aufmerksamkeit und Vorsicht als gewöhnlich weiter zu reisen; ein Entschluß, welcher den Muth meines etwas furchtsamen Begleiters stärkte. Die einzige Wohnung auf einem Wege von vier Stunden war ein armseliges Wirthshaus, von drei bis vier Hütten umgeben; wir eilten an ihnen vorüber dem Rio Mainaede zu, über welchen eine gute Brücke führte, und langten bald darauf auf der Fazenda dieses Namens an, woselbst eine gut gebaute Venda uns einlud, kurze Zeit auszuruhen. Der Besitzer dieses Landes ist der Crösus der Gegend, ein Geistlicher dem Goldbergwerke gehören, welcher seinen Reichthum jedoch dem Ackerbaue verdanken dürfte, der hier, wie es scheint, im Großen und mit Erfolg getrieben wird; außerdem erbaute dieser unternehmende Mann an verschiedenen Orten kleine Kapellen, bei welchen er Branntwein-Schenken anlegte, welche ihm sehr viel eintragen. Wir waren Anfangs nur Willens, unsern Thieren Futter geben zu lassen, aber der geschäftige Vendeiro gab keine Ruhe, bis wir uns entschlossen, hier Mittag zu machen; zu unserm großen Erstaunen wurde uns ein reinliches, schmackhaft zubereitetes Essen vorgesetzt, und obwohl die Rechnung ungefähr so war, als hätten wir bei einem der berühmtesten Restaurateurs in Paris gegessen, so gaben wir doch gern, was gefordert wurde, und ritten neu gestärkt weiter. Die Gegend wurde nun etwas belebter, wir kamen an sorgfältig angebauten Landgütern vorbei, welche in dem schönen Thale von Rio Mainarde liegen; sie sind meistens Eigenthum von Geistlichen, welche Berg- und Ackerbau gemeinschaftlich treiben und sämmtlich reich sind.

Die Sonne hatte ihren Lauf beinahe vollendet, als wir auf der Fazenda Teixeiro ankamen; die Eigenthümer derselben waren nahe Verwandte meines Begleiters, und hatten ihn seit seiner Abreise von Brasilien nicht mehr gesehen; der Empfang war daher etwas lärmender, als dieses bei den förmlichen Brasilianern gewöhnlich der Fall ist. Es wurde Alles aufgeboten, uns gefällig zu seyn, und ich kann wohl sagen, daß ich mich in dem Kreise der wackern Menschen, welche dieser zahlreichen Familie angehörten, recht behaglich fühlte. Niemand verschmähte daselbst, bei der Arbeit behülflich zu seyn; die Neger wurden wie treue, nützliche Diener, und nicht wie Sklaven behandelt; allenthalben herrschte Ordnung, zweckmäßige Vertheilung der Arbeit, und weit entfernt, reich zu seyn, hatte alles, was wir in diesem gastlichen Hause sahen, das Gepräge des Wohlstandes und eines behaglichen Daseyns.

Mit dem Versprechen, bei unserer Rückkehr länger zu verweilen, setzten wir den kommenden Tag unsere Reise links dem Ribecao de Bacalhão fort, kamen auf einer Strecke Weges von fünf Stunden in dem Arrayal de St. Anna dos Ferros an, und stiegen vor der Wohnung des Vikario, eines Befreundeten der Familie Teixeiro, ab. Dieser Distriktshauptort liegt an dem linken Ufer des Rio Piranga; früher war er ein sogenanntes Präsidium, oder ein befestigter Posten gegen die Einfälle der Wilden; seitdem diese nicht mehr zu befürchten sind, siedelten sich mehrere brasilianische Familien an, da die vielen kleineren Flüsse, welche das Land durchströmen, reich an Gold sind, und gegenwärtig mochte St. Anna gegen vierzig Feuerstellen enthalten. Es liegen hier dreißig Mann Soldaten, von einem Offiziere befehligt, welcher zugleich Distrikts-Kommandant ist. Die Häuser waren fast sämmtlich geschlossen, und werden von ihren Eignern nur an Sonn- und Feiertagen besucht, die übrige Zeit bringen sie auf ihren zerstreut liegenden Gütern zu. Der Rio Piranga ist der Hauptfluß dieser Gegend, mit ihm vereiniget sich der Rio de Bacalhão; der Piranga setzt nun seinen Lauf nordöstlich fort, vereinigt sich mit dem Rio do Carmo, nimmt nun den Namen des berühmten Rio Doce an, und ergießt sich in der Provinz Espirito-Santo in das Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

2) Massasoits Söhne.

(Fortsetzung.)

Dieser Erklärung der ältern Kolonie unterwarfen sich die Ansiedler von Plymouth und durch die Vermittlung der Abgeordneten von Boston wurde eine neue Zusammenkunft mit Philipp gehalten, bei der er sich Zugeständnisse entreißen ließ, die deutlich seine geheimen Beweggründe erkennen lassen: er bekannte sich als einen Unterthanen der englischen Regierung, versprach im Fall einer Klage sich persönlich vor dem Gouverneur von Plymouth zu stellen und jährlich hundert Pfunde an Werth in Dingen „wie er sie habe" und einen „Tribut von fünf Wolfsköpfen" zu entrichten.

Der Erfolg dieses Stratagems entsprach ganz den Erwartungen des Sachems, die er darauf gebaut hatte, denn obgleich er, wie es scheint, nicht einen einzigen Wolfskopf lieferte, noch weniger einen Heller Werthes selbst von solchen Dingen, „wie er sie hatte," so ereignete sich doch drei Jahre lang nicht das Mindeste, was den

---

*) Der Itacolumi erhebt sich auf der rechten Seite der Straße von Villa Ricca nach Mariana, nach von Eschwege, der ihn bestieg, 5700 Fuß über die Meeresfläche.

**) Die Calhombolas oder Waldneger sind Sklaven, welche ihren Gebietern entliefen, und sich einer im Walde verborgenen Bande solcher Flüchtlinge anschließen. Sie haben ihre eigenen Anführer (Capitães) und Gesetze, pflanzen einige Lebensmittel, leben aber größtentheils von Beraubung entfernterer Pflanzungen. Sie wagen sich manchmal an Reisende, sind aber äußerst feig, und entfliehen bei dem geringsten Widerstand. Ihr Zufluchtsort wird Quilombo genannt, daher ihre Benennung.

Argwohn der Kolonien erregen konnte. Es ist kein Zweifel, daß der Sachem diese ganze Zeit benützte, um einen Plan reifen zu lassen — den größten, der je von einem Wilden gefaßt wurde — nämlich den der gänzlichen Vertilgung der Engländer in den nördlichen Provinzen. Dieß, wie er wohl einsah, konnte nur durch Mittel ausgeführt werden, die mit der Gefahr und Schwierigkeit des Unternehmens im Verhältniß standen. Die Kolonien waren nicht mehr die schwachen und furchtsamen Bundesgenossen, wie sie fünfzig Jahre früher sein Vater kennen gelernt; sie hatten zugenommen an Zahl und Stärke, und noch mehr an Erfahrung und Muth. Mit Einem Wort, nur eine allgemeine Vereinigung aller Indianerstämme von Neu-England konnte eine sichere Bürgschaft für den Erfolg eines Krieges werden, wie ihn Metacom im Schilde führte. Die Vorbereitungen zu diesem großen Unternehmen erforderten alle Energie und Gewandtheit Philipps. Die Schwierigkeiten derselben konnten ihm nicht unbekannt seyn. Beherrscher eines kleinen Staates, der bereits seinem mächtigen Nachbar verdächtig geworden war und von diesem argwöhnisch beaufsichtigt wurde, mußte er nicht allein seine eigene feindselige Gesinnung vorläufig in seiner Brust verschlossen halten, sondern auch seine gereizten, von Leidenschaft glühenden Stammgenossen zügeln. Noch mehr als Dieß, er mußte eine Menge zerstreuter Nationen, die sich früher nie genähert und kennen gelernt, als um in Haß, Neid, Rache und oft von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Stammkriegen sich zu bekämpfen, und in deren Berathungen nie ein ähnlicher Plan zu was immer für einem Zwecke gefaßt worden war, vereinigen, und für einen und denselben Zweck zu gewinnen suchen. Wie weit ihm dieses große Unternehmen gelang, lehrt die blutige Geschichte des Krieges, der länger als ein Jahr mit einer Wuth und Erbitterung ohne gleichen geführt wurde, und nur mit dem Tode Philipps spät im Jahre 1676 endigte.

Die Unterhandlungen Metacoms mit den Stämmen der Rothhäute scheinen so geheimnißvoll betrieben worden zu seyn, daß die englischen Ansiedler nicht das Mindeste davon erfuhren; die Geschichte derselben ist daher auch völlig dunkel geblieben. Erst der Ausbruch des Sturmes bewies, daß Philipp in der Zwischenzeit nicht müßig geblieben. Die erste Veranlassung zu Feindseligkeiten scheint ein gewisser John Sassamon gegeben zu haben, der früher bei Philipp die Stelle eines Sekretärs versehen hatte. Sassamon war ein geborner Indianer, erhielt zu Cambridge eine hinlängliche Erziehung und wurde endlich zu Natick als Schulmeister angestellt. Die gleichzeitigen Schriftsteller sagen von ihm, er sey wegen Mißhelligkeiten mit den Engländern vom Christenthum abgefallen, und zu Philipp gegangen, bei dem er wieder als Heide gelebt und Dienste eines Sekretärs versehen habe. Später jedoch verließ er den Sachem wieder, und gab so aufrichtige Beweise von Reue, daß er unter den Indianern von Natick als Prediger verwendet wurde, unter den Augen seines alten Lehrers, des ehrwürdigen Missionärs Eliot. Sassamon hatte das volle Vertrauen Philipps genossen und warscheinlich auch alle Geheimnisse desselben kennen gelernt; Grund genug für den Sachem, diesen gefährlichen Menschen zu fürchten. Allein Sassamon selbst war noch so kühn, unter allerlei Vorwänden das Gebiet der Pokanokets zu betreten, Alles was dort vorging auszukundschaften und den Engländern davon Bericht zu erstatten. Bald darauf verschwand Sassamon, und da seine Freunde mit Recht besorgten, es möchte ihm ein Unfall zugestoßen seyn; so wurden Nachsuchungen angestellt, und man fand endlich seine Leiche in dem Assawomset Teiche (in Middleborough), wo noch ein Loch im Eise offen war, in das man ihn gestürzt hatte. Sein Hut und seine Flinte lagen neben ihm, als ob er sich selbst ertränkt habe. Die Ansiedler, argwöhnend, Sassamons Tod möchte nicht freiwillig gewesen seyn, ließen die Leiche durch Geschworne untersuchen, wo es sich denn ergab, daß ihm das Genick gebrochen war, „eine bei den Indianern übliche Art zu ermorden," wie der Arzt der Kolonie Dr. Mather in seinem Berichte hierüber bemerkt. Ein Indianer sagte ferner eidlich aus, daß er von einem Hügel nahe am Teiche den Mord vollbringen gesehen habe, und bezeichnete als Thäter drei Pokanoketindianer, die auf diese Aussage eingezogen, überwiesen und gehangen wurden. Unter diesen drei Indianern befand sich Einer, Namens Tobias, der unter seinen Landsleuten in großem Ansehen stand, und Dr. Mather führt als unzweifelhaftes Zeugniß seiner Schuld an, daß so wie sich Tobias der Leiche näherte, diese zu bluten angefangen habe, ja Dieß sey bei Wiederholung dieses Experimentes noch einmal geschehen, obgleich die Leiche schon einige Zeit zuvor eingescharrt gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Mögliche Zunahme der europäischen Bevölkerung.

(Aus Moreau de Jonés Vortrag in der französischen Akademie der Wissenschaften.)

Wenn die Hindernisse, welche dem Anwachse der Bevölkerung unaufhörlich im Wege stehen, gehoben wären, so würde ihre Zunahme überall reißend schnelle Fortschritte machen. Wenn die der Reproduktionskraft entgegenwirkenden Einflüsse beseitigt werden könnten, so ließe sich annehmen, daß aus jeder Ehe sechs Kinder entspringen und wenigstens vier davon ein höheres Alter erreichen würden. Angenommen nun, daß diese Progression nicht unterbrochen würde, so könnte eine einzige Familie von August Philipps Zeiten an einer Bevölkerung, die der an Zahl gleich käme, welche gegenwärtig Frankreichs Boden bedeckt, den Ursprung gegeben haben. Alle Einwohner Europa's könnten von einem einzigen Paare aus Hugo Capets Zeiten (987) abstammen und das ganze menschliche Geschlecht des Erdkreises von einer Familie aus Karls des Großen Zeit. Es ist leicht begreiflich, wie nothwendig es ist, daß diese ungeheure Fruchtbarkeit durch die gewöhnlich als Geißeln der Menschheit verschrienen Hindernisse, als da sind Hunger, Krieg, Pest, Elend, Unmäßigkeit, Leidenschaften u. s. w. Schranken gesetzt sind, und Frankreich dürfte sich Glück wünschen, daß seine Bevölkerung in einem Zeitraume von achtzehnhundert Jahren, von der römischen Invasion an bis auf unsre Tage, sich kaum vervierfacht hat. Die Menschheit überhaupt also dürfte der Vorsehung danken für den Ehrgeiz der Timurs und Ludwige XIV, für die medizinischen Systeme und Guillotinen, für die Verschwendung und Sittenvergiftung der Höfe in großen Städten, für die Pest und Cholera.

Wenn man die gegenwärtige Zunahme der Bevölkerung zum Maßstabe nimmt, so würde die Verdopplung derselben in verschiedenen Ländern, wie leicht begreiflich, sehr verschiedene Zeiträume erfordern. Im Kaiserthum Oesterreich würde sie sich in vierundvierzig Jahren verdoppeln; im europäischen Rußland in achtundvierzig; in Polen und Dänemark in fünfzig; auf den großbritannischen Inseln in zweiundfünfzig; in Schweden, Norwegen, der Schweiz und Portugal in sechsundfünfzig; in Spanien in zweiundsechzig; in Italien in achtundsechzig; in Griechenland und der europäischen Türkei in siebenzig; in den Niederlanden in vierundachtzig, in Deutschland in hundert und zwanzig, in Frankreich in hundert und fünfundzwanzig. Die nordischen Länder würden nur ein halbes Jahrhundert brauchen, um ihre Bevölkerung zu verdoppeln, während die mittäglichen dazu achtzig Jahre

bedürften. Im Durchschnitte würden alle Länder Europa's siebenundfünfzig Jahre nöthig haben, dieses Wachsthum der Bevölkerung zu erreichen. Es versteht sich von selbst, daß die zu dieser Verdoppelung anberaumte Periode nur der analytische Ausdruck der menschlichen Fruchtbarkeit in jedem Lande ist, und nicht auf der Einwohnerzahl beruht, die ein Land zu einer gegebenen Zeit zählt. In einigen Staaten von Europa steht einer solchen Verdoppelung nichts im Wege; in andern hingegen ist sie durchaus unmöglich. Die eine wie die andere Annahme wird sich aus folgender Tabelle erläutern:

	Zeit der Verdoppelung.	Bevölkerung in dieser Zukunft.	Einwohnerzahl auf die Quadratmeile.
Niederlande . .	1912	12,200,000	4000
Italien . .	1875	40,000,000	2600
Britannien . .	1872	41,000,000	2550
Frankreich . .	1951	65,000,000	2400
Deutschland . .	1947	24,000,000	2000
Portugal . .	1874	7,360,000	2000
Preußen . .	1862	23,400,000	1700
Schweiz . . .	1883	4,000,000	1700
Dänemark . .	1869	5,000,000	1500
Spanien . .	1876	25,000,000	1550
Oesterreich . .	1872	74,500,000	1260
Türkei . . .	1898	20,000,000	1000
Griechenland .	1898	2,000,000	800
Rußland u. Polen	1874	93,000,000	410
Schweden u. Norwegen . . .	1879	7,554,000	200
Nördliches Europa	1947	260,400,000	800
Südliches Europa	1951	161,600,000	1800

Vermischte Nachrichten.

Der englische Courrier enthält über den Handel von Petersburg im Jahre 1831 Mittheilungen aus Briefen, denen zu Folge in der russischen Hauptstadt in erwähntem Jahre 1635 Schiffe ankangten, von denen 910 brittische, 154 holländische, 121 preußische, 98 russische, 72 dänische; 59 amerikanische, 58 lübecker, 34 schwedische, 34 hannoveranische, 28 französische, 24 norwegische, 21 Bremer, 13 Hamburger; 2 sizilianische und 1 spanisches waren. Die nach Petersburg geschafften Unschlittvorräthe betrugen 162,086 Fässer, wovon 146,287 verladen, 5501 zum Verbrauch an Ort und Stelle verwendet, und 2298 auf den Lagern blieben. Es wurden 2927 Fässer weniger verladen, als im Jahre 1830, und 4976 Fässer weniger aus dem Innern des Landes nach Petersburg gebracht, als im letztgenannten Jahre. Es wurden für den Anfang der Schifffahrt im Frühjahr Contracte auf 8000 Fässer Unschlitt zur Versendung geschlossen. Die Verschiffung von Linnen nach den Vereinigten Staaten hat im Jahre 1831 sehr zugenommen. Tafeltücher wurden 2,571,657 Stücke ausgeführt, im Jahre 1830 nur 1,520,102. Die Ausfuhr von Leinwand stieg von 71,400 Arschins zu 137,242. Segeltuch ging im Jahre 1831, 69,907 Stück, im Jahre 1830 nur 57,017 Stück ins Ausland. In Sackzwilch hatte jedoch die Ausfuhr nambaft abgenommen, insbesondere nach England; sie war von 318,060 Arschinen im Jahre 1830 auf 18,825 herabgesunken. Ein Gleiches war mit der Ausfuhr des Kupfers der Fall, die von 178,000 Pud im Jahre 1830 im verflossenen Jahre auf 77,000 Pud gefallen ist. Hievon gingen 54,000 Pud nach Frankreich, das Uebrige in andere Seehäfen des Kontinents.

*

Nach jüngst im Druck erschienenen Parlamentspapieren belief sich die Bevölkerung von England im Jahre 1801 auf 8,331,434 Seelen; im Jahre 1811 auf 9,538,871, wo sie einen Zuwachs von 14½ Prozent erlangt hatte; im Jahre 1821 auf 11,261,437 (der Zuwachs betrug also 17½ Prozent) und im Jahre 1831 auf 13,089,338 — ein Zuwachs von 16 Prozent. Innerhalb der letzten dreißig Jahre betrug die Zunahme der Bevölkerung 4,757,904 Seelen. — Die Schätzung des Vermögenswerthes ergab in England 49,744,622 Pf., in Wales 2,153,801 Pf., und in Schottland 6,652,655 Pf., im Ganzen also 58,551,078 Pf. St. — Der Stand der Bevölkerung von Wales war folgender: im Jahre 1801, 541,546; im Jahr 1811, 611,788; im J. 1821, 717,438, und im J. 1831, 805,236. Die Bevölkerung von Schottland zählte im Jahre 1801; 1,599,068 Seelen; im J. 1811, 1,805,688; im J. 1821, 2,093,456; im J. 1831, 2,365,807. Im Allgemeinen war die Bevölkerung von Großbritannien im J. 1801, 10,942,646; im J. 1811, 12,609,864, was einen Zuwachs von 15½ Prozent gibt; im J. 1821, 14,391,631 — ein Zuwachs von 14 Prozent — im J. 1831, 16,537,398 — ein Zuwachs von 15 Prozent. Im Jahre 1801 betrug die Zahl der Individuen weiblichen Geschlechtes 5,492,356; im J. 1811, 6,269,650 eine Vermehrung von 14 bis 15 Prozent — im J. 1821, 7,254,613 — im J. 1831, 8,375,780 — — Die Bevölkerung von London betrug im J. 1801, 864,845 Seelen; im J. 1811, 1,009,546; im J. 1821, 1,225,694; und im J. 1831, 1,474,069, hierunter 684,441 männlichen und 789,628 weiblichen Geschlechtes.

*

Der Gipfel des Pits von Teneriffa, sagt Herr Berthelot in einem Briefe an einen Freund über einen neuerlichen Besuch des Pits, bildet eine Vertiefung von 600 Fuß im Durchmesser, und 120 Fuß in der Breite. Die Ränder dieses Kraters sind verwittert; inwendig ist derselbe mit einer röthlichen, weichen und heißen Substanz bedeckt, die beträchtlich viel Eisenoxyd zu enthalten scheint. Diese Art vulkanischen Thones erhärtet schnell, wenn man sie herausnimmt. An andern Stellen bemerkte man eine weiße, weniger teigartige Substanz, deren Analyse schwefelsaures Salz mit Ammonium verbunden ergab. Zwischen diesen Schichten von weißer und rother Substanz befinden sich die wohlbekannten Schwefelkrystalle. Der Grund und die Seiten des Kraters sind von Spalten zerklüftet, aus denen Dämpfe aufsteigen, in deren Nähe die Temperatur so heiß ist, daß man unmöglich lange daneben aushalten kann. Man behauptet, die Hitze des Kraters habe seit einigen Jahren allmählich zugenommen; wenn sich dieß so verhält, so muß man gerechte Befürchtungen für das Schicksal der Bewohner von Teneriffa hegen, wenn der Teyde (Pico del Teyde, wie der Pik auch genannt wird) aus dem Schlummer erwachen sollte, in den man ihn begraben glaubte. Leicht könnte dann der Ausspruch eines früheren Naturforschers: „Unter solchen Umständen kann jede Stunde die letzte einer ganzen Bevölkerung seyn" — in Erfüllung gehen.

*

Das Journal des Connaissances usuelles et pratiques enthält einen Bericht des Herrn Darcet über die Beschaffenheit der Atmosphäre von London. Hr. Darcet bemerkte bei einem neuerlichen Aufenthalte in London an den Gebäuden daselbst Wirkungen, die nur durch Schwefelsäure in der atmosphärischen Luft hervorgebracht worden seyn konnten. Um hierüber nähere Beweise einzuziehen, heftete er jeden Morgen beim Ausgehen blau gefärbtes Lakmuspapier an seinen Hut, das in kurzer Zeit sich roth färbte; anderes Papier dieser Art, das nur einige Augenblicke dem Einfluß der Luft ausgesetzt blieb, wurde von einer Menge rother Punkte bezeichnet. Hr. Darcet wiederholte diese Versuche während seines Aufenthaltes in London jeden Tag und fand immer dasselbe Resultat. Hr. Darcet schreibt diese Schwefelsäure in der Atmosphäre dem Brennen der Steinkohlen zu, und ist jetzt im Begriffe, die englischen Steinkohlen zu analysiren, um die Quantität der Schwefelsäure zu bestimmen, die in der Atmosphäre von London circulirt, und ohne Zweifel großen Einfluß auf den gesundheitlichen Zustand der Hauptstadt hat.

*

Die französische Geistlichkeit hat im verflossenen Jahre nur 500,000 Fr. durch fromme Gaben und Legate erworben. Während des Jahres 1830 betrugen ihre Erwerbungen 3 Millionen, und sie überstiegen 4 Millionen, während der Verwaltung des Hrn. Frayssinous, des Ministers der geistlichen Angelegenheiten, nämlich in den Jahren 1824, 1825, 1826 und 1827.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 40. 9 Februar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

5. Mariana. — Die Calhombolas. — Besuch bei den Coroatos-Indianern. — Indianisches Kirchenfest in St. João Baptista.

(Fortsetzung.)

Wir passirten zuerst eine große, gut erhaltene Holzbrücke, dann eine zweite über den Rio Turbo, der sich in den Piranga ergießt, und sahen uns gleich darauf von undurchdringlichen Waldungen umgeben, durch welche ein schmaler Fußweg führt. Dieser Wald war früher ein von dem kriegerischen Stamme der Puris-Indianer häufig besuchter Jagdplatz; es ereignete sich wohl auch, daß benachbarte Pflanzungen beraubt, und einzelne Neger und Reisende von ihnen angefallen und ermordet wurden. Man vergrößerte übrigens die Gefahren, wie die Anzahl der umherstreifenden Indianer weit mehr, als dieses der Wahrheit gemäß der Fall war; gegenwärtig haben sich die Puris von dieser Stelle zurückgezogen, und wenn auch hie und da ein Jagdlustiger gesehen wird, so hat man doch seit langer Zeit kein Beispiel mehr, daß irgend ein Reisender angefallen worden wäre. Wir durchritten daher den nach den Puris genannten Wald sorglos, und kamen nach einer sehr starken Tagreise in Santa-Ritta an. Hier befindet sich eine Kapelle, die Wohnung des Geistlichen, ein paar Häuschen und eine große, gut eingerichtete Venda, welche dem geistlichen Besitzer von Matnarde gehört. Es ist auffallend, daß der Wald hier plötzlich aufhört, und hohem Farrenkraute Platz macht, welches die ganze Umgegend bedeckt.

Den kommenden Tag erreichten wir bald wieder eine waldige, unwirthbare Gebirgsgegend; als wir endlich auf dem Gipfel der Serra de St. Geraldo ankamen, sahen wir auf eine dickwaldige, kesselförmige Niederung herab, welche die hohe Serra da Onça im Hintergrunde umgab; dieses war der Aufenthalt und Distrikt der Coroatos-Indianer. Der abwärts führende Weg war außerordentlich steil, an manchen Stellen gefährlich, und wir waren herzlich froh, als wir noch vor dem Eintritte der Nacht das Präsidium von St. João Baptista erreichten. Wir sahen uns sogleich von einer Menge Indianer umgeben, fragten nach der Wohnung des würdigen Herrn Marlier, General-Direktors der Coroatos, an welchen wir vielfach empfohlen waren, und hörten zu unserm großen Bedauern, daß er sich nicht zu Hause befand. In dieser Verlegenheit wendeten wir uns dem Hause des Ortsgeistlichen zu, woselbst unsere Bitte um Gastfreundschaft Anfangs nicht günstig aufgenommen wurde; als aber mein Reisegefährte seinen wohlbekannten Familiennamen durch die verschlossene Thüre rief, öffnete diese sich sogleich, und der Herr des Hauses erschien selbst, um uns zu dem Eintritte unter sein Dach einzuladen. Ein paar Indianer bemächtigten sich unserer Reitthiere, brachten sie unter einen offenen Schoppen und wir selbst bekomplimentirten uns eine Weile mit unserm gefälligen Wirthe, dessen schwere Zunge, glänzendes Antlitz und unsichere Haltung seines wohlgenährten Körpers uns auf den Gedanken brachte, daß der Apostel der Wüste es für nöthig erachtet habe, sich zu dem schweren Geschäfte der Heidenbekehrung durch eine ungewöhnliche Dosis geistigen Getränkes zu stärken. Se. Hochwürden ermangelten auch nicht, uns sogleich von der erwähnten Herzstärkung vorzusetzen, und da wir dieselbe für ein Fabrikat aus der Hefe des Zuckerrohrsaftes, die Caraça, erkannten, ein Getränk, welches dem europäischen Gaumen wie abgestandenes Scheidewasser schmeckt, so waren wir so frei, unsere mit trefflichem Jamaika-Rum gefüllten Flaschen hervorzubringen, und unsern gütigen Wirth einzuladen, ihn zu versuchen. Er fand unbegränzten Beifall, beraubte uns jedoch für diesen Abend der angenehmen Unterhaltung des frommen Missionärs, welcher für gut fand, sich noch, bevor das Abendessen aufgetragen wurde, auf sein Zimmer zurückzuziehen.

Den kommenden Tag hatten wir natürlich nichts Eiligeres zu thun, als uns in dem Präsidio umzusehen. Außer der Wohnung des Direktors und der des Geistlichen, waren alle übrigen schlechte, mit Stroh bedeckte Hütten; die Einwohner, theils Soldaten, theils Indianer, sahen kränklich und unzufrieden aus; die Letztern waren gekleidet, wie die brasilianischen Landbewohner, und wir wollten schon in Klagen über unsre getäuschten Erwartungen und die vergebliche Reise ausbrechen, als sich uns ein alter, freundlicher Soldat näherte, und sich freiwillig anbot, uns nach einer andern Aldea oder Dorf der Indianer zu führen, da in João Baptista die meisten Bewohner an der Ruhr krank darnieder lagen. Das Anerbieten wurde natürlich mit Vergnügen angenommen; wir eilten in unsere Wohnung, einige Lebensmittel und Geschenke, welche wir den Indianern bestimmten, zu holen, und folgten unserm Führer, welchen eine Erquickung aus unsern Reiseflaschen in die gesprächigste Laune versetzte. Wir hatten zur nächsten Aldea der Coroatos drei Viertel Stunden zu gehen, diese Zeit benützte unser Führer, uns die Geschichte seines Lebens zu erzählen, mit welcher man füg-

lich einige Seiten anfüllen könnte, ohne den Leser zu ermüden. Es genüge jedoch, zu bemerken, daß der alte Kriegsmann vor zwanzig Jahren eines Subordinations-Vergehens wegen nach einem Präsidio versetzt wurde, welches man in den Urwäldern zwischen dem Rio Doce und dem Rio Jequetinhonha errichtet hatte, um gegen den kriegerischen und gefürchteten Stamm der Botocudos zu kämpfen. Zwölf Jahre hatte er auf diesem und entfernteren Gränz-Posten in beständigem Kriege mit den Indianern zugebracht, viele Wunden erhalten und wurde endlich als untauglich, zu dem Garnisons-Dienste in Villa-Ricca berufen. Einige Jahre später drangen die Klagen der Coropos und Coroatos-Indier am Rio Xipoto, welche sich schon vor zwanzig Jahren der Regierung unterworfen hatten, zu den Ohren des gerechten und menschlichen Gouverneurs von Minas. Er wählte unter den Offizieren der Garnison den Capitän Marlier, und sandte ihn nach dem Distrikte der Indianer, um die Gerechtigkeit ihrer Klagen zu prüfen. Als dieser rechtliche und einsichtsvolle Offizier von seiner Sendung zurückkam, erstattete er einen ausführlichen Bericht über die empörenden Bedrückungen, welche sich die über die Indianer gesetzten Direktoren und die unter ihnen lebenden Portugiesen gegen dieselben erlaubten; zugleich überreichte er einen sehr einsichtsvollen Bericht über den Zustand dieser verfolgten Menschen, welcher von dem Gouverneur so günstig aufgenommen wurde, daß er die Direktoren augenblicklich absetzte, Herrn Marlier zum General-Direktor der Indianer ernannte, und ihm alle möglichen Vollmachten gab, für ihr Bestes zu sorgen. Als dieser nach seiner neuen Bestimmung abreiste, erbat er sich unsern Führer, dessen Erfahrungen, wie man mit den Wilden umgehen müsse, ihm nicht unbekannt waren, zum Gehülfen, und nun lebte dieser bereits seit acht Jahren unter den Coroatos, Coropos und Puris, und kannte natürlich die Sitten und Gebräuche dieser Völker vollkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sandwichinseln.

2. Staatsverfassung und Gesetze.

(Fortsetzung.)

Jede Insel ist von dem Könige einem vornehmen Häuptlinge übergeben, der darüber die Statthalterschaft führt, aber dem Könige unterworfen bleibt, an den er eine regelmäßige Abgabe nach Verhältniß der Größe der Insel und ihres Ertrages zu entrichten hat. Jede Insel ist in mehrere Bezirke abgetheilt, die oft fünfzig oder sechzig Meilen im Umfange haben. In Ha-wa-i gibt es deren sechs: Kohala, Kona u. s. w. Jeder von diesen großen Bezirken wird von einem oder zwei Häuptlingen regiert, die von dem Könige eingesetzt sind, oder von dem Statthalter, und dann noch die Bestätigung des Königs nachsuchen müssen. Diese großen Bezirke sind wieder in kleinere Feldmarken abgetheilt, die sich oft fünf oder sechs Meilen längs der Küste hinziehen; während andere nur eine halbe Meile betragen. Ueber diese Feldmarken, die wieder in einzelne Grundstücke oder Pflanzungen abgetheilt sind, wird von dem Statthalter ein Hauptmann ernannt. Die Namen der Bezirke sind größtentheils sehr bezeichnend, z. B. Towahai, Wasserbruch, weil ein Fluß, der durch dieses Gebiet strömt, in der Nähe des Meeres sich in zwei Arme theilt; Kairua, zwei Seen, da hier das Wasser der Bai von einer Landspitze getrennt wird. Obgleich Dieß die gewöhnliche Landvertheilung ist, so besitzt der König auf den meisten Inseln doch noch mehrere Bezirke als Privateigenthum, und manche der angesehensten Häuptlinge werden unmittelbar und unabhängig von den Statthaltern mit Landstrichen beliehen.

Der Gouverneur einer Insel zahlt jährlich oder halbjährlich die von dem Könige auferlegten Abgaben, die er hinwieder von den ihm untergebenen Häuptlingen fordert und gemeiniglich in Erzeugnissen des Bodens erhält. Der König verlangt die Abgabe gewöhnlich in einer bestimmten Summe von spanischen Thalern oder in Sandelholz. Diese Art der Besteuerung ist jedoch erst in neuerer Zeit gangbar geworden, seitdem das Volk der Inseln mit dem Gebrauche des Geldes und dem Werthe des Sandelholzes bekannt geworden ist. Vormals wurden die Abgaben in Kanoen, Tuch, Matten, Fischnetzen, Hunden, Schweinen und in Produkten des Bodens entrichtet, wovon der König seinen Unterhalt bestritt, so wie den des zahlreichen Gefolges von Häuptlingen und Dienern, von denen er umgeben war und die täglich in seinem Hause gespeist wurden. Der Gouverneur ist für diese Abgabe verantwortlich und muß entweder dafür sorgen, daß sie an den König abgeliefert oder nach dessen Willen verwendet wird. Eine zweite Besteuerung wird von dem Statthalter für sich selbst auf die Bezirke gelegt. Die Bewohner jener Gebietstheile, die andern unabhängigen Häuptlingen gehören, müssen zwar zu dem Einkommen des Königs steuern, leisten aber keine Abgabe an den Gouverneur, sondern müssen einen Theil des Ertrages von ihrem Grund und Boden an ihre eigenen Häuptlinge einliefern. Wenn diese Steuern entrichtet sind, legen die kleinen Häuptlinge der Dorfschaften und Feldmarken dem armen Volke noch eine nachträgliche Abgabe auf, die aber nur sehr geringfügig ist. Es besteht kein ein für alle Mal angenommener Steuerfuß, sondern die Abgaben hängen von der Willkür oder den Bedürfnissen der Beherrscher ab. Zuweilen übernimmt das ärmere Volk ein Stück Land unter der Bedingung, einen Theil davon für den Häuptling und den andern für seinen eigenen Unterhalt anzubauen. Solche Verträge werden dann gewöhnlich nach jeder Ernte erneuert. Außer den oben erwähnten Abgaben ist das gemeine Volk auch noch zu Handarbeiten verpflichtet, und muß, wenn es verlangt wird, zwei Tage von sieben für seine Herren das Feld bearbeiten, Häuser bauen u. s. w.

Gewöhnlich ist eine bestimmte Zeit für die Steuereinnahme festgesetzt, und das Volk erscheint dann bei dem Statthalter und bringt was es zu entrichten hat. Ist der erlangte Steuerbetrag entrichtet, so darf es wieder auf seine Grundstücke zurückkehren — komo hou, wie sie es nennen. Kann aber Einer die verlangte Abgabe nicht zahlen, oder ist der Herr des Bodens nicht mit den Geschenken seines Mannes zufrieden, oder glaubt er, daß der Pächter das Feld vernachlässigt und schlecht bewirthschaftet hat, so wird ihm verboten zurückzukehren und das Feld einem Andern verliehen. Wenn jedoch der eingelieferte Steuerbetrag ziemlich der geforderten Summe gleichkommt, und die Häuptlinge erkennen, daß der Steuerpflichtige Alles geleistet, was in seinen Kräften stand, so wird ihm, was an Betrag fehlt, erlassen und nach Hause zurückzukehren erlaubt. Außer diesen bestimm-

ten Forderungen erwarten die Häuptlinge von dem Volke auch noch Geschenke, gewöhnlich den ersten Fisch, der zur Zeit des Fischfanges in ihren künstlichen Weihern oder in der See gefangen wird, wenn die Grundstücke am Meere liegen, eben so die ersten Früchte von den Bäumen und Pflanzungen.

Außer diesen besteuerten Grundstücken gibt es aber einige Bezirke Aina ku pono, aufrecht stehendes Land genannt, welche frei von aller Besteurung sind, und nur freiwillige Geschenke entrichten. Dieses Vorrecht wurde wahrscheinlich vor Zeiten von Königen an solche verliehen, die ihnen vorzügliche Dienste geleistet, und erlösche niemals, denn wenn der König den Besitzer eines solchen Gutes wegen eines Verbrechens z. B. verbannt, so tritt der nachfolgende Eigenthümer in dieselben Rechte ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Juden in Malabar.

Schon seit Marco Polo ist das Bestehen einer jüdischen Kolonie in Malabar bekannt. Die ersten genaueren Nachrichten erhielt Europa durch Dr. Buchanan in seinen Christian Researches 1811. Derselbe hatte während des Jahres 1806, wo er sich in Indien aufhielt, der britischen Regierung in Betreff der syrischen Christen in Südindien Mittheilungen gemacht und die Aufmerksamkeit des damaligen Generalgouverneurs, des Marquis Wellesley, auf die Juden von Malabar gelenkt, worauf dieser Anordnungen traf, um die Nachforschungen Dr. Buchanans zu fördern. Letzterer begab sich demnach im November 1806 nach Cochin, der Hauptstadt von Malabar, wo er ein ganzes Jahr verweilte, und über die Lage und Geschichte der dortigen Juden vollständige Erkundigungen einzuziehen Gelegenheit hatte. Aus diesen ging hervor, daß die Juden nicht eigentlich in Cochin wohnen, sondern in einer Stadt ungefähr eine Meile davon entfernt, die Matacherry und Judenstadt genannt wird, und fast ganz von Juden bevölkert ist, die hier zwei ansehnliche Synagogen besitzen. „Es befanden sich unter ihnen, sagt Dr. Buchanan, sehr einsichtsvolle Männer, die nicht ganz unbewandert in der Geschichte anderer Nationen waren. Auch Juden aus entfernten Theilen Asiens waren hier zu finden, so daß dieser Ort die Hauptquelle der Geschichte des jüdischen Volkes in diesem Theil des Orientes ist. Die hier wohnhaften Juden theilen sich in jerusalemitische oder weiße, und schwarze Juden. Jene haben hier ihren Aufenthalt vorzugsweise, auch die schwarzen Juden haben hier eine Synagoge, allein der größere Theil dieses Stammes bewohnt Städte im Innern der Provinz.“ Die weißen Juden zeigten ihm eine Erzählung in hebräischer Sprache von ihrer Ankunft in Indien, die ihnen von ihren Vorfahren hinterlassen worden, deßgleichen zwei wohlerhaltene Kupferplatten, in altem Tamul beschrieben, die eine auf beiden Seiten, die andere zu drei Viertheilen. Diese enthielten die ihnen von einem alten Könige von Malabar verliehenen Privilegien. Von diesen Kupfertafeln wird weiter unten die Rede seyn. Dr. Buchanan erfuhr aus diesen schriftlichen Urkunden so wie aus mündlichen Ueberlieferungen, daß die Juden nach der Zerstörung des zweiten Tempels in großer Anzahl nach Indien gekommen und Erlaubniß erhalten, sich in Kranganor niederzulassen. Die ihnen ertheilten Privilegien waren Buchanans Ansichten zu Folge, im Jahre der Welt 4250 (490 n. Ch.) verliehen worden. Gegen tausend Jahre blieb Kranganor der Wohnsitz dieser Juden, die von 72 Aeltesten beherrscht wurden. Andere Juden sollen ihnen, der mündlichen Sage nach, aus Judäa gefolgt seyn und die aus der Plünderung des Tempels geretteten silbernen Trompeten, auf denen der unaussprechliche Name Gottes geschrieben war, mit sich gebracht haben. *) Später seyen Juden aus Spanien und andern Orten, die von der glücklichen Lage ihrer Brüder in Indien vernommen, dahin gewandert, bis zuletzt unter ihnen Uneinigkeiten ausgebrochen und einer der jüdischen Häuptlinge einen indischen Fürsten zu Hülfe gerufen, der mit einem großen Heere sie angegriffen, ihre Wohnungen und öffentlichen Gebäude zerstört, sie aus Kranganor vertrieben, einen Theil von ihnen getödtet, und einen andern in die Gefangenschaft geschleppt habe. Die Uebrigen seyen nach Cochin entflohen, wo sie seitdem, wie wohl unter mancherlei Bedrückungen, ansässig geblieben.

Dr. Buchanan schloß aus der indischen Gesichtsbildung der schwarzen Juden, daß sie viele Jahrhunderte von den weißen Juden, die jene als eine Kaste von niedrigerer Art verachteten, nach Indien gekommen seyn mußten. Bei seinen Besuchen in den Städten der schwarzen Juden im Inneren des Landes fand er viele Manuskripte in hebräischer Schrift, und eine alte Abschrift des Pentateuch auf einer ledernen Rolle von achtundvierzig Fuß Länge aus zusammengenähten Häuten. Dr. Buchanan gab die Zahl der in Cochin, Malla, Parur und andern Städten ansässigen Juden auf 1529 an.

Erst im Jahre 1821 wurde Hr. C. M. Whish, der eine ausgezeichnete Kenntniß der tamulischen Sprache besitzt, auf die obenerwähnten Kupfertafeln aufmerksam gemacht, und theilte der asiatischen Gesellschaft in Madras eine Uebersetzung derselben mit, die das Asiatic Journal in einem seiner neuesten Hefte in Folgendem gibt:

„Swasti Sri! der König der Könige hat es befohlen! Als Radscha Sri Bhaskarah Iravah Warma das königliche Szepter über hunderttausend Städte führte, im sechsunddreißigsten Jahre des zweiten Cyclus, ward folgende Urkunde ausgefertigt, während der Fürst in seinem königlichen Palaste von Muyil Kottah verweilte: Von Jussuf Rabba und seinem Volke fordern wir den Tribut der unserer hohen Würde schuldigen Ehrfurcht und Unterthänigkeit, und die gewöhnlichen Geschenke für unsere königliche Person: dagegen verleihen wir ihnen das Vorrecht, fünf Arten von Namen zu führen, sich der Taglampen zu bedienen, lange Gewänder zu tragen, sich der Palankine und Payons (Sonnenschirme), kupfernen Gefäße, Trommeln und Trompeten zu bedienen, Blumenguirlanden zu tragen und über ihre Straßen zu spannen, und wir haben ihnen gegeben 72 einzelne Häuser, und ihnen alle Steuern und Abgaben dafür erlassen, und auf daß diese Urkunde, durch die sie von allen Gebühren (Zehnten) an die Kirche befreit werden, wie alle Bewohner anderer Städte sie zu entrichten haben, ihnen und ihren leiblichen Nachkommen gesichert bleibe, haben wir sie auf diese Kupfertafeln eingraben lassen. Dieser Vorrechte sollen sie genießen nach diesen fünf Arten der Erbfolge: nämlich Jussuf Rabba selbst und seine Nachkommen, seine männlichen und seine weiblichen Kinder, seine Neffen und die Neffen seiner Töchter; und dieses erblichen Rechtes sollen sie genießen so lange Erde und Mond bestehe. Sri!“ — Hierauf folgen die Unterschriften von sechs Zeugen.

Die in dieser Urkunde angegebene Jahrszahl: „das sechsunddreißigste Jahr des zweiten Cyklus,“ ist nach der früher in Malabar und allen indischen Staaten üblich gewesenen Jahresrechnung, nach dem Cyklus von sechzig Jahren, der im Jahre 75 n. Ch. G. begann. Das sechsunddreißigste Jahr des zweiten Cyklus ist also das Jahr 231 unserer Zeitrechnung.

Von diesen Kupfertafeln und ihrem Inhalte hatten auch die Holländer bereits im Jahre 1663 Kunde, als sie zum Besitze der Stadt gelangten. Ihre damals über die dortigen weißen und schwarzen Juden eingezogenen Erkundigungen geben an, daß letztere die Ankunft ihrer Vorfahren in Indien in das Jahr der Welt 3828 oder 68 n. Ch. Geb. setzten. Die weißen Juden erzählten, daß ihre schwarzen Brüder zahlreicher wurden, als sie selbst, und im fünften Jahrhundert sey zwischen ihnen ein Krieg ausgebrochen, durch den der König des Landes sich veranlaßt gefunden habe, mit gewaffneter Hand einzuschreiten. Hierauf habe er die Schwarzen bezwungen, und seitdem sey zwischen beiden Theilen keine Gemeinschaft mehr bestanden. Im Jahre 4130 (370 n. Ch. G.) seyen 70 bis 80.000 Juden von Majorca nach Indien gekommen; die ersten spanischen Juden aber im Jahre 5272 (1511 nach Ch. G.) in Cochin angelangt; also kurze Zeit nachdem Albuquerque sich der Stadt bemächtigt hatte. Im Jahre 1584 waren nach Van Lingschotens „Itinerarium“ die Juden von Cochin nicht nur angesehene Kaufleute, sondern auch Mitglieder des hohen königlichen Gerichtshofes zu Cochin. Damals, im Jahre 1686, waren nach eigener Aussage der dortigen Juden, nur noch zwei Geschlechter von der ursprünglich eingewanderten Generation übrig, die von Joseph Assar, dem letzten und 72sten jüdischen König von Kranganor abstammen sollten. Nach der

*) Hiemit stimmt nicht überein, daß unter den Basreliefs auf dem Triumphbogen des Titus die silbernen Trompeten als ein Theil der Beute aus dem Tempel zu Jerusalem abgebildet sind.

Ankunft der Portugiesen, in Indien wurden sie, nach denselben Berichten, so grausam verfolgt, daß sie Kranganor verließen und nach Cochin flohen, wo ihnen der König einiges Land am Ufer des Flusses anwies, um dort ihre Wohnungen und Synagogen zu bauen. Im Jahre 1770 befanden sich noch 40 Familien weißer Juden in Cochin, und die schwarzen Juden, die im Jahre 1772 ins Innere des Landes zerstreut wurden, zählten 1272 Familien. „Diese waren, sagen die holländischen „Noticias," Abkömmlinge jener alten Juden, die zuerst ankamen und unter den Eingebornen oder ihren Sklaven Proselyten machten, während die weißen Juden von jenen abstammten, die in spätern Zeiten nach Indien kamen."

Die höheren Unterrichtsanstalten in Frankreich.

Paris im Januar 1832.

Die zweite Lieferung des Thesaurus linguae graecae von Stephanus ist fertig und wird in wenigen Tagen ausgegeben werden. Es ist eine bittere Satyre auf die Gelehrsamkeit in Frankreich, und es gibt einen genauen Maßstab der Kenntnisse in der klassischen Literatur in Frankreich, daß man sich genöthigt gesehen hat, dieses so gerühmte nationale Unternehmen drei Deutschen anzuvertrauen, den Herren Hase, Sinner und Fix. Ebenso kann man keinen Franzosen finden, dem man die Stelle von Schweighäuser in Straßburg übertragen könnte. Dieß ist die Folge der schlechten Einrichtung der Université de France, die in den fünfundzwanzig Jahren ihres Bestehens noch keinen Philologen und überhaupt nur wenige ausgezeichnete Männer irgend einer Art gebildet hat. Man kann sich darüber gar nicht wundern, wenn man die Art betrachtet, wie die Studien hier geleitet und betrieben werden. Die Sorbonne entspricht eigentlich den philosophischen Fakultäten deutscher Universitäten; aber wenn man die Liste der angekündigten Vorlesungen sieht, so erstaunt man zuerst über den gänzlichen Mangel an System und Vollständigkeit, der darin herrscht. Keine Wissenschaft wird in einer Reihe von koordinirten Vorlesungen gelehrt, die dem Schüler helfen könnten, sich nach und nach in Besitz der ihm nöthigen Kenntnisse zu setzen, sondern jeder wählt, ohne die mindeste Rücksicht auf seine eigenen früheren Vorlesungen und auf die gleichzeitigen der andern Professoren, irgend einen speziellen Theil seiner Wissenschaft, und liest oder liest nicht, wie es ihm gefällt; denn da das Kollegiengeld an die Fakultät und nicht an die Professoren bezahlt wird, so hat kein Lehrer ein Interesse, auf das Bedürfniß seiner Zuhörer Rücksicht zu nehmen. Allein es wäre noch erträglich, wenn wenigstens die angekündigten Vorlesungen noch gehalten würden, und wenn gleich keine Ordnung und kein System im Ganzen wäre, so hätte man wenigstens den Vortheil, ausgezeichnete Männer über spezielle Theile ihrer Studien zu hören; allein die meisten, und zwar die besten Professoren, halten ihre Kurse nicht selbst, sondern schicken Stellvertreter, denen sie einen Theil des Gehalts abtreten, so daß wenn man hofft, Boissonade über griechische Literatur zu hören, man Hrn. David findet, oder wenn man glaubt, Guizot über neue Geschichte lesen zu hören, so erscheint Herr Girardin und hält eine politische Rede; so ist es mit Villemain, Cousin, Royer Collard und andern ausgezeichneten Lehrern. Dieser Mißbrauch ist für die Faculté des Lettres höchst verderblich, aber er ist zu tief in den allgemeinen Verhältnissen hier gegründet, als daß zu hoffen wäre, daß ihm vorgebeugt werden könnte. Eine Professur ist in Paris ein Posten, der weder einflußreich, noch ehrenvoll, noch vortheilhaft genug ist, als daß ein Mann von großem Talent sich damit begnügen möchte; er nimmt daher andere Stellen im Staatsrathe, im Erziehungsrathe u. s. w. an, die seinen Ehrgeiz besser befriedigen. Allein diese Stellen sind zu unsicher, als daß man geneigt seyn könnte, ihretwegen die unbedeutenden allein sichern Stellungen in den Fakultäten für immer aufzugeben. Dieß Alles ist sehr natürlich, aber die Studien leiden dabei und werden fortfahren dabei zu leiden, bis man die Stellung der Professoren in jeder Rücksicht so festgesetzt haben wird, daß sie das definitive Ziel eines bedeutenden Mannes bilden können. Aber dazu ist noch lange kein Anschein; die Politik verschlingt Alles; die Stellen werden immer unsicherer, und eine immer größere Menge wird in den Strudel der politischen Verhältnisse gezogen, in dem sie abwechslungsweise mächtig oder einflußlos ist, wie das Glück der Parteien wechselt. Es werden aber dennoch in diesem Jahre einige vortreffliche Vorlesungen gehalten; ob sie gleich die öffentliche Aufmerksamkeit weit weniger auf sich ziehen, als in den letzten Jahren geschehen wäre. Cuvier liest über die Geschichte der Naturwissenschaft im neunzehnten Jahrhundert; er setzt den Einfluß der verschiedenen philosophischen Schulen in Deutschland auf die Entwicklung der naturhistorischen Wissenschaften weitläufig auseinander, und wenn er auch vielleicht nicht ganz gerecht gegen die Metaphysik und die Metaphysiker seyn mag, so ist es doch immer ein Fortschritt, ihre Lehren von Cuvier in einem französischen Hörsaale auseinander setzen zu hören. Champollion hatte angefangen über Hieroglyphen zu lesen, als ein wiederholter Schlaganfall ihn nöthigte, seine Vorlesungen aufzugeben. Ampère liest über Klassifikation aller Wissenschaften, wie sich von einem Manne von seiner Originalität, tiefen und großen Gelehrsamkeit erwarten läßt. Fauriel hält in der Sorbonne zwei vortreffliche Vorlesungen, eine über provençalische Poesie, die andere über serbische und griechische Volkspoesie. Sie zeichnen sich, wie alle seine Arbeiten, durch die vollkommenste Eleganz der Form und eine Masse neuer Ansichten aus. Er soll an einer neuen Ausgabe seiner Sammlung neugriechischer Lieder arbeiten, die etwa um den dritten Theil vermehrt werden wird. — Die École des Chartes ist wieder aufs Neue organisirt worden. Sie ist bestimmt, junge Leute zu bilden, die Archivare werden wollen. Sie wurde schon mehrere Male in Gang gebracht und wieder aufgelöst, und auch jetzt scheint sie noch keinen rechten Bestand zu gewinnen; sie war früher in dem Archivgebäude, ist aber jetzt in die königliche Bibliothek verlegt worden; sie besteht aus zwölf jungen Leuten, die ein Wartgeld von sechshundert Fr. erhalten; sie besuchen zwei Jahre die Vorlesungen der Schule, und werden dann examinirt und in die Provinzen als Archivare geschickt. Es sind zwei Professoren ernannt, Champollion Figeac und Guerard; es soll aber noch einer für provençalische Sprache und Handschriften ernannt werden. Man will die Schule benutzen, Brecquigny's großes Werk über die Quellen der Geschichte von Frankreich fortzusetzen.

Vermischte Nachrichten.

Das Abgabenbudget von Holland ist für das Jahr 1832 auf 48,693,645 holländische Gulden und davon 12,100,000 für das Kriegswesen bestimmt. Für unvorhergesehene Fälle sind dem Könige für den Lauf des Jahres 1832 außerdem noch 500,000 Gulden zur Verwendung gestellt.

Verurtheilungen, die in den letzten sechs Jahren in Frankreich statt fanden:

	1825.	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.
Zum Tode	154	150	109	111	89	92
Zu lebenslänglicher Strafarbeit	283	281	317	268	275	268
Zu Strafarbeit auf bestimmte Zeit	1052	1139	1082	1112	1035	975
Zu Gefängniß	1160	1228	1108	1223	1222	1005
Zur Verbannung . . .	1	1	1	—	51	1
Zur Entsetzung der bürgerlichen Ehre	2	1	6	—	1	1
Zu Korrektionsstrafen . .	1342	1487	1446	1759	1825	1740
Kinder, die in Korrektionshäusern aufbewahrt werden	57	59	68	55	28	45
Gesammtsumme . . .	4037	4348	4237	4551	4475	4130

Der eine von den nach Paris bestimmten Obelisken von Luxor ist am 31 Oktober v. J. von seiner Basis glücklich herabgenommen worden. Acht Mann, die an den Aufhaltapparaten angestellt waren, ließen die ungeheure Granitsäule schneller oder langsamer, wie es ihnen beliebte, sich senken. Der Obelisk schwebte zwei Minuten in einem Winkel von 60°. Es bildete einen großartigen Anblick, die kolossale Säule ohne Geräusch, ohne Erschütterung langsam herabsinken zu sehen, indem sie hinter sich einen Büschel Maste und Taue herzog, die durchaus in keinem Verhältniß zur bewegten Masse zu stehen schienen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 41. 10 Februar 1832.

Die Kleingewerbe von Paris.

Von Jules Janin.

Aus dem dritten Theile des Buchs von Hundert und Einem.

Paris wimmelt von einem gewerbfleißigen Völkchen, das nur der großen Stadt angehört und keinen Schritt über die Barrièren hinausgekommen ist. Es treibt seine Industrie unter der Dachtraufe und am Kreuzwege, in der Dachstube und in der Gassenrinne — ein Gewerbe auf gut Glück, das seine Spekulationen und seine Meisterschaft hat wie eines, ein Handel mit Lumpen, alten Nägeln, zerbrochenen Gläsern, epischen Gedichten und Vaudevilles — lauter Sachen, von denen ich mit hohem Ernst und großer Achtung spreche — lauter Gewerbe, die sich auf die strengste Redlichkeit, und auf die unabweislichsten Bedürfnisse gründen — Industriezweige, die Familien ernähren, Söhne auf die Studienanstalten senden, den Töchtern Aussteuern geben und oft ein Grabmahl auf dem Kirchhof Père Lachaise erringen, wenn nämlich der Spekulant reich, glücklich und ehrlich war und sein Testament nicht für Undankbare gemacht hat. Ja, man darf sagen, die Kleingewerbe sind die vorzüglichsten in der großen Stadt. Es kostet heutzutag so viel, nur die Stelle eines Huissiers bei einem Taxator zu kaufen! Man braucht so viel Geld, um die kleinste Bude zu eröffnen in einer Zeit, wo es keine Bude ohne Spiegel an den Wänden, ohne Acajou-Möbel gibt. Die Eigenthümer in Paris sind so hart und die Papiere so schwer zu diskontiren! Und doch muß man leben, doch muß man dem Bettelstabe oder dem Spitale zu entrinnen suchen! Es lebe denn das Kleingewerbe ohne Buden, ohne Patent, ohne Wechsel, das Kleingewerbe unter freiem Himmel, zu Fuß, die Hände in der Tasche, den Tragkorb auf dem Rücken, oder an der Straßenecke wohlbehaglich ausgestreckt in Geduld eines Kunden harrend. Um ein Uhr Morgens, wenn ganz Paris eben in Schlaf versunken ist, in einen unruhigen Schlaf, den man in eiligster Hast genießt, in einen Schlaf, der mehr einem Alpdrücken gleicht, das mit dem Gerassel der Wagen beginnt und mit dem Geschrei der Kleiderhändler aufhört — um diese Zeit hört man um die Hallen herum ein sonderbar belebtes Geräusch. In den Hallen schläft man nicht; hier beginnen die kleinen Gewerbe. Um diese Zeit kommen dort von allen Seiten her, an kleine Wagen gespannt, Leute an, die den ganzen Tag mit einem Schäffel Kartoffeln, einem Dutzend Büschel Rüben, einem Bunde Zwiebeln, einigen Schock Eiern spekuliren werden. Während der große Handel mit Lebensmitteln unbeweglich auf seinem Platze verweilt, und stolz die Köche und Köchinnen der großen Häuser und die vornehme Bürgerwelt erwartet, sieht man unsre kleinen Spekulanten schon frühzeitig sich nach allen Himmelsgegenden zerstreuen, um den Armen und Poeten ihre Nahrung für den Tag zu bringen. Der Arme müßte Hungers sterben ohne diese Rüben, ohne diese Kartoffeln, ohne diese zweideutigen Eier. Der Arme ist nicht reich genug, um seine Lebensmittel in der Halle zu holen, wo Alles wohlfeiler ist; er erwartet in seinem fünften Stockwerk den Raben der Vorsehung, der ihm sein Brod bringt, nicht nur jeden Tag, sondern auch zu jeder Stunde. So ist das große Paris beschaffen, das Paris, das sich zwischen Arbeit und Hoffnung theilt. Das ganze Leben dieses Paris von zweitem Range wird damit hingebracht, seinen Unterhalt von den Wiederverkäufern zu kaufen. Morgens wenn die Milchfrau ihre Milch gehörig zubereitet, und sich mit edlem Anstand neben ihrem Hund und ihrem blechernen Gefäße niedergelassen hat, sieht man in langem Zug das ganze früh aufgestandene Personal des Quartiers anrücken: Frauen in weißen Ueberröcken, das Gesicht noch bleich vom Schlafe, die Haare in ein Tuch zusammengebunden; Mädchen von fünfzehn Jahren, die statt ihrer Mütter kommen, blauangelaufen von Kälte und mit herabhängenden Haaren, die joviale Kammerjungfer, der steifgliedrige Hagestolz und der grinsende Portier, der Angestellte, der sich erniedrigt fühlen würde, wenn er bei hellem Tage seine Portion holen müßte. Die Milchfrau theilt nur mit karger Hand ihre Milch aus, und diese Vertheilung dauert bis Mittag; diese Milchfrau besaß nie eine Kuh, sie hat nie das Geschrei der Henne gehört, die ihr die Eier legt; ihre ganze Meierei besteht aus einem Haus in der Bärenstraße, ihr Kind, das man sich vielleicht als einen rothbackigen Bauernknaben denken möchte, ist Abschreiber bei einem Advokaten, ihr Mann, der einfache ehrliche Landmann, gibt sich damit ab, in einem Spielhause Stöcke und Hüte in Verwahrung zu nehmen.

Es wird Mittag und Paris erwacht. Das Getöse steigt zum Himmel, Alles ist in Bewegung, die großen und die kleinen Gewerbe gerathen mit einander in Konkurrenz. Jedes Gewerbe in Paris hat seinen Nebenbuhler, seine Parodie neben sich herlaufen; hoch oder niedrig, ehrlich oder nicht, erlaubt oder nur geduldet, gleich viel; überall erblickt man zur Seite der großen Spekulationen kleine mit den kleinsten Mitteln von einem Kaufmann getrieben, der keiner

ist. Das Kleingewerbe ist ein Proteus, der über nichts erröthet, der sich in alle erdenkliche Gestalten verwandelt, der fadennackt umherlaufen würde, um sich eine Kleidung zu verdienen, der, wenn es seyn muß, sich im Kothe wälzen wird, der keine Art der Schande, keine Gattung Wucher scheut, der sich biegt und schmiegt, der sich belügt und betrügt, der sich stößt und drängt, der Tag und Nacht auf der Lauer steht, der sich todt stellt, der allen Fährten nachstöbert. Man kennt doch die Geschichte des heiligen Simeon Stylites, der fünfzehn Jahre auf einer Säule stand? In Paris würde man für Geld und noch dazu für wenig Geld leicht einen Mann finden, der dieß Gewerbe triebe.

Doch es ist Zeit auszugehen. Wenn man aus seinem Zimmer herabkommt, muß man nothwendiger Weise vor der Stube des Portiers vorbeigehen. Diese Stube ist eine Art Nische zu ebener Erde, in die man oft nicht seinen Hund würde sperren mögen, wenn man anders einen schönen Hund hat. Man denke sich einen Raum von sieben oder acht Fuß; hier hält sich meist eine ganze Familie auf; der Vater, der Schuhe macht; die Mutter, die Romane liest; die Tochter, welche Verse deklamirt — sie, die Hoffnung des Theater Français; der ältere Sohn, der die Violine spielt, der künftige Kompositeur des Ambigu; der jüngst geborene, der bei Eugen Delacroix Farben reibt. Und diese ganze kleine Künstlerwelt, lebt und webt und glüht in enthusiastischem Künstlergeiste und hütet dabei das Haus und handhabt bei dem ersten Hammerschlag den Thürzug. Weiß man, wie diese ganze Sippschaft in der engen Höhle nistet? Begreift man, wie darin diese Kinder geboren werden und aufwachsen konnten? Wie sie Kleidung und Nahrung fanden? Wer vermöchte Dieß zu sagen? Der Vater dieser ganzen Familie bezieht das ganze Jahr für seinen Platz dreihundert Franken, und das ist Alles. Und doch hat die Familie eine Erziehung erhalten, und doch hat der Vater zwei Anzüge und die Mutter ein Merinokleid und die Tochter eine goldene Kette und der ältere Sohn ein Paar Stiefel! Wunder der Industrie, der Geduld, der Arbeitsamkeit, des beharrlichen Willens — Wunder, wie man sie in allen Häusern von Paris findet!

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

2) Massasoits Söhne.

(Fortsetzung.)

Von dieser Zeit an machte Metacom aus seinen feindseligen Gesinnungen weder mehr ein Geheimniß, noch hinderte er die Pokanokets feindlich gegen die Engländer aufzutreten. Wohl mochte er gedenken, was seinem Bruder in einer friedlicheren Zeit begegnet war, und allen damaligen Geschichtschreibern zu Folge, schwebte auch wirklich sein Kopf in Gefahr. Die Pokanokets versammelten sich von allen Seiten bewaffnet um ihn her, und alle Vorbereitungen zu dem drohenden Kriege wurden getroffen. Vielleicht zerriß das ungestüme Rachegefühl seiner Leute allzu früh den Schleier seiner Plane; seit der Hinrichtung ihrer Landsleute war ihre Wuth so sehr gestiegen, daß ein Einwohner von Swansey (in der Grafschaft Bristol) bei einem Handgemenge mit einigen Pokanokets sich genöthigt sah, auf sie Feuer zu geben, wodurch ein Indianer verwundet wurde. Es war am 25 Junius des Jahres 1675, als dieser Austritt den Krieg eröffnete, der nun mit aller Wuth entbrannte. „So begann also, sagt der würdige Annalist Dr. Mather, der Krieg einer wilden Indianernation gegen ein ehrliches, harmloses, christliches Völkchen von Engländern, die in Wahrheit zu den Angreifern hätten sagen können, wie einst zu den Ammonitern gesagt wurde: „Ich habe nicht gesündiget gegen Dich, und doch bekriegst Du mich ungerechter Weise.“ Wahrscheinlich war dieß die Ansicht der meisten seiner Zeitgenossen.

Die Kolonie war inzwischen auch nicht unthätig geblieben; die Regierung von Massachusetts wurde um schleunigen Beistand angerufen, bewaffnete Mannschaft gesammelt und im Gebiete der Kolonie vertheilt. Bald darauf begannen die gegenseitigen Streifzüge mit einer Erbitterung, die keine friedliche Ausgleichung mehr hoffen ließ. Es ist hier nicht der Ort, auf die einzelnen Begebenheiten dieses blutigen Kampfes einzugehen; nur so viel möge bemerkt werden, daß er länger als ein Jahr mit allen Schrecknissen wüthete und über das Schicksal der Indianerstämme von Neu-England vollkommen entschied, wie es Metacom wohl vorausgesehen haben mochte. Die Pokanokets wurden beinahe völlig vernichtet. Die Narraghansetts verloren über tausend Mann in dem berühmten Sumpfgefecht bei Sunque-Squaw. Alle Indianer am Connecticut und die meisten Nipmucks die dem Verderben entgingen, flohen nach Canada, wo sie in der Folge den Franzosen große Dienste leisteten; einige Hunderte von ihnen fanden in Neu-York einen Zufluchtsort. Eine einzige Schaar englischer Truppen unter Kapitän Church rühmte sich zwischen dem Junius und Oktober des Jahres 1676 allein gegen siebenhundert Indianer erschlagen zu haben. Eine große Anzahl der letztern wurden gefangen, außer Landes geführt, und als Sklaven verkauft. Aber der Sieg mußte theuer erkauft werden. Die ganze bewaffnete Macht der vier Kolonien war dazu nöthig und unaufhörlich in Bewegung gesetzt. Ein- oder zweitausend Mann waren bloß in dem erwähnten Sumpfgefechte zugegen — eine ungeheure Macht für die über Neu-England zerstreute englische Bevölkerung, die kaum vierzigtausend Seelen zählt. Dreizehn Städte wurden von den Indianern bis auf den Grund verwüstet, sechshundert Wohngebäude verbrannt, und ungefähr eben so viele Engländer getödtet, so daß es fast keine Familie gab, die nicht einen Verlust zu beweinen hatte. Die Kriegskosten waren gleichfalls sehr groß; die Kommissäre der vereinigten Kolonien schlugen die Ausgaben der „alten Kolonie“ allein auf einmalhunderttausend Pfund an.

Man kann wohl sagen, daß König Philipp diesen Krieg allein durch seine Energie und sein Talent führte; nicht als ob er keine andere Unterstützung gehabt hätte, als die sechzig Wampanoags, die des Sachems eigenen Hofstaat bildeten, oder nur die verschiedenen Stämme des Pokanoketlandes; sondern weil alle andern Stämme, die ihm Beistand leisteten, nur auf seinen Betrieb vereinigt, und unter seiner Leitung, was niemals zuvor geschehen war, gemeinsam handelten. Einige Schriftsteller haben behauptet, er habe alle Stämme der Rothhäute für sein Vorhaben zu gewinnen gesucht, sogar südwärts hinab bis Virginien; allein hierüber liegen keine Beweise vor, und der Mangel aller Wegverbindungen stellt diese

Angabe sehr in Zweifel. Nicht einmal alle Stämme von Neu-England konnte er völlig auf seine Seite bringen, und nicht geringer war die Aufgabe des Sachems, die seit undenklichen Zeiten durch Eifersucht entzweiten Klans zu vereinigen, als heimlich und öffentlich alle jene Stämme zu bewachen, die ihn verließen, hintergingen oder feindselig gegen ihn auftraten. Die Stämme von Neu-Hampshire entzogen sich fast alle dem Kampf. Einer von Philipps eigenen Stämmen verließ ihn in seinem Unglücke und die Pikwots and Mohigans standen vom ersten Tag des Kriegs bis zum letzten gegen ihn im Felde. Man kann jedoch annehmen, daß einige dieser Stämme durch den plötzlichen Ausbruch des Krieges, der ein Jahr früher erfolgte, als man verabredet hatte, wie Anfangs Philipp selbst, in Bestürzung geriethen. Sassamons Ende und der unbändige Ungestüm der jungen Pokanoketkrieger hatten, wie schon oben gesagt wurde, diese allzu frühzeitige Entwicklung herbeiführt.

Philipp soll bei der ersten Nachricht von dem Ausbruche der Feindseligkeiten Thränen vergossen haben. Vielleicht schmerzte ihn der Gedanke, die lange Freundschaft, die sein Vater gestiftet und erhalten hatte, brechen zu müssen; vielleicht betrübte er sich aber auch nur, daß seine mühsam angelegten Plane noch nicht völlig zur Reife gediehen waren. Allein der Würfel war geworfen, und wie von jener merkwürdigen Stunde an auf Philipps Antlitz nie mehr ein Lächeln gesehen wurde, so gab sich seine Seele ganz der gestellten Aufgabe hin. Weder bei Tag noch bei Nacht fanden fortan seine Glieder Ruhe oder seine Augen Schlaf. Waren doch seine Hülfsmittel noch beschränkt genug, wenn seine jetzt zum Theil vereitelten Entwürfe von glücklicherem Erfolge begleitet gewesen wären. Die streitbare Macht seines Gebietes betrug gegen sechshundert Krieger, fast die ganze waffenfähige Mannschaft seiner alten Feinde, der Narraghansetts stieß zu ihm. Auch von den Nipmucks und den Indianern des Connecticuts und noch westlicher war ein Stamm nach dem andern auf seine Seite getreten. Noch waren nicht sechs Wochen seit dem ersten Ausbruch der Feindseligkeiten verflossen, als alle Indianer längs der Küste von Maine, auf einer Strecke von zweihundert Meilen für die gemeinschaftliche Sache, wie sie Metacom nannte, gewonnen waren. Daß hiebei keine Künste gespart wurden, läßt sich denken; eben als die drei Unterthanen des Sachems zu Plymouth verurtheilt wurden, hielt er in Sowams einen großen Kriegstanz, wobei er die rothhäutigen Krieger musterte, die von allen Seiten dazu gekommen waren. Mehrere Indianerstämme bekannten später den Engländern, daß sie von ihm so zum Kriege verleitet worden seyen. Selbst als seine Streitkräfte Anfangs September 1675 auf die Stämme am Connecticut zurückgeworfen worden waren, hatte er unter ihnen bald neue Verbündete geworben. Die Hadley-Indianer, die sich den Engländern angeschlossen hatten, und zwar, wie man glaubte, auf Antrieb Metacoms, wurden ihren Bundesgenossen verdächtig, entflohen und gingen zu ihm über. Die benachbarten Indianer von Springfield (jetzt Hauptort der Grafschaft Hampshire) stießen zu Philipps Kriegern, als sie diese Stadt angriffen, und so wurde der ganze Stamm der Nipmucks in den Krieg verwickelt. Im darauffolgenden Winter begab sich Philipp zu den Mohawks in Neu-York, und da es ihm nicht gelang, sie durch Gründe auf seine Seite zu bringen, faßte er den verzweifelten Entschluß, einige ihrer in den Wäldern herumstreifenden jungen Männer zu tödten und zwar auf eine Weise, daß der Verdacht dieser That auf die Engländer fallen mußte. Allein diese List schlug ihm fehl; einer der Mohawks, der von dem Sachem nur verwundet worden war, entkam und verrieth ihn, so daß er über Hals und Kopf seinen Abschied nehmen mußte. Fortan gehörten die Mohawks zu seinen erbittertsten Feinden.

(Schluß folgt.)

Statistische Mittheilungen über Bulgarien.

(Schluß.)

Die Abgabe von den Ernten wird in Konstantinopel verpachtet. Der Pächter, wer er auch immer sey, erhebt von den Ernten der Bulgaren von je zehn Maß Eines. Tritt in Kriegszeiten Mangel an Lebensmitteln ein, so müssen die Einwohner liefern ohne, trotz der zuweilen gemachten Versprechungen, einige Entschädigung zu erhalten. Die Bulgaren der Ebene sind solchen Kontributionen am meisten ausgesetzt. Die Bulgaren und Türken, die Pascha's selbst nicht ausgenommen, unterliegen einer Auflage, Beylik genannt, die darin besteht, daß sie von je zehn Schafen eines in Natura abgeben müssen. Ueberdieß sind sie noch gehalten, von jedem dieser Thiere acht bis zehn Paras, sowie noch eine dritte Auflage zu bezahlen, die unter dem Namen des Wollrechts bekannt ist und in einem Para von jedem Schafe besteht, das nach den Städten auf den Markt gebracht wird. Diese drei Abgaben werden von Konstantinopel aus in Pacht gegeben, um den auch Christen sich bewerben können. Die Erhebung dieser Steuern wird auch zuweilen den Ajans übertragen. Da die Türken keine Schweine züchten, so haben nur die Bulgaren die auf diesen Thieren lastende Abgabe zu entrichten, die an den Thoren der Städte den Umständen nach mit vier bis vierundzwanzig Paras erhoben wird.*)

In jenen Ajanlyks, wo Wein gebaut wird, zahlt man die Abgabe von diesem Artikel nach einer zwischen dem Ajan und den Einwohnern abgeschlossenen Uebereinkunft, die zuweilen eine Summe von hunderttausend Piastern festsetzt. Die Abgabe von den Bienen besteht bei den Bulgaren in Einem Maß Honig von acht und bei den Türken in Einem von zehn.

Zölle werden von den Türken und Christen gleich bezahlt und nur in den Städten erhoben. Waaren, die in Dörfern verkauft werden, sind zollfrei; übrigens besteht der Zoll in einer Abgabe von nur drei Prozent. Gegenwärtig sind rücksichtlich der Zölle mehrere neue Verordnungen erschienen, von denen auch bereits einige in Bulgarien in Kraft getreten sind. In den Städten wird ohne Unterschied der Religion bei Verkäufen und Kontrakten eine Abgabe von zehn Prozent bezahlt, die dem Ajan gehört.

Ohne Erlaubniß des Kadi, die nach einer beiderseitigen Uebereinkunft oder dem Vermögen des Verstorbenen jedoch nie geringer als mit fünfzig türkischen Piastern bezahlt wird, darf kein Bulgare begraben werden. Früher wurde der ganze Nachlaß des Verstorbenen geschätzt und von jedem Piaster zwei Asper erhoben (der Piaster hat hundert und zwanzig Asper). Diese Abgabe ist vom jetzigen Sultan abgeschafft worden. Wenn in einer Stadt, wo der Sitz eines Kadi ist, ein Bulgare ohne Erben stirbt, so nimmt der Kadi den Titel eines Bruders des Verstorbenen an und wird sein Erbe. In jenen Orten, wo nur ein Wojewode residirt, findet jenes Erbschaftsrecht nicht statt, das übrigens in neuern Zeiten bedeutend geändert worden ist. Der Ajan oder Wojewode bemächtigen sich jetzt des Nachlasses und überlassen dem Kadi nur ein Zehnttheil. Will ein Bulgare sich verheirathen, so muß er dem Wojewoden oder Ajan zwei bis zwölf Piaster für die Erlaubniß bezahlen. Die Bulgaren, so wie alle Christen des ottomanischen Reichs unterliegen einer Auflage, Haratsch genannt, die ihren Namen von einem Billet in Form einer Quittung hat, das Jeder auf ein Jahr erhält. Die Erhebung des Haratsch geschieht gewöhnlich am Kurbanbairam, dem

*) Die Abgabe von Schafen und Schweinen besteht, nebst andern eben so lästigen Steuern, noch jetzt in den Fürstenthümern und wurde im Anfange des letzten Krieges noch in Natura eingefordert. In Bessarabien ward dieselbe Abgabe noch bis zum Jahre 1824 bezogen, doch nicht in Natura; dem Grafen Woronzow dankt das Land die Befreiung von dieser Last, und die Krone hat nichts dabei verloren.

neuen Jahre der Türken, und dann läßt man jeden Christen den Haratsch da bezahlen, wo man ihn trifft. In Folge eines Mißbrauchs, der zur Gewohnheit und endlich zum Gesetze wurde, erhebt man den Haratsch sogar von einem Hause, dessen Eigenthümer abwesend ist. Diese Abgabe wird in zwei Klassen eingetheilt, von denen die erste, Alla genannt, zweiundfünfzig Piaster, und die zweite, Jsfale genannt, zweiunddreißig Piaster beträgt. Es besteht auch noch eine dritte, Odna genannte Klasse im Betrage von vierzehn Piastern, die, so viel mir bekannt ist, nur in den Umgebungen von Nicopol und auf dem Gebirge Hassi-Killi, dessen Bewohner arm sind, bezogen wird. Obgleich auch andere Gegenden die Begünstigung des Odna haben, so verfährt man doch willkürlich, und erhebt ihn selbst von Kindern und ohne eine Quittung zu geben. Der Haratsch wird in der Regel nur von den Familienhäuptern erhoben, und die Kinder sind auf dem Billet ihrer Väter mitbegriffen; meist werden jedoch widerrechtlich von fünf bis zu fünfzehn Piaster für jedes Kind noch besonders erhoben und nicht in der Quittung bemerkt. Die Frauen bezahlen diese Auflage nicht.

Jeder, der ein Haratschbillet hat, muß auch noch ein anderes Billet, Eyenza genannt, lösen. Ein solches Billet wird von dem Wojewoden ertheilt, ist mit seinem Siegel versehen und kostet jährlich von zehn bis zu hundert Paras oder dritthalb Piaster. Diese Abgabe wird gewöhnlich am 1 Mai erhoben; in Konstantinopel kostet ein solches Billet nur sechs Paras. Armenier, Juden, und Alle, die nicht Mohammedaner sind, unterliegen dem Haratsch, jedoch nach verschiedenen Taxen. Die Zinganen oder türkischen Zigeuner, die sich zum Islamism bekennen, sind ebenfalls jener Abgabe unterworfen.

Jeder Bulgare, der in ein anderes Ajanlyk reisen will, muß sich mit einem Passe vom Kadi versehen. Ein solcher Paß ist nichts als ein mit einem Siegel versehenes Billet und wird unentgeldlich ertheilt. Diese Polizeiverordnung besteht seit der griechischen Revolution im Jahre 1821.

Die Civil- und Kriminalrechtspflege ruht in den Händen des Kadi. Die Rechtsverhandlungen geschehen mündlich; die Parteien bringen nach der Reihe ihre Gründe vor, und der Kadi spricht dann nach Anhörung der Zeugen sein Urtheil. Weder der Ajan noch selbst der Pascha dürfen sich in die Amtsverrichtungen des Kadi mischen. *) Niemand, Wer er auch sey, darf ohne einen Ilam oder Beschluß des Kadi einen Bulgaren mit dem Tode bestrafen. Einige Pascha's maßen sich wohl dieses Recht an, jedoch nur in Kriegszeiten; außerdem setzen sie sich einer schweren Verantwortlichkeit aus, wenn der Kadi, was häufig geschieht, den Fall an die Pforte berichtet.

Meuchelmord, Diebstahl, Aufruhr und Verschwörungen gegen die Regierung werden ohne weitere Untersuchung und ohne nach Namen oder Aufenthaltsort des Schuldigen zu forschen mit dem Tode bestraft. Es geschieht oft, daß der Kadi, wenn er die Möglichkeit sieht, den Verbrecher zu befreien, ihn foltern läßt und ihn so zwingt, sich loszukaufen. Auch verurtheilt der Kadi, bei Civilprozessen, sehr oft eine der Parteien zu einer Geldbuße, von der er den zehnten Theil für sich behält. Gewöhnliche Polizeiübertretungen, als Schlägereien, Zänkereien, Ungehorsam u. s. w. werden nach einem Beschlusse des Kadi und zuweilen auch des Ajan oder Wojewoden mit der Bastonade oder Stockschlägen auf die Fußsohlen bestraft; der Leidende muß überdieß noch für jeden Streich einen Piaster bezahlen, und die genannten drei Beamten theilen diese Sporteln unter sich. In den Dörfern werden solche Vorfälle von den Subaschis gewöhnlich durch Geld und ohne Schläge geschlichtet. Geld ist übrigens das beste Mittel, um vor dem Kadi jeden Prozeß zu gewinnen.

Brücken und Straßen werden in Kriegszeiten auf Befehl des Chefs des Sandschak oder des Ajanen ausgebessert oder neu angelegt. Bei den Türken und Bulgaren ist es entweder aus Liebe zur Wohlthätigkeit oder um seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, Sitte, auf den Straßen und in den Städten Brücken und Brunnen anzulegen; auch errichten sie Odai oder Herbergen, wo Reisende jedes Glaubens über Nacht unentgeldlich Obdach finden.

*) Vor dem letzten Kriege war Soliman Pascha von Beeikoff mit dem Kadi unzufrieden, weil dieser die ungesetzliche Einmischungen des Pascha nicht beachtete. Der Pascha benutzte daher die Abwesenheit des Kadi, um ein öffentliches Weib in dessen Haus zu führen und dort zu verbergen. Als der Kadi zurückkam und sich eben mehrere Personen bei ihm einfanden, zeigte sich das Weib. Der Pascha ließ folglich das Haus von dem Aga (Polizeiaufseher) durchsuchen; das unglückliche Weib wurde statt der reichen Belohnung, die man ihr versprochen hatte, ins Wasser geworfen und der in Konstantinopel verklagte Kadi durch einen andern ersetzt.

Das vergiftete Thal.

In der letzten Sitzung der königlichen geographischen Gesellschaft in London wurde ein Brief des Herrn Alexander Loudon vorgelesen, worin er von seinem Besuche eines kleinen Thales der Insel Java Bericht erstattet. Dieses Thal, von den Eingebornen Guepo Upas — das vergiftete Thal — genannt, liegt 3 Meilen von Bathur, und ist wegen der tödtlichen Eigenschaft seiner Atmosphäre merkwürdig. Es war der 4te Julius, wo Herr Loudon es besuchte. Man kann sich auf einem anstoßenden Berge, hinter den Bäumen, die den Rand des Thales umfassen, ohne Gefahr auf eine halbe Viertelsmeile nähern. Von diesem Punkte aus überblickte Herr Loudon und sein Führer, stets mit brennenden Cigarren im Munde, die Vertiefung des Thales, das eine halbe Meile im Umfang und eine ovale Form hat. Seine Tiefe mag 55 bis 40 Fuß betragen. Der Boden ist eben, mit Steinen bedeckt und von aller Vegetation entblößt. Man gewahrte hie und da einige menschliche Gerippe, wahrscheinlich von den während der vorigen Kriege dahin geflüchteten Soldaten des Rebellenheeres, die nichts von der tödtlichen Eigenschaft des Thales wußten. Auch eine Menge todter Thiere, Bären, Hirsche, Tiger u. s. w. sah man umherliegen. Unsere Reisenden hatten zwei Hunde und ein paar Hühner mitgebracht, um damit Versuche anzustellen. Zuerst warfen sie einen Hund hinab: binnen 14 Sekunden konnte sich das Thier nicht mehr auf den Füßen halten, sank zusammen und hatte in 18 Minuten aufgehört zu leben. Der zweite Hund folgte; als er bei dem Kadaver des andern ankam, blieb er unbeweglich stehen; zwei Sekunden nachher legte er sich, und nach 7 Minuten verendete er ohne die geringste Zuckung. — Dieses Phänomen erinnert an die Hundsgrotte in Neapel, nur mit dem merkwürdigen Unterschied, daß das Thal Guepa Upas ganz von giftiger Luft erfüllt scheint, während man in jener ohne Gefahr aufrecht stehen kann, und die mephitischen Ausdünstungen sich nur einige Zoll hoch über den Boden erheben.

Vermischte Nachrichten.

Die Auflagen und indirekten Abgaben in Frankreich trugen im Jahre 1831 . . . . 527.025.000 Fr.
Während des Jahres 1829 . . . . 591.010.000 —
Während des Jahres 1830 . . . . 572.245.000 —
Es trat also im Jahre 1831 eine Verminderung der Einnahmen von 45.220.000 Fr. gegen das Jahr 1830 und von 65.987.000 Fr. gegen das Jahr 1829 ein. Diese Verminderung ist zum Theil der Herabsetzung des Getränketarifs zuzuschreiben, der im Verhältniß zum Jahre 1829 einen Ausfall von 52.400.000 Fr., und im Verhältniß zum Jahre 1830 einen Ausfall von 34.800.000 Fr. ergibt. Die von dieser Ursache unabhängige Verminderung beträgt also gegen das Jahr 1829 noch 29.187.000 Fr. und für das Jahr 1830 noch 12.820.000 Fr. — Der Ertrag der direkten Steuern ist im Etat mit 527.077.129 Fr. angeführt.

In Paris ist zum Andenken des in der letzten italienischen Revolution als Opfer gefallenen Patrioten Vincenzo Borelli und Ciro Menotti eine Gedächtnißmünze, etwas größer als ein Fünffrankenstück geschlagen worden, welche die Brustbilder und Namen beider Männer und die Umschrift zeigt: Pro Italica libertate pugnantes Franciscus quartus Mutinae tyrannus trucidabat die XXVI Maii 1831.

Von dem Medaillenraub aus der königlichen Bibliothek zu Paris scheint jede Spur verschwunden. Man muthmaßt, daß die goldenen Münzen der französischen Monarchie, deren Metallwerth auf 200.000 Fr. angeschlagen wird, von den Dieben eingeschmolzen worden sind. Die antiken Münzen, deren Metallwerth 100.000 Fr. beträgt, sind höher als eine Million geschätzt, und werden daher von den Dieben verschont worden seyn, um sie später stückweise an Liebhaber zu verkaufen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 42. 11 Februar 1832.

Erinnerungen aus Spanien.

3. Die Capilla.

Kein Ort wohl verdiente so wie die Capilla als Ueberschrift die Worte Dante's:

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.

Der Verurtheilte, der einmal diesen verhängnißvollen Ort betreten hat, verläßt ihn nur einmal wieder, wenn er zur Hinrichtung geführt wird. Aber wie viele peinliche Strafen hat der Unglückliche hier auszustehen, bis endlich die letzte seinem Leben ein Ende macht. Der Verurtheilte muß zwei Tage in der Capilla zubringen. Zwei Tage oder achtundvierzig Stunden, von denen eine jede für ihn ein Jahrhundert voll Seelenangst und Martern ist! Und während dieses langen vorbereitenden Todeskampfs bietet man noch überdieß Alles auf, um alle Kräfte und Schmerzen des armen Sünders zu erschöpfen, als wollte man ihn für den letzten Schmerz völlig zum Voraus ertödten.

Ich war Guzman in die Capilla gefolgt. Diese Kapelle, ein Grab, worin der Verurtheilte lebendig begraben wird, besteht aus zwei Gewölben, die jedem Strahle des Taglichtes verschlossen sind. In dem ersten findet man bloß eine Bank und eine große brennende Laterne, die zur Linken des Einganges auf dem Boden steht. Hier verweilen die Mitglieder der Brüderschaft „de Paz y Caridad,“ die nicht um den armen Sünder beschäftigt sind. In der zweiten Kapelle, die eng und niedrig ist, und ein Viereck von sechs Schritten Länge und vier Schritten Breite ungefähr bildet, steht gleichfalls zur Linken des Einganges ein sehr einfacher Altar. Auf dem weißen Tuche, womit er bedeckt ist, steht ein hölzernes Kruzifix und vier brennende Kerzen; einige Bildnisse der heiligen Jungfrau sind oberhalb an die Mauer geklebt. Dem Altar gegenüber befindet sich ein sehr reinliches Bett und zwei Stühle daneben.

In dem Augenblicke, wo Guzman, geführt von zwei Brüdern der Gesellschaft „de Paz y Caridad“ in diese zweite Kapelle eintrat, begann eine Menge von Stimmen, die aus der Tiefe des Gefängnisses emporzusteigen schienen, einen Chorgesang, der ungefähr folgende Worte enthielt: „Gnadenreiche Jungfrau Maria erbarme Dich unsers Bruders, der zum Tode geht, und bitte für ihn bei Deinem geliebten Sohne.“ Der junge Mensch erbebte. Auch mich ergriff eine tiefe Rührung. Ich fragte Einen der Brüder, woher diese Stimmen. „Oh, es ist weiter Nichts, erwiderte er mit großer Seelenruhe, als das erste „Salve,“ das dem Herkommen zufolge die Gefangenen, die in einem anstoßenden Hofe versammelt sind, beim Eintritte eines Verurtheilten in die Capilla singen.“ — Der wehklagende Gesang hatte sich allmählich in den langen Gängen des Gefängnisses verbreitet, wo er in dumpfem Echo widerhallte, bis er endlich erstarb. Ein tiefes Stillschweigen folgte.

Der eine Bruder ließ Guzman auf einem der Stühle neben dem Bette Platz nehmen, und fragte ihn, ob er nichts wünsche; die Brüderschaft werde Alles aufbieten, was in ihren Kräften stehe, um seinem Verlangen zu genügen.

„Tausend Dank, mein Bruder, erwiderte der junge Mensch traurig. Euer Anerbieten kommt etwas zu spät. Warum habt Ihr es mir nicht einen Monat früher gemacht? Alle Eure Dienstwilligkeit hilft mir jetzt zu Nichts mehr.“

„Nur allzuwahr, mein Bruder. Aber wußten wir, daß Ihr damals eines Beistandes bedürftig waret? Werdet Ihr nicht den Beistand der Religion verlangen, wenn Ihr den unsrigen nicht annehmen wollt?“

Der junge Mensch schwieg und schien in Nachdenken zu versinken. „Wohlan, sagte er endlich mit sanfter, trauriger Stimme, die verrieth, daß bereits alle Bitterkeit aus seiner Seele verschwunden war, „Wohlan, Bruder Pedro, was soll ich thun?“ — „Wählt Euch einen Beichtvater, erwiderte Pedro, Ihr könnt Euch einen wählen aus jedem beliebigen Orden.“ — „Ach Gott, es ist einerlei, lasset kommen Wen Ihr wollt.“

Bruder Pedro ging. Guzman stützte sich den Kopf in der Hand mit dem Ellbogen auf den Bettstollen. Ich wagte es nicht ihn anzureden. Was hätte ich ihm auch sagen sollen? Auch der andere Bruder, der bei uns zurückgeblieben war, schwieg. Er war mit etwas ganz Anderem beschäftigt, als mit dem armen Sünder; er drehte zwischen den Fingern mit großer Sorgfalt „Cigarritos“ aus Papier, die er sehr schnell und geschickt zu machen verstand, und so wie eines fertig war in seine „Petaca“ (Cigarrenbüchse) steckte. Nach einer Viertelstunde kam Bruder Pedro zurück, begleitet von einem Kapuziner, einem ehrwürdigen Greis mit silberweißem Barte. Ein Strahl tiefer Seelenruhe lag über seine schöne Gestalt verbreitet, wie über Murillo's heiligen Franciscus de Paula in der Contemplation. Ich entfernte mich mit den beiden Brüdern. In der ersten Kapelle fand ich die vier andern, die mit leiser Stimme

gelassen über Stadtgeschichten und Neuigkeiten plauderten, als befänden sie sich in einer „Tertulia" *) oder auf der „Puerta del Sol." **) Von allen diesen Menschen schien der Bruder Pedro allein seinen frommen mildthätigen Beruf zu verstehen. Seine Mitbrüder trieben ihn als ein Handwerk, als einen Dienst, den zu verrichten heute an ihnen die Reihe war.

Es war zwei Uhr; ich erinnerte mich, daß ich mit Mariquita eine Zusammenkunft an der Pforte von Santa Cruz verabredet hatte, ich konnte ihr nur eine traurige Kunde bringen, und beflügelte daher nicht sehr meine Schritte; indeß verließ ich das Gefängniß. Als ich über den Platz von Santa Cruz ging, bemerkte ich eine zahlreiche Gruppe von Menschen an der Kirchenpforte versammelt. Von Mariquita war nichts zu sehen. Indem ich einige „Cuartos" (kleine Kupfermünze) einer alten Bettlerin, die seitwärts kauerte, in den Schooß warf, fragte ich sie um die Ursache dieses Gedränges. Die Alte erzählte mir, daß ein Mädchen, das seit dem frühen Morgen in der Kirche gebetet hatte, Mittags sie verlassen habe, in dem Augenblick, wo man Santa Cruz gegenüber „die Tablilla" ***) der Bruderschaft aufgestellt habe, was bedeute, daß ein Verurtheilter die Capilla betreten habe. Da habe das Mädchen einen Schrei ausgestoßen, und sey ohnmächtig zu Boden gesunken. Man hatte sie dann in ein benachbartes Haus getragen, das mir die Alte zeigte. Von diesem Vorfalle also unterhielten sich wahrscheinlich die Leute an der Kirchenpforte. Ich konnte nicht zweifeln, das Mädchen war die arme Mariquita. Sie brauchte also nichts mehr zu erfahren; Trost konnte ich ihr ohnehin nicht bringen, ich entfernte mich also, ohne sie zu sehen, um anderswo zu wirken, wo es nöthiger war; ich beschloß Alles aufzubieten, um für den Verurtheilten Gnade zu erwirken.

Die Sandwichinseln.

2. Staatsverfassung und Gesetze.

(Fortsetzung.)

Das gemeine Volk wird gewöhnlich als zum Boden gehörig betrachtet und geht mit dem Lande von einem Häuptling an den andern über. In neueroberten Bezirken war es ehedem gezwungen, auf dem Grund und Boden, den es anbaute, als Sklave des Siegers zu bleiben; heutzutage bleibt es zwar unter einem und demselben Häuptling lebenslänglich als Unterthan oder Pächter, doch scheint dieses Verhältniß mehr freiwillig. Kein Häuptling kann von den Unterthanen eines andern Abgaben oder Dienste verlangen, wenn der Eigenthümer nicht einwilligt. Wenn die Einkünfte des Königs nicht für seine Bedürfnisse ausreichen und benachbarte Pflanzungen Kartoffeln oder Taro auf ihrem Felde haben, so sendet er oder einer der vornehmsten Häuptlinge bloß ihre Leute ab und lassen den größten Theil der Früchte einernten, ohne dafür dem Beeinträchtigten eine Schadloshaltung zu geben. Außer den Summen die der König von den Grundsteuern und dem Handelsmonopol mit Lebensmitteln und andern Gegenständen zieht, die in verschiedenen Häfen an die Schiffe verkauft werden, erhöhen sich seine Einkünfte auch durch die Hafengelder von O-a-hu. Jedes Schiff, das in dem äußern Hafen ankert, zahlt sechzig Dollars, und achtzig, wenn es in das Bassin oder den innern Hafen einlaufen will. Noch vor einem oder zwei Jahren betrugen diese Abgaben für erstern nur vierzig, für letztern nur sechzig Dollars. *) Die Lootsengebühren sind ein Dollar für den Fuß für jedes Schiff, sowohl beim Ein- als Auslaufen; der Ertrag wird zwischen der Regierung und den Lootsen getheilt.

Eine andere seltsame Art das Volk zu besteuern, besteht darin, daß sich der König oder einer der vornehmsten Häuptlinge ein Haus bauen läßt. An dem Tage, wo der König das erste Mal es betritt, erscheinen die Häuptlinge und das Volk aus der umliegenden Gegend, um dem Könige Geschenke zu überbringen. Das Herkommen verlangt, daß bei solchen Gelegenheiten jeder Häuptling seine Aufwartung macht, wenn er anders nicht für übelgesinnt und säumig gehalten werden will, und keiner darf ohne ein Geldgeschenk eintreten. Der Betrag desselben richtet sich nach seinem Rang oder seinem Besitzthum. Manche Häuptlinge steuern bei dieser Gelegenheit fünfzig Dollars, andere zehn, andere fünf, manche nur einen. Kurze Zeit bevor sich Rihoriho nach England einschiffte, ließ er sich ein großes Wohngebäude nach inländischem Geschmack zu Honururu auf O-a-hu errichten. Drei Tage lang, nachdem der König es bezogen hatte, strömte das Volk mit seinen Geschenken herbei, und die Missionäre sahen an einem Tage mehr als zweitausend Dollars eingehen.

Vor der Begründung einer Missionsanstalt auf den Sandwichinseln besaßen die Insulaner keine Schrift und folglich auch keine geschriebenen Gesetze. Es bestand jedoch unter ihnen eine Art Gesetzbuch in mündlichen Ueberlieferungen, eine Anzahl Verfügungen, die entweder von früheren Königen erlassen, oder nach allgemeiner Uebereinkunft befolgt wurden. Diese rechtlichen Bestimmungen betrafen die Verpachtungen der Ländereien, das Eigenthum, die persönliche Sicherheit und den Tauschhandel; sie waren allgemein bekannt und gewöhnlich wurde darnach verfahren. So war auch das Verhältniß der persönlichen Handleistungen, die ein Pächter seinem Herrn schuldig war, durch Herkommen festgesetzt und ein

---

*) Abendgesellschaft.

**) Ein sehr berühmter Platz in Madrid.

***) Um Mittag, in dem Augenblicke, wo ein Verurtheilter die Capilla betritt, errichtet man der Kirchenpforte von Santa Cruz gegenüber die „Tablilla." Die Tablilla ist ein kleiner Tisch, der mit einem grünen Tuche behangen ist; um ihn herum stehen zwei oder drei Mitglieder der Brüderschaft de Paz y Caridad, um in einem silbernen Becken das Geld zu sammeln, das zu Messen für die Seele des armen Sünders gespendet wird.

*) Diese Abgabe wird seit dem Jahre 1816 erhoben, wo ein Schiff des Königs nach Canton unter Segel ging, dort seine Ladung von Sandelholz verkaufte, aber statt Kleider, Seide u. s. w. zurückzubringen, ganz leer und noch mit Schulden zurückkehrte. Der König fragte nach der Ursache, und der Kapitän klagte ihm, daß ein Theil des Geldes ihm gestohlen worden, daß er so und so viel für Lootsen, Ankergeld u. s. w. habe bezahlen müssen und ihm daher nichts übrig geblieben sey, das Schiff wieder segelfertig zu machen; weßhalb er gezwungen worden sey, Schulden zu machen. „Wenn sich Dieß so verhält," erwiderte der König, „so wollen wir auch Lootsen halten, und jedes Schiff das in den Hafen einläuft, soll uns dafür bezahlen."

Häuptling konnte den Mann, der auf Geheiß den Dienst verweigerte, aus dem Besitze vertreiben; wenn dagegen ein Häuptling Jemand, der seine Frohndienste leistete und seine Abgaben gehörig entrichtete, austreiben wollte; so wurde Dieß für ungerecht gehalten, und wenn der in seinen Rechten verletzte Mann bei dem Könige oder Statthalter klagte, und ihm sonst keine Schuld zur Last gelegt werden konnte, so wurde er gewöhnlich wieder in den Besitz seines Gutes eingesetzt. Die Bewässerung ihrer Pflanzungen ist für sie von großer Wichtigkeit, und es besteht ein Gesetz, daß das Wasser wöchentlich zwei Mal, und in der trockenen Jahreszeit ein Mal über die Felder geleitet werden soll.

(Schluß folgt.)

Die Rettung der acht Bergleute von Bois Monzil.

(Bericht des Herrn Delseriès, Generaldirektors der Bergwerke, in den Annales des Mines.)

In den Kohlengruben von Bois Monzil bei St. Etienne hörte man im Julius des verflossenen Jahres, eines Morgens ungefähr nach halb sieben Uhr, ein donnerähnliches Getös; die Luft war heftig bewegt und fast alle Lampen erloschen. Einer der Bergleute, Namens Anton Chaussen, der eben beschäftigt war, einen am Ende des zweiten Ganges im Flügelort *) der obern Schicht gelegenen alten Bau wieder aufzugraben, schlug in eine starke Wasserader, die sich sogleich mit großem Geräusche in die Mine ergoß, die Stützbalken umriß und ungeheure Felsenstücke herabschwemmte. Im Augenblicke, wo dieß geschah, arbeiteten fünfzehn Bergleute mit Einschluß des Obersteigers in der untern Schicht; als sie das Geräusch hörten, schrien sie: „Wasser! rette sich, wer kann!“ und kletterten durch die Flügelorte nach dem Stollen. Einer von ihnen, Gabriel Martin, trieb den Jungen, Anton Féréol, mit Gewalt vorwärts, der durch das Geräusch erschreckt sich zu folgen weigerte. Kaum hatte jedoch der erstere den Stollen erreicht, so kehrte er wieder zurück, um zwei andere Bergleute, die in der Nähe arbeiteten und nichts von der Gefahr wußten, die ihnen drohte, zu warnen. Eilf Bergleute, die an verschiedenen Stellen der untern Schicht arbeiteten, suchten zu entkommen. Zwei hatten kaum den Stollen erreicht, als sie vom Wasser ergriffen und verschlungen wurden. Der Obersteiger und ein Bergmann, die sich auf dem Boden eines Schachts befanden, wurden von dem Strome bedeckt und kamen wahrscheinlich auf der Stelle um. Die zwölf Bergleute, die sich in der obern Schicht befanden, konnten nicht entfliehen, da ihnen kein anderer Ausweg blieb, als ein Flügelort am Ende der Schicht, der aber bereits mit Wasser angefüllt war. Um sich einen Begriff von der Gewalt zu machen, mit der das Wasser hereinbrach, muß bemerkt werden, daß das Schachtloch **), das glücklicher Weise leer war und hundert und achtzig Kubikmètres faßt, sich so schnell füllte, daß zwei Bergleute, die sich durch den obern Flügelort an der Mündung dieses Schachtlochs retten wollten, den Stollen nicht mehr erreichen konnten, und in wenigen Minuten standen alle Werke unter Wasser.

Der Maschinist, der das Getös hörte, welches das Wasser beim Falle in das Schachtloch verursachte, beeilte sich, die kleinen Kübel durch große zu ersetzen, und trieb die Kraft der Dampfmaschine auf den höchsten Punkt.

Die, welche entkommen waren, unterrichteten sogleich die Herren Robinet und Sohn von der schrecklichsten Katastrophe, und Alle begaben sich sofort in Begleitung Herrn Rollets, eines Zöglings der Bergschule, nach der Mine. Wir fuhren bis auf den Grund des Stollens ein, und nachdem wir uns von der Höhe des Wassers überzeugt hatten, sahen wir keinen andern Ausweg, um bis zu den Werken zu gelangen, als durch den Gang von Herrn Robinets Mine oder durch die alten benachbarten Baue; wir dachten also auf Mittel, das Wasser abzuleiten. Zu diesem Zwecke ward uns von den umliegenden Minen aller nur möglicher Beistand angeboten, und nach unendlichen Schwierigkeiten und unaufhörlicher Arbeit überzeugten wir uns, daß noch einige der verschütteten Bergleute am Leben seyen. Dieser Umstand veranlaßte uns, auf noch wirksamere Mittel zur Rettung zu denken, und befeuerte den Eifer unsrer Bergleute, die trotz unsers Zuredens nur muthlos gearbeitet hatten, weil sie überzeugt zu seyn glaubten, daß ihre Kameraden ertrunken seyn müßten.

Gegen halb vier Uhr am Nachmittage des folgenden Tages berichteten uns zwei Bergleute, daß sie bis zu einem Theile der Werke der untern Schicht durchgedrungen wären und verschiedenes Werkzeug gefunden hätten, das den Männern gehöre, die beim Einbruche der Ueberschwemmung entflohen seyen; sie waren durch einen alten Flügelort bis dorthin vorgedrungen, der, da er fast ganz mit Geschiebe *) angefüllt war, nur einen sehr engen und beschwerlichen Durchgang gewährte, und noch über der Wasserfläche lag. Wir krochen von mehreren Zöglingen der Bergschule gefolgt, die unsre Arbeiten getheilt hatten, durch diesen Gang, der uns zu verschiedenen Flügelorten führte, die auf dem höchsten Theile der untern Schicht angelegt waren. Wir durchkrochen alle, fanden aber Niemand; wir riefen laut nach allen Richtungen hin, aber ohne Erfolg. Wir befahlen nun einem der Bergleute, mit dem Schlägel stark an die Wölbung des Ganges zu schlagen; er schlug drei Mal in Zwischenräumen, und wir hatten die Freude, von der Seite her, wo wir die unglücklichen Männer vermutheten, die Schläge erwidern zu hören. Wir schlugen höchst bewegt nochmals stark an und erhielten abermals Antwort; ihr Daseyn war also nicht mehr zweifelhaft. Wir riefen nun sogleich Herrn Rollet, Aufseher der Minen, herbei, um die Richtung zu bestimmen, in der wir einschlagen sollten, um zu den unglücklichen Leuten zu gelangen. Aus seiner Angabe sahen wir, daß wir eine Strecke von achtzehn Mètres Länge durch Kohlen und Felsen graben mußten. Der Flügelort, den wir auf diese Weise durchzutreiben hatten, war ganz dem in einer benachbarten Grube ähnlich, der, die großen Kosten ungerechnet, erst nach einem Monate Tag- und Nachtarbeit vollendet werden konnte. Diese Aussicht war nicht ermuthigend; allein überzeugt, daß die Kraft des Mannes sich verzehnfacht, wenn es darauf ankommt, Menschenleben zu retten, und von dem Wunsche beseelt, Nichts unversucht zu lassen, um die Unglücklichen zu retten, beschlossen wir, die Arbeit sogleich zu beginnen. Wir schickten dem zu Folge um Pulver, Werkzeuge, Bergleute und Steinbohrer.

Die Arbeiter begannen ihr Werk Donnerstags um sieben Uhr Abends, konnten aber wegen beschränkten Raums nur zu Zweien zugleich arbeiten und mußten oft abgelöst werden. Während sie mit Graben beschäftigt waren, wurde das Auspumpen des Wassers unaufhörlich fortgesetzt. Da unsre Kräfte nicht hinreichend waren, so schickten wir zu den Grubeneigenthümern in der Umgegend, um sie um ihre Mannschaft zu bitten; doch diese waren bereits unserem Gesuche entgegen gekommen, denn die Boten begegneten den Bergleuten, die ihren unglücklichen Kameraden zu Hülfe eilten. Am Freitage brach etwas an unsrer Pumpe, die durch Pferde getrieben wurde; sogleich fuhren nun die Nationalgarden, die seit dem unglücklichen Ereignisse sich versammelt hatten, sammt den Bewohnern der Umgegend, die voll Verlangen etwas zu Rettung der Unglücklichen beizutragen, sich am Eingange des Schachtes einfanden, ein und bildeten eine doppelte Kette von zweihundert Mann bis zur ersten Pumpe; so wie diese kein Wasser mehr hatte, stellten sie noch eine zweite kleinere Kette an, die sich vergrößerte je mehr das Wasser abnahm.

Doch alle diese Bemühungen konnten die Wirkung unsrer Maschine nicht ersetzen, die wir bis Sonnabend Morgens wieder hergestellt hatten; doch fuhren alle fort, bis zu Befreiung der Unglücklichen Wasser auszuschöpfen, wobei auch Handpumpen angewendet wurden. Am selben Tage (Sonnabend) Abends als das Wasser zum Theile ausgepumpt war, entdeckten wir die Körper von zwei Arbeitern, die vom Wasser übereilt worden waren, als sie sich retten wollten.

Am Freitage Morgens, als die Bohrer anlangten, machten wir Versuche zu einem Einschlage auf gleicher Höhe und in gleicher Richtung nach der Gegend, wo sich die Unglücklichen befanden; allein diese, sowie viele andere, waren, wie wir aus den Signalen der Gefangenen schließen konnten, erfolglos. Wir setzten jedoch unsre Anstrengungen bis Sonntag ununterbrochen fort; allein nach vierzehnstündiger unausgesetzter Arbeit wurde diese durch die verdorbene Luft oder Schwaden unterbrochen, die

*) Die Strecke, die seitwärts von einem Stollen zu einem Gange getrieben wird, nennt man den Flügelort.

**) Eine Grube, in der das ablaufende Wasser sich sammelt, aus der es dann durch Dampfmaschinen ausgepumpt wird.

*) Vom Wasser fortgeschwemmte Erde und Gesteine

mit Einbruch der Nacht so dick ward, daß unsre Lampen verloschen. Wir brachten sogleich einen Ventilator an, und nach Verlauf einer Stunde konnten wir fortfahren.

Da das Ausgraben des Ganges nur langsam von Statten ging, so wurden wir von der Furcht gepeinigt, wir möchten die armen Gefangenen, deren Klopfen wir fortwährend hörten, zu spät erreichen; wir beschlossen also einmüthig, das Ausgraben aufzugeben und uns nur ans Bohren zu halten, was wir auch glücklich ausführten, denn das Klopfen hörte auf, und daraus schlossen wir, und wie der Erfolg zeigte ganz richtig, daß die armen Eingesperrten uns auf der rechten Richtung wußten. Bald darauf drang der Bohrer in den Gang, in dem sie sich befanden; einer von ihnen ergriff ihn, und wir hörten ihn uns zurufen, sie seyen ihrer acht und befänden sich ziemlich wohl. Dieß war am Montage Morgens um fünf Uhr.

Die Aerzte, die den Ausgang unsers Unternehmens abgewartet hatten, kamen jetzt herab zu uns und schickten den armen Gefangenen durch die Oeffnung leichte Fleischbrühe und kölnisches Wasser in dünnen Röhren, das diese unter sich theilten. Nachdem nun auf diese Art ihre durch ein fünftägiges Fasten geschwächten Magen etwas gestärkt waren, setzten wir unsre Arbeit fort. Gegen vier Uhr Nachmittags schienen die Unglücklichen schläfrig zu werden; ihre Stimmen waren schwächer, und wir fürchteten schon, daß einige von ihnen vom Schlagflusse getroffen seyn möchten oder daß sie an Indigestion litten. Da wir ihnen nur nach vollendeter Arbeit Hülfe zu leisten im Stande waren, so setzten wir diese so schnell als möglich fort, und am Montage Abends um zehn Uhr war sie endlich vollendet, und wir hatten die Freude, die Armen nicht nur he[illegible] zu finden, als wir vermutheten, sondern sogar so wohl, daß die Mittel, die die Aerzte bei sich hatten, nicht einmal nöthig waren; selbst die Tragsessel, die herbeigeschafft worden waren, bedurften sie nicht, sondern sie stiegen mit Hülfe der Aerzte, der Maschinisten und ihrer Kameraden herauf; nur ein Einziger wurde getragen. Als sie an die freie Luft kamen, wurden sie sogleich in ein benachbartes Haus geführt, wo Betten u. s. w. für sie bereitet waren. Am 15 wurden drei Körper gefunden und am 18 der des Anton Chausson, der in die Wasserader eingeschlagen hatte; er war nur wenig beschädigt. Von den siebenundzwanzig Personen, die beim Einbruche der Ueberschwemmung in der Grube gewesen waren, kamen acht um, eilf entflohen noch zur rechten Zeit, und die übrigen acht wurden gerettet, nachdem sie hundert und sechsunddreißig Stunden in der Grube eingeschlossen gewesen waren und hundert und zwanzig Stunden ohne Nahrung hingebracht hatten; da sie unterhalb der Schicht arbeiteten, als das Wasser einbrach, konnten sie sich nicht retten. Einer von ihnen wollte durch das Wasser schwimmen, er wurde aber von den Uebrigen zurückgehalten, die zu ihm sagten: „Wir können hier so gut sterben, als im Wasser.“ Merkwürdig ist, daß bei der langen Gewohnheit, verdorbene Luft zu athmen, das Eindringen reiner Luft durch die Oeffnung des Bohrers sehr nachtheilig auf sie wirkte. Die acht Gefangenen hatten kaum bemerkt, daß das Wasser sich vermindere, so glaubten sie auch schon, daß wir Versuche zu ihrer Rettung machten, und diese Hoffnung verließ sie nie. Nur Einer von ihnen hatte sein Mittagmahl bei sich, das in einem halben Laibe Brod, etwas Käse und einer halben Flasche Wein bestand; gegen die Mitte des ersten Tags schlug der brave Bursche seinen Unglücksgefährten vor, dieses karge Mahl unter sich zu theilen; das Anerbieten ward angenommen, und nur zwei, die vor der Einfahrt gefrühstückt hatten, weigerten sich etwas anzunehmen, indem sie sagten, daß sie zusammen sterben wollten. Solche Züge bedürfen keines Kommentars. Sie waren nicht sowohl von Hunger, sondern vielmehr von Kälte und der Unthätigkeit des Magens gepeinigt. Einer von ihnen, dem das Wasser seine Jacke fortgeschwemmt hatte, war daher mehr zu bedauern, als seine Kameraden; doch ein Anderer, der eine flanellene Unterweste trug, zog seine Jacke aus und lieh sie ihm. Etwas später nagte der Eine an seinem Grubenhemde, der Andere an einem ledernen Riemen und ein Dritter verzehrte den von Fett getränkten Docht seiner Grubenlampe; sie glaubten so ihr Leben zu fristen; doch hatten sie einige Tage nach ihrer Erlösung viele Beschwerden deßhalb auszustehen.

Vermischte Nachrichten.

Eines der letzten Hefte der Annales d'Hygiène enthält eine Abhandlung über den Selbstmord in verschiedenen Lebensaltern, worin der Verfasser, der 9000 gerichtliche Protokolle über die von 1796 bis 1830 in Paris vorgefallenen Selbstmorde verglichen hat, feststellen zu können glaubt: 1) daß der Selbstmord mit Bedacht oder die philosophische Selbstentleibung in der Nacht oder kurz vor Tagesanbruch vollzogen wird; 2) daß der durch zufällige Umstände veranlaßte Selbstmord am Tage eintritt, wo die Veranlassungen dazu: Zänkereien, unglückliche Neuigkeiten, Spielverluste, Unmäßigkeit u. s. w. ihre Wirkungen äußern. In jedem Lebensalter wählt der Mensch besondere Mittel, um sich zu entleiben. In der ersten Jugend nimmt er den Strick zur Hand, später die Feuerwaffen; je mehr seine Lebenskräfte schwinden, desto mehr kehrt er zu dem ersten tödtlichen Werkzeuge zurück; Greise tödten sich gewöhnlich durch Erhängen. Diese Betrachtungen sind von großer Wichtigkeit für die medizinische Polizei. Folgende Tabelle von 1000 Selbstmorden zeigt die in jedem Lebensalter am häufigsten vorkommenden Arten der Selbstentleibung:

	durch Pistolen	durch Strick.
Von 10 bis 20	61	68
— 20 — 30	285	51
— 30 — 40	182	94
— 40 — 50	150	188
— 50 — 60	161	256
— 60 — 70	116	235
— 70 — 80	35	108
— 80 — 90	2	—
	1000	1000

Don Bernardo O'Higgins, der gegenwärtige Präsident von Chili, ist der einzige Sohn eines Mannes, dessen Name lange Zeit in Amerika's Annalen fortleben wird, Don Ambrosio's O'Higgins, der, von Karl III zum Marquis von Osorno ernannt, Vizekönig von Peru war, und diese Würde bis zu seinem Tod bekleidete. Im Jahre 1791 wurde Don Bernardo O'Higgins nach England geschickt, um hier seine Erziehung zu vollenden. Weit entfernt ein irländischer Abenteurer zu seyn, wofür man ihn bis jetzt hielt, betrat er nicht einmal den irländischen Boden. Allerdings wurde er im J. 1792 als Mitglied der irländischen Union verhaftet, und vor ein Spezialgericht gebracht, allein auf Ansuchen des spanischen Gesandten wieder auf freien Fuß gestellt. Bei der Invasion Napoleons in Spanien war O'Higgins einer der Ersten, die in seinem Vaterlande (Chili) die Fahne der Unabhängigkeit erhoben, und er wurde zum Präsidenten dieser Republik ernannt. Neuerdings von dem Vertrauen seiner Mitbürger zu dieser Würde berufen, läßt nur sein hohes Alter bedauern, daß Chili nicht lange mehr der Dienste dieses rechtlichen und talentvollen Bürgers sich zu erfreuen haben dürfte. Der General O'Higgins ist schon seit langer Zeit erster Marschall von Peru.

Das „Institut der archäologischen Korrespondenz,“ das im Jahre 1829 mit dem Zwecke gestiftet wurde, einer sehr geringzähligen und zerstreuten Gelehrtenfamilie — den Freunden klassischer Alterthumskunde — einen Vereinigungspunkt zu geben, gibt zu Rom ein Monatsjournal heraus, worin alle Entdeckungen auf dem ganzen klassischen Boden bekannt gemacht, die alten Denkmäler besprochen und neue Werke über Archäologie geprüft werden. Diese Gesellschaft, die unter ihren Mitgliedern die ausgezeichnetsten Männer des archäologischen Fachs zählt, hat am verflossenen 9 Dezember auf dem Kapitol eine außerordentliche Sitzung zur Feier des Jahrestages der Geburt Winckelmanns, unter Vorsitz ihres Generalsekretärs des Herrn von Bunsen, gehalten. Mehrere Mitglieder, unter denen man die Herren Dodwell, Beugnet und den ehrwürdigen Abbate Fea bemerkte, lasen Mittheilungen über neue archäologische Entdeckungen vor. Herr Gerhard trug einen Bericht vor über die neulich zu Tarquinium eröffneten Gräber, deren Ausbeute an Reichthum wohlerhaltener Gegenstände Alles übertraf, was man bisher in dieser Art kannte. Die Abbildung dieser Gräber wird unter den von dem Institut herausgegebenen Denkmälern des Alterthums erscheinen. Herr Gerhard beschloß seinen Vortrag mit der Anzeige des bevorstehenden Erscheinens des 3ten Bandes der Annalen der Gesellschaft und der 5ten und 6ten Lieferung der Monumente. Die Herausgabe der Arbeiten der Gesellschaft im Jahre 1832 ist Herrn Panofka, einem der Sekretäre des Institutes, übertragen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 43. 12 Februar 1832.

Die Kleingewerbe von Paris.

(Fortsetzung.)

Doch wir wollen uns nicht zu lang an der Thüre aufhalten — wir treten hinaus. Acht gegeben auf den Mann, der vor unsern Füßen in der Gassenrinne kauert! Dieser Mann ist ein „Regratteur,“ er scharrt und krazt zwischen den Steinen herum. Er hascht nicht nach Lumpen, nach Auskehricht, nach Papierfetzen, die der Wind entführt — diese Handelswaaren sind für unsern Kleingewerbler von zu erhabener Art. Er will nichts, er sucht nichts, der bescheidene Mann, als die Nägel, die dem Hufbeschlag der Pferde entfallen, oder Stückchen Eisen, die von einem Wagenrade gesprungen sind; er wäscht den Rinnsaal der Gasse wie andere Sklaven den Goldsand in Mexiko. Einen Nagel ohne Kopf zu finden ist für ihn ein so großes Glück, als ein Diamant, den ein Neger in einem Bergwerk findet. Der arme Mann, wie er sich abmüht in seiner peinlichen Stellung, wie er sich über seiner Beute krümmt, welche leidenschaftliche Begier in seinen Blicken! Wie viele Flüche mögen in seiner Seele aufdämmern, wie das Herz in seiner Brust pochen! Der arme Mann, seine Nägelwäsche fällt nur kümmerlich aus! Die Juliusrevolution hat so viele Pferde an den Pflug geschickt, so viele Wagen zu einer andern Bestimmung umgeschaffen, daß kaum die ausgelaugte Gassenrinne so viel Eisen abwerfen wird, daß der Regratteur davon Sonntags und Montags an der Barrière sich wird trösten und erlaben können. Es gab bessere Zeiten, wo er dort drei Tage zubringen konnte, wie im Himmel.

Wenn man so glücklich war, dem Regratteur und dem Wasser, das er rechts und links ausspritzt, zu entkommen; so stößt man gewöhnlich auf den „Commissionaire“ des Quartiers. Der Commissionäre des Quartiers ist meist ein Mann von breiten Schultern, rundem Bauch und schwarzem Bart; von seinem Vollmondgesichte strahlt zufriedene Heiterkeit, man kann ihn nicht ansehen, ohne zu fühlen, daß er ein Mann ist, der sein Schäfchen in's Trockene gebracht, der keinem Menschen etwas schuldig ist, dem dagegen viele Leute schuldig sind, und der sich auf schlimme Tage einen Nothpfenning zurückgelegt hat. Der Commissionär des Quartiers ist euer, mein, unser aller Bedienter, er ist der Bediente von allen Häusern, er geht überall nach Belieben aus und ein. Man läßt ihn rufen im Winter, um Holz zu sägen, im Sommer, um den Blumentisch zu besorgen; er begleitet Monsieur an die Diligence und geht Madame bei ihrer Rückkehr entgegen. Der Name des Commissionäres ist im ganzen Quartier bekannt; man weiß, wo seine Heimath ist, wie alt er, wie alt seine Mutter ist; er ist der Freund der Köchin und der Feind des Portiers, übrigens unabhängig, wie ein Bedienter, der mehrere Herren hat. Verständig und thätig richtet er viel aus ohne vielen Kraftaufwand, er durchläuft einen langen Weg im Schritte, sagt nie zu viel, ist verschwiegen, nüchtern, stets auf den Beinen, stets gefällig und von gleichem Eifer, es mag nun ein Geschäft oder einen Liebeshandel betreffen. Eine Straße von Paris würde nicht vollständig seyn, wenn sie nicht neben ihrem Gewürzkrämer und Weinwirth ihren Commissionär hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mexikaner im Jahre 1830.

2. Die Parteien.

(Schluß.)

Die gegenwärtige Regierung von Mexiko ist nicht sehr freundschaftlich gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika gesinnt; sie mißtraut ihnen vielmehr und haßt sie. Die Klagen, die sie gegen dieselben hat, sind folgende: Erstens macht man es ihnen zum Vorwurf, daß Poinsett sich in die Politik gemischt und den Verschwornen gegen Pedrazza sein Hotel zur Versammlung geöffnet. Zweitens habe er die mexikanische Nation insultirt, indem er ihr angeboten, Texas abzukaufen, ein Gebiet, das durch die Konstitution für unveräußerlich erklärt sey, und 160 Millionen Morgen Landes Umfang habe; und dafür habe er zehn Millionen Dollars geboten, so daß also sechs Cents auf einen Morgen kämen, während die Regierung den Morgen unangebauten Landes in dieser Provinz um vierzig Cents verkaufe. Drittens, als er wahrgenommen, daß man auf sein Anerbieten nicht eingehen werde, habe er der Nation von Neuem eine Beleidigung angethan, indem er ihr angeboten, zehn Millionen zu leihen und dafür Texas als Unterpfand zu nehmen, in der tückischen Absicht Texas während der Zeit der Verpfändung mit amerikanischen Auswanderern und Sklaven zu bevölkern, um es zuletzt ganz und gar zu behalten. Selbst die Patrioten, die übrigens große Freunde der Nordamerikaner und Poinsetts sind, be-

trachteten diesen Antrag als eine so grobe Beleidigung, als wenn Meriko den vereinigten Staaten angeboten hätte, ihnen Louisiana oder das Gebiet von Arkansas abzukaufen. Viertens wird den Amerikanern vorgeworfen, daß sie sich heimlich Eingriffe in Teras und die Gränze erlauben, und die Einfälle räuberischer Indianerstämme in das neumerikanische Gebiet unterstützen, indem sie den Indianern Waffen liefern, und ihnen den erbeuteten Raub, entführte Maulthiere und selbst freie merikanische Bürger, Mulatten und Indier, die man wie die von Louisiana behandelt, abkaufen. Fünftens seyen schon unzählige Mal die Einwohner von Teras durch amerikanische Emissäre angestiftet worden, sich von Meriko zu trennen und den Vereinigten Staaten anzuschließen, die ihnen die Einführung der Sklaverei erlauben würden. Sechstens klagt man die Vereinigten Staaten an, daß sie die nordamerikanischen Indianer immer mehr und mehr verdrängen und auf Meriko zurückwerfen, eine Ungerechtigkeit, die zu großen Verwirrungen und Kriegen zwischen beiden Staaten Anlaß geben könne. Die Treulosigkeit, mit der die Vereinigten Staaten überdieß gegen die südlichen und westlichen Indianer verfahren, indem sie die heiligsten Verträge mit denselben brechen, beweise nur allzudeutlich, wie wenig Werth sie auf ihre Verträge mit Meriko legen, dessen Bevölkerung größtentheils indianisch und völlig den verfolgten Cherokesen, Creeks und Choktaws ähnlich sey. Endlich seyen auch die Spanier, die im Jahre 1829 unter Barradas in Meriko einfielen, auf nordamerikanischen Schiffen von Cuba nach Tampico gebracht, und diejenigen von diesen Schiffen, die Beschädigungen erlitten, in Neu-Orleans ausgebessert worden, wo überhaupt die spanischen Truppen gute Aufnahme gefunden, sich rekrutirt, und von dort nach Meriko gegangen.

Diese Klagen wurden von den Agenten und der Partei der Engländer geschickt unterhalten und verbreitet; ein allgemeiner Unwille wurde in Meriko laut, man forderte Krieg gegen die Vereinigten Staaten. Ein Anleihen von zwei Millionen wurde geboten zu einem Einfalle in Louisiana, wobei man zugleich die Freiheit der Schwarzen proklamirt, und alle Amerikaner aus Teras vertrieben haben wollte u. s. w. Selbst die Patrioten und Anhänger der Vereinigten Staaten begannen zu wanken, da nichts so geeignet war, die Gemüther zu erbittern, als die harte Behandlung, mit der die Nordamerikaner gegen die Indianer verfuhren. So standen zwei Staaten, die ihrer Natur nach eng verbündet seyn sollten, im Begriffe sich zu bekriegen. Inzwischen verhinderte die Klugheit der Regierung und der schwankende Zustand der innern Verhältnisse noch einen völligen Bruch. Auch die nordamerikanische Regierung gab ihre etwas zu herben Ansprüche in Betreff von Teras auf, rief Poinsett zurück und gab alle Zeichen der Versöhnung. Allein die ein Mal aufgeregten bittern Gefühle übten einen solchen Einfluß auf die öffentliche Meinung, daß die Amerikaner nicht mehr die am meisten in Meriko begünstigte Nation sind; ihre Landwirthe, Kaufleute, Seefahrer und Reisende, statt wie früher überall freundlich aufgenommen zu werden, erfuhren vielmehr oft unangenehme Begegnungen. Früher wurden sie in ganz Meriko am besten behandelt, gegenwärtig ist ihre Lage in Teras und selbst in der Hauptstadt sehr unsicher. Ein Philadelphier, Herr Maclure, ein reicher und unterrichteter Mann, der eines großen Ansehens genoß, steuerte nach dem Einfalle des Barradas, zur Bekleidung eines Kavallerieregiments freiwillig siebentausend Dollars, und diese patriotische Großmuth wurde ihm als eine bloße Prunksucht ausgelegt. Derselbe hatte sich angeboten, zweihundert Indianer mit geringen Kosten in einem Kollegium am Wabash (im Staat Indiana) erziehen zu lassen; die merikanische Regierung schickte mit ihrem gewöhnlichen Mißtrauen *) einen Agenten ab, um an Ort und Stelle die Erziehungsanstalt zu besichtigen. Dieser Agent erstattete einen Bericht, der nachher in englischer und spanischer Sprache im Druck erschien, worin er erklärte, daß der Vorschlag eine neue Vorspieglung sey; das Kollegium stehe unter der Leitung einer unwissenden und sittenlosen Frau; überhaupt seyen die Vereinigten Staaten nicht zur Erziehung der Indianer geeignet, da diese von ihnen verachtet und unterdrückt würden.

Die politischen Erörterungen und Streitfragen haben zum Organ eine freie Presse, die eine Menge Journale und Flugschriften, besonders in der Hauptstadt zu Tage fördert. Die drei vorzüglichsten Zeitungen sind der „Correo" (Courier), der Wortführer der Republikaner und Patrioten, der „Sol" (die Sonne), das Organ der aristokratischen Kreolenpartei und der „Censor," der sich als neutral ankündigt. Außerdem werden auch in Meriko unzählige Flugschriften gedruckt, und wie zu Paris feilgetragen und sehr gelesen. Manchmal haben sie nicht die säuberlichsten Titel, wie eine: „Zwei Ochsen und ein Esel" überschriebene, worunter man Guerrero und seine zwei Minister verstanden haben wollte. Ueberhaupt sind die Zeitungen sehr heftig und in der Wahl ihrer Ausdrücke nicht sehr bedenklich. Seit der Rivalität des englischen Abgesandten, Herrn Ward und des nordamerikanischen Herrn Poinsett, entspann sich ein Federkrieg in diesem Geschmack und wurde lange Zeit fortgeführt.

Die Merikaner glauben, im Fall eines Krieges mit den Vereinigten Staaten, ihren nördlichen Nachbarn gar wohl gewachsen zu seyn, und hiebei zählen sie insbesondere darauf, daß die Meriko zunächst gelegenen Staaten eine sehr zahlreiche Sklavenbevölkerung haben, die man durch die Verheißung der Freiheit leicht würde aufwiegeln können. Ueberdieß wimmelt es an den Gränzen von vertriebenen Indianerstämmen, die unkluger Weise gerade auf die verwundbarste Seite der Vereinigten Staaten hingedrängt wurden. Diese Stämme würden zuverlässig gemeinsame Sache mit den Merikanern machen, da sie fast insgesammt einer und derselben Völkerfamilie angehören. Die Bevölkerung von Meriko wird in kurzer Zeit mit der Zahl der freien Menschen in den Vereinigten Staaten auf gleicher Höhe stehen; sie wird durchaus kriegerisch herangebildet, und die Bewohner der Hochebene des Centrallandes haben ein kaltes Klima nicht zu scheuen. Hiemit soll indeß nicht gesagt werden, daß die Merikaner im Mindesten Lust hätten, Eroberungen zu machen; allein sie werden Repressalien gebrauchen, wenn man sie angreift, oder heftig ihr Nationalgefühl verwundet; in diesem Falle haben sie, wie man sieht, Mittel in der Hand, um mit Nachdruck aufzutreten. Die Nordamerikaner haben auf ihrer Seite

*) Nach dem was der Verfasser über die zwischen den Vereinigten Staaten und Meriko entstandenen Mißhelligkeiten vorausgeschickt hat, ist ihr dieser Argwohn gegen ihre nordamerikanischen Brüder nicht so ganz übel zu nehmen. A. d. R.

nichts, als ihre größere Zahl, ihre unersättliche Ländergier und ihre Vorliebe für Sklaverei und Unterdrückung der Indianer. Uebrigens würde England nie die Eroberung von Texas zugeben und bei einem so ungerechten Kriege Mexiko's Verbündeter seyn. Nordamerika hätte also bei einem solchen Kriege Nichts zu gewinnen, und Viel zu verlieren, und die Klugheit wird ihm daher sein Verhalten in den Beziehungen mit Mexiko vorzeichnen.

Inzwischen versäumt der letztere Staat keine Maaßregel, um sich den Besitz von Texas zu sichern. Fünf Regimenter wurden dahin abgeschickt, um Militärkolonien zu bilden, und sobald der Friede mit Spanien geschlossen ist, werden auch die übrigen beurlaubten Soldaten Ländereien angewiesen erhalten, unter der Bedingung, sich in dieser Provinz anzubauen. Die Mexikaner fangen an, den Werth des noch unangebauten Landes kennen zu lernen, und alle Abtretungen großer Landstriche sind in neuerer Zeit beharrlich verweigert worden; so wurde das Anerbieten zweier Engländer, der Herrn Baring und Owen, eine englische Kolonie, als Damm gegen die Amerikaner anzulegen, abgewiesen. Gegenwärtig verleiht oder vielmehr verkauft man kleinere Grundstücke an Eingewanderte von verschiedenen Nationen um den Preis von vierzig Dollars für hundert Morgen, und mit Kredit auf sechs Jahre; Niemand darf jedoch mehr als fünfzigtausend Morgen Landes kaufen. Die Neger und Indianer, die der Sklaverei und Unterdrückung der Nordamerikaner entfliehen, finden Aufnahme und Schutz. Jeder Sklave, der den Boden von Texas betritt, ist frei. Die Indianer erhalten Ländereien, auf denen sie sich niederlassen. Man betrachtet sie als das beste Bollwerk gegen die Vereinigten Staaten. Die Choctaws, die Cherokesen und Creeks, die durch die mittäglichen Staaten zur Verzweiflung getrieben, ihr Land verkaufen mußten, ohne freie Bürger werden zu können, würden in Texas ein Asyl finden, und mit offenen Armen aufgenommen werden. Man würde ihnen durch ein besonderes Gesetz das Bürgerrecht ertheilen oder sie würden in fünf Jahren ohnehin Bürger werden. Man würde ihnen umsonst oder um sehr geringen Preis Ländereien abtreten, und sie als die besten Kolonisten ansehen; da sie gegen die Angriffe des Nordens ein Bollwerk bilden würden, das so dauerhaft wäre, als der Haß des Verfolgten gegen den Verfolger.

Eine Tigerjagd in den Certões.

(Erzählung aus Weechs Reise in Brasilien.)

An der Gränze von Minas-Geraes beginnt ein ungeheurer Landstrich, welcher eben, nur mit Gras bedeckt, manchmal wieder mit Gebüsch überzogen, beinahe noch gänzlich unangebaut und so wenig bevölkert ist, daß man Tage lang reisen kann, ohne auch nur die Spur von einer menschlichen Wohnung zu entdecken. In der Landessprache werden diese Gegenden Certões genannt, und dort allein findet man dieselben großen Heerden, welche in den Pampas von Buenos Ayres den Reichthum der Einwohner ausmachen. Aus diesen Certões stammte mein Vater, und als ich mein achtzehntes Jahr erreicht hatte, beschloß er, mich zu seinen Verwandten zu schicken; ich bekam einen treuen Neger und ein gutes Pferd mit, und langte wohlbehalten und freudig empfangen bei dem Bruder meines Vaters an. Nachdem ich gehörig ausgerastet hatte, gesellten sich die zwei ältesten Söhne des Hauses zu mir und erboten sich, mir ihres Vaters Heerde zu zeigen; ich wurde in ein Zimmer geführt, bekam Hosen, Brustfleck, Jacke und Hut, von Rehleder verfertigt, ein frisches kräftiges Pferd und eine lange, mit einer Spitze versehene Barra in die Hand, und nun ging es über die Ebene weg, was die Pferde laufen konnten. Bei dieser Gelegenheit gaben meine Vettern eine Menge Beweise von ihrer Reitkunst, welche an Tollkühnheit gränzten, ich war oft nicht im Stande, ihnen zu folgen, und als wir dichtes Gebüsch erreichten, verlor ich sie gänzlich aus den Augen; kaum bemerkte Dieß mein Pferd, als es den Kopf zwischen die Beine nahm, in einem wüthenden Galoppe mit mir in das Dickicht stürzte und alle Hindernisse besiegend mit mir fortrannte. Ich blieb mechanisch auf dem Pferde sitzen, Anfangs bemüht, es aufzuhalten, oder es auf eine bessere Bahn zu leiten; aber jede Anstrengung war vergebens. In dem Gebüsche angekommen, fühlte ich nur den Widerstand, welchen Zweige und die Stacheln von Dornhecken der reißenden Gewalt, mit welcher mein Pferd zwischen ihnen durchsetzte, leisteten; ich war allein bedacht, mein Gesicht zu schützen, übrigens vollkommen überzeugt, meine Kleider und einen Theil meiner Haut bei diesem verwünschten Ritte zu verlieren. Ich besinne mich nicht mehr, wie lange das Rasen meines Pferdes dauerte; ich fühlte nur, daß es plötzlich stille hielt, und als ich die Hände vom Gesichte brachte und ganz verwirrt um mich sah, erblickte ich meine beiden Vettern, welche sich vor Lachen die Seiten hielten. So roh sie übrigens waren, so bemerkten sie doch, daß meine Erschöpfung zu groß war, um mit Anstrengung weiter zu reiten; wir setzten daher den Weg langsam fort, bis wir einen Theil der Heerde erreichten. Es befanden sich auf dieser Stelle zwölftausend Stück Hornvieh auf einem Umkreise von einer halben Stunde weidend, großes prächtiges Vieh, und der kleinste Theil von dem Eigenthume meines Oheims, der vierzigtausend Stücke des schönsten Hornviehes und zwanzig Quadratlegoas unbestrittenes Land besaß. Mehrere berittene Schwarze, eben so wie wir gekleidet, mit einer Barra bewaffnet und mit einem Laço (Fangschlinge) versehen, hüteten die Heerde. Während dieser Zeit konnte ich nicht unterlassen, mich zu besehen und zu betasten, und zu meinem Erstaunen war ich nicht im Geringsten beschädigt und sah nun die Zweckmäßigkeit der schweren ledernen Kleidung vollkommen ein; dadurch kühn gemacht, forderte ich meine Vettern selbst zu einem rascheren Ritte auf, und wir legten eine beträchtliche Strecke Weges zurück, als wir plötzlich auf einen halbgewachsenen Ochsen stießen, welcher zerrissen und zum Theile aufgezehrt am dem Rande eines Dickichts lag. Meine Vettern baten mich zu warten, sprengten in das Gebüsch und kamen bald darauf wieder zurück. Sie beklagten sich sehr über den Schaden, den sie durch die Raubgier eines großen Tigers leiden mußten, dem sie schon lange vergebens auf der Spur wären; sie versicherten mich jedoch, daß er ihnen nicht mehr lange entgehen könne, und daß sie zuversichtlich hofften, mir vor meiner Abreise noch das Vergnügen einer Tigerjagd zu verschaffen. Als wir vor der Wohnung ankamen, wurde ich einstimmig befragt, wo ich meine Barra gelassen hätte, und es blieb nichts übrig als mein Abenteuer zu erzählen und mich tüchtig auslachen zu lassen. Da ich übrigens seit meiner zartesten Jugend mich im Reiten geübt hatte, so reichten wenige Tage hin, und ich blieb hinter dem besten Reiter der Certões nicht mehr zurück und brachte jedesmal meine Barra mit nach Hause. Die Lebensweise auf dem Gute meiner Verwandten war mir eben so auffallend; wir hatten beinahe keine andere Nahrung als Fleisch, und nur, wenn mein Oheim oder einer seiner Söhne von Bahia zurückkamen, wohin sie im Jahre zweimal einige tausend Stücke Hornvieh zum Verkaufe trieben, brachten sie Salz, Mandioc-Mehl, Wein und Branntwein mit sich; war der Vorrath aufgezehrt, so lebten sie wieder allein vom Fleische; die Vaqueiros erhielten nie etwas Anderes. Eben so wenig sah mein Oheim jemals Leute bei sich oder besuchte seine Nachbarn, und nur zwei- bis dreimal im Jahre ritt er mit seiner Familie nach einem Kirchspiele, welches dreißig Stunden von seiner Wohnung entfernt war.

Am achten Tage meines Aufenthaltes und im Augenblicke, als wir die gewöhnliche Mahlzeit einnehmen wollten, sprengte ein Sklave vor das Haus und kündigte uns an, daß so eben ein gewaltiger Tiger sich in der Nähe der Heerde gezeigt habe. Wir sprangen Alle von dem Boden auf, und selbst mein alter Oheim warf sich auf eines der schnell gesattelten Pferde; die Söhne brachten sechs gekoppelte Hunde herbei, und nun ging es im raschesten Laufe der beschriebenen Stelle zu. Die Hunde wurden losgelassen, und wenige Augenblicke darauf hatten sie die Spur des Tigers aufgefunden. Einer der Söhne stürzte ins Dickicht, und das Geheul der Hunde verrieth, daß sie sich bereits im Kampfe mit dem Raubthiere befanden. Ihre Bemühung, den Tiger aus dem Dickicht zu bringen, schien jedoch vergebens; ungeduldig darüber, eilten ihnen alle Anwesenden zu Hülfe, nur mein Oheim, ein erprobter Vaqueiro, und ich, blieben im Freien. Ein allge-

meiner Schrei der Angreifenden erregte endlich unsere Aufmerksamkeit, und fast in demselben Augenblicke theilte sich das Gebüsch, aus dem der Tiger wüthend und von zwei muthigen Hunden hart bedrängt hervorstürzte. Ein Schlag seiner gewaltigen Tatze streckte einen derselben zu Boden, und ohne sich weiter zu besinnen, befand er sich mit einem einzigen Sprunge in unsrer Mitte. Ich gestehe gern, daß ich für einen Augenblick alle Besinnung verlor; als ich jedoch zu mir kam, erblickte ich meinen alten Oheim unter den mörderischen Klauen des Unthieres; der Neger war bereits vom Pferde gesprungen und griff es mit seinem Messer an, und ich säumte nicht, seinem Beispiele zu folgen. Der Tiger, als wäre ihm meine Unbekanntschaft mit diesem Kampfe bekannt gewesen, ließ nun meinen Oheim los und brachte mich augenblicklich unter sich. Schon gab ich mich für verloren, als er von der Barra eines meiner herbeieilenden Vettern wohl getroffen niederstürzte und von den übrigen augenblicklich getödtet wurde. Man zog mich betäubt unter ihm hervor, und jetzt erst bemerkte ich, daß ich eine bedeutende Verletzung am Arme erhalten hatte und ganz mit Blut bedeckt war; ich wurde nach Hause gebracht; man wendete einige Kräuter an und stellte mich in kürzerer Zeit als ich gehofft hatte vollkommen her. Ich wollte übrigens diese mir merkwürdig gewordene Gegend nicht eher verlassen, bis ich mit der Art, den gefährlichsten Feind der Heerden aufzusuchen und anzugreifen, bekannt war, und die Gelegenheit hiezu stellte sich bald ein. Als ich das Gut meines Oheims verließ, drangen mir meine Vettern die Haut des erlegten Tigers zum Andenken auf; ich kam glücklich in Palmeiros an und habe seitdem manchen nützlichen und glücklichen Kampf mit unsern Unzen bestanden, welche, obwohl bedeutend kleiner, als die Tiger der Certões, nicht weniger schädlich und raubgierig als jene sind.

Altfranzösische Literatur.

Paris, im Januar 1832.

Das Studium der altfranzösischen Literatur ist keineswegs populär und verbreitet in Frankreich; allein es bildet sich doch nach und nach ein Publikum dafür, das die Herausgabe der unedirten Monumente befördert. Es hat jedoch bis jetzt noch ganz den Charakter einer kleinen Zahl von Dilettanten, und die Ausgaben tragen die deutlichsten Spuren an sich, daß das große gebildete Publikum nicht dabei in Betracht kommt, sondern daß sie für eine Gesellschaft von Bibliomanen bestimmt sind. Die meisten dieser Bücher erscheinen in wenigen Exemplaren, auf chinesischem oder anderem seltenem Papier, sind numerirt, illuminirt, und mit allen den kostspieligen Thorheiten ausgezeichnet, die dazu dienen, ihnen einen Werth in den Augen Derer zu geben, die mehr Geld als Verstand, und mehr Eitelkeit als Wißbegierde besitzen. Allein es ist immer ein Glück für die Literatur, daß es möglich geworden ist, diese Handschriften, wenn auch auf eine so unvollständige Art, herauszugeben, und sie dadurch der beständigen Gefahr von Zerstörung zu entziehen. Auch scheint die Zahl der Liebhaber dieser Literatur zuzunehmen, und wenn man noch vor kurzer Zeit Ausgaben, die nur zu 15 Exemplaren abgedruckt wurden, sehen konnte, so sind die neuesten schon zu 200 vorgeschritten, und nähern sich so mehr und mehr einer eigentlichen Publizität und leidlichen zugänglichen Preisen. Das neueste Werk dieser Art ist der so eben erschienene Roman de Mahomet et livre de la loi au Sarrazin, herausgegeben von F. Michel und Reinaud. Paris bei Silvestre 140 S. in 8°. Der Roman von Mahomet ist eine gereimte Geschichte des arabischen Propheten, geschrieben im Jahr 1252 von Alexander du Pont, angeblich nach der Erzählung eines zum Christenthum bekehrten Muselmanns, dessen Bericht ein Mönch in Sens, Namens Gautier, in lateinische Verse gebracht. Ohne Zweifel aber ist die Erwähnung des Muselmanns als Quelle der Erzählung eine Fabel, und das Gedicht ist bloß auf die damals in Europa umgehenden Sagen über Mahomet gebaut. Es ist ein neues und nicht uninteressantes Beispiel, auf welche Weise populäre Tradition die Geschichte umgestaltet. Mahomet erscheint als ein Leibeigener des Gemahls von Chadidja, der ein mächtiger Baron im Besitz von Städten und Castellen, und Lehnsherr vieler Ritter, Castellane, Bürger und Leibeigener war. Der Herr stirbt, und Chadidja seine Wittwe wünscht von Mahomet als einem treuen und klugen Diener, Rath über die Wahl eines neuen Gemahls, verlangt aber vor allem einen Mann von hohem Adel, um keine Mesalliance zu treffen. Mahomet stellt ihr vor, daß ein junger und reicher Ritter ein schlechter Gemahl seyn würde, und sie vernachlässigen möchte; daß ein alter Mann ein noch schlimmerer Eheherr, und von Husten und Zipperlein geplagt, übeln Humors, und langweilig sey, und täglich zusammenschrumpfe. Er schlägt sich daher selbst vor, und um die Einwendungen der Wittwe wegen seines niedern Standes wegzuräumen, bewegt er die Ritter und Vasallen von Chadidja, daß sie selbst ihn zum Gemahl für sie vorschlagen, u. s. w. Das Ganze ist auf diese Art aufgefaßt, und gibt ein treues Bild der Sagen, welche zur Zeit der Kreuzzüge Europa gegen den „Lügenpropheten" in Bewegung setzten. Es ist ein für die Geschichte jener Zeit nicht unwichtiges Document, und für Geschichte der französischen Sprache von ziemlichem Interesse. — Das zweite Buch, das in dem Bande enthalten ist: Le livre de la loi au Sarrazin, ist eigentlich nur ein Fragment eines beträchtlichen Werks von Raimundus Lullius, das den Titel Livre du Gentil et des trois sages führt. Lullius unternahm in den letzten Jahren seines Lebens drei Reisen nach Nordafrika, um die Araber zum Christenthum zu bekehren, und schrieb jenes Werk im Jahr 1307 zu Montpellier. Er schrieb es, wie es scheint, ursprünglich in arabischer Sprache, und ließ es nachher ins Lateinische, Französische, Catalanische und Hebräische übersetzen. Das Fragment, welches hier abgedruckt ist, enthält die Auseinandersetzung der mahommedanischen Lehre durch den Mund eines Mahommedaners, und ist im Ganzen eine getreue Darstellung des Systems. — Der französische Text und die Noten, welche sich auf die Sprache beziehen, sind von F. Michel besorgt; die Noten, welche sich auf die Geschichte und Mahomet beziehen, sind von M. Reinaud, sie sind genau, aber unbedeutend. — Es werden mehrere ähnliche Unternehmungen angekündigt, z. B. le Roman de la Violette aus dem 13ten Jahrhundert, wird von demselben F. Michel herausgegeben werden, und es ist die Rede von der Errichtung einer Gesellschaft, die die Herausgabe der Monumente der altfranzösischen Literatur zu ihrer Aufgabe machen würde; es ist sehr zu wünschen, daß dieser Plan zur Ausführung komme, und daß endlich die große Masse von provençalischen und französischen Handschriften, welche so viele Materialien zur Geschichte des Mittelalters enthalten, der Welt zugänglich gemacht werden.

Vermischte Nachrichten.

Aus den von dem Finanzminister der Vereinigten Staaten vorgelegten Rechenschaftsberichten geht bezüglich auf Handel und Schifffahrt der nordamerikanischen Freistaaten hervor, daß sich die Einfuhr während des Jahres 1830, das am 30 Sept. zu Ende ging, auf 70,876,920 Dollars belief; wovon für 66,055,759 Dollars, von amerikanischen und 4,833,161, von ausländischen Schiffen eingeführt wurden. Die Ausfuhren beliefen sich in dem gedachten Jahre auf 73,849,508 Dollars, wovon 59,462,029 Dollars den Werth im Lande erzeugter Artikel ausmachten und 14,016,189 Dollars außer Landes produzirte Handelswaaren. Für 51,016,189 Dollars, Waaren wurden von amerikanischen Schiffen ausgeführt; für 8,355,841 Dollars von fremden. Von den ausländischen Produkten wurden für 12,776,529 Dollars von amerikanischen Schiffen und für 1,610,955 von fremden Schiffen ausgeführt.

*

Am 15 Januar d. J. ist zu Agen, Hauptstadt des französischen Departements Lot und Garonne, der Leib des heiligen Victors angelangt, der von Rom eine Wanderung über den atlantischen Ozean nach Columbien macht. Der Heilige war sorgfältig in doppelter bleierner Kiste verschlossen, mit einer päbstlichen Bulle begleitet und an die RR. PP. Barfüßer-Franziskaner adressirt. — Man kann sich wenig Hoffnung von dem republikanischen Leben eines Landes machen, dem Rom noch seine Todten sendet.

*

Unter andern merkwürdigen Ausgaben von der Civilliste Karls X findet man auch folgende: den Jesuiten zu Calvary und der Kathedrale zu Rheims 40,000 Fr. — Aussteuern, zu denen der König beitrug, 500,000 Fr. — Jährliche Geschenke an die Herzogin von Berry und die Herzogin von Gontaut als Erzieherin von Mademoiselle 45,000. — Den Mönchen von Latrappe, den Vätern von Montrouge, den syrischen Katholiken, einem religiösen Orden zu Bordeaux und verschiedenen frommen Instituten 50,000 Fr. — Dem Abbé Tharin, Präzeptor des Herzogs von Bordeaux, zu seiner Besoldung für gemiethete Wagen, 6000 Fr. u. s. w.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 44. 13 Februar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

5. Mariana. — Die Calhombolas. — Besuch bei den Coroatos-Indianern. — Indianisches Kirchenfest in St. Jeão Baptista.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir uns auf einem sehr schmalen Pfade ziemlich unbehülflich fortgebracht hatten, erreichten wir die früher erwähnte Aldea. Diese ganze Niederlassung bestand aus zwei Hütten, welche nach einer Seite offen, und, gleich den Wohnungen der armen Brasilianer, mit Stroh bedeckt waren; um diese her waren etwas Mais und Patatas gepflanzt. Eine Frau, nur mit einer Schürze bedeckt, saß am Eingange der Hütte und säugte ihr Kind; der Mann, mit einer kurzen Hose bekleidet, lag in einem Hängnetze, schaukelte sich und schnitzte Pfeile. Sie schienen bei unserm Anblicke auch nicht im Geringsten überrascht, und erwiderten unsern Gruß so einsylbig, als möglich. Beide sprachen etwas portugiesisch; unser Führer zog aber vor, in ihrer Sprache mit ihnen zu reden, erhielt eine kurze, trockne Antwort, und forderte uns dann auf, ihm zu folgen; er hatte nämlich erfahren, daß in der nächsten Aldea eine beträchtliche Anzahl Indianer versammelt sey, um ihre Jagdbeute zu verzehren, und die bei dieser Gelegenheit üblichen Feste zu feiern. Nach einer Viertelstunde hörten wir das verwirrte Getöse schreiender Kinder und bellender Hunde, und bald darauf befanden wir uns in der Mitte einer Gruppe von einigen zwanzig Personen beiderlei Geschlechts. Die glückliche Jagd schien einigen Einfluß auf ihre Laune zu haben: denn unser Führer wurde einstimmig mit dem Rufe „Viva Senhor Antonio" begrüßt; er richtete dann einige Worte in ihrer Sprache an sie, wahrscheinlich unsern Besuch ankündigend, worauf sämmtliche Männer in ihre Hängmatten sprangen, woselbst sie, ohne eine Wort zu sprechen, Tabak rauchten. Sie verstanden alle portugiesisch, waren aber so wortkarg, daß wir uns sogleich zu einer Gruppe von Weibern wandten, deren Beschäftigung unsere Aufmerksamkeit in vollen Anspruch nahm. Sie standen in der Mitte einer geräumigen Wohnung und umringten mehrere Gefäße von gebrannter Erde, welche in dem Boden befestigt waren. Einige derselben waren mit Mais (türkischem Weizen) gefüllt, welcher ganz weich gekocht war. In diese langten die Weiber mit den Händen, brachten eine Portion nach dem Munde, kauten ihn klein, spien ihn wieder in die Hand und tunkten damit in einen nebenstehenden Topf, der halb mit warmem Wasser gefüllt war, um den daran hängenden Speichel und das Kleingekaute abzuspülen, worauf sie von Neuem zu kauen anfingen, bis aller Mais auf diese Weise reichlich mit Speichel gesättiget und verkleinert war; hierauf wurde das Ganze durch ein Sieb in einen anderen Topf gelassen, das, was zurückblieb, noch einmal durchgekaut, wiederholt durchgeseihet, der Topf ganz mit warmem Wasser gefüllt und zugedeckt. Diese Brühe bleibt nun den Tag hindurch stehen, bis sie in saure Gährung übergeht und geistig wird; dann ist das Getränke vollendet, welches alle brasilianischen Wilden leidenschaftlich lieben, und wovon sie so lange trinken, bis sie sich berauschen. Zwei große Gefäße, mit diesem Getränke gefüllt, waren wahrscheinlich schon Tags vorher verfertigt worden, und wurden nun auf einen freien Platz vor der Hütte gestellt; sogleich sprangen die Männer aus ihren Netzen; einer, welcher das Haupt mit einer Federkrone geschmückt hatte, und der Anführer des Festes zu seyn schien, stellte Männer und Weiber um die Töpfe her, andere versahen sich mit Klappern und der hohlen Frucht eines kleinen Kürbisses, die wahrscheinlich mit Steinchen gefüllt war, und nun erwarteten Alle das Zeichen zum Tanze. Vorerst trat aber der Anführer mit einer hohlen Kürbisschale an einen der Töpfe, schöpfte den auf dem Getränke schwimmenden Schaum sorgfältig ab, und leerte seine Schale mit sichtbarem Behagen: hierauf wurde uns von diesem indianischen Nektar angeboten, und dann trank jeder der Anwesenden, wie ihn die Reihe traf. Nachdem sich alle erquickt hatten, begann der Tanz. Er bestand in kurzen und phlegmatischen Bewegungen der Füße und Hände nach dem Takte eines äußerst monotonen Liedes, wozu die erwähnten Instrumente bewegt wurden. Nach einer Viertelstunde wurde wiederholt getrunken; dann warfen sich die Männer in ihre Netze, die Weiber machten ein großes Feuer auf, holten das erlegte Wild herbei, nahmen die Eingeweide heraus, um welche sich ihre Kinder balgten, sengten, auf eine äußerst nachlässige Weise die Haare ab, und steckten das Wild an hölzerne Spieße, die sie um das Feuer her in die Erde befestigten und von Zeit zu Zeit umwendeten; als es halb gebraten war, wurden die Anstalten zum Mahle getroffen. Männer und Weiber kauerten sich um das Feuer her, indem sie sich auf die in ganz Brasilien übliche Weise auf ihre Fersen setzten, jeder ergriff ein Stück des gebratenen Wildes, und zerriß und verschlang es mit solcher Gier, als hätte er sehr

lange Zeit gehungert; dazwischen wurde dem Topfe fleißig zugesprochen und dann wieder mit derselben Gier gegessen, ohne daß nur ein Wort über ihre Lippen gekommen wäre. Hierauf begann der Tanz von Neuem. Unser Führer versicherte uns, daß dieses Fest nicht eher ende, bis die ganze Jagdbeute, sie möge so groß seyn, als sie wolle, und der Vorrath des erwähnten Getränkes, welches sie Wern heißen, aufgezehrt wäre. Die berauschende Wirkung bleibt nicht aus, ihr Blut erhitzt sich, und sie überlassen sich sodann den größten Unordnungen, welche von den traurigsten Folgen seyn würden, wenn die Weiber nicht so vorsichtig wären, an diesem Tage die Waffen ihrer Männer zu verstecken.

Während die Coroatos ihren Hunger stillten, besahen wir die innere Einrichtung ihrer Wohnungen. In jeder derselben waren so viele Hängmatten, als Bewohner; diese verfertigten sie mit vieler Kunst aus den Fasern der Kokuspalme, oder aus gedrehten Baumwollenfäden, und färben sie manchmal mit Indigo. In der Mitte der Hütte stehen größere und kleinere Kochtöpfe mit der Spitze in den Boden eingegraben; in der Ecke Bogen und Pfeile, auf deren Verfertigung sie viele Sorgfalt verwenden; an den Pfeilern der Wohnung sind das Kriegshorn und einige Körbe aufgehangen, welche mit vieler Geschicklichkeit aus Palmblättern geflochten sind, und worin sie gewöhnlich ihre besseren Kleidungsstücke aufbewahren. Wenn sie in dem Besitze von eisernen Werkzeugen sind, auf welche sie den größten Werth legen, so hängen sie diese immer rein und scharf schneidend erhalten dicht neben ihrer Lagerstätte auf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kleingewerbe von Paris.

(Fortsetzung.)

Auf dem Pont Neuf und dem Quai der Grève außerhalb der nomadisirenden oder stationären Buden trifft man ein anderes gewerbfleißiges Völkchen, das in unaufhörlicher Bewegung sich durcheinander treibt. Hier kniet Einer auf seinem Laden, der nicht mehr als einen Quadratfuß im Umfang hat, und bittet um die Gnade, den erloschenen Glanz eures Fußwerkes auffrischen zu dürfen; dort ruft eine heisere Stimme eurem Pudel, der mit aller Gewalt geschoren werden soll, das erschrockene Thier schmiegt sich ängstlich an seinen Herrn und bellt; dieser verkauft Schwefelhölzchen, jener Stecknadeln, der alte Mann dort fristet sich sein Leben mit Gerstenzucker. Und hier die vierschrötige Frau Gevatterin! sie trägt auf ihrem Bauch eine ganze Garküche: das Feuer brennt auf dem Herde, das Schmalz prasselt in der Bratpfanne, die Luft ist auf zehn Schritte in der Runde mit Duft gewürzt. Das saftige Bratwürstchen, der goldgelbe Kartoffel, die frischen Schweinskoteletten, leckere Näschereien des Grèveplatzes, werden in dieser wandelnden Küche bereitet. Doch was sage ich? Der köstliche Merlan, die Scholle, der Gründling, die feinen Gerichte einer schon ausgesuchtern Gesellschaft, reizen einer um den andern den Appetit des Vorübergehenden. Die Fleischbank ist gleich neben der Küche, der frische Fisch, bestimmt den gebratenen zu ersetzen, hängt an der Hüfte der Köchin. Es ist ein Uhr, der Pariser hält seine zweite Mahlzeit; frühmorgens hat er eine Tasse Milch zu sich genommen, um ein Uhr wird er für vier Sous geröstete Kartoffeln oder sonst etwas Gebratenes speisen, indem er sich dazu als Teller eines gedruckten Blattes Papiers bedient. So unter dem Baldachin des Himmels, und an das Brückengeländer gelehnt und vielleicht einem Possenreißer zusehend, kann der Pariser sich von Zeit zu Zeit über Staats- und Kunstneuigkeiten aus dem Umschlag seines Mittagmahles belehren, und so vereinigen sich in dieser glücklichen Stunde für den Pariser alle Arten von Genüssen. Unten rauscht der muntere Fluß, die Sonne scheint erquicklich, die Vögel am Quai des Orfevres singen, die Gaukler spielen, der Braten prasselt; der ehrliche Ouvrier des Quai de Gèvres liest bei seiner zweiten Mahlzeit so viel Neuigkeiten in der gestrigen Zeitung, als der Politiker des Marseiller Hafens nicht in drei Tagen bei seinem Frühstücke lesen kann.

Aber man bilde sich nur nicht ein, daß diese Nebenindustrie für alle Leute auf der Welt geschaffen ist. Die kleine pariser Industrie ist nur für den Pariser da. Nur der Pariser begreift, liebt und weiß den Werth aller dieser kleinen Kaufleute zu schätzen. Der kleine Verkäufer ist ein rein pariser Wesen, eine rein pariser Nothwendigkeit. Nur ein Pariser versteht es, an einem Sommertag von brennendem Durst gequält, einen ehrlichen Cocoverkäufer aufzuhalten, der mit ihm schwatzt, während er sein versilbertes Glas ausschwenkt und es ihm bis zum Rande füllt, worauf der gelabte Mensch auf sein zehn Centimenstück heraus verlangt, nachdem er wenigstens für zwei Sous getrunken und mit dem ehrlichen Cocoverkäufer geplaudert hat. Der Cocoverkäufer ist ein guter Junge, er lächelt den Pariser freundlich an, gibt ihm auf fünf Centimen zwei hinaus, und nachdem er höflich gegrüßt hat, fährt er wieder fort zu schreien: „Coco à la glace!“ — Der Cocoverkäufer ist die wahre Vorsehung der Soldaten und Kindsmägde. Man denke sich an die Stelle des Parisers einen Provinzmenschen, einen sehr heiklichen aber sehr durstigen Provinzmenschen, der geringschätzig auf den Cocoverkäufer herabblickt; er wird stolz an dem wohlthätigen Getränke vorüber stürzen, er wird das wohlwollende Lächeln der alten Hebe verachten, die ihn einladet und eine Stunde darnach wird er sich mit einem Krug Bier, den er in einer Schenke ausstürzt, ein Indigestion holen. Es gibt kein menschliches Wesen auf der Welt, das wie der Pariser mit einem Fischweibe zu sprechen, mit einer Austerhändlerin angenehm umzugehen versteht, und eine wandelnde Garküche nicht in Harnisch bringt, während er von ihr seine Mahlzeit einkauft. Der Pariser ist wohlerzogen, er ist höflich, er versteht das anmuthige Geplauder und vermeidet alle Dissonanzen; zugleich aber auch erröthet er über nichts; er gibt bei hellem Tag der Grisette den Arm, die ihm gefällt; er hält sein Mittagessen auf offener Straße, er geht in die nächste beste Weinschenke und trinkt; er ist der Diogenes, der sich die Hände mit Mandelseife gewaschen hat. Nicht so der Provinzialmensch. Der Provinzialmensch ist stolz; er ist der Typus des Philisters im Sonntagsstaate. Er verachtet alle Erleichterungen des Lebensgenusses. Hat man ihn vorher lieber vor Durst verschmachten, als Coco trinken gesehen, so wird man ihn jetzt in eine jener verpesteten Höhlen hinabsteigen sehen, wo man um vier und zwanzig Sous zu Mittag ißt. Hier setzt sich der Provinzialmensch breit an einen sauber gedeckten Tisch, verschlingt seine vier Schüsseln ohne ein Wort zu reden,

und nachdem er seine dünnen Schnitten Rindfleisch, seinen Hasenpfeffer von Kaninchen, seine aufgeblasenen Omeletten und sein kleines Schälchen Crême verzehrt hat, geht er wieder seines Wegs mit verdrüßlichem Gesicht, leerem Bauch und grämlichem Magen, ohne daran zu denken, daß er auf dem Grèveplatz oder sonst auf einem lustigen Boulevart ein köstliches und sehr vergnügliches Mahl um die Hälfte Geld hätte haben können. Doch der Provinzialmensch kann nicht ohne Serviette und silbernes Bestecke zu Mittag essen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Erinnerungen aus Warschau und Nachträge zu den Memoiren über Polen von Harro Harring. Nürnberg 1831.

Die vorliegende Schrift bildet den zweiten Theil der Memoiren über Polen, über die bereits in diesen Blättern (vorigen Jahrgangs S. 1151) berichtet worden ist. Was dort von den Memoiren gesagt wurde, gilt auch hier von den Erinnerungen. Niemand, der diese beiden Bücher gelesen hat, wird fortan über den langen Zug „der tapfern Männer ohne Vaterland" erstaunen, den wir durch unsere Städte wandern sehen. — Niemand wird sich mehr verwundern, daß sie Herd und Heimath verlassen, um auf fremdem Boden ein Asyl zu suchen und die bittersten Entbehrungen und den Verlust des Vaterlandes der Begnadigung vorziehen.

Den interessantesten Theil dieser Erinnerungen bilden die Schilderungen des russischen Soldatenlebens und der russischen Kaserne, die außer dem Verfasser wohl noch Keiner zu verlassen das Glück hatte, um sie zu beschreiben. Manche Erwägung über den langsamen Fortgang des russischen Waffenglückes gegen die Polen bei so entschiedener Uebermacht, wird aus diesen Erinnerungen Licht schöpfen. — Wir theilen hier eine Beschreibung der Kaserne der Garde-Uhlanen in Warschau und des Lebens in derselben in den Worten des Verfassers mit: „Acht lange Gebäude aus Bohlen gezimmert, ein Stockwerk hoch, weiß angestrichen, regelmäßig mit Pappeln umgeben, sind so gestellt, daß eines derselben den innern Hofraum theilt, und solcherweise zwei Tummelplätze bildet, auf welchen sich das Regiment ganz bequem bewegen kann. Gen Osten erblicken wir die Kasernen der zweiten und dritten Escadron, in der Mitte die erste, und gen Westen (alle in gleicher Richtung) die vierte Escadron; welche sämmtlich gen Süden und Norden durch die vier Stallgebäude geschlossen. Jede Escadron hat vier Säle, an den Enden die Küche, die Kanzlei und ein Montur-Magazin. Zu zwei Sälen führt Ein Portal-Eingang, der einen engen Vorraum bietet, vor dem du jour-Zimmer des Offiziers, wie vor der engen Wohnung des Wachtmeisters der Escadron. Das du jour Zimmer der ersten, oder der sogenannten Leib-Escadron ist durch einen Ausbau geräumiger als die übrigen, indem auf den Rittmeister du jour Rücksicht genommen wird, der dort mit dem Offizier du jour der Escadron gemeinschaftlich verweilen muß. Sonst sind alle Ställe und alle Kasernen einander gleich; jeder Saal umfaßt einen „Zug," fünfzig Mann, die selbander eine Pritsche einnehmen, welche auf eisernem Gestell ruht. Unter jeder Pritsche stehen zwei hölzerne Kasten, schwarz angestrichen, für die Monturstücke. Zwischen vier Säulen, welche zugleich als Stütze die Decke tragen, glänzen in gerader Linie die doppelten Waffen-Pyramiden. Die Scharfe steht oben, unter ihr hängt die Patrontasche an der Kuppel über dem Mantelsack, darunter der Säbel, und neben der ganzen Armatur steckt die Lanze. Ganz unten stehen die Stiefel. Die beiden innern Enden der Pyramiden schmücken die Karabiner der Flankeurs, nebst kupfernen Feldkesseln. Zwei große Fayence-Oefen dienen ebenfalls zur Zierde des Saals, jedoch vermögen sie nicht, ihn im Winter zu durchheizen und das Eis von den Wänden zu vertreiben. Die Fenster sind, wie im Lazareth, hoch oben und nicht groß. Dem Zugs-Wachtmeister ist ein Tisch und ein Stuhl gestattet. An der Thüre steht eine hölzerne Wasserkanne mit einem blechernen Trinkbecher zum allgemeinen Gebrauch.

„So ist jeder einzelne „Zug" in seiner Einrichtung von den übrigen getrennt. Die Soldaten leben in ihrer Absonderung, und bekümmern sich so wenig um die nächsten Züge, wie die einzelnen Escadronen um das Regiment. Die Ställe sind sauber und ordentlich, wie die Kaserne. Die Pferde stehen zu zwei und zwei, durch Tragsäulen getrennt, an welchen der Zaum etc. hängt, und oben auf einem Zwischenbrette lieg Sattel und Decke. Die Züge der Pferde sind durch den Raum getheilt, den die verschiedenen Seitenthüren bilden. In jedem Zuge sind täglich vier Mann ohne Waffen zur Ordnung im Dienst, und über die Escadron ein Junker oder Unteroffizier in voller Form, der den Stall nicht verlassen darf auf drei Schritt. Ein ähnlicher Dienst du jour besteht auch in der Kaserne, so daß diese Posten allein täglich acht Junker etc. des Regiments beschäftigen — wenn dieser peinliche Müßiggang „Beschäftigung" genannt werden kann. Wir folgen der Dienstliste, und besuchen den Stab des Regiments, ein ganz abgesondertes Quadrat, ebenfalls mit Schlagbaum und Schildwachen: eigentlich eine kleine Stadt, denn fast Alles, was der Mensch braucht — ohne Leckereien etc. — ist dort zu haben, indem es dort verfertigt wird. In verschiedenen recht freundlichen Häusern arbeiten dort die Tischler, Schmiede, Wagner, Schlosser, Schwertfeger etc., und die Chirurgen und Apotheker, denn es ist auch ein Interims- oder Vice-Lazareth dort für Pferde und Menschen, wohin sich mancher Kranke begibt, das große Elend auf Ujazdow zu vermeiden. Der Regiments-Arzt besucht es alle Morgen, und sendet die gefährlichen Kranken etwa in den Palast des Jammers. In der Mitte des Platzes, den diese Gebäude und die Wohnungen der Beamten bilden, steht das zwei Stock hohe Arsenal, worin die Herrlichkeiten des Regiments: die vierundzwanzig silbernen Trompeten mit dem St. Georgs-Orden, die Pracht-Standarte etc., eine zwei- oder dreifache Montur und dergl. in bestem Zustande, Reserve-Armatur und Munition. Sämmtliche bisher genannte Gebäude stehen auf erhöhtem Boden, dessen Abhang einen Rasen bildet, der fast überall mit kleinen Gärtchen umgeben ist, wenigstens an der Frontseite. Neben dem Stab, an einer Chaussee, finden wir die Hauptwache des Regiments, die ein Junker vertritt — um sich im Kommandiren zu üben; denn es ist nichts Seltenes, daß er an Einem Tage, vom Antritt bis zum Appel, dreißig Mal die Wache ins Gewehr führt, zumal an heitern Sommertagen, wenn die Stabs-Offiziere ausfliegen.

„Das Treiben der Soldaten, welche, ohne die Kaserne auf Urlaub zu verlassen, Jahre lang ihre Waffen poliren und ihre Pferde putzen, ist im höchsten Grade — russisch. Der große Dienst (d. h. die Wache zu Lazienki, das Planet auf dem Sächsischen Platze etc.) wechselt in den Escadronen, und außerdem hat jede Escadron täglich ihren besondern Dienst im Regimente. Dieses System zu erörtern, wäre zu langweilig — wenn auch bei weitem nicht so langweilig, als der Dienst selbst. Außer dem bestimmten Dienst gibt es fast an jedem Tage eine besondere Beschäftigung; entweder eine Musterung oder Uebung der Division, der Brigade, des Regiments, der Escadron, oder der einzelnen Züge, nach Launen und Ordre der Kommandeurs dieser Massen und Abtheilungen. Zu einer solchen Uebung steht der Soldat dann etwa um drei Uhr Morgens auf, und begibt sich in den Stall. Gleich einer Striegel-Maschine oder einem Besänftigungs-Automat bearbeitet er sein Pferd, und besorgt dessen Pflege gewissenhafter, als ein Wärter die Krankenpflege im Lazareth. Ist er endlich mit Allem fertig worden, so geht er, bereits ermüdet, zu seiner Pritsche zurück, schiebt den Kasten hervor und beginnt seine Toilette, muß sich in Eile rasiren, und bedarf der Hülfe eines Kameraden, die Säbelkuppel und den „Paß" umzulegen, und eines dritten, um sich dergestalt zusammenzuziehen, daß die Kuppel ins Schloß springt und der Paß zugehakt werden kann. Eingeschnürt zum Umsinken, legt er nun noch die letzte Hand an die Politur der Waffen, läßt noch einmal seine Stiefel wichsen, und erweiset dem dienstfertigen Kameraden gleichen Dienst. Alles geschieht still und schweigend, und die fünfzig Mann im Saale wechseln kaum zehn Worte. Die Trompeter haben sich nach und nach auf ihren Schecken neben der ersten Escadron versammelt, und der Rittmeister du jour folgt dem Prikas (Tagsbefehl) und läßt blasen zur bestimmten Stunde. Die Pferde stehn längst gesattelt, der Gurt wird untersucht, und indem die Offiziere nach und nach erscheinen, macht die Escadron Fronte längs der Barriere des Stalles. Der General sprengt herbei und flucht sein Regiment an, lamentirt von „Fünfhundert" und von „degradiren," macht hie und da einen Junker en canaille herunter, und sagt einem Stabs-Offizier Russische Artigkeiten, die auf Deutsch wie Grobheiten

klingen würden, wüthet den Trompetern ein „Raspranaj.... — maij!“ entgegen, und das Alles aus übler Laune, weil der Großfürst etwa beim Lever ihn dekomplimentirte, und ihm in Gegenwart der ganzen Generalität und aller dienstthuenden Offiziere zudonnerte: „Sie verstehen so viel vom Dienst, als ein Rekrut!!! Ich werde Sie zum gemeinen Lanzier degradiren!!!“ *) Das fällt wohl einmal vor, und es läßt sich leicht berechnen, was der Subaltern-Offizier, oder gar der arme Gemeine verschlucken muß, wenn dem General der alten Garde dergleichen Tropfen zum Frühstück servirt werden. Das Regiment rückt aus, und da wir insonderheit nur die Kaserne beleuchten, warten wir daselbst vier, fünf, auch wohl sechs Stunden, bis es bestäubt und triefend wieder zurückkehrt. Der Lanzier wirft ermattet und total kaput seine Uniform ab, und eilt wieder zu seinem Pferde. Was hat das Regiment nun in der langen Zeit gethan? — Front' gemacht — Marsch-Marsch geritten, Escadron formirt — wieder Marsch-Marsch geritten und wieder Front' gemacht, und so fort, bis einige Krüppel nach Ujazdow transportirt werden können.

„Der militärische Leser wirft hier vielleicht die Frage auf: ob denn das ein Manöver der leichten Kavallerie sey, die doch höchst selten in Masse gebraucht wird, und sich weit zweckmäßiger im „kleinen Kriege“ üben könnte? Militärischer Leser, der du das russische System nicht kennst! Du hast in Deiner Frage zwar ganz Recht; allein bedenke, daß der sogenannte „kleine Krieg“ großes Nachdenken, gehöriges Studium — in Summa, Thätigkeit des Geistes, Beschäftigung des Verstandes erfordern würde, und wisse dann, daß Solches dem russischen System und namentlich dem Militärsysteme (als dem der ganzen Regierung) schnurgerade zuwider läuft. Nimm ferner die Versicherung auf mein Wort, daß weder die litthauische Kavallerie, noch die russische Garde-Kavallerie zu Warschau, seit fünfzehn Jahren an den „kleinen Krieg“ gedacht hatte, und erst im Sommer 1829 endlich einmal ein Versuch der Art gemacht wurde, der auch kurios genug ausfiel. Bei der ganzen russischen Armee existirt kein Buch, außer dem Kamaschendienst-Reglement, welches ohnehin kaum der dritte Offizier geläufig lesen kann. Würde erst das Lesen, das Studiren, das Denken in der russischen Armee eingeführt, da würde dem Absolutismus die größte Gefahr drohen; und in Uebereinstimmung mit demselben bedarf es durchaus keines besonderen Kommando-Genies, jede geistige Beschäftigung, sey es auch nur die Berechnung der Vedetten und Piquets als höchst gefährlich zu verwerfen und zu verbieten. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die Kosaken der russischen Armee zum Theil ersetzen, was sie nach obigem Systeme offenbar entbehrt. Aber auch der Kosak wird im Vorposten-Dienst keineswegs geübt, sondern überläßt sich im Nothfall des Krieges seinem Instinkt; und seine merkwürdige Naturgabe, sich überall zurecht zu finden, hilft ihm durch — so gut es denn auch geht. Wir kehren ins Regiment zurück.

„Der Lanzier hat sein Pferd wieder gepflegt, und es ist Mittag geworden. Die Kapusta mit abgeschabtem Rindskopf (das tägliche Gericht) wird in hölzerne Kübel — eine Art Tröge — gegossen, die sechs bis acht Mann umlagern, in der Linken einen Knollen Kommisbrod, in der Rechten den hölzernen Löffel. „Der Fraß ist kurz, die Arbeit lang!“ denn schon wartet die ganze Armatur und Montur im miserabelsten Zustande, nach dem halsbrechenden Manöver, auf Bürste und Pelirbeln, und fast umsinkend vor Müdigkeit, setzt sich der Soldat auf seine Pritsche, schabt Röthel und Kreide und — übt sich im Dienst, zur Aufrechthaltung des russischen Systems. Um drei Uhr ruft ihn die Stimme des du jour-Junkers, der despotisch durch die Säle klirrt, wieder in den Stall. Der Soldat brummt sein „Sluchey“ (Ich gehorche) und erfüllt seine Pflicht, kehrt wieder zurück zum Dienst — d. h. zum Knopfputzen — und um fünf Uhr donnert der Junker oder Wachtmeister ihn abermals an; und er eilt zu Kamm und Striegel, und bürstet und kratzt anderthalb Stunden an seinem Gaul herum, bis er um sieben Uhr im Mantel zum Appel erscheinen muß, und nach dem Kartoffel-Fraß zu Nacht, für den nächsten Tag seine Stiefel und Scharlwari putzt, bis er um neun Uhr seinem Pferde das letzte Futter gibt, und (wenn er nicht vor der Schwelle des Offiziers du jour bis zwölf Uhr als Nachtwache liegen muß) sich auf seinen Strohsack legen kann und träumen von der Seligkeit unter dem Monde. Durch die Befehle in Betreff der Division, der Brigade, des Regiments, der Escadron und des Zuges — und mit Rücksicht auf all' die Posten, welche der Garde-Dienst besetzen muß, ist Ein Tag im Regiment fast dem andern gleich. Im Gegensatze zum deutschen Soldaten (ich wollte sagen zum preußischen oder österreichischen &c.), der in Freistunden sein Mädchen zum Tanze führt, oder mit seinen Kameraden beim Bierkruge sich erholt, hat der russische Soldat das ganze Jahr hindurch, und mithin seine zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre hindurch, keine fröhliche Stunde. Höchstens besäuft er sich in aller Eile in einer schmutzigen Judenschenke, wird zum Vieh, und holt sich in aller Eile eine Krankheit auf Zeitlebens, taumelt in die Kaserne, wird als Besoffener erwischt, im Stallarrest verwahrt, etwa in einer Haberkiste — und bekommt am nächsten Morgen seine Fünfhundert, wenn er nicht in besagter Kiste erstickt ist, wie solches im Husaren-Regiment passirte, u. s. w. — dann ist er todt und wird begraben, und ein Rekrut fängt an, wo der Erstickte oder im Lazareth Verfaulte aufhörte.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Worte, die der General Markow einst hören mußte. Anm. d. V.

Vermischte Nachrichten.

Die „Times“ sagen in einem Artikel über die Einkünfte Englands: „Mehr als die Hälfte unsrer Staatseinkünfte fließt aus der Besteuerung einer kleinen Anzahl von Artikeln, die früher unbekannt oder als Gegenstände des Luxus betrachtet, heut zu Tage unentbehrliche Bedürfnisse geworden sind. Dahin gehört die Besteuerung der geistigen Getränke, gebrannter Wasser, Weine, Zucker, Kaffee, Thee, Tabak, die im Jahre 1827 eine Summe von 27,416,662 Pf. St.; im folgenden Jahre 28,456,658 Pf.; im J. 1829 die Summe 28,084,625 Pf.; und im J. 1830 die von 27,509,765 Pf. abwarfen. Wenn der Continent erstaunt seinen Blick auf die ungeheure Consumtion in England richtet, was muß er von einer Nation denken, die jährlich für ungefähr 20,000,000 Pf. St. gebraute Getränke verzehrt, wovon sich die Abgaben auf 8,000,000 Pf. belaufen? Das Frühstück des englischen Volkes trägt dem Staatsschatze jährlich gegen 8,000,000 Pf. St. ein, und wenn man den Verkaufspreis der Waare mit in Anschlag bringt, so kann die für Kaffee, Thee und Zucker ausgegebene Summe nicht unter 20,000,000 Pf. St. betragen. Alle andern Artikel, die mit Accise und Mauthabgaben belegt sind, tragen dem Staate nur 12,000,000 Pf. Nach diesen Artikeln ist der Stempel der am meisten ergiebige Zweig der Staatseinnahme; sein Ertrag hat in drei Jahren nicht mehr als um ein Prozent gewechselt; im Jahre 1828 betrug er 7,317,609 Pf.; im folgenden Jahre 7,285,976 und im J. 1830, 7,218,085 Pf. Diese Staatseinnahme knüpft sich an alle Angelegenheiten des Königreiches und bildet daher ein ziemlich genaues Thermometer, an welchem sich die Schwankungen in den öffentlichen Verhältnissen kund geben. Der dritte Hauptartikel unseres Staatseinkommens, die ständigen Abgaben, hat nicht mehr Veränderung erlitten als der Stempel. Im Jahre 1828 trugen sie 5,162,875 Pf.; im J. 1829, 5,206,592, im J. 1830, 5,294,870 Pf. St. Man kann noch hinzu fügen, daß die Erhebungskosten, ungeachtet sie in den letzten Jahren bedeutend vermindert wurden, doch noch ungeheuer sind. Im Jahre 1827 betrugen sie für Mauth, Accise, Stempel und ständige Abgaben 3,270,475 Pf.; im folgenden Jahre 3,118,402, und im J. 1830, 3,014,224 Pf.; hierunter ist die Post nicht mit begriffen, die dem Staate im J. 1830 eine Summe von 718,559 Pf. kostete und 2,212,206 Pf. St. eintrug.“

•

Bei einer Schuldklage, welche neulich einige von Karls X Gläubigern gegen ihn bei dem Gerichtshofe von Paris anhängig machten, erstaunten die Kläger nicht wenig, als der Advokat des Exkönigs darzuthun versuchte, daß Karl X kein Franzose mehr sey, und folglich auch vor keinem französischen Gerichtshofe zu erscheinen brauche. Später ergriffen seine Agenten freilich auch nachdrücklichere Rechtsmittel, indem sie geradezu die Schuld leugneten und sich dabei auf eine vierzigjährige Verjährung beriefen.

•

Im Gouvernement Litthauen allein sind im Jahre 1825 amtlichen Berichten zufolge von Wölfen getödtet worden: 1841 Pferde, 15,182 Schafe, 1807 Stücke Hornvieh, 733 Kälber, 726 Lämmer, 2545 Ziegen, 4190 Schweine, 312 Spanferkel, 183 Ziegenlämmer, 703 Hunde, 1243 Stücke Hausgeflügel, 673 Gänse.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 45. 14 Februar 1832.

Abenteuer zweier mährischer B

(Aus dem Schreiben eines Missionärs.)

Der mährische Bruder Samuel Liebisch war, als er noch die Oberaufsicht über die Missionen der Brüderschaft auf der Küste von Labrador führte, durch Berufsgeschäfte genöthigt, eine Reise nach Okkak, der am weitesten gegen Norden gelegenen, ungefähr 50 Stunden von seinem Aufenthaltsorte Nain, entfernten, Missionsanstalt zu machen. Der Bruder Turner wurde beauftragt, ihn zu begleiten, und sie verließen Nain am 11 März 1822 mit Anbruch des Tages, als noch Sterne am Himmel glänzten, bei der heitersten Witterung. Ihr Schlitten wurde von einem getauften Eskimo, Namens Markus, geleitet, dem noch ein anderer Schlitten, mit Eskimos besetzt, folgte.

Ein Schlitten der Eskimos wird von einer Art Hunde gezogen, die in der Gestalt viel Aehnlichkeit mit Wölfen haben, und auch wie diese nicht bellen, sondern nur ein sehr unangenehmes Geheul hören lassen. Sie werden von den Eskimos in Meuten oder Zügen unterhalten, deren Zahl sich nach der größern oder geringern Wohlhabenheit ihrer Besitzer richtet. Sie lassen sich geduldig aufzäumen und anspannen, obgleich sie von den heidnischen Eskimos sehr hart behandelt und schlecht genährt werden. Ihre Nahrung besteht in Abfall vom Fleisch, alten Häuten, verfaultem Wallfischfleisch u. s. w., und fehlt es an solcher Nahrung, so läßt man sie todte Fische und Muscheln am Ufer suchen. Werden diese armen Thiere von Hunger gepeinigt, so ist nichts sicher vor ihnen, und es ist deßhalb sehr nöthig, sobald sie ausgespannt sind, das Geschirr die Nacht über in der Schneehütte zu verstecken, da es außerdem von ihnen verzehrt, und die Fortsetzung der Reise am andern Morgen unmöglich seyn würde. Sobald man an dem Ort angekommen ist, wo man die Nacht über Halt zu machen gedenkt, werden die Hunde ausgeschirrt, und man läßt sie sich selbst Löcher in den Schnee graben, in denen sie schlafen, bis der Führer bei Anbruch des Tages sie zusammenruft, um ihnen ihr tägliches Futter zu reichen. Ihre Stärke und Geschwindigkeit, selbst bei leerem Magen, sind erstaunlich. Wenn man sie vor den Schlitten legt, muß man wohl Acht haben, sie nicht neben einander zu spannen; sie werden mit einzelnen Riemen von ungleicher Länge an eine horizontale Deichsel vor dem Schlitten gespannt. Der älteste und geschickteste Hund leitet das Gespann, indem er zehn oder zwanzig Schritte vorausläuft, und durch die sehr lange Peitsche des Kutschers, die Niemand besser zu führen versteht, als ein Eskimo, gelenkt wird; die übrigen Hunde folgen wie eine Heerde Schafe. Bekommt einer einen Peitschenhieb, so beißt er gewöhnlich seinen Nachbar, dieser wieder den seinigen und so fort.

Die beiden Schlitten unserer Missionäre waren mit fünf Männern, einer Frau und einem Kinde besetzt. Alle waren in der besten Laune abgereist, und da Alles eine gute Reise erwarten ließ, so hofften sie Okka nach zwei oder drei Tagen glücklich zu erreichen. Der Pfad auf dem Meere ging über festes Eis, und die Reisenden legten ungefähr 6 bis 7 Meilen in einer Stunde zurück. Als sie die Inseln in der Bai von Nain hinter sich hatten, entfernten sie sich bedeutend von der Küste, theils um das glatte Eis zu gewinnen, theils um das hohe, steinige Vorgebirg von Kiglapeit zu umgehen. Gegen 8 Uhr begegnete ihnen ein Schlitten mit Eskimos von der entgegengesetzten Richtung her; nach den gewöhnlichen Begrüßungen stiegen die von Nain kommenden Eskimos aus, und unterhielten sich mit den Fremden, die auf sehr unbestimmte Weise zu verstehen gaben, daß es für unsre Reisenden wohl besser seyn dürfte, wenn sie umkehrten. Da jedoch die Missionäre glaubten, daß diese Befürchtungen ohne Grund und von den Eskimos nur vorgebracht würden, um länger in Gesellschaft ihrer Freunde zu bleiben, so setzten sie ihre Reise fort. Nachdem sie noch einige Stunden zurückgelegt hatten, wurden sie von ihren Eskimos benachrichtigt, daß sich eine Bewegung unter dem Eis spüren lasse. Noch war diese kaum bemerkbar; wenn man sich aber mit dem Ohr auf den Boden legte, so hörte man ein dumpfes Geräusch, als ob ein Strom im Abgrund wühle. Der Horizont blieb rein, gegen Osten ausgenommen, wo sich eine leichte, von schwarzen Streifen durchschnittene Wolkenschichte zeigte; bald erhob sich der Nordwestwind, und kündigte eine plötzliche Veränderung in der Atmosphäre an. Es wurde Mittag und noch war keine merkbare Veränderung am Himmel eingetreten, allein die Bewegung des Meeres unter dem Eis wurde fühlbarer, so daß die Reisenden unruhig wurden, und es gerathener fanden, sich dem Ufer zu nähern. Das Eis zeigte an verschiedenen Stellen Spalten und Risse, von denen einige einen bis zwei Fuß breit waren; da es deren jedoch auch zu Zeiten gibt, wo die Fahrt ganz sicher ist, so sind sie nur Neulingen gefährlich; die Hunde setzen leicht darüber und der Schlitten folgt ungefährdet.

Als die Sonne unterging, ward der Wind heftiger und endlich stürmisch. Die schon früher im Osten bemerkten Wolkenschichten stiegen herauf, ihre schwarzen Streifen bewegten sich gegen den Wind, und der Schnee wurde in einzelnen Wirbeln theils auf dem Eis hin, theils von den Gipfeln der Berge herabgefegt. In demselben Augenblick wurde die Bewegung des Meeres so heftig, daß sie eine höchst seltsame und beunruhigende Wirkung hervorbrachte. Die Schlitten, statt über eine ebene Fläche hinzugleiten, liefen bald den Hunden in die Füße, bald mußten diese sie wieder mühsam eine Höhe hinanziehen, die sich plötzlich wieder ebnete; denn die Elastizität dieser großen, mehrere Quadratmeilen haltenden, auf dem Meere ruhenden Eismasse, gerieth zuweilen in eine oszillirende Bewegung, der ähnlich die sich einem auf einer wellenförmig bewegten Wasserfläche liegenden Bogen Papier mittheilt. Auch hörte man in verschiedenen Zwischenräumen unterirdische Explosionen gleich Kanonenschüssen, die von dem Bersten des Eises herrührten.

Die Eskimos lenkten nun in größter Eile nach dem Ufer ein, in der Absicht im Süden des Nival Nachtquartier zu halten. Da es aber augenscheinlich war, daß das Eis brechen, und auf offenem Meere umhertreiben würde, so rieth Markus, sich lieber nach dem Norden des Nival zu wenden, wo, wie er hoffte, der Pfad bis nach Okkak noch unbeschädigt geblieben seyn könne. Dieser Rath wurde genehmigt, allein kaum hatten sich die Schlitten der Küste genähert, so bot sich den Reisenden ein wahrhaft entsetzliches Schauspiel; das von den Felsen losgerissene Eis ballte sich zusammen und brach an der Brandung mit so furchtbarem Getös, zu dem sich noch das Toben des Sturms gesellte, daß es der menschlichen Stimme unmöglich war sich verständlich zu machen, während man durch das dichte Schneegestöber verhindert wurde, irgend einen Gegenstand zu erkennen.

Die letzte Hoffnung, die den Reisenden blieb, war, Alles zu wagen, um das Land zu gewinnen; allein nur mit der größten Anstrengung konnte man die erschrockenen Hunde vorwärts treiben, da das Eis sich nach und nach von den Felsen unter dem Wasser losriß und nach oben trieb. Der einzige günstige Augenblick zum Landen war der, wo das Eis sich auf gleicher Höhe mit der Küste befand; es blieb Dieß immer ein sehr gewagter Versuch, allein mit der Hülfe Gottes gelang er, und beide Schlitten erreichten glücklich das Ufer.

Kaum hatten die Reisenden Gott für ihre glückliche Landung gedankt, als auch schon dieselbe Eisscholle, die sie eben verlassen hatten, zersplitterte, das Wasser durch die Spalten drang, die Trümmer bedeckte, und in den Grund des Meeres hinabspülte. In einem Augenblick, gleichsam als ob Dieß das Signal gewesen wäre, zerschellte nun auch die ganze Eismasse auf mehrere Meilen längs der Küste, so weit das Auge reichte, und ungeheure Wellen verschlangen die einzelnen Schollen. Diese großen Wassermassen, die sich aus dem Schoße der Fluthen erhoben, und mit unbeschreiblicher Gewalt und einem Getös, gleich dem von zahllosen Batterien, zusammenstießen, boten ein furchtbar erhabenes Schauspiel. Das Dunkel der Nacht, das Gebrüll des Meeres, der Donner der an den Felsen brechenden Eisschollen und Wellen, erfüllten die Reisenden mit heiligem Schauer, und einem Schrecken, der sie der Sprache beraubte. Lange standen sie, ob ihrer wunderähnlichen Rettung in Staunen versunken, und selbst die heidnischen Eskimos dankten Gott mit Inbrunst.

Die Eskimos machten sich nun daran, ungefähr 30 Schritte vom Ufer eine Schneehütte zu errichten, aber kaum waren sie damit zu Stande gekommen, so drangen die Wellen bis an den Ort, wo sie ihre Schlitten gelassen hatten, und beinahe wären sie fortgespült worden. Gegen neun Uhr krochen die beiden Missionäre, Markus und die übrigen Eskimos in die Schneehütte, wo sie Gott dankten, diesen Zufluchtsort gefunden zu haben, denn der Wind wehte so kalt und heftig, daß man sich nur mit Mühe auf den Füßen erhalten konnte. Ehe die beiden Missionäre diese Wohnung betraten, die den Reisenden in dieser Gegend als Zelt dient, konnten sie sich nicht enthalten, das Meer noch einmal zu betrachten, das jetzt ganz frei von Eis war. Mit Schrecken sahen sie, wie thurmhohe Wellen vom Sturm gegen das Ufer getrieben wurden, wo sie sich mit betäubendem Getös an den Felsen brachen, und zischenden Schaum in die Luft schleuderten. Die Reisenden verzehrten nun ihr Nachtessen, und nachdem sie ihr Abendlied in der Sprache der Eskimos gesungen hatten, legten sie sich gegen 10 Uhr zur Ruhe. Sie waren so eng zusammen gepreßt, daß jede Bewegung den Schlaf des Nachbars störte. Die Eskimos schliefen bald ein, allein Bruder Liedisch konnte theils wegen des Getöses der Wogen, theils wegen eines Halsübels, an dem er viel litt, die gewünschte Ruhe nicht finden. Auch Bruder Turner überdachte noch sehr bewegt die eben überstandenen Gefahren, und beide vereinigten ihre Gebete um göttlichen Beistand in der kritischen Lage, in der sie sich noch immer befanden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kleingewerbe von Paris.

(Fortsetzung.)

Der Pariser, der unter freiem Himmel lebt und herumdämmert, der sich in selbstgefälliger Behaglichkeit in der Sonne spreizt und sich des Winters in den Galerien des Palais Royal wärmt; der für jede Stunde Unterhaltung hat und auf jedem Schritt und Tritt von einer Schaar Sklaven begleitet wird, die bereit sind auf den leisesten Wink alle seine Wünsche zu erfüllen. Der Pariser läßt sich so glücklich seyn, als man ihn glücklich machen will. Er hat alle Sorgen des Lebens abgestreift. Für ihn ist ein Kleinhandel erfunden worden, der jedem andern Volke Angst und Bange machen würde. Der Pariser erhält auf Verlangen für einen Pfennig Zucker, man verkauft ihm den Flügel eines Huhns, den Schenkel eines Rebhuhns, den Bürzel eines Fasans, der Pariser hat Alles was er will. Was habt ihr denn z. B., ihr Reichen der Erde, was nicht auch er hätte! Dieser sorgenlose hinschlendernde Träumer ist so schön, so gut, so reich wie ihr. Die Frau Herzogin bestellt sich heute ein Gazekleid; steckt eine Rose in ihr Haar, ein neues Band schmückt ihre Taille: morgen vielleicht schon hat Jenny, die Blumenverkäuferin, eben dieses Gazekleid am Leibe, steckt die Rose aus dem Haare der Herzogin in das ihrige, und das neue Band umschlingt Jennys Taille, nur um eine Fingers Breite enger zusammen-

gezogen. So ist es mit Allem, was in Paris gemacht, fabrizirt, erfunden und eingeführt wird. Alle diese Arbeit, all dieses Sinnen und Denken, all dieser Luxus ist für den Pariser geschäftig. Man nennt Staub,*) man empfiehlt ein Kleid, ein Stoff weich wie Seide wird ausgesucht, das Modejournal schreibt die Farbe der Knöpfe und des Unterfutters vor; man trägt eine Weste, die geradenweges aus England gekommen ist; man hat Stiefel von Sakoski an, der Hut wiegt kaum drei Loth; wohlan Dandy, erdrossle Deine Wespentaille mit dem neuen Rocke, zerquetsche Deine Füße in den Stiefeln, erstick Dich in dem Schnürleib Deiner Weste, trage den Hut in der Hand, aus Furcht das kunstvolle Lockengebäude Deines Hauptes zu zerstören — und gehe acht Tage später an einem Kleidertrödler vorüber: „Alte Kleider! Alte Kleider! Wer kauft, wer verkauft alte Kleider?" wird er rufen hören. O Sakoski! O Staub! Die Stiefel von Sakoski wandern, obgleich ein wenig zu weit, an den Fuß eines Contremarkenverkäufers, in das Kleid von Staub schlüpft ein Statist der Bühne des Gymnase, dem sein Theater täglich zwanzig Sous bezahlt unter der Bedingung, sich sehr gut gekleidet zu halten.

Doch weil wir gerade auf den Contremarkenverkäufer und den Theaterstatisten zu reden gekommen sind, ein Paar Worte von ihnen. Der Contremarkenverkäufer ist für den Pariser der Verkäufer seiner dramatischen Vergnügungen. Der Pariser und die Prinzen von Geblüt waren ehedem die einzigen, die das Privilegium genossen, für das Schauspiel nichts bezahlen zu dürfen. Gegenwärtig wo es keine Prinzen von Geblüt mehr gibt, genießt der Pariser allein noch dieß Privilegium. Das erste Stück hat begonnen; der Reiche kommt an, langweilt sich und schläft ein; er geht wieder, und am Eingange des Theaters wirft er seine Eintrittskarte entweder einem der Spekulanten zu, die dort darauf passen, oder verkauft sie ihm. Sogleich eilt auch schon der Pariser herbei oder vielmehr man eilt, ihn aufzusuchen. — „Pariser, wollen Sie Madame Alexis Dupont tanzen sehen?" — „Pariser, wollen Sie Mademoiselle Georges im fünften Akte spielen sehen?" — „Pariser, Odry hat so eben angefangen, er ist zum Entzücken!" Und unser Pariser mit der Cigarre im Mund, besinnt sich ein wenig, ist zerstreut, kauft eine Karte, und sieht um den Preis einer Kerze, die er den Abend zu Hause verbrennen würde, alle Schönheiten eines Schauspieles, die der übersättigte Reiche verschmäht hat. Der Pariser ist es nun, der Beifall klatscht, lacht, pfeift, amusirt wird. Nur für ihn allein besteht ein Opernhaus in der Welt, für ihn allein arbeitet Kunst und Poesie in Frankreich. Glücklicher Mensch! kaum ist er vom Bette aufgestanden, so hat man schon angefangen, ihn zu bedienen! Für ihn hat die Henne ihr Ei gelegt, für ihn die Kuh ihre Milch gegeben, für ihn der Décroteur seine Stiefelwichse verschwendet, für ihn der Schneider alle Kleider verfertigt, die man sieht, für ihn arbeiten sich alle Lieferanten ab, für ihn werden alle Buden beleuchtet, für ihn alle Theater geöffnet. Gesegnet, drei Mal gesegnet seyen die Kleingewerbe für diesen wohlthätigen Einfluß!

*) Unter seinen Zeitgenossen der berühmteste Künstler mit Scheer und Nadel — ein von der pariser Modewelt hochgefeierter Name.

(Fortsetzung folgt.)

Die cherokesischen Schulen in Nordamerika.

Die erste cherokesische Schule wurde durch die mährische Brüdergemeinde von Salem, in Nord-Carolina, vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren gegründet, und seitdem ohne Unterbrechung, obgleich nach einem kleinen Maßstabe, fortgeführt. Eine andere und größere Schule befindet sich zu Chickamaugh, unter der Oberaufsicht des amerikanischen Vereins der fremden Bekehrungsgesellschaften. Der erste Lehrer dieser Schule war Cyrus Kingbury, der sie aber vor einigen Jahren wieder verlassen hat, um eine ähnliche Schule unter den Choctaws zu gründen.

Der gegenwärtige Vorsteher jener Gesellschaften ist der ehrwürdige Hard Hoyt, ein geschätzter, frommer und verständiger Mann, welcher mit seiner Frau und sechs Kindern das liebliche Thal Wyoming in Pennsylvanien verließ, um die Sitten unter den Cherokesen zu verbessern und das Christenthum unter ihnen zu verbreiten.

Die Schule wird nach dem Lancasterschen Plane geleitet und besteht aus dreiundfünfzig Schülern, worunter neunundvierzig Indianer sind. Ich brachte einen ganzen Tag in der Schule zu, und ich muß gestehen, daß ich nie eine besser geordnete Schule, oder Schüler von mehr versprechenden, natürlichen Fähigkeiten gesehen habe, als diese. Sie hatten eine schnelle Fassungskraft, ein gutes Gedächtniß, und waren lernbegierig und eifrig. Die größte Zahl der Schüler war zwischen acht und zwölf Jahre alt, und einige wenige hatten sechzehn und achtzehn Jahre erreicht. Unter den letzten war ein Mädchen, das sehr würdevoll und anständig in seinem Betragen war, ein hübsches Aeußeres besaß, und jede Gesellschaft geziert haben würde.

Die Schule wurde mit Beten eröffnet und geschlossen, und alle Schüler sangen Hymnen. Diejenigen, welche durch Pünktlichkeit, Fleiß und gute Aufführung sich auszeichnen, bekommen täglich zweimal kleine Zettel zur Belohnung, auf welchen die Anfangsbuchstaben jener drei Eigenschaften verzeichnet sind und zugleich einen Werth von drei Viertels-, anderthalb und fünf Viertelskreuzern haben. Sie werden für baare Münze angenommen, wenn die Kinder Messer, Bücher u. dgl. kaufen wollen; wenn sie aber ihre Schiefertafeln beschädigen, ihre Bleistifte verlieren, oder andere Nachlässigkeiten begehen, so werden sie manchmal auch um solche Zettel bestraft. Die Kinder schätzen diese Zettel theils wegen der Ehre sehr hoch, die ihnen zu Theil wird, wenn sie viele davon beisammen haben, theils auch des Nutzens wegen, den sie ihnen gewähren.

Sämmtliche Schüler wohnen im Schulhause, wo sie unentgeldlich gekleidet und genährt werden; wenn anders ihre Eltern nicht vorziehen, die Kosten zu bezahlen, was aber nicht oft der Fall ist. Neben dem wissenschaftlichen, religiösen und sittlichen Unterrichte, den sie genießen, bekommen sie Anweisung im praktischen Feldbaue, und werden in Betriebsamkeit, Künsten und Tugenden eingeweiht, die den Wilden unbekannt sind. Sie essen in einer geräumigen Halle neben dem Wohnhause des Vorstehers; die Mädchen an einer Tafel, und die Jungen an einer andern, wobei der Geistliche, die Lehrer und ihre Frauen den Vorsitz haben. Bei Tische wird viel Ordnung und Anstand beobachtet. Die Jungen bewohnen mehrere abgesonderte Zimmer, welche den rechten Flügel des Schulgebäudes bilden, und die Mädchen leben in einem geräumigen Saale zur Linken, wo sie in Gesellschaft der Tochter des Herrn Hoyt wohnen. Sie arbeiten im Hauptgebäude und machen daselbst eine geschäftige und gefällige Gruppe unter ihren Lehrerinnen aus. Uebrigens ist Das, was in den Schulen gelehrt wird, in Beziehung auf die Lage der Nation nicht der bedeutendste und wichtigste Theil ihrer Erziehung; denn sie werden unter der Aufsicht eines geschickten Verwalters zu praktischen Landwirthen gebildet, wodurch sie der Anstalt viel Dienste leisten und sich selbst mit der Zeit wichtige Vortheile verschaffen.

Jeden Montag Morgen wird jedem Schüler seine Arbeit für die ganze Woche angewiesen, bei welcher Gelegenheit die Jungen außerhalb und die Mädchen innerhalb des Hauses sich versammeln. Sie werden nach den Arbeiten benannt, die sie verrichten, z. B. Pflugjungen, Spinnmädchen u. s. w. Jeden Morgen stellen sich die Jungen auf ein mit einer Pfeife gegebenes Zeichen in Reihe und Glied. Nachdem sie verlesen sind, werden die Klassen abgetheilt und zur Arbeit geschickt. Gewöhnlich bleiben sie alle Tage sechs Stunden in der Schule und vier bis fünf Stunden auf dem Felde; und wenn man nach ihrem Betragen und Aussehen urtheilen kann, so scheinen sie keine andere Erholung zu bedürfen. Ein kluges, wohlgeordnetes System moralischer Erziehung hat die Nothwendigkeit jeder Art körperlicher Strafe oder physischen Zwanges entbehrlich gemacht. Durchgängig herrschte vollkommene Einigkeit unter den Schülern, und weder Trägheit noch Spiele gaben ihnen Anlaß zu Streit und Uneinigkeit. Ihre Anhänglichkeit an ihre Lehrer schien unbegränzt. Ich habe gesehen, daß die Jungen gruppenweise den Herrn Chamberlain (einen der Lehrer) umringten, und ihn begierig am Halse und an den Armen umklammerten, wenn er ermüdet ins Zimmer trat, um ihm etwas zu sagen, oder seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen; und wenn er gutmüthig eine Partie von sich geschüttelt hatte, wurde er sogleich wieder von einer andern umgeben. Ein einziges Wort würde sie jedoch sogleich zur Ruhe und Ordnung gebracht haben.

Spiele werden bisweilen erlaubt, und häufig üben sich die Jungen mit Pfeil und Bogen. Wenn einer von ihnen einen Kürbis in die Luft wirft, so kann man darauf rechnen, daß dieser, mit einem Dutzend Pfeilen durchschossen, wieder auf den Boden fallen wird. Zweimal in der Woche erlaubt man ihnen, in dem schönen klaren Flusse bei Chickamaugh zu baden. Ein Indianer würde diese Gewohnheit nicht entbehren können; denn sie sind ungemein reinlich. Ein indianisches Kind springt so natürlich ins Wasser, wie eine Ente. Ich habe kaum sechs Jahre alte Kinder im Bezirke Chickasaw gesehen, die bis ans Kinn in einem reißenden Strome sich befanden. Oberst Meigs, der indianische Agent, fragte ein cherokesisches Mädchen, warum sie nicht einen weißen Mann heirathe, der ihr den Hof machte? und erhielt zur Antwort, daß sie die weißen Männer nicht ausstehen könne, weil sie so unreinlich seyen und nicht wie die rothen Leute sich badeten.

Die Mädchen bilden bei ihren verschiedenen Beschäftigungen einen Cirkel mit der weiblichen Familie der Lehrer, und bringen ihre Zeit mit Singen und Gespräch zu. Die weißen Kinder der Gesellschaft werden in jeder Hinsicht wie die indianischen behandelt; denn eine Ausnahme bei irgend einem Theile ihrer Arbeiten würde in der That eine sehr nachtheilige Wirkung hervorbringen. Dieser Grundsatz ist für die Sitten und das künftige Wohlergehen der Indier unumgänglich nothwendig; und die Art, wie die Chickamaugh-Schule geleitet und eingerichtet ist, kann nicht besser seyn. Bei meinem Aufenthalte daselbst wurde die Tafel von einem jungen indianischen Mädchen mit vieler Aufmerksamkeit und Heiterkeit bedient; und weil diese Verrichtung wechselsweise an Alle kommt, so wird es nicht für Dienstbarkeit gehalten. Dieses Mädchen war die Tochter eines stolzen, indianischen, wohlhabenden Häuptlings, der gute Tafel und viel Dienerschaft hielt, und von der Verwaltung dieser Schule mit vielem Lobe sprach.

Außer dieser Schule werden noch zwei andere ausschließlich von Indiern unterhalten. Ich besuchte einen der Vorsteher derselben, welcher sehr über den moralischen Charakter des Lehrers klagte, und sagte, er habe ihn schon Sonntags betrunken gesehen und gedroht ihn zu entlassen. Dieser Lehrer, ein geborner Europäer, hatte die gewöhnliche Besoldung eines Dorfschulmeisters, konnte so viel Feld bebauen, als er wollte, und hatte eine große Anzahl Schüler: allein die Indianer ärgerten sich über seine Unregelmäßigkeit, die unter den dortigen europäischen Lehrern und Sittenverbesserern nur zu oft vorkommt.

Heirathsgebräuche der Abyssinier.

Bruchstück aus Pearce's Abyssinian Travells.

(Vgl. hiezu eine kurze Andeutung hierüber, Ausland vorigen Jahres, S. 943.)

Die Art und Weise, wie die Abyssinier ihre Töchter verheirathen, ist höchst eigenthümlich. Sobald ein Mädchen für alt genug gehalten wird, um einen Mann zu nehmen, was sowohl bei der Bevölkerung des Staates von Ambara als bei der von Tigre sehr frühzeitig der Fall ist *), so wird ihm das Haar zierlich geflochten, die Augenbrauen mit einer mineralischen Substanz, „Cohet" genannt, die sie von den ägyptischen Karawanen kaufen, schwarz gefärbt. Auch die Hände werden mit einer Wurzel, „Sozrilla" genannt, dunkelroth gefärbt. Dann setzt man die so herausgeputzte Tochter bei trockenem Wetter vor die Thüre, wobei sie sich mit Spinnen oder Säuberung des Getreides beschäftigt zeigt, so daß sie jedem Vorübergehenden ins Auge fällt. Findet ein Mann, er sey jung oder alt, Gefallen an ihr, so geht oder sendet er zu der Mutter oder ihren Verwandten und hält um sie an; übrigens um sich über gewisse andere Punkte Auskunft zu verschaffen, sendet er eine Frau von seiner Verwandtschaft zu dem Mädchen, um es zu besichtigen. Die Mutter verlangt hierauf für ihre Tochter eine Morgengabe, die in einem Kleide, einem baumwollenen Hemde und einem Stücke Tuch besteht, das, wenn sich der Bräutigam recht übermäßig anstrengen will, vier oder fünfthalb Dollars kosten mag; dagegen macht sich das Mädchen verbindlich, sechs Monate lang in seinem Hause die Arbeit zu verrichten; es ist ihr jedoch gestattet, dabei eine Magd zu halten, die ihr Holz und Wasser tragen und andere Geschäfte außer dem Hause besorgen muß. Hat der Mann Ursache, mit dem Mädchen zufrieden zu seyn, so sendet er ein Stück weißes Tuch, das in das Blut eines Vogels getaucht ist, ihren Anverwandten zu; wo nicht, sie selbst, und nimmt dagegen seine Kleidungsstücke zurück. Die ersten drei Tage muß das Mädchen eine Brühe, die sehr stark mit Pfeffer und Zwiebeln gewürzt ist, trinken, von der ich nicht entscheiden will, ob sie die beabsichtigte Wirkung hervorbringt. Der Bräutigam kann sie zu jeder Zeit fortschicken, und sie nach Verlauf der ausgemachten sechs Monate, wenn ihr das Verhältniß nicht zusagt, nach Hause zurückkehren. Die Hochzeit wird mit großem Pompe gefeiert. Ein großer viereckiger Daß wird aus Baumzweigen errichtet, und am bestimmten Tage versammeln sich hier alle Freunde und Verwandte beider Häuser, mit Ausnahme des Vaters oder nächsten Verwandten des Bräutigams, der daheim Vorkehrungen trifft, um das vermählte Paar in seinem Hause zu empfangen. Gewöhnlich werden einige Kühe geschlachtet, und eine Tafel, die von einem Ende des Daß bis zum andern reicht, ist mit Brod, Mais und Sowa besetzt, einem Getränke, das von den Einwohnern Ambara's Tsng und Taller genannt wird. Jeder kann davon trinken so viel ihm beliebt und sein Kopf vertragen kann. Wenn Alles fertig ist, erscheint der Bräutigam von mehreren Freunden umgeben zu Pferde, reitet in den Daß, steigt ab und sucht sich mit Schild und Lanze in der Hand so vortheilhaft als möglich darzustellen, indem er sich nach Landessitte seiner frühern Thaten rühmt und auch derer, die er noch zu verrichten gedenkt u. s. w. Auch seine Arkeys oder Begleiter nehmen bei dieser Gelegenheit den Mund voll von ihren Großthaten. Dann setzt man sich nieder, und die gegenseitige Mitgift, bei vornehmen Leuten: Luntenschlösser, Schwerter, Rindvieh, Kleider, Geld und Salz, die Kurrentmünze des Landes u. s. w. werden von den Schummergildas untersucht und den Arkeys übergeben, die sie in die Wohnung des Bräutigams schaffen. Hierauf beginnt das Fest, und das rohe Fleisch, das noch unter ihren breiten zweischneidigen Messern dampft, wird herumgereicht. Das Mädchen sitzt auf einem Polster und ist von Dienerinnen und ihren Arkeys umgeben, die sie mit ihren Gewändern den Augen des Bräutigams zu verdecken suchen. Bevor das Fest seinen Glanzpunkt erreicht hat und wenn alle Gäste schon anfangen etwas betrunken zu werden, springt der Bräutigam auf und streicht noch einmal seine Thaten heraus, während seine Arkeys sich auf das Mädchen stürzen, sie gleichsam mit Gewalt aus der Mitte ihrer Freundinnen reißen und auf ein Maulthier setzen, auf dem auch einer der Arkeys hinter der Braut Platz nimmt. Der Bräutigam steigt dann mit seinen Begleitern zu Pferde und reitet hinten drein. Die Arkeys in der Tigresprache heißen in Ambara Musiers; es sind ihrer gewöhnlich vier oder fünf. Die Braut hat gewöhnlich nur zwei Arkeys; vertraute Bekannte, die man bittet, diesen Dienst zu thun. Diese Arkeys schwören sich auf das ganze Leben Treue und gegenseitigen Schutz ihrer Weiber und Familien zu; auch leben sie nachher als die innigsten Freunde. Während der ersten drei Wochen der Ehe wandern sie in den Bezirken, wo sie wohnhaft sind, umher, und sammeln unter kläglichen Gebärden für das neue Ehepaar, wobei sich ein Jeder bemüht, den Andern durch eine reiche Sammlung zu übertreffen. Um dazu zu gelangen, stehlen sie oft Schafe, Ziegen und selbst Kühe, und nehmen armen Leuten ihr Geflügel mit Gewalt. Hat der Bräutigam seine Braut weit von seiner Wohnung herzuholen, und kann er wahrscheinlicher Weise nicht an demselben Tage noch nach Hause gelangen, so bleibt er mit seinem Gefolge in einem Dorfe unterwegs über Nacht. Hier legen sich Mann und Frau zu Bette, wobei beiden ein Arkey zur Seite liegt. Ist der Bräutigam mit seiner Braut zufrieden, so wird unverzüglich ein Vogel getödtet und mit seinem Blute ein weißes Tuch gefärbt, das sammt einer fetten Ziege und einem Horne voll weißen Honig durch einen Arkey an die Eltern der jungen Frau geschickt wird. Der Ueberbringer erhält für diese gute Zeitung gewöhnlich ein Geschenk zum Lohne. Findet der Bräutigam hingegen Grund, an der Tugend seiner Neuvermählten zu zweifeln, so zwingt er sie durch Peitschenhiebe, ihren Liebhaber zu nennen, um allen künftigen Verbindungen zwischen beiden vorbeugen zu können. In einem solchen Falle kann er sie auch wieder zurücksenden, und seine Morgengabe zurückverlangen; um des lieben Friedens willen behält er sie jedoch gewöhnlich. Aber statt der fetten Ziege und des Horns voll Honig wird eine alte magere Geiß mit aufgeschlitzten Ohren und ein halbes Horn voll verdorbenen Honigs an die Eltern geschickt.

*) Manche Männer von schon mittlern Jahren nehmen oft Kinder von acht bis zwölf Jahren zu Weibern, und mit vierzehn Jahren gebären diese schon Kinder. Pearce sah auch Mädchen von zehn und eilf Jahren, die niederkamen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 46. 15 Februar 1832.

Abenteuer zweier mährischer Brüder.

(Fortsetzung.)

Hätten beide Missionäre, so wie die Eskimos, geschlafen, so wären Alle in dieser Nacht verloren gewesen. Gegen zwei Uhr Morgen fühlte Liebisch einige Tropfen Salzwasser auf den Lippen, das durch das Dach der Schneehütte sickerte. Obschon der salzige Geschmack des Wassers ihn beunruhigte, so wartete er doch noch einige Augenblicke, ehe er Lärm machte; aber kaum hatte er, als die Tropfen häufiger fielen, seinem Gefährten Turner zugerufen, so brach sich auch schon eine ungeheure Welle an der Schneehütte, in der sie eine große Menge Wasser zurückließ, und bald folgte eine zweite, die den Schneehaufen, der die Stelle der Thür vertrat, fortschwemmte. Die Missionäre riefen sogleich den schlafenden Eskimos zu, aufzustehen und zu fliehen. Diese waren im Augenblick auf den Füßen; einer von ihnen grub sogleich mit einem großen Messer einen Seitenausgang, und Jeder ergriff einen Theil seines Gepäcks, das er so weit als möglich vom Ufer wegwarf. Turner half den Eskimos, während Liebisch, die Frau und das Kind sich auf eine benachbarte Anhöhe flüchteten. Das Kind wurde in ein großes Fell gewickelt, und alle Reisenden suchten Schutz an einem Felsen, denn es war unmöglich gegen Sturm, Schnee und Hagel zu kämpfen; wenige Minuten später schwemmte ein neuer Wogenbruch die ganze Hütte weg, doch ging nichts Wesentliches verloren. Die Reisenden befanden sich nun zum zweiten Male in der augenscheinlichsten Todesgefahr, und der Rest der Nacht war für sie eine Zeit der herbsten Prüfungen und der traurigsten Betrachtungen, bis die Eskimos eine sicherere Stelle zum Bau einer neuen Hütte gefunden hatten. Bis zum Anbruch des Tages kamen sie nur mit Aushöhlung einer großen Grube in einem Schneehaufen zu Stande, in der sich die Frau, das Kind und die beiden Missionäre bargen. Liebisch konnte jedoch die stickende Luft nicht ertragen, und war genöthigt, sich außerhalb niederzusetzen, wo er von den Eskimos mit Fellen bedeckt wurde, um ihn, da sein Halsweh sehr heftig wurde, warm zu halten.

Mit Tages Anbruch ward eine neue Schneehütte gebaut, und so elend auch immer eine solche Wohnung seyn mag; so fühlten doch Alle sich sehr glücklich, in ihr sich bergen zu können. Die Hütte war ungefähr 8 Fuß breit und 6 bis 7 hoch; Alle wünschten sich, obgleich sie fühlten, daß es ihnen nicht zum Besten gehe, doch zu ihrer Rettung gegenseitig Glück. Die Missionäre hatten nur eben so viel Mundvorrath bei sich, als sie für die kurze Fahrt von Nain nach Okkak bedurften, Joel, sammt Frau und Kind und Kassigiak, genannt der Zauberer, hatten gar Nichts. Man war also genöthigt, Alles was sich vorfand, in tägliche Rationen abzutheilen, da man nicht hoffen durfte, diese Gegend so bald zu verlassen, und einen bewohnten Ort zu erreichen. Für den letzten Zweck gab es nur zwei Mittel; entweder den Weg zu Lande durch das wilde und öde Gebirg Kiglapeit zu versuchen, oder zu warten bis ein neuer Frost ihnen den Weg auf dem Meer wieder öffnete, was aber noch lange dauern konnte. Sie entschlossen sich also, die tägliche Ration auf einen und einen halben Zwieback zu beschränken. Da aber hiermit der Magen eines Eskimo nicht zu befriedigen ist, so schlugen die Missionärs vor, einen der Hunde zu schlachten, jedoch mit der Bedingung, daß wenn neuer Mangel eine Wiederholung nöthig mache, der zweite Hund vom Gespann der Eskimos genommen werden müsse. Diese antworteten, daß sie mit Freuden einwilligen würden, wenn sie nur einen Topf hätten, um das Fleisch zu kochen, da dieß aber nicht der Fall sey, so wollten sie lieber ihren Hunger zähmen, denn sie könnten sich nicht entschließen rohes Hundefleisch zu essen. Die Missionäre blieben nun in der Hütte und bemühten sich täglich, über ihrer Lampe so viel Wasser zu sieden, als zu einigen Tassen Kaffee nöthig war. Mit Gottes Hülfe blieben sie gesund, und Liebisch wurde am ersten Tage plötzlich von seinem Halsweh befreit. Die Eskimos waren gutes Muthes, und selbst der rohe Heide Kassigiak erklärte, daß man Gott für ihre Rettung danken müsse, denn wäre man genöthigt gewesen, noch länger auf dem Eis zu bleiben, so wären unfehlbar Alle an dem Felsen zerschmettert worden. Kassigiak war übrigens nicht gut davon gekommen, denn er hatte die Fersen erfroren, und litt viel. Mit Einbruch des Abends sangen die Missionäre mit den Eskimos einen Lobgesang, den sie jeden Abend und Morgen wiederholten.

Am dreizehnten Tag gegen Abend heiterte sich der Himmel auf, und man konnte die Meeresfläche übersehen. Markus und Joel erkletterten die Berge um Erkundigung einzuziehen; sie kamen zurück und brachten die Nachricht, daß man selbst von der Höhe herab nicht die kleinste Eisscholle mehr bemerke, und daß das Thauwetter auch die an der Küste von Nuasärnack geschmolzen habe; sie waren daher der Meinung, daß kein anderer Weg als durch das Gebirg Kiglapeit bliebe.

Kassigiak klagte an diesem Tage sehr über Hunger, wahrscheinlich um von den Missionärs eine stärkere Ration als die gewöhnliche zu erhalten. Diese bemerkten ihm jedoch, daß sie selbst nicht mehr hätten als er, und verwiesen ihm mit sanften Worten seine Ungeduld. So oft die Lebensmittel vertheilt wurden, verschlang Kassigiak seine Portion sogleich, und hielt die Hand hin, um noch eine zu empfangen, doch gab er endlich der Vernunft Gehör. Die Eskimos aßen an diesem Tage einen alten Sack von Fischhaut, gewiß ein sehr trockenes und schlechtes Gericht. Während dieser sonderbaren Mahlzeit wiederholten sie brummend die Worte: „Noch vor Kurzem warst du ein Sack, jetzt dienst du uns zur Nahrung." Gegen Abend trieben einige kleine Eisschollen nach dem Ufer zu, und am vierzehnten Tag Morgens war das Meer damit bedeckt, allein der Wind wehte noch sehr heftig, und die Eskimos konnten die Schneehütte nicht verlassen, was sie sehr niedergeschlagen und traurig machte. Kassigiak äußerte, es würde gut seyn „schönes Wetter zu machen," womit er auf seine Kunst als Zauberer anspielte. Die Missionäre setzten sich dagegen und sagten, daß sein heidnisches Treiben zu nichts führe, daß aber das Wetter schön werden würde, sobald es Gott gefiele. Hierauf fragte Kassigiak, ob Jesus schönes Wetter machen könne. Die Missionäre antworteten, daß Jesus alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben sey. „Nun denn," erwiderte Kassigiak, „so wende man sich an ihn." Ein andermal sagte er: „Ich werde Alles das meinen Landsleuten in Seglek erzählen." Die Missionäre antworteten: „Sage ihnen, daß wir all unser Hoffen und Vertrauen auf Jesum Christum unsern Erlöser gesetzt haben, der alle Menschen liebt, und der sein Blut vergossen hat, um sie von ewiger Verdammniß zu befreien." An diesem Tag zehrten die Eskimos von einem alten schmutzigen und verbrauchten Fell, das ihnen zum Lager gedient hatte.

(Schluß folgt.)

Die Sandwichinseln.

2. Staatsverfassung und Gesetze.

(Schluß.)

Bei dem Tode eines Häuptlings fällt das Land dem König oder Statthalter der Insel wieder heim, der dann den Sohn oder das Weib des Verstorbenen, oder Wen er sonst will, damit belehnen kann; jedenfalls muß der neue Eigenthümer, bevor er den Besitz antritt, von dem König oder dem Statthalter die Bestätigung nachsuchen. Dieser Gebrauch trägt nächst dem Tabu am meisten dazu bei, das Ansehn des Königs und der Häuptlinge aufrecht zu halten.

Bei Angriffen auf Leib und Leben, oder bei wirklich erfolgtem Todtschlag steht der Familie oder den Freunden des Beleidigten oder Getödteten das Recht der Wiedervergeltung zu. Sind sie zu schwach, den Beleidiger zu strafen, so rufen sie ihre Nachbarn um Hülfe an, oder klagen bei dem Häuptlinge des Bezirks oder bei dem Könige selbst, worauf dann selten eine schwerere Strafe als Verbannung folgt, selbst für Todtschlag — ein Verbrechen, was unter den Eingebornen nur selten vorkommt. Anders jedoch ist in diesem Betracht das Verhältniß der Häuptlinge zu dem Volke. Da der Wille des Königs das höchste Gesetz ist, so kann auch seine Regierung mehr oder minder willkürlich und gewaltthätig seyn, je nachdem seine Gemüthsart gütig oder grausam ist. Seine Macht erstreckt sich nicht bloß auf das Eigenthum, sondern auch auf die Freiheit und das Leben des Volks. Diese Macht wird von ihm auch auf die Statthalter der verschiedenen Inseln und von diesen auf die Häuptlinge übertragen. Ein Häuptling kann daher jeden von seinen Unterthanen für jedes Vergehn, dessen er sich schuldig macht, das Leben nehmen, ohne daß er dafür zur Rechenschaft gezogen wird. Indeß erstreckt sich diese Gewalt nur über die Leute des Häuptlings, keiner darf die eines andern bestrafen, sondern muß sie bei dem Herrn verklagen, in dessen Gebiet sie ansässig sind.

Diebstahl wird streng bestraft. Früher, wenn ein Garten oder Haus beraubt worden war und der Räuber entdeckt wurde, begaben sich Diejenigen, die bestohlen worden waren, nach dem Hause oder der Pflanzung des Thäters, und bemächtigten sich aller Gegenstände die sie finden konnten. Diese Maßregel war so fest begründet, daß der schuldige Theil, auch wenn er der stärkere war, es nicht wagen durfte, diesem Recht der Wiedervergeltung sich zu widersetzen; denn in diesem Fall würde das Volk eines ganzen Bezirks herbeigekommen seyn, um die Thäter zu bestrafen. Wurde eine Verletzung des Eigenthums an einem vornehmen Häuptling oder in hohem Werthe begangen, so band man dem Diebe auf einigen Inseln Hände und Füße, legte ihn in einen alten gebrechlichen Kahn und ließ ihn ins Meer hinaustreiben. Das Kanoe füllte sich dann bald mit Wasser und der Uebelthäter, der gebunden war, mußte ertrinken.

Ehebruch wurde unter den höhern Ständen mit Enthauptung bestraft. In Betreff ihres Tauschhandels gab es gewisse Bestimmungen, die pünktlich beobachtet wurden. Kein Handel hatte verbindliche Kraft, bevor nicht die Gegenstände wirklich ausgetauscht waren und die gegenseitigen Eigenthümer sich zufrieden erklärten. Nachher konnte kein Kauf rückgängig werden, selbst wenn eine Partei den höchsten Nachtheil erlitten hatte.

Es gibt auf den Sandwichinseln keine Landleute oder Handwerker, die um Taglohn arbeiten oder für ihre Arbeit einen bestimmten Lohn erhalten. Will man Steine brechen, Ziegel brennen, ein Haus oder ein Kanoe bauen lassen, so ist unter den Eingebornen selbst Sitte, mit einem kleinen Häuptling einen Vertrag abzuschließen, der dann alle seine Leute aufbietet, um die verlangte Arbeit verrichten zu lassen. Gewöhnlich zahlt man zum Voraus, und wer bereits den ausbedungenen Lohn erhalten hat, muß auf Verlangen die bedungene Arbeit vollbringen oder sich gefaßt machen, sein Eigenthum in Beschlag genommen oder seine Pflanzung geplündert zu sehen.

Das Haus des Königs oder Statthalters, oder dessen Vorplatz ist der gewöhnliche Gerichtshof, wo jedoch größtentheils nach Billigkeit entschieden wird. Selten wird ein Urtheil gefällt, bevor beide Partrien einander gegenüber gehört worden sind. Es bestehen auf den Sandwichinseln verschiedene Arten von Gottesgerichten für verschiedene Verbrechen. Eines der seltsamsten ist das Wai harurn, das wallende Wasser. Eine große Kalabasse oder hölzerne Schüssel mit Wasser gefüllt, wird in die Mitte eines Kreises gestellt; zu beiden Seiten stehen die Parteien. Der Priester spricht ein Gebet und die Angeklagten werden einzeln aufgefordert, ihre Hände mit ausgespreiteten Fingern über die Schüssel zu halten, während ein

Häuptling oder Priester seinen Blick fest auf das Wasser gerichtet hält. Man glaubt, wenn die angeklagte Person schuldig ist, fange das Wasser an sich zu bewegen. Klagen werden ohne Verzug entschieden und die Gerechtigkeit nimmt schnell ihren Gang. Der Missionär Ellis befand sich bei Karaimoku, als ein armes Weib vor ihm erschien und sich über den Häuptling ihres Bezirkes beklagte, der mehrere Tage lang das fließende Wasser auf seinem Felde zurückbehalten hatte, während die Kartoffeln und Taro ihres Gartens vor Dürre zu Grunde gingen. Nachdem Karaimoku einige Fragen gestellt hatte, rief er Kaiakoiri, einen seiner Günstlinge und sagte: „Geh mit diesem Weibe; und wenn der Häuptling das Wasser gedämmt hat, so öffne die Kanäle und laß es unverzüglich ihr Feld überströmen.“ Der Häuptling gürtete sofort seinen Maro um, und machte sich mit dem Weibe nach dem Bezirke auf den Weg, wo sie ansässig war. Es gibt keine Anwälte bei ihren öffentlichen Gerichten; Jeder vertritt seine Sache selbst, indem er gewöhnlich mit gekreuzten Beinen vor dem Richter sitzt. Die Missionäre erstaunten oft nicht wenig über den Scharfsinn und die Gewandtheit, mit der die streitenden Theile ihre Sache verfochten.

Nationalversammlungen sind auf den Sandwichinseln nicht gebräuchlich; auch hat das gemeine Volk keine Stimme bei den öffentlichen Angelegenheiten. Doch unternimmt der König, der übrigens für seine Handlungen Niemand Rechenschaft zu geben braucht, selten etwas, ohne einige vertraute Häuptlinge um Rath zu fragen. Bei wichtigeren Angelegenheiten werden auch die Gouverneure und vornehmsten Häuptlinge der verschiedenen Inseln zu einer berathenden Versammlung berufen, die jedoch sehr geheim gehalten wird, so daß das Volk selten etwas von den Resultaten derselben erfährt, als bis diese durch des Königs Herolde oder Boten in den Inseln verkündet werden. Der König sendet seine Befehle unmittelbar an den Gouverneur, oder den vornehmsten Häuptling des Bezirkes. Früher richtete der Herold seine Botschaft mündlich aus, gegenwärtig überbringt er sie in Schreiben. Das Amt eines königlichen Boten, wie das eines Heroldes, ist erblich, und wird für höchst ehrenvoll gehalten, da dergleichen Leute das Vertrauen des Königs und der Häuptlinge besitzen mußten.

Das hier geschilderte Regierungssystem auf den Sandwichinseln — sey es nun aus dem Lande mit eingewandert, woher die ersten Ansiedler stammten, oder in einer späteren Periode von kriegerischen Häuptlingen gegründet worden — zeigt in seinem entschieden monarchischen Charakter, und seiner feudalartigen Verfassung mit erblichen Würden und Aemtern eine soziale Ausbildung, die sich schon weit über den Zustand barbarischer Nationen erhoben hat, und zu dem Schlusse berechtigt, daß dieselbe schon viele Generationen vorher diese Stufe erreicht haben mußte. Abgesehen von dem Alterthume dieser Staatsverfassung muß übrigens zugegeben werden, daß sie wenig auf die öffentliche Wohlfahrt berechnet ist. Nur selten wird von den Beherrschern auf das Wohl oder Wehe der Unterthanen Rücksicht genommen; man hat sich gewöhnt, diese bloß als eine Sache zu betrachten, die zum Nutzen des Häuptlings geschaffen ist, und die durch die Berührungen mit den Ausländern erwachten Bedürfnisse, so wie die gesteigerte Begierde nach Besitz, trugen keineswegs dazu bei, das Loos der niederen Stände zu verbessern. Die Industrie hat sich keiner Aufmunterung zu erfreuen, und selbst Leute von höheren Anlagen und strebenderem Geiste werden, von dem Anbau eines größeren Landstriches, als ihre Bedürfnisse erfordern, durch die Furcht abgeschreckt, hiedurch sich der Raubgier habsüchtiger oder armer Häuptlinge auszusetzen. Nichts kann den wahren Vortheilen der Häuptlinge, so wie der Civilisation und dem Glücke des Volkes hinderlicher seyn, als die tiefe Erniedrigung des letztern, die Unsicherheit des Pachtbesitzes und des Eigenthumes, die Erpressungen der Häuptlinge und die Beschränkungen des Handels mit den fremden Schiffen. So finden wir auf fern entlegenen Inseln ein Regierungssystem mit allen Gebrechen und nachtheiligen Folgen wieder, wie es jahrhundertelang auf Europa lastete, und zum Theil noch mit eisernem Drucke auf dem geistigen Aufschwunge der Nationen lastet. Es möchte vielleicht nichts geben, was für absolute Regierungen von Gottes Gnaden, so wenig schmeichelhaft wäre als ihr gleichzeitiges Bestehen, und ihre sprechende Aehnlichkeit mit dem barbarischen Königthum der Sandwichinseln. Aber selbst nach diesen glücklichen Inseln, die sich der überall aus der Welt vertriebene Feudaldespotismus als letzte Zufluchtsstätte aufgespart zu haben scheint, hat das Licht des Jahrhunderts seinen Weg gefunden. Die Fortschritte, die dort die Civilisation macht, lassen sogar hoffen, daß die Sandwichinsulaner nicht so lange, als manche Staaten von Europa brauchen werden, ihre Versäumniß nachzuholen.

Ueber die Veränderung des Klima's.

(Aus The Life of Bishop Heber.)

Die Aehnlichkeit des Don's mit dem Nil ist schon von mehreren Schriftstellern besprochen worden; daß jedoch die großen Flächen, wohin das fruchtbarmachende Wasser des erstern nicht bringen kann, bis jetzt noch nicht zu einer Wüste gleich der thebaischen wurden, muß der Verschiedenheit des Breitegrads und den wohlthätigen Wirkungen eines vier Monate lang anhaltenden Schnees zugeschrieben werden. Diese Strenge des Klima's steht mit den lockenden Berichten, die Katharina II., in der Hoffnung Ansiedler herbeizuziehen, verbreiten ließ, so sehr im Widerspruch, und weicht von einer Temperatur, wie man sie doch unter 46° Breite, also parallel mit Lyon und Genf vermuthen sollte, so sehr ab, daß, obgleich schon die Alten Dieß berichten, dennoch die meisten der neuern Beobachter nur erst sehr spät die Wahrheit dieser Bemerkung zugestanden. Selbst von Jenen, die sonst gegen die Autorität der alten Dichter und Geschichtschreiber die größte Achtung hegen, nahmen Viele an, daß diese Eigenthümlichkeit schon längst nicht mehr bestehe, und leiteten aus dieser angeblichen Verschiedenheit zwischen dem frühern und dem jetzigen Klima von Scythien einen Beweis ab, daß durch Ausrottung von Wäldern, Ableiten von Sümpfen und durch größere Verbreitung des Ackerbaus, nicht nur die Temperatur gewisser Distrikte, sondern sogar der ganzen Erde sich gemildert habe. Ob solche Veränderungen des Bodens hinreichend sind, so große Wirkungen hervorzubringen, was wohl zu bezweifeln seyn möchte, ist bei der vorliegenden Frage überflüssig zu untersuchen, da in Scythien ähnliche Umgestaltungen noch nicht vorgenommen wurden, und noch keine merkbare Verbesserung des Klima's eingetreten ist. Das Land befindet sich größtentheils noch immer in dem wilden Zustand, den schon Herodot und Strabo schilderten, und alle am Euxinus liegenden Gegenden haben jedes Jahr ihren strengen Winter, von dem die Bewohner Englands, obgleich unter einem höhern Breitegrad, kaum einen Begriff haben. Daß auf den Boden geschüttetes Wasser friert; daß der Boden im Winter nur da weich wird, wo man ein Feuer anzündet; daß kupferne Kessel springen, wenn die in ihnen enthaltene Flüssigkeit gefriert; daß Esel, die bekanntlich gegen die Kälte sehr empfindlich sind, hier weder wild, noch als Hausthiere gefunden werden, sind Umstände, die dem gegenwärtigen Scythien nach eben so eigen sind, als dem von Herodot und Strabo beschriebenen. *) Die Autorität

*) Herod. Melpom. 28 Strabo. L. VII.

des letztern ist ebenfalls nicht zu bezweifeln, wenn er erzählt, daß der Bosporus zuweilen so fest zufror, daß zwischen Panticapäum und Phanagoria eine gebahnte und kothige Straße war, oder daß einer der Heerführer des Mithridates hier während des Winters mit seiner Kavallerie einen Sieg erfocht, wo im vorhergegangenen Sommer seine Flotte siegreich gewesen war. In der Nachbarschaft der letztern Stadt, von den Russen jetzt Tmutaracan genannt, wurde eine slavonische Inschrift entdeckt, die sich auf eine Messung dieser Straße über das Eis auf Befehl des russischen Fürsten Gleb im Jahr 1068 bezieht. Solche Ereignisse müssen jedoch, der starken Strömung wegen, zu allen Zeiten sehr selten gewesen seyn. Den besten Nachrichten zufolge, die ich mir hierüber verschaffen konnte, bleibt doch gewöhnlich, obgleich die Fahrstraße so voll Eis ist, daß die Schifffahrt gehemmt ist, eine freie Passage für die ungefrorne Strömung. Ueber den Hafen von Phanagoria können indeß Schlitten ohne Gefahr gehen, und ein russischer Offizier versicherte mich, daß er auf der andern Seite der Krim über die Mündung der Flüsse Bug und Dnieper von Otschakoff nach Kinburn im Schlitten gefahren sey. Allein nicht nur die Straßen und Mündungen, sondern das ganze asowsche Meer friert jährlich im November (!) zu und ist selten früher als im April schiffbar. Gefischt wird auf dem See während des Winters in Löchern, die man in das Eis haut, und dann die großen Netze mittelst langer Stangen von einer Oeffnung zur andern fortzieht. Diese Verfahrungsweise hat wahrscheinlich Veranlassung zu Strabo's übertriebener Beschreibung gegeben, der von Fischen so groß als Delphine (er meinte wahrscheinlich den Beluga) spricht, die mit Spaten aus dem Eis gegraben wurden. Diese merkwürdige Strenge des Klima's der nördlichen Ufer des Euxinus kann dazu dienen, Das was wir in alten Klassikern über die östlichen und südlichen Ufer lesen, gehörig zu würdigen; denn obschon man annehmen kann, daß Ovid die Drangsale seiner Verbannung übertrieben hat, und daß Tertullian bei dem düstern Gemälde, das er vom Pontus entwirft, von afrikanischen und religiösen Vorurtheilen befangen war, so kann man etwas Aehnliches doch nicht von Strabo vermuthen, wenn er Homers Unkenntniß von Paphlagonien damit entschuldigt, „daß diese Gegend wegen ihres strengen Klima's unzugänglich sey.“ Dieses Phänomen zu erklären, ist weit schwieriger, als seine Existenz zu beweisen, und diese Schwierigkeit wird um so größer, wenn man einige der Theorien, durch die man klimatische Probleme zu lösen pflegt, auf den hier besprochenen Fall anwenden will. An Höhe über der Meeresfläche, die, wenn sie beträchtlich, wie bekannt, eine unzweifelhafte Ursache der Kälte ist, übertreffen die Flächen der europäischen Tatarei die von England nicht. Wälder, deren Ausrottung in vielen Gegenden für ein Mittel gehalten wird, die Kälte zu vermindern, haben hier nie existirt, und wenn schon die Gewohnheit verdorrtes Gras abzubrennen, die seit vielen Jahrhunderten das einzige Geheimniß der scythischen Landwirthschaft war, auf den großen Weiden des Landes eine bedeutende Menge Salpeter absetzen mag, so kann man doch mit Gibbon nicht wohl annehmen, daß diese Ursache hinreichend sey, einen so schneidenden Wind oder eine so unveränderliche Strenge des Winters zu erzeugen. Es muß indeß bemerkt werden (und diese Bemerkung, obgleich sie die Frage nicht löst, kann doch vielleicht dazu dienen, die Aufmerksamkeit auf die richtige Spur zu leiten), daß das Klima von Scythien nur im Vergleich mit den westlicher gelegenen Gegenden von Europa auffallend ist, und daß auf beiden großen Continenten östlich, längs den Parallelen der Breite, ein merkbares und gleichförmiges Steigen der Kälte bemerkbar ist. Wien ist kälter als Paris; Astrachan kälter als Wien; und auf Choka, einer Insel des stillen Oceans unter gleichem Breitegrade mit Paris oder Astrachan, fanden die russischen Weltumsegler im Jahre 1805 einen längern und strengern Winter, als er gewöhnlich in Archangel zu seyn pflegt. In Amerika ist derselbe auffallende klimatische Unterschied zwischen Nutka und Hudsonsbai bemerkbar, und selbst bei den geringen klimatischen Abstufungen, die die Ausdehnung Englands zuläßt, ist die Kälte in Lancashire doch gewöhnlich minder streng als im östlichen Theil von Yorkshire. Wenn so die südlichen Distrikte des europäischen Rußlands einem strengern Winter ausgesetzt sind, als die von Frankreich oder Deutschland, so erfreuen sie sich dagegen eines fruchtbarern Klima's als die Ufer des Ural und Amur; denn die Natur vertheilt ihre Gaben über einen zu großen Raum, und zu gleichmäßig, als daß man das Mehr oder Minder aus lokalen oder temporären Ursachen erklären könnte.

Vermischte Nachrichten.

Einem unlängst zu Paris von Herrn Baron von Rothschild gegebenen Balle wohnten der Herzog von Orleans, die fremden Gesandten und ihre Frauen, und andere Männer von hohem Range bei. Unglücklicher Weise offenbarte sich bald, daß die Unpopularität Ludwig Philipps auch gewissermaßen sein Sohn mit entgelten mußte, und selbst Gäste eines Herrn Barons von Rothschild — wer sollte es glauben? — konnten sich illoyaler Anwandlungen nicht erwehren. Ein junger Mann von Stande hatte eine Dame seiner Bekanntschaft um die nächste Galopade gebeten; sie schlug es ihm ab, da sie bereits von dem Herzog von Orleans engagirt sey, wie sie sagte. Der in seinen Hoffnungen getäuschte Tänzer trat zurück und gesellte sich mit trübseligem Gesicht zu einigen andern Herrn, deren Einer ihn fragte, warum er nicht tanze? — „Es ist nicht mein Schuld, war die Antwort, ich wollte mit einer Dame diese Galopade tanzen, allein sie sagte, sie sey von dem „Grand-Poulot“ bereits engagirt.“ Da seine Freunde bei diesen Worten verlegen einander ansahen, ohne eine Erwiderung finden zu können, so merkte der junge Murrkopf wohl, daß die Macht einer unheimlichen Nähe hier im Spiele seyn müsse. Er drehte sich um und bemerkte den Herzog von Orleans, der Alles gehört haben mußte; denn seine Blicke schossen Feuer und Flammen, während seine Adjutanten bemüht waren, die Aufmerksamkeit Sr. Hoheit anderswohin zu lenken. Bekanntlich wird der Herzog von Orleans auf Karrikaturen, in Zeitungen und im scherzhaften Gespräche mit dem Namen „Grand Poulot“ — was ungefähr gleichbedeutend ist mit: bausbackigem Kirchenengel — bezeichnet, und der junge Mann glaubte einer derben Lektion nicht entgehen zu können. Am folgenden Morgen erschienen auch wirklich zwei Adjutanten des Herzogs bei ihm, um ihn zu fragen, ob er sich noch erinnere, was er gestern Abends geäußert habe. — „Ich gestehe, erwiderte er, daß ich den Herzog Grand Poulot genannt habe, sind Sie gekommen, deßhalb Genugthuung zu verlangen?“ — „Nein, wir wollen die Sache nicht so weit treiben, allein zugestehen müssen Sie doch selbst, daß diese Aeußerung ungeziemlich war.“ — „O, wenn Sie die Sache in Güte ausgleichen wollen, so gebe ich zu, daß ich Unrecht hatte und versichere Sie, daß ich die Nähe des Prinzen nicht wußte.“ — Mit dieser Erklärung zufrieden, entfernten sich die Adjutanten des Herzogs. Einige Tage später war Ball bei der Gemahlin des österreichischen Gesandten, Gräfin Appony, dem auch der Herzog von Orleans beiwohnte. Der erst erzählte Vorfall schien den Stoff der allgemeinen Unterhaltung zu bilden, und vorzüglich besprachen sich die Damen die Sache mit aller Weitläufigkeit, die eine so wichtige Staatsaktion erfordert. Die fatalen Worte „Grand Poulot“ zischelten und wisperten im ganzen Saale, und es schien zuletzt, daß die Damen übereingekommen waren, mit dem Grand Poulot nicht zu tanzen. Wenigstens verließ der unglückliche Herzog von Orleans bald darauf den Saal, nachdem er, wie man sagt, mehrere Körbe erhalten hatte.

*

Die Aufmerksamkeit der pariser Aerzte ist neuerdings durch eine Erfindung des Hrn. Le Molt erregt worden, dem es gelungen ein Instrument zu verfertigen, das er „elektrische Bürste“ (Brosse Electrique) nennt, und womit er sich in Stand gesetzt sieht, das elektrische Fluidum auf kranke Theile des Körpers überströmen zu lassen, und zwar in solcher Fülle, und zugleich so allmählich und ohne die mindeste Erschütterung oder Funkenausspritzung, daß die Wirkungen dieses neuen therapeutischen Apparates in paralytischen, rheumatischen und nervösen Leiden, in Atonie, Hypochondrie u. s. w. alle Erwartungen übertreffen sollen.

*

In Buenos Ayres und Monte Video bedienen sich die Barbiere statt des ledernen Streichriemens eines vegetabilischen, nämlich des Zweiges eines Monokotyledons, der nach dem Laufe seiner Fasern gespalten wird, und den Messern eine vortreffliche Schärfe gibt. Man bezieht es aus Rio Janeiro, wo es als der Zweig der Pita bekannt ist, unter welchem Namen zu Buenos Ayres die amerikanische Aloe (Agave americana) verstanden wird.

*

Die Zahl der Geburten in Kopenhagen belief sich vom 21 Dezember 1850 bis zum 21 Dezember 1851 auf 5627, die der Verstorbenen auf 5678; Ehen wurden geschlossen 912.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 47. 16 Februar 1832.

Erinnerungen aus Spanien.

4. Die Hochzeit in der Capilla.

Man hatte mir alle Hoffnung genommen; weder Begnadigung noch Umwandlung der Strafe blieb zu erwarten. Allerdings hätte ich den Schauplatz so großen Elendes, dem mein unfruchtbares Mitleid keinen Trost bringen konnte, eher meiden als aufsuchen sollen. Allein ich muß es gestehen, eine seltsame Unruhe, eine gewisse grausame Neugier trieb mich wieder in die Capilla. Ich traf den Bruder im Vorgemache. Er erzählte mir, was während meiner Abwesenheit vorgefallen. Guzman hatte endlich eingewilligt, einige Speise zu nehmen. Hierauf etwas ruhiger geworden, zeigte er große Ergebung und Andacht. Ohne Widerrede willigte er ein, dem Pater Antonio — so hieß der Kapuziner — zu beichten; da er aber in der Beichte bekannt hatte, daß er mit einem Mädchen in unerlaubter Verbindung lebe, so drang der Pater in ihn, diese Sünde durch eine Heirath mit Mariquita gut zu machen. Guzman, weit entfernt, sich diesem Verlangen zu widersetzen, schien vielmehr freudenvoll einzuwilligen, indem er erklärte, wenn Mariquita gleichfalls wolle, so würde ihm Dieß den einzigen Trost gewähren, den er noch im Leben hoffen könne. „Der Beichtvater," fügte Bruder Pedro hinzu, „theilte uns den Wunsch seines Beichtkindes mit, und da Gefahr auf Verzug stand, so trafen wir eilig alle Anstalten zu diesem Werke der Sühne. Zwei unserer Brüder und der Pfarrer von Santa Cruz suchten das Mädchen auf und beredeten sie ihre Einwilligung zu geben. Morgen Mittag wird die Vermählung vor sich gehen. Alles ist bereit und Sie, der Sie den jungen Menschen kennen und Antheil an seinem Schicksal zu nehmen scheinen, können sein Zeuge werden und ihrerseits zur Versöhnung zweier Seelen mit Gott beitragen."

Bruder Pedro sprach mit einer so eindringlichen Ueberredungsgabe der Frömmigkeit, daß er alle meine Anstände beseitigte. Gab doch diese seltsame Cerimonie zwei armen Liebenden wenigstens Gelegenheit, sich das letzte Lebewohl zu sagen. Ich erklärte dem Bruder, daß ich entschlossen sey, seinem Wunsche zu entsprechen.

So sah ich mir denn mit einem Male in diesem schrecklichen Drama, dem ich zufällig als Zuschauer beiwohnte, eine Rolle übertragen. Mittwochs um eilf Uhr Vormittags fand ich mich in der Capilla ein. „Der junge Mensch," so erzählte mir Bruder Pedro, hatte sich die ganze Nacht in der höchsten Aufregung befunden, und noch litt er sehr an dem Anfall jenes hitzigen Fiebers, von dem alle Verurtheilten in der Capilla am Abend des ersten Tages ergriffen werden, und das mit heftiger Erschütterung des ganzen Organismus bis zur Mitte des zweiten Tages fortwährend zunimmt, dann aber unmerklich verschwindet und einer großen Niedergeschlagenheit weicht, die endlich am dritten Tage in eine völlige Entkräftung übergeht. Dieses Fieber, das von den Gefängnißärzten oft beobachtet wurde, zeigte unveränderlich dieselben Uebergänge und denselben Verlauf. Man könnte es das Capilla-Fieber nennen; es ist ein Fieber, das zuverlässig nur zwei Tage dauert, der Tod heilt es am dritten auf ewig.

Ich trat in die zweite Kapelle. Der Altar war bereits in Ordnung gebracht, und noch zwei Kerzen waren für die Messe angezündet. Guzman mit heißen Augen, das Gesicht roth und aufgetrieben, saß neben Pater Antonio, der leise mit ihm sprach. Zerstreut und fieberhaft aufgeregt, schien der Verurtheilte ihn kaum zu hören. Der junge Mensch nickte mir zu, als er mich sah, und ein trauriges Lächeln von unbeschreiblicher Sanftheit überflog sein Gesicht. Es schien mir zu sagen: ich weiß warum Du kommst und danke Dir. — Bald darauf trat Mariquita ein, auf den Arm des Bruder Pedro gestützt. Sobald sie ihren Pepe erblickte, stürzte sie sich zu seinen Füßen, umklammerte seine Kniee und küßte seine Hände und seine Fesseln. Der junge Mensch hob sie auf und schloß sie in seine Arme. Sie wollten sprechen, allein unter Schluchzen versagte ihnen die Stimme. Sie konnten sich bloß krampfhaft umschlungen halten. Man ließ sie gewähren und einige Augenblicke auf Alles vergessen.

Bald darauf trat der Pfarrer von Santa Cruz ein. Man trennte die beiden Liebenden. Willenlos fügten sie sich fortan in Alles, was man von ihnen verlangte. Man ließ sie ihre Thränen trocknen und neben einander vor dem Altare niederknien. Auch wir knieten nieder: Pedro, ein anderer Bruder und ich, mit dem Rücken gegen das Bette zugekehrt, hinter Jose und Mariquita, deren Zeugen wir vorstellten. Der Pfarrer las die Messe, wobei einer der Bruderschaft ministrirte. Als er nach der Communion gegen uns gewendet sich zu den unglücklichen Brautleuten herabneigte und ihnen das Abendmahl reichte, sah ich eine Thräne über seine Wange rollen und in das Ciborium fallen, das er in der Hand hielt. Gewiß, diese Thräne der Liebe verdiente nicht in den Staub eines Gefängnißes zu fallen, als köstlicher Diamant sollte sie in das

47

heilige Gold gefaßt werden. Noch ein Augenblick glücklicher Vergessenheit schien den Brautleuten zu lächeln. Als der Priester sie fragte, ob sie in ihre Vereinigung willigten, als er die Worte der Einsegnung aussprach und ihre Hände ineinander fügte, waren ihre Stimmen, die das: Ja aussprachen, klar und ruhig; ihre Gesichter gegen einander gewendet, leuchteten von innerer Heiterkeit. In diesem Augenblicke schlug die Glocke von Santa Cruz zwölf Uhr, und der Chor der Gefangenen ließ wieder seinen traurigen Gesang hören:

„Gnadenreiche Jungfrau, erbarme Dich unseres Bruders, der zum Tode geht und bitte für ihn bei Deinem geliebten Sohn.“ Ein Donnerschlag hätte den süßen Traum einer augenblicklichen Selbsttäuschung der beiden Menschen nicht schrecklicher verscheuchen können. Mariquita sank ohnmächtig zu Boden. Man benützte ihre Bewußtlosigkeit, sie hinaus zu tragen. Guzman sank auf das Bette und verhüllte sich das Gesicht. Ich verließ das Gefängniß tief erschüttert: wie im Traume wandelte ich dahin, eine Wolke schwebte vor meinen Augen; ich wußte nicht wohin mich meine Füße trugen. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich auf der Puerta del Sol. Aus der unterirdischen Nacht der Capilla stand ich plötzlich unter dem Getümmel einer wogenden Menge, in hellem Sonnenschein. Gruppen von Menschen standen hier und dort. Man plauderte, rauchte, lachte. Soldaten an der „Casa de Postes“ (Hotel der Posten) sangen und spielten Guitarre. Der helle freundliche Tag widerte mich an. Ich floh nach Hause und verschloß mich den übrigen Tag in meinem einsamsten Gemache.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

5. Mariana. — Die Calhombolas. — Besuch bei den Coroatos-Indianern. — Indianisches Kirchenfest in St. João Baptista.

(Fortsetzung.)

Ehe wir uns von den Indianern entfernten, wollten wir ihnen mit einigen Geschenken Freude machen; wir vertheilten daher an die Männer Messer, an die Weiber und Kinder Glasperlen und Bänder, welche sie aber ohne irgend ein Zeichen von Dank oder Freude annahmen; jedoch erregte ein kleines Brennglas, welches ich bei mir hatte, und womit ich meine Cigarre anzündete, ihre Aufmerksamkeit; sie schienen nicht abgeneigt, es für eine Zauberei zu halten, und der Anführer nahm es mir ohne Umstände aus der Hand, betastete und betrachtete es nach allen Seiten, bis es mir gelang, ihn mit seiner Wirkung etwas bekannt zu machen. Als er nach vielen Versuchen das Brennglas so zu halten wußte, daß der Sonnenstrahl darin aufgefangen, und auf einen Gegenstand geleitet, diesen allmählich entzündete, äußerte er Freude und Verwunderung, rief seine Freunde herbei, und erklärte ihnen mit wichtiger Miene die ihm unbegreifliche Wirkung dieses Geräthes, worauf ihm die meisten den Arm oder den nackten Leib hinhielten, und sich sämmtlich brennen ließen. Sobald einer die Wirkung der Sonnenstrahlen spürte, machte er einen Sprung auf die Seite, und drückte durch seine Gebärden Furcht und Verwunderung aus. Auch die Weiber kamen herbei, und ließen sich in ihre kurzen Unterröckchen Löcher brennen. Als ich das Brennglas zurückforderte, sprang der Anführer in seine Wohnung und erschien sogleich wieder mit Bogen, Pfeilen und seiner Hängmatte, um mir diese als Tausch anzubieten; ich überließ ihm für die letztere mein Brennglas, und bin überzeugt, daß er es für einen Klumpen Gold nicht mehr vertauschen würde. Dann überließen wir die Indianer ihrem Feste, und schickten uns an, nach João Baptista zurückzukehren, da unser Führer betheuerte, daß wenn wir sämmtliche Niederlassungen der Coroatos, deren hundertundfünfzig seyn sollen, besuchen wollten, wir allenthalben dasselbe Bild ihres uncivilisirten, noch gänzlich verwilderten Zustandes erhalten würden.

Die Erzählung des ergrauten Bewohners der Urwälder von den verschiedenen Volksstämmen der Ureinwohner Brasiliens, unter welchen er so viele Jahre gelebt hatte, war uns daher eben so lehrreich, als wenn wir wenige Augenblicke unter ihnen zugebracht hätten. Wir hatten das Mittel, seine Zunge zu lösen, an der Seite, und wendeten es so an, daß ihre Geläufigkeit nicht durch zu häufigen Gebrauch gelähmt wurde. Was ich daher von den wilden Volksstämmen, die gegenwärtig noch die Provinz Minas bewohnen, erzähle, ist nur eine Wiederholung des Berichtes des Senhor Antonio, und stimmt, wenn auch weniger ausführlich, mit den Berichten der meisten Reisenden in Brasilien überein.

Unter den wilden Nationen, welche den Brasilianern in der Provinz Minas Geraes bekannt sind, zeichnen sich nur mehr zwei durch ihre Anzahl und ihre kriegerischen Eigenschaften aus; diese sind die Puris und die Botocudos. Die Uebrigen, als die Paraibas, welche links den Ufern des Rio-Parciba wohnen, die Corobos ihre Nachbarn, die Coroatos, welche sich am Rio-Xipoto aufhalten, dann weiter nach Norden die Patachos, Maconis, Penhames und die Menhans sind kleine Völkerstämme, welche größtentheils bestimmte Gegenden bewohnen, sich der Regierung unterworfen haben, und indem diese sich ihrer indischen Vasallen häufig bedient, um die feindlich gesinnten Stämme der Indier zu bekriegen, sind sie durch Krankheiten und den immerwährenden Krieg so zusammen geschmolzen, daß die meisten dieser einst mächtigen Nationen jetzt nur mehr aus einigen hundert Köpfen bestehen. Auch die Puris fangen an, des ewigen Krieges und der Verfolgung müde zu werden, und wenn die Regierung Männer unter sie schickt, welche die vortrefflichen Eigenschaften des würdigen Kapitäns Marlier besitzen, so werden auch diese sich allmählich unterwerfen, wozu bereits der Anfang gemacht wurde. Die Botocudos scheinen allein noch ihre Unabhängigkeit behaupten zu wollen, wenigstens waren die militärischen Unternehmungen, welche mit großen Kosten gegen sie ausgerüstet wurden, bisher von geringem Erfolge, und dienten nur dazu, sie noch mehr gegen ihre Feinde zu erbittern.

Nach der Angabe der Portugiesen soll diese Nation, welche zwischen dem Rio-Doce und dem Rio-Jequetinhonha wohnt, über zwölf tausend Köpfe zählen. Obwohl sie das allgemeine Abzeichen, nämlich ein rundes Holz, dem Spunde eines Fasses ähnlich, in der Unterlippe tragen, welches auf portugiesisch Botoque heißt, so sondern sie sich doch in mehrere Volksstämme ab, die von den Reisenden verschiedenartig benannt werden, und von welchen viele

zur Annäherung und zum Frieden mit den weißen Einwohnern geneigt, und keine Menschenfresser sind. Der Hauptstamm ist jedoch dieser unmenschlichen Sitte ergeben, und zeichnet sich durch Grausamkeit und unversöhnlichen Haß gegen seine Unterdrücker aus. Die Botocudos zerstörten alle Pflanzungen, welche die Portugiesen in der Nähe des Landstriches, den sie als ihr Eigenthum ansprechen, anlegen wollten, und tödteten schonungslos, wer ihnen in den Wäldern oder auf ihren Streifzügen begegnete. Die Regierung beschloß daher, diese hartnäckigen Feinde zu unterwerfen, errichtete sechs Divisionen Soldaten, jede von hundert Mann, befahl, sie anzugreifen, und mit der Verfolgung nicht eher nachzulassen, als bis sich diese Barbaren unter das sanfte Joch der Gesetze schmiegen würden. Die Botocudos hatten jedoch an ihren eigenen Landsleuten zu traurige Beispiele, um nicht einzusehen, daß es besser sey, als freie Männer in ihren Wäldern zu leben, als unter dem sanften Joche der Gesetze die Sklaven ihrer Unterdrücker zu werden. Der Kampf gegen sie dauert bereits zweiundzwanzig Jahre, kostet der Regierung 2,200,000 Crusados, und noch ist es ihr nicht gelungen, die Botocudos auch nur eine Quadratmeile zurück zu drängen; das äußerst fruchtbare Land in ihrer Nähe kann noch immer nicht mit Sicherheit bewohnt werden, und jeder Versuch, sie durch sanfte Mittel zu Freunden zu gewinnen, wird an der Erinnerung der unerhörten Grausamkeit scheitern, welche sich die portugiesische Soldateska gegen die Unglücklichen erlaubt; Erinnerungen, die in dem Gedächtnisse des rachgierigen Wilden ewig fortleben, und ihn mit unauslöschlichem Hasse gegen seine Feinde erfüllen. Man begnügte sich nicht, die unglücklichen Wilden allenthalben, wo man sie antraf, nieder zu schießen, sondern bediente sich der schändlichsten Mittel, sie in ihren Wohnungen zu überfallen und schonungslos zu ermorden. Sie wurden unter den Betheuerungen der Freundschaft angelockt, und, während man ihnen zu essen gab, grausam ermordet; man hing Kleidungen von Blatterkranken in den Waldungen auf, welche von den Indianern gefunden und angezogen wurden, und die ihnen das zerstörende Gift mittheilten, von welchem Unzählige hinweggerafft wurden. Daß sie nach solchen Handlungen Gleiches mit Gleichem vergelten, wird Niemand befremden, und es gibt vielleicht kein anderes Mittel, die anwohnenden Pflanzer vor ihren Ueberfällen zu sichern, als die Militärabtheilungen von der Gränze ihres Gebietes zurück zu ziehen, alle Angriffe auf sie zu unterlassen und ihnen nur dann Widerstand zu leisten, wenn sie in beträchtlicher Anzahl aus ihren Wäldern hervor zu brechen suchen. Würde man diesem Systeme einige Jahre treu bleiben, so wären die Botocudos vielleicht geneigter, Friedensvorschläge anzunehmen, und wenn man sie mit dem sanften Joche der Gesetze verschonte, ihre Nachbarn gleichfalls mit ihren räuberischen Besuchen zu verschonen.

Man hatte bisher fast gar keine Gelegenheit, sich mit ihren Sitten und Gebräuchen bekannt zu machen; man weiß nur, daß es wohlgebildete, kräftige Menschen sind, deren Gesichtsbildung, ohne des fürchterlichen Schmuckes, mit dem sie sich entstellen, angenehmer wäre, als die der meisten übrigen Völkerstämme. Sie sind alle von mittlerer Größe, untersetzt, breitschulterig und von ungemeiner Körperkraft; ihre Kriegskunst besteht in der getreuen Nachahmung der Jagd; wie das Wild, so beschleichen sie ihre Feinde, und bedienen sich keiner andern Waffe, als ihres sieben Fuß langen Bogens, und ihrer fünf Fuß langen Pfeile, die sie rasch nach einander auf geringe Entfernung, und mit der größten Sicherheit abschießen; sie haben Anführer, die sich mehr durch Klugheit in der Anordnung des Gefechtes, als durch Tapferkeit auszeichnen, und welche man nie daran Antheil nehmen sah. Nach einigen unzuverlässigen Angaben sollen sie von einem mächtigen Caziken beherrscht werden. Man bemerkte, daß sie das Fleisch der Neger dem der Weißen vorziehen; das Blut der Getödteten scheint ihnen besonders angenehm zu seyn; war die Anzahl der Erschlagenen so groß, daß sie nicht alle aufzehren konnten, so schneiden sie ihnen die Waden und das Inwendige der Hände aus, und nehmen dieses mit sich fort.

Mit den Sitten und Gebräuchen der übrigen indianischen Völkerstämme ist man besser bekannt. Sie sind sich im Allgemeinen ähnlich, und indem man hier über jene der Coroatos- und Coropos-Indier berichtet, entwirft man eine Schilderung, welche den früher genannten Volksstämmen mit geringer Abweichung angepaßt werden kann. Diejenigen, welche allein von der Jagd leben, haben keine bestimmte Wohnung, sie errichten in wildreichen Gegenden Hütten, machen Feuer auf, und legen sich während der Dauer der Nacht in die warme Asche; vermindert sich das Wild, so suchen sie eine andere Stelle auf. Volksstämme, welche sich mit den Brasilianern befreunden, leben in festen Wohnplätzen, richten Hütten auf, die an einer Seite offen sind, und pflanzen um sie her etwas Mais, Caras (eine Art Kartoffel), Bohnen, Tabak und Pisang. Bei der ihnen angebornen Gefräßigkeit lassen sie diese selten reif werden; sind ihre Lebensmittel aufgezehrt, so gehen sie zu ihren Nachbarn und fordern ohne Umstände zu essen. Es ist wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie jemals gute Landbauer werden, da sie über jede Beschreibung arbeitscheu und dem Kriege und der Jagd leidenschaftlich ergeben sind. Man könnte sie vielleicht mit der Zeit zu guten Hülfstruppen abrichten, da sie sich unter der Anführung der Weißen stets tapfer zeigen, jedes Ungemach spielend ertragen, und sich in den undurchdringlichen Wäldern mit einer Gewandtheit fortbewegen, welche der civilisirte Mensch nie erreichen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Erinnerungen aus Warschau und Nachträge zu den Memoiren über Polen von Harro Harring. Nürnberg 1831.

(Fortsetzung.)

Die Art, wie man in russischen Kasernen die Kunst einübt, wird Jedermann ergötzlich vorkommen, der nicht das Unglück hat, die musikalische Schule in Warschau durchmachen zu müssen.

„Die Rekruten werden an das Regiment abgegeben und in Gegenwart des Generals u. A. zum besondern Dienste vertheilt. Die Kittelfronte steht da, und es wird abgezählt: Eins, zwei, drei u. s. w., und etwa den ersten Sechsen mit Kreide auf den Rücken geschrieben:

„Trubatsch“ (Trompeter).

„Der Rekrut fühlt die Kreidestriche auf dem Rücken und fragt seinen Nebenmann ganz leise: „Trompeter? Trompeter? was ist das? Trompeter?“ — denn er kommt tief aus dem Innern des Landes und hat das Wort noch kaum in seinem Leben je gehört. Aber der Nebenmann darf in der Fronte nicht viel reden, und die sechs neuen Trompeter werden in den Stab geführt, in das Lokal der Hauptwache, und bekommen ein Instru-

ment, um — den Ton zu gewinnen. Nun fangen sie an und blasen den ganzen Tag die furchtbarsten Melodien, die je in der Tonkunst wütheten, bis der Instruktor sich ihrer annimmt, das heißt, ihnen die Noten einprügeln, und sie so lange prügelt oder prügeln läßt, bis sie vortreten können zum Mitwirken im Trompeterkorps, welches wenigstens täglich Einmal vor dem General blasen muß.

„Der General besucht die Kasernen oder den Stab des Regiments in der Regel täglich drei- bis viermal, bald zu Pferde, bald in der Droske u. s. w., und selten verläßt er die Barriere, ohne ein Quantum Hiebe diktirt zu haben. Dieß klingt barbarisch; aber man bedenke, was sich ein General auf Belvedere gefallen lassen muß, und der Umstand, daß der Gemeine nur durch Hiebe gerühret werden kann, und durchaus keine Spur von derjenigen Empfindung verräth, welche wir Ehrgefühl nennen, entschuldigt obiges Verfahren zum Theil. Der Wachtsoldat ohne Waffen gibt ein Zeichen; die Schildwache zieht an der Glocke (das Herausrufen in andern Ländern) und der wachthabende Junker ordnet seine Fronte bis ins Kleinlichste und kommandirt fein: „Sabli — won!“ (Säbel — h'raus!) lange vorher, ehe die Epaulets des Kommenden heranrücken. Alle Geistesgegenwart, auf einen einzigen Punkt konzentrirt, läßt er nun präsentiren, und empfängt den General, der mit zornsprühendem Blicke die Fronte mustert, wie den blanken Junker. Er entdeckt die allerkleinste Unrichtigkeit, eine Säbelkuppel sinkt etwa um einen Strohhalm breit unter dem „Paß“ hervor, und — er wird wüthend. Alle russischen Nationalflüche entdonnern den zuckenden Lippen des Generals, der nun auf den Junker loszieht. *) „Daß Dich zehn Millionen Teufel in die Hölle bringen! Was ist das für eine Fronte! Wie kannst Du Dich unterstehen, mir die Wache so vortreten zu lassen! Alle zehn Millionen Teufel in Deine verfluchten Rekrutenseelen! — Ich lasse Dich degradiren auf fünfundzwanzig Jahre, Dich nach Ssibirien schicken auf Zeitlebens! — Du sollst Gemeiner bleiben in Ewigkeit, und hundert Jahre in der Fronte dienen im letzten Infanterieregiment! Dann sollst Du zurück — zurück zu mir hieher auf die Hauptwache, und als Kutscher mich auf und ab fahren in nowi Swiat und den Stall kehren vor meinen Augen! Alle zehn Millionen Teufel, ist das eine Fronte aus dem Leibgarde-Uhlanenregiment! — Marsch, in Arrest.“

„Der Rittmeister du Jour ist mittlerweile herbeigeeilt und hört noch den Schluß des Sermons, beordert sofort einen andern Junker zur Hauptwache, und nun schreitet der General zu den Trompetern, die sich während dessen versammelt haben und schon einzelne Töne von sich geben. Der Stabstrompeter horcht dem Befehle, wenn nicht etwa der Divisions-Kapellmeister, Oberst von Haase, zugegen, der dann die Ordre des Generals vollzieht. Die Kerle stehen um ihre Pulte und müssen blasen „nach Noten“ — im eigentlichen Sinne des Worts. Der General versteht keine Note. — Das ist eine Selbstfolge; aber er gibt sich das Ansehen, als verstände er mehr von der Musik als der Kapellmeister, und Das ist wieder eine Selbstfolge; denn der General Markow ist General, der Kapellmeister ist nur Klassenoffizier und führt keine Epaulettes. — Die Scene mit dem Junker, oder sonst ein Vorfall, hat den General zur Desperation entrüstet, wenn er nicht schon entrüstet vom Hause weggefahren. Er sucht einen Gegenstand, seinen Muth zu kühlen, und mitten im besten Allegro aus dem „Don Juan“ oder aus dem „Bauer als Millionär“ ruft er: „Halt! halt!! falsch! falsch!!“ Irgend ein Trompeter, den just der Blick des Musikkenners trifft, muß austreten und gepeitscht werden, während die Andern weitee blasen und aus Angst aus dem Takt kommen, worauf der Kapellmeister Verweise gibt, in welche dee General bekräftigend einstimmt; und die Trompetenstunde schließt mit einer „generellen“ Prügelei, auf die schon jeder Einzelne des Korps gefaßt war, als er bei der Ankunft des Generals zum Instrumente griff.

„Ist diese Musikprobe vorüber, geht der General gewöhnlich in das Pferdelazareth des Stabs, läßt den Roßjunker du Jour rapportiren, donnert ihn an, wenn seine Chapke nicht tief genug sitzt, **) und nimmt grosen Antheil an dem Zustande der — kranken Pferde, denn der Verlust derselben kostet ihm sein baares Geld. Die Kranheit oder der Tod eines Menschen ist ihm gleichgültiger; es ist die Sache der Krone, und ein Rekrut ersetzt den Verlust ohne Kosten des Regiments. Raschen Schrittes eilt der General aus dem Lazareth etwa noch in irgend einen Eskadronsstall, oder durch alle vier, und selten, höchst selten wird diese Tour zurückgelegt, ohne Verhaftung eines Junkers oder Aufzählung einiger Hunderte auf die Kreuzbreiten der Gemeinen. Endlich findet sich nichts mehr zu arretiren und nichts mehr durchzuprügeln, und der General verläßt die Barrieren und rollt oder trabt von dannen, und verschwindet dem aufathmenden Regiment im Schatten einer Allee.

*) Wörtliche Predigt des Generals Markow an einen Junker Flatow der zweiten Eskadron.

**) Wie solches einst beim Verfasser der Fall war.

„Der General Markow besuchte auf solche Weise einst sein Regiment, um es am folgenden Tage dem Divisionsgeneral vorzuführen. Aufmerksamer als je beobachtete er die Trompeter, während so eben die Posaunenzieher ihre Tiefen ausholten. Das gefiel ihm unendlich. Er trat zu ihnen und befahl: „Paßt auf! wenn ich morgen mit dem Divisionsgeneral in Eure Nähe komme, dann macht es wie jetzt, streckt den Arm aus, so lange Ihr könnt, und schiebt den Messingdarm auf und nieder, wie jetzt, so rasch und weit es immer möglich.“ „Slusch‘u, Gospodin *) Generalmajor!“ (Ich gehorche u. s. w.) rief jeder Posaunist, und, des höhern Beifalls gewiß, erwartete der General die glänzende Wirkung dieses außerordentlichen Manövers.

„Die Besichtigung fand statt, und die Generale blieben zufällig unweit der Posaunen stehen, als die zarten Klapptrompeten ihr Adagio durchführten. Ein wüthender Blick des Generals traf die Posaunenmänner, die auf ihre Noten schauten, die Pause zählten, ohne sich zu rühren. Der General knirschte vor Wuth und Grimm, und kaum war er vor seinem Regimente allein, als er die immer bereitliegenden Ruthen zu bringen befahl und den Posaunisten ihr befehlwidriges Betragen vorwarf. Eine Sylbe der Erwiderung hätte sie nach Ssibirien schaffen können. Sie schwiegen, wie sich das von selbst versteht, und starrten ins Blaue hinein, ohne zu begreifen, wie sie gefehlt.

„Fünfhundert!“ — die gewöhnliche Ruthendosis,“ kommandirte der Chef, als der Kapellmeister (der kraft seines Ranges allenfalls ein leises, aber sehr bescheidenes Wörtchen reden durfte) dazu trat und dem General die Sache begreiflich machen wollte, indem er erklärte, daß die Posaunisten strenge ihre Pflicht beobachtet, da sie nach Vorschrift der Noten, schweigen mußten, so lange die Pause — „Was Pflicht! was Vorschrift! was Pause!“ wüthete der General Markow. „Es gibt nur Eine Pflicht, mir zu gehorchen! — Vorschrift gebe ich, nur ich allein! — und Pausen? — was Pausen!“ hier donnerte er den unübersetzbaren Nationalfluch und fügte mit Nachdruck hinzu:

„Im russischen Dienste gibts keine Pausen!‘

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausdehnung der Erdbeben.

Ueber die ungeheure Ausdehnung des Erdbebens vom 16 November 1827 enthält das „Edinburgh new Philosophical Journal“ folgende Bemerkung: „Am 16 November 1827 wurde es zu Santa Fé de Bogota in Columbien, und an demselben Tage auch zu Ochotsk in Ssibirien gespürt. Zwar wird das erwähnte Erdbeben in Ssibirien auf den 17 November angezeigt, allein der geographischen Lage zufolge ist es derselbe Tag, wie zu Santa Fé de Bogota. Es ist bemerkenswerth, daß die Richtung des Erdbebens in Columbien Südost nach Nordost war, und daß diese Richtung nach Ssibirien hinweist. Nicht weniger merkwürdig ist es, daß die Linie von Columbien nach Ssibirien die vorzüglichsten vulkanischen Gegenden von Mexico berührt und mit dem Hauptzweige der amerikanischen Gebirge parallel läuft. Man kann Dieß als einen Beweis betrachten, daß sich die Wirkung der Erdbeben in geradliniger Richtung fortpflanzt, nach dem Striche der Gebirgsketten oder den Schichtenlagern und Felsen. Zugleich erhält man hiedurch einen wichtigen Fingerzeig, wie tief der Prozeß, der die Erdbeben verursacht, in dem Organismus der Erde begründet seyn muß.

*) „Herr.“ Spr. Chospodin.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 48. 17 Februar 1832.

Die Kleingewerbe von Paris.

(Fortsetzung.)

Die Kleingewerbe sind für den Pariser, der nicht reich ist, die Vorsehung, die für seine täglichen Bedürfnisse sorgt. Das Kleingewerbe schützt ihn vor Langweile und Verzweiflung, und läßt ihn an allen Genüssen des Reichthums Theil nehmen; es gibt ihm die Mittel an die Hand, alle seine Wünsche zu befriedigen. Den Kleingewerben verdankt der Pariser Wohlseyn und Wohnung, Bediente und Wagen, denn die Kleingewerbe halten für jeden Pariser einen Wagen mit zwei oder drei Pferden in Bereitschaft, um auf den ersten Wink mit ihrem Gebieter Paris in allen Richtungen zu durchfliegen. Für ihn hat der Conducteur der Omnibus seine Livree angezogen, für ihn mit Sorgfalt Zahl und Farbe der Pferde ausgesucht. Wenn man so den Pariser mit wichtigem Gesicht auf elastischen Polstern ausgestreckt, auf sein Rohr mit elfenbeinernem Knopf gestützt sieht, so wird man uns auf's Wort glauben, daß er seinen Nachbar, den ehemaligen Marquis, der um ein Mal fahren zu können, erst einen Wagen kaufen, einen Kutscher miethen, Heu und Stallknechte bezahlen muß, und dennoch oft genug in einem Fiaker zu fahren sich gezwungen sieht, um nichts zu beneiden braucht.

Zu Paris gibt es, Dank den kleinen Gewerben, kein Ding, das nicht zwei Preise — zwei äußerste Preise — einen höchsten und einen niedrigsten hätte; es gibt darin kein Justemilieu, obwohl oft der höchste und niedrigste Preis einerlei sind. So verkauft man Wildpret auf dem Boulevart-Neuf, und bei Madame Chevet; so spielt man Roulette im ganz vergoldeten „Salon des Princes“ — in dieser prachtvollen Gruft, die schon so manchen Unglücklichen mit Leib und Gut verschlungen hat — aber man spielt auch Roulette auf dem Pont-Neuf. Wer möchte sagen, daß man weniger Vergnügen habe auf einem Balle der Chaussée d'Antin, als auf dem der Courtille? Was für einen Unterschied findet man, die Kokette in Band und Seide zu überwinden, oder die schwarzäugige Grisette mit diebisch flüchtigem Fuß zu verfolgen — die Grisette, das eigentliche Geschöpf von Paris, die halbaufgeschlossene Blume seines Blumenkorbes, die Zierde seiner Gärten und prachtvollen Magazine, die Poesie des Studenten, ein liebenswürdiges Ding, das nicht Laster und nicht Tugend ist. Auch die Grisette gehört zu den kleinen Gewerben; auch sie, fröhlich, munter, sorgenlos, ist für den Pariser gemacht, und er allein im Stande, sie zu begreifen. Für den Pariser ist Laster oder Tugend, Schmerz oder Vergnügen, Liebe oder Reue stets und überall eine und dieselbe Sache.

Aber nicht bloß für des Leibes Nothdurft und für die Bedürfnisse des Luxus, die auch eine Nothwendigkeit geworden sind, sorgen die Kleingewerbe; sie bemühen sich, den launenhaftesten Grillen des menschlichen Herzens und Geistes zu genügen — Einfällen, die man sonst gewöhnlich nur an den Reichen und Mächtigen wahrnimmt — Launen, die sich in andern Ländern nur die reichen Leute erlauben, und die sich der Pariser in dem seinigen erlaubt, ohne irgend einen andern Grund dafür zu haben, als weil es ihm eben so beliebt, weil er weiß was er will, weil er nur eine gewisse Zeit zu leben hat, und weil er ein Pariser von Paris ist. Catharine z. B. will an Jean-Jean schreiben, der zu Chartres ist, Catharine kann aber nicht schreiben; gut, Catharine wird dennoch den wohlgefertigtsten, empfindsamsten Brief, ohne den leisesten Schreibfehler, auf parfümirtem Velinpapier mit Siegelwachs und Wappenpettschaft verschlossen, nach Chartres schicken. Der Sergentmajor wird, wenn Jean-Jean den Brief erhält, alles Ernstes fragen, ob dieser Brief nicht wohl gar von Jean von Sévigné geschrieben sey? Oder gesetzt, man hat einen Oheim, er ist Mitglied der philotechnischen Gesellschaft, er liebt die Verse; für fünfzehn Sous und mit einem Tage Vorausbestellung wird man ein Gedicht haben, das ausdrücklich für den Namenstag dieses würdigen Oheims abgefaßt ist, worin sein Name vorkommen, worin dieser Name sich mit allen folgenden Versen reimen wird, wenn man noch fünf Sous zulegt. Weiß man wohl, daß es ein Theater zu Paris gibt, am Gitter des Luxemburg, wo ein Marquis um zwölf Franken ein Vaudeville mit allen dazu gehörigen Couplets verfertigt? Ein Melodram wird an diesem Ort mit fünfundzwanzig Franken bezahlt, und das Stück: Napoleon betitelt, erhielt gar vierzig! Es gibt Leute, die Einem ein Viertel von dem Melodram des Ambigutheaters verkaufen werden. Man wird es kaum glauben, wie viele Schriftsteller auf dem Quai aux Volailles wohnen, die einen Band Romane für ein Billet von fünfzig Franken schreiben. Zwar wechseln sie um fünfzehn Prozent dieß Billet an ihren Buchhändler aus; allein wenn das Werk gedruckt ist, findet sich am Ende doch, daß der Buchhändler nicht viel gewonnen hat.

Eine ganze Familie wohnt zu ebener Erde in einem ungesunden Quartier. Schwerlich dürfte Jemand auf den ersten Blick an

ihnen errathen, was für ein Gewerbe sie treiben. Zu bestimmten Stunden gehen Alle aus; sie leben und sehen ihre Nachbarn über die Schultern an; man sieht sie nur spät in der Nacht nach Hause kommen, Uebungen, Studien, Schwenkungen vornehmen. Wenn das Familienoberhaupt ausgeht, nimmt er seine ganze Hausgenossenschaft mit sich, das Kind in der Wiege selbst nicht ausgenommen; nur sein alter Vater und eine kranke Mutter bleiben daheim; manchmal schließen sich der Gesellschaft selbst der Pudel Azor und die Elster Margot an. Gewiß, es ist eine Zigeunerfamilie! Fehlgeschossen: Dieser Familienvater ist Statist auf einem Theater; sein ganzes Leben hat er auf der Bühne zugebracht, ohne jemals ein Wort über seine Lippen zu bringen, ohne je als handelnde Person aufzutreten. Auch an ihm haben alle Wechselfälle der dramatischen Kunst ihre Tücke geübt. Als noch die Römer auf der Bühne herrschten, holte er sich als Römer in der Toga und im Purpurmantel einen Fluß am rechten Arm, weil er ihn entblößt haben mußte. Die Zauber- und Feenstücke der Opera comique haben ihm rheumatisches Hüftweh auf der linken Seite eingetragen, die er bloß mit einer rosenrothen und himmelblauen Gazeschürze bekleiden durfte; auch die Einführung von Schiller's Räubern auf der französischen Bühne hat ihm ein Denkzeichen zurückgelassen. Die verwünschten Spitzbuben der böhmischen Wälder setzten ihm übel zu; beinahe hätte Einer ihm an einem Abende mit einem hölzernen Säbel den Kopf gespalten, ein andermal bekam er eine Ladung Schießpulver in's Gesicht. Dann kamen die Ungeheuer, die Teufel, die höllischen Feuerabgründe auf die Bretter, und er mußte sich roth und schwarz übersudeln lassen, Schlangen um das Haupt wickeln, über Hals und Kopf sich in einen Schlund stürzen. Endlich da die Wirklichkeit auf den „Brettern, die die Welt bedeuten," immer täuschender und wirklicher nachgeahmt wurde, ließ man den Statisten zu Pferde steigen und auf Dächern herumklettern mit der Gefahr sich Arme und Beine zu brechen, man bedeckte ihn mit scheußlichen Geschwüren, man brandmarkte ihn, man gab ihm die Knute, dem unglücklichen Statisten — zuletzt, da aller Fortschritte der dramatischen Kunst ungeachtet, das Haus leer und leerer wurde, zwickte man ihm an seiner Löhnung ab, man zwang ihn Roth und Weiß und Waden sich selbst anzuschaffen — Sachen, die er früher alle umsonst erhalten hatte. Der gedrückte Statist mußte also auf andere Auswege denken; er fing an, sich in tausenderlei Gestalten zu vervielfältigen; er schleppte Weib und Kinder auf die Bühne, nahm Bruder und Schwester zu Hülfe; kleidete seinen alten Vater als Senator, Dogen oder Pair von Frankreich; seine alte Mutter mußte Rollen in den Dramen der Revolution und des Kaiserreiches übernehmen — kurz Alles was bei dem ehrlichen Manne nicht niet- und nagelfest war, wurde ins dramatische Gebiet hinübergezogen. Diese Elster, die man an seinem Fenster hängen sieht, spielt ihre Rolle in der Gazza ladra; dieser Pudel, den man neben ihm herlaufen sieht, rührte in der Rolle von Aubry's Hund bis zu Thränen.

Ein kleines Gewerbe, wie es je eines gab, besteht auch darin, Couplets zu verfertigen und ein Schauspiel in Stücke zu reißen, um daraus ein Vaudeville zu machen. Wenn endlich das unglückliche Geschöpf mit unsäglichen Qualen zur Welt gebracht ist, und aufgeführt werden soll, dann sich noch vor armen Teufeln, die ein noch kleineres Gewerbe treiben, als der Verfasser, auf die Knie zu werfen — in der That ein höchst beschwerliches Gewerbe! — Der Tag der Aufführung ist gekommen. Bei dem Weinwirth im Eckhause sind alle Kunstkenner des Parterres versammelt; man deutet ihnen an, wo gelacht, wo geweint werden; in welchem Augenblick auf ein Haar der Enthusiasmus ausbrechen soll. Es ist mir kein kleineres Gewerbe als dieses bekannt; ausgenommen das von solchen Schriftstellern.

Es ereignet sich nicht selten, daß die Gewerbe den Titel wechseln, das kleine Gewerbe wird ein großes, und das große ist zu einem kleinen herabgesunken. Was für ein Mann war ehedem der Großjägermeister, der Großalmosenier, der Ceremonienmeister! Welch ein großes Gewerbe treibt heute Herr Fumade, der Verkäufer phosphorischer Feuerzeuge, und Herr Hunt, der Stiefelwichsfabrikant! Der ehrgeizige Decotteur schmückt jetzt sein Magazin mit Spiegeln und Kupferstichen aus. In einer Straße des Marais steht auf großer Tafel mit ellenlangen Buchstaben zu lesen: „Dutocq fils, successeur de son père, fabricant de sacs en papier." — Ein kleines Gewerbe besteht auch darin, an dem Ausgange der Schauspielhäuser den Wagenschlag zu öffnen; ein kleines Gewerbe ist auch das Stimmen des Klaviers. Der arme Teufel tritt mit dem Stimmhammer in den Salon, er öffnet das von Sonaten zermarterte Instrument, er schlägt eine Saite um die andere hundertmal an, bis er die Akkorde zusammengeschraubt hat. Ist er endlich mit seiner Arbeit fertig, so überläßt er sich zitternd vor Freude — der arme Kerl von Künstler besitzt nämlich kein Instrument — dem Genusse, ein wenig zu spielen. Endlich kommt der Kammerdiener herein, und man reißt den Meister Stimmhammer mitten aus den Tonwellen, auf denen seine entzückte Phantasie sich schaukelte, um ihn zu verabschieden; er wird etwas besser bezahlt als der Zimmerwichser, das ist der ganze Unterschied, den man zwischen beiden macht.

(Schluß folgt.)

Abenteuer zweier mährischer Brüder.

(Schluß.)

Am fünfzehnten Tag war das Wetter noch immer stürmisch, und die Eskimos schienen zuweilen ganz muthlos zu werden; indeß haben sie die herrliche Eigenschaft, schlafen zu können so oft es ihnen beliebt, und so schlafen sie bei Gelegenheit Tag und Nacht vier und zwanzig Stunden hinter einander. Gegen Abend heiterte sich der Himmel auf, und die Hoffnung ward neu belebt. Markus und Joel gingen abermals auf die Spähe und kamen mit der Nachricht zurück, daß das Eis schon ziemlich fest und bald zur Fahrt geeignet sey. Die armen Hunde hatten schon vier Tage gefastet, da jedoch Aussichten zu baldiger Abreise waren, so bewilligten die Missionäre jedem einige Stück Zwieback. Die Temperatur der Luft war plötzlich milde geworden und dieß war eine neue Quelle der Betrübniß für die Reisenden, deren Ausdünstung und Athem das Dach der Schneehütte nach und nach schmelzte, so daß alle Gegenstände einer beständigen Feuchtigkeit ausgesetzt waren. Dem Bericht der Missionäre zufolge, war diese Beschwerde die empfindlichste von allen,

die sie zu bestehen hatten, denn jeder Faden ihrer Kleidung war durchnäßt, keine trockene Stelle war zu finden, wo sie sich niederlegen konnten.

Am Morgen des sechszehnten Tags heiterte sich der Himmel auf, aber der Wind trieb Wolken des feinsten Schnees herbei. Joel und Kassigiak entschlossen sich ihre Reise nach Okkak über Nuasornak fortzusetzen, und reisten ungeachtet des Windes und Schnees, der ihnen ins Gesicht schlug, ab. Markus konnte sich nicht entschließen weiter gegen Norden vorzudringen, weil, seiner Meinung nach, die Gewalt des Sturms das Eis an der Küste von Tikkerasuk so sehr angehäuft haben mußte, daß es unmöglich war ans Ufer zu kommen; indeß glaubte er, daß man sich noch mit Sicherheit nach Süden wenden könnte, indem man den Berg Kiglapeit umgehe. Die Missionäre versuchten ihn zu bereden, Joel und Kassigiak zu folgen, allein er war unbeweglich, und sie wagten nicht auf ihrem Verlangen zu bestehen, weil ihnen die Oertlichkeiten nicht hinlänglich bekannt waren. Es war indeß hohe Zeit etwas zu wagen, um an einen bewohnten Ort zu kommen. Nach mancherlei Versuchen ging Turner mit Markus abermals aus, um das Eis zu untersuchen, und da beide überzeugt zu seyn glaubten, daß es fest genug sey, so entschlossen sie sich endlich, dem Schutz Gottes vertrauend, nach Nain zurückzukehren.

Am siebzehnten Tag trat stärkerer Wind mit Platzregen ein, dennoch reisten sie um zehn Uhr Morgens ab. Markus lief dem Schlitten voraus, um den Kiglapeit herum, um guten Weg zu suchen, und um ein Uhr Nachmittags waren sie mit Gottes Hülfe aus aller Gefahr und erreichten die Bai. Hier fanden sie einen guten Weg auf ebenem Eis, hielten eine Mahlzeit von dem Rest ihres Vorraths und nahmen etwas Kaffee. So gestärkt setzten sie ihren Weg ohne anzuhalten bis Nain fort, wo sie um Mitternacht anlangten. Die Brüder zu Nain waren über ihre Rückkehr höchst erfreut, denn die Berichte jener Eskimos die den Missionären begegnet, und deren dunkle Warnungen verschmäht worden waren, hatten die lebhaftesten Besorgnisse erregt. Ein Eskimo, dessen Frau für den Bruder Samuel Liebisch irgend ein Kleidungsstück verfertigt hatte, ging zur Frau des letztern, um den Arbeitslohn zu fordern. „Warte nur," sagte Frau Liebisch, „bis mein Mann zurückkommt, dann wird er seine Rechnung berichtigen." „Samuel und William werden nicht mehr wiederkehren," antwortete der Eskimo. „Wie? warum? wie kannst Du das sagen?" Nach kurzem Ueberlegen erwiderte der Eskimo mit dumpfer Stimme: „Samuel und William sind nicht mehr; ihre Knochen sind zerschellt und liegen im Bauch des Haifisches begraben." Die erschrockene Frau Liebisch rief ihre Familie zusammen, und man fragte den Eskimo aus dessen Antworten jedoch immer gleich dunkel und unzuverlässig blieben. Er schien fest überzeugt, daß man die Reisenden zu Nain nie wieder sehen werde, und daß sie unmöglich einem solchen Sturm entrinnen konnten. Man kann leicht denken, wie innig die Familie der Brüder Gott für deren Rettung dankte. Auch in Nain hatte der Sturm gewüthet, obschon mit geringerer Heftigkeit als an einer Küste, die durch keine Insel geschützt ist. Alle versammelten sich am folgenden Morgen, um Gott für eine so wunderbare Rettung zu danken.

Blick auf die Stadt und die Geschichte des Reichs Algier. *)

Wer, bevor er noch eine Hauptstadt der Barbareskenstaaten sah, Aleppo, Alexandrien oder Cadiz gesehen hat, verliert viel; denn allmähliche Uebergänge schwächen den Eindruck, den ein neuer und ungewohnter Anblick hervorbringt. Aber für Den, der noch nie bis unter den dreiundvierzigsten Grad südlicher Breite kam, als um sich zu Toulon einzuschiffen; für Den, dessen Auge an die Schieferdächer von Paris, an die deutschen Giebel, an die abhängigen Hohlziegeldächer der mittägigen und der Provinzen des Centrums in Frankreich, an die prismatischen und überhohen Thürme, an die verschnörkelten Schornsteine und Rauchfänge; mit Einem Worte, Jedem, der an den schwarzen, rothen und metallischen Ton der Landschaften kalter und feuchter Länder gewöhnt ist, wird die weiße, regelmäßige Krystallisation der Häuser in Algier einen eben so neuen als überraschenden Anblick gewähren.

Krystallisation ist fürwahr das rechte Wort, denn Algier sieht aus, wie eine unermeßliche Salzscheibe am Abhange eines Felsen, an dem die Wogen des Meeres sich brechen. Jedes Haus bildet einen regelmäßigen Würfel, wie die Krystalle des Stein- und Seesalzes; und glaubt man vielleicht, daß der Glanz fehle, so darf man die Terrassen von Algier nur im vollen Sonnenlichte und ohne grüne Brillen betrachten, so wird man sich bald eben so geblendet fühlen, als von Sonnenstrahlen, die von einem Spiegel zurückgeworfen werden. Wie in einer Salzscheibe berühren sich auch hier die Krystalle; die Straßen von Algier sind so eng und die obern Etagen der Häuser springen so weit über die Straßen vor, daß beide Häuserreihen oben sich fast zu berühren scheinen, und so sind die meisten Straßen eigentlich nichts als gewölbte Gänge, deren Wölbung durch die hart an einander fortlaufenden und überhängenden Häuser gebildet wird. Ein Verliebter könnte, wenn er sich mit einigen Ellen Stricken versieht, ganz sicher von irgend einem Punkte der Stadt bis zu einem andern auf den Terrassen fortgehen. Den Beweis hievon liefern die Katzen, die jede Nacht nur mit Hülfe ihrer Krallen und ihrer Gewandtheit ihre Geliebten auf ähnlichen Wegen besuchen, ohne Stricke nöthig zu haben. So zieht ein Weibchen oft einige hundert Anbeter nach einem Hause, und die Franzosen, die für diese Thiere und ihre Liebschaften nicht die Achtung haben, wie die Jünger Mohammeds, waren oft genöthigt, ihnen nächtliche Gefechte zu liefern, um vor diesen unangenehmen Scharwaris Ruhe zu haben.

Sobald jedoch die Sonne hinter Budjerah hinabsinkt, gewinnt der blendende Kalk, mit dem alle Häuser übertüncht sind, ein angenehmes Weiß; der Blick streift ruhig an den Terrassen herab bis auf den Azur der Bai, und wenn der grünliche Schimmer, der diesem Azur von dem benachbarten Boden mitgetheilt wird, einen Augenblick an den Ganges erinnert, so wird man fast versucht, nach der großen Pagode von Benares sich umzusehen, so sehr ähneln diese weißen Stufenreihen der großen vom heiligen Flusse bespülten ungeheuern Außentreppe jenes Meisterstücks hindu'scher Baukunst.

Sieht man genauer hin, so wird man gewahr, daß die geraden Linien an einigen Stellen ausbauchen; Dieß sind die Kuppeln von einigen und zwanzig Moscheen. Die Krümmung ihres Profils ist von besonderer Eigenheit: eine solche Kuppel ist weder eine auf einem Thurme ruhende Kugel wie die des Kremlin zu Moskau, noch eine von einem Cylinder ausgehende und in einen Cylinder endende Halbkugel, wie man an alten Domen und neuen Gebäuden dieser Art sieht. Ein englischer Dichter hat die Thürme gothischer Kirchen einem erhobenen Finger verglichen, der auf Schweigen deute. Ich möchte eine algiersche Moschee einer auf dem Rücken liegenden Mutter vergleichen, die eine Brust entblößt, um ihrem Säuglinge die reine Milch des Glaubens zu reichen; die Kurve der Kuppel dünn am Gipfel und voll am Grund gleicht sehr einem horizontal liegenden weiblichen Busen. Diese Kuppel bildet das obere Ende der Moschee und entspricht ungefähr dem Chor in einer christlichen Kirche, so wie die innere Eintheilung ebenfalls mit der einer gothischen Kirche übereinstimmt: Ein großes Mittelschiff, zwei Seitenschiffe und mehrere kleine durch Säulen-

*) Aus dem Werke: „Aly le Renard, ou la conquête d'Alger," von Herrn Eusebe de Salle, Dolmetscher des Generalquartiermeisterstabes der afrikanischen Armee.

gänge mit vielfach ausgezackten Bogen getrennt. Auch die Rippen der gothischen Gewölbe sieht man hier, spitz in den Bogen, mehr gerundet im Gewölbe des Schiffes und niedergedrückt im Innern der Kuppel. Der Thurm oder Minaret, der sich immer an der Seite der Moschee wie ein junger Zweig aus einem alten Stamme erhebt, hat selten die Höhe der Kuppel.

Etwas Grün drängt sich zuweilen zwischen ihnen durch, und dieß sind die Feigen- oder Palmbäume im Garten des Imams oder des Kollegiums der Moschee. Ein solcher Luxus ist jedoch selten; nicht etwa als ob es in Algier an Boden gebräche, sondern weil ein Garten königlichen Ueberfluß ankündigt. Die Privathäuser des Deys sind damit geziert, und nur der Regierungspalast, die Kasaba, hat das Vorrecht, mit einigen dunkeln Cypressen, Platanen oder Sycomoren bepflanzt zu seyn. Endlich haben Eifersucht und Furcht, die bei allen muselmännischen Bauten den Vorsitz führen, berechnet, daß man in einem Garten dem Lauschen der Nachbarn ausgesetzt ist. Wundern muß man sich, daß bei Anlegung der Terrassen nicht daran gedacht wurde, daß man hier ebenfalls gesehen wird; denn sie sind die eigentlichen öffentlichen Promenaden, die Salons der Männer und Frauen, und bei warmen Nächten sogar die Schlafgemächer. Allein der Algierer antwortet, daß man bei Nacht nicht gesehen werde, und daß Der, der am Tage über die Mauer seiner Terrasse blicke, eine Unziemlichkeit begehe, für die er ihn mit einem Flintenschusse bestrafen könne.

Der Privatmann, der weder Imam noch Pascha ist, und Schatten und etwas Grün um sich haben will, ist darauf beschränkt, Erde auf seine Terrasse führen zu lassen und einige Weinstöcke hineinzusetzen, die er über ein Gitterhäuschen emporranken läßt, oder längs seiner Mauer hinzieht, gleich den Kapuzinerstöcken einer Pariser Mansarde. Einige Nachbarn von Babedjedid haben ihre Weinlaube mit dem grauen Laubwerke eines hundertjährigen Oelbaumes verschlungen. Dieser Baum in der Mitte eines Gäßchens, das von Babedjedid nach Castratines führt, muß schon damals sehr alt gewesen seyn, als dieses Quartier noch nicht von den Ringmauern Algiers umschlossen war. Algier blieb vor zwei Jahrhunderten auf derselben Stufe stehen; seit hundert Jahren war es im Verfalle. Jetzt noch einige Worte über die Schicksale, die diese Stadt vor jener Periode erfuhr.

Zur Zeit der Römer wird einer kleinen Stadt Namens Jcosium im cäsarischen Mauritanien gedacht, die den Nachweisungen des Ptolemäus, Pomponius Mela und Plinius zufolge an der Stelle lag, wo jetzt Algier steht. Als das Christenthum sich in Afrika ausbreitete, wurde das Bisthum Rusgunia errichtet, dessen Ruinen jetzt Tamedfus oder Matifu genannt werden; es war eines der vierhundert Bisthümer, die von ihren Bischöfen auf dem Konzilium zu Karthago vertreten wurden. Im fünften Jahrhundert wurde Mauritanien von den Vandalen verwüstet und später von Belisar wieder erobert. Durch lange Kriege geschwächt, wurde es zwei Jahrhunderte später durch die Statthalter der Ommiaden leicht unterworfen; hierauf machten die Araber, die sich hier niederließen, sich unabhängig, und mehrere Dynastien, durch Bürgerkriege erzeugt und wieder gestürzt, beherrschten und theilten dann das Land, und Dieß ist der Ursprung eines der kleinen Königreiche, von dem Algier die Hauptstadt wurde.

Ein arabischer Reisender, Edrisy, der eine geographische Beschreibung von Afrika hinterlassen hat, besuchte sie im zwölften Jahrhundert und beschreibt sie unter dem Namen Djezair Beni-Mezguna (die Insel der Kinder Mezguna's). Diese Beni-Mezguna's waren ein mächtiger Stamm, der die Ruinen von Jcosium erobert und wieder aufgebaut hatte. Leo Africanus, der sie im sechzehnten Jahrhundert besuchte, glaubte den Ursprung der Benennung: Inseln, in der Nachbarschaft der balearischen Inseln zu finden. D'Herbelot sieht in dem arabischen Worte Aljezair eine Verstümmelung der Julia Cäsarea, die er mit Unrecht an die Stelle des alten Jcosium setzt, da doch Julia Cäsarea (eine Stadt ersten Ranges mit einem guten Hafen und einem Cothon oder künstlichen Bassin von bewundernswerther Bauart, das ein Erdbeben ausfüllte, indem es die Stadt in dasselbe stürzte), zwanzig Stunden von da gegen Osten, an der Stelle lag, wo jetzt Cherschel steht. Der eigentliche Ursprung der Benennung: Aljezair, beruht auf zwei Inseln, die sich der Stadt Beni-Mezguna gegenüber befanden, und von denen der Kardinal Ximenes später die eine, Oran, in Besitz nahm und befestigte. Der Sultan von Algier und der Ebene von Metidja wünschte die Spanier von dort zu vertreiben, und da er keine Marine hatte, so wendete er sich an zwei Brüder, Eigenthümer und Führer einer Eskadre von Galeeren, deren Räubereien Schrecken unter den Christen verbreiteten; Dieß waren Orudsch und Kheir-Eddin, genannt der Barbarossa.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der unlängst zu Wien unter dem Namen Achmed Nadir Bey verhaftete und nach gegebener Aufklärung wieder entlassene Pole war der Sohn des polnischen Generals Malachowski. Die provisorische Regierung von Polen hatte ihn nach Konstantinopel geschickt, um die Pforte zu einer Kriegserklärung gegen Rußland zu bestimmen. Als man aber zu Konstantinopel die Nachricht von der gänzlichen Unterwerfung Polens erhielt, riethen ihm einige Freunde, die den Einfluß des russischen Gesandten bei der Pforte fürchteten, auf seine persönliche Sicherheit zu denken. Da Malachowski außerdem von mehreren Seiten her hörte, eine so wichtige Person wie er, von der man sichere Aufschlüsse über Frankreichs Theilnahme an der polnischen Insurrektion erwarten könne, dürfte vielleicht auf neutralem Gebiete nicht sicher seyn, so stellte sich Malachowski dem Seraskier Chosrew Mehemed Pascha vor und bat ihn um einen Paß, als türkischer Unterthan nach Frankreich zu reisen. Der Seraskier machte keine Schwierigkeit und bat den österreichischen Gesandten Herrn von Ottenfels um einen Paß für einen türkischen Obersten, Namens Achmed Nadir Bey, der Oesterreich und einige benachbarten Staaten zu bereisen gedenke, um dort die Militäreinrichtungen zu studiren. Herr von Ottenfels stellte den verlangten Paß aus, und Malachowski verließ in türkischer Kleidung Konstantinopel. Zu Belgrad angelangt, wurde er von dem Pascha zu Tische geladen, der bald bemerkte, daß er es mit keinem Türken zu thun habe. Da aber der Paß in Ordnung war, so stellte er der Weiterreise des Fremden zwar kein Hinderniß in den Weg, berichtete aber durch einen Kurier an Herrn von Ottenfels, was ihm aufgefallen war. Herr von Ottenfels besprach sich nun mit dem Seraskier, erhielt die gehörige Aufklärung und benachrichtigte dann seine Regierung von dem ganzen Hergange der Sache.

*

Briefe aus dem Hafen St. Peter und Paul in Kamtschatka vom 30 Junius v. J. berichten, daß Einwohner jeden Standes, Geistliche, Kaufleute und Offiziere gegen Ende des Jahres 1830 durch Subskription einen beträchtlichen Fonds für Einführung des Ackerbaues in Kamtschatka errichtet haben. Der Plan hiezu wurde der Regierung vorgelegt, und im letzten Frühling wurden die ersten Feldbauarbeiten begonnen. Am 30 April erschien der Gouverneur von Kamtschatka, begleitet von den Einwohnern von Peterpaulowski auf dem zum Anbau hergerichteten Felde, das ungefähr 10 Werste vom Hafen, am Ufer des Flusses Awatscha, bei Starol Ostrog liegt. Am ersten Mal wurde auf dem Felde ein Te Deum gesungen und die ersten Samenkörner in die Erde gelegt. Nach dem Gottesdienste hielt der Geistliche eine kurze Rede an die Versammlung, worin er auf den Nutzen und die Wichtigkeit des Unternehmens hinwies. In wenig Jahren vielleicht wird hier der Wanderer unter dem gastlichen Dache eines fleißigen Landmannes Aufnahme finden. (Literary Gazette.)

*

Die Güter des Herzogs von Wellington in Spanien liegen in dem untern Theil der Vega, zwei Meilen von Granada, und werfen jährlich 15,000 Dollars ab. Die Gülten werden nach einer festgesetzten Quantität, nicht nach Verhältniß der Ernte geliefert, was auch andere Gutsbesitzer nachzuahmen nicht versäumen. Der Herzog hat dreihundert Pächter, die wahrscheinlich sehr kleine Pachtungen inne haben, denn wenn man die Einkünfte des Herzogs von 15,000 Dollars mit dreihundert dividirt, so zahlt im Durchschnitt jeder Pächter daran fünfzig Dollars. Die Pächter auf den Gütern des Herzogs sind übrigens besser daran, als andere; sie zahlen keine Steuern und sind von den schweren Lasten befreit, die das übrige Land bedrücken. Der Herzog bezieht statt aller Abgaben ein für allemal sechs Prozent. (Inglis, Spanien im Jahr 1830.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 49. 18 Februar 1832.

Die Negervölker südlich vom Aequator.

Eine ethnographische Skizze des Herrn Douville. *)

Vor vier Jahren an der unwirthbaren Küste von Afrika gelandet, das bis jetzt durch eine finstere Politik nur portugiesischen Unterthanen geöffnet war, gab mir der Zufall die günstige Gelegenheit an die Hand, tiefer in's Innere dieses großen Kontinents einzudringen, und eine weite Länderstrecke mit Ausdauer und Fleiß zu durchforschen. Erst nachdem ich in jenen afrikanischen Gegenden einen Flächenraum von mehr als zwei tausend Stunden durchwandert hatte, und von der Küste von Kongo über vierhundert Stunden weit in gerader Linie vorgedrungen war — mehr als zweihundert Stunden über die Gränze hinaus, zu denen bis jetzt unsere geographischen Kenntnisse reichten — kehrte ich nach Europa zurück. Ein ausführlicher Bericht über diese Länder von Centralafrika, die unsere neuern Karten nur mit den Worten: „Unbekanntes Land" bezeichneten, und die älteren Geographen nicht anders als „Mono Emugi" oder „Micoco" zu benennen wußten, wird der Ethnographie so wie der Geographie interessante Materialien liefern. Während ich mit der Ausarbeitung desselben beschäftigt bin, will ich hier die Gelegenheit benützen, eine allgemeine Ansicht der von mir durchwanderten Gegenden vorzulegen.

Von der Küste von Kongo bis zu den Molnas, dem interessantesten der Völker, die ich in einer Entfernung von vier hundert Stunden vom atlantischen Ozean zu besuchen Gelegenheit hatte, bietet der afrikanische Boden überhaupt einen lachenden Anblick. Je mehr man sich von der Küste entfernt und gegen Osten vorrückt, desto mehr vermindert sich die Hitze und das Land erhebt sich unmerklich in übereinander aufsteigenden Terrassen. Anfangs gewahrt man nur vereinzelte kleine Berghöhen, bald aber lassen sich Hügelketten und selbst Gebirgsverzweigungen wahrnehmen, die in nordöstlicher Richtung gegen einen Hauptgebirgsstock, der den Namen Zambi trägt, fortlaufen. Von diesem majestätischen Gebirgsgipfel aus breiten sich fernhin in entgegengesetzter Richtung andere Berge aus, zwischen denen sich Thäler öffnen, die den Gewässern ihre Rinnsale vorzuschreiben scheinen. Einige dieser Gebirgsströme eilen dem indischen Meere zu, andere dem atlantischen Ozean. Der Zambi erhebt sich ungefähr 1100 Toisen über die umliegenden Gebirgsterrassen, und sein Gipfel hat über 2400 Toisen absolute Höhe. Ich befand mich auf demselben im Monat November des Jahres 1829, in der Zeit, wo die Hitze in jenen Gegenden sehr groß ist — und ich fror. Indem ich nach der Ebene hinabstieg, zeigte das Thermometer in der heißesten Stunde des Tages nur 20° Reaumur, und doch war ich nur einige Stunden vom Aequator entfernt. Eine so gelinde Temperatur beweist hinlänglich die beträchtliche Höhe dieses Plateaus.

Wenn man sich von der Küste unter dem zwölften Grad südlicher Breite entfernt, so bemerkt man, daß die Absenkung des Landes weit jäher ist, als in den mehr nordwärts gelegenen Gegenden; bei den Bihens, die nur 150 Stunden vom atlantischen Ozean entfernt sind, befindet man sich bereits 1100 Toisen über der Meeresfläche. Diese Ebene scheint nur eine Abstufung hoher Berge zu seyn, die man gegen Osten wahrnimmt, und in denen die zwei größten Flüsse dieser Gegend, der Kuango oder Zaire, und der Kuanza ihren Ursprung haben. Zahlreiche barometrische Messungen bewiesen mir, daß gegen diesen Punkt hin das Land zur größten Höhe aufsteigt. In den Gebirgen, die ich besuchte, erkannte ich mehrere erloschene Vulkane; ich fand sogar einen, der noch Flammen ausstößt, dessen Ausbrüche jedoch schon mehrere Jahrhunderte lang aufgehört zu haben scheinen. Da er nur in mäßiger Entfernung von der Küste gelegen ist, so wurde seine Existenz bereits von den ersten Reisenden wahrgenommen, die seiner in ihren Berichten über Kongo oberflächlich erwähnten. *) Nicht so ist es mit dem See Quiffua (Kuffua), der in einer Gegend liegt, wohin noch kein Europäer vorgedrungen. Dreihundert fünfundfünfzig Stunden von den Küsten entfernt, und von ungefähr fünfzig Meilen im Umfange, bietet er die nämlichen Erscheinungen wie der asphaltische See, oder das todte Meer. Dieses große Wasserbecken, rings von vulkanischen Bergen eingeschlossen, von denen unaufhörlich Erdharz herabquillt, ist mit einer Naphtharinde bedeckt; kein Fisch lebt in seinen Gewässern, kein Grün bekleidet die umliegenden Berg-

*) Von Douville's afrikanischen Reisen und Entdeckungen ist im Auslande vorigen Jahrganges S. 1077, 1082, 1085 und 1095 Nachricht gegeben. Die obenstehende Skizze wurde von Herrn Douville in der Generalversammlung der geographischen Gesellschaft vorgelesen. Anm. d. R.

*) Den umständlicheren Bericht von diesem Vulkan, Sambi genannt, so wie von dem See Quiffua, gaben diese Blätter S. 1077, 1082 und 1095 im vorigen Jahrgange. Anm. d. R.

wände. Keine Quelle läßt sich wahrnehmen, aus der dieser große See, dessen Ufer ich rings umreisete, Zufluß erhält, und doch entspringen aus ihm mehrere beträchtliche Flüsse, deren einige ihren Lauf gegen Osten, andere gegen Westen nehmen.

Die Bodenerzeugnisse dieser Gegenden sind reich und mannichfaltig. Die Wälder enthalten Farbhölzer, die Ebenen sind mit aromatischen Kräutern erfüllt. Kaffee, Pfeffer, Zuckerrohr, Indigo wachsen wild. Auf den höheren Gebirgsterrassen findet sich das Klima und die Vegetation der gemäßigten Zonen. Die Erde birgt in ihren Eingeweiden Kupfer-, Eisen- und Zink-Adern, und eine Menge anderer Metalle.

Werfen wir nun einen Blick auf die Bevölkerung dieser Gegenden; dieselbe besteht aus schwarzen, größtentheils häßlichen Menschen, von denen nur wenige anmuthig in's Auge fallen; so daß man nach unserer Gewohnheit zu sehen, sagen möchte, die Natur habe sich stiefmütterlich gegen sie benommen. In der Mitte eines fast ganz runden Gesichtes erhebt sich eine kleine platte Nase zwischen kleinen stechenden Augen. Der Mund ist groß und sehr weit gespalten; hervorstehende Backenknochen, dicke Lippen, wovon die obere weit von der Nase entfernt ist, lange Ohren und krause Haare vollenden diese ziemlich häßliche Physiognomie. Die Weiber haben überdieß sehr herabhängende Brüste, an denen sie unter dem Arm hindurch ihre Kinder, die sie auf dem Rücken tragen, säugen können. Wie die Hottentotinnen haben sie sehr dicke Hinterbacken. Da die Hitze außerordentlich heftig ist, so wird man sich nicht wundern, daß diese Neger, Männer und Weiber fast ganz nackt gehen.

Die abergläubischen Gebräuche dieser Völker verdienen die Aufmerksamkeit des Ethnographen; ihre Sitten sind eben so seltsam als ihre Gestalten. Sobald die Mädchen sich mannbar fühlen, verlangen sie, ohne im geringsten eine geschämige Schüchternheit zu verrathen, von ihrem Vater einen Mann. Sind sie Weiber geworden, so erwerben sie sich in dem Maße die Achtung ihrer Gatten, als sie die eheliche Treue verletzen. Der Ruf der Liebenswürdigkeit, den sich eine Frau zu erwerben weiß, schmeichelt ihrem Gemahle, dessen Habsucht zugleich mit Freude von den häufigen Strafen, zu denen die Liebhaber der verheiratheten Weiber verurtheilt werden, Vortheil zieht. Die Männer nehmen überdieß so viele Weiber, als ihnen beliebt. Sinnliche Genüsse sind für diese Völker die höchsten Vergnügungen, und die freundlichste Aufnahme, die sie einem Fremden erweisen können, besteht darin, daß sie ihm ihre Töchter anbieten. Das häusliche Leben der Männer ist ungemein angenehm. Die Weiber bieten Alles auf, ihre Gatten glücklich zu machen. Letztere liegen in wohlbehaglicher Ruhe vor der Thüre ihrer Hütten und stricken oder weben Schürze, bis die Mahlzeit fertig ist, die von den Weibern bereitet wird. Selten nur entstehen eifersüchtige Zänkereien zwischen den Weibern eines Mannes; obgleich sie ihm um die Wette zu gefallen suchen; denn er behandelt alle mit Liebe und Sanftmuth. Verläßt er eine, so klagt sie deßhalb nicht ihre glücklichere Nebenbuhlerin an, sondern begnügt sich, die Schuld auf die Laune ihres Mannes zu schieben. Die Knaben verlassen das väterliche Haus mit vier oder fünf Jahren; die Mädchen, wenn sie sich verheirathen. Nach den von mir aus den Taufbüchern der portugiesischen Niederlassungen erhobenen Angaben stellt sich das Verhältniß der Geburten zwischen beiden Geschlechtern ungefähr von zehn Knaben zu dreizehn oder vierzehn Mädchen. Bei den Völkern im Innern des Landes zählt man das Alter nach Monden; bei der Geburt eines Kindes pflanzt man einen jungen Baum, in den man bei jedem Monde einen Einschnitt macht. Ich zählte viele dieser Baumkerben und fand selten mehr als fünfhundert Einschnitte, die ungefähr vier Jahre unsres Zeitmaßes betragen.

(Schluß folgt.)

Die Kleingewerbe von Paris.

(Schluß.)

Die kleinen Gewerbe errathen jeden Gedanken; sie schaffen, was das Herz will und der Sinn verlangt. Beliebt man eine Rose in's Knopfloch, so bekommt man eine einzige Rose zu kaufen. Will man ein Veilchen, am Pont des Arts erhält man eines um einen Sou. Ist man Maler und braucht ein Modell, einen Mars oder eine Venus, die Schönheit oder den Ruhm: gleich ist hier ein Mars zur Hand, ein Mars in Lumpen, und mit zerlöcherten Knien, ein kummerbeladenes Geschöpf mit traurigem Gesicht und feuchtem Aug' um Almosen schreiend; dort harrt eine Venus mit zartem Wuchs, weißen Schultern, wallendem Busen, köstlichen Händen! Entschleiere Dich, holde Göttin, zeige den marmorweißen Nacken, strecke diesen zierlichen Fuß vor; halte Dich in der Stellung, die ich Dir gebe, in der Du dem Schaum des Meeres entstiegen bist! — Man miethet sich einen Gott oder eine Göttin auf die Stunde; es kostet ungefähr eben so viel als eine Fiakerfahrt nach dem neuen Tarif. Die Wissenschaft ist nicht theurer als die Schönheit; über dieser großen Stadt ist das Füllhorn der Kunst und Wissenschaft ausgegossen; es wimmelt in ihr von Professoren aller Art. Seit den letzten unglücklichen Ereignissen in Italien stehen die italienischen Sprachlehrer in bei Weitem niedrigeren Preis als die Professoren der lateinischen und der schönen Wissenschaften. Besser bezahlt wird das Deutsche. Das Polnische ist ohne allen Preis: wer möchte auch, aufrichtig gesagt, Deine Sprache lernen, unglückliches Polen! Auf dem Felde der Erziehung, des Professorthumes und der schönen Wissenschaften kenne ich kein Fach, das so beliebt und geachtet wäre, als das der Tänzer. Es war Dieß so zu allen Zeiten.

Selbst der Wucher, der schändliche Wucher, wird als Kleingewerbe getrieben, um die Unglücklichen noch schneller auszuziehen. Der Wucher verkleidet sich in einen abgetragenen Kittel und nimmt die Gestalt eines Krämers in der Nähe der Hallen an; er leiht sechs Franken, um davon für einen Tag sechs Franken fünf Centimes zu beziehen; er kauft die Leihhauszettel des Mont de Piété, des Vorstehers der Wucherzunft, des niedrigen Beutelschneiders, der sich unter dem Mantel des Tartuffe birgt, und auf diesen Wucherschein hin findet er Gelegenheit, noch einige Sachen zu stehlen. So gibt es nichts in Paris, was man nicht auf seinen einfachsten Ausdruck zurückführen könnte. Hier ist Gold — man verfolge es die abwärtsführende Leiter hinunter, und man wird endlich auf die Blechmünze stoßen; hier die Pracht des katholischen Kultus, dort die Saint Simonisten; hier Saint Sul-

pice, der große christliche Tempel, dort der Stall des Abbé Chatel; hier Papst Clemens XIV, dort der Alkoven der Päpstin Bajar; hier das Theatre Français, dort das Ambigu. Welches Chaos, welche unbeschreibliche Bewegung! Man kommt von einem Gott zu einem Beutelschneider, von einem König zu einem Marktschreier, vom Mont de Piété zu einem Gerichtsdiener, von der Akademie in die Butte eines Lumpensammlers! — Doch es sey weit von mir entfernt, das ehrbare und erhabene Gewerbe eines Lumpensammlers unter die Zahl der Kleingewerbe zu werfen. Unter den Kleingewerben ist wenigstens der Lumpensammler der Cäsar; er ist der größte unter den Kleinhändlern; er ist ein ernstes, feierliches, stummes Wesen, das am Tage schläft und nur in der Nacht lebt und arbeitet. Er ist der Markstein der Schöpfung, das letzte Gericht von Allem, was in der Welt gesagt und geschrieben wird. Unerbittlich wie das Schicksal ist der Lumpensammler auch geduldig wie das Schicksal; er harrt und harrt: aber wenn die Stunde geschlagen hat, vermag nichts mehr seinem Arme Halt zu gebieten, Alles stürzt hinab in den Schlund seiner Butte. Die Gesetze des Kaiserreiches werden in diese unermeßliche Gruft begraben, um neben den Dekreten der Republik zu ruhen. Alle unsre epischen Gedichte seit Voltaires Zeit liegen darin. Alle Journale seit dreißig Jahren nachdem sie Alles verschlungen, was auf der Oberwelt war, wurden von diesem unersättlichen Vielfraß aufgezehrt. Die Butte des Lumpensammlers ist der Schindanger, auf den alles Aas des sozialen Körpers geworfen wird. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet ist der Lumpensammler ein Wesen, das seine eigene Geschichte verdient. Der Lumpensammler ist mehr als ein bloßer Gewerbsmann, er ist eine Behörde, eine Amtsperson, die ohne Appellation urtheilt, und die zugleich Richter, Werkzeug und Henker ist.

Ohne Zweifel habe ich viele Kleingewerbe vergessen. Es gibt noch eins, von dem man am wenigsten spricht und das Jedermann kennt. Meiner Meinung nach besteht dieß kleinste Gewerbe darin, Lob zu verkaufen, wenn nicht das, es zu kaufen, noch kleiner ist.

Blick auf die Stadt und die Geschichte des Reichs Algier.

(Schluß.)

Die Piraten ergriffen begierig den Vorschlag des Sultans Entemy. Sie schifften dreitausend Mann aus, die als Freunde in Algier aufgenommen wurden. Orudsi, Herr der Stadt und Person seines Alliirten, erdrosselte den Sultan mit eigener Hand und bemächtigte sich des Thrones. Bekanntlich kam er später mit seinen Truppen um, die eine lange Belagerung in der Kasaba von Tlemsen aushielten. Sein Bruder, der den Thron erbte, erkaufte sich den Schutz Sultan Selims, indem er den Titel König mit dem eines von der Pforte eingesetzten Paschas vertauschte. Der Beistand an Mannschaft, Geld und Artillerie, den er von Konstantinopel erhielt, sicherte ihm nicht nur den Besitz des ganzen Königreichs seines Bruders, sondern gestattete ihm auch, dessen Gränzen bis nach Tunis und Tripolis auszudehnen. Die Spanier, von seinen Galeeren heftig verfolgt, waren genöthigt, zu kapituliren und die Insel und das von ihnen erbaute Schloß zu räumen.*) Kheir-Eddin beeilte sich nun, die Insel mit der Stadt durch einen Hafendamm zu vereinigen. Von diesem Zeitpunkte an datirt sich die Wichtigkeit Algiers: die Hauptstadt einer Seemacht erhielt einen befestigten Hafen.

Die Macht der Piraten stieg jetzt unter einer Reihe von Paschas, die fast Alle italienische Renegaten waren. Im Jahre 1601 setzte die türkische Miliz die Deys ein, um der lehensherrlichen Obergewalt des Sultans zu Konstantinopel die Wage zu halten und den Despotismus der Paschas zu zügeln, deren Macht nun bis zum Jahre 1700 immer mehr abnahm, wo endlich der Dey Baba-Aly den letzten vertrieb und nun die Verwegenheit der Seeräuber keine europäische Macht mehr achtete und selbst mehrere Einfälle in das Gebiet des Großherrn wagte.

Im vorhergehenden Jahrhundert hatten sie Karl V widerstanden, fünfzehntausend Spanier unter dem Grafen Alcandete niedergemacht, in der Schlacht von Lepanto die große Fahne des heiligen Johannes von Jerusalem erobert und in Einem Jahre zehntausend Christensklaven auf dem Bazar zu Algier verkauft; jetzt schmeichelte ihnen Richelieu, und die Engländer schickten ihnen einen Konsul. Neue Seeräubereien forderten endlich ernste Repressalien; allein die Kraft des afrikanischen Ungeheuers bestand einen zweihundertjährigen Todeskampf. Betäubt von den Expeditionen des Venetianers Capello, des Engländers Edward Spragg und den Bombardements Duquesne's und des Marschalls d'Estrée, hatte es doch noch Kraft genug, die ungeschickten Angriffe d'Oreilly's und Castejons und die schlecht geleiteten Expeditionen von 1783 und 1784 abzuschlagen; endlich fiel es in Todeszuckungen unter den Bomben Lord Exmouths, und hauchte zuletzt unter den französischen Bajonnetten die Seele aus.

Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war es, wo Algier sich in dem Verhältnisse vergrößerte, als die Macht seiner Beherrscher ihren Höhepunkt erreichte. Auf der Anhöhe stieß es an die Kasaba, die ein von der Stadt abgesondertes Schloß war; unten dehnte es sich in Vorstädten aus und deckte seine Flanken mit Befestigungen. Etwas weniger fest war es von der Landseite; aber doch hielt es sich noch nicht für so sicher als später, wo es versäumte, die Ruinen des Sternforts wieder herzustellen und die Hügel, die den Sultan Calasy beherrschen, mit Werken zu befestigen.

Ein Engländer, Shaw, der im Anfange des vergangenen Jahrhunderts durch Algier kam, hörte die Einwohner selbst über den Verfall des Landes, die Verminderung der Schiffe und die geringe Zahl ihrer Seeoffiziere klagen; Dieß waren die Nachwehen, die Ludwigs XIV Admirale und der Commodore Breach hinterlassen hatten; der Herzog von Montemar nahm Oran und Mersalquebir.

Den Verfall der Seemacht fanden die Franzosen in noch weit höherem Grade; einige schlechte Schebecken, die Duperré auftakeln ließ, um sie als Seltenheiten nach Toulon zu schicken; zwei wurmstichige, baufällige Korvetten auf dem Ufer jenseit Babezuns, wo sie zerschlagen werden sollten; ein Fregattenrumpf, der auf der Werfte aus Trümmern kleinerer Schiffe eben im Baue war; denn die stümperhaften Schiffsbaumeister von Algier arbeiteten nichts Neues mehr; Dieß war die ganze Seemacht, die man von der Höhe der Terrassen überblickte.

Die Matrosen, welche die Schebecken auftakelten, luden als Ballast mehrere Kanonen, an die sich historische Erinnerungen knüpften, und sie deßhalb den Franzosen interessant machten. Da sah man eine Anzahl Stücke von prismatischer Gestalt, mit Lilien bedeckt, die Karl V Franz I abgenommen hatte, und sie dann bei seinem eiligen Rückzuge nach Matifu im Stiche lassen mußte. Hier sah man auch jene Kanone, der Konsul genannt, weil sie gegen die Flotte Duquesne's den unglücklichen Pater Levacher schleuderte, der, damals Missionär und französischer Konsul, mit den durch das zweite Bombardement erschreckten Janitscharen eine Kapitulation unterhandeln wollte. Sie ermannten sich plötzlich, ermordeten ihren Dey, den sie durch den wilden Mezzomorte ersetzten, und begannen die Feindseligkeiten durch diese schreckliche Verletzung des Völkerrechts aufs Neue. Die verbrannte Flotte, der Ruin der halben Stadt und der Tod des vierten Theils der Einwohner waren das Racheopfer für den Mord des Konsuls.

Die Ringmauer von Algier, so wie sie jetzt ist, scheint nach den Expeditionen Duquesne's und des Marschalls d'Estrée's erbaut worden zu seyn. Die beiden Hauptstraßen, welche von der Casaba herab nach Babelued und Babazun führen, durchschneiden die Stadt wie die beiden

---

*) Admiral Ferdinand, der die Spanier befehligte, ward gefangen und ermordet. Die Spanier boten siebentausend Piaster für seinen Leichnam; allein die Algierer antworteten, sie handelten nicht mit Aas, und warfen den Körper in einen Brunnen.

Hauptfasern eines Nießwurzblatts, und wie bei diesem Blatte die sekundären Fasern, jemehr sie sich vom Blattstiel entfernen, in immer schrägeren Winkeln auf die Hauptfasern zulaufen, so ist Dieß auch hier mit dem Laufe der Straßen nach ihrem Hauptpunkte, der Kasaba, der Fall. Diese sekundären Straßen durchfurchen den steilen Abhang des Hafendamms, der Algier trägt, gleich eben so vielen durch Platzregen ausgehöhlten Schluchten. Der lange Vereinigungspunkt dieser Zuflüsse, die Straße Asuaka, verbindet Babelued mit Babazun; obgleich horizontal, liegt sie doch zwanzig Fuß tiefer als die Meeresfläche.

Am Westen, nahe bei Babelued, ist der Hafendamm mit Asuaka durch einen schrägen Vorsprung verbunden, auf dem die große Moschee, ein Kollegium der Derwische und fast alle Hotels der Konsuln sich befinden. Oestlich begränzen die Häuser des rechten Ufers das Gestade des Hafens; der Eingang des innern Hafens ist mit dem Anlaufe des Vorsprungs gleich.

Hier haben die Franzosen einige Häuser niedergerissen, um einen öffentlichen Platz und einen neuen Ausladungsplatz zu begründen. Die beiden Vorgänger Husseins hatten hier schon jene Batterie von Besçaris errichtet, die künftig einen ähnlichen kühnen Versuch, wie der des Lords Exmouth, unmöglich macht. Dieser Admiral beschoß Algier aus so geringer Entfernung, daß der Bugspriet seines Schiffes die Häuser berührte, die am Binnenhafen lagen. Hätte damals die Batterie von Besçaris schon existirt, so wäre eine einzige Ladung hinreichend gewesen, ihn zurückzutreiben.

Die Verheerungen der Cholera.

Die medizinische Zeitung von London enthält folgende Bemerkungen über die Verheerungen der Cholera in den verschiedenen Theilen der Welt. „Die Anzahl der von der Cholera befallenen, und das Verhältniß der daran Verstorbenen in Hindustan war nach den verschiedenen Orten beträchtlich verschieden. Gewöhnlich raffte sie die Hälfte oder zwei Drittheile der Kranken hinweg, wenn sie sich ganz überlassen blieb. Man hat sich überzeugt, daß bei Anwendung ärztlicher Hülfe selten ein Drittheil, manchmal nur ein Fünftheil der Cholerakranken erlag. Die Bevölkerung in Masse genommen, kam von sechszehn Personen eine um. Dieses Verhältniß stellt die durch die Cholera veranlaßte Sterblichkeit in Indien auf zwei und eine halbe Million Einwohner jährlich. Wenn man in Betracht der von Zeit zu Zeit eingetretenen Unterbrechungen der Seuche, von dieser Zahl die Hälfte abzieht, so kann man annehmen, daß die Cholera innerhalb vierzehn Jahren, während deren sie in Indien wüthete, wenigstens achtzehen Millionen Seelen weggerafft hat. — In China scheinen ihre Verheerungen noch beträchtlicher gewesen zu seyn; ohne Zweifel wegen der dichteren Bevölkerung. — In Arabien soll die Sterblichkeit in der Stadt Muscat und den Vorstädten ein Drittheil der Bevölkerung umfaßt haben. — In Persien war sie zu Buschir, Schiras und Yerd, unter einer trockenen und reinen Luft bei einer Temperatur von 56°, ein Sechstheil. — In Mesopotamien fiel ein Viertheil oder selbst ein Drittheil der ganzen Bevölkerung als Opfer, vorzüglich in Bassorah und Bagdad, die am Euphrat und Tigris gelegen, von Alluvialboden, und einer feuchten Atmosphäre umgeben sind. — Unter der Bevölkerung von Erivan und wahrscheinlich auch zu Tauris, unter einer Temperatur von 23 bis 30°, stieg die Sterblichkeit auf ein Fünftheil, aber zu Erzerum und Kars, in den armenischen Gebirgen, verlor die Krankheit sehr an ihrer Stärke. — Auch in den Städten von Syrien nahm die Krankheit einen wesentlich verschiedenen Charakter an, obgleich sich Dieß weder aus örtlichen oder vorübergehenden Ursachen erklären läßt. Im Ganzen tödtete sie nur ein Zehntheil der Bevölkerung, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie an einzelnen Orten die Hälfte der Bevölkerung wegraffte, und an andern wie z. B. in Tripolis nur einen von drei Tausenden. Die mindere Gefährlichkeit, mit der hier die Seuche auftrat, kann nicht einer Verminderung des kontagiösen Prinzips zugeschrieben werden, da ein Viertheil der Erkrankten im Paschalik von Tripolis und zu Astrachan zwei Drittheile starben. Vielmehr scheint Dieß davon abzuhängen, daß der Krankheitsstoff in diesem Theil der Levante wegen der minder dicht auf einander wohnenden Bevölkerung nicht so schnell verbreitet werden konnte. In allen Gegenden steigt die Zahl der Frauen, die der Cholera unterlagen, kaum auf ein Viertheil der Männer, was ihrer Constitution, ihrer sitzenden und regelmäßigen Lebensweise zugeschrieben werden könnte. — Bei dem Einbruch der Cholera in Rußland zeigte sich die Gefahr der Ansteckung und das Verhältniß der Todten nach verschiedenen Orten und Jahrszeiten verschieden. In den südlichen Provinzen breitete sich die Krankheit am schnellsten und tödtlichsten aus, und die Städte, welche von der Seuche erst gegen Ende des Herbstes erreicht wurden, litten am wenigsten. Zu Tifflis starben drei Viertheile der Kranken, und zwei Drittheile zu Astrachan und im Gouvernement des Kaukasus. Fast überall betrug die Sterblichkeit die Hälfte und unter den wandernden Stämmen so wie in den Orten, die in dem Mittelpunkt der Steppen lagen, nur ein Fünftheil. Die längste Dauer der Cholera war 114, die kürzeste 20 Tage. Jene Periode trat im Sommer, die letztere im Herbst ein. Die größte Zahl von Kranken und Todten findet sich in der Provinz des Kaukasus, wo 16,000 Personen von der Krankheit befallen und 10,000 daran gestorben seyn sollen. Nach den offiziellen Angaben sind in ganz Rußland vom Mitte Junius 1830 bis zum 15 November 51,367 Personen von der Cholera befallen worden, und 31,236 derselben erlegen. Wenn man die Dauer der Cholera von ihrem ersten Erscheinen in Rußland an, bis der Winter ihre Fortschritte hemmte, berechnet, so kann man sie auf 150 Tage oder fünf Monate anschlagen; allein 1071 Tage müßte man annehmen, wenn man das Verweilen der Krankheit in jeder der Hauptstädte, in denen sie ausbrach, mit in Anschlag bringt. Wenn man durch diese Zahl die Summe der Erkrankten und Todten dividirt, so ergibt sich, daß während einer Periode, die drei Jahren gleichkommt, je in vierundzwanzig Stunden 51 Individuen von der Krankheit befallen wurden, und daß von diesen 51 Erkrankten 30, also Dreifünftheile, starben. Die offiziellen Angaben der Todesfälle sind unstreitig weit unter der Wirklichkeit, denn eine Menge Fälle wurde entweder übersehen oder aus verschiedenen Gründen zu verhehlen gesucht. Man kann demnach ohne Uebertreibung annehmen, daß seit dem Ausbruch der Cholera in Rußland 100 000 Menschen erkrankten, und 60,000 umkamen. Dieß angenommen, würde die Zahl der Erkrankten dem 420sten Theil der ganzen Bevölkerung gleichkommen, und die der Todten dem 700sten. Da aber die Krankheit nur die Hälfte der russischen Provinzen durchzogen hat, so ist anzunehmen, daß sie von je 210 Individuen eines befallen und eines von je 350 aufgerieben hat. *)

Vermischte Nachrichten.

Der neue Verbindungsweg, den man zwischen Europa und dem indischen Meere herzustellen gedenkt, würde in folgender Art zu Stande gebracht werden können: Die Reisenden würden sich auf dem mittelländischen Meere nach Alexandrette begeben, hier Dampfboote besteigen, die den Orontes bis Aleppo hinaufgehen, dann zu Lande ihren Weg nach der Stadt Beles nehmen, abermals auf Dampfbooten den Euphrat hinabschiffen, mittelst eines Kanales von 30 engl. Meilen Länge, der zu Bagdad in den Tigris mündet, in diesen Fluß einlaufen und auf ihm bis Bassora hinabfahren, das der Sammelplatz aller aus den verschiedenen Häfen Asiens ausgelaufenen großen Dampfschiffe werden würde. Den Kanal von dem Tigris in den Euphrat würde der Pascha von Bagdad herstellen, der sehr zu dieser Unternehmung geneigt scheint. Der Weg nach Indien würde auf diese Art um vierzehn Tage verkürzt und die Reisekosten bedeutend vermindert werden, theils wegen des kürzeren Weges, den man zurückzulegen hätte, theils wegen der Wohlfeilheit des Brennmaterials in jenen Gegenden.

Ein berühmter Miethwagen-Eigenthümer von London, Namens Smith, der sich ein unglaubliches Vermögen gesammelt hat, ist englischen Blättern zufolge mit Tod abgegangen, und hat 233 uneheliche Kinder hinterlassen, deren jedem er 12,000 Pf. St. vermachte — im Ganzen also 2,796,000 Pf. St. Außerdem erhält jedes seiner rechtmäßigen Kinder und seine Frau jährlich ein lebenslängliches Einkommen von 3000 Pf. St. In diesem Vermögen sind seine Mobilien, Häuser, Pferde, u. s. w. nicht mitbegriffen.

---

*) Augustino Capello in seinem zu Rom 1831 herausgegebenen Werke: Del Cholera Morbus ragionamento primo schlägt die Zahl der in Rußland Erkrankten auf 115,095, der Todten auf 60,548 an; was die oben aufgestellte Meinung der Londoner medizinischen Zeitung unterstützt. A. d. R.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 50. 19 Februar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

5. Mariana. — Die Calhombolas. — Besuch bei den Coroatos-Indianern. — Indianisches Kirchenfest in St. Joaõ Baptista.

(Fortsetzung.)

Unter den Indianern herrscht eine vollkommene Gleichheit; was sie besitzen, ist gemeinschaftlich. Bei Streitigkeiten gilt die Gewalt des Stärkeren; wenn viele Familien beisammen wohnen, gehorchen sie gewöhnlich dem Aeltesten; sie bauen dann ihre Hütten gemeinschaftlich, legen bei der Kultur ihres wenigen Feldes alle mit Hand an, ziehen gemeinschaftlich auf die Jagd und genießen gemeinschaftlich die Früchte ihrer Arbeit. Nur dann vereiniget sich ein ganzer Volksstamm, wenn sie von ihren Feinden angegriffen werden; die Töne eines Ochsenhornes, welches jede Familie besitzt, versammelt sie auf einer Stelle, und der Herzhafteste unter ihnen wird während der Dauer des Kampfes zu ihrem Anführer erwählt. Ihre Siegesfeste feiern sie durch Tanz, wobei sie sich mit dem früher erwähnten Getränke, aus Mais bereitet, berauschen. Bei dieser Gelegenheit geht gewöhnlich ein Arm oder ein anderes Glied ihrer erschlagenen Feinde im Kreise umher, an dem alle nach der Reihe saugen, oder den sie an einer Stelle befestigen, und mit ihren Pfeilen nach ihm schießen. Bei solchen Gelegenheiten bemalen sie sich den Körper mit dem Milchsafte einer Pflanze, oder dem von verschiedenfarbigen Beeren.

Ihre Religionsbegriffe sind äußerst beschränkt, und von der Anbetung eines höheren Wesens scheinen sie gar nichts zu wissen; doch haben sie sogenannte Zauberer unter sich, welche Tode citiren, Krankheiten heilen, die günstigen Tage zur Jagd bestimmen, und die Gegenden und die geeignetste Zeit angeben, ihre Feinde anzugreifen. Ihre Heirathen sind ebenfalls weder mit religiösen, noch weltlichen Gebräuchen verknüpft; es herrscht unter ihnen Vielweiberei, und es ist nichts Seltenes, daß ein Indianer Vater und Schwager des Sohnes ist. Gleich den unvernünftigen Thieren gehorchen sie bloß den Naturtrieben, und man sieht Mädchen von acht Jahren, die schon mit Männern in vertrautem Umgange leben; dieß mag Ursache seyn, daß die Weiber nur wenige Kinder zur Welt bringen. Eheliche Treue findet unter ihnen nicht statt; sie verlassen sich ohne Umstände, wie sie sich wählten; nichts desto weniger sind die Männer sehr eifersüchtig und rächen sich, wenn sie ihre Weiber auf der That ertappen, auf die grausamste Weise. Diesen liegt alle Arbeit ob; sie bereiten die Speisen, bearbeiten den Boden, folgen ihren Männern auf die Jagd, werden mit dem erlegten Wilde belastet, und von ihren Männern wenig besser als Sklavinnen behandelt, und viele Portugiesen stimmen in der Behauptung überein, daß, wenn die Weiber in die Wochen kommen, sich die Männer an ihrer Stelle in die Netze legen. Man bemerkt, daß sie im Allgemeinen nur so lange Liebe zu ihren Kindern zeigen, als diese gänzlich unbehülflich sind; haben sie so viele Kräfte erlangt, daß sie einen kleinen Bogen spannen können, so bekümmern sie sich beinahe gar nicht mehr um sie, und man hat Beispiele, daß sie ihre Kinder mit der größten Gleichgültigkeit an die brasilianischen Kolonisten verhandelten; dieses gefühllose Betragen der Eltern ist daher wohl Hauptursache, daß ihre Kinder nicht die geringste Anhänglichkeit gegen sie äußern, und wenn sie erwachsen sind, sie mißhandeln, oder mit der größten Gefühllosigkeit sich von ihnen trennen.

Die Indianer sind, seitdem sie mit den Europäern im Umgange leben, mit Krankheiten bekannt geworden, von denen sie früher zuverlässig nichts wußten; unter diesen hat keine so große Verheerungen angerichtet, als die natürlichen Blattern. Es scheint, daß die Indianer höchst empfänglich für diese ansteckende Krankheit sind, und die Behauptung ist nicht übertrieben, daß mehrere Volksstämme ganz allein durch die Folgen des Blattergiftes zu ihrer jetzigen Unbedeutenheit herabsanken. Es gibt auch nichts, was die Wilden so sehr scheuen, als die Anzeichen dieser Krankheit, welche hinreichen, daß sie nicht allein ihren kranken Mitbruder verlassen, sondern selbst die Gegend meiden, welche ihnen mit Ansteckung droht. Sie haben gegen ihre Krankheiten sehr einfache Mittel, und unter diesen manche, die höchst nachtheilig und gefahrbringend auf sie einwirken müssen. So stürzen sich z. B. bei manchen Völkerstämmen die Fieberkranken in kaltes Wasser, und überleben diese indianische Heilmethode meistens nur kurze Zeit. Mit größerem Erfolge lassen sie zur Ader, und ritzen den Körper an mehreren Stellen auf, dem bei uns üblichen Schröpfen nicht unähnlich. Den Aderlaß verrichten sie mit einem kleinen Bogen und Pfeil, welcher letztere eine sehr feine Spitze von scharfem Bergkrystall hat. Bei Leibschmerzen bedienen sie sich des Speichels, womit sie sich den Leib beschmieren; mehrere Personen umringen dann den Kranken und spucken ihn an. In andern Fällen bedienen sie sich der Dampfbäder, um den Kranken in heftigen Schweiß zu versetzen; sie erhi-

tzen zu diesem Zwecke einen großen Stein, halten Ersteren darüber und schütten nun so lange Wasser auf, bis dem Steine keine Dämpfe mehr entsteigen. Obwohl ihnen die heilenden Kräfte vieler Waldpflanzen nicht unbekannt sind, so gebrauchen sie doch keine innerlich. Wunden und äußere Verletzungen wissen sie sehr geschickt zu heilen. Sie zeigen bei Verwundung, überhaupt wenn sie krank sind, im Ertragen der heftigsten Leiden eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit. Man vernimmt weder eine Klage noch einen Seufzer des Leidenden, und mit derselben Gleichgültigkeit sehen sie den Tod herankommen, und einen Gefährten für immer aus ihrer Mitte scheiden. Bei den Begräbnissen herrscht einige Verschiedenheit unter den Volksstämmen; manche begraben die Todten in die Hütte, welche sie bisher bewohnten, und verlassen die Gegend auf immer; andere brechen ihnen Arme und Beine und bringen sie in ein irdenes Gefäß, welches sie gleichfalls in den Boden verscharren, manche errichten den Verstorbenen kleine Hütten, welche sie mit Federn ausschmücken, und dieses Grabmahl alle Jahre erneuern. Der Aberglaube allein scheint diese gleichgültigen Menschen zu dieser ungewöhnlichen Aufmerksamkeit unter einander zu veranlassen, da sie fest glauben, daß der Unbeerdigte ihnen nach seinem Tode erscheinen, ihre Jagd stören, und sie bei allen Gelegenheiten necken wird.

Die Nationen der Ureinwohner, welche Minas-Geraes bewohnen, unterscheiden sich in ihrer Gestalt und Gesichtsbildung wenig von einander. Sie sind sämmtlich von mittlerer Größe, Schultern und Arme äußerst muskulös, hingegen die Beine gewöhnlich dünne; der Hintertheil ist bei beiden Geschlechtern auffallend klein, und von den Becken aus immer schmäler werdend. Die Weiber sind äußerst klein, und man erstaunt, daß sie vermögend sind, sich so großen Beschwerden zu unterziehen. Die Gesichtszüge dieser Nationen zeichnen sich durch ihre große Aehnlichkeit mit der mongolischen Race aus; die Augen sind ganz dieselben, wie die der Kalmüken und krimmischen Tataren; der Kopf ist rund, die Backenknochen stehen vorwärts, und die Nase ist etwas breit gedrückt; manche Volksstämme haben eine sanfte, gutmüthige Gesichtsbildung; andere tragen das Gepräge einer finstern Schwermuth, alle einer unerschütterlichen Ernsthaftigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Negervölker südlich vom Aequator.

(Schluß.)

Die Religion, die nur aus einem groben Fetischdienste besteht, übt auf diese Völker einen mächtigen Einfluß; nicht nur die wichtigsten Handlungen ihres Lebens, sondern auch ihre Vergnügungen unterliegen religiösen Bestimmungen und Vorschriften. Uebrigens steht sie im Einklang mit ihren Neigungen und Gelüsten, und legt ihnen im sinnlichen Genusse keine Entbehrungen auf. Die Beschneidung, die bei allen Völkerschaften, ausgenommen in Kassange, eingeführt ist, verdankt wahrscheinlich ihren Ursprung weniger der Reinlichkeit als einer religiösen Vorschrift; denn bei dem Begräbniß eines Verstorbenen erwähnt man unter den preiswürdigen Handlungen seines Lebens auch, daß er sich beschneiden ließ. Es würde hier zu weit führen, von der Menge der Cerimonien zu sprechen, die diese Völker zu Ehren ihrer Götzen anstellen, einige sind wunderlicher, andere grausamer Art, denn unter gewissen Umständen werden auch Menschenopfer geschlachtet; ich selbst mußte fürchten als ein solches zu fallen, und entging diesem Schicksale nur dadurch, daß ich sorgfältig auf meiner Hut blieb und mich mit einem tüchtigen Gefolge umgab. Von ihren Leichenbegängnissen will ich hier nur folgende kurze Andeutung geben. Sobald Jemand von der Hand des Todes berührt ist, fangen Tänze an, die acht Tage fortdauern. Während dieses achttägigen Festes wird vor dem Bilde der Schutzgottheit des Verstorbenen ein schwarzes Schwein geschlachtet, dessen Kopf den bösen Göttern geweiht wird, die ohne dieses Opfer die Seele des Verstorbenen quälen würden. Unter Tanzen und Springen wird die Leiche an ihren Begräbnißort gebracht, der sich gewöhnlich an einer begangenen Straße befindet. Wenn das Grab ausgefüllt ist, legt man darauf den Fetisch des Verstorbenen, die Werkzeuge seines Handwerkes und Symbole, um den Vorübergehenden die wichtigsten Verhältnisse und Züge seines Lebens anzudeuten.

Die Rechtspflege wird im Allgemeinen von dem Könige eines jeden Staates verwaltet. Wenn jedoch der Angeklagte läugnet, so schickt man ihn sammt dem Kläger zu irgend einem berühmten Wahrsager, der sie einer Art Gottesgericht mit zwei Bechern bestehen läßt, von denen der eine mit vergiftetem Getränke angefüllt ist. Der Angeklagte hat zu wählen, und der Zufall allein entscheidet, da der vergiftete Trunk eben so gut in die Hand des Unschuldigen wie des Schuldigen gerathen kann. Wer den verhängnißvollen Becher geleert hat, stirbt unfehlbar, wenn nicht seine Verwandten die Vorsicht treffen, den Wahrsager durch große Geschenke zu bewegen, daß er ihm ein Gegengift reicht.

Alle Völker, die ich besuchte, sind größtentheils kriegerisch und führen gegenseitig einen unaufhörlichen Krieg. Bei einigen dieser Nationen erkennt man die Tapfern an den Zähnen, die sie ihren erschlagenen Feinden ausgebrochen, und mit denen sie ihre Mützen schmücken. Ich beschließe diese Skizze der zahlreichen Völkerschaften, die ich sah und in deren Mitte ich lebte, mit der Bemerkung, daß eben so wenig ihre Physiognomie als ihr Charakter, ihre Gebräuche und ihr Aberglauben allerorten dieselben sind. Aber wie die Ambundasprache ungeachtet ihrer verschiedenen Mundarten ein gemeinschaftliches Verbindungsmittel unter ihnen bildet, so stellen sich auch in ihrem Körperbau, ihren Sitten und Gewohnheiten, ihren religiösen Gebräuchen gewisse allgemeine Züge dar, die an allen ohne Unterschied bemerkt werden können. Diese sind es, die ich oben andeutete. Unwissenheit, Rohheit und Kannibalismus erniedrigen diese Völker, während sie sich auf der andern Seite durch einige ihrer Einrichtungen und Gebräuche den civilisirten Nationen nähern. Es fehlt ihnen weder an Geistesanlagen und Geschicklichkeit, noch an Industrie. Bis jetzt muß man sich bloß auf den Wunsch beschränken, daß sie auf die Bahn der Civilisation eingeführt werden, ihr Schicksal verbessern und einen edlern Gebrauch von den Fähigkeiten zu machen lernen mögen, die ihnen die Natur verliehen hat.

Sitten und Charakter des portugiesischen Volkes. *)

So lange Portugal von Fürsten beherrscht wurde, wie Alphons, Johann II und III und Emanuel, erhob sich kein Volk über die Portugiesen: Thätigkeit, Unternehmungsgeist, Vaterlandsliebe, Muth, der oft in Tollkühnheit ausartete, und hohe Rechtlichkeit waren ihre vorzüglichsten Eigenschaften; sie herrschten in allen Welttheilen und zählten Männer unter sich, deren Namen in dem großen Buche der Weltgeschichte für die Ewigkeit aufgezeichnet sind. Dann folgten schwache und fanatische Könige; Priester und ehrgeizige Minister lenkten abwechslungsweise, oder im Einverständnisse, das Ruder des Staates; das Verdienst wurde unterdrückt, die wichtigsten Aemter mit kopf- oder gewissenlosen Kreaturen besetzt; Unwissenheit absichtlich verbreitet und unterhalten, und allein dem politischen Grundsatze gehuldigt, daß ein großer Theil der Menschen zum Vortheile und zur Sicherheit des kleinern von der Nacht des Irrthums und des Aberglaubens umfangen bleiben müsse. Ein Jahrhundert reichte aber auch hin, das unglückliche Volk um seine Macht, seine großen Besitzungen, seinen Wohlstand und um die Achtung der übrigen Nationen zu bringen, und Portugal zu einem der unbedeutendsten Länder des europäischen Kontinents herabzusetzen. Vor dreihundert Jahren herrschte es auf dem Weltmeere, und in unsrer Zeit wurde ein König von Portugal, unter dem Schutze einer fremden Macht, nach seinen überseeischen Besitzungen gebracht, die ein Portugiese entdeckt und erobert hatte. So wechsele Alles auf unserm Planeten, und so veränderte sich auch der Charakter dieses Volkes. Entmuthigt und unbeschäftigt, ist der Städter träge geworden; der Handel liegt gänzlich darnieder, oder ist im Besitze des Ausländers; der Landmann baut sein Feld noch wie vor Jahrhunderten, und erzeugt, im Besitze des fruchtbarsten Bodens, nicht so viel Getreide, als er selbst bedarf, und der Fabrikant ging längst zu Grunde, weil der überbegünstigte Fremdling das Land mit wohlfeilen Waaren überschwemmt, und Monopole Fleiß und Industrie nicht aufkommen lassen.

Dieses ist das schwach entworfene Bild des gegenwärtigen Zustandes (von dem politischen ist nicht die Rede) Portugals; er wird sich aber noch auffallend verschlimmern, wenn jene Reichthümer abnehmen, welche sich noch in Lissabon und Oporto befinden, und die Quellen, neue zu erwerben, immer mehr verstopft werden; schon besteht die Ausfuhr des Landes aus nichts mehr, als aus Baumfrüchten, Oel, Kork und Wein, und selbst dieser Artikel, der bedeutendste, ist fast ganz in den Händen der Engländer; alle übrigen Bedürfnisse werden von dem Auslande eingeführt, dem Portugal vollkommen zinsbar wurde. Noch weit trauriger, nur weniger bekannt, ist die Lage des Landmannes, welcher größtentheils Güter von der Krone oder dem Adel als Lehen besitzt oder in Pacht hat, und so übermäßig hoch besteuert ist, daß er sich vergebens abmüht, seinen Lehensherrn zu befriedigen. Der Adel wohnt nie auf seinen Landgütern und erinnert sich ihrer nur, um Geld zu verlangen; er glaubt sich seines Standes allein in der Hauptstadt, oder den nahe gelegenen Quintas, würdig zeigen zu können; verzehrt daselbst seine sämmtlichen Einkünfte, und indem der Hauptstadt alles Geld vom Lande zufließt, nimmt dort der Umlauf desselben so sehr ab, daß man höchstens noch einiges Kupfergeld zu sehen bekommt; außerdem wird diebischen oder unwissenden Beamten die Verwaltung der Güter anvertraut, welche durch sie immer mehr in Verfall gerathen, und die wesentlich zur gänzlichen Verarmung des Bauern beitragen, der mißmuthig und hoffnungslos nur mehr so viel thut, als durchaus erforderlich ist, seine Familie vor dem Hungertode zu schützen. Die Verarmung der nützlichsten Klasse der Bewohner eines Landes rächt sich jedoch auf die empfindlichste Weise an denjenigen, von welchen sie ausgeht. Die öffentlichen Kassen sind leer; die Finanzen des Staates ganz zerrüttet; die Einnahme von den Zollgefällen längst verpfändet; der öffentliche Kredit vollkommen gesunken; die Pensionen werden seit vielen Jahren nicht mehr ausbezahlt; die Staatsdiener auf bessere Zeiten vertröstet, und das Heer muß seinen lange rückständigen Sold ertrotzen. Erpressungen aller Art, Vermehrung der Landesschulden, gänzliche Ohnmacht sind die Folgen eines Staatshaushaltes wie der Portugals ist, und daß es nicht längst die Beute Spaniens wurde, verdankt es nur der ähnlichen und gleich erbärmlichen Lage dieses Landes. Wohin es mit Portugal noch kommen wird, muß die Zeit lehren; gegenwärtig ist es eine Kolonie England's.

Ueber den Charakter eines Volkes kann sich nur Derjenige ein gültiges Urtheil erlauben, welcher sich sehr lange unter ihm aufhielt. Der der Portugiesen scheint dem Fremdlinge eine Mischung von Urbanität und Arglist, von Klugheit und Unwissenheit, von natürlicher Gutmüthigkeit und Mißtrauen zu seyn. Bei genauerer Prüfung entdeckt man jedoch eine Menge gute Eigenschaften und ausgezeichnete geistige Anlagen bei diesem durch schlechte Erziehung und Verwahrlosung tief gesunkenen Volke. Man hat sich oft über die pedantische Höflichkeit der Portugiesen und ihre Nachahmung der spanischen Grandezza lustig gemacht, und es befremdet allerdings, wenn man auf der Straße Leute aus der niedersten Volksklasse, oder in Lumpen eingehüllte Bettler sieht, welche sich gegenseitig mit höflichen Redensarten überhäufen, und deren Gebärden denen des geübtesten Hofmannes abgelernt scheinen; ich gebe selbst zu, daß die Höflichkeit dieser Leute oft lächerlich und selbst lästig werden kann; aber sie ist mir doch lieber als Grobheit. Mit Vergnügen bemerkte ich die Armuth der portugiesischen Sprache an jenen gemeinen Schimpfwörtern, mit welchen die erfinderische Rohheit die Sprache anderer Nationen so überreich versah. Streitigkeiten unter den gemeinen Leuten erkennt man daher nur an dem außerordentlich leidenschaftlichen Ausdrucke ihrer Gesichtszüge und der Heftigkeit ihrer Gebärden, mit welchen sie ihre Worte begleiten. Zum Handgemenge lassen sie es nie kommen; wenn ihre Erbitterung alle Gränzen überschreitet, so langen sie nach ihren Messern, mit welchen besonders die Seeleute und Küstenbewohner trefflich zu fechten verstehen. Heftige Leidenschaften, als Eifersucht, tiefe Beleidigung ihrer Ehre, reizt die gebildetern Portugiesen wohl auch zu heimlicher und blutiger Rache, welche sie lange zu verbergen wissen, aber desto sicherer zum Ziele gelangen. Höchst nachtheilig auf ihre geistige Bildung wirkt zuverlässig die Ungeselligkeit aller Stände; es ist darum äußerst schwer, in portugiesischen Familien Zutritt zu finden, aber noch schwerer, wenn man es dahin gebracht hat, seine Besuche zu wiederholen; denn Niemand macht sich eine Vorstellung von der langen Weile, die man im Umgange mit Menschen aussteht, welche zu träge zum Sprechen und zum Denken, oder zu mißtrauisch sind, selbst die unschuldigste Meinung gegen einen Fremden zu äußern. Woher sollte übrigens Bildung in einem Lande kommen, wo fast Niemand liest, und die Censur mit der lächerlichsten Strenge jedes Wort streicht, welches nur entfernt auf Religion oder Politik hindeutet, aber den Druck von Uebersetzungen schlüpfriger französischer Romane duldet. Man muß die wenigen erbärmlichen Zeitungen lesen, die jetzt in Lissabon herauskommen und man wird erst begreifen, wie es möglich ist, daß ein ganzes Volk so äußerst unwissend in Allem bleiben kann, was in der Welt und in seiner Nähe vorgeht. Nichts desto weniger hält sich der Städter für sehr klug, und ohne zu ahnen, welche Fortschritte die Völker seit Jahrhunderten in allen Fächern des menschlichen Wissens machten, glaubt der Portugiese, wie einst seine Vorfahren, auch jetzt noch allen Nationen überlegen zu seyn. Der Fremde, dessen Hinterlist er die Unmacht seines Landes zuschreibt, wird daher von ihm gehaßt; und selbst Denjenigen ihrer Landsleute, welche der Drang nach geistiger Ausbildung in das Ausland führte, wird absichtlich nicht geglaubt, wenn sie von den Vorzügen der Länder und ihrer Bewohner erzählen, die sie besuchten.

Eine große Schwäche der Portugiesen, besonders der Leute aus dem Bürgerstande, ist die Wuth, zu einem Orden zu gelangen; um dieses Glückes theilhaftig zu werden, scheuen sie kein Opfer, keine Mühe, und wirklich sieht man, besonders in Lissabon, viele Personen, welche die niedersten Gewerbe verrichten, in dem Knopfloche ihres abgetragenen Rockes einen Orden tragen. Die Regierung verkauft zwar diese Auszeichnungen nicht; aber sie nimmt bei ihrer Vertheilung auch keine Rücksicht auf wahres Verdienst, und der unermüdet Zudringliche erreicht meistens seinen Zweck. So sieht man häufig die Hausbedienten des hohen Adels dekorirt, was einst zu einem drolligen Ereignisse Veranlassung gab: Dem Fürsten von Waldeck, zum Oberbefehle des portugiesischen Heeres berufen, wurde bei seiner Ankunft in Lissabon von dem vornehmsten Adel ein glänzendes Gastmahl gegeben; zu seiner Verwunderung bemerkte er, während die Speisen aufgetragen wurden, daß mehrere aufwartende Diener das Ritterkreuz des Christusordens trugen, und daß er selbst von einem ähnlich dekorirten mit der größten Aufmerksamkeit bedient wurde; eine Weile ließ

*) Weech's Reise, 1ster Theil, S. 204 bis 214

der Fürst Dieß geduldig geschehen, aber plötzlich erhob er sich von seinem Stuhle, nahm dem hinter ihm stehenden Bedienten Teller und Serviette ab und nöthigte ihn, seinen Platz einzunehmen. Vergebens entschuldigte sich der arme Teufel und suchte der ihm zugedachten Ehre zu entgehen; er mußte nachgeben und wurde einige Zeit lang von dem Fürsten auf die eifrigste und ehrerbietigste Weise bedient. Als dieser endlich dem Staunen und der Verlegenheit der Anwesenden ein Ende machen wollte, entließ er den Bedienten von dem Marterstuhle; bemerkte jedoch, indem er seinen Platz wieder einnahm, daß ein Mann, welchen der König mit der Ertheilung eines Ordens beehre, dadurch jedem Edelmanne gleichgestellt werde; entweder müsse man daher den Bedienten keine Orden geben, oder sie als Edelleute behandeln. Man sagt, daß diese gute Lehre so viel wirkte, daß wenigstens so lange der Fürst von Waldeck lebte, die Orden mit etwas mehr Auswahl vertheilt wurden.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Herren Cooper, J. A. Smith und De Kay erstatteten am 30 Mai vorigen Jahres dem Lycäum der Naturgeschichte zu New-York Bericht über, am 30 September 1830 zu Big Bone Lick, 20 Meilen südlich von Cincinnati in Kentucky, ausgegrabene fossile Knochen. Es sind größtentheils Mammuthknochen, unter denen ein Kopf dieses Thieres sich befindet, der, obgleich nicht vollständig, doch besser erhalten ist, als je einer gefunden wurde. Die Hirnschale ist sehr flach, wodurch dieses Thier sich merkbar vom Elephanten unterscheidet. Beide Fangzähne sind gut erhalten; der eine stak noch im Kiefer, und der andere wurde nicht weit vom Schädel gefunden. Ferner fand man Fangzähne, von denen fünf 6½ bis 12 Fuß Länge haben; Bruchstücke von noch weit größern Zähnen; sechs obere Kinbacken, alle mit Zähnen versehen; fünfzehen untere, von denen zwölf von einem bis zu drei Schneidezähnen haben, und 37 einzelne Backenzähne, größer als man deren bis jetzt gefunden hat, nebst andern Knochen von ungeheurer Größe, theils ganz, theils mehr oder weniger beschädigt. Obgleich die letztern vorläufig als Mammuthknochen bezeichnet werden, so ist es doch, besonders da mehrere derselben sehr verstümmelt sind, nicht unwahrscheinlich, daß bei näherer Untersuchung sich ergeben dürfte, daß einige Elephanten angehörten. Die fossilen Elephantenknochen sind nächst den vorerwähnten die interessantesten dieser Sammlung. Vorzüglich bemerkenswerth ist der Kopf eines jungen Thiers dieser Gattung, besser erhalten als je einer in Nordamerika gefunden wurde. Er ist mit Ober- und Unterkiefer nebst sechs gut erhaltenen Backenzähnen versehen. Einzelne Schneidezähne fand man wohl zu verschiedenen Zeiten in den Vereinigten Staaten, doch noch nie irgend ein Stück einer Kinnlade. Außerdem zählt die Sammlung noch verschiedene Bruchstücke von Kinnbacken und 20 einzelne Backenzähne. Eine außerordentliche Erscheinung sind mehrere Pferdeknochen und Zähne, da man dieses Thier bis jetzt in Amerika nicht einheimisch glaubte. Der Umstand, daß diese Ueberbleibsel mit den obigen Knochen gefunden wurden, scheint zu beweisen, daß das Pferd gleichzeitig mit dem erloschenen Mammuthgeschlecht in Amerika einheimisch war. Die Zähne sind ausgezeichnet groß und stark. Von widerkäuenden Thieren finden sich Schädel und andere Knochen von Büffeln; von der erloschenen Gattung die Dr. Harlan „Bos bombrifos" genannt hat, und von einer großen Hirschgattung, die dem Cervus Alces gleicht. Noch sieht man unter diesen interessanten Ueberbleibseln einige ansehnliche Knochen des Megalonyx, dessen Osteologie man bis jetzt noch so wenig kennt. Das wichtigste Stück unter diesen ist ein rechter Unterkiefer mit 4 Zähnen, und ein einzelner Zahn der dem Oberkiefer angehört zu haben scheint. Der Mammuthschädel sammt dazu gehörigen Zähnen wiegt über 500 Pfund. Ein paar andere Fangzähne derselben Gattung, die nicht vollständig erhalten sind, wogen nach dem Ausgraben 600 Pfund. Man kann sich hieraus einen Begriff von der Stärke machen, die das Thier besitzen mußte, um mit einem solchen Schädel, Zähnen und allen übrigen mit diesen im Verhältniß stehenden Gliedern sich frei bewegen zu können. Die Zähne unterscheiden sich von den Elephantenzähnen durch ihre außerordentliche sichelförmige Krümmung; mehrere der Backenzähne sind sehr durch Kauen abgenützt, und haben auf der Oberfläche einen außerordentlichen Glanz, der wahrscheinlich durch Reibung erzeugt wurde. Sie scheinen Thieren von verschiedenem Alter angehört zu haben, da manche kleiner und gar nicht abgenützt sind. Die Auswüchse oder Furchen, die den Mammuthzähnen eigen sind, und durch die sie sich von den Elephantenzähnen unterscheiden, sind bei einigen dieser Sammlung nicht mehr zu sehen, und an ihrer Stelle findet sich eine tiefe eiförmige Höhlung von außerordentlichem Glanz, als ob sie lackirt wäre. Sämmtliche Knochen dieser Sammlung wurden in einer Tiefe von 22 Fuß gefunden; sie haben ein Gewicht von 5500 Pfund.

Die amerikanischen Blätter zeigen den Tod eines Mannes an, der zu den reichsten Handelsleuten der Welt gehörte. Stephan Girard starb am 27 Dezember in seinem 85 Jahre zu Philadelphia, wo er länger als 50 Jahre gelebt hatte. Zu Perigueux von armen Eltern geboren, von denen er nicht immer die beste Behandlung erfahren haben soll, ging er als Schiffsjunge an Bord eines Schiffes von Bordeaux, das er in New-York verließ. Frühzeitig entwickelte sich in dem jungen Girard das Talent für den Handel; und seine Thätigkeit, Oekonomie und Geschäftskenntniß erwarben ihm nach und nach einen ungeheuren Reichthum. Er hinterließ bei seinem Tode 19 Millionen Dollars, ungefähr 100 Millionen Franken. Die Legate, die er in seinem letzten Willen vermachte, sind eben so merkwürdig als seine Lebensumstände. Zwei Millionen Dollars bestimmte er zur Gründung eines großen Kollegiums für den Staat Pensylvanien, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß nie ein Geistlicher, was immer für einem Kultus er angehören möge, Vorstand davon seyn solle. 300,000 Dollars vermachte er gleichfalls Pensylvanien zur Belohnung nützlicher Erfindungen, 500,000 der Stadt New-York, wo er zuerst Amerika's Boden betrat. Sein übriges Vermögen schenkte er der Stadt Philadelphia mit Ausnahme einiger Vermächtnisse an einige Verwandte seiner Frau, die sich nicht über 400,000 Dollars belaufen. Girard war etwas Sonderling, aber von Allen geachtet und geliebt, die ihn kannten. Mehr als 3000 Individuen gab er täglich Arbeit und Nahrung. Eigenthümer des größten Baumgartens von Philadelphia, pflegte er selbst seiner Bäume mit der größten Sorgfalt. Die Früchte ließ er auf dem Markte verkaufen, bezeichnete aber zuvor eigenhändig jede Sorte mit dem Preise.

Französische Blätter geben die Bevölkerung von Paris nach den einzelnen Arrondissements und die Todesfälle im Jahre 1830 in Folgendem an:

1stes Arrondissement . .	61,798	1550	Todte.
2tes	74,775	1451	—
3tes	49,958	977	—
4tes	44,755	1668	—
5tes	67,556	1794	—
6tes	80,811	1945	—
7tes	59,415	1456	—
8tes	72,800	1879	—
9tes	42,561	1225	—
10tes	83,127	1935	—
11tes	50,227	1294	—
12tes	77,454	1912	—
	770,286	18,494	Todten.

Zu bemerken ist, daß die Arrondissements, in denen die größte Sterblichkeit herrschte, solche sind, deren Straßen und Häuser wegen ihrer dumpfigen und ungesunden Lage bekannt sind. In dem Quartier der Chaussee d'Antin z. B., wo die Häuser geräumig, reinlich und luftig sind, zählte man 17,455 Einwohner und nur 276 Todte; was einen Todten auf 65 Individuen gibt. Im Quartiere des Hotel de Ville dagegen, das nur 12,599 Einwohner zählt, gab es im Jahre 1830 411 Todesfälle, was einen Todten auf 36 Individuen ausmacht, also fast die Hälfte mehr als in der Chaussee d'Antin.

Die Bevölkerung von Rom ist seit dem Jahre 1822 fortwährend im Zunehmen begriffen gewesen. Im Jahre 1822 belief sie sich auf 136,085 Seelen; im Jahre 1831 war sie 150,666. Hierunter zählte man 37 Bischöfe, 1452 Weltgeistliche, 1904 Ordensgeistliche, 1375 Nonnen und 606 Seminaristen. Im letztgenannten Jahre zählte man daselbst 964 Heirathen, 4725 Taufen und 5102 Todesfälle. Im Verhältniß zum vorhergegangenen Jahre vermehrte sich die Bevölkerung um 3381 Einwohner.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 51. 20 Februar 1832.

Fürst Talleyrand.

(Eine biographische Skizze aus dem New monthly Magazine.)

Man bemerkt an ausgezeichneten Männern neben ihrem Triebe große Thaten zu verrichten, auch noch eine eigenthümliche Neigung, die Rolle der Stellung zu spielen, zu der sie durch ihre Talente erhoben wurden. Diese Schauspielerleidenschaft, sich selbst zu spielen, wenn wir so sagen dürfen, erklärt uns, wie mehrere hochgestellte Männer eine Verschiedenartigkeit von Charakteren entwickeln konnten, die wenig im Einklange standen mit ihrem angebornen Genie, oder sogar geradezu im Widerspruche mit ihrer Stellung. Alexander und Julius Cäsar unter Andern waren dieser Leidenschaft im höchsten Grade unterworfen, und letzterer so sehr, daß er, nach Plutarch, am Bord eines Seeräuberschiffes Verse dichtete und Reden deklamirte. Bolingbroke, ein gewandter Politiker, der alle Fähigkeiten eines ausgezeichneten Schriftstellers besaß, spielte die gemischte Rolle eines Freigeistes und Philosophen. Diese mimische Anlage ist auch dem berühmtesten Redner der englischen Tribüne eigen, wie sie Lord Byron eigen war, und Wer seinen edlen Nebenbuhler in Frankreich, zu Rom, in der Pairskammer, am Institute gesehen, wer seine Reisen oder seine andern beredten Schriften, wissenschaftliche oder politische, gelesen hat, wird gestehen müssen, daß dieser Schauspielerinstinkt bei ihm so sehr vorwaltet, als er nur je in Garrik oder Talma lebendig seyn konnte.

Wenn wir nun hier behaupten können, daß eben dieser Trieb auch die herrschende Leidenschaft des großen Mannes ist, dessen Bild wir in flüchtigen Umrissen zu entwerfen versuchen, so kann nicht geläugnet werden, daß es nur wenige Menschen geben wird, denen eine günstigere Laufbahn angewiesen wurde, um sich der Entwicklung ihres eigenthümlichen Hanges ganz hinzugeben. Versetzen wir uns einen Augenblick in die Vergangenheit zurück, nehmen wir an, ein Jahr sey verflossen seit der Einnahme und Zerstörung der Bastille: „Ici l'on danse" steht jetzt mit großen Buchstaben als Ueberschrift auf dem Orte, wo so viele Opfer der Tyrannei schmachteten, und verkündet so mit ächt französischem Humor den Triumph der Revolution. Es ist der vierzehnte Julius — der Festtag der Föderation. In der Mitte des Marsfeldes ist ein ungeheures und prachtvolles Amphitheater errichtet, auf dem der Abkömmling des heiligen Ludwig und der Präsident der Nationalversammlung — die beiden Repräsentanten des alten und des neuen Frankreichs — auf zwei gleichen Thronen sitzen, von denen jene Wappen strahlen, welche das Volk seinen alten Königen entrissen hat. Hier sieht man die Prinzen des königlichen Hauses, die Hoffnung dieser Könige und dieses Volkes, hier die Königin, die durch ihre Gegenwart die Umgebung verschönt, unter der sie auftritt, wie der Morgenstern strahlend, voll Leben, Glanz und Glück. Zu beiden Seiten dieser Throne reihen sich die Mitglieder jener Versammlung an, die so viel Talent, so viel Energie, und so große Beharrlichkeit entwickelten, um eine Konstitution zu schaffen, die leider in ihrer Dauer nur allzu sehr dem schnell vorübergehenden Schauspiel eines so glänzenden Tages gleichen sollte! — Auf diesem Balkone können wir den glanzvollsten und elegantesten der Höfe bewundern — in jener Zeit war es der französische noch — die umher angebrachten Galerien sind mit dem heitersten Volke der Welt gefüllt — mit dem Volke, das zu jeder Zeit am leichtesten zu bezaubern ist und heute noch dazu Alles vor sich hat, was das Auge bestechen und die Einbildungskraft entzücken kann — hier auch sind die Gruppen von Föderirten zu sehen, die aus allen Theilen des Landes herbeigeströmt sind, um alle Gefühle und Interessen Frankreichs zu repräsentiren, wie sie sich unter die Paniere ihrer Sektionen vertheilt mit dem ganzen Enthusiasmus des Nationalcharakters allen freudigen Gemüthsbewegungen hingeben, die die lebensvolle Pracht dieses Schauspiels hervorruft. — Plötzlich entschleiert sich der Himmel, der bis jetzt von Wolken umdüstert war — und die Sonne breitet ihren Glanz über diese imposante Feierlichkeit aus. Ihre Strahlen fallen zuerst auf einen Altar, der nach den edelsten Vorbildern des Alterthums errichtet ist; auf den Stufen desselben drängen sich dreihundert Priester in langen weißen Gewändern mit dreifarbigen Gürteln. Ein Oberpriester erhebt sich, er ist es, es ist der Bischof von Autun, der die Weihe über das große Banner von Frankreich spricht — diese neue Oriflamme, nicht mehr die Fahne des Krieges, sondern das Symbol des Friedens und der Versöhnung zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen den alten Erinnerungen und den neuen Hoffnungen des französischen Volkes. Wer hätte an diesem Tage zu Paris gegenwärtig seyn und glauben können, daß eben diese Menschen, die mit Heinrichs IV Kindern am Fuß der Statue des Bearners weinten, bald darauf um das Schaffot seines Nachkommen tanzen würden; daß diese freudig bewegte Menge die unter Lichterguirlanden, unter Gesängen der Fröhlichkeit und des Glückes die Champs Elisées durchwogte, bald sich zu den wüthenden Pöbelhaufen, die mit dem Blute der Schlachtopfer des

Septembers befleckt, gesellen würden; daß — unheilvolle Folge der Hartnäckigkeit, Treulosigkeit und Selbsttäuschung von einer, und der Entrüstung, Unwissenheit und der rohen Gewalt von der andern Seite! — der Monarch, der Hof, die Deputirten, die Priester, Alles was dieß große Volksfest schmückte — die Religion selbst, die ihm ihre Weihe ertheilte — in so kurzer Zeit dahin und verschwunden seyn würden; und daß endlich der Oberpriester, der die heiligen Gebräuche verrichtete, der dem Feste durch die Mysterien des Christenthums eine höhere Würde lieh, in Verlauf von wenigen Jahren, ein bürgerlicher Laie — und Minister der auswärtigen Angelegenheiten in einer Republik werden sollte, in der die christliche Religion ein nicht mehr anerkannter, wo nicht gar geächteter Kultus war? Und doch war es der Bischof von Autun, Herr von Talleyrand, der damals am 10 Dezember 1797 dem Direktorium den jungen Sieger Italiens vorstellte, und dabei eine Rede hielt, in der er mit dem Takte und der Scharfsichtigkeit, die ihn auszeichnen, nur leicht über die militärischen Talente des Generals Bonaparte hinstreifte, um seine einfache Sinnesart und seine Liebe für abstrakte Wissenschaften zu preisen. „Vielleicht, sagte der gewandte Redner, wird man ihn einst nur durch inständige Bitten der tiefen Zurückgezogenheit seiner Studien entreißen können.“

Wenn der Minister Ludwigs XVI, des Direktoriums, des Kaiserreiches, der Restauration und endlich des Bürgerkönigs — wenn dieser außerordentliche Mann, wie so viele andere große Männer die Neigung hatte, verschiedenartige Rollen zu spielen, gewiß so waren nur wenige Sterbliche vom Schicksal so wie er dazu begünstigt. Mit Gefahr, jenen strengen Moralisten zu mißfallen, die nicht begreifen wollen, daß der Himmel, um uns der Worte eines großen Fürsten zu bedienen, das Gewissen eines Staatsmannes und das eines obskuren Unterthanen nicht aus gleichem Stoffe geschaffen habe, wagen wir es, den glücklichen Wankelmuth zu bewundern, mit dem Herr von Talleyrand in seinem politischen Leben seine Anhänglichkeit wechselte, so wie die anmuthige Gewandtheit, mit der er sich den herrschenden Ideen und Macht habenden Parteien einer jeden Epoche nach einander anschloß, indem er den Besiegten gerade immer zur rechten Zeit verließ, um dem Sieger zu folgen, wozu er stets die Gelegenheit so geschickt zu wählen wußte, daß er immer nur zu thun schien, was Jedermann von ihm erwartet hatte. Dieser vielfache Wechsel der Ansichten und Parteien, der eben so viele Lücken in der Lebensgeschichte dieses Mannes zu bilden scheint, wird vereinzelt und von einer Entfernung aus betrachtet, durch die man gehindert wird, die allmähliche Erhebung oder Absenkung des Weges von einem Punkt bis zum andern zu überblicken, noch schärfer und überraschender ins Auge fallen, als er wirklich seyn mag. Auch die feindseligen Anschuldigungen, die man sich gegen diesen Mann in's Ohr zu sagen pflegt, was sie ohnehin schon verdächtig macht, dürfen nur mit großem Mißtrauen gehört werden; denn es läßt sich denken, daß ihm eben so wenig von seinen Feinden geschmeichelt werden wird, als von Denen, deren Glück in den Zeitstürmen Schiffbruch litt, während auf den gewaltigen Wogen der Revolution seine Barke stets leicht und unbeschädigt hinglitt. Vielleicht fand auch Herr von Talleyrand eine allzu anhängliche Freundschaft bei Denen, die diesem merkwürdigen Manne näher gekommen sich bezaubern ließen von seinen witzigen Einfällen, deren Quelle selbst das Alter noch nicht auszutrocknen vermochte; während sie unter dem leichten spielenden Ton, mit denen er die menschlichen Dinge behandelt, als wären sie mehr lächerlicher als ernster Natur, einen Scharfblick der Ansichten und eine Richtigkeit der Grundsätze bemerkten, die nicht ohne wirkliche Tiefe des Gedankens bestehen konnte. So kam es wohl, „daß der erste Diplomat dieses Jahrhunderts, um uns der Worte des Herrn Thiers zu bedienen, in den Augen dieser Menschen, nicht bloß als der geistreichste, sondern auch als der ehrlichste und aufrichtigste Mann galt.“ — „Sicherlich,“ sagt Larochefoucauld, „ist nicht der Mann der feinste, dessen Feinheit Jedermann argwöhnt.“ Der Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten des Königs von England — Palmerstone — erwartete, so viel wir wissen, sein französischer Kollege in der londoner Konferenz würde sich einer leicht hingeworfenen, aber geheimnißvollen Sprache bedienen; er dachte sich ihn als einen Mann, der stets auf seiner Hut nur darauf ausgeht, andere in seine Falle zu locken, er dachte sich ihn als unerforschlich und arglistig, mit Einem Worte als einen Mann, der, wie Lord Bacon sagt, geschickter die Karten zu mischen als damit zu spielen verstehe. Als er nun dagegen einen Mann fand, der weit entfernt diesem voraus entworfenen Bilde ähnlich zu seyn, vielmehr — wenigstens dem Scheine nach — aufrichtiger und treuherziger sprach als irgend Einer, als er fand, daß Niemand sich so viele Mühe gab, recht verstanden zu werden, daß Niemand so unumwunden in seinen Worten und weniger darauf ausgehend, Andere mehr sagen zu lassen, als sie wollen, war er außer sich vor Erstaunen, und er erklärte feierlich, daß Jedermann bis jetzt diesem Diplomaten Unrecht gethan, der ein Mann sey, voll geraden Sinnes und Aufrichtigkeit, mit dem man nur gerne zu thun haben müsse — und doch könnte sich Herr von Talleyrand seinen Kollegen in diesem vortheilhaftem Lichte gezeigt, und dennoch nie aufgehört haben, ein verschmitzter, ein sehr verschmitzter Mann zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Osseten.

Ueber diesen bis jetzt fast gänzlich unbekannten Völkerstamm, der die höchsten Regionen des Kaukasus bewohnt, sind kürzlich neuere Nachrichten zu unserer Kenntniß gelangt. Seit dem grauesten Alterthum bis zum Jahr 1830 hatte der größte Theil dieses Stammes noch keine Oberherrschaft anerkannt, und nur alte Gebräuche, die von diesen Gebirgsbewohnern für heilig gehalten, und von einer Generation der andern überliefert werden, befestigen ihre gegenseitigen Verbindungen. Ihre Sitten, verbunden mit herzlicher Gastfreundschaft, ein hervorstechender Charakterzug aller Gebirgsbewohner des Kaukasus, bilden das einzige Band, das sie zusammenhält. Ohne die Achtung, die sie dafür hegen, würden diese barbarischen Stämme sich schon längst untereinander aufgerieben haben. Ihre mündlichen Gesetze sind zum Theil auf den Codex des Königs Georgi VI begründet, der im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts über Georgien herrschte. Folgende sind die vorzüglichsten:

Mord, Verwundung oder auch nur empfangene Schläge, heischen unvermeidliche und blutige Rache, deren gegenseitige Verfolgung, da sie nach und nach von einer Familie auf die andere übergeht, auf unbestimmte Zeit fortdauert, wofern nicht die feindlichen Familien mittelst eines Lösegeldes, Blutpreis genannt, oder einer Heirath Frieden schließen.

Jeder Familienvater ist verbunden das Leben dessen zu beschützen, dem er Gastfreundschaft gewährt und selbst ihn gegen jede Beleidigung sicher zu

stellen. – Würde der letztere getödtet, so muß der erstere seinen Tod rächen, als ob er ein Glied seiner eigenen Familie gewesen wäre, oder ein Lösegeld fordern, dem gleich, das man seinem eigenen Mörder auferlegen würde. Der Mörder soll überdieß sein Vermögen mit dem Angehörigen des Ermordeten theilen.

Der Blutpreis für den Mord einer Frau ist mindestens die Hälfte dessen, was man für einen Mann bezahlt. Für den eines Mannes der einer reichen und mächtigen Familie angehört, ist er höher als für eine Person aus der niedern Klasse. Die Befriedigung der Familien geschieht durch ein Tribunal von Schiedsrichtern.

Obgleich der Ehemann, im Fall eines Ehebruchs das Recht über Leben und Tod seiner Frau hat, so ist er doch verbunden, den Verwandten derselben den Beweis ihres Verbrechens vorzulegen; geschieht Dieß nicht, so können sie den Preis ihres Blutes fordern.

Der Mann, der eines Diebstahls überführt wird, ist gehalten der beschädigten Partei den doppelten Werth Dessen zu erstatten, was er gestohlen hat, und dann muß er seinem Herrn noch eine Buße des fünffachen Werthes entrichten.

Es gibt im Kaukasus eine große Menge alter Kirchen, die ein Gegenstand besonderer Verehrung für die Gebirgsbewohner sind, und die deßhalb als geheiligte Freistätten selbst für Verbrecher, die vor der Rache flüchten, betrachtet werden. So lange sie in diesen Kirchen oder auch nur innerhalb der Mauern, mit denen sie umgeben sind, verweilen, sind sie vollkommen sicher.

Wenn ein Ossete, der sich in großer Gefahr befindet, in das Haus eines Mannes, der einer großen und mächtigen Familie angehört, dringt, sich der Mütze desselben bemächtigt und sie aufsetzt, so bedeutet Dieß, daß er sich unter den Schutz des Hausherrn stellt; von diesem Augenblick an steht er unter der Obhut der Familie, und wird er getödtet oder beschimpft, so übernimmt diese Familie es ihn zu rächen, als ob er eines ihrer Glieder gewesen wäre.

Dieser Schutz kann auch noch auf die folgenden beiden Arten erlangt werden: Jeder Verfolgte, der in das Haus eines mächtigen Mannes tritt, und sich die über dem Herd befestigte Kette, an der der Fleischkessel hängt, um den Hals legt, deutet dadurch an, daß er sein Schicksal in die Hände des Hausherrn lege, und daß er hoffe geschützt zu werden. Die zweite Ceremonie besteht darin, sich vor dem, dessen Schutz man anfleht, auf die Knie zu werfen, und den Kopf mit dessen Gewand zu bedecken, indem man ruft: „Ich habe mein Haupt mit deinem Kleide bedeckt, du und dein Gott ihr müßt mich schützen und gegen jede Beleidigung vertheidigen, denn ich vertraue mein Schicksal deiner Großmuth.“

Jeder der im Zorn oder in der Absicht zu stehlen die Thür eines Hauses einbricht, muß dem Herrn des Hauses eine von den Schiedsrichtern bestimmte Buße bezahlen.

Nothzucht wird ebenfalls mit einer Geldbuße bestraft, und der Schuldige ist verbunden die Beleidigte zu heirathen, oder wenigstens ein Lösegeld zu bezahlen, dessen Betrag sich nach dem größern oder geringern Ansehen richtet, in dem die Familie steht.

Klagt Jemand einen Andern des Diebstahls an, und opfert ein unreines Thier auf den Gräbern der Vorfahren des letztern, um diesen zu zwingen sich schuldig zu bekennen, und es ereignete sich später, daß die Unschuld des Angeklagten und der wahre Dieb entdeckt würden, so muß der Kläger dem Beleidigten den Preis seines Blutes bezahlen, und ihm und allen seinen Verwandten überdieß noch ein reiches Mahl auf den Gräbern seiner Väter spenden. Eine alte Sitte gestattet den Osseten nicht mehr als drei und einen halben Tag in jeder Woche zu arbeiten; der Sonntag, Montag, Freitag und die erste Hälfte des Sonnabends werden von ihnen regelmäßig als Feste gefeiert. Nur die dringendste Nothwendigkeit kann einen Osseten vermögen am Freitag oder Sonnabend zu arbeiten, und um die Bewilligung dazu zu erhalten, muß er feierlich ein fettes Schaf opfern, das dann seinen nächsten Nachbarn zur Mahlzeit überlassen wird.

Sitten und Charakter des portugiesischen Volkes.

(Schluß.)

Die Portugiesen haben die Gewohnheit, sich eine Menge Namen beizulegen, so zwar, daß derselbe gewöhnlich aus dem ursprünglichen Familiennamen, dem ihrer Gattinnen und jenem ihres Geburtsortes besteht. Das Wörtchen Dom führt allein der König und die nächsten Angehörigen des königlichen Hauses. Alle Personen vom Adel, die höheren Beamten, die Geistlichkeit, Aerzte und Diejenigen, welche einen Orden tragen, werden mit Vossa Senhoria (Euer Herrlichkeit), jeder Andere, wessen Standes er immer seyn mag, Vossa Mercê (Euer Gnaden) angeredet, und zwar in beiden Fällen an der Stelle der in andern Sprachen üblichen dritten Person. Bekannte nennen sich nur bei ihrem Taufnamen, welchem sie den Titel Senhor vorsetzen; jedes Frauenzimmer in den Städten wird Senhora Dona angeredet.

Die Sitten in der Hauptstadt sind schlecht; dieser Vorwurf trifft übrigens alle großen Städte; auf dem Lande kann man Dieses keineswegs behaupten. Man beschuldigt die portugiesischen Schönen, sehr geneigt zu Liebesintriken zu seyn; wenn Dieses nicht ohne Grund geschieht, so trägt wohl ihre Erziehung und besonders die Behandlung ihrer Eltern und Männer, die meiste Schuld, welche ihre Freiheit zu sehr beschränken und alle ihre Schritte bewachen; Dieses geht so weit, daß es die Männer ungern sehen, wenn ihre Frauen lesen und schreiben können, und daß sie sich lieber den Geschäften unterziehen, die allenthalben den Frauen zukommen, um nur zu verhindern, daß diese keinen Vorwand zum Ausgehen finden. Nie darf von der Frau oder den Töchtern des Hauses ein männlicher Besuch empfangen werden, und selbst dann dürfen sie nicht im Zimmer bleiben, wenn männliche Bekannte zu ihrem Vater oder Gatten kommen; der geistliche Hausfreund allein ist von dieser Regel ausgenommen. Manches Weib und Mädchen wird vielleicht gerade durch diesen Zwang gereizt, ihren Argus zu täuschen, und geht dann weiter, als sie es selbst wollte. Daß das weibliche Geschlecht, so sehr geschaffen, die Männer durch Geist und Anmuth der Sitten mehr noch zu beglücken, als durch Reize, die so oft schnell vorübergehend sind, in Portugal unendlich verwahrlost ist, bedarf keines Beweises, und ich bin der Meinung, ein Paar portugiesische Eheleute müßten sich, wenn die Flitterwochen vorüber sind, entsetzlich langweilen, um so mehr, da hier die meisten Heirathen von den Eltern geschlossen werden, ohne daß die Betheiligten eher, als vor dem Verlobungstage, etwas davon erfahren; und dennoch sind diese Ehen durchaus nicht unglücklich; ein Beweis, daß ehelicher Unfrieden mehr eine Folge äußerer Zwistigkeiten und Veranlassungen, als Mangel der Uebereinstimmung der Gemüther ist. Liebende finden gewöhnlich einen Vermittler an ihrem Beichtvater, der ihnen bei den Eltern, und zwar meistens mit großem Erfolge, das Wort redet; dadurch erwirbt er sich natürlich Ansprüche auf ihre Dankbarkeit und bleibt der Freund der Familie. In den Städten gibt es ohnehin kaum Eine, die nicht von einem oder zwei Klostergeistlichen besucht würde, welche alle Angelegenheiten der Familie besorgen und sich ihr unentbehrlich machen. Welchen großen Einfluß sie dadurch erhalten, läßt sich denken, und es ist ganz natürlich, da sie die öffentliche Meinung vollkommen leiten, daß jene Partei, welche es versucht, als ihr Gegner aufzutreten, einen schweren Kampf zu bestehen hat. Die Mönche Portugals sind die alleinigen Erzieher des Volkes; dieses vernimmt ihre Lehre mit dem Lallen des Säuglings; saugt ihre Grundsätze ein, und gewöhnt sich, nur zu glauben, was diese wünschen, daß es glaube. Darum war der Versuch der sogenannten Liberalen in Spanien und Portugal sehr unüberlegt, die alten Institutionen über den Haufen werfen zu wollen, so lange ihre festesten Säulen noch aufrecht stehen. Es mag rauh klingen; aber Wer Spanien und Portugal besuchte, wird mir beistimmen, daß es nur ein Mittel gibt, diesen herrlichen, aber höchst unglücklichen Ländern zu helfen, nämlich: Krieg, unerbittlicher Vertilgungskrieg den Mönchen.

Die Vergnügen der Portugiesen bestehen hauptsächlich in Kirchenfesten; zuweilen versammeln sich einige Familien am Abende und belustigen sich mit Tanz, welchen sie, gleich allen südlichen Völkern, leidenschaftlich lieben; bejahrtere Männer können ganze Tage beim Kartenspiele zubringen. Die Erziehung des Volkes ist so vernachlässigt und selbst die höheren Stände sind so sehr Fremdlinge im Gebiete der Wissenschaften, daß ihre Unterhaltung nur äußerst einseitig seyn kann; darum meiden sie auch den Umgang des Ausländers, wenn ihre Geschäfte mit ihm abgemacht sind. Auf dem Lande ist das Volk ohne Vergleich heiterer und gemüthlicher, als die Bewohner der Städte; ich habe auf meinen kleinen Wanderungen in der Umgegend Lissabons oft bemerkt, daß der Dudelsack eines umherziehenden Galliziers das ganze Dorf auf die Beine brachte; die Mühen des Tages,

Kummer und Sorgen wurden vergessen; die nächste beste freie Stelle verwandelte sich in einen Tanzplatz; die älteren Personen schlossen einen Kreis; die jüngern stellten sich zu der muntern Seguetilha an und überließen sich zwanglos dem Vergnügen dieses lebhaften und ausdrucksvollen Tanzes. Wenn Einer der Mächtigen des Landes, der, im Ueberflusse lebend und nichts entbehrend als Heiterkeit des Gemüthes, an einer solchen Gruppe vorbeigekommen wäre, die einen so lebhaften Kontrast mit der langen Weile und Uebersättigung bildete, welche so viele Stunden seines Lebens ausfüllten, so würde er nicht begriffen haben, wie man behaupten könne, der portugiesische Landmann sey auf das Höchste gedrückt, und im beständigen Kampfe mit Elend und Sorgen. Diese Bemerkung läßt sich auf gar viele Länder anwenden.

In Lissabon kleiden sich die Männer meistens nach englischer Mode; die Frauenzimmer gewöhnlich in schwarze Seide, den Kopf mit einem kleinen Spitzenschleier bedeckt. Frauenzimmer des Mittelstandes tragen Tuchmäntel mit langen Krägen und auf dem Kopfe ein dreieckiges weißes Tuch, dessen Zipfel rückwärts herabhängen, und dessen andere Enden unter dem Kinne zusammengebunden werden; mit diesem einfachen Tuche, welches auf die Art, wie es getragen wird, eingefallene Wangen bedeckt, breite Gesichter verlängert, und nur schöne Augen und Nasen zeigt, verstehen sie sehr geschickt zu kokettiren. Auf ihre Fußbekleidung verwenden sie viel, und mit Recht, denn sie haben durchgehends zierliche Füßchen. Das weibliche Geschlecht auf dem Lande kleidet sich wie die Städterinnen, nur in weniger kostbare Zeuge. Die Männer tragen kurze Aermelwesten und unter diesen andere von lebhafter Farbe; dazu kurze Hosen, Strümpfe und Schuhe; sie haben, gleich dem Städter, fast immer ihre Mäntel bei sich, die gewöhnlich von brauner Farbe sind und an denen eine große, flache Kapuze befestigt ist; diese Mäntel leisten, besonders in Lissabon, woselbst die Uebergänge von einem hohen Grade von Wärme zu einer sehr kühlen Atmosphäre gewöhnlich sind, treffliche Dienste.

Das Klima Portugals ist unstreitig eines der gesundesten und lieblichsten auf der Erde, und man athmet dort eine äußerst reine und stärkende Luft. Die Hitze des Sommers ist nur dann sehr empfindlich, wenn die Seewinde ausbleiben, welches selten geschieht, und die gewöhnliche Temperatur dieser Jahreszeit übersteigt selten zwanzig bis vierundzwanzig Grade R. In Deutschland ist die Hitze oft größer; aber sie hält in dieser Stärke nur ein Paar Tage an, weil ein Gewitter ihr bald ein Ende macht; in Portugal hingegen kann eine Hitze von dreiundzwanzig Graden und darüber mehrere Wochen dauern, ohne daß sich der Himmel im geringsten trübt; die Luft ist dann nicht schwül, wie bei uns, und der beständig heitere Himmel macht die Wärme sogar angenehm. Die kühlen Seewinde und die kalten der nördlichen Regionen mildern überdieß die Hitze außerordentlich und fallen sogar oft beschwerlich; indem sie den mit einem feinen Schweiße bedeckten Körper treffen und die Verdünstung dieser Feuchtigkeit hindern. Nach Sonnenuntergang läßt gewöhnlich der Wind nach, die nördlichen Lüfte und die des nahen Weltmeeres werden dann nicht mehr von den Sonnenstrahlen gemildert, und es wird sehr kühl. Kurz vorher noch so warm, wirkt dieser schnelle Uebergang um so empfindlicher auf den Körper, und man muß sich daher vor Erkältung besonders in Acht nehmen. Zur großen Verwunderung der Portugiesen fällt, obwohl höchst selten, selbst in Lissabon Schnee, der aber nur einige Minuten liegen bleibt. In den Gebirgen schneit es stark, und in Algarbien ist der Winter, in den höher liegenden Theilen des Landes, ziemlich strenge.

Vermischte Nachrichten.

In englischen Blättern liest man folgendes Schreiben der Gemahlin des Generals Torijos an eine Freundin in London:

„Paris den 19 Januar 1832.

„Ich erhielt Ihren freundschaftlichen Brief, und obgleich nicht im Stande zu schreiben, kann ich Sie doch nicht ohne Antwort lassen, wäre es auch nur, um Ihnen zu sagen, daß ich mich besser befinde, als ich wünsche oder es erwartet hätte. Sie kennen den Verlust, den ich erlitten, denn Sie wissen, wie wir mit einander lebten. Sie können also meinen Schmerz bemessen und begreifen, daß ich nicht den Mann zu überleben wünsche, der mein einziges Glück war. Ich bin hier in einem fremden Lande, und ohne Mittel, aber Dieß ist der letzte Gedanke, der mich beschäftigt, und obgleich meine Freunde sehr für meine Zukunft bangen, so ist mir die Sache doch ganz gleichgültig; denn nichts kann fürder mehr auf mich Eindruck machen, nachdem ich meinen geliebten Pepe und mein Vaterland verloren habe. Um was ich Sie noch zu bitten habe, besteht darin, daß Sie dem Herausgeber der . . . . . den beiliegenden Brief von M . . . r übergeben, und daß Sie ihn, wenn Sie es für angemessen halten, übersetzen und bald möglichst seine Einrückung besorgen. Der einzige Zweck des traurigen Lebens, das ich noch zu leben habe, soll darin bestehen, jeder Mißdeutung, die den Ruf meines angebeteten Gemahls verdunkeln könnte, zuvorzukommen; und hiedurch fühle ich mich auch bewogen, auf den Artikel in dem oben erwähnten Journal zu antworten. Mein Körper, obgleich stark und kräftig, beginnt zu unterliegen — eine Veränderung, die mich erfreut; denn die einzige Hoffnung beseelt mich noch, bald Dem ins Grab folgen zu dürfen, um dessen willen allein das Leben für mich einen Werth hatte. Meinen besten Dank an alle Glieder Ihrer liebenswürdigen Familie, und insbesondere an meine theure Charlotte; ich bitte Sie um Ihre Theilnahme und Ihr Gebet bei Gott für Ihre unglückliche Freundin Luisa de Torrijos."

Ueber das Lebensende des Generals fügen Briefe aus Malaga den bereits bekannten Vorfällen noch hinzu, daß er und seine Unglücksgefährten nach ihrer Gefangennehmung vierundfünfzig Stunden ohne einen Bissen Brod gelassen wurden, und sich diese Zeit über in dem Karmeliterkloster von Malaga befanden. Torrijos sagte vor seiner Hinrichtung: es werde früher oder später die Zeit kommen, wo sein und seiner Gefährten Tod mit den Waffen in der Hand gerächt werden würde, und Don Manuel Florez Calderon sprach in seiner letzten Stunde: „Kommen wird der Tag, wo an der Stelle dieses Klosters ein Denkmal zu ewigem Andenken Derer, die hier sterben mußten, errichtet werden wird, und dieses Land wird das Erbe unserer Nachkommen werden." Torrijos erbat sich die Erlaubniß selbst das Kommando zum Feuern geben zu dürfen. Man bewilligte es ihm, und er bestimmte als Zeichen, daß er seinen Hut auf den Boden werfen wolle. Hierauf wurden ihm die Augen verbunden und Torrijos zuerst unter dem Arme verwundet. „Feuer, Grenadiere," rief er den Grenadieren zu, „Feuer, ohne zu fehlen!" Beim zweiten Schusse wurde er von einer Kugel ins Auge getroffen; er fiel rücklings auf den Boden und starb mit den Worten: „Feuert sicher, meine Jungen, feuert." Die Leichen wurden nach der Hinrichtung unverzüglich auf den Kirchhof geführt und beerdigt. Der englische Konsul ließ den Engländer Boyd, der sich unter den Hingerichteten befand, nach dem protestantischen Begräbnißplatze bringen.

•

Englische Blätter enthalten folgende neuere statistische Notizen über Canada. Die Gesammtbevölkerung dieses Landes, das Montreal, Quebec, die Three Rivers, Gaspe, und die Grafschaft Bonaventure umfaßt, beläuft sich auf 434.598 Seelen. Das ganze bebaute Land besteht in 2.916,565 Morgen, hierunter 1.914,587 Morgen Brachfeld und Wiesen. Die inländischen Manufakturen sind in gedeihlichem Fortgang begriffen; es werden jährlich im Durchschnitte 158.696 Ellen Leinwand, 808.240 Ellen Flanelle und 1.153,675 Ellen Stoffe verfertigt. Die Zahl der Webstühle in der Colonie beträgt 13,243.

•

Einer der größten Bäume der Welt, der die Bewunderung aller Reisenden auf sich gezogen hat, befindet sich in Mexico auf dem Kirchhofe von Sta. Maria de Tesla, zwei und eine halbe Meile von Oaxaca. Es ist eine Cypresse, die nicht weniger als 127 (engl.) Fuß im Umfange mißt, und deren Höhe 120 Fuß beträgt. Im Verhältnisse zu ihrer Größe hat sie weniger Laub als der kleinste von den Bäumen, von denen sie umgeben ist. Einige ihrer Zweige haben dreißig Fuß Höhe. Diese Cypresse, von der schon Cortez in seiner „Geschichte der Eroberung von Oaxaca" als dem größten Wunder spricht, das er gesehen, und unter deren Schatten sein ganzes kleines europäisches Heer ausruhte, wird von den eingebornen und umliegenden Indianern mit heiliger Ehrfurcht betrachtet und „Sabino" genannt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 52. 21 Februar 1832.

Fürst Talleyrand.

(Fortsetzung.)

Ein Wort der Frau von Staël über Talleyrand scheint uns zu hart, um gerecht zu seyn; auch kann man seine Ueberraschung nicht bergen, es aus dem Munde einer französischen Dame zu hören. „En vérité, soll Frau von Staël gesagt haben, ce M. de Talleyrand, c'est la merde dans un bas de soie.“ Uebrigens wird dieser derbe Witz auch Fouché in den Mund gelegt. Frau von Staël, die eben so überspannt war in ihrem Hasse wie in ihrer Zuneigung und nie einen Anlaß vorüber gehen ließ, um ihren Vater oder ihren Geliebten, wenn sie einen hatte, zu vergöttern, konnte freilich nicht wohl einem undankbaren Freunde verzeihen oder ihn vergessen. Herr von Talleyrand war nach der Zurückberufung Chauvelin's nach Amerika gegangen und so den furchtbarsten Auftritten der Revolution fremd geblieben; als er nach Frankreich zurückkam, war die Schreckensherrschaft Robespierre's gestürzt und das Direktorium, Barras einen Altadeligen an der Spitze, suchte der gesellschaftlichen Welt von Paris wieder etwas von jener alten Eleganz zu geben, welche die letzten Tage der Monarchie verschönert hatte. Die Gesellschaft bestand damals freilich aus minder ausgesuchten und mehr gemischten Elementen; die Menschen, die darin den ersten Rang behaupteten, waren die Kinder ihres Unternehmungsgeistes oder ihrer Thaten; das ausgestandene Unglück, die Gefahren, die noch ob jedem Haupte schwebten, erzeugten einen wilden Durst nach den Genüssen des Lebens (seine Dauer war ja so ungewiß), der für die Zartheit des Geschmacks und die guten Sitten nicht sehr vortheilhaft war. Indeß bildete Barras, umgeben von seinem Hofe, dessen Zierde Frau von Tallien und Frau von Beauharnais waren, so wie Frau von Staël, die durch ihre glänzende Unterhaltungsgabe alle Talente und Celebritäten des Tages in ihre Salons zog, zwei Mittelpunkte von diesem Reiche der pariser Gesellschaft, dessen Wichtigkeit schon aus der Mühe, die sich späterhin Bonaparte gab, um die Sanktion des Faubourg Saint Germain zu erhalten, einleuchten mag. Herr von Talleyrand war eine alte Bekanntschaft der Frau von Staël, und er machte ihr daher auch häufig seine Aufwartung. Mit aller Anmuth des Umganges, die wieder Mode wurde, und mehr als irgend Jemand mit Talenten begabt, die ihm in der Gesellschaft, welche er besuchte, Rang und Ruf erwerben konnten, gelang dem Erbischof Alles, nur nicht eine Stelle in der Republik zu erhalten. Zu gleicher Zeit bedrängten ihn aber auch seine beschränkten Einkünfte mit unaufhörlichen Verlegenheiten. Schon in Amerika war er genöthigt gewesen, seine Uhr zu versetzen. Eines Tages kam er zum Besuche bei Frau von Staël früher als gewöhnlich, und indem er seine Börse zog, und zwanzig Franken, ihren ganzen Inhalt, auf den Tisch schüttete, sagte er: „Man muß leben, und hier ist Alles was ich habe; wenn Sie für mich nichts thun können, so darf ich nur immerhin gehn, um in die Seine zu springen.“ Frau von Staël, die Herrn von Talleyrand sehr zugethan, und entzückt war, eine Gelegenheit zu finden, wo sie zeigen konnte, wie weit ihr Einfluß sich erstrecke, ging sogleich an's Werk. Das Direktorium suchte damals seine Macht dadurch fester zu begründen, daß es sich mit Namen umgab, auf denen von der Schreckensregierung her keine Flecken hafteten, und wirklich gelang es auch Frau von Staël die fünf Direktoren zu überreden, daß sie einen köstlichen Gewinn an einem Mann von so großem Talent machen würden, der schon frühzeitig der Sache der Freiheit ergeben gewesen, ohne sich mit ihren Ausschweifungen zu beflecken, und der als Mann von Stand und Geburt den besten Minister abgebe, den man finden könne, um dem Mouvement Halt zu gebieten, und alle Elemente der Revolution in einen Bund zu verflechten. Frau von Staël sprach für eine so treffliche Sache und wußte so gute Gründe aufzuführen, daß ihre Beredsamkeit einen vollständigen Sieg errang und ihr berühmter Schützling zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde, weil er nicht mehr als zwanzig Franken in der Tasche hatte. Allein es kam die Zeit, wo Beschützerin und Schützling die Plätze wechselten; eine Menge unvorhergesehener Verhältnisse, bei denen ohne Zweifel mehr das Schicksal als freiwillige Schuld die Hand im Spiele hatte, verbot Herrn von Talleyrand länger der Freund der Frau von Staël zu bleiben, und Corinna durch das Unglück der Gegenwart und die Erinnerungen der Vergangenheit höchst erbittert, haßte ihn nun eben so sehr, als sie ihm früher nützlich gewesen war.

Wenn man einmal erkannt hat, daß ein Mann Fähigkeiten besitzt, so bleibt immer noch eine Schwierigkeit zu heben, nämlich die Frage zu lösen, unter welche Klasse dieses Talent eingereiht werden muß, und welchen Rang es unter andern Menschen von ausgezeichneten Fähigkeiten verdient. Die Schattirungen, durch die sich die Menschen von einander abstufen, entspringen größtentheils mehr aus der

Verschiedenheit ihres Charakters, als aus der ihrer Intelligenz. Den Einen zeichnete eine ausschließliche Anlage ihre Bahn zum Glücke vor, Andere schreiten auf ihr durch die Geschmeidigkeit fort, mit der sie sich in die Anforderungen der Verhältnisse zu fügen wissen. Andere endlich von einem gediegeneren Gusse bemächtigen sich, wenn sie an dem Wendepunkte ihres Genies einen günstigen Augenblick finden, mit einem Griffe der Staatsangelegenheiten und reißen wie eine Windsbraut alle Hindernisse, die sich ihnen in den Weg stellen, mit sich fort, während der Drang der Umstände das Volk, aus dessen Mitte sie erstehen, mit der Leidenschaft erfüllt, von der sie selbst beseelt sind. Dieß sind die Menschen, die in der Geschichte den größten Namen erringen; denn sie sind nicht bloß die Repräsentanten ihrer Zeit, sondern der eigentlichste und edelste Ausdruck derselben. Allein es bedarf eines ganz besondern Zusammentreffens von Umständen, um solche Charaktere hervorzuheben, und wenn in der Folge Begebenheiten eintreten, die minder ihrem Genie verwandt sind, so stürzen sie sich, unfähig der Macht der Ereignisse sich zu fügen, und fortgerissen von dem gewaltigen Sturm des inneren Antriebes, dem sie ihre Erhebung verdankten, in die Brandung, die sie zerschmettert. (Fortsetzung folgt.)

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

5. Mariana. — Die Calhombolas. — Besuch bei den Coroatos-Indianern. — Indianisches Kirchenfest in St. João Baptista.

(Fortsetzung.)

Erblickt man den brasilianischen Wilden zuerst, so ist man sehr geneigt, ihn für kupferroth zu halten; seine natürliche Hautfarbe ist aber die eines hellfarbigen Mulatten. Daß der nackte Mensch, der vom Tage seiner Geburt angefangen unausgesetzt den Strahlen der Sonne ausgesetzt ist, von dieser roth gebrannt wird, ist natürlich. Ueberdieß haben mehrere Nationen die Gewohnheit, sich theils zum Schmucke ihres Körpers, theils zum Schutze gegen den Stich der Insekten, von welchen die Wälder angefüllt sind, mit färbenden Thonerden und dem Safte verschiedener Pflanzen zu beschmieren, wodurch die äußere Hautfarbe zuletzt eine Veränderung erleiden muß. Die Kopfhaare der Wilden sind sämmtlich dunkelschwarz, glänzend, sehr dicht und so hart und steif, daß sie immer vom Kopfe abstehen; einige lassen sie lange wachsen, andere verschneiden sie, gleich den Ordensgeistlichen mancher Klöster. An den übrigen Theilen des Körpers haben sie nur wenige Haare; auch hierin weichen sie von einander ab, manche raufen sie alle aus, andere lassen sie natürlich wachsen. Die Gewohnheit, wie die meisten Völkerstämme Nordamerika's und Afrika's, den Körper zu tatauiren, bemerkt man bei den erwähnten wilden Nationen nicht; nur die Weiber ziehen an einigen Stellen des Körpers gefärbte Fäden durch die Haut, doch bemalen sich alle mit verschiedenen Figuren, um sich bei ihren Festen zu schmücken. Dieses ist auch die einzige Spur von Luxus, welchen man bei ihnen wahrnimmt, und obwohl die Weiber eitel sind, so bemerkt man doch nicht, daß die Neigung zum Putze ihre Erfindungsgabe aufgeregt hätte. Es ist ein großer Beweis derselben, wenn man einigen begegnet, welche ihren Hals mit einer Schnur angereihter Affenzähne zieren. Bei einigen Stämmen unterbinden die Mädchen die Füße zwischen die Knie und Waden, wodurch dieser Theil ungemein dünn bleibt, und der Waden dagegen stärker hervortritt; sobald sie aber heirathen, wird diese Binde gelöst.

Die Eroberer Brasiliens und einige talentvolle Männer, welche dieses Land damals besuchten, und sich längere Zeit unter den Ureinwohnern aufhielten, schilderten sie fast einstimmig als harmlose, gutmüthige und gefällige Menschen, welche neben den Mängeln des im Naturzustande lebenden Geschöpfes auch wieder jene guten Eigenschaften besaßen, die unter den gebildeten Völkern immer seltener werden. Sie zeigten sich als treue Verbündete der europäischen Ankömmlinge, und wer die Geschichte der Missionen kennt, welche die Jesuiten am Paraguay gründeten, der wird mir beistimmen, daß diese Indianer unter die Klasse der gutmüthigsten Menschen gerechnet werden müssen. Heut zu Tage finden wir, mit geringer Ausnahme, den Charakter der brasilianischen Wilden auffallend umgeändert und durchaus dem Gemälde, welches wir von ihren Vorfahren besitzen, unähnlich. Wir nehmen fast bei allen eine wirklich bedauernswerthe Seelenstarrheit wahr; eine düstere, melancholische Seelenstimmung scheint sie ausschließlich zu beherrschen; sie zeigen gegen Alles, was sie sehen, eine an Stumpfsinn gränzende Gleichgültigkeit; sie bewundern nichts, sie äußern keinen Tadel, ahmen auch nichts nach, selbst wenn der Vortheil, der daraus für sie hervorgeht, ihnen unmöglich entgehen konnte. Man vermißt endlich bei den meisten Volksstämmen jede Spur des Daseyns edlerer Gefühle; sie sind weder anhänglich, noch für genossene Wohlthaten empfänglich, und nicht selten üben sie gegen Diejenigen, die ihnen Gutes thaten, dieselbe Tücke aus, wie gegen ihre ärgsten Feinde. Man kann diese traurige Veränderung ihres Charakters, diese Verläugnung aller bessern Gefühle allein dem empörenden Betragen der Portugiesen zuschreiben, welche diese unglücklichen Menschen, seitdem sie von Brasilien Besitz nahmen, unaufhörlich verfolgten und sich die schändlichsten Handlungen gegen sie erlaubten. Wie die Spanier die harmlosen Völker Peru's und Meriko's gleich wilden Thieren behandelten und zuletzt beinahe gänzlich aufrieben, so verfuhren auch die Portugiesen mit den rechtmäßigen Besitzern Brasiliens, obwohl die Fürsten, die über Portugal herrschten, zu verschiedenen Zeiten zu Gunsten der Indianer lobenswerthe Gesetze gaben. Wie diese beobachtet, wie ihnen gehorcht wurde, hat die Geschichte dieses Landes in ihrem richtenden Buche aufgezeichnet; ein Beweis, daß Gesetze ohne die Kraft oder den ernsten Willen, ihnen Achtung und Gehorsam zu verschaffen, keineswegs zur Wohlfahrt der Völker beitragen, und zu nichts Weiterm dienen, als das Gewissen des Fürsten, der sie gab, zu beruhigen, und den Völkern den Vorwand zur gerechten Klage zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Erinnerungen aus Warschau und Nachträge zu den Memoiren über Polen von Harro Harring. Nürnberg 1831.

(Fortsetzung.)

Das Leben des russischen Gardeoffiziers bietet keine erfreulichere Abwechslung, als das der Gemeinen in den Kasernen. Derselbe unterscheidet

Zwang, dieselbe geisttödtende Einförmigkeit des blindlings gehorsamen Dienstes. Der Verfasser gibt eine nicht sehr erfreuliche Schilderung hievon in Folgendem:

„Wir wollen die drei Tage aus dem Leben eines Garde-Kavallerie-Offiziers im Geiste durchwandern, und haben dann ein Bild der langen Jahre, der ewigen Sehnsucht nach Avancement, die erst gestillt würde durch das Patent zum General-Feldmarschall. Es ist mitten im schönsten polnischen Sommer, der nicht minder warm und schwül ist, als irgend ein anderer; der Garde-Offizier träumt auf seiner feinen Matratze vom Genusse des Lebens, und erwacht um halb vier Uhr, auf das Pochen oder Rufen seines Bedienten, der bereits die Thee-Maschine (den Samowar, „Selbstkocher") auf den gedeckten Tisch gestellt hat. Der Erwachende schlägt fragend die Augen auf, blickt mit Resignation auf das Elysium seiner Traumwelt zurück, indem er sich besinnt, daß er heute du Jour seyn wird. Iwan, Feodor, Stas (Anastasius) oder wie der Bursche heißt, reicht seinem Herrn die bereitliegenden Unterkleider, und mürrisch gähnend bei dem Gedanken an das bevorstehende Tagewerk des Müßigganges, schlüpft der Garde-Offizier in die rothbestreiften Pantalons, oder in die grauen (je nachdem der Esprit de corps es mit sich bringt), macht seine Toilette bis zum Umwurfe des seidenen Schlafrocks, und setzt sich aufs Kanapee, an den Theetisch, zum Frühstück, braut etwa zur Veränderung seinen Kaffee und springt auf nach kurzem Prozeß, indem er einen der oben bezeichneten Dutzend-Namen ruft, worauf der Diener hereintritt und ihm die Uniform anlegt.

„Die Taille wird bestmöglich geschnürt, und die ganze Puppe vor einem Figurspiegel in Stand gesetzt. Endlich klirrt der Heldensäbel an der Linken, der Helm, der Kolpack, oder die Schapke wird aufgestülpt, und der Diener reicht in aller Eile ein Paar saubere Handschuh dar, der Mantel wird umgehängt und die Droske fährt vor, und es geht nach Belvedere zu, wo der Leser der „Memoiren" bereits die Ankunft eines Offiziers du jour beobachtet hat. Wir übergehen die Darstellung der Scenen auf Belvedere, und begleiten den Offizier auf anmuthigen Wegen durch die Alleen und Gänge zu Lazienki, in die Kaserne seines Regiments, und, wenn es ein Subaltern-Offizier, in die Kaserne seiner Escadron, wo sein Bedienter auf ihn wartet, mit allen Siebensachen, welche die Bedürfnisse des Tages erfordern. Es ist gegen sieben Uhr vorgerückt, oder schon später (je nachdem das Lever zu Belvedere kurz oder lange dauerte), der abgelöste Kamerad eilt nach Hause, und freut sich seiner beschränkten Freiheit. Iwan oder Feodor schleppt nun das Bündel ins aufgeräumte du Jour-Zimmer, welches Letztere, außer einem Kamin, einem Ofen und zwei ledernen Sopha's, einen Tisch und einige Stühle umschließt. Es wird ausgepackt, und es findet sich ein Korduan-Kopfkissen, nebst orientalischer Pfeife mit Bernstein, und eine Schnappsflasche. Das sind die drei Hauptdinge. Ist der Offizier ein Ausländer, oder ein Kur-, Esth- oder Liefländer, so befinden sich auch ein paar Bücher unter den Siebensachen, die beim Russen seltener vorhanden, wenn es nicht etwa ein Fürst ist. Der Tatar denkt noch weniger an Lektüre. Der Pole hat etwa drei französische Bücher neben sich liegen und — liest in keinem, und polnische Lektüre darf er nicht lesen.

„Ist der Escadrons-Chef zugegen, so muß Iwan warten, und der Offizier du jour begleitet den Obristen oder Rittmeister Schritt vor Schritt, wohin er sich wendet. Diese Promenade, im ewigen Dienstgespräche über Knöpfe und Hufnägel, dauert oft bis zehn Uhr, und dann erst ergreift Iwan die Stiefel seines Herrn, der sich gähnend aufs Kanapee setzt, und sich entkleiden läßt. Aus Oekonomie wird nämlich eine alte Uniform angelegt, und die neublanke nach Hause geschafft, wogegen die gesunde Vernunft gar nichts einzuwenden hat. In der vollen Uniform, mit Epaulets und Sporen, höchstens zur Bequemlichkeit aufgeknöpft und entschnürt, wirft sich nun der Offizier du jour aufs breite lederne Kanapee, die Furaška (Interimsmütze) auf dem Kopfe, lehnt sich ans bezeichnete Korduan-Kissen, und schläft ein mit dem ängstlichen Gedanken, im Nu aufspringen zu müssen, wenn es etwa irgend einem Kommandeur einfallen sollte, die Escadron zu besuchen.

„Vor seiner Thüre, gemeiniglich auf der äußeren Schwelle, sitzt ein Soldat ohne Waffen, der wie ein Hund, den Schlaf seines Herrn bewachen muß, um ihm bei Zeiten melden zu können, wenn etwas vorfiele. Dieser Wächter ist ebenfalls du Jour, und muß sitzen bis Nachts um zwölfe, wo ihn ein anderer ablöset. In der Kaserne herrscht das ganze Jahr hindurch Grabesstille. Keine Seelenheiterkeit macht sich Luft in übermüthigem Tumult. Leise, ernst und düster schleicht der Soldat umher, ängstlich, schüchtern und furchtsam, denn der Offizier du jour ist in der Nähe, und im Stalle ruhen die schönsten Ruthen. Auf solche Weise schläft der Kornet oder Lieutenant ungestört bis Mittag, wenn kein Donnerwetter von Oben ihn aufschreckte.

„Es ist gegen zwei Uhr, und Iwan erscheint mit dem Essen, entweder vom Restaurateur unweit der Kaserne, oder (wenn der Offizier seine eigene Küche führt) vom Hause. In letzterem Falle ist es eine Doppel-Portion, und ein Kamerad du jour ist im Voraus eingeladen. Ein „Kümmel" wird vorangeschickt. Das Diner wird eingenommen, der Hauskoch wird gelobt, oder der Restaurateur wird mit Heißhunger getadelt und verflucht. Es wird Kaffee getrunken und mit Wohlbehagen eine Pfeife „Wachstoff" geraucht, oder vorher ein paar Stündchen geruht, je nachdem die Eigenthümlichkeit oder die Gewohnheit entscheidet. Kaum aber ist dieß oder jenes begonnen, so stürzt der Wächter herein mit dem halb leisen Ausrufe: „Der Obrist —! — der Rittmeister!" und die Pfeife oder der Schlaf wird bei Seite geworfen, und in fliegender Eile muß die Toilette gemacht werden. Bis auf jeden Knopf in bester Form, stürmt nun der Held „des Tages" dem Feinde — nein, dem Chef der Escadron entgegen, rapportirt und schließt sich ihm an, wie früher. Es werden Rekruten exerzirt, Pferde untersucht, oder eine Wache wird probirt, welche morgen aufziehen soll; — immerhin dauert die Geschichte einige Stunden, und so lange der Chef kein Zeichen der Entlassung gibt, darf der Lieutenant oder Kornet sich nicht in sein Zimmer zurückziehen. Endlich empfiehlt sich der Escadrons-Kommandeur, und fluchend über die Dienst-Langeweile kehrt der Geplagte zu dem Kameraden zurück, wenn dieser nicht etwa zu einem ähnlichen Rapport in seine Kaserne geholt worden.

„Es ist jetzt anmuthig kühl, und unter dem antiken Vorsprunge des Portals besonders schattig und angenehm. Da sitzt nun der Offizier du Jour mit seiner Pfeife und einem Buche, oder wenn das Lesen ihm schwer wird, mit der Pfeife allein, falls nicht just einige Geistesverwandte mit ihm dujouriren, welche sich zu einer Karten-Partie zusammenfinden — was höchst selten unter Ausländern geschieht. Der Abend naht, aus dem Stade her ertönen die Drommeten, — der General ist im Regiment, und in der That, dieses Konzert ist wenigstens eine Unterhaltung für den Offizier du jour, der etwa die Melodien mit Kunstverstand nachpfeift oder nachbrummt, sich besinnt, aus welcher Oper die Passagen wohl seyn mögen, und dann aufspringen muß, indem der Escadrons-Chef schon wieder angekommen ist, der sich um diese Zeit dem General zu zeigen pflegt in seinem Diensteifer. Zwischen sieben und acht Uhr wird Appel gehalten. Der Offizier du jour wandert beim Verlesen vor der Kittelfronte auf und ab — es fehlt „keine Seele," und er begibt sich zum Rittmeister du jour, demselben zu rapportiren, „daß die Escadron in der besten Ordnung." Der Rittmeister, wenn auch noch jünger an Jahren, als der alte Lieutenant oder Kornet — empfängt den Dienstrapport mit lächelnder Würde oder mit stillem Ernst, je nachdem das persönliche Verhältniß; ladet aber den Ueberbringer freundschaftlichst zum Thee, wozu er den Samowar nebst Zubehör ins Regiment bringen ließ. Es wird ein Tisch unter die Pappeln oder in den schmalen Vorgarten gestellt, und bestens belastet. Diese trauliche Gesellschaft der Fünfe vom Regiment wiederholt sich alle Abend unter andern Individuen, und bietet einen besondern Reiz der Kameradschaft. Jeder raucht seine Pfeife und trinkt seine zwei Biergläser voll starken Thee, wobei die Zeit verstreicht und manches Wort gesprochen wird — im Vertrauen auf Charakter — welches Letztere aber nicht allzuweit ausgedehnt werden muß; da es Beispiele gegeben, daß sogar ein Kamerad den andern verrathen, indem er höhern Orts rapportirte, was zu ähnlicher Stunde gesprochen worden.

„Gegen Mitternacht begibt sich ein Jeglicher in seine besondere Escadron, wirft sich aufs Lager, hüllt sich in den Mantel und schläft, bis etwa der General du jour um Mitternacht die Kasernen visitirt, oder bis der Escadrons-Chef um vier oder fünf Uhr im Regiment erscheint, und eine Musterung 2c. und die Anwesenheit des Offiziers du Jour verlangt. In dieser Stellung trifft ihn nun meistens der Ablösende — wie er den frühern; und Iwan hat schon Alles zusammengepackt, und die Siebensachen werden nach Hause getragen. Der zweite Tag ist mithin begonnen. Der Garde-Offizier kommt nach Hause, wirft die zerlegene, bestäubte Uniform von sich, und setzt sich zum Frühstück, welches ihm vor Müdigkeit nicht

sonderlich schmeckt. Er geht zu Bette, und schläft ruhig bis eilf Uhr; steht auf, setzt sich ans Fenster, während Iwan ein bescheidenes Gabelfrühstück ordnet, oder er kleidet sich an und begibt sich in „halber Form“ (d. h. im Uniform-Oberrock mit Degen ꝛc.) zu Tennstädt in der Miodowa Ulica (Methstraße) — oder in sonst eine solide Weinwirthschaft, wo um diese Zeit, nach der Parade, einige Kameraden beim zweiten Frühstücke anzutreffen sind. Ist das geschehen oder nicht, so sitzt er wenigstens um zwölf Uhr wieder in seinem Lehnstuhle am Fenster, schaut auf den Alexanderplatz, oder in die „neue Welt“ hinaus, trommelt mit dem Daumen vor Langerweile, sieht die Generale vorüberfahren, und wirft Blicke der Sehnsucht auf irgend eine reizende Erscheinung, welche zu Fuße, zu Wagen oder zu Pferde dahinschwebt, schaut nach der Uhr aus natürlichen Gründen: die im leeren Magen Raum finden; und so wird es endlich zwei Uhr. Der Tisch ist gedeckt — und einsam oder höchstens mit zwei Kameraden wird das Mahl eröffnet, denn das Diner in Privatgesellschaft ist durch höhern Willen untersagt: es könnte Veranlassung geben zu — demagogischen Gesprächen. Nach Tische wird ein sanftes Mittagsschläfchen abgeschlummert, und um vier oder fünf Uhr setzt man sich wieder ans Fenster, und raucht seine Pfeife und trommelt mit dem Daumen und schaut in die Welt hinaus. Nun würde es sehr zweckmäßig seyn, einen Gang ins Freie zu unternehmen, oder irgend einen Gesellschaftsort zu besuchen. — Letztere aber existiren in Warschau nicht, weil das russische System dergleichen öffentliche Berührung zu vermeiden strebt; sie könnte Veranlassung geben zu demagogischen Umtrieben. Noch weniger kann sich der Garde-Offizier zu einem Spaziergange aus dem Thore wagen. — Der Großfürst könnte ihm begegnen, ihn fragen, was er vorhabe? mit wem er da draußen zusammentreffe? ꝛc. Er bleibt also auf sein Zimmer beschränkt, wenn es kein Theater gibt, und auch das Theater kann er nicht täglich besuchen, da er durch seine Uniform an den Platz gebunden ist, der einen Silberrubel kostet, und die Rubel hangen nicht immer so los, als die Flüche für seinen Iwan. Er wandert daher höchstens einmal die „neue Welt“ auf und ab, erneuet das fare l'amore, wenn die Gelegenheit sich just darbietet, oder begrüßt einen Kameraden im Vorübergehen mit einer Klage über die schauderhafte Langeweile. Darauf begibt er sich nach Hause und trinkt Thee, oder folgt einer Einladung und nimmt den Thee in Gesellschaft ein, etwa in der Familie eines Gardegenossen, oder bei einer gastfreien Dame, je nachdem die Verhältnisse, Bekanntschaften und Zufälle eine Veränderung herbeiführen. Um neun Uhr geht man aus Familienkreisen nach Hause oder sonst wohin, wenn man seither einsam zu Hause gesessen, verweilt etwa ein Stündchen in einer Restauration, was aber sehr selten geschieht, indem man durch Spione genirt, sich nicht laut unterhalten kann. Gegen Abend ist übrigens schon über den folgenden Tag entschieden worden, der Laufschreiber der Escadron hat den Prekas *) gebracht und ihn, wenn er den Offizier angetroffen, laut vorgelesen.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Tagsbefehl.

Vermischte Nachrichten.

Die Aufmerksamkeit des englischen Publikums ist gegenwärtig sehr durch einen im königlichen Hause erhobenen Erbfolgestreit in Anspruch genommen. Der Herzog von Sussex, einer der jüngern Brüder des Königs, vermählte sich im Jahre 1793 mit Lady Augusta Murray, und obgleich sein Vater und die königliche Vermählungsakte (royal marriage act) diese Verbindung als ungültig erklärten; so beging er nach seiner Rückkehr nach London dennoch seine Hochzeit feierlichst in Hanover-Square. Der Prinz hatte sich in dem Ehevertrag unter dem Namen August Guelph einzeichnen lassen, und den einfachen Beinamen „Arbeiter“ (Labourer) angenommen. Der geistliche Gerichtshof sprach gleichfalls die Nullität dieser Heirath aus, indeß verlieh Georg III, im Jahre 1806 doch der Lady Augusta Murray den Titel einer Gräfin von Amelande. Sie starb im Jahre 1830 am 28 Februar. Die aus dieser Ehe entsprungenen Kinder, August und Helene von Este, haben nun berühmte Rechtsgelehrte, wie den Dr. Lushington und Herrn Richard, zu Rathe gezogen, und diese ein Gutachten ausgestellt, worin bewiesen wird, daß die Kinder der Gräfin von Amelande gesetzliche Ansprüche haben, ihrem Vater, dem Herzog von Sussex, in Namen, Rang und Privilegien zu folgen. Die Rechtsgründe, auf die man sich hiebei stützen will, sind, daß der Herzog als Prinz und englischer und irländischer Pair durch Nichts gehindert werden konnte, im Auslande eine eheliche Verbindung einzugehen; zumal da in der Zeit, von der es sich handelt, Ireland noch seine abgesondert eigene Gesetzgebung besaß. Man sagt Georg IV habe dem jungen August von Este den Rang eines Marquis angeboten, dieser aber ihn nicht angenommen. Jedenfalls dürfte es schwieriger halten, diese Prätendenten zufrieden zu stellen, als die Ansprüche der Herzogin von Cumberland, einer gebornen Lady Willmot. Vorzüglich sind es die Damen aus der Familie Fitz-Clarence (die außerordentlichen Kinder des gegenwärtigen Königs), die sich den Ansprüchen der Familie Este widersetzen. Der Herzog von Sussex besteht darauf, daß seinen Kindern ihr Recht werde; allein, wie es scheint, verhindern es Graf Grey und der Lordkanzler Brougham, daß die Sache vor das Parlament gebracht wird. Lord Stowell, Richter des Oberkonsistoriums, hat inzwischen schon wiederholt die Entscheidung gegeben, daß Heirathen, die gültig im Auslande geschlossen werden, auch in England gleiche Gültigkeit haben.

•

Der Nordamerikaner Cooter, Kapitän eines Schiffes auf der Linie von New-York nach Liverpool, hat den atlantischen Ozean gegenwärtig zum hundertundsechsundfünfzigsten Mal durchschifft.

---

* * *

Wir ergreifen diese passende Gelegenheit, das angekündigte Werk, welches, jedem gesezwidrigen Zweke fremd, tüchtige deutsche Volksbildung verbreiten will, und von den edelsten Patrioten des Vaterlandes geleitet wird, dem deutschen Publikum zur kraftvollsten Unterstüzung zu empfehlen.

Die erste Lieferung, mit Rotteck's ganz ähnlichem, von Barth in Stahl gestochenem Bild geschmükt, wird am 15 Februar in 20,000 Exemplaren versendet.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 53. 22 Februar 1832.

Erinnerungen aus Spanien.

5. Der Unbekannte.

Eine qualvolle Nacht hatte ich zugebracht. Den Kopf noch voll von den schrecklichen Träumen meines Schlafes stand ich auf. Es trieb mich unwiderstehlich nach der Capilla, und doch sträubte sich mein Gefühl vor dem Gedanken, die letzten Qualen eines armen Menschen mit ansehen zu müssen. Ich konnte nicht helfen, nicht trösten, und doch konnte ich meinen Blick nicht abwenden von dem Gorgonenhaupt, das mich mit Schlangenzauber hinzog. Um acht Uhr Morgens stand ich wieder in der Capilla. Ich fand den Bruder Pedro im Vorgemache sitzen, traurig und niedergeschlagen. Er erzählte mir, Guzman habe sich Abends wieder erholt und sey ruhiger und gefaßter geworden, als man hätte denken sollen. Selbst von Mariquita hatte er nicht mehr gesprochen, bis das Abendsalve ihm den schrecklichen Auftritt des Morgens wieder in's Gedächtniß rief. Traurig fragte er, ob er nicht noch ein Mal seine Frau sehen dürfe. Man mußte ihm alle Hoffnung dazu rauben, indem man ihm begreiflich zu machen suchte, eine zweite Zusammenkunft würde dem armen Kinde tödtlich werden. Guzman senkte den Kopf und schwieg. Gegen zehn Uhr Abends hatte ihm Bruder Pedro erklärt, daß die Brüderschaft des Paz y Caridad fünfhundert Realen zu seiner Verfügung stelle, über die er durch letzten Willen bestimmen könne. Der Unglückliche hatte sein Vermächtniß in die Hände des Bruders gelegt und Mariquita zur Erbin eingesetzt. Gegen ein Uhr Morgens erhielt Guzman die letzte Oelung der Capilla. Durch eine seltsame Auskunft ist man bedacht gewesen, dieses Sakramentes auch die Verurtheilten der Capilla theilhaftig zu machen. Da die Kirche den zum Tode Verurtheilten in der Regel nicht die letzte Oelung gestattet, so läßt man sie ein Vaterunser und ein Ave Maria für jeden Theil des Leibes beten, der gewöhnlich bei Kranken mit dem heiligen Oele gesalbt wird. Der junge Mensch hatte sich sehr bereitwillig gezeigt zu Allem, was man von ihm verlangte. Mit eben so viel Erbauung hatte er alle Besuche der Mönche von allen Orden und Farben angenommen, die die Nacht über kamen, um ihm Trost einzusprechen, und so dem Unglücklichen mitleidslos selbst die Wohlthat eines augenblicklichen Schlummers streitig machten. Mit unaussprechlicher Sanftmuth hatte er alle frommen Zusprüche der Mönche angehört, die ihn glücklich priesen, daß er für sein schreckliches Verbrechen noch so gelind bestraft werde. So gequält und da er seit vier und zwanzig Stunden jede Nahrung zurückgewiesen hatte, war er am Morgen so erschöpft, daß kaum noch eine Spur von Leben an ihm zu entdecken war.

Allein der Unglückliche hatte noch nicht alle Martern bestanden. Ich trat mit dem Bruder Pedro in's zweite Gemach der Capilla. Guzman saß neben seinem Beichtvater, das Haupt auf die Brust herabgeneigt. Seine Augen, obgleich erloschen und eingefallen, verriethen dennoch, daß er mich noch erkenne. Zwei Brüder traten herein, um ihm den Kittel des Verurtheilten anzulegen. Pedro nahm den jungen Menschen in seine Arme, während ein anderer Bruder ihm den „Saco“ anzog, eine Art Sack, eine Bluse von weißer Leinwand; dann setzte man ihm eine Mütze von blaßgrüner Farbe, den „Gorro“ auf. Dann ließ man den erschöpften Menschen wieder auf seinen Stuhl zusammensinken.

Ein junger Mann, den ich bisher nicht in der Capilla gesehen hatte, trat herein. Er war zwei oder vier und zwanzig Jahre alt. Seine Gestalt erschien durch eine ziemliche Wohlbeleibtheit etwas verkürzt. Seine Gesichtszüge waren regelmäßig und schön; allein die Blässe seines Gesichtes, seine großen schwarzen Augen mit ihrem feuchten Blick gaben ihm einen Ausdruck von Leiden und Melancholie. Er trug weite Beinkleider, eine Jacke von dunkelblauem Tuch und den Hut eines Majo. Dieser junge Mann war der „Verdugo“ — der Henker. Die Stelle eines Henkers in Madrid ist sehr einträglich. Man schätzt sein tägliches Einkommen auf 120 Realen. Dieß besteht theils aus seinem fixen Gehalte, theils aus dem Ertrage eines Privilegiums, durch das er berechtigt ist, in dem Hofe seines Hauses, das an den Carcel de Corte stößt, die Esel, Maulthiere Pferde und Wagen aller Landleute, die Lebensmittel nach Madrid zu Markte bringen, aufzunehmen. Außerdem erhält er für die Hinrichtung eines jeden Verurtheilten eine Unze Gold. Der Vater des gegenwärtigen Henkers war vor Kurzem erst gestorben, und sein Sohn nach dem Recht der Erbfolge in seine Stelle eingetreten.

Guzman hatte den Fremden zuerst erkannt. Ein Fieberschauer schien ihn zu rütteln. „Mein Bruder,“ sagte der Henker, „willst Du mir verzeihen, auf daß auch Gott Dir verzeihen möge?“ — Der Kranke erwiderte mit einer Neigung des Kopfes. Nun schnürte der Henker die Hände des Verurtheilten mit einem Stricke so fest zusammen, daß sie blau wurden von dem unterlaufenen Blute —

eine neue Folter, wahrscheinlich um den halbtodten Menschen wieder ein wenig zum Leben zu bringen. Und wieder erhoben die Stimmen der Gefangenen ihren klagenden Gesang: „Gnadenreiche Jungfrau, erbarme Dich unsers Bruders, der zum Tode geht und bitte für ihn bei Deinem geliebten Sohne." Ich glaubte, dieß Salve bedeute den Aufbruch zur Hinrichtung. Allein Dieß war nicht der Fall. Der Henker ging hinaus, und der Pater Antonio gab uns ein Zeichen, ihn mit dem Verurtheilten allein zu lassen. Die Brüder und ich blieben eine gute Weile in der ersten Kammer der Capilla. Die Glocke von Santa Cruz schlug endlich die Mittagsstunde — die Stunde des Aufbruches. Eine geschäftige Bewegung fing um mich her an; eine Menge Leute kamen und gingen. Drei neue Kapuziner mit langen Bärten und noch einige Brüder der Gesellschaft des Paz y Caridad waren gekommen. Man machte sich auf den Weg. Der junge Mensch verließ die Capilla auf den Arm des Bruders Pedro und eines Andern gestützt. Der Pater Antonio schritt voran, das Kruzifix in seinen gefalteten Händen. Dann folgten die andern Kapuziner und Brüder. Ich ging einige Schritte hinter ihnen her. So bewegte sich der Zug langsam bis an's Ende des Korridors, wo er Halt machte.

Guzman stand vor einem Fenster, das auf einen Hof hinausging, wo die Gefangenen versammelt waren. Man öffnete es, um den Verurtheilten hinab sprechen zu lassen. So will es der Brauch. Der Verurtheilte muß, bevor er das Gefängniß verläßt, um zur Hinrichtung zu gehen, wenn er kann, einige Worte des Abschiedes an die übrigen Gefangenen richten — despedirse, wie man es nennt. Der junge Mensch hatte kaum die Kraft einige Worte zu flüstern. Der Zug setzte sich dann wieder in Bewegung. In der Vorhalle des Gefängnisses, bevor das Thor geöffnet wurde, war noch eine Ceremonie zu verrichten. Der Verurtheilte mußte sich vor einem Bildniß der heil. Jungfrau, das in einer Mauerblende stand, auf die Knie werfen, und ein Gebet verrichten, wozu ihm sein Beichtvater die Worte ins Ohr flüsterte. Hierauf wurden ihm die Ketten von den Füßen abgenommen. Bereits wartete die Begleitung des Verurtheilten vor der Gefängnißpforte. Als sich diese öffnete, gewahrte man den Henker, der einen Esel, ein muntres hübsches Thier, am Zaume hielt; auf ihm sollte der Gefangene an den Ort der Hinrichtung reiten. Er bestieg ihn, und der Henker schnürte dem Verurtheilten die Beine unter dem Bauch des Thiers zusammen, um ihn auf dem Sattel zu erhalten. Der Athem versagte mir; ich mußte Luft haben; ich drängte mich zwischen der Volksmenge durch, die das Gefängnißthor umgab, und eilte durch das enge Gäßchen „del Verdugo" in die Straße „de los Estudios."

Fürst Talleyrand.

(Fortsetzung.)

Wir haben ein großes Beispiel dieser Art in unsern Tagen gesehen. Genau in dem Augenblicke auf der politischen Schaubühne angelangt, wo sein Charakter und seine Talente sie zu beherrschen wußten, durchlief Napoleon eine Bahn, die sich in drei Zeiträume abtheilen läßt; den ersten bildet die Zeit, wo in Frankreich Volk und Heer Eins waren, und wo das Bedürfniß der Sicherheit im Innern und die Leidenschaft für den Ruhm nach Außen in ganz Frankreich vorwalteten. Dieß war die eigentliche Epoche, der Napoleon angehörte und die mit seinem Instinkt zu herrschen und seinen militärischen Talenten in Einklang stand. Damals war er wirklich, wofür er sich später mit Unrecht hielt — der eigentliche und einzige Repräsentant seiner Nation. Die zweite Epoche war jene, wo er von seinem ehrgeizigen Genie fortgerissen, die öffentliche Meinung hinter sich zurück ließ, die ihm späterhin auf seiner Laufbahn Halt gebot. Die Bewunderung seiner Kriegsthaten, die ihn an die Spitze der Republik erhob, diente ihm als Grundlage für seine willkürliche Imperatorenherrschaft, und aus der Sehnsucht nach Sicherheit, die in seine Hand die Magistratur über ein freies Volk gelegt hatte, band er sich die eiserne Ruthe serviler Unterwürfigkeit. Die dritte und letzte Periode von Napoleons Herrschaft begann, als sein Despotismus in der öffentlichen Meinung, die vorher getrieben von dem Bedürfniß nach Ruhe die Tyrannei begünstigt hatte, eine Reaktion bewirkte, während zu gleicher Zeit sein kriegerisches Genie Alles ermüdet hatte, selbst den kampfesmuthigen Enthusiasmus seiner Soldaten. Damals war es, wo die Freiheit mit jedem Dekrete, das sie bändigen sollte, neue Kraft gewann, und der Sieg verließ endlich die Adler jener großen Armee, die fast entmuthigt zu ihren letzten Eroberungen auszog. Zwar verachtete der Kaiser des Jahres 1812 die Popularität nicht; allein da Entschlossenheit und Gewalt die Elemente seines Genie's waren, so schmeichelte er sich immer noch, daß Entschlossenheit und Gewalt es seyen, die sie ihm erwerben könnten. Mit Einem Wort, die Energie und die Eigenthümlichkeiten seines Charakters, die ihn zum Typus von einem jener politischen Momente machten, in die das französische Volk mit Sturmes Ungestüm hineingerissen wurde, waren zu unbeugsam und unbändig, um sich den Bedürfnissen und Anforderungen einer andern Zeit zu fügen.

Der Charakter unsres erlauchten Diplomaten bildet fast den geraden Gegensatz zu dem seines Gebieters und ihre Verschiedenheit ist das Doppelresultat des Temperaments und der Verhältnisse. Der Mann, dessen Kindheit unter den Felsen von Corsica und dessen Jugend mitten unter jenen Entbehrungen verflossen war, die der romantischen Zeit des Lebens ein schärferes Gepräge aufdrücken, konnte nicht dem jungen Edelmanne gleichen, dessen Kindheit zwar auch ihre schlimmen Tage hatte, aber doch in der Atmosphäre eines Hofes gewiegt wurde, an dem sich nachmals seine Jugend nur allzuoft in dem Becher des Vergnügens berauschen konnte. So wußte Jener mit eiserner Hand alle Kräfte eines Volkes zu leiten, so lange es sich seinen Launen willfährig zeigte, während dieser, nicht minder befähigt den Willen Anderer dem seinigen zu unterwerfen, sich von den Händen eben dieses Volkes unter allen Formen umgestalten ließ. Weder der Eine noch der Andere gingen dabei nach vorausgestellter Berechnung zu Werke; der Kaiser nicht, als er den Thron bestieg, der Minister nicht, indem er eine lange Reihenfolge politischer Wechselfälle hindurch seine Stelle behauptete. Ihre Handlungsweise gestaltete sich nach der natürlichen Richtung ihrer beiderseitigen Charaktere. Die Leidenschaft riß den Einen fort alle Hindernisse, die auf seinem Wege lagen, zu überwältigen, und er fiel erst, als das Schwert in seiner Hand zerbrach — den Andern ließ sein kalter Scharfblick den Schleier der Zukunft durchschauen,

und wenn die Ereignisse seine Voraussicht rechtfertigten, hatte ihn seine Geschmeidigkeit schon denselben angeschlossen. Wir möchten zu behaupten wagen, daß Herr von Talleyrand oftmals beschuldigt wurde, sein Gewissen und seine Freunde mit Einem Mal verrathen zu haben, während er nur einer Ueberzeugung nachgab, zu der er durch die ihm eigenthümliche Sehergabe sich allmählich vorbereitet hatte. Uebrigens würden wir dennoch, in Betracht der politischen Scenen, in denen er auftrat, und der Menschen, denen er sich anschließen mußte, sehr in Verlegenheit seyn, wenn wir den französischen Diplomaten als sehr aufrichtig in seiner Handlungsweise, oder sehr streng in seinen Grundsätzen nennen müßten.

Die Uebergänge von der alten Regierung zur konstitutionellen Monarchie, vom Wohlfahrtsausschuße zum Direktorium, vom Direktorium zum Konsulate, vom Konsulate zum Kaiserthume — der unverzeihlichste von allen — vom Kaiserthume zur Restauration und endlich von der Restauration zum neuen Bürgerkönigthum, waren nothwendige Folgen vorausgegangener Ursachen oder wohlthätige Phasen für die Nation. Daher pflegt auch Herr von Talleyrand die Unbeständigkeit in seinen übrigen Freundschaften dadurch zu entschuldigen, daß er sagt, er sey stets der Freund Frankreichs geblieben; freilich könnte man nun wohl, gleich viel an welchen von diesen Veränderungen, Antheil genommen haben, ohne hiedurch ein Verurtheil gegen sich zu erregen, allein wenn man an allen Theil nehmen, und in allen glücklich seyn konnte, ohne gegen die Regeln der praktischen Politik zu verstoßen; so muß man hiedurch allerdings den Schein einer gewissen Zweideutigkeit des Benehmens und einer Leichtfertigkeit der Meinung auf sich ziehen, die mehr geeignet ist, Mißtrauen als Achtung zu erwecken.

Die frühere Lebensperiode des Fürsten Talleyrand hat schon mancher lügenhaften Flugschrift, in der die Verläumdung auf den schlechten Geschmack des englischen Publikums spekulirte, Stoff gegeben. Während der General Bonaparte mit Hörnern auf dem Kopf dargestellt wurde, bildete man den Bürger Talleyrand als eine andere Dämonenvarietät, als eine Art liederlichen und philosophischen Mephistopheles ab, dessen Schweif in jedem Pfuhle moralischer Schlechtigkeit und Verworfenheit nachschleppte. Schon in seinem vierzehnten Jahre soll er die Vernichtung des Christenthums im Schilde geführt haben, mit dem Entschlusse, alle Kirchen in Häuser zu verwandeln, die das Sprichwort gleich neben die Kirchen zu setzen pflegt. „In seinem siebzehnten bis zwanzigsten Jahre — wir berufen uns hiebei auf ein Journal, das diese anmuthigen Geschichten erzählt — rühmte er sich selbst, wie man sagt, daß sechs unglückliche Ehemänner aus Eifersucht gegen ihn, sich Kugeln durch den Kopf gejagt, daß achtzehn Liebhaber sich wegen ihrer Geliebten, die seine Maitressen waren, im Zweikampf die Hälse gebrochen; daß zehn Frauen, die er verlassen, aus Gram ins Kloster gegangen, und daß zwölf Mädchen aus Verzweiflung über seine Treulosigkeit sich vergiftet; die tausend Grisetten, Kammermädchen u. s. w. ungerechnet, die in der Tiefe der Seine ihre unerträgliche Liebesgluth gelöscht.“ Während dieser drei Jahre — vom siebzehnten bis zum zwanzigsten — hatte er nach Bericht dieser glaubwürdigen Biographien von 1805, vierundzwanzig Ehemänner zu glücklichen Vätern und vierzig Jungfrauen zu unglücklichen Müttern gemacht. Guter und frommer Ludwig XVI, wie konntest Du einem Manne von so exemplarischem Lebenswandel ein Bisthum anvertrauen! Es ist wohl nicht nöthig zu bemerken, daß diese Angaben, in denen Alles, Thatsachen, Zeit u. s. w. durcheinander geworfen sind, ein wenig Uebertreibung enthalten und kaum der Erwähnung verdient hätten. Herr von Talleyrand, wegen eines mißgestalteten Fußes von seinem Vater scheel angesehen, wurde in seinen Kinderjahren mit großer Härte behandelt und gezwungen, in einen Stand zu treten, der seinem Geschmack und seinen Neigungen widerstrebte. Diese Behandlung, die sein Freund Mirabeau gleichfalls von seinem Vater auszustehen hatte — eine seltsame Aehnlichkeit, die jedoch von verschiedenen Ursachen ausging — mußte von großem Einfluße auf die Entwicklung seines Geistes seyn. Während er seinen Studien an der Sorbonne oblag, machte er sich durch seine finsteren und hochmüthigen Manieren, so wie durch seine Arbeitsliebe und seinen Geschmack für die Einsamkeit der Bibliothek bemerkbar.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Erinnerungen aus Warschau und Nachträge zu den Memoiren über Polen von Harro Harring. Nürnberg 1831.

(Fortsetzung.)

„Am nächsten Morgen ist etwa Divisions-Manöuvre, und um vier Uhr wird ausgerückt. Iwan hat vollauf zu thun, alle Uniformstücke zu säubern und die Waffen zu putzen. Die ganze Ausrüstung zur friedlichen Kampagne liegt in Ordnung, wenn der Held spät Abends die Untersuchung vornimmt. Er legt sich schlafen, und wünscht, das Manöuvre des folgenden Morgens sey erst vorüber! Träumend von Lorbeern und Ruhm — oder Rum (am Braten oder im Grogg) ruht er nun bis drei Uhr, und sein Iwan weckt ihn, wie zum Dienst du Jour. Das Frühstück wird, wie jenes in Eile eingenommen. Feodor der Reitknecht, sattelt das Streitroß, und wenn es nicht auf Kosten der Escadron im Regimentsstall gepflegt wird, schnaubt es bereits unten am Thore. Gleich dem heldenmüthigen Juranitsch in Zigeths Mauern, steht der kaiserlich russische Garde-Offizier gerüstet in stattlicher Pracht, und aus Respekt gegen die Hauptwache sprengt er eiligst in die Kasernen, wo sich die schimmernde Fronte schon formt und bildet. Ein schmetternder Drommetenton umschwebt ihn als Gruß der wilden Bewegung; mit schäumendem Schnauben antwortet sein muthiges Roß. Die Escadron fügt sich zum Regimente, und die blanken Puppen zu Pferde ziehen von dannen — um sich bestäuben zu lassen, damit wieder geputzt werde. Das Manöuvre, welches nun beginnt, ist bereits früher bezeichnet. Die leichte wie die schwere Kavallerie jagt in Massen umher, und die Bestimmung einer Division scheint — das Aufreißen des Erdbodens durch planlosen Hufschlag. Nach vier bis fünf Stunden ist die fürstliche „Treibjagd“ vorüber, und das Regiment erreicht die Barriere der Kasernen, theilt sich in Escadronen, und die Offiziere erwarten das Kommando zum Absitzen so sehnsuchtsvoll, als die Gemeinen; der Escadrons-Chef aber findet das erste Absitzen nicht a Tempo, und läßt wieder aufsitzen und wieder absitzen, bis er endlich zufrieden oder brummend und fluchend die Fronte verläßt.

„Wer nun du Jour ist, tritt seinen Dienst an, sobald er vom Sattel, begibt sich in das bekannte Zimmer und sucht sich aus dem Staube zu machen, indem er seine Toilette beginnt, und sich müde und matt aufs Kanapee streckt. Wer aber nach beschriebener Weise erst vorgestern du Jour war, reitet oder geht langsam nach Hause, wenn er sich nicht in die Droske wirft, und rascher davon kommt. Abgespannt im höchsten Grade, ernent nun der Held des Tages sein Frühstück, und schläft bis der Tisch gedeckt ist zum einsamen Diner. Der Nachmittag ist ganz dem vorigen gleich. Der Platz am Fenster gewährt die einzige erlaubte und standesmäßige Unterhaltung; entweder durch Aussicht ins Freie oder auf die

Straße — so wie im schläfrigen Falle, als Lehnstuhlsitz zum Einschlummern bei der Lektüre, wenn nicht ein kitzlichter und kitzelnder Roman von Pigault Lebrün den Reiz des Lebens eröffnet und erhöht.

„Die Phantasie, oder in Ermanglung derselben, irgend eine andre Kraft, behauptet ihr Daseyn, und das Herz erwacht in männlicher Sehnsucht. — Es ist Abenddämmerung geworden, und im Schatten der Nacht durchfährt den gestreckten Gardekörper ein oft beseitigtes Rieseln, und die Langeweile sucht einen einsamen Ausweg. — Die Bilder und Scenen aus dem feuchten französischen Roman drängen sich unwillkürlich in das Gebiet der lebhaften oder beschränkten Phantasie und — es gibt verschiedene Methoden aus dieser aufgeregten Stimmung heraus, in eine andere zu kommen, die zwar ebenfalls mit Abspannung, Ueberdruß und Mattigkeit verknüpft ist. Es gibt sehr schöne Jüdinnen und freisinnige Polinnen, in anständigen Häusern. — Entweder wird Iwan abgeschickt, irgend eine Gesellschaft, ein Wesen, eine Person, oder was immer kommen will, herbeizuholen, oder der Held beschließt einen Besuch abzustatten bei der sogenannten „Kaiserin Mutter“ die eine Suite von üppigen Hofdamen für Kavaliere und Nicht-Kavaliere bereit hält, eine Musterkarte der europäischen Weiblichkeit, Probe-Auflagen der verschiedensten Charaktere, Temperamente und — der liberalsten „Constitution.“ Hält eine gewisse Scheu den Verehrer des Pigault Lebrün zurück, seine Uniform von den Kronkerzen eines ähnlichen Salons beleuchten zu lassen, oder fühlt er eine gewisse warnende Ahnung, aus Sympathie zum vertrauten Aesculap, findet er es rathsamer eine so glänzende „Cour“ zu vermeiden, um nicht über kurz oder lang zu einer leidigen „Kur“ genöthigt, in Ujazdow Quarantaine zu halten: so beschließt er einen andern Gang, und besucht eine privatisirende Weltpriesterin, eine Freifrau von Celebrität in stiller Abgeschiedenheit, oder was sonst seinen Besuch annimmt. Und um den Rubel oder Dukaten, den er der Langeweile opfert, löset er vielleicht dessen ungeachtet, ohne es anfangs zu wissen, die gültigste Eintrittskarte in die leidigen Hallen — des Lazareths.

„Somit wäre der dritte Tag bis auf einige Abendstunden glücklich getödtet, und Iwan weiß bereits, daß sein Herr am folgenden Tage wieder du Jour seyn wird — ein Evangelium, womit er ihn überrascht, wenn er früh oder spät mürrisch hereintritt, seinen Interims-Säbel aus dem Hüftloche des Oberrocks zieht, und die schwarze Schapke auf den Tisch wirft. „Schon wieder du Jour!“ denkt oder brummt der Offizier bei sich; fühlt sich aber zuweilen sogar beruhigt, da er wenigstens mit Bestimmtheit weiß, wie er dann den nächsten Tag durchbringen soll, ohne Gefahr, vor Langerweile in Schlafsucht zu verfallen. Ist der Held ein Spieler, so wird etwa dieser Abend, wie jeder der vorigen, bei einer Partie zugebracht, und bloß diese Neigung oder Leidenschaft unterscheidet das Alltagsleben des einen von dem des andern.

„Ein besonderer Umstand, der das abgeschiedene Leben des Garde-Offiziers allerdings sehr befördert, ist seine Wohnung und häusliche Einrichtung. Er bekommt sein Quartier angewiesen, oder verwechselt es mit Zuschuß gegen ein besseres; in jedem Fall sind es zwei bis drei abgesonderte Zimmer, mit Vorsaal und Küche, die er selbst möblirt, und zwar meistens sehr anständig, wozu ihm die Mittel zu Gebote stehen, da ein Lieutenant schon tausend Silberrubel Jahres-Gage bezieht.

„Diese Absonderung von der nächsten Umgebung, sowohl in den obwaltenden Verhältnissen, als auch im Gardestolz und nicht selten in der Individualität des Einzelnen begründet, erhöht die Langeweile um so mehr; da dem Einsamen alle Vergnügungen geschlossen, welche dem Militär in andern Ländern das düstre Garnisons-Leben erheitern. Mit jedem Schritte läuft der Offizier in Warschau Gefahr, vom Großfürsten gesehen zu werden, der seinen Anzug mit Argusblicken mustert, und ihn ohne Rücksicht, ohne Ansehn der Person in Arrest sendet, wenn das Allergeringste „der Form zuwider“ befunden.

„Der russische Kavallerie-Offizier äußert eine besondere Abneigung gegen das Reiten, und besteigt sein Pferd in der Regel nicht anders, als wenn er muß. — Wiewohl drei russische Garde-Kavallerie-Regimenter in Warschau standen, sah man dennoch fast nie einen Reiter in Uniform durch die Straßen stolziren, und als ich in Vorliebe für das Reiten, mich deßhalb verwundert erkundigte, hörte ich die einfache Antwort: „Der Großfürst sieht es nicht gern.“ Wohin sollte auch der Reitlustige seinen Ritt nehmen? — Zum Thore hinaus zu sprengen, wird ihm nicht einfallen; er verläßt die Mauern nicht anders, als in Masse des Regiments, und in den belebten Alleen würde er sicher einem Großen begegnen, dessen Anrede und Berührung ihm nur lästig seyn müßte. Besser also, er bleibt still sitzen an seinem Fenster, und läßt sein Pferd vom par force Manöver ausruhen, wenn er nicht eine besondere Ausnahme macht, und obiger Gefahr ungeachtet, dennoch zuweilen eine entlegene Allee zu Pferde besucht, was dem Großherrn auf Belvedere keineswegs gefällt. Dieses einsame Reiten deutet auf verschlossene Thätigkeit des Innern, auf Anlage zum Sonderling, auf eine verdächtige Richtung des Gemüths, und darf durchaus nicht Statt finden, weil es gefährlich werden kann. Höchst selten wird das bezeichnete einförmige Leben des Garde-Offiziers durch aufregende Erscheinungen unterbrochen. Er besucht vielleicht zur erlaubten Abwechslung, des Mittags die table d'hôte der „Stadt Wilna,“ oder eines andern Hotels, folgt etwa der allgemeinen Einladung eines gastfreien Hauses zum traulichen Diner, und kehrt dann wieder zurück zu seinem Fenstersitz in der abgeschiedenen Wohnung.“

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der am 26 Januar zu Paris jählings verstorbene Sir Alexander Inglis Cochrane, einer der ältesten englischen Admirale, ist nicht der durch seine Thaten in Amerika und Griechenland bekannte Lord Cochrane, wie einige Blätter anzeigten. Sir Alexander Cochrane, zwar auch ein berühmter Name in der englischen Marine, nahm schon frühzeitig Kriegsdienste und thätigen Antheil an dem ersten Kriege gegen die Vereinigten Staaten. Während der Revolutionskriege von Frankreich befand er sich auf der englischen Flotte in Aegypten und an den Küsten Spaniens. Um diese Zeit wurde er zum Gouverneur von Guadeloupe ernannt, wo er sich durch seine väterliche Verwaltung die allgemeine Liebe erwarb. Nach seiner Rückkehr wurde er im zweiten Kriege gegen die Vereinigten Staaten Kommandant von Plymouth; legte aber bald darauf seine Stelle nieder, da seine Gesundheit einen Aufenthalt auf dem Kontinente nothwendig machte. Seit zehn Jahren lebte er in Paris, wo er im vierundsiebzigsten Jahre am Schlagflusse starb.

*

Wie weit die gesellschaftliche Zerrüttung Irelands gediehen seyn muß, kann man daraus abnehmen, daß in der Baronie Longford ein Terry-Alt-Ausschuß besteht, von dem die Stelle eines Sergenten um 10 Schilling, die eines Lieutenants um 1 Pf., eines Kapitäns um 1 Pf. 10 Sch., eines Majors um 2 Pf., eines Obersten um 5, eines Generals des Bezirkes um 5 Pf. öffentlich verkauft wird. Der Erlös wird verwendet, um davon Munition zu kaufen, Kranke oder Verwundete der verschiedenen Korps zu unterstützen, bei den Assisen Advokaten und Zeugen zu bezahlen u. s. w. Die Pächter der Baronie haben geschworen, auf Requisition der Terry-Alts Zuschüsse von 1 bis 5 Pfund für dringende Bedürfnisse zu geben. Der auf diese Art organisirte Bauernkrieg ist vorzüglich gegen die Zehnten und hohen Pachtgelder gerichtet.

*

Gegenwärtig erscheinen in Norwegen zwanzig literarische und politische Zeitungen. Eine derselben enthält über den Instinkt der Rennthiere folgende Bemerkung, die vielleicht noch nicht allen Freunden der Naturgeschichte bekannt seyn dürfte: „In gewissen Gegenden Lapplands werden die Rennthiere von einer seuchenartigen Krankheit befallen, die oft in wenigen Stunden eine beträchtliche Anzahl dieser Thiere aufreibt. Herz und Leber scheinen vorzüglich der Sitz dieser Seuche zu seyn. In der Nähe des Meeres ist sie jedoch seltener; ein merkwürdiger Instinkt scheint daher die Rennthiere im Frühlinge an die Küsten zu treiben. Sobald sie hier angekommen sind, stürzen sie sich ins Meer und verschlucken gierig eine große Menge Seewasser, das ihnen heftiges Husten und Erbrechen erregt. Von diesem Augenblicke an nimmt die Krankheit ab. Man ist noch nicht gewiß, folgen sie diesem Instinkt, um sich von der Seuche zu befreien, oder suchen sie sich dadurch von den Larven der Bremse zu entledigen, die im Sommer ihre Eier in ihre Nüstern legt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 54. 23 Februar 1832.

Fürst Talleyrand.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1789 mit den wichtigen Funktionen „eines Agenten der französischen Geistlichkeit" bekleidet, hielt er jene Rede gegen die Lotterien, welche Frau von Staël in ihrem Werke über die Revolution kritisirt, die ihm aber die Gunst Ludwigs XVI erwarb. Uebrigens zeichnete er sich in der Nationalversammlung nicht sehr als Redner aus, denn es fehlte ihm an jenem Adel des Ausdruckes und jener Energie des Vortrages, die eine Volksversammlung fesseln und beherrschen. Indeß waren seine Reden sehr ausgezeichnet, nicht allein wegen ihres zierlichen und epigrammatischen Styles, sondern auch wegen der Nützlichkeit des Zweckes, den sie verfolgten, und wegen der ausgebreiteten Kenntnisse, von der sie Zeugniß gaben. Seine Bemerkungen über die Assignaten, die man in dem Anhang zur französischen Revolutionsgeschichte von Thiers findet, beurkunden den Scharfblick und die Gründlichkeit seines Urtheiles. Seine Voraussagungen, die sich auf die wahren Finanzgrundsätze stützten, verwirklichten sich unglücklicher Weise nur allzusehr durch den Erfolg jener verderblichen, und vielleicht dennoch nothwendigen Spekulation. Mit Stillschweigen darf auch nicht eine Rede übergangen werden, die Herr von Talleyrand, angeregt von einem edelmüthigen Gefühle, zu Gunsten der verfolgten Geistlichkeit hielt, obgleich diese, höchst unpopulär geworden, unter den damaligen Verhältnissen nicht ohne Gefahr zu vertheidigen war.

Als Schriftsteller ist uns Herr von Talleyrand durch sein Werk über den öffentlichen Unterricht und durch zwei Vorträge in dem Nationalinstitut bekannt geworden. Es sey uns erlaubt, hier von den beiden letztern: „Essai sur les avantages à retirer des colonies nouvelles dans les circonstances présentes" — und „Mémoire sur les relations commerciales des États-Unis avec l'Angleterre" zu sprechen — das Resultat der Beobachtungen, die Herr von Talleyrand während seines Aufenthaltes in Amerika anzustellen Gelegenheit hatte. Die erste Schrift enthält die Theorie über das Kolonienwesen, die zweite das Praktische desselben. Er sieht darin die Unmöglichkeit voraus, die französischen Besitzungen in Ostindien zu behaupten, deren Vortheile seiner Ansicht nach der Macht der Umstände weichen müssen, die das Geschick der Staaten ausmachen, und denen nichts zu widerstehen vermag. Aber in dieser Voraussicht richtet sich sein Blick auch auf die ihn zunächst umgebenden Verhältnisse des Landes, in das er zurückgekehrt ist, er erkennt hier die Nothwendigkeit der gewaltigen Gährung der Leidenschaften, von denen es so lange schon bewegt ist, einen ableitenden Ausweg zu verschaffen, und dem Uebermaße der Kräfte, und dem mit keiner Ruhe verträglichen Thatentriebe Beschäftigung zu geben. Hiezu schlägt er irgend ein weites noch unbewohntes Land vor, wohin sich jener ehrgeizige Ungestüm ergießen könne, dem das Königreich zu enge geworden sey. Aegypten war es, das er als einen Zufluchtsort für die westindischen Pflanzer und als ein Feld betrachtete, auf dem sich die Leidenschaften, die sein Vaterland durchstürmten, austoben sollten.

„Wie viele Franzosen," sagt er in dieser Denkschrift, „müssen mit Freude diese Idee ergreifen! Wie viele gibt es nicht, denen ein neuer Himmel, wenn auch nur auf einige Augenblicke, zum Bedürfniß geworden ist. Dort mögen ein neues Vaterland suchen Alle, die einsam in der Welt stehen, nachdem sie unter dem Messer der Mörder Alles verloren haben, was für sie den heimathlichen Boden verschönte; Alle für die er unfruchtbar geworden ist, die auf ihm nichts als Gewissensbisse finden; Alle, die sich nicht entschließen können, dort neue Hoffnungen zu pflanzen, wo sie Unglück erlitten haben; und jene Menge kranker Politiker, jene unbeugsamen Charaktere, die keine Niederlage bekehren, jene bezauberten Geister, die nichts aus ihrem Blendwerk erlösen kann; Alle die sich stets zu beengt in ihrer Heimath fühlen; habsüchtige und abenteuerliche Spekulanten; Männer die vor Begierde brennen, ihren Namen neuen Entdeckungen, Gründungen neuer Städte u. s. w. vorzusehen; Alle, denen Frankreichs neue Verfassung noch zu bewegt, Alle, denen sie noch zu ruhig ist, endlich Alle, die sich Niemand gleich stellen, und auch Jene, die sich keiner Abhängigkeit hingeben mögen! Und man glaube nicht, daß sich so verschiedenartige und entgegengesetzte Elemente nicht vereinigen können. Haben wir nicht in diesen letzten Jahren, seitdem es politische Meinungen in Frankreich gibt, Menschen von allen Parteien sich einschiffen gesehen, um an den unbewohnten Ufern der Scioto ein gemeinschaftliches Schicksal zu suchen? Kennt man nicht den gewaltigen Einfluß, den Zeit und Raum, und ein neues Land und neue Gewohnheiten, die man sich aneignen muß, Schwierigkeiten, die man gemeinschaftlich zu überwinden hat, die Nothwendigkeit gegenseitiger Unterstützung, die das Verlangen sich zu schaden ersetzt, die Arbeit, die die Seele besänftigt, die Hoffnung,

die sie tröstet, das angenehme Vergnügen sich von dem Lande zu unterhalten, das man verlassen hat, und selbst das Labsal, über dasselbe zu klagen — über die leidenschaftlichsten Gemüther ausübt?" u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

2. Massasoits Söhne.

(Schluß.)

In den letzten Monaten des Krieges war Philipps Lage so verzweiflungsvoll und sein Muth so unbeugsam, daß man dem unglücklichen Fürsten Mitleid und Bewunderung nicht versagen kann. Anfangs lächelte ihm das Glück und allgemeiner Schrecken ging den Waffen der Pokanokets voran; bald aber wendete es ihm den Rücken. Die ganze Macht der Kolonien stand im Felde, unterstützt von indianischen Führern und Streifparteien. Die Sakonets, die Unterthanen von einem nahen Verwandten Philipps, traten in die englischen Reihen über. Andere Stämme klagten und drohten, da ihr Gebiet eben so wie das des Sachems überfallen, ihre Niederlassungen verwüstet, ihre Pflanzungen und Fischereien von den Engländern eingenommen worden waren. Stets verfolgt und wie das Wild in Sümpfen und Wäldern gejagt, kamen sie entweder durch Hunger oder Kälte um, oder mußten sich durch die elendesten Nahrungsmittel das Leben zu fristen suchen. Viele Hunderte erkrankten auf diese Weise und starben. Die körperlichen Leiden allein, die Philipp um diese Zeit auszustehen hatte, sind unglaublich. Unzählige Male hing sein Leben an einem Haare, und seine Rettung gränzte oft an's Wunderbare. Tag und Nacht die Engländer auf den Fersen, findet er nirgends Rast noch Ruhe; in seinen Verstecken überfallen, springt er auf wie der gejagte Löwe, stürzt sich in einen Abgrund oder Fluß, und monatelang ist wieder jedwede Spur von ihm verschwunden. Gleich einige Wochen nach Ausbruch des Krieges wurde er in dem großen Pokasset-Sumpfe überfallen, und konnte sich und seine Krieger nur dadurch retten, daß sie insgesamt sich in den Tauntonstrom stürzten und ihre Weiber und Kinder gefangen in den Händen seiner Feinde zurückließen. Im nächsten Jahre befand er sich wieder in der Nachbarschaft dieses Sumpfes, als ein gefangener Indianer die Engländer in sein Lager führte. Philipp floh in solcher Eile, daß er seinen Kessel auf dem Feuer zurückließ; zwanzig seiner Gefährten wurden getödtet und er selbst rettete sich nach dem nämlichen Sumpf, aus dem er vorher mit genauer Noth entkommen war. Hier wurde bald darauf sein Oheim an seiner Seite erschossen. Am folgenden Tage erblickte der englische Anführer, Church, einen Indianer, der in Nachdenken versunken auf einem umgestürzten Baumstamme saß; er legte an, um ihn niederzuschießen, als ein Indianer hinter ihm wisperte: „Es ist Einer von unsern Leuten." Church nahm das Gewehr vom Backen; in demselben Augenblicke aber wendete der Fremde den Kopf um — es war Philipp selbst, der wahrscheinlich über sein noch bevorstehendes Schicksal nachsann. Church feuerte, allein bereits war sein Gegner vom Ufer in's Wasser gesprungen. Wenige Stunden darnach entkam Philipp mit genauer Noth einem blutigen Handgemenge.

Philipp war nun ein aufgegebener und verlorner Mann. Der letzte Sprößling eines alten Fürstenstammes, ohne Unterthanen, ohne Gebiet, von seinen Stammverwandten verfolgt, wie ein wildes Thier gejagt, ohne Obdach, ohne Nahrung, irrte er unstät umher. Alle seine Häuptlinge, Rathgeber und besten Freunde waren umgekommen. Sein Bruder war in dem Pokasset-Sumpfe gefallen; sein Oheim an seiner Seite erschossen worden, und sein Weib und sein einziger Sohn in die Hände der Engländer gerathen, als er selbst kaum den Kugeln seiner Todfeinde entrinnen konnte. Und selbst außerhalb seines Landes vermochte er nicht einen sichern Zufluchtsort zu finden. Ein Mal hatte er sich irgendwo zwischen York und Albany versteckt; allein auch hier spürten ihn die Mohawks auf und tödteten ihm viele von seinen Begleitern. Es läßt sich kein stärkerer Beweis von dem energischen Charakter Philipps geben, als daß er wenige Tage darauf die Ueberreste der Narraghansetts und Nipmucks in den Bergen von Wachuset um sich versammelte, und noch einen Streifzug nach Sudbury antrat, „wo er — wie die zeitgenössigen Berichte sagen — den tapfern Kapitän Wardsworth und seine Kompagnie auffraß und viele betrübende Verwüstungen anrichtete." *) Zu gleicher Zeit ließ er mitten in seiner Bedrängniß dem Kapitän Church einen Hinterhalt legen, dem derselbe nur durch Zufall entkam. Noch im letzten Monate vor seinem Tode, benachrichtete ein Neger, der unter Philipp gefochten hatte, die Engländer, daß der Sachem im Sinne habe, einige Städte zu überfallen, da er noch einige tausend Indianer zusammenzubringen vermöchte. Aber selbst in seinen letzten und schlimmsten Tagen wollte dieser kühne Häuptling nichts vom Frieden hören, und mit eigener Hand erschlug er auf der Stelle den einzigen Indianer, der während des ganzen Krieges vom Frieden zu sprechen wagte. Es war der Bruder des Mannes, von dessen Händen bald darauf Philipp getödtet wurde.

Es ist eine rührende Thatsache, daß der Sachem ganz zu Grund gerichtet und hoffnungslos, wie er in seinen letzten Tagen war, doch noch immer eine Schaar treuer Krieger um sich hatte. In dem verhängnißvollen Augenblicke, wo er von den Engländern überfallen das Leben verlor, soll er dem Genossen seines Unglücks von düstern Träumen und Ahnungen erzählt, und sie gebeten haben, ihn zu verlassen und auf ihre eigene Rettung zu denken. **) Wenige Minuten später wurde er in dem Sumpfe angegriffen und erschossen. Ein Engländer — ein Cook — legte auf ihn an, aber seine Flinte versagte, nun feuerte ein Indianer, und schoß den Sa-

---

*) Der Ausdruck: „auffraß" ist nur von der grausamen Behandlung zu verstehen, die den Gefangenen widerfuhr. Dr. Mather erzählt: „Diese Teufel in menschlicher Gestalt hätten ihnen Martern angethan, die er gar nicht wieder erzählen wolle, und sie gleichsam aus der Welt hinausgeröstet."

**) Die grimmigen Vorurtheile, die man gegen Philipp hegte, wurden auch nicht durch sein unglückliches Ende gemildert. Der Geistliche Hubbard bemerkt: „ob der Teufel ihm in dieser Nacht im Traum erschien und sein tragisches Ende voraussagte, thut zur Sache nichts." Dr. Mather fügt hinzu: „er wurde gleich Abag aufgehängt, nachdem sein giftiges und mörderisches Herz durchschossen war."

chem gerade durch das Herz. Die Nachricht von Philipps Tode wurde allenthalben mit großem Jubel vernommen; kein geringer Beweis, wie sehr man den kühnen Häuptling fürchtete. Kapitän Church erzählt, „daß das ganze Heer diese Nachricht mit einem dreimaligen lauten Hussa empfangen habe.“ Der sonst edelmüthige und menschenfreundliche Kapitän ließ sich so weit von seinen Vorurtheilen hinreißen, daß er seinem todten Feinde ein Begräbniß verweigerte; er ließ ihn viertheilen, und brachte seinen Kopf nach Plymouth, wo derselbe, wie Mather zu berichten nicht unterläßt, gerade an dem Tage ankam, als die Kirche einen feierlichen Gottesdienst zum Danke für die glückliche Beendigung des Krieges hielt. Der Kopf des Sachems wurde im Triumph in der Kolonie umhergetragen, und der Indianer, der ihn getödtet hatte, erhielt die eine Hand Philipps zum Lohn. Sein Gürtel, sein Pulverhorn und andere Herrscherzeichen des unglücklichen Fürsten wurden einige Zeit darnach von einem der vornehmsten Häuptlinge des Sachems den Engländern überliefert; dieselben werden noch auf diese Stunde, sammt dem Schloß der Flinte, die Philipp tödtlich wurde, und einer Suppschüssel, die man in seinem Wigwam fand, in der Antiquitätensammlung der historischen Gesellschaft von Plymouth aufbewahrt. Montaup, um dessen Besitz die Kolonien von Massachusetts und Plymouth in Streit geriethen, wurde endlich durch eine besondere Entscheidung König Karls letzterer zugesprochen. Schließlich bleibt uns noch das Traurigste zu berichten. Philipps einziger Sohn, ein Knabe von neun Jahren, der, wie schon erwähnt, in englische Gefangenschaft gerathen war, wurde als Sklave verkauft, und nach Bermuda eingeschifft. Zur Ehre der Menschheit muß man jedoch noch beifügen, daß man nicht ohne Bedenklichkeiten sich zu einer so unmenschlichen Handlung entschloß. Der Gerichtshof von Plymouth war darüber so in Verlegenheit, daß er den Geistlichen der Kolonie zu fragen beschloß. Nie hat es noch einem Priester bei solchen Gelegenheiten an Rath gefehlt. Der würdige Koloniеprediger Cotton war der Meinung: „daß Kinder von offenkundigen Verräthern, Rebellen und Mördern, vorzüglich von solchen, die an dergleichen gräulichen Schurkereien mit Rath und That Antheil genommen, der Schuld ihrer Väter theilhaftig gemacht und salva republica zum Tod verurtheilt werden könnten.“ Die Obrigkeit der Kolonie war also, wie man sieht, noch um Etwas barmherziger als der ehrwürdige Prediger der christlichen Liebe.

So fiel Metakom und mit ihm erlosch sein Stamm und sein Volk. Nie hatte ein civilisirter oder uncivilisirter Feind die Kolonien so wie er mit Schrecken erfüllt. Wäre er besser vom Glücke begünstigt gewesen, oder wären die Narraghansetts im ersten Sommer des Kriegs zu ihm gestoßen, woran sie nur der unvorhergesehene Ausbruch der Feindseligkeiten hinderte, so ist kein Zweifel, daß das ganze Land vom Piscataqua bis zum Sund von den Indianerstämmen überschwemmt und verwüstet worden wäre. So viel bleibt gewiß, daß Philipp durch glänzende Eigenschaften eines kühnen Kriegers, eines klugen Staatsmannes und eines hochherzigen Patrioten sich auszeichnete. Er kam elend um's Leben, aber nicht ruhmlos; er fiel als der Rächer der seinem Hause widerfahrenen Unbilden, als der Anbeter seiner eigenen Götter, als der Verfechter seiner eigenen Ehre und des Bodens, der sein Geburtsland, und die Freiheit, die sein Geburtsrecht war. Philipp war übrigens nicht barbarischer Sinnes- und Gemüthsart und sein Herz nicht ohne edlere Gefühle. Ein gewisser James Brown war kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten mit einem Briefe aus Plymouth an ihn geschickt worden, und die jüngern Pokanoketkrieger wollten den Boten eben tödten, als sich Philipp in's Mittel legte, indem er sagte, sein Vater Massasoit habe ihm befohlen, Freundschaft gegen Brown und seine Kinder zu halten. Auch hatte der alte Sachem wirklich kurz vor seinem Tode bei einem Besuche der Familie Brown, die in der Nähe von Monkaup wohnte, gebeten, die Liebe und Freundschaft, die er von ihr genossen, möchte auch auf seine Kinder übertragen werden. Wahrscheinlich unternahm auch Brown im Vertrauen auf diesen Umstand, obgleich zwanzig Jahre inzwischen verflossen waren, das Wagstück der gefährlichen Sendung. Auch die Familie Leonhard, die am Fowling Pond, heutzutage Raynham genannt, wohnte, erfuhr Beweise seiner Freundschaft. Philipp, der sich den Winter über in Montaup aufhielt, brachte den Sommer gewöhnlich an diesem See in einem Jagdhause zu, wahrscheinlich der Fischerei wegen. Hier wurde er mit den Leonards bekannt, handelte mit ihnen und ließ oft bei ihnen seine Gewehre ausbessern. Bei Ausbruch des Kriegs erließ er gemessene Befehle, dieser Familie kein Leids zu thun, und wirklich blieb die Stadt Taunton, wie sie damals war, den ganzen Krieg hindurch unangefochten, mitten unter Verwüstungen und Blutvergießen, die täglich an ihren Gränzen vorfielen. Wie viele Aufforderungen zur Rache der Sachem damals hatte, ist aus dem Vorhergegangenen einleuchtend. Alle seine Verwandte und Freunde waren getödtet oder gefangen, und auf seinen eigenen Kopf ein Preis gesetzt.

Kanäle und Eisenbahnen in Nordamerika.

Man zählt gegenwärtig in Nordamerika fünfunddreißig Kanäle, die bereits vollendet oder noch im Baue begriffen sind. Eine nordamerikanische Zeitung (Morning Courier and New York Enquirer, 1831) führt sie in folgender Ordnung auf:

1) Der Erie- und Hudson-Kanal, der die vier großen westlichen Seen mit dem atlantischen Ozean verbindet. Seine Länge beträgt dreihundert englische Meilen. 2) Der Kanal Champlain, der den See gleichen Namens mit dem Erie-Kanal verbindet; er hat eine Länge von dreiundsechzig Meilen. 3) Der Oswego-Kanal, der auf einer Strecke von achtunddreißig Meilen den Ontario-See mit dem Erie-Kanal verbindet. 4) Der Seneca-Kanal verbindet den See dieses Namens mit dem Erie-Kanal in einer Länge van zwanzig Meilen. 5) Der Kanal von Crooked-Lake und der von Conewango werden beide in den Seneca-See münden, sind bereits begonnen, aber noch nicht weit vorgerückt. 6) Der Kanal von Middlesex ist ein hundert und neunundzwanzig Meilen langer Verbindungsweg zwischen dem Hafen von Boston und dem Flusse Merrimack. 7) Der Kanal Blackstone nimmt zwischen Worcester (in Massachusetts) und Providence (auf Rhode Island) fünfundvierzig Meilen ein. 8) Der Kanal Farmington geht von der Meerenge von Long-Island aus und wird, wenn er vollendet ist, in der Nähe von Northampton in den Connecticut münden. 9) Der Hudson- und Delaware-Kanal erstreckt sich auf eine Länge von hundert und vierzig Meilen von Hudson bis in den Bezirk der Kohlenbergwerke von Lackawaxen. 10) Der Morris-Kanal verbindet die Gewässer des Delaware mit dem Meere zu Newark (in New-Jersey), und hat auf seiner sechsundachtzig Meilen langen Bahn die Bestimmung, den Kohlentransport von Lehigh nach New-York zu erleichtern. 11) Der Lehigh-Kanal erstreckt sich in siebenundvierzig Meilen Länge von den Kohlenbergwerken von Maunch

Thurn bis in den Delaware. 12) Der Delaware-Kanal, der von dem Strome gleichen Namens zu Easton ausgeht, um zu Bristol einzumünden, wird eine Strecke von achtzig Meilen durchziehen. Sein Bau ist schon weit vorgerückt. 13) Der Kanal Schuylkill durchläuft von Philadelphia bis zu den Minen von Mount Carbon hundert und zehn Meilen. 14) Der Union-Kanal vereint den Schuylkill-Kanal von Reading aus mit dem Susquehannah zu Middleton, auf einer Strecke von achtzig Meilen. 15) Der Kanal von Pensylvanien beginnt zu Middleton am Susquehannah und durchschneidet das westlich von diesem Flusse gelegene Thal bis an die Alleghany-Gebirge, wo er von einer Eisenbahn ersetzt wird, die auf einer Strecke von fünfzig Meilen ungefähr durch das Gebirge läuft; von dort an erstreckt er sich wieder bis Pittsburg und durchmißt also eine Strecke von dreihundert und zwanzig Meilen. 16) Der Pensylvanien und Erie-Kanal soll bei Pittsburg von dem Flusse Alleghany aus nach der Stadt Erie am See gleichen Namens gehen und ungefähr hundert und fünfundzwanzig Meilen durchlaufen. Er ist entweder noch gar nicht angefangen oder noch nicht sehr weit vorgerückt. 17) Der Pensylvanien und Ohio-Kanal, gleichfalls noch nicht begonnen, soll den Ohio-Kanal mit dem Flusse Ohio zu Beaver (Pensylvanien) verbinden, und wird eine Länge von achtzig Meilen erhalten. 18) Der kleine Schuylkill durchläuft von den Kohlenbergwerken bis zur Mündung des kleinen Schuylkill siebenundzwanzig Meilen. 19) Der Conestoga-Kanal erstreckt sich von Lancaster (Pensylvanien) bis zum Susquehannah in einer Länge von achtzehn Meilen. 20) Der auch für große Schiffe fahrbare Chesapeak- und Delaware-Kanal verbindet den Delaware mit dem Elk, der sich in die Bai von Chesapeak ergießt, und mißt achtzehn Meilen in der Länge. 21) Der Chesapeak- und Ohio-Kanal, der James-River- und Kanhawa-Kanal, der Illinois- und Michigan-Kanal; der von Appomatox und der von Roanoke sind theils bereits angefangen oder die Plane dazu ausgearbeitet. 22) Der Kanal des Ohio, dessen Bau gegenwärtig mit aller Thätigkeit betrieben wird, vereint den Erie-See mit dem Ohio an der Mündung der Scioto, und wird dreihundert und sechs Meilen Länge haben. 23) Der Miami-Kanal führt aus dem Ohio zu Cincinnati in den Erie-See zu Maumee, auf einer Länge von zweihundert und sechzig Meilen; sein Bau wird eifrig betrieben. 24) Der Dismal-Swamp-Kanal, auch noch im Baue begriffen, wird von der Chesapeak-Bai nach Albermarle-Sund führen. 25) Der Kanal von Louisville, bei den Fällen des Ohio, hat einen Lauf von vier Meilen Länge und ist ganz in Felsen gehauen. 26) Der Santee-Kanal durchläuft von Charleston bis Columbia und Cambridge (Süd-Carolina) hundert und sechzig Meilen. Der Kanal Carondelet verknüpft den See Pontchartrain mit dem Mississipi. Beide sind begonnen. 27) In den Canadas endlich sind der Wellands-, der Ridean- und China-Kanal fast beendigt. Neben diesen ungeheuern Kanalbauten sind in Nordamerika aber auch eben so großartige Eisenbahnen im Werke, denen man, wie es scheint, allmählich den Vorzug vor den Wasserverbindungsstraßen einräumt. Die Eisenbahn von Camden und Amboy zwischen New-York und Philadelphia mißt sechsundachtzig Meilen in der Länge, und durchschneidet Neu-Jersey zwischen diesen beiden Städten in fast ganz gerader Linie. Die Gesellschaft, die sie anzulegen unternahm, hoffte sie vor Anfang des Winters im vergangenen Jahre vollenden zu können. Die Aktionäre willigten ein, den Ertrag des Unternehmens mit dem Staate, worin die Eisenbahn angelegt wurde, zu theilen, und die Eisenbahn in Seitenverbindungen zu verzweigen, wie von Amboy nach Brunswick, von Borden Town nach Trenton, von Camden nach Salem. Außer den großen Vortheilen, die dem Handel aus diesem Unternehmen zuwachsen, wird diese Kommunikation im Falle eines Krieges für die Städte New-York und Philadelphia von entschiedenem Nutzen seyn. Eine andere Eisenbahn von Norris-Town nach Philadelphia, die durch Plymouth und östlich an dem Städtchen German-Town vorbeigehen wird und eine Strecke von neunzehn Meilen durchlaufen soll, ist im Werke. Die Kosten zu diesem Baue, der auf die solideste Art ausgeführt werden soll, sind auf 265,456 Dollars veranschlagt. Eine dritte Eisenbahn, die von der von Baltimore und Ohio ausgehen und nach der Stadt Washington führen soll, ist mit 750,000 Dollars in Anschlag gebracht.

Vermischte Nachrichten.

Der Reisende Herr Bernadazzi gibt in einem Schreiben Nachricht von einigen im Kaukasus aufgefundenen Alterthümern. „Ich fand," sagt er, „jenseits des Kubans, dem befestigten Kosakenposten Utschkur gegenüber, ein mit Skulpturen bedecktes Kruzifix, so wie Spuren einer alten und mächtigen Bevölkerung, über die vielleicht nähere Nachforschungen wichtige Resultate liefern werden. Am 14 Oktober besuchte ich die auf dem Berge Tschuna gelegene Kirche, in der Nähe des neuen Forts Kumara, deren Lage auf einem Porphyrfelsen mich überraschte. Noch mehr aber wurde ich durch die Festigkeit des Baues überrascht, an dem man alle Regeln der Kunst beachtet findet. Die Gewölbe bestehen alle aus Quaderstücken, wie man sie auf dem gegenüberliegenden Berge und an den Ufern des Kuban findet; die Bogen sind von gebrannten Steinen. Spuren von Inschriften oder Bildwerken waren nirgends in dieser Kirche zu finden. Ungeachtet ihres hohen Alterthums ist sie dennoch wenig beschädigt. Man erblickt am Abhange des Berges gegen den Kuban zu einige steinerne Grabmäler, und an seinem Fuße entdeckte ich ein treffliches Steinkohlenlager. Am 16 zeichnete ich verschiedene Inschriften mit arabischen Charakteren, die auf tscherkessischen Gräbern nahe bei der steinernen Brücke zu sehen sind, und eine merkwürdige Skulptur, die ich jenseits des Kuban fand. Am folgenden Tage machte ich mich in Gesellschaft zweier tscherkessischen Fürsten und von Gefolge begleitet nach einer andern Kirche auf den Weg, und nach einem sehr beschwerlichen Marsche gelangten wir an den Fuß des heiligen Berges, auf dem diese Kirche in einer Höhe von dreihundert und zwanzig Mètres ungefähr über dem Niveau der Teberda erbaut ist. Der steile Berg zwang uns, die Pferde zurückzulassen und zu Fuß emporzuklimmen. Ohne irgend einen gebahnten Weg zu finden, gelangten wir endlich auf den Gipfel. Das Innere der Kirche ist völlig bis an die Kuppel hinauf mit Freskogemälden bedeckt, die ziemlich gut ausgeführt sind, und Heilige und Scenen aus dem Leben Christus vorstellen. Zu meinem großen Erstaunen fand ich einen Theil dieser Malereien noch ziemlich gut erhalten, obgleich sie wahrscheinlich schon Jahrhunderte alt und allen Unbilden des Wetters preisgegeben sind. Oberhalb dreier Fenster am Hochaltar erblickt man die heilige Jungfrau mit ausgebreiteten Armen, und noch höher das Abendmahl. Die Wände, Gewölbe und die Kuppel der Kirche sind aus den nämlichen Steinen wie auf dem Berge Tschuna. Die hier und dort angewendeten Backsteine messen ungefähr fünfunddreißig Centimètres im Viereck und vier in der Dicke. Neben der Kirche stehen zwei Grabmäler, von denen das eine eine ziemlich gute Architektur hat und gewölbt ist. Das andere, mit großen Steinplatten gedeckt, ist zum Theil verfallen. Etwas weiter davon sieht man noch die Grundmauern von zwei kleinen Häusern, zwischen denen sich eine Eiche befindet, die von hohem Alter seyn muß. Auf der Kuppel der Kirche selbst, die mit Ziegeln von alter Form gedeckt ist, ist eine Tanne emporgewachsen. Der Fußboden der Kirche ist ganz umgewühlt, wahrscheinlich von Schatzgräbern. Am Abhange des Berges bemerkte ich mehrere Gräber, unter denen sich ein großes steinernes Kreuz erhebt. Meine Führer versicherten mich, daß ich der erste Europäer sey, der diese Gegenden besucht habe. Im Thale von Kumara, links am Wege und zwei Meilen vom Fort, sah ich auf der Spitze eines Berges, auf einem sehr schroffen Felsen, die Ruinen eines Thurmes, zwischen denen in den Felsen eingehauene Gräber zu bemerken waren. Alle Nachrichten, die ich auf meiner Reise einzuziehen Gelegenheit hatte, lassen mich einen reichen Fund von Alterthümern hoffen."

Zu Amsterdam zählte man im Jahre 1831 7342 Geburten, 7156 Sterbefälle, 1195 Heirathen und 6 Ehescheidungen. Aus der großen Anzahl der geschlossenen Ehen läßt sich erklären, daß von 7342 Kindern nur 636 außerehelich geboren waren, so daß also nicht 1 außereheliches auf 10 ehelichgeborne Kinder käme. Wenn dieses Verhältniß richtig ist, so ließe sich der Schluß ziehen, daß die Sittlichkeit in Amsterdam nicht so gesunken ist, wie in Paris, wo das Verhältniß der unehelichen und ehelichen Kinder wie 1 zu 3 oder 4 ist. Zu bemerken ist, daß unter den außerehelich gebornen die Zahl der Mädchen größer ist, als der Knaben; umgekehrt ist es mit den ehelich gebornen, wo man mehr männliche als weibliche Geburten zählte. Dieselbe Bemerkung wurde bereits auch anderswo schon gemacht, ohne daß man den Grund dieser Erscheinung zu erklären vermochte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 55. 24 Februar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

5. Mariana. — Die Calhombolas. — Besuch bei den Coroatos-Indianern. — Indianisches Kirchenfest in St. João Baptista.

(Fortsetzung und Schluß.)

Von all den sogenannten Bemühungen, die Indianer zu civilisiren, ist kein anderes Resultat bekannt, als daß einige sehr verminderte Volksstämme, der Verfolgung müde, von ihren alten Wohnplätzen verdrängt, von andern Nationen nicht unter sich geduldet, sich gefallen ließen, auf jener Stelle ihre Hütten aufzuschlagen, welche ihnen von der Regierung angewiesen wurde. Wir haben den überzeugendsten Beweis an den Coroatos- und Coropos-Indianern, welche seit 63 Jahren denselben Landstrich bewohnen, welchen ihnen die Regierung, als sie sich ihr unterwarfen, anwies. Man gab ihnen Direktoren und Geistliche; die Einen sollten sie civilisiren, die Andern sie mit der sanften Lehre des Christenthums bekannt machen. Die Absicht war unverkennbar gut, aber in der Wahl der Menschen war man entweder höchst gleichgültig, oder höchst unglücklich. Die Missionäre, die man ihnen sendete, waren rohe, sinnliche Menschen, und weit entfernt, für den schönen Beruf, diese verwahrlosten Menschen zu Christen umzuwandeln, Sinn zu haben, erfüllten sie ihre Obliegenheiten nur mit Widerwillen; statt die Sprache der Indianer zu erlernen, oder sie die portugiesische zu lehren, begnügten sie sich, sie auf einen Platz zusammentreiben zu lassen, und sie zu taufen; sie wollten für jede geistliche Verrichtung bezahlt seyn, und die Indianer, die wenig oder nichts zu geben hatten, zogen es zuletzt vor, ungetauft zu bleiben, und ihre Todten im Walde zu beerdigen. Die Direktoren, meistens der Abschaum schlechter Menschen, hielten jedes Mittel für erlaubt, die armen Indianer zu übervortheilen; sie brauchten sie, wie ihre Sklaven, mißhandelten sie, und nahmen ihnen, was sie besaßen. Die Portugiesen endlich, die man unter sie verpflanzt hatte, um sie durch ihr Beispiel an europäische Sitten und Industrie zu gewöhnen, wendeten jedes Mittel an, sie zu unterdrücken, zu berauben und zu betrügen. Die natürliche Folge dieses Benehmens war, daß die Indianer ihre Peiniger verabscheuten und hassen lernten, daß sie allen ihren Handlungen mißtrauten, und selbst dann allen Gehorsam verweigerten, wenn man mit ihrem Wohle ernstlich beschäftigt war. Troz aller Mühe hat man es daher nicht weiter mit ihnen gebracht, als daß sie ihre Nachbarn nicht mehr beunruhigen, daß sie sich taufen und beerdigen lassen und zur Kirche gehen, jedoch nur, wenn man ihnen dafür zu essen gibt.

Wir kehrten auf einem andern Wege, als den wir gekommen waren, nach João Baptista zurück, nicht ganz zufrieden, eine so weite Reise gemacht zu haben, um einen Haufen Menschen zu sehen, die weder civilisirt, noch ganz wild, keine von den Eigenschaften besaßen, welche wir an den Naturmenschen in andern Ländern, z. B. in Nordamerika, bewundern. Wir beschlossen, bei dem Vicario des Präsidios angekommen, sogleich abzureisen, aber der gute Mann bat uns, noch eine Nacht unter seinem Dache zuzubringen; er versicherte, daß wir den kommenden Tag, als dem Festtage eines vornehmen Heiligen, gewiß einige angenehme Beobachtungen machen könnten, da sich an ihm die Indianer des ganzen Präsidios zu versammeln pflegten. Als wir dankbar zugesagt hatten, schickte unser gütiger Wirth nach unserm alten Führer, und trug ihm auf, allenthalben umherzuschicken, damit ja keines seiner Pfarrkinder bei dem morgigen Feste fehle; als er ihn zur Thüre hinaus begleitete, hörten wir noch eine Weile flüstern und vernahmen die Worte: „Milho" (Mais) und „Caxaça" (Branntwein) so oft, daß wir die Vermuthung nicht unterdrücken konnten, der gute Vicario finde es für nothwendig, seiner Einladung im Namen des Heiligen diese zwei Worte beizugesellen, welche ihren Eindruck auf den Wilden nie verfehlen.

Den kommenden Tag verkündete der Ton der kleinen Glocke der Kirche von St. João Baptista und der lang gezogene Ruf vieler Ochsenhörner das Beginnen des Festes. Wir saßen in der Varanda des Vikariatshauses, und hatten volle Muße, die Coroatos und Coropos herbeikommen zu sehen. Sie erschienen dießmal sämmtlich gekleidet, die Männer trugen Hosen und Jacken von Wollenzeug, gingen blossfüßig, und hatten verschiedenfarbige Kappen und Strohhüte auf; keiner trug Waffen. Die Weiber hatten kattunene Röcke und Jacken an; um den Kopf trugen sie ein buntfärbiges Tuch, nach Art der Portugiesinnen umgebunden; einige hatten Rosenkränze oder Glasperlen um den Hals hängen. Man sah auch mehrere halb nackt ankommen, und die halb erwachsenen Knaben waren fast alle gänzlich unbekleidet. Einige Indianer gingen gerade auf die Pfarrwohnung zu, sie hatten Wachs, Honig, die Häute verschiedener Thiere und Ipecacuanha bei sich. Wir versuchten ihnen einige Antworten abzugewinnen und lobten es, daß sie

ihren geistlichen Vater durch Geschenke bedachten; sie erwiderten aber nur wenige portugiesische Worte, gingen in das Haus, und kamen nach einiger Zeit mit verschiedenen Gegenständen zurück, welche sie zu ihrer Kleidung oder zur Führung ihres kleinen Haushaltes nothwendig haben mochten. Der Platz vor der Kirche füllte sich indessen mit Indianern; waren diese mir den Tag vorher in ihrem Naturzustande häßlich vorgekommen, so mißfielen sie mir jetzt in der halbeuropäischen Kleidung noch mehr; ich sah kein einziges, erträgliches Gesicht unter ihnen, und einige hatten Gesichtsbildungen, ganz denen ähnlich, welche man auf alten Gemälden, Juden vorstellend findet. *) Ein paar Raketen und das Krachen der Böller verkündeten endlich das Beginnen des Gottesdienstes; wir gingen alle nach der Kirche; während derselben betrugen sich die Indianer ruhig und anständig; sie beobachteten alle Ceremonien, hörten der etwas langweiligen Predigt des Vikars mit scheinbarer Aufmerksamkeit zu, und verließen nach Beendigung des Gottesdienstes die Kirche in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren, dann richtete sich ihr Schritt ganz gerade nach der Wohnung des Vikars und ihres Direktors, vor welchen sie sich niedersetzten und ohne Umstände zu essen begehrten. Als man ihnen die Abwesenheit des Letztern anzeigte, schienen sie äußerst unzufrieden, und begaben sich nun sämmtlich nach der Wohnung des Vikars. Ich dachte mir schon, der gute Missionär würde, wie ich Dieß gar oft bei brasilianischen Geistlichen, welche von dürftigen Personen angesprochen wurden, bemerkt hatte, mit zornglühendem Angesicht vor seine Hausthüre treten, und das übliche „Deus vos ajuda" rufen, aber unser gutmüthiger Wirth grüßte alle freundlich und gab Befehl, die hungrigen Wilden zu speisen; es wurden daher augenblicklich große Töpfe mit gekochten Türk-Waizen, Kürbissen und Palmkohl herbeigebracht. An sämmtlichen Gerichten befand sich weder Fett noch Salz, und ich erstaunte, daß die Indianer diese geschmacklose Speise essen konnten; sie wußten sich aber recht gut zu helfen; sie hatten nämlich eine Menge großer Würmer bei sich, welche sie in dem Marke eines großen Baumes finden. **) Diese zerließen sie in einem kleinen irdenen Gefäße, welches sie über das Feuer hielten, und schmelzten dann die verschiedenen Gerichte damit. Sie aßen sämmtlich mit den Händen, mit großer Hast, ohne einen Blick von dem Topfe, um den sie hersaßen, zu wenden, und ohne ein Wort zu sprechen. Nachdem dieser vollkommen geleert war, erhoben sie sich und gingen dem nahen Bache zu, um sich Hände und Gesicht zu waschen; einige stopften ihre selbst verfertigten Pfeifen, wie mir schien mit Allem, was ihnen vorkam, wenn es nur dürre war und rauchte, und nach einigen Augenblicken sah man sie in dem Dickicht des nahen Waldes verschwinden, ohne daß auch nur ein Einziger gedankt, oder den Vicario und die übrigen Aufseher begrüßt hätte.

*) Zeichnungen von den verschiedenen indianischen Völkerstämmen hat Herr Moriz Rugendas aus Augsburg in einem großen Werke geliefert, welche unmöglich getreuer seyn könnten, wie ich überhaupt den wißbegierigen Leser, welcher einige Anschauung von den Natur-Schönheiten Brasiliens zu erhalten wünscht, auf die vorzüglichen Leistungen dieses genialen Künstlers hinweise.

**) Der Barrigude-Baum, der fast ganz aus Mark besteht, und in welches sich, sobald dieses, nachdem der Baum umgehauen wurde, in Fäulniß übergeht, eine Larve (Prionus cervicornis) einnistet.

Die Mexikaner im Jahre 1830.

3. Hülfsquellen des Landes.

Unter dieser Ueberschrift untersucht der Verfasser der vorliegenden Artikel schließlich die Vortheile, deren Mexiko genießt und seine Aussichten und Hoffnungen für die Zukunft. Es genügt uns, daraus folgende Bemerkungen hervorzuheben.

Mexiko betrat die Laufbahn seiner Unabhängigkeit mit einer Bevölkerung, die doppelt so stark war als die der Vereinigten Staaten im Jahre 1783, und ohne Sklaven. Diese Bevölkerung vermehrte sich von 1825 bis 1830 um eine Million, was bei gleichmäßig fortschreitendem Verhältniß die Bevölkerung in fünf und dreißig Jahren verdoppeln würde. Diese Vermehrung während einer Reihenfolge von innern Unruhen und Kriegen, unter einer schlechten Regierung, und nach der Vertreibung von 80,000 Spaniern, die größtentheils große Kapitalisten waren, und ohne daß noch die Bergwerke ihre alte Thätigkeit wieder begonnen haben, würde, wenn die Angabe des Verfassers gegründet ist, sehr zu Gunsten der Fruchtbarkeit und der Hülfsquellen dieses Landes zeugen.

Die Finanzen sind in einem Zustande abscheulicher Verwirrung, wie die der Vereinigten Staaten von 1771 bis 1789. Noch konnte man keinen geschickten und redlichen Finanzminister finden. Die Gewohnheiten der Unordnung und der Bestechung herrschen noch überall vor, wo es sich um die öffentlichen Einkünfte handelt. Man hat, und zwar mit Recht, die Kopfsteuer der Indianer abgeschafft; die Abgaben auf die Bergwerksprodukte von 10 auf 3 Prozente herabgesetzt; die auf das Quecksilber, das man zur Ausscheidung der Metalle bedarf, gänzlich aufgehoben, und noch andere Quellen des Einkommens verloren. Auf der andern Seite wollen die großen Grundbesitzer und die Kirche keine Grundsteuer und das gemeine Volk keine Art von Personalsteuer entrichten; der Kredit selbst ging durch den Mißbrauch, den man davon machte, und dadurch, daß man keine Interessen bezahlte, zu Grunde. Es blieben als öffentliche Einkünfte nur noch die Mauth, die Bergwerksbesteuerung, das Monopol des Tabaks, des Salzes, des Branntweins und des Pulvers, die Lotterien, die Briefpost, der Stempel und einige lokale Erträgnisse. Glücklicher Weise sind einige dieser Abgaben so sicher gestellt, daß sie ein bestimmtes Einkommen bilden, obgleich sie weit unter Dem zurückbleiben, was sie seyn könnten. Der Ländereien-Verkauf wird einst eine große Quelle von Einkünften werden; denn Mexiko besitzt tausend Millionen Morgen fruchtbaren Landes, die sich, zum Wenigsten den Morgen um 40 Dollars, verkaufen lassen werden, was 400 Millionen Dollars abwerfen würde.

Es gibt in Mexiko zehn Bergbaukompagnien, sieben englische, zwei amerikanische und eine deutsche. Fast alle haben schlechte Geschäfte gemacht, da sie an die Stelle der vormaligen rohen Art, die Bergwerke zu bauen, kostbare neue Verfahrungsweisen eingeführt, und durchaus darauf bestanden, die alten Minen zu leeren, die seit fünfzehn Jahren mit Wasser gefüllt sind. Indeß hofft man, daß die Bergwerke im Jahre 1835 so viel abwerfen werden, als sie jährlich vor der Revolution lieferten.

In einem gedeihlicheren Zustande befindet sich der Ackerbau, da Boden und Klima zu Allem, was man versuchen will, sich günstig erweisen. Mais ist die Hauptnahrung der Indianer. Auf

den Hochebenen des Centrallandes hat man alle europäischen Kulturen, in den Niederungen alle Pflanzungen der Antillen. Der Arbeitslohn ist überall wohlfeiler als in den Vereinigten Staaten; allein es fehlt an Straßen, schiffbaren Flüssen, an Sicherheit in den Unternehmungen, an den Mitteln, sich Gerechtigkeit zu verschaffen, und endlich an vielen Institutionen des Handels und der Industrie, die nebenbei den Ackerbau begünstigen. Die einfachsten Gegenstände der Manufakturarbeiten, wie Kleider, Schuhe, Hüte, eiserne Werkzeuge u. s. w., werden zu ungeheuren Preisen verkauft, so zwar, daß man, so sehr sich auch der Verfasser bemüht, Mexiko in dieser Hinsicht auf Kosten seines Vaterlandes zu erheben, nicht umhin kann, eine Niederlassung in den Vereinigten Staaten oder in Kanada vor der Hand noch für sicherer und leichter zu halten, als in irgend einem Theile des spanischen Amerika.

Das erste Dampfboot.

Aus dem American Library of Useful Knowledge, published by authority of the Boston Society for the Diffusion of Useful Knowledge. Vol. I and II. Boston. 1831.

Es sind jetzt hundert Jahre verflossen, seit man entdeckte, daß heiße Wasserdämpfe die mächtigste bewegende Kraft bilden, deren der menschliche Geist Herr geworden. Allein obgleich die Dampfmaschinen im Laufe dieser Zeit eine hohe Stufe der Vollendung erreicht und viele geniale Mechaniker ihre ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet hatten; so blieb es dennoch erst dem Amerikaner Fulton aufbehalten, diese gewaltige Kraft zu einer Erfindung von höchstem Nutzen und kosmopolitischem Einfluß zu erheben, indem er sie auf die Bewegung der Schiffe anwendete. Die wichtigen Folgen dieser Erfindung lassen sich noch nicht in ihrem ganzen Umfange voraussehen; indessen ist eine Voraussagung, die sich auf den genialen Erfinder selbst bezog, unglücklicher Weise nur allzu gut eingetroffen. Als Fultons Erfindung vor den Schranken der gesetzgebenden Versammlung von New-York durch den Advokaten Emmet vertreten wurde, wendete sich dieser am Schlusse seiner Rede an seinen Klienten, indem er sagte: „Ja, mein Freund, das Herz blutet mir, indem ich aussprechen muß, was mir unheilvolle Vorbedeutungen zu verkünden scheinen: Sie werden für Ihre Zukunft in dem öffentlichen Vertrauen nur einen gebrochenen Stab finden, und zum Lohne von der öffentlichen Dankbarkeit nichts mit sich nehmen, als ein gebrochenes Herz.“ Von der Zeit an, wo diese Worte gesprochen wurden, entwickelten sich in seinem Vaterlande von Tag zu Tage die unermeßlichen Folgen von Fultons Erfindung in immer größerem Umfange. Die entlegensten Ansiedlungen der Vereinigten Staaten wurden durch sie in eine nachbarliche Verbindung gebracht. Die Gewässer des Mississippi wurden strom- auf und abwärts schiffbar gemacht, und hiedurch für die Friedenszeiten die Ansiedlungen seiner unermeßlichen Thalgründe unglaublich beschleunigt, während sie zugleich für Kriegszeiten dadurch unantastbar geworden sind. Ueber alle menschliche Berechnung hinaus gewann Zeit und Kapital an Werth, und dieselben wohlthätigen Folgen theilten sich außer Amerika auch Europa und der ganzen civilisirten Welt mit. Und während die Erfindung Fultons diese erstaunenswürdige Entwicklung nahm, verlor er das Leben und seine Familie ihr Vermögen. Wenige Monate nach jenen prophetischen Worten starb Fulton an einer Krankheit, die er sich durch die rastlose Verfolgung seiner Erfindung zugezogen hatte, und wenige Jahre darauf büßte seine Familie in einem Prozesse völlig ihr Vermögen ein, das der Erfinder aus Mangel öffentlicher Unterstützung mit Schulden zu überladen gezwungen worden war. Und nicht sehr zu Ehren der gepriesenen Freistaaten muß es gesagt werden, daß seitdem zwei- oder dreimal schon der Kongreß für die verwaisten Kinder Fultons vergeblich um eine Unterstützung angegangen wurde, um sie der traurigen Wahl zwischen christlichem Mitleid oder Hungertod zu entheben.

Mit wie vielen Schwierigkeiten Fulton zu kämpfen hatte, als er seine Erfindung ins Werk zu setzen anfing, mag aus einer Erzählung entnommen werden, die ein Freund aus seinem eigenen Munde vernahm. „Als ich, so erzählte Fulton, das erste Dampfboot zu New-York zu bauen begann, wurde das Projekt von dem Publikum entweder mit Gleichgültigkeit oder mit Verachtung oder als das Hirngespinnst eines tollen Träumers betrachtet. Selbst meine Freunde, obgleich sie noch am gütigsten über mich urtheilten, zuckten die Achseln. Zwar hörten sie geduldig meine Auseinandersetzungen an; allein es entging mir nicht auf ihrem Gesichte ein Zug ungläubiger Bedenklichkeit. Da ich täglich von und zu der Werfte ging, wo mein Boot im Bau begriffen war; so hatte ich oft genug Gelegenheit, unerkannt von den müßigen Gruppen fremder Leute, ihre Meinungen zu belauschen und verschiedene Ansichten über dieses neue Fahrzeug zu vernehmen. Es war darüber nur Eine Stimme, die des Spottes und der Verachtung. Oft hörte ich auf meine Kosten lautes Gelächter, geringschätzige Witze, altkluge Berechnungen über meine Ausgaben und Verluste und die unvernünftige, aber oft wiederholte Verurtheilung von Fultons Narrheit. Nie begegnete ich einem einzigen ermuthigenden Winke, einem Strahl der Hoffnung oder einem warmen Wunsche. Selbst das Schweigen war nur Höflichkeit, indem es Zweifel oder Tadel verbarg. Endlich erschien der Tag, wo der erste Versuch angestellt werden sollte. Es war für mich ein entscheidender Augenblick voll gespannter Erwartung. Ich lud mehrere von meinen Freunden ein, an Bord zu gehen und den ersten glücklichen Versuch mir durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Einige von ihnen erzeigten mir aus persönlicher Achtung diesen Gefallen; aber offenbar geschah es nur ungern, da sie fürchteten, Zeugen meiner Beschämung, nicht meines Triumphs zu werden. Ich wußte wohl, daß ich meinerseits Gründe genug hatte, an einem vollständigen Erfolg zu zweifeln. Die Maschinerie war neu und schlecht gearbeitet; manche Theile daran waren von Handwerksleuten verfertigt worden, die noch nie dergleichen gearbeitet; außerdem konnten auch unvorhergesehene Ereignisse hinderlich eintreten. Der Augenblick war da, wo der Befehl gegeben werden sollte, das Schiff in Bewegung zu setzen. Meine Freunde standen in Gruppen auf dem Verdecke. Angst mit Furcht gemischt war auf ihren Gesichtern zu lesen. Schweigend harrten sie in düsterem Verdruß; und ihre Blicke verriethen mir, daß sie nur Unheil besorgten, so daß ich fast mein Unternehmen zu bereuen anfing. Das Signal wurde gegeben und das Boot bewegte sich eine kleine Strecke weit, dann blieb es unbeweglich stehen. Dem Schweigen des vorausgegangenen Augenblickes folgte nun mißvergnügtes Gemurmel, Unruhe, Geflüster und Achselzucken. Deutlich hörte ich: „Sagte ich nicht, es werde so gehen?“ — „Verrückte Projekte“ — „Wären wir nur wieder mit heiler Haut davon“ — Ich stieg nun auf eine Erhöhung des Verdeckes und redete die Versammlung an. Ich sagte, ich wisse nicht wo es fehle; allein wenn sie sich eine halbe Stunde in Ruhe gedulden wollten; so wolle ich entweder die Fahrt fortsetzen, oder für Dießmal verschieben. Diese kurze Frist wurde mir bewilligt. Ich stieg hinab, untersuchte die Maschinerie und fand, daß die Ursache des Hindernisses eine kleine Unrichtigkeit an dem Werke sey. In kurzer Zeit war es beseitigt, das Boot kam wieder in Bewegung und blieb ungestört darin. Allein noch blieben alle ungläubig. Niemand schien geneigt, dem Zeugniß seiner eignen Sinne zu glauben. Wir verließen die schöne Stadt New-York, wir fuhren durch die romantische und immer wechselnde Landschaft des Hochlandes, schon lagen die Häusergruppen von Albany vor unsern Blicken, wir erreichten seine Ufer und selbst dann noch, als Alles vollendet schien, fand ich neue Bedenklichkeiten und Zweifel. Die Einbildungskraft war mächtiger als Thatsachen. Nun zerbrach man sich den Kopf, ob es noch einmal möglich seyn würde, oder wenn es möglich wäre, ob denn auch wirklich so großer Nutzen dahinter stecke.“

Fürwahr, man weiß kaum, soll man mehr die unermüdliche Beharrlichkeit oder die Erfindung des genialen Mannes bewundern. Nur der leidenschaftlichen Begeisterung des Genies ist die Geduld gegeben, die blöde Kurzsichtigkeit und altkluge Anmaßung der Alltagswelt zu ertragen und zu besiegen.

Literarische Chronik.

Erinnerungen aus Warschau und Nachträge zu den Memoiren über Polen von Harro Harring. Nürnberg 1831.

(Schluß.)

Mit nicht erfreulicheren Farben wird das eheliche Glück des russischen Gardesoldaten geschildert: „Als ich einst in Ancona, von der Höhe eines

Klosters herab, in einen engen Hof schaute, der von gefesselten Galeeren-Sklaven wimmelte, da durchfuhr mich ein menschlicher Schauder, und ich blickte zum tiefblauen Himmel empor, und dachte an Gott und an Gottes Ebenbild auf Erden, und an die Bestimmung des Menschen.

„Aber seitdem ich die russischen Garde-Sklaven jahrelang auf Schulitz und in ihren Kasernen beobachtet, wurden jene Schauer von einer schmerzlichern Empfindung überboten. Denn die Sträflinge in Ancona waren mehr oder minder durch eigene Schuld, durch Vergehen und Verbrechen in jenes Elend gerathen; der russische Garde-Soldat aber, zu zwanzigjähriger Zucht verdammt, hat nichts verschuldet, das ein so hartes Joch verdiente. Es scheint vielmehr, als büße er die Sünde der Voreltern „im dritten und vierten Gliede“ — die Sünde der Geburt in Leibeigenschaft, indem sich der Sklave nicht frei machte von den Fesseln der Schmach. — sündigte gegen Gott, indem er lebte und sein Geschlecht fortpflanzte, als verkäufliches und vererbliches Eigenthum der Menschen. So büßet der Sklave die Schmach seiner Eltern und Voreltern im Gardekittel auf zwanzig Jahre; und wer dieses empfinden will mit mir, und nicht hinein darf in die Kasernen, weil er kein Sklave ist, der wandere mit mir durch Schulitz, und seufze bei dem Anblicke der bleichen Gestalten im russischen Sklavenkittel. In peinlicher Angst, daß ihn der Lieutenant oder Stabs-Rittmeister seines Zuges, der Rittmeister oder Obrist seiner Escadron, der General des Regiments, der Brigade oder der Division, oder, daß ihn der Großfürst ereile, durchschreitet der Soldat, unter Protection des schildernden Kameraden die Barriere der Kasernen, um auf Minuten auf Schulitz sein Weib zu besuchen, oder beim Juden einen „Kosak“ zu sich zu nehmen. Scheuen Blickes schaut er um sich her, horcht mit geübtem Ohre auf das entfernte Rollen der Wagen und Droschken — rasch zurücktreten zu können in die Barriere, wenn er die Gefahr entdeckt, die ihn bedroht zu jeder Minute. Er wagt den Gang, und glücklich erreicht er die Schwelle der zahlreich bewohnten Baracke, die zur Hälfte in den Morast versunken, einer Armenier-Höhle gleicht, und ihn etwa an vergangene Zeiten erinnern würde, wenn er je sein Gedächtniß gebraucht hätte. Denn seine Heimath liegt vielleicht an der persischen Gränze, und vertauscht, oder verspielt und verkauft, lebt er nun hier in der Garde-Kaserne auf Schulitz. — Aber er hat vom Menschen nur noch die dressirte Gestalt, und jede Erinnerung an die Bilder der Heimath und an die Seinen, welche ihm den Fluch der Leibeigenschaft als Erbtheil aufgebürdet, ja selbst die mildere Regung des Wunsches und der Sehnsucht nach einem glücklichern Loose, ist längst in Branntwein ersoffen, seitdem sie erwachte im Schmerz des verwildernden Herzens, in Verzweiflung, der er selbst sich nicht klar bewußt ward. Seine Frau oder Konkubine führt einen Hausirhandel mit Milch und Brod für die Kasernen, und hungrig und erschöpft nach stundelangem Striegeln seines Pferdes, begehrt der mürrische Soldat, was sein Haus nicht darbietet. Das Weib, mit der er in getrennter Ehe lebt, in der That, wie es ein deutscher Kirchenspruch bezeichnet: „von Tisch und Bett geschieden“ — denn er ist gesetzmäßig auf die Kaserne verwiesen, — das arme Weib kennt den wüthenden Zorn ihres Soldaten, und hat ihn oft empfunden an allen Gliedern ihres zerfallenen Leibes. Sie ist bedacht gewesen auf die Forderung dieses Besuches, und hat sich Tabak zu verschaffen gewußt in der Kaserne, während sie ihrem Handel nachging. In der Eile nicht ertappt zu werden, hat sie aber den fremden Beutel mitgenommen, statt sich bloß des Inhalts zu bemächtigen, und aus Furcht vor der Gefahr, zog sie diese auf sich herab. Der Soldat sättigt sich in Gurken und saurer Milch, und will so eben seine Pfeife stopfen, als zwei baumstarke Kameraden hereintreten.*) und den gestohlenen Tabaksbeutel in der Hand des Weibes erblicken! „Richtig! da ist der Beutel und die Diebin!“ ruft der Bestohlne mit höhnischem Lachen, und aus seinem weiten Kittel-Aermel ragt ein derber Stock hervor, der alsobald in seiner Rechten spielt. Ein kurzes: „Mit Erlaubniß, Bruder!“ wirft er dem betroffenen Kameraden zu, dessen Weib von Todesangst befallen, einen Fluch in die Welt sendet. Nach russischer Soldaten-Sitte werden wenig Worte gewechselt. Die beiden Vertrauten fallen über das Weib her, indem sie das corpus delicti dem erbleichten Kameraden zuwerfen, und die Züchtigung beginnt auf gut Russisch; zerschlagen und blutend wankt das elende Geschöpf auf die Straße, wo der Menge Hohn sie begrüßt, indem sie heulend niedersinkt in Staub und Koth. „Ich danke Euch!“ seufzt der Lebensgefährte des zerprügelten Weibes. „Ihr habt mir die Arbeit abgenommen; denn ohnehin hätte ich die Bestie heute noch vorgekriegt.“ Und festen Schrittes, triumphirend den Stock schwingend, den Inhalt des wieder erlangten Beutels untersuchend, schreiten die beiden Kürassiere der Barriere ihrer Kaserne zu. Nun erst erwacht das point d'honneur des alten Soldaten, der beschimpft worden vor den Seinen, in der Person seines diebischen Weibes, und es erhebt sich ein „häuslicher Zwist,“ der eben so blutig endet, als die Gastrolle der beiden ungebetenen Gäste.

„Der Soldat verspätet sich, und im Innern ergrimmt, stürzt er auf dem Rückwege zur Kaserne in das Nest eines Juden, der Branntwein schenkt. Die Galle zu dämpfen, säuft er über die Gebühr, und erscheint taumelnd, fluchend vor der Kaserne, indem die Fronte zum Appel gerichtet wird. Der Offizier du Jour bemerkt ihn in der Tiefe seines gesetzwidrigen Rausches, und läßt ihn in den Stall werfen, bis er ausgeschlafen, damit er zur Nüchternheit erwacht, die Ruthen desto schmerzlicher empfinde. Das ist das eheliche Glück eines russischen Soldaten, der auf Verantwortlichkeit des Regiments-Chefs, zur Auszeichnung die Vergünstigung genießt, auf Schulitz ein Weib zu haben. Das tief unter's Viehische herabgesunkene Leben Derer, denen dieses eheliche oder Kebs-Glück nicht zu Theil geworden, ist auch zugleich unter aller Darstellung. Was ich als Erholung und Vergnügen der Garde-Sklaven mit eigenen Augen gesehen, erfüllt mich mit eisigem Grauen bei dem furchtbaren Gedanken: Dieses sind Menschen wie Du! Menschen wie Du, mit gleichem Anspruch an das Leben, geboren mit gleichem Keime und mit gleichem Rechte zur sittlichen Veredlung; und sie wurden, was sie geworden, im Dienste der Krone, als Exerzir-Maschine der glänzenden Garde-Fronte, zum Spielwerk des Despotismus!“

*) Ein Fall unter tausenden, dessen Folgen ich im Vorübergehen auf Schulitz einst mit ansah.

Vermischte Nachrichten.

Frankreich hat bei einem Flächeninhalte von 34,850 Quadratlieues noch 552,214 Hektaren oder 400 Quadratlieues Sumpfland, so daß sich also dieses zu dem Gesammtflächeninhalte wie 400 zu 34,850 oder wie 1 zu 87 verhält. Der siebenundachtzigste Theil von Frankreich ist demnach noch mit ungesundem und unfruchtbarem Sumpfe bedeckt. Da die Moorgründe meist sehr fruchtbar gemacht werden können, so ergibt sich, daß, wenn man die 400 Quadratlieues Boden, die dem Ackerbaue entzogen bleiben, zu 1,777,600 Morgen und den jährlichen Ertrag eines Morgens im Durchschnitte auf 20 Fr. anschlägt, Frankreich eine Revenue von 35,552,000 Fr. jährlich gewinnen würde. Unter den französischen Departements sind fünf insbesondere noch mit großen Sumpfstrecken bedeckt. So das Departement der Rhonemündungen mit 53,704 Hektaren Sumpfland; das der untern Charente mit 44,767 Hektaren; das der Gironde mit 37,051 H.; das der untern Loire mit 29,554 H.; das der Vendée mit 49,641 H. Außerdem findet man noch in 8 andern Departements Sümpfe.

•

Die Quantität des im verflossenen Jahre in Großbritannien zur Konsumtion im Innern eingeführten Getreides belief sich auf 8,597,648 Scheffel, die aus fremden Ländern eingeführt wurden, und 577,784 Scheffel, die von englischen Besitzungen herkamen. Die Eingangszölle auf diesen Artikel trugen 248,560 Pf. St. ein. Die Quantität des seit dem 15 Julius 1828 in England eingeführten Getreides beträgt 59,960,252 Scheffel, und das Getreide aus den englischen Kolonien 1,045,848 Scheffel. Die Eingangszölle beliefen sich auf 1,597,085 Pf. St. 2 Sch. 5 P.

•

Die Baumwolleneinfuhr in Frankreich betrug im Jahre 1831 220,668 Ballen, was gegen das Jahr 1830 eine Verminderung der Einfuhr von 63,000 Ballen und gegen das Jahr 1829 von 51,000 Ballen gibt. Seit zehn Jahren belief sich der Verbrauch der Baumwolle in Frankreich auf 2,411,000 Ballen, was im Durchschnitte auf jedes Jahr 241,000 Ballen ergibt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 56. 25 Februar 1832.

Die Seeleute der Nieder-Bretagne.

Wer das originelle Volk der Nieder-Bretagne zu sehen Gelegenheit hatte, wird ohne Zweifel darüber klar geworden seyn, wie die Flotte der Bretonen einen Julius Cäsar im Meerbusen von Morbihan bekämpfen und aufhalten konnte. Es waren damals dieselben untersetzten und muskulösen Menschen mit kurzem Hals und breiten Schultern, wie man sie heutzutage noch mit so mächtigem Arm das Ruder führen, oder über eine Segelstange mit drei Schritten hinlaufen sieht. An diesen Küsten stößt man nicht auf jene abgelebten Gesichter von ausgemergelten Männern, deren Alter man nach zurückgelegtem zwanzigsten Jahre nicht mehr bestimmen kann; hier begegnet man nicht jener weiblichen Verworfenheit, die in den großen Städten Frankreichs oft mehr den Abscheu als das Erstaunen des Fremden erregt. Da sieht man überall große schöne Mädchen, kräftige frische Naturen, gefallsüchtig ohne gezierte Künstelei, in reicher malerischer Tracht, auf dem Herzen ein kleines Spiegelglas, als wollten sie hier das Bild Dessen, der sie anblickt, gefangen halten; ihnen zur Seite steht ein kräftiger behender Schlag von Männern, die als Kinder schon den Klippen von Penmarch und Seine Gesichter schnitten; mit stolzem Aug' und hochgetragenem Kopf, jeden Augenblick bereit, für einen glücklichen Netzwurf ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Freilich ist es bereits ein ganz anderes Volk geworden, als es vor Zeiten war, aber noch immer ist und bleibt es ein höchst eigenthümlicher Menschenschlag. Schon geht man nicht mehr blindlings auf das Wort des Geistlichen, und die Ehrfurcht, mit der man früher den Pfarrer vergötterte, ist auf den Schutzheiligen des Ortes übertragen worden. Doch verschiebt man noch eine lange Reise, um dem Kirchenfeste des „Pardons" beizuwohnen, oder um das schöne geweihte Schiff auf den Schultern tragen zu helfen, das bei der Prozession gleich hinter dem Traghimmel folgt. Auf dem Meere unter Sturmgeheul und berghohen Wogen werden Gelübde gethan, und kömmt der Nieder-Bretagner glücklich wieder an's Land, so erzählt er seinen Kindern die bestandenen Gefahren, und trägt einem von ihnen auf, für ihn sein Gelöbniß zu erfüllen.

Der Nieder-Bretagner gehört wohl zu den besten Seeleuten in der Welt; er ist lenksam, gehorcht schnell und kennt nicht das Wort Aber, das bei wichtigen Vorfällen oft so verderblich wird. Nüchtern, nicht sehr heicklich in der Wahl der Lebensmittel, ausdauernd, muthig und unermüdlich, besitzt er alle Eigenschaften eines tüchtigen Matrosen, die nicht von Jedermann so gewürdigt zu werden pflegen, als sie es verdienen. „Ein Matrose," sagt der Admiral Willaumez, „muß die Raaen zu betakeln, die Segeln an den Stangen aufzurollen, sie einzubinden, jede Art Fahrzeuge zu betakeln, gut zu steuern, aus der Hand das Senkblei auszuwerfen, die Segel zu flicken und auszubessern, alle Arten Ankertau und Schlingen zu knoten, Fischnetze, Schiffsverschanzungen zu verfertigen, zu theeren, zu tünchen, Granaten zu werfen, mit der Kanone wie mit der Flinte, dem Pistole, der blanken Waffe umzugehen verstehen, kurz ein Matrose muß im Verhältniß zu den weit vom Meere entfernt wohnenden Menschen ein außerordentliches Geschöpf seyn. . . . Der Matrose ist lustig, behend, kühn und handfest: er spottet aller Gefahren und ist dabei der strenggehorsamste Mensch. Das Unglück dieser für den Staat wie für die Marine gleich wichtigen Leute ist, daß man ihren Werth nicht zu schätzen weiß, weil die meisten Menschen, die nicht zur See gewesen sind, sie nicht kennen lernen."

Man glaubt in dieser Schilderung den Matrosen der Nieder-Bretagne, wie er leibt und lebt zu sehen. Die berühmtesten unter ihnen sind die von den Inseln Groir, Belle Isle und Ouessant. Dieses ganze Volk von Seeleuten bildet sich auf den Fischfangschaluppen und den Fahrzeugen heran, die mit Fischfrachten beladen, die Küstenfahrt treiben. Der Sardellenfang beschäftigt jedes Jahr in dem einzigen Departement von Finisterre gegen neunhundert Schaluppen, die von beinahe fünftausend Schiffern bemannt sind. Wenn dieser Fang beginnt, werden Prozessionen auf dem Wasser angestellt, um das Meer zu weihen und die Netze zu einer glücklichen Ausbeute einzusegnen. Bei solchen Gelegenheiten ereignen sich oft drollige Vorfälle. Es ist noch nicht lange her, daß die Prozessionen von Ploemeur und die der Insel Groir einander begegneten. Nun herrscht zwischen der Einwohnerschaft dieser beiden Gegenden von alter Zeit her schon ein Groll, von dem eben so wenig ein Grund anzugeben seyn dürfte, als von Zwist und Feindschaft derselben Art, die man auf allen Punkten von Frankreich zwischen den Einwohnerschaften finden kann. Kein Zug wollte dem andern ausweichen: jede Partei hätte es für die höchste Schande gehalten, ihre Schiffe auch nur um einen Ruderstrich bei Seite zu lenken. Die Fahrzeuge enterten Bord an Bord, vom Schimpfen kam es zum Schlagen, und wahrscheinlich wäre mehr als einer der

tapfern Kämpfer ertrunken, wenn nicht die beiden Fahnenträger, die gebornen Admirale der Geschwader, dem Tumult durch einen jener homerischen Zweikämpfe ein Ende gemacht hätten, deren Ausgang die gegenseitigen Heere als Zuschauer abwarten. Nach einem ziemlich hitzigen Kampfe wurde das Kruzifix von Groix festgehäckelt von dem des Admirals von Ploemeur, das wahrscheinlich besser befestigt war, ein heftiges Zerren erfolgte, und jenes wurde endlich aus seinem langen silbernen Untersatz gerissen und fiel in's Meer, wo es noch bis auf diese Stunde gesucht werden kann. Und so erhaben sind die religiösen Ideen dieses Küstenvolkes, daß „le bon Dieu“ von Ploemeur noch heutzutage für mächtiger gilt, als der gute Gott von Groix.

In der Jahreszeit, wo die Sardellen ankommen, gewährt das Aus- und Einlaufen der kleinen Flotten, die sich auf den Fischfang begeben, einen herrlichen Anblick. Alle Schaluppen machen sich auf Einmal mit einander segelfertig; so bald ein Focksegel aufgehißt wird, sieht man in dem nämlichen Augenblick wie durch einen Zauberschlag zweihundert andere sich entfalten. Das Meer ist spiegelglatt, der Himmel klar; die leichten Fahrzeuge gleiten wie Schwäne durch die Fluth, und bald sieht man am Horizont nur noch die Spitze der Maste die man kaum mehr zählen kann. Allein ein stärkerer Wind erhebt sich, braunes Gewölk zieht dort in der Ferne herauf; die Wogen schwellen an, und der Schaum spritzt zischend aus der Brandung auf. Die zerbrechlichen Fahrzeuge haben bereits die hohe See gewonnen, und sind wahrscheinlich schon über die Inseln Glenans hinaus — was wird aus ihnen in diesem furchtbaren Sturme werden, der ihre schwachen Seegel zerfetzen wird, während er hier im ersten Stock des Hauses, wo wir uns gerade zum Mittagessen gesetzt haben, alle Fenstergläser klirrend in die Stube wirft? Doch siehe da; sie kommen zurück — jetzt verschwinden sie und werden unter einem Wogenberge begraben; doch nein — sie tauchen wieder auf — jetzt ist nichts mehr von ihnen zu sehen — sie sind verloren — nein, noch einmal arbeiten sie sich empor. Und Alles ist wieder auf festem Grund und Boden angelangt; bestürzt eilest Du ihnen entgegen und sagst etwa zum ersten Schiffsherrn, der an's Ufer springt: „Ihr habt vom Glück zu sagen.“ — Gib Acht, daß er es nicht für einen schlechten Witz nimmt, denn er kommt ja ohne Fische nach Hause.

Auf diesen schlechten Fahrzeugen mit so gefährlichem Segelwerk, die wie eine offene Schüssel auf dem Meere schwimmen, nicht auf einer stolzen Fregatte von sechzig Kanonen muß man die kühnen Wesen sehen, die mit dem Ozean spielen, ohne daran zu denken, daß sie spielen. Hier sind die wahren Seeleute zu sehen, wenn sie von Wogen überdeckt, die Schaluppe voll Seewasser, ohne Kompaß, ohne jeden andern Führer als ihre lange Gewohnheit und Erfahrung, ruhig ihre Manöuvres machen, ohne sich sonderlich aus dem gewohnten Phlegma bringen zu lassen, wenn sie nicht etwa dem Schiffsjungen, der nicht schnell genug die Schoten schießen lassen, durch eine derbe Ohrfeige einen „Tölpel merk's“ geben.

Nicht minder gefahrvoll als ihre Fischfang-Expeditionen auf die offene See hinaus sind ihre Fahrten längs der Küste. Kein Admiral würde mit allen Instrumenten am Bord es wagen, eine Ladung Fische von Nantes nach Brest zu führen. Die Schiffer der Nieder-Bretagne nehmen ihren Lauf von Felsen zu Felsen, und nähern sich unaufhörlich jenen Klippen, die andere Schiffe so furchtsam vermeiden. Man muß sie, um hievon einen Begriff zu haben, zwischen den Klippen hingleiten sehen, so geschickt und behend wie jene Gaukler, die mit verbundenen Augen zwischen Eier tanzen, ohne je eines zu zerbrechen. Und gerade diese Klippen sind ihre Bussole; sie kennen bis auf zwei Schritte nahe die Stelle der Wirbel und Meeresströmungen; wenn sie sich nur einen Augenblick in die offene See hinauswagten, so würden sie den Kopf verlieren und könnten eher wohl in New-York einlaufen, als sie Saint Malo erreichten.

Die Küstenfahrer der Nieder-Bretagne sind noch ganz alten Schlages, indeß hat die Juliusrevolution doch auch einige Wirkung auf sie gemacht. Schon sieht man hie und da an der Mündung des Aven ein Schiff, dessen Bugspriet dreifarbig ist, und der Kapitän von einem derselben sagte mir mit einer Art Stolz, wenn ich an Bord gehen wolle, so werde ich auch die Ankerspille so angestrichen finden. Der gute Kapitän wird sich kaum mehr an die heilige Anna von Auray verloben. Ueberhaupt hat die Küstenfahrt in den letzten zwanzig Jahren mancherlei Verbesserungen erfahren, könnte aber noch wichtigere Fortschritte machen. Zwar würde sie auf der poetischen Seite hindurch Manches einbüßen; allein der Staat, der die dramatische Schönheit nun doch ein für allemal über dem Kalkul des Nützlichen vergessen muß, würde gut daran thun, wenn er die Einführung der viereckigen Schiffe bei den Küstenfahrten ermunterte. Auch die in der Schule der Küstenfahrten aufgewachsene Jugend wird, wie aus der oben gegebenen Schilderung einleuchtend ist, auf die großen Kauffahrer oder Staatsschiffe wenig mehr mitbringen, als das Verdienst, nichts zu fürchten, und nicht an der Seekrankheit zu leiden. Im Gegentheile wären sie weniger seemännische Naturen, so würde man auch weniger Zeit brauchen, sie abzurichten, wie man dieß und jenes Segel einrefft und ausspannt — der ehrliche Nieder-Bretagner, der vielleicht seit zehn Jahren sich nur eines großen Segels, eines Focksegels, manchmal höchstens eines Marssegels bedient hat. Und doch ist die Bretagne die wahre Pflanzschule der französischen Matrosen.

Der Reisende darf es nicht versäumen, die Inseln von Morbihan zu besuchen; hier wird er hören, daß es deren im Meerbusen von Morbihan so viele gibt, als Tage im Jahre, selbst ein Schaltjahr mit eingerechnet. Wer alte Volkssitten und Gebräuche liebt, und sich gern aus der Welt der ernsten Wirklichkeit in das heitere Reich der Sagen und Mährchen versetzen läßt, komme hieher, wo er die schauerlich süßen Träume seiner Kindheit wieder finden, und Sitten und Gebräuche die nur noch im Bücherstaub der Bibliotheken aufbewahrt werden, lebendig vor seinen Augen sehen wird.

(Schluß folgt.)

Der Graf Belliard.

Frankreich hat abermals einen von den Generalen der großen Armee verloren. Graf Belliard ist am 28 Januar d. J. zu Brüssel plötzlich mit Tod abgegangen. Geboren im Jahre 1773 zu Fontenay in der Vendee, betrat er seine militärische Laufbahn in der Armee des Nordens. Chef des Generalstabes unter Dumouriez zeichnete er sich bei Jemappes aus. Nach der Schlacht bei Nerwinden, in der ihm ein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde, erhielt er die Ernennung zum Generaladjutanten. Nach Du-

mouriez's Flucht wurde Belliard verhaftet, nach Paris geführt und seines Dienstes entsetzt. Weit entfernt aber die einmal so rühmlich betretene Laufbahn wieder zu verlassen, hielt er um die Erlaubniß an, als Freiwilliger wieder in die Armee eintreten zu dürfen. Einige Monate später wurde er zum Generaladjutanten ernannt und folgte dem General Hoche in die Vendee.

Im italienischen Feldzuge des Jahres 1796 gab er Beweise der größten Unerschrockenheit und ausgezeichneter Talente. Zu Arcole wurden ihm zwei Pferde getödtet und er selbst verwundet. Auf dem Schlachtfelde wurde er zum Brigadegeneral ernannt. Nach der Einnahme von Civita Vecchia im Jahre 1798 erhielt er eine Bestimmung als außerordentlicher Gesandter bei der neapolitanischen Regierung. Auch an dem Ruhm der ägyptischen Expedition nahm Graf Belliard Theil. Bei der Landung auf der Insel Malta, in der Schlacht von Alexandrien und unter den Pyramiden leistete seine Unerschrockenheit wichtige Dienste. Mit zwölfhundert Mann griff er zwölftausend Türken, die sich in Damiette eingeschlossen hatten, an und eroberte die Stadt wieder. Nachdem Dessaix Aegypten verlassen hatte, um nach Frankreich zurück zu kehren, wurde Belliard würdig befunden, ihm in dem Kommando über Oberägypten zu folgen. Hier waren unaufhörliche Kämpfe mit Schwärmen von barbarischen Völkerschaften zu bestehen, die unablässig von Arabien her nach Aegypten vordrangen. Der General that sich bei dieser Gelegenheit durch glänzende Waffenthaten hervor, und deckte dadurch die Hauptstadt Aegyptens, wo sich der Mittelpunkt der französischen Macht befand. Noch größeres Verdienst erwarb er sich aber durch den sorgfältigen Schutz, den er mit der gefälligsten Aufmerksamkeit den wissenschaftlichen Arbeiten der französischen Gelehrten angedeihen ließ, indem er alle Schwierigkeiten und Gefahren zu beseitigen wußte, die einem Unternehmen hinderlich seyn konnten, welchem Europa eine genauere Kenntniß der alten Kunstdenkmäler Aegyptens verdankt. Ohne seine kräftige Mitwirkung würden vielleicht die thebäischen Alterthümer von Denderah bis Philoe noch jetzt unbekannt seyn. Zum Divisionsgeneral und Gouverneur von Kairo ernannt, wurde er in dieser Stadt von den Mamelukken, Türken und Engländern belagert. Durch seine Klugheit und Festigkeit gelang es ihm eine ehrenvolle Kapitulation zu erwirken, durch die er die wenigen Truppen die er befehligte, mit Waffen und Gepäcke, die Verwundeten und die französischen Künstler und Gelehrten, die sich in Kairo befanden, rettete.

Im Jahre 1801 ernannte ihn der erste Konsul zum Kommandanten der 24sten Militärdivision in Brüssel. Im Jahre 1806 war er Chef des Generalstabes Murat's und wurde bei der Schlacht von Austerlitz zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. An dem Feldzuge nach Preußen und Polen hatte er gleichfalls rühmlichen Antheil.

In Spanien wurde ihm die Gouverneurstelle von Madrid anvertraut, wo er durch Muth und Klugheit den Volksaufstand unterdrückte, der nach der Schlacht bei Talavera ausbrach. — In Rußland bot er in der Schlacht an der Moskwa den russischen Garden die Spitze und trug viel zum glücklichen Ausgange dieses Tages bei. Nach dem französischen Rückzuge beschäftigte er sich in Preußen mit der Wiederherstellung der französischen Kavallerie. In der Schlacht bei Dresden übertrug ihm der Kaiser den Dienst eines Majorgeneraladjutanten der Armee. In der dreitägigen Völkerschlacht bei Leipzig wurden ihm zwei Pferde getödtet und der linke Arm von einer Kanonenkugel zerschmettert. Unermüdlich war sein Diensteifer während des Feldzuges in Frankreich; der Kaiser ertheilte ihm zu Fontainebleau das große Band der Ehrenlegion. Ludwig XVIII verlieh ihm das Kreuz des heil. Ludwigs und ernannte ihn zum Pair von Frankreich. Während der hundert Tage schickte ihn der Kaiser an König Joachim, um die Bewegungen der neapolitanischen Truppen zu leiten. Nach der Rückkehr der Bourbone wurde Graf Belliard durch die Ordonnanz vom 24 Julius von der Pairie ausgeschlossen, verhaftet und in die Abtei gefangen gesetzt. Im Jahre 1816 wurde er jedoch wieder freigelassen, und später auch wieder unter die Pairs aufgenommen. Die Juliusrevolution fand Belliard bereit, seinem Vaterlande mit gewohntem Eifer zu dienen. Die letzte Gesandtschaft nach Brüssel hat seinen frühern Verdiensten neue zugefügt. Man erinnert sich seines entschlossenen Benehmens während der französischen Expedition im August, und unvergeßlich wird Antwerpen die Energie bleiben, mit der er diese Stadt gegen die unmenschliche Zerstörungswuth des Generals Chassée in Schutz nahm.

Die Lage der untern Volksklassen in Frankreich.

Bei Delaunay in Paris erschien vor Kurzem eine Flugschrift unter dem Titel: Des chiffres et des faits sur la situation actuelle, deren Verfasser, ein sehr unterrichteter Mann, der Meinung ist, daß bei der gegenwärtigen gesellschaftlichen Krise wohl noch ein anderer Weg einzuschlagen seyn dürfte, als die Einen glauben, welche die Ausbrüche tollkühner Verzweiflung entschuldigen oder die Andern, wenn sie die Maßregeln zu deren Unterdrückung übertreiben. Er beschäftigt sich vor Allem damit die Ursachen des Uebels nachzuweisen, und findet sie in den auf den untern Klassen lastenden Auflagen.

Die arbeitende Klasse in Frankreich, sagt der Verfasser, gewinnt in der Regel nicht mehr als die eben zu ihrem Unterhalt nöthige Summe. Nimmt man 300 Arbeitstage im Jahr an, jeden im Durchschnitt zu 1 Fr. 50 Cent., so beträgt Dieß 450 Fr. für jeden Taglöhner, von denen der Fiskus an Auflagen aller Art 112 Fr. 10 Cent., also den vierten Theil bezieht. Der Reiche dagegen trägt eigentlich nur jene Auflagen die auf seiner persönlichen oder der Consumtion seiner Dienstleute lasten, denn die übrigen werden ihm von Denen ersetzt, die die Produkte seiner Landgüter, das Holz seiner Wälder oder das Eisen seiner Hütten kaufen.

Zu dieser Ungleichheit tragen auch noch andere Ursachen bei. Die Taxen belasten die Genüsse des Reichen nur in geringem Grade; der Mann aus dem Volk hingegen findet bei jedem seiner Genüsse eine Auflage, und die Abgabe die er von einem Faß schlechten Wein bezahlen muß, ist eben so groß als die, die auf dem Pomard oder Chambertin lastet.

Ist Ueberfluß an Arbeit, so finden die untern Klassen eine vorübergehende Entschädigung in dem erhöhten Arbeitslohn; allein dann ist der Fabrikant, der die Concurrenz mit dem Ausland, wo der Arbeiter wohlfeiler, nicht mehr zu halten im Stande ist, genöthigt den Arbeitslohn herabzusetzen, und nun ist die arbeitende Klasse aufs Neue der Dürftigkeit Preis gegeben. Dieß war die Ursache der Lyoner Unruhen.

Man muß also um die Lage der untern Klassen zu verbessern, die sie berührenden Auflagen herabsetzen; Auflagen die bedeutend erhöht wurden, weil die Sicherheit des Staats erheischte, gegen 500,000 Mann vollständig zu kleiden und auszurüsten, und überdieß noch Vorräthe zu begründen, die den augenblicklichen Bedarf des Effektivstandes weit übertrafen, z. B. drei Flinten für jeden Infanteristen u. s. w. Wenn nun, ungeachtet der Thätigkeit, in die gewisse Zweige der Industrie durch jene Ausgaben versetzt wurden, dennoch der allgemeine Wohlstand abnimmt, so liegt die Ursache hievon darin, daß diese Ausgaben für Gegenstände gemacht wurden, die nichts produziren: Frankreich hat einen Theil der Lasten eines Kriegs getragen, ohne sich den günstigen Wechselfällen desselben auszusetzen.

Der Beweis hievon wird durch Zahlen deutlicher. Das gewöhnliche Budget des Kriegsministeriums beläuft sich für das Jahr 1832 auf 307 Millionen für einen Effektivstand von 410,000 Mann. Diese Armee besteht aus der reifern männlichen Jugend der Bevölkerung. Durch Ackerbau und Industrie beschäftigt, würden diese 410,000 Mann mindestens ebensoviel verdienen als sie dem Staat kosten, nämlich 750 Fr., jeder oder 307 Millionen im Ganzen. Diese Summe wird also dem allgemeinen Erwerb entzogen, und ist folglich ein reeller Verlust für das öffentliche Vermögen, der vermieden werden könnte, wenn man die Armee während der Friedensjahre zu gemeinnützlichen Arbeiten als zu Anlegung von Kanälen, Heerstraßen und besonders Vizinalstraßen, an denen es in Frankreich fast ganz fehlt, verwendete. Eine solche Verwendung der Mußestunden der jungen Soldaten würde, wenn man nur einen Theil des für Brücken und Heerstraßen bestimmten Kredits auf das Kriegsbudget übertrüge, gestatten, die Militärorganisation ohne Kosten für das Land zu erhalten.

Die große Zahl solcher Leute die für die Produktion unnütz sind, ist ebenfalls eine der Hauptursachen der allgemeinen Noth. Man würde staunen, wollte man die Zahl der Federn berechnen, die jeden Morgen geschnitten und in Bewegung gesetzt werden, um einen Theil des Tags über die Angelegenheiten des Landes zu verwalten, oder die Geschäfte der Privaten theils gut, theils schlecht zu leiten. Der Schreiber, die auf diese Weise unaufhörlich in den Städten arbeiten, sind Millionen, während aus den Dörfern von der Sucht nach Stellen getrieben, fortwährend Alles zuströmt, was nur die ersten Anfangsgründe der Schreib- und Rechenkunst inne hat.

Es ist schwer die Zahl der unnützen Consumenten mit Bestimmtheit anzugeben, doch kann man die verschiedenen Klassen der Gesellschaft in der

Ordnung, wie sie für den materiellen Wohlstand der Bevölkerung nützlich sind, sammt der ungefähren Zahl der Individuen aus denen jede besteht, aufzählen.

1) Feldeigenthümer die sich mit Ackerbau beschäftigen, Pächter, Ackerleute, Leute für verschiedene ländliche Arbeiten, und solche die mit Zubereitung der Nahrungsstoffe beschäftigt sind.		
2) Arbeiter in Eisengruben, Eisen, Holz und Stein, und Bauleute	ungefähr	10,000,000
3) Fuhrleute, Floß- und Seeschiffer . .		
4) Handelsleute die einzig mit dem Vertrieb und Verkauf der zum Leben unumgänglich nöthigen Gegenstände beschäftigt sind . .		
5) Personen die dem Unterricht sich widmen, und solche Gewerbe die mit der Heilkunst in Verbindung stehen	ungefähr	500,000
6) Befehlende jeden Rangs, nützliche Beamte und Angestellte der Verwaltung, (das Drittel der ganzen Summe der Beamten)		
7) Richter, Notarien und ministerielle Beamte.		
8) Land- und Seearmee nebst den dazu gehörigen Beamten (genauere Angabe) . .		700.000
9) Gelehrte und Künstler, sammt den mit der Kunst und den Wissenschaften in Verbindung stehenden Gewerben	ungefähr	200.000
10) Leute die sich mit Fabrikation von Gegenständen des Luxus beschäftigen und deren Gehülfen.		
11) Geistliche und Religionsdiener aller Sekten, (genaue Angabe)		60,000
12) Bankiers, Spekulanten auf Waaren und öffentliche Fonds, Wechselagenten und Mäkler.	ungefähr	4,700.000
13) Leute die von den Einkünften ihrer Güter leben.		
14) Rentiers und Pensionirte ohne Beschäftigung.		500.000
15) Ueberflüssige Beamte und Angestellte (zwei Drittheile der ganzen Verwaltung) . .	ungefähr	440,000
16) Höflinge und Sollizitanten . . .		
17) Luxusbediente und Dienerschaft . .		
18) Kinder unter 12 Jahren, alte Leute über 60 Jahre, Kranke, Sieche und Bettler (genauere Angabe)		13,000,000
19) Vagabunden, Diebe von Profession und Verurtheilte		300.000
	Summe	32.000.000

So unvollständig diese Uebersicht auch immer seyn mag, so bietet sie doch Stoff zu genaueren Schätzungen und ernsten Betrachtungen. Die Zahl, derer die für die Produktion oder die Bedürfnisse der Gesellschaft unthätig sind und deren Consumtion folglich für diese eine Last ist, verhält sich zur Gesammtsumme der Bevölkerung wie 2 zu 1; jeder Erwerbende arbeitet also für drei Personen.

Das russische Heer.

(Aus Colville Frankland's Visit to the Courts of Sweden and Russia.)

Die eigentliche Stärke der russischen Armee zu erfahren, hält sehr schwer. Einige behaupten, daß nicht weniger als eine Million unter den Waffen stehe. Andere sprechen nur von 800,000 Mann. Die letztere Angabe ist die wahrscheinlichere, und ich halte selbst diese noch für übertrieben. Die russischen Regimenter sind selten vollzählig, und ein großer Theil der Mannschaft steht nur auf dem Papier. Rückt eine russische Armee ins Feld, so erhält sie den vierfachen Betrag ihres Soldes, das heißt, sie wird in Silber bezahlt. So viel ich von russischen Truppen gesehen habe, muß ich bekennen, daß sie die beste Haltung, Disciplin und Kleidung von allen haben, die mir auf meinen Reisen vorgekommen sind; besonders imposant ist ihr kriegerisches Aussehen. Von den Linientruppen kann ich nichts sagen, da ich nur einige Detachements in Finnland gesehen habe; aber die reitende Garde-Artillerie, die Husaren, die Lanziers sind herrliche Truppen, eben so gut, wo nicht besser beritten als irgend eine Kavallerie in Europa. Ein böser Mißbrauch bei den Regimentern ist die Verschleuderung der Abzugsgelder durch den Obristen und die übrigen Stabsoffiziere. Die Kasse dieser Gelder wird durch die Abzüge gefüllt, die auf Montirungsstücke, Rationen und Fourage u. s. w. gemacht werden. Die Regierung bewilligt z. B. jedem Soldaten alle zwei Jahre zwei vollständige Uniformen; der Obrist läßt nun eine Uniform ein Jahr länger tragen, trifft mit dem der die Lieferung besorgt, eine Uebereinkunft, und empfängt für die zweite Uniform eine Geldsumme. Derselbe Mißbrauch besteht bei den Kavallerieregimentern außer der Kleidung auch für Haber, Heu und Stroh. Das auf diese Weise bezogene Geld wird vorgeblich in die Kasse gelegt, um zum Besten des Regimentes verwendet zu werden, allein es bleibt unter der Kontrolle des Obersten und der Escadronschefs die es unter sich theilen, und dadurch im Stande sind, auf Kosten des armen Soldaten, vier Pferde vor ihren Wagen zu spannen, gute Tafel zu halten und Champagner zu trinken. Die Regierung, die von diesem Mißbrauch unterrichtet ist, würde besser fahren, wenn sie den Sold der Offiziere und Soldaten erhöhte, und die überflüssigen Ausgaben für Uniformirung und Fourage beschränkte, denn ein so falsches System kann nur dazu dienen, die Offiziere der Armee zu demoralisiren, und die Soldaten gegen ihre Obern aufzubringen.

Die folgende Anekdote mag beweisen, wie wenig Vertrauen das russische Finanzsystem verdient. Der Baron von Sutherland (Vater), ein reicher Kapitalist, hatte schon seit längerer Zeit dem Hof und der Regierung Geld vorgestreckt, als auf einmal der Krieg mit Frankreich ausbrach, und die Zeiten schwieriger wurden. Der Baron erhielt keine Rückzahlungen, und auf vielfältige Forderungen immer die Antwort, sich noch ein Wenig zu gedulden. Der Baron starb, ehe er noch seine Geschäfte mit der Regierung abgeschlossen hatte; sein Sohn übernahm die Schuldforderungen und der Minister antwortete ihm: „Es findet sich eine Irrung in den Rechnungen, schicken sie uns also eine Note über Schuld und Interessen.“ Das Ganze belief sich auf einige Millionen. „Oh, sagte der Minister, diese Summe ist zu stark, als daß wir an eine einzige Person so viel zahlen könnten, das kann auf keinen Fall geschehen.“ „So bezahlen sie mir wenigstens so viel ihnen gefällig ist.“ erwiderte der Baron. Der Minister bezahlte nicht einen Heller, und der unglückliche Baron starb in so tiefem Elend, daß er genöthigt war, bei den in Petersburg ansässigen englischen Kaufleuten zu betteln. Einige Zeit vor seinem Tode ging er nicht mehr aus, „denn, sagte er, es ist unschicklich daß ich mich in einem Lande öffentlich zeige, das einen Mann ins Elend stürzte, der einer der reichsten Privatleute des Reichs seyn konnte.“

Vermischte Nachrichten.

Die Vereinigten Staaten haben im leztverflossenen Jahre von den indianischen Völkerschaften, wie den Senekas von Sandusky, den Schawnes von Lewistown, den Ottowas von Maumee u. s. w., die noch im Bereiche des nordamerikanischen Föderativstaates liegen, 584,776 Morgen Landes erworben; die Weiandots allein haben ihnen 162.216 Morgen verkauft. Diese Stämme ziehen sich fast alle auf das rechte Ufer des Mississippi zurück.

Nach einem Gesetze vom 7 Nov. v. J. ist die Sklaveneinfuhr in Brasilien unter denselben Körperstrafen verboten, die auf das Verbrechen, eine freie Person zum Sklaven gemacht zu haben, gesetzt sind. Außerdem ist eine Geldbuße von 200.000 Reis für jeden eingeführten Sklaven ausgesprochen, und der Uebertreter dieses Gesetzes gehalten, die Kosten der Rückfuhr nach Afrika zu tragen. Wer Anzeigen macht, die zur Entdeckung eingeführter Sklaven führen, erhält von dem öffentlichen Schatze eine Belohnung von 30.000 Reis. Uebrigens werden alle Sklaven, die den brasilianischen Boden betreten, frei, ausgenommen, die auf Schiffen dienen, welche Ländern zugehören, wo die Sklaverei noch nicht abgeschafft ist. Solche Sklaven werden, wenn sie ihren Herren entfliehen, auf Verlangen wieder ausgeliefert.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 57. 26 Februar 1832.

Mährchen und Kinderspiele in Griechenland.

Von Dr. Zuccarini.

Jassy im Dezember 1831.

Im Jahrgang 1830 des Auslandes No. 206, wundert man sich über die Aehnlichkeit eines provençalischen Volksliedes mit dem Liede im Faust: „Meine Mutter die ꝛc.“ und wahrlich das provençalische Lied hat bei Weitem mehr Aehnlichkeit mit dem Goethe'schen, als die beigegebene Stapfer'sche französische Uebersetzung desselben. Allerdings ist diese Aehnlichkeit wunderbar. Als ich die seeligen Provencer Thäler durchzog, da hörte ich mit Entzücken dieselben Nachtigallen, dieselben Melodien singen, die mir noch von Stuttgarts und Ludwigsburgs herrlichen Gärten so frisch im Gedächtniß waren. Andere Reisende müssen gewiß dasselbe bemerkt haben, und ich wunderte mich sehr, daß man sich darüber nicht wundere. Mein Reisegefährte versicherte mir, daß es in Frankfurt und in Weimar auch Nachtigallen gebe, die gerade so singen, wie die provençalischen. „Und haben Sie denn,“ fuhr er fort, „nicht denselben Vogel auch in Genf bemerkt? Kaum ist die Tinte des genfer Fremdenbureaus auf Ihrem Passe trocken, und Ihr Aerger über den französischen Gränzvisitator kalt, und Sie denken nicht mehr an die Rossignols du Leman?“ Während er mir nun die Leichtigkeit auseinandersetzte, mit welcher eine Nachtigall ohne alle Plackerei und Kosten aus Deutschland an die Ufer der Durance reisen, und unterwegs, troß jedem Mylord, ein Paar Sommermonate am Genfer See zubringen könne, dachte ich zurück an die zauberischen Ufer des Sees, dachte der Pracht ihrer Landhäuser, der Fülle ihrer Rosen und der Töne ihrer Nachtigallen, die sich jedoch dort zahlreicher und voller aus dem dunkeln Eichendickicht des Gestades, als aus den Rosengehegen der Gärten vernehmen lassen. Hier schlug die Nachtigall aus einem Rosengebüsch; die Eichen fehlten. Und ist das provençalische Mährchen, aus dem das Liedchen singt, nicht ein Rosenstrauch gegen die Eiche Faust? Damals, obwohl ich das deutsche Mährchen, in welchem dieselbe Handlung wie im Goethe'schen Liede vorkommt, kannte, wußte ich noch nicht, daß dasselbe Mährchen und Lied auch in der Provence existire: aber es war mir auch nicht eingefallen, daß die Nachtigall, die hier sang, aus Deutschland gekommen sey, oder einst hinfliegen werde. Und dennoch singt sie wie die in Weimar. Noch weniger konnte ich glauben, daß die Rose, auf der sie sang, ein Ableger aus dem botanischen Garten zu Genf sey; und dennoch blüht und duftet sie so lieblich, wie die von Decandolle gepflegten. Ich wunderte mich wieder. Da zog ich weiter und schiffte mich ein; über die Wunder des Meeres vergaß ich Rose und Nachtigall, Decandolle, ja sogar Goethe. Aber bald fand ich meine Vergessenen wieder. Auf dem festen Lande der romantischen Morea und des fruchtbaren Rumeliens, in den segenreichen Thälern Kretas, in den blühenden Inseln des Archipels, und erst an den üppigen Ufern des Bosporus überall Rose und Nachtigall. „Aber gut, Rose sey Mährchen, wenn Sie doch einmal vergleichen wollen, und Nachtigall sey Lied. In der ganzen Welt, auch da wo es keine Rosen und Nachtigallen gibt, gibt es Mährchen und Lieder. Was hat diese Gemeinschaftlichkeit mit dem speziellen Falle des Goethe'schen Liedes zu schaffen?“ — „Recht daß Sie mich an Species erinnern; ich spreche nicht von der Anzahl der übrigen Rosenspecies, von denen Quästionis weit verschieden ist. Mögen die botanischen Gärten die Rosenspecies der ganzen Welt hegen, möge man alle Arten von Motacillen, Sylvien und Luscinien im Käfig herumschleppen, möge Stapfers Uebersetzung im Ausland cirkuliren; im vorliegenden Fall ist nur von der Rosa centifolia und von der Sylvia philomela Bechstein, oder Motacilla luscinia major Linn die Rede, die ich hier überall in weiter Ferne, so wie in Deutschland fand. Und wenn auch Boden und Kultur den Habitus derselben Species etwas verändern, sind es denn nicht Sprache und Sitten, der Boden und die Kultur, die den Habitus der geistigen Blüthen und Gesänge der Völker verändern? „Also Sie wollen beweisen, daß die Rosa centifolia, das Mährchen von der bösen Stiefmutter, und die Sylvia philomela das Lied: „Mein Schwesterlein klein, hub' auf das Bein ꝛc. sey?“ — „Ich will nur beweisen, daß dieselbe köstliche Blume und derselbe bezaubernde Vogel ohne Verschleppung der Ableger oder Eier in den von einander entferntesten Gegenden der durchblühten und durchsungenen Erde eben so gut ohne materielle Verwandtschaft neben einander, als durch diese aus einander, entstehen kann; und daß mit den Grundarten der geistigen Blüthen ungefähr dasselbe der Fall ist.“ — „Gut, gut, ich merke schon, Sie glauben auch nicht an Adam und Eva, aber wo ist denn unser Schwesterlein klein auf griechischem Boden?“ — „Gleich kömmt es; es hat etwas den Habitus verändert, aber nur ein nicht weniger bekanntes Gewand angezogen und überrascht mit einer neuen Aehnlichkeit der morgenländischen und abendländischen Mährchen, indem es als unser bekanntes Aschen-

brödel erscheint, ein Mährchen, das, wenn auch vielleicht nicht ursprünglich deutsch, doch gewiß nicht aus dem Orient in den Occident gepflanzt wurde, und also wie unser Lied, mit dem es unverkennbare Aehnlichkeit hat, hier und dort selbstständig entstanden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seeleute der Nieder-Bretagne.

(Schluß.)

Auf der Ile aux Moines wie auf der Insel Arz wird der Reisende vernehmen, daß den Weibern der Schiffbruch ihrer Männer durch Wassertropfen angezeigt wird, die sie neben ihrem Bette fallen hören, oder auch daß man in stürmischen Nächten klagende Stimmen aus der Tiefe des Meeres hörte, und das Gespenst Ancon, den Vorboten eines gewissen Todes, über die Wogen schreiten sah. Dort wird man ihm erzählen, daß der Teufel auf einem feurigen Wagen durch die Insel gefahren, und sich in einen Mühlteich gestürzt. Aber auch die vielen kleinen Häfen an der Küste der Nieder-Bretagne darf man nicht zu besuchen vergessen. Hier findet man jenen nur in der Ueberlieferung noch bestehenden Typus des seemännischen Lebens; jene Meerwölfe, die jeden Tag auf die Stunde der Ebbe und Fluth aufmerksam, bei dem kleinsten Segel seufzen, das man am Horizont vorüber schweben sieht. Dann muß man sie erzählen hören vom Cap Horn oder mit flammendem Auge, wie am Bord ihres Korsarenschiffes, von ihren Kreuzfahrten in Bengalen; um die Liebe zu begreifen, die sie für das Meer haben, das ihre Geliebte ist, angebetet wie nie ein weibliches Geschöpf — freilich eine launenhafte und ungestüme Geliebte, die ihnen tausenderlei Vergnügungen und Ungemach durch einander bereitet hat. Ihr verdanken sie ja jene schönen Tropennächte, wo die schimmernden Wogen einen Feuerstrudel hinter dem Steuerruder zogen, jene Nächte, wo man auf dem Verdecke tanzte, wo man König war an seinem Bord; ihr auch verdanken sie jene furchtbaren Erinnerungen an Seegefechte, Schiffbrüche, Blut, Hungersnoth und Verzweiflung. Hier fände ein Walter Scott ein ergiebiges Feld; Stoff genug, um Bände mit düstern oder scherzhaften Erzählungen zu füllen. Da könnte er neben furchtbaren Schiffbrüchen von allerhand lustigen Schwänken hören, wie z. B. ein Kapitän, erstaunt über die Vorliebe der Eingebornen von Madagascar für Glaswaaren, ihnen Glassamen verkaufte, oder wie ein Anderer, der für eine Negerin ein ganzes Faß Pulver versprochen und dem Verkäufer nur ein halbes überbracht unter dem Vorwande, es habe auf dem Wege die eine Hälfte Feuer gefangen; dann aber auch, wie ein Schiff durch einen plötzlichen Windstoß umgeschlagen, aber die unerschrockene Mannschaft ein Floß sich gezimmert, so schnell und leicht, als wir einen Regenschirm aufspannen; dann von kühnen Streifzügen und tollköpfigen Streichen und Galeeren-Witzen, die das ernsthafteste Geschwornengericht zum Lachen bringen würden. Auch Cooper würde hier seine Rechnung finden. Möchte er doch nur die wunderbaren Fahrten und Thaten der kühnen Brigg „Le Diligent" beschreiben. Es war ein englisches Schiff, dem im Jahre 1812 der „Diligent" auf der Höhe von Jamaica begegnete. Es hatte eine gute Ladung spanischer Quadrupeln am Bord, die man fast mit dem Fernrohr unter dem Münzstock von Mexiko prägen gesehen hatte. Wer hätte so vielen Reizen widerstehen können? Allein das englische Schiff war groß und konnte aus der Ferne für eine bärbeißige Fregatte angesehen werden. Der Diligent nähert sich; lügenhaft wie ein Gascogner und keck wie ein Bretagner, trägt er englische Wimpel und Flagge zur Schau; allein es ist noch früh Morgens und man befindet sich noch im Angesichte von Kingston; man muß vorsichtig seyn. „What brig is that?" — welche Brigg ist das? — ruft er mit dem Sprachrohr hinüber. „His Majesty's brig Star" — die Brigg Sr. Majestät der Stern — ist die Antwort. „Good passage" — glückliche Reise! — Man zieht den Hut vor einer Brigg Königs Georg und setzt seinen Weg fort. Die Nacht bricht herein, und beide Schiffe haben sich nicht aus dem Gesicht verloren. Der Diligent nähert sich auf halbe Kanonenschußweite dem englischen Schiffe, das neben einem guten Kameraden zu segeln glaubt, und gibt ihm eine volle Ladung in den Steuerbord. Die Boote werden ausgesetzt, der bretagnische Kapitän ist der erste, der an den feindlichen Bord springt, er watet im Blute und findet mitten unter zerrissenen Strickwänden, abgeschossenen Tauen, Segelfetzen und Lafettentrümmern am Fuße des Besanmastes den Kommandanten mit zerschmettertem Schenkel liegen. „Ach, mein Herr," ruft ihm dieser mit klagender Stimme entgegen, mir das, der ich zu ihrem Empfang das beste Bier abkühlen ließ, als ich sie nahe kommen sah!" — Der Kapitän des Diligent ist gegenwärtig Munizipalrath und würde nicht das Blut eines Huhns vergießen mögen.

Leider ist die Landung an dem weiten ausgedehnten Gestade der Nieder-Bretagne mit großen Schwierigkeiten verbunden. An dieser ganzen so wichtigen Küste, die mit so vielen Klippen umgeben ist, bestehen nur drei Leuchtthürme, von der Mündung der Vilaine bis zum Eingang des Kanals, einer zu Quessant, der andere zu Saint Mathieu und der dritte zu Groix. Noch an vielen andern Punkten vermißt man solche. Ein Schiff, das aus der hohen See kommt, kann unversehens französisches Land berühren, während ein englisches sein Vaterland in der gewittervollsten Nacht auf zehn Meilen weit erblicken kann. Welche freudige Rührung herrscht unter der Mannschaft eines Schiffes, das aus Indien zurückkehrt nach achtmonatlicher Seefahrt, das von Wasserbergen umthürmt das Vorgebirg der guten Hoffnung umsegelt hat; welch freudiges Getümmel erhebt sich, wenn die Wache am Krahnbalken ruft: „Feuer — Corduan!" — Wie schlagen alle Herzen; dort ist Bordeaux, zwar noch weit entfernt, aber man ist fest überzeugt es bald zu erreichen. Man ist am Bord in einer Art Wahnsinn, der Schiffsjunge spottet des Tauendes, der Offizier des Arrestes. Aber man kommt dem bretagnischen Gestade näher und die Szene wird eine ganz andere: Schrecken tritt an die Stelle der Freude. Dort droht im Angesicht der Bucht von Trespassés der „Raz de Seine," der seinen Namen so vielen Schiffbrüchen verdankt. Wird die Meeresströmung hier das Schiff nicht am „Grand Stevenet" zerschmettern, der den Seeleuten so gefürchtet ist als die „Teignouse" am Eingang der Bucht von Quiberon? Kein Zeichen warnt den Schiffer vor der Nähe der „Jument" bei den Glenants, und stellt sich ein heftiger Wind ein, so rettet nichts vor der „Barre von Ponidu."

Frankreich könnte sich mit wenigen Kosten an dem Gestade der Nieder-Bretagne außer Brest einen trefflichen Hafen schaffen. Abrevrach (Finistère) am Eingang des Kanales, zwei der vorzüglichsten englischen Häfen, Plymouth und Falmouth, gegenüber gelegen, ist bis jetzt nur von Küstenfahrern besucht worden und namentlich meist nur in Kriegszeiten, wo sie vor feindlichen Schiffen Zuflucht suchten. Man hat Beispiele, daß hundert Segel zu gleicher Zeit auf diesem Ankerplatz einliefen, dessen Wichtigkeit den Engländern nicht unbekannt geblieben ist, denn genau findet man auf englischen Karten die beiden Fahrwasser, die dorthin führen, verzeichnet. Ein vom Feind verfolgtes Schiff kann mit den Nord-, den Nordwest- und Westwinden einlaufen, ohne von Gefahren bedroht zu werden, wie sie Brest, Paimpol oder Brehat umgeben. Einige auf den Klippen aufgesteckte Backen (Schifferzeichen), ein Paar Batterien u. s. w. würden Abrevrach vielleicht zum nützlichsten Hafen des Kanals machen. Aus keinem Hafen könnte man schneller in den Ocean gelangen; in keinen mit weniger Gefahr zurückkehren. Außerdem hat man von Abrevrach nach Brest nur drei Stunden. Gesetzt nun, ein englisches Geschwader erschiene in Kriegszeiten, an der nördlichen Küste von Frankreich und machte auf eine französische Schiffsabtheilung Jagd. Statt die kostbare Zeit mit der gefährlichen Durchfahrt von Four zu verlieren, könnte sie in Abrevrach einlaufen; ein Mann stiege zu Pferde, wenn die Signallinie unterbrochen ist, und Brest erfährt was vorgegangen. Brest antwortet, und noch in demselben halben Tag haben sich zwei durch eine Uferstrecke von zwölf Lieues getrennte, und durch den Feind von einander abgeschnittene Geschwader verständigt, um gemeinschaftlich zu Werke gehen zu können.

Indeß bleibt Brest die eigentliche Schule französischer Bildung für die Nieder-Bretagne. Während es von Europa um seinen prächtigen Hafen, um seine unermeßliche Rhede beneidet wird, ist Brest das gelobte Land der bretagnischen Erziehung. Allein die Aufklärung verbreitet sich aus dieser Stadt nur langsam über das Land, da die Kommunikationen in demselben noch sehr unterbrochen sind. Straßen- und Kanalbauten, die Frankreichs Mittelpunkt mit seinen äußersten Enden in Berührung brächten, sind hiezu voraus nöthig; außerdem Schulen, nicht bloß unentgeldliche, sondern solche, die auch durch Preise aufmuntern. Wenn man im „Almanach royal" liest: „Scaër, Hauptort des Kantons, Bevölkerung von viertausend Seelen" — so wird man nicht anders denken, als daß eine Primärschule in kurzer Zeit zwei bis dreihundert Schüler zählen müsse. Allein man komme nach Scaër, und man wird ein Dorf finden, das kaum fünfzig Häuser zählt, von denen zehn mit Schiefer gedeckt sind. Die viertausend Einwohner sind weit über die Heiden zerstreut, wo sie mit den Wölfen der Forste von Coatloch, Cascadec und Laz um ihre Schafe kämpfen, und kein Bauer wird überzeugt werden können von der Nützlichkeit, seinen Knaben, der die Heerde hütet, täglich zwei Mal eine Reise von drei Lieues machen zu lassen, um lesen zu lernen; denn auch er der Vater kann nicht lesen und verkauft dennoch alle Jahre sein Korn. Diese Familien werden nie einsehen lernen, wozu eine Schule gut ist; aber man zeige ihnen, daß man dafür belohnt wird, wenn man sie besucht und ein neues Geschlecht würde heranwachsen, dessen Kinder nicht mehr jener Lockspeise bedürfen würden. Die Nieder-Bretagne verdiente, daß sich ein Mal eine vollständige Sitzung der Deputirtenkammer mit ihrem Zustande beschäftigte, wenn anders zwei Millionen Menschen, die Frankreich bewohnen, auch französische Bürger werden sollen.

Französische Missionen im Kafferlande.

Die französisch-protestantische Missionsgesellschaft hat seit ihrer Errichtung ihre Plane vorzüglich auf Südafrika gerichtet und seit einigen Jahren mehrere Stationen innerhalb der Gränzen der Kapkolonie für Hottentoten und Buschmänner gegründet; nun aber hat sie ihre Missionen jenseits der englischen Gränze unter die Kaffern geschickt, wie schon früher die Wesleyaner und die mährischen Brüder gethan haben; und sie fängt an, einen großen Einfluß im Innern des Landes auszuüben. Die englische Regierung sieht diese Bemühungen mit großem Vergnügen, indem sie dazu führen, die Kaffern an feste Wohnsitze zu binden, sie Ackerbau zu lehren, und die Nothwendigkeit der blutigen Kriege, welche die Kaffern unter sich und mit den Kolonisten führten, zu verhindern. Selten verging früher ein Jahr, wo nicht ein Kafferstamm dem andern seine Heerden wegnahm, und so diesen durch Hungersnoth auf seine Nachbarn warf, die ihrerseits die jenseits liegenden Stämme mit sich fortrissen, bis sich eine ungeheure barbarische Menge auf die Kolonie hinwälzte. Der große Vortheil, den die Kafferstämme, welche Missionen unter sich aufnehmen, für ihre äußere Lage von ihnen zogen, scheint bei allen, auch bei den allerbarbarischsten, einen lebhaften Wunsch erregt zu haben, auch Stationen unter sich zu erhalten; und es läßt sich voraussehen, daß in wenigen Jahren christliche Etablissements sich über ganz Südafrika ausgebreitet haben werden, bis dahin, wo sie auf den Einfluß der Portugiesen von Sofala stoßen werden, und man kann hoffen, daß dadurch eine der unglücklichsten, armseligsten, grausamsten Nationen in der Welt der Civilisation und Menschlichkeit gewonnen werde. Möge es den Missionsgesellschaften gelingen, humane und intelligente Männer zu finden, um diese große Bestimmung zu erfüllen. Hier folgen einige Auszüge aus den Briefen des französischen Missionärs Rolland, die Andeutungen über den Zustand des Innern des Landes geben und die Aussichten der Missionen berechnen lassen. Die Missionen sind mehrere Tagreisen jenseits Kaltakor, der letzten uns bekannten Stadt im Kafferland, hinaus, und hatten schon mehrere Häuptlinge der Beschuanas getroffen, die Missionäre bei sich wünschten; endlich den 15 Junius kamen sie an den Ort ihrer Bestimmung, Mobiea, der Residenz des Königs der Baharutzis, Mocatla, an. „Wir kamen in ein niederes Thal, in welchem ein Bach fließt, der sich von Zeit zu Zeit in Fällen über das Gestein ergießt. Wir glaubten nicht, für die Zeit unsres Aufenthalts in Mobiea einen angenehmern Platz finden zu können, und da wir nur fünf Minuten von der Stadt entfernt waren, so schlugen wir hier unser Lager auf und ließen unsre Zugochsen in den Getreidfeldern weiden, die damals nicht eingesäet waren. Hierauf suchten wir Mocatla, das Haupt des Stammes, auf, und wurden von ihm sehr freundlich empfangen; wir eröffneten ihm den Zweck unsrer Ankunft, und er drückte uns die Hände zu wiederholten Malen, um uns seine Freude zu bezeugen. Sein Sohn und der junge König, sein Nachfolger und Neffe, thaten dasselbe. Mocatla bat uns hierauf, uns zu setzen, was wir sogleich thaten; die Einen ließen sich auf einem langen Baumstamme nieder, die Andern auf dreifüßigen Stühlen aus Büffelhörnern, die sehr niedlich waren. Zwei Männer brachten hierauf ein ungeheures Biergefäß, das sie vor uns hinstellten, und wir tranken in der Runde aus zwei Bechern, die aus Kürbissen verfertigt waren, auf die Gesundheit seiner baharutzischen Majestät, der königlichen Familie und der Missionsgesellschaft. Wir fanden das Getränk vortrefflich, obgleich wir nicht daran gewöhnt waren. Das Bier der Beschuanas wird aus Getreide gemacht, das gestoßen und in einem großen irdenen Topfe gekocht wird, und dient ihnen zugleich zu Getränk und zur Speise, da es sehr dick ist; es ist süß und steigt nicht zu Kopf, da man es selten gähren läßt, und es denselben Tag, an dem man es bereitet, getrunken wird. Mocatla und sein Sohn gaben uns unsern Besuch zurück, wurden von uns mit einem Rhinocerosbraten und Thee empfangen, und mit Tabak und Glasperlen beschenkt, worauf sie sehr zufrieden wieder nach Hause gingen. Den 12 Junius wurde holländisch und in Beschuanasprache gepredigt, wobei die Eingebornen sich sehr stille und anständig betrugen. Den 15 besahen wir die Umgegend der Stadt mit Mocatla, um den zur Errichtung einer Station bessern Platz zu suchen, und Mocatla

bezeichnete uns verschiedene Stellen als die tauglichsten, namentlich ein breites Thal, worin ein Fluß strömt, der sich weiter unten in den ergießt, an dem unser Lager aufgeschlagen war. Wir überzeugten uns, daß dieser Platz unsern Zwecken vollkommen entsprach, und steckten einen Raum von zweitausend Fuß Länge und fünfzehnhundert Breite ab. Mocalla wollte keine Bezahlung dafür annehmen, sondern überließ ihn der Mission mit dem Bemerken, daß er längst Missionen gewünscht habe, und versprach eine neue Stadt in ihrer Nähe zu bauen, wo er mit seiner Familie sich aufhalten werde. Unter Anderm drückte er auch seine Freude über die Hoffnung aus, nun wieder selbstständig zu werden und seine Ländereien bebauen zu dürfen; denn er ist ein Vasall von Mosolekatsi, einem mächtigen Kafferkönige, dem er jährlich einen großen Theil seiner Ernte abliefern mußte, und von dem er dieses Jahr den Befehl erhalten hatte, kein Land anzusäen, sondern mit seinem Stamme in den Wohnort von Mosolekatsi zu ziehen, um dort das Feld zu bauen, wodurch sich dieser die ganze Ernte sichern und den Stamm von Mocalla in Sklaverei versetzen wollte. Mocalla hofft, daß, wenn wir uns mit einigen Griquas bei ihm niedergelassen haben werden, Mosolekatsi nicht mehr wagen wird, ihn zu beunruhigen, und Dieß ist auch unsre Ueberzeugung." Seit dieser Zeit hat Mosolekatsi selbst eine Station bei sich verlangt, so wie eine Menge anderer Kaffer- und Seschuana-Stämme. Es wäre eine weise und menschliche Politik von der französischen Regierung, diese Unternehmung zu befördern, und so durch moralischen Einfluß Verbindungen im Innern Südafrika's zu erhalten, die sie umsonst durch kriegerische Expeditionen in Madagaskar gesucht hat.

Vermischte Nachrichten.

Die Budgets des französischen Staates in vier Epochen des neunzehnten Jahrhunderts stellen sich in folgenden Uebersichten dar;

I.

Die Republik des Jahres XI (1801), drei Konsuln mit der Konstitution des Jahres VIII; hundert und fünfzehn Departements und acht Ministerien. Weder Civilliste noch Prinzen.

Neunundzwanzig Appellationsgerichtshöfe	10,000,000	Fr.
Auswärtige Angelegenheiten	6,000,000	—
Kriegsdepartement	295,000,000	—
Seewesen	80,000,000	—
Allgemeine innere Verwaltung	19,500,000	—
Allgemeine Finanzverwaltung	26,000,000	—
Gesammtausgaben	435,500,000	Fr.
Auf das einzelne Departement	3,786,956	—
Oeffentliche Schuld	66,000,000	—
Hauptsumme	501,500,000	Fr.
Auf das einzelne Departement	4,360,869	—

II.

Das Kaiserreich 1811. Napoleon, Kaiser der Franzosen. Hundert und dreißig Departements. Eilf Ministerien.

Civilliste	28,000,000	Fr.
Vierunddreißig kaiserliche Gerichtshöfe	27,468,000	—
Auswärtige Angelegenheiten	8,800,000	—
Kriegsdepartement (zweihundert und vierundvierzig Regimenter)	460,000,000	—
Seewesen	140,000,000	—
Ministerium des Innern	60,000,000	—
Allgemeine Polizei	2,000,000	—
Katholischer Kultus (fünfzehn Erzbischöfe und sechsundneunzig Bischöfe)	16,500,000	—
Finanzministerium	24,000,000	—
Kaiserlicher Schatz	8,400,000	—
Negoziationskosten	8,500,000	—
Reservefonds	140,000,000	—
Gesammtausgaben	812,000,000	Fr.
Auf das Departement	6,246,153	—
Staatsschuld, die holländische mit sechsunddreißig Millionen mitgerechnet,	148,000,000	—
Hauptsumme	960,000,000	Fr.
Auf das Departement	7,384,615	—

III.

Die Restauration 1821. Ludwig XVIII, König von Frankreich. Oktroyrte Charte von 1814. Achtundsechzig Departements. Sieben Ministerien.

Civilliste	34,000,000	Fr.
Justiz (siebenundzwanzig königliche Gerichtshöfe)	18,558,708	—
Auswärtige Angelegenheiten	8,655,000	—
Departement des Kriegs (hundert und achtundvierzig vollständige Regimenter)	171,626,698	—
Seewesen	52,275,226	—
Ministerium des Innern	55,325,745	—
Oeffentliche Arbeiten	35,606,691	—
Nichtkatholische Kulte	550,000	—
Katholischer Kultus (neun Erzbischöfe und einundvierzig Bischöfe)	22,900,000	—
Finanzministerium	22,949,475	—
Pairskammer	2,000,009	—
Deputirtenkammer	800,000	—
Verschiedene Dotationen	5,434,000	—
Regiekosten	136,871,285	—
Gesammtausgabe	562,170,551	Fr.
Auf das Departement	6,556,864	—
Staatsschuld	313,000,000	—
Hauptsumme	875,170,551	—
Auf das Departement	10,176,399	—

IV.

Ludwig Philipp I, König der Franzosen. Charte von 1814, im Jahre 1830 revidirt. Sechsundachtzig Departements. Acht Ministerien.

Civilliste	18,000,000	—
Justiz (siebenundzwanzig königliche Gerichtshöfe)	19,531,280	—
Aeußere Angelegenheiten	8,610,000	—
Kriegsdepartement (hundert und siebenunddreißig Regimenter)	375,125,000	—
Seewesen	71,186,700	—
Ministerium des Innern	8,750,000	—
Handel, öffentliche Arbeiten	118,410,000	—
Oeffentlicher Unterricht	2,657,000	—
Nichtkatholische Kulte	815,000	—
Katholischer Kultus (vierzehn Erzbischöfe und sechsundsechzig Bischöfe)	34,127,700	—
Finanzministerium	23,211,050	—
Pairskammer	700,000	—
Deputirtenkammer	560,000	—
Verschiedene Dotationen	6,211,945	—
Regiekosten	120,846,554	—
Supplementäre Allocationen	85,599,025	—
Gesammtausgabe	892,517,254	Fr.
Auf das einzelne Departement	10,375,782	—
Oeffentliche Schuld	340,000,000	—
Hauptsumme	1233,000,000	—
Auf das Departement	14,337,209	—

Man erfährt aus englischen Blättern, daß Sir Walter Scotts Aufenthalt in Italien sich bedeutend verlängern werde, und daß der gefeierte Dichter seinen Rückweg über Ungarn, Wien, Prag, Töplitz, Karlsbad, Dresden, Leipzig, München, Stuttgart und andere deutsche Städte nehmen werde. Der Baronet ist von seinem ältesten Sohne, Major Walter Scott vom fünfzehnten Husarenregiment, und Miß Anna Scott, einer noch unverheiratheten Tochter, begleitet. Des Dichters jüngster Sohn, Karl Scott, ist Attaché bei der englischen Gesandtschaft in Neapel, so daß Sir Walter Scott gegenwärtig bei seinem Aufenthalte in Neapel von seinen nächsten Verwandten umgeben lebt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 58. 27 Februar 1832.

Fürst Talleyrand.

(Fortsetzung.)

Der bereits mitgetheilten Stelle aus den Schriften des Herrn von Talleyrand können wir hier noch eine andere hinzufügen, in der er eine Schilderung von einem Theile der amerikanischen Bevölkerung entwirft.

„Man betrachte, sagt der Verfasser der „Denkschrift über die Verbindungen der Vereinigten Staaten mit England," diese volkreichen Städte, mit Engländern, Deutschen, Irländern, Holländern und eingebornen Bewohnern gefüllt; diese kleinen Gemeinden, die so weit entlegen von einander bestehen; diese unermeßlichen unangebauten Länderstriche, die mehr durchreist als bewohnt werden von Menschen, die keinem Lande angehören: wo ist ein gemeinschaftliches Bindemittel für alle diese Verschiedenheiten zu finden? Welches neue Schauspiel für den Reisenden, der von einer Hauptstadt ausgeht, wo der gesellschaftliche Zustand seine volle Ausbildung erlangt hat, und alle Abstufungen der Civilisation und Industrie, die sich immer mehr verlieren, durchwandert, bis er endlich in wenigen Tagen an der plumpen ungestalteten Hütte anlangt, die aus kurz vorher gefällten Bäumen erbaut ist. Eine solche Reise ist eine Art praktischer und lebendiger Analyse des Ursprungs der Völker und Staaten. Man geht von der vielfältigst zusammengesetzten Struktur aus, um zu den einfachsten Elementen zu gelangen. Mit jeder Tagreise verliert man einige jener Erfindungen aus dem Gesichte, die unsre vervielfältigten Bedürfnisse nothwendig gemacht haben; man glaubt in der Geschichte der Fortschritte des menschlichen Geistes rückwärts zu reisen. Wenn ein solches Schauspiel die Einbildungskraft mächtig anregt, wenn man in der Raumfolge zu finden sich erfreut, was nur der Zeitfolge anzugehören scheint, so darf man auf der andern Seite nur wenige gesellschaftliche Bande, keinen gemeinsamen Charakter unter Menschen suchen, die so wenig einer und derselben Association anzugehören scheinen.

„In mehrern Kantonen haben das Meer und die Wälder aus den Einwohnern Fischer oder Holzhauer gemacht. Solche Leute haben, eigentlich zu sagen, kein Vaterland und ihre gesellschaftliche Moral läßt sich auf einen sehr kleinen Ausdruck zurück führen. Man hat schon vorlängst gesagt, daß der Mensch der Schüler seiner Umgebungen sey, und zwar mit Recht. Wer nichts um sich hat, als Wüsteneien, kann daher nur von Dem Lehren erhalten, was er thut, um zu leben. Die Idee des Bedürfnisses, das die Menschen der Eine nach dem Andern haben, ist in ihm nicht vorhanden und nur wenn man das Handwerk, das er treibt, in seine einzelnen Theile zerlegt, findet man das Prinzip seiner Neigungen und seiner ganzen Moral.

„Der amerikanische Holzhauer kümmert sich um nichts; jeder empfindsame Gedanke ist ihm fern; er hat kein Auge für die von der Natur so zierlich geschlängelten Zweige, für ein schönes Laubwerk, für den hellen Farbenschimmer, der hier den Wald überglänzt, für das dunkle Grün, das dort ihn umdüstert, nirgends knüpft sich ihm eine Erinnerung an. Sein einziger Gedanke ist die Zahl der Hiebe, die seine Art führen muß, um einen Baum zu fällen. Er hat keinen Baum gepflanzt und kennt auch nicht das Vergnügen daran. Er denkt nicht einmal daran einen zu pflanzen, denn er würde es nicht erleben, daß er so stark würde, um gefällt werden zu können. Er lebt nur von der Zerstörung. Man zerstört überall; deßhalb ist ihm auch jeder Ort dazu gut, und er hängt nicht an der Gegend, wo er seine Arbeit begonnen hat, denn seine Arbeit ist nur Mühseligkeit und keine angenehme Idee knüpft sich daran. Was aus seinen Händen hervorgeht, durchläuft nicht jene Entwicklungsstufen, die dem Anbauer des Bodens das Werk seiner Hände so theuer machen; er folgt nicht den Bestimmungen, die seine Arbeit zu erleben hat; er kennt nicht das Vergnügen neuer Versuche, und wenn er weiter geht, vergißt er seine Art nicht, läßt aber kein schmerzliches Gefühl zurück, wo er jahrelang gelebt hat.

„Der amerikanische Fischer erhält durch seine Beschäftigung eine eben so gleichgültige Seelenstimmung. Seine Neigungen, sein Interesse, sein Leben sind abseits der Gesellschaft, zu der er zu gehören glaubt. Man würde sich sehr irren, wenn man ihn für ein nützliches Glied der Gesellschaft halten wollte; man muß ihn nicht mit den europäischen Fischern vergleichen und etwa glauben, daß sein Gewerbe die Vorschule für Matrosen ist, und daß es aus ihm einen geschickten und starken Seemann bildet. In Amerika ist, mit Ausnahme der Bevölkerung von Nantuket, wo man Wallfischfang treibt, die Fischerei das Geschäft der Faullenzer. Eine Fahrt zwei Lieues von der Küste, wenn kein schlechtes Wetter zu fürchten steht, eine kleine Stunde, wenn das Wetter ungewiß ist, ist das ganze Wagniß, das ihr Muth zu unternehmen getraut, und die Angel ist der einzige Harpun, den sie zu führen verstehen. So besteht auch ihr ganzes

Wissen nur aus einer kleinen List, und ihre Arbeit darin, einen Arm über den Bord eines Schiffes ausgestreckt zu halten, was so ziemlich dem Faullenzen gleicht. Sie lieben keinen Ort, sie kennen das Land nur durch die schlechte Hütte, die sie dort bewohnen. Das Meer gibt ihnen ihre Nahrung und einige Stockfische mehr oder minder bestimmen ihr Vaterland. Scheint ihnen die Zahl derselben an einem Orte abzunehmen, so suchen sie ein anderes Vaterland, wo es mehr Stockfische gibt. Wenn einige politische Schriftsteller sagten, der Fischfang sey eine Art Ackerbau, so ist Dieß zwar ein glänzender, aber haltloser Gedanke. Alle Eigenschaften, alle Tugenden, die dem Ackerbau angehören, fehlen dem Menschen, der den Fischfang betreibt. Der Ackerbau bringt Patrioten im guten Sinn des Wortes hervor, der Fischfang höchstens nur Kosmopoliten."

Noch manche andere Stelle ließe sich aus den erwähnten Schriften des Herrn von Talleyrand anführen, die nicht minder merkwürdig seyn würden in Gedanken und Reflexionen, wie sie nie in einem Menschen wach geworden seyn dürften, welcher der Bewegung des Lebens im Allgemeinen fremd geblieben wäre; so wie wir denn zu gleicher Zeit auch in dem Leben des Schriftstellers selbst häufig Proben von einem Talente sehen, das der einfache Umgang mit Menschen nie entwickelt oder hervorgebracht haben würde. Talleyrand wird der Nachwelt sowohl durch Das, was er geschrieben, als auch durch Das, was er gethan, merkwürdig bleiben. Für uns hat er vorzüglich Interesse als lebendiges Portrait von Allem, was der liberale Adel des alten Regimes Glänzendes, wo nicht Gutes hatte; er ist uns merkwürdig, als eine Art Ausfluß von jenem Voltaire'schen Geist, der den Mantel seines Genie's noch über das ganze Jahrhundert ausbreitete, das ihm unmittelbar folgte.

(Schluß folgt.)

Mährchen und Kinderspiele in Griechenland.

(Fortsetzung.)

Philhellenismus und ärztlicher Eifer trieben mich in Griechenland täglich in die Hütten der Armen. Hier verweilte ich manchen regnerischen Winterabend lieber als in den französischen Salons, saß mit den Weibern auf dem Boden um das mitten in der Hütte brennende Feuer, und horchte, während sie Baumwolle an der Spindel spannen, oder die magere Abendkost, Feldkräuter, Bohnen mit Oel, Muscheln und dergl. bereiteten, ihren Erzählungen zu. Diese Erzählungen handelten entweder von ihren und ihrer Familien Schicksalen, der Art wie sie Wittwen wurden und ins Elend geriethen u. s. w., und waren oft nicht weniger abenteuerlich als Mährchen, oder es waren wirklich Mährchen wie das endlich zu erzählende, was ich aus dem Munde einer rumeliotischen Wittwe habe, die in ihrem Geburtsort Salona und in den Thälern des Parnassus gewiß weder die Tausend und eine Nacht, noch Grimms Mährchen gelesen, sondern ihren Mährchenschatz von ihrer Mutter geerbt hat.

Einst lebten drei Schwestern mit ihrer Mutter in drückender Armuth. Um ein Mal Fleisch zu essen, schlachten die zwei ältern Schwestern die Mutter, braten sie und halten fröhlichen Schmaus. Die jüngste Σταχτοπουτα (Aschenputtel) ist durchaus nicht zum Mitessen zu bewegen. Sie sammelt die Knochen der Mutter, holt Priester, Weihrauch und Wachskerzen, und begräbt die Knochen unter einen Baum. Da singt ein wunderbarer Vogel herab (vielleicht gehört auch ein Lied hieher, wovon ich jedoch nichts vernommen habe), sie findet ganz goldene (ὁλοχρυσα) Gewänder und alle Arten von Putz, und erlangt ganz besondere Schönheit. Sie hat nun viel vom Neid der Schwestern zu leiden, denen sie oft den Mord der Mutter verwirft, und die sie sehr hart halten, und zu den niedrigsten Arbeiten zwingen. Einst gehen alle drei in die Kirche, und der Prinz verliebt sich in die Stactoputa. Er läßt die Schwelle der Kirche mit Honig bestreichen. Beim Herausgehen bleiben allen Frauen die Schuhe im Honig stecken; der kleinste ist der der Stactoputa (er ist aber nicht von Glas); der Prinz nimmt den Schuh, und läßt nun den Aufruf ergehen, daß er die, welcher der Schuh passe, heirathen werde. Die Stactoputa wird von den neidischen Schwestern streng bewacht und eingesperrt. Der Prinz sucht sie überall, kömmt in das Haus der Schwestern, Stactoputa ist in den Hühnerstall eingesperrt, der Prinz entdeckt sie aber dennoch und heirathet sie. Ein altes Weib kömmt, von den Schwestern geschickt zur Prinzessin und laust sie, indem sie ihr allerlei Geschichten erzählt. Ihre Haare werden Federn, und sie wird in einen kleinen Vogel verwandelt. Die Alte stellt dem Vogel auf alle Weise nach, kann ihn aber nicht erwischen. Der Vogel fliegt auf's Dach der Residenz, ruft beständig „basilapule, basilapule!" und erzählt singend seine Geschichte, (auch hier war wahrscheinlich ursprünglich ein Lied.) Der Prinz wird aufmerksam, und läßt den Vogel fangen, was bald geschehen ist. Der Vogel wiederholt seinen Gesang, der Prinz versteht ihn, läßt die Alte ergreifen und zwingt sie zur Entzauberung. Er muß diese selbst durch Ausrupfen der Federn verrichten, wodurch Stactoputa wieder ihre vorige schöne Gestalt erhält, und mit dem Prinzen vereinigt wird. Die Alte wird todtgeschlagen, die Schwestern aufgehängt.

(Schluß folgt.)

Fortschritte der Mineralogie im Laufe des Jahres 1830.

Die Mineralogie ist jetzt so weit vorgerückt, daß sich künftig nur langsame Fortschritte in dieser Wissenschaft erwarten lassen; doch lehren die beharrlichen Versuche der Chemiker die Natur der mineralischen Bestandtheile täglich besser kennen und führen von Zeit zu Zeit Entdeckungen neuer Gattungen oder Unterabtheilungen herbei. Wir geben in Folgendem eine Uebersicht des Resultats der im Laufe des Jahres 1830 vorgenommenen Untersuchungen nach der allgemein angenommenen Reihenfolge, nämlich 1) Mineralwässer, 2) nichtmetallische und 3) metallische Substanzen.

Mineralquellen. Im Centralgebiete des Staates New-York in Amerika, nächst dem Dorfe Fredonia, zwei Meilen vom Erie-See, befinden sich viele Quellen brennbaren Gases, das beim Anzünden ein helles Licht ausströmt; man hat bereits angefangen, es in Gasbehältern zu sammeln, und es brennt schon aus mehr als hundert Lampenröhren.

Nächst dem Dorfe Paipa, eine Tagreise von Tunja, in Columbien, entspringen auf einer Höhe von 2700 Mètres über der Meeresfläche mehrere Mineralquellen aus einem Felsen von marmorirtem Sandstein. Das Wasser hat eine Temperatur von 56 bis 73 Graden des hunderttheiligen Thermometers. Herr Boussingault, der das Wasser untersuchte, fand: 0,0329 krystallisirtes schwefelsaures Natron (Glaubersalz), 0,0035 Kochsalz und eine Spur von kohlensaurem Natron und kohlensaurem Kalke.

Herr Armand d. ä. hat die Mineralwasser der Umgegend von Puy und La Chaise-Dieu im Departement der obern Loire untersucht; sie enthalten von $^1/_{10}$ bis $^8/_9$ ihres Volumens kohlensaures Gas, und von $^1/_{1000}$ bis $^1/_{100}$ ihres Gewichtes salzige Substanzen, wesentlich aus kohlensaurem Natron und Kalke bestehend.

Die Schwefelwasser zu Winzlar auf dem rechten Rheinufer enthalten nach Westrumb im Pfund von 14 bis 56 Kubikzoll Schwefelwasserstoffgas, von 16 bis 39 Kubikzoll kohlensaures Gas und von 3 bis 19 Gran verschiedener Salze, Mischungen von salzsaurem Salze und schwefelsauren und erdigen Alkalien.

Das Wasser von Baden in der Schweiz enthält ungefähr $^1/_{1000}$ der nämlichen Salze, ist aber nicht schwefelhaltig.

Herr Walcke hat eine neue Analyse des berühmten Wassers von Bath in England vorgenommen; außer der Kohlensäure, dem Stick- und Sauerstoff fand er:

Chlornatrum (Kochsalz)	0.0002156
Chlormagnesium (salzsaure Bittererde)	0.0001902
Schwefelsaures Natron (Glaubersalz)	0.0002762
Schwefelsaures Kali	0.0000417
Schwefelsauren Kalk	0.0011637
Kohlensauren Kalk	0.0001521
Kohlensaures Eisen	0.0000035
Alaunerde	0.0009021
Kieselerde	0.0000461
	0.0020912

sie enthalten also nur $^2/_{1000}$ salzige Theile.

Die Mineralwasser von Ronneby in Schweden enthalten der Untersuchung des berühmten Berzelius zufolge 0.002525 schwefelsaure Salze mit Basen von Eisen, Natron, Kali, Ammoniak, Bittererde, Kalk, Mangan und Zink, etwas Kieselerde und eine Spur von salzsaurer Alaunerde.

Nichtmetallische Mineralien. Herr Boué hat aus den Minen von Wieliczka eine Abart des Steinsalzes mitgebracht, die die Eigenschaft besitzt zu verpuffen, wenn man sie im Wasser auflöset. Herrn Dumas zufolge rührt diese Eigenschaft von Wasserstoffgas her, das sich in stark komprimirtem Zustande in mikroskopischen Höhlungen des Salzes befindet, und das feine Hülle gewaltsam durchbricht, wenn diese durch die Auflösung dünn genug geworden ist.

Herr Jordan hat im schwefelsauren Baryt der Minen von Klausthal am Harz 0,0675 schwefelsauren Strontian entdeckt, und im kohlensauren Strontian der nämlichen Minen 0,095 kohlensauren Kalk.

Bei Abo in Finnland hat man ein neues grünlich-braunes Mineral in regelmäßigen sechsseitigen Prismen krystallisirt und mit Tropbau und Dichroit verbunden entdeckt. Dieses Mineral besteht nach Bonsdorf aus kieselsaurem Alaun, Bittererde und Eisen nebst Krystallwasser.

Cerolith hat man ein in Schlesien entdecktes Mineral genannt; es sieht aus wie gelbes Wachs und besteht aus Kieselerde, Bittererde, Alaun und Wasser. Herr Pfaff hat bewiesen, daß es mit dem Seifenstein identisch ist.

Der Scarbroit der Grafschaft York auf der Küste von Scarborough ist Herrn Vernon zufolge eine unterkieselsaure wässerige Alaunerde mit einem starken Vorschlage von Alaun. Dieses Mineral ist weiß, ohne Glanz, sehr hart und von muscheligem und undurchsichtigem Bruche. Der Analcim, der Lomonit und der Chabasit haben viele Aehnlichkeit mit einander und enthalten sämmtlich Kieselerde, Alaun und Wasser. Herr Connell hat überdieß noch im Analcim Natron, im Lomonit Kalk und im Chabasit Kali und Kalk gefunden; die Muster dieser Mineralien, mit denen er diese Untersuchung vornahm, kamen aus Schottland. Bekanntlich wurden diese Gattungen früher irrig sämmtlich Zeolith genannt.

Der Granatoid des Zillerthals in Tyrol hat viel Aehnlichkeit mit der Abart der Granaten, die man Allochroit nennt; er ist amorph, blaugrün gefleckt mit weißen Streifen. Nach Buchmann besteht er aus kieselsaurem Salz mit Basen von Kalk, Alaun, Bittererde, Eisen und Mangan.

Der Diaspor ist ein sehr seltenes Mineral, was die Chemiker fast noch nie Gelegenheit hatten zu untersuchen. Herr Heß untersuchte das, was zu Minsk im Ural gefunden wurde. Er bestätigte, daß dieses Mineral, so wie man vermuthet hatte, ein Alaunhydrat sey, bestehend aus einem Atom Alaun und einem Atom Wasser.

Titanhaltige Mineralien. Herr Menge hat aus der Gegend von Minsk im Ural ein wegen seiner Zusammensetzung sehr merkwürdiges Mineral mitgebracht. Es ist der Untersuchung des Herrn Harteral zufolge ein titansaurer Zircon und Cerium, der eine kleine Quantität titansauren Kalk, Eisen und Zink enthält. Man hat dieses Mineral Aeschinit genannt.

Tantalum. Herr Schepard hat im Massachusett ein tantalisches Mineral in kleinen geraden, rechtwinkligen Prismen krystallisirt, mit Streifen, die der Länge nach laufen, von schwarzer, etwas metallischer Farbe, entdeckt. Dieses Mineral besteht aus zwei Drittheilen seines Gewichts tantalischer Säure und aus einer Mischung von Zinn-, Eisen- und Manganoxyd.

Uranus hat Herr Heidinger in den verlassenen Gruben oder Minen von Ellas bei Joachimsthal in Böhmen entdeckt; es ist ein Mineral von schöner grasgrüner Farbe, halbdurchsichtig, das in den Formen krystallisirt, die aus dem rechtwinkligen Octaëder entspringen, und das Herr Heidinger für ein neutrales schwefelsaures Doppelsalz von Uran und Kupfer mit Krystallwasser erkannte.

Arsenikmangan, das bis jetzt noch nicht gediegen bekannt war, ist in Sachsen gefunden worden; es ist grauweiß, hart, zerbrechlich, von körnigem Bruche und warziger Struktur. Sein spezifisches Gewicht ist 5.55; es enthält nach Herrn Mane ein Atom Bittererde und ein Atom Arsenik.

Eisen. Am 8 Junius 1828 fiel bei Richmond in Virginien ein Meteorstein, in dem Herr Schepard fünf verschiedene Substanzen fand: 1) grauweißen Chrysolith, 2) Feldspath, 3) gelblichen phosphorsauren Kalk, 4) metallisches nickelhaltiges Eisen, und 5) krystallisirtes Protoschwefeleisen. Der nämliche Gelehrte hat auch gefunden, daß das Meteoreisen von Louisiana 0,09 bis 10,10 Nickel enthält. Herr Sybert hat in dem Meteorsteine, der im Jahre 1827 zu Tenesse fiel, die gewöhnlichsten Bestandtheile dieser Steine, und unter Andern Nickel und Chrom, gefunden.

Herr Boussingault hat die Bemerkung des Herrn Chevalier über das Eisenerz von Camba bei Marmato in Columbien, der zufolge das natürliche Eisenoxyd gewöhnlich Ammoniak enthält, bestätigt.

Herr Mosander hat große Untersuchungen mit titansaurem Eisen vorgenommen, dessen Zusammensetzung sehr verschieden ist, aber wesentlich in Formen von Titansäure, Eisenprotoxyd, Manganprotoxyd und Eisenperoxyd bestehen, denen übrigens zuweilen noch eine kleine Quantität Kalk, Bittererde, Yttererde und Chrom beigemischt ist. Er hat sich besonders mit dem Ilminit, dem titansauren Eisen von Arendal und dem von Egersund in Schweden beschäftigt, und vorzüglichen Fleiß darauf gewendet, das relative Verhältniß des Eisenprotoxyds und Peroxyds zu bestimmen, was wie bekannt großen Schwierigkeiten unterliegt. Herr Mosander hat aus seinen Untersuchungen das Resultat geschöpft, daß alle unter dem Namen titanhaltige Eisenerze bekannten Mineralien Mischungen von titansaurem Eisenprotoxyd, Mangan- und Kalkprotoxyd mit Eisenperoxyd, und zuweilen von freier Titansäure in den verschiedensten Verhältnissen sind. Da, wie Herr Rose bewiesen hat, das Eisenperoxyd mit der Titansäure des Eisenprotoxyds isomorph ist, so darf man sich nicht wundern, daß diese beiden Substanzen sich in verschiedenen Verhältnissen mischen.

Kupfer. Auf dem rechten Rheinufer, fast Koblenz gegenüber, findet man an zwei Orten phosphorsaures Kupfer, nämlich zu Ehl bei Linz und zu Virneberg bei Rheinbreitbach. Das Erz hat dieselbe Zusammensetzung wie die krystallisirte Phosphorsäure in Ungarn, die von Herrn Berthier untersucht wurde, mit der es auch, Herrn Bergmann zufolge, identisch ist. Die Quantitäten Sauerstoff, welche die Säure, die Base und das Wasser, aus denen es zusammengesetzt ist, enthalten, verhalten sich untereinander wie 1 : 1 : $^1/_2$.

Herr Kobell hat jene Abart des arseniksauren Kupfers untersucht, die unter dem Namen Oliverit bekannt ist, und gefunden, daß sie aus einer Mischung von wasserfreier Arseniksäure und phosphorsaurem Hydrat besteht. Derselbe Gelehrte hat auch den Kupferschaum von Falkenstein in Tyrol untersucht; dieses Mineral ist vollkommen gleichartig; seine Zusammensetzung ist sehr sonderbar, indem es nach Herrn Kobell arseniksaures Kupferhydrat, verbunden mit ungefähr 0,14 seines Gewichts kohlensauren Kalk enthält.

Der Kieselmalachit von Bogoslafk in Sibirien wurde ebenfalls von

Herrn Kobell zersetzt; das Resultat zeigte kieselsaures Kupferhydrat, in dem das Wasser und die Säure jedes zweimal so viel Sauerstoff als Kupferoxyd enthielten. Dieses Mineral ist gewöhnlich mit rothem Kupferoxyd und gediegenem Kupfer verbunden.

Zink. Die Blende, die man in den goldhaltigen Adern von Marmato (Provinz von Popayan in Südamerika) findet, ist schwarz und blätterig. Zu Pulver gerieben löst sie sich in koncentrirter Salzsäure gänzlich auf, was bei der gewöhnlichen Blende der Fall nicht ist. Die von Herrn Boussingault angestellte Untersuchung beweist, daß sie eine eigene Gattung bildet, weßhalb er auch vorschlägt, sie Marmatit zu nennen; sie besteht aus Schwefelzink 0,771,

Protoschwefeleisen 0,229,

das heißt, sie enthält 3 Atome vom erstern und 1 Atom vom zweiten.

Blende. Phosphorsaures Blei findet man an zwei Orten von Pontgibaud, Departement Puy de Dome; nämlich in der Mine der Rosiers und zwischen La Brousse und Bromont in zerstreuten Stücken auf den Feldern. Das Erz von Rosiers ist warzig, fasrig und orangegelb; sein Staub ist gelb: am Löthrohre gibt es einen Arsenikgeruch und färbt den Borax grün. Das Erz von Bromont ist krystallinisch und von grüner Farbe; doch ist sein Staub ebenfalls gelb, färbt den Borax grün, verbreitet aber am Löthrohr nur einen sehr schwachen Arsenikgeruch. Herr Fournet, Aufseher der Blei- und Silberminen zu Pontgibaud, fand in beiden Mineralen eine beträchtliche Menge chromsaures Blei, und er glaubt, daß das Vorhandenseyn dieser Substanz sich aus der gelben Farbe des Staubs kund gibt. Das Erz von Rosiers enthält überdieß noch phosphorsaures und arseniksaures Blei; im Mineral von Bromont hingegen findet sich fast nichts als Phosphorsäure.

Herr Boussingault macht eine neue Gattung wasserbleisaures Blei bekannt, die er in einem Syenit bei Pamplona in Südamerika fand. Dieses Mineral besteht aus kleinen festen Körpern von grüner ins Gelbe spielender Farbe; sein spezifisches Gewicht ist 6; in Salpetersäure löst es sich leicht auf. Es besteht aus Wasserbleisäure, Kohlensäure, Phosphorsäure, Chromsäure und salzsaurem Blei. Die darin befindliche Wasserbleisäure enthält dreimal mehr Oxyd, als das schon längst bekannte und von Herrn Hatchett untersuchte, dessen Base und Oxyd gleichviel Sauerstoff enthalten.

Tellur. Herr M. G. Rose in Berlin fand auf der Reise, die er mit Herrn von Humboldt nach Sibirien machte, zwei Metalle, deren Beschaffenheit noch nicht bekannt war, und die er für zwei neue Gattungen von Tellur erkannte. Sie kommen aus den Minen von Sawrodinski, wo sie sich zerstreut in Lagern von grünlichem Talkschiefer finden. Das erstere ist ein tellurhaltiges Silber, bestehend aus Silber 0.6263,

Tellur 0.3737.

Es findet sich in amorphen Massen aus ungleichen Körnern zusammengesetzt, die durch deutliche Spalten getrennt sind; die Farbe hält die Mitte zwischen Blei und Stahl, und das spezifische Gewicht ist 8,412. Selbst in kalter Salpetersäure ist es leicht auflöslich. Das zweite von Herrn Rose untersuchte Mineral ist ein tellurhaltiges Blei, bestehend aus:

Blei 0.6035,
Silber 0.0128,
Tellur 0.3837.

Es ist amorph, zeigt aber drei würfelähnliche Spalten; die Farbe ist glänzendweiß wie Zinn, das spezifische Gewicht 8,159, und in Salpetersäure ist es leicht auflöslich.

Gold. Vor einigen Jahren unterwarf Herr Boussingault alle Abarten des gediegenen Goldes, die er in Columbien aufbringen konnte, einer Untersuchung, und fand, daß sie aus einer Legirung von Gold und Silber bestehen, in der sich auf 1 Atom Silber 2, 3, 5, 6 bis 8 Atome Gold befinden. Kürzlich untersuchte er fünf Abarten gediegenen Goldes aus Neu-Granada, und erkannte sie ebenfalls für Legirungen von Gold und Silber in bestimmten Verhältnissen. Auf ein Atom Silber enthalten die von Marmato 3 Atome Gold; die von Vigo de Supia 5 Atome Gold und die von Quiebralome und Giron 12 Atome Gold. Das gediegene Gold von Bucaramanga enthält nur 0,02 Silber, ist aber mit einer Legirung von 12 Atomen Gold verbunden.

Palladium. Nachdem Herr Zinken, Direktor der Minen des Herzogthums Anhalt Bernburg, in Auflösungen von Gold und Silber, das man aus Selenerz gewann, Palladium gefunden hatte, untersuchte er mit großer Genauigkeit alles Erz seiner Minen, und es gelang ihm, jene Stufen kennen zu lernen, die das Palladium, ein sehr seltenes Metall, das man bis jetzt noch nicht in den Gängen gefunden hatte, enthalten. Das palladiumhaltende Erz ist im gediegenen Gold zerstreut und bildet theils kleine sechsseitige Blättchen, ganz dem Osmiumiridium ähnlich, theils kleine Gruppen sich durchkreuzender Krystalle; es ist weiß wie Platin. Außer dem Palladium enthält es Silber, Blei und Selen.

Ein noch ungedruckter Brief Lord Byrons.

Der folgende bisher noch nicht im Druck erschienene Brief, den Lord Byron an einen jungen Schriftsteller schrieb, der dem edlen Lord einen Band Gedichte widmete, ist der Revue de Paris entnommen:

„Am 20 Februar 1814.

„Mein Herr! Meine Abwesenheit von London seit einigen Tagen und Geschäfte hinderten mich, Ihnen früher für den Empfang des mir übersendeten Werkes und die Zuneigung, die es enthält, zu danken; ich thue Dieß hiemit, indem ich Sie bitte, alle meine Wünsche für das Glück des Buches und seines Verfassers zu genehmigen. Das Gedicht an sich gibt als Werk eines jungen Mannes eine hohe Idee von Ihrem Talente, und verspricht noch mehr für die Zukunft; denn ich erinnere mich nicht, das erste Werk eines Schriftstellers gelesen zu haben, das ein vortheilhafteres Prognostikon stellen ließe. Ich weiß nicht, ob Sie die Absicht haben, ihre poetische Laufbahn zu verfolgen, und habe auch kein Recht, darnach zu fragen. Aber welchem Ziel auch Sie ihre natürlichen Anlagen zuwenden werden; immer glaube ich, daß es nur Ihre Schuld seyn würde, wenn Sie nicht eine ehrenvolle Auszeichnung erringen würden. Das Glück hängt nothwendig vom Benehmen ab, und der Ruhm selbst würde nur ein trauriger Ersatz für Gewissensvorwürfe seyn; doch verzeihen Sie, wenn ich mit dem wichtigen Gesichte eines Mentors zu einem Manne spreche, der vielleicht nicht viel jünger ist, als ich. Allein wenn ich mich unter dieser Beziehung keines besondern Vorzugs überheben kann, so war es doch des Geschickes Wille, daß ich sehr frühzeitig auf die Schaubühne der Welt geworfen wurde, daß ich sehr viel und unter mehr als Einem Himmelsstriche sah, und daß ich sehr theure Erfahrungen erkaufte, die wahrscheinlich jedem Andern nützlicher wären als mir selbst. Doch ich wollte zu Ihnen nur in der Eigenschaft als Schriftsteller sprechen, und darf mich nicht vom Vorwurfe meines Briefes entfernen.

„Das Erste, auf was ein junger Schriftsteller sich gefaßt zu machen hat, und was er am wenigsten ertragen kann — ist die Kritik. Auch ich duldete sie nicht. — Einige Jahre und mehrere Wechselfälle sind seitdem über meinem Haupte weggegangen, und ich muß es gestehen, ich kann nicht ohne Reue daran zurück denken. Jetzt, wo ich die Sachen mit mehr Gleichmuth betrachte, finde ich, daß meine Rache weiter ging, als die Ausforderung mich dazu berechtigte . . . Allerdings war ich sehr jung; Dieß konnte eine Entschuldigung in den Augen Derer seyn, die ich angriff — für mich ist es keine. Die beste Antwort auf alle Kritiken besteht darin, besser zu schreiben. Wenn dann unsre Feinde uns nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, so wird dieß die Welt thun. Auf der andern Seite darf man sich dadurch nicht entmuthigen lassen . . . Opposition finden, heißt noch nicht besiegt seyn, obgleich ein furchtsames Herz geneigt ist, den kleinsten Hautriß für eine tödtliche Wunde zu halten. Dr. Johnson hat einen Gedanken gehabt, den man sich wohl merken muß. „Kein Schriftsteller sagte er, ist noch durch andere Schriften als durch die seinigen umgekommen.“ „Ich wünsche aufrichtig, daß Sie auf die möglichst geringen Hindernisse stoßen möchten; aber wenn Sie darauf stoßen, werden Sie einsehen, daß man über sie hinweggehen muß. Der erste Gedanke eines jungen und feurigen Geistes ist freilich, sie zornig mit Füßen zu treten, — eine Sache, die auch einen Augenblick ihr Angenehmes hat — allein später ist es eine andere Sache: ich spreche hier von den eigenen Ansichten des Autors, was Andere davon sagen oder denken ist nur eine sekundäre Betrachtung — für mich wenigstens; denn eine allgemeine Maxime läßt sich hier nicht aufstellen. Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, meinen Dank für ihr angenehmes Geschenk und habe die Ehre zu seyn u. s. w.

„Byron.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 59. 28 Februar 1832.

Der russische Adel.

Mit Bezug auf den letzten Ukas des russischen Kaisers.

Rußland ist ein Reich von so heterogenen und noch so wenig bekannten Elementen, daß man bei dem Versuche, seine innere Einrichtung zu beschreiben, und daraus seine wirkliche Kraft nach Außen zu bestimmen, kaum der Gefahr entgehen kann, in schwere Irrthümer zu gerathen. Wenn die 59,363,900 Einwohner, *) welche nach Hassel dieß ungeheure Reich bewohnen, gleich den Nationen von Mitteleuropa durch ein und dasselbe Prinzip in Bewegung gesetzt, geradezu auf die Erreichung eines und desselben Zieles losgehen könnten; wenn sie wie diese auf einen Länderstrich zusammen gedrängt wären, der sich ungefähr derselben günstigen Lage zu erfreuen hätte; wenn sie, obgleich nicht dieselbe Religion und dieselben Gesetze, doch wenigstens gleiche intellektuelle und moralische Bedürfnisse hätten — gewiß, so dürften die übrigen europäischen Völker in beständigem Mißtrauen gegen die Herrschsucht einer solchen Nation auf ihrer Hut stehen. Glücklicher Weise ist dieß Alles nicht der Fall. Drei verschiedene Civilisationen herrschen in Rußland vor: in der Hauptstadt und an den Seeküsten jene ausländische Civilisation, die Peter der Große von den europäischen Höfen entlieh, und mit dem gleißenden Schimmer ihrer Außenseite und ihrer innerlichen Verdorbenheit mit einem Male in sein Reich verpflanzte, — eine Civilisation, die aus keinem volksthümlichen Elemente hervorgegangen und durchaus erkünstelt war, — eine Civilisation, durch die Rußland erst Europa näher bekannt wurde, obgleich es Dieß ihrer wegen am wenigsten verdiente, — eine Civilisation von Abenteurern, Spekulanten und Höflingen, die zwar geeignet sind, mit Diplomaten zu verkehren, aber nicht auf gleichem Fuße mit den Bürgern zu leben und diese heranzubilden.

Die zweite Art der Civilisation in Rußland ist durchaus asiatisch. Nomadenstämme von Kriegern und Hirten haben sich verbindlich gemacht, unter den Fahnen des Czaars zu dienen, behalten aber außer dem Feldlager die Unabhängigkeit freier Wilden. Da gibt es keine aristokratischen Familien, die durch großen Grundbesitz mächtig um den Thron des Souveränes ein Bollwerk gegen das Volk bilden. Zwar lassen diese Nomadenvölker Ansprüche des Blutes gelten, allein mehr aus einer religiösen Ehrfurcht vor geschichtlichen Ueberlieferungen; die völlige Gleichheit aller Stammesmitglieder unter einem solchen Häuptling hört deßhalb nicht auf, das allgemeine Gesetz zu bleiben. Es ist die eigentliche türkische Gleichheit, wobei ein Abkömmling des Propheten, den man wegen der Farbe seines Turbans achtet, dennoch das Geschäft eines Wasserverkäufers treiben kann.

Die dritte Art russischer Civilisation ist europäisch und unsrem Feudalwesen ähnlich; sie begreift in sich jene großen und mächtigen Vasallen, die wie die germanischen Völker in der Völkerwanderung mit erobernder Hand das Land getheilt und dessen alte Einwohner zu Leibeignen gemacht. Zwischen diesen beiden Klassen unumschränkter Herren und rechtloser Knechte fugte sich allmählich der Kaufmanns- und Bürgerstand der Städte ein, auf die sich später die souveräne Familie stützte, um den mächtigen Vasallen des Reiches, aus deren Mitte sie hervorgegangen war, einen Damm entgegen zu stellen. Es läßt sich hier derselbe Gang wahrnehmen, den die Monarchen des abendländischen Europa's gegen den hohen Adel einschlugen.

Diese verschiedenen Bevölkerungen haben sich seit wenigen Jahrhunderten mit Riesenschritten vermehrt. Unter Iwan I im Jahre 1469 kann man annäherungsweise die russische Volkszahl auf 6,000,000 anschlagen, bei seinem Tode 1505 hatte sie sich auf 10,000,000 erhoben; bei dem Tode Iwans II im Jahre 1584 zählte sie 12,000,000 Seelen, bei der Thronbesteigung Peters I im Jahre 1689 15,000,000, bei dem Tode Peters des Großen im Jahre 1725 20,000,000, bei der Thronbesteigung Katharina II im Jahre 1763 25,000,000, bei ihrem Tode im Jahre 1796 36,000,000, bei dem Hinscheiden Alexanders im Jahre 1825 58,000,000.

Peter I, voll Ungeduld, mit einem Schritte an's Ziel zu gelangen und entrüstet darüber, daß ein so ungeheures Reich nur so geringe Hülfsquellen eröffnete, nahm zu den Ausländern seine Zuflucht, baute eine ausländische Hauptstadt und glaubte der Entwicklung seines Volkes eine Bahn gebrochen zu haben, während er im Grunde sie doch nur zurückdrängte. Katharina II begriff ihre Stellung besser; sie zog die exotische Civilisation von Europa zunächst

*) Die neuesten offiziellen Berichte in dem Journal des Ministerium des Innern geben, mit Ausschluß der neuen russischen Ländererwerbungen, ein von den bisherigen Annahmen sehr verschiedenes Resultat der im Jahr 1829 beendigten Volkszählung, indem sie die russische Bevölkerung auf 49,900,000 Seelen ansetzen. S. diese überraschende statistische Notiz im Ausland, Januarheft S. 107 dieses Jahrgangs. A. d. R.

um sich her, was ihr die Lobeserhebungen der schönen Geister eintrug und ihr behülflich war, die Höfe und Völker mit dem russischen Namen vertraut zu machen; aber mit einem Blick wußte sie auch die verschiedenen Wege ins Auge zu fassen, auf denen sich so fremdartige Bestandtheile amalgamiren ließen. Die Unabhängigkeit der zinsbaren Stämme Asiens waren ihr ein Stein im Wege; sie suchte sie zur Unterwerfung zu bringen. Zu diesem Zwecke war sie unaufhörlich darauf bedacht, große Grundbesitzungen zu schaffen, und den reichsten Familien einen aristokratischen Einfluß zu verleihen; auf diese Art einen Adel zu bilden, und ihn durch Wohlthaten und ehrende Auszeichnungen an sich zu fesseln. So suchte sie allmählich den demokratischen Geist der asiatischen Stämme auf gleiche Stufe mit der willenlosen Unterwürfigkeit der übrigen russischen Bevölkerung herabzustellen. Während sie dort unter den asiatischen Stämmen einen Adel mit Grundbesitz, und durch ihn sich einen regelmäßigen Einfluß zu schaffen bemüht war, schlug Katharina in Europa einen gerade entgegengesetzten Weg ein. Hier war der Adel zu mächtig geworden, und er mußte geschwächt und unterwürfig gemacht werden. Zwei Mittel boten sich hiezu an die Hand, und sie bediente sich beider zugleich. Das erste bestand darin, die Macht des Adels zu theilen, indem sie seine Zahl vermehrte; das zweite, allmählich die Prärogativen der Bürgergemeinden zu erweitern und aus ihnen eine mächtige Stütze für die Krone zu bilden. Was die Leibeigenen betrifft, so gehörten sie eigentlich nicht zur staatsbürgerlichen Gesellschaft, wie sie damals organisirt war, und Alles was die Kaiserin für sie zu thun vermochte, bestand darin, daß sie ihnen die Möglichkeit erleichterte, sich von ihren Herren frei zu machen, und als Kronbauern einreihen zu lassen, zugleich munterte sie zu ihrer Freilassung auf, indem sie auf den Besitzungen der Krone hiezu das Beispiel gab. Dieß war der Zweck der beiden berühmten Edikte vom 21 April 1785 über die Privilegien des Adels, der Städte und der Bürgergemeinden; eine Art Charta Magna, die unter dem Scheine, die Rechte ihrer Unterthanen anzuerkennen, eigentlich bezweckte, dieselben einzuschränken.

(Schluß folgt.)

Fürst Talleyrand.

(Schluß.)

Wir finden in diesem Jahrhundert den Geist, die Leichtfertigkeit, die hellen Ansichten und die oberflächliche Philosophie wieder, wir finden in ihm alle Laster und alle Tugenden wieder, die auf den verführerischen Blättern des Einsiedlers von Fernay glänzen; wir finden dieselbe Manie wieder, große Begebenheiten aus kleinen Ursachen abzuleiten, dieselbe Neigung, lieber die Schwächen als den edleren Instinkt der Menschen in Bewegung zu sehen, wie man sie an den Encyklopädisten wahrnimmt. Endlich bemerken wir an diesem Jahrhundert jene zur Hälfte cynische und zur Hälfte höfische Politik, die eine Revolution mit einem Witze schließt, und vor Bewunderung über den glücklichen Erfolg ihrer Kombinationen sich selbst Beifall zujubelt: „Alles ist beendigt; es braucht jetzt nur noch ein Kunstfeuerwerk und einen guten Witz — für das Volk.“ Die Politik unsers Jahrhunderts hat ihren J. J. Rousseau in **Herrn** von Chateaubriand und ihren Voltaire im Fürsten von **Talleyrand**.

Es bliebe uns jetzt noch übrig einige witzige Ein- und Ausfälle des letztern aufzuführen, die fast alle unter dem ehrwürdigen Gepräge des Sprüchwortes oder unumstößlicher Wahrheiten in Umlauf gekommen sind; allein dieses Verzeichniß würde zu viel Raum einnehmen. Das Merkwürdigste an allen witzigen Einfällen des berühmten Diplomaten ist, daß sie weniger durch auffallende Wendungen und Sprünge des Ausdruckes überraschen, als durch Kürze und Tiefe des Gedankens. „Herr von Metternich ist ein Wochenpolitiker“ — enthält Alles, was die Geschichte über diesen Mann sagen wird. *) Wir selbst haben ein Wort aus dem Munde des erlauchten Diplomaten vernommen, das als ein Beispiel von der originellen Eigenthümlichkeit seines Styles gelten mag. Man sprach viel von der Zurückberufung des Lord Lieutenants von Ireland, des Lords Anglesea, und von den Beweggründen dieser Maßregel; die Absichten des Herzogs von Wellington in Betreff der katholischen Emanzipation waren damals noch ein Geheimniß. „Wenn man den Lieutenant zurückruft,“ sagte der witzige Politiker, „so geschieht es, weil der General eine Schlacht liefern will.“

Wir erkennen in Herrn von Talleyrand den letzten Staatsmann einer Regierungskunst, die zu Grabe getragen worden ist, um nicht wieder zu erstehen. Herr von Talleyrand ist ein Liberaler, aber ein Liberaler wie er an einem absoluten Hofe werden konnte; er ist ein prächtiges exotisches Treibhausgewächs, dem es an jener Lebenskraft fehlt, die die Pflanze auf ihrem heimathlichen Boden auszeichnet. Seine Ansichten von der Freiheit waren vielleicht auf dem Wege der Philosophie Alles was sie seyn konnten, aber in der Praxis fanden sie weder Entwicklung noch Bestätigung. Da er der Freiheit auf dem Wege der Spekulation folgte, so mußte sie ihm wahrscheinlich durch das Unglück, das er unter ihren Schritten aufkeimen sah, vielmehr entleidet werden, als wenn er ihr aus Instinkt gefolgt wäre. Um ihn auf dieser schwierigen Bahn zu ermuthigen, fehlte es ihm auch an jenen alten Erinnerungen, in denen sich Nationalgeschichte und Freiheit vermählen, und die die

*) Es ist die Natur des wahren Witzes überhaupt, und nicht allein die Eigenschaft der witzigen Einfälle des Herrn von Talleyrand, wie der Verfasser des vorstehenden Artikels bemerkt, daß sie meist eine größere Tiefe des Gedankens enthalten, als sie selbst auszusprechen meinen. So ist es wohl auch der Fall mit diesem Urtheil über Herrn von Metternich. Jeder, der die Politik des Fürsten Staatskanzler historisch, d. h. unparteiisch würdigen will, wird gestehen müssen, daß seine Politik weniger als irgend die eines europäischen Kabinetes schwankend und nie so entblößt von Voraussicht und systematischer Konsequenz ist, daß sie gleichsam nur auf eine Woche hinaus berechnet wäre und geschehen ließe, was eben der liebe Tag bringt. Niemand wird ihr strenge Verfolgung eines vorgesteckten Zieles und in Beziehung auf die fremdartigen Elemente, aus denen der österreichische Kaiserstaat zusammengesetzt ist, Zweckmäßigkeit und Förderung der materiellen Interessen des Volkes absprechen können. Allein dennoch hört deßhalb die Politik des Herrn von Metternich nicht auf, eine bloße Wochenpolitik zu seyn. Bekanntlich gibt es in der Geschichte der Völker Wochen, die ein halbes Jahrhundert dauern können, und die Politik des Herrn von Metternich ist so sterblich, als er selbst; sie ist eine bloß negative, und wird als solche mit der einen großen Woche zu Ende gehen. A. d. R.

Hand des Brutus bewaffneten und die große Seele Sydneys mit einem göttlichen Feuer entzündeten.

Es hieße eine Ungerechtigkeit begehen, wenn wir, um Herrn von Talleyrand zu beurtheilen, ihn außer der gesellschaftlichen Stellung betrachten wollten, zu der er erhoben worden war, oder außerhalb der politischen Umwälzungen, in die er später verwickelt wurde. Fern ist uns der Gedanke, daß es nöthig sey, Diejenigen zu widerlegen, die ihn als ein ruchloses Ungeheuer bezeichnen, und wenn wir auch nicht die Meinung Derer theilen können, die ihn als ein Wunder von Tugend preisen; so glauben wir unsre Bemerkungen über Herrn von Talleyrand mit der Behauptung schließen zu müssen, daß die unparteiische Nachwelt in diesem Diplomaten einen Mann von ungewöhnlichen Geistesgaben sehen wird, der für das Jahrhundert, in welchem er lebte, alle Talente besaß, die seinem Ehrgeiz entsprachen — und alle Tugenden, die nicht mit einem glücklichen Erfolge unverträglich waren.

Der Handel der Bughis.

(Aus dem Singapur Chronicle.)

Der Name der Bughis, obgleich er eigentlich nur einem Stamm der Insel Celebes angehört, wird im Allgemeinen auf alle Handelsleute der östlichen und südlichen Küsten von Borneo, der Insel Celebes und aller südlich gelegenen Inseln, namentlich der von Buton, Bali, Lombok, Sombawa u. s. w. ausgedehnt. Die Einwohner von Celebes theilen sich, wie es scheint, in vier oder fünf abgesonderte Stämme, von denen jeder eine eigene Sprache spricht; es lassen sich so die Bughis, die Macassars, die Mandars, die Kailis und Menados unterscheiden. Den zahlreichsten und civilisirtesten Stamm bilden die Bughis; die sich wieder in mehrere kleine Völkerschaften theilen, aber durch das Band gemeinschaftlicher Sprache und Einrichtungen verbunden sind. Nur eine derselben hat sich insbesondere durch ihren Handelsgeist und ihre kaufmännischen Unternehmungen hervorgethan; es sind die Wadjo oder Towadjo, von denen hauptsächlich die Rede ist, wenn von dem Handel der Bughis gesprochen wird.

Ihre eigentliche Heimath ist fast der Mittelpunkt der Insel Celebes, am nördlichen Ufer eines großen Süßwassersees, dessen Breite ungefähr vierundzwanzig englische Meilen beträgt. Derselbe hat einen Abfluß durch einen kleinen Fluß, der in die Bai von Boni fällt, und für Schiffe von zwanzig Tonnen fahrbar ist. Diese Wadjos sind die einzigen eingebornen Seeleute im östlichen Archipel Asiens und zeichnen sich durch ihren Unternehmungsgeist vor dem größten Theil der Malaien aus. Ihre Pros langen zu Singapur in folgenden Jahrszeiten an. Die von den nordwestlichen Küsten von Borneo, wo die drei wohlbekannten Hafen Sambas, Pontiana und Mempan liegen, langen von Junius bis September an, und bringen gewöhnlich Goldstaub, Vogelnester, Sagu, Schildkrötenschaalen, Kampher, unausgehülsten Reiß, indianisches Rohr, Fischmägen. *) Aloeholz, Matten, See-Eichen und tauschen dafür Opium, eiserne Kessel, ausgeschalten Reiß, Datteln, sogenanntes Gambierharz, Gummilak, Salz, Tabak, Nankin, rohe Seide, Halstücher, feine Musseline und andere Baumwollenzeuge von Bengalen und Madras ein. Die größte Menge Goldstaub kommt von Pontiana und Sambas. Man rechnet daß im Jahre 1830 allein über hundert sechzig Catris dieses kostbaren Metalles eingeführt worden sind.

Die eigentlich unter dem Namen der Pros verstandenen Schiffe beginnen im September anzukommen, was auch die beiden folgenden Monate noch geschieht. Im Monat November, wenn der nordöstliche Passatwind zu wehen anfängt, rüsten sie sich zur Abreise. Die Pros der nordöstlichen und östlichen Küste von Borneo langen gewöhnlich im September an und bringen Salanganenester, Schildkrötenschalen, damaszirtes Eisen, Matten, indianisches Rohr u. s. w. Im Oktober kommen gewöhnlich die Pros von Bali mit Salanganenestern, Tabak, Reiß, Oel und Unschlitt. Im November sieht man die Pros von Celebes, Sombawa und den benachbarten Inseln, die von Papua oder Neuguinea darunter begriffen, einlaufen. Sie sind mit Goldstaub, Schildkrötenschalen, Perlenmutter, Salanganennestern, Reiß, Katschang oder Schminkbohnen, Tabak, Wachs und indianischem Rohr befrachtet. Manchmal kommen sogar Pros von Madura und selbst von Java mit Reiß und Oel an. Für diese Waaren handeln die Bughis gewöhnlich große Quantitäten Opium, Eisen, Salpeter, Messerschmiedwaaren, Blei, Töpferwaaren, wollene Stoffe ein, und führen sie nach Celebes, Bali und die andern Inseln dieses Meeres aus. Die Zahl der im Jahre 1830 nach Singapur gekommenen Schiffe war 90 von der nordwestlichen und westlichen Küste von Borneo; 50 von dem östlichen Strande dieser Insel von Celebes und andern benachbarten Inseln; 40 von Bali, Lombok und Sombawa, im Ganzen 190. Der Handel mit den Bughis hat seit einigen Jahren beträchtlich zugenommen. Der Werth der Einfuhren von Borneo, Celebes, Bali u. s. w. betrug in den Jahren 1828 bis 1829, 1.040.761 Rupien, und von 1829 bis 1830 wurde diese Summe um 119.408 Rupien überstiegen. Die Ausfuhren aus Singapur betrugen dagegen im Jahre 1828 bis 29, 1.168.018 Rupien, und die von 1829 bis 30, 1.168,596.

*) Die Fischmägen werden von den chinesischen Gourmands sehr gesucht, und müssen höchst sorgfältig gereinigt werden, sonst verderben sie und tragen nicht die Schiffsfracht ein. Die größten werden vorzugsweise gesucht.

Das Bohren der artesischen Brunnen in China.

(Aus Humboldt's Mélanges asiatiques.)

Im Departement Kia-ting-fu der Provinz Hutschum, befinden sich auf einer Strecke von ungefähr 10 Stunden Länge und 4 bis 5 Stunden Breite bei 50.000 Salzquellen. Jeder nur einigermaßen reiche Privatmann sieht sich nach einem Gesellschafter um, und gräbt nun hier einen oder mehrere Brunnen. Jeder Brunnen erfordert einen Kostenaufwand von 7 bis 8000 Franken; ihre Art zu Bohren ist von der unsrigen verschieden, doch kommen sie mit Geduld und Zeit und mit geringern Kosten als wir zum Ziel. Sie verstehen die Kunst nicht, die Felsen durch Minen zu bearbeiten, und doch sind alle ihre Brunnen in Felsen, 15 bis 1800 Fuß tief und 5 bis 6 Zoll breit gegraben.

Ihre Verfahrungsweise ist folgende: Sobald die Oberfläche der Erde 3 oder 4 Fuß tief aufgegraben ist, wird eine hölzerne Röhre in die Oeffnung gebracht, auf welcher sich ein behauener Stein mit einem Loch von 5 bis 6 Zoll, wie man es zu graben beabsichtigt, befindet, und nun bringt man eine Art von stählernem Meißel, 3 bis 400 Pfund schwer, in die Oeffnung der Röhre, die groß genug ist, um diesem Meißel oder Bohrer hinlänglichen Spielraum zu gestatten. Die Spitze dieses Instruments ist ausgezähnt, oberhalb etwas concav und unterhalb rund. Ein starker, leichtbekleideter Mann steigt nun auf ein Gerüst und tanzt den ganzen Morgen auf einer Klappe herum, die den Bohrer zwei Fuß hoch aufhebt, und ihn mit seiner ganzen Schwere wieder fallen läßt, wobei man von Zeit zu Zeit etwas Wasser in das Loch schüttet, um den losgearbeiteten Staub in Teig zu verwandeln. Der Bohrer hängt an einem guten, aus Palmriet oder Rotang gedrehten Seil, nicht stärker als ein Finger, das wie unsere Darmsaiten gearbeitet, und an der Klappe befestigt ist. An dem Seil ist eine Querstange befestigt, neben der ein anderer Mann sitzt, der so wie die Klappe sich hebt, die Stange ergreift, und sie eine halbe Kreiswendung machen läßt, damit der Bohrer in einer drehenden Richtung niederfällt. Zu Mittag steigt der letztere Mann auf das Gerüst, um mit seinem Kameraden zu wechseln, und für die Nacht treten zwei andere Arbeiter ein.

So oft drei Zoll ausgehöhlt sind, wird der Bohrer mit den an ihm hängenden losgearbeiteten Stoffen, mittelst der großen Winde die zum Aufrollen des Seils dient, herausgezogen und gereinigt. Auf diese Weise werden diese kleinen Brunnen oder Röhren sehr senkrecht und glatt wie Eis. Zuweilen geschieht es, daß der auszuhöhlende Boden nicht durchaus Felsen ist, und daß man auf Erde und Kohlenschichten u. s. w. stößt. Dann wird die Arbeit um Vieles schwieriger, ja nicht selten fruchtlos; denn da nun der Widerstand, den der Bohrer findet, ungleich ist, so verliert der Brunnen an senkrechter Richtung; doch sind solche Fälle selten. Zuweilen bricht auch der große eiserne Ring, der den Bohrer trägt, und dann braucht man 5 bis 6 Monate, um den erstern durch andere Bohrer zu Staub zu zerreiben. Ist der Felsen gut, so höhlt man in 24 Stunden

ungefähr eine Tiefe von zwei Fuß aus. Man braucht mindestens 3 Jahre, um einen solchen Brunnen zu graben.

Die Verfahrungsweise der Chinesen beim Bohren der artesischen Brunnen ist demnach der unsrigen so ziemlich ähnlich, nur findet der Unterschied statt, daß jene den Bohrer an ein Seil, wir dagegen an eine lange Stange befestigen, die aus vielen zusammengefügten einzelnen Stücken besteht. Die Chinesen um ihren Bohrer herauszuziehen oder hinabzulassen, winden das Seil auf oder ab, während wir die einzelnen Theile unserer Stangen an- oder abschrauben; das Verfahren der Chinesen scheint also ausrichtsamer zu seyn, als das unsre. Es ist bereits in Frankreich der Vorschlag gemacht worden, nach Art der Chinesen zu arbeiten, allein man sieht nicht ein, wie es dann möglich seyn würde, Thonschichten zu durchbohren, bei denen nur ein Instrument anbeißt, das man wie einen Zimmermannsbohrer drehen kann. Seltsam scheint es, daß man in China mit einem Kostenaufwand von 7 bis 8000 Franken, Löcher von 2000 Fuß Tiefe bohrt, während 300 bis 400 Fuß in Frankreich, oft 12 bis 15,000 Fr. kosten. Das Zerreiben eiserner Instrumente in Staub scheint auch etwas übertrieben zu seyn, es ist daher sehr zu bedauern, daß wir über diese Kunst nur die Berichte der Missionäre haben, die aus Mangel an technischen Kenntnissen nur höchst unvollkommene Angaben liefern konnten.

Ein russisches Dorf.

(Aus Renouards de Bussière sur la Russie.)

Ein russisches Dorf besteht aus einer doppelten Reihe von Hütten, die aus Harzhölzern gebaut, mit eben solchem Holze gedeckt und so eng zusammengerückt sind, daß ihre Dächer sich berühren. Solche Bauten sollten ihrer Natur nach von einander entfernt stehen, besonders in einem Lande, dessen rauhes Klima es mit sich bringt, daß man acht Monate im Jahre heizt, und dessen Flüsse, Seen und Teiche den langen Winter hindurch mit Eis bedeckt sind. Allein der augenscheinlichen Gefahr ungeachtet, beharren die Bauern darauf, ihre Wohnungen auf den möglichst engen Raum zusammen zu drängen. Wahr ist indeß, daß die Feuerlöschanstalten herrlich sind, und mit einer Schnelligkeit Hülfe geleistet wird, von der wir keinen Begriff haben. Jeder Bauer ist verbunden, auf das erste Feuerzeichen mit einem zum Löschen geeigneten Instrumente herbeizueilen, und um jeder Verwirrung vorzubeugen, ist es eingeführt, auf jede Hausthür das Instrument abzumalen, mit dem der Eigenthümer im Falle einer Feuersbrunst zu erscheinen hat.

Die Häuser der russischen Bauern haben viele Aehnlichkeit mit denen, die man auf dem St. Bernhard und im Graubündner Lande sieht; die Bauart ist dieselbe: weder Steine noch Kalk, noch Ziegel; Grund, Seitenwände, Dächer, Decken und Fußböden; Alles ist aus Tannen- oder Fichtenholz. Die Wände bestehen aus Baumstämmen, denen man ihre natürliche Gestalt gelassen hat; einer ist horizontal auf den andern gelegt, und an den vier Ecken des Hauses sind sie mit der größten Genauigkeit zusammengefügt. Die Fugen dieser verschiedenen Baumstämme sind mit Moos und Werg ausgefüllt, um den Luftzug zu hemmen; sonst aber schützt weder eine äußere noch innere Verkleidung die Bewohner dieser gebrechlichen Hütten vor der Kälte.

Der ungeheure russische Ofen ist in der That das wichtigste Möbel dieser hölzernen Häuser; er nimmt allein den vierten Theil des Hauptzimmers ein, und während des Winters wird er übermäßig mit Holz angefüllt, das in diesem Lande keinen Werth hat. Ueberdieß sind die Fenster sehr klein, gut verstopft, und die Zimmer so nieder und mit Menschen angefüllt, daß es nicht schwer ist, sie zu heizen. Wir besuchten einige dieser ärmlichen Gemächer, deren innere Einrichtung fast überall dieselbe ist. Es sind große viereckige Zimmer mit drei kleinen auf die Straße gehenden Fenstern; in der einen Ecke erhebt sich der große aus Backsteinen und Mörtel erbaute Ofen; eine breite Bank läuft an den Wänden hin, vor der Schemel und mehrere massive Tische stehen; einige Körbe, die an Stricken von der Decke herabhängen, dienen den Kindern als Wiegen; in einem Winkel des Zimmers endlich sieht man ein auf Holz gemaltes Heiligenbild mit getriebener Arbeit von Kupfer, Silber und sogar auch von Gold umgeben, vor dem eine Lampe hängt, die bei feierlichen Gelegenheiten angezündet wird. Hinter dem Hause befindet sich der von einem großen Schirmdache umgebene Hof, unter das man die Karren und Ackerwerkzeuge birgt; hier bringen auch während der schönen Jahreszeit die Bauern die Nacht zu, denn Betten sind der niedern Klasse unbekannt. Sobald es Sommer wird, schläft man in freier Luft auf dem Boden oder im Heu, und im Winter legt sich Alles durcheinander auf und unter den Ofen.

Nie unterbricht in den russischen Dörfern irgend ein Baum oder Strauch die Einförmigkeit dieser langen Reihen von Hütten. Die Kirchen allein sind von etwas soliderer Bauart; sie sind gewöhnlich aus Backsteinen und Gips erbaut, sorgfältig ausgemalt, und stehen am Ausgange des Dorfes, um sie gegen Feuersgefahr zu sichern. Im Gouvernement Novgorod sieht man viele, die wie die Hütten der Bauern aus Balken und Brettern zusammengefügt sind. Eine derselben fiel uns durch ihre sonderbare Bauart auf: sie ruht gleich einer Windmühle auf einem Zapfen; auf zwei Treppen gelangt man ins Innere, und ihr Dach in Gestalt einer Kuppel mit Thürmchen geziert, war ganz im asiatischen Geschmacke, während die innern Verschläge der Kirche an die netten Käsehütten erinnerten, die man auf den Alpen sieht.

Vermischte Nachrichten.

Die Baumwollenernte in den Vereinigten Staaten betrug während des am 30 September 1831 zu Ende gegangenen Jahres 1,038,847 Ballen; die Ausfuhr davon 772,785 Ballen; nämlich 127,029 nach Frankreich, 616,718 nach Großbritannien, und 27,036 nach andern europäischen Ländern. Die Fabrikanten der Union haben im Jahre 1830 auf 1831 für ihren Bedarf 182,142 Ballen angekauft; allein es schien, daß sie zu Ende Septembers noch große Vorräthe übrig hatten, so daß sich ihr Verbrauch auf 150,000 Ballen reduziren lassen mag. Die Baumwollenernte und der Verbrauch in den letzten vier Jahren stellt sich in folgender Uebersicht dar:

Jahrgang.	Ernte. Ballen.	Verkauf. Ballen.
1826 auf 1827	937,000	103,083
1827 auf 1828	712,000	120,593
1828 auf 1829	857,744	118,853
1829 auf 1830	976,845	126,512

Nach amtlichen Angaben liefen in den verschiedenen französischen Häfen während des Jahres 1831 1120 Schiffe von fremden Nationen ein, und zwar 167 aus Martinique, 230 aus Guadeloupe, 82 aus Mauritius, 25 aus Cayenne, 45 aus Senegal, 56 aus Havti, 41 aus Brasilien, 271 aus den Vereinigten Staaten, 59 aus Mexico, 7 aus Columbien, 11 aus Peru und Chili, 20 vom La Plata-Strome, 59 aus Havannah und St. Jago, 17 von St. Thomas und den Antillen, 12 aus Calcutta, aus China und um die Welt 2, Wallfischfänger 14, aus Aegypten 42. Die aus den europäischen Häfen eingelaufenen sind hierunter nicht mitbegriffen. Die Anzahl der im Jahre 1831 eingelaufenen Schiffe hat gegen die vier früheren Jahre abgenommen: im Jahre 1827 zählte man 1218 Schiffe, im Jahre 1828 1196, im Jahre 1829 1345, und im Jahre 1830 1249. — In dem leztverflossenen Jahre liefen aus den verschiedenen Häfen von Frankreich 853 französische Schiffe aus, die Zahl derselben belief sich im Jahre 1827 auf 825, im Jahre 1828 auf 902, im Jahre 1829 auf 1005, und im Jahre 1830 auf 742. Schiffe, die nach europäischen Häfen segelten, sind hierunter nicht gezählt; von jenen 853 Schiffen gingen 187 unter Segel nach Martinique, 225 nach Guadeloupe, 66 nach Mauritius, 30 nach Cayenne, 48 nach Senegal und Gorea, 55 nach Havti, 50 nach Brasilien, 54 nach den Vereinigten Staaten, 52 nach Mexico, 7 nach Columbien, 10 nach Peru und Chili, 23 nach La Plata, 55 nach Havannah, 17 nach St. Thomas und den Antillen, 9 nach Calcutta, 2 nach China, 18 auf Wallfischfang u. s. w.

Briefe aus Palermo geben die Nachricht, daß die Insel Ferdinandea (oder Grahams Eiland von den Engländern genannt) verschwunden und an ihrer Stelle nur noch eine Säule kochenden Wassers, von ungefähr zwanzig Fuß im Durchmesser, und von einer zwischen zehn und dreißig Fuß wechselnden Höhe zu sehen ist. Ein starker bituminöser Geruch läßt sich in ihrem Umkreise spüren.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 60. 29 Februar 1832.

Erinnerungen aus Spanien.

6. Der Platz de la Cebada.

Die Straße de los Estudios führt schnurgerade nach dem Platz de la Cebada, wo zu Madrid die Hinrichtungen vor sich gehen. Dieser Platz bildet ein ungeheures Viereck, in dessen Mitte sich ein schöner Springbrunnen befindet. Gewöhnlich wird er auch als Gerstenmarkt benützt, wie denn auch schon sein Name anzeigt. An den vier Seiten des Springbrunnens sind hölzerne Buden aufgeschlagen, in denen man Orangen, Blumen, Früchte und Kräuter aller Art verkauft. Am Tage einer Hinrichtung werden einige dieser Buden, die gerade die Mitte des Platzes einnehmen, abgebrochen, um an ihrer Stelle die „Horca" — den Galgen — dem Brunnen gegenüber, auf der Linie zwischen zwei Kirchen, zu errichten; denn die Menschenopfer der Gerechtigkeit werden zwischen zwei Kirchen dargebracht. Die eine — San Millan — zur Linken des Platzes, wenn man die Straße von Toledo heraufkommt, die andere, die ihr gegenüber liegt, und an der man vorbei muß, wenn man die Straße de la Cava Baya hinabgehen will, heißt San Juan. Ober der Pforte von San Millan sieht man in einer Mauerblende eine ziemlich schlecht gearbeitete Bildsäule, die grob bemalt ist, und einen Mönch darstellt, der in der Hand eine große Palme und seinen abgehauenen Kopf zu den Füßen liegen hat: es ist San Millan, ein Heiliger, der für einen Hinrichtungsplatz nicht besser gewählt seyn könnte.

Die Horca war schon seit dem Morgen aufgerichtet. Dieselbe besteht aus einem starken Querbalken, der zwischen zwei andern senkrecht in dem Boden eingerammten Balken ruht, die auf dem Boden noch durch anderes Holzwerk befestigt sind. Zwei hölzerne Leitern, die an dem Querbalken angelehnt sind, führen auf der Seite gegen den Brunnen zu hinauf. Eine Kompagnie Grenadiere von der Provinzialmiliz bildete ein weites Viereck um die Horca, und außer demselben waren noch Schildwachen aufgestellt, um das Volk nicht bis an dieses Viereck selbst vordringen zu lassen. Eine starke Abtheilung Grenadiere zu Pferd stand längs den Häusern, die der Horca gegenüber lagen. Eine große Menschenmenge, vorzüglich Weiber und junge Leute, drängten sich auf den Balkonen und in den Fensterstöcken dieser Gebäude. Die Volksmenge auf dem Platze war noch nicht so zahlreich, daß man nicht bequem hin und her gehen konnte. Ich ging bis nahe an das Viereck der Grenadiere vor. Der Zug war bereits innerhalb desselben angelangt, und hatte sich um die Horca aufgestellt. Ich bemerkte im Innern des Vierecks auch eine zahlreiche Gruppe sehr junger Offiziere der Leibgarde von allen Waffen. Es ist dieß ein Vorrecht ihres Ranges, hier eintreten zu dürfen, um besser und ganz nahe zuzuschauen.

Inzwischen saß bereits der Henker rittlings auf dem Querbalken der Horca und machte seine Stricke zurecht. Der arme Sünder war vom Esel herabgestiegen, und auf der letzten Sprosse der verhängnißvollen Leiter niedergekniet. Der Pater Antonio saß neben ihm auf der andern Leiter und zog den Unglücklichen in seine Arme, und hörte ihm wahrscheinlich zum letzten Male die Beichte ab. So am Rande der Ewigkeit beichten, heißt in der dortigen Kunstsprache reconciliarse. Der Mönch hatte die Kapuze tief über seinen Kopf gezogen, und durch sie auch das Gesicht des jungen Menschen bedeckt, den er an seine Brust drückte.

Eine Pause von einigen Sekunden folgte, während der auf dem ganzen Platze das tiefste Stillschweigen herrschte. Das Gesicht des armen Sünders kam bald darauf aus der Kapuze des Mönchs zum Vorschein, noch todtenbleicher als zuvor. Die „Reconcilation" war vollendet. Die Brüderschaft de Paz y Caridad warf einen Trauerflor über ihr großes Kruzifix, das dem Zuge vorangetragen worden war. Inzwischen war der Henker von der Horca herabgestiegen, und ließ den armen Sünder, der noch auf den Knieen lag, auf der Sprosse von einer der Leitern niedersitzen, indem er ihm eine laufende Schlinge um den Hals legte, und dieselbe sorgfältig zurichtete, dann stieg er rückwärts hinauf, wobei er Guzman an den Schultern hinter sich her auf die Höhe der Leiter zog. Zu gleicher Zeit stieg Pater Antonio auf der andern Leiter mit empor, indem er dem Unglücklichen, der kaum die Augen mehr aufzuschlagen vermochte, in Einem fort Trost zusprach und ihm jeden Augenblick das Kruzifix auf die Lippen drückte. So waren alle drei oben auf der Leiter angelangt. Der Henker stand mit ausgebreiteten Beinen über dem Kopf des armen Sünders, und setzte sich dann auf dessen Schultern, während er seine beiden Füße durch die vorn zusammen gebundenen Hände desselben steckte. Nun ließ der Beichtvater dem Kinde des Unglücks das Glaubensbekenntniß ablegen, oder vielmehr er selbst sprach es für ihn: „Ich glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde, und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn — und bei diesen Worten: su unico (dieß war das Zeichen) schwang sich der Henker von der

Leiter weg, unter sich sein Opfer, auf dem er saß, und mit aller Kraft seines Gewichtes in der Luft schaukelte. In demselben Augenblicke erscholl das ernste Geläute der Glocke von San Millan.

Bevor der Henker mit dem armen Sünder sich von der Leiter herabstürzte, hatte er ihm die Augen mit einem weißen Tuche verbunden. Während er aber mit ihm in der Luft baumelte, war es herabgefallen. Das Gesicht des Unglücklichen kehrte sich einen Augenblick nach der Richtung hin, wo ich stand; es war furchtbar entstellt. Alle Haare meines Hauptes standen mir zu Berge. Als ich mich wieder von meinem Schrecken erholt hatte, sah ich den Henker noch immer auf den Schultern des Hingerichteten sitzen, den der Knecht des Henkers an den Füßen zog. Da jener endlich keinen Zweifel mehr haben konnte, daß der arme Sünder todt sey, so glitt er an der Leiche desselben herab und gelangte so wieder auf den Boden. Dann nahm er seinen Stock, den sein Knecht ihm reichte, und auf ihn gestützt, schöpfte er wieder Athem und betrachtete sein Werk. Der Pater Antonio war einige Sprossen die Leiter herabgestiegen, blieb dann mit dem Kruzifix in der Hand, auf der Mitte derselben stehen und hielt eine Predigt an das versammelte Volk. Sie war einfach und rührend. Aber auf einer solchen Kanzel war leicht beredt zu seyn. Ich hörte seine frommen Ermahnungen nicht zu Ende. Allzu bittere Gedanken stiegen in mir auf. Langsamen Schrittes entfernte ich mich nach San Millan zu. Da ich mich der Kirche so nahe befand, so trat ich unter ihr Portal, um einen Augenblick auszuruhen. Die Sonne stach glühendheiß, und mein Gehirn kochte ohnehin. An die Pforte von San Millan gelehnt, sah ich noch, was auf dem Platze vorging. Die schreckliche Ceremonie war zu Ende. Die Truppen zogen nach einander davon. Ich sah den Henker, seinen Knecht und seinen Esel voraus, dahin gehen. Er begab sich nach dem Carcel de Corte, wo er dem Gebrauch zu Folge sich bei den Alkaden, die zu diesem Zwecke in ihrem Gerichtssaale versammelt sind, anklagt, einen Menschen getödtet zu haben; dann aber um eine Urkunde seiner Freisprechung von dieser That bittet, die er auch auf der Stelle ausgefertigt erhält. Hierauf ging er nach Santa Cruz hinüber, um als guter Christ die Messe zu hören, die dort die Brüderschaft de Paz y Caridad lesen ließ. Diese selbst hatte sich, wie sie gekommen war, im langen Zuge in gedachte Kirche begeben; nur Einer fehlte — den sie begleitet hatte.

Das Volk verlief sich allmählich. Nur zwei Schildwachen waren noch neben der Horca zu sehen, um die Leiche des Hingerichteten zu hüten. Einige Blinde und Bettler sangen noch in der Nachbarschaft und boten Lieder und Romanzen zum Verkauf. Uebrigens gingen die Geschäfte des Platzes nach wie vor ihren Gang. Nichts schien vorgefallen; nur bemerkte man, daß den Tag über die jüngsten Mädchen ihre Orangen bei den Buden kauften, die der Horca zunächst standen.

Der russische Adel.

(Schluß.)

Das Edikt über den Adel erleichterte im weitesten Umfange die Möglichkeit, die Zahl des Adels zu vermehren. Es wurden als Edelleute von Rechts wegen erklärt und als solche in den Adelsbüchern eines jeden Gouvernements eingetragen: 1) Alle, die vormals von den russischen Czaaren oder andern gekrönten Häuptern in den Adelstand erhoben worden waren; 2) Alle Stabsoffiziere, die nicht von Geburt aus schon adelig waren; 3) Alle russischen und fremden Offiziere der acht ersten Rangstufen, selbst wenn sie von niederer Herkunft waren; 4) die ausländischen Familien, die sich in russischen Staatsverband begeben; 5) Familien, die von was immer für einem Lande Titel tragen; 6) Familien, die eine hundertjährige Abstammung nachweisen können, und deren Ursprung bekannt ist. Hiezu kam noch, daß jeder freie Mann den Adel erhielt, der sich um den Staat ein Verdienst erwarb, z. B. eine Stadt erbaute, eine Lehranstalt gründete, Kapitalien für Straßenbaue, Kanäle u. s. w. verwendete. Wie sehr außerdem die Erlangung des Adels erleichtert wurde, geht noch daraus hervor, daß jeder Enkel eines privilegirten Bürgers, wenn er dreißig Jahre alt ist, den Adel verlangen, und diesen dann auf alle seine Nachkommen vererben kann. So wurden die angesehensten Bürger dem Adel sehr nahe gestellt, wie sie denn auch das Privilegium genießen, gleich diesem mit vier Pferden zu fahren.

Diese Erleichterung, die Adelswürde zu erlangen, hatte zur Folge, daß sich 59,363,900 Seelen der russischen Bevölkerung auf folgende Weise vertheilen:

Adel	1,200,000
Geistlichkeit	600,000
Kaufleute und Fremde	1,900,000
Leibeigene, Bauern, Hirten u. s. w. . .	55,663,900 *)

Seit dieser Zeit hat die Macht des russischen Adels zusehends abgenommen, und seine Erniedrigung war so weit gediehen, daß Kaiser Alexander die Abgeordneten, welche die „Großen Rußlands“ — wie sie sich nannten — an ihn abgehen ließen, um ihm zu den Ereignissen des Jahres 1811 Glück zu wünschen, nicht vor sich, sondern ihnen sagen ließ: „Sagt ihnen, daß ich keine Großen Rußlands kenne als die, mit denen ich spreche, und nur so lange, als ich mit ihnen spreche.“

Der junge russische Adel konnte indeß nicht gleichgültig bleiben bei dem allerorten in Europa für die Freiheit begonnenen Kampfe, und die Verschwörung, die bei dem Regierungsantritte von Alexanders Nachfolger ausbrach, gab einen Beweis, wenn nicht von der Geschicklichkeit, mit welcher der Plan angelegt war, doch von dem ausdauernden Eifer und der Kühnheit, womit sie ihn vorbereitet hatten und auszuführen entschlossen waren. An die Stelle der Gefahren, mit denen der hohe Adel vormals die Person der Czaaren bedrohte, traten nun solche, welche die Einrichtung des Despotismus selbst, die Zunahme der freien Menschen und die immer mehr sich verbreitende Aufklärung hervorriefen. Diese Gefahren werden uns durch den Ukas vom 18 Dezember über eine neue Organisation der Adelsprivilegien aufgedeckt. „Die häufig eingetretene Zertrümmerung der adeligen Güter durch Verkauf und Erbfolge,“ heißt es

---

*) Aus der von uns S. 107 und 148 des Auslands gegebenen offiziellen Mittheilung stellt sich dieses Verhältniß anders. Die Zahl des erblichen und persönlichen Adels wird dort mit Ausschluß des polnischen Adels mit 501,970, auf 194,771, angegeben, die der Geistlichkeit, Weltpriester und Mönche auf 225,010 u. s. w.
Anm. d. R.

darin, „habe die Zahl der adeligen Wähler unverhältnißmäßig vermehrt; die Adelsversammlung bestehe bereits nicht immer aus Individuen, deren Interessen auf ein hinreichendes Vermögen gegründet sind, das eine angemessene Erziehung zuläßt, und für die Wirksamkeit des Eigenthümers zum allgemeinen Besten Bürgschaft gibt. Auf diese Weise," fügt Kaiser Nikolaus hinzu, „haben sich Klagen über einzelne Wahlen erhoben, die dem *Vertrauen und der Absicht der Regierung nicht entsprechen.*" Oder mit andern Worten: da der Adel, ein Lebensorgan des russischen Staatskörpers, nicht mehr den vereinzelten Despotismus der mächtigen Reichsgroßen zu fürchten hat, so vereint er sich der konzentrirten Gewalt des Selbstherrschers einige Schranken zu setzen, weßhalb man, aus Furcht vor dieser neuen Demagogie, es vorzieht, sich neuerdings in die Arme einer beschränkteren Aristokratie zu werfen, die man beherrschen zu können hofft. Es läßt sich in diesem Schritte die nämliche Gedankenfolge wahrnehmen, aus der in Frankreich die Wahlkollegien mit doppeltem Votum hervorgingen, was die alten Privilegirten gegen die allmähliche Herabsetzung des Wahlcensus so sehr ereifern machte. Die einzelnen Bestimmungen des Ukases sprechen deutlich die Absicht des Kaisers aus. Die Artikel 37, 38 und 39 des Ukases der Kaiserin Katharina hatten dem Adel das Recht verliehen, sich in den betreffenden Gouvernements auf Einberufung des Gouverneurs zu versammeln, um unter Vorsitz eines adeligen Marschalls, der von dem Gouverneur unter zwei vorgeschlagenen Kandidaten gewählt wird, zu den Wahlen zu schreiten. Der neue Ukas des Kaisers Nikolaus erweitert zwar allerdings die Zahl der Anstellungen, deren Wahl dem Adel überlassen werden soll; allein unter dem Vorwande, die Dienste der Gewählten zu belohnen, sucht man sie eigentlich von der Regierung abhängig zu machen, indem man ihnen dieselben Vortheile bewilligt, „die mit dem Staatsdienste verbunden sind."

Der Herzog von Saint-Simon,

Stifter der Saint-Simonisten.

(Aus dem Hofjournal.)

Klaudius Heinrich Saint-Simon wurde zu Paris im Jahre 1760 in der alten Familie gleichen Namens geboren. Letztere machte unter dem französischen Adel den stolzen Anspruch, in gerader Linie von Karl dem Großen abzustammen.

Der Herzog von Saint-Simon erhielt eine glänzende Erziehung, die zum Theil d'Alembert leitete. Im Jahre 1779 trat er in Kriegsdienst und ging nach Amerika, wo er sich unter Bouillé und Washington auszeichnete. Hier wurde er auch mit Franklin bekannt, und von dieser Zeit schreibt sich die eigenthümliche philosophische Richtung her, der er in seinem übrigen Leben folgte, und die ihn bestimmte, im Jahre 1789 die kriegerische Laufbahn zu verlassen und alle Vortheile aufzugeben, die sie ihm zu versprechen schien. Saint-Simon zog sich in die Stille des Privatlebens zurück und blieb in dem großen Drama der französischen Revolution bloßer Zuschauer. Dennoch zog ihm eine Namensverwechslung das Unglück zu, ins Gefängniß geworfen zu werden, wo er eilf Monate in Todesgefahr schmachtete. Bei seinem Austritte aus dem Kriegsdienste hatte er in Gesellschaft mit Graf Redern Nationalgüter angekauft und war in dieser Spekulation sehr glücklich. Saint-Simon war nun eifrig darauf bedacht, sein Vermögen so viel als möglich zu vergrößern, nicht sowohl, um Reichthum aufzuhäufen, als um die Mittel zu erlangen, durch die es ihm allein möglich schien, seine philosophischen Ideen zu verwirklichen. Die öffentliche Erziehung und deren nöthige Verbesserungen wurden für ihn ein Gegenstand unausgesetzten Nachdenkens. Ausgezeichnete Männer seiner Bekanntschaft versicherten ihm, wenn sie die gehörigen Mittel besäßen, würden sie in der Erziehung des Volkes Wunder thun. Saint-Simon legte dreimalhunderttausend Franken in ihre Hände, fand aber zuletzt, daß zur Einführung der beabsichtigten Reform ein wohldurchdachter Plan mehr noch als Geld fehle. Er gab nun seine Handelsspekulationen auf, mit dem Entschlusse, sich selbst ganz mit seiner eigenen Erziehung zu beschäftigen, die ihm noch sehr unvollkommen schien. Mit Eifer und unermüdlichem Fleiße ging er ans Werk. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf die Künste und Wissenschaften, und glaubte, aus ihrem Studium den Schluß ziehen zu können, daß die Wirkungen derselben stets unvollkommen bleiben müßten, so lange sie eines gemeinschaftlichen Bandes der Vereinigung entbehrten. Saint-Simon vertiefte sich nun in philosophische Untersuchungen, schrieb viel und entwickelte ein System, welchem er den Namen „vollendetes Christenthum" beilegte.

Die Bemerkung, daß die Wichtigkeit der Arbeit im Staate täglich in zunehmender Progression begriffen sey, machte er zur Grundlage seines Systems. Er wendete sich an die arbeitenden Klassen und beschrieb ihnen die Zukunft, die er für sie voraussehe und erwarte; wobei er ihnen auf der Stufenfolge der menschlichen Gesellschaft die oberste Stelle verhieß. Allein die Arbeiter verstanden ihn nicht, oder vielleicht fürchteten sie auch, er möchte sie in nachtheilige Unruhen verwickeln; denn im Jahre 1817 reichten sie bei dem Polizeiminister eine Adresse ein, mit der Bitte, er möchte den Journalen den Auftrag geben, ihre Protestation gegen die in der „Industrie" — einem Blatte, das damals Saint-Simon herausgab — entwickelten Ansichten aufzunehmen. Allein durch alles Dieß ließ sich Saint-Simon nicht entmuthigen; er gründete den „Organisateur," ein Journal, das bestimmt war, seine Lehre zu verbreiten, aber im Jahre 1819 sich einen politischen Prozeß zuzog. Saint-Simon hatte nämlich in einem Blatte des Organisateurs geäußert, er würde sich, wenn in Frankreich alle Prinzen von Geblüt in einer Nacht umkämen, weniger daraus machen, als wenn Frankreich in derselben Zeit alle seine Gelehrten, Künstler und Arbeiter verlöre. Die Geschwornen konnten in diesem äußerst klaren Ausspruche keine Schuld finden und sprachen Saint-Simon frei; allein sein Unternehmen kam dabei nicht vorwärts. Durch Leiden und Arbeit des Lebens überdrüssig geworden, wollte er Hand an sich legen, wurde aber noch daran gehindert. Um diese Zeit in die bitterste Armuth gerathen, lebte er nur noch von den dürftigen Unterstützungen einiger seiner Schüler, die sich keines viel glänzendern Looses als ihr Meister zu erfreuen hatten, und der Welt so unbekannt blieben, als ihre Lehren. So flossen die letzten Lebensjahre Saint-Simons dahin; aber auch in der größten Armuth hielt ihn noch der Gedanke, der ihn sein ganzes Leben hindurch beseelt hatte, aufrecht: daß er nämlich für die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes gearbeitet habe. So viel wenigstens bleibt gewiß, daß er diesem Gedanken Glück und Vermögen opferte. Saint-Simon starb am 19 Mai 1825.

Die neue Uniform der türkischen Armee.

Der Schnitt der Uniformen ist im Ganzen bei allen Korps gleich. Die Uniform der Generale und Offiziere ist roth mit Gold gestickt; der ganze Unterschied besteht in der Menge und dem Reichthum der Stickereien. Die Unterscheidungszeichen sind folgende: Der Generallieutenant, Halbmonde, reich in Diamanten, in der Mitte mit drei diamantnen Sternen. Der Brigadegeneral, dieselben Halbmonde mit nur zwei Sternen. Der Obrist, dieselben mit einem Stern, ebenfalls in Diamanten. Der Obristlieutenant, zwei Halbmonde in Gold, nur der Stern ist in Diamanten. Der Escadronschef, zwei Halbmonde mit Sternen in Gold. Der Kapitän, zwei Halbmonde und Sterne in Silber. Lieutenants und Unterlieutenants, einen Halbmond in Silber. Diese Dekorationen werden an beiden Seiten auf der Brust getragen.

Die Aerzte tragen hellblaue Uniform mit kleinen Kragen und Aufschlägen von karmoisinrothem Sammet. Die Apotheker aschgraue Uniformen mit Stickerei in karmoisinrother Seide.

Die Zöglinge des Generalstabs tragen die Uniform der Infanterieoffiziere ohne Halbmonde, und mit einigem Unterschied in der Stickerei. Die Zöglinge der Kavallerieschule ebenfalls die Scharlachuniform der Kavallerieoffiziere.

Die Uniformen der verschiedenen Infanterieregimenter unterscheiden sich nur durch die Farben, von denen dunkelblau, hellblau, roth und kastanienbraun die vorgeschriebenen sind. Die Kopfbekleidung besteht aus dem Tarbusch oder der griechischen Mütze und dem Tequi, einer Art Kopfbinde. Die Schuhe sind von rothem Marvquin; der Gürtel weiß. Die Gendarmerie ist wie die Infanterie uniformirt.

Artillerie und Geniekorps haben rothe Uniformen mit ledernen Gürteln, im Uebrigen ganz mit der Infanterie gleich. Das Garde-Infanterie-Regiment hat kastanienbraune Uniformen mit reicherer Seidenstickerei als die Linie.

Die Musiker haben dunkelblaue Röcke mit Kragen und Aufschlägen von Scharlach und Stickerei in gelber Seide; die der Garderegimenter tragen Goldstickerei. Die Pfeifer, Trompeter und Tambours tragen bis jetzt die Uniform ihrer Regimenter. Bei den Depotbataillonen sieht man begreiflicher Weise noch türkische und arnautische Trachten, verschieden an Schnitt und Farbe.

Die Kavallerieuniform ist folgendermaßen vorgeschrieben: Dolman, mit rothdurchwirkten Tressen, fünf Reihen blanke Knöpfe, Kragen und Aufschläge roth; Mamelukenbeinkleider von gleicher Farbe wie der Dolman; rother Gürtel. Kopfbedeckung, Tarbusch und Tequi wie bei der Infanterie. Schwarzlederne Stiefel, schwarzangelaufene Sporen. Die Farben der Uniformen der Kavallerie sind: Garde, Scharlach; erste Brigade Grün; zweite Brig. Kastanienbraun; dritte Brig. Dunkelblau; vierte Brig. Hellblau.

Die Werkstätten für die Uniformirung sind sämmtlich in der Citadelle, von wo aus sie vollkommen fertig geliefert wird. Für den Sommer ist eine Kleidung von weißer Leinwand mit einigen Stickereien auf blauen Borten erlaubt.

Die Bewaffnung der Infanterie besteht in der Flinte mit Bajonnet, Säbel, Patrontasche von lakirtem Leder und weißem Riemenzeug. Die Artillerie hat ebenfalls Flinten, nur statt des Säbels einen Dolch. Das Geniekorps hat dieselbe Armatur, und unterscheidet sich nur durch zwei gekreuzte Hacken auf der Patrontasche. Die Kavallerie hat Karabiner, Patrontaschen, Karabinerhacken und französische Säbel, weißes Riemenzeug und weißlederne Gürtel. Es ist im Werk auch Lanziers zu errichten.

Geselliger Ton in St. Petersburg.

Kapitän Colville Frankland sagt, in seinem eben zu London herausgekommenen Visit to the courts of Sweden and Russia, ich war nicht wenig erstaunt über den Mangel an Geselligkeit, unter den jungen Leuten beiderlei Geschlechts in den Cirkeln von St. Petersburg. Oft forschte ich bei Herren und Damen nach der Ursache dieses Entfernthaltens, und erhielt von den letztern folgende offenherzige Antwort: „Wir können den Herren nicht entgegenkommen, und diese wollen den ersten Schritt nicht thun. Wären die Fremden nicht, so liefen wir Gefahr, nicht einen einzigen Mann zu finden, mit dem wir einige Worte wechseln könnten. Ueberdieß fehlt es den Herren gänzlich an Artigkeit und Bildung, ihre Unterhaltung ist höchst langweilig, und man würde sich nur vergebens bemühen sie etwas zu beleben; da sie ihre Zeit entweder in den Bureaux der verschiedenen Ministerien, oder auf den Hauptwachen hinbringen, wie können sie wissen was den Damen gefällt?“ Die Herren verwahren sich gegen diese Anschuldigungen fast auf ähnliche Weise; sie beschuldigen die Damen, die Ausländer, mit denen sie sich in keinen erfolgreichen Wettstreit einlassen könnten, zu sehr auszuzeichnen; dabei sprechen sie ihnen jede Bildung ab, und sagen ihre Unterhaltung drehe sich nur um französische Komödien und den letzten Ball. Meiner Meinung nach liegt die Ursache dieser sonderbaren Entfernung darin, daß es in den Cirkeln von St. Petersburg zu viele „große Epauletten“ oder wie man bei uns sagen würde, „alte Perücken“ gibt die, da sie stets in Uniform erscheinen, die jungen Leute in Respekt halten. Niemand hat einen andern Rang in der Gesellschaft als den, der ihm durch die Stelle verliehen wird, welche er in der Armee, oder bei der Verwaltung bekleidet. Ein Subaltern-Offizier, ein Kapitän würden nie wagen ihre Augen über ihre Sphäre zu erheben, aus Furcht vor Verweisen ihrer Obern. Daß meine Meinung gegründet sey, bewies mir ein junger Offizier von guter Familie, doch von noch geringem Grade, der von seinem Chef gewarnt wurde, sich vor unangenehmen Folgen zu hüten, die seine zu große Vertraulichkeit mit einer gewissen schönen Dame nach sich ziehen könnte, daß er also auf seiner Hut seyn, und seiner Anmaßung Gränzen setzen möchte. Sollte man es wohl glauben daß Subordination und Sklavensinn auch auf gesellige Cirkel wirken, und die edelsten Gefühle und Vergnügungen verbittern dürfen?“

Vermischte Nachrichten.

Man glaubte jüngst, den Dieben der Münzensammlung in der Bibliothek zu Paris auf die Spur gekommen zu seyn. Ein Polizeikommissär hatte kaum den Diebstahl erfahren, als er sich an Ort und Stelle begab, wo er verübt worden, und nach Besichtigung des Ganzen erklärte, nur Bonnet-Rouge könne diesen Diebstahl begangen haben. Doch Bonnet Rouge sey auf den Galeeren zu Brest. Indeß hatte sich der Polizeikommissär geirrt, Froissard, genannt Rothkäppchen oder Bonnet Rouge, befand sich nicht mehr auf der Galeere zu Brest, wohin er zu lebenslänglicher Strafarbeit verurtheilt worden war, sondern war von dort entwichen und befand sich in Paris. Hier wurde er auch in Gesellschaft eines freigelassenen Galeerensklaven, Namens Drouillet verhaftet. Froissard hatte 10,000 Fr. in Bankbillets und 240 Fr. in Gold bei sich. Bei Drouillet fand man einen Schlüssel, der mehrere Thüren der Bibliothek eröffnete. Eine strenge Untersuchung wurde gegen beide angestellt, allein man gelangte zu keinem Resultate, und Bonnet-Rouge wurde wieder auf die Galeere gesendet, und Drouillet unter Anklage falsche Schlüssel geführt, und als Vagabund gelebt zu haben, vor die siebente Kammer verwiesen, aber hier freigesprochen.

*

Die „nordische Biene“ gibt über St. Petersburg während des Jahres 1831 folgende statistische Notizen: Die russische Hauptstadt zählte 448,221 Einwohner, nämlich: 316,211 männlichen und 132,010 weiblichen Geschlechts, 1924 geistlichen Standes, 42,901 Adelige, 45,820 Soldaten, 6800 Kaufleute, 44,595 Bürger, 11,795 Künstler und Handwerker, 117,426 Bauern, 63,119 von verschiedenen freien Ständen, 98,098 Leibeigene, 2911 die zur Vorstadt Ochta gehören, und 13,035 Fremde. Die Geburten beliefen sich auf 6511, hievon waren 3515 Knaben und 2996 Mädchen. Man zählte 25,715 Todesfälle, hierunter 9258 durch die Cholera. Ehen wurden 1041 geschlossen. Petersburg hatte im Jahre 1831, 140 griechisch russische Kirchen, 20 für Dissidenten, 19 für andere Kulte, 2 Klöster, 4 Kapellen, 4 erzbischöfliche Paläste, 9 andere Paläste, das Ingenieurschloß, 2654 steinerne und 5330 hölzerne Wohngebäude.

*

Herr Robert Brown hat der linné'schen Gesellschaft zu London eine Abhandlung über eine auf der Insel Sumatra neu entdeckte Pflanzengattung zugesendet. Der Reisende Arnold, der sie zuerst kennen lernte, legte ihr den Namen „Raflesia.“ zu Ehren Sir Stamfort Raffles, bei. Diese Pflanze erhebt sich gerade aus einer horizontalen Wurzel, und besteht aus runden Blättern, die sich einander decken, und so einem Kohlhaupte ähnlich sehen; mitten aus ihr erhebt sich die Blume, die in ihrer vollen Entwicklung einen Durchmesser von drei Fuß hat. Sie wiegt 15 Pfund und könnte zwölf Kannen Wasser fassen. Die größte bis jetzt bekannte Blume war die purpurrothe Aristolochia cordiflora, die nach Herrn von Humboldt manchmal einen Durchmesser von sechzehn Zoll hat, und also von der Raflesia aus ihrem Rang als Riesenblume verdrängt wird.

*

Neben der in einem Kirchhofe von Mexiko stehenden riesenhaften Cypresse, erwähnt der „American Farmer“ einer nicht minder merkwürdigen Ulme, die zu Hatfield, im Staate Massachusetts, eben so sehr die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers als des Naturforschers in Anspruch nimmt. Zwei Fuß über dem Boden gemessen hat sie 34 englische Fuß im Durchmesser; und in einer Höhe von fünf Fuß, wo der Stamm am dünnsten ist, 24. In einer Höhe von 4 Fuß bemerkt man einen sehr tiefen Einschnitt, der jedoch durch die Länge der Zeit mit einem Rindenwulst umwachsen ist. Dieser Einschnitt wurde der Sage zufolge schon vor Jahrhunderten von Indianern gemacht, um die Wasserhöhe des Connecticut zu bezeichnen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 61. 1 März 1832.

Der Diktator von Paraguay.

Unter den verschiedenen ausgezeichneten Charakteren, die durch die südamerikanischen Revolutionen aus der Dunkelheit hervorgezogen wurden, um in dem großen Drama der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes eine glänzende Rolle zu spielen, hat Keiner so sehr die Aufmerksamkeit Europa's erregt, als Dr. Jose Gaspard Rodriguez de Francia, der gegenwärtige Beherrscher von Paraguay. Indeß, während die europäische Welt die Blicke auf Bolivars glänzende Thaten, oder auf Iturbide's trauriges Ende, oder erst ganz zuletzt auf Don Pedro's Fall geheftet hielt, wurde sie über die Geschichte jenes außerordentlichen Mannes völlig im Dunkeln gelassen. Die schwachen Lichtstreifen, die von Zeit zu Zeit den undurchdringlichen Schleier einer mehr als chinesischen Polizei durchdrangen, mit der er sein Land umbollwerkt hatte, wurden als Uebertreibungen der Reisenden oder als Träume einer wunderlichen Phantasie betrachtet. Allein der Unglauben der Europäer muß nicht so sehr Wunder nehmen, wenn man weiß, daß in Südamerika selbst und in Ländern, die an der Schwelle seiner Herrschaft liegen, die seltsamsten Gerüchte über diesen geheimnißvollen Mann in Umlauf sind. Von einigen wird er als Philosoph betrachtet, der besorgt, seine Mitbürger vor dem Unglück der Revolutionsstürme zu bewahren, und Civilisation unter ihnen zu verbreiten, dieses System der Isolirung eingeschlagen hat, als das einzige wirksame Mittel, sie vor einem Bürgerkriege zu retten, dem alle benachbarten Staaten nach und nach zum Raube geworden sind. Andere hingegen glaubten in ihm einen Usurpator zu sehen, der seine Macht durch eine fortgesetzte Unterdrückung des Landes aufrecht zu halten suche. Bei dem Wiederaufleben des Jesuitenordens in Europa, dessen Name ohnehin mit der Geschichte Paraguay's enge verknüpft ist, bildete sich endlich auch noch eine dritte Ansicht, die den Dr. Francia als einen Agenten jener gefürchteten Gesellschaft bezeichnete; während die Feinde der südamerikanischen Unabhängigkeit sich mit der tröstlichen Aussicht schmeichelten, in dem Diktator einen geheimen Anhänger und endlichen Rächer der gestürzten Herrschaft zu sehen. Bald gab man sich zu verstehen, er verwalte die Regierung im Namen der Königin Wittwe von Portugal, bald wollte man von Unterhandlungen zwischen ihm und Don Pedro wissen, die ein Bündniß zwischen Paraguay und Portugal zum Zwecke haben sollten. In der That, die Sagen von dem Priester Johannes und dem Alten vom Berge schienen in Paraguay wieder aufgelebt.

Mitten unter diesen mährchenhaften und widersprechenden Gerüchten erschien das Werk zweier Schweizer, der Herren Rengger und Lonchamp. Diese beiden waren die ersten Europäer, welche die Geheimnisse des abenteuerlichen Landes enthüllten, die wirklichen Verhältnisse des neuen China's beschrieben und den Schleier lüfteten, der so lange Zeit den Dionysius des neunzehnten Jahrhunderts verborgen hatte. Mehrere Jahre von dem Diktator gefangen gehalten, hatten sie Gelegenheit genug, den Charakter und die Sitten eines Wesens zu beobachten, das unstreitig zu den größten Merkwürdigkeiten der Naturgeschichte von Paraguay gehört. Das beste Zeugniß, das sich für die Treue in der Farbengebung ihres Gemäldes aufstellen läßt, besteht in der einfachen Bemerkung, daß es den Reisenden ihren Kopf gekostet haben würde, wenn sie sich in dem Charakter des Dr. Francia getäuscht hätten. „So muß Einer, der die Wildnisse großer Länderstriche durchwandert," bemerkt Herr Rengger, „auch wenn er kein Naturforscher ist, sich mit den Gewohnheiten und der Natur der Tiger und Schaguars bekannt machen."

Die Geschichte der Revolution von Paraguay ist so innig mit diesem außerordentlichen Manne verflochten, daß es, um sie ganz zu verstehen, nothwendig seyn wird, eine kurze Andeutung von dem frühern Leben des Diktators vorauszuschicken. Francia ist im J. 1763 geboren; sein Vater war ein Franzose, der einige Jahre in Lissabon wohnhaft gewesen endlich nach Paraguay auswanderte, wo er eine Kreolin heirathete, die ihm mehrere Kinder gebar. Den jungen Eingebornen von Südamerika standen vor der Revolution nur zwei Wege offen, ihr Glück zu machen: die Kirche und der Gerichtshof. Francia wurde von seinem Vater für erstere bestimmt, und erhielt demnach seine erste Erziehung in einer Klosterschule zu Assumption. Dann bezog er die Universität von Cordova de Tucuman, das Salamanca der neuen Welt, wo er mit großem Erfolg seiner Wissenschaft oblag und den Grad eines Doktors der Theologie erlangte. Da indeß das Studium der kanonischen Gesetze ihm Geschmack an der Rechtsgelehrsamkeit beigebracht hatte, so entschloß er sich, sein Haupt der Tonsur zu entziehen und wurde Advokat. Nach seiner Rückkehr von der Hochschule widmete er sich in der Heimath mit leidenschaftlichem Eifer seinem neuen Berufe. Man rühmt ihm nach, daß er nie die Vertretung einer schlechten Sache übernommen habe. Am liebsten vertheidigte er den Schwachen gegen den Starken, den Armen gegen den Reichen. Nur von Denen, die bezahlen

konnten und besonders prozeßsüchtig waren, ließ er sich tüchtig bezahlen; dagegen war er äußerst uneigennützig gegen Klienten, die entweder arm oder durch die Ungerechtigkeit Anderer zu Prozessen genöthigt waren. Francia besaß ein mäßiges Vermögen, und nahm nicht Bedacht darauf es zu vermehren. Die Hälfte eines Hauses in der Stadt und eine kleine Estancia auf dem Lande bildeten sein ganzes Besitzthum. Seine Begriffe von Genügsamkeit gränzten fast an Schwärmerei, so daß er ein Mal, als er 800 Dollars vorräthig hatte, in ein Spielhaus ging, und dieselben auf einen Wurf verlor, indem er dafür hielt, daß eine solche Summe für einen einzigen Menschen zu groß sey.

Von ungeselliger Sinnesart, leidenschaftlich den Studien ergeben und ein Libertin aus Grundsätzen, sah man ihn nie den sanften Regungen der Liebe sich hingeben, oder von den uneigennützigeren Banden der Freundschaft angezogen. Von Unwissenheit umgeben, und entblößt von allen wissenschaftlichen Hülfsmitteln war seine Weltkenntniß höchst beschränkter Art. Außerdem litt er an hypochondrischen Zufällen — einem Erbübel in seiner Familie; sein Vater war bekannt wegen seiner Ueberspanntheit, und Francia's Bruder und Schwester waren wahnsinnig. Francia wurde nach und nach Mitglied des Cabildo und Alkade. In dieser Eigenschaft entwickelte er dieselbe furchtlose Uneigennützigkeit, durch die er sich als Advokat ausgezeichnet hatte. Da er mit ganzer Seele nur für den einen Zweck lebte, sein Vaterland gegen die tyrannischen Anmaßungen der Spanier zu schützen, so gewann er hiedurch die Achtung und Liebe von allen Ständen seiner Landsleute.

Das Volk von Paraguay, angefeuert sowohl durch das Beispiel der benachbarten Staaten, als durch die Erinnerungen des von den Spaniern erduldeten Unrechtes, sprach im Jahre 1811 seine politische Unabhängigkeit aus. Ein Kongreß wurde unverzüglich zusammenberufen, der dem spanischen Statthalter seine Stelle nahm, und dafür eine Junta einsetzte, die aus einem Präsidenten, zwei Assessoren und einem Sekretär mit berathender Stimme, bestand: Dr. Jose Gaspard Rodriguez de Francia wurde mit der letztern Stelle bekleidet. Diese Anstellung war die erste Stufe zu seiner künftigen Größe, und in kurzer Zeit war er die Seele der neuen Regierung. Schon damals, auf dem ersten Stadium seiner politischen Laufbahn, scheint er jenes Isolirungssystem aufgefaßt zu haben, das ihm seitdem so wirksam durchzuführen gelang; denn nicht allein brach er alle Verbindungen mit der argentinischen Republik ab, sondern er weigerte sich auch, nur einen einzigen Soldaten zu den gegen die Spanier zu Felde gezogenen Heeren stoßen zu lassen, und eben so wenig schickte er jemals einen Abgeordneten auf die verschiedenen Kongresse, die während des Freiheitskampfes zusammentraten. Der Charakter seiner Amtsgenossen war übrigens ganz dazu geeignet, ihm seine ehrgeizigen Entwürfe zu erleichtern. Männer, deren größte Kunst darin bestand, unter eine Heerde wilder Pferde einzubrechen und den Laso zu werfen, gaben sich ganz und gar dem Vergnügen und der Zerstreuung hin, während das Land der Schauplatz des Aufruhrs, des Ungehorsams und der Gewaltthat wurde. Vergebens suchte Francia diesem verderblichen Strome sich entgegen zu stemmen. Zu wiederholten Malen stellte er sich, als verzweifle er an der Rettung des Staates, indem er sich auf seinen Landsitz zurückzog; aber so nothwendig war seine Gegenwart bei jedem Schritte der Regierung geworden, daß seine Amtsgenossen ihm jedes Zugeständniß bewilligten, um ihn nach der Hauptstadt zurückzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Mährchen und Kinderspiele in Griechenland.

(Schluß.)

Ich überlasse dem Leser das Urtheil über die Aehnlichkeit dieses Mährchens mit den verwandten deutschen Dichtungen, und füge ein anderes blumen- und ereignißreiches Mährchen aus derselben Quelle bei: Ein armer Holzhauer lebte mit seiner Frau und vielen Kindern in sehr dürftigen Umständen. Obgleich die Familie häufig selbst nichts zu essen hatte, brachte doch der Mann manchmal aus dem Walde allerhand Thiere mit nach Haus, die er fütterte und pflegte. Darüber zankte nun wohl die Frau täglich, der Mann aber beschwichtigte sie stets, indem er ihr vorstellte, daß dieß Werke des Mitleids seyen, und Gott keine gute That unbelohnt lasse. Ihr Elend blieb aber immer drückend wie zuvor. Eines Tages brachte der Mann gar eine ungeheure Schlange nach Haus, die er im Walde erstarrt und dem Verhungern nahe gefunden hatte. Da zankt und lärmt die Frau gewaltig und wirft ihm vor, wie er, nicht genug täglich ihre Noth mit unnützen Fressern zu vermehren, nun auch sogar sie und die Kinder der augenscheinlichen Gefahr aussetze, von der fürchterlichen Schlange gefressen zu werden. Der Mann aber beruhigt sie, versichert sie, die Schlange werde ihnen nichts zu Leide thun, und wiederholt bei jedem Vorwurf sein Vertrauen auf Gott. Die Schlange ist äußerst zahm und gut. Sie fängt an zu reden und frägt täglich den Mann, mit was sie ihm seine Wohlthat vergelten kann. Dieser antwortet ihr stets, er verlange gar nichts, wenn es nur ihr, der Schlange gut gehe. Die Schlange bietet ihm bald ein gutes Gericht, bald eine Summe Geldes, bald ein schönes Haus an; er schlägt es aber jedesmal aus, und antwortet stets: „ich verlange nichts, wenn es nur Dir gut geht," wofür er denn von der Frau tüchtig ausgescholten wird, die ihm beständig in den Ohren liegt, von der Schlange Dieses und Jenes zu begehren. Aber der Mann bleibt bei seiner Genügsamkeit. Einst beredete ihn die Schlange mit ihr fortzugehen, damit sie mit seiner Hülfe zu ihrer Mutter gelangen könne. Er weigert sich zwar, die Schlange bittet ihn aber sehr und stellt ihm vor, daß davon ihr ganzes Glück abhänge. Er entschließt sich, und macht sich mit der Schlange, ohne der Frau etwas zu sagen, auf den Weg. Sie kommen in allerhand wüste Gegenden, er besteht mit Hülfe der Schlange viele Kämpfe mit wilden verzauberten Thieren, und endlich kommen sie ins Reich der Schlangen. Die Schlange ist die Tochter der Schlangenkönigin, und wird mit großem Jubel empfangen. Die andern Schlangen wollen den Mann fressen, die Prinzessin vertheidigt ihn aber, und erzählt ihre und seine Geschichte. Da verspricht ihm die Königin große Schätze als Belohnung; die Prinzessin aber verlangt für ihn den Wunderring, den die Königin als Familienerbstück verwahrt. Die Königin schlägt dieß anfangs ab, auch alle Verwandten protestiren dagegen, aber die Prinzessin erklärt bestimmt, wenn der Mann nicht den Ring

bekäme, so würde sie von neuem Reich und Familie verlassen, und mit ihm umkehren. Man willigt endlich ein, und der Mann, mit dem Ring versehen und mit seinen Kräften bekannt, begibt sich auf den Rückweg. Nun muß auch noch der Ring die bekannte Reise durch einen Fischmagen machen. Er fällt nämlich dem Mann beim Waschen in einen Fluß. Dieser ist darüber trostlos, irrt lange im Elend umher, verliert aber nie das Vertrauen auf Gott. Endlich kauft er sich von seinem letzten Gelde einen Fisch, und findet in diesem seinen Ring wieder. Nun eilt er glücklich nach Hause. Seine Abwesenheit hatte mehrere Jahre gedauert; Frau und Kinder sind in der bittersten Armuth. Das Kleinod hilft auf ein Mal aus aller Noth; lange ist die Frau ungläubig, endlich legt sie ihre neuen kostbaren Kleider an, und kostet die köstlichen Speisen. Sie genießen nun das unbeschränkte Wohlleben, das ihnen der Ring verschafft, und leben lange und glücklich in beständiger Gottesfurcht und Ausübung des Mitleids gegen Thiere.

Der ächt orientalische Charakter dieses Mährchens ist nicht zu verkennen. Ob es aus irgend einem türkischen Harem nach Griechenland verpflanzt wurde, oder ursprünglich in den Gebirgen des Parnasses entstanden sey, will ich nicht entscheiden. Die Erzählerin wandte es, so oft sie es erzählte, auf ihre eigene Lage an, und hoffte vertrauensvoll, daß auch ihr einst Gott helfen werde, wie dem armen Mann.

Meine reichste Quelle, die Mutter der Wittwe, erzählte mir Stunden lange Mährchen, sprach aber leider einen so verworrnen rumeliotischen Gebirgsdialekt, und mischte im Eifer des Erzählens so viel Türkisch und Zigeunerisch darein, daß ich nur selten den ganzen Zusammenhang verstehen konnte. Ihre Mährchen schienen meist orientalisch zu seyn und handelten gewöhnlich von Feengärten, bezauberten Aepfeln, von Intriguen in den Bädern, Schlauheit der Barbiere, Schicksale eines Buckligen u. s. w.

Wir sehen nun abendländische und morgenländische Mährchen in den unbesuchten rumeliotischen Bergen einheimisch, und es ist selbst von den letztern wahrscheinlicher, daß sie dort entstanden, als daß sie dorthin verpflanzt wurden. Bilden vielleicht die Mährchen des nördlichen Griechenlands ein Mittelglied? — Manchmal im Leben denkt man so: „kämst du zum zweiten Mal in diese Lage, du würdest es besser machen." So geht es mir mit meinen Forschungen über die Mährchen in Griechenland. Die leidige Prosa der Verhältnisse, des Dienstes u. s. w. hinderten mich stets, mich viel mit diesen schönen Dichtungen zu befassen, und als ich mir nach langer Zeit mehr Kenntniß der Sprache und der Quellen, wo eigentlich zu suchen sey, verschafft hatte, mußte ich abreisen und überließ die weitern Forschungen Reisenden, die dazu mehr Kenntnisse und Muße besitzen.

Da an die Mährchen sich zunächst und natürlich die Spiele der Kinder reihen, so bemerke ich über diese folgendes: Ich war erstaunt bei den Spielen der Knaben in Morea, und auf den Inseln häufig dieselben Lauf- und Ballspiele zu sehen, wie sie bei uns in Deutschland gespielt werden. Auch erwachsene Jungen sammeln sich an Sonn- und Feiertagen auf Plätzen vor oder in der Stadt, und spielen unser bekanntes Barlaufen, Platz wechseln, Blind-Kuh, und eine Menge anderer Ball- und Laufspiele, deren ich mich aus meiner Jugend, und besonders aus der fröhlichen, auf den Turnplätzen durchsprungenen Zeit erinnere. Der Ball ist entweder wie bei uns aus Leder oder Tuch gemacht, oder eine Pomeranze oder Citrone ersetzt ihn. Hat Jemand diese Knabenspiele hin oder hergebracht, oder sind sie hier oder dort selbstständig emporgekommen? Vom Turnplatz in Aegina sind sie gewiß nicht ausgegangen. Ich wunderte mich nicht wenig, dort einen solchen im geräumigen Hofe des Waisenhauses zu finden. Aber er blühte nur kurze Zeit, und ist nun so verwaiset wie die armen Jungen, die noch einzeln daran herumklettern. Im Jahre 1828 wurde das weitläufige Gebäude erst gebaut; damals sah ich noch keine Spur eines Turnplatzes. Im Sommer 1831 besuchte ich Aegina zum letzten Male, fand einen vollkommenen, mit allen Gerüsten versehenen Turnplatz, aber keinen Lehrer. Die ganze Anstalt des Waisenhauses war damals durch die Parteiwuth der Freunde und Feinde des Präsidenten in großer Unordnung, der Vorsteher Mustoxydi abwesend, und der Priester, der mich herumführte, ein Lehrer der Anstalt, wußte mir nur beiläufig zu sagen, ein Schweizer habe im ersten Jahre der Anstalt diese Bäume und Stangen aufrichten lassen, und habe eine Zeit lang mit den Knaben allerhand närrisches Zeug (μπουχιραλικι) daran gemacht. Er wisse aber nicht, wie er geheißen habe, noch wo er hingekommen sey.

Auch der Plumpsack ist nicht fremd in Griechenland und besonders bei den Matrosen beliebt, die unter anderm Kurzweil, das sie in Windstille oder am Anker treiben, auch häufig mit einem zusammengedrehten Sacktuch oder gar einem Stück Strick sich wacker zerbläuen. Auch hier fand ich ganz unsere deutschen Spiele, z. B. Plumpsack verstecken (auf dem Schiff gar komisch), schau dich um, der Fuchs geht rum u. s. w. Ein alter Matrose macht den Kampfrichter, und die Bursche sind unermüdlich im Laufen und Prügeln. Hat die Schifffahrt den Plumpsack und die Gesetze, nach denen er gehandhabt wird, nach Griechenland gebracht? — Auch die Knaben am Lande wissen damit umzugehen, und manches schöne, rothe Sacktuch wird darüber zerrissen, was die Schifffahrt wieder ersetzen muß. Daß die Kinder arm und reich, wie bei uns, Puppen herumschleppen, wunderte mich nicht. Die Puppe ist das Götzenbild der Kinder, und wo nur Heiligenbilder verehrt, oder geschnitzte Köpfe angebetet werden, da spielen gewiß auch Kinder mit Puppen. Die reichen Griechen und Armenier in der Stadt (Konstantinopel) versorgt Herr Bestelmayer mit künstlichen Kindern (nürnberger Spielzeug aller Art trifft man genug auf den Märkten von Konstantinopel); in der dürftigen griechischen Hütte macht sich die arme Mutter selbst eine Enkelin aus einer alten Spindel oder einer gelben Rübe, die von dem Mädchen mit mütterlichem Ernst gekleidet und gepflegt wird. Ich überlasse es den Forschern abstrakte Schlüsse zu ziehen aus den angeführten Aehnlichkeiten des kindlichen Lebens der Morgen- und Abendländer, wie es sich in Kinderspiel und Mährchen ausspricht. Mir kommen diese Aehnlichkeiten eben so natürlich vor als die physische und moralische Aehnlichkeit des Kindesalters, ehe Körper und Geist sich verschieden entwickeln. Sind aber Mährchen und Spiel dem Kindesalter zu vergleichen, so ist gewiß Musik und Tanz das Jünglingsalter, in welchem sich die individuellen Charaktere eben so verschieden entwickeln, als in Musik und Tanz die verschiedenen Völker charakteristisch von einan-

der abweichen. Meine wenigen Erfahrungen darüber im nächsten Aufsatze.

Vermischte Nachrichten.

In einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie las Herr Dutrochet Versuche über den färbenden Stoff in den Blättern und Blumen vor. „Die Vegetabilien,“ sagt er, „stehen mit dem Lichte in Verbindungen, die zu Erhaltung ihres Lebens unbedingt nöthig sind. Nicht um sie mit einem eiteln Glanze zu bekleiden, hat die Natur sie mit so glänzenden Farben ausgestattet; diese Farben spielen unbezweifelt eine physiologische Rolle im Pflanzenleben. Sind die Blätter gewöhnlich grün und die Blumen meist von einer andern Farbe, so hat Dieß seine Ursache in einer uns unbekannten Verbindung, in der diese Farben mit den organischen Funktionen stehen, die ihnen eigen sind.“

Die Blätter, im gesunden Zustande, haben meist nur zwei Farben, grün und roth. Das Grün ihrer obern Fläche ist dunkler; das der untern heller, was von der in den Poren, die der untern Fläche eigen sind, befindlichen Luft herkommt. Sind die Blätter in ihrem normalen Zustande roth, so bemerkt man diese Farbe besonders auf ihrer untern Fläche; die obere ist stets mit Grün untermischt; zuweilen ist die obere Fläche durchaus grün, die untere durchaus roth. Diese so merkwürdige Verschiedenheit, die man bei mehreren Pflanzen rücksichtlich der Farbe der beiden einander entgegengesetzten Flächen wahrnimmt, führte Herrn Dutrochet auf den Gedanken, daß ein wesentlicher Unterschied in der chemischen und vielleicht auch in der elektrischen Natur dee beiden färbenden Stoffe bestehe. Um sich hievon zu überzeugen, stieß er ein Blatt der Begonia sanguinea mit etwas Wasser, brachte nun einen Tropfen dieser Flüssigkeit mit den beiden Polen einer Voltaischen Säule in Berührung, und sah nun den rothen Stoff auf dem positiven und den grünen Stoff auf dem negativen Pol erscheinen. Bei diesem Experiment zeigten sich nun wie gewöhnlich zwei Wellen, die eine alkalinisch und negativ, die andere acid und positiv. Die erste war grün, die zweite roth. Bei ihrem Zusammenstoßen bildete sich ein zusammengesetztes Coagulum aus einem grünen und negativen und einem rothen und positiven Stoffe bestehend, so daß beide Stoffe in Berührung und Abstoßung gebracht waren, wie sie im Blatte selbst sind. Herr Dutrochet schließt nun aus dieser und einer andern ähnlichen Thatsache, daß die obere Fläche des Blattes mit einem färbenden negativen und die untere mit einem färbenden positiven Stoffe angefüllt ist. Um nun ähnliche Resultate auch von Blättern zu erhalten, deren beide Flächen grün sind, wiederholte er den Versuch mit dem Blatte der Cochlearia officinalis, und sah die auf der positiven Seite durch die acide Welle und die auf der negativen Seite durch die alkalinische Welle erscheinenden grünen Theile im mittlern Coagulum sich verbinden.

Macht man dieselben Versuche mit Blättern, deren untere Fläche weißlich ist, so erhält man auf dem negativen Pol stets einen grünen Stoff; der positive Pol dagegen zeigt meist nur eine farbliche Substanz, während im vorerwähnten Falle der auf beiden Polen sich darstellende Stoff von gleicher Farbe ist.

„Die färbenden Stoffe der Blätter,“ sagt der Verfasser, „bestehen aus Kügelchen, die am Zellengewebe der Blättee aneinanderhängend sich befinden, und gewöhnlich nach der Dicke des Blattes sich richtend fortlaufen. Diese zusammenhängenden Reihen von Zellen haben leere Räume zwischen sich, die mit Luft gefüllt sind und gegen die untere Fläche hin immer zahlreicher werden. Die in diesen Räumen enthaltene Luft ist atmosphärische, die einen Theil ihres Sauerstoffs verloren hat, was beweist, daß dieser Sauerstoff sich auf dem organischen Stoffe des Blattes festgesetzt hat. Also vereinigen sich in diesem alle Elemente, aus denen die galvanische Elektrizität besteht, nämlich: zwei aufeinander liegende Substanzen mit einer unter sich verschiedenen Elektrizität und chemischen Wirkung versehen.

Vermischt man einen Tropfen jener Feuchtigkeit, welche die gemischten färbenden Stoffe der Begonia sanguinea enthält, mit einem Alkali, so verschwindet die rothe Farbe in Folge der Verbindung mit dem Alkali. Dasselbe ist mit der grünen Farbe der Fall, wenn man eine Mischung mit Säure vornimmt. Nimmt man ein Blatt, dessen beide Flächen grün sind, so wird sowohl durch Vermischung mit einer Säure als auch mit Alkali ein Theil der grünen Farbe zerstört, jedoch so, daß die Vermischung mit Säure den in der obern Fläche des Blattes enthaltenen und die Vermischung mit Alkali den Farbestoff der untern Blattfläche angreift.

Aus diesen Thatsachen glaubt Herr Dutrochet die schon längst beobachtete Wirkung der Säuren und Alkalien auf die färbenden Stoffe gewisser Blumen erklären zu können. So werden wie bekannt blaue Blumen durch Säuren roth und durch Alkalien grün gefärbt. Dieß kommt nun daher, weil in der blauen Blume zwei blaufärbende mit einer getrennten elektro-chemischen Eigenschaft begabte färbende Stoffe, eben so wie in dem ganz grünen Blatte zwei grüne Stoffe vorhanden sind. Der blaufärbende positive Stoff verschwindet, indem er sich mit dem Alkali verbindet, und der blaufärbende negative Stoff bleibt zurück; doch verwandelt sich seine Farbe in Grün. Die Säure zerstört bei ihrer Verbindung mit demselben negativen Färbestoffe die blaue Farbe, und die positive bleibt allein zurück, verwandelt sich aber in Roth. Um über das Daseyn der beiden färbenden Stoffe in den einfärbigen Blumen und über die Ursache der durch Säuren und Alkalien hervorgebrachten Veränderung sich Gewißheit zu verschaffen, stellte Herr Dutrochet mehrere Versuche an. Er nahm z. B. eine Kapuzinerblume, behandelte sie wie die Blätter und erhielt nun eine negative grüne Welle und eine positive röthliche, das vermittelnde Coagulum war von der Farbe der Blume. Diese Wiederherstellung der Farbe schreibt er der Neutralisation der Säure und des Alkali zu, die sich durch die Wirkung der Voltaischen Säule in den beiden entgegengesetzten Wellen entwickeln, und die beide, sowohl die Säure als das Alkali, ihre Wirkung in der entsprechenden Welle durch eine Veränderung der Farbe bemerkbar gemacht haben würden, derjenigen analog, die man durch ihre direkte Einwirkung ohne Vermittlung der Voltaischen Säule erhalten hätte.

Herr Dutrochet schließt aus den angeführten Versuchen, daß die Blätter der Blumenkelche so wie die der Stengel zwei aufeinander liegende Substanzen einer positiven und negativen Elektrizität enthalten. „Es sind, drückt er sich aus, wirkliche galvanische Säulen, oder jedes Stengelblatt, jedes Kelchblatt ist vielmehr ein Bestandtheil der Säule, von der es eine der Doppelplatten repräsentirt, und immer ist es das negative Element, das sich dem Lichte zuwendet.“ Herr Dutrochet erklärt hieraus, warum bei gewissen Pflanzen die Blüthen und bei andern die Blätter die untern Flächen nach Oben kehren. Diese Fläche ist dann die farbigste und enthält ausnahmsweise den negativen Stoff.

Der grüne Stoff entwickelt unter Einwirkung des Lichts bekanntlich Sauerstoff. Gewöhnlich ist also die obere Fläche des Blattes oder seine negative Seite, die mit dem Lichte in Berührung kommt, desoxydirend. Die untere positive Fläche, wo sich die lufthaltigen Poren befinden, ist eben dadurch geeignet, den in diesen Poren enthaltenen Sauerstoff der Luft zu absorbiren, und da nun der positive Pol der Voltaischen Säule die oxydirende Seite ist, so ist folglich die untere Fläche des Blattes ebenfalls oxydirend. So geht also die Wechselwirkung der Oxydation und Desoxydation hier durch die beiden einander entgegengesetzten Pole einer organischen Volta'schen Säule und unter Einwirkung des Lichts vor sich.

Anekdote.

Der Kapitän Colville Frankland erzählt in seiner Visit to the courts of Sweden and Russia folgende Anekdote, die ihrer Seltsamkeit wegen, und weil sie im höchsten Grade charakteristisch ist, hier eine Stelle finden möge. Der Graf Ostermann wurde durch seine Vorliebe für Bären bekannter als durch seine Neigung zu den schönen Künsten. Wenn er Tafel gab, erzählt man, so stellte er hinter den Stuhl jedes seiner Gäste einen Bären, der seinen struppigen Kopf auf die Schulter des Gastes legte, nach Nahrung brummte und seine Tatzen, die jedoch zu Verhütung jedes Unglücks der Krallen beraubt waren, auf die Tafel legte. Sonderbar genug ließ eben dieser Mann, der verdient hätte sein Leben in einer Höhle zuzubringen, herrliche Paläste bauen und unterstützte die Künste durch sein großes Vermögen.

Berichtigung.

In Nro. 55 S. 218 Z. 13 v. U. lies 40 Cents statt 40 Dollars.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 62. 2 März 1832.

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Eine geschichtliche Skizze derselben bis auf die neueste Zeit.)

Im Jahre 1687 befuhren die Franzosen zum ersten Male den großen Ocean, und legten ihre erste Reise um die Welt zurück. Jean de la Feuillade scheiterte auf seiner Rückkehr von den Molukken und aus China in der westlichen Einfahrt der Magellanischen Meerenge, doch reichten die Trümmer des Schiffes hin, um ein kleines Fahrzeug zu bauen, das zu Rouen vor Anker ging. *) Das falsche Gerücht von einer englischen Niederlassung lockte Antonio de Vea im Jahre 1675 nach den Inseln Chiloé und Chonos, und 7 Jahre später durchforschte Narborough Patagonien, die Meerenge und das mittägige Chili mit großer Sorgfalt. Die Entdeckungen La Roche's, zur nämlichen Zeit, beschränkten sich ohne Zweifel auf die Insel Beauchesne, die Ansicht der Malninischen Inseln, und der Halbinsel San Josef. Im Jahre 1683 gab die Rückkehr mehrerer Piraten Anlaß zu der Expedition des Admirals Degennes, der ohne allen Erfolg eine Eskadre bis zum Cap Forward führte. Gegen das Jahr 1685 kam der Jesuit Nicolas Mascardi, auf seiner Reise im Land der Poyas, zwischen der Meerenge und dem Land der Araucanos gelegen, um. Die Unternehmung Beauchesne's, der im Jahre 1698 Chili und die Inseln Gallapagos besuchte, und über Cap Horn zurückkehrte, war durch ein französisches Projekt, an der Magellanischen Meerenge eine Niederlassung zu errichten, veranlaßt worden. Mit großer Sorgfalt vom Ingenieur Labat aufgenommene Charten und naturhistorische Forschungen gaben hier zum ersten Male einer unter den Auspizien einer Regierung unternommenen Seereise einen wissenschaftlichen Anstrich. Beauchesne's Berichte veranlaßten viele seiner Landsleute die westliche Küste von Amerika, während des Successionskrieges, zu besuchen, und solche Unternehmungen hatten um so größern Erfolg, als damals die spanische Schifffahrt unterbrochen war. Bis zum Utrechter Frieden wurden Peru und Chili von drei Klassen Reisenden besucht; von handeltreibenden Franzosen, räuberischen Flibustiern und Gelehrten, wie Frezier, Fouillée und Le Gentil, die ein löblicher Eifer für die Fortschritte der Wissenschaften beseelte. Die Straße um das Cap wurde allgemein vorgezogen; die hier herrschenden Stürme bestimmten jedoch den Kapitän Marcant mit seinem schwachen Fahrzeug einen andern Weg zu suchen, und so entdeckte er den Kanal von Santa-Barbara.

Der Utrechter Frieden verminderte die Unternehmungen; der neue Krieg des Jahres 1740 führte den Admiral Anson in den großen Ocean, und seine furchtbare Schilderung vom Cap Horn veranlaßte, daß diese Straße lange Zeit nicht mehr befahren wurde. Im Jahre 1748 wurde die Küste von Patagonien von den Spaniern Olivarez und Quiroga genau untersucht, nur ihre Unfruchtbarkeit verhinderte die beabsichtigte Niederlassung. Später (im Jahre 1773) erforschte Falkner das Innere dieses Landes, dessen Eingeborne so lange Zeit hindurch der Gegenstand der wunderbarsten Erzählungen waren. Die von den Franzosen und Engländern auf den Maluinen gegründeten Kolonien gaben Gelegenheit, diese Inseln aus den Berichten Bougainville's, Pernetty's, Byron's und Mac-Bride's näher kennen zu lernen. Die nacheinander folgenden Reisen um die Welt mehrerer berühmter Seefahrer erwiesen das Fabelhafte der Insel Pepys und des Rochenlandes, und machten sich mit der Fahrt durch die Meerenge vertraut. Im Jahre 1756 fand das spanische Schiff, der Löwe, jene Insel wieder, die Vespuccius, wie es scheint, zuerst sah, und die von den Engländern Georgien genannt wurde. Endlich trat Cook auf, der, um das australische Thule und die Häfen des Feuerlandes und der Staaten zu entdecken, dem Südpol näher gekommen war als je ein Seefahrer vor ihm. Seine ersten Niederlassungen an der Bai St. Julien und am Hafen Desiré, auf der Küste von Patagonien, fallen in das Jahr 1779. In den Jahren von 1786 bis 1788 gaben Antonio de Cordoba und Fernando Miera nähere Nachweisungen über die Gestalt der Meerenge, so wie über den Boden, Produkte, Klima und die Bewohner der Küsten. Ohne hier Malaspina's zu gedenken, scheint die letzte Entdeckungsreise die Moraleda's gewesen zu seyn, der, vom Jahre 1787 bis 1796 den südlichen Theil Chili's, die Inseln Chonos und Chiloé untersuchte, in der Hoffnung, eine neue Verbindung zwischen beiden Meeren zu finden.

Während rivalisirende Völker im großen Ocean gegen Süden vordrangen, veranlaßte die vermuthete Existenz einer nördlichen

*) Zu bemerken ist, daß ein anderer Franzose, Namens Malherbe de Vitré, der in den Jahren 1581 bis 1608 reiste, an den Expeditionen der Spanier auf diesen Küsten Theil nahm, und nach mancherlei Abenteuern in sein Vaterland zurückkehrte, nachdem er die Reise um die Welt von Osten nach Westen, theils zur See theils zu Land zurückgelegt hatte.

Durchfahrt, die sich hauptsächlich auf die Berichte Corte-Reals gründete, mehrere Expeditionen, die das Ende des sechzehnten Jahrhunderts zu einer glanzvollen Periode erheben. Die Forschungen richteten sich zuerst nach Nordost. Im Jahre 1533 lief Chancellor, alten Nachweisungen des Norwegers Other folgend, bei Archangel in das weiße Meer, und begab sich an den Hof des Czaars, der damals in Europa so wenig bekannt war, als der Großchan von Cathay. Die Engländer kamen zu Schiffe nicht weiter als bis an die Mündung des Oby, und zu Lande bis Buchara. Die Reichthümer Persiens und des Osten waren eine so mächtige Lockung, daß die Versuche gegen Nordwest unter den Auspizien der Königin Elisabeth, der großen Beschützerin der Marine, mit neuem Eifer betrieben wurden.

Angefeuert durch die vor Kurzem erfolgte Entdeckung von Japan, zeigten mehrere berühmte Seefahrer auf ihren Forschungsreisen in den Jahren 1576 bis 1596 eine nicht alltägliche Kühnheit. Forbisher besuchte die südlichen Theile Grönlands oder Meta-Incognita, das seit dem Jahre 1406 unbeachtet geblieben war, durchschiffte die Meerenge, die seinen Namen trägt, und enttäuschte sich über die vermeinten Reichthümer der Polargegenden. Der schlechte Erfolg seiner drei Reisen entmuthigte die Seefahrer, doch Franz Drake, der auf andern Meeren glücklicher war, belebte den erkalteten Eifer seiner Nation aufs Neue, und Davis entdeckte die Meeresfläche, die Grönland von der Insel Cumberland trennt, während der Holländer Barentz Spitzbergen und die Insel Cherrie zuerst erblickte. Diese mühevollen Fahrten wurden, nachdem man sie eine Zeit lang aufgegeben hatte, im Jahre 1618 wieder aufgenommen. Hudson erreichte die östliche Küste von Grönland unterm 73°, drang bis zum 82° und später bis in die tiefe Bai vor, die an seine Entdeckungen erinnert, welche von Button im folgenden Jahre weiter verfolgt wurden. In den Jahren 1611 bis 1613 landete Johann Magen an der Insel, die seinen Namen trägt, und durch 10 Jahre trug der Wallfischfang an diesen Küsten Vieles zu den Fortschritten der Geographie bei. Baffin, Smith, Bylot und Hall erforschten den Umkreis des Baffinsmeers, und überzeugten sich, daß es weder nach Norden noch nach Westen einen Abfluß hat. Im Jahre 1619 kam John Munk, der Wahrhafte, zuerst in die Bai Welcome oder Mare Christianeum; im Jahre 1631 entdeckte James am Ende der Hudsonsbai einen Golf, und bald nachher drangen James und Fox bis zu dem ewigen Eis in dem Meerarm vor, der die Inseln Cumberland und Southampton trennt. Im Jahre 1688 endlich untersuchten Gillam Desgroseillers und Radisson die Ufer der Hudsonsbai, und bauten ein Fort, um das eine englische Kolonie, durch die Berichte der Seefahrer angezogen, sich ansiedelte, da Frankreich es verschmäht hatte, die Vortheile zu benützen, die jene Gegenden für eine Seeverbindung mit Nord-Canada boten.

Die Erinnerung an ihre vernachlässigten Kolonien von Oesterbygd zog die Dänen auf diese eisigen Küsten; im Jahre 1578 unternahm Mogens Heinson eine erfolglose Reise, die seinen Mangel an Muth und die Unwissenheit des Zeitalters beurkundete, und im Jahre 1605 untersuchten Gotsle Lindenau und Hall die Küsten von Grönland westlich vom Cap Farewell. Ohne allen Erfolg blieben Carsten Richardsons Bemühungen für den nämlichen Zweck, und beide Expeditionen Dannells in den Jahren 1652 und 1653 hatten keinen andern Erfolg als die Aufnahme einiger Punkte der östlichen Küste.

Die Norweger konnten wohl in jene kalten und undankbaren Gegenden sich wagen, die sie im Jahre 1721 unter Führung des frommen Egede wieder betraten; um aber auch andere Völker Europa's anzulocken, bedurfte es eines milderen Klima's. Die Sandinsel und die Umgebungen des Cap Canseau waren der Schauplatz der unglücklichen Kolonisationsversuche des Barons von Lery im Jahre 1518; 40 Jahre später wurden diese Küsten für La Roche eben so verderblich, und nur erst seit dem Jahre 1540 schreiben sich die ersten französischen Niederlassungen im nördlichen Amerika her. Diese zuerst auf Canada gerichteten, weitaussehenden Unternehmungen hatten den Zweck, den reformirten Protestanten als Zufluchtsort zu dienen, und um nach den Schätzen zu graben, die man in diesem Theile des Kontinents vermuthete. Zur Zeit der religiösen Unruhen in Frankreich war es, als Cartier und Roberval, Agenten des Admirals Coligny, sich auf Cap Breton niederließen, und später ein Fort an den Ufern des Großen Flusses bauten. Zwanzig Jahre später gründete Jean Ribaut von Dieppe eine Kolonie von Reformirten am Fluß Mai (Rio San-Matheo) in Florida, und seine unglücklichen Gefährten entdeckten das Gebirg Apalaches. Melendez de Avilez befriedigte durch eine schreckliche Metzelei den politischen und religiösen Fanatismus der Spanier; der edelmüthige Dominique de Gourgues schenkte den Henkern seiner Landsleute das Leben nicht, da aber ihre grausamen Rivalen Herren von Florida blieben, und die Eigenschaften des Sassafras sie lockten, so ließen sie sich am Golf von Mexiko, zu San Marcos, San Matheo, San Jose, San Agostino, und später zu Pensacola nieder; hier wurde ihre Ruhe nach langer Zeit erst durch die Plünderungen der Admirale Drake und Forbisher gestört. Die letzten Reisen jenes Zeitraums waren die nach dem St. Lorenzo im Jahre 1591 von Courtpré-Ravillon und die von Chauvin im Jahre 1600 unternommene, der Pelzwerk aus Canada brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diktator von Paraguay.

(Fortsetzung.)

Das Bedürfniß, unverzüglich eine Veränderung in der Regierung eintreten zu lassen, wurde allgemein gefühlt. Die Junta löste sich auf, und ein neuer Kongreß trat zusammen. Allein so groß war die Unwissenheit der Volkshäupter, welche die revolutionäre Bewegung leiteten, daß keiner von ihnen auch nur den entferntesten Begriff von der Einrichtung einer Republik hatte. In ihrer Rathlosigkeit, wie die Sache anzufangen sey, beschlossen sie endlich, Rollins Geschichte der Alten, das erste Buch von besserem Gehalte, das vielleicht ins Land gekommen war, um Rath zu fragen, und sie schöpften daraus eine solche Vorliebe für eine konsularische Regierung, daß sie den Senat abschafften und auf ein Jahr zwei Konsuln ernannten: Don Fulgencio Yegros, den vormaligen Präsidenten der Junta, und den Doktor Francia. An die eiserne Ruthe der spanischen Generalkapitäns gewöhnt, deren Wille Gesetz war,

dachten die guten Paraguayaner in ihrer Herzenseinfalt nicht daran, den Machtumfang dieser Konsuln zu bestimmen und ihrer ausübenden Gewalt Schranken zu setzen. Bei der feierlichen Einsetzung der Konsuln ereignete sich ein Umstand, der deutlich genug Francia's Absichten verrieth. Zwei kurulische Stühle waren hiezu bereitet worden, von denen der eine den Namen Cäsars, der andere den des Pompejus trug. Francia nahm ohne Bedenken seinen Sitz auf dem erstern und überließ seinem Amtsbruder, der in der Vertheilung der Gewalt nicht besser wegkam, als sein geschichtlicher Vorgänger, den andern. Francia war nicht der Mann dazu, seine Macht mit irgend Jemand zu theilen, am wenigsten aber mit einem Menschen, den er verachtete, und dessen Partei ihm verdächtig war. Sein Ehrgeiz gab sich bald darauf noch deutlicher kund, als der Kongreß sich im Jahre 1813 versammelte, um die Regierung zu erneuern. Um seines Gegners los zu werden, überredete er die Versammlung, gleich den benachbarten Staaten die höchste Gewalt einer einzigen Magistratsperson anzuvertrauen, wobei er vorschlug, nach dem Vorbilde der Römer einen Diktator zu wählen, um den Staat vor den Gefahren, die ihm drohten, zu retten. Da er während der zwei ersten Tage, wo der Kongreß versammelt war, um zu dieser Wahl zu schreiten, bemerkte, daß die Mehrheit der Stimmen für Don Fulgencio Yegros sich zu entscheiden drohte, so wußte er auf eine geschickte Weise die Abstimmung zu verschieben. Endlich am dritten Tage begannen die Abgeordneten den eigentlichen Grund einzusehen, warum die Wahl vertagt worden war, und da sie es müde wurden, auf eigene Kosten theuer in der Hauptstadt zu leben, und überhaupt des Kongresses überdrüssig waren, an dem sie wenig Interesse fanden, überdieß auch Doktor Francia eine ihm ganz ergebene Truppenmasse zusammengezogen hatte; so wurde er durch große Stimmenmehrheit auf drei Jahre zum Diktator ernannt. Man darf mit Gewißheit annehmen, daß damals in Paraguay nicht zwanzig Menschen lebten, die das eigentliche Wesen einer Diktatur kannten; man verband damit keinen andern Begriff als den eines Gouverneurs. Der Kongreß bewilligte dem Doktor Francia auch den Titel Excellenz und ein Einkommen von 9000 Dollars; er nahm jedoch nur den dritten Theil dieser Summe an, indem er sagte, der Staat bedürfe mehr des Geldes, als er — ein Wort, das schwerlich ein anderer Regent nachzusprechen geneigt seyn möchte.

Die Erhebung an die Spitze der Staatsgewalt brachte in Francia's Leben eine vollkommene Umgestaltung hervor. Den Weibern und Spieltischen wurde auf immer entsagt, und fortan trug sein Lebenswandel das Gepräge mönchischer Strenge. Der Morgen war den Geschäften geweiht, den Abend brachte er mit Lesen französischer Schriftsteller zu, die er sich verschaffen konnte: er hatte diese Sprache kurze Zeit vor der Revolution erlernt. Schöne Wissenschaften, Geschichte, Erdbeschreibung und Mathematik bildeten vorzüglich den Gegenstand seiner Lektüre. Da man in Paraguay nur höchst mangelhafte Kenntnisse in der Arzneikunde besaß, so las er Buchan und Tissot, und machte an seiner eigenen Person Versuche von ihren medizinischen Vorschriften. Insbesondere aber waren es die Militärwissenschaften, denen er seinen lernbegierigen Eifer widmete; da er wohl einsah, daß nur durch eine tüchtige Heerverfassung die Existenz des Landes und seine eigene Macht erhalten werden könne. Sein erstes Augenmerk ging daher auch darauf, das Heer mit Offizieren zu versehen, die ihm blindlings ergeben waren, und dann eine äußerst strenge Kriegszucht einzuführen. Da er sich auf diese Art stark genug fühlte, begann er allmählich Veränderungen in der Verwaltung des Staats und der Kirche einzuführen. Die drei Jahre seiner Diktatur liefen zu Ende und ein neuer Kongreß versammelte sich im Jahre 1817, den er so wirksam zu bearbeiten wußte, daß er zuletzt auf Lebenszeit zum Diktator ernannt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Salzbrunnen mit brennbarem Gas in China.

(Aus den Mélanges asiatiques, von Humboldt.

Die berühmtesten dieser Salzbrunnen sind die von Szutschuan; man findet sie immer in der Nähe der Salinen, deren es in diesen Provinzen sehr viele gibt. Man braucht mindestens drei Jahre, um einen Brunnen zu graben; um das Salzwasser herauszupumpen, läßt man eine fußlange Bambusröhre hinab, an deren Ende sich ein Ventil befindet. Sobald die Röhre den Grund des Brunnens erreicht hat, setzt sich ein starker Mann auf das an derselben befestigte Seil, das er durch Stöße in Bewegung setzt; bei jedem Stoße öffnet sich das Ventil, und das Wasser steigt herauf. Ist die Röhre gefüllt, so wird eine große Walze, in Gestalt eines Haspels von fünfzig Fuß im Umkreise, um die das Seil herumläuft, von drei bis vier Büffeln oder Ochsen angezogen, und so die Röhre herausgezogen.

Die Luft, die aus diesen Brunnen aufsteigt, ist sehr entzündlich; würde man in dem Augenblicke, wo die Röhre fast herausgezogen ist, eine Fackel an die Oeffnung des Bennnens halten, so würde sie in einer großen Feuergarbe von zwanzig bis dreißig Fuß Höhe aufflammen und mit donnerähnlichem Getöse und der Schnelle des Blitzes die Halle entzünden. Solche Unfälle werden zuweilen durch Unvorsichtigkeit oder die Bosheit eines Arbeiters herbeigeführt, der sich in Gesellschaft ums Leben bringen will. Man zieht kein Salz aus solchen Brunnen, sondern benutzt nur das ihnen entströmende brennbare Gas. Zu diesem Zwecke leitet man durch eine Bambusröhre, die die Mündung des Brunnens bildet, das Gas, wohin man will, und zündet es mittelst eines Wachslichtes an, worauf es unausgesetzt fortbrennt. Die Flamme ist bläulicht, hat drei bis vier Zoll Höhe und einen Zoll im Durchmesser; einmal entzündet, kann sie nur mittelst eines Stöpsels von Thon, mit dem man die Mündung der Röhre verstopft, oder durch einen plötzlichen und heftigen Windstoß ausgelöscht werden. Das Gas ist mit einem stinkenden Erdharz geschwängert, und gibt einen schwarzen und dicken Rauch; sein Feuer ist stärker als das gewöhnliche.

In einem Thale bei Uthong-Salmao befinden sich vier Brunnen, die eine wahrhaft entsetzliche Gasmasse ausströmen und kein Wasser enthalten. Die Luft entweicht aus ihnen mit einem furchtbaren Getöse, das man sehr weit hört. Die Mündung des einen dieser Brunnen, der eine Tiefe von dreitausend Fuß hat, ist mit einer sechs bis sieben Fuß hohen Hütte von behauenen Steinen überbaut, damit nicht irgend Jemand aus Bosheit Feuer an die Mündung bringe. Vor einigen Jahren ereignete sich ein solches Unglück. Sobald das Feuer an die Oeffnung kam, erfolgte eine fürchterliche Explosion nebst heftiger Erderschütterung, und die Flamme von ungefähr zwei Fuß Höhe bedeckte den Boden, ohne jedoch etwas zu verbrennen. Vier Männer hatten den Muth, auf die Mündung des Brunnens einen ungeheuern Stein zu wälzen, der sogleich in die Luft flog; drei der Männer verbrannten, dem vierten gelang es, der Gefahr zu entgehen. Weder Wasser noch darauf geworfene Erde konnten das Feuer löschen; durch vierzehntägige Anstrengung hatte man endlich auf einen Berg in der Nähe so viel Wasser gebracht, daß es eine Art See bildete; dieß ließ man nun plötzlich auf den Brunnen herabströmen, und so wurde durch dieses und den durch den Sturz des Wassers erzeugten Druck der Luft das Feuer gelöscht. Diese Löschanstalten kosteten bei dreißigtausend Franken, eine für China sehr beträchtliche Summe. In diese vier Brunnen sind bis auf einen Fuß tief unter der Erde vier ungeheure Bambusröhren einge-

senkt, die das Gas unter die Kessel leiten. Jeder Kessel hat eine Bambusröhre oder einen Feuerkonduktor, an dessen Spitze eine sechs Zoll hohe Röhre von Töpferthon befestigt ist, deren Oeffnung einen Zoll im Durchmesser hält. Die thönerne Röhre verhütet das Verbrennen des Bambus; ähnliche Röhren, die nach Außen laufen, erleuchten die Straßen und großen Hallen oder Küchen.

Man kann nicht die ganze Feuermasse verwenden; der Ueberfluß wird außer den Bereich der Saline geleitet, wo er drei große Schornsteine oder Feuergarben bildet, die drei Fuß hoch über den Schornstein hinausflammen. Der Boden in solchen Salinen ist außerordentlich heiß und brennt unter den Füßen; selbst im Januar gehen die Arbeiter halb nackt. Das Feuer ist sehr heftig, so daß die Sudkessel, ungeachtet sie vier bis fünf Zoll dick, doch nach wenig Monaten kalzinirt sind und rinnen. Das Salzwasser wird durch Träger, Wasserleitungen und Bambusröhren in die Saline gebracht, in einer ungeheuern Cisterne gesammelt, aus dieser durch ein Schöpfrad, das Tag und Nacht von vier Männern in Bewegung erhalten wird, in einen obern Behälter gebracht und aus diesem in die verschiedenen Kessel geleitet. Nachdem das Wasser vierundzwanzig Stunden abgedunstet worden ist, bleibt eine Salzscheibe, hart wie Stein, von ungefähr sechs Zoll Dicke und dreihundert Pfund Schwere im Kessel zurück.

Noch gibt es in China und Japan eine Menge ähnlicher Brunnen und Berge, aus deren Seiten Ströme von entzündlichem Wasserstoffgas ausströmen.

Vermischte Nachrichten.

In einer der letzten Sitzungen der königlichen Akademie der Wissenschaften trug Herr Desnoyers einige Bemerkungen vor, durch die er zu beweisen versuchte, daß die menschlichen Knochen und Trümmer von Gegenständen der Kunst, die man in verschiedenen Höhlen, besonders des mittägigen Frankreichs, gefunden hat, erst nach der letztern großen Ueberschwemmung dort zurückgeblieben sind, obgleich man sie mit Knochen solcher Säugethiere vermischt findet, deren Gattung ausgestorben ist. Diese Vermischung solcher Ueberbleibsel ist es, die seit einigen Jahren mehrere Geologen zu der so vielbestrittenen Hypothese von fossilen Menschen veranlaßt hat, der übrigens die Schichtungen, in denen sie gefunden werden, widersprechen.

Herr Desnoyers macht zuerst darauf aufmerksam, daß die verschiedenen Sand- und Schlammschichten, in denen die Knochen lagen, und die durch Wasserströme in die Höhlen geführt wurden, in sehr wellenförmigen und nicht gleichzeitigen Schichten abgesetzt sich finden, und daß die Vertiefungen dieser wellenförmigen Formen mit Bodensatz, der sich aus dem Wasser bildete, oder mit Körpern, die zufällig während der jetzigen Periode in den Höhlen zurückgeblieben waren, ausgefüllt sind. Wenn nun später minder starke Strömungen über diese Lager hinflossen und eine horizontale Schicht wegspülten, so wurden dadurch jene, verschiedenen Epochen angehörenden, Körper bloßgelegt, und die irrige Meinung, die sie sämmtlich einer einzigen Periode zuschrieb, konnte um so leichter entstehen, als die verschiedenen Bären- und Hyänenknochen der untern, mit den Menschenknochen und den Scherben von Geschirren der obern Schichtung oft durch Tropfstein zu festen Aggregaten verbunden wurden.

Könnte man wohl vermuthen, daß das Vorhandenseyn menschlicher Knochen in Höhlen auf eine viel frühere Epoche deute, als die Geschichte nachweist? Keineswegs; denn zur Zeit der römischen Eroberung war es bei den celtischen Völkerstämmen Sitte, ihre Früchte in Erdgewölben zu verwahren, zur Zeit der Gefahr sich dort zu verbergen und sogar für gewöhnlich dort zu wohnen, wie Tacitus von den Germanen berichtet. Ein Schriftsteller aus der letzten Hälfte des ersten Jahrhunderts, Florus, spricht hievon auf noch bestimmtere Weise; er sagt ausdrücklich (Buch III, K. X seiner römischen Geschichte), daß, als Cäsar Gallien bekriegte, die Moriner sich in den Wäldern zerstreuten, die Cäsar anzünden ließ; die listigen Aquitanier verbargen sich in Höhlen, und der Feldherr gab Befehl, sie zu verrammeln. Nun begriff man aber seit Augustus, also anderthalb Jahrhunderte vor Florus, unter dem Namen Aquitanien, einer ursprünglich von den Pyrenäen und der Garonne begränzten Provinz, eine weit größere Strecke von Gallien und das Gebiet, auf dem jene Höhlen sich befinden, in denen man menschliche Gebeine fand, nämlich: Perigord, Sarladais, Guyenne u. s. w. Die übrigen Provinzen, vorzüglich Ober- und Nieder-Languedoc, in denen die am meisten besprochenen Höhlen sich befinden, waren von Bewohnern belgischer Race, von den tectosagischen und arecicomanischen Volsciern bevölkert, die in ihrem frühern nördlichen Vaterlande dieselben Gebräuche beobachteten, die durch die römische Eroberung wohl nicht so schnell ausgerottet wurden.

Will man aus der rohen Arbeit der Bruchstücke von Geräthen, die man in jenen Höhlen fand, einen Beweis zu Gunsten des hohen Alterthums der Knochen ableiten, so ist es leicht zu beweisen, daß jene Scherben von schlechtgebranntem schwarzem Thongeschirre, die Beile von Feuerstein, die Nadeln, die Gabeln oder Kämme aus Thierknochen und die durchbohrten Muscheln, deren man sich zur Zierde oder als Amulette bedient zu haben scheint, die mit den Knochen ausgestorbener Thiergattungen untermischt gefunden wurden, keineswegs den Gegenständen gleichen, die man beim Ausgraben der Grabmäler, Altäre und Wohnungen der Urbewohner von Gallien, Großbritannien und Germanien aus einer gleichzeitigen oder nur wenig frühern Periode als die der Eroberung fand.

Die Vermischung jener menschlichen Gebeine in den Höhlen mit Muscheln von ähnlichen Gattungen, wie man sie noch jetzt auf den benachbarten Küsten findet, und mit Knochen von Thieren, die es noch jetzt im Lande gibt, läßt sich ebenfalls durch die Sitte der erwähnten Völker erklären, mit ihren Todten Gegenstände zu begraben, die diesen als Waffen, Schmuck und selbst auch zur Nahrung gedient hatten. Sehr häufig findet man in den gallischen Gräbern Seemuschelschalen und Knochen von Haus- und wilden Thieren, besonders von Pferden, Hirschen, Ebern, und man hat mehr als ein Beispiel, daß Grotten, die als Zufluchtsorte dienten, auch zu Gräbern verwendet wurden. Diese doppelte Benutzung hat sich auch später nach der römischen Eroberung noch erhalten, und man hat in einer solchen Höhle eine kleine Bildsäule, eine Lampe und bronzene Armbänder von einer Arbeit gefunden, die eine schlechte Nachahmung des römischen Geschmacks verrieth.

•

Die jungen Aegyptier, welche seit dem Jahre 1826 zu Paris in den Marinewissenschaften, Landwirthschaft, Chemie, Civil- und Militär-Administration, unter Leitung des Mitgliedes des französischen Nationalinstitutes, Herrn Jomard, Unterricht erhielten, sind gegenwärtig bereit, in ihr Vaterland zurückzukehren. Dieselben wurden von den Aufsehern des ägyptischen Institutes, Abdy-Effendi und Muktar Effendi, jüngst dem Könige vorgestellt, an den Herr Jomard eine Anrede hielt, worin er unter andern sagte: „Die französische Sprache verbreitet sich immer mehr in Aegypten. Bereits lehrt sie einer der Zöglinge unsres Institutes, der in sein Vaterland zurückgekehrt ist, den Ulemas, und ein Franzose unterrichtet 500 Araber in der Arzneikunde. Indem die Vorsteher der Anstalt für Alles danken, was Frankreich für die 80 Zöglinge gethan hat, die seit 1826 nach Paris gekommen sind, bitten sie, den noch zurückgebliebenen gleiche Huld angedeihen zu lassen.“

•

Auf den Dampfwägen der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester reiste in diesen Tagen eine Gesellschaft, so respektabel als sich wohl selten eine zusammenfindet. Dieselbe bestand aus acht Tigern, ein Paar Löwen und Leoparden, einigen Hyänen und mehreren anderen Thieren; außerdem auch noch aus zwei Pferden, einer ansehnlichen Musikbande, zwei Häusern von Holz, von denen eines drei Schlafzimmer und einen Speisesaal enthielt. — Diese ganze Menagerie sammt dem Wohngebäude ihres Eigenthümers war auf sechs ungeheure Wagen gepackt, und diese gewaltige Last durch die Kraft des Dampfes so schnell von der Stelle geschafft, daß sie die 50 englischen Meilen in zwei Stunden zurücklegte.

•

Der durch sein Erziehungssystem rühmlichst bekannt gewordene Dr. Bell ist nach langen körperlichen Leiden zu Cheltenham, in seinem achtzigsten Jahre mit Tod abgegangen. Dr. Bell erfuhr die Genugthuung, sein Erziehungssystem von der englischen Nationalgesellschaft für Erziehung der untern Volksklassen adoptirt zu sehen. Dr. Bell war in früherer Zeit in Indien, und sammelte sich während seines langen Lebens ein großes Vermögen, das er im Betrag von 120,000 Pf. St. verschiedenen Nationalinstituten vermachte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 63. 3 März 1832.

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Nach der kriegerischen Regierung Heinrichs VIII und den religiösen Streitigkeiten der stürmischen Minderjährigkeit Eduards VI und der Verbindung Mariens mit der spanischen Familie, erinnerten sich die Engländer unter der Regierung Elisabeths, der Entdeckungen der Cabots, gerade in dem Augenblick, wo die kaum den Schrecken des Bürgerkriegs entronnenen Franzosen ihre Blicke auf die neue Welt richteten. Der Geschmack an Abenteuern war selbst unter den ersten Klassen der Gesellschaft herrschend; die Anlage entfernter Kolonien, die Entdeckung neuer Länder wurden neue Quellen des Ruhms für den englischen Adel, und die Krone belebte die Lust zu solchen Unternehmungen durch Bewilligung unerhörter Privilegien in den neuen Etablissements. Im Jahre 1583 segelte Humphrey Gilbert in den St. Lorenzo, beförderte, da ihm die Fahrt in ein anderes Meer nicht möglich war, die Fischereien die auf Terra nuova entstanden, und kam nach zwei Feldzügen, die unglücklich ausfielen, weil er zu weit nördlich vordrang, um. Philipp Amadas und Arthur Barlow landeten nun weiter unterhalb, an einer, mit guten Häfen versehenen Küste, und am 4 Julius, ein merkwürdiger Tag, nahmen sie die Insel Wokoken in Virginien in Besitz. Nach fruchtlosen Versuchen Ralphs Lane und Richards Granville begründete der berühmte Walter Raleigh, der würdige Erbe der Plane Gilberts, hier eine Niederlassung, die man zuerst auf die Insel Roanoak, und dann nach Croatoan verlegte. Dieser dritte Versuch ergab die traurigsten Resultate, doch verdankte man dem gelehrten Harriot eine gute Beschreibung des umliegenden Landes. Die ersten Kolonisten verließen ihre Insel, und jene, die ihnen folgten, starben, da sie vom Mutterlande verlassen waren, vor Hunger, oder unter den Keulen der Wilden. Im Jahre 1603 endlich, nach dem Tode der Königin Elisabeth, lebte nicht Ein Engländer mehr auf amerikanischem Boden.

Gosnold, ein nicht sehr bekannter Seefahrer, segelte im Jahre 1602, ohne die bisherige Straße der kanarischen Inseln und der Antillen einzuschlagen, kühn gerade auf Kap Cod zu, und legte den Grund zu einem vortheilhaften Handel. Sein Beispiel fand Nachahmung, und die englischen Schiffe kamen nach Chesapeak und in den Fluß Connecticut. Seinen genauen Berichten verdankte man die Kenntniß der Vortheile, die diese fruchtbaren Länder einer gemäßigten Zone boten; große Plane wurden auf sie gestützt, und König Jakob theilte sie in zwei Provinzen, indem er seine Unterthanen ermunterte, sich dort anzusiedeln. Richard Haklugt, der alle Berichte über die nach Amerika unternommenen Reisen drucken ließ, begünstigte solche Unternehmungen ganz vorzüglich, und that Alles was in seinen Kräften stand, um die Kolonisation zu befördern.

Zu gleicher Zeit fuhr Samuel de Champlain den St. Lorenzo aufwärts, untersuchte den Fluß Saguenay, kam zu den Irokesen und erhielt hier die erste Nachricht von jenen großen, meerähnlichen Seen, die er später besuchte. In den folgenden Jahren wurde Quebec gegründet, das Pongravé sein Aufblühen dankte. Demonts und de Poutrincourt errichteten zu Port-Royal, in der Bai von Fundi, eine Niederlassung, und suchten vergeblich die fabelhafte Stadt und den Fluß Norimbegue; ihre Niederlassung wurde bald von Argall zerstört. Newport und Smith, „der Reisende,“ gründeten im Jahre 1607 in Chesapeak Jamestown und mehrere Städte die den Mittelpunkt von Virginien und Maryland bilden sollten. Im Jahre 1610 führte John Amy Kolonisten nach Terra nuova; dieser Zeitraum wurde wegen geographischer Fortschritte merkwürdig, denn Smith beschrieb in seinen bewundernswürdigen Reisen, die er für den Nutzen seiner kleinen Kolonie, unter tausend Gefahren zurücklegte, die umliegenden Gegenden mit der gewissenhaftesten Genauigkeit, und verfolgte den Lauf der Flüsse bis zu ihren Quellen. Man fing an die bermudischen Inseln zu bewohnen und anzubauen. Die Schweden, Dänen und Holländer benützten die Entdeckung des Hudsonflusses, und ließen sich in Neu-Belgien oder den Staaten von New-York und Pensylvanien nieder. Im Jahre 1620 wurde New-Plymouth der Sitz einer unbedeutenden Kolonie, die aber schnell bedeutend wurde, und Salem und Boston gründete. Neu-England und Massachusetts dankten ihre Entstehung 120 puritanischen Auswanderern die vom Sturm verschlagen wurden. Locke und Penn gaben den Bewohnern von Carolina und den Quäckern von Pensylvanien ihre so sehr von einander abweichenden Gesetze erst in den Jahren 1670 bis 1681.

Die Spanier hatten ihren Ansprüchen auf den ganzen Kontinent schon längst entsagt und daher nur noch mit den englischen Pflanzern, die an Florida gränzten, Streitigkeiten. Eine andere Unternehmung der Schotten, die im Jahre 1698 am Isthmus von Darien ihre Niederlassung Neu-Caledonien gründeten, erregte,

da sie an der Straße von drei Welttheilen gelegen höchst bedeutend werden konnte, die spanische Eifersucht. Die Reklamationen des Madrider Hofes und andere Hindernisse waren Ursache, daß diese Kolonie nicht länger als zwei Jahre bestand.

Die ersten Kolonisten der vereinigten Staaten richteten sich durch eitle Projekte zu Grunde. Nur durch die Hoffnung, Schätze aufzuhäufen und den Ostindiern gleich zu kommen, hieher gelockt, mußten sie bald muthlos; und Opfer ihrer zerstörten Träume werden; ihre erste Ansiedlung fiel bald in Vergessenheit. Diesen Habsüchtigen folgten Menschen, die nichts als Glaubensfreiheit wollten, die mit enthusiastischer Entschlossenheit den Gefahren des Meers, den Unbilden eines unbekannten Klima's, den Waffen der Wilden und der Unfruchtbarkeit des undankbarsten Bodens trotzten. Zu gleicher Zeit machte man sich mit dem Gedanken vertraut, nur ackerbautreibende Kolonien zu gründen, für die man keine anderen Begünstigungen verlangte, als die, die im Mutterlande bewilligt wurden. Die dort herrschenden bürgerlichen Zwiste trugen dazu bei, Neu-England blühend zu machen, und die religiösen Verfolgungen gaben ihm eine Bevölkerung. Bald sah man Royalisten und Parlamentsanhänger, Ritter und Rundköpfe, Wighs und Torys, Nonconformisten, Kongregationisten, Quäcker und Papisten einen Zufluchtsort in Amerika suchen; und so bildeten, ohne eben immer von Toleranz beseelt zu seyn, Deutsche, Holländer, Abentenrer, Juden, Indier, Neger und Verbrecher eine heterogene Mischung, deren betriebsame Glieder sich vereinigten, um der Stamm eines großen Volkes zu werden, das bald seiner Kindheit entwuchs. Neu-England wurde gewisser Maßen ein neutraler Boden, wo alle Glaubenslehren, alle politischen und religiösen Meinungen ihre Repräsentanten hatten, wo unter monarchischer Macht und republikanischer Verbindung, die entgegengesetztesten Regierungsformen versucht wurden, von der Demokratie Penn's an, bis zu Locke's Aristokratie; ein Kampfplatz aller Leidenschaften, wo die Opfer der Willkür die Waffen für die Tyrannei ergriffen, wo Parteigänger der Justiz ungescheut die Herren des Bodens plünderten, wo so viele Männer Rollen und Charaktere wechselten, wo so viele Ansprüche verstummten; ein großer Schauplatz, Zeuge der größten Widersprüche, wo Auswanderer vor derselben Intoleranz, die sie aus Europa vertrieben hatte, gezwungen wurden zu fliehen, als ob keine Freiheit mehr auf Erden zu finden wäre. Dennoch verschmolzen sich nach und nach diese verschiedenen Stoffe, die Söhne erbten den Fanatismus und die Vorurtheile ihrer Väter nicht, der Druck wurde zu einem gemeinsamen Band, die letzten Spaltungen verschwanden mit Annäherung der Gefahr, und was früher durch Uneinigkeit auf immer getrennt schien, vereinigte sich endlich unter dem Namen „Union."

Konstituirt unter der so oft außer Acht gelassenen Verbindlichkeit die Indianer zu bekehren, und die größte Toleranz zu üben, konnten die verschiedenen unter sich schlecht begränzten Staaten sich anfänglich nicht weiter ausdehnen, als 100 Meilen gegen Westen; später wurden das Südmeer und andere christlichen Staaten ihre Nachbarn, und endlich hatten sie keine andern Gränzen als die beiden Ozeane. Von der gegenwärtigen Zeit an gerechnet, dürfte dieses weite Land für die täglich wachsende Bevölkerung bald zu enge werden. Die ersten Pflanzer gingen nur langsam von den Küsten aus nach dem Innern vorwärts; viele Jahre vergingen, ehe die Kolonisation über das Gebirg Allaghany nach den Thälern von Ohio drang, und die Entdeckungen der Franzosen berührte. Diese Entdeckungen fast ganz zu Land ausgeführt, umgränzten die englischen Besitzungen in einem großen Bogen, der sich von den Palmenwäldern bis an die Region des Eises ausdehnte, und die majestätischen Ströme Lorenzo und Mississippi berührte, die damals das französische Gebiet durchströmten; eine wichtige Stellung für die Politik, von wo aus Frankreich ohne den Ausgang des Krieges vom Jahre 1751 der Vergrößerung der englischen Kolonien einen mächtigen Damm hätte entgegen setzen können.

Um das nördliche Amerika mit Erfolg zu erforschen, hatten die Franzosen den Lauf der Flüsse und die Schiffahrt auf jenen Seen, die die Reise nach dem Innern des Kontinents erleichtern konnten, sehr gut zu benützen gewußt. Zuerst hatten Jesuiten die einsamen canadischen Wälder besucht; ihnen folgten die neuen Kolonisten, die nach dem Innern gingen, um die dem Anbau günstigsten Gegenden aufzusuchen. Die ersten Pflanzer die den großen Zug der Auswanderer eröffneten, hatten die Gränzen der Kolonien erweitert, und die Jäger unter ihnen, die das Wild der Wälder verfolgten, erinnerten an die Exkursionen der Paulisten in Brasilien. Keine Unternehmung war merkwürdiger, als die berühmte des La Salle, Joliet, Marquette, de Tonti, Hennepin und Dacan, die im Jahre 1670 von den französischen Niederlassungen in Ober-Canada abreisten, die großen Seen durchschifften, nachdem sie die Seen Frontenac und Michigan verlassen hatten, die Quellen des Ohio entdeckten, und westlich bis zur Ausmündung des Mississippi vordrangen, den sie bis zu seinen Quellen verfolgten. Diese fruchtbaren Provinzen, zu denen die Franzosen unter Anführung Iberville's nach manchen Gefahren auf den Ocean gelangten, wurden Louisiana genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diktator von Paraguay.

(Fortsetzung.)

Nachdem Francia so das Ziel seines Ehrgeizes erreicht hatte, warf er plötzlich die Maske ab und bezeichnete den Beginn seiner neuen Laufbahn mit der Strenge eines eisernen Despotismus. So oft er austritt, war er von einer starken Bedeckung von Reitern umgeben, die Befehl hatten, Alle nieder zu hauen, die sich auf den Straßen blicken ließen, die er durchzog. Die geringsten Fehltritte wurden mit Gefängniß und Ketten gestraft. Zwei spanische Mönche wurden ohne viele Umstände in den Kerker geworfen, nachdem ihnen auf des Diktators Befehl statt der Kutten gelbe Jacken angezogen und die Köpfe kahl geschoren worden waren, „um sie," wie Francia sich ausdrückte, „besser geschickt zu machen, die Märtyrerkrone aufzusetzen." Ein anderer Spanier, Namens Don Jose Caussimo, wurde noch grausamer behandelt. Die Handschellen, die er trug, waren so eng, daß sie ihm tief ins Fleisch einschnitten, und als man Dieß Francia meldete, erwiderte er: „wenn er andere Ketten nothwendig habe, so möge er selbst solche kaufen." Wirklich mußte auch die Frau des Gefangenen das traurige Geschäft über sich nehmen, für ihren Mann bequemere Handfesseln zu bestellen.

Um diese Zeit war es, wo unsre reisenden Schweizer zu Assumption anlangten, und die Berichte derselben über ihre erste Audienz bei dem Diktator sind sehr merkwürdig. „Francia," sagt Rengger, „ist ein Mann von regelmäßigen Gesichtszügen, und jenen schönen schwarzen Augen, durch die sich die Kreolen des südlichen Amerika's auszeichnen. Der Ausdruck seines Gesichtes war eine Mischung von List und Argwohn. Er trug die gestickte Uniform eines spanischen Generals, und schien, obgleich im zwei und sechzigsten Jahre seines Alters, nicht über fünfzig alt. Zuerst sprach er zu mir mit geflissentlich angenommenem Stolze, da er aber bemerkte, daß ich dadurch nicht außer Fassung kam, so stimmte er bald einen andern Ton an. Als ich mein Portefeuille öffnete, um ihm einige Papiere zu überreichen, die ich ihm zu übergeben hatte, bemerkte er ein Portrait Bonaparte's, das ich geflissentlich hineingelegt hatte, da mir seine Verehrung für das Original bekannt war. Francia nahm und betrachtete es mit großer Aufmerksamkeit. Hierauf begann er ein sehr trauliches Gespräch über den politischen Zustand von Europa, und ich war überrascht von dem Umfange seiner Einsichten. Er forschte nach Neuigkeiten aus Spanien, gegen das er die tiefste Verachtung zu erkennen gab. Die konstitutionelle Karte Ludwigs XVIII war nicht nach seinem Geschmack; weit mehr bewunderte er die militärische Regierung und die Eroberungen Napoleons, dessen Sturz er beklagte. Während er von der Herrschaft desselben sprach, bemerkte ich, daß er am liebsten bei solchen Verhältnissen verweilte, die mit seiner Stellung eine Aehnlichkeit hatten. Ueber den traurigen Feldzug von 1815 sprach er gegen die Schweizer seine Mißbilligung aus; er verglich ihre Politik mit den Fußtritten, die in der Fabel dem kranken Löwen gegeben werden. Aber den vorzüglichsten Stoff seiner Unterhaltung bildeten die Mönche. Er beschuldigte sie des Stolzes, der Sittenverdorbenheit und der Ränkesucht, wobei er heftig auf die Geistlichkeit überhaupt loszog, der er Schuld gab, daß sie stets darauf bedacht sey, die Staatsgewalt zu untergraben. Wenn der Papst selbst nach Paraguay käme, sagte er unter Anderm, so würde ich ihn kaum zu meinem Almosenpfleger machen. Da er für Europa die Wiederkehr des Pfaffenthums und der Verfinsterung fürchtete, so behauptete er die Nothwendigkeit, in Amerika den Mönchsgeist auszurotten. Für die Unabhängigkeit Südamerika's sprach er sich entschieden aus, und seine Ansicht über die Art und Weise, wie die jungen Staaten beherrscht werden sollten, schien zwar gerecht, lief jedoch unsern Ideen entgegen. Der Diktator zeigte uns seine Bibliothek, die einzige in Paraguay. Neben den besten spanischen Schriftstellern fanden wir die Werke Voltaire's, Rousseau's, Reynal's, Rollin's und La Place's. Auch einige mathematische Instrumente, Erdkugeln und Landkarten waren hier zu sehen. Das einfältige Volk, wenn es seinen Diktator mit der Himmelskugel beschäftigt sah, glaubte, daß er aus den Sternen lese. Indeß war es stets mehr Francia's Absicht, seine Landsleute aufzuklären, als sie zu täuschen. Als er uns entließ, sagte er: „Sie können hier thun, was Ihnen beliebt, sich zu einer Religion bekennen, zu welcher sie wollen; aber mischen Sie sich nicht in meine Regierung."

(Fortsetzung folgt.)

Haushalt und Industrie der Abasen.

(Aus dem Courier de la Nouvelle Russie.)

Die Aecker und Ländereien sind im Lande der Abasen nicht regelmäßig vertheilt, und man hört hierüber nie von Streitigkeiten unter den Einwohnern sprechen. Jeder nimmt für seinen Anbau Land so viel und wo es ihm beliebt; allein ungeachtet dieser Unbeschränktheit unternimmt doch kein Abase irgend eine nur einigermaßen bedeutende Anpflanzung. Mangel an bürgerlicher Ordnung, Plünderung, der der Betriebsamste am meisten ausgesetzt ist, und die Sitte, daß Einer von dem Andern begehrt, was ihm mangelt, oder wonach ihn gelüstet, sind die hauptsächlichsten Ursachen hievon. Die rücksichtslosesten Forderer sind die Fürsten und Edelleute, die, sobald sie irgend einen wohlhabenden gemeinen Mann sehen, nie unterlassen, ihn mit Freundschaftsversicherungen zu überhäufen, für die sie sich Geschenke erbitten, und solche Betteleien werden bei jeder Gelegenheit wiederholt. Der arme Landbauer, der etwas mehr im Vorrathe hat, als er für seinen Bedarf von einer Ernte zur andern benöthigt, wird mit Forderungen von Hausthieren und Mundvorrath, zahllosen Besuchen mit einem Gefolge von Verwandten, Freunden und Dienern belästigt, und jedes Ablehnen solcher Forderungen oder Besuche, besonders wenn sie von Leuten kommen, die durch die Anzahl ihrer Unterthanen oder ihrer Verwandten einiges Ansehen im Lande genießen, ist zu gefährlich, als daß es von irgend Jemand geradezu gewagt würde. Eine große Verwandtschaft insbesondere, auf die das Ansehen sich stützt, ist keineswegs am wenigsten zu fürchten, dient aber auch manchen Mißbrauch in Schranken zu halten. Zu all Diesem kommt noch die unendliche Trägheit der Abasen, die so weit geht, daß selbst so manche fürchterliche Hungersnoth, durch die die Bevölkerung vermindert wurde, sie nicht vermögen konnte, durch emsigere Arbeit solchem Unglücke vorzubeugen. Ein Abase baut nie mehr an, als was er zu seinem Unterhalte das Jahr über braucht; nicht leicht hat er irgend etwas von seinen Erzeugnissen zu verkaufen, als unmittelbar nach der Ernte, und sehr oft ist dann Das, was er verhandelt, der eigenen Nothdurft entzogen; den Erlös verwenden sie für unumgänglich nöthige Gegenstände. Im Anfange des Frühlings besäet der Abase das Feld vom vergangenen Jahre, wenn es ihm noch fruchtbar zu seyn scheint; wo nicht, so wählt er sich eine andere Strecke im Walde aus, umgibt sie mit einem dichten Zaune, verbrennt die Bäume bis zur Hälfte des Stammes und besäet dann den Boden mit Mais oder Hirse. Solche Felder, die nur selten eine halbe Dessiatine groß sind, werden, wenn die Familie nicht zahlreich ist, nach drei oder vier Jahren wieder aufgegeben, und Brombeer-, Dornensträuche und Niederholz bedecken bald wieder den Boden, der nun, für mehrere Jahrhunderte vielleicht, wieder zur Waldung wird. Fast nirgends sieht man bebautes Feld, das den Namen Acker verdiente. Selbst in den größten Anpflanzungen, d. h. von ungefähr zwei Dessiatinen, sieht man halbverbrannte Baumstämme, die noch stehen geblieben sind. Nur jene Felder, die nahe an den Häusern liegen, sieht man ganz von solchen lästigen Baumstämmen befreit, weil es bequemer ist, das Holz, dessen man bedarf, aus der Nähe, als weiter her zu holen. Ueberdieß säen und pflügen die Abasen höchst nachlässig; ihre Pflüge sind kaum mit Eisen beschlagen; ihre Spaten und Schaufeln höchst mangelhaft, und alle die übrigen Ackerwerkzeuge sind ihnen gänzlich unbekannt. Nur die große Fruchtbarkeit des Bodens, den man als noch ganz unbearbeitet ansehen kann, kommt der so mangelhaften Kultur zu Hülfe, und dennoch haben die Einwohner zuweilen Ueberfluß an Erzeugnissen, den sie dann gegen Salz vertauschen. Es ist fast unmöglich, die Menge Dessen, was sie auf diese Weise umsetzen, so wie den Flächeninhalt des Bodens, den sie bebauen, und die Quantität ihrer Aussaat zu bestimmen, da sie keine Rechnung über diese Gegenstände führen. Sie säen, ernten und verkaufen ihre Erzeugnisse nach dem Gesichte auf dem Halme, ohne genau zu berechnen, was sie für eigenen Bedarf und zur Aussaat für das kommende Jahr benöthigen. Deßhalb leiden auch die meisten, und besonders Jene, die um dringende Bedürfnisse an Kleidern, Waffen u. s. w. zu befriedigen, einen Theil der Ernte sogleich verkaufen, während des Winters Mangel. Selbst in den größten Dörfern ist es gegen Ende des Winters fast unmöglich, eine bedeutendere Menge von Getreide aufzukaufen; ja es trifft sich sogar sehr oft, daß nicht ein Maß Mais oder Hirse zu haben ist. Die Abasen bauen nur diese beiden Gattungen von Getreide, vorzüglich aber Mais, der ihre hauptsächlichste Nahrung ausmacht. Aus dem ungebeutelten Maismehle

bereiten sie eine Art dünne Brode, die sie in der Asche backen und noch warm verzehren. Die Hirse vertritt bei den Reichen die Stelle des Brodes; sie werfen ihn in kochendes Wasser, und wenn die Körner aufgesprungen sind, werden sie warm und ungesalzen gegessen. Sie bauen weder Roggen noch Gerste, obgleich beide Getreidearten ihnen wohl bekannt sind, denn die Sorgfalt, die dieser Anbau erfordert, besonders aber die Ernte und das Aufbewahren dieser Früchte, sind den Abasen zu mühsam. Den Hafer kennen sie gar nicht; die Reichen ersetzen ihn durch den Mais. Scheunen haben sie nicht, sondern sie schütten ihre Früchte, wenn die Quantität nicht zu groß ist, in ihren Wohnhäusern auf; doch hat fast Jeder eine Art Speicher, der viele Aehnlichkeit mit einem Taubenkobel hat. Diese Speicher sind schlechte, mit einem kleinen Dache versehene große hölzerne Kästen, die man, um sie gegen Diebe zu schützen, auf vier große hölzerne Pfosten stellt; die hölzerne Treppe wird jeden Abend weggenommen. Es ist schwer einen solchen Speicher zu plündern; denn ehe Dieß bewerkstelligt werden könnte, ist der Eigenthümer schon gerüstet, sein Eigenthum zu vertheidigen.

Der Weinstock wächst in Abasien wild und in großer Menge. Der Traubengattungen sind mancherlei; sie geben einen starken Wein, aus dem die Marketender der Festung Sukhume-Kaleh einen sehr guten Branntwein brennen. Gepflegt wird der Weinstock fast nirgends als in der Nähe der Wohnungen; außerdem trifft man ihn in den Wäldern, wo er sich an den Bäumen emporrankt. Die Reben verschlingen sich mit den Zweigen, und die Trauben hängen zwischen den Blättern der Bäume. Es gibt hier Reben von ungeheurer Größe, und nicht selten stößt man auf Strecken, die mit vielen Weinstöcken besetzt sind, in deren Nähe sich eine große Menge wilder Früchte befindet, als: Aepfel, Birnen, Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen, Kastanien, Granaten, Feigen, Quitten, Nüsse, Haselnüsse, Mandeln, Kornelinskirschen, Johannisbeeren, Himbeeren, Maulbeeren, Sauerdorn und Erdbeeren. Alle diese verschiedenartigen Früchte, obschon sie mitten in den Wäldern ohne alle Pflege wachsen, sind dennoch sehr schmackhaft und gleichen keineswegs den wilden Früchten der europäischen Wälder. Es läßt sich hieraus schließen, daß Abasien, so wie Imerethien, Mingrelien und Guriel, mit Einem Wort das ganze alte Kolchis weit bevölkerter war als jetzt, und zwar noch vor nicht gar zu langer Zeit. Die Ruinen von Schlössern und Kirchen, auf die man jetzt an ganz verödeten Gegenden stößt, sind ein Beweis hiefür, und dem zufolge kann man annehmen, daß die Fruchtbäume, die man nicht etwa in den Wäldern vereinzelt, sondern auf ziemlich großen Strecken beisammen trifft, andeuten, daß hier in frühern Zeiten Dörfer standen. Zu bemerken ist, daß die Dörfer der Abasen, so wie die eines großen Theils der Bewohner des Kaukasus, besonders des westlichen Theils der Gebirge, einen großen Raum einnehmen, weil die Häuser ziemlich weit von einander entfernt liegen. Auf diese Art ist der Wald nirgends unterbrochen, und da jedes Haus nur eine kleine lichte Stelle in demselben einnimmt, so kann man oft eine Strecke längs einem solchen Dorf hingehen, ohne von dessen Existenz eine Ahnung zu haben.

Der Wein, den die russischen Offiziers in Sukhume-Kaleh, und die reichern Einwohner bereiten, ist sehr stark und geistig, doch der der gemeinen Leute ist abscheulich. Der letztere hat oft den Geschmack von Wasser, mit dem man Weinflaschen ausgespült hat, und ist auch nicht stärker. Die Abasen bewahren ihren Wein, ebenso wie die Mingrelier, Imerethier und Georgier, in großen Krügen auf, die sie in die Erde graben; doch sind ihre Krüge bei weitem nicht so groß als die der Georgier, die fast für kleine Keller gelten können.

Die Hausthiere der Abasen weiden, da es keine Wiesen gibt, in den Wäldern, oder nach der Ernte auf den Feldern. Ungeachtet oft strenge Kälte eintritt, so halten sie doch nie Vorräthe an Futter, und dieß ist Ursache der häufig wiederkehrenden Viehseuchen in diesem Lande. Das Vieh ist, obschon von guter Race und kleinem Wuchs, auch während des Winters außerordentlich mager. Die Abasen besitzen, einige Fürsten ausgenommen, keine Viehheerden; dieselben Ursachen, welche dem Fortschreiten des Ackerbaus entgegen sind, wirken auch nachtheilig auf die Viehzucht; der Besitzer von einer oder zwei Kühen gilt schon für reich. Auf der üppigen Weide im Sommer erholt sich das Vieh wieder, und sein Fleisch ist dann von angenehmem Geschmack; tritt kein früher Winter ein, so dauert der Graswuchs oft bis Mitte Dezembers. Außer Kühen und Ochsen haben die Abasen auch Büffel, doch nur in geringer Anzahl, deren Fleisch jedoch, wenn sie nicht jung geschlachtet werden, hart und zäh ist. Sie sind indeß zur Arbeit sehr brauchbar, und die Milch der Büffelkühe ist weit fetter als die der gewöhnlichen; die aus derselben bereitete Butter ist fast immer weiß. Die Abasen bedienen sich der Büffel und Ochsen für den Pflug, und der Esel zum Lasttragen; die letztern sind sehr klein und können nicht leicht mehr fortbringen, als das Gewicht eines starken Mannes beträgt. Die Pferde des Landes sind nicht ausgezeichnet, und man bedient sich ihrer nur zum Reiten. Schafe und Ziegen sind, besonders die letztern, im Inneren des Landes gegen die Gebirge hin, von guter Race. Das Schaffleisch ist gut, die Wolle hingegen von nur geringer Gattung; die Abasen verfertigen aus letzterer eine Art rauhes grobes Tuch, das nur sie tragen können, so wie auch „Burkas“ eine Art Mäntel von Filz ohne Aermel, die Sommer und Winter getragen werden. Gleich ihren Nachbarn den Mingreliern und Imerethiern halten auch die Abasen Heerden von Schweinen, die sie in den Wäldern weiden lassen, ohne weiter einen Vorrath an Futter einzuthun. Das Fleisch dieser Thiere ist ziemlich gut. (Schluß folgt.)

Natürliches brennbares Gas in New-York.

Es ist in diesen Blättern neulich bei der übersichtlichen Zusammenstellung der Fortschritte der Mineralogie während des Jahres 1851 (S. 230) von Quellen brennbaren Gases in New-York die Rede gewesen. Hier darüber einige nähere Nachrichten. Im westlichen Theile des Staates von New-York, ungefähr 40 engl. Meilen von Buffalo in der Nähe des Erie-Sees, liegt das Dorf Fredonia. Ein Bach, Canadaway genannt, durchschneidet es und nachdem er mehrere Mühlenwerke zu treiben gedient hat, ergießt er sich in den oben erwähnten See, der nur zwei Meilen davon entfernt ist. An der Mündung dieses Baches ist eine Art Hafen und ein kleiner Leuchtthurm angebracht. Es mögen nun drei Jahre her seyn, daß man, als eine alte Mühle, die am Cadaway erbaut war, in das Dorf verlegt werden sollte, auf der Oberfläche des Wassers zahlreiche Blasen aufsteigen sah, die bald darauf ein ziemlich helles Licht von sich gaben. Auf diese Beobachtung hin bildete sich eine Gesellschaft; der Boden, der aus einem groben Kalkstein besteht, wurde angebohrt und gab einen stinkenden Geruch von sich. Das Gas verließ seinen natürlichen Abzug und folgte dem ihm angewiesenen neuen Zuge. Ein Gasometer wurde nun errichtet, und Röhren zur Beleuchtung von Fredonia angelegt. Gegen hundert solcher Röhren werden gegenwärtig mit diesem Gas versehen und jede kostet dem Hauseigenthümer jährlich anderthalb Dollars (7 Fr. 50 Cent.) Zwar ist das von diesem natürlichen Gase gewonnene Licht nicht so glänzend wie das von dem künstlich bereiteten; allein es ist nichts destoweniger sehr schön, und die Einwohner preisen sich über diese Entdeckung sehr glücklich. Der Gasometer empfängt 88 Kubikfuß in zwölf Stunden; allein es ist kein Zweifel, daß mit einem größeren Apparate eine größere Quantität gesammelt werden könnte. Eine Meile ungefähr von diesem Dorf, den Bach aufwärts, dessen Fall übrigens sehr stark ist, entwickelt sich das Gas aus dem Wasser in einem vier- oder fünfmal größeren Verhältniß. Dieses Gas scheint Kohlen-Wasserstoffgas zu seyn, der sich aus erdpechhaltiger Steinkohle entwickelt. Der ganze Boden, hier und fast an der ganzen südlichen Seite des Sees, besteht aus lauter grobem Kalkgestein von einem widerlichen Geruche.

Vermischte Nachrichten.

Ein junger englischer Schriftsteller von 22 Jahren, James Fletscher, schon durch mehrere Schriften, namentlich durch eine Geschichte Polens, rühmlichst bekannt geworden, hat wegen Geldverlegenheiten seinem Leben mit eigener Hand ein Ende gemacht. Am Abende zuvor ordnete er noch sein Mannskript einer Geschichte von Indien, an der er arbeitete. Am Morgen fand man ihn in seinem Lehnstuhle durch einen Pistolenschuß in die linke Seite getödtet.

•

Die kleine Stadt Bristol, im nordamerikanischen Staate Connecticut, die etwas über 2000 Einwohner zählt, hat im verflossenen Jahre, 30,000 Uhren aus ihren Fabriken verkauft. Nimmt man den Preis einer Uhr im Durchschnitt auf 8 Dollars an, so ergibt sich, daß diese kleine Stadt sich ein jährliches Einkommen von 240,000 Dollars, (1,200,000 Franken) in diesem einzigen Zweig der Industrie geschaffen hat.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 64. 4 März 1832.

Bemerkungen über die im Jahrgange 1830 des Auslandes erschienenen Aufsätze über Griechenland.

Von Dr. Fried. Zuccarini.

Jassy im December 1831.

Aus Griechenland, wo jeder nach vaterländischer Literatur dürstende Deutsche rettungslos verschmachten muß, in die Moldau gekommen, erlabte ich mich an den Brosamen, die uns hier durch Oesterreich zufielen, und war höchlich erfreut über die Mittheilung des Jahrgangs 1830 des Auslands, die mir von einer ehrenfesten Privatgesellschaft einiger deutschen Aerzte aufgetischt wurde. Ich ärgerte mich etwas darüber, die Aufsätze, die ich in Griechenland eigens für das Ausland geschrieben hatte, nicht zu finden, während einige, gar nicht zur Oeffentlichkeit bestimmte, Privatbriefe darin erschienen waren. Vergebens wäre es, die verlorenen Aufsätze nachliefern zu wollen. Im Verlaufe der Zeit ist ihr Werth, ja auch ihre Existenz zu Grunde gegangen. Indem die Redaktion des Auslandes die folgenden Bemerkungen über die im Jahrgange 1830 in denselben erschienenen Aufsätze über Griechenland aufnimmt, wird sie meinen lebhaften Wunsch erfüllen, einige meiner dort gemachten Erfahrungen in ihrem geschätzten Blatte bekannt zu machen.

Der Artikel: „Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik" enthält durchaus treue und unparteiische Ansichten und Schilderungen. Ich konnte nicht einen Satz unrichtig finden, und freute mich sehr, Alles was ich sowohl selbst dort erlebte, als durch unparteiische Berichte an Ort und Stelle erfuhr, vollkommen und richtig in diesem Aufsatze bestätigt zu sehen. Es war mir eine Genugthuung, endlich einmal, und wahrlich zum ersten Mal, in einer Zeitschrift unentstellte Beschreibungen und gesunde Urtheile über Griechenland zu lesen. Der wahrheitliebende und richtigsehende Verfasser verdient den Dank von Jedermann, der sich für Griechenland interessirt.

Den Artikel über die französische wissenschaftliche Expedition nach Morea No. 78, muß Jedermann, der nicht genau mit den Umständen bekannt ist, oder nicht das Thun und Treiben dieser Expedition in loco gesehen hat, für etwas parteiisch, und seine Farben für zu grell halten. Ich kann aber, nach vielfacher Berührung mit einzelnen Mitgliedern und dem Chef der Expedition, als Augenzeuge ihrer Anstrengungen in Morea, versichern, daß Keinem zu viel geschieht; im Gegentheile ist Bory de St. Vincent noch sehr gut dabei weggekommen. Es heißt z. B., er beschäftige sich fast ausschließlich mit Botanik, und darin mit Moosen und Seepflanzen. Ueber letztere erlaube ich mir kein Urtheil, da ich selbst nur sehr wenig Kenntniß davon besitze, doch weiß ich, daß seine Ausbeute auch in diesem Fach sehr gering war. — Was aber die phanerogamischen Gewächse betrifft, so kann ich versichern, daß er so viel davon versteht, als ich von der Kryptogamie, d. h. gar sehr wenig. Häufig war das Pflanzensammeln dem Dragoman, einem Polen, Namens Sadovsky, übertragen, der auf Ordre des Herrn Obristen mächtige Büsche von Agnus castus und Oleander als große Seltenheiten einlegte. Der privilegirte Botanist war ein Seeoffizier; seinen Namen, der mir nun entfallen, nannte ich in frühern Briefen und Pflanzensendungen. Er war seinem Geschäft gewachsen, aber es war ihm, wie so vielen andern Mitgliedern, durch beständige Mißhelligkeiten mit dem Herrn Obrist, sehr verleidet. Mit diesem handelte ich botanische Gegenstände ab, und tauschte Pflanzen, und bei ihm war mehr Belehrung zu haben, als beim Herrn Obrist, der, wenn ich ihn in botanicis um Rath fragen wollte, stets meine deutsche Aufrichtigkeit, mit welcher ich ihm meine Unwissenheit in der Kryptogamie gestanden hatte, benützte, und mir auf die Frage über eine Eiche, mit einer Flechte, über eine Lilie mit einem Schwamm antwortete. Daß unter den obwaltenden Umständen „die einzelnen Mitglieder sehr ärgerlich und niedergeschlagen waren, und häufig krank wurden," ist buchstäblich wahr. Abgesehen von den wissenschaftlichen Mißverhältnissen, mußte besonders der Eigensinn und der Geiz des Chefs die wackern jungen Leute empören, und ihr Wirkungsvermögen lähmen. Zog er doch dem Dragoman für die Zeit, als dieser mit drei kranken Mitgliedern in Monembosia lag, und dort, selbst zum Sterben krank, mit der gutmüthigsten Bereitwilligkeit nebst seinem Dolmetscheramt auch noch den Krankenwärter und Koch machte, 20 Franken von seiner spärlichen Besoldung ab, weil er während dieser Zeit seine Funktionen auprès de lui nicht verrichten konnte. Wohl haben die betheiligten Mitglieder, tief gekränkt über dieß — Verfahren, dem Polen seinen Verlust ersetzt; wehe aber dem Obristen Bory de St. Vincent, wenn Sadovsky seine projektirten Memoires über einige Fremde in Griechenland herausgibt. Seine Zunge schneidet wie die Waffen seiner unglücklichen Landsleute, und seine Satyren, ganz nach Wahrheit ohne die mindeste Uebertreibung, suchen an Witz und Komik ihres Gleichen.

Die Schilderung von Messenien des Herrn Guinet, No. 333 und 34 ist treu und wahr, aber seine Farben fremd und manchmal unpassend. Er wundert sich über gar Alles, und man sieht es ihm an, daß er erst aus der fröhlichen Provence und nach kurzer Ueberfahrt vom gastlichen Tisch seiner Kameraden nach Moden kam. „Es blühen Myrthen,“ tausend, tausend! „dort fliegt ein Adler, hier liegt eine alte Barke“ oh, oh! Wenn man kein Haus findet, muß man im Freien schlafen; ärgerlich! Die messenischen Bauernweiber antworten nicht: Merci, Monsieur, assez bien, wenn man sie fragt: bon jour, Madame, comment vous portezvous; welcher Mangel an Bildung! Ich wette, der Reisende wollte seine Wirthinnen mit französischer Galanterie unterhalten, was die griechischen Landweiber durchaus nicht leiden können, obwohl es fast kein Franzose, der mit ihnen in Berührung kommt, zu thun unterläßt. Ich war oft Zeuge sehr lächerlicher Scenen, die aus solcher mal à propos angebrachten Courtoisie entstanden. Auch sprechen die Franzosen, selbst wenn sie etwas neugriechisch parliren, dieß so sonderbar aus, daß es sehr schwer ist, sie zu verstehen. Kein Wunder also, wenn die Unterhaltung oft in's Stocken gerieth. Ob die angegebene Antwort: „den sinai“ ein Druckfehler oder ein Irrthum im Verstehen ist, weiß ich nicht. Griechisch ist es aber gewiß nicht, obwohl der Erzähler versichert, daß diese Worte den Reisenden allenthalben entgegen schallen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diktator von Paraguay.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit vermehrte der Diktator die Linientruppen und setzte das Land in Vertheidigungszustand. Die neuausgehobene Mannschaft wurde in dem Kloster des h. Franziskus untergebracht, was einen Spanier so erbitterte, daß er die unvorsichtige Aeußerung wagte: „Die Franziskaner sind vernichtet, aber die Reihe wird nächstens auch an Francia kommen.“ Der Diktator von dieser Rede in Kenntniß gesetzt, ließ den Spanier vorrufen und fuhr ihn mit folgenden Worten an: „Wann ich fort muß, weiß ich nicht, so viel aber weiß ich, daß Du mir vorangehen sollst.“ Der unglückliche Mensch wurde wirklich auch am andern Morgen erschossen und sein Vermögen eingezogen. Die Herrschaft des Schreckens nahm nun immer mehr überhand. Die Spanier wurden mit vermehrter Grausamkeit erschossen. Francia ging dabei so sparsam mit Blei und Pulver um, daß zu einer Hinrichtung nur drei Soldaten genommen wurden, die oft ihre Opfer noch mit dem Bajonette vollends tödten mußten. Francia sah dergleichen blutigen Auftritten vom Fenster seiner Residenz aus mit größter Kaltblütigkeit zu. Indeß verlor er mitten unter diesen Schreckensscenen die Wohlfahrt des Landes nicht aus den Augen. Ungeheure Heuschreckenschwärme zehrten die Ernten auf und verbreiteten allgemeinen Schrecken. Francia befahl mit erstaunlicher Geistesgegenwart noch ein Mal zu säen und zum höchsten Erstaunen Aller wurde dieser Versuch mit Ueberfluß gesegnet.

Der Hauptentwurf und die wahre Leidenschaft der Seele des Diktators aber blieb der Gedanke, Paraguay von der übrigen Welt unabhängig zu machen; nach diesem Ziele strebte seine ganze Politik, und seine unumschränkte Herrschaft hatte wenigstens einen guten Erfolg, daß nämlich das ganze System der Landwirthschaft, die bisher äußerst vernachlässigt worden war, eine völlige Umgestaltung erfuhr. Der aufgehobene Verkehr mit dem Nachbarlande zügelte die Wanderlust der Paraguayaner und fesselte ihre Aufmerksamkeit an den Pflug. Pflanzen, die bis jetzt im Lande unbekannt gewesen waren, begannen nun den Boden zu bedecken; auch die Industrie und Manufaktur nahmen aus denselben Gründen einen lebhaften Aufschwung. Mit dem Schrecken der Gewalt bewaffnet wurde es dem Diktator leicht, die schlummernde Energie seines Volkes zu wecken; er ließ einen Galgen errichten und drohte einen armen Schuhmacher daran aufhängen zu lassen, weil er einige Wehrgehänge schlecht gearbeitet hatte; bei einer andern Gelegenheit verurtheilte er einen Schmied zu harter Arbeit, weil er das Korn an einer Kanone falsch aufgeschraubt hatte.

Eine tief angelegte Verschwörung gegen die Macht des Diktators war fast zwei Jahre lang unentdeckt fortgesponnen worden, und nur durch einen Zufall ans Licht gekommen. Der Eindruck, den diese Gefahr, die so lange unsichtbar über seinem Haupte geschwebt hatte, auf seine Seele machte, war furchtbar. Fortan war jeder Zugang zu ihm verschlossen; in Jedem, der sich ihm nähern wollte, sah Francia einen Verschwornen und Verräther. Da eines Tags sein Pferd vor einem alten Faß scheu wurde, ließ er den Eigenthümer des Hauses, vor dem es stand, in Verhaft nehmen. Da sich aus der Untersuchung ergab, daß die Verschworenen die Absicht gehabt, ihn auf der Straße zu tödten, deren Enge und Dunkelheit ihrem Unternehmen sehr günstig schien, so faßte er den Plan, die Stadt niederreißen zu lassen, was er auch bald darauf ausführte. Inzwischen hatten die Verschwornen die ganze rücksichtslose Strenge und Grausamkeit des aufgebrachten Diktators zu erfahren; sie mußten eine strenge Untersuchung bestehen, und wenn die Fragen nicht genügend beantwortet wurden, führte man die Gefangenen in die Folterkammer, die der Menschlichkeit zum Hohne, die Kammer der Wahrheit genannt wurde, und erpreßte ihnen durch alle erdenklichen Qualen die gewünschten Aussagen. Dann wurden sie zur Hinrichtung geführt, und zu vieren und fünfen öffentlich erschossen. Viele derselben starben mit einer Standhaftigkeit, die einer bessern Sache würdig gewesen, und unter dem Rufe: „Viva la patria.“

Dieses System despotischer Grausamkeit bewirkte in dem Charakter der Paraguayaner eine vollkommene Veränderung. Furcht, Argwohn und Mißtrauen traten an die Stelle ihrer frühern Offenherzigkeit und heitern Gemüthsart. Die Guitarre hing schweigend an den Wänden der stillen Wohnungen, und die Alameda hallte nicht mehr wider von dem scherzhaften und witzigen Geplauder der schwarzäugigen Töchter des Landes. Fiel Jemand in Ungnade, so wurde auch seine Familie mit in's Verderben gezogen. Das Schreckenssystem, das in der Hauptstadt herrschte, übte seine Gewalt mit zehnfacher Strenge in den Provinzen. Um jedoch einigermaßen den unpopulären Eindruck, den es machte, zu zerstören, erklärte Francia zur Aussöhnung der Gemüther, einen Kreuzzug gegen die Alt-Spanier. So gab er im Junius des Jahres 1821 den Befehl, daß alle in Assumption wohnhaften Spanier sich binnen

drei Stunden vor dem Regierungspalaste versammeln sollten. Diese armen Menschen, dreihundert an der Zahl, wurden nun ins Gefängniß geworfen, wo sie zu fünfzigen in Kammern eingeschlossen wurden, die nur eine einzige Thüre und ein einziges Fenster hatte. Als Grund für diese Behandlung wurde angegeben, daß sie sich den Maßregeln der Regierung widersetzt hätten — eine Beschuldigung, die völlig grundlos war. Nach einiger Zeit wurden sie zwar endlich wieder frei gelassen, mußten aber binnen drei Tagen 150,000 spanische Dollars erlegen. Francia wollte hiedurch die spanischen Familien zu Grunde richten, die stets die einflußreichste Klasse der Staatsbürger gewesen war. Die Paraguayaner jedoch vergaßen mit einem Edelmuthe, der ihnen Ehre macht, ihres Nationalhasses und unterstützten die unglücklichen Spanier, dem Zorne des Diktators zum Trotze auf alle mögliche Weise.

(Fortsetzung folgt.)

Haushalt und Industrie der Abasen.

(Schluß.)

Ganz Abasien, oder vielmehr der ganze westliche Theil des Kaukasus, so wie das Bassin des Phasis und der größte Theil des türkischen Georgiens (Akhaltsikheh) ist nur Ein unermeßlicher Wald. Die Gegenden um die Pitsunda, so wie ein großer Theil der Küste zwischen Sukhume und der Mündung des Engur liefern herrliches Bauholz; die Gegenden wo dieses vorzugsweise gefällt wird, sind: die Bai von Skurtscha und Ilori. Vieles wird auch in der Gegend des Fleckens Souksu geschlagen, den man als die Hauptstadt von Abasien annehmen kann, weil er der Aufenthaltsort der Fürsten des regierenden Hauses ist. Ein Grieche hat hier ein Schiff gebaut, dessen Kiel von 126 Fuß Länge aus einem einzigen Stück gezimmert war. Die Wälder Abasiens haben Ueberfluß an Eichen, Fichten, Tannen, Platanen, Buchen, Eschen, Eiben, Ahorn und Buchs, alle vom herrlichsten Wuchs; diese Schätze sind jedoch für die Bewohner ohne Nutzen, da sie ihren Werth nicht kennen. Die Abasen treiben einen ziemlich bedeutenden Handel mit Honig und Wachs, die ihre vorzüglichsten Tauschartikel sind; die Bienen schwärmen größtentheils wild. Man findet hier jene Gattung Honig, die im Kaukasus unter dem Namen „Steinhonig" bekannt ist; Wachs ist in demselben nur in geringer Quantität vorhanden, und wird nicht ausgeschieden. Da es viel Consistenz hat, so theilt es diese auch dem Honig mit, der daher fast so hart als Gerstenzucker ist.

Die Abasen geben sich weder mit der Zucht der Seidenwürmer, noch mit der Fischerei ab, und die letztere beschränkt sich nur auf den Fang einiger kleinen Fische in den Flüssen oder den Bächen, die in dem Gebirg entspringen.

Ihre Manufakturindustrie ist höchst beschränkt. Die Elemente selbst der unentbehrlichsten Handwerke sind ihnen unbekannt, und sie leben in dieser Hinsicht im Vergleich mit einem benachbarten Staat in fast wildem Zustand. Ihre elenden Hütten die sie mit ihren Hausthieren theilen, bestehen aus schlechtem Flechtwerk mit Kleiberlehm *) überstrichen; die Kunst des Zimmermanns hat keinen Theil an ihnen. Da indeß bei ihnen, so wie bei allen Völkern des Kaukasus eines der ersten Bedürfnisse ist, sich gegen Angriffe der Nachbarn zu vertheidigen, so haben sie es im Waffenschmieden ziemlich weit gebracht. Ihre Dolche, Säbel und Messer, zu denen sie das Eisen von den Türken kaufen, sind von vorzüglicher Güte. Feuerwaffen und Schießpulver kaufen sie ebenfalls von den Türken; mit der Reparatur der erstern wissen sie im Nothfall gut umzugehen. Aus dem Diebstahl macht man sich hier zu Lande fast eine Ehre; viele sehr angesehene Leute haben beinahe kein anderes Erwerbsmittel, und stehen deßhalb in keinem schlechtern Ruf. Sie stehlen ihren Landsleuten Vieh, Hausgeräth und Waaren, und machen bei ihren Nachbarn Gefangene, die sie an die Türken verkaufen. Die Abasen gehen immer bis an die Zähne bewaffnet; jeder hat eine Flinte, Pistolen im Gürtel, Säbel und Dolch mehr oder weniger verziert. Eine solche Bewaffnung steht hoch im Preis, und von den gemeinen Leuten geben die meisten ihr ganzes Vermögen für Waffen hin, gehen mit nackten Füßen, und sind in Lumpen gehüllt, die der elendeste europäische Bettler zu tragen sich schämen würde. Uebrigens verstehen sie noch schwarz auf Silber zu malen; wie bereits erwähnt schlechte Tücher und eben so schlechte Leinwand zu bereiten.

Ihr Handel leidet durch ihre Faulheit. Aus der Türkei beziehen sie Eisen, Salz, einige baumwollene und seidene Stoffe, Feuergewehre, Leder u. s. w., gegen ihre bereits erwähnten Erzeugnisse. Der Handel mit Rußland hat seit der Besetzung der Festung von Sukhume-Kaleh im Jahr 1812 an Ausdehnung gewonnen, und wahrscheinlich wird er den mit der Türkei, mit dem er bereits rivalisirt, in Kurzem verdrängen.

Aus den angeführten Ursachen schmachten die Abasen mitten in einem der fruchtbarsten Länder der Erde, bei den herrlichsten Lagen für den Seehandel, im tiefsten Elend, das ihren Charakter herabgewürdigt hat, denn sie betteln lieber, als daß sie arbeiteten, leiden im eigentlichsten Sinne des Worts Hunger, und sobald sie irgendwo den Rauch einer Küche riechen, oder einen Ochsen schlachten sehen, so eilen sie herbei, um ungefordert jeden Dienst zu leisten, in der Hoffnung etwas zu Essen zu bekommen. Dieser niedrige Charakter hat bei ihnen den Muth gänzlich vertilgt, den man doch bei einem Volk voraussetzen sollte, das fast nur vom Degen lebt, und das, an Entbehrungen und das Ungemach der Witterung gewöhnt, Beschwerden und Gefahren einer mäßigen aber anhaltenden Arbeit und nützlicher Beschäftigung vorzieht. Die Abasen sind nichts weniger als tapfer, denn sie haben, ungeachtet der Gedanke einer fremden Oberherrschaft ihnen unerträglich ist, doch weder den Türken noch den Russen einigen Widerstand geleistet. Selbst ihre gefürchtetsten Räuber gehören nicht zu den tapfern und furchtbaren Leuten, die stets bereit sind mit Säbel und Pistolen eine Unternehmung auf offener Landstraße zu wagen; sie sind feine und gewandte Diebe, die nur dann offen angreifen, wenn sie die Stärkern sind, sonst aber nur bei Nacht und im Geheim handeln, und beim geringsten Widerstand ihre Beute im Stich lassen.

Napoli de Romania.

Napoli de Romania oder eigentlich Nauplia de Romania, auch bisweilen Anapoli genannt, hat in der neuern Zeit ein so großes geschichtliches Interesse gewonnen, daß eine Beschreibung dieser Stadt von dem Engländer Dodwell hier nicht am unrechten Orte seyn wird. Napoli de Romania liegt auf einer Erdzunge, fast im Hintergrunde des Golfes, der von ihr seinen Namen trägt. Sie erstreckt sich vom Rande des Meeresufers bis an den Fuß eines steilen Felsen. Wenn man Nauplia betritt, so hat man zur Linken den hohen majestätischen Felsen Palamedi, der jäh aufsteigt und eine sehr starke Citadelle, einige Häuser für die Garnison und eine Moschee trägt. Man gelangt zu ihr auf einem bedeckten Gang, dessen fünfhundert Stufen in den Felsen eingehauen sind. Der Name Palamedi ist wahrscheinlich von Palamedes, dem Sohne des Nauplios entlehnt, wiewohl weder Strabo noch Pausanias davon eine Erwähnung machen. Letzterer berichtet uns, daß Nauplia zu seiner Zeit, nämlich im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung unbewohnt war. Man sah damals dort nur noch zerfallene Mauern, einen Tempel des Neptun und einen Brunnen „Canathus" genannt. Ueberreste jener Mauern sind noch bis auf diesen Tag zu sehen; Zeuge ihres hohen Alters sind die vielseitig behauenen Steine, die zu ihrem Bau verwendet wurden. Man weiß nicht mit Zuverlässigkeit anzugeben, wo der Tempel des Neptuns gestanden und auch die Quelle des Canathus, obgleich noch immer sehr reichhaltig und ergiebig, besitzt nicht mehr ihre alte Eigenschaft, und hat den Ruhm der Wunder eingebüßt, wegen deren sie von dem schönen Geschlecht des Alterthums häufig besucht wurde, namentlich fehlte an keinem Jahre unter den Brunnengästen Juno, die hier, nach der Sage der Bewohner von Argos, alljährlich durch Baden in dieser Quelle wieder Jungfrau wurde.

Der Palamedi ist eine der stärksten Festungen Griechenlands, was ihr den Namen des Gibraltars des Archipels erworben hat. Man betrachtete sie als uneinnehmbar, und wirklich konnten sich ihrer die Griechen nur nach einer langen Belagerung bemächtigen, in der die türkische Besatzung auf

*) Mit geschnittenem Heu oder Stroh vermischte Thonerde.

sieben Kanoniere zusammengeschmolzen war. Alle übrigen Türken waren Hungers gestorben. Die Befestigungen der Stadt wurden unter der Herrschaft der Venetianer angelegt, und bestehen aus einer Ringmauer und drei Batterien, deren eine die „Landbatterie" genannt wird, und mit sieben herrlichen 43 Pfündern von Metall besetzt ist. Die andere, die „Seebatterie" genannt, ist gegenwärtig in Arsenal und Stückgießerei verwandelt worden. Die dritte, „die fünf Väter" genannt, beherrscht die westliche Seite der Stadt, und verdankt ihren Namen fünf prächtigen venetianischen Kanonen, die Kugeln von sechzig Pfund schießen.

Das Innere von Nauplia entspricht nicht ihrer schönen Lage. Die Straßen sind eng und schmuzig, die Häuser größtentheils Ruinen. Die noch bewohnbaren sind alle nach gleichem Styl gebaut. Das Erdgeschoß ist für die Pferde bestimmt, die übrigen Stockwerke stehen durch ziemlich hübsche Stiegen in Verbindung. Das schönste Wohngebäude war das des Pascha, das nachher die Residenz des Oberhauptes der Regierung wurde. Die Unreinlichkeit der Straßen und die Lage der Stadt an einem hohen Berge, der den Luftzug hindert, die schädlichen Ausdünstungen zu zerstreuen, so wie die in der Nähe gelegenen Sümpfe, verursachen fortwährend epidemische Fieber, die unter der zahlreichen Bevölkerung furchtbare Verwüstungen anrichten. Im Jahre 1828 schätzte man die Zahl der Einwohner auf 15,000, und im Verhältniß zu ihrem Umfang betrachtet, konnte man sagen, daß sie die volkreichste Stadt von Europa sey; denn man rechnete vier Personen auf ein Zimmer. Vor dem Jahre 1821 war Nauplia der Stapelplatz aller Produkte Griechenlands; sie trieb einen großen Handel mit Schwämmen, Seide, Oel, Wachs, Wolle, Baumwolle und Reiß. Gegenwärtig ist ihr ganzer Verkehr zu einem kleinen Einfuhrhandel herabgesunken.

Nauplia liegt neun Stunden von Korinth und zwei südwestlich von Argos, dessen Hafen sie vormals bildete. Menelaus landete hier bei seiner Rückkehr von Troja, wie aus dem Orest des Euripides zu sehen ist. Die Geschichtschreiber erwähnen ihrer oft, aber nicht als eines bedeutenden Ortes. Seit den Römerzeiten verlassen, wie Pausanias berichtet, zog Nauplia erst im Mittelalter wegen ihrer vortheilhaften Lage die Aufmerksamkeit auf sich. Der Felsen, der den Eingang des Hafens vertheidigt, wurde befestigt, und die gegenwärtige Stadt gegründet.

Seltsame Frömmigkeit.

Benderabend, eine Stadt in der Provinz Agra in Ostindien, steht bei den frommen Hindus, die sie als den Lieblingsaufenthalt Wischnu's betrachten und von allen Seiten des Landes, selbst aus den entferntesten Gegenden her dahin zusammenströmen, in großer Verehrung. Diese Stadt liegt mitten in mehreren kleinen Wäldern, die nach Aussage von Augenzeugen von einer Unzahl Affen bewohnt werden, deren natürliche Tücke und Bosheit noch durch die Verehrung aufgemuntert wird, deren diese Thiere zu Ehren eines indischen Gottes Hunaman genießen, der unter der Gestalt eines Affen abgebildet zu werden pflegt. In Folge dieses Aberglaubens wird durch die freiwilligen Gaben der Pilgrime eine ungeheure Anzahl dieser Thiere unterhalten, die Niemand zu beleidigen oder zu verletzen wägen darf. Es hält daher oft schwer, sich der Stadt zu nähern; denn wenn zufällig einer von den Affen es auf einen unglücklichen Wanderer abgesehen hat, so darf dieser sicher darauf rechnen, von einer ganzen Horde dieser Waldmenschen verfolgt zu werden, die ihm mit allen möglichen Wurfgeschossen, Bambusstöcken, Steinen, Koth und Erdschollen, unter einem entsetzlichen Geschrei, nachsetzen. Im Jahre 1808 ereignete sich ein trauriger Vorfall, der einen Beweis von der Gefahr gibt, der sich der Reisende hier aussetzen kann. Zwei junge Kavallerie-Offiziere des bengalischen Heeres wurden auf ihrem Weg durch diese Gehölze von einer Truppe Affen angegriffen, und einer der jungen Leute vergaß sich so weit, darauf Feuer zu geben. „Der Schuß zog nun nicht bloß neue Banden von Affen herbei, sondern auch die Fakirs, die mit solcher Wuth auf die Verletzer des heiligen Haines losgingen, daß die Offiziere, obgleich sie auf Elephanten ritten, ihr Heil in der Flucht suchen mußten, und in dem Versuche, durch den Djemna zu setzen, beide um's Leben kamen. Binderabend liegt am rechten Ufer des Djemna, 35 Meilen nordwestlich von Angra. (27° 34′ N. B. 77° 34′ O. L.)

Vermischte Nachrichten.

Der famose Hunt hat seinen Prozeß gegen die „Times" gewonnen, die er wegen Verleumdungen vor Gericht zog, die eine von diesem Journale gegebene Stelle gegen ihn enthalten sollte. „Der Renegat Hunt," hieß es dort, „ist auf der berüchtigten Peterlooer Heide, wo er so oft eine Rolle spielte, in Effigie verbrannt worden. Man sah dabei mehr Leute um die Asche tanzen, als je der volksthümlichsten Gelegenheit beiwohnten." Wegen dieser Angaben namentlich zog er die Times vor Gericht, die auch zu einer Strafe von fünfzig Pfund verurtheilt wurden. Merkwürdig bei diesem Prozesse war es, daß sich Hunt selbst vertrat, „weil er," wie er sagte, „bei dem gegenwärtigen Stande der öffentlichen Presse keinen Advokaten in die unangenehme Verlegenheit bringen wolle, diese Sache zu vertheidigen." Noch merkwürdiger aber war es, diesen Demagogen auf die Zügellosigkeit der Presse losziehen zu hören. Nichts aber kann wohl einen schlagenderen Beweis für die unschätzbare Wohlthat der Preßfreiheit geben, als daß ein so hohlköpfiger Demagoge wie Hunt gegen sie den Stein erhebt. Die Schlechtigkeit von allen Farben muß sich die Hand bieten, um über die größte Macht des Jahrhunderts den Stab zu brechen. Dieß ist nicht der einzige Punkt, wo Absolutismus und Demagogie, Aristokratie und Pöbel Brüderschaft machen.

*

Der englische „Courier" gibt in einem Schreiben aus Pool in Dorsetshire vom 14 Januar d. J. folgende Erzählung von dem Erscheinen eines sogenannten Meerfräuleins, die ihm, wie er sagt, auf das Zuverlässigste verbürgt worden ist: „Am verflossenen Sonntage wollte Herr Alexander Mackenzie in einem Boote von Ullapool übersetzen, als die Schiffer Green-Stone-Point gegenüber eine Gestalt, die von Ferne einem Manne glich, auf dem Felsen sitzen und mit Fischfangen beschäftigt sahen. Da es sie Wunder nahm, daß Jemand an einem Feiertage fischen sollte, so näherten sie sich dem Gegenstande ihrer Neugierde und fanden zu ihrem größten Erstaunen ein Geschöpf, das oben einem Weibe von weißer Farbe ähnlich sah, unten aber in einen dunkelblauen Fischschwanz mit Flossen ausging. Das Monstrum war sehr zahm, und das Schiffsvolk bemerkte an ihm keine Furcht. Es hatte sanfte Augen und blickte manchmal nach dem Boote hin, manchmal nach den Seemöven, die ober ihm in der Luft flogen.

*

Welche Fortschritte die Presse und folglich auch die Aufklärung in Indien macht, läßt sich aus folgenden Angaben entnehmen: „Von öffentlichen Blättern in europäischen Sprachen bestand in Bengalen im Jahre 1814 ein einziges; im Jahre 1825 gab es deren fünf; im Jahre 1830 zählte man schon achtunddreißig. In der Landessprache kam von 1814 bis 1820 noch keines heraus; seit dem Jahre 1830 bestehen dort acht. In Fort Saint-Georges gab es im Jahre 1815 fünf; im Jahre 1826 acht Journale, und dieselbe Anzahl bestand auch noch 1830. Zu Bombay hatte man im Jahre 1814 vier, im Jahre 1820 vier und im Jahre 1830 zwölf Zeitungen in europäischen Sprachen; in der Landessprache keine. Die Zahl der Pressen ist in Bengalen sechs, Fort Saint-Georges zwei, Bombay acht. Es ist bemerkenswerth, daß außer London nirgends eine tägliche Zeitung erscheint, während man deren in Calcutta fünf zählt."

*

Der Graf von Pfaffenhofen macht in den französischen Blättern bekannt, daß er in Schottland nicht seinen Prozeß gegen Karl X verloren habe, wie man in Paris das Gerücht zu verbreiten bemüht gewesen; sondern daß er vielmehr gegen ihn ein Warrant de Indicio sisti erlangt, das ihn nur die Ehrfurcht gegen Seine Majestät in Vollzug setzen zu lassen hindere. Karl X sey daher auf sein Wort frei und zwar insoweit, daß er Holyrood verlassen und eine Privatwohnung habe beziehen dürfen.

*

Ein englisches Blatt bemerkt: „Innerhalb drei Tagen sind ein Dichter, die Witwe eines Dichters und die Geliebte eines Dichters mit Tode abgegangen. Der hochwürdige G. Crabbe, der in seinen Gedichten mit so großer Treue das niedere Leben malte; Mistreß Darwin, die Gemahlin des berühmten Wundarztes und Sängers von Flora's Hof, Darwin, und Mistreß Musters, die Lord Byrons jugendliche Muse durch ihre glühenden Gedichte als Mary unsterblich machte."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 65. 5 März 1832.

Bemerkungen über die im Jahrgange 1830 des Auslandes erschienenen Aufsätze über Griechenland.

(Fortsetzung.)

Auf Quinet's archäologischen Wanderungen kann ich den Erzähler nicht begleiten; das Wenige, was ich von hellenischen Alterthümern in Messenien sah, sah ich nur mit profanen Augen. Was die kreisförmigen, gepflasterten Tanzplätze betrifft, so bemerke ich, daß ich auf meinen ersten Wanderungen in Griechenland die kreisförmigen, gepflasterten, oder mit Lehm beschlagenen Dreschplätze für Tanzplätze ansah, später aber, als ich die eigentliche Bestimmung dieser Plätze kennen lernte, nie einen ausschließlich dazu bestimmten Tanzplatz fand. Ich weiß nicht, ob Herr Quinet in denselben Irrthum verfallen ist. Wohl mochten zu der Zeit als Quinet seine Beobachtungen machte, diese Plätze mit Gras bewachsen seyn; die armen Messenier hatten damals seit lange Nichts zu dreschen gehabt; aber getanzt haben sie gewiß zu jeder Zeit, wie alle Griechen, mit oder ohne Ernte. Als ich im August 1830 Messenien besuchte, fand ich diese kreisförmigen Plätze sehr belebt. Aber nur schwerfüßige Rinder oder Maulthiere stampften in gemessenen Molossen einen Reihentanz auf der untergelegten Frucht herum, oder der Dreschflegel (derselbe, der in unsern Tennen geschwungen wird, nur schwächer und leichter) flog in mannichfaltigem Takt darauf hin.

Gern theile ich das Entzücken des Verfassers über die Aussicht auf dem Gipfel des Berges Ithome. Auch ich genoß sie, und sie ist mir eine der vielen theuern Erinnerungen, die ich aus dem prächtigen Gebirgsland in die einförmigen Ebenen der Moldau mitgebracht habe; aber in den ewigen Schnee auf dem Gipfel des Taygaetos kann ich nicht einstimmen. Ich sah den Taygaetos von allen Seiten, und in verschiedenen Jahreszeiten, nie sah ich ihn im Sommer beschneit, und auf der Seite, die er gegen den Golf von Calamata bietet (dieß seine Ansicht vom Ithome aus gesehen), sind seine Gipfel solche steile, starre Felsenwände, daß selbst im Winter nur wenig Schnee darauf liegen bleiben kann. Ueberhaupt hat ja Morea sammt den Inseln meines Wissens nicht einen einzigen Berg mit ewigem Schnee, mit Ausnahme des Ida's auf Kreta; und auch von diesem soll, wie mir die Einwohner an Ort und Stelle selbst erzählten, in manchem Sommer der Schnee ganz verschwinden, so daß es ein gefährlicher Frohndienst war, und leider wieder seyn wird, aus den unzugänglichen Höhlen und Schluchten des Berges, wo auch in den heißesten Sommern einiger Schnee liegen bleibt, diesen für die Tafel der Türken in die Städte zu holen. Wohl sah ich auf hohen Standpunkten in Morea, und oft schöner noch vom Meere aus, entzückende Ansichten von Schneegipfeln, die hinter Reihen prächtiger, tiefblauer, niedriger Gebirge hervorschauten. Stets fand ich aber, daß diese Schneegipfel nicht Morea angehörten, sondern aus der Kette des Parnasses über den Golf von Lepanto herüberragten.

Den Schluß dieses Artikels las ich nicht, weil ich mir leider bis jetzt den Jahrgang 1831 des Auslandes noch nicht verschaffen konnte.

Lenormands Erinnerungen aus Morea. Was der Verfasser in den ersten drei Abschnitten über Modon, Navarin und Patras sagt, ist nicht zu viel und nicht zu wenig. Er kommt darauf nach Lepanto, wo er gleich Anfangs dem ehrlichen Hadschi Christo sehr nahe tritt, indem er ihn einen zweideutigen, in Mitteln sich zu bereichern gewissenlosen, türkischen Affen nennt, der noch dazu gern geschmeichelt seyn will, und erhaben klingende Phrasen liebt. Wie falsch und grundlos sind diese Beschuldigungen! Der alte Haudegen träumt sich wohl nicht, daß Jemand, den er gastlich in seinem Zelt bewirthete, nun ganz ohne Grund jenseits des Meeres Uebles von ihm spreche. Er soll aber auch gerechtfertigt werden von Einem, der längere Zeit mit ihm unter einem Dach lebte (Salamis 1829, wo ich 4 Wochen lang mit Hadschi Christo in einem Kloster lag), und der ihn durch sein schmuckloses treuherziges Betragen lieb gewann. Die verschiedenen Regierungen haben, eine nach der andern, die Biederkeit und Rechtlichkeit des alten Kriegers anerkannt. Stets wechselten die Anführer, stiegen, bereicherten sich, und fielen oder traten wohlversorgt selbst ab; Hadschi Christo intriguirte niemals und ging seinen ruhigen ehrlichen Gang fort, und wie wenig es wahr ist, daß er sich auf unrechtmäßigem Wege bereichert, geht am deutlichsten daraus hervor, daß, während alle übrigen Anführer zu Land und zur See sich in kurzer Zeit Schätze sammelten, er immer arm blieb, ja gegenwärtig ärmer ist als je. Er besitzt äußerst wenig an liegenden Gütern; sein Luxus sind seine Waffen, welche nicht einmal sehr prächtig sind, ein Paar Pferde und ein Paar Scharlachröcke. In einem solchen falteureichen kurzen Waffenrock und seiner übrigen Tracht und Bewaffnung mit seinem biedern, treuherzigen Blick, gleicht er eher einem alterthümlichen Helden als einem türkischen Bey, wie der Verfasser meint.

Die Würde eines Türken hat allerdings Hadschi Christo, und sie steht ihm besser als den griechischen Häuptlingen ihr lächerliches in die Brust Werfen, die Schultern Vorschieben, und mit den ausgespreizten Armen in der Luft Herumrudern. Hadschi Christo, sagt der Verfasser, thut sich auf seine türkischen Manieren etwas zu gut. Er hätte Recht, wenn er damit die Redlichkeit des wackern Alten meinte, und sein Hochhalten von Treu und Glauben, worin leider der Türke den Griechen weit übertrifft. Ein guter Christ war jedoch unser Christo jederzeit; er küßt aufrichtiger als mancher scheinheilige Grieche seine Heiligenbilder, ja er macht sogar, als ächter christlicher Ritter, sein Kreuz so oft er zu Pferde steigt. Obwohl seine Truppen das schauderhafteste Gesindel enthalten, was je den Namen Reiter furchtbar machte, meistens Bulgaren, Serbier und Albanesen, so weiß er sie doch meisterhaft im Zaume zu halten. Nirgends, wo er selbst zugegen war, durften sich seine Leute Gräuelthaten erlauben, die so häufig unter den Augen der übrigen Häuptlinge geschehen. Sanftmuth und Gutmüthigkeit sind Hauptzüge seines Charakters, und auch seine wilden Horden meistert er mehr mit Milde und väterlichem Ernst, als mit türkischem Despotismus. Hadschi Christo steht zwar nicht im ersten Range der griechischen Helden, doch ist er in jeder Hinsicht an die Seite Nikitas und Karaiskakis zu stellen, und seine in Griechenland überall anerkannte Tapferkeit und Treue verdient eine ehrenvollere Erwähnung als die des Herrn Lenormands. Wo ich diese Tugenden, die schönsten des Mannes, gekränkt sehe, da muß ich sie vertheidigen; deßwegen möge mir der Leser die Weitläufigkeit über einen Mann verzeihen, der nie in der griechischen Epoche bedeutend war, und nun anspruchlos, wie er immer war, nur ein kleines Korps unregelmäßiger Kavallerie kommandirt.

(Schluß folgt.)

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Indem die Franzosen dem Lauf des Flusses folgten, dessen Ufer sie angebaut hatten, lernten sie die herrlichen Gegenden, die er bewässerte, näher kennen, und erhielten durch die Indianer Kenntniß vom Fluß Columbia. Glaubenslehrer trotzten überall dem Märtyrertode zum Ruhme Frankreichs und der Religion, und nur durch die Felsengebirge wurden ihre Bemühungen zuweilen gehemmt. Städte wurden gebaut, Neu-Orleans im Jahre 1717 gegründet, Isle Royale in Besitz genommen und Louisbourg erhob sich als Schutzmauer Canadas. Die französische Herrschaft wurde von den Tschactas, Alibamons, Illinois, Irokesen, Algonquins und den Natchez anerkannt. Missionäre vom Franziskanerorden der verbesserten Regel drangen mit allem Muthe der apostolischen Würde bis zu den wildesten Stämmen vor, und verbreiteten den Keim der Civilisation bis in die Wälder von Acadien und Canada. Die Kolonisten waren eben so eifrig bemüht den Lauf des Missuri und Arkansas zu erforschen, indem sie sich dem Gebiete von Neu-Spanien näherten, wo andere Europäer ihre Herrschaft auf den Trümmern des aztekischen Reichs befestigten.

Neu-Mexiko wurde von dem Franziskaner A. Ruis entdeckt, der, die Nachweisungen der Indianer benützend, zu Santa-Barbara in der Provinz Tiguas, wo er im Jahre 1580 das Leben verlor, Minen anlegte. Später führte Antonio de Espejo, der seine Entdeckungen verfolgte, eine kriegerische Expedition noch weiter; er durchzog die Provinzen Cibola und los Hubates, stieß auf die Flüsse del Norte, de las Vacas und de las Conchas, und kam endlich auf den von Coronado eingeschlagenen Weg. Im Jahre 1599 richtete Juan de Oñate seinen Eroberungszug gegen Norden, kam im Jahre 1602 an den großen See Conibas, und wurde der Gründer der Niederlassungen, die im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts an den Ufern des Rio Bravo del Norte entstanden, und deren Hauptstadt Santa Fé im Jahre 1682 wurde.

Auf der Küste des Festlandes hatten die Eroberungen nur geringen Erfolg, da sie den lebhaftesten Abscheu gegen Spanien einflößten; man versuchte es daher mit dem Missionssystem und so setzten sich im Jahre 1651 die Kapuziner zu Cumana, und fünf Jahre später die Franziskaner zu Piritu fest. Die Kapuziner von Aragon machten sich in Venezuela ansässig, und waren mit ihren Glaubenswaffen glücklicher, als man es in den Schlachten der frühern 150 Jahre gewesen war: sie bekehrten viele Stämme, gründeten Städte und bereiteten Eroberungen vor. Zur nämlichen Zeit stritten die Franzosen, Engländer und Holländer um den Besitz von Guyana. Missionäre vom Orden der Franziskaner, die mit jedem Schritt Land gewannen, gingen über den Orenoko, und verbreiteten sich über eine Fläche von 500 Meilen bis zu den Ufern des Rio; ihnen folgten Kapuziner, die später in diesen, selbst jetzt noch wenig gekannten Gegenden Missionen gründeten, und auf den Ebenen zahlreiche Heerden weiden ließen.

In diesen großen Landstrich zwischen dem Amazonenfluß, dem Orenoko, den Cordilleren und dem atlantischen Ocean verlegte die Sage das berühmte fabelhafte Land Eldorado, jene unerschöpfliche Fundgrube von Schätzen. Zur Zeit der Entdeckung erzählten die Peruaner, die Indianer von Venezuela und Bogota von diesem Land. Habsucht trieb viele unternehmende Männer an, es aufzusuchen, und die Entdeckungen, die hiedurch veranlaßt wurden, bilden eine merkwürdige Episode in der Geschichte der Geographie. Allen Berichten zufolge war jenes Land im Mittelpunkt von Guyana zu suchen. Die größten Unternehmungen wurden von Venezuela aus gemacht, und unter diesen hatte die bedeutendste den deutschen Ritter Philipp von Hutten zum Führer, der in den Jahren 1541 bis 1545 ein kleines Heer Spanier von der Küste von Caraccas bis in die Gegend des Sees Parime, an einer Stadt der Omaguas, führte, deren Bedeutenheit er sehr übertrieb. Eine minder glückliche Unternehmung zur Entdeckung dieses reichen Landes leitete Pedro Malaver de Silva ungefähr 20 Jahre später. Von derselben Hoffnung getrieben, stieg im Jahre 1586 Antonio Berrio y Oruna von der Cordillere von Bogota auf die östlichen Ebenen herab, verweilte an den Ufern des Orenoko, und gründete da die Stadt San-Thoma, die jedoch nach und nach weiter von der Mündung des Flusses verlegt wurde, um sie vor den Anfällen der Holländer sicher zu stellen, deren Mißgunst durch den Tauschhandel, den sie mit den Indianern trieb, rege wurde. Später richtete auch Walter Raleigh, dieser so unterrichtete, fähige, und durch seinen so schlecht belohnten Eifer für Untersuchung vernachlässigter Länder, für Bergbau und Ausbreitung des Handels so berühmte Mann, sein Augenmerk auf

Eldorado; in den Jahren 1695 und 1696 besuchte er die Ufer von Guyana und verfolgte den Lauf des Orenoko; der Lohn für seine Dienste war bekanntlich der Tod auf dem Schaffott. Die Hoffnung jenes reizende Land zu finden, hatte schon die berüchtigten Expeditionen Gonzalo Pizarro's, Belalkazars und Queseda's veranlaßt; sie führte später auch Soares nach der Provinz Charkas, und Jedermann von Venezuela nach Santa Fé de Bogota. Antonio Santos beschloß endlich im Jahre 1780 die Reihe dieser fruchtlosen Kreuz- und Querzüge nach einem Traumgebild; auf die Versicherungen eines vorgeblichen Indianers von Parime reiste er von San-Thomas ab, wurde, nachdem er einen Weg von 250 Meilen zurückgelegt hatte, von seinem Führer verlassen; seine Gefährten kamen um, und er selbst fiel in die Hände der Portugiesen. Ein zweites Eldorado und eine unermeßliche Stadt, Quivira, verlegte die Sage in ein Königreich Namens Tatanax im Norden von Cibora; da aber deren Existenz nicht minder fabelhaft war, so betrieb man ihre Entdeckung auch mit weniger Eifer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Negersklaven in Rio de Janeiro.

Rio de Janeiro ist einer der Hauptmärkte Brasiliens für den Negerhandel; die südlichen Provinzen werden von hier aus, mit dieser, dem inländischen Ackerbaue unentbehrlichen Waare versehen, und im Durchschnitte werden jährlich gegen zehntausend Schwarze, von beiden Geschlechtern, aus Afrika nach der Hauptstadt gebracht. Dieser Handel erfordert bedeutende Kapitalien; gehen aber nur wenige Neger auf der Reise und später durch Krankheiten verloren, so kann der Gewinn über zweihundert Prozent angenommen werden. Sklavenhändler und Theilnehmer sind daher sämmtlich reiche Leute. Die Behandlung der Neger auf der Reise ist die bestmöglichste. Die brasilianischen Schiffe besuchen die portugiesisch-afrikanischen Besitzungen Angola, Ambris, Molombo, Rio-Zaire, Cabinda, Benguella, Quilliman und Mozambique, tauschen so viel Neger ein, als die Schiffe mit Bequemlichkeit fassen können, und die ganze Schiffsmannschaft vom Kapitän abwärts ist nun bemüht, die Neger bei guter Gesundheit zu erhalten; denn jeder Einzelne von ihnen ist an der Ladung betheiligt. Die männlichen erwachsenen Neger, besonders wenn sie einer kriegerischen Nation angehörten, werden immer zu Zweien mit starken Ketten an einander gefesselt; eine nothwendige Vorsicht, um die mögliche Gefahr eines Aufstandes zu vermindern. Weiber und Kinder erhalten ihren bestimmten Platz im Schiffsraume, woselbst sie so lange bleiben, bis das Schiff auf der hohen See angekommen ist.

Jetzt wendet man alles Mögliche an, sie dem Trübsinne und der Gefühllosigkeit zu entreißen, in welchen die meisten dieser Unglücklichen versinken, da sie sich oft die entsetzlichsten Vorstellungen von ihrem künftigen Schicksale machen; Manche von Weib und Kind gerissen wurden. Erlaubt es die Witterung, so bleibt immer eine Abtheilung der Neger auf dem Verdecke; Trommeln und Cimbalen werden herbeigebracht und verfehlen ihre Wirkung nicht; Einzelne erheben sich zum Tanze, Andere folgen, die Uebrigen widerstehen nicht länger, und bald tönen die Gesänge ihres Vaterlandes über die weite Fläche des Meeres hin. Man erhält die Neger also in steter Beschäftigung, gibt ihnen so viel möglich die Nahrung, an die sie gewöhnt sind, räuchert den Schiffsraum täglich, trägt für die höchste Reinlichkeit Sorge, und schützt sie besonders gegen den schnellen Wechsel des Wetters. Strenge wird nur gegen die absichtlich Widerspenstigen geübt, aber besonders bei Nacht die Wachsamkeit verdoppelt, um sie in steter Furcht zu erhalten. Tritt stürmische Witterung ein, und hält sie einige Zeit an, so wird die Lage der armen Neger, die nun in einem engen, dicht verschlossenen Raume zusammengedrängt sind, höchst beschwerlich, die verdorbene Luft erzeugt Krankheiten und rafft Viele hinweg; ist aber die Reise kurz und günstig, steigt die Sterblichkeit selten über vier Prozent; dennoch langen die armen Neger, besonders Kinder von acht bis neun Jahren, mager wie Skelette am Ziele der Reise an. Sklavenhändler und reiche Pflanzer begeben sich hierauf an die Schiffe, besehen die Ankömmlinge, feilschen um sie und bringen die Uebrigen nach dem Sklavenmarkte (Vallongo).

Die Sklavenhändler haben in der Rua Vallongo und Aljuba schöne große Gebäude, die zur ebenen Erde eigens eingerichtet sind; die frische Seeluft hat allenthalben Zutritt, und der Boden der Höfe und Säle wird jeden Tag mehrere Male gewaschen. Die Neger selbst werden, ehe man sie zum Verkaufe ausstellt, einer besondern Behandlung unterworfen, vieljährige Erfahrung hat ihre Zweckmäßigkeit bestätigt. Sie werden fast ohne Ausnahme von einer ihnen eigenen Krätze befallen, woran Ansteckung, der Genuß von Salzfleisch oder die Seeluft Schuld seyn mögen. Sie liegt wie Schuppen auf ihrem Körper, bedeckt ihn ganz und gibt der Haut ein widerlich graues Aussehen; doch ist sie ihrer Gesundheit eher nützlich als schädlich, und benachtheilet ihren Verkauf keineswegs. Im Magazine angekommen, werden sie nun durch Neger von ihrer Nation gewaschen, gebadet, Kopfhaare und Bart geschoren, ihnen allmählich bessere Nahrung und eine gewisse Dressur gegeben, um sich den Kauflustigen vortheilhaft vorzustellen; auch manche Toilettenkünste werden angewendet, beiderlei Geschlechter zu verjüngen, zu verschönern und körperliche Fehler dem ungeübten Auge geschickt zu verbergen. Dann werden sie nach ihren verschiedenen Stämmen und Geschlechtern in die geräumigen Säle des Hauses geführt und diese dem Publikum geöffnet.

Der Anblick, der sich bei einem Besuche des Vallongo darbietet, besonders nach der Ankunft eines großen Negertransportes, ist in seiner Art merkwürdig und unterscheidet sich im Grunde durchaus nur darum von einem Pferdemarkte, daß man hier Geschöpfe mit menschlichem Aeußern und dort Thiere verkauft, welche aber schon einige Zeit unter der Hand des geschickten Meisters befindlich weit mehr Fähigkeiten zeigen, als die armen Afrikaner. Den Thüren gegenüber reihen sich längs den Wänden des Saales niedere Bänke, dort sitzen die männlichen, vor ihnen auf dem Boden und nach Landessitte, mit dem Leibe auf den Fersen ruhend, die weiblichen Neger, vor diesen die Kinder beider Geschlechter; der Kauflustige kann durch diese symmetrische Eintheilung alle Anwesenden übersehen. Die Sklavenhändler, aus Erfahrung wissend, welche Nationen in diesen Gegenden Brasiliens besonders beliebt sind, bemühen sich in Afrika, wo möglich nur von diesen einzuhandeln, da sie nach ihrem Charakter und ihren geistigen Anlagen sich zu verschiedenen Verrichtungen besonders eignen. Sobald daher der eintretende Kauflustige die Nation nennt, von welcher er Neger wünscht, wird ihm eine Anzahl derselben vorgeführt, und nun beginnt die Prüfung ihrer körperlichen Eigenschaften; um diese zu erleichtern, sind die Neger nur mit einem über die Hüfte geschlagenen Tuche bekleidet. Bei dieser Prüfung wird so verfahren, als feilschte man um ein Hausthier, die Käufer kennen eben so wenig, was Zartgefühl, als die Neger, was Schamhaftigkeit ist; man läßt sie hin und her gehen, die Arme mit Anstrengung bewegen, um sich von dem freien Gebrauche ihrer Glieder und ihrer Muskelkraft zu überzeugen, und erst nach der sorgfältigsten Untersuchung beginnt der Handel, welcher nach Dobras *) geführt wird. Seitdem das Aufhören einer fernern Einfuhr von Sklaven auf das Jahr 1830 gesetzlich bekannt gemacht wurde, sind die Preise der Neger bedeutend gestiegen, so zwar, daß ein junger gesunder Neger nicht mehr unter fünfzehn bis sechzehn Dobras, eine junge Negerin um zwölf, ein Knabe oder Mädchen um neun Dobras zu haben sind. Während dieses Vorgangs bezeugen die Neger die höchste Gleichgültigkeit, und folgen nach geschlossenem Handel mit demselben Stumpfsinne ihrem neuen Herrn. Ihr Schicksal hängt gleich dem mancher Thiere von ihren körperlichen Vorzügen ab; sind sie schön und wohlgebaut, so werden sie von wohlhabenden Stadtbewohnern gekauft und mit ihnen die Zahl ihrer Dienerschaft vermehrt oder ergänzt; sind sie häßlich oder unansehnlich von Gestalt, so werden sie von armen Leuten oder Bergwerksbesitzern und Pflanzern gekauft, um ihr ganzes Leben hindurch schwer zu arbeiten.

Bei reichlicher Nahrung und schonender Behandlung erholen sich die Neger ungemein schnell, und der Fremde erstaunt mit Recht, Menschen, welche als Skelette den Vallongo verließen, nach wenigen Wochen, von Körperfülle strotzend, mit einer glänzend schwarzen, sammtartigen Haut

---

*) Die Dobra oder Dublone ist eine Goldmünze im Werthe von 12.800 Reis oder 37 fl. 7 kr. 3 pf.

und lebhaften feurigen Augen wieder zu erkennen. Im Umgange mit ihren schwarzen Brüdern, die schon längere Zeit Sklaven sind, überzeugen sie sich bald, daß ihr Loos keineswegs so unerträglich ist, als sie es sich einbildeten; der ihnen besonders eigene Frohsinn gewinnt die Oberhand; die Aehnlichkeit des Klima's, der Früchte und Lebensweise Brasiliens mit ihrem Vaterlande macht endlich, daß sie sich hier bald eingewöhnen und der Heimath nur mehr in ihren Liedern gedenken. Sie werden, wie schon früher erwähnt wurde, auf sehr verschiedene Weise zum Erwerbe angehalten, und von ihrer größern oder niedern Thätigkeit hängt mit geringer Ausnahme die Verbesserung oder Verschlimmerung ihres Schicksales ab. Dadurch, daß man sich der Neger ausschließlich bedient, Lasten aller Art fortzuschaffen und alle erdenklichen Bedürfnisse der Einwohner in den Straßen der Stadt zum Verkaufe umhertragen zu lassen, sind diese beständig mit einer außerordentlichen Menge Neger angefüllt, so daß die Lebhaftigkeit derselben nicht einmal von der in den besuchtesten Theilen Londons übertroffen wird. Die Gewohnheit dieses Volkes, manche Arbeit nach dem Takte einer vaterländischen Melodie zu verrichten; der Gebrauch, die feilgehaltenen Waaren mit ihrer äußerst starken Stimme auszurufen, und die tobenden Ausbrüche der Freude, welcher sie sich ohne Zwang überlassen, verursachen einen Lärm, der den Fremden, bis sich sein Ohr daran gewöhnt, völlig betäubt; er glaubt sich Anfangs in die Residenzstadt eines afrikanischen Fürsten versetzt; später nehmen jedoch die Neger die Aufmerksamkeit des Beobachters in verdienten Anspruch. Es gibt in Rio de Janeiro Neger von allen jenen afrikanischen Nationen, welche mit den Portugiesen in gutem Benehmen stehen, die Mehrzahl aber sind Angolas, Congos, Cabindas, Quillimanos, Benguellas, Mozambique's und Minas; seltener sind Caxunda's, Rebolos, Anjicos, Gabacs, Cajenges, Mombassas u. A. m.

Manche dieser Nationen unterscheiden sich durch ihre Gesichtsbildung von einander; die Mehrzahl aber durch Einschnitte oder eingebrannte Zeichen im Gesichte, die sie mehr oder minder entstellen; Einzelne tragen diese Abzeichen auch auf dem Leibe, entweder als Urkunde ihres Volksstammes oder einer höheren Würde, die sie in ihrer Heimath bekleideten. Man ist in der Hauptstadt der Meinung, daß man es dieser so verschiedenartigen Abstammung der Negersklaven, welche sich zum Theile gar nicht verstehen, oder schon in Afrika anfeindeten, allein verdankt, daß man von jenen Revolt-Versuchen verschont blieb, welche Bahia schon einige Mal (1814 und 1816 zuletzt) gefährlich wurden, weil die Mehrzahl der dortigen Sklaven der Nation Mina angehören, die an Bildung und Muth wesentliche Vorzüge vor den genannten Völkerstämmen hat.

Die Gesichtszüge der Neger sind im Allgemeinen nicht schön; das wollartige Haar, die breite platte Nase, der große dicklippige Mund, überhaupt die Gestalt des ganzen Kopfes, welcher das Mittel zwischen Mensch und Affe hält, mißfallen besonders dem Europäer; es gibt aber auch viele einzelne Individuen, deren Gesichtsbildung sehr angenehm und einzelne Völkerstämme, die ungemein wohlgebildet sind; solche abschreckend häßliche Gestalten, wie ich in Europa sah, und mit welchen Personen von hohem Range gleichsam prunkten, würde man aber hier nicht in dem Hause eines nur etwas bemittelten Bürgers gedulden. Die Farbe der Neger ist nicht gleich; es gibt Nationen, welche schwarz wie polirtes Ebenholz, andere, die schwarzbraun sind; krank wird ihr Körper auffallend hellfarbig. Einige Stämme zeichnen sich durch große, dunkle, feurige Augen aus; andere haben kleinere von schillernder Farbe; alle gesunde und sehr weiße Zähne, auf deren Reinhaltung sie große Sorgfalt verwenden; korallenrothe Lippen kann ich mich nicht erinnern, gesehen zu haben. Im Ganzen genommen sind die Neger von mittlerer Größe; ihr Körperbau ist regelmäßig, schlank; die Schultern breit, die Brust gewölbt und fleischig, Hände und Füße klein. Es gibt aber auch Männer von athletischem, vollendet schönem Wuchse; in Rio de Janeiro sieht man eine große Menge dieser kräftigen Gestalten, welche, da der Gebrauch von großen Karren nicht üblich ist, zum Tragen und Fortschaffen der größten Lasten verwendet werden. Alle Neger zeichnen sich durch eine schöne gerade Haltung und einen leichten, schwebenden Gang aus, und die Gewohnheit, die schwersten Lasten auf dem Kopfe zu tragen, macht sie zu vollkommenen Meistern ihres Körpers, und stärkt besonders ihren Nacken. Einen Neger zu sehen, der mit einer Last von zwei Centnern auf dem Kopfe, singend und leichten Schrittes, von einem oft zwei Stunden entfernten Landgute nach der Stadt kommt, ist eine gewöhnliche Erscheinung.

Die Negerinnen sind fast alle von mittlerer Größe, meistens schön gewachsen, mit einiger Anlage dick zu werden; ihre Gesichtsbildung gränzt an Häßlichkeit. Diese Bemerkung gilt für die Negerinnen in Brasilien überhaupt; in Rio de Janeiro aber, woselbst es zum guten Ton gehört, von schönen Sklaven bedient zu werden, und wohlgebildete Negerinnen zum Verkaufe von Früchten, Blumen u. s. w. in den Straßen umher zu schicken, ist die Menge schöner Negerinnen sehr groß. Die Natur hat bei vielen, was die Bildung ihres Körpers betrifft, das vollendete Modell einer Venus aufgestellt, wie sie immer nur der Meißel des größten Bildhauers schaffen konnte. Denkt man hiezu eine elegante, leichte und sehr gefällige Kleidung, unendliche Grazie in jeder Bewegung, so bliebe dem Auge und den Sinnen wohl nichts mehr zu wünschen übrig, wenn nicht bei jeder Bewegung der afrikanischen Schönheit ein Paar schmutzige, auf mannichfaltige Weise entstellte Füße zum Vorscheine kämen. Ein altes Gesetz verbietet nämlich Sklaven und Sklavinnen den Gebrauch irgend einer Fußbekleidung; erst in neueren Zeiten erhielten der Adel und vornehme Staatsdiener Erlaubniß, auch die Füße ihrer schwarzen, nicht freien Dienerschaft zu bekleiden. Die von diesem Vorrechte ausgenommenen Sklaven sind daher genöthigt, bei jedem Wetter auf dem harten und rauhen Granitpflaster zu gehen, verletzen sich natürlich oft, bekommen eine dicke Haut und beschädigen besonders häufig die Zehen, welche dadurch bei den Meisten widerlich verunstaltet werden.

Der Charakter und die geistigen Anlagen der afrikanischen Volksstämme, von welchen Individuen als Sklaven nach Brasilien kommen, sind sehr verschieden. Einige ertragen das Loos der Sklaverei willig und geduldig; es kommen selbst viele hieher, die in Loanda, der größten Niederlassung der Portugiesen auf der afrikanischen Küste, schon Sklaven waren. Andere, wie die vom Volksstamme der Angolas, Congas, Capindas u. A. m., lebten schon in der Heimath unter der Regierung höchst despotischer und grausamer Fürsten, und sind in Brasilien, wenn sie nur einigermaßen menschlich behandelt werden, glücklicher als in ihrem Vaterlande. Manche, wie die Rebolas, Anjicos, Monjolas u. s. w. sind freiheitsliebend, stolz, hartnäckig und melancholisch, und müssen gut behandelt werden, wenn man sie nicht durch Selbstmord verlieren will. Die Minas-Neger sind von allen die vorzüglichsten und stehen in ihrem Vaterlande auf einer höhern Stufe von Bildung; sie treiben Handel und Ackerbau, haben bereits einige Handwerker unter sich, und sind darum in Brasilien sehr gesucht und werden theuer bezahlt. Die in Brasilien gebornen Neger, zum Unterschiede der afrikanischen, Kreolen genannt, können als ein veredelter Zweig dieses Volkes angesehen werden; es ist merkwürdig, daß sie die dem afrikanischen Neger eigene widerliche Ausdünstung nicht mehr haben. In der Familie ihres Gebieters, gewöhnlich mit seinen Kindern auferzogen, sind die Kreolen in mancher Hinsicht diesen an Bildung gleich, sprechen die Landessprache geläufig, haben ausgebildetere Begriffe und können mit einem Worte unter die Zahl vernünftig denkender Wesen gerechnet werden; es kommt daher ganz auf ihre Erziehung an, ob sie gute oder sehr verdorbene Menschen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Fürst Talleyrand speiste unlängst bei Jeremias Bentham in dessen Wohnung in Queen's Square Place zu Mittag. Der Fürst, ein warmer Verehrer von Benthams Schriften, gehörte einst einem Kreise von Benthams Freunden an, worunter sich Brissot, Dumont und andere große Geister des verflossenen Jahrhunderts befanden. Es sind nun vierzig Jahre verflossen, seit der Altmeister der Diplomaten, der jetzt achtundsiebenzig Jahre zählt, den Altmeister der philosophischen Juristen und Gesetzgeber, der am 15 Februar in sein fünfundachtzigstes Jahr trat, besuchte.

Die Zahl der mährischen Brüder in den civilisirten Ländern beläuft sich ungefähr auf sechzehntausend, und doch unterhalten sie hundert und siebenundzwanzig Missionen in fremden Ländern mit der Summe von vierzigtausend Dollars. Die Früchte dieser Missionen sind bereits dreiunddreißigtausend Bekehrungen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 66. 6 März 1832.

Der Diktator von Paraguay.

(Fortsetzung.)

Während so Francia überall mit unerbittlicher Strenge zu Werke ging, waren Fremde es allein, die sich von Seite des Diktators noch einiger Huld zu erfreuen hatten. Es waren ihrer ungefähr vierzig Personen, größtentheils Kaufleute, die durch die Aussicht auf bedeutende Handelsvortheile nach Paraguay gelockt worden waren. Unter ihnen befand sich jedoch ein Mann, für dessen Schicksal die ganze gelehrte Welt die innigste Theilnahme fühlen mußte — der Reisende Bonpland, der Freund und Gefährte des großen Humboldt. Bonpland hatte in den zu Grunde gegangenen Missionen von Entre Rios eine Pflanzung zum Anbau des Paraguaykrautes gegründet. Francia war Dieß ein Dorn im Auge, und unter dem Verwande, daß daraus dem Handel seines Reiches Schaden erwachse, schickte er eine Schaar Soldaten dahin ab, die einen Theil der Indianer ermordeten, Bonpland selbst mit einem Säbelhieb verwundeten, die Pflanzung plünderten, und ihn, unangesehen seiner Wunde, mit Ketten belastet nach Santa Maria, am linken Ufer des Parana, führten. Francia befahl jedoch, als er von diesen Mißhandlungen Nachricht erhielt, ihm die Fesseln abzunehmen, ließ ihm sein Eigenthum wieder zustellen, und wies ihm als Aufenthalt einen Ort, Namens Cerrito, zwischen Santa Maria und Santa Rosa an. Hier blieb Bonpland bis zur Befreiung aus seiner Gefangenschaft, indem er sich mit Ackerbau beschäftigte und die Liebe und Achtung aller Einwohner des Bezirks erwarb, denen er durch seine vielseitigen Kenntnisse und insbesondere durch seine ärztliche Geschicklichkeit ein wahrer Wohlthäter wurde. Da jedoch der gelehrte Reisende fern von Allem war, was ihm theuer, oft die nothwendigsten Lebensbedürfnisse entbehren mußte und seine Lieblingsstudien nicht fortsetzen konnte; so war seine Lage wirklich bedauernswerth. Je mehr man sich für seine Befreiung verwendete, desto mehr schien Francia Freude daran zu finden, Bonpland in den Händen zu haben. Als er einen Brief von dem englischen Konsul in Buenos Ayres erhielt, der auf die Befreiung Bonplands drang, kehrte er bloß den Umschlag des Schreibens um, und schickte es mit der Adresse an: „Parish, englischen Konsul in Buenos Ayres" zurück. Endlich gelang es dem berühmten Reisenden doch durch die Verwendung des Kaisers Don Pedro seine Freiheit zu erlangen, und Europa sieht jetzt mit neugieriger Ungeduld der Rückkehr Bonpland's entgegen, der gewiß eben so wohl über die Naturgeschichte Portugals, als über den Charakter und die Denkweise dieses seltsamen Despoten genaue Mittheilungen erstatten wird.

Der Diktator war nun entschlossen, einen Entwurf auszuführen, der längst in seiner Seele gereift war; derselbe bestand in nichts Geringerem, als in der völligen Zerstörung der Stadt Assumption mit der Absicht, dieselbe nach einem erweiterten Plane neu wieder aufzubauen. Die Ausführung dieses Unternehmens leitete der Diktator selbst, indem er mit eigener Hand die Bauplane vorzeichnete. Alle Häuser, die den neuen Straßenanlagen im Wege standen, wurden abgebrochen, aber dennoch stellten sich so viele Hindernisse entgegen, daß das Werk nur langsam fortschritt. Im Verlaufe von vier Jahren sah die Hauptstadt einem Orte ähnlich, der eine lange Belagerung ausgestanden. Allein so unumschränkt war seine Macht, daß er in der Vollendung seines Planes nirgends auf einen Widerspruch stieß. Alle Stände waren gehalten, an diesem großen Werke mit zu arbeiten; und zuletzt erhob sich auf den Trümmern der alten eine schöne und gesunde neue Stadt, die in jedem Betracht würdig ist, künftig die Hauptstadt einer mächtigen Republik zu werden, die von einem Tyrannen begründet wurde.

Als Francia ganz Paraguay seinen Befehlen unbedingt gehorchen sah, und er von Innen wie von Außen nichts mehr befürchten zu müssen glaubte, schien sein Gemüth sich zu beruhigen und sein Benehmen gemäßigter werden zu wollen. Vermuthlich trug zu dieser vortheilhaften Veränderung sehr viel der in der Mitte des Jahres 1824 vorgefallene Selbstmord eines jungen Mannes bei, der bei dem Diktator sehr viel galt und für den er die Stelle eines Staatssekretärs geschaffen hatte. Dieser hatte sich in seinem Amte einige Fehler zu Schulden kommen lassen, und da er Francia's Strenge fürchtete, in den Wellen ein Grab gesucht. Der Diktator, der ohne Zweifel zu fühlen begann, wie schwer sein Joch selbst auf denen lastete, die ihm am treuesten ergeben waren, wurde durch diesen Vorfall heftig erschüttert. Wenigstens zeigte er sich von diesem Augenblicke an leutseliger, die Verhaftungen wurden seltener, Todesstrafen nur an Verbrechern vollzogen, die Anklagen nicht mehr beachtet. Nur in seinen hypochondrischen Anfällen wandelten ihn wieder die alten tyrannischen Gelüste an, die an die Schreckenszeit erinnerten. So befahl er ein Mal der Schildwache vor seiner Thüre auf jeden zu schießen, der zu seinen Fenstern hinaufsehe. „Fehlst du," sagte er, indem er der bestürzten Schildwache ein ge-

ladenes Gewehr zeigte, „so werde ich dich nicht fehlen." Dieser Befehl ging wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt, und Jedermann hütete sich vor dem bezauberten Palast vorüber zu gehen, oder wenn man nicht ausweichen konnte, geschah es nur mit gesenktem Haupte. Einige Wochen später kam ein Indianer aus dem Stamme Payagua, der von Allem nichts wußte und das Haus des Diktators angaffte; sogleich feuerte die Schildwache ihr Gewehr auf ihn ab, verfehlte ihn aber. Als Francia den Schuß fallen hörte, kam er heraus, und nahm, sobald er die Ursache des Lärmens erfuhr, sogleich den Befehl zurück, an dessen Ertheilung er sich nicht ein Mal erinnern wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die im Jahrgange 1830 des Auslandes erschienenen Aufsätze über Griechenland.

(Schluß.)

Ich wundere mich, warum der Verfasser auf seinem Spaziergange durch die Belagerungslinie von Lepanto nicht der taktischen Artillerie gedenkt, ja sogar bemerkt, „daß die Belagerung, ohne Unterstützung irgend eines regulären Heerhaufens geführt wurde." Dieß ist ganz und gar falsch, so wie es falsch ist, daß Hadschi Christo mit seiner Reiterei im Rücken des Heeres lag. Dieser lag an der östlichen Seite, fast getrennt von den übrigen Belagerern, hinter einem Berge, mit zwei kleinen Stücken Geschütz, in ziemlicher Weite von der Stadt. Von dieser Seite war es niemals weder mit dem Angreifen noch mit dem Vertheidigen rechter Ernst gewesen, und diese Seite scheint der Verfasser besucht zu haben. Auch erwähnte er nur flüchtig, daß westlich von der Stadt die Griechen eine weite, wüste Ebene besetzt hielten; aber gerade hier war die eigentliche Belagerungslinie, und hier waren allerdings reguläre Heerhaufen zu sehen, die der Verfasser nicht gesehen hat. Hier lag nämlich (ganz auf der entgegengesetzten Seite von Hadschi Christo) nebst Tzavellas und Bozzaris mit ihren Palikaren, welche hinter einem Berge auf Kanonenschußweite von der Stadt ihre Stellung hatten, die taktische Artillerie mit dem gehörigen Geschütz und europäischen Offizieren. Dieses wohlorganisirte, gut bewaffnete und geübte Korps war am weitesten vorgerückt, und hatte eine nahe Höhe nordwestlich von der Stadt gewonnen, und hier sein Geschütz aufgepflanzt. Von hier aus, freilich dem feindlichen Feuer auch am meisten ausgesetzt, konnte es die Stadt und selbst die Festung beherrschen, und dieser Stellung dankt man die schnelle Uebergabe des Platzes, welche jedoch auch später wohl ohne Schuß und Schwertstreich erfolgt wäre. Die taktische Artillerie war es, die zuerst in die Stadt einrückte, als die oberen Werke des Forts noch nicht von den Türken verlassen waren, und ihr damaliger Chef der spätere „Commandant supérieur de Lepanto, du chateau de Romélie, Missolonghi et Vasiladi, Colonel comte Nicala de Pieri," war es, der ungeachtet seiner ziemlichen Korpulenz, auf die Kuppel der zur Moschee entweihten Kirche hinaufkeuchte, und hocheigenhändig ein Kreuz darauf pflanzte. Es ist ja kein Fremder in Lepanto gewesen, der Dieses nicht aus seinem eigenen Munde gehört hat!

Herr Lenormand, der gewiß ein eben so großer Freund der Wahrheit ist, als ich, wird mir diese Bemerkungen nicht übel nehmen.

Der Aufsatz, „die Gälen mit Andeutung verwandter Züge in den heutigen Griechen" mag viel Wahres über beide Völker enthalten, aber ihre spezielle Verwandtschaft ist wohl nur eine Hypothese des Verfassers. Es fällt allerdings nicht schwer, verwandte Züge bei beiden Völkern aufzufinden; Dieß ist jedoch, ohne spezielle Beziehung des Gälen zum Griechen, weiter nichts als Kulturverwandtschaft. Je niedriger zwei Völker auf der Kulturstufe stehen, desto mehr sind sie in Sitten und Gebräuchen einander verwandt, die klimatischen Abweichungen abgerechnet. Dieß ist besonders bei Gebirgsvölkern der Fall, und hierin besteht die ganze Verwandtschaft der Gälen mit den Griechen. Sie sind abergläubisch und unwissend, singen schlecht, tragen Sandalen von Ziegenfellen, plündern und stehlen gern, erheben beim Angriff des Feindes ein Kriegsgeschrei u. s. w. Alles dieß thut jedes wilde Gebirgsvolk. Daß die Griechen nur im Anfang der Schlacht das Gewehr brauchen, ist nicht richtig. Sie schießen, dann laufen sie davon, verstecken sich hinter Felsen und schießen wieder. Die Kühnsten sammeln sich, wenn sie im Verstecke geladen haben, wieder im Felde, und feuern von den Versteckten unterstützt; wer jedoch einen vortheilhaften Platz hinter einem Felsen hat, verläßt ihn nicht gern. Sie lassen sich nicht leicht in ein Treffen ein, wenn sie nicht ein für ihre Art zu fechten günstiges Terrain haben, was sie jedoch in Griechenland fast überall finden. Selten, nur bei Ueberfällen, oder wenn sie nicht mehr anders können, entscheidet die kalte Waffe. Weder der türkische Säbel, noch der Athagan haben die entfernteste Aehnlichkeit mit den schottischen Waffen. Erstere führt vorzugsweise nur die Kavallerie; beim gemeinen Mann des Fußvolkes findet er sich, selbst in Morea, nur selten, und ist ein Attribut der Anführer, die ihn, gewöhnlich die Kühnsten, manchmal nachdrücklichst gebrauchen. Die Kandioten, bei welchen ich die vom Verfasser angeführten Aehnlichkeiten zwischen Gälen und Griechen am auffallendsten fand, gebrauchen den Säbel niemals. Der Gebirgskretenser kennt ihn gar nicht. Die blutigen und tödtlichen Raufereien Einzelner abgerechnet, wobei Athagan und Messer gebraucht wird, entscheidet dort, so wie in Massen gestritten wird, allein das Feuergewehr; die schneidenden Waffen werden fast nur gebraucht, um den Todten und Gefangenen den Kopf abzuschneiden. Ganz mißlungen scheint mir der am Schluß gewagte Versuch des Verfassers, auch eine Sprachähnlichkeit nachzuweisen. Die Wörter die er anführt, sind meistens solche, die schon als altgriechisch mit dem Lateinischen verwandt waren. Daher ihre längstbekannte Verwandtschaft. Auch abgesehen von Alt- oder Neugriechisch haben die angeführten gälischen Wörter alle bei weitem mehr Aehnlichkeit mit dem Lateinischen als mit dem Griechischen. Bald ist nicht die entfernteste Aehnlichkeit zwischen dem gälischen und griechischen Worte zu finden, wie in fiavrus und πυρετός, bald die Bedeutung der ähnlich klingenden Wörter ganz und gar verschieden, wie bei leuch und λέγω, was der Verfasser ohne Anstand mit lesen übersetzt. Wenn solche Analogien gelten, so würde es dem Verfasser nicht schwer seyn, seine Verwandtschaft mit allen Potentaten des Erdenrundes nachzuweisen.

„Leake's Besuch in einem griechischen Dorf in Lakonien" schildert den Hausrath einer griechischen Bauernhütte ganz treffend. Er bemerkt zuletzt, daß sein Wirth mißtrauisch gegen ihn gewesen sey, und seine Ankunft kaum gern gesehen habe. Dazu muß ich ein Seitenstück liefern, was den ungeschlachten Barbarismus der Lakonier zeichnet, die in ihrer wilden Ungastlichkeit gegen Fremde sich charakteristisch von den übrigen Griechen des Festlandes, und besonders der Inseln, unterscheiden, bei welchen großentheils noch unbeschränkte und uneigennützige Gastfreundschaft herrscht, die bis jetzt selbst die reisenden Engländer und Franzosen nicht verderben konnten.

Ich hatte (August 1830) die wilden Gebirge und dichten Wälder zwischen Tripolizza und Calamata zurückgelegt, und ergötzte mich, auf einer Höhe haltend, lange an der herrlichen Aussicht. In ungemein heller Pracht öffnen sich die Thäler, und breitet sich weit die grüne Ebene aus. Ueberall Getreide und Reben, Olivenwälder, hohe, wehende Cypressen, dicht gedrängte Feigenbäume, Maulbeerpflanzungen (der Seidenbau von Calamata ist auch jetzt noch bedeutend), und die wunderlichen Gruppen des zu einer Riesenhöhe aufgewachsenen Cactus, mit welchem die Felder und Gärten umzäunt sind. An den Abhängen und in der Ebene liegen einige schöne Dörfer zerstreut, um die herum das Grün der Bäume besonders lebhaft, und ihre Gruppen besonders malerisch sind. Links die mainotischen Gebirge mit dem finstern, fünfgipfeligen Taygetos, rechts die entfernteren, niedrigeren messenischen Berge. Der eigene Duft im Hintergrund der Ebene läßt die Nähe des Meeres ahnen. In diesen herrlichen Anblick versunken, überraschte mich die Nacht. Auf den Bergen brannten glänzende Feuer, und es sollte in einem nahen Dorfe Gaidurochorio (Eselsdorf) übernachtet werden. Ich war allein mit einem Bedienten und zwei Maulthiertreibern. Die Treiber wußten nur beiläufig Bescheid, und wohl eine Stunde lang ärgerte mich ihr „τωρα, τωρα" (gleich) auf die Frage ob das Dorf noch nicht komme. Endlich konnten wir es im Dunkeln zwischen Feigenbäumen und Cactus Umzäunungen vermuthen, durch die es schwer war, den Weg zu den Häusern im Finstern zu finden. Wir fragten ein paar auf einem Hügel sitzende Jungen um den Weg ins Dorf. „Sucht ihn," war ihre Antwort, und ich erinnerte mich nun, daß ich in Lakonien sey, was ich über den Anblick der schönen messenischen Ebene vergessen hatte. Nach langem Suchen kamen wir ins Dorf; vor mehreren Häusern saßen Weiber, überall fragten wir nach einer Hütte zum Nachtlager, boten Geld für ein paar Eier und Stroh für die Thiere, überall wurde uns erwiedert, daß in den Hütten kein Platz für Fremde sey. Die Weiber mit den Kindern und Schweinen waren allein drinnen, die Männer waren alle fort, auch wären nirgends weder Eier noch Stroh zu finden. Selbst Wasser verweigerten sie mir; die Eine sagte, ihr Krug sey zerbrochen, die Andere, es wäre zu weit zum Brunnen; die dritte wies mir ein Haus, in welchem es Wasser gäbe. Ich klopfte an der verschlossenen Hütte, und begehrte einen Krug Wasser. Man könne nicht mehr aufmachen, war die Antwort. Nun war meine Geduld zu Ende; ich drohte die Hütte mit Gewalt zu öffnen, und schickte mich dazu an, als ein Arm mir einen Krug Wasser durch die halbgeöffnete Thüre herausreichte und eine Stimme sich dazu vernehmen ließ, ich möchte davon so viel nehmen, als ich brauchte, und den Krug zurückgeben. Ich füllte meine Becher, schlug mein Lager im Freien auf, und schloß die Gastfreundschaft der Bewohner in mein Abendgebet ein. Die Treiber waren mit den Maulthieren fortgegangen, um außerhalb des Dorfes Stroh und Wasser zu finden. Aus dem ersten Schlafe weckten mich mehrere Flintenschüsse, die mich überzeugten, daß, wie ich an den Stimmen hörte, Männer im Dorfe seyen. Warum sie geschossen haben, weiß ich heute noch nicht. Ich drehte mich auf die andere Seite, mehrmals von großen Schweinen geweckt, die grunzend mir um den Kopf schnüffelten. Mein Schlaf war auf diese Weise weder sanft noch fest, und ich war froh, mit Tagesanbruch die Treiber kommen zu sehen. Nach drei Stunden war ich in Calamata, und erwähnte meinen Unfall. Man wünschte mir Glück so gut weggekommen zu seyn, und erzählte mir folgende, kurz vorher vorgefallene Geschichte: Ein armer Bewohner Calamata's wollte aus einem mainotischen Dorfe nach der Stadt zurück; ein Mainotte hatte bemerkt, daß sein Gürtel vorn einen großen Bausch mache; er lauerte auf den Vorübergehenden, und schoß ihn aus dem Gebüsch ohne Weiteres nieder. Er machte sich sogleich über den Gürtel her, und zog eine große — Zwiebel heraus. Aergerlich stieß er sein Gewehr auf den Boden und rief: „Schade um die Patrone!" Somit ließ er den Leichnam liegen, und ging seiner Wege. Er wurde belauscht und entdeckt, aber — nicht gerichtet.

In Monembosia war Leake früher als ich; doch freut es mich, daß seine Beschreibung der Insel mit der meinigen (die ohne mein Verschulden im Ausland erschien) übereinstimmt. Uebrigens behalte ich mir vor, ein paar komische Scenen aus Monembosia, einige feine Honoratioren und die militärische Kirchenceremonie am Osterfeste betreffend, nachzuliefern.

Selbstmord aus dramatischer Ruhmbegier.

Des Selbstmordes von zwei jungen Schriftstellern zu Paris, die sich durch Kohlendampf erstickten, ist jüngst in den französischen Blättern Erwähnung geschehen, die nun auch folgende merkwürdige Charakter-Schilderung derselben aus der Feder des Arztes Sarlandière geben.

„Victor Escousse war kaum zwanzig Jahre alt, groß, blond, von blühender Gesichtsfarbe, wohlbeleibt, offenherzig, von fröhlicher Gemüthsart und einnehmendem Aeußern, stets lustig, oft fast bis zum kindischen Muthwillen. Sein Dichtertalent wurde dem Publikum zuerst vortheilhaft bekannt durch „Faruche le Maure," ein Drama, das durch kräftige und starke Zeichnung, wie durch eine glänzende und leidenschaftliche Sprache auf der Bühne, von der Porte-Saint-Martin dem Verfasser einen Namen erwarb. In kurzer Zeit und fast spielend vollendete er auch „Peter III." ein Originaldrama, voll neuer Situationen, worin er die Verdorbenheit des Czaarenhofes mit lebendigen Farben schilderte; ferner schrieb er ein Stück „Faublas," das noch nicht ganz fertig ist und endlich „Raymond," ein Drama, in welchem Escousse und sein Freund ohne Mitwirkung des gewöhnlichen Bühnenzaubers bloß durch Rührung auf die Zuschauer wirken wollten; ein kühner Versuch in einer Zeit, wo der Gaumen des überreizten Publikums kaum mehr durch Löwen- und Tigerhetzen zufrieden gestellt werden kann.

„August Lebras, siebzehn Jahre alt, war ernst, zum Nachdenken geneigt, hatte eine schöne blasse Gesichtsfarbe, große Augen mit schwarzen Wimpern, lachte nie, war feierlich in seiner Sprache wie in seinem Benehmen, sehr umsichtig, und leitete die Wiederholungen seines Stückes auf der Bühne mit aller phlegmatischen Aufmerksamkeit eines Menschen, der eines glücklichen Erfolgs sich zu versichern bemüht ist, während Escousse lachte, sang, den Schauspielern auf den Rücken sprang oder den Schauspielerinnen einen Possen spielte. Der eine schien unvorsichtig, unbesonnen, wenig um die Zukunft besorgt, der andere war entschieden in seinem Gange, ein unermüdlicher Beobachter, sprach nur von der Zukunft und war unablässig von der Furcht gequält, ihr Stück *) möchte durchfallen. Victor Escousse besaß eine große Leichtigkeit, Verse zu machen, mit großen Zügen ein Rolle zu zeichnen, eine dramatische Situation zu schaffen; er improvisirte sie auf

*) „Raymond," ein Melodrama in Prosa, das im Theater der Gaité aufgeführt wurde, aber keinen Beifall gewann.

dem Spaziergange, am Tische, im Theater und warf sie dann zu Hause mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit der Feder hin; während August Lebras sich einschloß, lange Zeit nachdachte, in jedem Sinn des Wortes umänderte, was er schon mehrmals angefangen hatte, ohne damit zufrieden zu seyn. Der Eine fand den Andern oft unerträglich durch seine langen Szenen, durch seine Manie immer wieder zu verbessern und nie zufrieden zu seyn; dem Andern war die Schnelligkeit der Ausführung, der Leichtsinn des Charakters, die steten Kinderpossen und auch die Tiefe des Gedankens und der Ansichten seines Freundes unbegreiflich. Diese beiden so verschiedenen Menschen, die so wenig einander verstanden, waren bestimmt, denselben Tod, zu gleicher Zeit, an demselben Orte, um der nämlichen Ursache willen zu sterben; der Eine, der sich nie um die Zukunft bekümmerte, stets lachte und Possen trieb und (wie er einen Augenblick vor seinem Tode schrieb) nicht genug Liebe für den Ruhm hatte, an der Unsterblichkeit der Seele zweifelte, und der Hoffnung auf ein besseres Leben beraubt war — *) der Andere, der nur die Zukunft im Auge hatte, noch andere Stücke zu dichten verhatte, und mir wenige Augenblicke vor seinem Tode einen Brief für seinen Vater zuschickte, in welchem gesagt wurde: „Denke bisweilen an Deinen armen August, der Dich in einer bessern Welt erwartet,“ und weiter unten an seine Brüder und Schwestern: „Empfangt das letzte Lebewohl Eures Bruders, er legt sich für die Ewigkeit schlafen. Betet für ihn, aber beklagt ihn nicht.“ August Lebras sah bloß seine Zukunft zu Grunde gerichtet; sein Stolz war beleidigt, daß man ihn nicht verstand, sein Herz erkaltet, weil er seine jugendlichen Bemühungen nicht angefeuert und ermuthigt sah; das Leben ohne Ruhm wurde ihm unerträglich. Escousse wollte ihn gern von dem düstern Spleen heilen, in den er verfallen war, und bat mich, ihn zu besuchen. Tröstende Worte, die Verheißung einer bessern Zukunft, eine Aderlaß kühlten wieder ein wenig diese Einbildungskraft ab, die von einem Feuer verzehrt wurde, das sich durch einen 150 mal in einer Minute schlagenden Puls vermehrte.. Ein Zugpflaster im Nacken zerstreute den düstern Schleier, der vor den Augen des jungen unglücklichen Menschen hing, und schon wünschte ich mir Glück, ihn auf den Weg der Besserung gebracht zu haben, als ich den Brief erhielt, worin er mir im Begriff zu sterben, für meine Bemühungen dankte und mich bat, seine Familie von dem Vorfall in Kenntniß zu setzen. Lebras starb, weil er nicht die Höhe des Ruhms erstreben konnte, nach der sein Ehrgeiz trachtete, Escousse, weil er den Ruhm nicht zu schätzen wußte, den seine Jugend bereits erlangt hatte.“

Das Journal de Debats begleitet das tragische Ende der beiden Freunde mit einigen Betrachtungen, die sich über den Geist der jungen französischen Schriftsteller aus dem laufenden Zeitabschnitte verbreiten, und wohl auch außer Frankreich ihre Anwendung finden dürften: „Allem Anschein nach hat die mißglückte Aufführung des „Raymond“ von Lebras in den beiden jungen Freunden den Entschluß hervorgerufen, ihrem Leben ein Ende zu machen. Es war ihnen ergangen, wie vielen von unsren Zeitgenossen; sie hatten geglaubt viel Reichthum und Ehre mit wenig Mühe zu erlangen; sie hatten die ersten Strahlen eines aufkeimenden Genies für die Sonne eines schon vollendeten gehalten; sie hatten sich eingebildet, daß man mit einem Male Künstler werde. Ruhm, Genie, Alles verloren sie an einem Tage; die so sehr verachtete Kunst rächte sich an ihnen. Nie wird sie ungestraft verachtet; die Dichtkunst ist auch eine Tugend, die ihre Gesetze hat. Der wahre Künstler, der viel über seine Kunst nachgedache, weiß warum er fehlte wenn er gefehlt hat, und ist ihm ein Versuch mißglückt, so kehrt er zu den Gesetzen seiner Kunst zurück, nimmt die Arbeit wieder vor, sinnt und denkt, und läugnet gewiß nicht die Unsterblichkeit der Seele in seinem Testamente oder legt gar Hand an sich, um sich zu bestrafen, weil er ein Parterre nicht unterhalten konnte. Je mehr ich über diese beiden jungen Leute nachdenke, desto mehr muß ich sie beklagen. Es scheint mir außer allem Zweifel, daß sie die Opfer der Kunstansicht unserer Tage sind, einer Ansicht, die mit geschlossenen Augen nur der eigenen Flügel sich bedienen zu brauchen, und Studium, Wissenschaft, Theorie, Praxis, Nachdenken — Alles was einen Dichter macht, entbehren zu können glaubt. Freilich ist ein Drama, das über Sitten, Geschichte, Sprache, Wahrscheinlichkeit, Wahrheit leichtfüßig wegsetzt, leicht zu machen. Aber was konnten in einer solchen Kunstschule zwei junge Menschen ohne Erfahrung werden? Man hat ihnen gesagt und zum Theil auch bewiesen, man dürfe bloß die Hand ausstrecken, um Ruhm und Reichthum aufzuhäufen, sie streckten die Hand aus und erhielten weder Geld noch Ruhm. Nun bemächtigte sich ihrer die Verzweiflung; denn sie hatten in jugendlicher Treuherzigkeit gestrebt; Ueberdruß bemeisterte sich ihres Herzens, denn ihr Herz war noch kindlich unbefangen. Die Kritik selbst hat hierin ihre Pflicht versäumt, und das Parterre sich dieses kläglichen Selbstmordes mitschuldig gemacht. Nach der Aufführung des „Faruche le Maure,“ klatschte die Kritik in die Hände, ohne daran zu denken, daß ihre Pflicht Strenge ist, das entzückte Parterre rief den jungen Verfasser auf die Bühne. Welches Fieber! — und am andern Tage findet sich der unglückliche junge Mensch nach einem solchen doppelten Triumphe, so tief wieder herabgestürzt in die Wirklichkeit, so allein stehend, so unbekannt als je; da er nichts mehr hoffen zu können glaubte von seinem eintägigen Ruhme und seiner gegenwärtigen Nullität, so gab er sich den Tod. Es ist eure Schuld Theater, Kritiker und Publikum; ihr verstandet es nicht zur rechten Zeit streng zu seyn. Ihr habt eure Pflicht nicht erfüllt, die darin besteht, den Unbesonnenen, der sich ins Verderben stürzen will, aufzuhalten; ihr habt diesen jungen Anfänger belogen und falsche Versprechungen gemacht. Es war das große Unglück dieses jungen Menschen, daß er euch traute. Nicht so will das Theater und die Kritik verstanden werden. — Das Theater unsrer Tage ist ein Wirthshaus, ein Spielhaus geworden. Das Theater wie der Spieltisch ist eine Art Glücksfall, an den unsre jungen Leute zu jeder Stunde die Zukunft ihres Geistes und ihres Talentes verspielen. Den Theatern fehle es an neuen Stücken, sie reißen einander die Dichter aus den Händen, wie man sich anderwärts die Spieler aus den Händen reiße. Gib uns Dein Gold, Spieler! — Gib uns Dein Genie, Dichter! — Aber das Gold gehört nicht mein. — Aber mein Genie ist noch nicht reif. — Was liegt daran? Setze Dein Gold, setze Dein Genie aufs Spiel. Man hat so zu sagen in allen Ecken der Straßen Werbhäuser aufgeschlagen, um die Vorübergehenden zum Eintritt einzuladen, und wenn der eine sein Vermögen, der andere seinen Geist verspielt hat, erstaunt man über den doppelten Knall und fragt sich: warum starben sie denn? Sie starben, weil es zu viele Spielhäuser gibt, weil es in der That zu viele Theater gibt, weil man in weniger als sechs Monaten drei Stücke von dem jungen Escousse aufführte. Es hieß doch wirklich diesen jungen Menschen äußerst mißbrauchen, als man in dieser kurzen Zeit ein Drama von ihm an der Porte Saint Martin, eines am Theater Français, und eines an dem Theater der Gaîté aufführte. Werfen wir auch nur einen Blick auf seinen Tod. Er stärb ganz noch mit Theatern, Journalen, neuen Stücken beschäftigt; er starb noch ganz beschäftige mit Literatur, Ehre, Ruhm; er starb also so unglücklich, als man nur sterben kann. Sein Brief an den jungen Lebras, seine Einladung zum Tode, besteht in einer ganz dramatischen Metapher, die durch das Herz schneidet, wenn man bedenkt, wozu dieses Metapherspiel angewendet wurde: „Ich erwarte Dich um halb ein Uhr, schrieb er, der Vorhang wird gehoben werden, komme, damit wir endlich die Entwicklung beschleunigen.“ Sollte man beim Anblick dieser Zeilen nicht glauben, es handle sich wirklich um eine gemeinschaftliche dramatische Bearbeitung; um die Beschleunigung einer Entwicklung, wie es ihrer heut zu Tag so viele gibt? Aber welche gemeinschaftliche Bearbeitung! Lebras, der Bestellung folgend, langt bei seinem Freunde an. Escousse hatte Wort gehalten; in der That, der Vorhang war aufgezogen. Kohlen, dieses Bastard-Opium des Volkes zum Gebrauch des Selbstmordes, waren an drei verschiedenen Stellen des Gemaches angezündet; es brauchte nicht mehr, als Dieß, um die Entwicklung zu beschleunigen.“

*) Auf dem Tische des Zimmers, wo beide Leichname in Umarmung lagen, fand man folgende Zeilen von der Hand des Escousse geschrieben: „Escousse hat sich getödtet, weil er fühlte, daß seine Stelle nicht mehr hier sey, weil ihm die Kraft bei jedem seiner Schritte, vorwärts wie rückwärts, fehlte, weil die Liebe zum Ruhm seine Seele, wenn es anders eine Seele gibt, nicht beherrschte. Ich wünsche folgendes Motto auf mein Buch:

„Adieu, trop inféconde terre,
Fléaux humains, soleil glacé;
Comme un fantome solitaire,
Inaperçu j'aurai passé;
Adieu, palmes immortelles,
Vrai songe d'une ame de feu,
L'air manquait, j'ai fermé ses ailes, Adieu!“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 67. 7 März 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

6. Schlußbemerkungen über die Provinz Minas Geraes.

Wer sich nur wenige Tagreisen von der Seeküste in das Innere von Brasilien begibt, kann sich einen Begriff von dem ganzen übrigen Lande machen, und ich bin daher überzeugt, durch die Beschreibung der Provinz Minas Geraes den größten Theil Brasiliens geschildert zu haben. Weder Kunstfleiß noch Geschmack erregen die Aufmerksamkeit des Wanderers; weder Kunststraßen noch blühende Felder ergötzen sein Auge; er kann sich nur an der unbeschreiblich erhabenen Natur, an den herrlichsten Gegenden weiden; aber die Einförmigkeit derselben, der Wechsel mit unermeßlichen Wäldern und unübersehbaren Ebenen ermüden ihn zuletzt, und sobald der Reiz der Neuheit verschwindet, findet er nichts mehr, was ihm die Annehmlichkeiten, welche ihm der civilisirte Welttheil, den er verließ, so reichlich anbot, ersetzen könnte. Minas Geraes ist unter allen Provinzen Brasiliens gegenwärtig die wichtigste, und für sich selbst bestehend, dürfte sie sich den größten und schönsten Königreichen Europa's an die Seite stellen. Sie hat nach den neuesten Berechnungen einen Flächenraum von 11,000 Quadratmeilen, und enthält auf diesem gewaltigen Raume alles, was zu dem Reichthume und dem Glanze eines Landes erforderlich ist. Der fruchtbarste Boden verspricht dem Fleiße des Landmannes hundertfältigen Lohn. Die reizenden Thäler eignen sich zu dem Anbaue aller Gewächse, welche ein warmes Klima erfordern, während auf jenen hochliegenden Gegenden, die man hier Campos nennt, die Feld- und Baumfrüchte Europa's vollkommen gedeihen würden. Auf ihnen treibt der brasilianische Landmann Viehzucht aller Art, und sieht seine Heerden vermehren, ohne daß ihre Pflege und Aufsicht ihm beträchtliche Mühe und Ausgaben verursachen. Weiter gegen Norden ist der Boden mit Gold gesättiget, und wahrscheinlich an diesem Metalle unerschöpflich. Eisenminen, vielleicht von größerm Werthe für den Menschen, als jenes so eifrig begehrte Metall, liegen mitten unter den Goldminen, und sind so außerordentlich reichhaltig, daß sie den Bedürfnissen des bevölkertsten Welttheils entsprechen würden. Abwechselnd findet man in der Nähe dieser unterirdischen Reichthümer Lager von Edelsteinen, und auf einem Punkte den köstlichen Diamant, an Flüssen und in besondern Lagern, aus welchen Portugal die größten und schönsten Edelsteine erhielt, um die Krone des mächtigsten Herrschers zu zieren. Minas Geraes hat zwar die größten Berge in ganz Brasilien, da jedoch die höchsten dieser Erhabenheiten (der Itacolumi mit 5100 Fuß) noch keine tausend Toisen betragen, so kann die Kälte hier noch keine Gewalt ausüben, daher auch weder in Minas, noch in Brasilien jene Jahreszeit, die wir Winter nennen, bekannt ist, und man bemerkt seine Gegenwart nur dadurch, daß zuweilen Schlossen fallen, welche oft von außerordentlicher Größe sind. Man hat selbst Beispiele (im Jahre 1814), daß es in jenen Regionen, welche 1800 bis 2000 Fuß über dem Meere liegen, einige Tage hindurch, und zwar in den Monaten Junius und Julius, stark fror, wodurch alle Pflanzen, welche eigentlich einem heißen Lande angehörten, zu Grunde gingen; Schnee fiel noch niemals. Eben so wenig gibt es eine eigentliche Regenzeit, und nach vielfältigen Beobachtungen hat man in einem ganzen Jahre hindurch 130 Regentage bemerkt. Heftige Gewitter und Stürme, wie wir sie zu unserm Glücke in Europa nicht kennen, sind sowohl an den Seeküsten, als auch in dem Innern des Landes nichts Ungewöhnliches. Allenthalben ist die Luft gesund, das Klima sehr gemäßigt, und nur in den Thälern wird man daran erinnert, daß man sich in der Nähe des Aequators befindet. Die Provinz besitzt im Norden den großen Rio St. Francisco; die übrigen Flüsse sind zwar äußerst zahlreich, und das ganze Land erfreut sich eines großen Reichthums des besten Wassers, aber nur wenige unter diesen können in ihrem gegenwärtigen Zustande zur Schifffahrt benützt werden; da aber die meisten, mit mäßigem Falle, den wichtigen Strömen Rio Grande, St. Francisco, Rio Doce und dem Parana zueilen, so würde es der Kunst möglich werden, viele Gegenden mit diesen wichtigen Strömen in Verbindung zu bringen. Gegenwärtig besitzt die Provinz, von welcher wir abhandeln, gar keine Verbindungen unter sich, und nur eine höchst schwierige mit den nördlichen und westlichen Nachbarländern und der Seeküste. In diesem fühlbaren Mangel, welcher den Handel erschwert, und den wichtigen Ackerbau gänzlich unterdrückt, muß man die Ursache suchen, daß Minas nur ein Schatten von Dem ist, was es seyn könnte, und daß es nicht eher zu einiger Wichtigkeit gelangen, und an Bevölkerung zunehmen wird, bis man von Seite der Regierung, oder von jener der Einwohner, auf Abhülfe des erwähnten Nachtheiles denken wird.

Die Provinz Minas Geraes zählt nach den neuesten Berichten 450,000 Einwohner; es kommen daher auf eine Quadratmeile kaum

11 Menschen. Die Kultur des Landes ist kürzlich diese. Man schlägt, in Gegenden wo Wald steht, diesen vom Monate April bis Anfang Junius, läßt ihn, nachdem man die Aeste von den Stämmen getrennt, bis Mitte Augusts unberührt liegen, und benützt nun die Zeit bis zur Mitte des Septembers, um den Wald in Brand zu stecken. Von dem günstigen Wetter während der letzten Zeit hängt allein die Möglichkeit, den Boden zu bepflanzen, oder die Ergiebigkeit der künftigen Ernte, ab. Tritt während derselben Regen ein, so kann entweder gar nicht, oder nur schlecht gebrannt, also entweder gar nicht gepflanzt, oder auf keine gute Ernte gerechnet werden. Wird daher der günstige Moment von dem Landwirthe übersehen, so muß er dieses Jahr für verloren betrachten; tritt während der Pflanzung, welche vom September bis Mitte Oktober statt finden muß, Dürre ein, so ist der Mißwachs gleichfalls entschieden. Günstiges Wetter und kluge Benützung desselben entscheiden daher allein über das Gedeihen der Ernten des brasilianischen Landmannes, dessen ganze Theorie des Ackerbaues in dem Brennen des Bodens besteht. Da, wo dieses möglich ist, bestätigt sich der Erfolg dieses Systems vollkommen. Die Fruchtbarkeit des Bodens wird dadurch auf das Höchste befördert, das Unkraut bis in seine tiefsten Wurzeln zerstört, und durch die große Menge der zurückbleibenden Asche dem Boden eine Menge des besten Düngers zugeführt. Von nicht minderer Wichtigkeit ist die Wirkung des Feuers auf den Stamm der Bäume und des kleinen Gesträuches, welche nun nicht mehr grünen, und neue Zweige und Blätter ansetzen können. Die Meinung des Landmannes, daß ohne Feuer keine Kultur möglich wäre, ist aber so fest bei ihm eingewurzelt, daß er jene Gegenden, welchen die Natur keine Waldungen schenkte, für unfähig zu aller Kultur hält, und sie unbebaut liegen läßt. Da, wo hohes Gras den Boden bedeckt, wie in den Campos, wird die sogenannte kalte Jahreszeit abgewartet, in welcher das Gras absteht und trocken wird, um es anzuzünden; kein übles Verfahren, wenn die Einwohner dabei mit einiger Ordnung zu Werke gingen, und dem Fortschreiten des Feuers Gränzen zu setzen wüßten. Da Dieß unterlassen wird, so verbreitet es sich, besonders wenn ein frischer Wind weht, manchmal über eine ungeheure Strecke Landes, ergreift Gebüsch und Wälder, und wird den Wohnungen der Menschen und den weidenden Heerden gefährlich. Dieses Brennen hat den entschiedenen Nutzen, eine große Menge lästiger Insekten, und schädlichen Gewürmes, besonders Schlangen, zu vertilgen, und weil das flüchtige Feuer die Grasnarbe nicht angreift, durch die zurückbleibende Asche diese zu düngen.

Der brasilianische Landmann wendet kein einziges unserer europäischen Ackerwerkzeuge an; in den gebirgigen Gegenden und den heißen Thälern, welche früher Urwald bedeckte, könnte der Pflug auf keine Weise gebraucht werden, da die zurückbleibenden Baumstämme und Stöcke mit ihren ungeheuren Wurzeln, seine Anwendung nicht gestatten. Diese zu entfernen und auszurotten, erforderte unzählige Menschenhände, und würde sich niemals bezahlen; man lockert daher die Erde mit breiten Hauen an den freien Plätzen ein paar Zoll tief auf, wirft den Samen in die Oeffnung und deckt ihn mit dem Fuße wieder zu. Auf diese Weise kann man zu jeder Stelle gelangen, und das Land bis zu dem Gipfel der Berge bepflanzen. Die weitere Arbeit besteht darin, die Pflanzung von allem Unkraute rein zu halten. Schneller als man glaubt, werden auf diese Weise große Strecken Landes angebaut, und kommt man in Gegenden, in welchen man sich auf den Anbau einiger Feldfrüchte besonders verlegt, so kann man Fluren erblicken, welche den fruchtbarsten europäischen vollkommen ähnlich sind, nur mit dem Unterschiede, daß man in Brasilien auf demselben Flächenraume zehn und zwanzig Mal so viel erntet, wie in Europa.

(Fortsetzung folgt.)

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

Aus einem Sendschreiben Fenimore Cooper's an den General Lafayette.

Ein französisches Journal, die „Revue Britannique" enthielt vor einiger Zeit einen langen Artikel, worin der Staatshaushalt der Vereinigten Staaten mit dem von Frankreich verglichen, und daraus zu Gunsten des Systems der gegenwärtigen Regierung der Schluß gezogen wurde, daß die französische Finanzverwaltung im Verhältniß auf größerer Oekonomie beruhe, als die nordamerikanische. Der Artikel der Revue Britannique war ohne Zweifel darauf berechnet, den Eindruck zu verwischen, den der letzte Bericht des Präsidenten Jackson über die innere Verwaltung der Vereinigten Staaten auf die Gemüther zu einer Zeit hervorgebracht haben mußte, wo es in Frankreich sich darum handelte, das neue Bürgerkönigthum so freigebig mit der verschwenderischen Pracht der alten Legitimität auszustatten. Fenimore Cooper übernahm es, in einem Schreiben an den General Lafayette die von dem erwähnten Journale gemachten Angaben zu widerlegen oder zu berichtigen, wobei er denn freilich manchen unserer europäischen Finanzmänner, nach deren Ansicht nur der Staat am reichsten und glücklichsten ist, dessen Unterthanen am meisten zahlen, und dessen Herrscher am meisten ausgeben können, vor den Kopf gestoßen haben mag. Vielleicht hat sich Cooper im gerechten Stolz auf die musterhafte Verwaltung seines Vaterlandes, ein wenig zu viel von selbstgefälliger Bewunderung hinreißen lassen; jeden Falls aber enthält seine Abhandlung eine Menge der interessantesten Angaben und Erörterungen, die wir hier kurz gefaßt zusammen zu stellen versuchen.

* *

Die Schriftsteller von fast allen auswärtigen Nationen pflegen aus der geographischen Lage und den politischen Einrichtungen der Vereinigten Staaten ganz sonderbare Folgerungen zu ziehen. Es ist Dieß insbesondere mit Europa der Fall, wo diese beiden Gesichtspunkte in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hervortreten, und zur Erklärung der Erscheinungen des Staatslebens herhalten müssen, wie es eben Jedem in den Kram taugt, der die Feder führt. So werden z. B. manchmal Gewaltthätigkeiten, die dem Leben an der Gränze zugeschrieben werden müssen, dem Republikanismus zur Schuld gelegt; während man das Gedeihen und Aufblühen der Staaten, was der Erfolg guter Einrichtungen ist, dem Kindheitszustande der bürgerlichen Gesellschaft beimißt. Die „Revue Britannique" ist dieser Verwechslung von Ursache und Wirkung nicht entgangen. Ich kenne kein einziges großes Resultat in der Geschichte der Vereinigten Staaten, das nicht früher oder später dem Nationalcharakter zugeschrieben ward, der doch rein zufällig ist. Glücklicher Weise liegen Thatsachen zur Hand, um diese Theorien zu widerlegen. Sollen denn die Vereinigten Staaten allein nicht der Vortheile genießen dürfen, die mit dem Nationalcharakter und den Institutionen zusammen hängen, aus denen dieser Cha-

rakter abstammt? Heißt es nicht kalt und warm aus Einem Munde blasen, wenn man sagt, die Vereinigten Staaten sind glücklich, weil sie jung sind, und Meriko, Chili und Pèru sind im umgekehrten Fall, weil sie nicht alt sind? Die Vereinigten Staaten sind von Gesellschaften umgeben, die jünger und älter sind als sie, und sie besitzen in ihrer Union fast jede Form der Staatsgesellschaft, von der an, wo die Künste blühen, bis zu jener, wo noch keine Art an die Wurzel des Baumes gelegt wurde; sie nehmen einen Raum von zwanzig Graden Breite und eben so viel Länge ein; alle Religionen bestehen in diesem Lande neben einander, und um diese Parallele vollständig zu machen, findet sich hier auch noch in einigen Staaten der Schandfleck der Sklaverei.

Gewöhnlich schreibt man die vortheilhafte finanzielle Lage der Vereinigten Staaten dem geringen Aufwande für das Militärwesen, und dieses wieder ihrer geographischen Lage zu. Allerdings liegt in dieser Ansicht etwas Wahres, allein die Folgerungen, die man daraus zieht, sind übertrieben. Wenn es lokale Vortheile dieser Art gibt, so gibt es auch große Nachtheile von gleicher Natur. Die Ausdehnung des Landes erfordert schweres Geld, wovon Frankreich mehr oder minder befreit ist. Der am fernsten von Washington entlegene militärische Posten ist so weit als Petersburg von Paris. Die Soldaten und ihr Bedarf müssen regelmäßig von Zeit zu Zeit dahin gebracht werden, und zwar häufig mit großen Kosten durch eine Wüste. Noch mehr, ein großer Theil der jährlichen Ausgaben im Departement des Kriegswesens wird verwendet, Festungen zu bauen, eine lästige Nothwendigkeit, von der die alten Nationen völlig oder doch zum größten Theile befreit sind. (Forts. f.)

Ein spanisches Carrousel.

Wenn man das spanische Theater und namentlich die „Autos sacramentales" oder heiligen Komödien Lope de Vega's gelesen hat, so erstaunt man über die seltsame Mischung von Frömmigkeit und profaner Unterhaltung, von Possen und religiösen Ceremonien, die man darin findet; allein man findet dieselbe sonderbare dramatische Kombination in den Sitten und vorzüglich in den feierlichsten Festen des spanischen Volkes wieder. In Spanien wie in Portugal brennt man zu Ehren des heiligen Sakramentes Feuerwerke ab und führt zur Linderung der Pein der armen Seelen Komödien auf, wie man zu Ehren der heiligen Jungfrau Stiergefechte gibt. Ueberhaupt wird die heilige Jungfrau bei keiner Gelegenheit vergessen, und man hört sie bei der alltäglichsten Handlung wie bei den entgegengesetztesten Unternehmungen anrufen; heute von einer Truppe Schmuggler, morgen von den Mauthwächtern, die sie verfolgen wollen. Bald muß sie sich zur Associée eines Handlungshauses hergeben, bald zur Vorsteherin einer Versicherungsanstalt. Ihr Bild sieht man mit derselben Feierlichkeit an der Spitze eines Regimentes, wie in einer Prozession von Mönchen einhertragen. Zu ihr allein erheben sich mehr Gebete als zu allen Heiligen des Kalenders insgesammt. Unter Anderm ist die „unbefleckte Empfängniß" für alle Spanier der Gegenstand einer hohen Verehrung. Zu ihrer Vertheidigung zieht der spanische Ritter den Degen, wie Päpste und Konzilien für sie geeifert; ihr zu Ehren wurde auch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts das nachstehende feierliche Carrousel zu Sevilla angestellt, das wahrscheinlich im Laufe der Zeit öfters wiederholt worden ist.

Erzbischof und Stadtbehörden von Sevilla hatten im Jahre 1617 den Beschluß gefaßt, den Triumph der unbefleckten Empfängniß feierlich zu begehen, und deßhalb bei König Philipp III die Erlaubniß ausgewirkt, Gesandte nach Rom schicken zu dürfen, um hiezu die Genehmigung des päpstlichen Stuhles einzuholen. „Am 22 Oktober, Abends zehn Uhr," so erzählt der Verfasser einer Geschichte von Sevilla, in der das erwähnte Ringelrennen sich beschrieben findet, „langte die Bulle an, die Paul V zu Ehren des erwähnten Mysteriums erlassen hatte, und die Nachricht davon verbreitete in der ganzen Stadt eine allgemeine Bewegung. Das Glück, wovon alle Herzen der Einwohner erfüllt wurden, gab sich durch Ströme von freudigen Thränen kund. Obgleich es schon Nacht war, kamen sie doch aus ihren Häusern hervor, wünschten einander Glück und streiften wie am hellen Tage in den Straßen umher. Die Brüderschaft der Nazarener, sechshundert Köpfe stark, durchzog mit Fackeln in der Hand und Lieder zum Lobe der heiligen Jungfrau absingend, die vornehmsten Theile der Stadt. Aller Orten wurden Freudenfeuer angezündet, Feuerwerke abgebrannt, und alle Fenster und Balkone waren beleuchtet. Um Mitternacht fingen die Glocken der Kathedrale zu läuten an, und alle Thürme der Pfarrkirchen und Klöster erwiderten ihren Schall. Das Volk drängte sich nach dem Palast des Erzbischofs, der auf seinem Balkon erschien und Freudenthränen vergoß, als er die fromme Fröhlichkeit seiner Heerde sah. Die Kirchen wurden geöffnet. Das Volk strömte hinein und sang Psalmen und Hymnen."

Der Erzbischof und die Stadtbehörden beschlossen hierauf, diesem improvisirten Feste regelmäßiger angeordnete Feierlichkeiten folgen zu lassen. Der 7 December war als der Tag anberaumt, wo das Volk feierlich schwören sollte, die Wahrheit des Mysteriums von der unbefleckten Empfängniß zu vertheidigen. „An diesem Tage fanden Prozessionen von allen weltlichen und geistlichen Körperschaften statt; alle Glocken wurden geläutet, die Kanonen des Thurmes Dorea und die der Schiffe begrüßten durch unaufhörlichen Donner die Mutter des Heilandes; Tanz, Musik, Freudengeschrei belebten alle Straßen und Plätze. Es wurden auf Kosten der Stadt Pferderennen und Stiergefechte gehalten. Man bemerkte bei einem dieser Turniere den Zwerg des Don Melchior de la Alcazar, der so klein war, daß man seine Steigbügel an den Sattel annageln mußte. Dieser seltsame Kämpe ritt auf einem weißen, mit reichen Schabraken bedeckten Renner ein, der von vier Negersklaven von riesenhafter Größe geführt wurde. Der Zwerg war in ein schwarzsammtnes Wamms gekleidet, das mit Goldborten eingefaßt war; so trug er auch einen schwarzsammtnen Hut mit schwarzen und weißen Federn, weiße Halbstiefel und goldene Sporen. Seine Begleiter hatten eben so prächtige Anzüge. Der Zwerg stürzte sich mit großem Muthe auf den Stier und stieß ihm seine Lanze wohl einen halben Schuh tief in den Hals."

Der Glanzpunkt des Festes blieb indeß das von der Zunft der Seidenweber gegebene Carrousel. „Man richtete nahe der „Puerta del Perdon" einen erhöhten geebneten Platz her, dem Altare der heiligen Jungfrau gegenüber, die dort verehrt wird; am Fuße des Altars befanden sich drei prachtvolle Sitze. Zu beiden Seiten der Rennbahn waren Eingänge für die Kampfrichter, den „Mantenedor" (der Held des Tages, Champion), für die Sekundanten und Kämpfer. In einer Ecke der Rennbahn war das Zelt des Mantenedors, reich aus grauem Taffet mit einem Sessel von schwarzem Sammt aufgeschlagen. Am Haupteingange sah man einen wohl nachgeahmten Apfelbaum mit der verbotenen Frucht, einem Schilde und der Ausforderung behangen. Um fünf Uhr langte der Marschall der Rennbahn und sein Adjutant an, begleitet von vier jungen Leuten, welche Engel vorstellten und Kerzen in der Hand trugen, und einem Manne, der den Erzengel Michael vorstellte. Bald darauf erschienen sechs andere junge Leute, wie die ersten gekleidet, und unter ihnen der Herold, der die Kampfpreise trug: ein Kind und ein Lamm. Den Zug schlossen die Richter, deren zwei waren, die die Milde und Gerechtigkeit darstellten. Nicht lange darnach hörte man sechs Trommler, vier Pfeifer und zwei Klarinetspieler, hinter denen zwei Wilde mit ihren Keulen auf den Schultern, acht junge Leute schwarz gekleidet und mit Fackeln und zwei Furien einhergingen, zwischen denen sich ein in Goldbrokat gekleideter Page befand, der die Ausforderung trug. Endlich kam als der letzte dieses Zuges der Sekundant des Mantenedors in schwarzem Gewande, mit schwarzen und gelben Federn auf dem Hute. Derselbe zog in der ganzen Rennbahn umher und rief den Mantenedor, der in schwarzem goldgesticktem Kleide hervortrat und eine zwölf Fuß lange Lanze in der Hand hielt. Nun erschienen seine Gegner, die Kämpfer. Der erste war Adam, dem sechs Bauern mit Fackeln vorangingen, und die Hoffnung und Unschuld folgten. Der zweite war Kain, sechs Furien voran und den Neid hinter sich. Der dritte war Abraham, voraus gingen ihm sechs Zwerge, und der Glaube mit drei als Pilgrime gekleideten Engeln und sein Sohn Isaak umgaben ihn. Der vierte war Hiob, der sechs Pagen vor sich und die Geduld hinter sich hergehen hatte. Der fünfte war David, dem sechs Krieger voran gingen und die Reue folgte. Der sechste war Jerobeam, der vier Indianer vor sich und das Heidenthum hinter sich hatte. Der siebente war Ahab, mit zwölf seltsam gekleideten

jungen Leuten voran und dem Geiz hinter sich. Der achte war der h. Johannes der Täufer, dem zwölf schöne junge Leute vorangingen und die göttliche Gnade folgte. Alle diese Personen hatten Gewänder an, wie es sich für ihre Rollen schickte. Alle kämpften gegen den Mantenedor, der sie insgesammt auf den ersten Lanzenstoß verwundete; sie griffen darauf zu den Schwertern, worin einige ihn besiegten oder auch von ihm besiegt wurden. *) In dem Kampfe zeichnete sich besonders der heilige Johannes der Täufer aus; obgleich im ersten Strauß besiegt, reichte ihm sein Schildknappe, die göttliche Gnade, doch so gute Waffen, daß er entschieden Sieger blieb. Dem heiligen Johannes wurde daher die Palme des Sieges und der Preis des Lammes zuerkannt. Hierauf entfernte sich unter einer kriegerischen Musik der Marschall des Turniers, mit seinem Adjutanten und der göttlichen Gnade, um den letzten Mantenedor zu holen. Sie kamen bald darauf zurück, begleitet von zwölf schönen Knaben mit Fackeln und Kindern von vier bis fünf Jahren, welche die sieben Kardinaltugenden und die sieben himmlischen Heerschaaren vorstellten. Jede Tugend oder jeder Engel war von seinem Schildknappen begleitet. Dann kamen die göttliche Gnade und die göttliche Liebe, die ein Kind von drei Jahren in ihrer Mitte hatten. Zuletzt trat ein Kind von sieben Jahren, das schönste von allen, auf, das die heilige Jungfrau vorstellte. Es hatte deßhalb auch ein reiches mit goldenen Sternen gesticktes Gewand an; seine Locken fielen ihm über den Nacken herab und auf dem Haupte trug es ein Diadem, das aus zwölf Sternbildern bestand. Bei ihrem Anblicke erzitterte der Mantenedor, einer der Kämpfer nahm ihm die Lanze, „Adams Tochter" genannt, und ein Schildknappe, gab ihr dafür eine andere, „die Tochter des Vaters" genannt. Mit dieser griff sie ihren Gegner an, der erschrocken vergebens die Luft mit seinen Streichen verwundete, und durch einen Stoß in die Brust zu Boden geworfen wurde. Hierauf bewaffnete sich die Siegerin mit zwei andern Lanzen, auf deren einer geschrieben stand: „Mutter des Sohnes," auf der andern: „Gemahlin des heiligen Geistes." Mit diesen neuen Waffen siegte sie noch einmal, stürzte ihren Gegner, der ihrem Stoße zu begegnen wagte, nochmals zu Boden; setzte ihm den Fuß auf den Hals und stieß ihm unter allgemeinem Jubelgeschrei das Schwert durch den Leib. Die Richter entschieden, daß der Sieg der heiligen Jungfrau gebühre, setzten sie auf einen über die andern erhöhten Sitz, und übergaben ihr das Kind Jesu, den Preis des Carrousels. Die göttliche Gnade, die göttliche Liebe, der Erzengel Michael, der heilige Johannes der Täufer hatten ihre Sitze etwas tiefer, wo sie verweilten, während die ganze Schaar der Kämpfer vor ihnen scharmuzirte. Das Schauspiel endigte sich durch den Abzug des Mantenedors und seines Gefolges, die zur Linken hinwegritten, während der h. Johannes, der h. Michael, die Engel, Tugenden, Richter u. s. w. zur Rechten abzogen und den Siegeszug der glorreichen Siegerin bildeten, dem hundert und vierzig brennende Fackeln vorangingen, während das Volk ihr zum Preise und Lobe Lieder sang."

Zu Ehren desselben Mysteriums gaben auch die Goldschmiede von Sevilla eine Maskerade, aus deren Beschreibung wir hier zum Schlusse noch folgende Stelle hervorheben: „Eine Fama zu Pferde von sechs Pagen begleitet, Herkules und Julius Cäsar, eine Schaar Aethiopier unter dem Befehle des Königs von England, eine Schaar Indianer von Montezuma angeführt, eine Schaar Römer mit dem Labarum, die Familien der Patriarchen von Adam bis Noah, Könige von Frankreich von Ludwig dem Heiligen bis auf den gegenwärtig regierenden Monarchen, die Familie von Oesterreich von Rudolph bis auf Philipp IV u. s. w."

Arme spanische Ritterschaft, bis zu diesen barocken Spiegelfechtereien war es also mit Dir gediehen, seitdem der Roman des Cervantes die letzte Lanze in den Händen eines närrischen Ritters zerbrochen, seine Dame in eine Bauerndirne und seinen Schildknappen in einen witzigen Lümmel verwandelt hatte, die alle Drei sprüchwörtliche Namen geworden sind!

*) Es versteht sich, daß die Verwundung, wie der Kampf überhaupt nur zum Scheine und das Ganze, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, bloß allegorisch war. A. d. R.

Die Negersklaven in Rio de Janeiro.

(Fortsetzung.)

Die Neger von der Küste, oder die neuen Neger, wie man sie gewöhnlich heißt, kommen hier in einem vollkommen rohen Naturzustande an; sie stehen geistig und moralisch auf einer ungemein niedern Stufe von Bildung, und manche Nationen und einzelne Individuen sind so beschränkten Verstandes, daß sie dem Thiere weit näher stehen als dem Menschen; andere besitzen natürliche Anlagen und lohnen die Bemühungen, welche man auf ihre Erziehung verwendet, dadurch, daß sie sehr brauchbar zu den verschiedenen Verrichtungen werden, welchen man sie bestimmt. Leider nimmt man sich in der Hauptstadt nur in sofern der Negersklaven an, als man den höchst möglichen Gewinn von ihrer Geschicklichkeit erwartet; es genügt, wenn sie ihren Taglohn verdienen; sonst können sie treiben, was sie wollen. Allenthalben böses Beispiel vor Augen, sind die Stadtneger daher größtentheils verdorbene, lasterhafte Menschen, welche Furcht und Feigheit allein von größern Verbrechen abhält; von Natur aus dem Trunke, der Neigung zum Stehlen ergeben und äußerst träge, fröhnen sie diesen Leidenschaften bei jeder Veranlassung, und sind selbst Ursache, wenn sie hart und oft scheinbar grausam behandelt werden. Da, wo man es der Mühe werth hält, sie nicht allein zu tauglichen, sondern auch zu sittlichen Menschen zu erziehen, entwickeln sie eine Menge guter Eigenschaften; sie sind gutmüthig und anhänglich, unter sich äußerst verträglich, und erweisen dem Alter die rührendste Achtung und Aufmerksamkeit. Alte Männer und Frauen werden stets Vater und Mutter genannt, und häufig laden sich die Jüngern doppelte Arbeit auf, um diesen ihr Daseyn zu erleichtern; sie theilen mit ihnen, was sie besitzen; küssen ihnen die Hände; leiten, wenn sie ihnen begegnen, ihre wankenden Schritte und erbitten ihren Segen. Der immer gleiche Frohsinn dieses Volkes steht im mächtigen Kontraste mit dem düstern und melancholischen Charakter der Brasilianer; nur im Genusse des Augenblickes lebend, unbekümmert um die Zukunft, benutzt der Neger jede Veranlassung zur Freude, und verrichtet tanzend und singend seine Arbeit; kommt der Abend herbei, und es blieben ihm einige Vintems über den Taglohn, den er nach Hause bringen muß, so dünkt er sich unaussprechlich glücklich, und vor einer Venda mit seinen Landsleuten vereinigt, überläßt er sich der ganzen Lebhaftigkeit seines Gemüthes; die Töne eines vaterländischen Instrumentes, die Anwesenheit eines ihm günstigen Mädchens begeistern ihn; er beginnt mit ihr einen seiner vaterländischen Tänze, von seinen Landsleuten umringt, welche die Musik mit ihren Stimmen begleiten und dem gewandten Paare reichlichen Beifall zollen; andere treten an dessen Stelle, indeß das Pärchen sich mit einem Glase Branntwein und einigen gebackenen Fischen labt und später ein Schäferstündchen feiert.

Das weibliche Geschlecht, so lange es jung und schön ist, befindet sich besonders in Rio de Janeiro vortrefflich; diejenigen, welche zum Dienste des Hauses verwendet werden, arbeiten wenig, denn Jedermann, der nur einigermaßen bemittelt ist, hat Ueberfluß an Sklaven; die mit Waaren und Süßigkeiten u. s. w. auf die Straßen geschickt werden, durchschwärmen den ganzen Tag die Stadt und verdienen mit verschiedenen Nebengeschäftchen, die sie auf eigene Rechnung treiben, so viel, daß sie ihre Herrschaft jedesmal befriedigen, und noch ein Nambaftes auf ihr Vergnügen und ihre Kleidung verwenden können, und sehr schöne Negerinnen finden so viele Gönner unter Brasilianern und Europäern, daß sie gar nicht nöthig haben, auf irgend eine Weise zu arbeiten. Um den Schein zu retten, tragen sie ein Körbchen mit einigen Orangen oder Konfituren auf dem Kopfe, und gelten nun gleich den übrigen Negerinnen für Quitandeiras. In den Stand gesetzt, ihren Hang zum Putze zu befriedigen, kleiden sich diese afrikanischen Sirenen eben so reich als geschmackvoll; ein blendend weißes Unterkleid von feinstem Baumwollenzeuge schmiegt sich an den üppigen, schlanken Körper; das weite Hemd fällt über die eine Schulter herab und enthüllt einen Theil des herrlichsten Busens; eine rothe Schärpe hält das Unterkleid fest und ein farbiges Tuch ist in der Gestalt eines Turbans um das Haupt gewunden; dazu tragen sie sehr schöne Ohrringe, Colliers und Bracelettes von Korallen, oder andern Schmuck von brasilianischer Arbeit. Es ist ein sehr lieblicher Anblick, diese schwarzen Bajaderen flüchtigen Schrittes die Straßen durcheilen zu sehen, dort und da an einem Fenster weilend, um ihre Bekannten zu grüßen, und ein Moment schwerer Prüfung, um, wenn die kleine Sirene mit süßem Lächeln und schmachtendem Blicke zum niederen Fenster hereinruft: Vossa merced não compra doces? *) — mit nada (nichts) zu antworten. (Schluß folgt.)

*) Kaufen Euer Gnaden keine Süßigkeiten?

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 68. 8 März 1832.

Die Ermordung des Grafen Capodistrias.

(Näherer Bericht darüber aus dem New Monthly Magazine.)

Selbst während der stürmischen Tage der letzten Revolution verursachte kein Ereigniß eine solche Aufregung in ganz Griechenland als die Ermordung des Grafen Capodistrias. So wie vor zweitausend Jahren fiel ein Mann, den man beschuldigte, er strebe nach der unumschränkten Gewalt, als Opfer seines Ehrgeizes, und die neuern Griechen werden ohne Zweifel die Namen Georg und Constantin Mauromichalis, den in der Geschichte der Vorzeit ihres Landes berühmten Namen Harmodius und Aristogiton beigesellen.

Der Graf Capodistrias wurde zu Corfu, in einer reichen und in allgemeiner Achtung stehenden Familie geboren. Als die Russen sich zu Herren der jonischen Inseln machten, wurde der Graf ihnen nützlich, und als sie wieder abzogen, ging er mit ihnen, verleibte sich dieser Nation ein, und betrachtete sich von da an stets als Russe. Lange vorher, ehe die griechische Revolution ausbrach, begleitete er verschiedene Posten bei dieser Regierung und wurde Agent und Triebfeder dieser Revolution. Im Jahre 1820 kam Capodistrias in sein Vaterland zurück, unterhielt fortdauernd Verbindungen mit der Hetäria, und unterstützte ihre Plane aus allen Kräften, aber immer nur in so fern Dieß den Interessen Rußlands angemessen war. Als die Revolution in der Wallachei unter Ypsilanti ausbrach, gaben die Russen laut ihre Mißbilligung zu erkennen: auch Capodistrias verläugnete die Grundsätze der Insurgenten, obgleich er einer der eifrigsten Verbreiter derselben, und im Geheim mit den Agenten dieser Revolution verbunden war.

Der Glaube ist allgemein verbreitet, daß er seit der glücklichen Beendigung der Revolution stets seine Blicke auf die souveräne Gewalt richtete, und unstreitig konnten auch seine Eigenschaft als Grieche, und das Vertrauen und die Unterstützung der Russen so ehrgeizige Absichten in ihm erzeugen. So lange der Kampf dauerte, nahm er indeß keinen Theil an den Geschäften, aber sobald die Unabhängigkeit Griechenlands sicher gestellt war, beeilte er sich, nach Nauplia zu gehen, wo er im Januar 1828 ankam, und sogleich als Präsident und Chef der Regierung bestätigt wurde. Er ward mit Freudengeschrei begrüßt, denn seine Ankunft erschien als ein Unterpfand des Friedens und der Vereinigung, da Nauplia eine Beute der Faktionen Griva's und Colocotroni's war. Beide unterwarfen sich dem Grafen Capodistrias, und die Häupter aller übrigen Parteien folgten ihrem Beispiel; kurz seine Autorität wurde einstimmig von Allen anerkannt.

Der erste Akt seiner Verwaltung erprobte den mächtigen Einfluß des neuen Herrschers. Capodistrias machte bekannt, daß da der Feind von Außen nicht mehr zu fürchten stehe, so sey es unnöthig, daß die Bürger länger in Waffen blieben, und deßhalb sollten diese in den Arsenalen der Regierung niedergelegt werden. Diese einfache Aufforderung wurde mit so vieler Nachgiebigkeit aufgenommen, daß die ganze Bevölkerung wie aus eigener Bewegung die Waffen ablegte, und Griechenland, wo man bis jetzt überall bewaffnete Männer sah, die allenthalben plünderten und Bedrückungen übten, genoß nun der Ruhe und des Friedens. Die Reisenden konnten jetzt sicher nach dem Innern des Landes gehen; die Landgüter, welche den Türken gehört hatten, waren Eigenthum der Regierung geworden, die sie diesen entwaffneten Männern gegen eine Abgabe von 30 Proz. vom Ertrag in Pacht gab, und so sah man nun auf Einmal die kriegerischen Waffen gegen Pflug und Spaten vertauschen. Schulen wurden allenthalben, größtentheils nach dem Lancasterschen Systeme, errichtet, und die Ruhe und der Wohlstand, die Griechenland zu bieten schien, veranlaßten eine Menge Ausländer bedeutende Summen auf den Ankauf von Ländereien, theils auf den Inseln, theils im Festland zu verwenden. Admiral Sir Pulteney Malcolm, Herr Leeves und andere ausgezeichnete Engländer ließen sich in der Nachbarschaft von Athen nieder; zu Nauplia so wie in vielen andern Städten wurden eine Menge Straßen nach Planen, die die Regierung lieferte, errichtet, und das Land fing an, gleich dem Phönix, aus seiner Asche zu erstehen. Man beschäftigte sich damit eine neue Münze zu prägen, und um endlich dem Mann, den man als den Schöpfer dieses neuen Wohlstandes ansah, einen Beweis der Erkenntlichkeit zu geben, schlug das Volk vor, dem Präsidenten einen Gehalt von 30,000 Kronen (ungefähr 180,000 Fr.) anzubieten. Zum allgemeinen Erstaunen schlug jedoch Capodistrias diese Summe aus, und dieser Beweis von Uneigennützigkeit, stellte seine ausgezeichneten Eigenschaften in ein um so glänzenderes Licht.

Allein nur zu bald sah man den wahren Charakter dieses Mannes sich entwickeln. Er hob die populäre Form der Regierung auf, und ernannte ein Konseil unter dem Namen Panhellenion, das er aus seinen Kreaturen zusammensetzte. Die von Frankreich und Rußland geschickten Unterstützungen an Geld verwendete er, um

Männer zu erkaufen, die seine despotischen Plane unterstützten; alle Konstitutionellen, die während des Unabhängigkeitskrieges am meisten sich ausgezeichnet, und die größten Gefahren bestanden hatten, verloren sein Vertrauen. Maurokordato, Trikupi und eine Menge anderer, durch Talente und die dem Vaterlande geleisteten Dienste nicht weniger ausgezeichneter Griechen wurden ihrer Stellen beraubt, und unbekannte, dürftige Jonier, von Corfu kommend, die Grafen Viario und Augustin, Brüder des Präsidenten, an ihrer Spitze, wurden berufen, um jene edeln Patrioten, die jetzt den Lohn für so viele Opfer und Gefahren zu erhalten hofften, zu ersetzen. Alle einträglichen Stellen wurden einem Graeculus esuriens der Inseln Corfu und Cephalonien gegeben, und nun begann das getäuschte Volk zu murren und zu klagen.

Um die laute Stimme des Volksgefühls zu unterdrücken, ward ein Spionirsystem organisirt; die Posten wurden auf Befehl der Regierung angehalten, das Briefgeheimniß verletzt, und bald zählte man in Griechenland mehr Agenten des Despotismus als selbst unter der bedrückendsten und willkürlichsten Gewaltherrschaft.

Zu dieser Zeit wurde Prinz Leopold zum Souverän von Griechenland gewählt. Das Volk, der Herrschaft des Präsidenten müde, hörte diese Nachricht mit Jubel. Anfänglich verachtete Capodistrias dieses Gerücht; als er aber sah, daß es gegründet war, heuchelte er uneigennützigen Patriotismus, wünschte dem Lande zu diesem Ereigniß Glück, und erklärte seine Bereitwilligkeit, eine untergeordnete Stelle unter dem neuen König einzunehmen. Man weiß es jetzt, daß die Hindernisse und Schwierigkeiten, an denen dieser Plan scheiterte, das Resultat seiner geheimen Einflüsterungen und Uebertreibungen waren. Die Beschwerden, die man hinsichtlich der Gränzen erhob, kamen von seinen Agenten her, und der König, den man gewählt hatte, wurde auf diese Weise abgeschreckt, die Regierung eines Landes zu übernehmen, wo ihn so viele Unruhe erwartete.

Der Präsident, jetzt mehr als je seiner Herrschaft gewiß, hielt nun längere Verstellung nicht mehr für nöthig, und verfolgte unter dem Schutze Rußlands seine despotischen Plane. Er glaubte seine Absichten so wenig verbergen zu dürfen, daß er den Deputirten, die seiner Ankunft warteten, um die Wahl einer andern Nationalversammlung und die Errichtung einer konstitutionellen Regierung zu votiren, meldete, das Land sey für die Freiheit noch nicht reif, und dürfe daran noch nicht denken. Da nun das Volk seine Hoffnungen gescheitert, seine Opfer und langen Leiden unbelohnt, und die Gewalt in den Händen eines Agenten der Fremden sah, so erhob es sich überall auf den Inseln und dem Festlande. Die Mainoten, Spezioten, Hydrioten und Porioten verbündeten sich, um das auf Griechenland lastende verhaßte Joch abzuschütteln, und Alles ließ die Schrecken eines Bürgerkriegs voraussehen, der noch viel zerstörender zu werden drohte, als der eben erst gegen die Türken beendigte Krieg gewesen war.

Unter den Personen, die am meisten den Verdacht der Regierung geweckt, und ihren Haß auf sich geladen hatten, war auch die Familie der Mauromichalis, die erblichen Statthalter von Maina. Seit Anfang der Revolution übte Petro-Bey, durch Alter und Charakter einer der geachtetsten Häuptlinge von Griechenland, zu Maina eine Art von Oberherrschaft aus. Dieses Gebirgsland hat einige Aehnlichkeit mit den schottischen Hochländern und schließt das alte Sparta in sich. Petro-Bey und seine Kinder opferten, ungeachtet sie eine fast unumschränkte Herrschaft in Händen hatten, dennoch unbedenklich Alles der Freiheit ihres Landes und erhoben die Fahne des Aufruhrs. Petro-Bey verlor einen seiner Söhne im Kampfe, und als Griechenland den Frieden errungen hatte, zog er mit seinem einzigen Sohn Constantin und seinem Bruder Georg nach Nauplia, wo er zum Senator ernannt wurde. Das von der Regierung verfolgte System ward ihm bald verhaßt; er schloß sich der Partei der Konstitutionellen an, und wurde vom Präsidenten verbannt. Nun versuchte er heimlich in seine Heimath zurückzukehren, allein Capodistrias, der den Einfluß des alten Bey's auf die Gebirgsbewohner fürchtete, ließ ihn verhaften, und 5 oder 6 Monate lang in dem Thurmgefängniß von Itaphkaleh einkerkern. Sein Sohn und Bruder, die seinen Haß gegen die Regierung theilten, wurden ebenfalls verfolgt, unter Verhaft gestellt und später der Aufsicht zweier Polizeiagenten übergeben, die sie nie aus den Augen verlieren durften, und ihnen stets bewaffnet zur Seite bleiben mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Amerika verdankt die Befreiung von Militärlasten vorzüglich dem Umstande, daß seine Institutionen nur im Interesse der Massen gegründet wurden, und daher die Nation nicht des Beistandes bewaffneter Macht bedurfte, um die öffentliche Ordnung aufrecht zu halten. Doch wozu eine Vergleichung zwischen einzelnen Nationalausgaben, die von so zufälligen Ursachen und von Interessen abhängen, die bei verschiedenen Nationen nicht gleich seyn können? Es gibt unter den civilisirten Völkern Bedürfnisse, die offenbar allen mit einander gemeinschaftlich sind und zu dem ökonomischen oder verschwenderischen Charakter einer Regierung bündigere Belege liefern, als irgend andere, die von so unsichern Ursachen abhängen. Beleuchten wir Dieß näher.

Die „Revue britannique" benennt die Ausgaben der Vereinigten Staaten für das Jahr 1829, wie folgt:

Civilliste	1,323,966	Dollars.*)
Departement der äußern Angelegenheiten .	207,060	—
Verschiedene Ausgaben	1,570,656	—
Staatsschuld	12,383,800	—
Seewesen	3,312,951	—
Kriegswesen	4,730,605	—
Pensionen	952,836	—
Zahlungen an die Indianer	589,159	—
Zusammen .	25,071,013	—

Zugegeben, daß diese Summe im Jahre 1829 von der Regierung der Union ausgegeben wurde; so muß doch bemerkt werden,

*) Man versteht in Amerika unter Civilliste die Besoldung aller Civilbeamten, die Kosten des Kongresses, der Bureaux u. s. w., mit Einem Wort, die Ausgaben der ganzen gewöhnlichen Civilverwaltung, mit Ausnahme der äußern Angelegenheiten.

daß von ihr fast die Hälfte, d. h. 12,383,800 Dollars auf Rechnung der Staatsschuld kommen, und zwar nicht blos zur Bezahlung der Interessen; denn 9,841,024 Dollars wurden am Kapital zurückbezahlt. Es ist bekannt, daß die ganze Staatsschuld der Union im Jahre 1835 völlig getilgt seyn wird. Diese Schuld schreibt sich von dem Anleihen her, das für den Befreiungskrieg aufgenommen wurde. Aus allen diesen Umständen geht hervor, daß man sehr im Irrthum ist, wenn man Vergleichungen zwischen Ausgaben anstellen will, die den zwei Nationen nicht gemeinschaftlich sind. Um eine Untersuchung anzustellen, aus der die wirklichen Kosten der Regierungen beider Staaten zu ersehen sind, werde ich die Thatsachen in Betreff der Vereinigten Staaten so genau herauszustellen suchen, als es mir meine Kenntnisse erlauben, und überlasse einen gleichen Versuch dieser Art in Bezug auf Frankreich Denen, die hierin besser unterrichtet sind als ich, wenn anders eine solche Vergleichung von einigem Nutzen ist.

Bevor ich aber auf nähere statistische Erörterungen eingehe, muß ich als Prämissen folgende Thatsachen vorausschicken. Die Nationalschuld der Vereinigten Staaten wurde hauptsächlich durch zwei große Ursachen veranlaßt, nämlich: durch den Befreiungskrieg und den Krieg mit England im Jahre 1812. Im Jahre 1790, oder nach der Errichtung der Union, belief sich die Staatsschuld auf 79,124,464 Dollars. Im Jahre 1812 war sie auf 45,209,737 Dollars reduzirt, obgleich drei Kriege, einer mit Frankreich und die beiden andern mit Algier und Tripolis, samt anderen kostspieligen Fehden mit den Indianern dazwischen gekommen waren. Der Krieg von 1812 vermehrte die Schuld so sehr, daß sie im Jahre 1816 auf 127,334,933 Dollars gestiegen war. Am 1 Januar 1831 war sie von Neuem auf 39,123,191 Dollars heruntergebracht, und am 1 Januar 1832 wird sie auf 25 oder 30 Millionen herabgesunken seyn, was ich jedoch nicht mit Zuverlässigkeit anzugeben weiß. Zehn Millionen Dollars sind jährlich durch ein noch immer in Kraft stehendes Gesetz zur Tilgung der Nationalschuld bestimmt, und da sich die Interessen gegenwärtig nicht über 1,500,000 Dollars belaufen können, so stehen jährlich 8,500,000 Dollars zur Löschung des Kapitals verfügbar. Die Rückzahlungen der Schuld sind nothwendig an die Bedingungen der verschiedenen Anleihen gebunden, und es hat sich in einigen Jahren, wo nicht eine hinlängliche Anzahl unmittelbar zurück zu kaufender Staatspapiere, die 3prozentigen ausgenommen, vorräthig war, ereignet, daß die Zahlungen verschoben werden mußten, bis das Ziel der Anleihen den Rückkauf erlaubte. Dieser Umstand hat in der wirklichen Verminderung der Staatsschuld in den verschiedenen Jahren eine scheinbare Unregelmäßigkeit verursacht. Die „Revue britannique" setzt die Einnahme der Vereinigten Staaten im Jahre 1829 auf 24,766,119 Dollars, und die Ausgaben auf 25,071,013, wie oben gesagt wurde, und sucht so scheinbar zu beweisen, daß die Ausgabe die Einnahme um 303,894 Dollars überstiegen habe, was einen mit den Verhältnissen unbekannten Leser veranlassen könnte, zu glauben, daß die wirklichen Bedürfnisse des Staates seine Gesammteinkünfte überstiegen haben. Allein wenn man die Angaben der Revue britannique selbst durchgeht, so findet sich, daß im Jahre 1812 von der Staatsschuld 12,383,800 Dollars zurückbezahlt wurden, was also 2,383,800 Dollars mehr beträgt, als die dazu gesetzlich bestimmte Summe von 10,000,000 Dollars. Diese Ueberschreitung der zehn Millionen rührte aber daher, daß das nöthige Quotum der zurückkäuflichen Staatspapiere im Jahre vorher nicht vorräthig war. Es muß jedoch bemerkt werden, daß ungeachtet dieser Ueberschreitung am 1 Januar 1830 im Schatze noch 5,755,704 Dollars vorräthig waren. Nachstehende Angaben enthalten das Verhältniß, in welchem während der letzten zehn Jahre die Staatsschuld zurückgezahlt wurde.

	Zurückzahlung		
	im Kapital	in Interessen	im Ganzen.
1821	3,279,821	5,087,272	8,367,093
1822	2,675,987	5,172,961	7,848,948
1823	607,331	4,922,684	5,530,015
1824	11,574,332	4,993,861	16,568,393
1825	7,725,034	4,370,309	12,095,343
1826	7,706,601	3,977,864	11,684,465
1817	6,515,514	3,486,071	10,001,585
1828	9,064,637	3,098,867	12,163,504
1829	9,841,024	2,542,776	12,383,800
1830	9,443,173	1,912,574	11,355,747

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Ministeriums Talleyrand im September 1815.

(Fragment aus dem noch ungedruckten dritten Theil der Memoiren eines Staatsmannes.)

Drei Ursachen wirkten zum Sturz des Ministeriums des Fürsten Talleyrand: 1) die Unmöglichkeit sich mit den Alliirten wegen Abschluß eines definitiven Vertrags zu verständigen; 2) die traurige Einwirkung des wegen des halbkonstitutionellen Gangs der ministeriellen Verwaltung aufgebrachten Hofs und der Coterie des Grafen Artois, und endlich 3) das Resultat der Wahlen, das Entstehen der Chambre Ardente vom Jahr 1815. Man weiß, daß im September die Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten so standen, daß es fast durchaus unmöglich war, zum Abschluß eines definitiven Friedensvertrages zu gelangen. Man konnte sich weder über die Gränzen des französischen Gebiets, noch über die Entschädigung an Geld, die Grundzüge der diplomatischen Unterhandlung, noch über die Dauer der Besetzung verständigen. Herr von Talleyrand hatte noch einige Hoffnung auf die Wirkung seiner letzten Note, in der er mit Würde und Entschlossenheit gesprochen hatte. Er hoffte, die Verbündeten würden seinen geheimen, und den Interessen eines jeden Hofes besonders angepaßten Vorschlägen nicht widerstehen können, allein diese Hoffnung scheiterte gänzlich durch das neue Ultimatum, welches die vier großen Höfe ihm unterm 20 Septbr. zusandten, und das die definitiven Beschlüsse der Mächte zusammenfaßte: „Die verbündeten Höfe betrachten die Wiederherstellung der Ordnung, und die Befestigung der königlichen Autorität in Frankreich als den Hauptzweck ihrer Schritte; allein da sie zugleich überzeugt sind, daß Frankreich nie eines dauerhaften Friedens genießen würde, so lange die benachbarten Nationen ihm noch grollen, oder es fortwährend beunruhigen würden, so haben sie die Prinzipien einer gerechten Entschädigung für frühere Opfer und Verluste, und einer hinreichenden Garantie für die Sicherheit der benachbarten Staaten, als die einzig zweckmäßigen, um allen Unzufriedenheiten und Befürchtungen ein Ziel zu setzen, ins Auge gefaßt. Die Herren Bevollmächtigten Frankreichs erkennen selbst das erste dieser Prinzipien an, während sie das zweite mit Stillschweigen übergehen. Es ist indeß nur zu klar, daß das Bedürfniß einer Garantie für die Zukunft noch fühlbarer und dringender geworden ist, als es selbst zur Zeit des pariser Tractats war; was den Mächten im Jahr 1814 genügen konnte, können sie im Jahr 1815 nur als unzureichend erkennen; die Demarkationslinie, die zur Zeit des Vertrags vom 30 Mai bis an Frankreich gränzen-

den Staaten sicher zu stellen schien, kann den gerechten Ansprüchen, die diese jezt erheben, nicht mehr entsprechen. Dieß sind die mächtigen Beweggründe, die die verbündeten Höfe genöthigt haben, von Frankreich noch einige Gebietsabtretungen zu fordern. Diese Abtretungen sind nicht von der Art, daß sie die Integrität Frankreichs wesentlich verlezen; Frankreich wird derselben ungeachtet, einer der am besten arrondirten und befestigten Staaten in Europa, und reich an Mitteln jeder Art bleiben, um den Gefahren einer Invasion zu begegnen. Die Unterzeichneten können nur mit Mühe begreifen, auf was der wesentliche Unterschied zwischen „altem und neuem Gebiet sich stüzt;" sie können unmöglich glauben, daß die Herren Bevollmächtigten in den gegenwärtigen Unterhandlungen, die Lehre von der vorgeblichen Unverlezlichkeit des französischen Gebiets wieder zur Sprache bringen wollen. Es hieße jede Idee von Gleichheit und Reciprocität unter den Mächten zerstören, wollte man den Grundsaz aufstellen, daß Frankreich allein ungehindert sich vergrößern, Provinzen erlangen, und sie entweder durch Eroberung oder Verträge seinem Gebiet einverleiben konnte, und allein das Privilegium genösse, niemals irgend einen Theil seiner alten Besizungen weder durch Kriegsunglück noch durch politische Uebereinkunft zu verlieren." Auf diesen Gründen beharrten die Bevollmächtigten der vier Höfe in dem dem König von Frankreich übergebenen Ultimatum. Die Note war unterzeichnet: von den Grafen Rasumoffski und Capodistrias für Rußland; vom Fürsten Metternich und dem Baron von Wessenberg für Oestreich; vom Fürsten Hardenberg und dem Baron von Humboldt für Preußen; und vom Lord Castlereagh für England.

Was konnte das Ministerium des Herrn Talleyrand bei dieser Lage der Unterhandlungen thun? Die Vorschläge, die er den vier großen Höfen gemacht hatte, gestatteten ihm nicht sich dem Ultimatum der Kabinete zu unterwerfen, er konnte einen solchen öffentlichen Rückschritt nicht thun, ohne sich völlig zu entehren. Von diesem Augenblick dachte er daran seine Entlassung zu nehmen. War aber dieser Wunsch wohl aufrichtig? Versuchte er nicht vielleicht durch diese Drohung Ludwig XVIII zu größerer Energie zu bewegen, und ihn mit dem Gedanken an einen schon vorgeschlagenen Nationalwiderstand vertraut zu machen? Herr von Talleyrand behauptete, zu diesem Schritte habe ihn das tiefe Gefühl der verlezten Ehre Frankreichs gebracht, er wollte einen erniedrigenden Traktat nicht unterzeichnen. Jene, welche den wahren Stand der damaligen Verhältnisse kennen, bringen nächst diesem edeln Gefühl auch noch die feste Ueberzeugung des Herrn von Talleyrand mit in Anschlag, daß er sich in seiner Stellung dem Ausland, dem Hof und endlich der neuen Kammer gegenüber, nicht mehr behaupten konnte.

In der That verhehlte auch der Kaiser Alexander seinen Widerwillen gegen Herrn von Talleyrand keineswegs. In einer Zusammenkunft mit Ludwig XVIII machte er diesen auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die die Mitwirkung eines ersten Ministers in den Geschäften erzeuge, der auf dem Wiener-Congreß die Hoffnungen Rußlands getäuscht, und der, was den Kaiser Alexander am empfindlichsten verlezte, die Verbindung einer russischen Prinzessin mit dem Herzog von Berry hintertrieben habe. Zugleich machte er ihm auch Hoffnung, auf die Möglichkeit von Concessionen von Seite der Alliirten, wenn er ein System annehmen, und einen Mann an die Spize der Geschäfte stellen wolle, der mehr Vertrauen einflößte. Ludwig XVIII lieh solchen Eröffnungen ein geneigtes Ohr; mit Widerwillen nur hatte er Herrn von Talleyrand zum Präsidenten des Conseils ernannt, man wird daher begreiflich finden, daß er mit Vergnügen dem Augenblick entgegen sah, der ihn von einem unerträglichen Zwang befreite.

Auf einer andern Seite wurde Ludwig XVIII vom Hof bearbeitet. In den ersten Augenblicken des Siegs einer Partei liegt immer ein fast unwiderstehlicher Aufschwung von Kraft; ein Ministerium, das die Geseze der Mäßigung befolgt, hat keine Kraft, und leistet es Widerstand, so wird es gestürzt.

Seit den beiden Berichten des Herzogs von Otranto und der unbegreiflichen Oeffentlichkeit, die man diesen wichtigen Dokumenten gegeben hatte, schien es fast gewiß, daß Fouché sich von den Geschäften zurückziehen werde, was nun nebst der Weigerung des Herzogs von Richelieu, und den Zögerungen in den Ausgleichungen mit Herrn Pozzo di Borgo dem ministeriellen Ehrgeiz Thür und Thor öffnete. Die Wahl schwankte nun zwischen einer vollständigen und einer theilweisen Aenderung des Kabinets. Da Herr von Talleyrand einmal persönlich gedroht hatte, so wurde eine Aenderung durchaus nöthig, weil das Haupt schwankte.

Der Pavillon Marsan verzieh es dem Kabinet Talleyrand nicht, eine Regierung konstituirt zu haben, auf die er keinen Einfluß hatte, und so eine von den royalistischen Comités unabhängige Verwaltung hergestellt zu haben. Am Hof gab es nichts als Klagen und geheime Intriken; man beschuldigte das Ministerium, daß es den Frieden verzögere und die Regungen des Royalismus unterdrücke. Der Graf Artois handelte offen gegen die Minister des Königs, und täglich sagte man dem, gegen Talleyrand ohnehin schon ungünstig gestimmten König, daß das Volk die Absezung des ersten Ministers fordere. (Schluß folgt.)

Ein Zweikampf.

(Nach dem Constitutionnel.)

In dem mit so vielem Duellanten-Blute getränkten Gehölze von Vincennes fand jüngst ein Zweikampf statt, der eben so traurig in seinen Folgen als merkwürdig wegen der dabei betheiligten Gegner war. Ein natürlicher Sohn Napoleons, der sechsundzwanzigjährige Graf Leon, wurde bei einer Spielpartie von einem Engländer, Hrn. Hesse, einem Adjutanten Wellingtons, auf das empfindlichste beleidigt. Der junge Graf fühlte die erlittene Kränkung um so tiefer, als das Band der Verwandtschaft, das ihn an Napoleon knüpft, für Niemand ein Geheimniß ist, und im Nothfalle durch die auffallende Aehnlichkeit des Grafen mit dem Kaiser zur Genüge erwiesen werden könnte. Eine Ausforderung erfolgte, und der Oberst Fournier übernahm es, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Graf Leon hatte auf die Wahl der Waffen verzichtet und sie seinem Gegner überlassen, der Pistolen wählte. Es war ausgemacht worden, daß die Gegner sich ihrer eigenen Waffe bedienen, diese aber vorerst von den Zeugen untersucht werden sollten, ob sie nicht ungleich seyen; hierauf sollten die Pistolen von den gegenseitigen Sekundanten geladen und als Kampfplaz zwei Barrieren, zehn Schritte von einander entfernt, abgesteckt werden, hinter denen sich die Gegner zehn Schritte weit anzustellen hatten; so daß also beide dreißig Schritte von einander entfernt standen. Von hier aus war es Jedem von ihnen erlaubt, bis an seine Barriere vorzugehen und zu feuern, wenn es ihm beliebte; doch sollte keiner über das gesteckte Ziel hinausgehen dürfen. Ferner wurde ausgemacht, daß die Kämpfer nur auf ein gegebenes Zeichen vorwärts gehen und der zuerst schoß den Schuß seines Gegners abwarten sollte, der hinwieder nur von der Stelle aus, wo auf ihn gefeuert worden, zu schießen hatte. Außerdem wurden noch andere bei einem Zweikampfe übliche Uebereinkünfte getroffen und dann zu diesem geschritten, nachdem beide Gegner noch vor den Zeugen die Erklärung abgelegt, daß sie sich für Männer von Ehre und Rechtschaffenheit hielten. Der Engländer Hesse hatte zu Sekundanten den Grafen von Esterno, einen Deutschen (?) und einen englischen Offizier; die Beistände des Grafen Leon waren der Oberst Fournier und ein französischer Offizier, May. Außerdem wohnten auch General Gourgaud und der Oberchirurg des eilften Artillerieregiments der Garnison von Vincennes dem Zweikampfe bei. Kaum auf ihrer Stelle angelangt, rückten beide Gegner sogleich fünf Schritte auf einander vorwärts an. Der Engländer schoß zuerst und fehlte; sogleich feuerte auch der Graf Leon und verwundete seinen Gegner durch die Brust. Die Wunde war so gefährlich, daß der Verwundete nicht nach Paris gebracht werden konnte. Alle vorhergegangenen Versuche zu einer glücklichen Ausgleichung waren umsonst gewesen, und der vormalige Sekretär des verewigten Kaisers, Herr Menneval, der Vormund des Grafen Leon, selbst war der Meinung, daß die zugefügte Beleidigung allzukränkender Art sey, um gütlich ausgeglichen werden zu können. Man erzählt sich bei dieser traurigen Geschichte, in der sich beide Gegner mit gleicher Kaltblütigkeit benahmen, einen merkwürdigen Umstand: Bei einer Reise, die der Graf Leon im verflossenen Jahre nach Rom unternahm, wurde er von der Familie Bonaparte mit der größten Zärtlichkeit aufgenommen, und die Königin Hortensia selbst gab ihm eine Blumenknospe, indem sie ihm empfahl, dieselbe anzustecken, wenn er eine Gefahr zu bestehen haben würde; sie würde ihm Glück bringen, fügte sie hinzu. Graf Leon, der bis jezt von diesem Talisman keinen Gebrauch gemacht hatte, trug sie bei diesem Zweikampfe zum ersten Male auf der Brust.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 69. 9 März 1832.

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts bildeten sich die Gesellschaften der Boucaniers und der Flibustier, jener Männer aus allen Ländern, die unter dem Namen der „Küstenbrüder" sich gegen einen gemeinschaftlichen Feind vereinigten, dessen Reichthümer ihre Habsucht reizten. Diese immer zahlreicher werdenden Verbindungen und ihre glücklichen Unternehmungen legten in den Antillen den Grund zu den nachmaligen englischen und französischen Kolonien, deren Entstehung in folgende drei Hauptepochen fällt: Die gleichzeitige Besitznahme der Insel Christoph durch beide Nationen im Jahre 1525; die Befestigung der französischen Macht auf Martinique, Guadeloupe, Tortue und St. Domingo in den Jahren 1635 bis 1641, und endlich die Eroberung von Jamaika im Jahre 1655 durch die von jenem Cromwell beherrschten Engländer, den 20 Jahre früher Karl I abgehalten hatte, nach Amerika auszuwandern. Das angesprochene Recht der Portugiesen wurde nicht mehr beachtet als das der Spanier. Villegagnon wollte im Jahre 1555 zu Rio Janeiro den Calvinisten eine Freistatt öffnen; sein geringer Erfolg und ein ähnlicher Fehlschlag zu Paraiba im Jahre 1583 hatten Frankreich und Coligny nicht entmuthigt. Im Jahre 1612 gründeten Rapilly und la Ravardiere zu Maranham eine kleine Kolonie die nur kurze Zeit bestand. Diese Ansiedlungen trugen, da sie die Reisen und Berichte Risants, Deveaux, Moquet's und la Planque's veranlaßten, die diese Küsten bis zum Jahre 1620 durchstreiften, und den Amazonenfluß befuhren, dazu bei, den nördlichen Theil Brasiliens kennen zu lernen.

Mit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurden die Eroberungen und Entdeckungen der Seefahrer mehr ausgebildet, und in Brasilien, so wie im nördlichen Amerika neue Kolonien gegründet, von denen aus man neue Forschungen und Entdeckungen unternahm. In Brasilien verbot die portugiesische Regierung nach dem Innern des Landes vorzudringen: der Lauf der Flüsse begünstigte diese engherzigen Ansichten, und doch konnte nichts die außerordentlichen Unternehmungen der Paulisten hemmen. Um diese Menschenjäger, diese Goldspürhunde, diese amerikanischen Mamelucken, Abkömmlinge deportirter Verbrecher, noch bekannter zu machen, fehlte es nur an Geschichtschreibern, die ihre zahllosen Reisen aufgezeichnet hätten; in solchen Berichten würden wir finden, wie sie von St. Paul aus bis Quito, Santa Cruz de la Sierra, zu den Statthalterschaften Piauhi und Goias vordrangen, und die Centralprovinzen des Landes durchreisten, die wir selbst jetzt noch nicht kennen. Ihre sämmtlichen Unternehmungen sind in Dunkel gehüllt, doch hatten sie zuweilen einen bestimmten Zweck im Auge, und mancher von jenen Abenteurern hat seinen Namen durch Entdeckung reicher Minen der Vergessenheit entrissen. Diesen umherschweifenden Paulisten, fanatischen Jesuiten und kühnen Portugiesen verdankt man die vorzüglichsten Entdeckungen, deren chronologische Reihenfolge, die Geschichte aufgezeichnet hat. Im Jahre 1603 reiste Gabriel Soares, um Eldorado zu suchen, von Maranham ab, ging über den Rio San Francisco, und kam in die Provinz Charcas; Pedro Coelho reiste durch die Statthalterschaft Seara, und erreichte die Sierra de Ibiapaba. In den Jahren 1626 bis 1628, während Holland das Reich Brasilien Portugal mit Erfolg streitig machte, kamen die Jesuiten in die Sierra de los Patos, und in das Land Caro. Zehn Jahre später gingen Teixeira und F. Christoval d'Acuna von der neuen Stadt Para aus nach Quito, fuhren den Amazonenfluß auf und ab, untersuchten seine Zuflüsse, und erfuhren von den Indianern, daß dieser Fluß mit dem Orenoco in Verbindung stehe. Große Plane zu Kommunikationen im Innern des Landes wurden entworfen, und die Jesuiten setzten sich zwischen dem Amazonen- und Napofluß fest. Im Jahre 1657 verfolgte man den Lauf des Rio Negro und des Tocantins; die Provinz Goias wurde bereist.

Vor Ende des siebzehnten Jahrhunderts kannten die wieder von Spanien getrennten Portugiesen und Ueberwinder Hollands, die Statthalterschaft Piauhi, die Sierra de Sabara, den Lauf des Rio Paraiba, des Rio Doce und des Uraguay sammt den Quellen des Tocantins. Sie hatten Gold und Edelsteinminen entdeckt, die Provinz Minas Geraes war erobert, und sie beherrschten durch ihre Kolonie Santo-Sacramento das linke Ufer des la Platastroms.

Das folgende Jahrhundert vervollständigte diese Entdeckungen, und ließ dem neunzehnten nur die Sorge, durch Niederlassungen Nutzen davon zu ziehen. Die spanischen Jesuiten verließen Peru und Santa Cruz de la Sierra, um weiter nach dem Innern zu gehen; die Portugiesen dagegen zogen von Minas Geraes und St. Paul ab. Im Jahre 1700 wurden die Städte Mariana und Villa Rica gegründet; im Jahre 1716 befuhr man zuerst den Pilcomago aufwärts; ein Paulist entdeckte die Minen Cuyaba und ein anderer

fand im Jahre 1734 die von Matto Grosso und die Campos dos Parecis. Manoel Felix de Lima, der im Jahre 1742 dem Lauf des Sarare, Guapore und Madeira folgte, kam durch das Land los Moros in die Mündung des Amazonenflusses, Verbindungen zwischen Matto Grosso, Gram, Para und Goias wurden hergestellt. Fünf Jahre später befuhren Joan de Susa und Azevedo den Arinos und Tapajos abwärts. Während dieses Zeitraums hatte man den Lauf des Rio Negro aufwärts verfolgt, und nicht weit von Cassiquiari ein Fort angelegt; bald hernach wurden Villa Real, Villa Bella und eine Niederlassung am Rio Branco gegründet. Im Jahre 1791 endlich, erleichterte der Lauf des Araguaya die Verbindungen zwischen den Statthalterschaften Gram, Para und Goios; die Patres Sobreviela und Girvai befuhren die Flüsse Guallaja und Ucavale, und machten die Vortheile einer Verbindung Peru's mit dem atlantischen Ozean mittelst des Amazonenflusses bekannt. Die Aufmerksamkeit richtete sich um die nämliche Zeit auf das andere Ende von Brasilien, als im Jahre 1767 die von den Jesuiten im Jahre 1580 gegründete Herrschaft in Paraguay ihr Ende erreichte.

Zu dieser Zeit kannte man die Küsten der neuen Welt bereits so gut als die des alten Kontinents; die nördlichen Gränzen und deren Küsten waren noch unbekannt. Allein seit Kamtschatka entdeckt war, und der Kosak Lemoen Deschnew und die Tschutschen Nachweisungen über die gegenseitige Lage Asiens und Amerika gegeben hatten, konnte man hoffen, das Problem, ob beide Welttheile zusammenhängend oder getrennt wären, auf bestimmte Weise gelöst zu sehen. Peter der Große beschäftigte sich mit dieser wichtigen Aufgabe; sein mächtiger Wille überlebte ihn, und Vitus Behring entdeckte im Jahre 1728 die bekannte Meerenge, durch welche die fabelhafte von Anian in Vergessenheit kam. Auf dieser ersten Reise entdeckte er den amerikanischen Kontinent nicht, wo, wie man behauptet, Gwosdew und Thryphon Krupischew im Jahre 1730 unterm 66°, also nahe der Einfahrt Kotzebue's landeten. Erst 13 Jahre später entdeckte er von Tschiricow, de Steller und de Delisle de la Croyere begleitet, die nordöstlichen Küsten, die Halbinsel Aliaska, und die Inseln Schumagin; nun wendeten sich die Russen Sibiriens nach diesen Küsten, und sie entdeckten die aleutischen und Fuchsinseln, die Insel Mednoi Ostroff, und drangen so weit nördlich, als das Eis es gestattete. Diese Entdeckungen dankt man den unternehmenden Kapitänen Navodtsikoff, Serebranikoff, Tolstyk, Drusimin, Glotoff, Synd, Krenitzin, Levaschef, Solovieff und dem Geographen Hudiakoff. Zu diesen Unternehmungen wurden die Russen nicht bloß durch Neugier getrieben und im Jahre 1768 gründete der bekannte Chegelegboff das erste Comptoir der amerikanischen Kompagnie in Kodiak.

Die Gestade, durch welche die russischen Entdeckungen von den Besitzungen der Spanier getrennt wurden, sollten nicht länger ungekannt bleiben, und die letztern, die endlich die Straße um das Kap Horn befuhren, rüsteten nach anderthalbhundertjähriger Unthätigkeit Expeditionen aus, die von Juan Perez, Vicente Vila, Bruno Heceta, Juan de Ayala, La Bodega y Quadra, Canizares Arteaga und Manrella befehligt wurden, im Jahre 1763 die Präsidien von Monterey und San Diego errichteten, die schönen Häfen von Nutka und Bucazeli und einige Bais zwischen dem 47° und 58° der Parallele entdeckten. Andere Unternehmungen führten die Spanier im Jahre 1779 bis zu den vortheilhaften Niederlassungen, die ihre Rivalen im Norden für den Pelzhandel gegründet hatten. Zögerung war Ursache, daß die Spanier Cook in seinen herrlichen Entdeckungen nicht zuvorkamen, und die Russen blieben in den Häfen während des amerikanischen Kriegs bis nach dem Frieden von Versailles und verließen sie erst im Jahre 1788.

Noch blieben Zweifel über die Möglichkeit einer Durchfahrt; es lag im Interesse Englands sie zu lösen und Kapitän Cook, der schon die Hydrographie von Neufoundland und Canada vervollkommnet hatte, erschien im Jahre 1778 an den entgegengesetzten Küsten desselben Kontinents, wo er über diesen Theil von Amerika die ersten zuverlässigen Aufschlüsse erhielt. Er untersuchte die vorzüglichsten Punkte, entdeckte Williams Sund und Cooks-River, besuchte die Aleuten, die Halbinsel Alaska, drang so weit nach Norden vor als die Russen, und wurde nur vom Eis gehindert auf einer Polarstraße nach Europa zurückzukehren. Ihm folgte La Peyrouse, der einiges von Cook Uebersehene ergänzte, Entdeckungen machte, die das tragische Ende mehrerer seiner Gefährten bezeichnete, und jene die von den Spaniern nur angegeben worden waren, genau untersuchte und bestätigte. Billings, Saritschew und Sauer untersuchten später mit der größten Genauigkeit die Kette der aleutischen Inseln, und besonders Kodiak und Unalaschka, wo sie sehr nützliche astronomische Beobachtungen anstellten. Cook und la Peyrouse bewiesen Europa, welche Vortheile dem zu Gebot ständen, der mit den Russen um den Handel mit Pelzwerk zu rivalisiren unternähme und kühne Spekulanten eilten nun nach jenen Gegenden, wo Jagd und Fischfang ihnen Reichthümer boten. Unter den handeltreibenden Seefahrern, die jene Küsten mit Geschick und Thätigkeit durchforschten, leisteten mehrere der Geographie wesentliche Dienste, und man gedenkt der Namen James Hanna, Lowrie, Guise, Meares, Douglas, Berkeley, Portlock, Dixon, Duncan, Colnett, Kendrick, Gray, Marchand und Chanal mit Achtung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ermordung des Grafen Capodistrias.

(Fortsetzung.)

Am 9 Oktober, Sonntags, kurz vor Tagesanbruch gingen Georg und Constantin nach der im Mittelpunkt der Stadt gelegenen Kirche St. Spiridion, um, wie sie sagten, dem Gottesdienst beizuwohnen, wie gewöhnlich von ihren Wachen begleitet. Während sie noch unter der Vorhalle der Kirche standen, kam der Präsident mit seinem Gefolge um ebenfalls die Messe zu hören, und begab sich, indem er seine Leibwache in einiger Entfernung hinter sich ließ, nach dem Theil der Kirche, den man Narther nennt. Die Mauromichalis grüßten ihn, als er vorüberging, und in dem Augenblicke als der Präsident mit der Hand nach dem Hut griff, um ihren Gruß zu erwidern, zog Georg einen unter dem Rocke verborgenen Dolch, stürzte auf den Präsidenten zu und durchbohrte ihm die Brust; Constantin schoß ihm in demselben Augenblicke mit einer Pistole in die Seite, und Capodistrias sank entseelt auf die Stufen der Kirche.

Die Mörder mischten sich, als sie den Präsidenten fallen sahen, unter die Menge und flohen. Georg rettete sich ungehindert und

flüchtete in das Hotel der französischen Gesandtschaft, in das er, da die Thüren geschlossen, und im Hotel noch Niemand auf war, durch ein benachbartes Haus drang. Constantin*) war nicht so glücklich; er wurde durch den Schuß eines Gardisten, der den Mörder des Präsidenten verfolgte, verwundet. Noch hatte er indeß so viel Kraft, sich nach dem obern, von der ärmern Klasse bewohnten Theil der Stadt zu flüchten. Ganz mit Blut bedeckt, rettete er sich in eine ärmliche Hütte, und begab sich unter den Schutz einer armen dort wohnenden Frau. Ohne Zweifel würde er hier, wenn man seine Spur verloren hätte, mitten unter seinen Anhängern eine Freistatt gefunden haben, allein unglücklicher Weise war ihm der Gardist, von dem er verwundet worden war, nachgegangen, und trat gerade als Constantin bemüht war sich zu verstecken, von zwei Polizeiagenten begleitet in die Hütte. Er wurde sogleich herausgerissen, auf der Stelle getödtet und der Leichnam nach dem Platanenplatz geschleppt, wo man ihn ganz nackt dem Volk zur Schau hinwarf; dann schlang man ein Seil um seine Füße, schleifte ihn schmählich durch die ganze Stadt, und warf ihn endlich hinter dem Fort Palamidi ins Meer.

Ungeachtet der Vorstellungen des französischen Gesandten umging man alle Formalitäten des Gesetzes, und Georg wurde vor ein Militärgericht gestellt. Am 23 Oktober führte man ihn unter Zulauf einer ungeheuern, von mannichfachen Empfindungen ergriffenen Volksmenge auf das Glacis der Festung; seine Haltung war edel und entschlossen, und sein Muth verließ ihn nicht einen Augenblick. Mit Festigkeit erklärte er, daß er sich keines Verbrechens schuldig fühle; allein wenige Augenblicke vor Vollstreckung des Urtheils erklärte er dem ihn auf diesem ernsten Gange begleitenden Priester, er wisse wohl, daß er vor Gott ein großes Verbrechen begangen, indem er seine Hände in das Blut seines Mitmenschen getaucht; dann wandte er sich gegen das Volk, empfahl ihm Eintracht, sagte: er glaube nicht daß man seinem Namen, der von ihm begangenen Handlung wegen fluchen werde, und daß er hoffe, Gott würde ihm gnädig seyn. Einige Stimmen antworteten durch Verwünschungen, aber die Menge stand in düsterm Schweigen versunken, die Soldaten gaben Feuer und Georg stürzte todt zur Erde.

Die zwei Polizeiagenten, deren Aufsicht die beiden Brüder übergeben waren, wurden des Einverständnisses angeklagt, der eine zum Tod und der andere zu zehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Im Augenblicke, wo der erstere zum Tode geführt wurde, machte er einige wichtige Entdeckungen, in deren Folge man die Hinrichtung aufschob und eine Menge Verhaftungen vornahm.

Da der Ort, wo der Mord des Präsidenten begangen wurde, mitten in der Stadt liegt, so verbreitete sich die Kunde von diesem Ereigniß mit reißender Schnelligkeit, und mit jedem Augenblicke sah man nun dem Ausbruch eines Aufruhrs und der Ermordung der Partei des Präsidenten entgegen. Allein die bewaffnete Macht traf sogleich die schnellsten und umsichtigsten Vorkehrungen; der General Gerard besonders zeigte viele Thätigkeit, Klugheit und Ueberlegung. Die Soldaten waren im Augenblick unter den Waffen, die Thore der Stadt und des Hafens wurden geschlossen, und eine Abtheilung der Bürgermiliz hielt allenthalben Ordnung und Ruhe aufrecht, so daß nach wenigen Stunden, als die Sicherheit wieder hergestellt war, die Stadtthore wieder geöffnet wurden und Jedermann frei aus und eingehen konnte, als ob nichts Außergewöhnliches vorgefallen wäre.

*) Constantin war einer der gebildetsten Griechen, der sich durch sanften und liebenswürdigen Charakter und feine Sitten auszeichnete. Er war ein Freund der Europäer und ein leidenschaftlicher Whistspieler.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Ministeriums Talleyrand im September 1815.

(Schluß.)

Herr von Talleyrand verhehlte sich nicht, daß eine Ministerveränderung unvermeidlich sey; er, der im Julius so zu sagen, geschaffen hatte, war jetzt ohne Mittel und Macht; er konnte den Herzog von Otranto bei der Polizei nicht behalten, das Ministerium des Innern war erledigt, das des königlichen Hauses nur ad interim; Herr von Talleyrand wollte, indem er sich vorbehielt eine neue Verwaltung zu bilden, den König zwingen, der öffentlichen Meinung alle nur möglichen Concessionen zu machen.

Eine solche Combination konnte nicht glücken, denn das Ministerium war von zu vielen Seiten bedroht. Herr von Talleyrand war zu klug, um seine Lage nicht einzusehen; er war nicht der Mann, der Vermittelungen liebte, und willigte nicht in das Benehmen einer politischen Gesellschaft; seine ganze Macht ruhte im König selbst, und in dem glücklichen Erfolg seiner Unterhandlungen mit den fremden Mächten, und da diese nicht glückten, so verlor er seine Stütze. Oft hatte er den König ausgeforscht, und kalte Antworten erhalten; er hatte einen Beweis der königlichen Zufriedenheit für einige seiner Kollegen verlangt, der König Dieß verweigert, und da Herr von Talleyrand ihm sagte: „Es könnte leicht kommen, daß diese Weigerung die Dimission mehrerer Minister des Königs, und zuletzt die des ganzen Kabinets nach sich zöge,“ antwortete Ludwig XVIII: „Ganz Recht, so pflegt es in England zu gehen.“ Herr von Talleyrand fühlte was in diesen Worten lag.

Rücksichtlich der Unterhandlungen mit dem Ausland war es indeß nöthig einen Entschluß zu fassen, um zu einem Zweck zu gelangen. Das letzte Ultimatum war deutlich; Herr von Talleyrand hatte durch Herrn Labesnardière eine Note als Antwort aufsetzen lassen. Der Entwurf war tief gedacht; der erste Minister und die beiden andern Bevollmächtigten, der Baron Louis und Herr von Dalberg, begaben sich nach dem Schloß, um die Sanktion des Königs einzuholen, ehe sie die Note den Bevollmächtigten der Alliirten zusendeten. Ludwig XVIII empfing sie mit jener verlegenen, lauernden Miene, die er so gut in seiner Gewalt hatte. Eine erste Verlesung war vorüber; der König machte gegen seine Gewohnheit, denn er verbesserte gern an den von seinem Conseil ausgehenden offiziellen Dokumenten, wären es auch nur unbedeutende Wendungen im Ausdrucke gewesen, keine Bemerkung; Herr von Talleyrand las die Note zum zweitenmal, worauf der König eine allgemeine Unterhaltung über den Stand der Unterhandlung und die Verhältnisse der Alliirten unter sich anknüpfte. Er sagte, daß er die Unmöglichkeit einsehe, die Allianz der vier Höfe, die damals einiger waren als je, zu trennen, und daß nichts übrig bliebe als der wohlwollenden Vermittlung des Kaisers Alexander Alles zu überlassen: „Sind sie meine Herren, fügte er hinzu, in der Lage meine diplomatischen Verhältnisse in dieser Richtung zu verfolgen?“ Herr von Talleyrand nahm keinen Anstand zu erklären, daß er und seine Kollegen nicht zu den dem Kaiser von Rußland angenehmen Personen gehörten, und daß sie nur ungern diesen beschwerlichen Weg der Unterhandlung einschlagen würden. Nach dieser Erklärung schien dem König ein Stein vom Herzen zu fallen und er erwiderte: „Ich glaube gern, meine Herren, was Sie mir sagen; der Kaiser von Rußland hat mir nicht verhehlt, daß, wenn ich die Leitung meiner Angelegenheiten andern Händen vertrauen wollte, bessere Bedingungen zu erhalten seyn würden, und daß er selbst die Interessen Frankreichs bei seinen Alliirten, und besonders gegen die hohen Ansprüche Preußens, vertreten werde.“ „In diesem Fall antwortete Herr von Talleyrand, bitte ich den König mich aus seinem Conseil zurückziehen

zu dürfen, möge er seine Interessen den würdigsten Händen vertrauen.“ Der Baron Louis und Dalberg baten ebenfalls um ihre Dimission. Der König sagte noch: „Sie sehen, wozu die Umstände mich nöthigen; ich habe Ihnen noch für Ihre Bemühungen zu danken, kein Vorwurf trifft Sie und Sie können ungehindert in Paris bleiben.“

Die letztern Worte reizten die Empfindlichkeit des Herrn von Talleyrand, und er erwiderte mit Wärme: „Ich habe das Glück gehabt dem König zu viele Dienste zu leisten, als daß ich glauben könnte, daß sie je vergessen werden könnten; ich begreife nicht, was mich nöthigen sollte Paris zu verlassen; ich werde hier bleiben und mich sehr glücklich schätzen, wenn ich höre, daß man den König keine Schritte thun läßt, die die Ehre Frankreichs und der Dynastie compromittiren.“ Ludwig schien diesen Worten wenig Aufmerksamkeit zu schenken; er richtete noch einige verbindliche Phrasen an die Minister, und entließ sie dann. Herr von Talleyrand verließ das Kabinet des Königs sehr gereizt und sagte laut genug zu seinen Kollegen: „Man hat uns zum Besten gehabt, das ist eine Intrike von langer Hand.“

Das Ministerconseil trat auf der Stelle zusammen. Herr von Talleyrand, der seine Kollegen bis jetzt von dem Stande der Unterhandlungen mit den fremden Mächten, die er sich ausschließlich vorbehielt, nur sehr oberflächlich in Kenntniß gesetzt hatte, verkündete ihnen jetzt, was eben auf dem Schlosse vorgegangen war, und daß er seine Dimission nehme. Die Minister fühlten, wie schwierig ihre Stellung sey; seit die Denkschrift Fouché's an den König erschienen war, war das Kabinet so zu sagen aus den Fugen gegangen, es gab keine Einheit, keine Kraft der Meinung mehr. Alle Minister beschlossen also ihre Dimission zu geben; noch denselben Tag ward sie dem König eingereicht, der nun ohne Ministerium war.

Sobald der König die Dimission des Herrn von Talleyrand erhalten hatte, setzte er den Kaiser Alexander davon in Kenntniß, und entbot Herrn von Richelieu. Dieser dachte in Wahrheit nicht ans Ministerium; die Stellung war so schwierig, überdieß wußte er, daß Ludwig Widerwillen gegen ihn hegte, einen alten Adelsgroll; allein um Herrn von Richelieu bildete sich sogleich eine thätige, drängende Partei. Von allen Seiten bestürmten ihn die Freunde des Hofs ein Ministerium zu übernehmen, und endlich bat Alexander selbst so dringend, daß Herr von Richelieu das Präsidium annahm.

Die Freunde des Herrn von Talleyrand behaupten, daß diese ganze Sache schon längst abgekartet, und Herr von Richelieu der Intrike nicht fremd war; doch kann man zuversichtlich behaupten, daß, was Herrn von Richelieu betrifft, diese Behauptung grundlos ist; Niemand weigerte sich mehr als er in ein Ministerium zu treten, Niemand trug diese Last mit größerm Widerwillen; der edle Herzog war keiner Intrike fähig, aber es ist begreiflich, daß gewisse Politiker sich um ihn sammelten, die gegen das Ministerium Talleyrand arbeiteten. Diese bezeichneten nun den Herzog von Richelieu, weil jede politische Bewegung sich nothwendiger Weise in einem bedeutenden Mann personificiren muß; der Kaiser Alexander that das Uebrige.

Ludwig XVIII war Herrn von Talleyrand nicht gewogen, und er war höchlich darüber erfreut seiner entledigt zu seyn. Der König war ein Gleißner; oft hatte er sich gegen seine vertrauten Freunde über das Benehmen des Herrn v. Talleyrand bei der Arbeit beklagt. Der erste Minister, in seinen Ausdrücken stets ebel und achtungsvoll, kleidete seinen Rath so ein, daß dem König nur wenig Freiheit übrig blieb; er legte seine sämmtlichen Ausarbeitungen auf das Bureau des Königs, gab ihm über die oben liegenden einige Erläuterungen, und legte die am schwierigsten zu erledigenden Ordonnanzen stets unten hin; der König unterzeichnete oft ohne Aufmerksamkeit; gleichsam aus Gewohnheit, aber im Innern knirschte er. In übler Laune sagte er einst zu einem Mann von politischer Bedeutung, der seitdem hoch in seiner Gunst stand: „Herr von Talleyrand hat bis jetzt die Karten für sich gehabt, aber ich habe noch einen Trumpf für ihn.“ Begierig ergriff er die Gelegenheit, die sich bot, und spielte seinen Trumpf aus. Der König mischte, wie alle Bourbons, sich gern in die Leitung der Geschäfte; Herr von Talleyrand nahm das Repräsentativsystem nicht in diesem Sinn, und Dieß trug zu seinem Sturze bei.

Vermischte Nachrichten.

Im Jahre 1775 hatte man in den Vereinigten Staaten siebenunddreißig Tagblätter und Journale; gegenwärtig zählt man deren achthundert und siebenundzwanzig. Dieser ungeheure Fortschritt der öffentlichen Presse findet in keinem Lande der Welt seines Gleichen. Folgende Tabelle stellt die allmähliche Zunahme der Journale von 1775 bis zum Ende des Jahres 1830 in den einzelnen Staaten dar:

Staaten.	1775.	1810.	1830.
Maine	—	—	29
Massachusetts . .	7	32	78
Neu-Hampshire .	1	12	17
Vermont . . .	—	14	21
Rhode-Island . .	2	7	11
Connecticut . .	4	11	26
Neu-York . . .	4	66	161
Neu-Jersey . .	—	8	22
Pensylvanien . .	9	71.	185
Delaware . . .	—	2	4
Maryland . . .	2	21	32
Columbia . . .	—	6	9
Virginien . . .	2	23	34
Nord-Carolina .	2	10	15
Süd-Carolina . .	3	10	16
Georgien . . .	1	13	13
Florida	—	1	2
Alabama . . .	—	—	10
Mississipi . . .	—	4	6
Louisiana . . .	—	6	9
Tennessee . . .	—	10	8
Kentucky . . .	—	17	66
Ohio	—	14	17
Indiana	—	—	2
Michigan . . .	—	—	4
Illinois . . .	—	—	5
Missouri . . .	—	—	1
Arkansas . . .	—	—	1
Cherokesen . . .	—	—	—

Ein Umlaufschreiben des Vaters Olinde Rodrigues zeigt der Saintsimonistischen Familie an, daß der oberste Vater Enfantin abgesetzt und gegenwärtig er ihr rechtmäßiges Oberhaupt sey. Dieses neue Schisma hat seinen Grund in einer Frage, welche die Saintsimonisten eine moralische nennen. Olinde Rodrigues hat nämlich behauptet, daß in der Saintsimonistischen Religion jedes Kind seinen Vater müsse kennen können. Enfantin hingegen behauptete, die Frau allein sey berufen, über diese wichtige Frage Aufschluß zu geben. Rodrigues nimmt übrigens auch in der Eigenschaft als Erbe Saint-Simons das Papstthum in Anspruch. „Wenn er wirklich der Erbe dieses großen Mannes ist,“ bemerkt hiezu ein französisches Blatt, „so möge sich Herr Rodrigues in Acht nehmen, die Erbschaft anders als cum beneficio legis et inventarii anzutreten, da sein Herr und Meister voller Schulden gestorben ist.“

Bis zum Jahre 1763 gab es mit Ausnahme zweier Kutschen, die zwischen Edinburg und Leith hin und her gingen, nur eine einzige Postkutsche in Schottland. Dieselbe fuhr alle Monate einmal von Edinburg nach London und brachte zwölf bis sechzehn Tage auf dem Wege zu. Um diese Zeit begann auch noch eine schwere Kutsche, die bei gutem Wetter von vier und bei schlechtem von sechs Pferden gezogen wurde, dreimal die Woche zwischen Edinburg und Glasgow hin und her zu gehen; kurze Zeit darauf fuhr sie alle Tage ab und brachte eilf bis zwölf Stunden auf dem Wege zu. Zur Zeit, wo diese Kutsche auf der Fahrt begriffen war, gab es in Glasgow kein anderes öffentliches Gefährte. Im April 1831 zählte man einundsechzig öffentliche Kutschen, die täglich von Glasgow abgingen. Diese wurden von hundert und dreiundachtzig Pferden gezogen, und sechshundert und einundsiebenzig andere Pferde wurden für außerordentliche Reisende in Bereitschaft gehalten. Die Wagen führten gewöhnlich tausend und zehn Passagiere.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 70. 10 März 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

6. Schlußbemerkungen über die Provinz Minas Geraes.

(Fortsetzung.)

Daß man sich in den ebenen Gegenden des Landes, die keinen Wald tragen, des nützlichen Pfluges nicht bedient, ist kein Beweis der Unwissenheit des Volkes. Dort würden Brachwerkzeuge Wunder wirken, und wenn man europäische Kolonisten, welchen der Gebrauch derselben bekannt ist, daselbst ansiedelte, würde ihr Beispiel sehr bald wohlthätig auf den brasilianischen Landmann wirken. In den Thälern pflanzt dieser Kaffee, Zuckerrohr, den Wunderbaum (Palma Christi), Mandubi (Arachis hypochaea), Mandioca, Reiß, Mais, Bohnen und die Patata (convulvulus Patata), den Orangenbaum, den Pisang und einige in den Wäldern wild wachsende Fruchtbäume. In den höhern Regionen pflanzt er Mais und Bohnen im Großen, und verlegt sich jetzt immer mehr auf die Kultur des Pfirsich- und Quittenbaumes. Daß dort die Weinrebe vorzüglich gedeiht, beweisen einige gelungene Versuche, und da man bemerkte, daß die nach Amerika verpflanzte Rebe durch den Anbau sehr gewinnt, und eine überaus wohlschmeckende Traube erzeugt, so kann man mit Gewißheit voraussagen, daß Brasilien einstens vorzügliche Weine hervorbringen wird. Mit dem Anbaue des europäischen Getreides wurden bereits einige Versuche gemacht, welche nicht alle gelangen; Weizen kam noch am besten fort, und da, wo auf Klima und Boden geeignete Rücksicht genommen wurde, gedieh auch Gerste; Hafer scheint nicht fortzukommen; diese Frucht scheint sich überhaupt nur in den kältern Ländern zu gefallen. Im Allgemeinen klagt der Landmann, daß das Getreide vorzugsweise in den Halm schieße, die Aehre nur wenige kleine Körner ansetze, ungleich reife, und vor dem Zeitpunkte der Ernte ausfalle. Einige Ursache kann vielleicht in dem schlechten Samen und dem nicht richtig gewählten Zeitpunkte der Aussaat liegen. So lange der Eingeborne das Mehl des Mais dem des Getreides, welches der Ergiebigkeit des erstern nicht gleich kommt, vorzieht, wird man sich auch auf die Kultur europäischer Getreidearten nicht verlegen, und diesen erst dann größere Aufmerksamkeit zuwenden, wenn die Bevölkerung sich so sehr vermehrt, daß das Land im Werthe steigt, und der Landmann genöthigt ist, ein anderes System der Landwirthschaft als bisher anzunehmen. Einstweilen benützt er den vom Walde befreiten Boden drei Jahre lang, und läßt ihn dann so lange liegen, bis er sich allmählich mit jungem Walde bedeckt, worauf er diesen wiederholt umhaut, und brennt. Der Urwald muß ihm Ersatz für den erschöpften Boden geben, wird aber bei diesem Systeme natürlich immer seltener, und in fünfzig Jahren wird man weit reisen müssen, um welchen zu Gesicht zu bekommen. An der Küste gibt es beinahe keinen mehr, und in der Hauptstadt gehört das Brennholz bereits unter die theuersten Gegenstände. Da, wo die Natur den Gegenden Waldung zu versagen schien, treibt man nur Viehzucht, und brennt, wie wir bereits erzählten, das Gras, um die Weide zu verbessern.

Einige Gutsbesitzer in den Grasebenen, oder Campos, lassen ihre Güter mit außerordentlichem Zeit- und Arbeitsaufwande, mit breiten Graben umgeben; es ist unbegreiflich, daß sie nicht nach dem Muster ihrer südlichen Nachbarn Dornhecken pflanzten, durch welche kein Vieh brechen kann. Im Allgemeinen hängen die brasilianischen Landwirthe an alten Vorurtheilen und Gebräuchen, welche sie so lange für die besten halten werden, bis sie von dem Werthe der Neuerungen in ihrem Fache durch lebende Beispiele überzeugt werden, und bis die Bedürfnisse der Gesellschaft mit Ungestüm eine Veränderung erfordern. Da sich nur sehr wenige Fremde hier niederlassen, welche vermögend genug wären, weise Verbesserungen in dem Feldbaue des Landes einzuführen, so sollte die Regierung demselben wenigstens doch einige Aufmerksamkeit zuwenden. Würde man in den verschiedenen Provinzen Brasiliens nur ein paar Musterwirthschaften errichten, und über diese praktisch unterrichtete Landwirthe als Vorstände setzen, so würde sich in wenigen Jahren der auffallende Nutzen derselben zeigen. Man frage mich nur nicht, was man mit ihnen in Deutschland ausrichtete; man erkundige sich lieber, welchen Leuten man ihre Verwaltung anvertraut hatte; Ausländern, gelehrten Oekonomen, Schriftstellern, die aus zehn landwirthschaftlichen Werken ein eilftes zusammengeschrieben hatten, oder Leuten, welche die Unzahl ökonomischer Schriften mit ihrem eigenen Lobe anfüllten, und unermüdete Kritiker und Tadler der Verfahrungsweise alter, erfahrener Landwirthe die nicht eher rasteten, als bis sie diese verdrängt, und sich selbst an ihre Stelle geschwätzt hatten. Solchen Männern muß man freilich weder in Deutschland, noch in Brasilien den Auftrag geben, den Feldbau emporzubringen; sie würden sich dort lächerlich machen, wie sie hier jedem Knechte, dem ihre Unwissenheit in der prakti-

schen Landwirthschaft nicht verborgen bleibt, zum Gespötte dienen. Ich habe mich vielmal überzeugt, daß die Brasilianer das wahrhaft Nützliche recht gut zu würdigen verstehen, und sehr bereit sind, es nachzuahmen. Besonders aufmerksam sind sie auf mechanische Vorrichtungen, und ich hörte sie oft klagen, daß es keine Leute unter ihnen gebe, welche fähig wären, gute Zucker- und Mahlmühlen zu erbauen, und ein europäischer Künstler würde sich sicherlich recht gut in Brasilien fortbringen, wenn ihm nur seine erste Arbeit gelänge.

Die Besitzungen auf dem Lande heißt man in Brasilien Fazendas, und ihre Eigner Fazendeiros. In frühern Zeiten konnte sich jeder eingeborne freie Mann, in einer Gegend, die noch keinen Besitzer hatte, ein Stück Land wählen, und nachdem er bei der Regierung eingekommen, in den gesetzlichen Besitz desselben gelangen; den Landbautreibenden wurde eine Legua Breite und zwei Leguas Länge zugestanden; für Viehzucht wurden gewöhnlich acht bis neun Quadrat Leguas Land bewilligt; der Besitzer erhielt dann einen Lehenbrief (Carta Sismaria). Da es übrigens an gesetzlicher Aufsicht fehlte, so bemächtigte sich jeder Ansiedler eines so großen Stück Landes, als ihm gefällig war, und sprach es gegen die später Kommenden, als sein rechtmäßiges Eigenthum an, bereit seinen usurpirten Besitz mit allen Waffen, die ihm zu Gebote standen, zu vertheidigen, und es gibt gegenwärtig in Minas eine Menge Landgüter von zwanzig bis dreißig Quadratmeilen, auf welchen oft kaum fünf bis sechs Menschen wohnen; aber der Glaube nur auf so ungeheuren Bezirken fortkommen zu können, ist so tief bei ihnen eingewurzelt, daß ich viele hörte, welche sich mit großer Aengstlichkeit über die zunehmende Bevölkerung des Landes beklagten, da sie die Möglichkeit nicht einsahen, sich ferner zu ernähren, wenn sie einst genöthiget würden, ihre große Besitzung unter ihre Kinder zu vertheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ermordung des Grafen Capodistrias.

(Schluß.)

Vor Allem beschäftigte man sich nun damit, eine provisorische Regierung zu ernennen, wobei man aber, um auf gesetzliche Weise zu verfahren, auf große Hindernisse stieß, da bis jetzt noch keine Versammlung daran gedacht hatte, für einen solchen Fall die nöthigen Bestimmungen zu treffen. Mehrere Städte sprachen der Gerusia die Befugniß ab, eine provisorische Regierung zu wählen, allein diese trat, der lebhaften Opposition ungeachtet, dennoch zusammen, und erließ ein Dekret, durch welches eine provisorische vollziehende Gewalt aus drei Personen, dem Grafen Augustin, Bruder des Präsidenten, als Proedros oder Präsidenten, Coletti und Colocotroni bestehend, ernannte. Von diesen drei Personen besitzt nur Coletti, seiner Talente und Unbestechlichkeit halber, das öffentliche Vertrauen, aber sein Einfluß wird nur zu bald von dem seiner Kollegen unwirksam gemacht werden. Colocotroni stets seinem Charakter treu, war immer das niedrige, feile Werkzeug des letzten Präsidenten, der ihm den Posten eines Generals von Morea vertraute und dadurch die Mittel an die Hand gab, seinen Geiz und seine Rachsucht zu befriedigen. Colocotroni beweist jetzt, wie man sagt, dem Grafen Augustin dieselbe blinde Unterwürfigkeit und kriechende Gefälligkeit wie dessen älterm Bruder, und so ist Graf Augustin in der That im Besitz der vollen Gewalt.

Dieser junge Mann wurde in Corfu erzogen, wo er sich dem Advokatenstand widmete; da er jedoch keine Lust zur Arbeit und noch weniger Fähigkeit hatte, so brachte er seine Zeit mit Nichtsthun und Vergnügungen hin, bis der Präsident ihn einlud zu ihm nach Griechenland zu kommen. Nach seiner Ankunft wurde General Church, der in Acarnanien kommandirte, genöthigt seine Entlassung zu nehmen, um dem kleinen Advokaten Platz zu machen, der nun sogleich den Titel eines Befehlshabers der griechischen Westarmee annahm. Augustin zeigte indeß für seine neue Laufbahn so wenig Talent als für seine frühere; er blieb unthätig zu Lepanto und beschäftigte sich nur damit, sein Vermögen bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zu vergrößern. Jetzt lebt er in der Ueberzeugung, daß die Stelle seines Bruders ihm kraft des Erbfolgerechts rechtmäßig gebühre, und betrachtet sich als einzige Autorität in Griechenland. Er ertheilt, wie man sagt, Befehle, ohne es der Mühe werth zu finden sich mit seinen Kollegen zu berathen, ist von einer Abtheilung Sulioten umgeben, die er durch Gold und große Verheißungen sich geneigt gemacht hat, und findet in Colocotroni, dessen Rachsucht und schmuzigen Geiz er zu schmeicheln wußte, den bereitwilligsten Diener.

Am Tag nach seiner Wahl richtete Augustin an den Senat eine Note, die er allein in der Eigenschaft als Proedros unterzeichnet hatte, in der er den Senat für das Vertrauen, mit dem er ihn beehrt habe, dankte, zugleich erklärte er, daß es sein Bestreben seyn werde, die Arbeiten seines Bruders nicht unvollendet zu lassen, und schloß mit der Versicherung, sein fester Wille sey dessen rühmlichem Beispiele zu folgen. Man kann leicht denken, daß eine solche Sprache nicht geeignet war dem Senat zu gefallen, obgleich viele der Mitglieder desselben Kreaturen des vorigen Präsidenten und dessen Bruder vollkommen ergeben waren.

Sobald die Nachricht vom Tode des Präsidenten nach Hydra gelangte, traten sogleich die Deputirten der gesetzgebenden Versammlung, 60 an der Zahl, zusammen. Sie gaben sich den Namen einer außerordentlichen Wiedervereinigung der bevollmächtigten Deputirten zu Hydra, und ernannten eine aus Miaulis, Zaimi und Trieupi bestehende Kommission, die beauftragt war sich mit dem Senat in Einverständniß zu setzen. Dieser jedoch, unter dem Vorwande daß die von der Deputation gemachten Eröffnungen nicht auf passende Weise abgefaßt seyen, daß überdieß der Senat als Staatskörper keine Mittheilungen von einfachen Bürgern annehmen könne, schickte die ihm von der Kommission der Bevollmächtigten zugestellte Note zurück, und befahl der Deputation sich aus Nauplia zu entfernen. Vor Allem hatte der Senat die Wahl des Miaulis getadelt, der wegen Hochverrath in Anklagestand versetzt war, und ergriff diesen Vorwand mit Begierde, um Vorschläge von der Hand zu weisen, die übrigens konstitutionell und mit weiser Mäßigung abgefaßt nur die Zusammenberufung eines Nationalkongresses bezweckten. Nach diesem fruchtlosen Versuch kam die Deputation noch denselben Abend unter Geleit einer englischen Korvette nach Hydra zurück.

Dieß war die Lage der Dinge nach dem Tode des Präsidenten. Die willkürliche und unbefugte Herrschaft die man eingesetzt hatte, zeigte sich keineswegs geneigt, weder auf die von der konstitutionellen Partei gemachten Friedens- und Einigungsvorschläge einzugehen, noch eine Amnestie für politische Meinungen zu bewilligen, noch einen neuen Nationalkongreß zu berufen. Die vollziehende Gewalt, jeden Vorschlag der zu Eintracht und Vereinigung führen konnte, zurückweisend, wollte nur den alten Weg der absoluten Herrschaft verfolgen, der das Land der beklagenswerthesten Zerrüttung entgegenführte. Die Konstitutionellen waren immerwährenden Beunruhigungen ausgesetzt, denn die Kreaturen des vorigen Präsidenten erklärten laut ihre Absicht sie zu vertilgen, und dieses entsetzliche Vorhaben wäre ohne die Vermittlung der Residenten der drei Mächte, die erklärten, daß sie das Land augenblicklich verlassen würden, wenn eine feindselige Bewegung statt fände, gewiß sogleich ausgeführt worden. Diese entschiedene Erklärung der Residenten hat Griechenland bis jetzt vor den Schrecken eines Bürgerkriegs bewahrt.

Die ausübende Gewalt hat indeß in neuerer Zeit angefangen, sich klüger und vorsichtiger zu benehmen. Der Nationalkongreß ist berufen worden, der Tag zur Prüfung der Vollmachten ist anberaumt, und einige der Deputirten sind bereits angelangt. Man gewahrt schon die günstigen Wirkungen dieser vermittelnden Maßregeln. Die Hydrioten, Tinioten und Sprioten haben nicht nur der Opposition entsagt, sondern auch sogar eingewilligt dem vorigen Präsidenten zu Ehren Trauer anzulegen, und die Statthalter der Städte, die von der konstitutionellen Partei eingesetzt worden waren, haben ihre Posten verlassen, um den von der vollziehenden Gewalt ernannten Platz zu machen. Dieß ist das Ergebniß einiger Konzessionen, die man dem Volke gemacht hat.

Nichts scheint indeß zureichend diesem unglücklichen Lande einen dauernden Frieden zu sichern, als die Anwesenheit eines fremden Fürsten, der einer fest begründeten Macht durch liberale und konstitutionelle Absichten Anerkennung zu verschaffen weiß. Lange war ich der Meinung, daß die Griechen sich selbst, nach eigenen Ansichten und ohne alle fremde Einmischung beherrschen könnten; allein ein langer Aufenthalt in diesem Land hat mich überzeugt, daß ein solches Projekt, jetzt wenigstens, nicht allein ganz unzeitig, sondern sogar auch unausführbar seyn würde. Hätte Capodistrias es verstanden mit Vorsicht zu Werke zu gehen, und eine konstitutionelle Richtung zu nehmen, so wäre er der beste Präsident gewesen, den die Griechen unter sich wählen konnten; allein was ließ sich Gutes von der Regierung eines Mannes erwarten, der mit der intrikanten winkelzügigen Politik eines Griechen, die despotischen Grundsätze und das tyrannische Benehmen eines Russen verband?

Die Negersklaven in Rio de Janeiro.

(Schluß.)

Wird eine Negerin Mutter, so beginnen erst ihre guten Tage; keine Freie säugt nämlich ihr Kind selbst und jede sucht daher um jeden Preis eine gesunde schwarze Amme zu erhalten; da die Negerinnen gewöhnlich hinreichend Milch für zwei Kinder haben, so können sie leicht ausgeliehen werden; den Eignern um so erwünschter, da eine sehr bedeutende Miethe und so lange fort bezahlt wird, bis die Amme das ihr anvertraute Kind nicht mehr stillen kann. In Familien, welche mit Liebe über ihre Kinder wachen, gestattet man der Amme nicht, das Haus allein zu verlassen: die Stadtnegerinnen sind nämlich, mit geringer Ausnahme, dem Trunke sehr ergeben, und bei der Leichtigkeit, sich den beliebten Branntwein zu verschaffen, welcher die Milch schwerlich verbessert, ist allerdings eine strenge Aufsicht nöthig. Die Negerinnen, bei weitem nicht so gutmüthig, folgsam und nachgiebig als ihre männlichen Landsleute, wissen sich aber reichlich für die ihnen auferlegte Entbehrung zu entschädigen. Jede ihrer Launen, jede Forderung muß, wenn es nur immer möglich ist, befriedigt werden, oder sie drohen, es dem Kinde entgelten zu lassen; da man weiß, welcher Bosheit manche fähig sind, eine strenge Behandlung sie aber nur noch mehr reizt, so gibt man nach, und die Mutter, statt ihre schönste Pflicht zu erfüllen, erniedrige sich lieber, von den Launen einer Sklavin abhängig zu werden, als ihr Kind selbst zu stillen. Die Neger werden vor ihrer Einschiffung in Afrika getauft und in Brasilien zur Ausübung der Religion des Landes angehalten, an welcher sie großes Wohlgefallen finden und deren äußere Ceremonien sie eifrig beobachten. Niemand nimmt lebhaftern Antheil an den lärmenden Kirchenfesten, als sie; auch sind sie sehr besorgt, daß ihre Kinder getauft und ihre Mitbrüder in geweihter Erde begraben werden. In der Hauptstadt sind sie der Kirche Nossa Senhora do Rozario (unsrer Frau vom Rosenkranze) besonders zugethan, weil das Bild der Madonna, nach dem Muster mehrerer europäischen, schwarz ist, und eine schwarze Heilige ihrer Eitelkeit besonders schmeichelt. Es ist übrigens nicht zu bezweifeln, daß der Einfluß der Religion, so unvollkommenen Unterricht sie auch darin erhalten, wohlthätig auf ihren Charakter wirkt und ihre Anhänglichkeit an ihre Gebieter vermehrt. Strenggläubige Brasilianer sehen sehr darauf, daß ihre Neger jeden Abend das Ave-Maria vor einem der Heiligenbilder an den Straßenecken laut und in lateinischer Sprache absingen; daß dieses mit der größten Gedankenlosigkeit geschieht, läßt sich denken; auch ermangelt man nicht, die Neger mit Amuletten reichlich zu behängen.

Manche Charakterzüge der Neger sind nicht ohne Interesse. Ihr Nationalstolz z. B. verbirgt sich bei keiner Gelegenheit und äußert sich oft auf die lächerlichste Weise; besonders gegen Fremde sind sie verschwenderisch im Lobe ihres Vaterlandes, erzählen gern von ihren Thaten und lügen so handgreiflich, wie mancher Autor, der Länder beschreibt, die er nie bereiste. Sie sind sehr gesprächig, reden gern in Gleichnissen, und mischen oft witzige und treffende Bemerkungen in ihren Vortrag; doch muß der Fremde lange mit ihnen umgehen, ehe er dazu kommt, sie ganz zu verstehen; denn nicht allein, daß sie die portugiesische Sprache sehr schlecht sprechen und eine Menge Wörter aus ihrer Muttersprache einmischen, so sind überdieß die meisten afrikanischen Nationen unfähig, die vereinigten Buchstaben st und das r auszusprechen, an deren Stelle sie stets das t und l setzen; so sagen sie statt esta bom — ta bom, und statt minha terra — minha teta, wodurch häufig die Worte eine ganz andere Bedeutung erhalten. Unter sich sind sie äußerst höflich und ahmen ihren brasilianischen Gebietern in Haltung und Gebärden so viel als möglich nach; in ihrer Anrede nennen sie sich Senhor und Senhora, und Vossa merced (Euer Gnaden). Ihre ehemaligen Oberhäupter sind, obwohl in der gleichen Lage mit ihnen, noch immer ein Gegenstand ihrer Verehrung, und wenn sie zufällig einem ihrer ehemaligen Fürsten begegnen, der mit ihnen das Loos der Sklaverei theilt, so ermangeln sie nicht, ihn zu beschenken und ihm dieselbe Achtung zu bezeugen, die er früher als ihr rechtmäßiger Gebieter genoß.

Die Kreolinnen verstehen, sich recht geschmackvoll zu kleiden und zu schmücken; einige behalten die vaterländische Sitte bei, sich an festlichen Tagen das Gesicht mit Erde zu bemalen; auch die Kreolen sind stets reinlich und an Festtagen selbst sehr gut angezogen; die afrikanischen Neger aber gehen, wenn es das Wetter erlaubt, meistens bis auf den Gürtel entblößt, und hängen jedes zerfetzte und abgerissene Kleidungsstück über, dessen sie nur immer habhaft werden können; besonders gefallen ihnen bunte, schreiende Farben, und ein halbnackter Neger, der sein wolliges Haupt mit einem alten, dreieckigen Hute bedecken kann, dünkt sich ein König zu seyn.

Die Zeitungen sind immer voll Anzeigen entlaufener Neger, welche entweder aus Furcht vor der Strafe entflohen, oder, erst aus Afrika angekommen, in ihrer Einfalt nach der Heimath zurückzukommen hoffen, indem sie die Sonne als Wegweiser nehmen. Dieser Versuch wird aber, mit geringer Ausnahme, durch freigelassene Neger vereitelt, welche, beständig in der Umgegend der Stadt und den benachbarten Waldungen streifend,

jeden Flüchtling aufgreifen, binden und nach dem Hause seines Herrn bringen, woselbst sie nach Umständen eine ganze oder halbe Dobra zur Belohnung erhalten. Diese schwarzen Häscher, welche man Capitães do matto (Wald-Kapitäne) heißt, sind auf verschiedene Weise nützlich; aber es fehlt auch nicht an Beweisen, daß gerade sie die Neger zum Entlaufen verführen und sie dann ihrem Herrn wieder zubringen; eine ganz bequeme Weise, Geld zu verdienen. Der Flüchtling wird das erste Mal nicht gestraft; im Wiederholungsfalle wird er nach dem Negergefängnisse gebracht und erhält dort eine gewisse Anzahl Peitschenhiebe; oder es wird ihm ein starker Ring mit einem aufrechtstehenden Eisenstabe um den Hals geschmiedet, der in einen Haken ausgeht, oder an dessen Spitze ein Glöckchen befestigt ist, zum Kennzeichen und um ihn an fernerem Entlaufen zu hindern; wagt er es zum dritten Male, so verkauft ihn sein Herr um jeden Preis. Kreolen und Negerinnen entlaufen nur, wenn sie durch Mißhandlung dazu gebracht werden. Es ist ein schöner Gebrauch, daß ein seinem Herrn entlaufener Neger, der reuig zurückkehrt, zu jedem freien Manne gehen und seine Fürsprache bei seinem Herrn erbitten kann, worauf er gewöhnlich einen Brief (carta de Padrinho) mit erhält, in welchem gebeten wird, ihm zu verzeihen; es wäre eine außerordentliche Beleidigung, auf diese Fürbitte keine Rücksicht zu nehmen; war aber das Vergehen des Negers groß und scheint Strafe durchaus nothwendig, so muß dessen Beschützer davon in Kenntniß gesetzt werden.

Die Neger sind von starker Leibesbeschaffenheit; sie befinden sich nie besser, als wenn die Hitze den höchsten Grad erreicht hat; Wärme ist ihnen überhaupt Bedürfniß; bei kalter, feuchter Witterung fühlen sie sich sogleich unwohl, und gegen Regen sind sie sehr empfindlich. Sie ertragen jede Entbehrung spielend und sind in einem bewunderungswürdigen Grade ausdauernd. Man kann täglich Neger mit ihren Herren ankommen sehen, welche mehrere hundert Stunden auf der Reise zurücklegten. Während derselben hielten sie nicht allein gleichen Schritt mit dem Reitthiere, sondern eilten voraus, das Nachtlager oder den Mittagstisch zu bestellen, und trugen für die Thiere Sorge, die, weidend und Futter suchend, in manchen Gegenden sich oft Stunden weit von dem Nachtlager entfernen. Sind sie unwohl, so werden sie, wie alle Menschen, bei welchen der Körper die Leiden allein tragen muß, sehr kleinmüthig und nehmen zu abergläubischen Mitteln ihre Zuflucht. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Neger von der Küste nicht alt werden; die Gebrechen des Alters werden schon mit dem Beginnen des vierzigsten Jahres sichtbar, und selten, daß einer das fünfzigste Jahr erreicht; zu einem etwas höhern Alter gelangt das weibliche Geschlecht; Kreolen erhalten sich länger. Diese kurze Lebensdauer scheint mir eine große Wohlthat für den Neger zu seyn, der, sobald er nicht mehr arbeiten kann, als eine Last betrachtet wird. Einige Brasilianer geben wohl auch ihren alten Sklaven die Freiheit, oder schicken sie auf den Bettel umher, und andere halten sie so schlecht, daß sie im eigentlichen Sinne des Wortes vor Elend umkommen; darum sehen die armen Geschöpfe den freundlichen Tod als den willkommenen Befreier von allen ihren Leiden an, und die jüngern hüten sich, einen Todten zu bedauern.

Die Neger sind für eine menschenfreundliche Behandlung sehr empfänglich und ihrem Gebieter so ergeben, als es ihnen möglich ist; Gerechtigkeit und Strenge sind aber unumgänglich nothwendig, um über diese rohen Kinder der Natur zu herrschen; übertriebene Güte und Nachsicht verderben sie, und da, wo sie sich selbst überlassen sind, wie in der Hauptstadt, kann es keine roheren, verdorbeneren Geschöpfe geben, als diese Sklaven. Die Peitsche muß hier oft und kräftig gehandhabt werden; was man daher auch über Entwürdigung des Menschen durch körperliche Züchtigungen sagen und schreiben mag, so werden sie doch nicht eher aufhören, als bis man den Menschen durch andere Mittel wirksam zur Erfüllung seiner oft sehr schweren Pflichten anzuhalten lernt. Die großen Römer prügelten die Soldaten ihrer unüberwindlichen Legionen mit einer Weinrebe; die philanthropischen Engländer prügeln mit Ruthen, Stöcken und Stricken; die Russen mit dem Kantschu; die Deutschen mit dem Zweige der Haselnußstaude, und die Brasilianer mit einer ledernen Peitsche; es geht auf dasselbe hinaus; weiße wie schwarze Menschen werden geprügelt; doch kann ich betheuern, daß ich während der Reihe von Jahren, die ich in dem Lande der Sklaverei zubrachte, keinen Fall erlebte, daß ein Neger wegen eines Fleckens im Kleide fünfzig Hiebe erhalten hätte, oder weil er seinem Herrn entlief, von einem Paar Hundert seiner Mitbrüder so lange mit Ruthen gehauen worden wäre, bis sein Rücken auf das Schrecklichste zerfleischt war. In unserm civilisirten Europa wird der freie Mensch grausamer behandelt, als der Negersklave in Brasilien; aber es ist eine Eigenheit der Menschen, ihre Blicke nach der Ferne zu richten und Das zu übersehen, was in der Nähe vorgeht. In dieser Lage befand sich England, als es Brasilien dahin brachte, einen Traktat abzuschließen, gemäß welchem nach Beendigung des Jahres 1829 keine Neger aus Afrika mehr geholt werden dürfen. Brasilien wird dadurch sehr benachtheiligt, weil es bei seiner gegenwärtig geringen Bevölkerung außerordentlichen Mangel an Menschen hat, welche fähig wären, sich in einem so heißen Klima der beschwerlichen Arbeit des Bodens zu unterziehen, wozu sich besonders der Neger eignet. Die Sklaveneinfuhr wird zwar nicht aufhören, denn Afrika ist nahe und der Gewinn so lohnend, daß gar Viele Freiheit und Leben daran wagen werden, das Verbot der Regierung zu umgehen; aber die Neger werden bald so sehr im Preise steigen, daß der vieler Hände benöthigte Pflanzer seine Felder nur mehr zur Hälfte wird bestellen können.

Was bezweckte nun England mit dieser unzeitigen Einmischung in die Angelegenheiten Brasiliens? Die Aufhebung des schändlichen Menschenhandels? Lob und Preis ihm, wenn Dem also wäre; aber es ist jetzt eine allgemein bekannte Wahrheit, daß der Negerhandel mit afrikanischen Sklaven nach den westindischen Besitzungen noch immer fortdauert; daß jährlich in den Häfen von Nantes und Marseille viele Schiffe ausgerüstet werden, um Neger in Afrika zu holen, und sie nach den Kolonien zu verkaufen, und daß gerade auf diesen Schiffen und dort die unglücklichen Afrikaner auf die empörendste Weise behandelt werden. England, welches sich um die Angelegenheiten aller Völker der Erde bekümmert, muß wohl auch um Ereignisse wissen, die unter seinen Augen vorgehen; aber Brasiliens zunehmender Flor und die Furcht, seine überseeischen Kolonien möchten mit einem so fruchtbaren Lande nicht mehr konkurriren können, *) erregte vielleicht Englands Theilnahme weit mehr, als das Schicksal der ganzen Menschheit; — jedoch fiat lucrum et pereat mundus, England kann nicht mehr anders. Immerhin trägt dieser Traktat dazu bei, daß man die Neger, besonders auf dem Lande, schonender und besser behandeln wird; könnte man ihnen dann noch das Schattenbild von Freiheit geben, mit dem sich der arme Taglöhner in Europa brüstet, so wären sie beneidenswerther und im Vergleiche des armen Lastthieres, Bauer genannt, sehr glückliche Menschen.

Vermischte Nachrichten.

Eine zu Xalapa in Neu-Spanien herauskommende Zeitung berichtet, daß dort auf einer Pflanzung, Sainte Croix genannt, die dem Oberst Franz Gomez zugehört, ein Weib lebt, die gegenwärtig hundert und siebenundvierzig Jahre alt ist. Sie heißt Maria Colletta Mendez und befindet sich noch im völligen Genusse ihrer Sinneswerkzeuge; nur ihr Gehör leidet ein wenig. Sie verrichtet noch alle häuslichen Geschäfte und geht jeden Sonntag mehr als eine Viertelmeile weit zur Messe. Im Gespräche ist sie sehr lebhaft, und wenn man sie fragt, ob sie zu sterben wünsche, so antwortet sie: „O ja, denn es ist fast Zeit, daß ich zur Ruhe komme."

*

Ein französisches Provinzialblatt macht über die Pariser Journale folgende witzige, aber nichts desto minder wahre Bemerkung: „Der Constitutionnel sagt: Krieg ist unmöglich — der Courrier sagt: Krieg ist unvermeidlich und vor der Thüre — das Journal des Debats sagt: Vielleicht gibt es Krieg, vielleicht auch nicht. Der Nouvellist schreibt den Constitutionnel ab, die Gazette den Courrier, der Messager das Debats. Alle übrigen Zeitungen kopiren wieder diese Kopien, und es ist daher kein Wunder, wenn wir eine so richtige Ansicht von unsrer politischen Lage haben und mit tiefer Ruhe und Sicherheit gesegnet sind."

*) Die Engländer wollen Dieß allerdings nicht zugeben; es ist aber nicht unbekannt, daß in ihren Kolonien ein junger kräftiger Sklave nicht unter 300 Pf. St. gekauft werden kann; in den Städten kosten abgerichtete Neger beider Geschlechter 700 bis 800 Pf. Um diesen Preis konnte man in Brasilien noch 1827 acht der schönsten Neger kaufen; und in der Menge der Neger besteht in allen heißen Ländern der Wohlstand der Pflanzer.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 71. 11 März 1832.

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Die Spanier empfanden bald die Nachtheile ihrer Sicherheit und Gleichgültigkeit. Cook hatte seine Reise bereits geendet, als zwei Corvetten, die seit dem Jahre 1776 unter den Befehlen Quadras und Maurelle unter dem Berg St. Elias vor der Wilhelms-Bai und an der Mündung des Cooks-River erschienen, um die nordwestliche Küste von Amerika aufzunehmen. Andere Expeditionen erwarteten noch die Befestigung des Friedens auf der andern Halbkugel, und erst im Jahre 1788 bestätigten Martinez und Lopez de Haro die Besorgnisse ihrer Regierung, indem sie die ersten Faktoreien der Russen besuchten. Martinez gründete im folgenden Jahre eine Niederlassung zu Nutka, dessen Hafen, der sehr mit Unrecht ganz vernachläßigt worden war, der Sammelplatz aller fremden Schiffe zu werden schien, die den Ansprüchen Spaniens auf diesen neuen Küsten trotzten. Eine dritte Ausrüstung segelte bald von San-Blas ab, und Elisa und Fidalgo vermehrten die Entdeckungen ihrer Vorgänger.

Die Engländer maßten sich an, überall wo sie landeten als Entdecker aufzutreten, wobei sie natürlich sich stellten, als hätten sie von den Ansprüchen Spaniens keine Ahnung; welche Streitigkeiten mußten nun aus dieser vorgeblichen Unwissenheit entstehen, wenn die Augen beider Nationen auf eine und dieselbe Beute fielen. Dieß war im Jahre 1789 der Fall, wo die Besitznahme von Nutka zwischen beiden Nationen den Krieg zu entzünden drohte; doch der Hof von Madrid bewies eine große Mäßigung, indem er seine auf Juan Perez Entdeckung gegründeten Ansprüche den Drohungen des unersättlichen Londoner Kabinets opferte, das, auf Cooks spätere Reisen sich stützend, schon Willens war, den Pelzhandel zu einem Monopol für sich zu machen.

Die Jahre vor der französischen Revolution, wo alle Unternehmungen zur See von talentvollen und kenntnißreichen Männern geleitet wurden, die für alle Zeiten ein Muster bleiben werden, bilden eine höchst merkwürdige Epoche. Damals segelten die Schiffe des berühmten und unglücklichen La Peyrouse und Entrecasteaux auf den Meeren des großen Oceans; auch die glänzenden Unternehmungen Malaspina's, Vancouvers, Broughtons, Galianos und Valdez fallen in die Mitte jenes kurzen Zeitraums.

Malaspina wird stets unter den neuen Reisenden in Amerika den ersten Rang behaupten; Neid und Mißgunst können den Ruhm nicht schmälern, den dieser kühne und gelehrte Seefahrer verdient, der die neue Welt vom Rio de la Plata, bis zum Kap Horn, und von diesem bekannten Vorgebirg bis zur Einfahrt Prinz Wilhelm durchforschte, und seine herrlichen Instrumente auf die zweckmäßigste Weise zu gebrauchen wußte. Bescheiden bekannte er, daß auf seinen Karten der nordwestlichen Küste noch Lücken auszufüllen wären; er überließ diese Ergänzung seiner Arbeit dem verdienten Galiano und Valdez, die auf jenen so lange vernachläßigten Küsten, deren Untersuchung jetzt auf ein Mal mit so vielem Eifer betrieben wurde, einem Nebenbuhler begegneten.

Arbeiten, die das Werk so vieler verschiedener Hände waren, zeigten nun nächst jenen Lücken noch Mängel im Ganzen, die selbst mitten unter einer Menge von Thatsachen noch Zweifel zuließen; eine vollständige, methodische Untersuchung wurde deßhalb Bedürfniß. Von Broughton unterstützt widmete Vancouver drei Jahre der genauesten Untersuchung der buchtigen Küsten, der zahllosen Inseln, der gekrümmten und trügerischen Strömungen. Berichtigen, bestätigen, entdecken und nichts Wichtiges mehr zu thun übrig lassen, das war der Zweck, den dieser geschickte Seefahrer sich setzte, und den er auch fast gänzlich erreichte. Die geschickten spanischen Seeleute dieser Epoche wetteiferten in Talent und Genauigkeit mit den Engländern, und die herrlichen Berichte Galianos und Valdez, so wie ihre lobenswerthe Eintracht mit ihren Nebenbuhlern, fanden die vollste Anerkennung. Auch Caamano's Bemühungen, der durch die genaueste Untersuchung des Littorals, das sich vom 51° bis zum 56° der nördlichen Parallele erstreckt, Fuentes Träumereien gänzlich niederlegte, hat die Geschichte aufgezeichnet. Seitdem haben eine Menge von Schiffen aller Nationen diese Meere durchsegelt, denen wir von Zeit zu Zeit manche Berichtigung verdanken.

Ohne sich an seine Vorgänger zu binden, hat jeder Kapitain der fünf seefahrenden Nationen alle jene Länder, die ihm unbekannt waren, in seiner Sprache und nach eigenem Gutdünken getauft; deßhalb findet man dieselben Inselchen, dieselben Punkte der nordöstlichen Küste mit den verschiedensten Namen bezeichnet, und nirgends herrscht daher größere Verwirrung im geographischen Namensverzeichniß als hier.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diktator von Paraguay.

(Fortsetzung.)

Schwerlich wird sich eine menschliche Einbildungskraft eine Vorstellung von der Scheußlichkeit der Gefängnisse, wie sie um diese Zeit in Assumption waren, machen können. In dieser Wohnung menschlicher Verworfenheit sah man Indier und Mulatten, Schwarze und Weiße ohne Unterschied des Ranges oder Alters und ohne Berücksichtigung ihrer Verbrechen durcheinander gemischt: Verurtheilte und Angeklagte, Schuldner und Mörder, der Patriot und der Räuber waren oft an eine und dieselbe Kette (grillos) geschmiedet. Frauen von Rang, in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit, die sich die Ungnade des Diktators zugezogen hatten, wurden mit den verworfensten Geschöpfen der Hauptstadt zusammengesperrt, und mußten sich den schamlosesten Beleidigungen der Männer ausgesetzt sehen, von denen sie im Hofe nur durch ein Pfahlwerk getrennt waren. Sie trugen Fesseln wie diese, und selbst Schwangerschaft erwirkte ihnen keine bessere Behandlung. Noch schrecklicher sind die Staatsgefängnisse. Diese bestehen in einem Gebäude von hundert Fuß Länge, das gleich allen Häusern in Paraguay nur ein Geschoß hat, und in acht Gemächer abgetheilt ist, in deren jedem 30 bis 40 Gefangene zusammengedrängt leben müssen. In einem kleinen Gemache, ohne Luftlöcher oder Fenster eingesperrt, müssen sie in diesem Lande, wo die Wärme drei Viertheile des Tages über auf 22 bis 28° R. steigt und das Dach bis 50° und noch darüber erhitzt wird, bei schlechter Nahrung, in größter Unreinlichkeit und völlig unbeschäftigt zubringen.

Der beschränkte Raum gestattet uns hier nicht auf die innere Verwaltung Paraguay's einzugehen, und es möge nur so viel bemerkt werden, daß die Polizei und namentlich das Paßwesen von einer Vollkommenheit und Strenge ist, daß selbst der gefeierte Fouché noch etwas daran zu erlernen haben dürfte.

Wir beschließen die Skizze von diesem sonderbaren Manne mit einigen Zügen aus seinem Privatleben, die wir mit den Worten des Reisenden Herrn Rengger selbst geben wollen:

„Dr. Francia bewohnt eines der größten Gebäude von Assumption, das von den Jesuiten kurz vor ihrer Vertreibung aufgeführt, als weltliches Ordenshaus zu den sogenannten Uebungen des heil. Ignatius dienen sollte. Der Diktator ließ dasselbe ausbessern, gab ihm ein, wenigstens für dieses Land geschmackvolles Aussehen, und sonderte es auf allen Seiten durch breite Straßen ab. Hier lebt er mit vier Sklaven, nämlich einem jungen Schwarzen, einem Mulatten und zwei Mulattinnen, die er alle mit vieler Gelindigkeit behandelt. Die zwei ersteren sind Kammerdiener und Stallknechte zugleich; eine der Mulattinnen besorgt die Küche, die andere seine Wäsche. Sein tägliches Leben ist äußerst einfach. Selten treffen ihn die ersten Strahlen der Sonne im Bette. So wie er aufgestanden ist, bringt ihm der Neger ein Kohlenbecken, einen Theekessel und einen Krug mit Wasser, das er in seiner Gegenwart wärmt. Alsdann bereitet der Diktator selbst, und mit aller möglichen Sorgfalt seinen Maté oder Paraguay Thee. Nachdem er diesen zu sich genommen hat, geht er im innern, den Hof umschließenden Säulengang spazieren und raucht eine Cigarre, die er vorher sorgfältig auseinander gewickelt hat, um zu sehen, ob sie nichts Schädliches enthalte, wiewohl seine eigene Schwester dieselben für ihn verfertigt. Um sechs Uhr kommt der Barbier, ein schmutziger, schlecht gekleideter und dem Trunk ergebener Mann, aber das einzige Individuum der Fakultät, dem sich der Diktator anvertraut. Ist der letztere guter Laune, so unterhält er sich mit ihm, und bedient sich oft dieses Mittels, wie einer Staatszeitung, um das Publikum auf seine Plane vorzubereiten. Darauf begibt er sich, mit einem kattunenen Schlafrock *) bekleidet, in den äußern Säulengang, der rings um das Gebäude läuft, und empfängt da, indem er hin und hergeht, die zur Privataudienz zugelassenen Privatpersonen. Gegen 7 Uhr zieht er sich in sein Kabinet zurück, wo er bis 9 Uhr bleibt, dann erscheinen die Offiziere und die übrigen Beamten, um Berichte abzustatten und Befehle einzuholen. Um 11 Uhr werden vom Fiel de Fecho (Staatssekretär) die ihm vorzulegenden Schriften überbracht, worauf er demselben seine Entscheidungen in die Feder diktirt. Zur Mittagsstunde entfernen sich alle Beamten, und Francia setzt sich zu Tische. Seine Mahlzeit ist sehr einfach, und immer von ihm selbst angeordnet. Wenn die Köchin vom Markte zurückkommt, so legt sie alles Eingekaufte vor dem Zimmer ihres Herrn ab, der dann heraustritt, und ihr anzeigt, was er für seine Person bestimmt. Nach der Mahlzeit hält er eine Siesta, trinkt hierauf seinen Maté, und raucht dazu seine Cigarre, alles mit den nämlichen Ceremonien wie am Morgen. Dann arbeitet er bis 4 oder 5 Uhr, zu welcher Stunde sein Geleit für den Spazierritt sich einfindet. Während man sein Pferd sattelt, tritt der Friseur ein, um ihn zu kämmen. So wie dieses Geschäft abgethan ist, steigt er zu Pferde, und besucht entweder die öffentlichen Arbeiten, oder die Kasernen, am öftesten diejenige der Reiterei, wo er sich eine Wohnung hat zurecht machen lassen. Bei diesen Spazierritten ist er, obschon in der Mitte seiner Begleitung, nicht allein mit einem Säbel und mit Reiterpistolen, sondern überdieß noch mit einem Paar doppelter Sackpistolen bewaffnet. Nachdem er bei eintretender Nacht nach Hause zurückgekehrt ist, liest oder arbeitet er noch bis 9 Uhr, und hält dann mit einer gebratenen Taube, und einem Glas Wein seine Abendmahlzeit. Bei schönem Wetter spaziert er noch in der äußern Galerie, wo er öfters lange verweilt. Um zehn Uhr ertheilt er die Loosung, und schließt, ehe er sich schlafen legt, alle Thüren seiner Wohnung selbst zu.

„Während mehrerer Monate bewohnt er die Reiterkasernen, welche außer der Stadt, eine Viertelstunde von seinem gewöhnlichen Sitze, gelegen ist, und wo er die nämliche Lebensart führt, außer daß er zuweilen auf die Jagd geht. In den Zimmern, wo er sich aufhält, hat er immer Waffen bei der Hand; Pistolen hangen an den Wänden, oder liegen ihm zur Seite auf dem Tische und Säbel zum Theil ohne Scheide stehen in den Ecken. Diese Vorsichtsmaßregeln stimmen ganz mit der Etikette überein, die für die Audienzen vorgeschrieben ist. Wird man beim Diktator vorgelassen, so darf man sich ihm höchstens auf sechs Schritte nähern, bis er ein Zeichen zum Vorwärtstreten gibt und dann

*) Nach dem Beispiele des Diktators tragen die Alcaden und Kommandanten, überhaupt alle Beamten, ähnliche Schlafröcke, aber als Amtstracht und ohne sie den Tag über, selbst nicht wenn sie ausreiten, abzulegen.

auch muß man in einer Entfernung von drei Schritten von ihm stehen bleiben. Die Arme sollen längs dem Körper herabhängen, und die Hände umgekehrt und offen gehalten werden, damit der Diktator sich überzeuge, daß sie keine Waffen verbergen." Als Rengger bei der ersten Audienz, unbekannt mit diesem Ceremoniel seinen Händen nicht die vorschriftsmäßige Haltung gab, fuhr ihn der Diktator an und fragte: ob er einen Dolch mit sich trage. Bei einer andern Gelegenheit fragte er ihn, ob er durch seine Geschicklichkeit in der Anatomie wohl finden könne, daß die Paraguayaner einen eigenen Knochen zu viel im Halse hätten, der sie hindere, den Kopf aufrecht zu tragen, und laut zu sprechen?

(Schluß folgt.)

Handel und Schifffahrt Brasiliens.

(Aus Weech's Reise)

Die Beschreibung, welche ich von dem Handel und der Schifffahrt der Hauptstadt Brasiliens entwerfe, wird vielleicht Manchem meiner geehrten Leser etwas weitläufig scheinen; ich glaubte aber demselben, weder durch Listen noch Tabellen der gegenwärtigen Aus- und Einfuhr, einen vollständigen Begriff von der Wichtigkeit, die Brasilien in wenigen Jahren erhielt, und einst erhalten wird, geben zu können.

Der Handel Brasiliens war noch im Jahre 1806 höchst unbedeutend: Portugals Eifersucht verschloß die Häfen der Kolonie allen auswärtigen Völkern; statt seine Manufakturartikel daselbst abzusetzen, begnügte es sich, die Abgaben zu erheben, und die Produkte des Landes auf portugiesischen Schiffen auszuführen. Die Kolonisten erhielten nicht die mindeste Aufmunterung, ihre Besitzungen besser zu bestellen, da es ihnen an aller Verbindung mit den Küstenstädten fehlte, und die Behauptung ist nicht zu gewagt, daß, wären die Gold- und Diamant-Minen im Innern Brasiliens nicht entdeckt worden, man mit dem Lande so unbekannt geblieben wäre, als man es noch mit dem Innern von Afrika ist. Die Ankunft des Hofes von Portugal in Rio de Janeiro änderte jedoch die Verhältnisse Brasiliens auf eine merkwürdige Weise. Alle Häfen wurden den fremden Nationen geöffnet, und Rio de Janeiro erhob sich sogleich zu dem bedeutendsten Handelsplatze des Landes. Reiche und Müßiggänger, wer immer irgend etwas am Hofe zu suchen hatte, strömte der Residenzstadt zu, und Kauffahrteischiffe eilten von allen Seiten herbei. Luxusartikel und Lebensbedürfnisse abzusetzen; das Verlangen nach Rückfracht, also nach den Produkten des Landes, war dringend; diese stiegen außerordentlich im Preise, und oft konnten die Kauflustigen nicht befriedigt werden, da die brasilianischen Landeserzeugnisse, bei dem gänzlichen Mangel an Straßen, schwer fortzubringen waren. Dem Minister des Königs, Conde de Linhares, entgingen die Hindernisse nicht, welche sich dem inländischen Handel in den Weg stellten; er befahl, Straßen und leichte Verbindungen nach dem Innern des Festlandes anzulegen, und obwohl seine höchst wohlthätigen Anordnungen nicht so eifrig befolgt wurden, wie sie es verdienten, so wurde doch in kurzer Zeit der Verkehr mit den Nachbarprovinzen Minas Geraes, St. Paulo und Espirito Santo sehr erleichtert. Nachdem einzelne Wege in das Innere des Landes gebahnt waren, zeigten sich neue Hindernisse für die Fremden, welche ihre Waaren nach Brasilien sandten, und andere dagegen einkauften. Die kaufmännischen Kenntnisse der Brasilianer waren nämlich äußerst beschränkt. Sie begriffen weder den Werth des Kredits, noch den Einfluß der Kapitalien; sie liehen weder auf Zinsen, noch auf Handschriften; der ganze Handel mit ihnen mußte daher gegen baares Geld geführt werden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde eine Bank auf Subscription gegründet, um über die nöthigen Summen gebieten zu können, damit Papiere, auf Sicht zahlbar, in Umlauf gebracht werden konnten; mit diesen Papieren konnten nun leicht Wechsel berichtigt werden, die mit dem Datum bezahlt werden mußten. Da endlich die Regierung die Aktionärs durch mehrere Privilegien gegen möglichen Verlust sicherte, so nahm der Kredit der Bank schnell zu, und brachte Leben in jeden Zweig des Handels.

Wenn der Fremdling, der jetzt Brasilien besucht, den gegenwärtigen Zustand dieses Landes mit dem vergleicht, wie es nach der Beschreibung höchst glaubwürdiger Männer noch vor zwanzig Jahren war, so kann er über die stets zunehmende Kultur und den sich immer mehrenden Wohlstand des jungen Reiches nicht genug staunen. Die Landeigenthümer und Bergwerksbesitzer können jetzt ihre Produkte von der äußersten Gränze Brasiliens nach der zunächst gelegenen Hafenstadt bringen, und ihre Bedürfnisse dort zurücknehmen. Ueber Flüsse und Berge, durch Wälder, sonst unübersteigliche Hindernisse, wölben sich Brücken, oder sind Fähren errichtet und Wege gebahnt, allerdings nur für Lastthiere gangbar; nach Osten führt eine Straße über Praia Grande bis nach Espirito Santo, über 500 englische Meilen weit; nördlich gelangt man über Porto d'Estrella durch die Provinzen Minas Geraes, Goyaz bis nach Matta grosso, der Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, nachdem eine Strecke von 1800 Meilen zurückgelegt wurde; nach Westen führt eine dritte Hauptstraße über Venda Granda nach der Villa bella da Princeza, in der Provinz St. Paulo, welche über 600 Meilen von der Hauptstadt entfernt ist; und selbst aus der, gegen 800 Meilen von der Hauptstadt entfernten Provinz Rio Grande, werden manchmal Heerden von Hornvieh, Maulthieren und Schafen herbeigetrieben. Diese ungeheure Länderstrecke, die beinahe 500 Meilen breit und 1500 lang ist, und auf welcher eine geringe Zahl civilisirter Menschen wohnt, versieht Rio de Janeiro mit Hornvieh, Maulthieren, Schweinen, Schafen, Schinken, Speck, Geflügel, Käse, Zucker, Rum, Indigo, Baumwolle, Tabak, Kaffee, Baumwollenzeugen, Salpeter, Ipecacuanha, Leder und Häuten, Ricinus-Oel, Gold, Krystallen, Diamanten und andern Edelsteinen. Als Rückfracht nehmen sie trockene Waaren (Fazendas seccas) aller Art, Salz, Wein, Eisen, Pulver und Blei; Gewehre, Töpfer-, Glas- und Apothekerwaaren; Kokosnüsse, Sklaven. Eben so lebhaft ist gegenwärtig der Küstenhandel mit den Distrikten Ilha Grande, Cabo Frio, Campos, Espirito Santo, Santos, St. Katharina und St. Petro de Rio Grande. Aus den vielen hier nicht angeführten, größeren und kleineren Häfen dieser Distrikte wird nach der Stadt gebracht: Zucker, Kaffee, Rum, Reiß, Milho, Farinha de Mandioca, Tapioca, Mandubi, Tabak, Baumwolle, Töpferwaaren, Früchte aller Art, Käse, Talg, Carne-Secca, Speck, Häute, Hörner, Jacaranda und andere Holzarten, Bretter, Bauholz, Kalk, Ziegelsteine, Salz, Hülsenfrüchte, Fische, Fischthran, Pech und Harz, Brennholz. Ihre Rückfracht besteht aus denselben Gegenständen, welche oben bemerkt wurden. Der Transport aller Waaren zu Lande wird allein durch Maulesel vorgenommen. Zu Wasser werden sie in Fahrzeugen von 80 bis 100 Tonnen, und in Barken von 40 bis 50 Tonnen aus- und eingeführt. Erstere haben sich wesentlich verbessert; früher konnte keines die hohe See halten; ihre Ankertaue waren aus den Fasern von Palmen, die Stricke aus geflochtenem und ungegerbtem Leder, ihre Segel aus einem groben Baumwollenzeuge verfertigt; die Führer dieser Fahrzeuge (Sumaccas) wußten sich keines mathematischen Instrumentes zu bedienen, mußten sich daher immer dicht an die Küste halten, und bei stürmischer Witterung, um nicht an diese geschleudert, oder zu sehr von ihr entfernt zu werden, in dem nächsten Hafen Zuflucht suchen, und besseres Wetter abwarten; dadurch wurde die Reise nicht allein sehr vertheuert, sondern dauerte auch ungewöhnlich lang. Jetzt reiset man mit den brasilianischen Küstenfahrzeugen schneller, als mit fremden Schiffen; vielleicht kömmt auch eine Zeit, daß man dort Reinlichkeit und Bequemlichkeit findet. Die Barken, welche die Verbindung mit den zahlreichen Häfen der großen Bai von Rio de Janeiro unterhalten, sind noch dieselben Fahrzeuge wie vor fünfzig Jahren, schwerfällig, mit einem ungeheuren Segel versehen, das bei jedem Windstoße in Stücke zerreißt, oder die Barke zum Umschlagen bringt.

Seit der Verlegung der Regierung nach Brasilien hat auch der auswärtige Handel dieses Landes sehr gewonnen. Die portugiesisch-afrikanischen Besitzungen werden jährlich von wenigstens fünfzig großen Kauffahrteischiffen von Rio de Janeiro besucht, welche Zucker, Rum, Tabak, Reiß, Mandioc-Mehl und alle Arten von Waaren dahin bringen, und dafür Neger, Wachs, Goldstaub, Pfeffer, Kokkulikörner, Palmöl, Gummi, Opal, Schwefel, Columbowurzeln, Mundeböbl, Elfenbein, Orseille und Ebenholz einhandeln. Außerdem konsumiren diese Schiffe eine große Menge brasilianische Landeserzeugnisse, da es in den portugiesischen Kolonien noch so sehr an Industrie mangelt, daß die brasilianischen Schiffe genöthigt sind,

den Unterhalt für ihre Besatzung und die Neger mit sich zu führen. Dieser so einträgliche Erwerbszweig wird indessen allmählich sehr beschränkt werden, da Brasilien in Zukunft keine Negersklaven mehr aus Afrika beziehen darf. Der Handel nach Asien, durch die Lage Brasiliens so vorzüglich begünstigt, wurde früher von Lissabon aus geführt, und ist jezt ganz in den Händen der Brasilianer; ihre Schiffe besuchen jährlich die portugiesischen Besizungen in Indien und China. Da sie nach lezterem Lande nur sehr wenige Waaren absezen können, so haben sie zu ihren Einkäufen große Summen baares Geld, gewöhnlich gemünztes Gold, häufig auch gediegenes in Stangen, oder spanische Piaster, nöthig; sie bringen indische Baumwollen-Zeuge, Thee, Nanking, Blei, Kupfer, Zinn, Seide und andere Artikel von dort zurück, welche, wenn die Reise kurz war, mit großem Gewinne abgesezt werden. Der Handel mit den übrigen Ländern der Erde wird noch nicht mit brasilianischen Schiffen getrieben, die darum nicht unthätig sind; nichts desto weniger wird eine Zeit kommen, in welcher die Flagge dieses Reiches auch in den europäischen Gewässern wehen wird. Gegenwärtig ist das Verhältniß zwischen der Ein- und Ausfuhr noch nicht hergestellt; das Ausland führt Brasilien eine Menge Gegenstände zu, welche es sehr leicht selbst erzeugen könnte, und auch in kurzer Zeit erzeugen wird, wenn die Regierung nur einigen Vorschub leistet. Es versorgt Brasilien mit folgenden Gegenständen, welche nach einem mehrjährigen Durchschnitte jährlich auf 400 Schiffen eingeführt werden. Nordamerika: Mehl, Getreide, Spermacetilichter, Meubles, Thran, Theer, Leder, Pech, Potasche, Tauwerk, Zwieback, Salzfleisch. Großbritannien und seine Kolonien: Alle Arten von Baumwollenwaaren, Kattunen, feinen Tüchern, Porcellan, verarbeitetes und unverarbeitetes Leder, Eisen, Blei, Zinn, Kupfer, roh und verarbeitet, Anker, Kabeltaue, Segeltuch, Kanonen, Porter, Käse, gesalzene Butter, Arzneimittel. Schweden, Dänemark und Rußland: Eisen, Stahl, Kupfergeschirre, Segeltuch, Stricke, Taue, Theer, Hanf, Bretter, Masten. Deutschland: Glas, Leinwand, Eisen- und Messing-Geräthe, Blei, Kupfer, Zinn, Waffen, Tücher, Butter, Mehl, Getreide, Rauch- und Salzfleisch, Manufakturwaaren, Meubles, Papier. Die vereinigten Niederlande: Leder, roh und verarbeitet, Leinwand, Tücher, Waffen, Wachholderbranntwein, Käse, Butter, Bier, Papier. Frankreich: Luxusartikel, Bijouterie-Waaren, Meubles, Wachslichter, Arzneimittel, feine Liqueurs, Malereien und Kupferstiche, Bücher, Seidenzeuge, Spiegel, Hüte, feine Glaswaaren und Porcellan, Wein, Oel und getrocknete Früchte. Italien und die Inseln: Wein, Oel, Papier, Seidenzeuge. Spanien: Wein, Oel. Portugal und die Inseln: Leder, Hüte, grobe Wollenzeuge, Töpferwaaren von Oporto, Schuhmacherarbeit, Wein, Oel, Salz, Essig, Stockfische, Zwiebel, Schinken, Würste, getrocknete Früchte, Arzneimittel. Die portugiesisch-afrikanischen Besizungen: Im Durchschnitt bisher jährlich 20.000 Neger, nebst den erwähnten Zugaben an Goldstaub, Elfenbein rc. rc. Diese Schiffe führen aus: Diamanten und andere Edelsteine, Goldstaub, Barren und gemünztes Gold (durch Conterband), Zucker, Kaffee, Rum, Baumwolle, Tabak, Reiß, Ricinus-Oel, etwas Indigo, Häute, Talg und Hörner, Ipecacuanha, Tapioca und etwas Mandioc-Mehl, Jacaranda und andere Holzarten, Wallfischthran (nur für den Gebrauch des Landes).

Welche Fortschritte der Ackerbau allein in den Provinzen Rio de Janeiro, St. Paulo und Minas-Geraes seit wenigen Jahren, troz der ungünstigsten Verhältnisse und der gänzlichen Gleichgültigkeit der Regierung gegen dessen Beförderung machte, wird ein Auszug aus den Ausfuhr-Registern der kaiserlichen Mauth beweisen, nach welchen im Jahre 1817 an Kaffee 9557 Ctr., an Zucker 20,680 Ctr.; im Jahre 1826 aber an Kaffee 52,000 Ctr., und Zucker 52,960 Ctr. ausgeführt wurde. Man darf annehmen, daß die Provinzen Bahia und Pernambuco über das Doppelte an Zucker erzeugen; bemerkt man noch, daß Pernambuco, Parahiba, Riogrande-do-Norte, Ceará, Maranhao und Piauhy eine ungeheure Menge der besten Baumwolle versenden, und daß die Provinz Rio-grande-do Sul (St. Pedro) jährlich gegen 400,000 Häute ausführt, so bekömmt man einen kleinen Begriff des brasilianischen Handels, und was er unter günstigen Verhältnissen werden kann.

Auch die Bank (banco nacional) erfreute sich bereits eines ausgezeichneten Kredits; sie sah sich sogar in den Stand gesezt, den Bedürfnissen des Staates und des Hofes durch bedeutende Vorschüsse gegen Verpfändung künftiger Staatsgefälle und der Krondiamanten abzuhelfen. Die später erfolgenden politischen Ereignisse wirkten aber auf diese nüzliche Anstalt höchst nachtheilig. Als nämlich der König nach Portugal zurückkehrte, wurden die verpfändeten Diamanten zurückgefordert, ohne die entlehnten Summen zurück zu bezahlen; das von der Bank eingeführte Papiergeld, welches durch den Geldmangel veranlaßt beständig vermehrt wurde, ohne daß neue Kapital-Zuschüsse erfolgten; der Umlauf einer Menge künstlich nachgeahmter Banknoten, und das dem eingebornen Kaufmann eigenthümliche Mißtrauen, verminderten den Kredit der Bank so sehr, daß sie sich ohne die thätigste Mitwirkung des Staates schwerlich länger halten kann.

Die Abgabe an Gold, welche die Regierung früher von Bergwerksbesizern bezog, war sonst vollkommen hinreichend, Brasilien und Portugal mit zirkulirender Münze zu versehen; seit aber dieses Metall auf den europäischen Märkten so bedeutend im Preise stieg, wurde es in außerordentlicher Menge aus dem Lande geführt. Nicht minder große Summen baares Geld führt jedes Schiff aus, welches nach Indien und China geht; die Regierung endlich kauft oft alles fremde Silber auf, woran es Brasilien allein mangelt, und läßt daraus inländische Münzen prägen; eine Operation, welche eben so, wie die Ausfuhr des gemünzten Goldes, zu dem oft drückenden Geldmangel, besonders in der Hauptstadt, beiträgt. Dieser war während der Dauer des Krieges mit Buenos Ayres so groß, daß Gold-, Silber- und Kupfermünze nicht allein zu einem ungewöhnlichen Curse stiegen, sondern auch die Zinsen in Wechselgeschäften bis auf 50 oder 55 Prozent in die Höhe gingen. Das von der Bank eingeführte Papiergeld ist allein für die Provinz Rio de Janeiro gültig; Banknoten von 500.000 Reis sind die höchsten, von 4 Millionen Reis die niedrigsten. Rio de Janeiro hat sich jezt zum ersten Handelsplaze der südlichen Halbkugel erhoben; die Handelswissenschaft ist bedeutend vorgerückt, welches Brasilien allein den Fremden, und unter diesen besonders den Britten verdankt; diese sind es auch, welche die größten Geschäfte machen, und einen entschiedenen Einfluß auf ihren Gang ausüben, den sie auch so lange erhalten werden, als sie sich, wie bisher, durch Solidität, Einigkeit und Unternehmungsgeist auszeichnen, und von ihrer Regierung kräftig unterstüzt werden. Der Handel der übrigen fremden Nationen nach Rio de Janeiro ist im Vergleiche mit dem britischen nicht bedeutend; als Abnehmer brasilianischer Produkte konkurriren jedoch Mehrere, und besonders Deutsche (Hamburg) mit ihnen. Die hier ansässigen fremden Kaufleute beschäftigen sich meistens mit dem Kommissions-Geschäfte; von guten Verbindungen in Europa und großer Thätigkeit hängt daher besonders ihr Fortkommen ab; zu eigentlichem Reichthume gelangt, bei der großen Konkurrenz so vieler Nationen, wohl Niemand mehr, wie dieses früher der Fall seyn mochte. Unter den eingebornen und portugiesischen Kaufleuten herrscht noch immer der Geist des gemeinsten Wuchers, übereinstimmend mit einer ähnlichen Lebensweise. Diesen gelingt es, wenn das Glück sie begünstiget, vieles Geld zusammen zu raffen, welches, wenn lachende Erben es nicht in Umlauf bringen, gewöhnlich in ihren Koffern verschlossen bleibt.

Die Preise der in- und ausländischen Waaren sind sehr hoch, und besonders glaubt der im Handel Unerfahrene, wenn er diese mit dem Ankaufs- oder Fabrikpreise der lezteren vergleicht, die Verkäufer müßten außerordentlich gewinnen. Die Kosten der Fracht, der Einfuhrzoll, die äußerst hohe Miethe der Waarenlager und die lange Zahlungsfrist, welche den Detailhändlern gegeben werden muß, lasten aber so schwer auf den Handelsartikeln, daß der Gewinn oft sehr mäßig ausfällt, und wird der Markt zufällig und plözlich mit ein und derselben Waare überfüllt, so trifft die Betheiligten oft empfindlicher Verlust. Tritt jedoch in einer beliebten Waare Mangel ein, welchem zu steuern die Hoffnung entfernt ist, so kann derjenige, welcher so glücklich ist, die verlangte Waare vorräthig zu besizen, zwei- bis dreihundert Prozent an derselben gewinnen. Die Theuerung der inländischen Produkte kommt selten ihren Erzeugern zu Gute, da ihnen der Preis von den Käufern gemacht wird. Die Lebensbedürfnisse steigen oft zu sehr beträchtlichen Preisen, wenn sie die Landleute, bei anhaltend schlechtem Wetter, nicht nach der Stadt bringen können, oder die Ernte durch anhaltende Trockne mißrieth. Vortheilhaft sezen diejenigen ihre Produkte ab, welche in der Nähe der Stadt, oder der Hafenpläze der großen Bai wohnen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 72. 12 März 1832.

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Von dem Jahre 1821 bis 1824 hatte sich, wie aus der vorausgeschickten Angabe zu ersehen ist, ungeachtet der theilweisen Zurückzahlung des Kapitals, die Staatsschuld in der That vermehrt, und zwar hauptsächlich durch die Erwerbung der Florida, wie sie denn auch im Jahre 1804 durch den Erkauf von Louisiana angewachsen war. Im Jahre 1824 waren 16,568,393 Dollars für Tilgung der Staatsschuld bezahlt worden. Die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben desselben Jahres betrugen 15,390,145 Dollars, was zu der erstgenannten Summe gerechnet, für das Jahr 1824 eine Gesammtausgabe von 31,958,538 Dollars ergibt. Und doch betrugen die Einnahmen desselben Jahres nur 20,540,666 Dollars. Dennoch finde ich, daß ungeachtet dieser Mehrausgaben von 11,000,000 Dollars in demselben Jahre dem Staatsschatze noch 1,946,579 Dollars blieben. Es gibt nur Eine vernünftige Methode, über den ökonomischen Charakter einer Regierung richtig zu urtheilen, und diese besteht darin, daß man die Gesammtsumme ihrer laufenden Ausgaben in Anschlag bringt, und ihre Schuld ganz außer Frage läßt. Allein selbst diese Methode ist nicht untrüglich, weil ein Land, das zu viel Geld hat, wie ein Individuum, verleitet werden kann, Ausgaben für Gegenstände zu machen, an die es unter andern Verhältnissen nicht gedacht haben würde. Im Jahre 1817 hatten die Vereinigten Staaten eine bedeutende Schuld, nämlich 123,491,965 Dollars. Von Allen, welche in der Revolution die Waffen getragen hatten, erhielten nur die Verwundeten, wie es auch bei andern Nationen der Fall ist, eine Pension. Im Jahre 1818 war die Schuld auf 103,466,663 Dollars heruntergebracht, und allen Soldaten wurde eine Unterstützung bewilligt, die sich ihrer bedürftig erklärten. Im Jahre 1829 erheischte diese Unterstützung 1,847,900 Dollars. Im Jahre 1829 betrug sie nur noch 889,584 Dollars. Allein die Gewißheit, daß die Staatsschuld im Jahre 1835 getilgt seyn werde, bestimmte den Staat, Alle ohne Unterschied zu pensioniren, die in der Revolution gedient hatten. Jeder erhält demnach gegenwärtig monatlich 8 Dollars, worin jedoch die Gnadengehalte für Wunden und Krankheiten nicht mitbegriffen sind. Es haben die Vereinigten Staaten zwar nur ein Heer von sechstausend Mann auf den Beinen, zahlen aber in der That eine Veteranen-Armee, die mehr als 16,000 Mann stark ist.

Die Revue britannique hat richtig bemerkt, daß die Vereinigten Staaten ihre hauptsächlichsten Einkünfte aus den Douanen gefällen ziehen. Man will behaupten, daß diese Einnahmen, bei dem blühenden Zustande der Dinge, in diesem Jahre die Gesammtsumme der in Voranschlag gebrachten Ausgaben decken werden. Die Revue britannique hält aber diese Art der Abgabenerhebung für minder zweckmäßig, als die französische, weil sie dem Wechsel unterworfen ist. Aber zieht nicht auch Frankreich aus seinen Douanen so viel nur immer thunlich ist? Wenn die Vereinigten Staaten durch diese einzige Auflage alle ihre Ausgaben bestreiten können, so ist dieß ein Vortheil, dessen Grund in ihrem ausgebreiteten Handel und in der Beschränkung ihrer Ausgaben zu suchen ist. Die Handels- und Industrie-Verhältnisse der Vereinigten Staaten sind ziemlich bekannt. So lange ihnen die Kriege in Europa einen Absatz ihrer Bodenerzeugnisse eröffneten, bestanden sie wesentlich aus einer ackerbauenden Nation; die Fabrikanten waren der Zahl nach im Verhältniß zu den Bearbeitern des Bodens nur unbedeutend. Als aber der allgemeine Friede die Preise der Produkte in Europa sinken machte, sahen sich die Nordamerikaner gezwungen, ihre Thätigkeit einen andern Weg betreten zu lassen. Das Land hatte schon lange her durch den Ackerbau mehr produzirt, als es bedurfte; es mußte also seine Aufmerksamkeit auf die Künste des Luxus und des civilisirten Lebens richten, oder nichts thun. In dieser Lage wurden nun zweierlei Stimmen laut. Diejenigen, die in den bevölkertsten und getreidereichsten Staaten wohnten, verlangten Schutz für ihre Industrie, mittelst Auflage auf die Einfuhren, während jene, die in Staaten lebten, welche schon im Genuß von Monopolen waren, gegen diese Maaßregel nachdrücklich auftraten, indem sie sich dabei auf die Unzulässigkeit und Ungesetzlichkeit der Monopole überhaupt beriefen. Eine ungeheure Majorität der Nation sprach sich für den Schutz durch Einfuhrbesteuerung aus, und der Tarif wurde seit dem Frieden in verschiedenen Epochen in dieser Ansicht, die man gar nicht in Abrede stellt, erhöht. Das Resultat davon sieht man an den Einkünften.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diktator von Paraguay.

(Schluß.)

„Der Diktator sucht gern diejenigen, mit denen er sich unterredet, anfangs schüchtern zu machen, setzt man aber seinen Ausfällen Festigkeit entgegen, so nimmt er bald einen milderen Ton an, und seine Unterredung wird sogar anziehend, wenn er gut aufgeräumt ist. Man erkennt dann in ihm den talentvollen Mann; indem er das Gespräche wechselsweise auf die verschiedensten Gegenstände lenkt, zeigt er vielen Geist, einen durchdringenden Verstand und für Jemand, der kaum über die Gränze von Paraguay gekommen ist, ausgedehnte Kenntnisse. Frei von der Menge von Vorurtheilen, mit denen die Köpfe seiner Landsleute erfüllt sind, macht er sie oft zum Gegenstande seiner Unterredung.“ So äußerte er sich gegen Rengger mit vielem Spotte über den Kommandanten und den Pfarrer von Curuguaty, die ihm ein armes Weib, gefesselt und mit einem ungeheuren Rosenkranz ausstaffirt, samt einem Verbalprozeß, woraus sich ergeben sollte, daß sie eine Hexe sey, zugesandt hatten. Dann kam er auf die mannichfaltigen Uebungen des Aberglaubens zu sprechen, die unter dem Volke im Schwange sind; auf die Krankheiten und Heilungen durch geheime Mittel u. s. w. und setzte endlich hinzu: „Sehen Sie, wozu diesen Menschen die Religion — die Priester nützen zu nichts weiter, als daß sie an den Teufel mehr als an Gott glauben.“

In den ersten Zeiten seiner Erhebung ließ er sich jeden Sonntag in der Kapelle einer der Kasernen die Messe lesen, und wohnte an den großen Festtagen dem Gottesdienste in der Hauptkirche bei. Bald aber erschien er nicht mehr in dieser Kirche, und im Jahre 1820 verabschiedete er seinen Kaplan. Seit diesem Zeitpunkte ist ihm jede Art von Gottesdienst fremd geblieben, und bei jeder Gelegenheit spricht er sich gegen die eingeführte Religion aus. So antwortete er einem Offizier, der ein Heiligenbild, um es in einer neuerbauten „Guardia“ oder kleinen Festung als Schutzpatron aufzustellen, verlangt hatte: „Wie lange wollt ihr Paraguayaner solche Tröpfe bleiben? Als ich noch dem katholischen Glauben anhing, dachte ich wie Du, jetzt aber erkenne ich, daß Kugeln die Heiligen sind, die unsre Gränzen am besten bewachen.“

„Wenn der Diktator mit einem seiner hypochondrischen Anfälle behaftet ist, so schließt er sich entweder mehrere Tage ein, ohne sich mit den Geschäften abzugeben, oder er ergießt seine böse Laune über Alles, was ihn umgibt; Civilbeamte, Offiziere, Soldaten werden dann von ihm ohne Unterschied mißhandelt. Er stößt Schmähreden und Drohungen gegen seine wahren oder eingebildeten Feinde aus. In solchen Augenblicken war es, wo er die meisten Verhaftungen und die härtesten Strafen verhängte; ein Todesurtheil auszusprechen, galt ihm dann für eine Kleinigkeit. Die Witterung scheint einen großen Einfluß auf seine Gemüthsstimmung zu haben; indem seine Anfälle am öftesten eintreten, wenn der Nordostwind herrscht. Dieser sehr feuchte, von drückender Hitze begleitete Wind führt plötzliche und täglich wiederkehrende Regengüsse herbei, und macht auf Personen, die an Verstopfung der Leber oder anderer Eingeweide des Unterleibes, in Verbindung mit großer Reizbarkeit der Nerven leiden, einen widrigen Eindruck. Beim Südwestwinde hingegen ist der Diktator gewöhnlich gut aufgelegt. Man hört ihn dann für sich allein singen und lachen, und er unterhält sich gern mit Denen, die ihn zu sprechen haben. So veränderlich auch seine Laune ist, so bleibt er sich doch in einer rühmlichen Eigenschaft gleich — nämlich in der Uneigennützigkeit. Er bezahlt Alles baar, was für ihn selbst bestimmt ist und zeigt sich eben so freigebig in seinen persönlichen Ausgaben, als er mit dem Staatsgute geizt. Sein Vermögen hat sich durch seine Erhebung um nichts vermehrt; er hat nie ein Geschenk angenommen, und seine Besoldung ist immer rückständig. Seine größten Feinde lassen ihm in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren. Bei mehreren Gelegenheiten hat er gleichfalls bewiesen, daß ihm das Gefühl der Dankbarkeit nicht fremd ist. Als er einst erfuhr, daß sich der Sohn eines Hauses von Cordova, in welchem er in seiner Jugend sehr gut aufgenommen worden war, zu Assumption im größten Elende befinde, ließ er ihn sogleich rufen, gab ihm einige hundert Franken, und ernannte ihn zu seinem Secretär. Zuweilen gedenkt er auch seiner alten Schulkameraden, und unterstützt sie, wenn sie Dessen bedürfen. Aber an keine empfangenen Wohlthaten erinnert er sich, er kennt weder Verwandte noch Klienten mehr; sobald er einen Eingriff in seine Gewalt oder Mangel an Ehrerbietung gegen seine Person zu sehen glaubt. Ihn nicht Excellentissimo Sennor *) betiteln, ist schon eine unerläßliche Sünde, obwohl er selbst, mit Ausnahme einiger Fremden Jedermann dutzt, eine Gewohnheit, die er nur allmählich und so wie sich seine Gewalt befestigte, angenommen hat. Mehrere Personen von seiner nächsten Umgebung, die sich auf einen zu vertrauten Fuß mit ihm setzen wollten, fielen in Ungnade und Andere wurden mit Ketten beladen, weil sie sich eine Gewalt angemaßt, die er ihnen nicht ertheilt hatte. Zwei seiner Neffen, die seit Anfang der Revolution als Offiziere in den Linientruppen dienten, waren die ersten, die er als Diktator entließ, einzig aus Furcht, daß sie ihr verwandtschaftliches Verhältniß mißbrauchen möchten. Auch bestrafte er sie für die geringsten Fehltritte weit strenger als jeden Andern. Der eine lag vier Jahre lang in Fesseln, weil er beim Tanze einen Menschen, von dem er gröblich beleidigt worden, geschlagen hatte, und der andere büßte den Einfall, einen Musikanten der Truppen zu einer Serenade zu gebrauchen, mit einjähriger Gefangenschaft. Seine Schwester endlich, die einzige Person, für die er dauernde Anhänglichkeit gezeigt hat, und die sein kleines Landgut besorgte, wurde von ihm weggeschickt, weil sie sich eines Zeladors bedient hatte, um eine Sklavin zu züchtigen.“

Bei dieser eifersüchtigen Handhabung seiner Gewalt stand nicht zu erwarten, daß der Diktator je einen Vertrauten haben sollte. Was er auch vornehmen mochte, so ist ihm nie beigefallen, irgend Jemand um Rath zu fragen, und Keiner mag sich rühmen, je den geringsten Einfluß auf ihn geübt zu haben.

Wenn wir die Laufbahn dieses wunderbaren Mannes überblicken, so können wir nicht unsere Bewunderung einer Seele versagen, deren unbeugsame Richtung nach einem Ziele hin, alle Hindernisse vor sich niederwarf. Francia bietet das seltene Beispiel eines Mannes, der mit unumschränkter Macht bekleidet, ohne den

*) Er würde keinen Brief annehmen, der nicht die Aufschrift führt: Al Excellentissimo Sennor, Don Gaspar Rodriguez de Francia, supremo dictator perpetuo de la republica del Paraguay.

geringsten Prunk, und als Gebieter über den ganzen Staatsschatz arm und mäßig lebt. Gewarnt durch die Anarchie der Nachbarstaaten, deren Ursache er sehr richtig in der Unreife ihrer politischen Erziehung erkannte, suchte er sein Vaterland durch eine vollkommene Abgeschlossenheit vor einem gleichen Schicksal zu bewahren. Mit diesem Ziel im Auge wählte er, gleich dem athenienfischen Gesetzgeber, Schrecken und Gewalt als Mittel, während er sich zum Zweck gemacht hatte, die Moral seines Volkes zu reformiren, alte Vorurtheile auszurotten, und seine Landsleute auf eine höhere Stufe der Civilisation zu führen. Nicht allzu vorschnell möge er verurtheilt werden. Man bedenke, daß er zwar den Handel nach Außen zerstörte, aber den Ackerbau beförderte, Straßen anlegte, die Hauptstadt neu erbaute, eine Armee schuf, die Indianer unterwarf, von Außen sich Achtung, im Innern Ruhe zu erhalten wußte. Durch seinen Despotismus hat er seine Mitbürger für die künftige Freiheit vorbereitet; indem er die Maxime seiner Vorgänger, der Jesuiten: „der Zweck heiligt die Mittel“ zum Grundsatze seiner Handlungsweise machte.

Sittenzüge aus der Pariser-Welt gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

(Aus dem Chronique de l' Oeil de Boeuf Tome II. *)

Es sey mir erlaubt, hier einige Züge zu dem Bilde zu liefern, welches Paris am Ende des Jahres 1690 darstellte. Die Schneider arbeiteten nur mit der Hand; der fast gänzlich unveränderte Schnitt der Kleider ließ die Einbildungskraft dieser Künstler in völliger Ruhe. Das Scharlachroth und die Federn sind Lakaien und Kutschern zu Theil werden; bald wird es mit dem Golde und Silber eben so seyn, denn die Vornehmen fangen schon an, darauf Verzicht zu leisten, es sey denn, daß die Kunst des Stickers den Werth des Goldes erhöhe. Im Allgemeinen gilt der Satz, daß die Vornehmen geneigt sind, auf den Luxus Verzicht zu leisten, wenn dieser sich über die niederen Stände ausbreitet; sie wollen mit dem Pöbel nichts gemein haben. Wenn Treffen dem gemeinen Haufen anheim fallen, so sind dagegen Bänder und Spitzen noch immer vom feinsten Geschmacke; die vornehmsten Herren und Damen sind damit bedeckt. Alle Welt trägt einen Degen, doch nicht mehr jenen kleinen leichten, welcher vor zehn Jahren unter den Schößen des Rockes fast verschwand, sondern ein langes, schweres Schlachtschwert. Vor einigen Jahren waren die Perücken blond, jetzt müssen sie braun seyn. Die Frauen, welche das andere Geschlecht als Muster der Unbeständigkeit und des Wechsels darstellen möchte, strafen jetzt eine solche Behauptung Lügen; sie tragen fortwährend ihr eigenes Haar, und ändern den Schnitt ihrer Kleider nur wenig. Wir bleiben doch wenigstens bei der Kleidung unsers Geschlechtes, die Männer aber überladen sich so sehr mit Bändern, Spitzen und Edelsteinen, daß ihr Anzug bald nicht mehr von dem der Frauen zu unterscheiden seyn wird, mit Ausnahme der Beinkleider, welche sie als Vorrecht ihres Geschlechtes schwerlich ablegen würden. Vor einigen Jahren trug man noch sehr kleine Uhren, jetzt muß man große, sehr große haben. Die Frauen befestigen sie an der linken Hüfte über ihren Kleidern. Diese Mode wird der Schönheit manches beschämende Geständniß ersparen; der Mund braucht nicht mehr das Schlagen der Schäferstunde zu verkünden, sondern es genügt, daß der Finger auf dem Zifferblatte dieselbe andeute. Die Männer, die Muster der feinen Sitten, kämmen sich auf öffentlicher Straße die Haare, und diese Kämme dienen ihnen zugleich dazu, an die Thüren anzupochen, wo sie Besuche machen wollen. Einer Frau, welche nicht einen kleinen Spiegel bei sich trägt, wird bloß deßhalb jeder gute Geschmack abgesprochen.

Kleine Hunde sind eine große Liebhaberei bei Hofe und in der Stadt. Eine Dame, welche nur etwas auf sich hält, muß wenigstens drei bis vier auf ihrer Toilette, in ihrer Kutsche, bei Tische, und selbst im Bette haben. Vorgestern machte ich einen Besuch bei Frau von Chaulnes; sie empfing mich im Bette. Ich sprach ganz ernsthaft mit ihr, da kam plötzlich am Fußende ein Hundekopf zum Vorschein, dann ein zweiter beim Kopfkissen, dann ein dritter, dann ein vierter. „Geht es bis zum Dutzend?“ fragte ich. „Nein,“ erwiederte Sie mir, „mein Gemahl will mir nur die Hälfte gestatten.“

Kaffee, Thee und Chokolade werden in allen vornehmen Häusern zum Frühstück gegeben, aber der Kaffee trägt über seine Nebenbuhler den Sieg davon. Die Liebhaber dieses Getränkes behaupten, es sey ein sicheres Mittel gegen Melancholie, Trübsinn und Schmerz. Eine Dame des Hofes empfing kürzlich die Nachricht, daß ihr Mann in Irland geblieben sey: „Ach ich Unglückliche!“ rief Sie aus; „man bringe mir schnell meinen Kaffee!“ Sie trank ihn, und — war getröstet. Ein schlagender Beweis, gegen den sich nichts einwenden läßt.

Die Großen, der Adel, der Bürgerstand, welcher demselben nachzuahmen liebt, und selbst die Krämer, bringen ihren Morgen in den Kirchen zu; Dieß ist in unserer Zeit die Nothwendigkeit des Ehrgeizes, der Politik, des Interesses. Was man in dem Tempel Gottes vernimmt, darum bekümmern sich die Leute nicht, die den Besuch desselben gebieten. Das Dekorum wird vorgeschoben, jederzeit das Dekorum; das Uebrige mag gehen, wie es will. Die Gebräuche liegen in Fesseln, aber das Gewissen hat einen weiten Spielraum; es handelt sich nur darum, zu *scheinen*, keineswegs aber zu *seyn*. Die Mehrzahl der Gläubigen begibt sich daher in die Kirchen dort zu plaudern, zu klatschen, zu medisiren, Liebschaften anzuspinnen, oder in obscönen Büchern zu lesen, statt wahrhaft fromm und gottesfürchtig zu seyn.

Das Rendez-vous à la mode ist die Messe von Saint-Germain, ein offener Markt alles Dessen, was den Launen, dem Luxus, der Verschwendung, schmeicheln kann. Möbel, Zeuge, Edelsteine, Weine, Liqueurre, Pastetenbäckereien und Confituren, — Alles findet sich hier vereinigt. Ganz Paris versammelt sich hier, weit mehr, um sich zu unterhalten, als um zu kaufen. Was hier noch am meisten erhandelt wird, sind die Gunstbezeugungen leichtfertiger Schönen, oder die Erstlinge solcher Tugenden, die noch nicht verkauft oder verschenkt wurden. Auch der Tummelplatz der Spitzbuben ist die Messe von Saint-Germain. Sonst pflegte auch der König die Messe zu besuchen, deren buntes Treiben ihm viel Unterhaltung gewährte. Seit seiner Vermählung mit der Frau von Maintenon ist er nicht wieder dort gewesen.

Colbert hat dem Könige bei seiner kürzlich erfolgten Rückkehr aus Lothringen Plane zur Verschönerung von Paris vorgelegt. In dieser Hinsicht kann sehr viel geschehen; es gibt nichts Finstreres, Schmutzigeres, und Ungesunderes, als diese Residenz in ihrem gegenwärtigen Zustande, und in keiner Stadt von dieser Größe kann ein solcher Mangel öffentlicher Gebäude herrschen. Gerade dem Schlosse der Tuilerien gegenüber trifft das Auge auf eine erbärmliche hölzerne Brücke; die Straßen sind eng, finster, winklig, und des Abends nur durch die Laternen in den Kaufläden erhellt. An den Ecken vieler Straßen erblickt man noch jene schweren eisernen Ketten, welche während der Ligue und Fronde zu den Barrikaden dienten, und ein trauriges Erinnerungszeichen an vergangenes Unglück sind, welches leicht wiederkehren könnte. Die Unreinigkeit auf den Straßen ist selbst im Sommer so groß, daß Männer nicht anders als in Stiefeln ausgehen können, und daß Frauen von Stande nicht hundert Schritte zu Fuß zu gehen vermöchten. Die Luft, welche man einathmet, ist fortwährend mit widerlichen Gerüchen geschwängert. Dieß Alles sind Uebelstände, die beseitigt zu werden verdienen, aber zuerst sollte man auf die Sicherheit der Einwohner bedacht seyn. Von acht Uhr des Abends an durchstreifen Räuber und Spitzbuben mit gänzlicher Ungestraftheit die Straßen der Stadt, reißen die Mäntel herunter, schneiden die Börsen ab, schlagen die Vorübergehenden, und ermorden sie, wenn sie Widerstand leisten. Oder die zügellose Jugend kömmt aus dem Weinhause oder aus noch schlimmern Häusern, und insultirt die Frauen, nachdem sie sie den Armen ihrer Führer entrissen hat, und oft empfängt der Mann seine eigene Gattin erst wieder zurück, wenn sie durch die Liebkosungen dieser jungen Wüstlinge befleckt ist, und er selbst von ihnen beim Versuche des Widerstandes mißhandelt wurde. Schon

*) Chronique pittoresque et critique de l' Oeil de Boeuf, des petits appartemens de la Cour et des Salons de Paris, sous Louis XIV, La Regence, Louis XV et Louis XVI par Madame la Comtesse Douairière de B. *** Paris 1831.

während die Bewohner noch außerhalb ihres Hauses weilen, begünstigt die Dunkelheit jede Art von Ausschweifung, aber den höchsten Gipfel erreicht die Unordnung, wenn die Nacht weiter vorgerückt ist; dann steigen die Spitzbuben in die Fenster, brechen die Kaufmannsgewölbe auf, sprengen die Schlösser und stehlen Alles, was ihnen unter die Hände kommt. Die Liebenden, eine kaum weniger gefährliche Gattung der Spitzbuben, klettern hier über die Mauern eines Klosters, dort mit Hülfe einer Strickleiter, welche die gefällige Schöne selbst herabgelassen hat, um den liebenden Dieb zu unterstützen, auf einen Balkon. Nicht weit davon entwaffnet ein Raufbold einen Mann, oder vertheidigt sich allein gegen drei bis vier Banditen. Während der ganzen Nacht hört man an allen Orten der Stadt das gellende Pfeifen der Räuber, das Degengeklirr, die Verwünschungen Betrunkener, das Gestöhne derer, welche man ermordet, und den Hülferuf der Angefallenen.

In Hinsicht der Verbindung mit außerhalb findet man fast kein Mittel zur Erleichterung derselben. Einige öffentliche Wagen, welche nach den vornehmsten Städten des Königreichs fahren, *) sind von unerträglicher Langsamkeit; sie bringen z. B. bis Rouen drei und bis Lyon zehn Tage unterweges zu. In den Gasthöfen findet man fast keine Bequemlichkeit, und will man nicht an Allem Noth leiden, so muß man Lebensmittel und Bett selbst mitbringen.

Selbst in der Hauptstadt findet man Glanz und Luxus nur unter dem Adel. Die Bürger sind schlecht, und nach dem Geschmacke des vorigen Jahrhunderts gekleidet. Jede Innung zeichnet sich noch durch einen besondern Anzug aus, und selbst die Kaufleute tragen auf ihren Komptoirs eine Art Jacken. Colbert sieht es ein, daß dergleichen Unterscheidungszeichen bei einer Nation nicht geduldet werden dürfen, welche man als stark zeigen will, und welche als einig erscheinen muß, um jene Größe erreichen zu können, welche der König seiner Regierung zu geben entschlossen ist. Der Hof glänzt in Gold und Edelsteinen; die Zahl der bürgerlichen Wagen, welche sich im Jahre 1568 nur auf 520 belief, übersteigt jetzt schon 2000. Wir haben Akademien, Schauspiele, Carrousels und wohlbezahlte Hoflobdichter; aber dieser Prunk ist nichts, als der äußere Schmuck des gesellschaftlichen Gebäudes. Die sichere Grundlage desselben ist der Wohlstand der arbeitenden und abgabentragenden Klassen. Hier ist noch Alles zu thun.

Vermischte Nachrichten.

Cobbet befindet sich gegenwärtig in Irland, wo allen Nachrichten zufolge die Verwirrung aufs Aeußerste gekommen ist. Bevor Cobbet dahin ging, schrieb er aus Preston an O'Connel einen Brief, worin er um sicheres Geleit bis nach Dublin bat. „Sir" — so lautete der Brief — „da ich der smaragdenen Insel so nahe bin, so fühle ich mich heftig getrieben, dahin zu gehen und zu Ihren Dublinern in Betreff der Armengesetze zu sprechen. Ich bitte Sie daher um die Güte, mir einen Geleitsbrief von Ihrer Hand unterzeichnet und mit Ihrem Siegel von Dunleary bis an die Corn Exchance in Dublin zuzufertigen. Ich glaube, wir stimmen in Allem überein; nur muß ich auch auf Strümpfe, Schuhe und Hemden, so wie auf Speckseite und Brod für Jene bestehen, die alle Lebensmittel erzeugen und alle Häuser und alle Kleider von Irland verfertigen. Ich habe lange daran gearbeitet, diesen großen Gegenstand durchzusetzen, und viele Jahre arbeitete ich allein. Ich habe nun viele gute Mitarbeiter gewonnen, allein wenn ich Sie gewinnen kann, so werden Sie mir mehr werth seyn, als alle Andern zusammen. Senden Sie mir den Geleitsbrief, und ich werde ihn als ein Unterpfand der Freundschaft und als eine gute Vorbedeutung unsres glücklichen Erfolgs betrachten." — Es ist nicht bekannt, ob der Geleitsbrief ausgestellt wurde.

*

Die italienischen Zeitungen berichten den Tod dreier Kardinäle, die in kurzer Zeit hinter einander verstorben sind. Der Kardinal Bonaventura Gazola, geboren zu Piacenza im Jahre 1744, zum Bisthum von Montefiascone befördert im Jahre 1820 und zum Kardinal 1824; starb am 29 Januar d. J. zu Montefiascone. — Der Kardinal Raphael Mazio, geboren zu Rom 1765, zum Kardinal ernannt 1830, gestorben zu Rom am 4 Februar. — Der Kardinal Cäsar Guerrieri Gonzaga, geboren zu Mantua 1749, Kardinal im Jahre 1819, gestorben zu Rom am 6 Februar.

*

Die in Paris anwesenden Litthauer haben unter dem Vorsitze des Grafen Cäsar Plater im verflossenen Monate Dezember eine „Société lithuano-russienne" gebildet, die sich vorzüglich damit beschäftigen wird, Alles, was auf die letzte litthanische Revolution Bezug hat, zu sammeln, und für die Geschichte aufzubewahren. Man sieht in Kurzem der Bekanntmachung ihrer gewiß sehr interessanten Arbeiten entgegen. In der Sitzung vom 12 Februar beging die Gesellschaft den Jahrestag der Geburt Kosciuszko's durch eine feierliche Sitzung, in der von allen anwesenden Litthauern und Russen durch Akklamation eine Adresse an den unerschütterlichen Freund der polnischen Sache, den General Lafayette, angenommen wurde. Herr Joachim Lelewel hielt hiebei eine Rede, worin er den Ruhm, den Kosciuszko, als Litthauer, und Pulaski, als Podolier, auf beiden Hemisphären errungen, in die Erinnerung der Versammlung zurückrief. Zugleich bemerkte er, daß Memoiren über den Krieg von 1794 von Kosciuszko's eigener Hand bestehen, in denen er, gestützt auf das von Nordamerika gegebene Beispiel, den Polen Rathschläge gibt, die ohne Zweifel mit der Zeit werden in Vollzug gesetzt werden. Herr Eustach Jamuszkiewicz las hierauf einen Bericht über die Expedition des Generals Samuel Rozyzki nach Litthauen und seine Vereinigung mit dem General Dembinski vor.

*

In England besteht ein Jokey-Klub, dem auch Leute von Rang angehören, und dessen Vorstände in Betreff der wegen Wetten bei den Pferderennen erhobenen Streitigkeiten schiedsrichterlich entscheiden. Dieses Jokey-Ehrengericht lebt während der Wettrennen mit der höchsten Aristokratie auf ganz vertrautem Fuße. Der Marquis von Blanford ..tte gegen einen Herrn Jadis 1000 Pf. gewonnen. Nun enthalten aber die Statuten des Vereins die Bestimmung, daß der Verlierende nicht seine Wette zu zahlen gehalten ist, wenn der Gewinnende selbst noch eine zu zahlen schuldig ist. Herr Jadis weigerte sich aus diesem Grunde, die an den Marquis verlorne zu zahlen, und dieser trug bei dem Jokey-Klub darauf an, Herrn Jadis aus der Gesellschaft auszuschließen. Dieser Antrag hatte von Seite des Herrn Jadis eine Ausforderung zur Folge, die jedoch der Marquis nicht annahm, sondern vor der Kingsbench klagbar machte. Dieser Gerichtshof hat die Parteien zu den Kosten verurtheilt und mit der Klage abgewiesen.

*

Ein Theehändler in London hat ein Patent auf die Bereitung eines Thees aus Blättern des Hagedorns erhalten, aus denen sich ein eben so wohlschmeckendes als gesundes Getränke bereiten lassen soll. Die Art und Weise, wie dabei zu Werke gegangen wird, ist folgende: Die Blätter des Hagedorns werden zwischen den Monaten April und September gesammelt; man sucht dann die besten aus und reibt sie sorgfältig ab; dann zieht man sie durchs Wasser und läßt sie trocknen. Während die Blätter noch etwas feucht sind, setzt man sie der Wirkung eines sehr starken Dampfes aus, bis die grünen olivenfarbig zu werden anfangen. Endlich bringt man sie über ein Kohlenfeuer und wendet sie fleißig um, worauf sie sich wie der grüne Thee aufbewahren lassen, den sie vollkommen ersetzen sollen.

*

Ein müßiger Engländer hat folgende Berechnung angestellt: ein ordentlicher Tabakschnupfer nimmt alle zehn Minuten eine Prise; jede Prise, mit den dazu gehörigen Umständlichkeiten genommen, erfordert anderthalb Minuten Zeit; anderthalb Minuten auf zehn in einem Tage, zu sechzehn Stunden angenommen, gerechnet, macht zwei Stunden und vierundzwanzig Minuten; also ein Zehntheil des gewöhnlichen Tages, und folglich einen Tag unter zehn. Angenommen nun, daß ein Mensch vierzig Jahre Tabak schnupft, so folgt, daß ein Tabakschnupfer während dieser Zeit vier Jahre bloß mit seiner Nase zu thun gehabt.

*

Der uns durch sein unglückliches Ende bekannt gewordene Dichter Escousse hat in einem Schreiben Alexander Dumas gebeten, eines seiner Schauspiele, „Faublas," zu vollenden und in die Scene zu setzen.

*) Die ersten öffentlichen Wagen gab es in Frankreich unter Karl IX.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 73. 13 März 1832.

Eine Nacht auf dem Niger.

(Aus Landers noch nicht im Druck erschienener Reise.)

Den ganzen Tag legten wir nirgends an, nicht einmal zur Essenszeit, sondern unsere Leute ließen das Boot den Strom hinunter gleiten, während sie ihre Mahlzeit einnahmen. Gegen fünf Uhr Nachmittags klagten Alle über Ermüdung, und wir sahen uns nach einem Landungsplatze um, um daselbst eine Weile auszurasten; allein wir konnten nirgends einen finden, da alle Dörfer, die wir von dies.. Stunde an erblickten, hinter großen tiefen Sümpfen oder seichten Morästen lagen, durch die zu kommen wir nach vielen und mühsamen Versuchen unmöglich fanden. Drei Stunden verschwendeten wir so einen Landungsplatz bei den Dörfern zu finden, die wir deutlich vor unsern Augen liegen sahen, ohne einen Weg durch die Sümpfe vor ihnen finden zu können. Endlich gezwungen, den Versuch aufzugeben, setzten wir unsre Fahrt auf dem Niger fort, wobei wir im Verlauf des Tages an mehrern schönen Inseln vorüber kamen, die alle angebaut und bewohnt, aber sehr flach und niedrig waren. Die Breite des Flusses schien beträchtlich zu wechseln; bald fanden wir sie zwei bis drei Meilen (engl.), bald doppelt so viel. Der Strom führte uns mit reißender Schnelligkeit dahin, und wir berechneten, daß wir drei oder vier Meilen in einer Stunde zurücklegten. Die Richtung des Stromes blieb fast gerade östlich. Der Tag war sehr heiß gewesen, und die Sonne senkte sich in erhabener Pracht, indem ihre letzten Strahlen die Luft bis zum Zenith empor mit den wunderbarsten Tinten färbten. Allein eben dieser prächtige Schimmer des Himmelsgewölbes drohte einen nahen Sturm; der Wind begann in den hohen Binsen zu rauschen, und Finsterniß deckte bald das Land wie mit einem Schleier. Dieß befeuerte noch mehr unsren Wunsch, irgendwo zu landen, gleichviel wo, und wir verlangten um jeden Preis nach einem Obdach, wenn nicht in einem Dorfe doch wenigstens unter einem Baume. Wir suchten daher den gesunkenen Muth unserer Leute wieder zu ermuntern, indem wir sie ermahnten, ihre Anstrengung zu verdoppeln, und ihnen hierin mit dem Beispiele vorangingen, so daß unser Boot schweigend und schnell den Strom hinabfuhr. Die hellen Blitze, die unaufhörlich auf dem Wasser sich widerspiegelten, machten es uns möglich, geradeaus zu steuern, jede Gefahr zu bemerken, und namentlich den vielen kleinen Eilanden auszuweichen, die über den Fluß ausgestreut sind, und unserer Fahrt sehr ernstliche Schwierigkeiten in den Weg gestellt haben würden. Obgleich wir nun in nur geringer Entfernung von uns mehrere Lichter in Hütten von sehr bequemem Aussehen erblickten, und deutlich die Stimme ihrer Bewohner unterscheiden konnten, gelang es uns, ungeachtet aller unserer Anstrengungen, wegen der Sümpfe und Moore dennoch nicht, sie zu erreichen, so daß wir uns zuletzt genöthigt sahen, mit Verzweiflung unser Vorhaben aufzugeben. Einige von diesen Lichtern leiteten eine Zeit lang unsre Fahrt, verschwanden aber dann auf ein Mal aus unserm Gesichte gleich Irrwischen, während andere, wir konnten nicht unterscheiden wie, umherzuhüpfen begannen. Was uns aber mehr als Alles ermüdete, war ein in den Niger einmündendes Gewässer, gegen dessen reißende Strömung wir länger als eine volle Stunde gekämpft und gerudert hatten, in der Meinung, daß dieser kleine ungewöhnlich reißende Fluß an einem Dorfe vorbei fließe, das wir zu bemerken geglaubt hatten. Plötzlich aber schienen Dorf und Lichter in den Boden zu sinken, die Stimmen der Menschen waren nicht mehr zu hören, und gerade in dem Augenblicke, wo wir dem Ort am nächsten zu seyn vermeinten, strengten wir vergebens unsere Augen an, eine Spur von ihm zu entdecken — Alles war und blieb finster, schauerlich einsam, und still. Alles kam uns wie eine Bezauberung vor; es war uns wie Einem, der im Traume beide Fäuste voll Geld zu haben wähnt, und mit leerer Hand erwacht. So waren wir nicht weniger als dreißig Meilen das Ufer entlang gekommen, indem wir jeden Zoll daran aufmerksam untersuchten; allein nicht eine Hand breit trockenes Land konnten wir entdecken, das fest genug gewesen wäre, uns zu tragen. Mit Resignation ergaben wir uns endlich in unser Schicksal, und nachdem wir uns ein wenig mit kaltem Reiß und Honig erfrischt hatten, wozu wir Wasser aus dem Flusse tranken, überließen wir das Boot der Strömung des Flusses, denn unsre Leute waren durch die Mühseligkeiten des Tages so ermüdet, daß sie unmöglich mehr arbeiten konnten. Allein nun bedrohte uns eine neue Gefahr, an die wir am wenigsten gedacht hatten. Eine unglaubliche Anzahl Flußpferde tauchte ganz nahe an uns auf, und pluderte, schnaubte und tauchte mit großem Geräusche rings um unser Boot her unter, und setzte uns so in augenscheinliche Gefahr. Da wir sie durch Schüsse verscheuchen zu können glaubten, so feuerten wir einige Mal unsre Gewehre ab; allein der Schall davon rief nur noch mehr solche Ungeheuer aus der Tiefe des Wassers und den Sümpfen herbei; so

daß wir am Ende fast ganz von ihnen eingeschlossen waren. Unsre Leute, die sich niemals noch in ihrem Leben auf einem Boote in solcher Nähe mit diesen gewaltigen und furchtbaren Thieren befunden hatten, zitterten vor Angst und Schrecken und weinten laut; da ihre Furcht nicht wenig vermehrt wurde durch die entsetzlichen Donnerschläge, die über ihren Häuptern sich entluden, so wie durch die gräßliche Finsterniß, die nur auf Augenblicke von Blitzstrahlen erleuchtet wurde, die wahrhaft schauderhaft zu nennen waren. Die armen Bursche sagten uns, daß diese fürchterlichen Thiere häufig Boote im Flusse umgestürzt, wo dann Jedermann verloren ist. Inzwischen kamen uns die Flußpferde so nahe, daß wir sie mit dem Ende unseres Flintenlaufes berühren konnten. Bemerken muß ich noch, daß als ich das erste Mal Feuer gab, Alle aus dem Wasser emportauchten, und uns so eilig verfolgten, daß wir ihnen kaum einen Vorsprung abgewinnen konnten. Auf einen zweiten Schuß erfolgte ein Gebrülle, und es schien, daß wir uns weiter von ihnen entfernten. Es befanden sich unter unsern Leuten zwei Bornu-Neger, die weniger erschrocken waren als die übrigen, da sie dergleichen Unthiere schon im See Tschad gesehen hatten, wo es ihrer Aussage nach eine Menge derselben geben sollte. Indeß fügten uns die furchtbaren Hippopotamus kein Leid zu; es schien, daß sie nur zum Vergnügen im Flusse sich umhertrieben, und daß wir durch unsere Dazwischenkunft ihr Spiel unterbrochen hatten. Bald darauf erblickten wir auf der nördlichen Seite des Flusses eine Sandbank, und ich schlug vor, hier die Nacht vollends zu bleiben. Allein kein Einziger von der Bootsmannschaft wollte hiezu seine Einwilligung geben, indem sie sagten, wenn sie den Gewo Rua — Wasserelephanten — entkämen, so würden sie hier unfehlbar den Krokodilen in den Rachen laufen; auch glaube ich wirklich, daß wir gleich dem Cumbrievolke auf den Inseln nahe Yauri, noch vor Tagesanbruch, insgesammt fortgeschleppt worden wären, wenn wir den Versuch gemacht hätten. Unser Kanoe war bloß groß genug, um uns zu tragen, so lange wir aufrecht saßen, wir konnten uns also nicht niederlegen. Hätten wir zu Rabba dreißigtausend Porzellanschnecken aufzählen können, so würden wir ein Fahrzeug gekauft haben, worin wir ganz hätten leben können, ohne ans Land gehen zu müssen, als um Lebensmittel einzunehmen. In einem solchen Schiffe hätten wir dann nach jeder Tagreise furchtlos Anker werfen und übernachten können. Da wir unsere Leute zum Landen nicht bewegen konnten, so beschlossen wir, unsere Reise die ganze Nacht fortzusetzen. Der östliche Horizont wurde immer finsterer, und die Blitze zuckten in immer hellerem Glanze auf; ich erinnere mich nicht, in meinem Leben flammendere Blitze gesehen zu haben; Alles dieß verkündigte den immer näher heranziehenden Sturm. Gegen eif Uhr vor Mitternacht blies er etwas stärker als eine Kühlte und gegen Mitternacht wüthete er mit aller Kraft. Der Wind war so heftig, daß er mehrmals die Seiten des Bootes bis zum Rand ins Wasser stieß, so daß es große Gefahr lief, sich zu füllen. Vom Sturm gepeitscht war das leichte gebrechliche Fahrzeug nicht zu lenken: endlich gelangten wir in die Nähe einer Sandbank die uns einiger Maßen deckte, und zum Glück wurden wir an einem Dornbaum, der fast in der Mitte des Stromes emporgewachsen war, hingetrieben, an welchem wir anlegen konnten. Nachdem wir unser Boot an seine Zweige angebunden hatten, wickelten wir uns in unsere Röcke, und da wir todt müde waren, so hingen wir unsere Beine zur Hälfte über die eine Seitenwand des Kanoes hinaus, und mit dem Rücken an die andere gelehnt, versuchten wir es zu schlafen. Es scheint mir, daß die Ungewitter eine, besonders den Schlaf befördernde Eigenschaft besitzen, wenigstens kam es so meinem Bruder vor; denn ungeachtet der Donner unausgesetzt brüllte, der Wind stürmte, der Regen uns ins Gesicht schlug, und unser Boot wie eine Wiege hin und her schaukelte, schlief er dennoch steinfest. Der Wind fuhr bis Mitternacht fort, heftig von Osten her zu wehen; dann fing er an, etwas nachzulassen. Nun fiel der Regen in Strömen, und Donnerschläge und Blitze von der furchtbarsten Art begleiteten ihn. Wir lagen in unserm Kanoe im Wasser schwimmend, und zwei Männer waren in Einem fort beschäftigt, es auszuschöpfen, um das Boot nicht untersinken zu lassen. Die Wasser-Elephanten, wie die Eingebornen die Flußpferde nennen, schnaubten und toseten häufig neben uns, zum Glück aber stieß keiner an unser Fahrzeug. Der Sturm währte fort bis Morgens drei Uhr, wo der Himmel sich aufzuheitern begann, und wir die Sterne ob unsern Häuptern, gleich Edelsteinen, funkeln sahen. Da es nun hell genug geworden war, so begannen wir unsere Fahrt flußabwärts fortzusetzen, und zwei Stunden später landeten wir zu unserer größten Freude an einem kleinen Fischerdorfe, Namens Dacannie. Bevor wir dahin gelangten, waren wir an einer Menge größerer und kleinerer Ortschaften vorübergekommen; allein da es noch sehr früh am Tage, und keiner ihrer Bewohner vor den Hütten zu sehen war, so hielten wir es für unklug, bei einer derselben anzulegen; denn wären wir früher ans Land gegangen, so konnten uns die erschrockenen Bewohner leicht für eine Räuberschaar — oder wie man sie dort zu Lande nennt „Jacallis" — halten, wo sie dann ohne Zweifel zu den Waffen gegriffen, und wir das Leben eingebüßt haben würden. Um unserer Sicherheit willen also fuhren wir den Strom immer abwärts, obgleich wir große Sehnsucht hatten, zu landen. Im Verlaufe des Tages und der Nacht mochten wir, unserm Anschlag nach, wohl an hundert (engl.) Meilen zurückgelegt haben. Unsere Fahrt ging fast ganz östlich. Der Niger bot an vielen Orten und auf weite Strecken hin einen prachtvollen Anblick und maß, wie wir glauben, beinahe acht Meilen in der Breite.

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Drei Völker haben sich in die Herrschaft über das nördliche Amerika getheilt; Frankreich hat Theil an den wissenschaftlichen Forschungen, nicht aber am Raub genommen; England hat seine nominelle Macht bis zum Polarmeere und seine Faktoreien bis zum Felsengebirg ausgedehnt; die Amerikaner, die sich in dem großen Gebiet von Oregan festgesetzt haben, und Herren der Küsten zwischen dem 42° und 51° der Breite sind, fordern ihre Mitbürger auf die Wüsten urbar zu machen, die sie trennen; die Russen endlich, Besitzer der Küsten des Behringmeers, haben bereits den Cook-River, die Bai von Yacutal und die Inseln Unalaschka, St. Georg, St. Paul, Kodiak und Sitka kolonisirt. Ihre Seefahrer Lissanskoy,

Golownin, Etolin, Krenitzin, Hagemeister, Chramtschenko, Ustiagoff und Stanikowitsch haben die Hydrographie jener Gegenden vervollkommnet, in deren Innerem der Forschung noch ein weites Feld übrig ist. Diesen Namen muß man noch Kotzebue und Wassilief beigesellen, die durch die Behringstraße den nördlichen Durchgang versuchten. Der erstere entdeckte eine große Bai, der zweite die Insel Nuniwak und drang noch 19 Meilen über dieses Eiskap hinaus. War er auch glücklicher als Cook, so wurde er dagegen wieder von Beechey's Corvette und Schaluppe übertroffen, deren Nähe Franklin unglücklicherweise bezweifelte. Die schöne Unternehmung Rurichs kann nicht erwähnt werden, ohne des Grafen Romanzoff, der die Ausrüstung unternahm, des ersten Privatmanns, der durch eine Entdeckungsreise zur See mit Königen wetteiferte, ehrend zu gedenken.

Man hatte die Niederlassungen von Louisiana und Canada vernachlässiget, um eine bedeutende Strecke nach dem Innern von Amerika vorzudringen; da aber die nördlichen Theile dieses Kontinents nur aus den Berichten indianischer Landstreicher bekannt waren, die von einem Fluß erzählten, der in der Nähe reicher Kupferminen ströme, so gab dieß Veranlassung zu der Reise Hearne's, der im Jahre 1770 das Land nördlich von der Hudsonsbai erforschte, den erwähnten Fluß besuchte, und der erste Europäer war, der das amerikanische Eismeer sah. Zwanzig Jahre waren verflossen, als Mackenzie vom Fort Chipiuvan, am See der Gebirge aus, die Straße Hearne's westlich verfolgte und die Ufer der Mündung des Flusses erreichte, der seinen Namen trägt. Später gelangte er auch an die Küsten des großen Oceans und fuhr, nachdem er die Gebirgsfelsen überstiegen hatte, den Salmfluß hinab bis zu den später von Vancouver aufgenommenen Küsten, wo der Name Cooks noch im Gedächtniß der Eingebornen lebte. Der erste Bewohner der alten Welt, durchkreuzte er unter diesen hohen Breiten das nördliche Amerika von einem Meere zum andern; den gefahrvollen Weg Alvar Nunez Cabeza-de-Vaca's vom Gestade von Florida bis zum Meer des Cortes nicht zu vergessen. Die gewagten und interessanten Reisen Hearne's und Mackenzie's verbreiteten viel Licht über die Natur dieser kalten, feuchten, von Flüssen, Seen und Morästen durchschnittenen Gegenden, die wir durch Franklin, Robertson, Long, Keating u. a. noch mehr kennen lernten.

Zu bedauern ist, daß Herr von Chateaubriand seinen großen Plan die nordwestliche Durchfahrt zu Lande und auf eigene Kosten zu suchen, nicht ausführen konnte. Er wollte an den Küsten des stillen Oceans landen, sie in der Richtung nach Norden verfolgen, und dann von Westen nach Osten an den Gestaden der nördlichen Meere hingehen. Hätte er diesen gigantischen Entwurf ausgeführt, so würde er der größte Reisende seiner Zeit geworden seyn, wie er einer ihrer größten Schriftsteller ist.

Ohne so weit nach dem Norden vordringen zu dürfen, boten mehrere schiffbare Flüsse einen bequemeren Entdeckungsweg durch den Continent. Lewis und Clarke benutzten ihn im Jahre 1804 und kamen, indem sie dem Lauf des Missouri, Jefferson, Koudkoudki, Lewis und des Colombia folgten, an das Gestade des großen Oceans, wo damals das Fort Clatsop stand. Im folgenden Jahre reiste Pursley von Kentucky ab, und war der erste, der auf diesem Weg nach Neu-Mexiko kam; Pike durchwanderte das westliche Louisiana und folgte den Ufern des Kansas, Arkansas und des rothen Flusses.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einschiffung Don Pedro's in Belle Isle.

(Aus einem Schreiben von Bord der „Reynha de Portugal" im engl. Courier.)

Es war am Morgen des zweiten Februars, wo die vor Belle Isle, im Meerbusen von Morbihan, vor Anker liegende Flotte Don Pedro's mit gespannter Erwartung der Ankunft des Kaisers entgegensah. Auch der Brigg „William" harrte man, die eine bedeutende Verstärkung der Landtruppen unter Kapitän Staunton von England bringen sollte. Schon früh am Morgen erblickte man auch den William, von dem prächtigen Schooner „Terceira" begleitet, am äußersten Ende der Bai und gleich darauf auch das Dampfboot „Superb," das den Kaiser und sein Gefolge an Bord hatte. Das Dampfboot lief, von dem Kanonendonner aller Schiffe begrüßt, in der Bucht ein, während das Freudengeschrei der Matrosen über die Gewässer hintönte. Das Gefolge des Kaisers bestand aus mehr als sechszig Personen von höchstem Range, darunter befanden sich die Marquise von Loulé, Palmella, Fontiere, Nilo Bunyesta, Calharis, Villa Real, Paraty, Alva, Tappa, der Baron Renduff, die Generale Arerabe, Wasconcellos, Pizarro, Xavier, Don Tomaz de Mascarenhos, Jotz Mascarenhos, Manuel Gonsalvos di Miranda, Jose de Siva Carvalho u. a. m. Auch ein Enkel Lafayette's, der junge de Lasteyrie, hat sich dem Kreuzzuge gegen „das Ungeheuer von Portugal" angeschlossen. Die Bemannung der Schiffe besteht in 1400 englischen Matrosen, die Landtruppen, gleichfalls Engländer, in 600 meist alten Soldaten. Letztere stehen unter dem Befehl des Kapitän Hodges, der den Rang eines Obristen hat; die Flotte wird von dem englischen Admiral Sartorius kommandirt, der in der englischen Marine einen ausgezeichneten Namen, und sich durch mehrfältige Stationirung im Tajo eine genaue Lokalkenntniß erworben hat. Die Expedition wird noch durch 400 englische Soldaten und durch ein Bataillon von 450 Portugiesen in Terceira verstärkt werden, und wahrscheinlich ihr noch gegen 1000 Polen und Franzosen folgen.

Am darauffolgenden Sonntage war schon in früher Tageszeit feierlicher Gottesdienst auf dem Admiralschiffe die „Reynha de Portugal", und bald darauf erhielten alle Offiziere des Geschwaders Befehl, an Bord desselben zu erscheinen und der Königin Donna Maria den Eid zu schwören. Der Herzog von Braganza, von seinem ganzen Gefolge umgeben, befand sich hier in einer prächtigen Uniform mit allen Orden Portugals angethan, und mit entblößtem Haupt auf dem Verdecke. Die Schiffsoffiziere nahmen ihre Stelle am Steuerbord (rechte Seite des Schiffes), die Offiziere der Landtruppen am Backbord, hinter ihnen waren die Seesoldaten mit präsentirtem Gewehr aufgestellt. Die „Reynha" war voll von dem braven britischen Seevolk, das heute in seinen blauen Jacken und Jerseyer Hemden und Beinkleidern erschien, die es erst kürzlich im Dienste Don Pedro's gefaßt hatte. Der Admiral begab sich ans Gangspiel, wo der Kaiser stand, nahm hier das Evangelienbuch und leistete den Eid, über den er vorher mit seinen Offizieren sich verständigt hatte, mit den Worten: „Ich schwöre Treue und Gehorsam der allergetreuesten Majestät Donna Maria II., der Regentschaft, die in ihrem Namen regiert, der constitutionellen von Sr. kaiserlichen Majestät Don Pedro verliehenen Charte, so lange ich im Dienst Ihrer allergetreuesten Majestät seyn werde, unter der Bedingung, auf diesen Eid hin nicht zu Diensten gegen die Interessen meines Vaterlandes verbindlich zu seyn." Diesen Eid ließ hierauf der Admiral auch alle andern Offiziere ablegen, und diese imposante Feierlichkeit wurde unter dem Donner von 21 Kanonenschüssen beschlossen. Hierauf begab sich Don Pedro, begleitet von dem Admiral, dem Kapitän der Fregatte, den Offizieren und den portugiesischen Granden, in die Kajüte, wo der Admiral im Namen aller andern Offiziere den Kaiser nochmals ihres strengsten Gehorsams im Dienste Ihrer allergetreuesten Majestät versicherte. An demselben Tage noch erschien ein Tagsbefehl, worin Don Pedro seine große Zufriedenheit mit dem Benehmen der brittischen Seeleute zu erkennen gab, und ihren Monatssold von 55 Schilling noch um 5 Schilling erhöhte, so lange die Flagge der Königin auf ihren Schiffen aufgehißt seyn würde. „Der Admiral, heißt

es in diesem Tagsbefehl, fordert seine Schiffskameraden auf, ihn in seinen Bemühungen mit Herz und Hand bei einer Sache zu unterstützen, die nächst der ihres Königs und Vaterlandes, die edelste ist, die ein Engländer vertheidigen kann — einer Sache, die in der löblichen Absicht unternommen wurde, eine erlauchte Prinzessin auf ihren Thron zu setzen, die Kerker zu öffnen, wo so viele Tausende schmachten, deren einziges Verbrechen ihre Pflicht und ihr Eid war, und Portugal seine constitutionelle Freiheit zurückzugeben, durch die England so mächtig zur See und eine der ersten Nationen der Welt geworden sey."

Der Ohio sonst und jetzt.

(Aus Audubon's Esqu. ornithological biography.)

Es war im Oktober, als ich mich in einem Boote, mit zwei Negern bemannt, von dem Dorfe Shippingport aus, auf dem Ohio einschiffte. Die Ufer des Ohio, dieses Königs der Flüsse, waren schon in herbstliche Tinten getaucht; fast von allen Bäumen hingen lange Festons mit den verschiedenartigsten Trauben herab; andere waren mit Früchten beladen, deren glänzender Karmin mit dem schon vorherrschenden Gelb der Blätter, zwischen dem die noch wenigen grünen hie und da hervorblickten, herrlich sich mischte, und von der Spiegelfläche des Stromes strahlte eine Farbenpracht wieder, die kein Landschaftsmaler darstellen, kein Dichter beschreiben kann. Die Tage waren noch warm, die Sonne hatte jene goldglühende Farbe angenommen, die zu dieser Jahreszeit das eigene Phänomen hervorbringt, das hier der „indianische Sommer" genannt wird, und der Mond hatte kaum die Hälfte seiner Scheibe gefüllt. Wir glitten den Fluß hinab, auf dem keine andern Wellen zu bemerken waren, als die der Schlag unsrer Ruder hervorbrachte: wir standen versunken in dem Anblicke der wilden, großartigen Scenerie, die uns umgab. Hie und da erschien ein großer Katzfisch auf der Oberfläche des Wassers, der einen Rudel kleiner Fische verfolgte, die, zugleich emportauchend, gleich silbernen Pfeilen dahinschossen und von ihrem Verfolger erhascht wurden, der nun mit einem Schlage seines Schweifes unsern Blicken entschwand. Andere Fische machten ein dumpfes Geräusch unter unserm Boote; Dieß rührte, wie wir fanden, von dem weißen Bars her; denn als wir unser Netz ausgeworfen und mehrere Fische dieser Gattung gefangen hatten, war einige Zeit Ruhe.

Die Natur scheint bei ihren Einrichtungen diesen Theil des Landes mit besonderer Vorliebe bedacht zu haben; man mag den Ohio auf- oder abwärts befahren, so sieht man fast längs der ganzen Ausdehnung des Flusses die eine Uferseite abwechselnd von hohen Hügeln und einer wellenförmigen Oberfläche, und die andere, so weit das Auge reicht, von ausgebreiteten Ebenen des herrlichsten Alluvial-Landes begränzt. Inseln von verschiedener Größe und Gestalt entsteigen dem Schoße des Wassers, und die Krümmungen des Stroms führen oft an Stellen, wo man nicht auf einem Flusse von bedeutender Länge, sondern auf einem See von mäßiger Größe sich zu befinden glaubt. Einige dieser Inseln sind von bedeutender Größe; andere hingegen so klein und unbedeutend, daß sie nur um des Kontrastes willen und um das Interessante der Scenerie zu erhöhen, da zu seyn scheinen. Diese kleinen Inseln werden bei Ueberschwemmungen oft unter Wasser gesetzt, wo dann häufig ungeheure Massen von Treibholz auf ihrer Oberfläche zurückbleiben. Wir dachten mit Bedauern an die Veränderungen, die diese herrlichen Ufer wohl bald durch die Kultur erleiden würden.

Als die Nacht einbrach und wir an den breiten Stellen des Flusses die jenseitigen Ufer nicht mehr unterscheiden konnten, wurden wir sehr bewegt und dachten der Zukunft. Das Klingen der Glöckchen verkündete uns, daß die Heerden von Thal zu Thal zogen, um ihr Futter zu suchen, oder nach der fernen Heimath zurückzukehren. Das Geschrei der großen Eule, das dumpfe Rauschen ihres Flügelschlags, als sie gemächlich über den Strom flog, so wie die Töne des Horns unsers Bootsmanns, die das Echo immer leiser und leiser zurückgab: alles Dieß war von einer magischen Wirkung. Als der Tag anbrach, begannen die Sänger des Waldes ihr Lied, dessen widerhallende Töne das lauschende Ohr immer sanfter und sanfter berührten: hie und da stieß das Auge auf die einsame Hütte eines Ansiedlers, die das Beginnen der Civilisation bezeichnete. Ein Hirsch, der durch den Strom schwamm, war ein Anzeichen, daß diese Hügel bald mit Schnee bedeckt seyn würden. Wir überholten mehrere langsam fahrende flache Boote; einige waren mit Produkten jener Gegenden beladen, die von den kleinen Flüssen, die in den Ohio sich ergießen, bewässert werden; andere kleinere waren mit Auswanderern verschiedener Gegenden angefüllt, die eine andere Heimath suchten. Die Ufer waren in dieser Jahreszeit mit Wild bedeckt; ein wildes türkisches Huhn, ein Haselhuhn oder eine blaugeflügelte Ente konnte man sich jeden Augenblick verschaffen, und so landeten wir, so oft es uns beliebte, machten Feuer auf und hielten, da wir mit dem nöthigen Geräthe versehen waren, oft eine gute Mahlzeit. So vergingen mehrere glückliche Tage und wir näherten uns der Heimath, als wir eines Abends nicht weit vom Pigeon Creek (einem kleinen Strome aus dem Staate Indiana, der in den Ohio fällt) ein lautes und seltsames Geschrei hörten, das dem Kriegsgeschreie der Indianer so sehr glich, daß wir unsre Ruder in Bewegung setzten, um so schnell und still als möglich nach dem entgegengesetzten Ufer zu kommen. Das Geschrei wurde stärker, wir glaubten sogar den Ruf: „Mörder!" zu unterscheiden, und da wir wußten, daß mehrere Plünderungen durch Partelen mißvergnügter Eingeborner im Lande verübt worden waren, so fühlten wir uns eine Zeit lang nicht in der behaglichsten Stimmung. Wir wurden jedoch bald beruhigt, da wir gewahrten, daß jenes sonderbare Geschrei von einer Anzahl enthusiastischer Methodisten herrührte, die deßhalb so weit von der Straße abgegangen waren, um hier eine ihrer jährlichen Zusammenkünfte unter freiem Himmel im Schatten eines Buchenwaldes zu halten. Ohne weitere Unterbrechung erreichten wir nun Henderson, das zu Wasser ungefähr zweihundert Meilen von Shippingport entfernt ist.

Wenn ich an jene Zeiten zurückdenke, und mich des großartigen, herrlichen Anblickes erinnere, den diese damals größtentheils unbewohnten Ufer boten, wenn ich jener dichtbelaubten hohen Waldgipfel gedenke, die, unberührt von der Art des Ansiedlers, längs den Hügeln sich ausbreiteten und über den Rand des Flusses hereinhingen; wenn ich daran denke, wie theuer die Sicherheit der Schifffahrt auf diesem Strome mit dem Blute so vieler braven Virginier erkauft wurde; wenn ich jetzt keine Urbewohner des Landes mehr hier sehe und denke, daß jene Heerden von Elenthieren, Hirschen und Büffeln, die einst auf diesen Hügeln und in diesen Thälern weideten, deren verschiedene Salzquellen sie in großen Zügen besuchten, nicht mehr existiren; daß dieser große Theil der Union statt im Naturzustande sich zu befinden, jetzt mehr oder weniger mit Dörfern, Meiereien und Städten bedeckt ist, wo man das Geräusch der Hämmer und Maschinen hört; wenn ich sehe, wie die Wälder durch die Art bei Tag und durch Feuer bei Nacht fast gänzlich verschwunden sind; wie Hunderte von Dampfbooten den majestätischen Fluß auf- und abfahren; wie Handel und Wohlstand sich überall verbreiten; wenn ich die Ueberzahl der europäischen Bevölkerung bei Ausrottung der Wälder Hand anlegen und in diesen dunkeln Verstecken Civilisation aufblühen sehe; wenn ich endlich daran denke, daß diese außerordentlichen Veränderungen in dem kurzen Zeitraume von zwanzig Jahren statt hatten, so kann ich mich kaum überzeugen, ob Das, was ich sehe, Traum oder Wirklichkeit ist.

Die Kolonie von Neu-Süd-Wales.

Der Zustand der Kolonie Neu-Süd-Wales wird als sehr blühend geschildert. Die Bevölkerung belief sich im Jahre 1829 auf 46,598 Seelen, von denen 37,611 zum männlichen und 8987 zum weiblichen Geschlechte gehörten. Diese Zahl vertheilte sich in 4675 eingewanderte Freie, 8727 eingeborne Freie, 6644 freigelassene, 806 begnadigte und 15,665 verurtheilte Verbrecher; von diesen waren 25,248 Protestanten, 11,256 Katholiken, 95 Juden und 19 Heiden. — Der Viehstand der Kolonie belief sich im Jahre 1819 auf 5572 Pferde, 42,789 Stück Hornvieh, 75,369 Schafe, und im Jahre 1828 auf 12,479 Pferde, 265,868 Stück Hornvieh und 536,391 Schafe. — Im Jahre 1819 gab es 557,114 Morgen in Besitz genommenes Land, von dem 47,975 Morgen angebaut waren; im Jahre 1829 zählte man schon 2,906,346 Morgen Grundeigenthum, wovon 71,525 Morgen angebaut waren. — Die Kolonie am Schwanenflusse, die im Jahre 1829 gegründet wurde, zählte im Jahre 1830 bereits 1290 Einwohner, 201 Stück Hornvieh, 1099 Schafe, 106 Schweine und 50 Pferde. Den Ansiedlern waren 525,000 Morgen Landes abgetreten worden, und die Zahl der Schiffe, welche die Kolonie vom 1 Junius 1829 bis zum 20 Januar 1830 besuchten, belief sich auf 25.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 74. 14 März 1832.

Die Mohammedaner in Indien. *)

Der Charakter der indischen Muselmänner trägt so viele, ihm durch die Verpflanzung in ein anderes Land mitgetheilte Eigenthümlichkeiten, daß man fast versucht wird, sie für ein von ihren, Europa näher wohnenden Stammverwandten gänzlich verschiedenes Volk zu halten. Der Pomp des hindusischen Gottesdienstes mußte auf ihre Einbildungskraft, die ihrem asiatischen Temperament gemäß ohnehin zum Wilden und Ausschweifenden sich neigte, den lebhaftesten Eindruck machen, und so sehen wir nach Verlauf weniger Jahrhunderte die sonst so ernsten und in sich gekehrten Fremdlinge mit den Eingebornen des Landes in den tollsten Mummereien wetteifern. Sogar religiöse Toleranz, die ein wesentlicher Punkt im brahminischen sowohl als im buddhistischen System ist, fand nach und nach bei den strenggläubigen Mohammedanern Eingang, und mehr als Ein Reisender berichtet, daß die Nachfolger des Propheten sich jetzt häufig, ohne Furcht vor ewiger Verdammniß, den götzendienstlichen Prozessionen der Hindus anschließen. Das Werk, aus dem wir hier unsern Lesern Einiges mittheilen, gewinnt dadurch noch an Interesse, daß es die Frau eines indischen Moslem zur Verfasserin hat, die vermöge ihrer Stellung, besonders was das häusliche Leben der Frauen betrifft, weit genügendere Aufschlüsse zu geben vermochte, als je ein Reisender sich zu verschaffen im Stande war, da ungeachtet der Veränderung, die durch Zeit und Berührung mit Fremden, in den Sitten und Gewohnheiten der Männer hervorgebracht wurde, rücksichtlich der Frauen noch immer dieselbe Abgeschlossenheit besteht, durch die unsre Neugierde so oft erregt wurde. Die Verfasserin ist eine mit Mier Hassan Ali verheirathete Engländerin, dem sie nach Ostindien folgte, wo sie zwölf Jahre lebte, und nun von dort nach England zurückgekehrt, eine Schilderung von den Landsleuten ihres Mannes entworfen hat.

Frau Hassan Ali gehört nicht zu den sogenannten gelehrten Weibern oder „Blaustrümpfen" (blue stockings), wie die Engländer diese so sehr oft und nicht mit Unrecht verschrienen Wesen nennen. Sie brachte nach Indien keine Kenntniß Dessen mit, was in Europa über die Moslemin in Indien geschrieben worden war, und gab sich daher auch nicht damit ab, Irrthümer, die hierüber bestehen mochten, zu widerlegen; auch dachte sie oft nicht daran, das Licht ihrer Erfahrung auf Gegenstände fallen zu lassen, die ihren Augen wohl deutlich, andern aber noch dunkel seyn müssen. Sie beschrieb was sie sah, und wiederholte was sie hörte, und lieferte so freilich keine umständliche und gründliche Beschreibung des Volkes, aber doch ein reiches Gemälde von Sitten und Gebräuchen, die dem künftigen Verfasser einer Geschichte von Indien als erwünschte Materialien dienen werden. Auch nicht ohne besondere Vorliebe schrieb sie. In ihren Augen sind die Landsleute ihres Gemahls die am mindesten unvollkommenen menschlichen Geschöpfe. Die Sekte der Schiiten ist um Vieles besser, als die der Sunniten, weil ihr Mann, ein vornehmer Linguist, als „Seied" oder Mier ein Abkömmling von Ali selbst ist. Obgleich selbst Christin scheint ihr die Religion ihres Gatten, selbst rücksichtlich der Glaubensartikel, nahe mit dem Christenthum verwandt, so daß man gar leicht beide mit einander verschmelzen könnte — eine tolerante Ansicht, in der jedoch mehr Liebe und Gewohnheit sich auszusprechen scheinen. Diese Andeutung vorausgeschickt, betreten wir an der Hand der Verfasserin vorerst den Zinanah oder das Mahul-Gebäude, wo die muselmännischen Frauen im strengsten Gewahrsam gefangen gehalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Observations on the Mussulmauns of India; Descriptive of their manners, customs and habits. By Mrs. Meer Hassan Ali. 2 Vols. 8. London 1832. Parbury.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

6. Schlußbemerkungen über die Provinz Minas Geraes.

(Fortsetzung.)

Eine andere Klasse von Einwohnern der Provinz Minas Geraes beschäftigte sich ausschließlich mit der Auffindung des Goldes; sie nennen sich Mineiros, und gaben eigentlich, als die Entdecker und ersten Kolonisten dieses Landstriches, der Provinz ihren gegenwärtigen Namen. Abenteurer, die im Lande Gold suchend umherzogen, fanden in Minas dieses edle Metall zuerst in den Flüssen; auf diese scheinen sich auch wirklich ihre ersten Arbeiten beschränkt zu haben, da man gegenwärtig fast keinen Fluß mehr findet, in welchem sich nicht Spuren ihrer unbehülflichen Thätigkeit zeigen. Nachdem das Gold sich in den Flüssen verminderte, kam man wahrscheinlich auf den Gedanken, es in seiner natürlichen Lagerstätte

aufzusuchen; man forschte, woher das Gold in die Flüsse kam, und fing dann mit Nachgrabungen in den Gebirgen an. Gänzlich unbekannt mit dem Bergbaue, waren die unwissenden Entdecker der Goldlager Brasiliens sehr bereitwillig, sich von ihren afrikanischen Sklaven unterrichten zu lassen, von welchen einige wahrscheinlich in den goldhaltigen Flüssen und Bergen ihres Vaterlandes nach diesem edeln Metalle gesucht, und den Boden durchwühlt hatten. Da diese natürlich weder die entfernteste Kenntniß von Gängen oder Lagern, noch von ihrem Abbaue u. s. w. hatten, so scheint man diese Arbeiten bald wieder eingestellt zu haben, um einem Fingerzeige der Natur, als die bequemste Art, das Gold zu gewinnen, Folge zu leisten. Man beobachtete nämlich, daß nach starken Regengüssen viel goldhaltiger Sand und Erde losgespült und nach den tieferen Stellen geführt wurde, legte an dem Fuße der Abhänge und Berge Gruben und Sammelteiche an, leitete Wasser auf die Gebirge, und versuchte nun, das weiche Gestein und Erdreich von der Oberfläche loszuspülen, und nach den erwähnten Gruben zu leiten, aus welchen diese herausgenommen und verwaschen wurden. Aus dieser Art des Bergbaues entstanden dann verschiedene Methoden, und zwar die erwähnte, welche man Trabalha de Talha Aberta nannte; eine zweite bestand darin, durch Versuchsörter Gold zu gewinnen. Zu diesem Zwecke grub man horizontal in die Gebirge, und fuhr so lange damit fort, bis die bösen Wetter das Licht auslöschten, oder bis ein goldhaltiges Lager sich auskeilte, oder das Gestein zu fest wurde, dann gab man die Arbeit auf, und machte dicht daneben eine andere Oeffnung, von welchen keine mit der andern in Verbindung stand, oder ausgezimmert wurde, so daß die arbeitenden Neger, wenn sie sich etwas zu tief in den Berg wagten, häufig von den einstürzenden Gängen verschüttet wurden. Der eigentliche Zweck dieser Ausgrabungen ist nicht sowohl das Metall zu erhalten, welches sie auf die gewöhnliche Weise in der Erde zu finden gedenken, sondern vielmehr die Hoffnung, ein reiches, goldhaltiges Quarznest, oder Lager zu finden, in welchen das Gold oft gediegen in Klumpen und in großen Massen beisammen liegt, wodurch der glückliche Finder allerdings augenblicklich zum reichen Manne wird. Dieses planlose Suchen nach Gold ist Ursache, daß ganze Gebirge durchlöchert werden, und der Fremdling, wenn er an eine solche Stelle kömmt, nicht abgeneigt seyn dürfte, hier eher eine große Kolonie von Füchsen und Dachsen, als die Anwesenheit von Bergleuten zu vermuthen. Diese Methode wird hier Trabalhar por Minas genannt. Die dritte Methode hier Mergulhar (Untertauchen) genannt, gründet sich auf die erste; sie wird, obwohl auf verschiedene Weise, entweder von reichen Bergwerksbesitzern im Großen, oder von der ganz armen Klasse der Einwohner im Kleinen angewendet. Zu diesem Zwecke werden an dem Ufer der Flüsse oder Bäche große Herde errichtet, auf die man eine Portion des Geschiebes des Flußbettes schüttet, worauf man nun das Wasser leitet; die Arbeitenden stellen sich an den Herd und rühren die Geschiebe mit verschiedenen Instrumenten um, und zwar immer dem herbeiströmenden Wasser entgegen. Die gröbern Geschiebe rafft man nun mit den Händen auf, damit das ablaufende Wasser den goldhaltigen Sand und die feinern Erden wegführt. Das in Körnchen oder Blättchen vorkommende Gold setzt sich durch seine eigene Schwere sogleich zu Boden; damit aber auch die feinern Theilchen desselben nicht verloren gehen, so bringt man an das Ende des großen Rührherdes mehrere lange und schmale Planherde, welche mit Ochsenhäuten, deren Haare auswärts gekehrt sind, oder mit wollenen Decken belegt werden. Ueber diese strömt nun abwechslungsweise das Wasser; dessen goldhaltige Theile von der rauhen Oberfläche der Planherde aufgefangen werden. Ist diese Bedeckung hinlänglich mit Gold gesättigt, so wird sie ausgewaschen, und in kleinen, runden Trögen der Goldstaub nochmal gereiniget. Arme Leute stellen sich entweder bis an den Gürtel in das Wasser, und schieben mit dem runden, hölzernen Sichertroge den Flußsand vor sich hin, und zwar den Fluß abwärts, so daß das Wasser den leichten Sand mit sich fortspült, der schwerere mit dem Golde aber immer wieder niedersinkt. Erfolgte auf diese Weise die erwünschte Reinigung von größeren Steinen und leichteren Erden, so füllt man den Trog mit der geläuterten Masse und bewegt diese im beständigen Kreislaufe auf dem Wasser umher; das Gold setzt sich dann nach und nach zu Boden, und die übrigen Bestandtheile werden abgespült. Diese Arbeit nennt man Faiscar, und die auf diese Art Arbeitenden Faiscadores.

Trotz diesem Verwüstungssysteme, welches wohl Niemand Bergbau nennen wird, wurde seit der Entdeckung der Goldlager, doch eine ungeheure Menge dieses edeln Metalles in den königlichen Hütten geschmolzen. Die Register derselben weisen aus, daß in einem Jahrhunderte über 200,000,000 Pfund Gold (Apothekergewicht) geschmolzen wurde. Noch im Jahre 1751 betrug das königliche Fünfttheil von allem, in Minas Geraes erbeuteten Golde 118 Arrobas *) im Werthe von 1,770,000 Cruzados, welches ein Kapital von 8,850,000 Cruzados ausmacht, der Regierung eine nicht unbeträchtliche Einnahme sicherte, und den Wohlstand der Bergleute aufrecht erhielt. Dieses hat sich seitdem auffallend geändert, so zwar, daß gegenwärtig die Abgabe an Gold nur mehr 15 Arrobas oder 225,000 Cruzados, also der Werth des aus allen Goldminen und den Flüssen erbeuteten Goldes 1,125,000 Cruzados beträgt. Damals betrug nach einem allgemeinen Ueberschlage die bergmännische Klasse, die sich mit Goldgräbereien und Wäschereien beschäftigte, 80,000 Köpfe, und gegenwärtig übersteigt ihre Zahl nicht mehr 16,000. Der Regierung konnte natürlich die auffallende Verminderung einer Rente, welche einen wichtigen Theil des Staatseinkommens ausmachte, nicht entgehen; aber anstatt der wahren Ursache nachzuforschen, glaubte man sie in dem Schleichhandel und dem frei gegebenen Verkehre mit andern Nationen, besonders den Engländern, erklären zu müssen, und war manchmal auf sehr verkehrte Mittel bedacht, diesen muthmaßlichen Uebeln entgegen zu wirken.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Arroba zu 32 Pfund im Werthe von 15,000 Cruzados, die Cruzade zu 1 fl. 17½ kr.

Verhandlungen der englischen gelehrten Gesellschaften.

In einer der letzten Sitzungen der königlich=geographischen Gesellschaft zu London las Kapitän Horsburgh Bemerkungen über die Geographie der maldivischen Inseln und Kapitän J. Alexander einen Bericht über eine

Expedition den Essequibo und Massaruny aufwärts. Endlich wurde auch noch ein Brief des Herrn Dupont, britischen Konsuls in Tripoli, vorgelesen. — Kapitän Horsburgh bemerkt über die maldivischen Inseln, es sey merkwürdig, daß dieselben, obgleich sehr nahe an den Küsten von Malabar und Ceylon gelegen und im beständigen Verkehre mit verschiedenen Punkten von beiden, doch noch so wenig gekannt sind. Die maldivischen Inseln bestehen aus einer langen Kette niedriger Inseln von 468 Meilen Länge, aber nicht über vierzig Meilen Breite, und sind in kreisrunde Gruppen vertheilt, welche Lagunen enthalten, und unter sich durch „Atols" — wie man sie nennt — oder Korallenriffe verbunden sind. Zwischen diesen ist selbst bis auf zweihundert Faden kein Grund zu finden; innerhalb derselben beträgt die Tiefe gegen dreißig Faden. Gewöhnlich gehören drei oder vier Inseln zu einem Atol, aber alle sind klein; keine hat über drei oder vier Meilen im Umfange und nicht über zwölf oder vierzehn Fuß Höhe. Die Einwohner sind Mohammedaner, ohne Zweifel Abkömmlinge von Schiffbrüchigen, und leben fast nur von Kokosnüssen und Zucker. — Nach Kapitän Alexanders Bericht vereinigen sich der Cojuny und Massaruny mit dem Essequibo, ungefähr hundert Meilen oberhalb seiner Mündung; an dem Zusammenflusse dieser drei Ströme hatten die Holländer einst eine Hauptstadt. Diese aber, so wie das damals angebaute Land umher, ist längst schon wieder mit Wald bedeckt, und die einzigen Ueberreste, die noch zu sehen sind, bestehen hier und da aus einem marmornen Grabsteine oder sonst einem Getrümmer, auf das man stößt, wenn man das dichtverwachsene Niederholz durchbringen will. Ueber diesen Punkt hinaus ist der Cojuny unbekannt; der Massaruny, an dem schon Kapitän Alexander (auch vortheilhaft bekannt durch seine Reisen in Persien und im Balkan) eine große Strecke aufwärts gegangen war, wurde im verflossenen Jahre von Herrn Hilhouse, vormals Stabsoffizier und jetzt in Georgetown (Demerara) angestellt, zweihundert und fünfzig Meilen aufwärts bereist. Seinen Angaben zufolge macht dieser Fluß anfänglich eine sehr weite Krümmung nach Westen, dann wieder fast östlich und sogar nordöstlich, so daß auf zwei sehr weit von einander entlegenen Punkten seines Laufes der eine Theil desselben nicht über drei Tagreisen von dem andern entfernt ist. Eine Menge Zuflüsse ergießen sich in ihn von beiden Seiten, und Herr Hilhouse bemerkte, daß der Fall eines solchen eilfhundert Fuß Höhe (wahrscheinlich ein Fehler im Manuskript) und der eines andern fünfhundert Fuß betrage. Der Sandstein auf beiden Ufern glänzt von eingemischtem Glimmer, was Sir Walter Raleigh veranlaßte, dieser Gegend den Namen „El Dorado" beizulegen. — Herr Dupuis bedauert in seinem Schreiben, daß durch die Verwirrung im Innern des Landes alle seine Hoffnungen auf nähere Nachrichten aus dem Innern von Sudan, wo er Agenten habe, vereitelt worden seyen. Der Dey von Tripoli habe übrigens den Entschluß gefaßt, mit einer ansehnlichen Macht auszuziehen und das Land zu säubern, und den schon seit einem Jahre rückständigen Tribut einzutreiben. Von dem glücklichen Erfolge dieser Unternehmung erwartet Herr Dupuis auch die Möglichkeit, seine Verbindungen wieder anknüpfen zu können.

In der königlich-asiatischen Gesellschaft wurden vorgelegt: von Kapitän Tod eingesendet, ein Bruchstück einer sehr alten Inschrift auf Stein, aus dem Tempel von Baralli in Upermal oder den Hochlanden von Mewar; er scheint bestimmt gewesen zu seyn, die Wiedererbauung einiger Tempel durch einen frommen König, der zu diesem Zwecke seine Kriegsbeute verwendete, im Andenken zu erhalten. Die Jahrszahl scheint auf 925 nach Christus zu weisen. — Oberst Colebrook sendete das Modell von dem Palankin und dem Gefolge eines Adikars von Ceylon, und Modelle von einundzwanzig Eingebornen dieser Insel, von verschiedenen Kasten und Glaubensbekenntnissen ein; diese Modelle waren aus Holz geschnitzt und schön gemalt. — Ferner erhielt die Gesellschaft von Dr. Mill ein Werk: „Christa Sangita" genannt, die Lebens- und Leidensgeschichte Christi in Sanskritversen. — Von dem verstorbenen Doktor White wurde ein Bericht über den Jahrmarkt bei den heißen Quellen, in der Nähe von Surat, vorgelesen. Diese heißen Quellen liegen ungefähr fünfzig (engl.) Meilen SO von Surat, und werden jährlich am Vollmonde des Chitra, der im Jahre 1810 den 19 April war, besucht. Um diese Zeit ist die Temperatur des Wassers, nach Versicherung der Brahminen, wunderbarlich gemildert, um die frommen Gläubigen ihres heiligen und reinigenden Einflusses durch Bäder theilhaftig werden zu lassen. Man verehrt diese Quellen insbesondere auch, weil man ihren Ursprung dem Rama zuschreibt, der sie auf der Verfolgung seines Weibes Sita, in Ermanglung des heiligen Gangeswassers, zu religiösem Gebrauche schuf. Die Temperatur dieser Quellen wechselt von 111° Fahr. in der einen bis zu 120° in der andern. — Der Gesellschaft wurde auch ein von Kapitän Tod eingesendetes indisches Gemälde vorgelegt, welches das „Durbar" oder Lever eines Mahrattenfürsten, des Daulut Rao Scindia, darstellte; außerdem auch Porträte von ihm und seinen angesehensten Häuptlingen. — Der Kapitän des bombayschen Heeres, Herr W. H. Sykes, sendete eine Beschreibung des wilden Hundes in den westlichen Ghauts ein. Dieses Thier wird von den Eingebornen „Kolsun" genannt; es gehört zu den Mammalia, Ordnung Carnivora, Gattung Digitigrada, Geschlecht Canis, und wird von Kapitän Sykes als eine noch nicht beschriebene Varietät betrachtet. Jäger erlegten das Thier, von dem der Kapitän die Beschreibung entwarf, auf einem Zuge durch einen Dschungel, wo sie auf eine Heerde solcher wilden Hunde stießen. Ein Kolsun war so voll gefressen, daß er nicht entfliehen konnte, und wurde mit einem Prügel erschlagen. Die Farbe des Thiers ist lichtbraun; der Schweif ist buschig, an der Wurzel mit rothen und an der Spitze mit schwarzen Haaren. Er mißt achtzehn Zolle in der Höhe und von der Nase bis zur Spitze des Schweifes drei Fuß acht und einen Viertelszoll. Die Eingebornen der Ghauts erzählen, daß diese wilden Hunde heerdenweise jagen und sogar den Königstiger angreifen. Im Kampfe mit diesem Thiere, wie die Hindu wissen wollen, suchen sie ihre überlegenen Gegner auf dieselbe hinterlistige Art zu blenden, die Reineke Fuchs in seinem Zweikampfe mit dem Wolfe so geschickt und glücklich anzuwenden weiß.

Die Insel Ascension im Jahre 1831.

(Aus Bennets Tagbuch.)

Mit Tagesanbruch des 20 Februars erblickte man die Insel Ascension in einer Entfernung von vier Seemeilen; sie bot einen sehr öden Anblick. Eine Menge Albatroß, Meerschwalben, Seestörche und tropische Vögel schwärmten um das Schiff. Das Gestade bestand aus nackten Felsen, auf denen nirgends die leiseste Spur von Grün zu erspähen war. Als sich aber der Berg nach und nach erhob, wechselten die nackten Felsenmassen mit grünen Abhängen; die rothe vulkanische Asche blieb aber stets vorherrschend, und einzelne Höhen schienen ganz daraus zu bestehen. Gegen Mittag waren wir der Niederlassung auf der nordwestlichen Seite der Insel gegenüber, wo mehrere niedliche Häuser der öden Landschaft einige Abwechslung liehen. Ein Transportschiff, das gerade mit Lebensmitteln angelangt war, lag auf der Rhede vor Anker; ein Boot kam von der Niederlassung herüber und ließ in einem Buche den Namen des Schiffes u. dgl. aufzeichnen. Ich begleitete es zu einem Besuche ans Ufer zurück. Die Landung ist wegen der hohen Brandung manchmal gefährlich; dießmal aber ging sie glücklich von statten. Ein köstlicher Landwind kühlte die Luft, deren Hitze außerdem durch die von dem Sand und der Lava zurückprallenden Sonnenstrahlen unerträglich gewesen seyn müßte. Die Wohngebäude der Garnison, Vorrathshäuser u. s. w. waren sehr niedlich und erst vor Kurzem vollendet worden; viele andere Häuser waren noch im Baue begriffen. Die Insel ist jetzt auf allen zugänglichen Punkten befestigt; da es deren aber nur sehr wenige gibt, so reichten einige Batterien dazu hin. Die Niederlassung besteht aus Marinesoldaten und Marineartillerie, ungefähr vierhundert Köpfe stark, unter dem Befehle eines Kapitäns Bates. Die andern Privatleute sind Maurer, Zimmerleute, Steinbrecher u. s. w. Die Insel hat eine große Wichtigkeit für die englische Schifffahrt, da sie den von Ostindien heimkehrenden Schiffen gerade auf dem Wege liegt und in Kriegszeiten feindlichen Kreuzern zu einem Sammelplatze gedient haben könnte.

Man belehrte mich, daß in einer Tiefe von zwei Fuß unter der Lava treffliche Dammerde zu finden sey. Der Anbau von Gewächsen beschränkt sich indeß noch auf den Umkreis des grünen Berges; da aber die Befestigungsarbeiten und Wohngebäude jetzt vollendet sind, so wird man dem Anbaue von Pflanzen größere Sorgfalt schenken. Das Ufer, von dem ich Anfangs glaubte, daß es aus Sand bestehe, war, wie ich fand, mit sehr kleinen Trümmern von Muscheln bedeckt, die sich an manchen Orten zu einer dichten Masse zusammengefügt hatten. Diese Stücke bilden mehrere Schichten, in deren jeder die Größe der zerbrochenen Muscheln verschieden

ist; man bedient sich ihrer zu Grabsteinen und Thürschwellen; auch zerschlägt man sie und brennt daraus Kalk. Aus dem Pflanzenreiche war hier nichts als die Euphorbia zu sehen, die in kleinen Büschein auf den Lavatrümmern vertheilt eben in Blüthe stand. Diese einfache Pflanze gewann in einer so dürftigen Umgebung in den Augen des Wanderers einen hohen Werth. Es gibt auf der Insel drei Schmetterlingsarten von sehr schönen Farben.

Eine wichtige Erwerbung hat die Insel in einem guten Wasservorrathe gemacht. Man schlug in einem der Berge ein und gewann täglich viele Tonnen des besten Wassers. Die einzige Unbequemlichkeit bestand darin, daß man das Wasser in Fässern auf Karren in die Niederlassung herabbringen mußte. Gegenwärtig aber sind aus England eiserne Röhren angelangt, durch die man das Wasser bis zur Werft herableiten und von dort aus die Schiffe damit versehen wird. Die Schildkrötenteiche sind mit Schildkröten von beträchtlicher Größe überfüllt; man sah dergleichen Thiere von zwei bis achthundert Pfunden Gewicht; man verkaufte sie um vierzig Schillinge das Stück. Wir wurden von den Offizieren höflich eingeladen und theilten ihr Mittagsmahl. Auf einem Orte der Insel, „der Jahrmarkt“ genannt, sammeln sich die Meerschwalben und andere Wasservögel in zahllosen Schwärmen; die Eier der Meerschwalben, die von schmuzig-weißer Farbe mit dunkelrothen Flecken und von der Größe der Kräheneier sind, werden zu gewissen Jahrszeiten tausendweise gesammelt; wir fanden sie von ausgezeichnet gutem Geschmacke. Es wurde dunkel, ehe wir uns wieder nach dem Schiffe auf den Weg machten. Die hohe Brandung machte die Einschiffung sehr gefährlich, und ein Matrose, der ein wenig betrunken war, fiel ins Meer, wurde von der Brandung und dem Wogenwirbel verschlungen und kam nicht mehr zum Vorscheine. Unser Boot kam indeß glücklich an das Schiff zurück.

Ruhr ist die einzige Krankheit, welche auf der Insel herrscht; übrigens wird das Eiland als gesund betrachtet. Die Temperatur der Luft ist angenehm und steigt im Schatten selten höher als 85 Grade F., da der stete Landwind sie lieblich kühlt. Kauffahrteischiffe, denen die Lebensmittel ausgegangen sind, können auf der Insel frische einnehmen, ohne dafür mehr als den Frachtlohn von England über den gewöhnlichen Preis bezahlen zu dürfen.

Vermischte Nachrichten.

„Ich habe auf meiner Reise, schreibt ein reisender Franzose aus Nordamerika, eine Strecke von 220 Lieues bald flußauf-bald abwärts, bald auf Eisenbahnen, Kanälen und kothigen Straßen, denen in Frankreich ähnlich, zurückgelegt; ich befand mich in Gesellschaft von Männern jedes Standes, unter Frauen und Kindern, wie sie sich in den Kutschen und auf den Dampfbooten, die mit dem Getös des Donners und der Gewalt des Blitzes vorwärts treiben, zusammenfinden; denn man muß wissen, daß es der Zweck der amerikanischen Reisenden ist, schnell an den Ort ihrer Bestimmung zu kommen, ohne Beschwerden und Unfälle in Anschlag zu bringen. Ich habe Hudson, Troja, Utika, Rom, Syrakus, Mexiko, Washington, Polawsky, Wilna, Karthago, Turin, Leyden gesehen, obwohl ich die Gränzen des Staates New-York nicht überschritten habe. Aber diese Leute haben die Manie die berühmtesten Namen den geringsten Gegenständen beizulegen; ein elendes von Koth und Morästen umgebenes Nest, und wenigstens in dieser Hinsicht der ewigen Stadt ähnlich, nennen sie Rom. Ein altes Pferd heiße Blücher, ein Stier Constantin, und eine dicke Schenkmagd Cornelia, die Mutter der Gracchen; die Barke eines Krämers prangt mit dem militärischen Namen Napoleon, eine Taverne trägt den Lafayettes. Politische Bemerkungen, die es dem ersten Besten beliebt einem Journal einzusenden, sind sehr bescheiden „Tacitus oder Machiavel“ unterzeichnet, und der gewissenhafte Redakteur ermangelt nicht den ihm franco eingesendeten Artikel unter dem Namen Tacitus oder Machiavel abdrucken zu lassen.

„Von New-York nach Albany rechnet man 150 (engl.) Meilen; ein Dampfboot macht diese Fahrt in 10 Stunden, fünf Lieues in der Stunde, eine Lieue in 12 Minuten; dieß ist das Maximum der Geschwindigkeit dieser Art von Fahrzeugen. Die Dampfmaschinen verbrauchen eine ungeheure Menge Holz, wozu man vorzugsweise harzige und leichte Gattungen wählt, die man den Kohlen vorzieht, weil die Flamme, die sie geben, zu Entwicklung des Dampfes nöthig ist. In Philadelphia fängt man an sich des Anthracits (Kohlenblende) zu bedienen; um von diesem eine Flamme zu erhalten, läßt man Dampf in den Ofen streichen, der, indem er sich zersetzt, die Flamme erzeugt.

„Explosionen von Dampfkesseln sind im Osten sehr selten, auf dem Mississipi dagegen sehr häufig. Solche Unfälle haben, seit diese neue Schifffahrt eingeführt wurde, mehr als 1000 Personen das Leben gekostet. Das schönste Dampfschiff der Vereinigten Staaten und folglich in der ganzen Welt befindet sich zu Montreal, und führt den Namen John Bull. Es hat eine Maschinenkraft von 260 Pferden; sein innerer Bau ist bewundernswürdig; jede Familie kann ein eigenes Zimmer bewohnen. Das sind für euch Pariser Wunderdinge, doch Alles ist nichts gegen die Eisenbahnen. Man spricht auch in ganz Amerika von Nichts als vom Anlegen von railroads. Ein von Pferden gezogenes Boot legt auf einem Kanal 4 bis 5 Meilen in der Stunde zurück, ein Dampfboot 15 Meilen; aber auf der Eisenbahn von Albany fährt man 16 Meilen in einer halben Stunde (beinahe 11 Stunden in einer). Diese Erfindung bildet einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Civilisation. Bei der industriellen Wuth, die die Amerikaner beseelt, werden ihre Urwälder binnen zehn Jahren einen überraschenden Anblick bieten. Sie benützen diese Waldungen indem sie sie ausroden, und an ihrer Stelle wird man überall russische Rutschberge sehen, russisch jedoch nur, was die Geschwindigkeit betrifft, denn Freiheit wird auf ihrem Gipfel wie an ihrem Fuß seyn.“

•

Herr Jacquemont hat den Uebergang über den Indus, Dank dem Schutz des Mahrattenschah des Distrikts, glücklich bewerkstelligt. Das Kaschemirthal scheint den jungen französischen Reisenden besonders anzuziehen; er hat seinen Wohnsitz in einem herrlichen Gartenpavillon aufgeschlagen, der die Aussicht nach den Ufern eines kleinen Sees, der Moschee Soleiman gegenüber, hat. Von diesem malerischen Aufenthalt aus hat er sich vorgenommen, die verschiedenen Gegenden des Thals mit Bequemlichkeit zu besuchen. Seine Reise war indeß nicht ohne Unfälle; als er in die Nähe von Penschab kam, ließ der Killadar Nezal Sing ihn nebst seiner Begleitung gefangen nehmen, indem er eine Menge sehr weitläufiger Klagen gegen ihn erhob. Herr Jacquemont bewies viele Festigkeit und drohte dem Killadar mit dem ganzen Zorn des Mahrattenschah, wenn er darauf bestehen würde, ihn gefangen zu halten. Man ließ endlich den Reisenden wieder los, jedoch nicht ohne ihn vorher um 500 Rupien leichter gemacht zu haben.

•

Der blinde Reisende Herr Holman ist gegen Ende des vergangenen Sommers zu Sydney in Neu-Süd-Wales angekommen. Zu dieser Zeit befanden sich die Straßen von Sydney in so schlechtem Zustand, daß die Einwohner sich der Stelzen bedienen mußten, um den Gouverneur zu empfangen. Man hatte in dieser Kolonie Nachricht von der Versetzung der Bewohner der Insel Pitcairn, 86 an der Zahl nach Taheiti; den Zeitungen von Sydney zufolge waren sie durch „den Kometen,“ ein englisches Kriegsschiff dorthin gebracht worden. Sie schienen mit ihrem neuen Aufenthalt, der ausgelassenen Lebensart seiner Bewohner wegen, nicht sehr zufrieden

•

Herr Eduard de Cadalvène, der drei Jahre auf einer wissenschaftlichen Sendung im Oriente zugebracht hatte, ist gegenwärtig in Paris angekommen, nachdem er Griechenland durchwandert und den Nil aufwärts bis zum fünften Katarakt gekommen war. Auch Syrien und Kleinasien hat er besucht und wird in Kurzem einen Bericht über seine Reise bekannt machen. Unter andern Merkwürdigkeiten, die er von seinen langen und gefährlichen Wanderungen zurückbringt, befinden sich ungefähr 150 goldene Münzen, die zum Theil die durch den Diebstahl in der königl. Bibliothek verursachte Lücke ausfüllen werden.

•

In einer der letzten Versammlungen der politischen Union von Birmingham wurde eine von vierzigtausend Freunden und Mitgliedern der Union unterzeichnete Erklärung überreicht, worin die vollkommene Billigung aller Schritte des Vorstandes und die Zusage aller möglichen Unterstützung ausgesprochen wurde.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 75. 15 März 1832.

Die Mohammedaner in Indien.

1. Der Sihnanah.

Der Sihnanah besteht aus einem ziemlich großen Viereck, von dem drei Seiten Wohngebäude und die vierte Küche, Wirthschaftsgebäude und Rumpelkammern bilden, und in ihrer Mitte einen Hofraum einschließen. Vom Hofe aus führen zu den Wohngebäuden einige Stufen. Die Vorderseite des Gebäudes, das bloß aus Einem Geschoße besteht, wird von einer Reihe von Säulen gebildet; das Dach ist platt; die Seitenwände und Rückseiten des Hauses haben keine Fenster, und auch nicht die kleinste Oeffnung, durch welche frische Luft einzudringen vermöchte. Das Tageslicht fällt nur von der Vorderseite durch den Hof herein, da die Seiten- und Hintergebäude eigentlich nur hohe Mauern sind. Der innere Raum ist in lange Säle abgetheilt, die in kleine Zimmer oder dunkle Erker ausgehen, deren man sich bedient, um darin Mundvorräthe und Kostbarkeiten aufzubewahren. An diesen Seitengemächern befinden sich auch Thüren, die einzigen, die ich in dem Sihnanah oder Mahul gesehen habe. Der Fußboden besteht aus geschlagener Erde, Steinen oder Ziegeln; Dielen sind noch nicht im Gebrauche. Da in Sälen weder Thüren noch Fenster sind, und man sie doch warm und abgesperrt erhalten will; so bedient man sich statt ihrer dick wattirter Vorhänge, die gerade den Raum zwischen zwei Säulen ausfüllen. In einigen Sihnanahs sind die Säle durch zwei Reihen Säulen geschieden, und an jeder von beiden solche wattirte Vorhänge, so daß hieraus zwei abgesonderte Gemächer entstehen, welche zum vorkommenden Gebrauche von Nutzen, und auch wärmer sind; da wo die Dienstboten und Sklaven sehr zahlreich sind, scheint diese Einrichtung vorzüglich zweckdienlich. Der Fußboden der Säle ist mit den im Lande üblichen Matten aus Dattelblättern belegt, über welche dicke baumwollene Teppiche, blau und weiß gestreift, oder mit blauen Schattirungen durchwebt — eines der besten Fabrikate der obern Provinzen von Indien — ausgebreitet werden; diese sind wieder mit weißen Kalikoteppichen bedeckt, auf denen die Frauen ihren Sitz zu nehmen pflegen. Die Betten der Familien bleiben während des Tages an der hintern Seite des Saales neben einander aufgestellt, und werden mit Einbruch der Nacht von dort an eine beliebige Stelle geschafft, zuweilen sogar in den Hof hinaus, um der frischen Luft zu genießen. Die Gestelle derselben sind nach einerlei Muster verfertigt und nur nach der Größe und Beschaffenheit verschieden; sie erheben sich ungefähr eine halbe Elle über den Fußboden; die Stollen sind unten rund und breit, laufen aber, wo sie an die Bettstätte rühren, schmäler zu. Letztere ist mit dicken baumwollenen Bändern, die würflicht und besonders dazu gewebt sind, überspannt, daher das Lager weich und elastisch, und sehr gut darauf zu ruhen ist. Die Füße dieser Betten sind zuweilen von Gold, auch von vergoldetem oder reinem Silber; manchmal von feinem Holz mit eingelegter Arbeit. Bei den niedern Ständen sind sie aus gewöhnlichem bemalten und überfirnißtem Holze. Die Bettstätten der Dienstboten sind aus gemeinem Holze ohne Verzierungen, und die Bänder, auf dem die Betten liegen, aus Kokusnußfasern. Die Betten aller Volksklassen sind so bestellt: Matratzen haben sie selten, statt derselben wird ein weißes Polster auf die Bänder gelegt, darüber ein Bettuch aus Kaliko, das an den vier Ecken des Gestelles mit Schnüren und Quasten befestigt wird. Als Kopfpolster bedient man sich einiger flachen Kissen aus festgestampfter Baumwolle. Eine Ueberdecke aus Nesseltuch und im Winter eine dickgesteppte Decke; für den Winter ist dieß Alles, was man hier zu Lande beim Schlafen zur Bequemlichkeit braucht. Besondere Nachtgewänder sind unbekannt; eine Frau trägt denselben Anzug, der sie bei Tage schmückt, auch die Nacht über, bis ein Wechsel der Kleidung nöthig wird. In dieser Beziehung herrschen unter den höchsten wie unter den niedrigsten Ständen der Bevölkerung einerlei Gewohnheiten; die Wohlhabenden schlagen auch wohl in der Nacht einen Kaschemirschawl um, wenn es anders so kalt ist, daß man ihn tragen kann. Die ärmsten Landleute kleiden sich in wollene Zeuge, meist von schwarzer Farbe; aus Mangel besserer Kleidungsstücke tragen sie dieselben den Winter über Tag und Nacht, ohne zu wechseln.

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Indeß nähert sich der Augenblick, wo die Staatsschuld bezahlt seyn wird, und wo sich dann wahrscheinlich die Einnahmen aus den Einfuhrgefällen durch Zulassung mehrerer Artikel, wie Thee, Kaffee, trockene Früchte und selbst Gegenstände, die nicht aus den inländischen Fabriken hervorgegangen sind, unter sehr gelinden oder gar keinen Auflagen, vermindern werden. Das Land beschäftigt

sich ernsthaft mit dieser Maßregel, denn es liegt nicht in der Natur seiner Institutionen, lange Zeit Auflagen zu erheben, für die sich keine genügende Rechtfertigung anführen ließe. So lange noch Schulden zu bezahlen waren, mußte diese Quelle der Einkünfte geduldet werden; allein sobald jene vollends getilgt seyn werden, wird man auch, mit vorbehaltlichem Schutze der inländischen Manufakturen, alsbald zur Erleichterung des Verkehres schreiten.

Es gibt noch eine andere Art von Einkünften, die zwar an sich nur mittelmäßig sind, aber doch den neunten Theil der Staatsausgaben der Union, mit Ausnahme der Zurückzahlung der Staatsschuld, decken — ich meine die Verkäufe der Ländereien. Sich diesen Verkäufen widersetzen, würde eben so viel seyn, als der Verbesserung des Landes entgegen zu handeln, und es ist sehr klar, daß sie einträglich seyn müssen, allein man kann sie nicht zu den Auflagen zählen, da Derjenige, der sie bezahlt, dafür einen Grundbesitz erwirbt. Zu dieser Summe muß man auch noch andere Einkünfte aus verschiedenen Arten des Eigenthumes zählen. Fast ein Fünfundzwanzigtheil der laufenden Ausgabe wird durch die Dividenden der Bank gedeckt.

Wenn der Leser auf die vorauserwähnten Umstände zurückblicken will, so wird er bemerken, daß diese Details zur Beleuchtung des Gegenstandes nothwendig waren, und ich fühle mich geneigt zu glauben, daß das Gesetz, welches Denen, welche die Waffen in der Revolution getragen haben, eine Pension zuerkennt, größtentheils in dem Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben seinen Grund hatte.

Es bestehen aber auch noch einige andere Umstände, die auf gleiche Weise mit den eigenthümlichen Verhältnissen der Vereinigten Staaten im Zusammenhange stehen, und hier berührt werden müssen. Die Post besorgt die Transporte zu einer Taxe, wie sie in Europa nicht bekannt ist, und in mehreren Fällen sogar umsonst *) — in einem Lande, dessen Oberfläche der von Frankreich, der beiden Halbinseln, Deutschlands, Oesterreichs und der europäischen Türkei gleichkommt, obgleich sie hiebei nur von einer Bevölkerung unterstützt wird, die ungefähr der von Preußen gleichkommt, und obgleich sie durch die Versendung von Tausenden der Journale, buchstäblich genommen, überladen ist. Ein Brief durchläuft eine Entfernung, die so groß ist wie die von Neapel nach St. Petersburg um 26 Sous; ein Journal, von doppelt so großem Formate als eine Pariser Zeitung, um weniger als 2 Sous, und Dieß in einem Lande, wo mehrere Straßen neu hergestellt werden müssen, und die Arbeit theuer ist. Zu bemerken ist auch noch, daß die Vereinigten Staaten dreitausend Meilen atlantisches Meeresufer und fast eben so viel Ufer an den Seen haben, und auf der ganzen Ausdehnung des ersteren, und an einem großen Theil der letztern erleuchtete Wachhäuser, Leuchtthürme, Wächter halten, Hafendämme bauen, und für die Sicherheit der Schifffahrt noch andere Vorsichtsmaßregeln treffen müssen. Alle diese Ausgaben, so wie die Subskriptionen, um Verbesserungen von nationalem Nutzen aufzumuntern, sind gleichfalls auf das Budget übertragen.

Bevor ich in meinen Erörterungen weiter gehe, sey es mir erlaubt, folgende Stelle aus der Revue Britannique anzuführen, und daran meine Bemerkungen anzuknüpfen.

„Man wird ohne Zweifel nicht ermangeln, über das mäßige Budget der Vereinigten Staaten in Bewunderung auszubrechen, und damit die enormen Budgets der europäischen Staaten in Vergleich zu stellen. Man wird das Glück der nordamerikanischen Staaten beneiden, die auf eine von der Steuererhebung der europäischen Reiche ganz verschiedene Weise, gleichsam nur eine Art von Einnahmen — die Douanengebühren — kennen. Man wird berechnen, daß das Budget von Frankreich, auch wenn das Heer auf den kleinen Friedensfuß zurückgeführt würde, doch noch nahe an eine Milliarde in Anspruch nimmt; woraus hervorgehen würde, daß in Frankreich die Abgaben für jedes Individuum im Durchschnitt 31 Fr. betragen, während sie in den Vereinigten Staaten nur 13 Fr. ausmachen. Allein Dieß beruht auf einer reinen Täuschung. Man erwägt nicht, daß die 24 Staaten, welche die amerikanische Union bilden, keine Provinzen oder Departements, sondern unabhängige Staaten sind, von denen jeder sein eigenes Budget, wie seine eigene Verfassung hat. Um daher die öffentlichen Ausgaben der Vereinigten Staaten zu kennen, ist es nothwendig die einzelnen Budgets der verschiedenen Staaten zu dem Bundesbudget zu addiren, das aus den gemeinschaftlichen Beiträgen gebildet wird. Man müßte auch hiezu noch in Rechnung bringen, die Ausgaben der verschiedenen Grafschaften, die weder auf dem Bundesbudget noch auf dem Budget der einzelnen Staaten vorkommen. Fügen wir noch hinzu, daß auf keiner von unsren Straßen Weggeld genommen wird, und daß die Unterhaltung derselben dem Staatsbudget zukommt, während in den Vereinigten Staaten eine Menge Straßen bestehen, an deren Schlagbäumen man Weggeld bezahlen muß. Man müßte also auch den Ertrag dieser Weggelder, wenn er zu ermitteln wäre, gleichfalls den übrigen öffentlichen Ausgaben beizählen. Bevor wir zur Erörterung der einzelnen Staatenbudgets übergehen, wollen wir hier einige Betrachtungen über das Bundesbudget niederlegen, woraus sich ergeben wird, daß die Besoldungen, die es bezahlt, weit entfernt mit Oekonomie regulirt zu seyn, fast immer höher kommen, als die analogen Funktionen in Frankreich.

„Die Staatsgesellschaften die sich in Europa auf neuen Grundlagen errichteten, haben es zur Erhaltung ihrer Ruhe Alle für unerläßlich gehalten, an die Spitze der sozialen Hierarchie einen König zu stellen; sie mußten sich zugleich entschließen, einen ziemlich starken Aufwand zu machen, um die mit der Erblichkeit der höchsten Macht bekleidete Familie mit dem nothwendigen Glanze zu umgeben. Der amerikanische Geist, der auf einem unermeßlichen Gebiete Raum genug für Wirksamkeit und Thatentrieb fand, schien bis jetzt dieses Verhältniß nicht zu bedürfen, um von innern Verwirrungen ungestört zu bleiben; er hatte die Scheidewände der Urwälder niederzuwerfen, wilde Stämme zu unterjochen, unermeßliche zahllose Länderstrecken zu kultiviren. Keine Ausgabe, die unsren Civillisten entspricht, erscheint daher auf ihrem Budget, obgleich dem Namen nach darauf eine solche vorkommt, die aber eigentlich zu einem andern Zweck bestimmt ist. Wie gesagt, die Vereinigten Staaten kennen keinen konstitutionellen König, von dem kein Akt wirkende Kraft erhält, wenn er nicht von einem verantwortlichen Minister kontrasignirt ist; der Präsident der Vereinigten Staaten

*) Es gibt mehr als 8000 Postmeister, von denen jeder das Privilegium der Postfreiheit genießt. Anm. d. V.

findet daher in Frankreich seine Analogie nur im Präsidenten des Konseils, der gleich ihm an der Spitze der Geschäfte steht. Seine Besoldung besteht in 25,000 Dollars (132,500 Fr.), die des Präsidenten vom Konseil in Frankreich ist auf dem Staatsbudget mit 120,000 Fr. bestimmt. Der Präsident der Vereinigten Staaten bewohnt außerdem einen prächtigen Palast in Washington und ein Landhaus in der Nachbarschaft dieser Stadt. Dessen ungeachtet scheint seine Besoldung nicht zur Deckung der mit seiner Stelle verbundenen Ausgaben hinzureichen. Ein sehr kostspieliges Herkommen verbindet ihn unter Anderm während der Sitzung des Kongresses wöchentlich zwei große Gastmähler zu geben, die weit entfernt sind, sich durch jene Einfachheit auszuzeichnen, die wir uns mit den republikanischen Sitten vereint zu denken pflegen. Diese Gastmähler und anderer Aufwand, den seine Würde ihm auferlegt, haben das Vermögen mehrerer Männer, die mit dieser hohen Magistratur bekleidet waren, zerrüttet. Herr Jefferson und Herr Monroe sind fast insolvent gestorben."

Es mögen zur Beleuchtung dieser Angaben der Revue britannique folgende Bemerkungen dienen. Allerdings kann nicht geläugnet werden, daß in den Vereinigten Staaten eine doppelte Regierungsform besteht, und Männer, die mit dem Getriebe dieser Staatsverfassung bekannt sind, wollen behaupten, daß die Einrichtung von großer Wichtigkeit für die Ruhe und zunehmende Wohlfahrt des Landes sey. Es ist mir nicht möglich, auf eine genaue Zergliederung der Gesetze und Ausgaben der vierundzwanzig einzelnen Staaten einzugehen; selbst wenn ich die nöthigen Nachweisungen hiezu in Händen hätte, würde der Versuch mir einen Monat Zeit rauben und wenige Leser die Geduld haben, mir zu folgen. Ich muß mich daher auf allgemeine Resultate beschränken, wobei ich versuchen will, allen Winkelzügen und Ausflüchten vorzubeugen. Als allgemeine und unmittelbar auf den Gegenstand bezügliche Bemerkung muß ich zuvörderst andeuten, daß die Nothwendigkeit, eine Regierung über ein so ungeheures Gebiet auszuüben, der Frage einen ganz eigenthümlichen Charakter gibt. Die Berechnung sollte hier mehr in Betracht des Flächenraums als der Volkszahl gestellt werden, weil die Organisation überall vollständig ausgebildet ist, und die Aufrechthaltung der Ordnung, die Justizverwaltung, in einem solchen System für hundert Millionen Seelen materiell nicht mehr kosten würden, als sie heutzutag für vierzehn Millionen kosten. Kein Dienst ist doppelt und keiner könnte daher, bei dem Zustande des Landes, ohne Nachtheil für das Interesse der Bewohner aufgehoben werden. Es ist daher nöthig, dreißig Bezirksgerichtshöfe für eine Bevölkerung von weniger als 14 Millionen zu halten, während im Verhältniß zur Volkszahl drei oder vier ausreichen würden, wenn der Flächeninhalt des Landes nicht größer als der von Frankreich wäre. Außerdem zahlen die Vereinigten Staaten, obgleich sie nur ein so kleines Heer auf den Beinen halten, den Offizieren, die nöthig sind, um zu Lande eine große Armee, und zur See eine gebieterische Flotte zu haben, den ganzen Sold. Man muß noch eine in Europa unbekannte Ausgabe, — die an die Indianer zu entrichtenden Tribute — hinzufügen, die auf dem amerikanischen Budget ungefähr den zwanzigsten Theil der gewöhnlichen Ausgaben ausmachen. (Fortsetzung folgt.)

Journalistik in Brasilien.

Man zählt gegenwärtig im südlichen Amerika 135 periodische Blätter, von denen 25 in Brasilien erscheinen, nämlich: 15 zu Rio de Janeiro, 5 zu Bahia und die übrigen zu Pernambuco, San Paulo, San Jao de Rey und zu Villa ricca. — Die täglich in Rio herauskommenden Blätter sind: Imperio de Brasil, das Diario de Rio de Janeiro und das Journal des Commercio, der Analista, die Aurora fluminense, die Astria und der Courier du Brésil, der in französischer Sprache geschrieben ist, erscheinen dreimal die Woche. Der Rio Herald, ein englisches Blatt, wird alle acht Tage ausgegeben. Der Malaguela, das Diario dos Deputatos, das Diario da Senado, der Despertador constitutional und der Censor brasilico erscheinen in unbestimmter Folge; der Espelho diamantino ist ein Monatsjournal und der Propagador, Jahrbücher für Medizin, Zoologie und Botanik, erscheint alle Jahre nur ein Mal. Für das beste dieser Journale wird der Courier du Brésil gehalten. Das Handelsjournal und das Diario de Rio de Janeiro sind auf so schlechtes Papier und mit so abgenützten Buchstaben gedruckt, daß sie kaum leserlich sind; allein dennoch sind beide sehr gelesen; sie enthalten fast nichts als Anzeigen, und unter der Rubrik: Privatanzeigen, findet man oft die seltsamsten Bekanntmachungen, so z. B. fordert man Jemand, dem man Bücher geliehen hat, zur Rückgabe derselben auf, widrigenfalls man seinen Namen öffentlich bekannt machen zu wollen droht; man benachrichtigt seine Freunde, daß man sie nicht zu Hause getroffen und ein andermal besuchen werde u. s. w. Manchmal sind diese Blätter mit außerordentlichen Beilagen begleitet, die Pamphlete gegen einzelne Personen enthalten. Die Redakteure haben keine andere Verantwortlichkeit, als die Antwort der in ihrem Jourale angegriffenen Personen aufzunehmen.

Oran und Algier.

(Aus einem Schreiben im Messager des Chambres.)

Die europäische Bevölkerung in Algier belief sich am ersten Januar d. J. auf 3228 Personen, am 23 desselben Monats war sie bereits auf 5500 gestiegen. Zu Oran befinden sich, die Civil- und Militärbehörden mit eingerechnet, nicht über 150 Europäer; die übrige Einwohnerschaft besteht aus Mauren, Türken oder Arabern; der größere Theil aber aus jüdischen Familien, die jedoch fast alle mittellos sind, und in drückender Dürftigkeit leben. Indeß verdient Oran den Vorzug. Oran liegt in der Mitte einer tiefen Bucht, die im Winter sehr unsicher ist; gegen Westen und Süden ist es von unfruchtbaren und fast unzugänglichen Bergen eingeschlossen; seine östliche Landseite wird von Wällen gedeckt, die man gegenwärtig wieder herzustellen beschäftigt ist. Eine tiefe Schlucht theilt die Stadt in zwei Theile. Die alte Stadt besteht nur noch aus einem Trümmerhaufen, der fast durchaus von jüdischen Familien bewohnt wird. Auf beiden Seiten der Schlucht erblickt man wohl angebaute Gärten, die sammt einigen unerschöpflichen Brunnen die Stadt in Ueberfluß mit Wasser und Vegetabilien versehen. Obgleich stets von Arabern blokirt, die oft vor den Wällen erscheinen, lebt die Bevölkerung doch wie im tiefsten Frieden. Die Provinz Oran wird in militärischer und kommerzieller Rücksicht von großer Bedeutung werden; das Innere des Landes hat einen fruchtbaren für Erzeugnisse jeder Art geeigneten Boden. Getreide und Hornvieh gaben dieser Provinz von jeher eine große Wichtigkeit, und die Ankerplätze von Mers und Kebir werden wegen ihrer Tiefe und Sicherheit als die besten von ganz Afrika betrachtet. Allein um diese Vortheile zu erzielen, sind große Vorbereitungen und Opfer nöthig. Oran's Handel wird nie groß und blühend werden, wenn nicht eine neue Bevölkerung mit Kapital und Industrie entsteht. Der geringe Handel, der hier getrieben wird, ist in den Händen der Juden, die neunzehn Zwanzigtheile der Bevölkerung ausmachen. Alle Handelsverbindungen mit dem Innern der Provinz erstrecken sich nicht über eine Meile weit außerhalb der Stadtmauern, und hier konkurriren überdieß noch Algier und Gibraltar. Die Korallenfischerei, die viele Jahre vernachläßigt blieb, wird jetzt wieder mit großem Erfolg betrieben. Ein Sardinier verließ unlängst Oran mit Korallen von 25,000 Fr. an Werth; ein Ergebniß der Fischerei während des Sommers und dreier Wintermonate.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die kindliche Liebe der Mauren läßt sich, wie es scheint, nicht viel Gutes sagen. Ein portugiesischer Arzt wurde eines Tages von einem jungen Mauren mit der Bitte angegangen, er möchte ihm ein Gift geben, um damit seinen Vater aus der Welt zu schaffen. Der gute Sohn fügte hinzu, er werde ihn für diesen Dienst würdig belohnen. Der Arzt erstarrte einen Augenblick vor Entsetzen, wie sich denken läßt, über diesen Antrag. Allein er faßte sich sogleich wieder, und da ihm die Sitten dieses Volkes bekannt waren, so fragte er den Mauren, ob er vielleicht mit seinem Vater nicht in gutem Einverständnisse lebe? — „Keineswegs," war die Antwort; „mein Vater hat mir großes Vermögen erworben, mich sehr vortheilhaft verheirathet und mir alle seine Güter mitgegeben. Allein er ist gegenwärtig außer Stand zu arbeiten, denn er ist außerordentlich alt, und will dennoch, wie es scheint, nicht sterben." Der Arzt, der die trefflichen Gründe des guten Sohnes zu würdigen wußte, versprach ihm, was er verlangte, bereitete aber irgend eine Arznei zu, die eher geeignet gewesen wäre, die Lebenskräfte des Greises zu stärken, als ihn zu tödten. Der Maure zahlte gut und ging. Nach acht Tagen kam er wieder und sagte, daß sein Vater noch nicht gestorben sey. Der Arzt stellte sich höchlich erstaunt und bereitete einen neuen Trank, den er dem Mauren mit der Versicherung zustellte, daß er zuverlässig auf dessen Wirkung zählen dürfe. Allein nach vierzehn Tagen kam der Maure abermals zu dem Arzte und klagte, daß sein Vater sich besser befinde als je. „Nur guten Muth," erwiederte der Doktor; „gib Deinem Vater noch diesen dritten Trank, und ich setze meine ganze Kunst zum Pfande, daß er fruchten soll." Der Maure willigte ein, zahlte auch diesen dritten Trank, kam aber nachmals nicht wieder. Eines Tages begegnete ihm der Arzt auf der Straße und fragte ihn, wie sich das Mittel anlasse? „Es schlug gar nicht an," entgegnete der Maure traurig; „mein Vater ist in diesem Augenblicke gesünder als je. Gott hat ihn vor meiner Absicht beschützt, und es ist jetzt kein Zweifel mehr, daß der Alte ein Marabut (ein Heiliger) ist."

*

Die englische Regierung hat den Kapitän Fitzroy, auf dem Schiffe „Beagle" (Erdverhund) an die südlichen Küsten von Südamerika abgeschickt, um hier die Nachforschungen und Aufnahmen des Kapitäns King zu vervollständigen, die letzterer auf seiner mühseligen Reise an den gefahrvollen Küsten von Feuerland nicht vollenden konnte. Kapitän Fitzroy war auf demselben Schiffe, das er jetzt befehligt, bei letztgenannter Reise unter Kapitän King angestellt. Wenn der „Beagle" die erwähnte Aufgabe gelöst hat, ist seine nächste Bestimmung, durch den stillen Ozean zu gehen und Beobachtungen über die verschiedenen Koralleninseln anzustellen, mit denen das Meer in der Nähe des Aequators erfüllt ist. Deßgleichen wird er die Küste von Neu-Süd-Wales besuchen, um einige für die Schifffahrt wichtige Punkte zu bestimmen; dann soll der „Beagle" den indischen Ozean durchsegeln und über das Kap der guten Hoffnung nach England zurückkehren. Außer einer Menge von Chronometern und wissenschaftlichen Instrumenten hat Kapitän Fitzroy auch einen geschickten Zeichner, Herrn Earle, an Bord, von dessen Kunstfertigkeit sowie überhaupt von den talentvollen Offizieren, die diese Fahrt mitmachen, eine reiche Ausbeute in den verschiedenen Zweigen der Naturgeschichte zu hoffen steht. — Das königliche Schiff, „der Aetna," unter Kapitän Belcher, ist gleichfalls unter Segel gegangen, um die afrikanische Küste südlich vom Kap Verga aufzunehmen; eine Küstenstrecke, die bis jetzt noch ganz undurchforscht geblieben war.

*

Die vornehmsten Männer des türkischen Reiches sind gegenwärtig, dem „Moniteur Ottoman" zufolge, der Kaimakan Hulussi Achmet Pascha; der Kiaja oder Minister des Innern Mehemet Said Pertew Effendi; der Reis-Effendi oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Said Ensliman Nedgib Effendi; der Capitan Pascha oder Großadmiral Halil Pascha; der Seraskier oder Generalissimus aller Truppen, Mehemet Khosrew Pascha; der Defterdar oder Finanzminister, Aly Neyil Beier; der Tersane Emini oder Marine-Minister Mehemet Emini Fayk Effendi; der Groß-Mufti Yezinyi Zadi Abdul Wehab Effendi; der Redakteur des Moniteur Ottoman und Reichshistoriograph, Scheikh Zady Seid Mehemet Esad Effendi. Alle diese Beamten haben neulich bei einer öffentlichen Gelegenheit den großen Diamantstern als Belohnung ihrer Verdienste erhalten.

Die Stadt London, die in der Länge sechs Lieues und in der Breite vier und eine halbe mißt, umfaßt (einem statistischen Berichte des Herrn Cäsar Moreau an die Académie agricole, manufacturière et commerciale zufolge) 1100 für die Erziehung bestimmte Etablissements, 98 Wohlthätigkeitsanstalten, 75 Spitäler, 12 Polizeigebäude, 49 Schuldgefängnisse, 15 andere Gefängnisse, 31 Tribunale, 93 religiöse oder wissenschaftliche Anstalten, 580 Apotheken, 300 Aerzte, 1180 Chirurgen, 15 öffentliche Bäder, 520 Kommissionäre, 1150 Advokaten, 3480 Geschäftsagenten, 151 Notare, 765 Buchhändler, 352 Buchbinder, 450 Drucker, 560 Lesekabinette, 140 periodische Schriften, 410 Lithographien und Kupferstechereien, 4500 Kopisten, 2000 Mädchen, die unterhalten werden, 25,000 öffentliche Mädchen, 1150 Spielhäuser, 4500 Wirthshäuser, 1800 Fleischbänke und 2100 Bäcker.

*

In Frankreich ist gegenwärtig eine Subscription eröffnet, um die Kosten einer Reise aufzubringen, welche ein seit vierzehn Jahren in Aegypten ansässiger Franzose unternehmen will, um von Kairo aus bis an die Quellen des Nils vorzudringen. Unter den Namen, die für diese Reise unterzeichneten, bemerkt man obenan den des Königs der Franzosen. Die Prinzessin Adelaide hat tausend Franken unterzeichnet. Eben so liest man auf der Subscriptionsliste die Namen des Grafen Alexander de la Borde, Jomard, Taylor, Eyries, Walkenaer u. s. w.

*

Der französische Kapitän Delagorgue hat auf seiner Fahrt von Sicilien nach Havre die neue vulkanische Insel des mittelländischen Meeres, die bereits mehr und mehr verschwindet, und künftig für Schiffer eine gefährliche Untiefe bilden dürfte, nach den mit größter Genauigkeit angestellten Messungen unter 37° 11' Breite und 10° 22' 30" Länge (Pariser Meridian) gefunden. Der Kapitän sah damals aus dem südlichen Theile der Insel nur noch einen weißen Rauch aufsteigen.

*

Die jährlichen und permanenten Ausgaben von Paris belaufen sich nach der von dem Polizeipräfekten de Bondy entworfenen Berechnung auf 58,047,193 Franken, die im Jahre 1831 durch die der Stadt zur Erhebung bewilligten Auflagen bis auf ein Defizit von 5,992,096 Fr. gedeckt wurden. Unter diesen Ausgaben nehmen die Wohlthätigkeitsanstalten und Spitäler 5,500,000 Fr. in Anspruch, die Ausgaben der Polizeipräfektur 7,052,596 Fr., die öffentlichen Arbeiten jeder Art 4,865,656 Fr., der Militärdienst und die Nationalgarden 1,029,050 Fr., die Zinsen für die Nationalschuld 4,467,437 Fr. u. s. w.

*

Auch in England, diesem gelobten Lande der Aristokratie, sind die Wagenschläge der Adeligen mit ihren Wappen bemalt, wie bei uns; nur müssen sie hier dieses Vorrecht auch bezahlen, und von 22,627 Wappenschilden, die auf Kutschen oder an den Häusern angebracht sind, zieht der öffentliche Schatz die hübsche Summe von 1,100,500 Franken. Diese Steuer würde auch in andern Ländern populär und einträglich zugleich seyn, was sich selten beisammen findet.

*

Ein Vergleich zwischen dem Census der Stadt Neu-York im Jahre 1731 und 1831 weist eine erstaunenswürdige Zunahme der Bevölkerung nach. Die Einwohnerzahl Neu-Yorks belief sich damals auf 8622 Seelen und besteht gegenwärtig aus mehr als 200,000. Die Zahl der weißen Einwohner betrug im Jahre 1731 nur 7045; gegenwärtig 192,652; die Zahl der Schwarzen war damals 1577.

*

Der Kaiser von Marokko hat die Zwistigkeiten, die zwischen ihm und den Wadeias, einer Art Janitscharen oder Leibwache, bestanden, dadurch ausgeglichen, daß er ihnen die Erlaubniß gab, sich den Freiwilligen anzuschließen, die sich zu Taza sammeln, um auf Algier loszugehen und die Franzosen zu vertreiben.

*

Zu Algier kömmt jetzt eine kleine Zeitung, arabisch und französisch, unter dem Titel Moniteur Algérien heraus, mit der Bestimmung gerichtliche und Handelsanzeigen zu enthalten. Die erste Nummer erschien am 27 Januar.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 76. 16 März 1832.

Die Mohammedaner in Indien.

2. Die Feier des Mahurrum. *)

Die Frauen begehen die Wiederkehr der Zeit des Mahurrum so feierlich und eifrig, als Dieß ihre eingeschränkte Lage nur immer gestattet. Da nur wenige unter ihnen, und unter diesen meist nur Fürstinnen, innerhalb des Glhnawab, Imam-Baràs **) zu ihrer Verfügung haben, so wird das größte und schönste Zimmer ihrer Behausung zum Imam-Bara ausgewählt, und in diesem nur Frauen zugelassen, jedoch mit Ausnahme des Ehemanns, Sohns oder Bruders der Frau, denen es bei dieser Gelegenheit auch noch gestattet ist, ihre weibliche Bekanntschaft einzuladen. Selbst den nächsten männlichen Verwandten ist dagegen der Zutritt nicht gestattet, ausgenommen sie melden sich vorläufig an, damit die weiblichen Gäste sich vor den Blicken der Verwandten ihrer Wirthin verbergen können. Der Ausdruck der tiefsten Trauer, den die Frauen bei der Feier dieses merkwürdigen Ereignisses in der muselmännischen Geschichte zeigen, ist weit größer und scheint mir selbst anhaltender zu seyn als beim andern Geschlecht, und nie würde ich einen so ausschweifenden Schmerz für möglich gehalten haben, wäre ich nicht so viele Jahre hindurch Zeuge der tiefen Trauer und Thränen gewesen, die jedesmal mit dem Monat Moharrem beginnen. Indem sie den Märtyrertod des gestorbenen Imams betrauern, scheinen sie jeden persönlichen Schmerz zu vergessen. Selbst die Trauer über den Verlust eines geliebten Gegenstandes steht in dieser Zeit der von der Pflicht gebotenen Erinnerung an Hassan und Hussein *) nach, und oft hatte ich Gelegenheit, diesen Triumph des religiösen Gefühls bei solchen Frauen zu bemerken, die sich durch zärtliche Anhänglichkeit an Kinder, Gemahl und Verwandte auszeichneten. Sie sagten mir bei solchen Ereignissen: „Man muß einer Trauer, die nur uns betrifft, nicht nachhängen, denn nur die Familie des Propheten allein hat ein Recht auf unsre Thränen.“ Der religiöse Eifer dieses Volks spricht sich während dieser Zeit auch durch eine systematische Reihenfolge der strengsten Entbehrungen aus, zu denen zwar Niemand durch irgend ein Gesetz verbunden ist, denen aber jeder sich aus freiem Willen, aus reiner Theilnahme, aus Ehrfurcht und zur Erinnerung an die Leiden ihrer Imams unterwirft. Jeder Gegenstand, der zur Bequemlichkeit, zum Luxus oder zu andern Zeiten auch nur zum gewöhnlichen Gebrauche dient, wird jetzt streng verschmäht. Der „Pallungh“ und der „Charpoy“ (die beiden gewöhnlichen Arten von Betten), auf denen die Frauen die Nacht, und gern auch einige Stunden des Tags über ruhen, werden von ihrer Stelle verwiesen, und statt derselben liegen sie nun auf einer gemeinen Matte von Dattelblättern am Boden. Ausgesuchte Leckereien, sonst einer ihrer höchsten Genüsse, werden jetzt nicht geachtet, und ihre Mahlzeiten beschränken sich während des Moharrems auf die gemeinsten Nahrungsmittel als: Gerstenbrod, Reiß und Erbsen mit einander gekocht (Kutscher genannt), denen noch dazu kein Gewürz, was sie schmackhafter machen könnte, ja nicht einmal Salz beigemischt wird, da solche Zuthaten von den eifrigen demüthigen Leidtragenden als zu weichlich und üppig angesehen werden. Der Betel, ein nicht unbedeutender Luxusartikel für den asiatischen Gaumen, ist während der zehen Trauertage ebenfalls verbannt, und sie bedienen sich statt desselben eines höchst ärmlichen Surrogats, Goattur genannt, da ihre Gesundheit durch zu lange Entbehrung der Tabaksblätter, des Kalks und eines bittern Gummis, die man mit dem Betel zu nehmen pflegt, leiden würde. Der letztere hat erwärmende, aromatische Eigenschaften, und theilt den andern Ingredienzien einen angenehmen Geschmack mit, da aber der Betel als eine Leckerei betrachtet wird, so entsagt man demselben während des Moharrems, behält jedoch die Mischung zur Erhaltung der Gesundheit bei. Erhält die Frau während dieser Zeit Besuch, so wird der

*) So schreibt die Verfasserin den Monat Moharrem, dessen zehnter Tag zum Gedächtniß des Todestages Husseins, des Sohnes Ali und Fatima, einer Tochter Mohammeds (10 Oktober 61. d. H. 680 n. Ch.) von den Schiiten feierlich begangen wird. Ueberhaupt hat Frau Mier Hassan eine ganz eigene Orthographie angenommen, und z. B. Emaums statt Imams, Mahumud statt Mohammed, Hosein und Hasein statt Hussein u. s. w. geschrieben. A. d. R.

**) Ein Wort, das nur unter den indischen Moslemin bekannt ist, und das „Haus des Imams“ bedeutet. Es sind schwarz ausgeschlagene Gemächer, wo das Grab Husseins köstlich ausgeschmückt zu sehen ist. Es versteht sich, daß nur die Reichsten solche Gemächer, in denen sie das Martyrthum Husseins beweinen, halten können. Solche Leute lassen sich auch bisweilen nach ihrem Tode in dieses Imambara begraben. s. Asiatic Journal, Januarheft. S. 51. A. d. R.

*) Hassan und Hussein Brüder. Die Schiiten tragen einen so großen Abscheu gegen den Feldherrn, der, auf Befehl des Kaliphen Yezid, Hussein hinrichtete, daß sein Name Schimar ein Schimpfname geworden ist. A. d. R.

Goattur auf flachen Schüsseln, nebst niedlichen, meist selbst verfertigten und nach verschiedenen Mustern in Gold und Silber gestickten Beuteln herumgereicht; diese Beutel werden Buttuah und Jhambanies genannt. Schmuck und Putz, das größte Vergnügen der indischen Frauen, wird von der ersten Stunde der Trauerzeit an, bis zu ihrem Ende, gänzlich bei Seite gelegt. Ich kenne keine Nation, deren Frauen so sehr am Schmuck hängen, als die der Indier, und diese so verzeihliche Schwachheit wird von ihren Männern und Eltern begünstigt. Man kann den Wohlstand einer Familie durch einen einzigen Blick auf die erste Frau des Sihnanah beurtheilen, die es selten unterläßt, dadurch, daß sie selbst bei gewöhnlichen Gelegenheiten allen ihren Schmuck von edeln Metallen und Juwelen zur Schau trägt, ihrem Manne Ehre zu machen. Die Männer jeden Standes sind stolz auf den Schmuck ihrer Frauen, und selbst die ärmsten verspotten jedes Geschmeide, das nicht aus ächtem Gold oder Silber besteht, was sie sehr gut zu unterscheiden wissen. Alle diese Zierden, die sie so gern tragen, werden am ersten Tage des Moharrems, sobald der Mond aufgeht, bei Seite gelegt, das Haar aufgelöst und ungeordnet herabhängend getragen; die farbigen Peijaamahs und Diputtahs nebst jedem ihrer gewöhnlichen Kleidungsstücke werden abgelegt, und mit einem Trauergewand vertauscht, das von schwarzer, grauer, grüner oder Schieferfarbe ist; Wittwen tragen, von dem Tage an, wo ihr Mann starb, weiß, und behalten diese Kleidung ohne irgend einen Schmuck, während ihres ganzen Wittwenstandes, der gewöhnlich nur mit ihrem Leben endet. Während meines zwölfjährigen Aufenthaltes unter ihnen hörte ich nie, daß eine Wittwe sich wieder vermählt hätte; ungeachtet Dieß durch kein Gesetz verboten ist, so habe ich doch einige Frauen gekannt, denen ihre Verlobten noch vor vollzogener Vermählung starben, und die dennoch ein einsames, dem Gebet gewidmetes Leben einer andern Verbindung vorzogen, obgleich mehrere Bewerber auftraten. Viele Frauen treiben den religiösen Eifer so weit, daß sie ihr Trauergewand die zehn Tage hindurch nicht wechseln, was, da es auf dem bloßen Leib getragen wird, bei warmem Wetter, schon nach dem ersten Tag viele Unbequemlichkeit verursacht. Noch muß ich der strengen Bußübung gedenken, die meine alte Dienerin (Ajah) dem Gedächtniß Hasseins zu Ehren sich auferlegte, und die, da keine Ueberredung sie davon abzubringen vermochte, mich sehr für ihre Gesundheit besorgt machte. Das arme, alte Weib entschloß sich weder einen Tropfen Wasser noch irgend ein anderes Getränk während der zehn Tage zu sich zu nehmen, denn, sagte sie, ihr Imam Hassein und seine Familie habe zu Kraballah auch Durst gelitten, wie sollte also ein Geschöpf wie sie sich mit Wasser erquicken. Dieß ein Beweis von der Gesinnung dieses Volks im Allgemeinen; meine Ayah war ein unwissendes, altes Weib, und doch ehrte sie so ihres Imams Gedächtniß."

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Später bereiste Major Long die nämlichen Gegenden, mehr nach der Gegend von Neu-Mexiko hin. Sein Weg richtete sich hauptsächlich auf La Plata, den Arkansas, und den canadischen Fluß und so kam er an den Fuß der Cordilleren, deren östliche Gränzen er zuerst bestimmte. Auf einer dritten Reise befuhr er den Mississipi und den Fluß Sanglante, dessen Quellen Beltrami kürzlich im See Julie entdeckte, aufwärts. Im Jahre 1812 überstiegen auch Hunt, Crooks und Stewart das Felsengebirg, und William Harmon durchzog auf seiner Reise nach Neu-Caledonien die noch wenig bekannten Gegenden vom 70° bis zum 58° der Parallele. Zu gleicher Zeit wurden die Bassins des Multnomah, des La Plata und des Tacoutsche-Tesse von Jägern besucht.

Die sich von einem Meer zum andern verbreitende Kolonisation ließ bald keine Entdeckung in jenen Gegenden mehr übrig; die merkwürdigsten unsrer Epoche sind die der Wüste Nuttal und der Seen Timpanagos und Tecuayo. Diese Seen, deren Lage unbekannt war, und deren Existenz man selbst bezweifelte, wurden von Handelskarawanen entdeckt, die von St. Louis am Missouri aus, über Santa Fe und Taos, der Biberjagd wegen, nach den Ufern des Multnomah, Colombia und deren zahlreichen Beiflüsse gingen. Jetzt bieten diese Gegenden, die den Reisenden so lange verschlossen waren, Einzelnheiten ausgenommen, nichts Neues mehr; Charten der neuesten Zeit würden gegen ältere gehalten, wegen der verbreiteten Kolonisation, bedeutend verändert erscheinen. Neu-Californien, ein fruchtbares und malerisch schönes Land, ist die einzige Provinz des nördlichen Amerika's, dessen innere Geographie, seiner Missionen und Posten ungeachtet, seit so vielen Jahren noch nicht vorwärts geschritten ist. Die Charte dieses Landes stellt einen großen Raum dar, auf dem kaum die alte Reiseroute Escalante's angegeben ist.

Die eigentlichen Entdeckungen, die dem neunzehnten Jahrhundert noch übrig blieben, waren die schwierigsten und gefährlichsten, nämlich gegen beide Pole hin. Die vom englischen Parlament ausgesetzten Preise führten im Jahr 1746 W. Moor, F. Smith und Ellis in die Bai Welcome und den Wagerfluß und Christopher im Jahre 1761 in den Chesterfield Paß. Im Jahre 1776 suchte Phipps die Straße nach dem Pol, und gelangte bis Spitzbergen unter 80° 48′ der Breite. Kerguelen war, jedoch erfolglos, der einzige Repräsentant Frankreichs in jenen Regionen. Alle diese Versuche ergaben kein entscheidendes Resultat; doch in unsern Tagen zeigten die Reisen von Roß und Buchan, durch die die Existenz der Baffinsbai erwiesen wurde, die Reisen Parry's, der die englische Flagge auf der Insel Melville aufpflanzte und Grönland als ein abgesondertes Land darstellte, wie weit ein kühner Seefahrer vordringen könne, und daß die Lösung des Problems einer nordwestlichen Durchfahrt nur von günstiger Witterung abhänge. Die gefahrvollen Reisen Franklins, Richardsons, Back's und Hood's zuerst nach der Mündung des Kupfer- und Mackenzieflusses, und später auf dem ganzen Littoral von Polar-Amerika haben viel dazu beigetragen, das Dunkel jenes Problems zu erhellen, da sie über den nördlichen Ozean vollständige Nachweisungen lieferten, die neue Seeunternehmungen vielleicht unnöthig machen werden. Die letzten Schritte Franklins betraten den Boden in einer Entfernung von nur 50 Meilen von Beechey's Schaluppe, und hätte Richardson nur noch eine kurze Strecke zurückgelegt, so würde er die letzten von Parry gesteckten Gränzen erreicht haben; letzterer mußte darauf verzichten, mit einem Schiff das ewige Eis zu durchbrechen und die

schwimmenden Inseln, die den unerschrockenen Reisenden nach Süden fortrissen, schienen die Schildwachten eines dem Menschen unzugänglichen Heiligthums zu seyn. Im Jahre 1816 war das Schiff der Neptun nur 65 Meilen davon entfernt; ein großer Beweggrund zu neuen Hoffnungen.

Die dänischen Kolonien von Oesterbygd hatten im Jahre 1786 Expeditionen veranlaßt, die von Löwenorn, Egede und Rothe geführt wurden, doch waren diese Unternehmungen des angehäuften Eises wegen fruchtlos. Glücklicher war Scoresby im Jahre 1823; es gelang ihm endlich den größten Theil der östlichen Küsten von Grönland, die er für einen Archipel hielt, der durch die Wirkungen des Klima's zu einem zusammenhängenden Ganzen wurde, zu befahren. Clavering bereiste jene Region auch mit einigem Erfolg, doch war er nicht glücklicher als Buchan und Franklin im Jahre 1818 gewesen waren, als sie die Unternehmung Phipps weiter verfolgten.

Alle Polarunternehmungen stützten sich nothwendig auf die Meinung, daß Amerika von Asien getrennt sey, doch blieb diese wichtige Frage bis zur neuesten Zeit unentschieden. Ungeachtet ähnlicher Unrichtigkeiten in den alten Systemen, die Indien mit dem mittäglichen Afrika, und die vermutheten australischen Länder mit Amerika zusammenhängend angaben, behaupteten mehrere Geographen, und der gelehrte Burney an ihrer Spitze, daß beide Welttheile im Hintergrund des Behringmeers mit einander verbunden seyen. Endlich erwiesen die Reisen Willoughby's und Chancellors, daß Amerika von Europa und die des Baron Wrangel und des Lieutenants Anjou (1822), daß es auch von Asien getrennt ist.

Im Süden haben die Robbenfänger, und die englischen und russischen Seefahrer Smith, Powell, Bellinghausen und Wedell sich dem Pol so weit genähert, daß man Hoffnung hat, ihn einst zu erreichen. Sie entdeckten Neu-Schetland, Terra-Trinitas, die Powellsgruppe, und die Inseln Alexander, Peter und Traversay. Auch die Nordamerikaner haben die Eismeere durchschifft, deren unwirthliche Felsen ihnen herrliches Pelzwerk boten; ihre Beharrlichkeit überwand alle Hindernisse, und ihre Reisen dauern ohne Unterbrechung fort. Sie haben genaue Kenntniß von jenen Gegenden, doch legen Handelsinteressen ihnen Stillschweigen auf.

Die Entfernung Europa's von Amerika wurde früher nicht richtig gewürdigt; vor noch nicht langer Zeit wurde auf einigen Punkten die Breite des atlantischen Oceans um 30 und sogar um 70 Meilen geringer angegeben, während dagegen die Charten der jenseitigen Küsten mehrere Grade des Oceans mitbegriffen. Die ersten Seefahrer ergänzten diesen Mangel zum großen Theil, da sie die Küsten von Amerika kennen lehrten, doch ermangelten ihre Angaben der Genauigkeit, und sie beschrieben, so zu sagen, nur einen großen Rahmen, dessen einzelne Felder nach und nach ausgefüllt wurden, als rivalisirende Nationen die ersten Entdeckungen benutzten. Für die südliche Hemisphäre leisteten die Spanier und Portugiesen den wichtigsten Theil dieser Arbeit; andere Nationen indeß verschafften sich von gewissen Gegenden genauere Kenntniß als die Eroberer und Besitzer des Landes. So lootsten französische Normänner oft die Portugiesen in die Häfen von Brasilien. Die Holländer und Engländer waren die Ersten, die die südliche Spitze des Kontinents umsegelten und Flibustier wie Davis, Dampier, Grogniet, Sharp, Woodes-Rogers, Cowley, Wafer u. a. kannten bald die geringsten Tiefen im Meere der Antillen, und viele Punkte der Küsten von Peru, Mexiko und Kalifornien besser als die Spanier.

Je mehr die Schifffahrt sich vervollkommnete und an Ausdehnung gewann, um so nöthiger wurde es auch, sie durch Verbesserung der irrigen Angaben alter Charten minder gefährlich zu machen. Alle Nationen unterzogen sich nun um die Wette auf dem Gebiet ihrer Kolonien dieser Arbeit, die anfänglich zwar nichts weniger als vollkommen war, doch aber allmählich zu Verbesserungen führte, die durch die bewundernswürdige Erfindung der Seeuhren mächtig befördert wurden. Die Spanier besonders, die seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts in geographischen Kenntnissen sehr zurückgekommen waren, waren genöthigt ihre alten Charten, durch welche die Fremden irre geführt wurden, durch neue zu ersetzen, und deßhalb ihre Seeleute auf Reisen auszusenden, die fast Entdeckungsreisen glichen. Unermeßliche hydrographische Schätze wurden gesammelt, und seit dem Jahre 1797 nach und nach von Espinosa, Bauza und de Navarrette, dem würdigen Herausgeber und Commentator des Kolumbus und seiner Nebenbuhler, redigirt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt Quebec in Unter-Canada, mit ihren Umgebungen.

Von der Zeit an, als Jakob Cartier Canada besuchte, bis dahin, wo die Angelegenheiten der Colonie unter die Oberaufsicht von de Champlain gestellt wurden, hielten sich die französischen Ansiedler ungefähr siebenzig Jahre lang theils am Meere, theils auf den Inseln im Meerbusen von St. Lorenz auf, ohne daß sie es gewagt hätten, auf dem Flusse selbst oder in dessen Nähe sich niederzulassen. Die Wahl der Lage und Erbauung einer Stadt, zur bessern Verwaltung der Kolonie und zur Ausdehnung des Handels, blieb Samuel de Champlain, Geographen des Königs, vorbehalten, welcher von Sieur de Monts dahin abgeordnet wurde, nachdem dieser vom französischen Hofe ein ausschließliches Vorrecht für den Handel zwischen dem Vorgebirge Raze, in Neufundland, und dem vierzigsten Grade nördlicher Breite erhalten hatte. Im Jahre 1608 wählte de Champlain die Lage eines indianischen Dorfes, Stadacone genannt, auf dem Vorgebirge Diamant, und legte daselbst den Grundstein zur Hauptstadt von Neu-Frankreich, welche nach einer Reihe von Unglücksfällen sich endlich zum Range einer der beträchtlichsten Städte in dem nördlichen Theil der neuen Welt erhoben hat.

Ueber den Ursprung des Namens der Stadt ist man eben so wenig einig, als über den des ganzen Landes, und man weiß nicht, ob er aus der algonkinischen, abenakischen oder normännischen Sprache abstammt. Die Fortschritte der Stadt waren nur langsam, weil die Franzosen die Feindseligkeiten der benachbarten wilden Stämme nicht nur unterhielten, sondern auch selbst Theil daran nahmen, wodurch sie sich den Haß der Irokesen zuzogen und genöthigt waren, Quebec gegen ihre Anfälle zu verschanzen. Im Jahre 1629 fiel es in die Hände der Engländer, wurde aber mit ganz Canada 1632 wieder den Franzosen zurückgegeben. Von dieser Zeit an, bis zum Jahre 1663, wo Canada zur königlichen Statthalterschaft ernannt wurde, verwendete man einige Aufmerksamkeit auf die Vergrößerung von Quebec, welches damals zur Hauptstadt des Landes erhoben wurde.

Gegen das Ende des Jahres 1690 machten die Engländer einen andern Versuch, sich der Stadt Quebec zu bemeistern, wobei sie beträchtlichen Verlust erlitten, ohne ihren Zweck zu erreichen. Die Franzosen waren daher darauf bedacht, die Festungswerke zu erweitern, welche seitdem noch mehr vergrößert wurden, und jetzt in einem solchen Zustande sich befinden, daß Quebec mit einigen der festesten Plätze in Europa verglichen werden kann.

Die Lage von Quebec ist außerordentlich groß und majestätisch, und die Stadt amphitheatralisch gebaut. Sie liegt auf einem Vorgebirge, auf dem nordwestlichen Ufer des St. Lorenz, welches durch diesen Fluß und den

St. Charles gebildet wird. Das äußerste Ende dieser Landspitze wird Cap Diamant genannt, und erhebt sich 345 Fuß über den nahe gelegenen Wasserspiegel. Das Vorgebirge besteht aus einem mit Quarzkrystall gemengten Granit, woher es seinen Namen hat, und aus einer Art dunkeln Schiefersteine. An einigen Stellen ist es durchaus senkrecht abgeschnitten und nackt, und an andern, wo der Abhang sanfter ist, bemerkt man einige Stückchen einer bräunlichen Erde, worauf einige verkümmerte Fichten und kriechende Sträucher wachsen. Vom höchsten Theile des Vorgebirges, welcher den St. Lorenz beherrscht, verflacht sich das Land stufenweise bis zum Abgrunde Coteau Ste. Geneviève, welcher über 100 Fuß senkrechte Höhe hat. Am Fuße desselben ist das Land eben bis zum Flusse St. Charles. Die Entfernung durch die Halbinsel von einem Flusse zum andern, im Angesichte der Festungswerke, beträgt 948 Toisen.

Vom Vorgebirge, in nordöstlicher Richtung, nimmt die Höhe des Felsens bis zum Schlosse St. Louis und der großen Batterie nach und nach um 115 Fuß ab. Diese Batterie bekrönt einen senkrechten Abhang, der sich 250 Fuß über die Wasserfläche erhebt und die untere Stadt beherrscht. Diese Anhöhe, welche einen furchtbaren Anblick gewährt, zieht sich, mit wenig Abwechslung, beinahe ganz um die Stadt herum, bis zum Eingange La Porte du Palais genannt, von wo sie bis zum Hügel Ste. Geneviève sich verflacht. Die ganze Anhöhe ist ungefähr acht englische Meilen lang und erhebt sich über das umliegende Land wie eine Insel über den naheliegenden Ocean.

Im Jahre 1759 betrug die Bevölkerung der Stadt Quebec zwischen 8000 und 9000 Seelen, und jetzt ist sie auf ungefähr 20,000 herangewachsen. Die Stadt wird in zwei Theile, in den obern und untern, eingetheilt; der untere Theil ist beinahe mit dem Wasser gleich und steht mit der obern Stadt durch einen engen, sich windenden Weg in Verbindung, welcher mit Feuerschlünden von schwerem Kaliber besetzt ist.

Zu den vorzüglichsten Gebäuden gehören das Schloß St. Louis, das Hôtel-Dieu, das Kloster der Ursulinerinnen, das jetzt in eine Kaserne verwandelte Jesuitenkloster, die protestantische und katholische Kathedralkirchen, die schottische Kirche, der Gerichtshof, das Seminarium, das neue Gefängniß und die Artilleriekaserne. Ueberdieß sind zwei Märkte, ein Exerzirplatz, ein Paradeplatz und eine Esplanade in der Stadt.

Das Schloß St. Louis liegt auf dem vorspringendsten Theile des Felsen, am Rande eines über 200 Fuß hohen Abhanges, und ist ganz von Stein erbaut. Auf der Seite des Abhanges ist es von einem sehr festen Mauerwerke unterstützt, das sich bis zur halben Höhe des Gebäudes erstreckt und oben eine geräumige Galerie hat, von wo man eine prächtige Aussicht genießt. Das Gebäude ist 162 Fuß lang und 45 breit, und ist an jedem Ende mit einem Flügel versehen. Es besteht aus drei Stockwerken, und die innere Einrichtung ist bequem und prächtig. Hier wohnt der Statthalter von Canada, und in einem andern dazu gehörigen Gebäude sind die Regierungs- und Militär-Kanzleien, nebst einer Reihe schöner Gemächer, wo Bälle und andere Belustigungen gegeben werden.

Der Gerichtshof ist ein prächtiges, 136 Fuß langes und 44 Fuß breites Gebäude, das eine prächtige Vorderseite hat. In den Gemächern zu ebener Erde werden die vierteljährigen Sitzungen gehalten. Im ersten Stockwerke ist ein geräumiges Zimmer, wo die Sitzungen der Königsbank, die Vertheidigungsreden, der Appellationsgerichtshof und das Admiralitätsgericht gehalten werden. Das ganze Gebäude ist einfach und bequem, und kann als eine Zierde der Stadt betrachtet werden.

Die protestantische Kathedralkirche liegt nahe am Gerichtshofe und ist vielleicht das schönste Gebäude der Stadt. Sie ist 136 Fuß lang und 55 breit, und ganz von Stein erbaut. Die Architektur ist rein und die innere Einrichtung zierlich und bequem. Der Thurm ist hoch, und weil er mit Eisenblech gedeckt ist und die Kirche im höchsten Theile der Stadt liegt, so sieht man ihn schon von weiter Ferne.

Die katholische Kathedralkirche ist 216 Fuß lang und 108 breit, und das Innere ist vermittelst Bogengängen in ein Schiff und zwei Flügel getheilt. Am Ende des Schiffes befindet sich der große Altar in der Mitte eines kreisförmigen Chors, welcher ungefähr 16 Fuß hoch und mit einem in viereckige Fächer getheilten Tafelwerke versehen ist, wovon jedes einen Zug aus der heiligen Geschichte in erhabener Arbeit enthält. In den Flügeln sind vier verschiedenen Heiligen gewidmete Kapellen. Das Aeußere der Kirche ist ganz geschmacklos und hat weder Symmetrie noch irgend eine hübsche Verzierung. Die Orgel ist gut, und die Kirche kann etwa viertausend Seelen fassen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Ausfuhr der Produkte des Bodens und des Kunstfleißes von England im Jahr 1851 hat die von 1850 in einem Werthe von fünf Millionen Pf. Sterl. überstiegen. Eine so ungeheure Zunahme, bemerkt hiezu ein belgisches Blatt, muß um so mehr in einer Zeit Wunder nehmen, wo Produktion und Absatz in allen Theilen des Kontinents gelähmt sind.

Diese Ausfuhren bestanden in:

	1850	1851
Speck und Schinken	29,250	56,590
Gesalzenem Fleisch	97,975	108,151
Gearbeitetem Kupfer	860,460	998,185
Steinkohlen	515,948	420,992
Baumwollenmanufakturen und Gespinnsten	57,620,658	44,517,642
Leinwand	5,007,890	5,865,190
Seide	1,294,565	1,652,572
Wollenen Stoffen	5,572,490	5,558,709
Eisen	1,748,600	1,871,549

Der Pariser Boeuf gras dieses Jahres hat das Licht der Welt in Cotantin erblickt, wo sein hoher Wuchs, seine Kraft und sein Appetit frühzeitig die Aufmerksamkeit erregten, und Herrn Cornet, der schon seit zehn Jahren Paris mit Boeufs gras versieht, herbeilockten. Dieser kaufte ihn um hohen Preis und ließ ihn auf seine Weiden von Calvados bringen, deren Graswuchs von einer solchen Ueppigkeit seyn soll, daß man einen heute Abend hingeworfenen Stock morgen nicht mehr finden kann, so sehr ist er von den Gräsern überwuchert, die eine Nacht über aufschießen. Nachdem der Sohn von Cotantin hier einige Centner an Fleisch zugenommen hatte, nahm man Bedacht, ihm noch durch Stallfütterung eine gehörige Ründe zu geben, ohne die er sich unter den Fastenochsen unmöglich als würdiger Bewerber zeigen konnte. Zu Poissy in kleinen Tagreisen angelangt, erschien er am 24 Februar auf dem Wahlfelde und schlug alle konkurrirenden Hörnerträger zu Boden. Sein Bruttogewicht wurde 2650 Pf. befunden; er mißt von der Stirne bis zur Schwanzwurzel drei Mètres (über neun Fuß), in der Höhe vom Kreuze aus gemessen ein Mètres fünfundachtzig Centimètres; im Umfange zwei Mètres neunzig Centimètres. Ein Metzger hat den Boeuf gras und zwei von dessen Kameraden um fünftausend und vierzig Franken gekauft, und hofft einen Erlös von sechzehnhundert Franken allein aus den Lendenbraten und Hintervierteln zu gewinnen.

Ein Gerücht, das sich unter den Negern auf Jamaica verbreitete, der König habe eine allgemeine Freilassung der Sklaven befohlen, hatte in den Kirchspielen Saint James und Trelawney einen Aufruhr der Neger zur Folge, wobei fünfzehn Pflanzungen zerstört wurden. Auch in Montego Bay, Westmoreland und andern Orten der Insel fanden gewaltthätige Auftritte statt. Der schnell herbeigeeilten Militärmacht gelang es, die Aufrührer in einigen kleinen Gefechten zu schlagen, worauf mehrere ihrer Anführer hingerichtet wurden und die Ruhe sich allmählich wiederherzustellen begann. Auch einige baptistische Prediger wurden unter der Anschuldigung, die Schwarzen zum Aufstande ermuntert zu haben, in Verhaft gezogen. — Die Sklavenbevölkerung auf Jamaica ist, dem letzten Census vom Jahre 1827 zufolge: im Pfarrspiele St. Katharina 7155, St. Thomas 15,017, St. John 6134, St. Dorothea 4688, St. Mary 25,272, St. Anna 24,884, Vere 7810, Clarendon 17,381, Manchester 17,809, Kingston 5540, Port Royal 6575, St. Thomas in the East 24,454, St. Andrew 14,545, St. David 7656, Port-Land 7557, St. George 12,405, St. Elisabeth 17,494, Westmoreland 21,085, St. James 25,565, Trelawney 22,450, Hannover 26,495 — im Ganzen 315,750. Vor fünfundzwanzig Jahren produzirte diese schöne Kolonie jährlich 130,000 bis 150,000 Fässer Zucker; in den letzten sieben Jahren hingegen im Durchschnitte nur 100,000. Die neuesten Ereignisse werden diese Produktion noch mehr vermindern.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 77. 17 März 1832.

Die Mohammedaner in Indien.

5. Religiöse Gebräuche.

Das Glaubensbekenntniß eines schiitischen Moslem ist folgendes: „Ich glaube an Einen Gott, den höchsten Herrscher über Alle, und ihn allein bete ich an. Ich glaube, daß Mahumud *) ein Geschöpf Gottes des Schöpfers war; ich glaube, daß Mahumud der Gesandte Gottes (des Herrn der Gesandten), und der letzte Prophet war. Ich glaube, daß Ali der Anführer der Gläubigen, das Haupt aller Erben des Gesetzes und der wahre, von Gott eingesetzte Führer war, dem folglich die Gläubigen gehorchen müssen. Auch glaube ich, daß Hasein und Hosein die Söhne Ali's, Ali der Sohn Hoseins, Mahumud der Sohn Ali's, Jaufur der Sohn Mahumud's, Musa der Sohn Jaufurs, Ali der Sohn Musa's, Mahumud der Sohn Ali's, Ali der Sohn Mahumud's, Hasan der Sohn Ali's und Mhidhie (der feste Beweis) Sohn Hasans — auf denen der Segen Gottes ruhe — die wahren Führer der Gläubigen waren, die dem Volke das Wort Gottes verkündeten." Dieses Glaubensbekenntniß wird den Kindern beiderlei Geschlechts gelehrt, sobald sie nur sprechen können, und ihnen durch tägliche Wiederholung so eingeprägt, daß sie es im reifern Alter noch fest inne haben.

Ihre Begräbnißfeierlichkeiten, und die bei diesen vorgeschriebenen religiösen Gebräuche sind folgende: Der Leichnam wird ungefähr sechs Stunden nach dem Verscheiden in einen Sarg gelegt, und unter einem, dem Rang den er im Leben bekleidete, angemessenen Gepränge nach dem Begräbnißplatze gebracht. Ein Zelt oder Kaanaut (Schirmdach) wird auf einem schicklichen Platze, wo Wasser in der Nähe des Grabes fließt, aufgeschlagen, um den Leichnam zu waschen und zur Beerdigung bereiten zu können. Hierauf nehmen sie den Todten aus dem Sarg und waschen ihn; sobald er abgetrocknet ist, reiben sie die Hände, Füße, Knie und die Stirn mit gestoßenem Kampfer, weil diese Theile des Körpers beim Niederwerfen zum Gebet täglich den Boden berühren. Dann wird der Leichnam sehr sauber in Streifen von weißem Kattun gewickelt, auf welche besondere Capitel aus dem Koran **) geschrieben sind; ist Dieß geschehen, so wird er sanft aufgehoben, und so in das Grab gelegt, daß das Gesicht nach Mekka gekehrt ist. Der den Gottesdienst verrichtende Maulvih steigt nun feierlich in das Grab, das viel tiefer und breiter ist als die bei uns gewöhnlichen, und spricht mit lauter Stimme das oben angeführte Glaubensbekenntniß; ist Dieß geschehen, so sagt er: „Diese waren deine treuen und heiligen Führer, o Sohn Adams! (hier wird der Name des Verstorbenen genannt). Wenn nun die zwei Engel, welche sind die Maccurrub *) (Gesandte) des großen und mächtigen Gottes zu dir kommen, so werden sie dich fragen: Wer ist dein Herr? Wer ist dein Prophet? Was ist dein Glaube? Welches ist dein Buch? Wo ist dein Kiblaah **)? Wer ist dein Führer? Dann sollst du den Maccurrub also antworten: Gott der größte in der Herrlichkeit ist mein einziger Herr, Mahumud mein Prophet, Islaaim mein Glaube (Islam bedeutet der wahre Glaube) der Koran ist mein Buch, die Kaabah (das heilige Haus zu Mekka mein Kiblaah —

Imaum Ali, Sohn Abutalibs,
Imaum Hasan und Hosein,
Imaum Ali, genannt Zynul Auberdene,
— Mahumund — Baakur
— Jaufur — Saadick

*) Wir behalten die Schreibart der Verfasserin hier durchgängig bei.

**) Der fromme Muselmann bereitet sich diese Streifen selbst und hält sie immer bereit, um gelegentlich irgend einen Vers oder ein Kapitel aus dem Koran darauf zu schreiben, wie er auf die Stimmung, in der er sich eben befindet, paßt. So sah ich Dieß vom Mier Hadsih Schaab (dem Schwiegervater der Verfasserin), der hiezu ein Stück feinen weißen Cambrik verwendete, den er zu diesem frommen Zwecke von mir zum Geschenke erhalten hatte. Ich war oft schweigender Zeuge, wenn mein verehrter Freund sich damit beschäftigte, Stellen aus dem Buche aufzuzeichnen, nach dessen Vorschriften er lebte. Der Augenblick, wo er von diesem Sterbekleide Gebrauch machen sollte, wurde von ihm nicht mit Furcht, sondern mit inniger Sehnsucht und Ergebung erwartet, denn er baute auf die Gnade Gottes, den er liebte und verehrte.

A. d. V.

*) Maccurrub werden jene Engel genannt, die die Erlaubniß haben, zu allen Zeiten vor Gott zu erscheinen; sie haben Augen vom herrlichsten Glanze. Damit die Muselmänner auf diesen erhabenen Augenblick gefaßt seyn mögen, so haben sie die Gewohnheit, die Antworten an den Engel jeden Abend, wenn Licht angezündet wird, herzusagen, weil, wie sie sagen, das plötzliche Licht Aehnlichkeit mit den Augen des Engels habe. Ich hatte diese Sitte oft bemerkt und glaubte, sie beteten das Licht an, bis ich endlich von der eigentlichen Bedeutung dieses Gebets unterrichtet wurde.

**) Kiblaah ist die heilige Gegend, wohin die Männer ihr Gesicht wenden, wenn sie beten, so wie die Juden sich nach Jerusalem wenden.

Imaum Musa genannt Khazim
— Ali — Rizah
— Mahumud — Al Jawaad
— Ali — Al Hudah
— Hasan — Al Aschkerih
— Mhidhie — der feste Beweis, auf den wir warten —
Alle diese sind meine Führer und meine Vorsprecher, sie liebe ich, ihre Feinde hasse ich in der Welt dieser Erde, und in der Welt der künftigen Ewigkeit."

(Fortsetzung folgt.)

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Ich bin ein Bürger des Staates von Neu-York, und da ich mit den Interessen der Gemeinde, der ich angehöre am meisten vertraut bin, und da diese Gemeinde die größte und wichtigste der ganzen Union bildet, so wird sie für den vorliegenden Zweck am besten als Beleg angeführt werden können. Wenn es uns gelingt, die Abgaben zu bestimmen, die ein Bürger von Neu-York an die Bundesregierung und die Regierung seines Staates zu entrichten hat, so werden wir so ziemlich auch die Staatslasten seiner übrigen Mitbürger geschildert haben.

Die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben des Staates von Neu-York — oder sein Budget, wie es die Revue britannique zu nennen beliebt — können sich im Durchschnitte gerechnet jährlich auf 350,000 Dollars belaufen. Es ist nicht rathsam hier ein einzelnes Jahr zu nehmen, obgleich ich glaube, daß die eben genannte Summe zu groß angenommen ist. Die ordentlichen Ausgaben sind auf 300,000 Dollars angeschlagen, und die außerordentlichen Bedürfnisse können diese Summe bisweilen bis zu 400,000 Dollars steigern; allein ich bin überzeugt, daß in den letzten fünf Jahren die Ausgaben nicht bis zu 350,000 Dollars stiegen. Die Revue britannique hat aus dem Jahresbericht von Neu-York ein langes Verzeichniß von Angestellten und ihren Besoldungen entnommen, um zu beweisen, daß die Amerikaner für gewisse Stellen mehr bezahlen als die Franzosen. Es freut mich, daß diese Thatsache öffentlich bekannt geworden ist, weil sie dienen kann, einen lang gehegten Irrthum zu berichtigen. Die amerikanischen Regierungen sind, wie Jeder weiß, der nur einigermaßen in die Verhältnisse der beiden Welttheile eingeweiht ist, hinsichtlich der Auflagen bei Weitem weniger drückend als die europäischen. Bis jetzt hat man in dem Glauben gestanden, daß diese wohlthätige Oekonomie nur durch kleinliche und engherzige Ersparnisse erzweckt werde, und diese Anschuldigung ist so oft, so lang und so kühn behauptet worden, daß Tausende und Zehntausende von Menschen, selbst in Amerika, daran glauben. In der That aber zahlen die Vereinigten Staaten, mit geringen Ausnahmen, ihre Angestellten weit besser, als irgend ein Staat der Christenheit; und dennoch, wenn man die Resultate betrachtet, und alle Umstände in Erwägung zieht, die diese Frage modifiziren können und müssen, wird man finden, daß die Regierung der Vereinigten Staaten die wohlfeilste von allen bekannten Staaten ist. In finanziellem Betracht sind es diese beiden Wahrheiten, worin ihre Vortrefflichkeit besteht. Die Revue britannique hat Recht in ihren Angaben. Die Vereinigten Staaten zahlen den Offizieren des Heeres und der Marine, den Beamten, Richtern, Kongreßmitgliedern u. s. w. grade so viel, als sie angibt. Die Folge davon ist, daß Diejenigen, welche arbeiten, ordentlich bezahlt werden, wie sie es verdienen; daß sie der Versuchung fern gehalten werden, Ungerechtigkeiten zu begehen, Geschenke anzunehmen, oder sonst Mißbrauch mit ihrer Stellung zu treiben, um leben zu können; und um zu gestehen, daß der Mensch in Amerika nicht vollkommener ist, als anderswo in der Welt, füge ich noch hinzu, daß diese Politik treffliche Früchte trägt. Allein wozu hilft es, die besondern Besoldungen einzelner Staatsdiener anzuführen, wenn man nicht beifügt, daß sie ungeachtet ihrer Höhe, doch alle im Budget mitbegriffen sind? Der obenerwähnte Jahresbericht gibt die Gesammtausgabe der Bundesregierung im laufenden Jahre, mit Ausnahme der Staatsschuld, auf 13,228,065 Dollars an, und also kommt nicht einmal ein ganzer Dollar auf den Kopf, und doch hat man das Mittel zu finden gewußt, dem Sekretär des Senats Walter Lowrie 15,900 Franken Besoldung zu geben! *)

Doch es ist endlich Zeit, auch einige Berechnungen nach meiner Art zu geben, wobei ich das laufende Jahr annehme, und mich auf „Williams Register" stütze, das auch die Revue britannique zur Grundlage ihrer Behauptungen wählte.

	Dollars	
Ordentliche und außerordentliche Ausgaben der Union	13,228,065	
Interessen der Staatsschuld . .	1,500,000	
Bevölkerung am 1 Julius 1831 13,250,000	14,728,065	$\left(111\frac{2,056,500}{13,250,000}\right.$

Der Quotient ist in Cents ausgedrückt. Ein Cent ist bekanntlich der hundertste Theil eines Dollars und verhält sich zum Sou wie 100 zu 93. Uebrigens bemerke ich hier, daß ich alle Zahlenansätze vermieden habe, die nicht unmittelbar auf die vorliegende Frage Bezug haben.

Wenn somit die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben der Union 13,228,065 betragen, so kommt hiezu noch die durch Gesetz zur Abzahlung der Staatsschuld bestimmte Summe von 10,000,000 Dollars, woraus eine Gesammtausgabe von 23,228,065 Dollars hervorgeht, die mit der Bevölkerung von 13,250,000 Seelen dividirt als Quotienten $175\frac{4,056,500}{13,250,000}$ Cents gibt.

Der Betrag eines jeden Einwohners der Vereinigten Staaten zu den ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben der Union, mit Einschluß der Staatsschuld, beläuft sich also auf $175\,^{1}/_{3}$ Cents oder 9 Fr. 9 Sous.

Nun zu den ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben des

---

*) Diese Thatsachen sollten, denken wir, jene ökonomischen Schreier über die hohen Besoldungen der Staatsdiener zum Schweigen bringen, aber auch gewissen Regierungen, die sich mit ihrem ökonomischen Systeme brüsten, wenn sie einigen untergeordneten Beamten an ihren Besoldungen abzwacken, den Staar stechen.

Anm. d. R.

Staates Neu-York allein. Diese beliefen sich im Jahre 1831 auf 550,000 Dollars. Die Bevölkerung des Staates war am 1 Julius 1831 2,000,000, mit denen die erst genannte Summe dividirt als Quotienten 17½ Cents oder 19 Sous ergibt. Die Abgaben eines Neu-Yorker Bürgers an seinen Staat und an die Unionsregierung beliefen sich also:

An die Union mit Staatsschuld und Interessen auf	9 Fr.	9 S.
An seinen Staat		19 S.
	10 Fr.	8 S.
An die Union bloß mit Einschluß der Interessen	6 Fr.	
An seinen Staat		19 S.
	6 Fr.	19 S.
An die Union ohne Staatsschuld	5 Fr.	7 S.
An seinen Staat		19 S.
	6 Fr.	6 S.

Ohne behaupten zu wollen, daß meine Anschläge ganz genau seyen, wozu es mir an den nöthigen Quellen fehlte, darf ich mir doch schmeicheln, daß sie als allgemeine Kalkuls der Wahrheit so nahe kommen, als es zu verlangen ist. Mein Anschlag der Bevölkerung ist nach den bekannten Prinzipien gemacht. Die Union hat vom Julius 1820 bis zum Julius 1830 um 3,218,366 Seelen zugenommen, was im Durchschnitte auf ein Jahr eine Bevölkerungszunahme von 320,000 Seelen gibt. Es ist einleuchtend, daß der Einwohner Zuwachs in einem neuen Staate wie Amerika nur im Verhältniß zu seiner primitiven Bevölkerung vor sich geht, und es ist wahrscheinlich, daß wenn in den ersten zehn Jahren die jährliche Zunahme unter 320,000 Seelen stehen blieb, diese Zahl in den folgenden Jahren größer seyn mußte.

Wenn ich also die jährliche Zunahme der Bevölkerung gegenwärtig auf 400,000 Seelen annehme, so glaube ich mich hiebei nicht sehr von der Wahrheit entfernt zu haben. Die Volkszählung im Julius 1830 ergab eine Seelenzahl von 12,856,497; fügen wir also für 1831 noch 400,000 hinzu; so dürfen wir die Bevölkerung der Vereinigten Staaten im Julius 1831 auf 13,256,497 Einwohner anschlagen. Meine Berechnungen sind, wie man oben gesehen hat, auf eine Bevölkerung von 6,497 Seelen weniger gestellt. Was Neu-York betrifft, so fand hier eine Zählung im Jahre 1825 statt, die als Resultat eine Seelenzahl von 1,616,458 ergab. Die Zählung von 1830 wies eine Einwohnerzahl von 1,913,503 nach. Die Zunahme betrug also in fünf Jahren 297,045, was im Durchschnitt auf das Jahr 59,409 Seelen gibt. Nach diesem Prinzip fortgerechnet läßt sich die Bevölkerung des Staates im Julius 1831 auf 2,000,000 annehmen.

Ueber die innere Verwaltung des Staates Neu-York finde ich nöthig, noch Folgendes beizufügen. Der Staat besitzt mehrere Fonds, die völlig sein Eigenthum sind; aber er hat noch einen speziellen Fonds, der fast für die Hälfte der Staatsausgaben hinreicht. Es sind jetzt zehn Jahre her, als der Staat eine große Unternehmung begann, die, ungeachtet der unermeßlichen politischen und sozialen Vortheile, die sich daran knüpften, das Gepräge einer Geldspekulation zu tragen schien. Man entwarf damals nämlich den Plan zu einem Kanalisationssysteme, der seitdem in Vollzug gesetzt worden ist. Man entlieh Geld auf den Staat und verpfändete zur Sicherheit die Einkünfte der Salzquellen, die Auktionsgefälle und die auf die Kanäle selbst vorausgezogenen Abgaben. Ohne die Verpfändung dieser Gefälle würde Neu-York zur Bestreitung seiner Staatsausgaben weder nöthig gehabt haben, eine Steuer noch sonst eine Abgabe zu erheben. Auch erhob man wirklich seit dem Jahre 1826 keine Steuer irgend einer Art; erst im verflossenen Winter erhob man als solche ein halbes Tausendtheil von dem Dollar, da das übrige Staatseigenthum für die öffentlichen Ausgaben hinreichte. Bekanntlich geschieht in den Vereinigten Staaten der Steueransatz wie für einen gezwungenen Verkauf, was die wirkliche Steuer fast um die Hälfte vermindert. Da die Abgabe auf ein Zweitausendtheil vom Dollar angesetzt war, so kann man mit Gewißheit annehmen, daß sie in Betracht des wirklichen Werthes des Eigenthums, nur ein Dreitausendtheil ausmachte, wenn anders nicht noch weniger. Wenn man den Betrag der Abgaben des Staates Neu-York in den letzten zehn Jahren berechnet, während deren die Steuern ein Tausendtheil, ein Zweitausendtheil betrugen, bis es endlich gar keine Auflage mehr gab, so fühle ich mich geneigt zu glauben, daß der Bürger jährlich nicht mehr als ein Zehntausendtheil von seinem Eigenthum entrichtete.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ministerium Richelieu und Decazes.

(Zweites Fragment aus den so eben in Paris erschienenen Memoiren eines Staatsmannes über die Restauration.)

"Nachdem der Herzog von Richelieu das Ministerium angenommen hatte, beschäftigte er sich mit der Bildung des Kabinets: es war für ihn eine schwere Aufgabe, da er in Frankreich so zu sagen ein Fremdling war, und weder die Menschen noch die Staatsbedürfnisse kannte. Der Graf von Artois hatte ihm kurz vor dem Wechsel des Ministeriums eine Liste zugestellt, auf der folgende Namen verzeichnet standen: der Herzog von Feltre für das Departement des Krieges, d'Herbouville oder Vaublanc für das Innere, der Präsident de Grosbois für die Justiz, Julius von Polignac oder Bourrienne für die Polizei, Dubouchage für das Seewesen. Für das Ministerium der Finanzen war Niemand bezeichnet; man hätte zu demselben gern Herrn von Vitrolles erhoben gesehen.

Mittlerweile hatte sich Herr Decazes zu dem Herzog von Richelieu begeben, um ihn in seinem Entschluß, die Präsidentschaft des Conseils zu übernehmen, zu bestärken. Julius von Polignac befand sich eben bei dem Herzog und entfernte sich einen Augenblick. Herr von Richelieu eröffnete eine Unterredung, die sich im Allgemeinen über die Schwierigkeit seiner Stellung verbreitete; er verhehlte Herrn Decazes nicht, daß er auf ihn für das Ministerium der Polizei seine Augen geworfen habe. Herr Decazes überrascht von dieser unerwarteten Eröffnung, lehnte es anfangs ab. Herr von Richelieu erwiderte: „Wem soll ich es also übertragen? Ziehen sie es vor, unter Polignac, Bourrienne oder gar Anglès Präfekt zu seyn?" Diese Bemerkung bestimmte sogleich Herrn Decazes Entschluß; er nahm es an. Nun ging man an die Erörterung des Ministerverzeichnisses: Herr von Vaublanc stand noch im Rufe von der constituirenden Versammlung her; Herr von Herbouville hingegen hatte sich unter dem Kaiserthum einige Blößen gegeben; man zog Herrn von Vaublanc vor. Eben so wurde für die Justiz Herr von Marbois, ein Mann, der in einigem Ruf der Strenge stand, Herrn von Grosbois vorgezogen. Eine telegraphische Depesche gab den Befehl, von Lyon aus an Herrn von Vaublanc einen Kourier zu senden. Herr Decazes begab sich zu einem seiner politischen Freunde, um ihn von der Zusammensetzung des neuen Ministeriums zu benachrichtigen. Als er den Namen Vaublanc aussprach, rief dieser Freund: „Was haben Sie gethan? Kennen Sie nicht Herrn von Vaublanc? Welche Schwierigkeiten schaffen Sie sich durch ihn?" Herr Decazes hierüber aufgeklärt, kehrte zu dem Herzog von Richelieu zurück; allein die Depesche war schon abge-

gangen. Herr von Marbois, der anfangs das zugedachte Ministerium abgelehnt hatte, nahm es noch an demselben Abende an. Die Herrn von Feltre und Dubouchage wurden gleichfalls Minister. Man machte Herrn Louis einige Anträge, die Finanzen zu behalten; allein er schlug es aus, da er nicht sein System aufgeben wollte; indeß bezeichnete er den Grafen Corvetto, als den fähigsten Mann, der ihn ersetzen könne.

Um diesem Kabinet eine etwas mehr ausgesprochene Farbe zu geben, ernannte man Herrn Bertin de Veaux, einen Mann von ausgezeichnetem Geist, zum Generalsekretär des Polizeiministeriums. Herr D'Herbouville erhielt die Generaldirektion der Posten; Herr Labarie, ein glühender Royalist, wurde Generalsekretär des Krieges unter dem Herzog von Feltre. Herr von Barante erhielt einstweilen bis zur Ankunft des Herrn von Vaublanc das Ministerium des Innern; Herr Anglès, ein Mann von vieler Mäßigung, übernahm die Polizeipräfektur; die Herrn Barrairon und Saint Cricq, ausgezeichnete Geschäftsmänner, erhielten die zwei Generaldirektionen des Enregistrement und der Douanen; später wurde Herr von Barante, der sich mit Herrn von Vaublanc nicht verständigen konnte, zum Generaldirektor der indirekten Auflagen ernannt.

Das Kabinet, das sich auflöste, erhielt Beweise, daß es nicht in völlige Ungnade gefallen war, die sieben Minister bekamen eigenhändige Briefe von dem Könige, worin er ihnen für ihre Dienste dankte. Der Entwurf dieser Handschreiben war anfangs von Herrn Bertin de Veaux angefertigt, aber nicht genehmigt worden. Man kam über einen andern überein, und alle abgehenden Minister wurden, mit Ausnahme des Herzogs von Otranto, zu Staatsministern ernannt; die meisten erhielten das große Band der Ehrenlegion. Herrn von Talleyrand wurde der Titel eines Großkammerherrn zu Theil, einer hohen Palastwürde mit einem Gehalte von 100,000 Franken. Die Verleihung dieser Würde bildete den Gegenstand einer langen Unterhandlung. Der Herzog von Richelieu trug dazu bei, die persönliche Abneigung des Königs zu überwinden. Er sagte es wiederholt: „es sey unmöglich Herrn von Talleyrand wie einen andern Minister zu entlassen; er habe im Jahre 1814 den Bourbonen zu viele Dienste geleistet, als daß man ihm nicht eine große Belohnung zu Theil werden lassen könnte.“ Alles mischte sich darein, selbst der Herzog von Wellington. Der Herzog von Otranto, der wohl einsah, daß er nicht in Frankreich bleiben könne, und sich vom Herrn von Talleyrand nach seiner Entlassung die Stelle eines Gesandten in Dresden ausgewirkt hatte, besaß zu viel Instinkt, um hinsichtlich seiner Stellung den Versprechungen der königlichen Garantie zu trauen, und ging auf der Stelle nach seinem Posten ab. Seine Pässe lagen schon bereit; einige Tage später würde er verhaftet worden seyn.

Hier einige Bemerkungen über das neue Kabinet. Der Herzog von Richelieu hatte durch sein Gouvernement von Odessa den Ruf großer administrativer Geschicklichkeit erworben. Er hatte seine Laufbahn unter jenen abenteurlichen Edelleuten begonnen, die in den Reihen der Russen, unter den Mauern von Ismailoff, Ruhm und Gefahr aufgesucht hatten. Er hatte sich dort ausgezeichnet und nach dem Ausbruch der Revolution seine Stelle in dem moskowitischen Heere behalten, bis ihn Alexander zum Gouvernement der Krimm und von Odessa berief. Der Handel, das Aufblühen, das Leben dieser einst verödeten Gegenden war sein Werk. Er erwarb sich in hohem Grade das Vertrauen und die Freundschaft des Czaaren, der ihn oft besuchte und seine Bemühungen unterstützte. Im Jahre 1814 war er nach Frankreich zurückgekehrt, ohne sich viel in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen. Herr von Richelieu besaß keinen Geist von großem Umfang, aber eine außerordentliche Leichtigkeit im Arbeiten, eine jeder Probe gewachsene Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit. Loyal und stets von edler Gesinnung war die Wohlfahrt des Landes für ihn eine Leidenschaft. Aber dieses Land kannte er nur unvollkommen; die Regierung eines großen Staates war weit verschieden von der Verwaltung von Odessa. Man befand sich in der Zeit einer politischen Krisis; entzügelten Leidenschaften, jenen Wogen der Meinungen gegenüber, welche die erhabensten Charaktere über das Wahre und Rechte hinausstoßen. Herr von Richelieu ließ seinen Kollegen viel zu thun, da er sich die auswärtige Frage allein und die Gebietsabtretungen, die für ihn ein Gegenstand seiner hochherzigsten Bemühungen und des edelsten Nachdenkens wurden, vorbehielt.

Ich komme nun auf Herrn Decazes zu sprechen, auf dieses wunderbare Glückskind der Restauration; diesen jungen Mann, der aus dem Volke hervorgegangen, fünf Jahre lang das Konseil und die Gedanken Ludwigs XVIII beherrschte. Herr Decazes hatte als Polizeipräfekt Geist, Eifer, Thätigkeit bewiesen; er hatte mit allem Feuer der Jugend die Forderungen der Fremden zurückgewiesen, die öffentlichen Kassen zweier Präfekturen gerettet, und der Baron Müffling ihm ein vortheilhaftes Zeugniß seines muthigen Widerstandes ertheilt. Die royalistische Partei hatte sich ihm aus Mißtrauen gegen den Herzog von Otranto genähert; die Polizei in den Händen eines Regicide war nicht geeignet, die monarchischen Befürchtungen zu zerstreuen. Der Herzog von Otranto und Herr Decazes mochten sich nicht leiden; beide standen sich argwöhnisch gegenüber. Im Monat August des Jahres 1815 schrieb ein Staatsminister, der damals bei Hofe in großem Kredit stand, an Herrn Decazes: „Der König hat kein Vertrauen in den Herrn Herzog von Otranto, und wünscht, daß Sie Ihre Berichte unmittelbar an ihn erstatten; haben Sie die Güte, dieselben an mich gelangen zu lassen, um sie den Augen Sr. Majestät vorzulegen.“ Herr Decazes ging darauf ein. Einige Zeit darnach ließ der Polizeiminister Herrn Decazes rufen und bedeutete ihm, daß man einen Versuch gemacht habe, den Kaiser Alexander zu vergiften. „Der König ist voll Besorgniß, fügte der Minister hinzu, ich wünsche, daß Sie selbst ihm Rechenschaft von Ihren Schritten geben; Sie werden im Kabinet Zulaß finden.“ Herr Decazes begab sich zum Herrn von Nesselrode; Bestürzung herrschte im Hoflager des Kaisers. Die vorgenommene Untersuchung ergab, daß eine Bouteille, die in der kaiserlichen Speisekammer stehen gelassen worden war, eine Substanz enthielt, die zur Reinigung der Möbeln diente. Der Hof des Kaisers wurde so wieder beruhigt und Herr Decazes begab sich in die Tuilerien, wo er unverzüglich in das Kabinet eingeführt wurde und dem Könige von seinem Auftrag Bericht erstattete. Ludwig XVIII, der gute Nachrichten gern hören mochte, war davon entzückt: „Es freut mich, mein Herr, sagte er, einen so verständigen Polizeipräfekten zu haben; Sie werden mir auch künftighin über wichtige Ereignisse in meiner Hauptstadt Bericht erstatten.“

Decazes machte dem König bemerklich, was ihm Herr von Vitrolles von seiner Seite geschrieben hatte. „Ja, sagte Ludwig XVIII, ich wiederhole es, ich will keine Zwischenperson; wenn Sie etwas Wichtiges mitzutheilen haben, so wenden Sie sich unmittelbar an mich.“ Hierauf fragte der König mit seinem bezaubernden Ton der Vertraulichkeit nach einigen Familienverhältnissen des Herrn Decazes: „Sind Sie ein Verwandter der schönen Madame Caze, der Gemahlin des Generalpächters?“ — „Nein, Sire“ — „Gut, sagte der König lächelnd, man braucht nicht der Verwandte einer schönen Frau zu seyn, um ein trefflicher Polizeipräfekt zu seyn.“ Von diesem Augenblicke an suchte Herr Decazes sich durch seinen Eifer die Freundschaft des Königs zu erwerben. Ludwig XVIII liebte die Popularität; Decazes sorgte, daß seine Spazierfahrten nicht gestört wurden. Nie ereignete sich etwas, das dem Könige Besorgnisse eingeflößt hätte. Die kleinen Berichte, die Decazes erstattete, dienten nicht selten zur Erheiterung des Königs; denn Ludwig XVIII liebte wie alle Könige die Offenbarungen der Polizei.

(Schluß folgt.)

Phrenologische Untersuchung.

Die phrenologische Gesellschaft in London hat die Schädel der wegen „Burkerns“ hingerichteten Williams und Bishop untersucht und gefunden, daß der Kopf des erstern einen völligen Mangel hatte an den Organen des moralischen Gefühls, des Wohlwollens, der Ehrfurcht, Gewissenhaftigkeit, geistiger Kraft und Idealität oder des Schönheitsgefühls in Natur und Kunst; dagegen waren ungewöhnlich ausgebildet vorhanden die Organe der Begier, der Habsucht, Zerstörungssucht, der Heimtücke und Streitlust. Der Kopf Bishops ist viel kleiner, als der seines Genossen; die intellektuellen und moralischen Kennzeichen sind kaum angedeutet, während die Organe der thierischen Triebe sehr ausgebildet erschienen. Der kleinere Kopf Bishops stimmt auch zur Thatsache, daß Williams es vorzüglich war, der jenen zu den abscheulichsten Verbrechen verleitete, für die sie endlich auf dem Schaffotte büßten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 78. 18 März 1832.

Die Mohammedaner in Indien.

2. Religiöse Gebräuche.

(Fortsezung.)

Nach diesem Gebete fährt der Maulvih fort: „Wisse denn o Mann (hier wird sein Name wiederholt) als Wahrheit, daß Gott, den wir verehren, der einzige und alleinige, große, herrliche, höchste und mächtige Gott, der einzige wahre Gott über alle Herren der Erde ist, Wisse auch, daß Mahumud der beste unter allen Propheten des Herrn ist; daß Ali und seine Nachfolger (hier wird der obige Stammbaum abermals aufgezählt) die besten unter allen Führern waren; daß Alles, was von Mahumud kommt, wahr, daß der Tod wahr ist; daß die Fragen Munkih's und Neikih's (der zwei Engel) wahr sind; daß die Zerstörung, die Brücke von Siraat, die Wage, das Schauen in das Buch, daß Himmel und Erde, die Hölle und der Tag des Gerichts Wahrheiten sind. An allen diesen Dingen ist kein Zweifel, alle sind wahr, so wie daß Gott, der große und herrliche, alle die Todten aus ihren Gräbern rufen wird.“ Nun liest der Maulvih folgendes Gebet oder Einsegnung, die man das Duar-Gebet nennt: „Möge Gott, unser Herr, unermeßlich in seiner Gnade. Dich im wahren Glauben beschützen, möge er Dich auf den Pfad der Vollkommenheit leiten, möge er Dir Kenntniß von ihm und seinen Propheten verleihen; möge der gnädige Gott für immer mit Dir seyn, Amen.“ Ist Dieß geschehen, so steigt der Maulvih aus dem Grabe, entfernt sich langsam in gerader Linie 40 Schritte von demselben, kehrt dann um, und geht, mit denselben gemessenen feierlichen Schritten wieder zum Grab, tritt an den Rand desselben und betet: „O großer und mächtiger Gott, wir flehen Dich in Demuth an, lasse Deinem hier ruhenden Knechte die Erde leicht seyn, nimm seine Seele zu Dir, und lasse sie vor dir Gnade und Vergebung finden.“ Alle Anwesenden sprechen am Schlusse dieses Gebetes: „Amen, Amen,“ und hiermit ist die Feierlichkeit zu Ende. Das Grab wird nun mit Erde bedeckt, und die 40 Tage der Trauer hindurch, ganz Arme ausgenommen, Tag und Nacht nicht unbewacht gelassen. Koranleser werden für diesen Dienst bezahlt; vornehme Familien lassen die Gräber ihrer Angehörigen oft jahrelang von solchen Miethlingen bewachen, die hier beständig den Koran lesen müssen, wobei sie sich von Zeit zu Zeit bei Tag und Nacht ablösen. Die Muselmänner glauben, daß, sobald der Maulvih das Grab verläßt, die Engel zu dem Todten treten, und ihn über seinen Glauben befragen, deßhalb entfernt sich der Maulvih 40 Schritte von dem Grab, um den Engeln Zeit zu lassen, ihren Auftrag zu vollziehen. Der Glaube ist allgemein, daß Mhidhie, der feste Beweis, wie sie ihn nennen, einst wieder auf die Erde kommen werde; sie geben vor, Prophezeiungen zu haben, die ihnen verheißen, das Jahr 1260 der Hedschra werde das Jahr seiner Wiederkehr seyn. Die Sunniten sagen, dieser Imam solle noch geboren werden; die Schiiten glauben an ihn als den Messias, und Einige sind der Meinung, er lebe noch auf der Erde in Wüsten und Wäldern, und Viele gehen so weit zu behaupten, daß Mhidhie jährlich unerkannt das heilige Haus zu Mekka zur Zeit des großen Opfers besuche, doch wissen sie für diese Meinung keinen Grund anzugeben. Auch haben sie eine Prophezeiung, auf die sie mit vieler Zuversicht bauen; sie heißt: „Wenn die vier Viertheile des Erdballs von Christen bewohnt sind, und wenn die Christen sich den Gränzen von Kabaah nähern, dann habet Acht auf den Imam, der da kommen wird.“ Nun besteht unter ihnen der allgemeine, auf die Autorität ihrer gelehrtesten Schriftsteller gegründete Glaube, daß Imam Mhidhie Christus bei seinem zweiten Erscheinen auf der Erde begleiten, und mit ihm vereint, Sünde und Laster von der Welt vertilgen werde, worauf dann, wie sie fest überzeugt sind, alle Menschen Eines Sinnes und Eines Glaubens seyn werden.

(Schluß folgt.)

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

6. Schlußbemerkungen über die Provinz Minas Geraes.

(Fortsezung.)

Die Strafen gegen die Schleichhändler wurden verdoppelt, und späterhin hoffte man durch die Fiscalisation eines jeden Bergmannes, ein wichtiges Hinderniß gefunden zu haben, obwohl sich kein günstiger Erfolg durch Vermehrung der Einnahme zeigte. Von Villa Ricca angefangen, bis Serro do Frio gerieth jedoch der Bergbau immer mehr in Verfall, und die Menschen in gänzliche Verarmung, von welchen viele Haus und Hof verließen, und nach den grasreichen Ebenen des Rio de St. Francisco zogen, um dort Viehzucht zu treiben. Erkundigt man sich bei den Bergleuten selbst um die Ursache ihrer zunehmenden Verarmung, so erhält man die

ungeräumtesten Antworten, und hört die ungemeine Klage, daß die Lager und Flüsse täglich ärmer an Gold würden. Dem Sachkundigen kann der Ungrund dieser Behauptung nicht entgehen; er konnte vielmehr seit langer Zeit voraussehen, daß alles so kommen müsse. Es fehlte den Einwohnern an allen Einsichten, das immer schwieriger zu gewinnende Gold seiner natürlichen Lagerstätte zu entziehen; sie begnügten sich, die Dammerde gleichsam nur oberflächlich aufzuritzen, und das leicht zu gewinnende Gold ohne Mühe abzuschöpfen, während sie die Hauptgänge und die reichsten Lager nicht allein unangetastet ließen, sondern sie mittelst der Schwemm-Methode, durch die weggeführten Erden bedeckten, und die reichsten Flußbette verschütteten, so zwar, daß es ihnen ganz unmöglich seyn wird, auf die gewöhnliche barbarische Weise jemals zu diesen Lagern zu kommen. Manche Bergwerksbesitzer hofften durch den Ankauf vieler Negersklaven ihren Arbeiten aufzuhelfen, und waren, da diese keinen günstigen Erfolg hatten, entweder genöthigt, ihre Arbeiten einzustellen, oder alles hinzugeben, um ihre Gläubiger zu befriedigen. Gegenwärtig hat das Verbot, ferner afrikanische Neger in Brasilien einzuführen, dem Bergmanne die letzte Hoffnung geraubt, sich auf dem gewöhnlichen Wege wieder emporzuhelfen, da diese nicht allein um das Doppelte und Dreifache im Preise steigen, sondern zuletzt sehr schwer zu erhalten seyn werden, und man kann voraussagen, daß, wenn die Regierung nicht sehr zweckmäßig einschreitet, und thätige Hülfe leistet, in einem Zeitraum von 50 Jahren der Bergbau in Minas Geraes gänzlich eingehen, und der größte Theil der Bergleute die Gegend verlassen wird. *) Will man diesem Ereignisse vorbeugen, so ist es unbedingt nöthig, das gegenwärtige bergmännische System gänzlich abzuschaffen, und durch eine neue Gesetzgebung umzugestalten. Die goldhaltigen Distrikte dürfen nicht vereinzelt werden, besonders muß man dem einzelnen Bergwerksbesitzer den willkürlichen Betrieb des Bergbaues nicht mehr überlassen; man muß sachkundige Bergleute aus Europa verschreiben, diesen ein Bergwerk anweisen, und von jeder Lavra **) Neger dahin schicken, um in dem geregelten und praktischen Bergbaue unterrichtet zu werden. Ueber den ganzen Bergwerks-Bezirk muß endlich eine Verwaltung gesetzt werden, mit der ausdrücklichen Bedingniß, daß vom Direktor angefangen, bis zu dem geringsten der Angestellten, alle theoretisch und praktisch gebildete Bergleute sind. Im Anfange darf nicht ein einziger der gegenwärtigen Bergbauoffiziaten bei der neuen Verwaltung angestellt werden; denn nicht allein, daß sie sämmtlich so unwissend sind, als irgend einer der brasilianischen Bergleute, so kann man überdieß versichert seyn, daß sie, erklärte Feinde der Ordnung, einer Thätigkeit erfordernden Ausübung ihres Dienstes, und einer unumgänglich strengen Kontrole, sich durchaus öffentlich, oder durch boshafte heimliche Intriguen, allem widersetzen werden, was zum Besten des brasilianischen Bergbaues angeordnet und unternommen wird. Daß die portugiesische Regierung nicht schon vor Jahrhunderten diesem wichtigen Zweige des Nationalwohlstandes ihre Aufmerksamkeit zuwendete, ist nicht zu verwundern. In der Zeit ihrer größten Macht beschäftigte sie sich nur mit Eroberungen und Schifffahrt, und gelangte dadurch für einige Zeit in den Besitz des Welthandels und unermeßlicher Reichthümer. Portugals Colonien in Ostindien, waren damals seine wahren Goldgruben, und Brasilien ein junges Reich, welches man nur wenig achtete, und welches statt zu geben dem Staate große Summen kostete, da mehrere Nationen nach seinem Besitze strebten. Als dieses Land später an Wichtigkeit zunahm, und der größte Theil der ostindischen Kompagnie verloren ging, begnügte man sich mit dem vielen Golde, welches der Handel und der Druck der Monopole aus Brasilien zogen, ohne sich zu unterrichten, wie diese Schätze der Erde und den Flüssen abgewonnen wurden. Zufrieden, Kirchen und Klöster zu bauen, und ein Heer träger Pfaffen zu bereichern, sah man Brasilien als eine unerschöpfliche Goldgrube an, deren Versiegen das neue Kaiserreich jetzt theuer büßen muß.

*) Englische Minengesellschaften werden dann an ihre Stelle treten, und wenn sie den Bergbau nach wissenschaftlichen Grundsätzen treiben, kann nur ein sehr günstiger Erfolg ihre Unternehmungen lohnen.

**) Unter diesem Worte versteht man jede Art des Vorkommens des Goldes, worauf eine Person durch den Lehnbrief zur Arbeit berechtiget ist.

Um über diesen Gegenstand nicht zu weitläufig abzuhandeln, genüge es, zu bemerken, wie die Belehnungen eines Golddistriktes statt fanden. Der Entdecker erhielt den ersten Theil des von ihm aufgefundenen Goldlagers, welchen er selbst wählen konnte. Dieses, welches nicht über 90 Quadratklafter betragen durfte, wurde in drei Theile getheilt, und ein solcher Theil eine Data genannt. Die zweite Data gehörte dem Landesherrn, von welcher er jedoch nie Gebrauch machte. Die dritte erhielt gleichfalls der Entdecker als Bergmann; befand sich daneben goldhaltiges Land, so wurde es an andere Personen vertheilt, und ihnen für jeden Sklaven, den sie zum Bergbau bestimmten, zwei und eine halbe Klafter Land bewilligt. Dieses Gesetz, das ungefähr vor hundert Jahren gemacht wurde, wird dem Bergmann als ein Beweis gelten, daß die Regierung nicht einen einzigen Mann unter ihren Dienern hatte, der auch nur oberflächliche Begriffe von dem Bergbaue besaß. Es reicht hin, jeden regelmäßigen Bergbau zu hintertreiben, ist bei Gängen und nach einer oder der anderen Seite einfallenden Lagern und Flötzen durchaus nicht anwendbar, und hatte bisher keinen andern Erfolg, als unaufhörliche Streitigkeiten und Prozesse unter den Bergleuten zu stiften.

Der freigebigen Natur genügte es nicht, der schönen Provinz von welcher bisher abgehandelt wurde, jene Gaben zu verleihen, auf welche von den Menschen so hoher Werth gelegt wird; sie beschenkte sie überdieß mit einem unerschöpflichen Vorrathe jenes Metalles, welches dem Menschengeschlechte bisher größeren Nutzen gewährte, als Gold und Edelsteine; — sie gab Brasilien Eisen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ministerium Richelieu und Decazes.

(Schluß.)

In seinen äußern Verhältnissen hatte Decazes einen gewissen Einfluß auf die Wähler der Seine gewonnen. In den Wahlen des Jahres 1815 ging sein Name als der zweite aus der Wahlurne hervor, während Roy, Pasquier, Louis nur erst nach einem zweiten Skrutin zum Vorschein kamen. Ein feiner, geübter Geist, ohne die Auffassungsgabe eines Staats-

mannes, besaß er mehrere Eigenschaften eines solchen, und namentlich die Geschicklichkeit, die Menschen zu leiten und die Kenntniß der kleinen Springfedern, die das menschliche Herz in Bewegung setzen. Decazes besaß vielleicht nicht die Intelligenz der Parteien; aber er verstand es auf bewunderungswürdige Weise, sich an den Menschen als solchen zu wenden, ihn zu umstricken, zu fesseln und hierdurch die leidenschaftlichen Majoritäten zu schwächen. Seine sanfte und Zutrauen einflößende Physiognomie machte es selbst einem Feinde schwer, ihn zu sehen, ohne sich angezogen zu fühlen. Decazes war der Minister, der am besten mit jener Bestechungskunst umzugehen wußte, die erhebt, und nicht erniedrigt. In seinem Ministerium bildete er sich mitten unter den öffentlichen Aufregungen eine Ansicht und Freunde, die — eine seltene Sache — ihn selbst nicht in seiner Ungnade verließen. Unter dem Feuer zweier äußerster Oppositionen vereinigte er um sich eine ihm ergebene Majorität, und ohne einer politischen Partei anzugehören, hatte er seine Partei für sich. Sein System war auf Aussöhnung und Vermittlung gerichtet; er kam damit zu bald, denn nach großen Erschütterungen verlangen die Parteien, daß man mit ihnen gehe; sie wollen, daß man ihnen sklavisch diene. Wehe dem, der sich aus dieser Dienstbarkeit befreien will! Viele Anschuldigungen wurden gegen Decazes erhoben, von dem geistvollen Unsinn in der „Minerva“ an, bis zu den dummen Denunziationen des Herrn Clausel de Coussergues. Die weniger parteiliche Nachwelt wird an ihm tadeln, daß er zu leicht den Umständen und der Macht Zugeständnisse machte, und ein zu handgreifliches Spiel der Feinheit trieb. Man bemerkt an ihm das Streben, zu verführen, Alles, was in seinen Bereich kam, an sich zu ziehen. So gut Dieß seyn mag, so übt doch Gewandtheit, die zu sehr bemüht ist sich zu zeigen, auf. Gewandtheit zu seyn. Am Tage, wo das Ministerium entschieden konstituirt war, fiel Decazes in eine Krankheit, die ihm die Anstrengungen seiner Polizeiverwaltung zugezogen hatten; er hatte sich dieser mit einer unvergleichlichen Aufopferung hingegeben.

Der Herzog von Feltre, einige Tage vor dem 20 März Kriegsminister, besaß hohe Einsichten in der Verwaltung dieses Zweiges; als Privatmann nicht verfolgungssüchtig, aber zum Ministerium als Ausdruck einer Partei berufen, mußte er dem Willen derselben sich fügen. Er hatte sich den Royalisten von geprüfter Ergebenheit bewiesen; der Abfall des Heeres hatte ihn sehr erbittert, und er verfuhr um so strenger gegen die Verletzung des Eides, als er ihm mit Ehren treu geblieben war; deßhalb zeigte er gegen die kaiserliche Armee eine unerbittliche Strenge; sie wurde durch die Kategorien dezimirt. Der Herzog von Feltre hatte eine gewisse Schwäche für historische Namen, und er verweigerte daher nie die Stelle eines Unterlieutenants einem Edelmanne; diese Schwäche leitete sein ganzes Verfahren bei der Erneuerung des Heeres.

Herr von Vaublanc stand damals in dem Ruf eines großen Verwaltungstalentes. Lange Zeit Präfekt der Mosel hatte er dort vorzügliche Erinnerungen zurückgelassen. Schon zu Gent war er von den Freunden Monsieurs zum Ministerium des Innern bestimmt worden. Herr von Vaublanc langte an, und ihm voraus ging ein ungeheurer Ruf. Seine Rechtlichkeit war unangefochten, seine Laufbahn ehrenvoll zurückgelegt; man konnte ihm Eifer für die öffentliche Wohlfahrt nicht absprechen; er besaß eine gewisse Gewohnheit der Verwaltung, Wohlwollen für Alle, aber eine] ungemeine Eitelkeit, die sich bis auf die Tribüne, die Künste und Wissenschaften erstreckte. Wenn ich von Herrn von Vaublanc, so wie überhaupt von den Männern der Restauration spreche, so scheide ich durchaus den politischen von dem eigentlichen Menschen. Ich könnte einige Sagen über administrative Lächerlichkeiten dieses Ministers, wie sie in den Büreaux in Umlauf waren, beibringen, allein ich achte zu sehr die weißen Haare und die dem Staate geleisteten Dienste.

Herr von Barbé-Marbois war ein Mann von strengem Gesichte, trocken und unbeugsam im Umgange, von hoher Rechtlichkeit, aber im Grund von außerordentlicher Schwäche und Furchtsamkeit, was ihm den Namen „le roseau peint en fer“ — das eisenbemalte Schilfrohr — eintrug. Er lud eine schwere Bürde auf seine Schultern — die Stelle eines Justizministers in den Zeiten einer Reaction. Herr von Marbois zeigte sich durchaus den royalistischen Ansichten zugethan, und dennoch konnte er niemals den Widerwillen versöhnen, den die Majorität der Kammer von 1815 gegen ihn hegte. Daran waren vorzüglich die warmen bonapartischen Ansichten seiner Tochter, der Herzogin von Placenza Schuld, deren unbesonnene Aeußerungen, wie man witzig zu bemerken pflegte, die Anwendung des Gesetzes gegen aufrührerisches Geschrei häufig in dem Salon des Herrn Siegelbewahrers selbst nothwendig machten. Zu dieser mißgünstigen Stimmung gegen ihn trug auch der Umstand bei, daß der Generalsekretär des Justizministeriums, Herr Guizot, Protestant war, wofür vor den Augen einer devoten Majorität nicht leicht Gnade zu finden war.

Herr Corvetto, ein berühmter genuesischer Advokat, unter dem Kaiserreiche ein sehr ausgezeichneter Staatsrath, ersetzte Herrn Louis durch Fähigkeiten und Ordnung im Staatshaushalte auf eine würdige Weise. Sein Geist und die Schärfe seines Urtheils boten ihm große Hülfsmittel; seine Rechtlichkeit war untadelhaft, allein er war von einer Familie umringt, die nicht ganz die Strenge seiner Grundsätze theilte. Herr Sciaffina kompromittirte nur allzu oft den Grafen Corvetto. Das so schwierige Budget von 1815 wird ihm ein bleibendes Denkmal bilden; es enthielt den Keim aller großen Ideen des Kredits.

Nichts läßt sich mit Herrn Dubouchage, dem Marineminister, einem alten Genieoffizier von einigem Geist, aber ohne alle Fähigkeiten, in Vergleich stellen. Er war ein Geschöpf des Grafen Artois, und das Resultat einer Eingebung seiner Räthe. Ueberhaupt verdankte dieses Ministerium, so wie es zusammengesetzt war, seine Formation ausschließlich dem Hofe und der royalistischen Parteiansicht. Schon die Weigerung des Herrn von Grosbois, in's Ministerium zu treten und der dem Herrn von Marbois geschenkte Vorzug, hatten gegen das Ministerium manche Stürme erregt. Der Pavillon Marsan zählte für die Zukunft auf eine Modifikation des Ministeriums, durch die Marbois und Corvetto, durch Grosbois und Vitrolles ersetzt werden sollten. Decazes stand nicht auf der Proskriptionsliste des Pavillon Marsan; man wollte ihn bei dem neuen Ministerwechsel, den Monsieur vorbereitete, beibehalten. Dieß war noch nicht Alles; die Partien haben gebieterische Bedürfnisse. Ein Ministerium, das an das Ruder der Angelegenheiten als Ausdruck einer äußersten Parteiansicht gelangt, muß sich Bedingungen unterwerfen, und einmal durch die Gewalt der Umstände gedrängt, zur Gewalt gelangt, kann es seine Partei nur unvollkommen zufrieden stellen. In die öffentlichen Angelegenheiten verwickelt, sieht man nicht mit solchen Augen, wie außerhalb derselben, und sobald man sie berührt hat, erkennt man, daß man in die Sphäre der Mäßigung und der Vernunft eingetreten ist; tausend Schwierigkeiten gibt es zu überwinden, tausend Hindernisse zu durchbrechen. Die Neigung zu Gewaltthätigkeit findet sich wie von tausend kleinen Ketten umgarnt, und daher kommt es, daß so viele Parteimänner, sobald sie ein Portefeuille erhalten haben, mäßig geworden sind; hieraus erklärt sich auch, warum so oft die Parteien ihre Häuptlinge verlassen, wenn diese zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gelangt sind; denn wenn die Menschen zur Mäßigung zurückkehren, bleiben die Meinungen und ihre Thorheiten unbeugsam.

Der Pavillon Marsan war inzwischen nicht der einzige Feind, den das Ministerium sich gegenüber haben sollte; es hatte auch eine Kammer zufrieden zu stellen, deren Majorität unter thätigem Einfluß royalistischer Comités gewählt worden war. Diese Kammer war auf den 24 September einberufen. Da es sich vorher noch von dem Ministerwechsel handelte, so war sie bis auf den 7 Oktober vertagt worden.

Vermischte Nachrichten.

In einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie der Wissenschaft erstattete Herr Gérard über eine Schrift des Barons de Morgues Bericht (Sur les machines, leurs avantages et leurs inconvéniens, et sur les moyens de remédier à ces derniers par l'extension donnée aux travaux agricoles), in welcher zu beweisen gesucht wird: 1) daß die Maschinen zwar der Industrie einen großen Aufschwung gegeben, aber auch einer Klasse der Bevölkerung der nöthige Lebensbedarf geschmälert und entzogen worden. 2) Daß die Zahl der Armen sich in dem Maße vermehrt, als die Manufakturbevölkerung auf Kosten der ackerbautreibenden Klasse zunimmt. 3) Daß Laster und Verbrechen überall, wo Armuth überhand nimmt, sich vervielfältigen. Zum Belege für seine Meinung führt der Verfasser das Beispiel Englands an, wo die Armuth auf eine merkwürdige Art zugenommen hat, während seine Industrie einen so großen Aufschwung erhalten hat. Die Armentaxen, die unter der Königin Elisabeth nur

700.000 Pf. betrugen, sind gegenwärtig auf 6,865,000 Pf. gestiegen. Der Preis der englischen Industrie-Erzeugnisse ist von den Jahren 1808 bis 1828 um drei Siebentheile des Preises herabgesunken, um den, die zehn vorhergegangenen Jahre, dieselben Produkte auf den fremden Märkten verkauft wurden. Und klar ist es, daß man bei dem fortschreitenden Zustande von Europa sich auf den fremden Märkten nicht wird halten können, wenn man nicht den Preis der Waaren immer mehr herabsezt, weil nur die größtmögliche Wohlfeilheit der Fabrikation durch Vervollkommnung der Maschinen geschehen kann. In dem Maße, als die englischen Manufakturerzeugnisse eine ausgedehntere Ausfuhr erlangten, bevölkerten sich auch die Städte Birmingham und Manchester zum Schaden der kleinern Fabrikanten, deren Arbeiten dort Anfangs einen größern Taglohn erhielten; aber bald zwang die in den Kosten der Fabrikation nöthig gewordene Ersparung die Fabrikherren, den Arbeitslohn mehr und mehr herabzusetzen. Nun wollten die Arbeiter wieder zu den kleinen Fabriken zurückkehren, aber diese bestanden nicht mehr. Wie hier der Industrie, erging es auch dem Ackerbaue. Die Taglöhner wendeten sich von den kleinen Pachtgütern den großen Besitzungen zu, und als sie wieder zu jenen zurückkehren wollten, waren sie verschwunden. Seitdem nahm die Armuth dergestalt überhand, daß man bereits auf den Punkt gekommen ist, zu berathen, ob man nicht Deportation und Beschränkung der Ehen zu Hülfe rufen solle. Nicht minder beklagenswerth aber ist der Umstand, daß indeß auch die Bevölkerung der Gefängnisse, wo man die wegen Verbrechen gegen das Eigenthum Verurtheilten aufbewahet, von 1824 bis 1829 im Verhältnisse wie drei zu fünf zugenommen hat. Die in England bestehenden Gesetze, die den kleinen und mittlern Grundbesitz allmählich zerstörten, sind eine der Hauptursachen der Armuth, Aufregung und Angriffe der Arbeiter auf die öffentliche Sicherheit. Auf 16,000,000 Einwohner zählt Großbritannien nur fünfhundertundachtzigtausend Grundbesitzer. Das Grundeigenthum, das sich durch Substitutionen und das Erstgeburtsrecht centralisirte, besteht jezt nur noch in der Bearbeitung großer Landstrecken, wozu man eben so Maschinen anwendet, wie in den großen Fabriken, so daß die armen arbeitslosen Taglöhner eben so das Land wie die großen Städte überschwemmen. Glücklicher Weise befindet sich Frankreich, nach der Bemerkung des Herrn de Morgues, noch nicht in einer so verzweifelten Lage. Der Verkauf der Nationalgüter, die Abschaffung des Erstgeburtrechtes und die gleiche Erbtheilung haben in Frankreich auf zweiunddreißig Millionen Einwohner 4,855,000 Grundbesitzer geschaffen. So zählt man hier einen Grundeigenthümer auf sieben Individuen; in England hingegen nur einen auf achtundzwanzig. Die Zahl der Armen war im Jahre 1828 in Frankreich ein Dreizehntel der Bevölkerung, in England gleich einem Viertel. So hatte man auch in Frankreich in derselben Zeit einen Angeklagten auf 4540 Einwohner, in England einen auf 857. In der Voraussetzung des allgemein angenommenen Satzes, daß Armuth und Elend mehr als irgend etwas Anderes Verbrechen jeder Art zur Folge haben, ist der Verfasser auch der Meinung, daß diese Verbrechen zahlreicher dort sind, wo es mehr Industrie als Ackerbau gibt, und daß es unter der ackerbautreibenden Bevölkerung wieder desto mehr Verbrecher gibt, je weniger das Grundeigenthum vertheilt ist; hieraus erklärt er auch, daß von den Jahren 1825 bis 1829 — als der Zeit, wo sich in Frankreich die Zahl der großen Grundbesitzungen wieder vermehrte — die Zahl der Angeklagten sich im Verhältnisse von 165 zu 222 vermehrte.

Schlüßlich führt Herr de Morgues die Behauptung durch, daß es eben so, wie man Unternehmungen ermuntern und die Vervollkommnung des Maschinenwesens in den Fabriken befördern muß, unabweisliche Nothwendigkeit geworden ist, den Ackerbau auf jede Art zu befördern, und zwar vorzüglich jenen, der auf kleinen Güterverteilungen betrieben wird. Hiezu schlägt er vor, in den noch unangebauten Landstrichen von Frankreich achtzigtausend kleine Wohnungen zu erbauen, zu deren jeder eine Hektare Land gegeben werden soll. Deßgleichen verlangt er die Erbauung von zwanzigtausend Gärtnerwohnungen mit einer halben Hektare Land in den vielen Gemeinden, wo die Produkte des Gartenbaues noch unzureichend sind. Jedes dieser Etablissements schlägt der Verfasser auf tausend Franken an, was eine Summe von hundert Millionen erfordern würde, um diese Wohnungen in Stand zu setzen, ihre Einwohner aufzunehmen. Diese Summe, die an sich sehr groß erscheinen mag, verkleinert sich in den Augen des Herrn de Morgues sehr bei der Betrachtung, daß zehnmal mehr größere Opfer gebracht wurden, nicht um die Zahl der Grundeigenthümer zu vermehren, sondern die großen Grundbesitzungen wieder herzustellen, wodurch das Uebel nur von Neuem Wurzel fassen konnte, während es sich darum handelte, es auszurotten. Diese Verpflanzung eines Theils der arbeitenden Bevölkerung auf das Land würde sowohl ihr einen bessern Unterhalt verschaffen, als auch das Loos der zurückbleibenden erleichtern.

•

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg hatte eine archäographische Expedition abgesendet, um die verschiedenen Bibliotheken und Archive des russischen Reiches zu besuchen und Materialien für eine Nationalgeschichte aufzusuchen. Bis jezt ist es gelungen, gegen 1200 gerichtliche und historische Urkunden, die bis jezt noch nicht zur Oeffentlichkeit gelangt waren, aufzufinden. Die Expedition wird auch in diesem Jahre ihre Nachforschungen fortsetzen.

•

Die gegenwärtige Regierung in England muß unbestreitbar die aufmerksamste genannt werden, die es je gab. Kaum drückt das Publikum einen Wunsch aus, so kann sich die Regierung nicht genug beeilen, ihn zu erfüllen. So hatte schon seit geraumer Zeit die männliche Bevölkerung von Sidney über den Mangel an Weibern in der Kolonie geklagt und für ihre Wolle englische Frauenzimmer verlangt. Diesen Beschwerden abzuhelfen, hat die Regierung Sr. großbritannischen Majestät der ehebedürftigen Jugend von Sidney zu wissen machen lassen, daß sie demnächst aus einer öffentlichen Anstalt in Irland eine Partie Mädchen von fünfzehn Jahren im Durchschnitte, die eine gute moralische und religiöse Erziehung genossen, nach Neu-Süd-Wales werde einschiffen lassen. Diese Mädchen sollen bei dortigen Familien drei Jahre in Dienst gegeben werden, und nach Verlauf dieser Zeit die Erlaubniß zu heirathen erhalten; jedoch nicht ohne spezielle Erlaubniß des Gouverneurs und ihrer Dienstherrschaft. Während dieser drei Jahre soll leztere jährlich zwei Pfund Sterling an die Steuerkammer von Sidney entrichten, und dieses Geld in der Sparkasse angelegt und am Ende der Dienstzeit mit Interessen den heirathsfähig gewordenen Mädchen ausgezahlt werden. — Diese in der Kolonie öffentlich bekannt gemachte Entschließung der Regierung hat dort große Zufriedenheit hervorgebracht.

•

Ueber die Zubereitung des Kaffees bei den Arabern finden wir in einem jüngst zu London erschienenen Werke: „Adventures of a younger Son,“ folgende Stelle: „Ein helles Holzkohlenfeuer brannte in einem kleinen Kohlenbecken. Kamalia nahm zuerst für vier Personen vier Hände voll von den kleinen, blassen Mokkabohnen, die nicht viel dicker als Gerstenkörner waren. Diese wurden sorgfältig ausgelesen und gereinigt. Dann legte sie dieselben in ein eisernes Geschirr und röstete sie mit erstaunlicher Geschwindigkeit, bis ihre Farbe etwas dunkler geworden war, und ohne die flüchtige Substanz verflüchtigen zu lassen. Die so leicht gerösteten Bohnen wurden nun herausgenommen und so heiß wie sie waren in einen Mörser gethan, worin sie sofort von einem andern Weibe gestoßen wurden. Hierauf siebte Kamalia die gestoßenen Bohnen durch ein kamelhaarenes Tuch und dann noch durch ein feineres. Mittlerweile war ein Topf, der genau vier Tassen faßte, zum Sieden gebracht worden. Dieser wurde nun vom Feuer weggenommen, eine Tasse des Wassers abgegossen, und drei Tassen voll des gestoßenen Kaffees, nachdem sich Kamalia durch Reiben zwischen Daumen und Zeigefinger von seiner Feinheit überzeugt hatte, mit einem Stücke Zimmet hineingerührt. Der Topf wurde sodann wieder aufs Feuer gestellt, und wenn er bis zum Ueberlaufen gekommen war, weggenommen, der Boden des Hafens auf den Rand des Herdes aufgestaucht und wieder ins Feuer gesezt. Dieß wurde vier- oder fünfmal wiederholt. Ich vergaß beizusetzen, daß sie auch ein ganz kleines Stück Muskatblüthe hinzuthat, das kaum hinreichte, einen leisen Geschmack zu geben, und daß der Kaffeetopf von Zinn und ohne Deckel seyn muß, weil sich sonst nicht ein dicker Schaum auf der Oberfläche ansetzen kann, was als zu einem guten Kaffee gehörig betrachtet wird. Nachdem der Topf zum lezten Mal vom Feuer genommen worden war, wurde die vorher abgegossene Tasse wieder beigeschüttet; dann wurde der Kaffee ins Zimmer getragen und ohne umgerüttelt zu werden, sogleich in Tassen gegossen, wo er seinen fetten Schaum auf der Oberfläche behielt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 79. 19 März 1832.

Portugal in der neuesten Zeit.

In dem Augenblicke, wo es sich entscheiden wird, ob der Thron Portugals noch länger von einem blutdürstigen Usurpator befleckt werden, oder die konstitutionelle Freiheit auf ihn zurückkehren, und eine wohlthätige Reaktion auf der pyrenäischen Halbinsel zur Folge haben wird, scheint es an der Zeit, die inneren und äußeren Verhältnisse eines Landes näher in's Auge zu fassen, das wie keines in Europa schmachvoll erniedrigt, und gepeinigt worden ist.

Das Ende des Krieges von 1814 hinterließ Portugal reich an ruhmvollen militärischen Erinnerungen, aber arm an allen Segnungen, die das Glück und die Wohlfahrt einer Nation ausmachen. Sein König und ein großer Theil seines Adels befand sich außer Landes, und bildete einen Hof in einem jener vielen, Portugal unterworfenen Länder, das in den Tagen seines Glanzes kaum als eine der wichtigsten Besitzungen betrachtet worden war. Sein Ackerbau war durch die verwüstenden Kämpfe feindlicher Heerschaaren fast gänzlich zerstört; vernichtet waren seine Orangenwälder, seine Weinberge, seine Olivenpflanzungen; der Huf der Rosse hatte die Saatfelder zertreten, und der Landmann, durch unaufhörliche Plünderungen der Früchte seines Schweißes beraubt, flüchtete verzweiflungsvoll unter die Fahnen des Heeres, indeß seine verödete Wohnung und seine wüstgewordenen Felder der Rückkehr des Friedens entgegenharrten. Die Eröffnung der Seehäfen von Südamerika vertrocknete endlich die letzte Quelle, aus welcher der hinsiechende Handel Lissabons noch sein dürftiges Leben fristete. Die wenigen Manufakturen, die vor dem Kriege bestanden, waren zerstört oder aufgegeben. Nicht minder war die Erziehung vernachlässigt, und die Gesetze hatten noch mehr an ihrer Kraft verloren, als vor dem Kriege, da alle Bande der bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse zerrissen oder erschlafft waren. Unter diesen Umständen war ein großer Theil des einst freimüthigen, gastfreundlichen und loyalen Landvolkes durch die lang ausgestandenen Drangsale des Krieges, verwildert, roh, blutdürstig, liederlich, in Gewohnheiten und Neigungen ausschweifend geworden. Dieß waren die schrecklichen Spuren, die der Krieg dem unglücklichen Portugal zurückgelassen hatte.

Aber mitten in der wuchernden Saat des Elends war auch der Keim von manchem Guten lebendig geworden. Wenn bösartige Leidenschaften geweckt worden waren, so lebten auch, ihnen als Gleichgewicht gegenüber, hochherzige Gesinnungen auf. Der Nationalstolz erwachte in dem Gefühle, eine ungerechte Invasion zurückgeworfen zu haben; es war unter den blutigen Kämpfen eine Saat von Muth, Ausdauer, Selbstbeherrschung und Kriegszucht ausgestreut worden; Selbstgefühl regte sich in der Brust des Einzelnen, in dem Bewußtseyn, mit Gut und Blut zur Rettung des Vaterlandes mitgewirkt zu haben. Auch Portugals lange und innige Verbindungen mit England waren nicht ohne Frucht eines regern Gedankenaufschwunges geblieben.

Die Könige des Kontinents schlossen, nachdem sie durch die heilige Waffe der Begeisterung ihrer Völker, den sieggefeyeten Riesensohn der Revolution zu Boden geworfen hatten, einen Bund im Namen der Freiheit. Unter dem Feldgeschrei der Nationalunabhängigkeit hatten sie ihre Völker gegen Frankreich geführt, die Verheißungen freier Konstitutionen waren das Zauberwort geworden, mit dem sie von einem Ende Europa's bis zum andern die Nationen und den lang entwohnten Sieg an ihre Fahnen fesselten. Auf den Flügeln der Völkerbegeisterung wurden sie von Dresden bis in die Hauptstadt ihres Feindes getragen. Napoleon fiel, um nach einem noch einmal versuchten Kampfe, auf einem öden Felsen des atlantischen Meeres zu sterben. Frankreich und die Niederlande verliehen ihren Völkern zeitgemäße Verfassungen; Deutschlands Fürsten öffneten nur einzeln und sparsam zu dieser Gabe die Hand, während andere Konstitutionen, wie die von Polen, verletzt wurden, ehe noch die Dinte getrocknet, mit der sie geschrieben worden. In andern Staaten erhielten die Völker ausweichende oder völlig abschlägige Antworten. Diese verzögerte Einlösung des Fürstenwortes verursachte in allen Theilen des Kontinents Gährungen. Ein Keim des Unmuthes wurde in deutsche Herzen gelegt; er wurzelte langsam, aber in tiefem Grund. Die entzündlicheren Gemüther des Südens brachen in offenen Aufstand aus, und nacheinander wurden die Konstitutionen von Neapel, Turin, Spanien und Portugal ausgerufen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mohammedaner in Indien.

5. Religiöse Gebräuche.

(Schluß.)

Wenn ich mit Einigen über die Unwahrscheinlichkeit der prophetischen Sendung Mahumuds sprach, so wurde ich ganz kurz mit folgenden Worten abgefertigt:

„Wie viele Propheten wurden den Israeliten gesendet? Viele. Du kannst sie nicht zählen? Also wäre es denn so unwahrscheinlich, daß Gott auch gegen die Kinder Ismaels gnädig war, die doch auch aus Abrahams Samen stammen? Die Israeliten hatten viele Propheten, an die wir alle glauben, die Ismaeliten haben einen Einzigen, dessen Auftrag war, die Menschen vom Götzendienst ab, und dem wahren Gott zuzuwenden. Alle Menschen, fügen sie noch hinzu, werden nach der Treue gerichtet werden, die sie im Glauben beweisen, zu dem sie sich bekennen; der äußere Schein macht so wenig den ächten Muselmann, als das bloße Bekennen des Christenthums irgend Jemand am Tage des jüngsten Gerichts zur Rechtfertigung dienen wird: Religion und Glaube wohnen nur im Herzen."

Sie hegen die Ueberzeugung, daß wenn sie Gott zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens reine und geeignete Thiere opfern, so werden einst, wenn sie nach ihrem Tode die Brücke Sirraat zu überschreiten haben, eine gleiche Anzahl solcher Thiere bereit seyn, um sie beim Uebergang zu unterstützen. Auf diesen Glauben gründen sich die Opfer von Kamelen, die von Fürsten und andern Vornehmen Indiens am Tage Buckrah Cade gebracht werden. Dieß erinnert an das Opfer Abraham's in unsrer Bibel; doch die Muselmänner behaupten, der von Abraham zum Opfer bestimmte Sohn sey nicht Isaak, sondern Ismael gewesen. Ich habe über diesen Punkt mit einigen ihrer Gelehrten gestritten, und sie vermocht, deßhalb in ihren Schriften nachzuforschen; Einige derselben sind in Zweifel, welcher Sohn zum Opfer bestimmt war, doch die meisten nennen Ismael, und diesen Glauben theilt die größere Zahl der Muselmänner. „Die Wage ist wahr," heißt es in dem obenangeführten Gebet: Sie glauben nämlich, daß die guten und bösen Handlungen eines jeden Menschen am Tage des Gerichts durch eine Wage geprüft werden, die sich zu diesem Zwecke im Himmel befindet. „Das Schauen in das Buch ist wahr." Ihrem Glauben zufolge wird jeder Mensch von seiner Geburt an, von zwei Engeln begleitet, von denen der eine beständig auf der rechten, der andere auf der linken Schulter des Menschen ruht. Ihr Geschäft ist, jede Handlung aufzuzeichnen; ist es eine gute That, so flehen sie die Gnade des Allmächtigen an, den ihrer Obhut Anvertrauten auf dem wahren und rechten Weg zu erhalten. Sind böse Thaten aufzuzeichnen, so trauern sie, und bitten Gott, daß seine Gnade dem Menschen ein reniges Herz und Vergebung verleihen möge. Was das Buch, in dem die Thaten aufgezeichnet werden, enthält, wird am Tage des Gerichts offenbar, und dem Inhalt angemessen wird das Urtheil gesprochen werden.

Die Muselmänner haben ein festes Vertrauen auf die Kraft des Gebetes, das Andere für sie verrichten, und die Ansicht, die sie von der abgeschiedenen Seele haben, ist höchst seltsam. Sie glauben nämlich, daß die Seele noch einige Zeit über dem Leichnam im Grabe schwebe, und daß der Körper noch in sofern belebt sey, daß er gewahre, was um ihn vorgeht, daß er die Gebete des Maulvih, das Lesen des Korans höre, und den Besuch der Engel gewahre. Hierauf gründet sich die Sitte, Wächter am Grabe aufzustellen, die den Koran lesen, weil sie hiedurch eine vielleicht im Leben unterlassene Pflicht noch nachträglich zu erfüllen glauben.

Die Frauen sind sehr eifrig in ihrem Gebet, und der Beobachtung der religiösen Pflichten. Daß ihre Erziehung im Ganzen sehr vernachlässigt ist, ist sehr zu bedauern, doch ist es nicht ihre Schuld. Die muselmännische Lehre schließt die Frauen keineswegs von den Freuden des ewigen Lebens aus, wie Dieß von Vielen, schlecht Unterrichteten behauptet worden ist, und fromme Muselmänner beweisen Dieß durch den Unterricht, den sie ihren Frauen in der Lehre des Propheten ertheilen, indem sie glauben, daß sie ihnen mehr darum anvertraut seyen, um sie den Weg des Heils zu leiten, als sie vor irdischen Gefahren zu schützen.

Ereignet sich in der Familie eines Moslem ein Todesfall; so bereiten die Hinterbliebenen am folgenden dritten, siebenten und vierzigsten Tage Mahlzeiten zum Gedächtnisse des Verstorbenen; diese Mahlzeiten werden den nächsten Freunden und Verwandten in großen Schüsseln zugeschickt, und Arme und Bettler von dem reichen Speisevorrath gespeist. Der nämliche Gebrauch findet jedes Jahr zum Gedächtnisse Hoseins statt. Das Gericht des dritten Tags, Mittah genannt, wird aus Zucker, Ghib und Mehl bereitet, und hat Aehnlichkeit mit unserm Reißpudding. Die Speise mag einem König oder einem Bettler überschickt werden, so geschieht Dieß immer in einer gemeinen braunen, irdenen Schüssel zur Erinnerung an die Demuth Hoseins und seiner Familie, die in ihrem Hause sich nur selten einer andern bedienten. Mit den Schüsseln dieses Gerichts wird auch von den in Hindustan üblichen Arten ungesäuerter Brode als: Schib-maul, Backerkaunie, Chapaatie u. s. w. vertheilt; die beiden ersten Arten bestehen aus Milch, Ghib und Mehl und haben viel Aehnliches mit der Rinde unsrer Pasteten. Noch muß ich der Sitte der Eingebornen erwähnen, nie Speise zu kochen, so lange der Leichnam noch im Hause ist; so bald die Freunde und Verwandten erfahren, daß Jemand in einer befreundeten Familie gestorben ist, so bringen sie zubereitete Speise vor das Haus der Trauer und betrachten Dieß nicht als Gefälligkeit, sondern als Pflicht.

Eine von Mohammed ertheilte Vorschrift bezweckt, seine Bekenner zur Wohlthätigkeit anzuhalten. Jeder ist durch dieß Gesetz verbunden von dem Einkommen, das er durch die Güte Gottes genießt, jährlich den vierzigsten Theil, Zuckaut (Antheil Gottes) genannt, für die Armen zurückzulegen. Nach Dem, wovon ich selbst Zeuge war, zu urtheilen, gibt es Viele unter ihnen, die jährlich mehr als den vorgeschriebenen vierzigsten Theil ihres Einkommens auf Handlungen der Wohlthätigkeit verwenden. Den armen Seieds (oder Syaads, wie die Verfasserin schreibt) darf von diesem Zuckaut keine Unterstützung gereicht werden, da man sie, als Abkömmlinge des Propheten, nicht den dürftigen Armen beizählt, für die jene Gabe bestimmt ist. Der strenge Moslem der Schiitensekte legt gewöhnlich den zehnten Theil alles Geldes, das er einnimmt, als den „Antheil der Seieds", zurück, an die er es, sobald ihn Dürftige vorkommen, vertheilt. Dieser Gebrauch erinnert an das mö-

sische Gesetz, nach welchem der Stamm Levi berechtigt ist, den zehnten Theil des Einkommens seiner Brüder anzusprechen.

Den Seieds ist auch nicht gestattet andere Gaben, z. B. solche die man „Sutkah“ nennt, und worunter Friedens- und Aussöhnungsgeschenke verstanden werden, anzunehmen. Um Dieß deutlicher zu machen, muß ich hier einige Gebräuche der Moslemin beschreiben. Wenn Jemand einer drohenden Gefahr oder irgend einem Unfall glücklich entgeht, so schicken ihm seine Freunde Geschenke an Korn, Oel und Geld; alle diese Gaben müssen von dem Beschenkten mit eigner Hand berührt, und dann an Arme und Nothleidende vertheilt werden. Ist eines der Familienglieder krank, so wird eine Schüssel mit Korn angefüllt, etwas Geld darauf gelegt, über Nacht unter das Krankenbett gestellt, und am andern Morgen unter die Armen vertheilt. Andere backen Brod und verfahren damit auf eben diese Weise. Alle diese Geschenke werden Sutkah genannt, und diese sind es, an denen die Seieds keinen Antheil haben dürfen. Den Sühnbock, der auch in diese Klasse gehört, und ein gesundes, tadelfreies Thier seyn muß, darf, wenn man ihn aus dem Krankenzimmer laufen läßt und preisgibt, ebenfalls kein Seied erhaschen. Geht irgend Jemand auf die Reise, so schicken ihm seine Freunde Binden oder Bänder von Seide, in deren Falten silberne oder goldene Münzen eingenäht sind, und die die Reisenden um den Arm wickeln; diese Geschenke werden „Emaum Zaumunih“ oder Schutz des Imam genannt. Geräth der Reisende auf seinem Weg in Noth, so kann er ungescheut die an seinem Arme befestigten Münzen angreifen; geräth er jedoch nicht in diese Verlegenheit und kehrt er glücklich zurück, so werden diese Geschenke unter rechtliche Leute vertheilt. Die Seieds dürfen solche Gaben annehmen, die man als heilig betrachtet, und mit dem Beiwort „paak,“ was so viel als rein bedeutet, bezeichnet.

Die Stadt Quebec in Unter-Canada, mit ihren Umgebungen.

(Schluß.)

Das Seminarium liegt nahe bei der Kathedralkirche, und ist ein sehr großes Gebäude, das die drei Seiten eines Vierecks einnimmt. Es ist ganz von Stein gebaut, ungefähr 219 Fuß lang und 40 breit. Diese Anstalt wurde im Jahre 1663 durch Herrn von Petré gestiftet und war anfänglich zur Erziehung der Geistlichen bestimmt; allein jetzt ist man davon abgewichen und nimmt katholische Studenten von jeder Profession darin auf. Im Jahre 1703 brannten alle zum Seminarium gehörigen Gebäude ab, und im Jahre 1705 trat ein ähnlicher Unglücksfall ein. Der katholische Bischof von Quebec hat seinen Wohnsitz in diesem Gebäude.

Das Hôtel-Dieu, welches ein Kloster, Hospital, Kirche, Kirchhof und Gärten in sich faßt, ist zur Aufnahme armer Kranken beiderlei Geschlechts bestimmt. Es wurde im Jahre 1657 durch die Herzogin d'Aiguillon gestiftet, welche ein religiöser Eifer veranlaßte, Nonnen aus Frankreich dahin zu senden, um es einzurichten. Pflege, Nahrung und Arznei werden ohne Vergütung gereicht; und obgleich das Einkommen dieser Anstalt nicht unbedeutend ist, so sind die Auslagen doch so groß, daß noch häufig Zuschüsse aus dem öffentlichen Schatze bewilligt werden müssen. Diese Anstalt steht unter der Aufsicht einer Vorsteherin mit zweiunddreißig Nonnen.

Das Kloster der Ursulinerinnen ist zur Erziehung junger Mädchen bestimmt und wurde im Jahre 1659 durch Madame de la Peltrie gestiftet. Es steht unter der Aufsicht einer Vorsteherin und fünfundvierzig Nonnen, welche die Zöglinge in den nützlichsten wissenschaftlichen Zweigen, im Sticken, Nähen und andern weiblichen Arbeiten unterrichten. Die Anstalt hat kein bedeutendes Einkommen, allein die Nonnen sind unermüdet, und viele ihrer Arbeiten werden theuer bezahlt. Das Ganze der Einrichtung ist sehenswerth.

Das Jesuitenkloster war ehemals ein schönes Gebäude und mit prächtigen Gärten umgeben, ist aber jetzt in eine Kaserne verwandelt worden. Das neue Gefängniß ist ebenfalls schön und vorzüglich eingerichtet. Die Kosten dieses Gebäudes haben sich über fünfzehntausend Pfund Sterling belaufen.

Die Artilleriekaserne besteht aus einer Reihe steinerner Gebäude, welche 527 Fuß lang und 40 breit sind. Sie wurde schon im Jahre 1750 erbaut und enthält außer den Wohnungen der Artilleristen, die Kanzlei, das Arsenal, Magazine und Werkstätten. Das Arsenal ist sehr beträchtlich und enthält das Material für zwanzigtausend Mann im besten Stande.

Der Marktplatz ist 165 Fuß lang und 250 breit. In der Mitte desselben steht die Markthalle, ein 112 Fuß im Durchmesser haltendes, rundes Gebäude, das mit einer Kuppel versehen ist. Unter der Halle ist ein Wasserbehälter, damit man im Falle einer Feuersbrunst schnell Wasser haben kann. Der Markt wird alle Tage gehalten; allein Samstag ist er gewöhnlich am reichlichsten versehen, wo man alle Lebensmittel im Ueberflusse haben kann.

Die untere Stadt liegt gerade unter dem Cap Diamant, eigentlich auf einem künstlichen Boden, weil ehemals das Wasser des Flusses bei hoher Fluth den Fuß des Felsen bespülte. Sie ist auf einem Damme erbaut, der vom Cap bis ans Ufer 720 Fuß breit ist, weiter gegen Norden aber bedeutend abnimmt. Am südlichen Ende der untern Stadt befindet sich der Hafen, Port-Diamant genannt, weil er gerade unter dem höchsten Theile des Caps liegt, und in der Nähe sind eine Menge Magazine und Werkstätten aller Art errichtet. Außer dem Hafen, welcher ganz vorzüglich ist, hat Quebec auch noch ein großes Becken, das achtundzwanzig Klaftern tief ist, und wo das Wasser bei gewöhnlicher Fluth siebenzehn bis achtzehn und bei Springfluthen dreiundzwanzig bis sechsundzwanzig Fuß steigt. Im Becken ist der St. Lorenz zwei englische Meilen breit, der sich von hier gegen seine Mündung immer mehr erweitert, bis er vom Vorgebirge Rosier bis zur Niederlassung Minzan, auf der Küste von Labrador, eine Breite von 105 englischen Meilen erreicht.

Von dem Becken und der Spitze Levi auf dem mittäglichen Ufer hat man eine der schönsten Aussichten, die man irgendwo sehen kann. Die Hauptstadt auf dem Gipfel des Caps, der Fluß St. Charles, der sich in weiter Entfernung durch ein prächtiges, an Naturscenen so reiches Thal hinschlängelt; die Fälle von Montmorency, die Insel Orleans und die Menge hübscher Landgüter in der Nähe, bieten einen außerordentlich schönen und romantischen Anblick.

Die Fälle von Montmorency werden durch den Fluß Beauport gebildet, der sich in der Nähe von Quebec in den St. Lorenz ergießt. Dieser Fluß, der sich durch eine waldige Gegend hinzieht, ist nicht sehr bedeutend, ausgenommen im Frühjahre oder Herbste, wenn er durch das Schmelzen des Schnees und starke Regengüsse außerordentlich anschwillt. In der Nähe der Fälle, wo sich das Bette etwas senkt, ist er achtundvierzig bis sechzig Fuß breit, und nach einem kurzen, aber reißenden Laufe tritt er auf Einmal an den Rand eines senkrecht abgeschnittenen Felsen, über welchen er zweihundert und vierzig Fuß in den Abgrund hinunter stürzt und einen prächtigen Wasserfall bildet, der beinahe so weiß als Schnee ist und ein wolkiges Ansehen hat. Aus dem Abgrunde erhebt sich ein unermeßlicher, wellenförmiger Schaum, welcher das schönste Farbenspiel gewährt, wenn er von der Sonne beschienen wird. Am Ende des Falles wird das Wasser in ein Becken zwischen Felsen eingeklemmt, von wo es ruhig nach dem kaum neunhundert Fuß entfernten St. Lorenz strömt.

Zwischen der Spitze Levi und der Stadt Quebec gehen beständig Fähren und Kähne hin und her, um Lebensmittel aller Art und Passagiere dahin zu bringen. Viele von den Kähnen sind aus einem einzigen Baumstamme gemacht, welche den Lorenz beinahe in jeder Witterung durchkreuzen und mit besonderer Geschicklichkeit durch alle Gefahren hindurch geführt werden. Im Winter, wenn große Eismassen mit der Fluth auf- und abgetrieben werden, ist die Fahrt nicht nur äußerst mühsam, sondern auch gefährlich. Indessen ereignen sich Unglücksfälle doch nur äußerst selten, und obgleich diese Kähne in heftigen Schneegestöbern einige Stunden weit ver-

schlagen werden, so treffen sie doch früher oder später an ihrem Bestimmungsorte ein. Wenn diese Kähne zur Zeit des Treibeises Lebensmittel nach der Stadt führen, so behalten sie immer so viel als möglich eine gerade Richtung. Gewöhnlich ist die Ladung an ein Tau fest gebunden und die Ruderer sind mit starken Stangen versehen, welche am Ende eiserne Haken haben, um sich am Eise festhalten zu können. Auch haben sie Taue zum Ziehen, und wenn ihnen Eisschollen in den Weg kommen, so haben sie eine besondere Geschicklichkeit, mit Hülfe der Stangen und der Taue, den Kahn auf die Eisscholle zu heben und ihn fünfundzwanzig bis dreißig Toisen weit zu ziehen, bis sie wieder eine Oeffnung finden, um ihn von Neuem unter die kleinern Eisschollen ins Wasser zu lassen, unter welchen sie sich mit ihren Pagajen so lange forthelfen, bis sie durch eine andere Eisscholle aufgehalten werden, wohin sie den Kahn auf dieselbe Weise heben, wie zuvor. Oefters geschieht es jedoch, daß die Eisscholle während der Arbeit entzwei geht, wobei die Ruderer mit Behendigkeit in den Kahn zu springen wissen und der Gefahr entgehen. Manchmal werden sie auch zwischen zwei großen Eismassen plötzlich eingeklemmt, und im Augenblicke, wo man glaubt, der Kahn gehe in Trümmer, wissen sie mit Hülfe ihrer Stangen den Druck des Eises so zu benutzen, daß der Kahn dadurch auf die Oberfläche desselben gehoben wird, worauf er wieder weiter gezogen wird, bis neue Hindernisse eintreten. Bei dieser mühsamen Arbeit sind sie äußerst ausdauernd, und es scheint, daß lange Gewohnheit jeden Gedanken an Gefahr bei ihnen verdrängt hat.

In sehr kalten Wintern überfriert der Fluß von Quebec bis nach der Spitze Levi oft ganz, was für die Einwohner sehr vortheilhaft ist.

Astronomischer Thurm zu Peking.

Die Reise des Herrn von Humboldt in Ostsibirien hat einen lebhaften Impuls zu Untersuchungen über die im östlichen Theile des alten Kontinents bemerkten drei Arten des Erdmagnetismus (Inklination, Deklination und Intensität) gegeben. Herr Kupfer berichtet, daß die von Herrn Humboldt errichtete korrespondirende Observationslinie der stündlichen Abweichungen sich, Dank der Vorsorge der Petersburger Akademie, schon bis Peking erstreckt.

Der Astronom Fuß, Bruder des beständigen Sekretärs dieser Akademie, hat die Gesandtschaft, die alle zehn Jahre nach China geht, begleitet. Ein magnetisches Haus, nach dem Muster der zu Paris, Berlin, in der Tiefe der Freiberger Minen, St. Petersburg, Kasan und Nicolajew in der Krimm errichteten, ist in Peking gebaut worden. Dieses Observatorium besteht in einem gemauerten Thurme mit einem Zelt auf der Spitze und ist sehr bequem für Beobachtungen eingerichtet. Der Horizont ist zwar durch die umliegenden Häuser etwas beschränkt; aber ihre Nähe ist hier nicht so hindernd, als bei europäischen Gebäuden der Fall seyn würde, da die Chinesen zu Erbauung ihrer Häuser durchaus kein Eisen verwenden.

Von der chinesischen Gränze bis zu diesem Punkte wurden siebzehn magnetische Beobachtungen vorgenommen; astronomische wurden Herrn Fuß verboten, da die Gesetze des Reichs sie nur den Mitgliedern des mathematischen Tribunals gestatten. In einem Schreiben aus Peking vom 21 April 1831 gibt Herr Fuß einige Resultate mehrerer Beobachtungen, die er seit seiner Ankunft vornahm. Die Lage des Observatoriums ist unterm 39° 54′ 9½″ Breite, eine Bestimmung, die nur um 2″ von der des Paters Hyazinth abweicht. Was die Länge betrifft, so ist diese durch eine Zahl genügender Beobachtungen noch nicht hinlänglich ausgemittelt; man weiß jedoch, daß sie nicht viel von 114° östlich abweichen wird.

Die physikalischen Beobachtungen werden zu Peking zu derselben Zeit wie an den oben erwähnten Orten vorgenommen. Viermal täglich beobachtet man das Thermometer und Barometer. Vom Wintersolstitium bis zum Datum des Briefs war das Maximum der barometrischen Höhe $545\frac{5}{10}$ Linien (nach altem französischen Maßstabe). Das Maximum wurde am 10 März um Mitternacht beobachtet. Man hat seitdem erfahren, daß in einem mehr nördlich gelegenen Lande zur nämlichen Zeit ein Erdbeben gespürt wurde. Das Minimum der barometrischen Höhe war $550\frac{9}{10}$ Linien; folglich beträgt der Unterschied ungefähr 15 Linien. Herr Fuß sah zu Peking das hunderttheilige Thermometer, nachdem es im Januar bis $13\frac{1}{2}$° unter 0 gefallen war, am 20 April, zwei Tage früher als das Datum seines Briefs, wieder bis auf 25° über 0 steigen.

Die meteorologischen Beobachtungen und die stündlichen Abweichungen werden, nach der Abreise des Herrn Fuß, von Herrn Kovanko, einem jungen, sehr unterrichteten Bergoffizier, der zehn Jahre in Peking bleiben wird, fortgesetzt werden. Herr Kupfer hat kürzlich die ganz besondere Bemerkung gemacht, daß ein magnetischer Stab, sowohl wenn er einer starken Kälte, als auch wenn er einer bedeutend erhöhten Temperatur ausgesetzt ist, einen großen Theil seiner Kraft verliert. Der nämliche Naturforscher beschäftigt sich jetzt mit einer Reihe wichtiger Beobachtungen über die von Herrn Arago entdeckten täglichen Abweichungen der Inklination und Intensität.

Herr von Humboldt legte, nachdem er der Akademie der Wissenschaften zu Paris obige Mittheilungen gemacht hatte, einen kürzlich von Canton erhaltenen, vom astronomischen Tribunal zu Peking herausgegebenen Kalender vor, dessen astrologischer Theil von Herrn Klaproth auf das Genaueste untersucht worden ist; er handelt von dem Einflusse der 54 Genien, die nach chinesischer Eintheilung die verschiedenen Abtheilungen des Jahres regieren. Nach dieser Tabelle kann man sich den günstigsten Mondstag wählen, um gewisse Medikamente zu nehmen, einem Frauenzimmer einen Strauß zu überreichen, Hundefleisch zu essen, sich zu verheirathen, den Kopf zu waschen, die Nägel zu schneiden, ein großes Unternehmen oder auch eine große Veränderung vorzunehmen.

Vermischte Nachrichten.

Der Verwaltungsrath der schottischen Kirche in London hat, nach eingeholtem Gutachten mehrerer Rechtsgelehrten, sich endlich entschlossen, den Prediger Irving mit seiner rothwälschenden Gemeinde aus dem Kirchengebäude zu verweisen. Man stellte es ihm frei, sich an den Kanzleihof zu wenden, wenn er sich durch diesen Schritt der Kirchenadministration beeinträchtigt oder durchführen zu können glaube, daß nicht er zuerst den Vertrag gebrochen, indem er die zum vorgeschriebenen Gottesdienst bestimmte Kirche, zu einem Tummelplatz hysterischer Weiber und verrückter Männer machte. Der würdige Prediger fragte inzwischen „den Herrn“ um Rath, wie er sich auszudrücken beliebt, und da er von dieser Seite keinen Gegenbefehl erhielt, so fügte er sich willig in die erhaltene Weisung. „Die zerstreute Heerde, wie Irving in seiner letzten Predigt zu seiner kleinen Gemeinde sprach, wird sich jetzt in dem Hause ihres Predigers versammeln, um hier die Uebungen in der unbekannten Sprache fortzusetzen.“

Das größte bis jetzt erschienene Buch soll, dem „Memorial Encyclopédique“ zufolge, im Verlaufe des Jahres 1832 zu London unter dem Titel: „Pantheon der englischen Helden,“ gedruckt werden. Jedes Blatt wird vier Klaftern in der Länge und zwei in der Breite haben; die Buchstaben werden anderthalb Fuß lang seyn. — Man mußte zur Verfertigung des Papiers eine eigene Maschine erbauen. Der Druck dieses Riesenbuches wird durch eine Dampfmaschine vor sich gehen und statt der Druckerschwärze ein Goldfirniß angewendet werden. Es sollen von diesem Prachtwerke nur hundert Exemplare abgezogen werden, die den vorzüglichsten Bibliotheken Englands zur Zierde dienen sollen.

Der Wallfischfänger „Woodrop Sims“ (von 615 Tonnen), Kapitän Kasper, ist am 19 Februar nach einer Fahrt von zehn Monaten und dreiundzwanzig Tagen in Havre eingelaufen. Die Bemannung dieses Schiffes bestand aus einunddreißig Franzosen und sieben Fremden, und hatte achtundvierzig Wallfische erlegt, unter diesen sechsundvierzig mit dem Harpune — eine in der Geschichte des Wallfischfanges unerhört glückliche Jagd.

Ein englischer Arzt nennt die Cholera „eine Krankheit, die damit beginne womit die andern enden — mit dem Tode“ — und macht fünf Stadien von ihr bemerklich, von dem er den zweiten als Tod, den dritten als leichtes Fieber und Anfang der Genesung u. s. w. bezeichnet.

Berichtigung.

Nr. 66. S. 261. Sp. 2. Z. 2. v. O. l. Paraguay's statt Portugals.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 80. 20 März 1832.

Der General Skrzynezki.

Von Adam Gurowski. *)

Die polnische Revolution ist so reich an mannichfaltigen Erscheinungen, hat so viel Edles und Erhabenes gezeigt, daß man geneigt wäre, in ihr nur das Schöne zu erblicken, und des Ganzen wegen, die Fehler und etwanigen Verbrechen des Einzelnen zu vergessen. Noch lange wird es dauern, bis man im Auslande zu bestimmten und gründlichen Ansichten über die Ursachen kommen wird, die dieser Sache den Untergang bereitet und zugezogen haben. — Ehe die Geschichte diese klar darzustellen vermag, glaube ich ein verdienstliches Werk zu thun, wenn ich sie mit Männern bekannt mache, welche die ersten Rollen während jener Ereignisse zu spielen übernommen hatten. Zu solchen Männern gehört auch unstreitig der ehemalige General en Chef Skrzynezki — um so mehr, da es hier und dort noch viele Stimmen gibt, die den Untergang Polens seiner Entfernung zuschreiben, so wie man auch bei Schilderung seiner Laufbahn, das Streben einer Partei, die seine kräftigste und einzige Stütze war, klar darzustellen vermag.

*) Einer der bekanntesten Namen der polnischen Revolution legt in diesen Blättern seine Ansicht über einen vielgefeierten Mann nieder, dessen Thaten für Viele einen Gegenstand der höchsten Bewunderung bildeten, nicht Wenigeren aber ein dunkles Räthsel blieben. Auch nur als Parteiansicht genommen, würden die vorliegenden Mittheilungen, als ein Abbild des innern Zustandes von Polen, von hohem Interesse seyn. Jedenfalls aber enthalten sie die beachtungswerthesten Aufschlüsse über den Charakter und die Operationen des polnischen Generalissimus, und beleuchten, wenn auch zuweilen mit grellen Streiflichtern, auf merkwürdige Weise manche bis jezt noch in tiefes Dunkel gehüllte Stelle des innern Getriebes der polnischen Revolution. Wie wir es für eine Pflicht gegen das Publikum hielten, dieses interessante Dokument zu unsrer Zeitgeschichte nicht der Oeffentlichkeit vorzuenthalten, so werden wir unsre Blätter eben so bereitwillig jeder andern Mittheilung öffnen, die zur Beleuchtung dieser großen Begebenheit beitragen kann. Das Urtheil eines Mannes von der gemäßigten Partei über Skrzynezki, das mit dem hier über ihn gegebenen, in vielen Punkten übereinstimmen dürfte, wird in den Memoiren des Präsidenten der Nationalregierung, v. Niemojowski, zu finden seyn, die demnächst erscheinen werden. — Schlüßlich bemerken wir noch, daß der Herr Verfasser in einer Nachschrift hinsichtlich der in diesem Artikel vorkommenden französischen Ausdrücke bemerkte, daß er dieselben unverändert beibehalten wissen wolle, da diese Sprache vorzugsweise von den „polnischen Aristokraten“ gebraucht werde.

A. d. R.

Johann Skrzynezki diente schon zu Napoleons Zeiten in der Infanterie, und im merkwürdigen Feldzuge von 1812 zeichnete er sich bei einem Treffen an der Spitze einer Kompagnie Voltigeurs so aus, daß er sich die Aufmerksamkeit des Kaisers und sein Lob gewann. Nach dem Jahre 1815 blieb er in Diensten der neuen polnischen Armee und nahm, durch das kluge Betragen, mit dem er des Großfürsten Konstantin Brutalität vermied, eine solche Stellung ein, daß er ohne öffentlich als erklärter Schmeichler aufzutreten, dennoch des Cesarewitsch Gnade sich zu erwerben wußte. — Seit einigen Jahren kommandirte er das 8te Linienregiment, und hier muß man bemerken, was den Schlüssel zu Vielem gibt, daß durch das administrative Verfahren, das Kommando eines Regiments unter der russischen Regierung in Polen 45 bis 16,000 preußische Thaler reiner jährlichen Revenuen bei guter Wirthschaft betrug.

Die am 29 November 1830 ausgebrochene Revolution in Warschau traf ihn dort, jedoch ohne sein Regiment, das in Pultusk kantonnirt stand. An demselben Abend befand er sich bei dem General Siemigtkowski, welcher Chef d'Etat Major Konstantins war, und als man die ersten Schüsse fallen hörte, erklärte er dem Siemigtkowski „daß Dieß wahrscheinlich einen Aufstand zu bedeuten habe, daß der Großfürst angegriffen und Siemigtkowski zu seiner Vertheidigung eilen solle, und daß endlich Siemigtkowski in seinem, Skrzynezki's Namen, dem Cesarewitsch versichern möge, er könne sich mit Zuversicht auf ihn verlassen, und ganz auf ihn rechnen.“ Siemigtkowski bestieg das Pferd und fiel, wenige Augenblicke darnach, unter den Händen der Insurgenten; die hier erwähnte Unterredung aber zwischen ihm und Skrzynezki berichtete gleich in den ersten Tagen des Aufstandes die verwittwete Gemahlin.

Skrzynezki verhielt sich in den ersten gefahrvollen Tagen des Aufstandes als ruhiger Beobachter. Erst als er sah, daß die Sache der Nation die Oberhand gewann, und daß der Großfürst nur einen freien Rückzug aus Polen wünschte, erklärte sich Skrzynezki am siebenten Tage bei der Nationalregierung als Freund der neuen Sache, und bot mit seinem Regimente seine Dienste an. — Von nun an wurde er als einer der eifrigsten Anhänger der Diktatur bekannt, und erhielt von Chlopizki das Kommando einer Infanteriebrigade. Jedoch mischte er sich wenig in die politischen Streitigkeiten des Dezembers und Januars, zufolge welcher Chlopizki's Machinationen entdeckt wurden, die dessen Entsetzung und Radziwill's

Ernennung zum Anführer herbeiführten. Da kurz darauf die Nachricht eintraf, Diebitsch sey in Polen eingerückt, so wurde Skrzynezki zum Brigadegeneral ernannt, und erhielt das Kommando einer Division, an deren Spitze er am 17 Februar dem General Rosen das Treffen bei Dobre lieferte, das ihn, so wie seine Truppen mit Ruhm bedeckte, dessen Resultate jedoch die Vereinigung Rosens mit der Hauptarmee des Grafen Diebitsch waren, da Skrzynezki aus Neid oder Stolz die Hülfe der ihm zueilenden Szembekschen Division nicht annehmen wollte, und Abends nach ruhmvollem Widerstande dennoch weichen mußte. Später bis zum 25 Februar bildete er das Reservecentrum, und an diesem Tage in die Schlachtlinie einrückend, hielt er das stärkste Feuer der angreifenden Russen aus. Bei dem durch den Generalissimus Fürsten Radziwill angeordneten Rückzuge gab er mit dem General Szembek den entgegengesetzten Rath; nämlich „die Russen noch denselben Abend anzugreifen, statt vor ihnen zu weichen" — was aber unglücklicher Weise nicht befolgt ward. Dieser kühne Rath gewann ihm so die Herzen, daß, als am andern Tage alle Generale von der Regierung zu Rathe gezogen wurden, man beinahe einstimmig als den Fähigsten den General Skrzynezki erkannte, und ihm folglich den Oberbefehl übergab. Skrzynezki erließ sogleich eine Proklamation an die Truppen, welche ein Gemisch von Bigotterie und Wortschwall war. Er erklärte, daß er mit Demuth die Märtyrerkrone annehme, und daß er den Truppen einen Ehrentod verspreche. Der brave und ehrliche Szembek machte ihn aufmerksam, daß man zum Soldaten mit Zutrauen von der Sache, also auch von einer guten und hoffnungsvollen Zukunft reden solle und müsse. Diese Bemerkung zog Szembek von Seite Skrzynezki's die bittersten Verfolgungen zu, welche am Ende damit endigten, daß Szembek gezwungen war, das Divisionskommando niederzulegen — und Dieß eben war es, wonach Skrzynezki gestrebt hatte.

Von den ersten Tagen des März an, nahm er als Oberfeldherr viele Veränderungen vor, und beschäftigte sich vorzüglich mit Organisation der neuen Regimenter; denn die Februarschlachten waren ausschließlich mit alten geliefert worden, und die Infanterie bestand am 25 Februar aus 11 Regimentern, die Kavallerie aber war schon beträchtlicher, da man sie durch neu gebildete Eskadrons verstärkt hatte.

Die Scharfsichtigeren gewahrten indeß mit einem schmerzlichen Gefühle, daß sich bei Skrzynezki, welchen die Revolution erhoben, schon ein Widerwille gegen die eigentlichen Prinzipien derselben zeigte, und daß er die eigentlichen Urheber derselben schon von sich und von den Geschäften entfernte. Das Blatt: „Neu-Polen" gab bald durch die neuen Tagsbefehle, welche z. B. die der Armee unbekannte Bravour eines gewissen Constantin Zamojski erhoben, den Beweis, daß Skrzynezki, obgleich ein Kind der Revolution, dennoch zu den schädlichen aristokratischen Connexionen sich hinneige. So verging der größte Theil des Monats März, als auf einmal das Gerücht erging, Skrzynezki sey in Unterhandlungen mit Diebitsch getreten, ohne das Glück der Waffen noch einmal versuchen zu wollen. Und so war es auch. Die öffentliche Meinung fing an, ihn laut anzuklagen, und Skrzynezki war genöthigt, sich öffentlich zu rechtfertigen, und seine Korrespondenz, so wie sein ganzes Verfahren mit Diebitsch, bekannt zu machen. Mit Erstaunen sah man, daß es wirklich wahr gewesen, daß von Seite der Polen Friedensanerbietungen und Vorschläge gemacht worden waren, die die Rückkehr unter das Scepter des Kaisers zur Folge gehabt hätten.

Zu diesen Unterhandlungen war als Parlamentär ein gewisser Michel Mycielski gebraucht worden, der lange Zeit als Kapitän-Adjutant bei Konstantin diente, und dessen Spaßmacher und Erheiterer in bösen Stunden (und deren gab es viele), so wie während der Regierung des Unterdrückers sein ausgezeichneter Günstling war. Später wurde er wie viele Andere Patriot, General und dann zu diesen Unterhandlungen gebraucht, da Skrzynezki dadurch mehr bei dem sich im russischen Lager aufhaltenden Großfürsten auszurichten hoffte. Was bei dem ganzen Verfahren aber am auffallendsten war, ist, daß Mycielski sich immer erdreistete, im Namen der Nation und des Heeres, welche davon nichts wußten, zusprechen, während er doch nur in Skrzynezki's Namen, Verzeihung des Geschehenen von Seite des Kaisers und des Grafen Diebitsch sich erbat. Ja, es ist sogar in einem Schreiben von Skrzynezki an den russischen Feldherrn die Phrase zu bemerken, daß wenn „Seine Majestät der Kaiser den Forderungen der Polen ein williges Gehör leihen wolle, und diese unter sein Scepter zurückkehrten, so könne er mit desto mehr Kraft den Empörungsgeist, welcher in Europa wüthe, unterdrücken." Hier muß man noch bemerken, daß Skrzynezki von jeher als Absolutist allen die Freiheit unterdrückenden Maßregeln Beifall gab, und öfters damals hören ließ: „Recht sey es, daß vier Millionen unter des Einzelnen Willkür leben; daß Konstantin recht thue, wenn er der Jugend und der Patrioten liberale Ideen vernichte; nach der Julirevolution in Paris äußerte er in einer Gesellschaft bei General Gielgud sogar, daß Karl X und Polignac recht hätten, und daß er (Skrzynezki) es sehr bedaure, nicht in Paris zu seyn „pour arranger ces jacobins." Dieß wird als Schlüssel zu allen seinen spätern Handlungen dienen. — Um wieder auf jene Unterhandlungsperiode zurückzukommen, muß gesagt werden, daß alle Versuche zum Frieden an der Hartnäckigkeit des russischen Feldmarschalls scheiterten, welcher unbedingte Unterwerfung verlangte, was weder Skrzynezki noch sein geheimer Anhang (Camarilla) als Czartoryski, Gn. Malachowski, Dziatynski, zu versprechen gewagt hätten, wenn sie auch ihrerseits nicht abgeneigt waren, Dieß zu thun. Zu Ende März fand auch die berühmte Dwernizkische Expedition nach Volhynien statt. Viele junge Leute schlossen sich ihr an, und vorzüglich mehrere Mitglieder des warschauer patriotischen Vereins. Die Aristokratie, die den meisten Theil ihrer Güter in jenen Gegenden hatte, befürchtete Aufhetzung der Bauern und Leibeigenen durch die Klubisten, und bat den General Skrzynezki, daß er nebst anderen Dingen auch Dieses dem Dwernizki verbot; indem er behauptete: „eine wenn auch heilige Sache, dürfe durch strafbare Mittel doch nicht vertheidigt werden, und ein solches Mittel sey das Freierklären des volhynischen Bauers."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Szene aus dem kolumbischen Freiheitskampfe. *)

(Die Verschwörung von 1828.)

Einleitung.

Es war am dritten Januar 1826, als in Venezuela eine royalistische Verschwörung entdeckt wurde, in die mehrere hundert durch Rang und Stellen, die sie unter der kolumbischen Regierung bekleideten, ausgezeichnete Personen verwickelt waren. Kaum schwebte die Republik seit dem Jahre 1824 in einer größeren Gefahr. Der General Barradas war an der Spitze von elftausend Mann auserwählter Truppen, und mit einem starken Schiffsgeschwader von Coruna zu Puertorico angelangt, wo der Admiral Laborde mit der unter seinem Befehl stehenden Flotte zu ihm stoßen sollte, um dann vereint auf der Küste von Venezuela zu landen. Auf diese militärische Operation gründeten die spanischen Verschwornen hauptsächlich ihre Hoffnung. General Paez und Arismendi waren es, die durch ihren Muth und ihre raschen Maßregeln die Republik von einem Bürgerkriege retteten. Die Verschwörung mißlang, und gegen dreihundert Personen, meistens Geistliche, wurden am vierten, fünften und sechsten Januar erschossen. Der Kern der Verschwornen befand sich zu Caraccas, wo General Paez kommandirte, der in Eile nach La Guayra (bloß sechs Stunden von Caraccas entfernt) geritten war, um zwei seiner Milchbrüder vom Tode zu retten, die in die Verschwörung verwickelt waren. Hier gerieth er mit Arismendi, der in La Guayra befehligte, in einen heftigen Streit. Arismendi blieb unbeugsam, und dieser Moment ist es, der in der folgenden Skizze mit streng historischer Wahrheit geschildert wird. Die handelnden Personen sind General Paez, General Arismendi, ein Mönch, Offiziere. Die Handlung geht Abends acht Uhr, in einer langen und niedrigen Halle im Hause Arismendi's vor sich, deren Fenster mit starken Eisengittern verwahrt sind. Man erblickt kein Geräth außer in der Mitte der Halle einen Tisch, der mit Papieren bedeckt ist, und einige Armstühle: Arismendi sitzt rauchend zuoberst an der Tafel; weiter unten zwei Offiziere mit Schreiben beschäftigt. Zwei gelbe Wachskerzen brennen auf einem doppelarmigen Leuchter von Eisen und werfen ein mattes flackerndes Licht in der Halle umher. Ein Offizier mit entblößtem Säbel geht als Wache vor der Thüre auf und ab.

Ein Offizier tritt ein: General, ein Mönch wünscht Sie zu sprechen.

Arism. Er möge eintreten.

Der Offizier entfernt sich. Ein Mönch von großer Gestalt, die Kapuze über's Gesicht gezogen tritt ein, und bleibt zunächst der Thüre stehen.

Arism. Was beliebt Euch, Padre? Meine Zeit ist kurz, was habt Ihr mir zu sagen?

Mönch. Ich habe ein wichtiges Geheimniß zu entdecken.

Arism. Sprecht.

Mönch. Ich kann es nicht vor Zeugen.

Arism. Es sind treue Offiziere der Republik. Sprecht ohne Furcht.

Mönch. Was ich zu sagen habe, ist bloß für das Ohr des Generals Arismendi.

Arismendi nach einem Augenblick Zögerung, indem er den Mönch beobachtet, gibt den Offizieren einen Wink sich zu entfernen. Es geschieht. Dann wendet er sich an den Mönch.

Nun Padre.

Mönch (indem er auf die Schildwache vor der Thüre zeigt). Auch diesen wünschte ich. —

Arism. Er gehört zur irländischen Legion und versteht kein Wort Spanisch. Sprecht ohne Furcht! Doch zuvor Euern Namen.

Mönch. Mein Name, ach es ist lang her, daß er in den Mauern von La Guayra ausgesprochen wurde. (Er nähert sich plötzlich der Tafel und schlägt die Kapuze zurück.) Juanito, kennst Du mich?

Arism. Guter Gott! Ist es möglich? Padre Roman de Suza, mein alter Mentor? (Er springt auf und reicht dem Mönch die Hand. Dieser tritt einige Schritte zurück.)

Mönch. Höre mich erst. (Er läßt sich langsam auf einen Armstuhl nieder und winkt Arismendi, sich gleichfalls zu setzen.) Ja ich bin — einst der verehrte Abt von Santa Martha, nun der geächtete Padre Jose.

Arism. Du der Patre Jose? Jose, das Haupt der servilen Verschwörung? Unglücklicher, und was willst Du hier?

Mönch. Höre mich. — Vertrieben aus diesem Lande durch das gottlose Dekret, das die Klöster beraubt und ihre frommen Bewohner in die Welt hinausstößt, bin ich entschlossen den Rest meines Lebens zu opfern, um mein Vaterland von der Tyrannei der schändlichen, ehrgeizigen und gewissenlosen Verräther zu befreien, die es unter dem Vorwande der Freiheit unterjocht haben. (Der General will ihn unterbrechen. Der Mönch legt seine Hand auf den Arm des Generals und fährt in einem gemäßigteren Tone fort.) Ich schiffte mich nach Spanien ein, und nach unzähligen Entbehrungen und Gefahren jeder Art gelangte ich endlich nach Madrid, wo mir das Glück zu Theil ward, Ferdinand VII, den Gott lange erhalten möge, zu sehen und zu sprechen. Ihm stellte ich die Leiden meines armen Vaterlandes vor, und erhielt von ihm volle Gewalt, alle Mittel, die in meiner Macht sind, es zu befreien, anzuwenden. Gelingt es mir, so sey der Preis dem Allmächtigen, falle ich, so will ich gleich den drei Jünglingen im Feuerofen singen: Hosanna, Hosanna, Hosanna! (Er springt auf.) Juan Arismendi, in Deiner Hand liegt das Geschick Deines Vaterlandes. Blutend streckt es seine bittenden Arme nach Dir aus — willst Du sein Flehen nicht erhören? Wirf ab die unwürdige Livree der demagogischen Rädelsführer, die Du jetzt trägst, tritt diese verfluchten Fahnen in den Staub, und verdiene Dir den Namen des neuen Cortez, des zweiten Eroberers von Amerika.

Arism. Schweig, fanatischer Mönch! Wie kannst Du es wagen, so mit mir zu reden? Weißt Du nicht, daß Davila, Gutierrez, Revillagigedo, Salmon mit den meisten ihrer Mitschuldigen im Gefängniß liegen, und dem Lohn ihres Verbrechens entgegensehen? Weißt Du nicht, daß die heilige Sache der Freiheit in ganz Venezuela gesiegt hat über die unmächtigen Umtriebe einiger wenigen Satelliten der spanischen Tyrannei? — Zittre für Dich selbst! —

Mönch. Zittern für mich selbst? — Ha! dieselbe Hand, die Daniel aus dem Rachen der hungrigen Löwen rettete, wird auch mich schützen. Noch einmal, Juanito, in Deiner Hand liegt das Geschick Amerika's. Um Deiner selbst willen, um Deines Vaterlandes willen, beherzige es wohl. Von Dir hängt es ab, Deinen Namen glorreich, unsterblich zu machen in dieser Welt, wie in jener. Die Garnison dieser Festung, ich weiß es wohl, ist Dir unbedingt ergeben; Paez ist nur von einigen Llaneros begleitet. Laß die Thore schließen, verhafte ihn und pflanze die heilige Fahne auf, unter der Spanien so oft über seine Feinde triumphirte. Nur eine Stunde laß sie von diesen Mauern wehen, und ganz Venezuela wird Deinem Beispiel folgen. Venezuela ist eurer Herrschaft müde und wartet nur auf das Zeichen, seine Ketten abzuschütteln, vielleicht geschieht es in diesem Augenblicke schon, wo ich spreche. Admiral Laborde ist mit dem spanischen Heere gelandet, Barradas ist im vollen Anzug gegen Caraccas. (Arismendi will ihn unterbrechen. Der Mönch zieht unter seiner Kutte eine große Pergamentrolle hervor, und fährt mit gesteigertem Eifer fort.) Sieh, sieh hier die eigenhändige Unterschrift unsres erhabenen Königs, hier das königliche Wappen von Castilien; ich habe die Vollmacht, Dich zum Generalkapitän von Venezuela zu ernennen, und vielleicht wird Dir später das Vizekönigthum von Granada zu Theil. — Du schweigst? — Herzog von Terranova und Grande von Spanien! —

Arism. Schweig, Elender! und wisse, daß Du für diesen Schimpf mir schwer büßen sollst! —

Mönch. Juan, ich kenne Deine Leidenschaft — der Mammon ist der Götze, vor dem Du täglich kniest — so nimm die Minen von Cauca auf fünfzig, auf hundert Jahre. —

Arism. Wie lange soll ich noch diese Frechheit dulden?

Mönch. (sich nähernd und in leiserem Tone). Juanito — Rache ist süß, ist himmlisch. Gott erlaubt sie, wenn sie gerecht ist, und er selbst nennt sich den Gott der Rache! Paez, der elende Mulatte Paez, hat Dich diesen Morgen beleidigt. — Dich, einen Weißen und einen Edelmann; ich weiß es. Räche diese Unbild.

Arism. (springt ungestüm auf.) Bei der heiligen Mutter Gottes! Das

---

*) Dieses Fragment aus einem größeren noch ungedruckten Werke theilt das neueste Foreign Quarterly Review aus der Feder eines Offiziers mit, der viele Jahre in dem Dienste der kolumbischen Republik diente, und interessante Materialien für die Geschichte der denkwürdigen Männer sammelte, die in dem südamerikanischen Freiheitskampfe betheiligt waren. — Mehrere Szenen aus dieser merkwürdigen Epoche hat das Ausland bereits im vorigen Jahrgange aus dem Werke: „Campaigns and Cruises in Venezuela" etc. mitgetheilt. A. d. R.

lügst Du, Mönch. Die Ehre Juan Arismendi's ist glänzend und unbefleckt wie diese Degenklinge. Wer immer mich beleidigt hätte, Mulatte oder Weißer, nicht eine Stunde darnach hätte er noch leben sollen, oder dieser Arm müßte erlahmt und dieser Degen zerbrochen seyn.

Mönch. Verstockter Sünder! So stirb denn in Deiner Unbußfertigkeit! Gott selbst sprach durch meinen Mund zu Dir. Du weigerst Dich, seinen Willen zu erfüllen; so falle denn die Strafe auf dein Haupt. Lebe wohl.

Arism. Halt, Mönch, nicht so sollst Du von hier weggehen.

Mönch. Frei kam ich her, und frei wieder zu gehen, habe ich das Recht.

Arism. Bleibe! Ich verhafte Dich als einen Geächteten, der seinen Bann gebrochen, als Verschwornen und Verräther an der Republik.

Mönch. Juan, Juan, könnte es möglich seyn? Könntest Du diese weißen Haare der Schande preisgeben?

Arism. Ich erfülle meine Pflicht.

Mönch. O es ist nicht möglich, daß Du wirklich denkst, was Dein Mund ausspricht. Juanito, ich will nach Europa, nach Spanien, wohin Du willst, mich einschiffen, in diesem Augenblick noch, wenn Du es befiehlst.

Arism. Du hättest in Spanien bleiben sollen. Jetzt ist es zu spät.

Mönch. O, nein, nein, Du kannst nicht den Muth haben, diese weißen Haare der Schande — dem Henker preiszugeben. Nein, Du kannst nicht Den einem schmachvollen Tod weihen, der Deine ersten wankenden Schritte leitete — ihn, der Dich zuerst die Stufen des Denkens hinaufführte — ihn, der Dich als Kind auf diesen Armen trug — ihn, vor dem Du im heiligen Beichtstuhl knieend Dein junges unschuldiges Herz öffnetest. —

Arism. Padre, ich bin General der Republik.

Mönch. Nicht, als ob ich den Tod fürchtete. Gott ist mein Zeuge, daß ich schon mehr als Einmal ihm trotzte. Aber der Henker — der Strick — der Strick. — Und wie viel Gutes könnte ich noch thun auf dieser Welt! — Ich höre Fußtritte — Sporngerassel — es ist Paez mit seinen Satelliten. Juanito! Juanito! rette mich! Bei der Mutter, die Dich unter dem Herzen trug, die Dich so zärtlich liebte, und der ich auf dem Todbette die Augen zudrückte — rette mich, rette mich — noch einen Augenblick, und es ist zu spät.

Arism. Padre, am Altar der Freiheit habe ich Alles geopfert, ein Weib, das ich anbetete, zwei Knaben, die Freude meines Lebens, Ruhe, Vermögen, Glück — Alles habe ich geopfert und nur die Hoffnung, die Freiheit Columbiens fest zu gründen, fesselt mich noch an's Leben. Ich kann nichts für Dich thun. *)

Mönch. Deus in adjutorium meum intende.. Paez (tritt mit Depeschen in der Hand und von einigen Offizieren umgeben ein.) Gute Neuigkeiten, General! Alles geht gut. Admiral Foster schreibt, daß die ganze Küste von Venezuela gesäubert ist. Man hat die Flotte Laborde's hundert Meilen weit davon mit vollen Segeln nach Havannah steuern sehen. **)

Mönch. Allmächtiger Gott! Deine Wege sind unerforschlich.

Paez (der den Mönch gewahrt.) Wen seh' ich hier? Einen spanischen Gusano? ***) Wer ist er? Was sucht er hier?

Arism. (mit dumpfer Stimme.) Den Tod!

Mönch. Ja, nun bin ich verloren. O mein Gott, fiat voluntas tua. (Er tritt entschlossen vor.) Wer ich bin? Einst der gepriesene Namen de Suza, nun Padre Jose, der gekommen ist, die Martyrkrone zu suchen.

Paez. Wie? So wärest Du dieser Jose, der hier oben an auf dieser Liste steht? (Er zeigt ihm eine Liste von den Mitgliedern der geheimen Gesellschaft „des Rosario.")

Mönch. Ha, wir sind verrathen und verkauft. Heilige Jungfrau! Wer hätte unter uns einen Verräther vermuthen sollen.

Paez. Und dieser ist der alte Freund Deines Vaters, der Abt von Santa Martha?

Arism. Wie Eure Exzellenz sehen.

Paez. (Zieht Arismendi in ein Fenster.)

Arism. Geben Sie mir Ihre Hand und lassen Sie uns unsren letzten Streit vergessen. Ich weiß Ihre Gefühle für diesen irregeleiteten Mönch zu würdigen. Verständigen wir uns — das Schicksal Ihres Mönches sey das meiner zwei Milchbrüder. Was sagen Sie dazu?

Ein Offizier tritt ein: Exzellenz, die zur Hinrichtung bestimmte Stunde ist gekommen. Alles ist bereit. Man erwartet Ihren Befehl.

Paez. Was sagen Sie, General?

Arism. Laßt die Hinrichtung vor sich gehen.

Paez. Und der Mönch? —

Arism. Er sterbe.

Paez. So sey es und möge seine Seele zur tiefsten Hölle fahren. (Zum Offizier.) Sie haben den Befehl gehört. Nehmen Sie diesen heiligen Vater und lassen Sie ihn zuerst daran kommen. Es ist das Letzte, was wir für ihn thun können.

Mönch. Blutdürstige Tiger! Gönnt mir wenigstens noch eine halbe Stunde Frist. Ich muß beichten.

Paez. Ein so heiliger Mann wie Du kann keine Sünden zu beichten haben. Fort mit ihm!

Mönch. Ruchlose und grausame Tyrannen! Mein Blut über Euer Haupt! (Er wird fortgeführt.)

Paez. Das Blut der Verräther ist der Morgenthau der Freiheit.

(Arismendi sitzt am Tische und bedeckt sein Gesicht mit den Händen. Pause von einigen Minuten — ein Trommelwirbel wird gehört — einige Schüsse fallen.)

Arism. (Fährt sich mit der Hand über die Stirn.) Ach, es ist lange her, daß ich glaubte, daß dieser Schall mir wieder einen Schmerz verursachen sollte. Doch Viva la Patria!

Alle Offiziere. Viva la Patria! Muerte a los Tiranos!

*) Die romantischen Abenteuer der Gemahlin Arismendi's sind in ganz Südamerika bekannt, und bilden den Stoff mancher Ballade. Sie wurde von den Spaniern unter Murillo, als er La Marguerita belagerte, im Bade gefangen genommen, nach Cadiz gesendet, im Galeerensklavengefängniß eingekerkert, entfloh daraus als englischer Matrose verkleidet und gelangte endlich nach tausenderlei Gefahren wieder zu ihrer Familie, starb aber bald darauf als ein Opfer der Furcht und der Leiden, die sie ausgestanden hatte.

**) Buchstäblich wahr. Das Benehmen Laborde's bei dieser Gelegenheit ist und wird noch lange ein Räthsel bleiben. Man muß zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß der kolumbische Schatz damals in zu elendem Zustande war, als daß man hätte glauben sollen, er sey bestochen worden. Wahrscheinlich muß man den Grund dieses Ereignisses in den ewigen Befehlen und Gegenbefehlen und den unaufhörlichen Intriken der Mitglieder des damaligen spanischen Kabinetes suchen.

***) Gusano de Espana, einen spanischen Wurm, nannte man spottweise in Venezuela die Mönche.

Vermischte Nachrichten.

Auch Italien hatte seinen Pater Abraham a Sancta Clara, Barlette, ein neapolitanischer Mönch, der zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in hohem Rufe stand, und der Vater des neuen italienischen Wortes: *barlettare* ist, da von ihm als Sprüchwort ging: „Non sa predicare chi non sa barlettare" — forderte eines Tags seine Gemeinde zur Erfüllung der Werke christlicher Liebe mit den Worten auf: „Vos quaeritis a me, fratres carissimi, quomodo itur ad paradisum? Hoc dicunt vobis campanae monasterii — Dando — Dando — Dando!"

Unter den Aerzten in London herrscht ein gewaltiger Streit, ob die dort vorgekommenen Erkrankungs- und Sterbefälle von der asiatischen Cholera herrühren oder nicht. Aerzte, welche diese Krankheit in Ostindien zu beobachten Gelegenheit hatten, widerstreiten es hartnäckig in den „Times," eine andere ärztliche Partei in dem medizinischen Journal „The Lancet" geht ihnen mit scharfen Waffen zu Leibe. Erstere stützen sich insbesondere auf den langsamen Fortgang, den die Krankheit genommen hat. Dagegen weist die Lancet auf die Geschichte der Epidemie von 1665 hin, an der im Dezember 1664 nur zwei Männer in Long Acre starben, während nur einzelne Fälle auch im Februar, März und Mai des folgenden Jahres vorkamen, und zwar nur zerstreut in den Vorstädten. Erst Mitte Julius näherte sie sich der City von Osten her, aber noch waren hier nur erst 28 erkrankt, und in Southwark nur 19, während in St. Giles und St. Martin's in the Fields allein in einer Woche 421 starben. Im September hatte die Krankheit ihre höchste Spitze erreicht, und es starben in und außer der City wöchentlich vier Wochen lang 10,000 Individuen, so daß London einer verödeten Stadt ähnlich wurde.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 81. 21 März 1832.

Der General Skrzynezki.

(Fortsetzung.)

Nun rückte mit dem Ende März auch das Ende des Winters heran, und da in den vier verflossenen Wochen die polnische Armee durch neue Truppen Zuwachs erhalten, und die alten, die den Februarfeldzug so rühmlich gemacht, sich erholt hatten, und verstärkt worden waren; als alle Friedensvorschläge scheiterten, und das Lautwerden derselben Skrzynezki in der öffentlichen Meinung beim Volke wie beim Heere in schlimmen Ruf brachte; als diese Unthätigkeit mit Ehren nicht länger fortgesetzt werden konnte, und endlich der Generalquartiermeister Prondzinski den Generalissimus immer mit neuen Planen zum Feldzuge drängte; *) so wurde dieser endlich durch das Zusammentreffen der Umstände gezwungen, jenem zu folgen, und es fand in den ersten Tagen Aprils **) der berühmte Ausfall im Rücken der feindlichen Armee statt, der durch die Siege über die Generale Rosen und Geismar bei Wawre und Dembe Wielkie gekrönt wurde, und welcher die mißvergnügte Stimmung gegen Skrzynezki natürlich unterdrückte. Diese glückliche Ausführung von Prondzinski's kühnem Plan erfüllte die Russen mit panischem Schrecken, und wenn die polnische Armee die der Natur jeder Revolution so geneigte Offensive unaufhaltsam verfolgt und rastlos ihre errungenen Vortheile benützt hätte, so wäre Diebitsch schon damals nach Litthauen zurückgedrängt worden. Aber unglücklicher Weise stimmte Dieß nicht mit der Natur des polnischen Befehlshabers überein; denn schon nach dem Angriffe bei Siedlce begann er mit der Hauptarmee sich auf eine Art Beobachtung zu beschränken, wollte keine Hauptschlacht liefern mit der Behauptung, er könne sie eben so gut verlieren als gewinnen, und in einem Briefe an den General Rybinski, der damals ein detachirtes Korps kommandirte, sprach er sich über sich selbst mit den Worten aus: „je ne suis pas entreprenant.“ So wurden nur theilweise durch die unter den Generalen Rybinski, Lubienski, Ramorino, Chrzanowski detaschirten Korps kleine Vortheile errungen, die jedoch den Kern der feindlichen Armee unangetastet ließen.

Indessen brach, schnell um sich greifend, der Aufstand in Litthauen aus; umsonst verlangte man dort Hülfe aus Polen, und da man sich aus Mangel an Waffen und regulärem Militär, auf eine Art Guerillaskrieg beschränken mußte, so wurde es dem Großfürsten Michael sehr leicht, mit den aus Petersburg herbeieilenden Garden, durch Litthauen in das Königreich Polen einzurücken. Um seine Vereinigung mit der Hauptarmee zu hindern, entwarf General Prondzinski einen gigantischen Plan, der dem ersten Militärgenie Ehre gemacht hätte; der aber um zu gelingen mit napoleonischer Schnelle und Genauigkeit ausgeführt werden mußte. Er maskirte nämlich die Bewegung der Armee vor den Massen des Diebitsch durch Lubienski's kleines Korps, so daß der Russe die Hauptbewegung nicht durchdringen konnte, während er die ganze polnische Armee einen Flankenmarsch nördlich von Diebitsch machen ließ, und auf diese Weise die Garden vor sich herjagte, sie von Position zu Position treibend, und ihnen (z. B. bei Dlugosiodlo) bedeutende Verluste zufügend. In jenen Augenblicken waren die Polen den Russen auch an Zahl überlegen, und so schien es, daß nichts den Großfürsten Michael vor Vernichtung retten konnte. In mehreren Orten, wo man nach ihm die Stellungen besetzte, wurde erzählt, daß er mit seinem Generalstabe gänzlich den Kopf verloren habe, sich als verloren betrachtete, und aus Verzweiflung sich die Haare ausriß; denn nichts konnte der Schnelligkeit verglichen werden, mit der Skrzynezki die Ausführung des Plans begann. So wurden denn bei Nadborrowo die Russen in die Enge getrieben, und da sie sich nicht mehr zurückziehen konnten, so glaubte die polnische Armee mit leichter Mühe nicht nur einen glänzenden Sieg zu erfechten, sondern auch die Garden vernichten zu können, wovon der moralische Eindruck auf den Rest der Russen, wie auf das ganze Land, von Folgen gewesen wäre, die man nicht berechnen konnte. Aber gerade am Ziel zögerte Skrzynezki, wie einem feindlichen Genius gehorchend. Nachdem er den schönen Marsch gemacht, hielt er mit weiterer Ausführung inne, als fürchte er sich selbst vor dem Ungeheuren des Unternehmens. Statt bei Nadborrowo anzugreifen, wie ihn alle Offiziere fast auf den Knien baten, begnügte er sich mit einer Positionskanonade, die er auf den andern Tag verlängerte, zweck- und planlos die kostbare Zeit verlierend. Die in einer Richtung fortdauernde Kanonade, und ein unverzeihlicher Feh-

*) Prondzinski drohte endlich, er könne es nicht auf sich nehmen, nach Skrzynezki's Willen den berühmten Ausfall noch 14 Tage zu verschieben (was wahrscheinlich geschehen sollte, um den Russen Nachricht und Zeit zu geben) und daß er, würde man ihn diesesmal wieder zurückweisen, ans Publikum appelliren wolle.
A. d. B.

**) Eigentlich in der Nacht vom 31 März auf den ersten April.
A. d. R.

ler des Generals Uminski machten aber Diebitsch aufmerksam, und vermochten ihn, der Bewegung der Polen gegen die Garden zuvorzukommen; und plötzlich den ganzen Plan zu vereiteln. Eiligst machte er also eine Bewegung vorwärts, wovon benachrichtigt, Skrzynezki gezwungen war, sich mit derselben Eile zurückzuziehen, mit der er vorwärts gedrungen war, und ohne auf die Garden selbst einmal einen entscheidenden Streich zu führen, mußte er vor ihnen weichen, wurde bei Ostrolenka von der ganzen Armee nach ihrer Vereinigung mit Diebitsch ereilt, und zur Annahme jener unglücklichen Schlacht gezwungen, in der alle Vortheile sich auf Seiten der Russen befanden, und wo nur der polnischen Soldaten unbegränzter Muth die Stellung erhielt, und die Armee vor Vernichtung rettete.

Es ist wahr, daß Skrzynezki an jenem Tage zweimal mit dem Karabiner in der Hand die Infanterie anführte, daß er den größten Muth, als gewöhnlicher Soldat, zeigte; aber Dieß ist es nicht was man heutzutage von einem Feldherrn verlangt; er soll sich nicht dem Tode aussetzen, und ihn sogar, wie Skrzynezki es that, suchen, da das Loos einer auf ihm beruhenden Armee von seiner Erhaltung abhängt. Hier also gingen durch Skrzynezki's Mangel an festem Willen und Vertrauen die schönsten Militärplane zu Grunde; aber er führte auch nur, wie es die obengenannte Camarilla nannte, einen Ehrenkrieg, d. h. vor den Augen der Welt, um für die Ehre genug zu thun, während man nachher dem Kaiser „avec honneur“ die Hand bieten könne; denn daß die Garden vor der Schlacht bei Ostrolenka vernichtet werden konnten, und daß dieses Ereigniß eine Niedergeschlagenheit im Hauptheere sowohl, wie im ganzen russischen Lande zur Folge gehabt hätte, unterliegt keinem Zweifel; jeder bei Radoborrowo gegenwärtige Soldat begriff es, und verlangte muthvoll den Befehl zum Angriff. Prondzinski frohlockte über die glückliche Ausführung seines kühnen Planes, nur Skrzynezki blieb kalt, beinahe moralisch muthlos im entscheidenden Augenblicke, und rechtfertigte wenigstens dadurch, was er früher über sich selbst Rybinski geschrieben hatte.

Die Schlacht bei Ostrolenka erschütterte der Soldaten Vertrauen zu den Talenten des Feldherrn; sie verloren die Ueberzeugung, daß sie unter seiner Führung unüberwindlich seyen. Das ganze Land, die ganze Nation, sah die Frucht von so vielen Anstrengungen und Opfern in einem Augenblicke verloren, alle durch zweimonatliche Siege errungenen Vortheile entrissen, und dieß Alles durch Uebermuth und Schwäche eines Einzelnen, der einer furchtsamen aristokratischen Partei mehr Gehör gab als den besten Rathschlägen.

Nach jenem fluchwürdigen Tage zogen sich die Polen in großer Unordnung nach Warschau zurück, und zum zweitenmale konnte man vor den Mauern dieser unglücklichen Stadt Diebitsch's stolze Schaaren erblicken. Skrzynezki gestand in dem an die Centralregierung gemachten Rapporte, daß der große Verlust einem durch ihn begangenen Fehler zuzuschreiben sey; er bemühte sich jedoch die Nachtheile dadurch vergessen zu machen, daß er behauptete, der Verlust der Russen sey um so bedeutender, da sie ihn nicht einmal verfolgen konnten. Auch wollte er die Abschneidung vom Gielgudschen Korps zu seiner Rechtfertigung brauchen; indem er und seine Anhänger kühn behaupteten, die Schlacht bei Ostrolenka und der ganze Marsch gegen die Garden sey nur deßhalb ausgeführt worden, um den General Gielgud nach Litthauen werfen zu können. Unter andern ließ Skrzynezki die Schuld auch auf den General Uminski fallen, und nahm ihm das Kommando, dessen er sich wohl durch seine Unfähigkeit nicht würdig gezeigt hatte, jedoch war nicht ihm die ganze Niederlage zuzuschreiben.

General Prondzynski, der Skrzynezki öffentlich anklagte, wurde dafür abgesetzt.

Was das Gielgudsche Korps anbetrifft, so ist es jetzt klar erwiesen, daß man vor der Schlacht nicht daran dachte, Gielgud oder irgend Jemand nach Litthauen abzusenden; und obwohl die Litthauer fortwährend Botschaften um Hülfe sandten, so wollte weder Skrzynezki noch seine Partei und Camarilla ernsthaft Litthauens Befreiung, ja Skrzynezki und Fürst Adam Czartoryski erklärten einmal bei den Berathungen der Regierung: „daß man den Aufstand in Litthauen und Volhynien nur als eine Militärdiversion ansehen müsse und könne; und daß, nachdem man den Kampf in Polen „avec honneur“ zu Ende gebracht habe, auch wohl noch für jene Provinzen eine Amnestie von dem Kaiser zu erhalten sey.“ Die Wahrheit dieser Ausdrücke können wir verbürgen, denn Jene gegen welche man solche Sprache führte, leben und sind immer bereit, durch ein Zeugniß die Glaubwürdigkeit zu bestätigen, denn fast unter ihren Augen wird Dieß geschrieben.

Dieß beweist aber auch, daß es jenen Personen mit Polens Befreiung und seiner Trennung von Rußland nie Ernst wurde, und daß die Gielgudsche Expedition nur ein Werk des Zufalls, aber nicht der Berechnung war. Und wirklich bekam Gielgud erst, nachdem er von Ostrolenka abgeschnitten war, den Befehl vorzurücken, und nach Litthauen zu gehen. Daß dieser durch die Nothwendigkeit beiligte Befehl nicht in frühern Berathungen seinen Ursprung hatte, oder haben konnte, beweist noch mehr, daß das Gielgudsche Korps gar nicht mit Waffentransporten und mit wenig Munition versehen war, zwei Sachen, um welche die Insurgenten am dringendsten baten. So bekräftigt auch die Wahl des Gielgud unsere Behauptung, da dieser als der Unfähigste und Kleinmüthigste in der Armee bekannt war, kein Zutrauen besaß, und folglich vernünftiger Weise nicht zum Führer eines Unternehmens gewählt werden konnte, das der ganzen Revolution den Ausschlag geben mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Portugal in der neuesten Zeit.

(Fortsetzung.)

Portugal folgte im Jahre 1820 dem Beispiele Spaniens; es war dazu reif genug. Der aufgeklärte Theil der Nation richtete am Ende des Krieges seinen Blick, wenn nicht auf eine gänzliche Umwälzung der Dinge, doch wenigstens auf eine Verbesserung der bis in den innersten Grund hinein verdorbenen Institutionen und der Verwaltung des Landes, während Jene, deren Vermögen während des Krieges gelitten hatten, den Frieden als den Vorläufer des wiederauflebenden Wohlstandes willkommen hießen. Beide Parteien wurden jämmerlich getäuscht. Inzwischen hofften Jene,

deren Vermögen durch die Plünderungen des Krieges zu Grunde gegangen war, und die ihr Blut in den Schlachten vergossen und ihre besten Lebensjahre in Kämpfen verschwendet hatten, von einer Revolution eine reiche Ernte zu ihrer Entschädigung. Es gab keine Macht im Staate, die die erwachten Leidenschaften im Zaume halten konnte, als die Geistlichkeit. Die Regentschaft war verachtet, und dieß mit Recht. Die Entfernung des Hofes und des Adels wurde bloß gespürt durch die Abgaben und Gülten, die sie aus ihrem Mutterlande zogen, um davon den mit schelsüchtigen Augen betrachteten Glanz von Rio de Janeiro zu nähren. Das Landvolk war arm und schmachtete in Unterdrückung; die Müßiggänger der großen Städte waren lasterhaft und ohne Beschäftigung; die Richter der Bestechlichkeit ergeben; die Gemüther des Volkes überhaupt in Verwirrung und Unruhe. So ohne Moral, ohne Hof, ohne Adel, mit einem verachteten Ministerium, fand sich Portugal bereit, dem Anstoß einer nahen Revolution zu folgen, die nur durch die Geistlichkeit noch zurückgedämmt wurde; denn die Kriegszucht und Begeisterung jenes ruhmvollen Heeres, das die Invasion zurückgetrieben hatte, war dahin, und was der Mittelpunkt hätte werden sollen, um den sich die zerstreuten Elemente der Ordnung anschließen konnten, wurde die Achse der Anarchie. Niemand wird den wohlthätigen Einfluß des Marschall Beresford auf das portugiesische Heer in Abrede stellen wollen. Seine Disciplin schuf jene tapfern Schaaren, die damals, wo er ihre Befehle übernahm, wenig mehr als tapfere, aber schlecht bewaffnete Banden waren. Allein sein Eifer in der Disziplin führte ihn zu weit. Im Frieden sind die portugiesischen Regimenter gewohnt, nie ihre heimathlichen Bezirke zu verlassen; sie wurden hiedurch wenig mehr als eine Art stehender Lokalmiliz. Lord Beresford wollte dieses Nationalsystem ändern, und da er mit unerbittlicher Strenge ein neues Disciplinar-Strafgesetzbuch, das den Landesgewohnheiten entgegen war, einzuführen versuchte, und die Standquartiere der Regimenter häufig verändern ließ, was die Finanzen der schlecht und unordentlich bezahlten Offiziere und Soldaten zerrüttete, so machte er sich selbst besonders unpopulär. Seine englischen Landsleute unterstützten ihn kräftig in seinem Eifer. Allein hiedurch entfremdeten sie sich die Gemüther ihrer portugiesischen Waffenbrüder, mit denen sie so manchen heißen Tag zusammengefochten, so manches harte Feldlager getheilt hatten.

Lord Beresford's Versuch schlug gänzlich fehl, und diente nur, den Geist der Widerspänstigkeit und des Aufruhrs unter dem Heere zu verbreiten. So wurde der letzte Pfeiler gebrochen, auf den sich die öffentliche Macht hätte stützen können. Hiedurch trug er auch nicht wenig dazu bei, den Einfluß Englands auf die inneren Angelegenheiten Portugals zu schwächen; während er durch jene Desorganisation des Heeres den Grund legte zu jenem Labyrinth von Verschwörungen, unter denen Portugal bis auf diese Stunde seufzt.

Die Lage der Dinge konnte nicht lange so bleiben. Der Despotismus des Nachbarstaates war seinem Falle nahe. Lord Beresford sah die drohende Gefahr, als es zu spät war. Er schiffte sich nach Rio de Janeiro ein, um eine Bewilligung so lang verschobener Reformen auszuwirken, während man schon mit bewaffneter Hand sie zu fordern bereit stand. Die Mine war gegraben, ein Funke entzündete sie. Am 23 August 1820 ließen ein Obrist und einige Offiziere in Oporto den Ruf der Freiheit hören, dem sogleich die ganze Stadt beistimmte, worauf eine Junta eingesetzt wurde. Die Regentschaft in Lissabon machte einige schwache Versuche, Widerstand zu leisten, und da sie die Unpopularität des Lords Beresford und der englischen Offiziere kannte, so entließ sie dieselben aus dem Dienste. Dieser Entschluß war von geringer Wirkung; die Gesinnungen des Heeres hatten sich eben so geändert als seine Disciplin, und am 18 September, drei Wochen nach dem ersten Ausbruche der Insurrektion in Oporto, führte ein Offizier seine Soldaten auf einen der Hauptplätze von Lissabon, und rief ungehindert die Konstitution aus. Mit begeistertem Zurufe wurde die neue Ordnung der Dinge ohne Widerspruch angenommen, und in wenigen Stunden hatte die Regentschaft aufgehört zu seyn. Kein Widerstand wurde versucht, und nicht ein einziges Menschenleben geopfert. Die Cortes versammelten sich, und nachdem sie eine unpraktische Verfassung entworfen hatten, schlugen sie einen Weg ein, der so voll thörichter Mißgriffe in den Regierungsgeschäften war, daß sie sich alle Parteien entfremdeten. Inzwischen war die Revolution auch über den atlantischen Ocean geeilt. Johann VI zog keine Lehre aus dem Sturz seiner Macht in Europa. Vergebens ermahnte ihn der Graf Palmella, dem erwachenden Verlangen nach zeitgemäßen Verbesserungen mit Nachgiebigkeit und Mäßigung entgegen zu kommen. Der schwache alte Mann faßte den Entschluß, stark zu seyn, und eine zweite Revolution trieb ihn von Rio de Janeiro über das Meer, um den kenntnißlosen und übermüthigen Cortes sich beugen zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Tongatabu.

(Aus Bennets Tagbuch.)

Am 26 Julius 1829 waren wir im Angesicht Tongatabu's, der größten unter den Freundschaftsinseln. Die schon weit vorgerückte Zeit und die schwierige Einfahrt erlaubten uns nicht, in die Bai einzulaufen, und wir lavirten bis den andern Morgen. Die schönste und malerischste Scenerie that sich vor unsern Blicken auf, als wir im Hafen waren, dessen Eingang durch eine große Menge zerstreut liegender Inselchen und nahe unter der Wasserfläche liegender Riffe sehr verengt, und mit großer Gefahr verbunden ist. Nachdem wir den Hafen in seiner ganzen Länge durchschnitten hatten, fanden wir zwischen seinem Ufer und dem Gestade der Insel Ceylon große Aehnlichkeit, und sahen von allen Seiten die Wohnungen der Eingebornen zwischen Kokosnuß- und andern Bäumen, die hier herum im Ueberfluß wachsen, hervorblicken.

Ungefähr eine Meile vom Ufer warfen wir Anker, und gleich darauf sahen wir auch mehrere Kanoes von zierlichen Formen auf unser Schiff zusteuern. In wenigen Augenblicken waren wir von einer Menge Eingebornen umringt, die verschiedene Gegenstände zum Tauschhandel brachten. Die Einwohner von Tongatabu schienen mir im Allgemeinen wohlgewachsene Leute, ihre Formen verrathen Muskelkraft und ihre Gesichtszüge sind regelmäßig; sie tragen lange Haare und lassen dieselben auf die Schultern herabfallen; manchmal binden sie dieselben auch auf dem Wirbel in einen Büschel zusammen. Ihre Hautfarbe ist größtentheils kupferroth; einige sind jedoch auch sehr schwarz und haben krause Haare, was man ohne Zweifel der Mischung mit den Eingebornen der Fidschi-Inseln zuschreiben muß; denn beide Völkerschaften leben im besten Einverständniß, und wir lernten in Tongatabu einen Häuptling kennen, der die Sprache von Fidschi reden konnte. Die Häuptlinge sind außerordentlich wohlbeleibt, aber dennoch sehr schöne Männer. Starke Korpulenz ist unter der dortigen Aristokratie allgemein vorherrschend, und man kann sagen, daß sie als ein Zeichen der Würde betrachtet wird. Herr Jonnes, der von

ungewöhnlicher Wohlbeleibtheit war, wurde zu Tongatabu und auf allen polynesischen Inseln, als unser Befehlshaber betrachtet, und man erwies ihm stets größere Verehrung, als unsrem ersten Kapitän, der mager und mittlerer Größe war. Die Frauen sind im Ganzen schüchtern, züchtig und schön. Ihre Kleidung besteht aus einem einfachen Leibrock von inländischem Tuch, der um die Hüften befestigt bis zum Knöchel hinabreicht. Der obere Theil des Leibes bleibt stets nackt. Auch die Hautfarbe der Weiber ist im Ganzen kupferroth; sie reiben den Leib mit Kokosnußöl ein, das sie mit Sandelholz oder wohlriechenden Blumen, wie Jasmin, Huni, Tuto u. s. w., die dort einheimisch sind, parfümiren. Das Sandelholz erhalten sie aus den Fidschi-Inseln. Die Weiber tragen das Haar sehr kurz; was ihrer Schönheit Eintrag thut, vorzüglich in unsren Augen, die an die Locken und Zöpfe gewöhnt sind, mit denen die Europäerinnen ihren Gesichtern so großen Reiz zu geben wissen. Gewöhnlich schmücken sie sich auch mit Kalafas, oder Sträußen von Blumen, die einen köstlichen Duft verbreiten. Diese befestigen sie an ihren nackten Hals, oder setzen sie als Kränze gewunden reizvoll auf das Haupt. Die Frauen pflegen die Fremden mit dergleichen Blumensträußen zu schmücken, und stets gehen sie bei der Anordnung der Blumen, die sie zu einem Strauße binden, mit Geschmack und sinniger Auswahl zu Werke.

Die Herrn Turner und Croß, die sich auf dieser Insel als Missionäre niedergelassen haben, besuchten uns bald darauf, nachdem wir Anker geworfen hatten. Auch der König der Insel, Namens Tubu, kam an Bord. Seine Haltung und sein Benehmen war voll Würde, und Güte sprach sich auf allen Zügen seines Gesichtes aus. Er war sehr dick, aber sein Wuchs stand mit seiner Wohlbeleibtheit im Verhältniß. Sein Anzug bestand aus einem einfachen weißen Hemde und aus einem kleinen Rocke von inländischem Zeuge, der um die Lenden geschlagen war. Tubu erzählte uns, daß die Schaluppe „der Satellite," unter Kapitän Lewis, einige Zeit zuvor seine Insel besucht habe, und daß er mit der Aufnahme und den Ehrenbezeugungen, die ihm von diesem Offizier bewiesen worden, sehr zufrieden gewesen sey. Bei seiner Ankunft auf der Schaluppe war er nämlich mit sieben Kanonenschüssen empfangen worden, auch hatte der Kapitän alle seine Soldaten auf dem Verdecke ausrücken lassen. Der Satellite, setzte der König hinzu, sey das einzige Kriegsschiff gewesen, das seit Kapitän Cooks Zeiten, vor Tongatabu erschienen.

Ich begab mich mit den Missionären ans Land. Auf unserem Weg durch dasselbe bemerkte ich, daß die Wohnungen der Eingebornen von einander entfernt liegen; wobei jedes Haus mit einem Zaun umhägt ist, der auch den Garten einschließt, der mit Bäumen aller Art, vorzüglich mit Kokosnußbäumen und exotischen Küchenkräutern bepflanzt ist. Der Papagaibaum (Carica papaya) ist von der größten Schönheit, aber die Eingebornen benützen seine Früchte nur als Futter für die Schweine. Ich bemerkte, daß die Blätter von einer Menge Kokosnußbäumen durch eine Art Moskitos von grüner Farbe zerfressen waren. Dieses Insekt richtet große Verheerungen an. Das Pflanzenreich schien mir äußerst reich, der Hibiscus liliaceus oder Fau, in voller Blüthe; der Aleurites tribola oder Kerzenbaum, von den Eingebornen Tuitui genannt, wuchsen überall in Fülle.

Ich begleitete die Missionäre in ihre Wohnung, neben der zunächst sich die kleine Missionskapelle befindet. Die Wohngebäude der Missionäre sind von Holz, wie die der Eingebornen, und enthalten mehrere Zimmer, die durch Scheidewände von Schilfrohr von einander getrennt sind. Das Dach ist mit Pandanen oder Kokosnußblättern gedeckt. Auch kleine Fenster sind in diesen Gebäuden angebracht, die überhaupt so bequem und wohnlich als möglich eingerichtet sind. Die Herren Turner und Croß beschwerten sich übrigens über die Feuchtigkeit ihrer Häuschen; die Matten, die den Fußboden bedeckten, halfen diesem Uebelstande nur wenig ab. Das Klima der Insel ist außerdem ungesund, woran vorzüglich der Mangel an gutem Wasser schuld seyn mag.

Begierig, die Bodenerzeugnisse des Landes näher kennen zu lernen, machte ich am 27 Julius einen Ausflug in das Innere der Insel. Die Wege waren schmale Fußpfade, die Vegetation fand ich allerorten prachtvoll. Der Taro, Pisang, das virginische Arum wachsen hier wild, wie der Ehi (Dracaena terminalis), der Papiermaulbeerbaum (broussonetia papyrifera) und der Kava oder Ava (piper methisticum.) Der Ehi wird auf den meisten polynesischen Inseln bloß wegen seiner Wurzel, die sehr zuckerhaltig ist, angebaut. Wenn man diese vierundzwanzig Stunden den Wirkungen des Dampfes aussetzt, so schmecken sie wie Zuckerrohr. Auf der Insel Taheiti bereitet man aus den Blättern des Ehi gebranntes Wasser, auch gewähren dieselben sorgfältig auf Haufen gelegt und in Bündeln zusammengerollt, ein treffliches Viehfutter. Dieser Umstand muß für Seefahrer wichtig seyn, die sich in Gegenden befinden, wo der Ehi häufig, Gras aber selten ist. Der Papiermaulbeerbaum wird hauptsächlich wegen seiner Rinde gezogen, aus der das inländische Tuch bereitet wird. Die Eingebornen nennen ihn „Hiapo" und die daraus verfertigten Stoffe „Ugiata." Man läßt diesen Baum selten über zehn oder zwölf Fuß hoch werden; sein Stamm ist dünn, und die Rinde wird abgeschält, wenn der Baum ein Jahr alt ist. Das Werkzeug, dessen man sich hiezu bedient, heißt Iice. Von der Kava oder Ava wird ein großer Verbrauch für Getränkbereitung gemacht. Es gibt zwei Arten der Ava; die eine wird gezogen, die andere wächst wild. Beide Arten unterscheiden sich von einander durch die Blätter. Die Wurzel der wilden Ava wird nicht benützt. In Zeiten der Hungersnoth ißt man auch die Wurzel des Kabba oder virginischen Arums; auch die Frucht des Hui oder Convolvulus brasiliensis, eine Schlingpflanze, deren Frucht einige Aehnlichkeit mit der Kartoffel hat, wird gegessen. Die Frucht der Morinda citrifolia oder des Nono dient gleichfalls den Eingebornen als Nahrungsmittel; man muß sie jedoch einige Tage im Wasser einweichen, um ihr den bittern Geschmack zu nehmen. Der Pandanus odoratissimus (Pango von den Eingebornen genannt) prangt in Ueberfluß in der Nähe des Meeres mit seinen schönen goldgelben Früchten; seine Blätter bilden ein undurchdringliches Schirmdach und dienen zur Verfertigung der gewöhnlichen Matten. Die Missionäre haben neben ihrer Wohnung sorgfältig gepflegte Gärten, wo sie eine große Menge europäischer Gewächse acclimatisirt haben; nur die Bohnen wollten nicht gedeihen. Die Wohnungen der Eingebornen gewähren einen niedlichen Anblick; sie sind von Holz, von dünnen Stäben und Schilfrohr getragen und mit Pandanenblättern gedeckt. Es herrschte in diesen Wohnungen die größte Reinlichkeit; der Boden ist mit Matten bedeckt, und das Dach neigt sich so tief herab, daß man sich beim Eingang bücken muß. Inwendig sind sie ziemlich hoch. Des Nachts pflegt man die Wohnungen mit Kokosnußblättern zu verschließen. (Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Zeitung von Bologna berichtet, ein bemerkenswerthes Phänomen sey vor dem letzten Erdbeben in Foligno und der Umgegend von einem Landmanne in Canara beobachtet worden. Als er kurz vor den ersten Stößen aus einem tiefen Brunnen Wasser schöpfen wollte, fand er dieses bis zum Rande emporgestiegen, während die Furchen umliegender Felder mit trübem Wasser angefüllt waren. Wenige Augenblicke darauf spürte er die ersten Erschütterungen. Als er später wieder zum Brunnen zurückkehrte, fand er ihn ganz ausgetrocknet. Auch die Felder waren wieder vom Wasser entleert und zeigten tiefe Risse. Diese Erscheinung ist schon wiederholt bei Erdbeben beobachtet worden, wie z. B. bei dem von Lissabon im Jahre 1755, wo man bis in die Schweiz hieraus eine ungewöhnliche Bewegung in den Seen, Flüssen und Brunnen bemerkte.

Der erste Wagen für Reisende auf einer Eisenbahn in Frankreich ist am 1 März von St. Etienne abgegangen. Dieser Wagen, der wie ein Omnibus gebaut ist, hat eine doppelte Konstruktion. Von St. Etienne aus bis an einen Ort, La Terrasse genannt, wo die Eisenbahn vorbeigeht, fährt der Wagen auf gewöhnlicher Heerstraße. Dort wird er mittelst eines Kranichs in die Höhe gezogen und ihm binnen fünf Minuten ein für die Eisenbahn eingerichtetes Gestell untergeschoben. Von hier aus reicht die Eisenbahn bis ans Ufer der Loire, wo der Wagen wieder, auf die schon bemerkte Weise, auf ein gewöhnliches Gestell geladen und bis Monthrison geführt wird. — Inzwischen wird an der Vollendung der Eisenbahn zwischen Lyon und St. Etienne thätig gearbeitet. Auf dieser werden dann Dampfwagen in Gang gebracht und so diese beiden großen Manufakturstädte mit einander in eine Verbindung gesetzt werden, durch die man einen jetzt acht- bis neunstündigen Weg in zwei bis drei Stunden zurücklegen wird.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 82. 22 März 1832.

Die Mohammedaner in Indien.

4. Der Nau Rose oder Neujahrstag.

Der Nau Rose ist eines der wichtigeren Feste unter den Moslemin. Der Jahresanfang ist bei ihnen genau die Zeit, wo die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, und wird von Astronomen, die im Dienste der Großen in den Städten sind, bestimmt. Die Bequemlichkeit der Kalender entbehrt man hier ganz; die Farbe der Kleidung, die man an diesem Feste trägt, richtet sich nach der Stunde, in welcher die Sonne in jenes Zeichen tritt, geschieht dieß um Mitternacht, so ist die Farbe dunkelbraun, fast schwarz, um Mittag aber das schönste Karmoisinroth. Tritt die Sonne zu einer andern Stunde in das Zeichen des Widders, so richtet sich die dunklere oder hellere Schattirung der Farbe nach dem Umstand, ob die Stunde dem Mittag oder der Mitternacht näher ist, und diese Farbe wird dann von Allen, vom König bis zum geringsten Unterthan der Stadt, getragen. Der König sitzt im Prachtgewand auf dem Thron, und empfängt die Glückwünsche und „Nuzzas“ seines Adels, seiner Hofleute und Vasallen. „Mubaaruk Nau Rose,“ möge das neue Jahr glücklich seyn, ist der Wunsch, mit dem alle Klassen sich begrüßen, und der König selbst geht mit gutem Beispiele voran. Der Tag wird mit Vergnügungen hingebracht, ein öffentliches Frühstück im Palaste eingenommen, Geschenke geschickt, Besuche gewechselt u. s. w. Die Schüsseln mit den Geschenken für die Freunde werden oft schon einige Tage vorher geschmackvoll zugerichtet; Eier werden hart gesotten, mit Farben nach Art unsrer bunten Papiere, oder mit Figuren und Devisen bemalt, auch wohl vergoldet, und jede Frau entwickelt bei Bereitung dieser Neujahrs-Eier ihren eigenen Geschmack. Alle Sorten von getrockneten Früchten, Nüssen, Konfekt und Kuchen gehören zu den nöthigsten Artikeln, die man zu Geschenken an diesem Tage bedarf; diese Gegenstände werden auf kleinen irdenen versilberten Schüsseln geordnet, die mit gefärbtem Papier, das auf mannichfaltige Weise ausgeschnitten ist, belegt sind. Junge Leute warten auf solche Geschenke mit fast kindlicher Ungeduld; die Frauen wetteifern mit einander, sowohl in Bereitung der Leckereien als auch in der geschmackvollsten Anordnung der Geschenke. Die religiösen Gesellschaften lesen Gebete in ihren Familiencirkeln, und halten es für Pflicht das Neue Jahr mit Gebeten und Lobgesängen zu beginnen. Weiß man, daß der Nau Rose während des Tages eintritt, so erwarten die Frauen diesen Zeitpunkt mit einer frischgepflückten Rose in der Hand, die sie mit niedergeschlagenen Augen in ein Bassin mit Wasser werfen. Sie behaupten, diese Rose kehre sich von selbst nach der Sonne, wenn sie in das Zeichen des Widders tritt; ich habe sie oft bei dieser Beschäftigung getroffen, doch habe ich nie gesehen, daß ihre Vorhersagung in Erfüllung gegangen wäre.

* * *

5. Die Najumih.

Die Najumih, Männer, die gewöhnlich nicht ohne Kenntnisse sind, standen seit dem Tode Mohammeds, wegen ihrer vermeintlichen Geschicklichkeit in der Astrologie, bei den Moslemin zu allen Zeiten in größerem oder geringerem Ansehen; ich sollte zwar hier wohl beifügen, vorzüglich bei denen, deren Herzen mehr der Welt und ihren Eitelkeiten, als der Furcht Gottes ergeben sind, denn der wahrhaft Religiöse erkennt die Unhaltbarkeit der Astrologie. Der Einfluß, den ein solcher Najum in den Häusern vieler Großen in Indien übt, ist merkwürdig: in jedem, wo ein solcher Müßiggänger unterhalten wird, ist er das Orakel, das man bei jeder Gelegenheit, bei den wichtigsten sowohl als auch bei den geringfügigsten Vorfällen, um Rath fragt. Ich kenne Viele, die mit wahrhaft kindischer Unterwürfigkeit den Rath der Najumih selbst dann befolgen, wenn ihre eigene bessere Ueberzeugung ihm widerspricht. Wenn der Najum sagt, es ist dem Nuwab Sahib nicht heilsam zu essen, zu trinken, zu schlafen, Medicin zu nehmen, von Hause wegzugehen, ein Geschenk zu geben, zu empfangen, oder irgend eine andere Handlung zu begehen, bei welcher die eigene Vernunft doch am besten zu entscheiden vermag, so heißt es: der Najum hat es gesagt und der Najum muß Recht haben. Der Najum kann in der Familie, die unter seinem Einfluß steht, nach Gefallen Einigkeit oder Zwietracht herrschen machen, und so leben viele Häuser, deren Häupter so schwach sind, von den trügerischen Einflüsterungen eines schlechten Menschen sich leiten zu lassen, in Feindschaft mit einander.

Der General Skrzynezki.

(Fortsetzung.)

Gielgud's Ankunft in Litthauen that den größten Schaden — denn abgesehen von den Fehlern, mit denen er jeden seiner Schritte

ohne Ausnahme bezeichnete, und deren Auseinandersetzung nicht hierher gehört, so hatte sie den allgemeinen Nachtheil, daß die Litthauer, welche bisher die Lage ihres Terrains benutzend, einen sehr vortheilhaften Guerillaskrieg geführt, und den Russen bedeutenden Schaden zugefügt hatten, ohne sich einer Gefahr auszusetzen — ohne ihre Zahl dem Feinde wissen zu lassen, die ihm deßwegen noch furchtbarer und größer erschien, und ihn zwang auf vielen Punkten bedeutende Heeresabtheilungen zu haben, um die bedrohten Kommunikationen zu schützen, — jetzt beim Erscheinen Gielgud's aus ihren Verstecken in das offene Feld herausgeführt wurden. Was konnten sie aber gegen bewaffnete, wohl organisirte und mit zahlreicher Artillerie versehene Truppen ausrichten? — Sie, halb bewaffnet, mit Flinten und Sensen versehen, ohne Ordnung unter einem ganz unfähigen Anführer wie Gielgud, oder unter fähigen, aber mißmuthigen wie Chlarowski, was konnten sie mit dem größten Muthe ausrichten!

Kehren wir aber zu Skrzynezki's, und seiner zersprengten Schaaren Ankunft in Warschau zurück. Es war ganz natürlich, daß seine Feldherrntalente sehr zweideutig erscheinen mußten, und er vielleicht einer starken Reaktion nicht zu widerstehen vermögen würde. Dieß sehend fing die Camarilla-Partei nun an, bei der Gutmüthigkeit der Massen die Zerknirschung Skrzynezki's und seinen Gemüthsadel, der sich im Geständnisse seiner Fehler offenbarte, in den Himmel zu erheben, und setzte es bei dem schwachen Reichstage durch, daß man ihm eine Danksagung für die verlorne Schlacht, und daß er noch nicht an des Vaterlandes Rettung verzweifle, überreichte. So bemühten sie sich, „de resserrer le liens qui l'unissent à la nation“ wie sie sich ausdrückten, was sie auch wirklich erreichten. Von allen Seiten bemühte sich die Aristokratie Skrzynezki als die einzige Stütze Polens darzustellen; aber nicht mehr um den Kampf zu führen, sondern, wie Skrzynezki sich ausdrückte: „das vaterländische Schiff gefahrlos in den Hafen zu führen.“ Diese Ansicht theilte seine ganze Camarilla, alle ihre zahlreichen Anhänger, beinahe alle Generale, deren durch Skrzynezki geschaffene Zahl sich auf 110 belief, ferner Alle, die als Obersten unter russischer Regierung bei Administration der Regimenter bedeutendes Vermögen gesammelt hatten; da ihnen nun die Revolution höhere Grade verliehen, so dachten sie nur an Unterhandlungen, um dadurch möglichst in den ruhigen Genuß des Erworbenen zu kommen, wobei sie zugleich hofften, der Kaiser werde ihnen die Generalepauletten erhalten. Deßhalb hörte man sie gewöhnlich, wie Mühlberg sagen: „Was nutzt es, wenn wir auch über diese Truppen siegen, der Kaiser wird neue senden.“ So schrieb General Skarzynski an einen russischen General, der seine Güter besetzte: er möge diese schonen, und er werde sich dankbar dafür erweisen. Welcher Art aber diese Dankbarkeit seyn konnte, wird leicht zu errathen seyn.

Diesen vereinigten Ansichten, diesem Streben nach Frieden und Unterwerfung, standen etliche Mitglieder, bei der aus fünf Personen bestehenden Nationalregierung im Wege — dann die sogenannte revolutionäre Partei, oder die Klubbisten, das heißt: die aufgeklärte, am besten denkende Jugend, die Journalisten und die Ehrlichkeit und Geradheit der Kammer, welche durch ihre Gutmüthigkeit ein leichtes Spielwerk der Aristokraten und Intriganten war, deren Gewebe sie zwar nicht klug genug war, zu durchschauen, aber gerade durch ihre Ehrlichkeit zerreißen konnte.

Um alle diese Hindernisse hinwegzuräumen, um die einen zum Schweigen zu bringen, die andern zu hintergehen, mußte man zur unumschränkten Gewalt gelangen, und darauf richtete nach einer verlorenen Schlacht, kräftig durch seine Faktion unterstützt, Skrzynezki sein Augenmerk. In einer Hinsicht warf er jetzt ganz die Maske ab, und verhehlte seine aristokratischen Gesinnungen nicht mehr. Sein zahlreicher aus 150 Adjutanten bestehender Stab, war nur für die betitelte Jugend offen. Seine Umgebung war glänzend durch glänzende Stammbäume und glänzende Unfähigkeit. Den berühmten Wysozki, Urheber der Revolution, und Nabielack, welcher an der Spitze der jungen Leute, den 29 November ins Belvedere eindrang, und die beide bei Skrzynezki als Adjutanten angestellt waren, verabschiedete er mit der Behauptung nicht Leute „de la basse extraction“ um sich haben zu können.

Den schon früher von ihm in's Spiel gezogenen katholischen Pietismus begünstigte er immer mehr, schon früher hatte er den pariser Avenir zu seinem Organ erwählt. In Polen aber wollte er die Priester auf seine Seite ziehen, die noch einen ziemlichen Einfluß auf das Volk ausübten. Andrerseits war die Aristokratie diesem Pietismus auch gewogen, da sie befürchtete, im Falle des Gelingens der Revolution möchten sich Leute finden, die den Bauern begreiflich machen würden, daß Polens Unabhängigkeit nur durch die Anstrengungen der Massen errungen worden sey, und daß also auch ihnen Rechte und Eigenthum zuerkannt werden müßten. Auf diesen Fall wollte man etwa durch die Priester zur Antwort geben lassen, daß nur durch Hülfe der heil. Jungfrau oder irgend eines heiligen Schutzpatrons Alles geschehen sey. So ließ Skrzynezki die Regimenter fasten, beichten und beten, statt sie zu organisiren und gegen den Feind zu führen.

Nach allen diesen Vorbereitungen glaubte er und seine Leute den zur Obergewalt führenden, entscheidenden Schritt wagen zu dürfen, nämlich in der Kammer die Direktorialregierung anzuklagen, umzustürzen und an ihrer Stelle einen Regenten zu ernennen, der entweder Czartoryski oder eigentlicher Skrzynezki seyn sollte.

Dieß ging so weit, daß von einer Seite die Anhänger des Czartoryski bei seiner Mutter in Pulawy die Gesundheit Adam's I bei ihren Gastmahlen ausbrachten, und daß in Krakau die Skrzynezkischen auf das Wohl Johanns IV tranken; denn die Parteimänner dieser beiden dachten wohl daran, daß es sich um eine polnische Krone handle. Schon fing man an, in seinem Hauptquartiere, sich laut darüber auszusprechen, daß die jetzige Regierung nicht kräftig und energisch genug handle, und diesem Mangel an Festigkeit schrieb man alles Uebel zu, als wenn die verlorene Schlacht bei Ostrolenka, und das um Rache schreiende Blut der durch die Unfähigkeit des Feldherrn Gefallenen, der Regierung hätte zugerechnet werden können. Die aristokratische Partei machte überhaupt aus ihrer Ansicht, daß es zu Polens Rettung unumgänglich nöthig sey, die Obergewalt in die Hände eines Einzelnen niederzulegen, kein Hehl. Der zahlreiche Generalstab überschwemmte gleichsam Warschau und bemühte sich für diese Ansicht, Proselyten zu machen. Sie drohten, schmeichelten, machten Versprechungen und Anerbietungen;

so z. B. wurde dem Landboten Krysinski durch einen der Satelliten Skrzynezki's, Grafen Titus Dzialinski, die Finanzministerstelle im Falle einer Aenderung der Regierung, und ein Avancement für seine Söhne angeboten, wenn er diesem Plane sich günstig zeigen wolle. Dieß wurde auch bei Wolowski und andern versucht, jedoch überall abgeschlagen. Beim Reichstage unternahm der Graf Johann Ledochowski, ein Mann ohne politische Ueberzeugung, jedoch mit deklamatorischem Rednertalent und einer Stentorstimme begabt (mit der er im Stande war, an einem und demselben Tage mehrere, wenn auch widersprechende Projekte zu unterstützen, weil er keines begriffen, oder verstanden), nach einem in Skrzynezki's Lager gehaltenen Konventikel, den Angriff gegen die Regierung, die Klubisten, die Preßfreiheit rc. Er wurde durch alle in der Kammer bekannten Intriganten, wie Swidzynski, Graf Malachowski, Marquis Wielopolski und mehrere andere, kräftig unterstützt; am meisten rechnete man jedoch auf den Einfluß des Reichstagsmarschalls Grafen Wladislaus Ostrowski, der durch seine Urbanität und, seinen mit Gewandtheit angenommenen Anstrich von Freiheitsliebe, sich den Ruf einer bedeutenden Popularität erworben hatte, die er jetzt, obgleich im Grunde eingefleischter Aristokrat, mit den schön klingenden Phrasen: Einigkeit, Ehre, Ordnung, Liebe ausschmückend, zu Gunsten der beabsichtigten Reform benützte; aber der honigsüße Mann wurde dießmal entdeckt, und bekam von den Patrioten den Namen eines „revolutionären Mystificators." Als Ledochowski es öffentlich aussprach, es sey der Wille und Wunsch Skrzynezki's, die Reform zu bewirken; so erfolgte die würdige Antwort eines Landboten Rembowski: „Wenn Skrzynezki seinen Willen von den Ufern der Dzwina oder des Borysthenes auf diese Art erklärte, so könnte er noch einiges Gehör finden, aber nicht wo der Feind, seiner selbst eingestandenen Fehler wegen, im Angesichte Warschaus lagere."

Die damaligen Journale haben jene schmachvollen Umtriebe und Debatten ziemlich genau dargestellt, und wir begnügen uns hier mit der Bemerkung, daß der Zweck dieser ganzen Verschwörung zur Reform, deren Haupt Skrzynezki war, durch des Grafen Roman Soltyks Ungeschicklichkeit plötzlich klar aufgedeckt ward; denn in der Landbotenkammer jenes abscheuliche Projekt vertheidigend, erklärte er, daß nur darin die einzige Möglichkeit eines friedlichen Vertrages mit dem Kaiser zu finden sey, daß man für die Ehre genug gethan habe, und daß es jetzt besser sey sich in Unterhandlungen einzulassen u. s. w. Bei der Abstimmung ward endlich der Ledochowskische Antrag verworfen, und jene ganze Faktion bedeckte sich mit Verachtung.

Skrzynezki und sein Anhang konnten ihre Wuth nicht verhehlen. Die Presse und die Patrioten, die am meisten zu jener Niederlage beigetragen hatten, wurden jetzt seiner Verfolgungen Ziel. Er erklärte sich als geschwornen Feind der Preßfreiheit, hetzte leichtgläubige, unwissende Offiziere gegen die Journalisten auf, und gab zu mehreren skandalösen Auftritten Anlaß. Er umgab sich immer mehr mit aristokratischen Sprößlingen, und ließ keinen von dunkler Herkunft das Heiligthum seiner Hallen entweihen. Alle höheren Militärposten ertheilte er jetzt nur solchen, welche sich durch niedrige Schmeicheleien in seine Gunst zu setzen wußten, und die als erklärte Gegner eines weitern Krieges bekannt waren. *)

*) Merkwürdig und besonders auffallend waren die Verfolgungen, welche er und sein adeliger Stab gegen die Ueberbleibsel des Dwernizkischen Korps ausübten. Es schien, als ob er Rache nehmen wollte für den unbefleckten Ruhm, den Dwernizki und seine Truppen sich erwarben. Vorzüglich sprach man damals viel über folgenden Vorfall: In einer Schlacht erbeuteten die Dwernizkischen die ganze Bagage und darunter eine sehr reiche Betkapelle der heiligen Jungfrau geweiht. Gewöhnlich war in solchen Fällen die Beute Eigenthum Dessen, der sie dem Feinde abgenommen, und so fiel jene Kapelle dem Oberstlieutenant Kozakowski zu. Ihr Reichthum aber machte Skrzynezki darnach lüstern. Er ließ Kozakowski die ganze Kapelle mit Gewalt abnehmen, theilte sie mit Czartoryski und Dzialinski, und erzwang durch den erstern, daß die schwache Regierung ihm jene Beute als Nationalgeschenk zuerkannte. So ließ er ein anderes Mal, als die Partisanen des Zaliwskischen Guerillas-Korps auf ihren Streifzügen auch reiche Bagage aufgefangen hatten, Mehrere arretiren, inquisitorialisch verhören und nach abgenommener Beute noch bestrafen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Tongatabu.

(Schluß.)

Bei einem am 28 Julius erneuerten Ausflug erstaunte ich von Neuem über die Fruchtbarkeit dieser merkwürdigen Insel. Die Ueppigkeit des Bodens gibt ihr die Gestalt eines wahren Gartens; man könnte auf ihr alle Tropengewächse, Baumwolle, Zucker, Indigo u. s. w. erzielen; nur das Einzige ist zu bedauern, daß man bis jetzt noch kein gutes Wasser aufzufinden im Stande war. Ohne Zweifel würde sich solches, wenn man tiefere Brunnen zu graben versuchte, vorfinden. Ich bereicherte mein Herbarium mit einigen Arten des Mangelbaumes (rhizophora), mit einem Gesträuch, das mit kleinen, sehr schönen rothen Blüthen bedeckt ist, und von den Eingebornen Hangorle genannt wird; ferner mit einer Frucht von der Größe einer Kokosnuß, die ein Baum, Leileki genannt, trägt; es gibt Bäume dieser Art von vierzig bis fünfzig Fuß Höhe und zehn Fuß Umfang. Die Frucht derselben wird nicht gegessen; aber man schätzt diese Bäume wegen ihres Holzes, das von rother Farbe, sehr hart ist und zur Verfertigung von Keulen und andern Waffen gebraucht wird. Ich kehrte zu unsrem Ankergrund auf einem Pfade zurück, der mit Bäumen bepflanzt war, deren ineinander verschlungene Zweige ein schattiges Schirmdach bildeten. Ich unterschied den Koka, einen Baum von geringer Höhe, welcher Trauben von dunkelrothen Beeren trägt. Die Rinde des Koka wird zur rothen Färbung der inländischen Zeuge verwendet. Indem ich diesen Pfad verfolgte, kam ich an einem Begräbnißplatze vorüber; einige Gräber desselben waren mit Korallen geschmückt, und über eines derselben hatte man ein kleines Haus errichtet, was ihm als Auszeichnung diente. Diese Grabstätte war auch von einer sehr schönen Akazie überschattet.

Ich begab mich an den Hof des Königs Tubu, wo ich Gelegenheit hatte, der Ceremonie beizuwohnen, welche statt findet, wenn man den Ava trinkt. Tubu war eben beschäftigt, die Huldigungen und Geschenke von den Häuptlingen einiger entlegenen Bezirke, sitzend in Empfang zu nehmen. Die Geschenke bestanden aus inländischen Zeugen, Bananen, Kavawurzeln u. s. w. Durch die Ueberreichung derselben drückten diese Häuptlinge ihre Anerkennung der Souveränetät Tubu's aus. Einer der Diener des Königs trug die Geschenke hinweg, ein Andrer brachte den Kava; man schloß einen Kreis um den König, der stets eine ernste und feierliche Haltung beibehielt; die Eingebornen vom zweiten Range bildeten einen Kreis hinter dem ersten. Die fremden Häuptlinge saßen, zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit, auf Matten von gemeinem Stoffe. Vor Einem der Häuptlinge wurden die Avawurzeln niedergelegt, die er zwei Dienern zum Zerschneiden übergab, wozu sie sich sehr scharf gemachter Stäbe bedienten. Hierauf vertheilte er die Stücke unter mehrere Anwe-

sende, die die Ava mit einer Muschel zu schaben begannen, und dann tüchtig kauten. Ein Anderer war inzwischen beschäftigt, das Gefäß herzurichten, in dem das Getränke bereitet werden sollte. Nachdem die Ava hinlänglich gekaut war, leerte man sie aus dem Mund in das bereitstehende Gefäß. Zu bemerken ist noch, daß man sorgfältig darauf achtet, daß keine von den Personen, die die Kavawurzel kauen, mit einer Krankheit behaftet sey. Das Gefäß, dessen man sich bei dieser Feierlichkeit bedient, ist von verschiedener Größe; das Holz, aus dem es bereitet ist, kömmt von den Fidschi-Inseln und wird Fahi genannt. Man verfertigte dergleichen Gefäße jedoch auch aus dem Holz des Leileli. Gewöhnlich messen sie drei Fuß im Durchmesser, sind aber nicht sehr tief. Nachdem die gekaute Ava in das Gefäß ausgeleert war, stellte man es dem Könige vor, der nun das in Kokosnußschalen herbeigebrachte Wasser darüber gießen ließ. Das Wasser wurde nur nach und nach zugegossen, und Einer preßte im Gefäß den Saft der Ava aus, indem er sie mit beiden Händen knetete. Inzwischen bereitete man auch noch ein andres Getränke aus Pisangblättern. Bald darauf wurden Becher gebracht, und nachdem sie gefüllt waren, rief der Diener, der damit beauftragt war: „Die Kava ist in dem Becher.“ Hierauf sprach Einer der Häuptlinge den Namen des Königs aus, zu dessen Ehren das Fest veranstaltet worden war, und dieser schlug stark beide Hände zusammen, zum Zeichen seines Dankes. Gewöhnlich werden bei dieser Feierlichkeit auch Bananen vertheilt. Gern hätte ich den Kavatrank gekostet; allein da ich in Betracht der Zubereitungsart einigen Widerwillen dagegen zeigte, so ließ Tubu geschabte Kava bringen, und in einem kleinen Gefäße mit Wasser begießen; ich fand das Getränke von bitterem und leicht den Gaumen kitzelndem Geschmack. Solange die Zubereitung der Ava dauert, beobachten Alle ein feierliches Stillschweigen. Manchmal bleibt man lange beisammen, um dieses Getränke zu genießen, was übrigens von der Anzahl der Gäste abhängt. Dießmal waren unsrer nur dreißig zugegen.

Am 29 besuchte ich eine Gegend, die einen sehr malerischen Charakter hat, Maofanga genannt, den Begräbnißort der Häuptlinge. Tiefe Stille herrscht in dieser einsamen Gegend, und Bäume der Casuarina equisitifolia mit ihren zur Erde geneigten Zweigen vermehrten noch die feierliche Trauer, die über das Ganze verbreitet lag. Herr Turner erzählte uns, daß er erst neulich dem Begräbnisse der Frau eines Häuptlings beiwohnte, der dem Könige befreundet ist. Die Leiche, in Matten eingewickelt, wurde in einem Grabe beigesetzt, worin bereits schon einige ihrer Verwandten beerdigt lagen. Die Gruft wurde hierauf wieder mit einem Stein bedeckt, und einige Insulaner brachten in Körben Blumen und Sand, die man auf das Grab streute. Andere schnitten sich an demselben die Haare ab, und gaben durch Wehklagen und Schluchzen ihren tiefen Schmerz zu erkennen. Gewöhnlich erbaut man über diese Gräber kleine Häuschen. Die Begräbnißorte sind mit einem starken Zaun oder einer Mauer von Korallen umgeben; man unterhält sie mit vieler Sorgfalt, und sie gewähren einen anmuthigen Anblick. An fast allen Eingebornen von Tongatabu bemerkte ich eine sonderbare Verstümmlung am kleinen Finger der linken Hand, und bei manchen auch an beiden Händen. Den meisten dieser Insulaner fehlte nur das vorderste Glied, einigen zwei Glieder, manche hatten weder an der rechten noch an der linken Hand mehr eine Spur vom kleinen Finger. Ich ließ mir sagen, daß die Eingebornen die Gewohnheit haben, sich ein Fingerglied abzuschneiden, wenn sie von einer schweren Krankheit genesen sind, oder einen geliebten Verwandten, oder einen verehrten Häuptling durch den Tod verloren haben. Die abgeschnittenen Glieder weihen sie dem Geist des Landes als Opfer. Dieser abergläubische Gebrauch findet sich auch unter den Buschmännern im südlichen Afrika, wie Burchell berichtet. „Eine alte Frau des Stammes, sagt er in seinem Reisbericht, welche erfuhr, daß ich die genauesten Erkundigungen über die Sitten der Buschmänner einzuziehen bemüht war, kam zu mir und zeigte mir ihre Hände, indem sie mir bemerklich machte, daß sie zwei Glieder am kleinen Finger der rechten Hand und ein Glied an dem der linken Hand verloren habe. Diese Verstümmlung, fügte sie bei, habe sie zu drei verschiedenen Zeiten aus Betrübniß über den Tod ihrer drei Töchter vorgenommen. In der Folge betrachtete ich die Eingebornen mit mehr Aufmerksamkeit, wo ich dann fand, daß eine große Anzahl Weiber, und auch viele Männer auf dieselbe Weise verstümmelt waren, aber jederzeit nur am kleinen Finger, wahrscheinlich, weil man diesen am leichtesten entbehren kann.“

Auf Tongatabu befindet sich auch ein Asyl, Husanga genannt. Ein zum Tode Verurtheilter findet hier einen unverletzlichen Zufluchtsort; sobald er einen Fuß in dieses Heiligthum gesezt hat, wird er als eine geweihte Person betrachtet. Die Husanga besteht aus einem kleinen Hause, das von einer Mauer umfangen ist; der Boden ringsumher ist mit Kies bedeckt und Baumreihen leiten zum Eingange.

Auf Bitten der Missionäre besuchte ich mehrere Erwachsene und Kinder, die mit Krankheiten behaftet waren. Leiden der Unterleibseingeweide schienen mir am häufigsten vorzukommen.

In der Nähe unsres Ankerplatzes wuchs die prächtige Futu oder Barringtonia in Ueberfluß. Der Frucht dieser Pflanze bedient man sich, um Fische zu tödten, eben so eines andern kleinen Gesträuches Kava hoho genannt. Die Eingebornen bedienen sich der Rinde der leztern auch, wenn die Kavawurzel selten ist; sie bereiten sie auf dieselbe Art wie die Kava zu, nur trinken sie davon weniger, da sie giftige Substanzen enthält.

Die Eingebornen wissen ihren Keulen geschmackvolle Formen zu geben. Die Frauen machen aus den biegsamen Zweigen des Kokosnußbaumes Kämme. Ihre musikalischen Instrumente sind das Fanghu fanghu; oder die mit den Naselöchern geblasene Flöte, die Mimia, die Nafa oder Trommel, die aus einem Block ausgehöhlten Holzes besteht. — Von Gewürm trifft man auf Tongatabu Centipeden, eine sehr schöne grüne Eidechse, und mehrere andere Thiere dieser Gattung, eine Wasserschlange, die sich oft auf den Bäumen am Ufer des Meeres aufhält; sie ist von schöner blauer Farbe mit schwarzen Ringen um den Leib, und wird von den Eingebornen Takurari genannt.

Am 31 begleitete ich den Kapitän auf einem Besuche, der einem Häuptling Namens Fatu oder Palu galt, der im Bezirk von Takamatonga, ungefähr 15 (engl.) Meilen von unserm Ankerplatze, seinen Aufenthalt hatte. Fatu war nicht zu Hause, aber seine Frau und seine Tochter nahmen uns sehr höflich auf; leztere war sehr schön, Tubuahau genannt, und an den König von Wawau verlobt; ihr sehr schönes schwarzes Haar fiel auf die Schulter herab; doch ist den Weibern nur bis zu ihrer Vermählung so lange Haare zu tragen erlaubt. Während man uns eine Mahlzeit bereitete, machten wir einen Ausflug nach dem Innern der Insel und besuchten den heiligen Ort, wo, wie man glaubt, die Gottheit ihre Wohnung hat; diese besteht in einem Haus von baufälligem Aussehen, und von einem starken Zaun umgeben. In Tagen des Unglücks und der Leiden bringen die Eingebornen hieher ihre Opfer, und die ersten Früchte der Jahrszeit. Die vornehmsten Einwohner der Dörfer, die wir durchwanderten, brachten uns Kava, Ignams u. s. w. Jedes Dorf hat ein zur Aufnahme von Fremden bestimmtes Haus. Wir wurden von einer Menge Eingeborner begleitet, die uns Gewehre und Gepäcke trugen, und niemals bemerkten wir auch nur den geringsten Diebstahl. Tubuahau, die Tochter Palus, überreichte mir nach der Mahlzeit einen sehr schönen Blumenstrauß, indem sie mir sagte, er bestehe aus Hetala, Poa, Tetefa, Ohi, Langakali, Eo, Ochi, Chiala, Kumi und Pipihuri, lauter einheimische Blumen. Nachts breitete man für uns Matten auf den Boden, auf denen wir ziemlich angenehm schliefen. Am folgenden Morgen begaben wir uns wieder an Bord. Wenn ein Einwohner von niedrigerem Range die Frau oder Tochter eines Häuptlings besucht, so wie bevor man in ihrer Gegenwart zu speisen beginnt, erheischt es die Sitte, leise ihren Fuß zu berühren. Diese Gewohnheit wird auch auf den Inseln Hapai Wawau und Hamoa, oder der Schifferinsel-Gruppe, beobachtet. Dieses Zeichen der Verehrung wird auch den Häuptlingen erwiesen, und von diesen dem Tui oder Könige, dessen Brüdern oder Verwandten. Der Tui dagegen, so wie alle Häuptlinge, erweisen diese Ehrfurchtsbezeigung auch dem Großpriester, der meist ein großer Häuptling ist und größere Gewalt besizt, als der Tui selbst.

Die Einwohner von Tongatabu bedienen sich doppelter Boote, die mit einer Plattform bedeckt sind, auf der sie ein kleines Haus errichten. Diese Kanoes fassen 150 bis 200 Menschen. Ich sah eines, das 96 engl. Fuß messen mochte. Gewöhnlich werden diese Boote auf den Fidschi-Inseln erbaut, da man auf Tongatabu kein dazu geeignetes Holz findet.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 83. 23 März 1832.

Der General Skrzynezki.

(Fortsetzung und Schluß.)

Indessen starb Diebitsch, und Jedermann glaubte, die Polen würden die durch seinen Tod verursachte Verwirrung benützen, und mit erneuerter Kraft die durch Cholera und so viele Verluste geschwächten Russen angreifen. Alle Tage verlangten die bei Warschau gelagerten Polen den Befehl zum Vordringen. Umsonst — Skrzynezki beschäftigte sich mit Journalistenjagd, wie er es selbst nannte. Mit Thränen der Verzweiflung benetzte der patriotische Soldat seine unthätig ruhenden Waffen. Nichts konnte den Feldherrn zum Handeln bewegen. Endlich vermochte er es nicht, diese Ruhezeit mit Anstand zu verlängern. Die Truppen verließen das Lager — aber statt sie gegen den Feind zu führen, werden sie durch fortwährende Märsche und Kontremärsche in der größten Juniushitze und bei überall ausgebrochener Cholera, zweck- und planlos in einem kleinen Kreise herumgeführt, und vom Feind entfernt gehalten, da man nur ihre Demoralisation und Desorganisation bezweckte. Mehrere Tausende wurden in die Lazarethe gebracht. Dieß aber hatte auf die übrigen keinen Einfluß, mit Sehnsucht erwarteten sie den Tag, wo sie sich mit dem Feinde messen sollten. Etliche abgesonderte Korps waren in dieser Hinsicht glücklicher; aber da sie durch Verräther wie Jankowski, Bukowski und Andere angeführt waren, so fiel Alles zu Gunsten der Russen aus.

Nun kam auch Paskewitsch in dem russischen Lager an, und traf Anstalten über die Weichsel zu gehen, und den Krieg nach dem linken Ufer zu versetzen. Um Dieß zu bewerkstelligen, mußte er einen der gefährlichsten Flankenmärsche machen, auf schlechten Wegen mit einer so schmalen und lang ausgedehnten Linie, daß er, im Falle eines Angriffs von Seite der Polen, nirgends eine starke Fronte bieten konnte. Trotz dieser außerordentlichen Gefahr aber, wagt es der Russe dennoch; während alle seine Truppen überzeugt waren, daß sie in der Weichsel ihr Grab finden würden. Muthlos und mit Verzweiflung näherten sie sich jenem Uebergange, denn die Hauptmacht der Polen schien immer näher anzurücken. Keine Rettung schien der feindlichen Armee übrig zu bleiben, als ein Rückzug auf die preußische Gränze; aller Augen, aller Hoffnungen, aller Herzen wandten sich in diesem entscheidenden Augenblicke auf Skrzynezki. Er aber von seinem aristokratischen, hochadeligen Trosse umgeben, blieb allein kalt bei jenem allgemeinen Enthusiasmus, verzögerte von Tag zu Tage den alle Augenblicke versprochenen und von den muthigen Soldaten erwarteten Befehl zum Angriff, bis er so mit Vorspiegelungen die kostbare Zeit verschwendend, endlich die Nachricht erhielt, daß Paskewitsch richtig seinen Plan ausgeführt, und in einer Entfernung von 10 deutschen Meilen vom polnischen Hauptheere, also in ihrem Angesicht, den gefährlichen und mühsamen Flankenmarsch mit aller möglichen Bequemlichkeit und Zeit ausgeführt habe. Der Graf Criwanski überschwemmte nun die Wojewodschaften, die den Krieg am meisten genährt hatten; und die unabsehbaren Ebenen von Cujawien waren um so mehr zur Entwicklung seiner Massen geeignet, als diese in den Wäldern und Morästen des rechten Weichselufers nicht mit demselben Erfolg operiren konnten. Die ganze polnische Armee, das ganze Volk, stieß einen Schrei des Entsetzens aus; denn kein Mensch, auch der gewöhnlichste, aber mit gesundem Menschenverstand raisonnirende Bauer, begriff, wie man einen so günstigen Moment unbenützt vorübergehen lassen konnte, um so mehr, da man bei den kleineren Abtheilungen, die der großen russischen Armee folgten, Dasselbe that, und auf diese Weise immer mehr und mehr die feindlichen Streitkräfte verstärken und konzentriren ließ.

Und doch wagte es Skrzynezki, als die erste Nachricht von dem kühnen Unternehmen des Paskewitsch im polnischen Lager bekannt ward, um seinem verrätherischen Zögern einen bessern Anstrich zu verschaffen, allen seinen Offizieren und vorzüglicheren Anhängern ein Gastmahl zu geben, und dort bei sprudelndem Champagner, auf Paskewitschens Untergang einen Toast auszubringen, in den jeder leichtgläubige Pole freudig einstimmte, in seinem Vertrauen auch dadurch noch bestärkt, daß die damalige, bei Modlin genommene Position sich vorzüglich dazu eignete, durch die ganze polnische Armee auf beiden bedrohten Ufern eine durchgreifende und schnelle Operation zu bewerkstelligen.

Aber wie gesagt, trotz diesem Allem gingen die Russen ruhig über die Weichsel, und Schrecken und Erstaunen bemächtigte sich aller Polen. Das unerklärliche Verhalten Skrzynezki's fing an, strengen Unwillen, dann Mißtrauen, Anklagen und Vorwürfe zu erregen; die öffentliche Meinung forderte laut Rechenschaft und Erklärung über die Ursachen dieses unbegreiflichen Verfahrens. Die dienstfertige Camarilla erfand jedoch neue Gründe zur Entschuldigung. Der Reichstag konnte, trotz seiner Schläfrigkeit, jenes blinde Zutrauen, das er Skrzynezki geschenkt hatte, nicht verlängern. Dieß

alles bemerkend ließ die überaus thätige Aristokratenpartei verlauten, um dadurch die Meinung der Deputirten zu gewinnen: daß die fremden Kabinette, und besonders das französische, es insinuirt, und verlangt hätten, man solle nicht die äußersten Schritte und somit auch keine Hauptschlacht wagen, um der Diplomatie Zeit zu lassen, etwas für Polen wie für Belgien durch Protokolle zu erschleichen. Und wohl ist auch vieles dieser Art der Camarilla von Wien, Paris und London aus zugeflüstert worden; denn hauptsächlich diese drei Städte waren mit ihren Agenten versehen, wie Paris mit Plater, ein alter und treuer Diener des Czaren und des Hauses Czartoryski, in London mit einem jungen 20jährigen Glücksritter, Namens Walewski, Napoleons und einer Polin Sohn, der in Paris erzogen, und troß seines polnischen Namens, weder das Land noch seine Bedürfnisse und sogar nicht einmal seine Sprache kannte, aber wegen seiner Abkunft mit Talleyrand's Gunst beehrt, zum Werkzeug der Intriguen des alten Diplomaten diente.

Diese fremden Einflüsterungen stimmten zu gut mit der Camarilla und Skrzynezki's Willen und Streben überein, als daß sie nicht davon hätten Gebrauch machen sollen. Er ließ die Russen immer weiter sich ausbreiten, vertheidigte auf dem linken Weichselufer keine Militärposition mehr, deren es manche sehr günstige dort gab, z. B. bei Lowicz, und zog sich ruhig, das Land dem Feinde wie absichtlich überlassend, nach Warschau zurück, das der Feind von beiden Seiten des Flusses einschloß.

In Warschau indeß befanden sich Leute, welche die drohende Gefahr durchaus nicht sehen wollten; allein die öffentliche Meinung wurde immer lauter, und zwang die durch Czartoryski in Schlummer gewiegte Regierung, dem Skrzynezki Befehl zur Schlacht zu senden. Doch er umging auch diesen, verschob den Angriff von einem Tag zum andern, und fügte so mit jedem Tag der Nationalsache unersetzlicheren Verlust zu. Der General Prondzynski entwarf ihm wiederum einen Plan zur Schlacht, die er bei Bolimowo liefern, und deren Verantwortlichkeit er auf sich nehmen wollte. Umsonst, Skrzynezki rechtfertigte bis jetzt den Namen, den er sich selbst gegeben hatte: „qu'il n'était pas entreprenant.“ Und doch waren noch damals die russischen Truppen in drei Korps vertheilt, so daß man durch schnell ausgeführte Angriffe eines nach dem andern hätte vernichten können. Dagegen verschonte der Generalissimus die Truppen nicht mit Messen, Buß- und Beichttagen. Alles dieß versetzte die Hauptstadt in eine stürmische Bewegung. Der ehrliche, aber indolente Reichstag sah sich durch die öffentliche Meinung und immer lauter werdende Klagen gezwungen, eine Untersuchungskommission aus seiner Mitte in Skrzynezki's Lager zu senden. Aber an der Spitze derselben befand sich Adam Czartoryski und durch den Einfluß der Aristokraten fielen in der Kammer die Wahlen theils auf gutmüthige Männer, theils auf gewandte Intriguanten. Nach ihrer Ankunft bei dem Heere begann also eine Untersuchung. Man rief die Generale zusammen, aber da diese meistentheils Skrzynezki's und Chrzanowski's Kreaturen waren, so ward nur die gewöhnliche Schlaffheit bemerkt, und man konnte leicht einsehen, daß man sich eher der Form wegen, als um ein Resultat herbeizuführen, versammelte. Jedoch die Ankunft des Obristlieutenants Zaliwski, ein Gefährte Wysozki's in der Nacht vom 29 November, und jetzt Parteigänger, der sich hauptsächlich in Litthauen durch seine Thätigkeit ausgezeichnet hatte, gab der Sache einen neuen Anstoß, und es schien, als werde das Verfahren der Kommission einen hohen und ernsten Gang annehmen. Zaliwski erklärte nämlich vor dieser, und hauptsächlich vor dem präsidirenden Adam Czartoryski, und vor dem das Protokoll führenden Landboten Theodor Morawski, „daß er seine (Zaliwski's), Skrzynezki's und Chrzanowski's augenblickliche Verhaftung fordere, daß er die beiden Generale des Hochverraths anklage, und daß falls er seine Anklage nicht beweisen könne, er die Strafe des Verräthers auf sein Haupt laden wolle.“ *) Zaliwski erzählte dann, daß er, als er sich mit seinen Partisanen in den polnischen Gränzwaldungen befand, einen polnischen Offizier aufgefangen habe, der mit Briefen von Skrzynezki und Chrzanowski zum kaiserlichen Adjutanten General Orloff nach Brzesk-Litewsky auf dem Wege war, daß man in diesen Briefen, die Uebergabe Warschau's garantirend, unterhandelte, wofür aber Skrzynezki für sich 8 Millionen polnische Gulden verlangte.

Dieß erklärt Manches von Skrzynezki's früherer Verfahrungsweise. Jetzt wird man begreifen, warum er nicht bei Radoborowo die Garden, und beim Uebergange über die Weichsel die ganze Armee vernichten wollte; warum er auf dem linken Weichselufer keine Schlacht lieferte; warum er es den Russen erlaubte, das ganze Land zu überschwemmen.

Skrzynezki aber gab vor, als er jener Kommission Rechenschaft ablegen sollte, daß er aus eigenem Antriebe an mehrere fremde Höfe geschrieben habe, von denen, und besonders von Wien, er jeden Augenblick Antwort erwarte; daß er bis dahin keine entscheidenden Schritte wagen könne, und dürfe u. s. w. Diese leeren Entschuldigungen aber fanden Eingang bei mehrern Mitgliedern der Kommission, und so kehrte diese nach Warschau zurück, wo Theodor Morawski den Kammern darüber Bericht abstattete, Skrzynezki's Verfahren nicht nur tadellos fand, sondern sich auch in gränzenlosen Lobsprüchen und Danksagungen ergoß, die die Kammern im Namen des Vaterlandes, nach Morawski's Meinung, dem Skrzynezki schuldig waren, während er jedoch Zaliwski's Erklärung und Geschichte wohlweislich verschwieg. Skrzynezki erklärte indessen der Armee, daß er jeden Augenblick eine Schlacht zu liefern bereit sey, und forderte jeden Offizier auf, einen Operationsplan zu entwerfen, mit der Versicherung, er werde sich glücklich schätzen, wenn ihm einer eingereicht werde, der günstige Erfolge verspräche. Indeß verließ er die gute Position bei Bolimowo nach einem gehaltenen Kriegsrath, dessen geheimer Beschluß aber in einem zusammengerollten Papiere, so wie der beschlossene neue Operationsplan, wie durch ein Wunder, von den Arrieregarde-Piqueten der sich zurückziehenden polnischen Armee an einer Stelle gefunden wurden, die die Russen sogleich besetzen sollten!!! —

*) Nach Warschau's Fall verließ Zaliwski das Kommando seiner Abtheilung, die sich allein, ohne ihn, ohne Offiziere, nach Modlin und dann nach Plozk begab. So viel stärker war die Ausdauer und der Muth des gemeinen Soldaten. Zaliwski aber flüchtete sich verkleidet nach Krakau und dann nach Gallizien, wo er mit Skrzynezki und Czartoryski eine Zusammenkunft hatte, nach welcher er sich in Gesellschaft des Grafen Ledochowski, man kann nicht wissen weßwegen, nach Paris begab, wo er sich jetzt befindet und hoffentlich nähere Erklärungen über jene Depeschen öffentlich erscheinen lassen wird.

Die polnische Armee zog sich also zurück, wurde jedoch in Entfernung einiger Meilen vom Feinde ereilt und Skrzynezki lieferte bei Szymanowa ein Treffen, das sich auf eine Kanonade beschränkte und nur den Zweck hatte, das Murren der Soldaten zu beschwichtigen. Die Stimmung in Warschau wurde dießmal durch Morawski's gleißnerischen Bericht nicht beruhigt, Skrzynezki's Absetzung beschlossen und sogleich ausgeführt. Er wünschte ein Divisions-, und endlich ein Brigadekommando, aber die Ergebnisse der Nacht vom 15 August änderten Alles. Czartoryski, Skrzynezki, Ledochowski und die ganze Camarilla mußten die Flucht in verschiedenen Richtungen ergreifen. Merkwürdig ist es aber noch, wie Skrzynezki, der doch so bekannt war, die ganze russische Armee durchreisen konnte, und ohne während dieser scheinbar so gefährlichen Flucht beunruhigt zu werden, glücklich zuerst in der Woiewodschaft Krakau und dann in der Stadt ankam, wo er jedoch nach den Ereignissen, die die Reste der polnischen Nationalarmee auf fremden Boden eine Zuflucht zu suchen zwangen, von den durch Krakau auf's östreichische Gebiet ziehenden Soldaten verjagt wurde, da diese ihn in der ganzen Stadt aufsuchten „um ein Exempel an dem Verräther zu statuiren" wie sie sagten. Jetzt wird man einsehen, auf Wem die blutige Verantwortlichkeit für die tausend Gefallenen, für das verlorene Glück von Millionen lastet!

Portugal in der neuesten Zeit.

(Fortsetzung.)

Bei seiner Ankunft zu Lissabon fühlte König Johann sich auf ein Mal von Eifer für die Freiheit ergriffen, wenigstens stellte er sich so, und ließ all die ungeräumten Ausschweifungen der Cortes geschehen, die ihn mit einem Mangel an Achtung behandelten, der eben so unpolitisch als unedelmüthig war. Die Gemüther der Portugiesen, deren loyale Gesinnungen sprüchwörtlich geworden sind, fühlten sich empört über die ihrem Könige widerfahrenen Beleidigungen. Die Königin hatte die Konstitution mit Verachtung verworfen, die Cortes dagegen bedeckten ihren Lebenswandel mit Schmähungen, erklärten sie für wahnsinnig und ließen sie Dem zu Folge in Gewahrsam nehmen. Dieß war vielleicht eine der Erniedrigungen, die sich der arme alte König noch am besten gefallen ließ; denn das furchtbare Weib, die Königin, eine würdige Schwester Ferdinands, nährte Zwietracht und Elend in seiner Familie, und hatte ihn kurz vorher erst bei ihrem Bruder des Wahnsinnes bezüchtigt, zu dem sie selbst sich jetzt verurtheilt sah. So zogen sich die Angelegenheiten bis zum Jahre 1823 hinaus, als der Sturz der konstitutionellen Partei in Spanien durch die französischen Waffen, ein Beispiel gab, das bald darauf von den Portugiesen unter Leitung der alten Königin und Don Miguels befolgt wurde. Die Cortes fielen, wie sie entstanden waren, ohne Kampf.

Zwei Parteien wirkten zu ihrem Sturze zusammen, die des Königs und der Königin, der Royalisten und Ultraroyalisten; an der Spitze der ersteren standen der Graf Palmella, der bekannte Pamplona, Graf von Subserra und der unglückliche Marquis von Loulé; die andere Partei wurde von der Königin, ihrem Sohne Don Miguel, und den Marquis von Chaves und Abrantes geleitet. Letztere bildeten die apostolische oder spanische Faktion, während jene von England aus einige Unterstützung fand. Die Partei Pamplona's gewann die Oberhand; einige Ordnung wurde wieder hergestellt und die Freiheit nicht ganz aus dem Auge verloren; denn kurz nach dem Siege über die Cortes gingen von dem Könige zwei Beschlüsse zu Gunsten der repräsentativen Regierungsform aus. Die Macht des Ministeriums befestigte sich mit jedem Tage, und hätte nicht ein unbekannter Einfluß den Lord Beresford abgehalten, sich ihm anzuschließen, um was der alte König und der britische Gesandte vergeblich ihn ersuchten, so würde viel des künftigen Unglückes noch erspart worden seyn. Pamplona übte auf den alten König den ganzen Einfluß aus, mit dem ein kräftiger Geist über einen schwachen Verstand zu herrschen pflegt; während ihm seine Verbindung mit der mächtigen Familie des Marquis von Loulé im Lande ein gewichtiges Ansehen schuf. Die Königin und ihre Ultrapartei geriethen darüber in Bestürzung, und getrieben von einem rücksichtslosen Ehrgeiz, entschlossen sie sich, durch ein verzweifeltes Wagestück, den verhaßten Gegnern die Macht zu entreißen. Der König, von seinem Hofe und dem Marquis von Loulé, als Kammerherrn begleitet, war nach Salvaterra auf die Jagd gegangen. Don Miguel, sein Freund der Marquis von Abrantes, und zwei Vertraute desselben, Leonardo Cordeiro und Jose Verrissimo *) folgten ihm. Am zweiten Morgen nach ihrer Ankunft fand man den Marquis von Loulé todt auf einem Schutthaufen liegen, in vollem Hofgewande, wie er die Nacht zuvor der Abendtafel des Königs beigewohnt hatte. Don Miguel und seine Freunde suchten zu verbreiten, er habe sich selbst durch einen Sturz aus dem Fenster getödtet; bei näherer Untersuchung des Leichnams aber ergab sich, daß man ihm ein scharfes Instrument durch den Mund ins Gehirn gestoßen, und so seine Ermordung zu verbergen gesucht hatte. Eine geheime Untersuchung wurde eingeleitet, und nichts Bestimmtes kam darüber zur Oeffentlichkeit; aber in der später, nach der Verbannung Don Miguels erfolgten allgemeinen Amnestie, waren seine Genossen, Verrissimo, Cordeiro und der Marquis von Abrantes, ausdrücklich von der Verzeihung ausgeschlossen.

*) Beide gegenwärtig wieder die thätigsten und unbarmherzigsten Polizeiagenten in Lissabon; auf Verlangen der britischen Regierung waren sie im Mai des vorigen Jahres, wegen Beleidigungen gegen englische Unterthanen, abgesetzt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf einer Elephantin und einer Löwin.

Auch Herrn Martins vierfüßige Schauspielergesellschaft, die im Drury-lane zu London das Publikum eben so sehr, als das Haus selbst erschütterte — durch unnachahmliches Gebrülle, hat jüngst einen neuen Beweis für jene boshafte Bemerkung gegeben, daß die Leidenschaften nirgends mit so derber Wahrheit sich ausdrücken, als da, wo sie nur gespielt werden sollten — auf der Bühne. Leider müssen wir gestehen, daß es auch bei diesem Vorfalle, den wir hier erzählen wollen, zwei Schauspielerinnen waren, die so sehr ihr Geschlecht verläugnen konnten, um einen Kampf auf Tod und Leben zu beginnen. Wer kennt nicht Miß Djeck, die anmuthige, geistreiche Elephantin des Adelphen-Theaters in London, die man die Elephantin zweier Welttheile nennen könnte, so sehr hat sie bereits England und Amerika in Entzücken gesetzt? Wer kennt aber auch nicht Herrn Martins schlanke, goldhaarige, unwiderstehliche Miß Fanny, eine ächte Afrikanerin von heißem Blute und glühendem Auge, die schöne

Löwin, die eine Sonntag in der Gunst des englischen Publikums auszustechen im Stande war? Und zu welchem schrecklichen Auftritte konnten sich diese beiden — unstreitig größten — Schauspielerinnen unsrer Zeit verleiten lassen! Doch man höre, wie es zuging. Der berühmte englische Reitkünstler Ducrow hatte in seinem Cirkus zu Liverpool Miß Djeck und die Bestiengesellschaft des Herrn Martin vereinigt, um hier das nie Gesehene zu leisten. Für Miß Djeck war dicht am Cirkus ein eigenes Hôtel erbaut werden; die Künstler des Herrn Martins befanden sich in ihren abgesonderten Käfigen neben an. Seit mehreren Wochen schon hatte die Gesellschaft — mittelst der gegenseitigen Absperrung — ungeachtet ihrer verschiedenartigsten Temperamente, in vollkommener Eintracht gelebt, als an einem schönen Morgen, einen Tag, bevor sie vor dem Publikum zum ersten Mal auftreten sollten, gerade als Herr Ducrow auf der Reitbahn zu Pferde seine Uebungen wiederholte, einer der Aufseher die Löwin Fanny aus ihrem Käfige entschlüpfen ließ. Wie jedes lang beengte Talent, wenn es freien Spielraum gewinnt, in die kühnsten Versuche seiner Kraft ausbricht, so begann auch Miß Fanny, sobald sie die Luft der Freiheit athmete, ihre Freude durch die wüthendsten Sprünge und ein fürchterliches Gebrüll auszudrücken. Die Stallknechte, nicht geneigt, ihre Kunstübungen in der Nähe anzusehen, flüchteten in die Ställe und schlossen die Thüren. Doch die edle Löwin, gemeines Volk verachtend, schien vorzüglich bereit, ihre Neigung und sich selbst auf Herrn Ducrow zu werfen. Um einer so unwillkommenen Umarmung zu entgehen, blieb dem Künstler nichts übrig, als mit seinem Pferde über die Schranken zu setzen, wozu er wohl kaum die Sporen bedurfte, da die sehnsüchtigen Töne, welche Miß Fanny ausstieß, hinreichten, dem Pferde Flügel zu machen. Die Wärter des Herrn Martin hatten sich zuhöchst auf die Käfige geflüchtet, während die inwohnende Gesellschaft, und vor Allen die Affen und selbst die Schlangen, über das ungebärdige Betragen der Miß Fanny in die höchste Aufregung versetzt schienen. Nur eine menschliche Seele noch blieb der zudringlichen Miß ausgesetzt, Herr Huguet, Kornak der Miß Djeck, der er eben ihr Frühstück vorzusetzen im Begriffe war. Seiner Gebieterin treu, waren ihm die angedrohten Liebkosungen der Afrikanerin ein Gräuel, und er fand in diesem kritischen Moment keinen Ausweg, als sich unter den Bauch der Elephantin zu flüchten. Und hier begann nun zwischen den beiden Künstlerinnen ein Kampf, der vielleicht, genährt von alter Eifersucht, mit einer Heftigkeit entbrannte, wie die geheime Geschichte der Koulissen wohl keinen ähnlichen aufzuweisen hat. Die Löwin stürzte sich auf die Elephantin, die, zum Schutze ihres Freundes bereit, drohend ihren Rüssel in die Luft schwang, ihre elfenbeinweißen Zähne senkte und den kräftigen Vorderfuß aufhob, um die verhaßte Nebenbuhlerin zu zerquetschen, wenn sie es wagen sollte, den Geliebten unter ihrem Bauche hervorzureißen. So stand Miß Djeck wie eine feste Burg, die des Angriffes eines Feindes harrt, bereit, jeden Fehler desselben zu ihrem Vortheile zu benutzen. Die heiße Afrikanerin, von blinder Leidenschaft hingerissen, beging die Unvorsichtigkeit, sich auf eines der Beine ihrer verhaßten Gegnerin zu stürzen, das sie mit wüthenden Bissen zerfleischte. Aber sogleich faßte Miß Djeck die Rasende mit ihrem Rüssel um den schlanken Leib und schnürte sie dergestalt, daß ihr Athem und Besinnung verging, und sie gern das umkrallte Bein losließ. Nun hob die tapfere Amazone ihre halbtodte Feindin in die Luft und schleuderte sie mit einer Gewalt in das andere Ende des Cirkus, daß sie des Aufstehens vergaß. In diesem Zustande von Ohnmacht wurde sie von den Wärtern des Herrn Martin schleunigst wieder unter Gitter gebracht, wo sie gewiß nicht ohne empfindliches Seitenstechen erwacht seyn wird. Indeß fürchtet man nichts für ihr Leben. Herr Huguet, der wahrscheinlich nicht der gleichgültigste Zuschauer eines Kampfes war, der acht bis zehn Minuten über ihn geführt wurde, hatte nicht die geringste Verletzung erhalten. Miß Djeck schien sich nicht wenig auf ihren Sieg über die verhaßte Nebenbuhlerin zu Gute zu thun und bewies ihre Freude hauptsächlich durch die zärtlichsten Schmeicheleien, die sie behufs ihres Rüssels an den geretteten Freund gelangen ließ. Es schien, als wollte sie ihn am ganzen Leibe betasten, um sich zu überzeugen, daß er nirgends Schaden genommen. — Es läßt sich denken, daß der Ruf dieser edeln That am folgenden Tage ganz Liverpool in den Cirkus zog, um die verständige und tapfere Miß Djeck zu bewundern, die zwar an den Folgen des Kampfes ein wenig hinkte, sonst aber ihre Darstellungen mit gewohntem Kunsttalente ausführte.

Correspondenz aus Paris.

Paris den 9 März.

Die einzige Neuigkeit von Interesse für die gelehrte Welt ist der Tod ampollions, der nach einer unglaublich schmerzlichen Agonie von drei Wochen gestorben ist. In der letzten Woche hatte er das Bewußtseyn völlig verloren; nur an dem Tage seines Todes erwachte er plötzlich und faßte die Hand eines seiner Neffen, der an seinem Bette saß und ihn in der ganzen Krankheit gepflegt hatte, und sagte ihm Lebewohl. Man weiß noch nicht, was aus seinen Papieren, außer seiner ägyptischen Grammatik, welche die koptischen Sprachformen mit den ihnen korrespondirenden symbolischen Hieroglyphen, so weit Champollion sie erkannt hatte, enthält, druckfähig seyn mag. Man sagt, daß nur höchst wenig Notizen über die von ihm aus Aegypten mitgebrachten Zeichnungen vorhanden seyn sollen, und es ist noch nicht bestimmt, ob und wie das Werk erscheinen soll; ob Rosellini es ganz herausgeben wird, und ob Jemand den Theil von Champollion übernehmen kann. Es ist Niemand in Paris, der seine Stelle einigermaßen ersetzen könnte; seine Professur am Collége de France soll eingezogen und seine Stelle an der Akademie seinem Bruder, aus einer Art von Pietät gegen den Verstorbenen, gegeben werden. — Es ist ein neuer Prophet hier aufgetreten, Hoëne Wronski, ein polnischer Israelit, ursprünglich ein Mathematiker, und bekannt durch einen Prozeß, den er früher mit einem Kaufmanne aus Marseille führte, an den er das Erkenntniß des Absoluten um einige hunderttausend Franken verkauft hatte. Seine Religion heißt der Messianismus, und sein Zweck ist, die Liberalen und Illiberalen, wie er sie nennt, auf einer höhern Stufe zu vereinigen und so das Heil der Welt zu sichern. Er gibt dazu von Zeit zu Zeit Programme und Vorläufer seiner Lehre heraus; in den letztern ist das Gesetz des Absoluten als Titelvignette in Kupfer gestochen und besteht in einer algebraischen Formel, die vom Thierkreise umgeben ist. Die Entwicklung ist ein sonderbares Gemisch kantischer Philosophie, alltäglicher Politik und hoher Mathematik mit pompösen Versicherungen, daß es die absolute Wahrheit sey, durchschossen, und in einem sehr barbarischen Französisch geschrieben. Zugleich glaubt er sich von gewissen teuflischen Sekten, wie er sie nennt, verfolgt, die seine Werke sobald sie erscheinen, vernichten. Uebrigens kündigt er an, daß Das, was er jetzt schreibt, nur Milch für die Kinder sey, indem er nichts offenbaren könne, was ihre kleine intellektuelle Sphäre übersteige; er müsse sich begnügen, den heiligen Samen der absoluten Wahrheit auszustreuen; sein eigentliches Publikum sey die Nachwelt. Er kündigt auch an, daß er Vorlesungen über das Absolute halten werde, in denen er hoffentlich dem diabolischen System, gegen das er arbeitet, den Todesstoß geben wird. Das Sonderbarste ist, daß er einige Anhänger findet; allein welche Thorheit findet keine Anhänger in einer Zeit und in einem Lande, wo alle Bande der geistigen Ordnung aufgelöst sind!

Antikenfund.

Zu Longardore, in der Nähe von Cremona, wurde unlängst eine kleine bronzene Statue von köstlicher Arbeit gefunden. Ein italienischer Archäolog will sie der Kunstepoche aus Antonin's und Marc Aurels Zeiten zugeschrieben wissen. Sie stellt eine Venus pudica, mit allen Kennzeichen wie sie Montfaucon beschreibt, vor. Wahrscheinlich ließ sich als solche die Kaiserin Faustina, die Gemahlin Marc Aurels, darstellen. Ein Bildniß dieser Kaiserin als Venus Victrix auf einer Münze hat in Kopfputz und Gewändern die größte Aehnlichkeit mit der erwähnten Bildsäule. Uebrigens wurde auch nahe bei Bedriacum zwischen Verona und Cremone, jenes zwischen Otho und Vitellius vorgefallene Treffen geliefert. Die kleine Statue, sowie andere Denkmäler aus jener Zeit, die man seither auf dem Ager cremonensis gefunden hat, scheinen genau die Stelle anzudeuten, wo die feindlichen Heere aufeinander trafen, und wahrscheinlich sind die Statue, wie die übrigen gefundenen Gegenstände, von dem geschlagenen Heere auf dem Schlachtfelde zurückgelassen worden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 84. 24 März 1832.

Portugal in der neuesten Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Anschlag war auf diese Weise nicht zur Ausführung gekommen; der König begab sich in banger Furcht nach Lissabon zurück, und seine treuen Unterthanen sammelten sich um ihn. Allein das Heer, dessen Mißvergnügen seit den verunglückten Versuchen des Lord Beresford noch nicht erloschen war, trat jezt auf die Seite Don Miguels, der nach einigen vorausgegangenen Intriguen sich unverhohlen an die Spitze der Armee stellte und aussprach: „Tod jenen Donnerkeilen der freimaurerischen Ruchlosigkeit, die das Haus Braganza zertrümmern, und das schönste Land der Welt in Asche verwandeln würden." *) In Uebereinstimmung mit diesen humanen und hochtönenden Gesinnungen dekretirte er die unumschränkte Gewalt des Königs, „dessen Tugenden," wie er sich in seiner Proklamation ausdrückte, „jede Einbildungskraft und Vorstellung übertreffen," den er aber dennoch in Verhaft nahm, während seine meuterischen Soldaten sich des Palastes bemächtigten. Zugleich erging von diesem tugendhaften Sohne der Befehl, die ganze Umgebung, die Minister und Diener seines geliebten Vaters, und nicht weniger als 18,000 andere Personen zu verhaften. Glücklicher Weise folgten die fremden Gesandten dem Rathe Sir Edward Thornton's und widersetzten sich standhaft dieser aufrührerischen Anmaßung der Gewalt; allein das Heer blieb nicht minder standhaft Don Miguel anhängig, und die Königin, unterstüzt durch Spaniens Intriguen, trat öffentlich auf seine Seite.

Der eingeschüchterte alte König getraute sich nicht, zu seiner Vertheidigung strenge Maßregeln zu ergreifen, und suchte unter britischer Flagge Schuz. Es gelang ihm nicht bloß aus seinem Palaste zu entkommen, und das Schiff „Windsor Castle," das damals im Tajo vor Anker lag, zu erreichen, sondern auch seinen rebellischen Sohn am Bord dieses Schiffes zu treffen. Don Miguel wurde vor den König geführt, den er von vielen seiner Offiziere und allen fremden Gesandten umgeben fand. Der betrübte Vater verwies seinem unnatürlichen Sohn in strengen und rührenden Worten seinen Abfall, wobei er auf die Verzeihung anspielte, die ihm bereits für das blutige Ende des Marquis von Loulé zu Theil geworden war. Schlüßlich ertheilte er ihm den Befehl, bis auf weitere Verfügung am Bord des Windsor Castle zu bleiben. Diese weiteren Verfügungen sprachen seine Verbannung aus, und er wurde sofort nach Wien geschickt, während die Königin zu gleicher Zeit öffentlich vom Hofe entfernt wurde. Der König und seine Minister traten wieder ihre gewohnten Funktionen an, und alle auf Don Miguels Befehl verhafteten Personen wurden freigelassen.

Man begann für Portugals innere Ruhe einige Hoffnung zu schöpfen, als der britische Gesandte, von dessen klugem Rath geleitet, dieses Land einen so wilden und gefährlichen Sturm glücklich überstanden zu haben schien, in seiner Wirksamkeit gerade in dem Augenblicke unterbrochen wurde, wo er beschäftigt war, die Gutgesinnten hervorzuziehen, und die unverbesserliche Ultrapartei der Königin und ihres hoffnungsvollen Sohnes aus dem Lande zu entfernen. Sir Eduard Thornton wurde in seiner Eigenschaft als Botschafter durch einen Staatsmann ersezt, der wie in Europa wohl bekannt war, als der Todesengel der sterbenden Freiheit in Neapel und Spanien zur Seite stand, kurz durch einen Mann, der wohl bekannt war mit den Geheimnissen der heiligen Allianz, durch Sir Charles Stuart. Das Ministerium Pamplona und Palmella fiel alsbald vor dem Zauberstab dieses tief eingeweihten britischen Staatsmannes. Späterhin traf, während des Aufenthaltes desselben Gesandten in Lissabon, gleiches Schicksal die liberalen Minister Barados und Lacerda. Kein Wort mehr wurde von einer Verfassung gehört, die zu hintertreiben, das unverhehlte Streben der zu Lissabon befindlichen Gesandten der heiligen Allianz war, wozu Sir Charles Stuart insgeheim, aber treulich die Hand bot. Die geflüchteten Ultras schöpften frischen Muth, und ließen sich bereits als Unheil verkündende Sturmvögel, an der spanischen Gränze blicken.

Mitten in diesen verwickelten Verhältnissen starb der alte König, dessen Leben, wie selten eines, aus einer langen Reihe bitterer Unglücksfälle bestand. Der schwache Sohn einer wahnsinnigen Mutter, der verachtete Gemahl eines ruchlosen Weibes, der unglückliche Vater eines rebellischen Sohnes, der unmächtige Besitzer eines unumschränkten Scepters, ein Flüchtling aus seinem altangestammten Erbe in Europa, ausgestoßen von seinen Besitzungen in Amerika, lebte er ein Leben voll körperlicher Leiden, geistigen Blödsinns und häuslichen Elendes, während er bei seinem Tode seine Freunde, seine Familie und sein Reich bürgerlicher Zwietracht und auswärtiger Einmischung als Beute hinterließ.

*) Brief Don Miguel's an seinen Vater.

Der Tod Johann's VI brachte neue Elemente der Verwirrung in das ohnehin schon verwickelte Gewebe der portugiesischen Politik. Sir Charles Stuart hatte geschickt die völlige Trennung der zwei eifersüchtigen Höfe von Rio de Janeiro und Lissabon zu bewirken gewußt. Brasilien war zu einem selbstständigen Kaiserthume unter Don Pedro erhoben worden, dem übrigens auch die Nachfolge in den Königreichen Portugal und Algarbien u. s. w. vorbehalten blieb. Der alte König war inzwischen dem Namen nach mit der Scheinwürde eines Kaisers von Brasilien zufrieden gestellt worden. Wenige Monate nach dieser leeren Spiegelfechterei nahm der Tod alle Sorgen und Kronen von seinem Haupte. Sein ältester Sohn Pedro sollte seinem Vater, nach dem Recht der Geburt, der Verträge und der Vernunft, in der Herrschaft folgen. Wirklich trat er auch die Erbschaft an, und wurde von den Unterthanen seiner beiden Reiche, von allen Mitgliedern der königlichen Familie, und von den europäischen und amerikanischen Höfen anerkannt. In soweit blieb kein Zweifel zu beseitigen. Allein so schroff war die Trennung der beiden Staaten von Portugal und Brasilien, daß ihre beiden Kronen nicht auf einem und demselben Haupte ruhen konnten. Don Pedro sah sich genöthigt, in Zeiten seine Wahl zwischen Europa und Amerika zu treffen. Er gab dem neuen Lande, das ihn adoptirt hatte, den Vorzug, und schritt nun ungesäumt und ohne Vorbehalt zur Entsagung seiner europäischen Reiche, des alten Erbes der Braganza. Portugal wurde an die älteste Tochter des Kaisers, Donna Maria, die Erbin und Repräsentantin des kaiserlichen Hauses nach ihrem Bruder Don Sebastian, auf den das amerikanische Kaiserthum seines Vaters übergehen sollte, abgetreten. Diese Entsagung geschah unter zwei Bedingungen, die, wie man glaubte, die noch blutenden Wunden Portugals heilen sollten, nämlich unter der Bedingung, daß eine Konstitution in Portugal eingeführt, und die junge Königin mit ihrem reumüthigen Oheim, Don Miguel, vermählt werden solle. Es ist noch unenthüllt, welche Gefühle brüderlicher Liebe, oder welche politischen Absichten diese letztere Bestimmung veranlaßten. So viel ist aber gewiß, daß sie die Hauptursache des unerhörten Elendes war, unter welchem Portugal die letzten sechs Jahre seufzte. Doch einem Bruder mag es noch vergeben werden, wenn er nicht an die äußerste Verworfenheit eines Bruders glauben konnte, die selbst dem Scharfblick des Staatskanzlers von Oesterreich verborgen blieb.

Don Pedro's Entschluß wurde in Portugal freudiger aufgenommen als seine konstitutionelle Charte, die indeß von dem aufgeklärteren Theile der Nation als ein preiswürdiges Geschenk betrachtet wurde. Die weisen und gemäßigten Bestimmungen dieser Verfassung täuschten freilich die wilden Träume der Fanatiker des Königreiches, während ihre liberalen Grundsätze den absoluten Dogmen der Partei der Königin vor den Kopf stießen. Daß sie von diesen beiden Parteien angefochten wurde, kann ihr nur zum Lobe gereichen. Sie wurde von allen Behörden beschworen, und von Niemand mit scheinbar herzlicherer Aufrichtigkeit, als von dem gegenwärtigen Usurpator, der sich damals, fern von allem äußern Zwange in Wien befand. Nun aber zeigten sich die Früchte jenes Irrthums — wenn man sich des gelindesten Ausdruckes bedienen will — den der britische Gesandte begangen hatte, indem er die Zurückberufung der Partei der Königin, nach einem so gewaltthätigen Betragen, wie sie es 1824 gezeigt hatte, betrieb. Diese Partei besaß großen lokalen Einfluß im Lande, und erhielt unaufhörlich Unterstützung von Spanien und der heiligen Allianz, von der einige Botschafter in Lissabon sich geweigert hatten, der feierlichen Eidesleistung auf die Verfassung Don Pedro's beizuwohnen. Diese Faktion bot Alles auf, die Konstitution zu untergraben; sie gab zu verstehen, daß sie dieselbe wie die der Cortes sey, und um ihrer Verläumdung einen Schein zu geben, nahm sie kein Bedenken, einige ihrer Bestimmungen zu verfälschen. Diese tückischen Auslegungen wurden als Beschlüsse des Königs ausgegeben, das alte Geschrei der Cortesfeindseligkeit wurde wieder angeregt, das Volk schwankte ungewiß hin und her, zog sich zurück, und gab zuletzt die Verfassung preis.

Die Marquise von Chaves und Abrantes, die würdigen Genossen Don Miguels, wußten nur allzugut, wie es um die Aufrichtigkeit ihres Herrn und Meisters in Bezug auf seine Betheurungen der Loyalität beschaffen sey; demnach erhoben sie, der Eine im Norden, der Andere im Süden des Landes die Fahne der Empörung, und errichteten zu Tavira im Namen Don Miguels eine Regentschaft. Cordoba wurde von der französischen Regierung von Paris abgesendet, um das Unternehmen zu fördern; allein die Rebellen waren bereits gezwungen worden, sich über Hals und Kopf auf die spanische Gränze zu flüchten. Spanien, stolz auf die fremden und einheimischen Ketten, die es trug, gewährte den Vertriebenen unverholen Schutz und Aufnahme. Ungeachtet der Hof von Madrid dem englischen Botschafter die Zusicherung ertheilt hatte, den portugiesischen Rebellen, die sich an der spanischen Gränze mit den Waffen in der Hand sammelten, ihren Aufenthalt im Innern des Landes anweisen zu wollen, ließ er es dennoch geschehen, daß vor Ende Novembers die vertriebenen Portugiesen abermals in zwei Kolonnen in Portugal einbrachen. Canning sendete zum Schutze der Freiheit und der britischen Interessen, ein englisches Heer nach Portugal. Allein glücklicher Weise hatten die Portugiesen selbst, so sehr man ihnen durch alle möglichen Machinationen, ihre Verfassung zu entleiden suchte, Verstand genug, die Vorzüge derselben anzuerkennen und Muth genug sie zu vertheidigen. Bevor noch die britischen Truppen anlangten, war die Ultrapartei zum viertenmale auf die spanische Gränze hinübergejagt worden. Aber noch immer standen Portugals Angelegenheiten am Rande großer Gefahr. Die alte Königin und ihre apostolischen Freunde — Don Miguel, das Heer und der Pöbel — endlich die revolutionären Ultrafreimaurer, bildeten drei Parteien, die nur in dem gemeinschaftlichen Hasse von Don Pedro's Charte einmüthig waren. Der vernünftige und nüchterne Theil der Bevölkerung, den Regenten an der Spitze, hatte gegen diese Feinde der öffentlichen Ordnung zu kämpfen. England lieh seinen Beistand den Einen, die heilige Allianz den übrigen den Dern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Die Franzosen erreichten denselben Zweck durch andere Mittel; anfänglich wollten sie die Länge ihrer Fahrten durch die Breite des

atlantischen Oceans bestimmen, bis endlich Versuche mit Seeuhren die ersten genauen Bestimmungen ergaben. Die vielen wachsenden oder trockenstehenden Klippen, die man auf den ältern Seespiegeln oder Wegweisern angegeben findet, danken ihre Entstehung theils Irrungen, die aus Aengstlichkeit entstanden, wie sie auch jetzt wieder vorkommen, theils der Habsucht, da man ehedem den Entdecker solcher Klippen belohnte; endlich fallen sie aber größtentheils auch dem System der Holländer zur Last, durch vorgespiegelte Gefahren die Seefahrer anderer Nationen zurückzuschrecken, und ihre Piloten zur Wachsamkeit aufzumuntern.

Unter den erwähnten berichtigenden hydrographischen Expeditionen, die von den europäischen Staaten so freigebig ausgerüstet wurden, muß man nächst den schönen Untersuchungen Malaspina's und Vancouvers jene nennen, bei denen die Ulloa, Candier, Fleurieu, Verdun, Borda, Chabert, Tiscar, Fidalgo, Noguera, Chastenet-Puysegur, Concha, Ojarvide, Ferrer, Melendez, Churruca, Cevallos, Herrera, Barcaeztegui, Colmenares, Quartara, Moraleda y Montero, Cortes, Isase Virivill, Lyon, Scoresby, Roussin, Givry, Monnier, Holbrook, Bullock und die Forster sich auszeichneten. Seit ungefähr 50 Jahren erst gibt es übereinstimmende Charten, und diesen großen Vortheil verdanken wir den weisen Beherrschern aufgeklärter Völker und Regierungen, die sich nicht nur das Resultat ihrer gegenseitigen Bemühungen und Entdeckungen mittheilen, sondern auch Fremde um das Ergebniß ihrer, auf dem eigenen Gebiet gemachten Beobachtungen ersuchen.

Der Zug, den die Entdeckungen im Innern der Länder nahmen, stand in direkter Verbindung mit deren Reichthümern, Klima, der Civilisation ihrer Bewohner, und dem Lauf der Flüsse, die sie bewässern. So besaßen Peru und Mexiko unermeßliche Reichthümer an Metallen, die für die Spanier einen unwiderstehlichen Reiz hatten; civilisirte und mächtige Völker waren bisher in deren Besitz gewesen, um ihnen nun diesen zu entziehen, mußte man sie überwinden, und um der Eroberung Dauer zu sichern, mußte das ganze Land unterjocht werden, damit jede Hoffnung eines Glückwechsels verschwinde. Die Civilisation der Peruaner und Mexikaner diente also nur dazu, ihre Knechtschaft um so schneller und vollständiger herbeizuführen. Die Hülfsquellen, die sie besaßen, die Verbindungen die sie hergestellt hatten, wurden zu Waffen gegen sie selbst und sicherten den Eroberern den Erfolg. Durch List wurde der Mangel an Anzahl ersetzt, Uneinigkeit ausgestreut, der Bürgerkrieg organisirt, die schreiendsten Gewaltthaten durch den Drang der Noth entschuldigt, und so bemächtigte man sich bald aller Theile des Landes. Fest überall ruhten nun die Eroberer auf ihren Lorbeeren, und nur neue trügerische oder gegründete Hoffnungen oder Entdeckungen neuer Minen setzten sie wieder in Thätigkeit.

Einige Völkerstämme waren nur den eifrigen Missionären zugänglich, die mit der größten Schwierigkeit in die Gebirgsländer von Tarma und Huanaco zu den Payansas, Setebos, Callisecas und zen Stämmen der Indios bravos vordrangen. In andern Provinzen waren die Fortschritte noch langsamer und beschwerlicher; unzugängliche Gebirge, ausgetretene Flüsse, eine ganz wilde Natur setzten die mächtigsten Hindernisse entgegen. Man mußte von Hinterhalt zu Hinterhalt vorwärtsgehen, und gewann, auf allen Seiten von Parteigängern geneckt, das Land nur Schritt vor Schritt.

Auf diese Weise befestigte sich in Neu-Mexiko und Chili die fremde Herrschaft nur nach und nach; man mußte dort entdecken und aufspüren; der Boden barg Reichthümer und die Eingebornen verhehlten sie den Eindringenden. So konnten Côte-Ferme, Neu-Granada und la Plata leicht Verbindungen mit dem Mutterlande unterhalten und Verstärkungen beziehen, indeß kannte man lange nichts als das Gestade und die Ufer der großen Flüsse jener Gegenden, die auch anfänglich allein kolonisirt waren. In Brasilien war früher die dort lebende kleine Anzahl von Europäern ebenfalls nur auf die Küsten beschränkt, die Flüsse im Innern dieses Reichs waren nur durch den Amazonenfluß zugänglich, und dieser Umstand beraubte sie der Vortheile, die jene Flüsse der Entdeckung und Eroberung boten. Keine Schwierigkeit konnte zwar die Paulisten zurückschrecken, doch die Erinnerung an ihre ersten Reisen verscholl, und die Portugiesen kamen nur erst später bei Entdeckung der reichsten Minen wieder auf ihre Spur.

(Schluß folgt.)

Champollion der jüngere.

(Nekrolog.)

Jean François Champollion ist zu Figeac, einer kleinen Stadt im Departement des Lot, im Dezember 1790 geboren. Sein Vater trieb dort das Geschäft eines Buchhändlers. Ein sonderbarer Zufall knüpfte sich an die Geburt dieses Mannes, der bestimmt war, einen damals noch ganz unbekannten Namen berühmt zu machen. Seine Mutter, die schon drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, geboren hatte, fiel in eine tödtliche Krankheit, die alle Aerzte an ihrem Leben verzweifeln ließ; ihr Gatte nahm seine Zuflucht zu einem herumziehenden Wunderdoktor, der keinen Augenblick Anstand nahm, sich für die Genesung der Kranken zu verbürgen, und wirklich genas sie auch in kurzer Zeit wie durch ein Wunder. „Nur fröhlichen Muthes," sagte ihr der fahrende Hippokrates beim Abschiede, „noch vor Verlauf eines Jahres werden Sie Mutter eines Knaben werden, der seiner Familie Ehre machen wird." Jean François kam wirklich ein Jahr nach der Genesung seiner Mutter zur Welt. Diese bewahrte treu die ihr gewordene Verkündigung, und wiederholte sie oft ihrem Sohne in seinen ersten Kinderjahren, der selbst sich eines gewissen abergläubischen Vertrauens auf seine Zukunft nicht erwehren konnte. Wer weiß, welchen Einfluß ein solcher Gedanke auf die Entwicklung eines Geistes ausüben mußte, dem lange Zeit alle möglichen Hindernisse sich entgegenstellen zu wollen schienen? Champollion vertraute übrigens diesen sonderbaren Umstand nur einer kleinen Anzahl von Freunden, und sprach weniger gern davon, seit die Voraussagung in Erfüllung gegangen war.

Der junge Champollion verließ schon frühzeitig seine Vaterstadt; sein um zehn Jahre älterer Bruder, der ihn auch überlebte, hatte sich zu Grenoble niedergelassen und nahm ihn zu sich. Der ältere Champollion, der seine ganze Bildung nur sich selbst verdankte, und aus Erfahrung die Schwierigkeiten kannte, die bei dem Eintritte in die Bahn des Wissens zu überwinden sind, wenn man schon in den Jahren weiter vorgerückt ist, ließ ihn zu Grenoble das Lyceum besuchen. Mit einem lebendigen Verstande begabt, war der junge Champollion keineswegs, was man einen fleißigen Schüler zu nennen pflegt. Nur wenig fühlte er sich von der Literatur der Römer und Griechen angezogen. Einige ägyptische Figürchen, die er bei dem Präfekten der Isère zu sehen Gelegenheit hatte, wurden auf Einmal das Ziel aller seiner Gedanken; er vernachlässigte seine Schulaufgaben, und bedeckte den Rand seiner Hefte mit hieroglyphischen Zeichnungen. Alle damaligen Schulgefährten Champollions bezeugen, daß seine Vorliebe für die ägyptischen Alterthümer schon vor seinem zwölften Jahre sichtbar wurde; der Präfekt, der auch die Arbeiten des ältern Champollion unterstützte, sah mit wohlgefälligem Lächeln die Versuche des jungen Lyceisten —

es war der Verfasser der Einleitung zu dem großen Werke über Aegypten, der berühmte Mathematiker Fourier.

Ohne sich noch ganz der Richtung bewußt zu seyn, die sein literarisches Leben nehmen sollte, war Champollion bereits ganz dem Orient zugewendet. Im Jahre 1807 schickte ihn sein Bruder nach Paris, um den arabischen Kursus des Herrn von Sacy zu hören. Diesem Studium lag Champollion einige Zeit ob, als Herr Dubois, gegenwärtig Zeichner des ägyptischen Museums, dessen Haus Champollion von dort an täglich besuchte, auf den Gedanken kam, ihn in Abbaye-aux-Bois bei dem Abbé Tersan aufzuführen, der damals unter den Sammlern morgenländischer Alterthümer den ersten Rang behauptete. Der Anblick einiger dreißig Amulette und eben so vieler geringfügiger Figürchen wieß Champollion auf seinen wirklichen Beruf hin. Auf Anrathen des Abbé Tersan begann er, sich dem Studium der koptischen Sprache zu widmen; die semitischen Idiome hielt er sich bloß als Hülfsquellen offen, aus denen er später auf dem Wege der Vergleichung zu schöpfen hoffte. Im Jahre 1810 wurde Champollion zum Professor der Geschichte bei der Fakultät von Grenoble ernannt. Auf dieser neuen Laufbahn verlor er sein geliebtes Aegypten nicht aus dem Gesichte; das Studium des großen Werkes der französischen Gelehrtenkommission und vielleicht noch mehr seine Unterredungen mit Fourier, ließen ihn den Plan zu einer Riesenarbeit, zu einer Art pharaonischer Encyklopädie entwerfen. Dieses Werk sollte das ganze vorhellenische Aegypten, seine Geographie, Geschichte, Sitten, Handel und Religion umfassen. Die zwei ersten Bände desselben erschienen im Jahre 1814, unter dem Titel: „Aegypten unter den Pharaonen;" sie enthielten nur die Erdbeschreibung des alten Wunderlandes. Von der Ansicht ausgehend, daß zur Zeit der arabischen Invasion die Kopten die alte ägyptische Bevölkerung bildeten, deren Sprache auch in ihrem Munde fortlebte; daß das Land von den Kopten an die Araber abgetreten wurde; daß daher leztere nur von jenen statistische Aufschlüsse über Verhältnisse des Landes und Namen der Städte überliefert erhalten konnten; hielt sich Champollion unmittelbar an die arabischen Dokumente, um so mehr, als es durchaus an koptischen Nachrichten über die Namen der pharaonischen Städte, und selbst über die alte politische Eintheilung des Landes fehlte. Dieses erste Werk, dem die gelehrte Welt nur wenig Aufmerksamkeit schenkte und dessen Ausgabe fast noch unberührt im Buchladen schläft, erlebte dennoch durch Champollions spätere Entdeckungen keine wesentliche Widerlegung, so daß man es als den ersten Ring betrachten kann, an den sich die ganze Kette seiner Arbeiten anreiht.

Durch Pflichten, Gewohnheit und Familienbande an Grenoble gefesselt, das ihn unter seine Bürger zählte, und das er selbst als neue Heimath gewählt hatte, schien Champollion seinen Beruf verfehlen zu sollen. Die politischen Stürme des Jahres 1815 brachten über ihn Unglück, aber stießen ihn auch, so zu sagen, auf die Bahn seines künftigen Ruhmes. Die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba ließ ihn nicht einen gleichgültigen Zuschauer bleiben. Eifrig nahm er an der politischen Thätigkeit Antheil, die damals die Jugend von Grenoble beseelte. In den Reihen der Nationalgarde dieser Stadt zog er den Marseiller Banden entgegen und wurde Zeuge ihrer Niederlage. Nach der Rückkehr der zweiten Restauration mußte er sich von den argwöhnischen Augen der Polizei beobachtet sehen. Wie viele Andere in die Verschwörung Didiers verwickelt, entfloh er aus Grenoble und irrte lange Zeit unter den härtesten Entbehrungen in den Alpen umher. Während dieser Zeit wurden die Lehrstühle beider Champollions in Grenoble aufgehoben. Eine Verbannung nach Figeac, die über beide Brüder verhängt wurde, konnte als die erste Milderung ihres Schicksals betrachtet werden. Einige Jahre später wurde jede weitere Verfolgung gegen sie eingestellt, und beide kamen nach Paris. Die Freunde des jüngern sahen ihn von Mißmuth und Niedergeschlagenheit gedrückt und durch Sorge und Verdruß vor der Zeit gealtert. Die Rückkehr Champollions erfolgte anderthalb Jahre vor der Bekanntmachung seines Sendschreibens an Dacier, worin er die ersten Resultate seiner Entdeckungen darlegte. (Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Insel Tereeira, auf der gegenwärtig Don Pedro's Geschwader angelangt ist, war schon den Römern unter dem Namen „Tertiaria" bekannt. Sie ist die größte der Azoren und liegt fünfzehn Grade westlich von Portugal. Die Länge derselben beträgt fünfzehn Lieues, ihre Breite sechs, ihr Umfang zweiundzwanzig. Steile Felsenwände umgeben sie und machen sie bis auf wenige Punkte, wo Befestigungen angelegt sind, unzugänglich. Das Innere der Insel ist sehr angenehm, gut bewässert und fruchtbar an Getreide, Mais, Hülsenfrüchte, Hirse, den man nach Lissabon ausführt. Man findet Kastanien-, Maulbeer-, Citronen-, Orangen- und Aepfelbäume. Der Wein ist nur mittelmäßig. Die Wiesengründe nähren treffliches Vieh. Der vorzüglichste Handel der Insel besteht in Pastellfarben, Bau- und Cedernholz. Die Berge sind auf ihren Spizen abgeflacht. Die Insel ist häufigen Erdbeben unterworfen, und im Jahre 1761 bildete sich auf ihr ein gefährlicher Vulkan. Die Einwohner sind gutgewachsene, geistreiche, nüchterne und tapfere Leute. Die Weiber sind von sehr lebhafter und fröhlicher Gemüthsart. Die Bevölkerung zählt sechzigtausend Seelen. Tereeira hat in den Annalen Portugals durch Alphons VI, der auf ihr in Verbannung lebte, eine geschichtliche Berühmtheit erlangt Dieser Fürst wurde, nach vielen über die Spanier errungenen Vortheilen, von seiner Gemahlin unter dem Vorwurfe des Blödsinnes vom Throne gestoßen, worauf sie seinen jüngern Bruder heirathete. Als Don Miguel die Herrschaft Portugals an sich riß, wurde er auf allen Azoren, nur auf Tereeira nicht, anerkannt. — Tereeira hat zwei Städte: Angra und Praya. Angra, die Hauptstadt, hat einen guten Hafen, ist der Siz eines Bischofs und wird von zwei festen Schlössern vertheidigt. Der Gouverneur der Azoren hat hier seinen Siz. Gewöhnlich gehen hier die portugiesischen Schiffe, die nach Brasilien oder Indien unter Segel sind, vor Anker. Angra hat sechstausend Einwohner. Praya, mit nur viertausend Einwohnern, hat einen Hafen, aus dem ein sehr lebhafter Handel getrieben wird.

Nachträglich bemerken wir noch aus der nordischen Biene über die archeographischen Untersuchungen, die von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, unter Leitung des Herrn Stroieff ausgingen, Folgendes: Bereits wurden die Archive und Bibliotheken der Gouvernements Archangel, Wologda, Nowgorod, Kostroma, Jaroslaff und Moskau untersucht. Die gesammelten Dokumente werden vorläufig zu Moskau im Archive des Kollegiums der auswärtigen Angelegenheiten aufbewahrt. Hr. Stroieff, der sich jezt in Petersburg befindet, hat einige der gesammelten Materialien dorthin mitgebracht, unter diesen vier Foliobände, jeden von 700 Seiten, enthaltend historisch-juridische Urkunden, die zur Beleuchtung der geschichtlichen Ereignisse, Gesezgebung u. s. w. des alten Rußlands von 1123 bis 1705 dienen. Diese Urkunden, über 600 an der Zahl, sind noch größtentheils unbekannt, und bilden daher einen wahren Schaz; sie werden mit erläuternden Anmerkungen des Verfassers begleitet herausgegeben werden. — Fünf große Portefeuilles, enthaltend Materialien zu einer Geschichte der slavischen Literatur, und ein sechstes mit bibliographischen und paleographischen Materialien; die erstern alphabetisch, die leztern chronologisch geordnet. Mit diesen Materialien will Hr. Stroieff ein kritisches Lexikon der slavischrussischen Werke und Uebersezungen bis auf Peter den Großen entwerfen. — Ein Karton, enthaltend juridische Urkunden jeder Art aus dem 15ten, 16ten und 17ten Jahrhundert, 100 an der Zahl, die eine wichtige Quelle für vergleichende Geschichte der Jurisprudenz geben werden. Unter den in Moskau zurückgelassenen Portefeuilles befindet sich eines mit historischen und statistischen Materialien über das nördliche Rußland; eines mit Chroniken und andern Materialien über Sibirien, verschiedene geschichtliche Ueberlieferungen, Reisen, Bruchstücke u. s. w. — Hr. Stroieff wurde in seiner mit nicht geringen Schwierigkeiten verbundenen Unternehmung von Herrn Berednikoff unterstüzt.

Der englische Courier erwähnt zweier „jungen Falstaffe," die jezt in London zu sehen sind und von denen der ältere 2½ Jahr alt 4 Stein, der jüngere, ein Kind von 7 Monaten 2 Stein 5 Pfunde wiegt. Beide sind sehr gesund und lebten bisher bei ihren Aeltern in Bathampton, wo ihr Vater Stadtschreiber ist. Als besonders merkwürdig betrachtet man es, daß die Aeltern derselben sehr mager sind. Wenn sie sich gut auswachsen, meint das erwähnte Blatt, so würden sie gewiß den „fetten Ritter" unausgestopft vortrefflich spielen können.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lauteenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 85. 25 März 1832.

Die Mohammedaner in Indien.

6. Abergläubische Gebräuche und Heilmittel.

Der letzte Monat der periodischen Regenzeit wird „Sabband“ genannt. Zu dieser Zeit wird von den Moslemin eine Ceremonie beobachtet, über deren Ursprung ich mir keine genügende Erklärung verschaffen konnte; sie beginnt mit dem ersten Freitag des Sabband, wird an jedem Freitag, während dieses letzten Monats der Regenzeit wiederholt, und geschieht, wie Einige sagen, zum Gedächtniß des Propheten Elisa oder „Elijah.“ Diese Ceremonie mag allerdings ihren Ursprung andächtigen Leuten verdanken, die den Propheten Elias ehren oder ihn anrufen wollten, und man kann ihre Entstehung auf jene Stelle der Bibel gründen, wo es heißt: „Der Prophet betete, und die Wolken gaben keinen Regen drei Jahre lang; und er betete wiederum, und der Himmel that sich auf nach seinem Gebet;“ oder auf jene, wo Elisa das Wasser mit dem Mantel des Elias theilt, nachdem er diesem in der Würde eines Propheten folgte, wie 2. Könige, Kap. 2, Vers 14. Noch wahrscheinlicher aber scheint die im nämlichen Kapitel im zwanzigsten, und den folgenden Versen erzählte Begebenheit, die ganz besonders geeignet ist, eine fromme jährliche Erinnerung bei den Moslemin zu erwecken, jene Ceremonie veranlaßt zu haben; es heißt dort von Elisa: „Und er sprach, bringet mir einen neuen Krug, und thut Salz darein. Und sie brachten's ihm. Da ging er hinaus zu der Wasserquelle und warf das Salz darein und sprach: So spricht der Herr, ich habe dieß Wasser gesund gemacht, es soll hinfort kein Tod noch Unfruchtbarkeit daher kommen. Also ward das Wasser gesund nach dem Wort Elisa, das er redete.“ Die Schriftgelehrten nennen diese Ceremonie „Sinabnah“ oder Gebrauch der Kinder, und diese mischen sich auch bei solchen Gelegenheiten unter die Erwachsenen, und beleben das Fest durch ihre Fröhlichkeit. Die Ceremonie selbst besteht in Folgendem: Es wird ein Fahrzeug von Bambus in Gestalt eines chinesischen Bootes verfertigt, und mit einem mit Gold und Silber durchwirkten Tuch, mit einem Stück Seidenzeug oder auch mit einem Stück gefärbtem Musselin, zierlich mit Silberpapier eingefaßt, und ausgeschmückt, bedeckt. In diesem leichten Fahrzeug sind viele irdene Lampen verborgen. Nun bildet sich eine Prozession, um dieses Opfer, das „Elias Kei Kischtih“ genannt wird, nach dem Flusse zu geleiten; die Dienerschaft der Familie, Soldaten und eine Musikbande folgen in Marschordnung. Dieses Kinderspiel zieht eine große Volksmenge an, die auf dem Zuge durch die verschiedenen Straßen nach dem Flusse hin, noch durch alle Müßiggänger der Stadt vermehrt wird. Am Flusse angekommen, wird das Kischtih (Boot) unter dem Schmettern der Trompeten, dem Wirbeln der Trommeln und dem Jauchzen des Volkes, hinabgelassen, und das von den verborgenen Lampen nun erleuchtete kleine Schiff schwimmt langsam den Strom hinab.

Obgleich diese Ceremonie ziemlich abergläubisch ist, so ist sie doch bei Weitem nicht so lächerlich als eine andere, die ich von sonst sehr verständigen Männern beobachten sah; haben sie nämlich irgend ein Unternehmen vor, bei dem sie nicht wissen, wie es am besten auszuführen seyn möchte, so schreiben sie an einem Freitag eine Bittschrift an den Imam Mhiddie, und tragen dieses Papier eigenhändig an den Fluß, in den sie es mit so vieler Ehrerbietung legen, als ob der Imam selbst im Wasser wäre. Die Schrift ist in den demüthigsten Ausdrücken, wie der Untergebene sie gegen den Höhern gebraucht, abgefaßt, und wird jeden Freitag so lange wiederholt, bis das Vorhaben glücklich zu Ende gebracht ist, oder der Bittsteller keine Veranlassung mehr hat, sein Gesuch zu wiederholen. Ich habe oft gefragt, ob jene, die einen solchen Bittgang unternehmen, wohl eine Hoffnung des Erfolges hätten, und immer nur die Antwort erhalten: „Wer eine solche Bitte für geeignet hält, glaubt auch gewiß, daß sie erfüllt wird, wenn er nur beharrlich ist.“

Der Neumond ist in der Familie jedes guten Moslemin ein Festtag; er beginnt bei ihnen mit dem ersten Abend, wo er sichtbar wird, und nicht wie bei uns mit dem Augenblick des Mondwechsels. In Städten wird dieß Ereigniß durch Kanonenschüsse verkündet. Religiöse Leute bereiten sich durch Baden und Wechseln der Kleidung auf den Abend, wo der Mond sichtbar wird, vor, und sobald die Schüsse gehört werden, holen sie den Koran herbei, und schlagen die Stelle auf, wo Mohammed Gott für diese besondere Gnade dankt. Dann nehmen sie einen kleinen Spiegel, halten ihn an jene Stelle des Buchs, und drehen dieses so, daß der Mond zuerst von der Person gesehen werden kann, die in den Spiegel blickt, sagen nun ein eigenes für diese Gelegenheit verfaßtes Gebet her, worauf dann die ganze Familie aufsteht, sich umarmt und die Kinder den Eltern ihre Ehrerbietung bezeigen. Diener und Sklaven thun dasselbe, und man hört einige Minuten lang von der gesammten Familie die Worte wiederholen: „Möge der Neumond glücklich seyn.“

Was wird man aber wohl zu dem sonderbaren Gebrauche sagen, „den Mond mit Einem Zug zu trinken?“ Man füllt nämlich eine silberne Schüssel mit Wasser, und hält sie so, daß der Vollmond sich darin spiegelt; die Person, welche diesen Trank zu sich nehmen will, muß nun starr auf den Mond in der Schüssel blicken, dann die Augen schließen, und nun das Wasser mit Einem Zug hinuntertrinken. Dieses Mittel wird von den Aerzten gegen Nervenzufälle, und auch gegen Herzklopfen angerathen; ich habe es oft anwenden sehen, aber niemals eine gute Wirkung bei den Patienten wahrgenommen. Wenn die Venus durch den Mond geht, halten sie diese Zeit für besonders günstig, um wegen Gegenstände, die ihnen besonders am Herzen liegen, Gebete an Gott zu richten. Zu dieser Zeit werden auch Charaktere oder Talismane geschrieben, die man Kindern anhängt; ich habe selbst einst einen angesehenen Mann beschäftigt gefunden, kleine Zettel mit arabischen Buchstaben zu beschreiben, die er unter die Kinder seiner Freunde vertheilte, die sie in silbernen Kapseln am Arme trugen. Eine Mondsfinsterniß ist für die mohammedanische sowohl, als auch für die hindustanische Bevölkerung ein Ereigniß vom höchsten Interesse, obgleich beide die verschiedensten Begriffe von den Ursachen einer solchen Erscheinung haben. Die Ansichten Vieler aus der niedern Klasse der Moslemin von einer Finsterniß sind von den Hindus entlehnt; Einige glauben daß sie durch den Zorn Gottes über die Menschen entstehe; Andere sagen, der Mond stecke in Schulden, und so herrschen unter dem unwissenden Volk die tollsten Begriffe. Doch auch vieler der besser Unterrichteten bemächtigt sich ein gewisser Schauder, und welches vernünftige Wesen könnte wohl eine Finsterniß oder ein anderes Phänomen in der Natur ohne ein Gefühl von Furcht betrachten, wenn auch nicht Alle solche Empfindungen sich merken lassen. Lautes Geschrei der Moslemin und der Hindus verkündet den Eintritt einer Sonnen- oder Mondsfinsterniß. Die Stimmen der Ersteren erkennt man an dem Ruf der „Namazies“ zum Gebet: „Allah wo uckbaa!“ (Gott allein ist groß!) Die Gläubigen horchen auf diesen Ruf, und beschäftigen sich meist damit, das von Mohammed vorgeschriebene Gebet, wenn der Schatten sich über den Mond oder die Sonne zieht, herzusagen. Die Frauen bereiten Opfer an Korn, Oel und Geld, die unter die Armen vertheilt werden, und auch die Männer geben Nothleidenden Geschenke.

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Ueber die Bezirkslasten, den Unterhalt der Geistlichkeit, den Zeitverlust durch den Milizendienst und die Schlagbaumgelder, wovon die „Revue britannique,, so viel Aufhebens gemacht hat, müssen hier folgende Bemerkungen gemacht werden. Von dieser Art Ausgaben läßt sich kein auf alle Bezirke anwendbarer Begriff geben, da keine Lokalität dieselben Bedürfnisse zu bestreiten hat. Die meisten der Lokallasten in den Vereinigten Staaten sind wie die in andern Ländern, nur zuverlässig nicht von derselben Natur. Es wird sich hier Eines gegen das Andere aufheben. So gibt es in Amerika kein Oktroi, keinen besoldeten Beamten, der nicht aus dem Budget oder der Staatscivilliste bezahlt würde, ausgenommen einige äußerst gering Besoldete in den großen Städten. Die Richter der Grafschaften sind unbesoldet oder beziehen nur sehr geringe Gratifikationen, nach dem Geschäfte, das sie vornehmen. Die Scheriffs, Gerichtsschreiber, Coroners (Todtenschaubeamte), Friedensrichter und andere Beamte dieser Art, erhalten nur Gratifikationen, die sich nach ihrem jeweiligen Geschäfte richten. Der Milizendienst ist unendlich weniger beschwerlich als in Frankreich. Da jeder Staat seine eigene Miliz bildet, wobei er sich nur nach gewissen allgemeinen Erfordernissen richtet, so kann ich hier nicht bis auf's Einzelne in die über diesen Gegenstand gültigen Gesetze eingehen. Zu New-York, wo die Miliz durch eine, schon wegen der Menge der sich dort aufhaltenden Fremden ausgebreitetere Polizei mehr in Anspruch genommen wird, als auf dem Lande, hat man Korps gebildet, die, so viel ich weiß, im Jahre fünfmal — und Dieß nur auf halbe Tage — zur Parade ausrücken. Diese Korps müssen sich selbst equipiren und haben allerdings einen strengeren Dienst, als ihre Landsleute in den übrigen Staaten, obgleich derselbe im Verhältniß weit leichter ist, als jener der französischen Nationalgarde. Sie haben keine Wachen zu beziehen und durchaus keinen ordentlichen Dienst zu thun. Außer an den Garnisonen, den Kriegsschiffen und Gefängnissen gibt es im ganzen Staate New-York nichts, was einer Schildwache gleich sähe. Diese uniformirten Korps bestehen aus Freiwilligen; Niemand ist gezwungen, sich einreihen zu lassen und Diejenigen, welche eintreten, werden außerdem, daß sie ihrem militärischen Stolz genügen, der sie gewöhnlich dazu bestimmt, nach einer Dienstzeit von einigen Jahren für ihr ganzes übriges Leben von jedem Kriegsdienste frei, ausgenommen in Fällen einer Invasion oder eines Aufruhres. Der gewöhnliche Milizensoldat erscheint, meines Wissens, nur zwei Tage im Jahre auf der Parade und hat nicht für die geringste Equipirung zu sorgen. Freilich muß er bewaffnet erscheinen, allein in einem Lande wie Amerika fällt Dieß Keinem schwer, und man sieht häufig einen Mann, der zu arm ist, sich Waffen zu halten, solche bei seinem Nachbar, der mehr hat als er braucht, entlehnen. Die Waffen werden nur für die Exerzitien verlangt. Alles Uebrige, was zum wirklichen Dienste gehört, liefert die Regierung. Die Union wie die einzelnen Staaten haben ihre Arsenale und die für den Bau und die Ausrüstung derselben nöthigen Fonds finde ich auf dem doppelten Budget. Der Staat New-York allein besitzt 520 Kanonen und 11 Arsenale. Die „Revue britannique“ irrt, wenn sie sagt, daß der Milizensoldat während des aktiven Dienstes nicht bezahlt werde. Er wird nicht nur allein bezahlt, sondern auch noch dazu besser, als irgend ein Soldat der Welt. Das große Prinzip der Regierung: **nichts an leeres Gepränge und an den Müßiggang zu verschwenden, sondern den Menschen, der seinem Vaterlande wirkliche Dienste erweist, nach Verdienst zu bezahlen,** wird auch in diesem Falle, wie bei der Besoldung des Staatssekretärs, Walter Lowrie, mit 15,900 Fr. beobachtet. Der Soldat der Vereinigten Staaten erhält, außerdem daß er gut gekleidet, gut genährt und mit Allem versehen wird, monatlich 5 Dollars, was auf den Tag ungefähr 18 Sous macht. Sobald die Landmiliz auf das Schlachtfeld gerufen wird, erhält sie gleichfalls Waffen, Unterhalt und Sold; die Absicht des Gesetzes hierüber war, die Leute wegen der versäumten Feldarbeit zu entschädigen, oder ihnen die Möglichkeit zu erleichtern, einen Ersatzmann zu stellen. Ohne diesen Umstand würde die Staatsschuld der

Vereinigten Staaten längst getilgt seyn, und man würde jetzt keine Spur mehr von ihr auf dem Budget erblicken. Da die amerikanische Miliz außer der Leichtigkeit ihres Dienstes keine wesentliche Verschiedenheit von Institutionen ähnlicher Art in andern Theilen der Welt bietet, so ist es unnöthig, hier länger bei ihr zu verweilen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Mémoires de A. Galotti, Officier néapolitain, condamné trois fois à la mort, écrits par lui-même, traduits par S. Vecchianelli, refugié italien. 8vo. Paris 1831.

Es wird wohl noch Jedermann in Erinnerung seyn, welche Aufregung vor einigen Jahren die Auslieferung des Neapolitaners Galotti in der französischen Deputirtenkammer und in den französischen Journalen hervorbrachte. Es warf einen häßlichen Flecken auf das Ministerium Martignac, es geduldet zu haben, daß er aus seinem Asyle in Corsica gewaltsam hervorgerissen und nach Neapel geschleppt werden konnte, und die französische Regierung selbst, um sich der gehässigen Vorwürfe zu entladen, verwendete sich bei der neapolitanischen, um dem Gefangenen wenigstens das Leben zu retten. Inzwischen blieb Galotti in Haft oder vielmehr, er wurde von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt und der den neapolitanischen Kerkermeistern eigenthümlichen Brutalität überlassen. Endlich wurde das Todesurtheil über ihn ausgesprochen, aber in zehnjähriges Gefängniß auf der Insel Favignana, an der Küste von Sicilien, verwandelt. Hier blieb Galotti, bis die Juliusrevolution eine neue Ordnung der Dinge in Frankreich herbeiführte und die neue Regierung bei dem neapolitanischen Hofe darauf drang, daß Galotti wieder losgelassen und an den Ort zurückgebracht werden sollte, von wo er gegen das Völkerrecht hinweggeführt worden war. Dieß geschah auch wirklich im Oktober 1830 auf einen Befehl des nun verstorbenen Königs Franz, der Galotti's Gefängnißstrafe in zehnjährige Verbannung aus dem Königreiche verwandelte; zu gleicher Zeit wurde er durch dieselbe neapolitanische Kriegsbrigg, die ihn ein Jahr zuvor von Corsica abgeholt hatte, wieder dahin zurückgebracht. Voll Dankbarkeit gegen seine Befreier, als die er die Julinsmänner betrachtet, hat nun Galotti seine Schicksale beschrieben und diese Denkschrift „den Helden der drei Tage" gewidmet. Man erkennt in dem Verfasser einen von jenen vielen italienischen Liberalen, die mehr den Willen als die Mittel besitzen, die Wiedergeburt ihres Vaterlandes herbeizuführen. Die Entwürfe derselben wurden bis jetzt mit so wenig Klugheit und Vorsicht angelegt, und verriethen einen so kläglichen Mangel an politischer und statistischer Kenntniß ihrer eigenen örtlichen Verhältnisse und anderer Staaten, daß man sich über den unglücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen nicht zu wundern braucht.

Galotti begann seine politische Laufbahn im Jahre 1820. Lange zuvor schon war er in die Geheimnisse der Carbonari eingeweiht und eines der thätigsten Mitglieder der „Vendita" oder Loge seiner Geburtsgegend Cilento, eines entlegenen Bezirks von ungefähr neunzigtausend Einwohnern, in der Provinz Salerno, gegen die Gränze von Calabrien. Hier bekleidete Galotti die Stelle eines Offiziers der dortigen Miliz. Die Verschwörung von 1820 war inzwischen herangereift und der 29 Mai von den Häuptern derselben zum Ausbruche anberaumt worden; als Galotti, fortgerissen, wie er selbst sagt, von seinem leidenschaftlichen Ungestüm für die Freiheit, die Fahne des Aufruhrs in dem Dorfe Masticelli einen Tag früher, am 28 Mai, aufsteckte und die spanische Konstitution proklamirte, von der die guten Bauern wahrscheinlich eben so viel verstanden, als von den indischen Vedas. In der Nacht kam ein Eilbote mit Befehlen der Vendita zu Salerno, den Aufstand noch zu verschieben, der auch wirklich erst zu Anfang des Monats Julius zu Monteforte, in der benachbarten Provinz von Avellino, ausbrach. Galotti konnte nun nichts Besseres thun, als die Fahne zu streichen, seine Kokarde einzustecken und sich so stille als möglich nach Hause zu begeben. Allein die Auftritte zu Masticelli waren der Aufmerksamkeit der Regierung nicht entgangen: Galotti wurde verhaftet und von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, als der Polizeiminister, in der Hoffnung, durch ihn die Fäden der Verschwörung in die Hand zu bekommen, ihn nach Neapel bringen ließ. Galotti's Verhör hatte keine Eröffnungen zu Folge, und er wurde bis auf Weiteres in einen Kerker des Schlosses St. Eramo geworfen, aus dem ihn die Revolution im Julius 1820 befreite.

So endigte des Verfassers erstes Abenteuer. Während der konstitutionellen Regierung diente er als Offizier bei einer der Provinziallegionen und erhielt den Orden des heiligen Georgs. Die Reaktion von 1821 folgte; die Oesterreicher besetzten das Königreich fast ohne Schwertstreich und die absolute Monarchie wurde wieder hergestellt. Galotti lebte ungestört im Schoße seiner Familie, blieb aber insgeheim noch immer mit seinen Carbonarifreunden in thätiger Verbindung. Der Verdacht der Polizei wurde endlich wach; mehrere Verhaftungen fanden statt; allein Galotti fuhr fort, die Versammlungen die in dem Hause des Unterpräfekten des Bezirkes, der Carbonari und Freimaurer war, zu besuchen. Dieser Mann hatte ein schönes Weib; er wurde eifersüchtig auf Galotti's häufige Besuche in seinem Hause und denunzirte ihn. Galotti erklärt diese Eifersucht für grundlos; allein der ganze Hergang der Sache beweist, auf wie schwachen Unterlagen Ehre und Vaterlandsliebe in diesem Lande ruhen. Galotti wurde abermals zur Untersuchung gezogen; allein da keine zulänglichen Beweise gegen ihn vorlagen, nach dreijährigem Gefängnisse wieder auf freien Fuß gestellt. Nun ließ er sich in der Stadt Salerno nieder, wo seine Frau starb, und ein Jahr später heirathete er eine reiche Witwe. Nun hätte er in Zurückgezogenheit sein häusliches Glück genießen können, allein — wie der Verfasser sagt — „um in der üblichen, obgleich unrichtigen Sprache der fatalistischen Schule zu reden: der Würfel war geworfen, und mein ganzes Leben wurde fortan nur damit zugebracht, neue Verschwörungen auszubrüten." Gegen das Ende 1825 erschien der Verfasser zu Neapel, wo er mit mehreren Personen von gleichen politischen Ansichten bekannt wurde und man sich über die Mittel berieth, „ein neues Revolutionsdrama aufzuführen." Galotti kehrte nach Salerno zurück, um ein Comité zu bilden und die Organisation des Carbonarismus wieder zu beginnen, „der nicht erstickt worden, sondern nur einige Jahre in Schlaf versunken war." Der Abfall mehrerer Liberalen machte ihn in der Wahl der Comitémitglieder vorsichtiger. „Die energievollsten Männer des Landes wurden darin aufgenommen, deren unerschütterliche Anhänglichkeit an ihren politischen Glauben sie seitdem alle ins Gefängniß oder auf das Schaffott geführt hat." Man setzte sich mit den Comités der andern Provinzen in Verbindung, und Galotti war einer der thätigsten Agenten der Gesellschaft. „Im Jahre 1828," erzählt der Verfasser, „befand sich das Centralcomité in Neapel, ich weiß nicht wie, mit dem griechischen Präsidenten Capodistrias in Korrespondenz. Der Graf versprach, daß auf den Fall, wo eine neue Revolution im Königreiche beider Sicilien ausbrechen sollte, Rußland zwanzigtausend Mann senden wolle, um auch das übrige Italien zu befreien, wo dann eine republikanische Regierung, unter dem Schutze des nordischen Selbstherrschers, eingeführt werden sollte." — Alles erwogen, kann man diese Erzählung für nichts als ein den leichtgläubigen Neapolitanern von irgend einem Agenten aufgeheftetes Mährchen halten. Denn wie ließe sich glauben, daß ein so schlauer Mann, wie der verlebte Präsident von Griechenland, sich so weit mit den Verschwornen eingelassen haben sollte? Und wie oder woher sollten die zwanzigtausend Russen nach Italien kommen? Und vollends Rußland eine Republik in Italien ausrufen lassen! Doch in allen diesen italienischen Vorgängen blickt diese Unkenntniß der statistischen und politischen Verhältnisse, von der oben die Rede war, nur allzu deutlich hervor.

Die Regierung kam abermals der Verschwörung auf die Spur. Ein Geistlicher wurde verhaftet, und auf seine Eröffnungen theilten auch die übrigen Mitglieder der Gesellschaft sein Loos. Galotti, zur rechten Zeit von der Entdeckung des Komplottes, die er „unerwartet" nennt, in Kenntniß gesetzt, faßte den verzweifelten Entschluß, in seiner Geburtsgegend Cilento in offenen Aufstand auszubrechen. Es waren ihm hiebei der Kanonikus Deluca und einige Mönche zur Seite; ein Umstand, über den man sich nicht so sehr wundern wird, wenn man erwägt, daß ein großer Theil der neapolitanischen Geistlichkeit gar nicht in gleichem Verhältnisse mit der spanischen steht, sondern einen großen Theil ihres Reichthums und Einflusses verloren hat, durch die allein sie für die ihnen auferlegten Entbehrungen entschädigt wurde; weßhalb viele Geistliche jetzt ihre Lage sehr unbehaglich finden und willig die Hand zu einer Veränderung der Dinge bieten, durch die sie sich entweder von ihrem Gelübde entbinden können oder wenigstens für

ihren Ehrgeiz ein neues Feld geöffnet finden. Dieß ist wahrscheinlich die eigentliche Triebfeder ihres Liberalismus. Der 28 Junius 1828 war für Galotti's kleine Schaar als der Tag bestimmt, wo sie ihr Unternehmen mit einem Angriffe auf das Fort Palinudo, das Palinurus des Virgils, beginnen wollten. Der Kanonikus war benachrichtigt worden, daß sich hier eine Menge Munition und fünfzehnhundert Karabiner befinden sollten, was den Insurgenten eine willkommene Beute gewesen wäre. Galotti drang an der Spitze von fünfzig Mann mit geringer Schwierigkeit in dem Fort ein, fand aber die Pulvervorräthe verdorben und unbrauchbar; die Karabiner waren vierzehn Tage zuvor auf Befehl der Regierung nach Salerno gebracht worden. Nun machte man sich daran, den Bezirk zu revolutioniren. Galotti zog von Dorf zu Dorf, unter dem Rufe: „es lebe die Freiheit!“ und indem er die französische Konstitution, d. h. die von Ludwig XVIII gegebene, proklamirte! Sein Freund, ein Kapuzinerguardian, bestieg dann gewöhnlich ein in der Eile errichtetes Gerüste, und predigte dem Volke von den Rechten des Menschen vor. Der Maire und die Geistlichkeit hörten andächtig zu; die Patrioten wurden in die Kirche geführt; das Allerheiligste wurde ausgestellt und ein Te Deum gesungen. Dieß sind Feierlichkeiten, die bei keiner neapolitanischen Insurrektion, sie mag nun für die Freiheit oder den Absolutismus seyn, fehlen dürfen. Bald waren gegen zweitausend Mann zusammengebracht und ein guter Theil Pulver mit Freudenfeuerwerken verpufft. Wenn man aber bedenkt, daß alles Dieß in einem kleinen Bezirke von kaum zwanzig Stunden im Durchmesser, ohne Einverständniß mit irgend einer andern Provinz, statt fand, während die königlichen Truppen von allen Seiten her sich zusammenzogen, um die Insurgenten einzuschließen, so kann man nicht umhin, den leichtsinnigen Versuch für eine unverantwortliche Thorheit zu halten. Galotti und der Kanonikus erhielten bald die Nachricht von der unwillkommenen Annäherung des Generals del Carretto mit achttausend Mann regulärer Truppen, Geschütz und Reiterei. Die Insurgenten waren größtentheils noch ohne Waffen. Nach einem kleinen Scharmützel sah er sich genöthigt, sie aus einander gehen zu lassen und sich selbst in die Wälder zu flüchten. Der ganze Aufstand dauerte eine Woche. Galotti irrte in Wildnissen umher und erreichte endlich das Meeresufer von Pästum, wo es ihm gelang, ein Fischerboot aufzutreiben, das ihn nach Livorno übersetzte, von wo er nach Corsica ging, in der Meinung, auf französischem Gebiete vor allen weitern Verfolgungen sicher zu seyn.

Wenn wir oben Galotti's Unternehmen als eine thörichte Verwegenheit bezeichneten, so glauben wir dieses Urtheil durch die Behauptung gerechtfertigt, daß eine Revolution unter einer despotischen Regierung kein Kinderspiel ist, und daher eine schwere Verantwortlichkeit auf Denen lastet, die ohne die Folgen zu berechnen, nicht bloß sich, sondern auch ihre Familien und ihre unwissenden Gefährten ins Verderben stürzen. Die Reaktion in der Provinz Cilento war mit jener blutdürstigen und unversöhnlichen Rachsucht bezeichnet, von der so viele Blätter der neapolitanischen Geschichte befleckt sind. Gegen sechzig oder siebenzig Individuen, Geistliche, Landleute, Aerzte und Advokaten wurden hingerichtet; ihre Familien, selbst die Weiber, ins Gefängniß geworfen; das Dorf Bosco bis auf den Grund geschleift. Eine Menge Menschen wurden verhaftet; viele starben in Folge erlittener Mißhandlungen. Der schöne Bezirk von Cilento ward unbarmherzig verwüstet. Galotti war entkommen; allein die neapolitanische Regierung, bald von seinem Zufluchtsorte in Kenntniß gesetzt, forderte durch ihren Gesandten in Paris seine Auslieferung, nicht als politischen Verbrecher, sondern als Straßenräuber. Kurz eine Art gerichtliches Dokument wurde zur Unterstützung dieses Ansuchens beigebracht und das französische Ministerium war schwach genug, an den Präfekten von Corsica den Befehl zu erlassen, Galotti der neapolitanischen Kriegsbrigg, die zu diesem Zwecke nach Bastia geschickt worden war, auszuliefern. Auf die thätige Verwendung der Freunde Galotti's sendete indeß das französische Ministerium einen Kourier nach Neapel, um der Regierung anzudeuten, daß man ein weiteres Verfahren gegen Galotti als einen Bruch des Völkerrechts gegen Frankreich betrachten werde. Diese Einsprache geschah eben noch zur rechten Zeit, und Galotti's Leben war gerettet; indeß würde er ohne die Juliusrevolution wohl schwerlich jemals wieder dem Kerker entronnen seyn. Galotti's Auslieferung gab im Junius 1829 in der Deputirtenkammer zu einer interessanten Verhandlung Anlaß, von der in einem Anhange des vorliegenden Buches Auszüge gegeben sind. Graf Portalis bemerkte von Seite der Minister, daß er lieber die Hand verlieren, als die Auslieferung eines politischen Flüchtlings unterzeichnen würde, vorzüglich, da er sich noch sehr gut erinnere, wie es ihm selbst und seinem Vater ergangen sey, als die Schreckensregierung von der Schweiz ihre Auslieferung verlangt habe; „denn,“ setzte er bitter hinzu, „nicht die monarchische Regierung allein ist es, von der das erste Mal ein solches Ansinnen gestellt wurde.“ Allein die französischen Minister brachten die oben erwähnten gerichtlichen Dokumente zum Vorscheine, durch die Galotti eines bürgerlichen Verbrechens bezüchtigt wurde. Dagegen erwiderte Benjamin Constant, unter einer absoluten Monarchie, und namentlich unter der Breite von Neapel und Lissabon, sey es nicht sonderlich schwer, Gerichtshöfe und Richter zu finden, die sich den Wünschen der Macht als bereitwillige Diener fügen. Bei dieser Gelegenheit wurde denn auch der Fürst von Castelcicala in die Frage hineingezogen, worauf sich zuletzt eine gerichtliche Anklage gegen einige Journalisten wegen Verleumdung des neapolitanischen Gesandten entspann. Die Journale erinnerten nämlich, um seinen diplomatischen Einfluß zu schwächen, daran, daß der Fürst zu Ende des vorigen Jahrhunderts Beisitzer einer Junta oder Staatsinquisition zu Neapel gewesen war. Allerdings war Castelcicala von 1796 bis 1798 Mitglied einer Junta gewesen, die mehrere Verhaftungen auf sehr übel begründeten Verdacht hin verhängte. Vanni, ein wüthender Ultraroyalist, der an der Spitze der Junta stand, fiel zuletzt bei Hofe in Ungnade, und der Gerichtshof wurde aufgelöst. Diese Junta ist indeß nicht, wie mehrere französische Publizisten und auch der Verfasser des vorliegenden Werkes gethan haben, mit der blutgierigen Junta von 1799 zu verwechseln, die nach der Revolution zu Gericht saß und die ausgezeichnetsten Männer von Neapel auf das Schaffot schickte. Die Mitglieder dieser Junta waren Speciale, Fiore, Damiani, Sambuti und Guidobaldi. Der Name des letztern, der mit Castelcicala Mitglied der erstgenannten Junta war, gab wahrscheinlich zu der Behauptung Anlaß, daß der Fürst auch 1799 mit in diesem Gerichtshofe saß. Man wollte auch wissen, daß der Fürst, dessen eigentlicher Name, wie der des berühmten Kardinals, Fabricio Ruffo war, in Folge seiner in der Junta geleisteten Dienste in den Fürstenstand erhoben worden sey. Auch Dieß ist ein Irrthum, da der Name Castelcicala ihm durch Erbschaft zufiel und er ihn schon im Jahre 1796 trug. Der französische Gerichtshof der Zuchtpolizei sprach die angeklagten Journale frei, weil die Behauptung, der Prinz sey Mitglied der Junta gewesen, keine Verleumdung enthalte.

Vermischte Nachrichten.

Privatbriefe, die vom September aus Simla, einer Station im Himalayagebirge, wo Lord William Bentink einstweilen sich aufhielt, in London eingetroffen sind, enthalten neuere Nachrichten über die Reise des Kapitäns Burnes, der von Sir John Malcolm von Bombay an den Hof Runschit Sing's gesendet wurde. Der Kapitän ging von der Mündung des Indus nach Lahore, wo er, wie schon früher gemeldet, eine sehr gute Aufnahme fand. Seine Sendung verspricht wichtige Folgen in politischen und kommerziellen Verhältnissen. Bei seiner Fahrt den Indus aufwärts fand der Kapitän diesen großen Fluß weder von Felsen noch Fällen, und nur durch geringe Windungen unterbrochen. Sein Lauf ist, die Strömungen am Delta abgerechnet, nicht reißend, und hat auf einer Strecke von tausend engl. Meilen, selbst in der heißen Jahreszeit nie unter fünfzehn Fuß Wasserhöhe; an manchen Stellen ist die Tiefe sogar drei bis vier Faden. Vorzüglich geeignet scheint der Strom für Dampfschifffahrt, und die Einführung solcher Schiffe auf dem rothen Meere und im persischen Golfe wird ohne Zweifel bald auch sich auf den Euphrat, Tigris und Indus verbreiten, was zu vielversprechenden Hoffnungen berechtigt.

Das Institut der französischen Ehrenlegion, fast die einzige Schöpfung Napoleons, die nicht umgestürzt oder verändert wurde, hat ein reines jährliches Einkommen von 240.000 und 280.000 Pf. St., und doch erfordern die Pensionen einen jährlichen Zuschuß von 120 000 Pf. aus dem Staatsschatze.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 86. 26 März 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

6. Schlußbemerkungen über die Provinz Minas Geraes.

(Fortsetzung.)

Man gelangte in der Provinz St. Paulo vor 50 Jahren zur Kenntniß des Eisensteines; aber erst im Jahre 1800 wurde auch die Regierung auf diesen wichtigen Besitz aufmerksam, und beauftragte zehn Jahre später einen Deutschen, Herrn Ingenieur-Major Varnhagen, den Plan zu einer großen, gewerkschaftlichen Fabrik für die Provinz St. Paulo zu entwerfen. Man gab Geld, Negersklaven, und verschrieb Bergwerksbeamte und Hüttenleute aus Schweden. Statt Letzteren kam ein Betrüger und 18 bis 20 zusammengeraffte Abenteurer aus diesem Lande, und das Unternehmen mißlang. In Minas Geraes lernte man erst vor 20 Jahren den Eisenstein und seine weitere Behandlung kennen, und auch dießmal waren es Negersklaven aus Afrika, welche die Lehrer der Abkömmlinge eines civilisirten Volkes wurden, das aber ihre Regierung bisher absichtlich und auf eine empörende Weise vernachlässigt hatte. Als man anfing, das Emporkommen einiger Eisenfabriken wahrzunehmen, war endlich ihre erste landesväterliche Verordnung, die Errichtung derselben strengstens zu verbieten. Seit jedoch der König von Portugal in Brasilien residirte, wurde es Jedermann gestattet, sich sowohl im Großen, als im Kleinen mit der Eisenfabrikation zu beschäftigen. Seitdem entstanden eine Menge Oefchen und kleine Hütten, die bereits einen großen Theil der Provinz mit rohgearbeitetem Eisen versehen. Ein anderer unserer Landsleute, Herr Oberstlieutenant von Eschwege, trug durch seine einsichtsvollen und wohlwollenden Unterweisungen, Wasserhämmer anzulegen, wesentlich dazu bei, die Eisenfabrikation emporzubringen; ihm verdankt Brasilien die erste Hütte, welche er bei Congonhas do Campo anlegte, und in der mit Erfolg im Großen Eisen geschmolzen und verarbeitet wurde. Trotz des außerordentlichen Reichthums der Eisenminen in Minas, welche fast gar keine bergmännische Bearbeitung erfordern, ist Herr von Eschwege doch der Meinung, daß gegenwärtig eine große Eisenhütte in dieser Provinz noch gar nicht bestehen könne, da das Ausland das vorzüglichste Eisen zu wohlfeileren Preisen nach Brasilien schickt, als man es dort zu erzeugen im Stande ist, das Verbot fremder Einfuhr sich jedoch mit dem jetzigen System der Handelsfreiheit nicht verbinden läßt. Will die Regierung daher Gutes stiften, so trachte sie, einige Privatleute, die in der Nähe der Eisenminen wohnen, zur Errichtung kleiner Fabriken zu ermuntern, und verschaffe ihnen Gelegenheit, durch europäische Hüttenleute in der Bereitung des Eisens besser unterrichtet zu werden, so wird dieses brasilianische Produkt in kurzer Zeit wohlfeiler, als das vom Auslande kommende Eisen werden, und dieses allmählich von dem inländischen Markte verdrängen. Als ein großes Hinderniß an der Benützung der unerschöpflichen Eisenlager in Minas wurde bisher der gänzliche Mangel an Waldung betrachtet, wodurch sich die Umgegend dieser Minen öfters auszeichnet. Vor wenigen Jahren entdeckte jedoch ein sächsischer Bergmann in den kahlen Ebenen der Campos Steinkohlen; doch kann ich nicht sagen, ob ihr Vorkommen so reichlich war, daß ihre bergmännische Ausbringung sich belohnt hätte. Seit der Abreise des Königs D. João ist übrigens nichts mehr zu Gunsten der brasilianischen Hüttenbesitzer geschehen; der thätige und einsichtsvolle Direktor sämmtlicher Berg- und Hüttenwerke, Herr v. Eschwege, kehrte nach Europa zurück und wurde seitdem nicht mehr ersetzt; die Hütte von Congonhas ist unbeschäftigt, und wird bald eine Ruine seyn, und von den vielen Leistungen des deutschen Ehrenmannes ist wenig mehr übrig; doch lebt er im dankbaren Andenken der Mineiros fort, die jetzt erst erkennen, was er ihnen war, und was sie an ihm verloren.

Nun noch ein paar Worte über den Ertrag der Diamantwäschereien, von welchen man in Europa eine übertriebene Vorstellung hat. Ihr Hauptfundort in Minas Geraes ist die Comarca Serro de Frio. Sie kommen nur einzeln unter den Geschieben der Flußbette, oder an den Abhängen, Vertiefungen und Schluchten von Sandsteingebirgen, und unter Geröllen vor, von wo aus sie durch starke Regengüsse zu den Flußbetten, als dem allgemeinen Sammelplatze, hinabgeführt werden. In den losen Geschieben derselben werden die Diamanten gewaschen, und unter strenger Aufsicht von den Sklaven der Regierung, welche den Diamant von dem gewöhnlichen Kiesel zu unterscheiden verstehen, aufgesucht. Hiezu bedienen sie sich des bei den Goldwäschereien üblichen Sichertroges, füllen ihn mit dem Gerölle des Flußbettes, und suchen in demselben nach den Diamanten. Aus den Büchern der ehemals königlichen Regie ergibt sich, daß in jener Periode, woselbst die Diamantwäschereien am stärksten betrieben wurden (von 1729 bis 1785), also in einem Zeitraume von 56 Jahren, 2,250,000 Quilates, (Ca-

rats) Diamanten, im Werthe von 15,937,876 Cruzados, gewonnen wurden. In neueren Zeiten war die Ausbeute so gering, daß damit kaum die Regiekosten gedeckt werden konnten; man verminderte daher das Verwaltungspersonal und die Arbeiter bis zur Hälfte, dennoch überstieg die jährliche Reineinnahme aus den kaiserlichen Diamantwäschereien in den letzten Jahren selten 50,000 Cruzados. Die Ausbeute an Edelsteinen wandert übrigens schon seit mehreren Jahren, gleich dem brasilianischen Golde, nach England, um die Interessen des von dorther erhaltenen Anlehens zu bestreiten.

(Schluß folgt.)

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Schluß.)

Im nördlichen Amerika wurden Canada, Neu-England und Louisiana, Länder die man lange vernachlässigt hatte, nach einigen schlecht geleiteten Versuchen der Schauplatz einer eigenen Kolonisation, die sich vorzüglich auf Ackerbau und Jagd gründete. Die Erzeugnisse des Bodens waren dort weniger ergiebig als in Peru, Brasilien und Meriko, aber Arbeitsamkeit und Industrie waren mehr verbreitet und vorgeschritten. Die Nähe von Europa, der günstige Lauf der Flüsse, die nahe an einander liegenden Seen, die tiefen Buchten, und die Feuchtbarkeit eines noch nie gepflügten Bodens waren hinreichend, um jenen Kolonien Wachsthum und Gedeihen zu sichern; was ihnen aber ein vorzügliches Uebergewicht und ein Recht auf politische Eristenz gab, war ihr gemäßigtes Klima, der gastliche Boden, der einer ganz europäischen Bevölkerung gestattete, die gewohnten Gewerbe und die kräftigen Sitten des Mutterlandes hierher zu verpflanzen; mächtige Vortheile, die sich später unter dem Einfluß einer weisen Freiheit, der Tochter der Aufklärung, zu voller Kraft entwickelten.

Nächst den Eroberungen der Usurpatoren, den Forschungen der Missionäre, der Jäger, Abenteurer und Walddurchstreifer, dankte man die einzelnen Entdeckungen den Fortschritten der Kolonisation. Die Herren des Landes lernten es in immer größerem Umfang kennen, und bald wurden Charten entworfen. Der canadische und der Unabhängigkeitskrieg trugen ebenfalls dazu bei, die geographischen Kenntnisse zu erweitern; zu gleicher Zeit beschäftigte sich die Compagnie der Hudsonsbai damit, unermeßliche Einöden zu durchforschen, und die mährischen Brüder verbreiteten die Civilisation in Labrador und Grönland.

Zwei Jahrhunderte hindurch dankte die Geographie von Amerika ihre Fortschritte nur der Sucht nach Abenteuern und Eroberung, dem Golddurst, dem Glaubenseifer und der Liebe zur Freiheit; das Verlangen, besonders für das Interesse der Wissenschaften thätig zu seyn, erwachte erst mit dem achtzehnten Jahrhundert. Der Seeunternehmungen der Franzosen, Spanier und Engländer für diesen Zweck ist bereits rühmend gedacht worden; aber außer diesen führte der Durst nach Kenntnissen auch Männer von großem Verdienst jenseits der Meere, die noch in wenig gekannten Gegenden ihre Talente und ihren Beobachtungsgeist erprobten, und gern erinnert man sich an die Namen Velasquez, Gama, Salazar und Alzate. Auch bloße Neugier trieb eine Menge, mehr oder minder gebildeter Reisenden nach jenen Gegenden; doch auf einem so weiten Felde ist selbst die geringste Bemerkung nicht ohne Nutzen.

Die französischen und spanischen Akademiker richteten ihre Forschungen auf die Aequatorial-Gegenden, wo sie einen Kreis des Meridians maßen. Azara, Ovaglie, Molina, Havestad, Miers und Head besuchten Paraguay und Chili; Chop, Droz und Velasquez gingen nach Californien, um dort den Durchgang der Venus zu beobachten; Pages unternahm eine sehr nützliche Reise von Louisiana nach Acapulco. Die Patres Dutertre und Labat besuchten die französischen Antillen; Bartram, Mellish, Hall, Carver, Chateaubriand, Volney, Michaud, La Rochefoucauld, Well, Mactaggart, Flint, Sidon und besonders M. Warden, der verläßige Geschichtschreiber der neuen Welt, beschrieben die Vereinigten Staaten und Canada, deren Charten von Ellicot, Desbarres, Gauld, Ward, Romans, Taber, Ramage, Manderson, Demaine und Blunt auf ausgezeichnete Weise verbessert wurden. Die Patres Sobreviela und Narciso y Barcelo berichteten über den Zustand der Missionen in Peru; Maldonado zeichnete die herrliche Charte des Königreichs Quito und Constanzo die von Sonora. Mac-Kinnen machte interessante Berichte über die englischen Antillen und die Lucay'schen Inseln bekannt, die, zuerst von Columbus entdeckt, noch einer nautischen Untersuchung ermangelten. Die Cote-Ferme wurde von den Pons aufgenommen; Espinosa und Bacosa zeichneten eine astronomische Positionslinie zwischen Valparaiso und Buenos Ayres. Lister-Maw fuhr den Amazonenfluß hinab. Die Herren v. Humboldt, Bonpland und Sonnenschmid lehrten Meriko, Neu-Granada und Peru den Spaniern selbst kennen. Mawes, von Spix, von Martins, der Prinz von Wied-Neuwied, Langsdorf, Koster und Saint-Hilaire machten das Innere von Brasilien zum Gegenstand ihrer lehrreichen Forschungen. Caß und Schoolcraft durchreisten mit Erfolg die Gegenden des großen See's von Canada bis zum See der rothen Ceder oder von Cassina. Gegenwärtig sind die interessantesten Exkursionen das Ergebniß der Verbindungen, die zwischen dem Bassin des Missouri, Meriko und dem Gebiete von Oregan hergestellt werden.

Keine dieser Reisen war für die Erweiterung der Wissenschaften nützlicher und wird der Zukunft größere Früchte tragen als die des Herrn v. Humboldt, der sein eigenes reiches Wissen durch einen Schatz von Kenntnissen vermehrte, die bis jetzt für die Welt verloren waren. Vor ihm war es noch Niemand eingefallen, auf den Charten nebst der genauen Lage der Orte auch die Angabe der Höhe zu fordern; durch sein Beispiel ist Dieß jetzt zur unerläßlichen Bedingung geworden. Wie eine Seecharte allen Werth verliert, wenn sie die Tiefe der Gewässer nicht angibt, so fing man jetzt an zu fühlen, daß die Aufzeichnung eines Landes für den Anbauer, den Militär und Ingenieur nur dann von Nutzen seyn könne, wenn sie alle Erhöhungen genau anzeigt.

Seit eine siegreiche Revolution eine Menge von kosmopolitischen Fremden, Militärs, Spekulanten und Naturforschern nach Amerika gezogen hat, sieht man fast jeden Tag Bemerkungen, neue Thatsachen, mehr oder minder delikate Entwürfe, mehr oder minder genaue statistische Angaben, aber nur sehr wenig rein geographische Aufsätze erscheinen, und besonders muß man unter diesem

Ueberflusse von Materialien bedauern, daß astronomische Kenntnisse bei den Reisenden so selten sind. Vieles darf man von den Verbesserungen, die von Offizieren der englischen und französischen Seestationen auf den Charten vorgenommen werden, und von dem Konkurs systematischer Arbeiten erwarten, den mehrere der neuen Staaten zu eröffnen gedenken; für Carolina, Virginien, Missouri und Illinois hat diese Hoffnung sich bereits verwirklicht. Auch die jungen Republiken von La Plata und Bolivia haben, gleich den alten Staaten Europa's, Observatorien errichtet. Die Anwendung der Dampfschiffahrt, der auf's Neue wieder mit Eifer aufgenommene Bergbau, die Eröffnung einer Menge neuer Kanäle und Straßen sind unberechenbare Quellen für die Fortschritte der Geographie in Amerika. Zu wünschen ist, daß innere Zwiste und die Eifersucht der Republiken unter sich, den Fortschritten dieser Wissenschaft nicht hemmend entgegen treten; sie hat wohl, als die Civilisation noch mit der Barbarei im Kampfe lag, durch militärische Züge gewonnen, Bürgerkrieg würde ihr aber den Todesstreich versetzen.

Champollion der jüngere.

(Fortsetzung.)

Ohne hier auf den so oft erneuerten Streit eingehen zu wollen, Wem von Beiden, ob dem Dr. Young oder Champollion das Verdienst zugesprochen werden müsse, zuerst das phonetische System aufgestellt zu haben, läßt sich so viel mit Gewißheit darthun, daß der Artikel des Dr. Young über diesen Gegenstand acht Jahre früher, ehe Champollion sein Sendschreiben an Dacier bekannt machte, in der „Encyclopédie Britannique" erschienen war; auch läugnete Champollion es nie, ihn gekannt zu haben. Uebrigens müssen vorurtheilsfreie Richter gleichfalls zugestehen, daß Dr. Young jenes System nur andeutete, und Champollion es erst begründete und ausbildete. Der Werth der beiderseitigen Entdeckung läßt sich nur nach den daraus gewonnenen Resultaten bemessen, und hierin gebührt Champollion unbestritten der Preis. Es scheint, daß Champollion Anfangs den von Dr. Young bei Anlaß der Erklärung der Tafel von Rosette ausgesprochenen Ansichten nicht beitrat, die nachher durch Letronne bekräftigt wurden, der bloß aus griechischen Inschriften an einigen ägyptischen Denkmälern, die man für die ältesten hielt, bewies, daß sie oft, wenigstens zum Theile, erst unter der Herrschaft der Ptolemäer und der ersten Kaiser erbaut wurden. Indem Letronne im „Journal des Savans," im November 1821, die griechische Inschrift am Fuße des Obelisken von Philae bekannt machte, stellte er die Vermuthung auf, daß die auf dem Obelisken enthaltenen Hieroglyphen in einer gewissen Beziehung zu dieser Inschrift stehen könnten. Diese Bemerkung veranlaßte Herrn Bankes, für den Belzoni den Obelisk aus Aegypten nach England gebracht hatte, dem Institut von Frankreich eine neue Kopie der Abschrift und die Zeichnung der vier Seiten des Obelisken zu übersenden; die Vergleichung beider gaben Champollion mit Einem Male Licht. Die Einsendung des Herrn Bankes fand im Monate Februar 1822 statt; am 27 September desselben Jahres las Champollion in der Akademie sein Sendschreiben an Dacier vor, das in phonetischen Hieroglyphen, deren Vorhandenseyn zwar Dr. Young geahnt hatte, aber ohne ihren Werth bestimmen zu können, die Namen fast aller Lagiden und der ersten römischen Kaiser bis auf Commodus enthielt.

Die Bekanntmachung dieses Sendschreibens im „Journal des Savans" im Monate Oktober 1822 ergab als erstes Resultat für die Erbauung eines großen Theils der ägyptischen Denkmäler eine sichere historische Grundlage. Da die von der ägyptischen Gelehrtencommission herausgegebenen Zodiakus zu den Denkmälern der griechischen und römischen Epoche gehörten, so erhielt die damals so eifrig abgehandelte Frage über das Alter des Zodiakus von Denderah ein völlig neues Licht. Diese ersten Resultate hatten die Neugierde des Publikums in hohem Grade erregt; allein eine nicht geringe Anzahl Gelehrter schüttelte ungläubig über die neue Entdeckung den Kopf. Von dem Jahre 1824 an erwiderte Champollion den mancherlei Angriffen und Meinungen, von denen einige ihm höchstens die Möglichkeit, griechische und römische Namen lesen zu können, zugestehen wollten, durch die Herausgabe seines Abrisses des Hieroglyphensystems, die zwar ohne Zweifel übereilt war, aber doch die Grundlagen der Methode weit über Daciers Gränzen hinausrückte. Es zeigte sich, daß es nicht bloß die fremden Sprachen entliehenen Worte waren, zu denen man sich des phonetischen Alphabets bediente; Champollion bewies, daß dasselbe von den Aegyptiern auch auf die Namen ihrer alten Könige, sowie überhaupt auf alle Namen angewendet wurde, und daß es keine grammatikalische Ausfinsung gab, die nicht durch ein analoges Verfahren dargestellt werden könne. Von dieser Zeit an stand Champollions Ruf unter den geistigen Autoritäten Europa's begründet.

Paris besaß damals nur sehr beschränkte Sammlungen ägyptischer Denkmäler; außer dem Kabinet der königlichen Bibliothek bestand keine weitere Privatsammlung dieser Art, als die des Herrn Durand, die später mit dem Museum des Louvre vereinigt wurde, und die des Herrn Rebenat Duvant, ehemaligen Konsuls in Aegypten. Der Verkauf der letztern gab Champollion die Gelegenheit, mit einem damals sehr einflußreichen Manne Verbindungen anzuknüpfen, ohne dessen Unterstützung es ihm kaum möglich geworden seyn dürfte, seinen Arbeiten eine mehr als mittelmäßige Entwicklung zu geben. Champollion wurde dem Herzoge von Blacas auf folgende Art bekannt: Champollion war am frühen Morgen schon im Versteigerungssaale beschäftigt, Bemerkungen über die ausgestellten Monumente zu entwerfen. Der Herzog von Blacas trat ein und erstaunte nicht wenig über Geschicklichkeit und Genauigkeit, mit der Champollion die hieroglyphischen Charaktere zeichnete. Es entspann sich zwischen beiden eine Unterredung über diesen Gegenstand, wobei der Gelehrte sich als Verfasser des Sendschreibens an Dacier zu erkennen gab, und gegen den Herzog, ohne ihn jedoch zu kennen, das sehnsüchtige Verlangen aussprach, nach Italien gehen zu können und dort die reiche Sammlung Drovetti's, die in den Besitz des Königs von Sardinien gekommen war, zu studiren. Nicht lange darnach wurde der junge Champollion, der Liberale, der Verschworne von 1816, durch den Herzog von Blacas, dem Chef der Emigrantenpartei, Ludwig XVIII vorgestellt. Champollion hatte sich so bloß durch sein Verdienst an dem Herzoge von Blacas, in dessen Augen ihm wenig mehr als dieses zur Empfehlung dienen konnte, einen thätigen Gönner erworben, vor dessen allgewaltigem Einflusse sich alle Schwierigkeiten ebneten. Der Ankauf der Saltischen Sammlung; die Gründung des ägyptischen Museums im [illegible] Ernennung Champollions zum Konservator dieses Museums; endlich die Reise nach Aegypten, [illegible] Vorbereitungen die Krone aufsetzte, waren hauptsächlich das Werk des Herzogs von Blacas. Champollion, der es sich stets zur Pflicht gemacht hatte, dankbar den wohlthätigen Einfluß des Herrn von Blacas auf seine literarische Laufbahn anzuerkennen, sprach seine Verbindlichkeit gegen seinen ehemaligen Beschützer, seit denselben die neuern politischen Ereignisse abermals aus Frankreich vertrieben hatten, nur um so lauter aus.

Die Abreise Champollions nach Italien fand im Frühlinge 1824 statt. Er kehrte im Monate November 1826 nach Paris zurück, mit einem Reichthume gesammelter Materialien, die ihm nur um so lebendiger das Bedürfniß einer Reise nach Aegypten fühlen ließen. In diesem Zwischenraume machte er eine zweite Ausgabe seines Abrisses (Précis du Système hiéroglyphique) bekannt, der in einzelnen Stücken verbessert, im ganzen Plane aber wenig geändert worden war. In diese kurze Zeit, die seiner Abreise nach dem Orient voranging, gehören die Bekanntmachung zweier Sendschreiben an den Herzog von Blacas über die pharaonischen Dynastien und die ersten Lieferungen des „ägyptischen Pantheons." Das erstgenannte Werk ist das unvollständigste, das Champollion zu Tage förderte; woran die geringe Anzahl von Originalmonumenten, die er benutzen konnte, allein Schuld war. Dieselbe Bemerkung gilt auch theilweise von dem Text des ägyptischen Pantheons, eines mit Pracht und gewissenhafter Genauigkeit ausgeführten Werkes, das Champollion nach einem weitern und systematischern Plane auszuführen vorhatte.

Die Abreise nach Aegypten beginnt einen neuen Abschnitt in Champollions literarischem Leben. Nun sind es nicht mehr vereinzelte Denk-

mäler, ungetreue Abbildungen, die er um Rath fragen muß; Tempel, Paläste, ganze Städte, mit Hieroglyphen und Gemälden bedeckt, sind es, die sich seiner Forschbegier eröffnen. Champollions wissenschaftliche Reise kann, im Verhältnisse genommen, als die vollständigste und fruchtreichste von allen je unternommenen betrachtet werden. Mit einem Kredit von dreiunddreißigtausend Franken brachte er außer seinen Manuscripten und eigenen Bemerkungen zweitausend vierhundert Zeichnungen, von Denkmälern zurück, von denen die bestbekannten noch als unedirt betrachtet werden konnten, so voller Unrichtigkeiten und Fehler waren die früher herausgegebenen Darstellungen derselben. In Nubien zwischen den beiden Kataракten und in Ober-Aegypten, Theben mit inbegriffen, blieb kein Gemälde, kein Basrelief, keine Inschrift, unbeachtet, und wenn es nicht abgezeichnet wurde, so wurde es doch wenigstens beschrieben, oder das Wesentlichste im Auszuge wiedergegeben. Die Gräber der Könige und ihre ungeheuern Galerien konnten seine Forschbegier nicht ermüden. Da er nicht hoffen durfte, daß die Geduld seiner Zeichner ausreichen würde, die unendlichen astronomischen Gemälde, welche die Labyrinthe bedecken, abzubilden; so entschloß er sich, um keine Zeit zu verlieren, selbst alle Figuren und Zeichen in dem größten dieser Grabmäler zu kopiren und in der Folge mit sechsundzwanzig andern Grabmälern zu vergleichen, ihre Verschiedenheiten anzugeben und die Lücken auszufüllen. Sehr verschieden von den Tagbüchern anderer Reisenden, die meistens in flüchtig hingeworfenen Fragmenten bestehen, und unter mancherlei hindernden Einwirkungen niedergeschrieben, oft kaum noch dem Reisenden leserlich bleiben, wurden Champollions Bemerkungen unter seinen hinterlassenen Papieren als ein vollständiges Werk gefunden, das nach den Lokalitäten eingetheilt, deutlich geschrieben, mit Federzeichnungen, von denen viele kolorirt sind, versehen ist. Es ist ein vollständiges Buch, in welchem Jeder lesen kann; kein Gedanke desselben wird verloren gehen. Champollion brachte außerdem von seiner Reise eine Sammlung von Denkmälern mit, die er aus den ihm bewilligten Fonds ankaufte, und deren Werth über fünfzigtausend Franken angeschlagen wird: dieselben wurden im ägyptischen Museum niedergelegt.

(Schluß folgt.)

Die Regulators.

In den Vereinigten Staaten gibt es, wie der Naturforscher Audubon berichtet, eine Art Behörden, deren seltsame Funktionen er mit folgenden Worten schildert: „Die Wüsteneien Amerika's bevölkern sich durch den Auswurf der Welt. [illegible] Savannen zerstreut. [illegible] Wien und Leipzig, Beutelschneider von Paris und London, italienische Abenteurer, schottische Bettler. Gezwungen von ihrer Hände Arbeit zu leben, verwischen sich ihre Laster, die ihnen nichts mehr eintragen, nach und nach, und ihre Sitten verbessern sich. Fallen sie in ihre alten Laster zurück, so verjagt man sie in die entlegensten Einöden; man treibt sie wie wilde Thiere in undurchdringliche Forste. Mit diesem Geschäfte ist eine Behörde, „Regulators“ genannt, beauftragt. Die Art und Weise, wie diese hiebei zu Werke gehen, ist folgende: Wenn ein Mitglied der neuen Kolonien die Gesetze übertreten, einen Mord oder Diebstahl begangen, oder überhaupt die guten Sitten, und Treu und Glauben verletzt hat, wählen die Notabeln der Gegend unter sich mehrere Personen, die den Schuldigen zu untersuchen und zu bestrafen haben. Dieß sind die „Regulators.“ Ein erstes Vergehen wird mit Verbannung bestraft. Der Schuldige muß binnen einer bestimmten Zeit die Gegend verlassen, wo er das Gesetz übertreten hat. Wehe ihm, wenn er es wagt, dort wieder zu erscheinen und einer neuen Schuld sich theilhaft zu machen. Die Regulators erklären ihn dann vogelfrei. Man zerstört seine Wohnung, und wird er selbst ergriffen, so bindet man ihn an einen Baum, peitscht ihn unbarmherzig, oder erschießt ihn im Falle eines Mordes und steckt sein blutiges Haupt auf einen Pfahl. Ich wohnte mehreren solchen, wiewohl weniger blutigen, Exekutionen bei. Es war ein eigener Anblick, so von fünfzehn Regulators zu Pferde, mit dem Karabiner auf der Schulter, einen Kreis schließen zu sehen, in dessen Mitte sich der halbnackte Verbrecher befand, um eine mehr oder minder längere Peitschenstrafe zu bestehen. Unter Andern sah ich einen jungen Menschen, der zwar keinen Mord oder Diebstahl begangen hatte, und deßhalb auch nicht zum Tode verurtheilt wurde; aber sich beikommen lassen, seine ausschweifenden Gewohnheiten, die ihm noch von Europa her anklebten, im Bezirke zu verbreiten. Die Regulators, zugleich Richter, Gesetzgeber, Büttel, Kerkermeister und Gendarmen, hatten über ihn eine äußerst sonderbare Strafe verhängt. Man hatte ihn verurtheilt, nackt wie ihn Gott erschaffen, ein mit hohen Nesseln bewachsenes Feld zu durchlaufen, von denen er so übel zugerichtet wurde, daß er mehrere Tage lang kein Glied des Leibes rühren konnte.“

Bevölkerung, Einkünfte und Ausgaben der Vereinigten Staaten.

Fenimore Cooper setzt in einer Reihe von Briefen, die er im National einrücken ließ, seine Widerlegungen von Sauniers Angaben über die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten fort. Folgendes wichtige Dokument über die Bevölkerung, Einnahmen und Ausgaben der vierundzwanzig Republiken der Union entnehmen wir aus Coopers zweitem Sendschreiben. Die darin enthaltenen Angaben sind größtentheils aus offiziellen Quellen geschöpft.

Staaten der Union.	Freie Bevölkerung eines jeden Staats im Jahre 1828.	Einnahmen eines jeden Staats in Franken (den Dollar zu 5 Fr. 52 Cent.)	Ausgaben eines jeden Staats in Franken.	Erhebungskosten zu 10 Prozent gerechnet.	Im Durchschnitte berechnete Abgabenbeiträge eines jeden Staatsbürgers. Fr.	C.
Maine . . .	546.420	727,282	729,387	27,928	2	05
Massachusetts	557,005	1,508,808	1.726,943	150.580	2	07
New-Hampshire	268,065	884.820	577,522	58.482	1	57
Vermont . .	270.820	525,774	506,249	32.977	1	55
Rhode-Island	86.640	102,617	98,620	10.281	1	50
Connecticut .	284,477	446,488	427,952	44,648	1	72
New-York . .	1,611,507	10,254,651	10,842,527	1,028,465	6	98
New-Jersey .	292.721	225,504	208,956	22,550	—	85
Pensylvanien .	1,195.589	12,786,592	12,378,659	1,278,659	11	78
Delaware . .	72,448	452.000	442,527	45,200	6	65
Maryland . .	319,579	1,184,640	1.278,466	118,464	4	08
Virginien . .	685,410	4,866,992	4,827,952	486.699	7	85
Kentucki . .	525,597	860,782	845.726	86,078	1	80
Nord-Karolina	466,626	480,764	446,282	48,706	1	15
Süd-Karolina	270,255	1,720,798	1,802,544	172.079	7	—
Georgien . .	225,544	1,167,711	1.525.627	116.771	5	74
Tennessee . .	450,176	559,468	517,205	53.946	1	58
Ohio . . .	820.905	1,026.985	1,127,965	102,698	1	55
Alabama . .	180.755	564.158	340,240	56,415	2	49
Mississipi . .	55.679	?	?	?	—	—
Louisiana . .	101,572	1,682,091	1,702,456	168,209	10	21
Indiana . .	190.506	152.000	165,246	15,220	—	85
Illinois . .	85,820	497,989	482,840	49.798	6	28
Missouri . .	85.400	?	?	?	—	—
Michigan . .	11,806	—	—	—	—	—
Arkansas . .	29.400	—	—	—	—	—
Florida . .	25.000	—	—	—	—	—
Columbia . .	52.551	—	—	—	—	—
Gesammtsumme	9,544,547	41,720,712	42,398,849	4,172,895	4	95

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 87. 27 März 1832.

Portugal in der neuesten Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Landung britischer Truppen in Lissabon erfüllte die Ultras und ihre spanischen Schutzpatrone mit Schrecken, während sie den Freunden der Freiheit Hoffnung und Vertrauen einflößte. Allein das Vertrauen wurde wieder erschüttert, und die Faktion erhob wieder ihr Haupt, als es schien, die englischen Truppen seyen bloß angekommen, um in den Straßen von Lissabon Parade zu machen. Ein neuer Einfall aus Spanien war die Folge. General Stubbs zog den apostolischen Schaaren entgegen, und als die englischen Truppen nach Coimbra vorrückten, war das Land alsbald gesäubert, und zum sechstenmal flüchteten die Aufrührer in ihre Schlupfwinkel auf dem spanischen Gebiete. Abermals war die Ruhe in dem unglücklichen Lande hergestellt. Die Ratifikationen von Don Pedro's Abdankung und die Bedingungen, die er daran knüpfte, waren ihrer Erfüllung nahe, während die Rechte der Donna Maria in ihrem ganzen Umfange anerkannt wurden, und die von dem Monarchen freiwillig verliehene Charte in voller Wirksamkeit war. Es stand nun zu hoffen, daß durch Ausdauer, Gerechtigkeit und Festigkeit Portugal endlich des langentbehrten Frieden und Glückes, unter dem Schilde vernünftiger Freiheit, würde theilhaft werden. Doch auch diese Hoffnung sollte getäuscht werden. Canning starb, Don Miguel kehrte nach Portugal zurück: und die heilige Allianz triumphirte.

Don Miguel landete am 22 Februar 1828 zu Lissabon, unter den lautesten Betheuerungen seiner Loyalität. Aber kaum waren zwei Monate verstrichen, als er sich zum König, zum unumschränkten König ausrufen ließ. Es verlohnt der Mühe, den Weg zu verfolgen, den er einschlug, um auf den Thron zu gelangen. Es ist bereits erwähnt worden, wie von diesem hoffnungsvollen Prinzen, als er kaum noch einundzwanzig Jahre zählte, die Cortes gestürzt, der Marquis von Loulé ermordet, der König sein Vater verhaftet und 18,000 Portugiesen in wenigen Tagen in's Gefängniß geworfen wurden. Von einer so frühreifen Entwicklung durften sich die legitimen Prinzipien nicht wenig versprechen. Wir sahen Don Miguel im Mai 1824 von Lissabon verbannt nach Wien gehen. Hier verlieren wir ihn aus den Augen bis zum April 1826, wo er einen sehr ehrerbietigen und zärtlichen Brief an seine Schwester, die Regentin Donna Maria Isabella schrieb, worin er seine herzlichsten Wünsche für Portugals Ruhe, so wie sein Vertrauen auf die bewährte Loyalität der Portugiesen gegen ihren rechtmäßigen Herrn und namentlich gegen den gesetzlichen Erben und Thronfolger, seinen theuren Bruder, den Kaiser von Brasilien, nicht genug betheuern konnte; jedoch glaubte er auch die Furcht nicht verbergen zu dürfen, daß einige falsche und mißleitete Personen es wagen möchten, seines Namens sich zu bedienen, um unter diesem Deckmantel ihre schändlichen Entwürfe zur Störung der Ruhe Portugals zu verbergen. Um Diesem zu steuern, bittet er seine Schwester, dieses Schreiben, dessen Inhalt der freiwillige Ausdruck seiner Gesinnungen sey, öffentlich bekannt zu machen. *) Dieser loyale Brief war von Wien aus geschrieben, nur sechsundzwanzig Tage nach dem Tode Königs Johann und mußte also fast unmittelbar auf die Nachricht von diesem Ereigniß erlassen worden seyn. Diesem Schreiben folgte ein zweites am 14 Junius 1826, worin Don Miguel seiner Schwester, der Regentin dankt, daß sie den ersterwähnten Brief öffentlich bekannt gemacht habe; zum Schlusse fügt der sanftmüthige Prinz noch sehr erbauliche Betrachtungen über die Gefahren des Ehrgeizes an, wobei er zugleich seine unbedingte Ergebung in alle Maßregeln erklärt, die sein gesetzmäßiger Souverän und theurer Bruder zu treffen für gut finde. Einen ähnlichen pflichtergebenen und zärtlichen Brief an diesen theuren Bruder haben wir vom 11 Mai desselben Jahres. Am 4 Oktober legte er feierlich und öffentlich den Eid ab, die von seinem erhabenen Bruder und König Don Pedro erlassene konstitutionelle Charte aufrecht zu halten und zu beobachten, und am 29 Oktober vollzog er in Gegenwart des österreichischen Hofes seine feierliche Verlobung mit Donna Maria II, Königin von Portugal. Die Pairskammer in Lissabon beschloß, aus Anlaß dieser Gelegenheit, an ihn eine glückwünschende Adresse, auf die er huldvoll dankte, indem er seinen Entschluß betheuerte, den väterlichen Absichten seines erhabenen Bruders und Königs in allen Stücken nachzukommen. **)

Solcher Art waren die ersten Beweise, die Don Miguel von seinen loyalen Gesinnungen an den Tag legte, und wodurch sich der englische Gesandte in Wien wahrscheinlich bestimmen ließ, ohne alle weitere

*) Exposé des Droits de sa Majesté très Fidèle Dona Maria II et de la question Portugaise, avec des pièces justificatives, et documens. Paris 1830. p. 14.

**) Alle hier erwähnten Dokumente befinden sich in der oben angeführten Schrift. S. 16 bis 30.

Anfrage, Don Miguels Titel eines Statthalters von Portugal, den ihm sein Bruder verliehen hatte, in den eines Regenten zu verwandeln. Als nun aber alle diese Formalitäten in's Reine gebracht waren, und der Prinz abreisen sollte, um in Portugal die ihm ertheilte Würde anzutreten, fand es sich, daß er nicht dahin zurückkehren wolle, man weiß noch nicht aus welchem Grunde. War es, daß die Gewalt für ihn keinen Reiz hatte, oder weil er wußte, daß seine Freunde die Marquise von Abrantes und Chaves gerade in offene Empörung ausgebrochen waren, zu Tavira eine Junta eingesetzt, und ihn als absoluten König von Portugal proklamirt hatten, oder hatte er einen Wink erhalten, den Intriguen Zeit zu lassen, welche damals Spanien, Frankreich und Rußland angesponnen, um die Krone auf sein Haupt zu setzen, um den leichten Preis, die so verhaßte, konstitutionelle Charte zu opfern. Genug, der unmittelbare Versuch hiezu wurde vor der Hand aufgegeben, wahrscheinlich in Folge des liberalen Charakters des englischen Kabinets, das nach Cannings Tod gebildet worden war. Das Sträuben Don Miguels wurde erst in einer geheimen Konferenz mit dem Fürsten Metternich überwunden, der damals so krank war, daß dabei Niemand als Herr von Bombelles zugegen seyn konnte, der seit Don Miguels Ankunft in Wien dessen Kammerherr gewesen, und nun bestimmt war, als Mentor diesen Telemach, in der Eigenschaft eines Gesandten, nach Lissabon zu begleiten, wo er, wie wir später sehen werden, Don Miguel bei seiner Ankunft in der Weigerung unterstützte, jene Proklamation ergeben zu lassen, worin er, wie er sich zu Wien verbindlich gemacht hatte, seine loyalen Gesinnungen und seinen Gehorsam noch einmal vor der Welt öffentlich bekennen sollte. Alle Unterhandlungen mit dem Prinzen hatten fehlgeschlagen. Nichts, so schien es, war im Stande, ihn zur Rückkehr und zu einer Reise über England bewegen zu können. Selbst der Kaiser hatte den Prinzen vergeblich zu überreden gesucht. Erst dem Fürsten Metternich, wie gesagt, gelang es, die Hartnäckigkeit Don Miguels zu besiegen. Der Prinz änderte im Laufe der Unterredung seine Ansichten, er öffnete sein Herz, seine Einwürfe wurden beseitigt, und Don Miguel, wie der Fürst Staatskanzler mit seinen eigenen Worten berichtet: „commença ensuite spontanément à me parler avec chaleur de la ligne de conduite, qu'il se proposait de suivre à son arrivée à Lisbonne, et je fus surpris, je l'avoue, de la rectitude des principes et de la sagesse des vues qu'il me développa avec un ordre et une clarté remarquable. La manière dont l'Infant s'est expliqué vis à vis de moi dans cette circonstance, ne me permet pas de douter, qu'il est dans les meilleurs dispositions, et qu'il est non seulement fermement résolu à maintenir la charte, mais qu'il en sent même l'importance et la nécessité.“ *)

In dem auf diese Konferenz erfolgten Protokolle finden wir den Fürsten Staatskanzler sehr bemüht, die definitive Abdankung Don Pedro's zu beschleunigen, so wie auch die Erklärung Don Miguels von der offiziellen Annahme der Regentschaft. Zu gleicher Zeit schrieb der Infant seinen ersten Brief an Georg IV, worin er ausdrücklich seinen Entschluß erklärte, nach der Charte seines Bruders regieren zu wollen. Eben so erließ er auch ein Schreiben an seine Schwester, worin dieselben Gesinnungen wiederholt waren, mit der Bitte es gleichfalls öffentlich bekannt machen zu lassen. Diese Briefe sammt einem andern an den König von Spanien, worin er ihn ersuchte, in seiner Weisheit Maßregeln zu ergreifen, um den Marquis von Chaves und die unter ihm versammelten rebellischen Portugiesen im Zaume zu halten, bilden die letzten Akte Don Miguels in Wien.

(Fortsetzung folgt.)

*) Depêche de S. A. Mr. le Prince de Metternich à S. A. Mr. le Prince Esterhazy. Vienne 18 Oct. 1827.

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Was den Unterhalt der Geistlichkeit betrifft, so ist so viel gewiß, daß der Staat nichts dazu beiträgt, wenigstens nicht in dem Sinne, den man gewöhnlich damit verbindet. Die Besoldungen der Geistlichen fließen aus zwei Quellen: aus den Einkünften von Grundeigenthum, das einigen kirchlichen Gesellschaften gehört, und aus freiwilligen Beisteuern. Die meisten hohen Besoldungen von Kirchendienern (ich meine hier jene, die sich von 1500 bis auf 4000 Dollars belaufen, und deren Zahl nur gering ist) werden aus Grundeigenthum oder Vermiethung geschlossener Kirchenstühle erzielt, während die kleineren Gehalte von unmittelbaren Subscriptionen bestritten werden. Nach Williams gab es im Jahre 1830 im Staate New-York 1382 Prediger. Es ist wahrscheinlich zu viel angenommen, wenn wir die Besoldung eines jeden auf 400 Dollars anschlagen; denn es befinden sich darunter gegen 400 methodistische Geistliche, von denen keiner mehr als 100 Dollars Gehalt bezieht. Die besser bezahlten sind dotirt. Die Baptisten erhalten selten mehr als 300 Dollars Besoldung, und 600 Dollars werden in einem Kirchensprengel von einigem Umfang als ein ansehnlicher Gehalt betrachtet. So viel ich mich erinnern kann, bezog der erste Prediger von Cooperstown, das die Stadt einer Grafschaft ist, bloß 600 Dollars. Dieser Bezug kam allein aus den geschlossenen Kirchenstühlen. Mit Einem Wort, wenn im Durchschnitte 400 Dollars für die Besoldung eines Geistlichen angenommen werden, so scheint Dieß bei weitem zu viel. Indeß Dieß angenommen, beträgt der Aufwand für den Gehalt von 1382 Geistlichen 552,800 Dollars. Dagegen sind die Beerdigungen umsonst; die Gebete für Lebende und Todte (für letztere beten die Protestanten bekanntlich ohnehin nicht) werden eben so wie die Taufen und die Einsegnungen der Ehe unentgeltlich verrichtet. Ein Prediger, der sich weigern würde, eine dieser Verrichtungen umsonst zu erfüllen, würde große Gefahr laufen, seine Stelle zu verlieren. Bei Vermählungen pflegt man ein Geschenk zu geben, allein Dieß geschieht nach Belieben. Wenige reiche Leute geben auch bei Taufen ein Geschenk; allein der größte Theil der Amerikaner betrachtet ein solches mit religiösem Abscheu, da es ihnen scheint, als sollten sie sich dadurch den Himmel erkaufen. Bei Leichenbegängnissen in den Städten geben nur einige wenige Familien dem Geistlichen Handschuhe und Trauerflöre, wie den Aerzten und Trägern des Leichentuches. Doch auch auf diesen Gebrauch ist man nicht gut zu sprechen. Mit Einem Worte, man betrachtet

den Prediger als einen Diener Gottes, und man bezahlt ihn, damit er leben kann; aber Niemand denkt daran, daß Derjenige, welcher nicht bezahlt, nicht eben so viel Anspruch auf seine Funktionen habe, als Der, welcher bezahlt.

Der Unterhalt der Armen ist eine der wichtigsten Lokallasten. Zu Neu-York bestehen die Armen theils aus Fremden, die an Amerika's Küsten geworfen, ohne Kenntniß des Landes, nicht arbeiten wollen oder können; in Waisen, die ohne Mittel zu leben hinterlassen worden; in Wittwen, die mit einer zahlreichen Familie beladen sind; in Kranken, Altersschwachen und Lasterhaften. Die Zahl der letzteren ist nicht groß. Die ganze Zahl der ständigen Armen wird von Williams auf 5790 angegeben. Hiezu kommen noch die gelegenheitlichen Armen, die den Staat durchziehen, oder eine momentane Unterstützung bedürfen; sie werden auf 12,348 Individuen angeschlagen. Die jährliche Ausgabe des Staates Neu-York für die Armen steigt hiedurch bis zu 246,752 Dollars. Es kommt daher auf hundert Einwohner nicht ganz ein Armer, obgleich Neu-York, mehr als ein anderer Staat, fremde Arme auf seinen Theil erhält.

Die Unterhaltung der öffentlichen Schulen ist eine andere wichtige Staatslast oder vielmehr die größte von allen. Im Jahre 1830 erhielten in der Schule von Neu-York 497,503 Kinder Unterricht; für die Besoldung der Lehrer wurden 580,520 Dollars verwendet; denn sehr im Mißverhältniß zur Bevölkerung und der Raumfläche gab es für eine Einwohnerzahl von 1,913,503 Seelen nicht weniger als 9062 öffentliche Schulen. Es genossen aber eine gute Anzahl Kinder auch noch Unterricht in Privatanstalten, so daß man sie auf 550,000 anschlagen kann. Es läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß gegenwärtig in den Schulen von Neu-York $1,3^{50}/_{100}$ der Bevölkerung von Neu-York die Schule besucht. Die Lehrer an den öffentlichen Schulen erhalten fünfzig Prozent mehr Gehalt, als die ganze Organisation der Staatsregierung kostet, die Besoldungen der Gouverneure, Richter, Reichstagsabgeordneten, Sekretäre u. s. w. mit eingerechnet.

Die besondern Lasten, die auf den Bürger von Neu-York zur Vertheilung kommen, sind also im Ganzen:

für das Budget . . .	350,000	Dollars.
für die Geistlichkeit . .	552,800	—
für die Lehranstalten . .	580,520	—
für die Armen . . .	246,752	—
	1,730,072	

Diese Zahl mit 2,000,000 dividirt gibt einen Quotient von $86^1/_2$ Cents oder 4 Frank 12 Sous.

Somit hat also der Staatsbürger von Neu-York zum Budget der Union und seines Staates, so wie für andere Gegenstände von allgemeinem Interesse folgende Steuern zu entrichten:

Für die Regierung der Union, mit Inbegriff der Staatsschuld und ihrer Interessen .	9 Fr.	9 S.
Für das Budget von Neu-York, Schulen, Geistlichkeit u. s. w.	4 Fr.	12 S.
	14 Fr.	1 S.

So unterhalten die Bürger von Neu-York die Regierung der Union und des Staates, zahlen jährlich ein Viertheil an ihrer Nationalschuld, unterhalten ihre Geistlichkeit, unterstützen die Armen und schicken ihre Kinder in die Schule — Alles für einen Betrag von ungefähr 14 Fr. auf den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Forschungen und Nachrichten über die Ruinen von Palenque.

(Aus einem Schreiben des französischen Chargé d'Affaires in Mexiko vom 30 Dezember vorigen Jahrs.)

Mexiko wird gegenwärtig von mehreren Deutschen bereist, von denen sich in Kürze interessante Mittheilungen erwarten lassen. Ein deutscher Künstler, Namens Nebel, hat auf einer Reise, die er an das nördliche Nachbarland von Vera Cruz unternahm, mitten in noch von keiner Axt berührten Urwaldungen Spuren bisher noch unbekannter Alterthümer entdeckt, die er demnächst der Welt bekannt zu machen gedenkt. Ein anderer deutscher Künstler, Namens Waldeck, der sich mit Aufsuchung mexikanischer Alterthümer beschäftigt, hat der Regierung von Mexiko das Anerbieten gemacht, längere Zeit unter den merkwürdigen Ruinen von Palenque zu verweilen, um Nachgrabungen und Zeichnungen zu veranstalten. Es ist ihm gelungen, sie für seinen Plan zu gewinnen, und man wird ihm Indianer beigeben, um Nachgrabungen anstellen zu lassen, wie auch die Behörden von Chiapas beauftragt wurden, ihm jede Art von Unterstützung zu gewähren. Auch der durch seine Reisen in Brasilien bereits rühmlich bekannt gewordene Moriz Rugendas aus Augsburg ist nach dieser merkwürdigen Gegend auf dem Wege.

Die Verbindungen zwischen Mexiko und Guatemala sind ungemein schwierig. Der am mindesten beschwerliche Weg ist der zu Schiffe von Vera Cruz nach dem südlichen Theil der Halbinsel von Yukatan, von wo aus man in den See von Peten, einem der 46 Bezirke des Staates Guatemala, der nur 19 Lieues von der alten Stadt Palenque entfernt liegt, gelangen kann. Der See von Peten hat 10 Lieues Länge, 2 in der Breite, und umfaßt eilf Inseln, auf deren größter sich die Stadt Flores, mit einer Bevölkerung von 8000 Einwohnern, befindet. Der Bezirk Peten überhaupt zählt 11,214 Einwohner, und darunter 1500 Engländer, die mit dem Fällen vom Acajouholz beschäftigt sind, das sie den Rio Balize hinabgehen lassen. In diesem Bezirke, so wie in dem östlichen Theile von Tabasko und in ganz Yucatan spricht man, von undenklichen Zeiten her, noch jetzt die Mayasprache. Die Itsaës, ein Stamm der Mayas, setzten sich vor Alters in Besitz der Städte und des Landes in der Nähe des Sees Peten, unter einem Fürstenstamme der den Namen Canec trug.

Es besteht hier eine alte Sage, daß Ferdinand Cortez, der durch Peten von Mexiko nach Honduras zog, ein Pferd, das er ritt und sehr lieb hatte, in der Hut der Indianer zurücklassen mußte, da es allzu sehr ermüdet war. Die Indianer stellten es in einer ihrer Hütten ein, und setzten ihm gekochtes Fleisch vor, was natürlich dem armen Thiere nicht behagen wollte, so daß es in kurzer Zeit Hungers starb. Die Indianer, welche Cortez Rache fürchteten, verfertigten in ihrer Herzensangst ein steinernes Pferd, dem sie dieselben Ehren, wie dem umgekommenen zu erweisen fortfuhren. Endlich wollten sie es auf eine Insel des Sees von Peten bringen, allein es fiel ihnen ins Wasser, wo es bis auf diese Stunde noch begraben liegen soll.

Die Eroberung von Peten durch die Spanier fand erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts statt. Einigen Missionären war zwar früher in dem benachbarten Bezirk von Vera Cruz, nach Anweisung des tugendhaften Bischofs von Chiapas, Las Casas, die Unterwerfung der Eingebornen gelungen; allein nicht so glücklich waren sie in Peten, das mit Gewalt bezwungen werden mußte. Die Regierung von Guatemala legte dazu Hand ans Werk; sie unternahm zwei Feldzüge im Jahre 1695 und 1696; allein schon hatten die Spanier viel von jenem Muthe und jener Ausdauer verloren, durch die sie sich in ihren ersten Eroberungen auszeichneten. Sie bemächtigten sich des Dorfes Dolores, während ihre Vorhut, die bis an den See vorgerückt war, von den Itsaës in Stücke gehauen wurde. Erst im Jahre 1697 wurde die Unterwerfung der Insel erzwungen. Der spanische General Martin de Ursua, Gouverneur von Yucatan, der die Anlegung eines Weges von Campeche bis Peten, eine Entfernung von 129 Lieues, begonnen hatte, kam im Monat März zu

San Geromino in der Nähe des Sees an. Hier ließ er eine kleine Flotte bauen, und schiffte sich auf ihr, am 13 desselben Monats, nach der Insel Peten ein, die damals die Hauptstadt und der Aufenthaltsort des Fürsten Canec war. Nach einem Gefechte auf dem See, landete Ursua auf der Insel, die von allen ihren Einwohnern verlassen worden war, und nahm von ihr im Namen des Königs von Spanien Besitz. Bald darauf aber kehrten Canec und sein Oberpriester Quincanec durch die Versprechungen der Spanier, die sie zur Rückkehr einluden, verlockt, auf die Insel zurück und wurden dann sammt einem Sohn Canec's als Gefangene nach Guatemala gebracht. Nun unterwarfen sich auch die übrigen Kaziken dem General Ursua, der zum Gouverneur und Generalkapitän des Bezirkes ernannt wurde. Die Insel Peten wurde in eine Festung verwandelt, in die man die Verbrecher von Guatemala sendete. Gegenwärtig ist sie der einzige feste Punkt auf der Nordgränze der Centralrepublik. Die Ueberreste der Mayas leben unabhängig in einem westlichen Theile des Bezirkes, und haben sich vorzüglich an den Flüssen Usumasinta, San Pedro und Pacaitun niedergelassen. Gewöhnlich pflegt man sie Caraïben zu nennen.

Der Weg von Flores nach Guatemala geht durch sechszehn Dörfer und Hacienda's und beträgt eine Strecke von 250 Lieues. Wenn man von Mexiko nach Guatemala über Puebla, Oaxaca und Tehuantepec längs dem Ufer des Meeres geht, so hat man eine Strecke von mehr als 400 Lieues zurückzulegen. Mit Ausnahme einiger sechszig Lieues, die man zu Wagen machen kann, muß man den übrigen Weg auf dem Rücken eines Maulthiers, zwischen dem 14ten und 19ten Grad der nördlichen Breite, unter einer sengenden Hitze zurücklegen. Man darf sich aber am Ende einer erschöpfenden Tagreise nicht auf ein Wirthshaus wie in Deutschland gefaßt machen, oder auch nur auf ein ledernes Kanape in dem für die Reisenden eigens bestimmten Zimmer, wie dieß der Fall auf dem Wege von Riga nach Petersburg ist. Eine hölzerne Bank in der Venta oder Hacienda, wenn man anders eine solche erreicht, eine Blätterstreu oder Matte auf dem Boden ausgebreitet, bilden das üppigste Nachtlager. Ein Gericht „Facioles“ oder Bohnen von dem Maulthiertreiber, ist vielleicht, wenn man sich nicht mit seiner Chocolade begnügen will, Alles, was man haben kann. Man muß daher seine Matratzen und Lebensmittel mit sich führen. Allein dann hat man wieder die Straßenräuber zu fürchten, die zahlreich und kühn sind, wenn sie einen Zug erblicken, der ihnen einige Lebensbequemlichkeiten als Beute zu bieten scheint. — Von Balize gelangt man in den Hafen von Yzabal im Golf Dulce, wo man einen ungeheuren Berg, Namens Mico vor sich hat, der sehr schwer zu übersteigen und der Schrecken aller Reisenden ist. Man erzählt sich, ein Gesandter der Vereinigten Staaten, der sich nach Guatemala auf seinen Posten begeben wollte, sey bei dem Anblick dieses Berges wieder umgekehrt, mit der Aeußerung, er werde zurückkommen, wenn man Wege für Menschen angelegt habe.

Alterthümer bei den Creekindianern.

In dem von den Creekindianern bewohnten Gebiete, *) ungefähr zwei Stunden von der Gränzscheide, die diese Nation von der Grafschaft Groinett (im Staate Georgien) trennt, findet sich ein merkwürdiger Felsen, der zu beweisen scheint, daß unter den Vorfahren der wilden Stämme, die jetzt diese Gegend inne haben, gewisse strategische Kenntnisse herrschend waren. Die Eingebornen nennen den Felsen „den steinernen Berg;“ derselbe besteht aus einem Block von zwei englischen Meilen, am Fuße gemessen, im Umfang; seine Höhe beträgt mehr als 1500 Fuß. Seine Gestalt ist die eines Zuckerhutes. Sein Gipfel bildet auf einer Seite einen Vorsprung von sechszig bis achtzig Fuß, auf den andern Seiten ist der Felsen sanft abschüssig bis zu drei Viertheilen seiner Höhe. Hier läuft eine horizontale Fläche von fünfzig Fuß Breite rings um den Felsen. Der äußere Rand dieser Art Galerie ist mit einer Brustwehre von sechs Fuß Dicke und zwölf Fuß Höhe eingefaßt. Diese Befestigungen hören an der Seite, wo der Felsen den oben erwähnten Vorsprung bildet, auf, da sie hier unnöthig sind. An mehreren Stellen ist die Brüstung eingerissen, da sich Manche, die dieses merkwürdige Alterthum besuchen, ein Vergnügen daraus machen, Trümmer davon den Berg hinabzurollen. Vergebens fragt man bei den Eingebornen nach Sagen über dieses außerordentliche Denkmal des Muthes und Verstandes der Indianer. Wenn man die besagte Galerie verläßt und den Gipfel vollends erklommen hat; so vergißt man die Mühe und Gefahr des Emporkletterns über eine Aussicht, die über alle Beschreibung prachtvoll ist. Es genüge zu bemerken, daß man von diesem Punkt aus deutlich die Gebirgsketten von Alleghany und Cumberland — letztere in einer Entfernung von 200 engl. Meilen — erblickt. Zu bemerken ist noch, daß der Zugang zu diesen Befestigungen auf einer Seite durch Aushöhlungen in den Felsen erleichtert ist; wahrscheinlich wurde auf dieser Art Treppe das Wasser hinaufgetragen, da sich in dieser Richtung die Quellen befinden müssen. Nähere Untersuchung weiset nach, daß der Felsen aus einem einzigen Block besteht, die davon getrennten Stücke sind offenbar durch Stürme oder Blitze abgerissen.

*) Dieses Gebiet wurde von dem Staate Georgien gekauft und in Grafschaften zertheilt. Das Denkmal, wovon hier die Rede ist, befindet sich in der Grafschaft Hall, nahe wo dieser Bezirk an den von Groinett stößt.

Vermischte Nachrichten.

Der Pascha von Aegypten hat mehrere junge Leute von vielversprechenden Anlagen nach verschiedenen Städten in Europa reisen lassen, um hier die fremden Sprachen zu erlernen, und sich mit den Fortschritten der Civilisation bekannt zu machen. Ein junger Perser von guter Familie wurde so nach Florenz geschickt, wo er bei einem Engländer Hrn. H... aufgeführt wurde, der ihn in eine Abendgesellschaft zu einer englischen Dame mitnahm, die drei außerordentlich schöne Töchter hatte. Der schöne orientalische Kopf und die reiche Kleidung des Persers verfehlte ihre Wirkung auf die drei reizenden Ladies nicht. Manch schmachtender Blick haftete auf dem liebenswürdigen Fremdling. Am folgenden Morgen stattete der junge Perser zu ungewöhnlich früher Tageszeit Hrn. H. einen Besuch ab, wobei er ihn bat, sich auf der Stelle zur Dame B. zu begeben, und ihr in Betreff ihrer Töchter von seiner Seite Anträge zu machen. „Von Herzen gern, erwiderte Hr. H.; allein es ist bei uns nicht gebräuchlich, so rasch zu Werke zu gehen. Doch für welche der drei Damen haben Sie sich entschieden, wenn ich fragen darf?“ — „Für alle Drei, war die Antwort. Ich will der Mutter für jede tausend Pfund geben, und bei nächster Gelegenheit dem Pascha damit ein Geschenk machen; denn er ist ein Liebhaber von schönen Weibern, die bei uns selten sind, und wird mir für mein hübsches Geschenk Dank wissen.“ — Der „Sun,“ der diese Geschichte erzählt, nimmt davon Gelegenheit, den englischen Damen ein wenig den Text zu lesen, indem er sie ermahnt, im Auslande ihre Augen nicht so leichtfertig herumspazieren zu lassen! —

•

Man zählt gegenwärtig in Frankreich 343 Journale und Zeitschriften, die täglich, wöchentlich oder monatlich herauskommen. Hievon kommen auf die Departements 174, auf Paris 54; 155 sind Wochen- oder Monatsjournale. Die zu Paris erscheinenden Morgenblätter sind: Affiches Parisiennes et Departementales, Brid' Oison, Constitutionel, Corsaire, Courrier de l' Europe, Courrier Français, Courrier des Theaters, Figaro, France Nouvelle, Galignani's Messenger, Gazette des Tribunaux, Globe, Journal de la Seine, Journal du Commerce, Journal des Debats, Journal général d'Affiches, L' Entre-Acte, Moniteur du Commerce, Moniteur universel, Mouvement, National, Prix Courant général et légal des marchandises en gros, Publicateur, Quotidienne, Revenant, Temps, Tribune. Zu Mittag erscheint die Echo français, Abends der Constitutionel de 1830, Gazette de France, Messager des Chambres, Nouvelliste, Revolution de 1830, Courrier des Electeurs, Stenographe des Chambres.

•

Die für Unterstützung der Armen in England und Wales erhobenen Auflagen beliefen sich, dem Parlamente vorgelegten Papieren zufolge, auf 8,279,217 Pf. St. 14 Sch.; wovon 6,798,888 Pf. St. 16 Sch. unter die Armen vertheilt wurden. Das Uebrige wurde zu andern dahin gehörigen Zwecken verwendet. Diese ungeheure Summe wurde noch unzureichend befunden, was mit der Menge von Auswanderungen in fremde Gegenden zusammengehalten, ein sehr unerfreuliches Bild von der gegenwärtigen Lage Englands gibt. Bei der durch die Cholera veranlaßten Beschränkung des Verkehrs wird das Jahr 1832 eine noch größere Summe für Unterstützung der Armen in Anspruch nehmen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Beilage; Das Inhaltsverzeichniß zum zweiten Semester 1831.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 88. 28 März 1832.

Portugal in der neuesten Zeit.

(Fortsetzung.)

Don Miguel begab sich geraden Wegs nach England, wo er dem Könige sein Wort verpfändete, die freien Institutionen Portugals aufrecht halten zu wollen. Seiner undurchdringlichen Heuchelei gelang es, den zähen Engländern ein Anlehen von zweimalhunderttausend Pfund abzulocken; zugleich wußte er Lord Dudley geschickt zu überreden, die endliche Entsagung Don Pedro's zu beschleunigen, und den zur Rückkehr der englischen Truppen aus Lissabon bereits ausgefertigten Befehl zu widerrufen. Nachdem ihm so Alles nach Wunsch gegangen war, schiffte sich der Prinz nach Portugal ein, um dort als Regent die junge Freiheit in Obhut zu nehmen. Niemand kam es bei, einen Zweifel in die Gesinnungen des Infanten zu setzen, „der so entschlossen war, wie Fürst Metternich sagte, die konstitutionelle Charte aufrecht zu halten." Nur der englische Gesandte in Lissabon, Sir Frederick Lamb wollte den loyalen Gesinnungen des Prinzen nicht recht trauen, und wußte ihm das in England aufgenommene Geld vorzuenthalten. So wurde wenigstens ein Fehler wieder gut gemacht, während ein anderer, der portugiesischen Freiheit weit schädlicherer, nicht gehoben wurde. Lord Dudley ließ die von Canning, zur Vertheidigung der Freiheit gegen die Einfälle des Marquis von Chaves aus Spanien, abgesendeten englischen Truppen zum Schutze Don Miguels zurück, während dieser und der mittlerweile aus Spanien zurückgerufene Marquis von Chaves unverhohlen daran arbeiteten, die Krone an sich zu reißen. Die Rebellen von Tavira und des nördlichen Portugals, gegen die erst kurz zuvor die englischen Truppen ins Feld gerückt waren, zogen jetzt wie Sieger in Lissabon ein, und mißhandelten jene loyalen Portugiesen, die schwach genug gewesen waren zu glauben, England sey der zuverlässigste Freund ihrer Charte und ihrer Königin. Mit jedem Tage fiel ein Bollwerk der Freiheit um das andere, und Depesche auf Depesche entsendete der englische Botschafter an seine Regierung, wie seine und der brittischen Truppen Gegenwart nur dazu diene, die Machinationen der verrätherischen Faktion zu unterstützen. Zu spät erst wurde seinen Warnungen Gehör geschenkt.

Don Miguel sah ein, daß keine Zeit zu verlieren war, er beeilte sich also, seine Gewalt zu befestigen, so lange noch die englischen Truppen ihm hülfreich bei der Hand waren. Unter ihrem Schutze entließ er seine konstitutionellen Minister, entfernte die konstitutionellgesinnten Offiziere vom Dienste, setzte die konstitutionellen Behörden ab, und bereitete die Auflösung der konstitutionellen Kammern vor. So wurden alle Mittel des Widerstandes gelähmt, die, wären die englischen Truppen nicht zur Hand gewesen, durch die in Portugal bestehenden Institutionen seinen Entwürfen hätten entgegengesetzt werden können. *) So hatte sich eine ansehnliche Schaar loyaler Portugiesen vereint, mit gewaffneter Hand sich gegen Don Miguels Usurpation zu erheben; bevor sie aber zur Ausführung ihres Vorhabens schritten, erkundigten sie sich erst kluger Weise bei dem Befehlshaber der englischen Truppen nach seinen Instruktionen. Zu ihrer größten Ueberraschung erfuhren sie, daß er die gemessenste Weisung habe, vorzüglich der Person des Usurpators zum Schutze zu dienen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß sie nun in Verzweiflung ihr Vorhaben aufgaben. Schon am zweiten Tage nach seiner Landung ertönten in den Zeitungen, auf den Kanzeln, und in Don Miguels Proklamationen selbst, die wüthendsten Stimmen gegen die Freunde der Charte, und der Pöbel mißhandelte Alle, die nicht in das verrätherische Geschrei: „Es lebe König Miguel" einstimmen wollten. Der englische Botschafter wiederholte in den stärksten Ausdrücken seine Warnungen; allein Lord Dudley, der unglücklicher Weise der bezaubernden Gewalt seiner Feder allzuviel vertraute, erließ an die Minister Don Miguels eine höchst klassische und musterhafte diplomatische Remonstration, die man in der bereits erwähnten Abhandlung über die Rechte der Donna Maria auf sechs enggedruckten Quartblättern lesen kann. **) Zwei einfache Zeilen, durch die der englische Botschafter und die Truppen zurückgerufen worden wären, hätten größere Wirkung gemacht. Bevor noch Lord Dudley's treffliche Ausarbeitung Don Miguel zu Gesichte kam, benachrichtigte Sir Frederick Lamb seine Regierung, daß der loyale Statthalter des Königreiches bereits von mehreren zusammengerotteten Versammlungen Adressen angenommen habe, worin er aufgefordert wurde, sich die Krone aufzusetzen. ***) Schrecken war längst schon an der Tagsordnung, und kühn durften jene Portugiesen genannt werden, die diesen getreuen Adressen — wie Don Miguel sie in seiner dankbaren Erwiederung nannte — ihre Unterschrift zu verweigern wagten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Lord Palmerstons Speech on the Affairs of Portugal. Mai 1, 1829.
**) Exposé des Droits de sa Majesté très Fidèle etc.
***) Exposé etc. p. 83.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

6. Schlußbemerkungen über die Provinz Minas Geraes.

(Schluß.)

Wenden wir uns nun den Bewohnern der Provinz Minas zu. Sie werden allgemein als die Geachtetsten Brasiliens angesehen, und der Fremde wird bei genauerer Kenntniß ihres Charakters diesem Urtheile zuverlässig beipflichten. Man kann sie füglich in fünf Klassen abtheilen, und zwar in Bergleute (Mineiros), Ackerbautreibende (Rocciros), Viehzüchter (Criadores do Gado), Handelsleute (Negociantes), und endlich in Vadios oder Müßiggänger. Jede der genannten Klassen lebt nur für sich, kommt mit der andern selten in Berührung, und zeichnet sich darum durch verschiedene Denk- und Lebensweise von den andern aus. Der Bergmann hat für nichts Sinn, als für die Ausbeute seiner Lavra. Der Landmann, mit Allem unbekannt, was außer dem Bereiche seines Kirchspieles vorgeht, kennt keine andere Unterhaltung, als von dem glücklichen Brande seines Waldes, der gelungenen Pflanzungszeit und dem Erfolge seiner Ernte zu sprechen. Der Viehzucht treibende Einwohner, auf ungeheuren Landstrichen wohnend, in beständiger Absonderung von menschlichem Umgange, und dadurch außer Stand gesetzt, von politischen Ereignissen oder wissenschaftlichen Nachrichten die geringste Kunde zu erhalten, ist dadurch allein auf seine Heerde beschränkt, welche seine ganze Theilnahme in Anspruch nimmt. Gebildeter ist allerdings der Kaufmann, welchen seine Geschäfte mit vielerlei Menschen in Verbindung bringen. Am zahlreichsten ist unstreitig die letzte Klasse der Einwohner, und die Behauptung ist nicht übertrieben, daß sich die Zahl der arbeitenden freien Menschen zu der der Müßiggänger derselben Klasse, kaum wie 1 : 20 verhält. Die örtlichen Verhältnisse des Landes, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Gastfreundschaft der Einwohner, die Unkenntniß jener Bedürfnisse, mit welchen der Luxus gebildete Völker bekannt machte, endlich die dem Brasilianer angeborne Mäßigkeit und Genügsamkeit befördern seinen Hang zur Trägheit und laden ihn zum Müßiggange ein. Dieser Zustand, welchen der Italiener süßes Nichtsthun heißt, war von jeher für jene Menschen der behaglichste, deren Geist wegen Mangels an Bildung unbeschäftigt ist, und deren Phantasie auf keine Weise angeregt wird. Es gibt für sie durchaus keinen Sporn ihr Daseyn durch angestrengtere Thätigkeit zu verbessern; sie bedürfen äußerst wenig und arbeiten darum auch nicht mehr, als durchaus erforderlich ist, ihr Leben zu fristen, und schwerlich würden jene Völker, welche ihres Fleißes wegen berühmt sind, unter denselben Verhältnissen, wie der Brasilianer, zu diesem Rufe gelangt seyn. Für diesen ist eine Wohnung, von einigen rohen Baumstämmen und dünnen Stangen aufgeführt, mit Erde beworfen und mit Stroh bedeckt, hinreichend, ihn gegen Regen und Sonne zu schützen; eine Strohmatte dient ihm als Bett, Stuhl und Tisch, ein Topf und eine Schüssel machen sein Haus- und Küchengeräthe aus; ein paar Hemden von Baumwolle, ein paar Hosen von Leinwand, eine Jacke von Zitz, ein paar Holztoffeln und ein großer Strohhut kleiden ihn vollkommen für die Dauer eines Jahres; einige Fruchtbäume und ein Mais- oder Reißfeld geben ihm hinlängliche Nahrung. Vermag er sich endlich eine Viola (eine kleine Guitarre mit Metallsaiten bespannt) und Tabak, zur Verfertigung der beliebten Papier-Cigarren anzuschaffen, so sind seine vorzüglichsten Wünsche erfüllt. Auf jener klimpernd, diese schmauchend, kann er halbe Tage unter dem Schatten eines Baumes gelagert, zubringen mit unbeschäftigter Phantasie, den Pflanzen gleich vegetirend. Mißlingt seine kleine Ernte, so verfolgt er die Thiere des Waldes, oder bittet sich bei seinen Nachbarn zu Gaste, die ihm die wenigen Lebensmittel, die er anspricht, niemals verweigern werden. Man versetze den europäischen Landmann nach Brasilien, und er wird schwerlich mit so angestrengtem Fleiße arbeiten, als in seiner Heimath. Es kann übrigens nicht geläugnet werden, daß aus dieser Neigung zum Müßiggange viele Laster hervorgehen, und die Zahl der Verbrecher in dieser Provinz im Verhältnisse zu ihrer Bevölkerung sehr groß ist.

Im Allgemeinen zeichnen sich die begüterten Einwohner der vier ersten Klassen durch ein gemessen höfliches Betragen, männlichen Ernst und große Würde in ihrem Benehmen aus. Wenn auch nicht frei von Mißtrauen und scheuer Zurückhaltung, besonders gegen Fremde, sind sie dennoch biederer und gutmüthiger, als die Bewohner der Küstenländer und als jene der nördlichen Provinzen Brasiliens. Ist man länger mit ihnen bekannt, so können sie selbst herzlich seyn. Dadurch, daß die Landbewohner und vorzüglich diejenigen, welche sich mit Viehzucht abgeben, sehr weit von einander entfernt, und gleichsam auf den größeren oder kleineren Kreis ihrer Familie beschränkt sind, findet man bei ihnen noch immer die Einfalt patriarchalischer Sitten und Lebensweise. Der Familien-Aelteste ist zugleich das Haupt derselben, und kann als ein kleiner König betrachtet werden, welcher mit unbegränzter Willkür über Diejenigen herrscht, die ihm untergeben sind. Also die reicheren Gutsbesitzer. Die mit Glücksgütern weniger Begünstigten suchen, unter dem Schutze der großen Gutsbesitzer lebend, einiges Land von ihnen zu erhalten, und machen sich dafür verbindlich, entweder die Gränzen ihrer Beschützer zu bewachen, oder sie reichen ihnen alljährlich eine kleine Abgabe von ihrer Ernte; man heißt sie hier zu Lande Moradores. Bei den Aermeren zeigt sich noch immer der Hang zu einem unsteten, umherziehenden Leben; wie es scheint, ein Erbtheil ihrer Vorfahren, der Paulisten. Sie benützen das ihnen angewiesene Land einige Jahre, und zu bequem, ihre kleine Pflanzung zu vergrößern, verlassen sie dieselbe, sobald die Fruchtbarkeit des Bodens sich zu vermindern anfängt.

Die Lebensweise der Landbewohner ist fast allenthalben dieselbe, und selbst die der Reichen unterscheidet sich nur wenig von der des Bewohners einer ärmlichen Hütte. Der Luxus hat nur bei Wenigen einigen Eingang gefunden. Eben so einfach und manchmal armselig, wie die Einrichtung ihres Hauses, ist auch ihr Tisch besetzt; feinere Gerichte sind selbst solchen unbekannt, die über Tausende gebieten, und selten bestehen ihre Mahlzeiten aus anderen Speisen als: Reiß, Bohnen, und getrocknetem, oder wenn sie im Besitze zahlreicher Heerden sind, frischem Rind- und Schweinefleische. Das dem Europäer unentbehrliche Brod kennt man auf dem Lande gar nicht; an dessen Stelle wird durchgehends das geröstete Mehl der Mandiocca gegessen. Da, wo dieses Wurzelgewächs nicht gedeiht, wird das Korn des Türkwaizens zu Mehl gestoßen, gesiebt, und auf einer großen Pfanne von Kupfer geröstet,

und entweder in diesem Zustande trocken, oder mit Fleischbrühe zu einem Teige angemacht, gegessen. Die Reicheren trinken portugiesischen Wein, die Aermeren Wasser, welches sie mit Zucker und Limonien anmachen; es wird allenthalben frisch und wohlschmeckend gefunden. Gleich den übrigen Brasilianern neigt sich der Charakter der Bewohner von Minas zur Melancholie hin, doch lieben sie alle den Tanz, und sind leidenschaftliche Freunde des Reitens, selbst der Bettler würde es für die größte Herabwürdigung halten, sich öffentlich anders, als zu Pferde zu zeigen. Man hat wirklich Mühe sich des Lachens zu enthalten, wenn man Einem dieser guten Leute begegnet, der, auf einem elenden Klepper sitzend, den Körper mit der nothdürftigsten Kleidung bedeckt, mit bloßen Füßen, an diesen aber ein paar ungeheure Sporen befestigt, sich in Haltung und Gruß wie ein spanischer Grande gebärdet. Die Hauptvergnügungen der Bewohner des Landes bestehen, gleich denen der Städter, in dem Besuche der Kirchen; nur kann dieser nicht so oft Statt finden, als sie wohl wünschten, da Manche oft 15 bis 20 Stunden von ihrem Kirchspiele entfernt sind; sie können daher nur an hohen Festtagen ihrem Hange zur Frömmigkeit nachkommen; diese Tage sind aber selbst für den theilnahmslosesten Fremden, wenn er Gelegenheit hat, einer solchen Versammlung beizuwohnen, sehr interessant. Die öde, menschenleere Gegend belebt sich dann mit Andächtigen, welche von allen Gegenden zu dem Feste herbeiströmen. Der Hausvater kommt mit sämmtlichen männlichen und weiblichen Mitgliedern seiner Familie, alle gut beritten und in vollem Staate, einhergezogen; ihm folgen die reinlich gekleideten Negersklaven seines Haushaltes, in ehrfurchtsvoller Entfernung. Vor dem Kirchlein angekommen, steigt die Familie ab, die Sklaven übernehmen die Pferde, und während ihre Gebieter dem Gottesdienste beiwohnen, machen diese andern Ankömmlingen ihres Volkes Besuche, erneuern alte Bekanntschaften, und ahmen ihren Herren in der Art, sich anzureden und zu begrüßen, auf das pünktlichste nach. Nach beendigter Kirche werden Strohmatten auf dem Rasen ausgebreitet, Erfrischungen aufgestellt, und nach kurzer Libation eilen die Männer zu ihren Pferden, indeß die Frauenzimmer sich auf einer Stelle lagern, um den beginnenden Reitübungen zuzusehen. Diese bestehen in geschickten Wendungen, im Wettlaufe und in der Ausführung künstlicher Figuren, den in Europa üblichen Caroussels ähnlich. Bei dieser Gelegenheit entfaltet der Mineiro ine bewunderungswürdige Gewandtheit, eine treffliche Führung des Pferdes und die Sicherheit eines geübten Reiters. Sitz, Haltung und Kleidung des Reiters, und Zäumung des Pferdes erinnern an längst vergangene Jahrhunderte; die schöne, hochgewachsene und schlanke Gestalt des Mineiro, der Ernst seines wohlgebildeten männlichen Gesichtes, welcher ihn selbst bei seinen Spielen nicht verläßt, erhöhen die Feierlichkeit dieses schönen Schauspiels, welches so lange fortgesetzt wird bis die scheidende Sonne zum Aufbruche mahnt. Während den Pferden kurze Rast gegönnt wird, beeilen sich jene Familien, deren Besitzungen zunächst liegen, die entfernt Wohnenden für die Dauer der Nacht unter ihr gastliches Dach zu laden, und bald darauf zerstreut sich die Versammlung mit derselben feierlichen Ruhe, als wie sie angekommen war. In Hause angelangt, wird nun Wochen lang von diesem Feste gesprochen. Nicht weniger wichtig für die Familie ist die Ankunft eines Fremden in ihrer Mitte, welcher stets ein willkommener Gast ist, wenn er sich in die Sitten des Landes fügt, und das Zutrauen seines Wirthes zu erwerben weiß. Auf europäische Unterhaltung darf er nicht rechnen, überhaupt muß er in dem einfachen Kreise einer brasilianischen Familie nicht die Unterhaltung begehren, auf welche er in den gebildeten Zirkeln seines Vaterlandes rechnen konnte: nichts desto weniger glaube man ja nicht, unter wilde Menschen zu gerathen. Die Brasilianer sind von Natur nicht alberner, als wir, aber ihr Geist hat andere Eindrücke und einen ganz anderen Anstrich erhalten; daher denken, vernünfteln und handeln sie ganz anders, als der gebildete Europäer, den sie in mancher Hinsicht, besonders was körperliche Uebungen und jenen Instinkt betrifft, der den Naturmenschen in Ueberwindung von Mühseligkeiten und Gefahren besonders auszeichnet, weit übertreffen.

In diesem Bilde des Charakters, der Sitten und Gebräuche der Einwohner von Minas Geraes glaubt man auch jene der übrigen Bewohner der südlichen Hälfte Brasiliens geschildert zu haben. Die, den nördlichen, dem Aequator zunächst liegenden Provinzen unterscheiden sich in mancher Hinsicht in ihren Charakterzügen von ihren südlichen Landsleuten, und fast möchte man glauben, daß die Hitze des Klima's denselben Einfluß auf sie ausübt, wie das heißere Klima auf die Bewohner des südlichen Europa's. Sie sind darum leidenschaftlich, rachsüchtig, häufig treulos, zur Empörung geneigt, in ihren religiösen Ansichten bigott, und in ihren häuslichen Verrichtungen und Arbeiten träge.

Das Hospital von Abusabel.

Dem Berichte des französischen Generalkonsuls, Herrn Mimaut in Alexandrien, an Herrn Jomard, über die Fortschritte der Civilisation in Aegypten, den wir unsern Lesern in Nro. 250 des Auslands vom vorigen Jahre bereits mittheilten, ist nun ein zweiter vom 21 Januar d. J. gefolgt, der folgende nähere Angaben über das von dem französischen Arzt Dr. Clot *) gegründete Hospital von Abusabel, nebst der mit diesem verbundenen medizinisch-chirurgischen Lehranstalt enthält:

Das Hospital von Abusabel ist vorzugsweise zu Aufnahme von Kranken aus der Armee bestimmt, doch gestattet die Regierung auch jenen Nichtmilitärs den Zutritt, die entweder von schweren Krankheiten befallen sind oder deren Zustand eine chirurgische Operation nöthig macht. Leidende aller Art werden aufgenommen, doch sind die Krankheiten nicht so mannichfaltig als in Europa; die gewöhnlich vorkommenden Fälle sind Krankheiten der Verdauungskanäle, der Haut, der Augen, Syphilis und nur sehr wenige Brustkrankheiten, die nur Pleuresis sind. In einem Zeitraum von sechs Jahren kamen dem Dr. Clot nur drei Fälle von Phthisis vor, und nicht ein einziger von innerer Aneurose.

Was die chirurgischen Operationen betrifft, so zählt dieser geschickte Praktiker binnen 6 Jahren 60 Steinschnitte, an denen nur drei Personen starben, 16 Amputationen, von denen nur Eine mißglückte, und diese war eine Schenkelauslösung, eine große Menge Wasserbrüche und viele außergewöhnliche Operationen. Der Tetanus macht weder Wunden noch Operationen gefährlich, und die Heilung geht gewöhnlich schnell vor sich. Einrichtung und Ordnung sind sowohl hinsichtlich der Verwaltung, als auch des Gesundheitsdienstes, beinahe dieselben wie in den französischen Militärspitälern. Der medizinische Unterricht wird ebenfalls nach diesem Muster ertheilt. Der medizinischen und pharmaceutischen Zöglinge sind gegenwär-

*) Dr. Clot hat zur Belohnung seiner ausgezeichneten Verdienste, und besonders seines muthigen und menschenfreundlichen Beistandes, den er, während die Cholera in Aegypten wüthete, leistete, vom Vicekönig die Würde und die Insignien eines Bey's erhalten.

tig 500, sämmtlich arabische Muselmänner; sie wohnen im Gebäude der Anstalt, und werden von der Regierung bezahlt, genährt und gekleidet. Diese Schule ist besonders zu Bildung von Militärärzten bestimmt, indeß ist die Absicht des Vicekönigs, auch die übrige Bevölkerung aus ihr zu versorgen, so bald seine Armee hinreichend versehen seyn wird.

Die Schule von Abusabel trägt viel zur Wohlfahrt und Civilisation der Gegend bei, wo sie entstand. Die Vertheilung von arabischen Aerzten in die verschiedenen Städte der Staaten des Vicekönigs kann, theils wegen der Gesundheitsmaßregeln, die sie unter den Einwohnern einführen werden, theils wegen des Einflusses, den die tröstende Kunst auf Milderung der Sitten und Aufklärung des Verstandes übt, nicht anders als wohlthätig wirken, und die Vermehrung der Bevölkerung befördern, indem man Epidemien zuvorkommt oder sie heilt, die Einwohner an Reinlichkeit gewöhnt, sie von den abergläubischen Mitteln, die sie bis jetzt zu Erhaltung und Herstellung ihrer Gesundheit anwendeten, entwöhnt, und endlich dadurch die Abneigung vertilgt, die ihre Religion ihnen gegen civilisirte Menschen einflößt, da sie es nicht vergessen werden, daß sie diesen solche Wohlthaten verdanken. Dieß sind die segenreichen Resultate, die der Unterricht in der Medizin in diesen Ländern herbeiführen wird, und die sicher zu Verbreitung der Aufklärung und zu Verbesserung der Lage der Menschen führen werden.

Seit dem Verfall der Kalifenherrschaft wurde die Medizin im Orient nicht mehr gepflegt. Man hat zwar die Handschriften einiger berühmten Schriftsteller aufbewahrt, allein sie sind nicht allgemein verständlich, und überdieß war die Medizin dieses Landes nichts als ein roher Empirismus, der mit abergläubischen Mitteln verbunden, ausgeübt wurde. Seit dieser Zeit hatte man keine Spitäler mehr errichtet; das einzige in der Hauptstadt noch bestehende ist das vor fast 600 Jahren von Salaun gegründete Muristan. Es ist nichts mehr als eine alte Ruine, in der man Sieche und Wahnsinnige aufnimmt, die dort eben so schlecht untergebracht als versorgt sind.

Abusabel ist nun das erste Denkmal, das man seit jener Zeit der leidenden Menschheit errichtete. Die Moslemin obgleich geschworne Feinde jeder Neuerung, nahmen seine Gründung doch beifällig auf; sie sehen mit großer Zufriedenheit die Ordnung und Reinlichkeit, die dort herrschen, so wie die Sorgfalt, mit der die Kranken in diesem europäisch eingerichteten Hospital von Europäern behandelt werden. Außer diesem bestehen auch zu Cairo, Alexandrien und an den verschiedenen Orten, wo Soldaten kantonnieren, Militärspitäler; doch sind Dieß nur Häuser oder Kasernen, deren man zu diesem Zweck sich bedient.

Die Errichtung von Civilspitälern würde für ein Volk, das dazu verurtheilt ist, ohne den Beistand der Kunst zu sterben, deren Nutzen sie so sehr fühlen, und zu der sie ein an Bewunderung gränzendes Vertrauen hegen, eine unermeßliche Wohlthat seyn. Sie halten alle Europäer für Aerzte und kommen aus allen Gegenden Aegyptens, ja sogar aus Syrien und Mekka herbei, um die Professoren von Abusabel um Rath zu fragen. Das Studium der Physik und Anatomie hat bei den jungen Zöglingen schon viele Vorurtheile verdrängt, von denen sie beherrscht wurden; da sie durch die eine Aufschluß über die Naturerscheinungen erhielten, und durch die andere sich von der unerläßlichen Nothwendigkeit überzeugten, die Organisation des Menschen durch Anatomie genauer kennen zu lernen, was früher für eine gotteslästerliche Ruchlosigkeit gehalten wurde. Auch die Meteorologie und ihre Erscheinungen sind kein Geheimniß und kein Wunder mehr für sie; sie zergliedern die Leichen ohne Abscheu, und erklären ohne Vorurtheil die verschiedenen Organe des Lebens. Der Unterricht in der französischen Sprache ist für die Zöglinge nicht nur ein Mittel, um ihre Studien durch das Lesen neuer Werke fortzusetzen, sondern er gewährt ihnen auch noch den Vortheil der Kenntniß einer weit verbreiteten Sprache, und knüpft zwischen den Arabern und Franzosen freundschaftliche und nützliche Verbindungen.

Diese Einrichtung lehrt die mohammedanischen Araber die christlichen Europäer als ihre Lehrer verehren, und bereits überzeugen sie sich auch, daß diese Christen, die ihnen einst ein Abscheu waren, ihnen an Kenntniß und Civilisation weit überlegen sind. Das Hospital von Abusabel gewinnt täglich an Ausdehnung; man hat eben ein damit verbundenes großes Lokal vollendet, das zu einer Veterinärschule bestimmt ist. Diese Schule, welche bereits 50 Zöglinge zählt, wird von Herrn Hamont, Veterinärarzt der Schule von Alfort, geleitet, dessen Talente und Thätigkeit ihr einen günstigen Erfolg verbürgen. Sie wird den Zöglingen der medizinisch-chirurgischen Schule überdieß noch den Vortheil verschaffen, sich mit der vergleichenden Anatomie beschäftigen, und ihre physiologischen Studien, durch Versuche an Thieren, vervollständigen zu können.

Unabhängig von den eben angeführten Spitälern, die von der Landesregierung unterhalten werden, besteht zu Alexandrien noch ein Civilspital für kranke Europäer aller Nationen und Religionen. Diese Wohlthätigkeitsanstalt wird durch jährliche Subscriptionen, freiwillige Beiträge und durch Unterstützungen mehrerer europäischen Regierungen, die von den Consuln vermittelt werden, unterhalten. Von der Generalversammlung der Beisteuernden wird jedes Jahr unter den Consuln ein Präsident der Verwaltung und ein Kassier, dann noch sechs Deputirte und ein Arzt gewählt.

Vermischte Nachrichten.

Börne's „Briefe aus Paris" sind durch Herrn Guiran ins Französische übersetzt worden. Die französischen Journale können sich nicht genug wundern über diesen exotischen Humoristen, wiewohl sie ihn bei Weitem besser begreifen, als manche unsrer deutschen Zeitungen, die gegen Börne als einen neuen Marat und Sansculotte mit einer wahrhaft lächerlichen Emphase zu Feld gezogen sind, ohne zu bemerken, daß sie es mit den Proteusgestalten eines Humors zu thun hatten, der, jeden Augenblick sich verwandelnd, ihrer ungeschickten Streiche spottete. Den Franzosen sind die zahlreichen Widersprüche in den politischen Ansichten Börne's nicht entgangen, obgleich sie sie ebenfalls nicht zu erklären wissen. „Wenn die Deutschen," bemerkt hiezu ein Journal, „so dumme, so pferdemäßig dumme und philisteriöse Lampenputzer sind, wie Börne in seinem patriotischen Zorne auf sie loswettert: wie kann er denn für sie atheniensische Konstitutionen verlangen?" — „Börne," bemerkt dasselbe Journal ferner, „ist ein Schriftsteller, der vom Kopf bis zum Fuß aus lauter Figuren besteht; er spricht in nichts als Metaphern und Metonymien, bald in edlen, bald in burlesken, bald in erhabenen, bald in platten, bald in furchtbaren, bald in anmuthigen, bald in traurigen, bald in lustigen; es ist eine fortgesetzte Metamorphose; ein maskirter Ball von Worten." — Kurz, er ist, was wir auf Deutsch einen politischen Humoristen heißen.

•

Der Kapitän Dundas Robertson, von der englischen Armee in Bombay, hat der asiatischen Gesellschaft in London eine kolorirte Zeichnung des in Indien jetzt sehr üblichen Schastrispiels zugesendet, das sich, wie es scheint, auf ein tiefes Studium der indischen Metaphysik gründet. Das Schachbrett ist in eine gewisse Anzahl Vierecke abgetheilt, von denen jedes das theologische System eines indischen Philosophen darstellen soll. Der Gang des Spieles richtet sich nach den verschiedenen Methoden, welche die indischen Theologen als die geeignetsten zur Erlangung der himmlischen Glückseligkeit vorgeschlagen haben. Es enthält zwei Himmel und eben so viele Höllen. Der große Himmel oder „Muc'scha" ist eigentlich das göttliche Wesen selbst, zu dem die Seelen der Frommen auf zwei Wegen gelangen, auf einem sehr kurzen, „Kapila" genannt, und auf einem sehr langen, „Pabanjali." Dieses Spiel, das man mit Würfeln und Brettsteinen spielt, ist abermals ein Beispiel von der seit undenklichen Zeiten unter den Hindu üblichen Gewohnheit, mit ihren Spielen philosophische Ideen zu verbinden. Das hier erwähnte trägt seinen Namen von seinem Erfinder „Trivingally Acharya Schastri."

•

In dem Invalidenhotel zu Morano in der Nähe von Venedig starb jüngst ein alter Soldat, Namens Johann Ehlossick, in seinem 117 Jahre. In seinem 18 Jahre trat er als Pfeifer in das österreichische Regiment Staremberg. Unter Karl VI diente er gegen die Türken in Ungarn und unter Maria Theresia gegen die Preußen und Franzosen, und in den niederländischen Feldzügen. Später nahm er bei der Republik Venedig Dienste und machte mehrere Expeditionen gegen die Türken mit. Im Jahre 1797 wurde er im Invalidenhospital zu Morano aufgenommen, wo er bis zu seinem Tode blieb. Sein Vater erreichte gleichfalls das hohe Alter von 105 Jahren und sein Oheim väterlicher Seite wurde 107 Jahre alt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 89. 29 März 1832.

Literatur und literarische Gesellschaften in Island.

Literarische Gesellschaften in Island! wird man verwundert ausrufen. Literatur, in dem Lande des ewigen Eises und der ewigen Stürme, auf einem Eilande, das wie der äußerste Markstein organischer Schöpfung in den Ocean geworfen ist! Literarische Gesellschaften in einem Lande, dessen Hauptstadt zweihundert Einwohner zählt, und das keine Stadt mit nur der Hälfte dieser Bevölkerung aufzuweisen hat! Wie mächtig müssen die Schwingen der Civilisation seyn, die bis dorthin vorzudringen vermochten! Wie warm und lebendig mußte der soziale Trieb in Menschenherzen wirken, um in einem solchen und so dürftig bevölkerten Lande Gesellschaften entstehen zu lassen! Wenig nur hat die Natur für dieses merkwürdige Eiland gethan. In das Eismeer setzte sie, wie eine grausame Mutter, dieses verstoßene Kind aus. Wohl gab es eine Zeit, wo Pflanzenwuchs den Boden der wilden Landschaften Islands bedeckte, wo die Wälder widerhallten von dem Gesang der Skalden. Aber erstorben ist die Vegetation, und die Gesänge sind verstummt. Wohl gab es eine Zeit, wo die Häuptlinge und Krieger dieser Insel mit ihren kühnen Schiffen selbst bis in's mittelländische Meer hinabfuhren, wo sie Dichtkunst, Schifffahrt und Seekrieg den südlichen Völkern lehrten. Aber wer hört jetzt von Island?

Und doch ist Island nicht völlig vergessen worden. Eine Reihe interessanter Werke erschienen über Europa's „Ultima Thule" und so soll hier der Versuch gemacht werden, über die Literatur dieser Insel bis auf die neueste Zeit einen Ueberblick zu geben, dem die eigenthümliche geographische Lage Island's nicht wenig Interesse leihen dürfte. Denn wie merkwürdig ist nicht schon diese Eisinsel selbst mit ihren ewigen Vulkanen, ihren furchtbaren Erdbeben und ihrer von Tag zu Tag mehr zusammenschwindenden Bevölkerung? Es ist noch nicht lange her, als Island noch zum wenigsten hunderttausend Einwohner zählte, die gegenwärtig durch verheerende Seuchen bis über die Hälfte zusammengeschmolzen sind. Im Jahre 1783 wurde es von einem Erdbeben erschüttert, dem furchtbarsten vielleicht, dessen die Geschichte erwähnt. Lavaströme wälzten sich von den Bergen herab und verschlangen in ihrer glühenden Strömung Alles, was ihnen im Wege stand. Es erfolgte eine Pest und Hungersnoth, die 3366 Einwohner, 28,000 Pferde und 20,000 Stücke Hornvieh wegraffte. Die Isländer sind entweder Hirten oder Fischer; das rauhe Klima macht alle andern landwirthschaftlichen Bemühungen fruchtlos. Das Brod ist so selten, daß man wenige Bauern findet, die mehr als drei oder vier Monate im Jahre welches zu essen haben. Auf dem weiten Raum ihrer Insel zerstreut leben sie fern von einander in ihren Hütten und Maierhöfen. Erst im Jahre 1787 sammelte sich ein Theil der Bevölkerung, um zwei Städte zu bilden, wenn man so zwei Ortschaften nennen kann, in denen einige hundert Menschen etwas näher zusammen wohnen. Sie heißen Reikjávik (Reikevig) und Eyafjördur (Oefiord). Die Hälfte ihrer Einwohner besteht noch dazu aus Dänen. Es gibt unter ihnen einige wenige Kaufleute und Handwerker, und einige Beamte der dänischen Regierung, die theils isländischer, theils dänischer Abkunft sind. Die übrige Bevölkerung der Insel besteht aus Eingebornen, deren Erziehung und Unterricht im Hause vor sich geht, mit Ausnahme einiger Geistlichen und Rechtsgelehrten, deren Einkünfte äußerst unbedeutend sind. Nur wenige von den Kirchendienern haben ihr Heimathland verlassen, die übrigen vollenden ihre Studien auf den Schulen von Skalholt und Holum, wo bis auf die neueste Zeit noch Unterricht in Theologie, Philosophie, Geschichte, Geographie und Mathematik ertheilt wird. Einige begeben sich nach Kopenhagen, um sich völlig auszubilden; der größte Theil derselben aber bleibt auf dem heimathlichen Boden, um die wenigen Beschäftigungen zu treiben, die das tägliche Brod geben, was ihnen in diesem eisbedeckten und stürmischen Lande freilich sparsam genug zugemessen ist. Doch haben die Wissenschaften der einsamen Insel ihre Tröstungen nicht versagt. Zwar ist die Zahl der Männer, die sich mit der Kultur des geistigen Gebietes beschäftigten, nur gering; aber diese Wenigen haben das Licht der Erkenntniß, wie ein heiliges Feuer, mit treuer Sorgfalt genährt.

(Fortsetzung folgt.)

Portugal in der neuesten Zeit.

(Fortsetzung.)

Die konstitutionellen Kammern waren gesetzwidrig aufgelöst, und die alten Cortes des Landes durch ein königliches Ausschreiben zusammenberufen worden, das den verschiedenen Präsidenten der Wahlkollegien anbefahl, „alle Stimmen zurückzuweisen, und alle Personen als meineidig zu betrachten, die sich für Menschen auszusprechen wagen sollten, die wegen ihrer politischen Meinungen als

Feinde der wahren Prinzipien der Legitimität und als Freunde neuer Institutionen bekannt seyen." Zugleich wurden die Präsidenten angewiesen, „nur die Wahlen solcher zu gestatten, die den Dienst Gottes und des Thrones stets im Auge behielten." *) Die so gewählten Cortes wurden eiligst versammelt, und beschlossen, wie sich denken läßt, daß Altar und Thron nur durch Don Miguels Usurpation zu retten seyen. Der Regent konnte unmöglich einer so kräftigen Anforderung an sein Pflichtgefühl widerstehen und nahm die Krone an, die er für einen Andern zu bewahren geschworen hatte. Dieß war die Bahn, welche Don Miguel einschlug, um durch eine Fortsetzung von Wortbruch und Heuchelei, wie kaum die Geschichte ihres Gleichen kennt, auf den Thron zu gelangen. Die auswärtigen Gesandten brachen sogleich alle Verbindungen mit dem portugiesischen Hofe ab, und „dieser grausame, feige, hinterlistige und verrätherische Prinz" (wie er auf der Tribüne des englischen Parlamentes genannt wurde) fiel in den Bann der civilisirten Welt.

Es läßt sich denken, daß eine auf solchem Wege erworbene Krone nicht mit viel besserer Mäßigung getragen werden kann. Die Wahlen waren durch Ausschluß der loyal gesinnten Bürger, durch Einschüchterung der Schwachen, und durch die Stimmen einer despotischen Faktion, die sich auf einen wüthenden Pöbel stützte, durchgesetzt worden. Dieselben Mittel wurden angewendet, die so übel errungene Macht aufrecht zu halten. Alle Offiziere und Beamten vom höchsten bis zum niedersten Rang behielten ihre Stellen nur, wenn sie unbedingt in den Ruf einstimmten: es lebe der absolute König Don Miguel! Der Pöbel, die Soldaten und die Gesetze wurden seine dienstfertigen Werkzeuge. Denunziation, Proscription, Einkerkerung, Konfiskation, Verbannung, Transportation und Tod bildeten die Stützen des neuen Thrones. Endlich zogen die englischen Truppen, die durch ihre unheilvolle Gegenwart Don Miguel behülflich gewesen waren, seine Macht zu befestigen, ab, gerade als ihr verlängerter Aufenthalt vielleicht noch im Stande gewesen wäre, diesem Systeme von Plünderung, Schrecken und Tyrannei, das jetzt gegen die treuen Anhänger ihres rechtmäßigen Monarchen begann, Einhalt zu thun. Hiezu wurde ein Heer royalistischer Freiwilliger, Polizeispione und Satelliten aus Leuten von den untersten Volksklassen im ganzen Lande organisirt. Es beläuft sich dasselbe auf 30,000 Mann, die nur in ihren Bezirken und für die besondere Vertheidigung Don Miguels und der Religion Dienst thun. Die Regierung gibt ihnen Waffen und Kleidung; für ihren Unterhalt müssen sie jedoch selbst sorgen. Sold empfangen sie keinen; dagegen können sie sich als Preis ihrer Ungerechtigkeiten einen Blut- und Thränensold verdienen. Die englischen Parlamentspapiere vom Jahre 1828 enthalten die Berichte des englischen Konsuls Matthews aus Lissabon, worin es unter Anderm heißt: „Man würde ihm kaum Glauben beimessen, wenn er das System von Erpressungen schildern wollte, die sich diese Polizeiagenten im ganzen Lande erlauben, indem sie die reichsten Leute ihres Bezirkes brandschatzen." — „Diese unbeschreiblichen Verfolgungen," fügt er hinzu, „diese täglichen Einkerkerungen in Lissabon, diese Lähmung aller Geschäfte und alles Handels, sind von einer Art, daß man sich nicht genug wundern kann, wie eine solche Unterdrückung ertragen zu werden vermag." Diese royalistischen Freiwilligen waren in der That die eigentlichen Herren im Lande, und das Schicksal eines jeden, auch des angesehensten oder unbescholtensten Mannes war in ihre Hände gegeben; denn nur zwei von ihnen brauchten vor Gericht eidlich zu erhärten, daß sie ihn einer konstitutionellen oder freimaurerischen Tendenz verdächtig hielten, so warf man ihn in ein Gefängniß, wo er Hungers sterben konnte, wenn er arm war; denn die Gefangenen erhalten weder Kleidung noch Nahrung, und haben keine weitere Vergünstigung, als täglich von einer Schaar Soldaten in den Straßen herumgeführt zu werden, um zu betteln, und wehe Dem, der ihnen ein Almosen zu geben wagte! So müßten sie also in ihrem Gefängniß umkommen, wenn ihnen nicht bisweilen aus den Ueberbleibseln der Hospitäler in der Stadt oder von dem Mitleiden ihrer reicheren Gefängnißgenossen Etwas zufiele. Alle Gefangenen sind ohne Unterschied in schmutzige Höfe zusammengesperrt, Diebe, Mörder, feile Dirnen und Konstitutionelle; und nicht selten werden letztere von dem Abschaum der bürgerlichen Gesellschaft mißhandelt, um sich die Gunst der Behörden zu gewinnen. Durch Geld kann man zwar zuweilen ein abgesondertes Gefängniß erlangen, allein auch hier werden die Personen, die einer solchen Vergünstigung genießen, ohne Unterschied zusammengesperrt. Zwei angesehene Frauen, die Gemahlin und die Schwester eines ausgewanderten portugiesischen Edelmanns, waren so auf eine Denunziation, monatelang, ohne einen Schatten von Beweis, in ein solches abgesondertes Gefängniß mit zwei feilen Dirnen und andern Leuten dieses Schlages eingesperrt, die sich einen Zeitvertreib daraus machten, sie zu verhöhnen und zu mißhandeln. Ein ehrenwerther Kaufmann zu St. Ubes, Eigenthümer mehrerer Schiffe, lag fünf Monate im Gefängnisse, weil zwei seiner Dienstboten vor Gericht es beschworen hatten, daß sie gesehen, wie er jede Nacht um zwölf Uhr aufgestanden, und ein Kruzifix mit Füßen getreten. Durch die kräftige Verwendung einiger Freunde kam er endlich wieder los, da er aber hörte, daß eine zweite Denunziation gegen ihn im Werke sey, so entfloh er weislich nach Irland, froh noch mit der Konfiskation seines Vermögens davon gekommen zu seyn. Diese zwei Beispiele unter Tausenden mögen hinreichen, einen Begriff von den Leiden dieses unglücklichen Landes zu geben. Die Konfiskationen füllen Don Miguels Schatzkammer, und reizen natürlich um so mehr sein Gelüste nach dieser leichten Art des Erwerbs. Man darf gegenwärtig 50,000 Portugiesen annehmen, die in Europa verbannt und heimathlos im Elend umherirren, und Hab und Gut eingebüßt haben. Don Miguel übergibt die Verwaltung der eingezogenen Güter gewöhnlich einem seiner Lieblinge, der dann außer dem Beutel seines Herren auch den seinigen zu füllen nicht versäumt. Während eine Menge Portugiesen, wie schon gesagt, in den allgemeinen Gefängnissen auf einander gedrängt liegen, schmachten andere in einsamen, unterirdischen Kerkern, bis der Tod sie daraus erlöst. Andere werden auf ferne Festungen geschleppt, und auch ihre Freunde und Verwandte können ihren Aufenthalt nicht erfragen. Man darf annehmen, daß 7 bis 8000 Portugiesen in den Gefängnissen liegen, während die Hälfte dieser Zahl unstät als Flüchtlinge im Lande umherirrt, von ihren Freunden verborgen gehalten, oder in Höhlen und Wäldern versteckt, oder in Verkleidung

*) Ausschreiben Don Miguels am 6 Mai 1828.

jeden Morgen in Ungewißheit, ob sie nicht noch vor dem Abende schon in einem Kerker liegen. Zu diesen Unglücklichen muß man noch gegen 20,000 Menschen zählen, die als verdächtig unter Aufsicht gestellt sind, und daher keinen Augenblick sicher sind, gleichfalls in den Kerker wandern zu müssen. Gegen 3000 Andere wurden nach dem tödtlichen Himmelsstrich Afrika's transportirt, wo sie entweder schon von Seuchen aufgerieben sind, oder als Missethäter Kolonialsklaven und Soldaten abgeben müssen. So hat man eine Zahl von 80 bis 90,000 Menschen, die ins Unglück gestürzt worden sind, und wenn man die Thränen und das Elend der Tausende erwägt, die mit jenen unglücklich wurden, so muß man allerdings ein wenig an den Tugenden jenes Don Miguel zweifeln, von dem ein Korrespondent des Lords Londonderry *) sagt: „daß mehr gegen ihn gesündigt worden, als er gesündigt, daß er ein Mann sey voll Güte und Herablassung, einfach, dem Landleben und ländlichen Beschäftigungen ergeben, und nicht sonderlich wegen seiner Selbsterhaltung auf der Hut.“ Und doch hat dieser gutmüthige Mann einige hundert Menschen auf das Schaffot schleppen lassen, während ihre Freunde und Verwandten barfuß, und in dem Verbrechergewand des San Benito der Hinrichtung beiwohnen mußten. Diese Hinrichtungen werden mit aller möglichen Grausamkeit vollzogen. Die Gefängnisse in Lissabon sind sehr weit vom Hinrichtungsplatze entfernt, und da die Verurtheilten vor jeder Betkapelle Halt machen müssen, so dauert der Zug gewöhnlich von acht Uhr Morgens bis Mittag, bevor er an Ort und Stelle gelangt. Jeder Gefangener wird baarfuß, im San Benito, und von zwei Mönchen begleitet, hinausgeführt, die ihn unaufhörlich ermahnen, die Gerechtigkeit seiner Bestrafung anzuerkennen. Der englische Konsul Matthews beschreibt eine solche Hinrichtung im März 1829 mit folgenden Worten: **) „Gestern wurden folgende fünf Individuen gehangen, und ihre Köpfe stecken noch an einem der besuchtesten Plätze der Stadt, zum Schrecken der Einwohner, auf Stangen. Der Brigadegeneral Moreira, Lieutenant Ferreira Braga, Lieutenant Velez Barreiros, sonst Perestrello genannt, der Kadet Scarnichie und der Seekadet Chaby. Der Sohn Moreira's mußte der Hinrichtung beiwohnen, und den Kopf seines Vaters abhauen und aufspießen sehen, auch dreimal um denselben herumgehen. Seine Mutter ist seitdem vor Gram gestorben, und der Vater von einem der Unglücklichen, der erst sechzehn Jahre zählte, hat sich selbst entleibt.“ — Der eigentliche Druck dieses eisernen Despotismus lastet auf dem Mittelstande. Der Adel huldigt größtentheils aus Servilität, oder um Leben und Vermögen zu retten, der Tyrannei, deren kräftigste Stütze der Pöbel ist. Die Richter sind eingeschüchtert, bestochen oder abgesetzt; die redlicheren Advokaten wagen nicht, ihre Pflicht zu erfüllen, und die Harpyien der Gesetze, mästen sich von Angebereien, Vermögenseinziehungen oder Sequestrationen. So bleibt dem Mittelstande nichts übrig, als in Geduld der Stunde der Vergeltung entgegen zu harren, und hoffen darf man, daß sie nicht lange mehr ausbleiben wird.

*) Der Brigadegeneral Sir John Campbell an Lord Londonderry, in Parlamentspapieren.

**) Parlamentspapiere S. 1[illegible].

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Nachrichten über Celebes.

Celebes ist einer der interessantesten und zugleich am wenigsten bekannten Theile der Welt. Erst seit kurzer Zeit fängt diese große Insel an wegen der Zunahme ihres Handels, und der Ausbreitung des europäischen Einflusses über Austral-Asien etwas mehr besucht zu werden; aber es wird wohl keine lange Reihe von Jahren vergehen, bis wir europäische und amerikanische Faktoreien auf den Küsten entstehen sehen werden, die sich des Goldhandels aus dem Innern zu bemächtigen suchen werden, und ohne Zweifel wird sie nach und nach in die Hände derselben übergehen. Es sind kürzlich in den Zeitungen von Singapur Nachrichten über einen Theil der Insel erschienen, die ein englischer Kaufmann Dalton auf seinen Handelsreisen besucht hat; sie geben eine Idee von der Wichtigkeit, die dieses große und von der Natur glücklich begabte Land einst haben kann; und es folgen daher hier einige Auszüge aus den erwähnten Mittheilungen.

Mamudschu ist ein beträchtlicher Ort auf der Westküste von Celebes, es liegt auf einer Küste, welche einen vollkommenen Gegensatz zu der entgegengesetzten niedern und flachen Küste von Borneo bildet; sie ist so steil und abgerissen, als man sich nur denken kann, und man sieht die Gebirgsküste von Celebes bis auf 100 englische Meilen in der See. Wenn man sich dem Ufer nähert, so sieht man das Gebirge überall mit Lichtern besetzt, welche aus den Hütten der Diaks hervorleuchten, da diese die Gewohnheit haben, die Nacht über Lichter brennen zu lassen. Diese Menschenrace, die die Bewohner des Innern bildet, hat die größte Aehnlichkeit mit dem gleichnamigen Stamm in Borneo, und ihre Konstitution und Gebräuche sind vollkommen dieselben, ausgenommen, daß sie etwas kleiner sind, und weniger wild aussehen als die Bornesen. Ihre wenigen Kleidungsstücke sind vollkommen dieselben, sie haben dieselbe Vorliebe für Glasperlen, und tragen sie auf dieselbe Weise; und dieselbe besondre Art, welche im Innern von Borneo vorgezogen wird, ist auch hier am beliebtesten. Beide Stämme essen Schweine, Affen, kurz alle Arten von Thieren, und haben dieselbe charakteristische Art ihnen den Kopf abzuschneiden; ebenso sind ihre Waffen dieselben. Hier in Celebes nähren sie sich fast ausschließlich von Sago, welche nahrhafte Speise ihnen die Natur im größten Ueberfluß darbietet, und wovon sie, was sie nicht selbst verzehren, zusammt mit Kokosnüssen an die Küste bringen, um dagegen Salz einzutauschen, das einzige Lebensbedürfniß, das sie nicht selbst besitzen. Die Häuptlinge an der Küste treiben ein Monopol mit dem Sago, den sie um wenig Salz, oder um einige Glasperlen erhandeln. Der Radschah von Mamudschu pflegt für 720 Pf. Sago 1 Rupie zu bezahlen, schickt ihn dann nach Bontowan, und in andere Häfen von Mandhar, wo er dasselbe Gewicht Sago um 12 Rupien verkauft. Viele dieser armen Leute können sich nicht einmal einen Topf erwerben, ihren Sago darin zu rösten, und bedienen sich eines flachen Steines dazu, aber trotz dieser elenden Lebensart, und ihres Aufenthalts auf kahlen Gebirgen, fast ohne ein Dach gegen Regen, sind sie ein starker und schöner Menschenschlag, und in Symmetrie den Diaks von Borneo gleich, deren viele wahre Muster für einen Bildhauer sind, bei weitem die schönsten Menschen, die ich irgendwo gesehen habe. Sie sind nicht so blutgierig als ihre Brüder in Borneo, wenigstens nicht die Küstenbewohner, aber östlich und im Inneren des Landes sind sie wieder wilder, wie ich bei allen Bewohnern von Gegenden bemerkt habe, die reich an Gold oder Diamanten sind, und hier ist Ueberfluß von Gold.

Der Landstrich der dem Radschah von Mamudschu gehört, ist sehr ausgedehnt, aber die Küste, die dazu gehört, beträgt nur etwa 25 englische Meilen. Das Land bringt nichts als Sago, Kokosnüsse, Bambus und andere unbedeutende Artikel hervor. Allein der Radschah besitzt einen andern bedeutenden Landstrich gegen Südosten, wo viel Gold gefunden wird. Nach den zuverlässigsten Nachrichten zieht er von dort jährlich 400 Unzen, könnte aber leicht bis auf 2000 erhalten, wenn das Goldsuchen thätiger betrieben würde. Zwar hat er Brüder, welche auch Provinzen besitzen, und von denen einer, ein kluger und thätiger Mann, jährlich 500 Unzen Gold erhebt. Mamudschu ist ein beträchtlicher Ort, der mindestens 2500 Familien enthält, einige minder bedeutende liegen an der Küste hin. Das Volk ist über allen Begriff arm, und die reichsten aus seiner Mitte leben schlechter als die ärmsten anderer Völker. Die Küste bringt keinen Reiß hervor, er ist daher ein Luxusartikel, der meistens von Kylie kommt, das mehr als 200 englische Meilen entfernt liegt; er ist größtentheils von schlechter Qualität, und dennoch vermögen nur wenige ihn zu kaufen, etwa

der zehnte Theil der Familien. In dem Hause, das ich bewohnte, und das eines der reichsten des Landes war, aß Niemand Reiß als der Hausherr, seine Frau und ihre Tochter, und auch sie nur sehr mäßig; täglich wurde nur so viel Reiß ausgegeben, als für die Konsumtion des Tags bestimmt war. Wenn bisweilen ein Schiff mit besserem Reiß von Paßier oder Koti herkommt, so kann es seine Ladung nur verkaufen, wenn es den Preis so nieder hält, als der des schlechten Kyliereißes, weil der Preis und nicht die Qualität der Hauptpunkt ist. Alle übrigen Einwohner leben von grobem Sago, der im Ueberfluß wächst.

Die Sagowälder liegen einige Meilen südlich und südöstlich von Mamudschu, und dehnen sich aus, so weit das Auge reicht, sie gehören den Radschah's, die sie an Bugi's *) und die reicheren Küstenbewohner verpachten, welche sich der Diaks bedienen, den Sago für sie einzusammeln, wofür sie sie mit ihren kleinen Bedürfnissen wie Salz, Tabak, Zucker und Glasperlen versehen, und ihnen erlauben Sago nach ihrem Bedürfniß für sich zu nehmen. Der Sago wächst in sumpfigen Bergthälern, nie auf dem Gebirge selbst. Ein Sagobaum fängt im achten Jahre an Sago zu geben, bis zum zweiunddreißigsten, wo er von oben ab verfault. Ein zehnjähriger Baum ist etwa 27 Fuß hoch, und 5 — 8 Fuß im Umfang, und gibt alle 2 Monate Sago, und desto mehr, je öfter er ausgeschnitten wird, was gewöhnlich geschieht, wenn die eßbare Substanz 3 — 5 Zoll dick ist.

Neben dem Sago leben die Küstenbewohner von Schalthieren, die sie bei der Ebbe aufsuchen, besonders nach den hohen Fluthen im Frühjahr läßt die Ebbe einen Strich von 2 — 3 englischen Meilen trocken, auf den sich die ganze Bevölkerung, besonders alle Weiber und Kinder, wirft, die liegengebliebenen Schalthiere und Mollusken zu fangen. Wenn sie Fische fangen, so werden sie an die Radschahs und die reicheren Bugis verkauft, da sie selbst zu arm sind, sich diesen Luxus zu erlauben.

Die Bedürfnisse der Bewohner auf diesem Theil der Küste von Celebes beschränken sich auf Salz und Tabak; jenes erhalten sie von Macassar, diesen von Kylie, und ihr ganzes Leben geht darüber hin, sich diese Artikel zu verschaffen, zugleich mit Reiß und Zucker für festliche Gelegenheiten, wie Heirathen, Geburt eines Kindes u. s. w. Und so weit kann es jeder von ihnen bringen, denn außer den Kokosnüssen, die sie um ihre Häuser ziehen, und verkaufen, haben sie noch eine Erwerbsquelle in den baumwollenen Gewändern, die sie von ihren Weibern und Kindern weben lassen. Zwei Personen sind hinreichend in Einem Monat ein Stück zu weben, das sie um 4 Rupien verkaufen, die Baumwolle dazu kostet eine halbe Rupie. Der Rest ist Gewinn, und wäre hinreichend zur Erhaltung der Familie, wenn nicht der Hausherr ihn verspielte, was ihre große Leidenschaft ist. Die Familie in deren Hause ich wohnte, hatte 14 weibliche Sklaven, die beständig von Tagesanbruch bis Nachts um 11 Uhr an dieser Arbeit beschäftigt waren, und oft die ganze Nacht hindurch arbeiteten.

Der Radschah und seine Brüder rauchen beständig Opium, keiner von ihnen ist mehr als 26 Jahre alt, sie sind aber in einem Zustand fortwährender Betäubung, und sehen keine Fremden, als wenn sie sich vorher einige Zeit darauf vorbereitet haben; oft blieben sehr dringende Briefe zwei Tage liegen, ehe der Radschah hinlänglich zu sich gekommen war, sie zu beantworten. Zum Glück können nur wenige der reichsten Einwohner Opium bestreiten, sonst würde das ganze Volk rauchen. Es werden in Mamudschu jährlich 5 — 6 Kisten Opium verbraucht, die mit 2000 — 2400 Rupien bezahlt werden. Es leben in Mamudschu außer dem Radschah und seinen Brüdern noch etwa 40 kleinere Radschahs, welche alle Provinzen im Innern besitzen, aber aus verschiedenen Gründen vorziehen, hier beisammen zu leben. Ihre Länder bringen Gold hervor, und sie erhalten genug davon für ihr Bedürfniß, und erheben überdieß in Mamudschu eine Taxe von Jedermann, der nach ihren Besitzungen reisen will, sie beträgt 10 — 20 Prozent der Waaren, und wird immer in Gold bezahlt. Daher jeder dieser Häuptlinge immer große Quantitäten Gold besitzt, und sie leicht und mit Sicherheit vermehren kann. Doch leben sie in nichts besser als die ärmsten aus dem Volk, ausgenommen, daß sie Reiß und Fische essen; sie schlachten nie ein Huhn, oder essen die Eier, wenn sie sie verkaufen können, ihre Kleider sind nicht besser als die ihrer Sklaven, und ihr Gold dient nur zum Ankauf von Opium, Pulver, Flinten, kleinen Kanonen und dgl. Opium kaufen sie nur in kleinen Partien, aber Waffen und Munition so viel, als sie bekommen können. Auch kaufen sie zuweilen blaue und weiße baumwollene Zeuge, die sie in ihre Staaten schicken, und mit einem unendlichen Gewinn verkaufen. Der Handel mit Pulver und Gewehren ist von großer Ausdehnung, und es werden ungeheure Preise dafür bezahlt, bis auf 180 Rupien für 120 Pfund amerikanisches Pulver, Musketen bis auf 30 Rupien; dasselbe ist der Fall auf der ganzen Küste, und es gibt Niemand, der nicht Verbindungen mit Boni oder Macassar hätte, um sich von dort aus versehen zu lassen, weil man dort immer amerikanische Magazine davon findet. Diese Waaren werden mit dem feinsten Gold bezahlt, das zu 50 Rupien per Unze berechnet wird, aber in Singapur 75 Rupien gilt. Einer der Brüder des Radschah versicherte mich, er könne innerhalb 3 Tagen 500,000 Rupien in Goldklumpen bezahlen, wenn ich ihm Musketen, Kanonen aus Palembang, Pulver und fünf Kisten Opium liefern wollte; und im Verlauf eines Jahres könne er sich anheischig machen, eine beliebige Quantität Goldes für ähnliche Waaren zu liefern. Er und seine Brüder seyen im Stande alle Waffen und Munition, die man einführen wolle, zu kaufen, obgleich sie nie mehr Gold sehen lassen, als zu dem Kaufe, der gerade geschlossen worden, nöthig sey. Es ist nicht zu zweifeln, daß sich ungeheure Quantitäten des reinsten Goldes aus dem Innern erhalten ließen, es findet sich in vielen Theilen des Landes im Ueberfluß. Man hält Fremde mit größter Sorgfalt entfernt von denselben, aber die Radschahs hätten nichts zu thun, als sich ihrer Trägheit zu entschlagen, und mit ihren Leuten zu gehen, wenn diese mit dem Einsammeln beschäftigt sind. Es befinden sich in Mamudschu sehr bedeutende Quantitäten von Pulver, von denen nichts im Lande selbst verbraucht, sondern alles auf Schiffen von Kylie und Mandhar an den Küsten hinverschifft wird, und so groß auch die Einfuhr ist, so ist sie doch unter dem Bedürfniß, wie die hohen Preise beweisen. Die meisten dieser Radschahs betrachten das Gold als ein bloßes Mittel Opium für sich, und Waffen und Pulver für ihre Freunde die Bugis, und gegen ihre Feinde die Europäer zu erhalten.

Das Land ist reich an weißen und schwarzen Vogelnestern. Bis jetzt hat man sie nicht zu Markte gebracht, aber die Bugis fangen in diesem Augenblick an sich dieses Handelszweigs zu bemächtigen, sie halten es aber aus verschiedenen Gründen sehr geheim, besonders damit die Holländer in Macassar nicht Lust bekommen möchten, sich einer Gegend zu bemächtigen, in der solche Reichthümer zu haben sind. Diese Furcht ist allgemein auf der ganzen Küste, und ist der Hauptgrund, warum sie ihr Gold nach Singapur und Penang schicken, weil sie wohl wissen, daß ihre Lage sie vor allen Eingriffen der Engländer schützt, aber wenn sie es in Batavia oder Macassar sehen ließen, so fürchten sie die Aufmerksamkeit der habgierigen Holländer auf sich zu ziehen, was der Ruin ihres Landes wäre.

*) Die Bugis sind der intelligenteste und thätigste Menschenschlag auf Borneo und Celebes, und der ganze Handel der Molukken ist in ihren Händen, sie handeln bis Manilla und Singapur, nach China, Cochinchina und Siam. (Ausland S. 235 dieses Jahrganges.)

Vermischte Nachrichten.

Vor unlängst meldeten sich bei dem Armenhause zu St. Denis, zwei achtzigjährige Leute, Mann und Frau, ganz in Lumpen gehüllt und mit allen Spuren der größten Dürftigkeit bezeichnet, zur Aufnahme. Als man sie entkleiden wollte, um ihnen das Gewand des Armenhauses anzulegen, wollten sie durchaus nicht sich von ihren Lumpen trennen, und bei näherer Untersuchung derselben ergab sich, daß darin gegen 17,000 Fr. in Gold und Banknoten verborgen waren. Befragt, wie sie bei einer so großen Geldsumme noch in ein Armenhaus aufgenommen zu werden verlangen könnten, antworteten die guten Leute, sie hätten es nur thun wollen, um zu sparen, da man nicht wissen könne, wie es noch in der Welt gehen werde.

Das englische Hofjournal sagt: „Paganini gestehe, daß er aus England 22,000 Pf. St. mit sich nehme. Paris habe ihm 6000 Pf. eingetragen." — „150,000 Fr. in Paris," ruft der Corsaire hiebei aus, „und in London in zwei Monaten 550,000 Fr. — im Ganzen 700,000 Fr.! Noch acht Konzerte, und er kann Rambouillet kaufen."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 90. 30 März 1832.

Literatur und literarische Gesellschaften in Island.

(Fortsetzung.)

Die gelehrten Gesellschaften, die das Mittelalter entstehen sah, können sich mit keiner dieser Art in unsern Tagen messen, und waren wenig mehr als schwache Versuche des gesellschaftlichen Geistes, der sich erst in spätern Zeiten in vollkräftiger Wirksamkeit entfaltete. Die damals bestehenden Associationen waren entweder Verbindungen von Abkömmlingen desselben Blutes oder religiöse Korporationen. Die norwegischen Ansiedler, die vor der Tyrannei ihres Königs Harold nach dieser unwirthbaren Insel geflüchtet waren, stammten größtentheils in gerader Linie von Königen, Häuptlingen, Helden und Skalden ab, oder waren ihnen nahe verwandt. *) In ihnen lebte der Geist der Klanschaften oder der Stolz auf ihre Abstammung fort, und so bewahrten sie unter sich die Gesänge der Vorzeit auf, in denen die Heldenthaten der alten Söhne Skandinaviens fort erklangen, und die Jugend zum Nacheifer ihrer Vorfahren angespornt wurde. Diese alten Sagen und Gesänge waren es hauptsächlich, in denen Eltern und Lehrer ihre Kinder unterrichteten. Gewöhnlich wurden sie durch mündliche Mittheilungen fortgepflanzt, während Runen auf Holz, Metall, Bein oder Stein, vorzüglich in frühesten Zeiten, nur sparsam angewendet wurden. Manchmal waren sogar dergleichen Ueberlieferungen das ausschließliche Erbe und Vorrecht einzelner Familien, die hiedurch unter sich zu einer besondern Genossenschaft wurden. So war der alte Hallur von Haukadal, ein Landstrich, der nächst dem berühmten Geyser lag, und auf der andern Seite an eine wilde Gebirgsgegend stieß — berühmt durch seine Liebe für diese traditionelle Literatur, und seine Nachkommen Teit, Are, Frode, Gusur und andere bewahrten diesen Ruhm ihres Vorfahren. Von ihnen und Sämund Frode, der die Schule von Odda stiftete, stammt der berühmte Snorre Sturleson, dessen Ruhm sich auch seines Bruders Söhne Olaf Tordsen und Sturla Tordsen theilhaftig machten. Diesen ausgezeichneten Männern verdanken wir die Aufbewahrung der Edda und der merkwürdigsten skandinavischen Sagen. Viele der religiösen Genossenschaften, wie die Mönche, bearbeiteten mit nicht minder günstigem Erfolge dasselbe Feld: unter ihnen erwarben sich hohe Verdienste die Benediktiner des Klosters Thingeyre, vorzüglich dessen Abt Karl und die Mönche Gunlög, Oddur u. a. m.

*) Die 874 ausgewanderten Norweger zerstreuten sich durch viele Lande: über Schottland, die Hebriden, die Orkaden und Shetlandsinseln. Die kühnsten derselben zogen das entlegenere Island vor und waren die ersten Ansiedler der Insel. Sie errichteten hier eine republikanische Regierung, die im Jahre 950 von allen Einwohnern anerkannt wurde. Das Christenthum wurde um das Jahr 1000 eingeführt und im Jahre 1016 allgemein angenommen. Die demokratischen Institutionen Islands hatten eine merkwürdige geistige Entwicklung zur Folge, und retteten die alte skandinavische Sprache, Geschichte, Poesie, Mythologie und Philosophie vom Untergange.

Mit dem Jahre 1264 beginnt für Island eine Zeit langer Finsterniß. Die Eroberung der Insel durch den König von Norwegen hatte eine traurige Wirkung auf den wissenschaftlichen Sinn der Einwohner. Jener Geist der Familiengenossenschaft, von dem oben die Rede war, erlosch fast gänzlich, während die Geistlichkeit in Unwissenheit und Armuth versank. Gleich nachtheilig wirkte diese Eroberung auch auf den Handel des Landes, der ein wenig aufzuleben begonnen hatte. Zu gleicher Zeit schienen auch die Elemente verschworen, das Verderben des unglücklichen Landes zu beschleunigen. Mehrere auf einander folgende Winter von äußerster Strenge, das Treibeis des Nordpols, der Ausbruch neuer Vulkane, und endlich einer Alles verheerenden Pest, suchten nach einander die Insel mit ihren Verwüstungen heim. Eine düstere Wolke von Leiden hing über Island, und als sie schwand, schien die übrig gebliebene Bevölkerung alle Eigenthümlichkeit verloren zu haben, durch die sie sich einst auszeichnete. Die Reformation fand im Jahre 1550 ihren Weg auch nach dem fern entlegenen Thule, wo sie die Klöster stürzte, und hiedurch manch werthvolle Handschrift zu Grunde gehen ließ, deren Verlust Niemand zu hindern oder zu bedauern schien. In der Mitte des folgenden Jahrhunderts wurde das Augenmerk wieder etwas durch Olaf Worms, auf das allzu lang vernachlässigte Island und seine literarischen Ueberreste gelenkt. Seine eifrigen Forschungen fanden Aufmunterung und thätige Unterstützung bei dem Könige von Dänemark, Friedrich III. Unter den dänischen Königen, die mit besonderer Vorliebe sich den Schutz der isländischen Literatur angelegen seyn ließen, verdient der gegenwärtige König Friedrich VI einer ehrenvollen Erwähnung.

Im Jahre 1760 bildete sich in Island eine gelehrte Gesellschaft nach dem Muster derjenigen, wie sie heutzutage in verschiedenen Ländern von Europa bestehen. Allein ihre Arbeiten blieben ein Geheimniß, und sie selbst nannten sich: „Die Unsichtbaren.“ Nur

zwei Mitglieder dieser Gesellschaft sind bekannt geworden: der Rektor der lateinischen Schule von Holum, Hafdar Einarsson, und Sorren Pens, ein dänischer Kaufmann, der sich in Island niedergelassen hatte, und mit edler Liberalität die Herausgabe des von der Gesellschaft beabsichtigten Werkes aus seinen Mitteln zu bestreiten übernahm. Dieses Werk ist der alte „Konungs Skuggsia," (Königsspiegel, Kopenhagen 1768. gr. 4.) von dem Einarsson die lateinische Uebersetzung besorgte, wiewohl das Werk sehr viel auch Johann Erichson verdankt, der es ins Dänische übersetzte und mit vielen Anmerkungen ausstattete. Mit Ausnahme einiger Gesetzbücher ist der Königsspiegel das einzige gedruckte Werk, das von einem Norweger in der alten skandinavischen oder gegenwärtigen isländischen Sprache, als seiner Muttersprache, geschrieben wurde. Der Ursprung dieses in seiner Art einzigen Buches kann mit ziemlicher Zuverlässigkeit in die Periode zwischen 1185 und 1202, unter die Regierung des großen Königs Sverrer verlegt werden, obgleich nicht Grund genug vorhanden ist zu glauben, daß dieser Fürst selbst es verfaßt habe. Wahrscheinlicher ist es, daß es unter seinen Augen und auf seinen Befehl entstand. Der Verfasser scheint ein Mann gewesen zu seyn, der am Hofe eine Stelle bekleidete, gegen Ende seines Lebens aber sich auf seine Güter im nördlichsten Theile von Drontheim zurückgezogen zu haben. Das Werk ist in der Form eines Zweigespräches zwischen dem Verfasser und seinen Söhnen geschrieben, denen er in folgenden Abschnitten seine Belehrungen ertheilt: 1) Von der Lebensweise und den Gebräuchen der Kaufleute, mit vielen nützlichen Anweisungen für sie. Unter diesem Abschnitte kommen Lehren für Seemänner und Geschäftsleute vor, wie sie sich ehrlich und klug verhalten sollen, ferner Bemerkungen über die Nothwendigkeit, Astronomie, Arithmetik, den Lauf der Seeströmungen, den täglichen Gang der Sonne und die Richtung der Winde in den verschiedenen Jahreszeiten zu kennen; ferner Nachrichten über Island, „in denen das Fabelhafte von dem wirklich Merkwürdigen getrennt ist", und endlich „außerordentliche und wahrhafte Nachrichten über Alt-Grönland." In letzterem Kapitel sind mehrere seltsame Stücke von zoologischen Kenntnissen, namentlich in Betreff des isländischen und grönländischen Wallfischfangs enthalten. Man findet darin eines steinernen Sumpfes in Norwegen, der schneeschuhtragenden Reisenden dieses Landes und dessen langer Sommertage und Winternächte erwähnt. Der andere Abschnitt handelt 2) Von Leben und Sitten der Hofleute — von der Regierungskunst und den Gebräuchen am Hofe — von den Stellen am Hofe und wie sie am besten zu bekleiden — von den Ceremonien am Hofe — von verschiedenen Arten Waffen und Kriegsmaschinen im Kriege zu Wasser und Lande — von den schönen Künsten — von den Tugenden und menschlichen Vollkommenheiten — von des Königs Ehre, Frömmigkeit, Gewalt, Weisheit, Gerechtigkeitsliebe und Regierungskunst. Sodann folgt eine Abhandlung von der Heiligkeit des Schutzrechtes (jus asyli) der Kirchen, von geistlicher und weltlicher Gewalt, ihren Gränzen und der geistlichen Jurisdiktion des Klerus. Eine Fortsetzung der letztern Abhandlung ist durch die Unbild der Zeit verloren gegangen, auch weiß man nicht, ob der Verfasser — wie er in diesem Zweigespräch äußert — sein Vorhaben, das Leben des Landmannes in allen seinen einzelnen Stücken zu beschreiben, ausgeführt hat. Jedenfalls muß Das, was uns die Zeit übrig gelassen, keinen geringen Zauber für uns haben, indem es uns in die skandinavische Welt gegen Ende des 12ten Jahrhunderts versetzt. Einige Bruchstücke daraus mögen deßhalb hier nicht am unrechten Orte seyn.

Der Sohn, ungewiß, welche Lebensbahn er einschlagen soll, wünscht verschiedene Wege zu betreten, um alle würdigen und einen wählen zu können. Der gütige und kluge Vater willfährt dem Wunsche seines Sohnes, ihm die vielen gefahrvollen und gefährlichen Pfade der Menschen zu beschreiben, wobei er ihm seine weisen Lehren in kurzen Sprüchen mittheilt. „Es waren," sagt der Verfasser, „hiebei auch zugegen manche ausgezeichnete und tiefsinnige Männer, die der Unterredung zuhörten und verlangten, sie in ein Buch abzufassen, und vor Vergessenheit zu bewahren, zu Nutz und Frommen Vieler." — „Und Wer Dieß liest oder hört," sagt er weiter unten, „braucht nicht des Verfassers Name und Stand zu erfahren, auf daß er nicht seine Rathschläge bei Seite setze, aus Neid, Haß oder Verachtung." Da der Jüngling das Verlangen ausspricht, die Wissenschaft des Handels und der Seefahrt zu erlernen, und nicht sein Glück am Hofe suchen will, so erwidert der Vater, daß er zwar selbst mehr als Hofmann denn als Kaufmann gelebt; doch wolle er seinem Wunsch genügen, besonders, wie er hinzufügt, da die würdigsten Männer Handelsgeschäfte getrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mohammedaner in Indien.

Abergläubische Gebräuche und Heilmittel.

(Schluß.)

Der Astronom, der seinem Gebieter die Zeit des Eintrittes einer Finsterniß genau voraussagt, wird, wenn sie vorüber ist, mit Geld, einer Kleidung, und zuweilen auch mit einem Halbmond von Gold belohnt. Eine Braut schickt ihrem Bräutigam ein Sutkah, nebst einer Ziege oder Kitze, die während der Mondsfinsterniß am Fuße ihrer Bettstatt getödtet werden muß, und diese Gaben werden dann an Arme vertheilt. Frauen, die guter Hoffnung sind, werden während einer Finsterniß sorgfältig wach erhalten, da man behauptet, die Gesundheit des Kindes hänge davon ab, daß die Mutter sich des Schlafes erwehre; so gestattet man ihr auch nicht, sich während dieser Zeit einer Nadel, Scheere, eines Messers oder andern Instrumentes, mit dem sie sich verletzen könnte, zu bedienen, weil Blut zur Zeit der Finsterniß vergossen, sowohl der Mutter als dem Kinde nachtheilig seyn soll. Auch auf Thiere, die sich in diesen Umständen befinden, hat man Acht; der Bauch solcher Thiere, als, Kühe, Schafe, Ziegen u. s. w. wird mit einer Mischung aus Kühdung und Specereien bestrichen, und man sperrt sie sorgfältig ein, bis die Finsterniß vorüber ist, da die Moslemin glauben, es sey diesen Thieren und ihren Jungen nachtheilig, wenn man sie frei umherlaufen lasse. Die Einwirkung des Mondes auf verwundete Personen wird für sehr gefährlich gehalten, und ich hörte manche seltsame Erzählung von Leuten, die viel gelitten hatten, weil sie frische Wunden dem Mondschein aussetzten. Ein Mann hatte einen gefährlichen Säbelhieb in den Arm bekommen; die Wunde war vom

Barbier (dem einzigen Wundarzt den die Eingebornen haben) zugenäht worden, und da der Verwundete sehr erschöpft war, so legte er sich unter freiem Himmel nieder, um zu schlafen. Der Mond war fast voll und nach einigen Stunden erwachte der Verwundete unter den heftigsten Schmerzen; der Barbier untersuchte den Arm am andern Morgen bei guter Zeit, und fand die Wunde, da die Naht aufgegangen war, im Zustand der Eiterung. Sie wurde nun gereinigt, mit gestoßenem Kampher behandelt und endlich geheilt; der Mann lebte noch viele Jahre und ermangelte nie, so oft er diese Geschichte erzählte, die feste Ueberzeugung auszusprechen, daß nur der Mond an seinen Leiden Schuld gewesen sey, eine Meinung in der er um so mehr bestärkt wurde, als ihm, während er im Mondschein schlief, geträumt hatte, ein großes schwarzes Weib (eine Bewohnerin des Mondes) habe mit ihm gerungen und seine Wunde aufgerissen. Frische Wunden werden in Indien gewöhnlich mit gelöschtem Kalk behandelt; ein Mann in unserm Dienste spaltete Holz, das Beil sprang vom Stiele und fiel mit der Schärfe sehr heftig auf den Fuß des armen Menschen, der viel Blut verlor und in Ohnmacht fiel. Es wurde nun viel Kalk auf die Wunde gelegt, der Fuß sorgfältig eingewickelt, und der Mann in seine Hütte geführt, wo man ihn auf sein Bett legte, und ohne seine Wunde weiter zu berühren, in Ruhe ließ; nach vierzehn Tagen ging er wieder aus, und in der darauf folgenden Woche seiner Arbeit nach. Kalk ist in der häuslichen Oekonomie der Eingebornen ein sehr nöthiger Artikel; ich selbst habe die guten Wirkungen dieses einfachen Mittels bei Brandwunden durch Feuer oder heißes Wasser oft erprobt: gleiche Theile Kalk, Wasser und Oel, gleichviel welches, zu einem dünnen Teig gerührt, sogleich aufgelegt, und oft angefeuchtet, wird bald die Hitze aus der Wunde ziehen; selbst später angewendet, wenn schon Blasen auf der Wunde sind, wird dieses Mittel seine Wirkung nicht verfehlen. Wie es auf eine durch einen vernachlässigten Brand entstandene Wunde wirken dürfte, kann ich aus Erfahrung nicht sagen.

Literarische Chronik.

Neueste französische Memoirenliteratur.

3) Souvenirs sur Mirabeau et sur les deux premières assemblées législatives. Par Étienne Dumont (de Genève). Ouvrage posthume, publié par M. J. L. Duval, Membre du Conseil représentatif de Genève. Paris 1832. Charles Gosselin.

Die französische Revolution bildet in der Weltgeschichte eine jener außerordentlichen Epochen, in welcher der Charakter, die Sitten und Gebräuche einer ganzen Nation eine plötzliche und gänzliche Umwandlung erfuhren. Die leichtsinnige Wankelmüthigkeit, die dem französischen Volke unter dem Regime des Feudalismus und der Bedrückung so eigen war, wich ernstern Sitten und einer Beharrlichkeit auf gefaßten Beschlüssen, und die tändelnden Franzosen wurden ernst, bedächtig und überlegend. Eine Masse von Energie und der höchsten Talente entwickelte sich in diesem dem Kampfe um politische Freiheit, in welcher unter den außerordentlichen Männern, die jene Zeit erzeugte, der Graf von Mirabeau obenan steht, dessen herrliche Talente, ohne den mächtigen Aufschwung, den jene Periode ihnen gab, wahrscheinlich in niedrigen sinnlichen Genüssen erstickt worden wären.

Die Talente Mirabeau's waren die ausgezeichnetsten; seine Beredsamkeit fast unübertroffen, und die Wirkung, die er durch sie hervorbrachte, magisch. Er übte auf das Gemüth seiner Zuhörer eine fast unwiderstehliche Herrschaft, erregte oder beschwichtigte ihre Gefühle und Leidenschaften nach seinem Gefallen, und konnte sie für oder gegen Das, was er wollte oder nicht wollte, mit einer Gewalt einnehmen, die in der Geschichte der neuen Beredsamkeit fast noch unbekannt war.

Andere und vielleicht noch merkwürdigere Fähigkeiten waren sein außerordentlicher Scharfsinn und seine politische Voraussicht. Seine Vorhersagungen, die von seinen Freunden als bedeutungsvoll gesammelt und von seinen Feinden als abgeschmackt verlacht wurden, haben, mit Ausnahme weniger, sich als prophetisch bewährt. Er allein, und Dieß wird von den Geschichtschreibern aller Parteien zugegeben, hätte die revolutionären Ausschweifungen der Schreckensregierung zügeln können, und hätte er gelebt, so wäre höchst wahrscheinlich die glänzende Periode der politischen Wiedergeburt Frankreichs nicht mit dem Blute einer Million Opfer befleckt, und der Altar der Freiheit nicht durch die Verbrechen blutdürstiger Jakobiner entweiht worden.

Jede authentische Nachricht von solch einem Manne ist werthvoll, und in dem vorliegenden nachgelassenen Werke seines Freundes Dumont finden sich Nachweisungen, die kein Anderer zu geben im Stande gewesen wäre. Der Name Dumonts, Rechtskonsulent zu Genf, eines Mannes von ausgezeichnetem Rufe, der, wie bekannt, mit Mirabeau nicht nur in der innigsten Vertraulichkeit lebte, sondern ihm auch Stoff und Argumente für mehrere seiner kräftigsten Reden lieferte, ist ein hinreichender Bürge für die hohe Glaubwürdigkeit dieser Erinnerungen. Dumont lebte während seiner Verbannung aus seinem Vaterlande mehrere Jahre in England, und war der Freund Fox's, Sheridans, Lord Hollands, Romilly's und Benthams, welcher letztere hauptsächlich ihm seine Popularität im Auslande verdankt.

Diese Erinnerungen sind höchst einfach und anspruchslos geschrieben, und waren, wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt, wohl nicht für den Druck bestimmt, da sie mehr gesammelte Materialien zu einer Geschichte der frühern Periode der französischen Revolution zu seyn scheinen. Der Herausgeber, Herr Duval, hat sie klüglich ohne die mindeste Aenderung und ohne irgend eine Auslassung zu ergänzen, dem Publikum übergeben.

Folgende sind einige der interessantesten Stellen und Anekdoten aus diesem Werke:

„Als wir im Jahre 1788 nach Paris kamen, stand Mirabeau auf der tiefsten Stufe der Verdorbenheit. Da er in Berlin unter Herrn von Calonne gearbeitet hatte, so war er mit allen Feinden Neckers, gegen den er schon zu verschiedenen Zeiten geschrieben, in Verbindung, und man hielt ihn allgemein für einen gefährlichen Feind und einen unzuverlässigen Freund. Seine Prozesse mit seiner Familie, seine heimlichen Entfernungen, seine Einkerkerungen und seine Aufführung waren selbst in einer so frivolen Stadt wie Paris auffallend, und sein Name wurde in den Häusern einiger unsrer vertrautesten Freunde nur mit Verachtung genannt. Romilly, der sich seiner frühern Freundschaft für Mirabeau fast schämte, war fest entschlossen, die Bekanntschaft mit ihm nicht mehr zu erneuern; allein Mirabeau war kein Freund von vielen Umständlichkeiten, und kaum hatte er von Target, bei dem er gespeist, unsre Wohnung erfahren, so beschloß er auch sogleich, uns zu besuchen. Das Geräusch eines vor unsrer Thür haltenden Wagens verscheuchte Romilly in sein Zimmer, und er bat mich, im Falle es ein Förmlichkeitsbesuch sey, nur zu sagen, er sey nicht zu Hause. Als Mirabeau gemeldet wurde, ließ ich Romilly nicht rufen, weil ich glaubte, er wünsche dem Grafen auszuweichen, und da das Zimmer, in das er sich zurückgezogen hatte, nur durch einen dünnen Verschlag von dem getrennt war, in welchem wir uns befanden, so setzte ich voraus, er werde ohnehin den Besuch an der Stimme erkennen und erscheinen, wenn er es für gut finden würde. Mirabeau eröffnete die Unterhaltung damit, daß er von unsern beiderseitigen Freunden in London sprach, und dann kam er auf Genf, da er wohl wußte, daß ein Genfer nie müde wird, von seiner Vaterstadt zu sprechen. Er sagte viel Schmeichelhaftes von einer Stadt, die dadurch, daß sie viele ausgezeichnete Männer erzeugt, einen so großen Theil zu der Gesammtmasse der Kenntnisse und des Genies beigesteuert habe, und schloß mit der Versicherung, er werde sich nicht eher glücklich fühlen, bis er im Stande sey, diese Stadt von den Fesseln zu befreien, die die Re-

volution vom Jahre 1782 ihr aufgelegt habe. Zwei Stunden verstrichen wie ein Augenblick, und Mirabeau war in meinen Augen der interessanteste Gegenstand in ganz Paris. Der Besuch schloß mit meinem Versprechen, noch denselben Mittag mit ihm zu speisen, zu welchem Ende er zurückkommen und mich in seinem Wagen abholen wollte.

„Mit Wem sprachen Sie denn so lange?“ sagte Romilly, indem er aus dem Zimmer trat, wo der lange Besuch ihn in Haft gehalten hatte. — „Erkannten Sie denn die Stimme nicht?“ fragte ich. — „Nein.“ — „Und doch kennen Sie die Person so gut, und müssen, wie mich dünkt, sogar eine Lobrede auf sich selbst gehört haben, die herrlich zu einer Leichenpredigt gepaßt hätte.“ — „Wie! Mirabeau wars?“ — „Er wars, und ich will ein Narr seyn mein Leben lang, wenn ich mich durch die Bedenklichkeiten unsrer Freunde länger abhalten lasse, seines Umgangs zu genießen. Ich gehöre weder zu Calonne's noch zu Neckers Partei, sondern schließe mich Dem an, dessen Unterhaltung mich belebt und ergözt, und fürs Erste will ich eben heute mit ihm speisen.“ Mirabeau kam bald wieder, nahm uns Beide mit sich und besiegte unsre Vorurtheile gänzlich. Wir besuchten ihn oft und benutzten das schöne Wetter zu Ausflügen in der Umgegend. Wir speisten mit ihm im Bois de Boulogne, zu St. Cloud und Vincennes; an leztern Orte zeigte er uns den Kerker, in dem er drei Jahre gesessen hatte.“

Der Bericht über Mirabeau's ersten Triumph in der Nationalversammlung ist höchst interessant: „Ich war bei diesem Siege sehr betheiligt, da er Duroverai *) betraf, und vielleicht nie noch folgte die heftigste Freude so schnell auf die furchtbarste Angst, als bei diesem Vorfalle. Duroverai saß mit einigen Deputirten seiner Bekanntschaft im Saale. Er hatte Gelegenheit gefunden, Mirabeau eine mit Bleistift geschriebene Note zuzustecken. M —, der bereits einer der gefürchtetsten, kühnsten Sprecher der Versammlung war, sah Dieß und fragte das neben ihm sitzende Mitglied, Wer der Fremde sey, der Noten zustecke und sich in ihre Verhandlungen mische. Die Antwort, die er erhielt, reizte seinen Zorn; er erhob sich und eröffnete mit einer Donnerstimme, daß ein Fremder, der aus seinem Vaterlande verbannt sey und in England lebe, von dessen Regierung er eine Pension beziehe, unter ihnen sitze, ihren Debatten beiwohne und einem Deputirten der Versammlung Noten und Bemerkungen zustecke. Die Vorzeichen eines Erdbebens würden mir minder schrecklich gewesen seyn, als die Bewegung auf allen Seiten des Saals, welche dieser Anklage folgte. „Wo ist er? Wer ist er? Zeigt ihn uns!“ hörte man durch einander schreien. Fünfzig Mitglieder sprachen zugleich; aber Mirabeau's mächtige Stimme brachte sie bald zum Schweigen. Er erklärte, daß er selbst den Fremden bezeichnen und ihn der Versammlung vorstellen wolle. „Dieser Verbannte, dieser von England Besoldete,“ sagte er, „ist Herr Duroveral von Genf; wißt, daß dieser achtungswerthe Mann, den Ihr so muthwillig beleidigt, ein Märtyrer der Freiheit ist; daß er als Generalprokurator der Republik Genf durch die feurige Vertheidigung seiner Mitbürger den Unwillen unsrer Gewalthaber auf sich lud; daß eine Lettre de Cachet des Herrn von Vergennes ihn eines Amtes beraubte, das er so ehrenvoll verwaltete, und daß die Ehre der Verbannung ihm zu Theil wurde, als seine Vaterstadt sich unter das Joch des Aristokratismus schmiegen mußte. Wißt ferner, daß das Verbrechen dieses erleuchteten und tugendhaften Bürgers darin besteht, ein Gesezbuch entworfen zu haben, das verhaßte Privilegien abschafft.“

„Der Eindruck, den diese Rede, von der Obiges nur ein schwacher Auszug ist, hervorbrachte, war elektrisch. Ein allgemeiner Sturm des Beifalls folgte ihr; denn in den stürmischen Versammlungen des Tiers-Etat hatte man bis jezt noch keine so kraft- und würdevolle Beredsamkeit gehört. Mirabeau war von diesem ersten Erfolge tief ergriffen; die Deputirten sammelten sich sogleich um Duroverai und bemühten sich durch zuvorkommende Aufmerksamkeit, die ihm zugefügte Beleidigung wieder gut zu machen. So endete eine Anklage, die mich anfänglich mit Schrecken erfüllte, um so mehr zu meiner Zufriedenheit, da diese Scene, wenn sie in Genf bekannt wurde, die Zurückrufung der verbannten Bürger veranlassen mußte.“

Dieser Anekdote folgt eine andere, die wir deßhalb hier beifügen, da sie ganz geeignet ist, einen Mann anschaulich zu bezeichnen, von dessen Charakter noch kein Schriftsteller ein richtiges Bild entworfen hat:

*) Ebenfalls ein Genfer Rechtskonsulent und Verbannungsgefährte Dumonts.

„Ich entsinne mich nicht vieler Scenen mehr aus jener frühern Periode der Versammlungen; doch nie werde ich den Vorfall vergessen, bei dem ein Mann, der später eine so unglückliche Berühmtheit erlangte, sich zuerst bemerkbar machte. Die Geistlichkeit bemühte sich, durch allerlei Umtriebe einen Zusammentritt der drei Stände herbeizuführen und schickte deßhalb den Erzbischof von Aix an die Versammlung des dritten Standes, der vor dieser sehr weitläufig und pathetisch über die Noth des Volkes und die Armuth der Kirchspiele sprach. Er zeigte ein Stück schwarzes Brod vor, das ein Hund verschmäht haben würde, und das der Arme genöthigt sey zu essen oder zu sterben. Er bat den Nationalkonvent, einige Mitglieder abzuordnen, um sich mit den Deputirten der Geistlichkeit und des Adels über die Mittel zu berathen, wie die Lage der dürftigen Klassen zu verbessern seyn möchte. Die Versammlung sah die Schlinge, wagte aber nicht, den Vorschlag geradezu abzulehnen, da es sie bei den niedern Klassen geradezu unpopulär gemacht haben würde, als ein Deputirter sich erhob, und nachdem er seine Gefühle zu Gunsten der Armen in noch stärkern Ausdrücken als der Erzbischof ausgesprochen hatte, geradezu die Aufrichtigkeit der von der Geistlichkeit ausgesprochenen Gesinnungen bezweifelte.

„Gehen Sie,“ sagte er zu dem Erzbischofe, „und sagen Sie Ihren Kollegen, daß wenn sie so dringend wünschen, die leidenden Armen zu unterstützen, sie besser thun würden, hieher zu kommen und sich den Freunden des Volkes anzuschließen. Sagen Sie ihnen, sie möchten nicht länger durch unnützes Zögern den Lauf unsrer Arbeiten unterbrechen; sagen Sie ihnen, sie möchten sich nicht mehr bemühen, durch unwürdige Mittel uns in den gefaßten Beschlüssen wanken zu machen, sondern als Lehrer der Religion, als würdige Nachfolger ihres Meisters, den Luxus ablegen, der sie umgibt, und den Glanz, der die Armuth erröthen macht; bescheiden mögen sie, gleich den ersten Lehrern der Kirche, einhergehen, die stolzen Lakaien entlassen, ihre prächtigen Equipagen verkaufen, und all ihren Ueberfluß in Nahrung verwandeln, um die Dürftigen zu speisen.“

„Diese Rede, die so ganz dem Geiste der Zeit angemessen war, erregte keinen lauten Beifall, der bei dieser Gelegenheit mehr höhnend gewesen seyn würde; aber ein beifälliges, weit schmeichelhafteres Murmeln erfolgte. Jeder fragte nach dem Namen des Redners; er war unbekannt, und erst nach Verlauf einiger Zeit wurde der Name dieses Mannes verbreiteter, der drei Jahre später Frankreich zittern machte. Der Sprecher war Robespierre.“

(Fortsetzung folgt.)

Inventar des Justemilieu.

Unter der Aufschrift „Inventaire du Juste Milieu“ gibt das Karikaturen-Journal folgende Calembourgs:

Objets trouvés ainsi cotés dans un carton du ministère de l' intérieur.

La France	A. B. C.	(abaissée)
Son Rang	C. D.	(cédé)
Sa Puissance	F. A. C.	(éffacée)
Le Carlisme	O. C.	(osé)
Les Esprits	A. J. T.	(achetés)
La Raison	E. B. T.	(hébétée)
Les Chants patriotiques	C. C.	(cessés)
L' Autel de la Paix	R. I. G.	(erigé)
La Liberté	M. E.	(aimée)
Son adultère épouse	A. I.	(Aï)
Le Justemilieu	U. E.	(hué)
Son Avenir	D. C. D.	(décédé)
Le Ministère	A. Q.	(acu)
Sa Pensée	K. O.	(Chaos)
Ses Oeuvres	K. K.	(Caca)
L' Intrigue	O. Q. P.	(Occupée)
Deputés du Centre	H. T.	(achetés)
La Belgigue	D. P. C.	(dépécée)
L' Italie	O. J. B.	(Au Gibet)
La noble Pologne	H. E.	(hachée)
L' Esperance	R. S. T.	(restée)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 91. 31 März 1832.

Marcus Tullius Cicero im Inquisitionsgefängnisse zu Rom.

(Auszug aus dem Manuscripte eines italienischen Verbannten.)

Rom, die erhabene Königin des Erdkreises, der Schrecken und die Bewunderung der bekannten Welt unter der Herrschaft des Quiritenvolkes, war in den ersten Jahrhunderten des Christenthums die Wiege der Religion und der Sitz ihrer Apostel und Blutzeugen. Als aber die Nachfolger des heil. Petrus ihre göttliche Sendung und die Beispiele und Lehren ihrer heiligen Vorgänger vergaßen, wurde Remso zu sagen ein neues Babylon, und man sah in dem Vatikan Ehrgeiz, Hinterlist, Heuchelei und die schmachvollsten Leidenschaften im Bunde.

Es ist bekannt, welchen armseligen Anblick gegenwärtig die Hauptstadt der christlichen Welt, diese unermeßliche und prachtvolle Stadt bietet, die so reich an alten und neuen Wundern, schlecht bevölkert von abergläubischen Bewohnern, die des Namens der Römer unwerth, Sklaven des Despotismus und der Tyrannei der Tausende von Mönchen und Priestern sind, die in den Straßen dieser herrlichen Metropole wimmeln. Doch die Italiener, begabt mit einer fröhlichen Gemüthsart, denken wenig an ihr vergangenes und künftiges Unglück; und man wird deßhalb nicht erstannen, wenn man in ihren Festen, auf den öffentlichen Plätzen und in den Theatern, wenigstens den Schein wahrer Fröhlichkeit erblickt. Daher kommt es auch, daß man in dem römischen Karneval, während seiner kurzen Dauer von vier und zwanzig Stunden*), denn nur so lange währt diese Zeit der Narrheit, interessantere Szenen und eine größere Mannichfaltigkeit von Masken sehen kann, als in dem ganzen langen und langweiligen Karneval von Neapel, Mailand und Venedig. In dieser Zeit opfern die Aermsten Alles, was sie besitzen, um sich im glänzenden Flitterstaat einige Stunden auf der Strada del Corso zu zeigen, und erwie'en ist es, daß die Pfänderverleiher in der einzigen Karnevalszeit mehr Geschäfte machen, als im ganzen übrigen Jahre. In dieser tollen Zeit der Feste und Vergnügungen trug sich im Jahre 1818 der Vorfall zu, den ich hier erzählen will.

Eine junge schöne Dame hatte mich inständig gebeten, mich zu verkleiden, und die Maske des Cicero zu wählen; sie ihrerseits wollte mich als Tulliola, die Tochter des berühmten römischen Redners, begleiten. Ich muß hier, ohne mich zu schämen, gestehen, daß ich nie die Stärke besaß, den Bitten des schönen Geschlechtes zu widerstehen. Ich verschaffte mir also ein Consulargewand und eine Maske, die nach der auf dem Kapitol aufbewahrten Büste Cicero's genommen war, und in diesem Aufzuge erschien ich, meine schöne Begleiterin unter der Maske der Tulliola zur Seite, auf dem Corso. Anfangs stellte ich mich unter die Säulenhalle des Palastes Bolognetti, wo wir uns bald von einem Haufen Neugieriger umdrängt sahen. Die Gelehrten beeilten sich, mir tausend Fragen über verschiedene politische Ereignisse vorzulegen, die seit einer langen Reihe von Jahren verflossen waren, und man denke sich ihr Erstaunen — alle meine Antworten erfolgten lateinisch. Die Fertigkeit, mit der ich mich in der Sprache des berühmten Redners ausdrückte, erregte im höchsten Grade die Aufmerksamkeit des Publikums, und in wenig Augenblicken sprach man auf dem ganzen Corso nur von dem erstaunenswürdigen Cicero des Palastes Bolognetti. Eine unermeßliche Schaar von Zuschauern drängte sich von allen Seiten um mich her.

Ich verweilte hier ungefähr eine Stunde, dann machte ich mich auf, den Prinzen Ghigi zu besuchen, dessen Palast in diesem Augenblicke der Sammelplatz des ganzen römischen Adels und einer großen Anzahl von Gelehrten ersten Ranges war. Kaum zeigte sich Cicero, als er von zwanzig Seiten zugleich angegriffen wurde. Der Prinz Ghigi machte mir den Vorwurf, daß ich dem Cäsar geschmeichelt, und bei verschiedenen Gelegenheiten meine politischen Ansichten gewechselt habe. Ich bekämpfte alle diese Anschuldigungen mit Hülfe geschichtlicher Beweismittel und suchte darzuthun, daß die Ehre und Vaterlandsliebe Cicero's rein von jedem Flecken sey. Jedermann gab sich Mühe zu errathen, wer die Rolle des Cicero spiele. Die Einen behaupteten, ich sey ein Professor der „Sapienza," die Andern hielten mich für einen der „Scriptores" des Vatikans, und endlich erklärte der Ritter Odescalchi der Gesellschaft, er kenne nur Einen Menschen in der Welt, der die Rolle des Cicero so durchzuführen im Stande sey, und dieser sey ein Unger, der mehrmals schon vor der „Academia latina" auf eine merkwürdige Art lateinische Verse improvisirt habe. Da ich mich halb und halb erkannt sah, so verließ ich diesen Palast, machte mich aber zuvor verbindlich, am Abende im Theater Alibert zu erscheinen.

Ich trieb mich nun noch einige Zeit auf dem Corso herum und unterhielt mich, jedoch immer lateinisch, mit mehreren

*) Der Karneval zu Rom dauert acht Tage, allein die Masken dürfen nur drei Stunden des Tages in den Straßen umherstreifen. Anm. d. V.

Engländern, die unter den Säulen des Palastes Ruspoli standen, vorzüglich aber mit einer Dame von der größten Schönheit. Da sie mich nicht verstehen konnte, und ich mich keiner lebenden Sprache bedienen wollte, so diente uns ihr Gemahl, ein englischer Schiffskapitän, als Dolmetscher.

Als es Nacht geworden war, begab ich mich, wie ich versprochen, in's Theater Alibert. Hier waren alle Gelehrte und ausgezeichnetsten Schriftsteller zusammengekommen, um den auferstandenen Cicero zu umarmen oder anzugreifen. Vier Stunden lang ließ man mich über die schwierigsten Stellen in den Werken des römischen Redners Erklärungen geben, und man forderte mich auf einige seiner Reden, an denen der Anfang oder das Ende fehlte, zu ergänzen. Da ich alle Werke Cicero's so zu sagen an den Fingern herzählen konnte, so gab ich auf alle Fragen genügenden Bescheid, und das Staunen der Gesellschaft steigerte sich auf's Höchste.

(Fortsetzung folgt.)

Bekenntnisse eines Saintsimonisten. *)

(Aus der Revue encyclopédique.)

Vorwort.

Diesen Morgen ordnete ich sorgfältig meine Bibliothek, durchlas Briefe alter Freunde wieder und besah einige, lange Zeit in einem schwarzen Kästchen verschlossene, Andenken meiner Mutter. Länger als ein Jahr ist es her, daß ich nicht dazu kam, mich so einzuschließen und in stillem Nachsinnen meine Erinnerungen zu sammeln.

Guter Gott, wie viel ereignete sich seit einem Jahre! Welche seltsame Macht, gute oder böse, ließ mich so lange Gegenständen untreu werden, die ich so sehr liebe! Ich hatte sie vergessen, bis auf meine alten Kupferstiche, deren tausenderlei Gestalten sich vor meinen Blicken zu bewegen, und mir geheimnißvoll zu winken scheinen, bis auf diese schöne Büste eines Kindes, das mir bei jedem Erwachen entgegenlächelt.

Wenn ich zurückblicke auf die letztverflossenen zwölf Monate, so ist es mir, als hätte ich ein unbekanntes Land durchstrichen, in dessen Ferne Gedanke um Gedanke sich verliert, und immer schwächer und deutlicher verschwimmt. Kaum bricht sich hier und dort ein Strahl der Erinnerung auf meinem Gedächtnisse. Ich befinde mich wie im ersten Augenblick einer schnell zurückgelegten Reise; tausend verworrene Eindrücke drängen sich um mich her, aus denen nur hier und dort ein Bild in bestimmteren Umrissen auftaucht. Wer wird mir glauben, wenn ich Ereignisse aus meinem Leben im Jahre 1831 zu erzählen versuche? Wird man nicht glauben, daß ich aus einem gewöhnlichen Traumgesicht aufwache, und noch schlaftrunken irgend eine jener fantastischen Erzählungen Hoffmanns zum Besten geben wolle?

*) Seit den Spaltungen, die zwischen den saintsimonistischen Hohenpriestern Enfantin, Bazard und Rodrigues, zu geringer Erbauung der Welt, ausgebrochen sind, haben sich die geistreichsten und tüchtigsten Söhne „der Familie“ — wie Carnot, gegenwärtig Redakteur der „Revue encyclopédique.“ Charton, Verfasser der hier gegebenen „Bekenntnisse,“ u. A. m. — von ihr losgesagt. Die Rückblicke, die der erwähnte Verfasser, wie aus einem wunderlichen Traume erwachend, auf seine saintsimonistische Laufbahn wirft, auf der er keine unwichtige Rolle spielte, werden, als ein psychologisches Gemälde aus Frankreichs Gegenwart, nicht ohne Interesse gelesen werden. A. d. R.

Erstes Kapitel.

Eine Saintsimonistische Lehrstunde. — Meine Bekehrung.

Noch sehr gut erinnere ich mich des Augenblickes, wo ich — um mich des Ausdruckes der Leute von Fach zu bedienen — „die Welt der Realität“ verließ. Es war Nacht. Ich befand mich allein in meinem einsamen Zimmer, wo ich schon länger als eine Stunde über meinem Haupte ein dumpfes Gemurmel und das Getümmel von Tritten gehört hatte. Trübe Gedanken umdüsterten meinen Geist, ich dachte an den erst kurz zuvor erfolgten Tod eines geliebten Jugendfreundes, an die Vermählung eines schönen Mädchens meiner Bekanntschaft, an ein schlechtes Drama, dessen Aufführung mir verweigert worden war, an einen Vortrag vor den Assissen, und was weiß ich an was noch Alles! Zerstreut kleidete ich mich eilig an, und stieg die Treppe hinauf. Mit mehreren andern Personen zugleich trat ich in einen großen Saal, der gewöhnlich zu öffentlichen Versammlungen benützt wurde. Die heutige Versammlung war zahlreich, der Saal zum Ersticken voll. An einer Tafel, umgeben von einer Reihe junger Männer, saßen zwei Männer, mittlern Alters, die alle Blicke auf sich zogen. Der Eine von ihnen sprach: die Worte flossen langsam von seinen Lippen; zwischen seinen Fingern drehte er eine gewöhnliche hölzerne Dose. Sein Kopf blieb fast stets unbeweglich, und wurde nur zuweilen von unmerklichen Zuckungen rückwärts geworfen; er schlug die Augen nur auf, wenn er einem seiner Sätze einen größeren Nachdruck geben wollte. „Wie heißt der Sprecher?“ fragte ich ganz leise meinen Nachbar. — „Bazard“ war die Antwort. „Und jener?“ fügte ich hinzu, indem ich auf den zweiten deutete, der mit einem eigenthümlichen Ausdrucke von Majestät, seine einschmeichelnden Blicke über die Versammlung hingleiten ließ. — „Enfantin.“

Diese Namen waren mir völlig unbekannt. Ich blickte in der Versammlung umher, und erkannte das Gesicht eines alten Carbonaro, einige Schriftsteller von ungewisser politischer Farbe, und in der Tiefe einer Fensterwölbung einen kleinen molinistischen Abbé. Ungeachtet der oftmaligen und großen Aufregung und Ueberraschung, die ich im Verlauf dieses Abends empfand, glaube ich mich doch nicht in den Personen, die ich erkannte, getäuscht zu haben. Nun folgte ich mit aller Aufmerksamkeit dem Vortrage, um klar zu werden, in welche Gesellschaft der Zufall mich geführt hatte. War es ein politischer Klub, eine Congregation oder ein philanthropischer Verein? Nichts konnte mir noch darüber bestimmte Andeutung geben. Der Redner handelte nach einander die allgemeinsten Fragen über Religion, Politik, Philosophie, Industrie, Wissenschaft und schöne Künste ab.

Oft lächelte der kleine Abbé nachdenklich, zum Zeichen seines Beifalls; dann aber zuckte der Carbonaro die Achseln. Bei andern Stellen war es umgekehrt, manchmal drückten auch die Umstehenden einmüthig ihre Beistimmung oder ihre Mißbilligung aus. Mit jedem Worte verdoppelte sich mein Erstaunen und meine Verwir-

rung. Und dennoch kam es, daß die meisten der kühnen Prinzipien, die ich vortragen hörte, obgleich in scheinbarem Widerspruche, mir wie alte Erinnerungen eigenen Nachdenkens erschienen, die ich gegen Niemand zu äußern gewagt hatte, oder wie Axiome von so großer Einfachheit und unläugbarer Klarheit, daß ich mir Vorwürfe machte, sie nicht selbst gefunden zu haben.

Die Sitzung wurde geschlossen, und augenblicklich wurde das Stillschweigen von allen Seiten durch Stimmen unterbrochen, die im ernsten Gespräche sich vermischten. Einige lebhafte Zwischenrufe enthüllten mir zum Theile den Zweck dieser Versammlung, den ich erst viel später völlig kennen lernte. Ich fühlte meinen Kopf schwer und eingenommen, ich stand auf und drängte mich hinaus. Eine ungewöhnliche Ermüdung schloß mir bald die Augen unter dem Aufleuchten tausend neuer Gedanken, die mir in den Schlaf folgten. Seltsamer Traum! rief ich am andern Morgen, und bedurfte einige Minuten des Nachdenkens, um mich zu besinnen, daß es kein Traum war.

Es ist mir unmöglich, die herbe Kraft der Anziehung zu beschreiben, die mich zwang allen andern Vorträgen Bazard's mit gewissenhafter Sorgfalt zu folgen; unmerklich wurden sie mir zur Gewohnheit, zum Bedürfnisse. Seine Lehren über die Geschichte der Menschheit, und die Zukunft der Gesellschaften wurden für mich eine Art ernster Tröstung, die täglich mehr die dürre Leere ausfüllte, von der ich mich, durch den mir verschwundenen Zauber aller Dinge und eine träge Melancholie, umgeben fühlte.

Meine Metamorphose entging meinen Eltern und Freunden nicht; allein es genügte ihnen meine Stirne heiterer, meine Blässe schwinden zu sehen, und lebhaftere und minder schmerzliche Entgegnungen aus meinem Munde zu hören. Als ich im Augenblicke einer begeisterten Anwandlung mit Wärme von dem Glücke sprach, das man empfinden müsse, wenn man sich in Kampf der individuellen Meinungen stürze, um sie zu versöhnen, wenn man dem erschöpfenden Drange des Egoismus eine höhere Richtung gebe, wenn man durch eine edle und würdige Arbeit armselige Gewerbe beherrsche, wenn man den engherzigen und hinschmachtenden Leidenschaften der Jugend ein größeres und edelmüthigeres Streben einimpfe, und sein ganzes Leben hindurch einem theuren und ruhmvollen Ziel entgegen wandle und mit jedem Schritte die Schätze eines reinen und gluthvollen Herzens ausstreue; so lächelte man um mich her, und während Einige mich zu verstehen bemüht waren, sagten andere leise sich in's Ohr: „Sehen Sie, Madame, woher sich seine Lebhaftigkeit schreibt." — „In der That, es geht ihm viel besser." — Er ist nicht mehr so traurig wie sonst." — „O, er hat sich sehr zu seinem Vortheil geändert."

Ich weiß nicht, welchem verborgenen Ereigniß sie die Veränderung zuschrieben, die in meinem ganzen Wesen vorging; ich selbst kannte die Ursache nicht. Ich gab mich planlos meiner Bewunderung der schönen Zukunft hin, die mir aufdämmerte.

Als ich eines Tags einen jungen Deputirten mit dem Prinzip der allmählichen Abschaffung der Vorrechte der Geburt das Utopien der Gütergemeinschaft verwechseln hörte, rief ich unwillkürlich aus: „Nicht wir sind es, die Dieß sagen;" in demselben Augenblicke faßte mich der Sohn eines Generals der Republik bei der Hand und zog mich nach einem andern Ende des Saales, wo wir eine lange Unterredung hielten. Von diesem Augenblicke an sagte ich, wenn man mich über meine philosophischen oder politischen Ansichten fragte: „ich bin Saintsimonianer."

Ein Besuch bei Marat — der Unbekannte.

(Aus den Mémoires d'un Prêtre Regicide. Paris 1831.)

Bei Camille Desmoulins Hochzeitsfeste hatte ich Marat zuerst, aber nur so flüchtig gesehen, daß seine Züge meiner Erinnerung wieder entschwunden waren. Späterhin, gerade an demselben Tage, wo ich meine Ernennung zum Nationalkonvent erhielt, fiel zufällig eines jener Blätter, in denen Marat Mord und Brand predigte, mir in die Hände. Er denunzirte die auf mich gefallene Wahl meines Departements ganz Frankreich als Verbrechen, und überhäufte mich selbst mit den empörendsten, niedrigsten Schmähungen. Ich beschloß, ihn zu besuchen. Man wies mich nach Nummer 1 der Rue Saint-Honoré, einer Art von Freudenmädchen bewohntem öffentlichen Hause. Ich steige eine finstere winklige Treppe nach der vierten Etage hinauf, klopfe an. Eine schwache, schwankende, fast wie weiblich klingende Stimme fragt nach meinem Namen. „Deputirter beim Nationalkonvent," antworte ich. Mehrere Schlüssel klirren; mehrere Schlösser werden aufgeschlossen; die Thüre öffnet sich. „Herr Marat?" frage ich; das „Bürger" war damals noch nicht eingeführt. — „Ich bins."

Es war eine Gestalt von höchstens fünf Fuß, mit einer schmutzigen Nachtmütze, einem zerrissenen Mantel, von dem die Fetzen herabhingen, bekleidet. Das Haar war mit einer Schnur in die Höhe gebunden; um den Hals schlang sich ein Taschentuch; die Wollenstrümpfe hielt kein Knieband fest. Augenlieder und Brauen waren röthlich gelber Farbe; ein schmutziger Bart umstarrte Kinn und Lippen; der Kopf war von auffallender Dicke; der ganze Körper verbreitete einen wahren Pestgeruch. Kaum traute ich meinen Sinnen; das konnte der berühmte Volksmann nicht seyn! Ich glaubte nicht recht gehört zu haben und wiederholte: „Herr Marat?" — „Ich bins!" wiederholte er ärgerlich, mit wildem Blicke; „was wollen Sie?" — „Ein Paar Worte." — „Treten Sie ein." — Die Wohnung dieser scheußlichen Erscheinung war des Bewohners würdig. Ein zerwühltes Bette mit schmutzigen Betttüchern; ein mit Papieren und zerkäuten Federn bedeckter, auf allen Seiten mit Dinte befleckter Schreibtisch; ein Paar schlechte Stühle; eine mit einer kleinen Guillotine gekrönte hölzerne Standuhr: Dieß das Ameublement eines Mannes, vor dem die ganze Hauptstadt erbebte. Als ich eintrat, fand ich Marat im Gespräche mit einem Unbekannten, dessen hoher Wuchs, ausdrucksvolles Gesicht anständiger Ton und elegante Kleidung mit Jenem höchst seltsam kontrastirten. Er trat, um mir freien Spielraum zu lassen, in eine Fensterbrüstung.

Ganz mit dem Wesen eines Menschen, der uns gern recht bald wieder gehen sieht, bot Marat mir einen Stuhl. Ich nahm ganz ruhig Platz und begann:

Ich: Sie haben in Ihrer letzten Nummer des „Ami du Peuple" mich beleidigt; haben in Ihrer mörderischen Sprache den Dolchen der Septembriseurs mich bezeichnet: Dieß finde ich um so empörender, da ich Priester bin.

Marat: Mir gleich viel . .; Ihr Stand, Ihre Meinungen ...

Ich: Sie sind mich zu richten nicht berufen; Ihnen habe ich nicht zu antworten.

Marat: Modéré, Aristokrat, Freund jenes Vaublanc . .

Ich: Von meinen Ansichten, Meinungen, Zuneigungen habe ich Ihnen keine Rechenschaft zu geben.

Marat: Ich dagegen bin viel offenherziger: Krieg den Palästen, Friede den Hütten! Nur vier Tage aristokratischer Aderlässe; Danton und mich als Wundärzte: dann ist Frankreich kurirt.

Ich: Redensarten eines Energumenen, Wünsche eines Kannibalen; mit Blut wird nun und nimmermehr etwas Gutes gestiftet.

Marat: Bah! Ohne eine tüchtige Aderlässe geht Frankreich zum Teufel. Ich werde schon reinkehren; eine Equipage (mit der Pantomime des Köpfens) Pau; ein Cabriolet, Pau; gesticktes Staatskleid, elegante Garderobe — Pau; Herr mit Domestiken, Pau; Aristokratenzeug — Alles sammt und sonders . . .

Ich: Eine Ihrer Journal-Nummern anzuhören, bin ich nicht hieher gekommen.

Marat (brüsk): Und Was wollen Sie denn eigentlich?

Ich: Ihnen meinen Namen in Ihren Blättern zu nennen verbieten!

Marat: Wenn das Wohl der Nation solches aber erheischt?

Ich: Die Nation will weder, daß man den Bürger morde, noch daß man seine Ehre verunglimpfe; hätte sie übrigens einen Vertheidiger sich auszuersehen, so wäre es wahrlich Marat nicht . . .

Marat: Wissen Sie wohl, daß ich Sie um Ihren Kopf bringen kann?

Ich: Besser als ihn mit Koth bewerfen lassen!

Das Gespräch ward beiderseits immer heftiger; Marats Augen funkelten wie die einer auf ihre Beute losstürzenden Hyäne. Wer weiß, wie weit der Grimm dieses Unthiers sich noch gesteigert haben würde, wäre nicht beim Anblicke eines Dolches, den ich, wie viele Deputirte damals, immer bei mir führte, als Marat, beim zufälligen Aufgehen meines Ueberrockes, seiner ansichtig ward, alles Blut, wie es schien, in seinen Adern plötzlich zu Eis erstarrt.

Als der Unbekannte mit Einem Male ohne die Ursache sich erklären zu können, ihn erbleichen sah, trat er sehr höflich hinzu, blickte mich wohlwollend an und unterbrach unser Gespräch.

Der Unbekannte: Allons, Messieurs, Sie erzürnen sich . .; Der Augenblick ist übel gewählt; heutzutage sollte man nur um den Vorzug im Patriotismus sich streiten . . . Höre, Freund Marat, ich gestehe, Deine Ausdrücke dünkten mir etwas stark, bitter; indeß könntest Du ja, scheints mir, in einer Deiner nächsten Nummern widerrufen . . .

Ich: Keinen Widerruf verlange ich; nur soll mein Name im „Ami du Peuple“ künftig nicht mehr genannt werden.

Der Unbekannte: Leichter läßt sich die Sache nicht ausgleichen; ich sage, im Namen meines Freundes, Ihr Verlangen Ihnen zu, und bürge . . .

Der Unbekannte bot mir die Hand, die ich mit Innigkeit drückte. Ich schied von Marat, der kein Wort mehr verlauten ließ und in stummem Entsetzen sich nicht regte. Der Unbekannte begleitete mit größter Höflichkeit mich an die Treppe. „Wie vermögen,“ fragte ich mich im Weggehen, „zwei so durchaus verschiedenartige Menschen sich zu verstehen? Was mögen sie in aller Welt sich zu sagen haben?“ Draußen vor dem Hause war eine Menge Volks versammelt. Vier hatten eine Art Bahre auf den Schultern, um, wie sie mir sagten, Marat im Triumphe davon zu tragen. Bald erscholl von allen Seiten Jubelgeschrei: „Marat, Marat lebe!“ und nicht lange, so erschien die schmutzige Volksgottheit, nahm auf der Bahre Platz und gab zum Triumphzuge das Signal.

Drei Tage später kam ich, als man einen Verbrecher eben an den Schandpfahl band, auf dem Greveplatze vorüber und blickte auf . . Man denke sich mein Staunen, als ich in jenem Unbekannten . . . den Henker erkannte. Fieberfrost durchschauderte meine bei Marat von ihm erfaßte Hand!

Die neuen französischen Demagogen.

(Aus dem Figaro.)

Heinrich der IV sagte: — wenn anders die Worte, die man gewöhnlich Fürsten in den Mund zu legen pflegt, wirklich von ihnen gesprochen wurden. — „Man fängt mit einem Löffel Honig mehr Fliegen, als mit zehn Fässern Weinessig.“ Wenn Jemand Einen für seine Meinung gewinnen will, so wäscht er sie, schminkt er sie, putzt er sie mit Blumen auf, parfümirt sie mit Wohlgerüchen und umgibt sie mit einem Zauberkreis einschmeichelnder Worte. So sehen wir in unsren Tagen Leute, denen es an Kraft gebricht, ausgezeichnete Menschen zu werden, sich zu Göttern machen, sich selbst die Unsterblichkeit beilegen, ihren Champagner Nektar, ihren Truthahn mit Trüffeln, Ambrosia, ihre Mansarden in der Straße Monsigny *) den Olymp nennen. Es fehlt ihnen nichts als die Anbeter. Aber glaubt man wohl, daß sie drohen und mit der Pistole auf der Brust sich Anhänger erzwingen? Weit gefehlt! Mit geschmeidigem Rücken, mit süßer Stimme sagen sie: Beten Sie uns an, und Sie sollen Gold und weißes Brod die Fülle haben, Lustschlösser und neue Schuhe, gute warme Kleider und 400,000 Weiber ein Jeder; die Seine wird statt ihres gelben schmutzigen Wassers von Milch und Honig fließen, und die Pappeln der Boulevards sollen Cervellatwürste und Schinken tragen. Statt des unnützen Wassers wird die Fontaine des Innocens Danziger Doppelkümmel, und die Löwen des Chateau D'eau feines Aniswasser von Bordeaux ausspeien; die Städte werden mit Kandelzucker gepflastert werden, was sehr gut gegen den Husten ist, und die Woche soll drei Sonntage haben.

Die Marats und Robespierres unserer Tage wissen ihre Sache nicht so gut einzufädeln. Der Köder, den sie aushängen, ist nicht so appetitlich. Sehen sie einen Menschen, den sie gewinnen zu können hoffen, der aber die Zukunft mit der Vergangenheit mißt und schaudernd an die Schreckenszeit zurückdenkt; so werden sie keineswegs zu ihm sagen: „Hier ist der erste Artikel unserer künftigen Republik: Die Todesstrafe ist aufgehoben!“ — keineswegs, der Republikaner stellt sich mit einer rothen Mütze auf den Kopf, die sehr schmutzig ist und schlecht zu Gesichte steht — vor Euch hin und sagt: „il faut faire une cueillette de têtes.“ Natürlich erschrickt nun der gute Mensch; denn da er den blutdürstigen Ungeheuern nicht recht unter die Nase sieht, so bemerkt er nicht, daß Alles nur Maske und Fastnachtsposse ist, und daß die Wütheriche im Grunde die besten Leute von der Welt sind.

Vor einigen Tagen war ein Demagogenball; die Hose war nicht ausgeschlossen, allein ausdrücklich bestimmt, daß Jeder statt des Hemdknopfes oder der Vorstecknadel, eine kleine gestickte Guillotine tragen sollte. Das Hemd durfte weiß seyn, nicht als hätten die Demagogen etwas mit den Aristokraten gemeinschaftlich haben wollen; sondern bloß damit die Guillotine desto besser hervorstechen sollte. Fast alle hatten allerliebste kleine rothe Guillotinen; nur einige laue Herzen trugen rosenfarbene, zwei sogar blaue; man schalt sie Girondisten und hielt sie für verdächtig. Auch am Uhrgehänge bemerkte man höchst niedlichgearbeitete Guillotinchen.

Nach der Meinung dieser Demagogen ist die Guillotine die einzige menschliche Erfindung, die noch nicht ausgebreitet genug ist, noch auf der ersten Stufe stehen geblieben ist, und sich unbilliger Weise dem Gesetz des Fortschreitens entzogen hat. Vormals gab es in jedem Stadtviertel nur einen Backofen, ein Bannbackofen, wo Jedermann sein Brod backen mußte, gegenwärtig findet man in jeder Straße vier. Warum sollte die Guillotine nicht zu derselben Vollkommenheit gebracht werden? Warum hat die Guillotine, wenn auch die Verbesserungen nur langsamen und hinkenden Fußes kommen, gar keine solche erhalten? Man hat ein Bett, einen Stuhl, einen Tisch, man könnte eben so gut eine Hausguillotine haben; das würde den langsamen Justizgang bedeutend abkürzen; Jeder könnte sich selbst richten und hinrichten, was ansehnliche Ersparungen herbeiführen würde. Man würde dieser Menge Richter, der schwarzen Rabenschaar der Advokaten, der Polizei und Gendarmerie überhoben seyn. Bis diese nützliche Verbesserung allgemein eingeführt wird, haben unsere Demagogen kleine Guillotinen, um ihr Brod und ihr Fleisch zu schneiden; manchmal leihen sie dieselben auch her, um jungen Katzen den Schwanz und Möpsen die Ohren zu stutzen. Begreift man jetzt wohl noch, daß es so blinde, verstockte, krebsgängige Leute geben kann, die nicht geflügelten Fußes herbeieilen, um sich unter diese glückliche Regierung zu stellen? Und so läßt man also die guten Demagogen sich heiser schreien: Herbei, herbei, man wird Euch bloß das Vermögen konfisziren! Herbei! man will Euch bloß proscribiren! Herbei! Man wird euch bloß einsperren! Herbei! Man wird Euch bloß den Kopf abhacken! Kann Einem da nur die Wahl schwer werden?

*) Das Hauptquartier der Saintsimonisten, die Wohnung des Papstes Enfantin. A. d. R.

Vermischte Nachrichten.

Von Neapel ist ein Schiff, mit Makaroni, Oel und Wein befrachtet, nach Brasilien unter Segel gegangen — die erste Unternehmung dieser Art, die in Neapel versucht wurde.

Frankreich überschwemmt England mit Handschuhen. Im Durchschnitte werden jährlich in letzterem Lande 96,000 Dutzend Handschuhe eingeführt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 92. 1 April 1832.

Biheh und Cunhinga.

Bruchstück aus Douville's Tagebuch seiner Reise im Innern des Aequatorial-Afrika's. *)

Das Innere von Afrika hat seit einem halben Jahrhundert mehr als irgend ein anderer Theil der Erde die Aufmerksamkeit der Reisenden, die auf Entdeckungen ausgehen, in Anspruch genommen. Dieser unermeßliche Continent enthält so viele unbekannte Gegenden, daß wohl noch manches Jahrhundert reiche Ausbeute für die Geographie, Ethnographie, Physik und Naturgeschichte von ihm zu erwarten hat. Dieser Aufschwung, den die Reisen nach Afrika in neuern Zeiten nahmen, hat die herrlichsten Früchte getragen, denn wir danken ihm nicht nur Entdeckungen, die dem Handel und den Wissenschaften die größten Vortheile versprechen, sondern er hat auch entschlossenen, uneigennützigen Männern jene Begeisterung eingeflößt, die alle Gefahren verachten, alle Hindernisse besiegen lehrt.

Unter diesen Männern, die Liebe zum Ruhm und den Wissenschaften nach jenen unbekannten Gegenden trieb, zeichnet Douville sich besonders aus; seine Reise ist nicht nur der großen Ausdehnung und der Gefahren halber, die er während derselben bestand, sondern vorzüglich wegen der Materialien aller Art, mit denen sie das Gebiet der Wissenschaften bereichert, vom höchsten Interesse. Schon seit zwölf Jahren hat Douville auf mehreren Reisen die Meere, Amerika und Asien durchkreuzt; er hat dort Peru, Chili und besonders Patagonien durchforscht, hier seinen Weg über die Türkei und Syrien nach Indien genommen. Jetzt ist er aus Afrika zurückgekommen.

Eine Reisekarte in zwölf ungeheuren Rollen über eine Strecke von mehr als 2000 Lieues **), auf der der Weg jedes Tags sorgfältig aufgezeichnet und in einem fortlaufenden Tagebuche von mehr als 1500 Seiten beschrieben ist, in dem sich überdieß noch mehr als fünfhundert astronomische Beobachtungen, tausend barometrische Höhenmessungen, mehrere tausend meteorologische Bemerkungen und Hunderte von Angaben über Volksmenge u. s. w. aufgezeichnet finden; dann bei sechzig naturhistorische Zeichnungen und eben so viele von Scenen aus dem häuslichen und öffentlichen Leben der Völker, die der Reisende besuchte, und endlich mehr als zwanzig Kisten mit Gegenständen aus dem Gebiete der Geologie, Zoologie und der Industrie der Eingebornen — Dieß sind die Resultate von Douville's Forschungen. Sechzehn Wunden, von denen sein Kopf und seine Stirn tiefe Narben tragen, sind unwiderlegliche Zeugen seines Muthes, seiner Ausdauer und der Gefahren, die er bestand.

Der Weg, den der Reisende nahm, ist folgender: Nachdem er sich zu St. Philipp de Benguela im December 1827 ausgeschifft hatte, begab er sich unverweilt nach St. Paul de Loanda, von wo er nach dem Innern abreiste, indem er den Fluß Zenza aufwärts fuhr, der den Seeleuten unter dem Namen Bengo bekannt ist, ein Name, den ihm die Portugiesen bei seiner Ausmündung beigelegt haben; er ging durch die Länder Icolo und Golungo, durchreiste die Provinzen der Dembos und Encosche und ging, nachdem er wieder nach Ober-Golungo gekommen war, nach den Provinzen Ambacca und Punge-Andongo, drang dann bis zu den wilden, fast noch unbekannten Ländern Haco, Tamba und Bailundo vor, und kam von da, indem er eine westliche Richtung einschlug, nach Benguela, wo er ausruhte.

Von da aus machte er sich im August d. J. 1828 von Neuem nach den wilden Ländern auf den Weg, und durchzog eine Wüste in den Staaten von Nano und eine andere in den Staaten von Biheh diesseits des Rio Cubango; Dieß war der äußerste südliche Punkt, den er auf seiner Reise erreichte, und er befand sich damals 150 Lieues von Benguela, und unter einer südlichen Breite von 13° 37. Von hier aus schlug er eine nördliche Richtung ein, um die Staaten von Cunhinga zu erreichen, die den Portugiesen nur dem Namen nach bekannt waren. Nachdem er dann den Fluß Cuenza, 180 Lieues von seiner Mündung überschritten hatte, dessen Quellen, wie er vernahm, dreißig Tagreisen von da entfernt sind, kam er auf das Gebiet von Dala-Quisua, von wo aus er 280 Neger von seiner Begleitung nach Cassange vorausschickte, wohin er selbst westlich über Libolo und Quissama ging, um in Loanda abermals auszuruhen.

(Fortsetzung folgt.)

Marcus Tullius Cicero im Inquisitionsgefängnisse zu Rom.

(Fortsetzung.)

Gegen ein Uhr des Morgens fragte mich der Prinz von Canino (Lucian Bonaparte), der zugegen war, um meine Meinung über den gegenwärtigen Zustand von Rom, wobei er wissen wollte,

---

*) Vergl. hiezu, was über Douville's Reisen bereits S. 1077, 1082, 1085, 1095, des vorigen Jahrgangs mitgetheilt wurde.

**) Das Ausland wird demnächst einen Auszug dieser Karte geben.

was ich von den bürgerlichen und peinlichen Gesetzen halte. Unglücklicher Weise für mich vergaß ich in der Hitze des Gesprächs den Ort, wo ich war, und da mich Jemand fragte, woher ich so gut Ereignisse kenne, die schon seit zweitausend Jahren nach meinem Tode sich zugetragen, erwiderte ich, daß ich in der Hölle Gelegenheit gefunden habe, sehr unterrichtete Römer zu treffen, und daß ich erst neulich über diesen Gegenstand eine lange Unterredung mit dem Kardinal Maury gepflogen habe. Dieses Wort war ein Donnerschlag für die Ohren einer großen Anzahl meiner Zuhörer; es war die größte Blasphemie, die gegen das ganze Cardinalskollegium ausgesprochen werden konnte; auch hatten mich die Argus der römischen Inquisition unverzüglich Monsignor Pacca, dem Gouverneur der Stadt, angezeigt.

Sogleich erging der Befehl mich, sobald ich einen Fuß auf die Straße setze, zu verhaften und um zwei Uhr Morgens, eben als ich in einen Wagen steigen wollte, sah ich mich von vier Sbirren ergriffen. Man führte mich in ein benachbartes Haus, verband mir die Augen, und brachte mich, ohne nur ein Wort zu verlieren, in einen Wagen, der eiligst mit mir davon fuhr. Der Wagen hielt, und als ich ausstieg, erkannte ich das Kloster der heil. Maria, wo die Inquisitoren des heiligen Officiums ihre Sitzungen halten, und wo sich auch die Gefängnisse befinden, in denen man die Angeklagten bis zu erfolgtem Urtheilsspruche aufbewahrt. Die kleine unterirdische Höhle, die mir als Gefängniß angewiesen wurde, war so niedrig, daß es mir unmöglich war, darin aufrecht zu stehen; sie hatte kaum sechs Fuß im Gevierte. Die einzige Oeffnung dieser Keiche war ein kleines Loch, das auf einen dunklen Gang hinausging, und als Luftloch diente. Ein hölzerner Stuhl, und ein Krug Wasser waren Alles, was mein neuer Aufenthalt von Geräthschaften enthielt.

Es ist mir unmöglich, meine Gefühle und meine Angst während dieser langen Nacht zu beschreiben. Zwar war ich schon zweimal in meinem Leben im Gefängnisse, und wegen politischer Vergehen zum Tode verurtheilt worden, doch nie hatte man mich in einen so scheußlichen Kerker geworfen. Am andern Morgen, gegen zehn Uhr, erschienen zwei handfeste Mönche, die mir sagten, daß ich vor den Inquisitor geführt werden solle; zugleich wollten sie mir die Hände binden. Ich widersetzte mich aus allen Kräften diesem tyrannischen Verfahren und erklärte ihnen, daß ich es nie geschehen lassen würde. Die Mönche erwiderten, daß Dieß eine unerläßliche Vorsicht sey; da sie aber sahen, daß ich zum Aeußersten entschlossen war, so entfernten sie sich. Nach Verlauf einer Viertelstunde erschienen sie wieder, und gaben mir ein Zeichen zu folgen. Wir durchschritten viele lange und dunkle Gänge, stiegen dann Treppen hinab, die stockfinster waren, und gelangten endlich an die Zelle des hochwürdigen Paters Olivieri, *) eines der vier Inquisitoren des heiligen Officiums zu Rom. Dieser Inquisitor war etwa ein Mann von fünfzig Jahren, hohem Wuchs, und seine schwarzen und wilden Augen, sein großer Mund und seine dicken Lippen flößten mir zugleich Abscheu und Schrecken ein. Neben ihm saß ein junger Mönch, bereit seine Fragen und meine Antworten niederzuschreiben. Der hochwürdige Pater heftete eine Zeit lang seine Blicke auf mich, als wollte er in meinem Herzen lesen; dann setzte er sich und begann seine Fragstellung:

„Wie heißen Sie, was ist Ihr Vaterland, Ihr Stand und Ihre Religion?

„Ich heiße Arduel Tschocha, bin zu Ofen in Ungarn geboren, bin Soldat und katholisch.“

„Warum wurden Sie verhaftet?“

„Ich weiß es nicht.“

„Haben Sie sich nicht in einem Theater öffentlich gegen das heilige Kardinalskollegium geäußert?“

„Ich erinnere mich nicht, dieses Verbrechen begangen zu haben.“

„Haben Sie nicht vergangene Nacht, indem Sie über die Gesetze dieses Reiches gesprochen, gesagt, daß Sie dem Kardinal Maury in der Hölle begegnet seyen?“

„Ja, allein es geschah in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung, und ich hätte nicht glauben können, daß darin eine Beleidigung gegen das heil. Kardinalskollegium enthalten sey, zumal da ich den Cicero vorstellte, der gewiß kein guter Katholik war.“

„Können Sie noch einen andern Entschuldigungsgrund anführen, der den Zorn der heil. Inquisition besänftigen könnte?“

„Ich weiß keinen mehr.“ — Dann fügte ich hinzu: „Der Kardinal Maury feindete sein ganzes Leben lang das Dogma der Unfehlbarkeit der römischen Kirche an, und weigerte sich sogar bis zu seinen letzten Augenblicken, seine Irrthümer abzuschwören.“

„Es ist wahr,“ entgegnete der Pater Olivieri; „aber wissen Sie auch, daß der heiligste Vater dem Kardinal auf dem Todbette seine Absolution in articulo mortis gesendet hat, und es daher fast so gut ist, wie ein Glaubensartikel, daß der Kardinal hiedurch der höllischen Pein entgangen ist.

„Ich wußte Dieß nicht, erwiderte ich; allein ich muß gestehen wenn ich es auch gewußt hätte, so würde ich deßhalb meine Ueberzeugung nicht geändert haben.

„Sind Sie derselbe, der so oft in der Academia latina lateinische Verse improvisirte?“

„Ja.“

„Gut, wie kommt es aber, daß ein Soldat so gut mit der Literatur und Geschichte bekannt seyn kann, um lateinische Verse zu improvisiren, und den Cicero vorzustellen, wie Sie es gethan haben?“

„Factum infectum fieri nequit, und wenn ich es gethan habe, so ist Dieß der beste Beweis, daß ein Soldat dazu fähig ist.

„Hier ist ein Brief, den ich so eben von Monsignor Pacca, dem Gouverneur von Rom, erhalten habe. Man hat sehr starken Verdacht, daß Sie kein Unger sind; man sagt, daß Sie einen angenommenen Namen führen, ein italienischer Edelmann sind, und in Politik und Religion höchst gefährliche Grundsätze hegen. Was haben Sie hierauf zu antworten?“

„Meine Antwort wird sehr kurz seyn. Sie und Monsignore Pacca sind übel berichtet. Ich habe einen deutschen Paß, und habe

*) Der Pater Olivieri ist noch am Leben, und wurde unlängst von dem Kardinal Bernetti, Staatssekretär Gregors XVI, zum obersten Inquisitor der in den Staaten des heiligen Stuhles verhafteten Carbonari ernannt. Gegen seine Urtheilssprüche gibt es keine Appellation. Anm. d. V.

die Ehre, von dem Fürsten Kaunitz, unsrem Gesandten bei dem heil. Stuhle, gekannt zu seyn."

Bei diesen Worten konnte der Pater Olivieri sein Erstaunen nicht verbergen; er schwieg einige Augenblicke und sagte dann, ich könne mich jetzt in mein Gefängniß zurückbegeben, er wolle seinen Bericht erstatten, und weitere Befehle abwarten.

„Wenn man mich gefangen zurückhalten will," entgegnete ich, „so befehlen Sie, daß man mir ein angemesseneres Gefängniß anweise, und meine Kleider bringe, denn ich kann im Gewande eines römischen Konsuls doch unmöglich im Gefängnisse bleiben." Zugleich bemerkte ich, daß ich genau mit den Kardinälen Fontana und Litta *) bekannt sey, die damals Präsidenten des Tribunals der Inquisition waren, daß ich mich an sie wenden würde, wenn man mir meine Bitte abschlagen, und daß ich durch sie schnelle Gerechtigkeit zu erlangen überzeugt sey.

Diese Bemerkung machte den Inquisitor etwas artiger, und er befahl mich in das Gefängniß zu führen, wo man die gewöhnlichen Angeklagten verwahrt zu halten pflegt; auch versprach der Pater Olivieri, meine Kleider holen zu lassen.

*) Diese beiden römischen Kirchenfürsten waren zu dieser hohen und furchtbaren Würde durch Pius VII. nach seiner Rückkehr aus der Verbannung erhoben, als der Pabst sich auf die dringenden Forderungen der Dominikaner genöthigt sah, die Inquisition wieder einzuführen, welche die Franzosen abgeschafft hatten. Alle intoleranten Mitglieder des h. Kollegiums sahen sich durch diese Wahl der Präsidenten des Inquisitionstribunales getäuscht. A. d. V.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste französische Memoirenliteratur.

(Fortsetzung.)

Die folgende Stelle enthält eine treffende Parallele zwischen dem französischen und englischen Charakter; jedoch mit dem Unterschiede, daß sie am Schlusse des vorigen Jahrhunderts vielleicht passender seyn mochte als zu unsrer Zeit:

„Nur wenige der in der Versammlung gehaltenen Reden waren von den Sprechern selbst aufgesetzt worden. Ein Franzose machte sich kein Bedenken daraus, die Arbeit eines Andern zu benutzen und durch eine Art von öffentlichem Betruge sich Ehre zu erwerben. Ein Engländer von Charakter würde sich nicht entschließen können, so etwas zu thun. Ein Franzose würde sich erheben und jede ihm unter die Hand gelegte Motion vorbringen, ohne sich im geringsten wegen der Folgen zu kümmern, während ein Engländer sich scheut, öffentlich aufzutreten, ohne seinen Gegenstand gehörig durchdacht zu haben, um im Stande zu seyn jeden vernünftigen Einwurf zu beantworten, und die von ihm aufgestellte Ansicht durchzuführen. Ein Franzose bejaht sehr leicht; eine Zustimmung kostet ihm nicht viel; — ein Engländer glaubt nicht so leicht, und ehe er eine Sache öffentlich unterstützt, verfolgt er sie bis zu ihrer Quelle, prüft alle Gewährleistungen und macht sich mit den besondern Umständen vertraut. Ein Franzose glaubt, mit ein wenig Witz einer Fluth von Schwierigkeiten sich entgegenstellen zu können; unbedenklich unterzieht er sich Dingen, die ihm gänzlich fremd sind, und so machte sich Mirabeau zum Berichterstatter des Bergwerks-Comité's, ohne auch nur die geringsten Kenntnisse vom Bergbaue zu besitzen. Ein Engländer würde sich für immer lächerlich machen, wenn er sich in ein Gebiet versteigen wollte, von dem er keine Kenntniß hat, und er ist eher geneigt, etwas von der Hand zu weisen, was er durchführen könnte, als sich an einen Gegenstand zu wagen, der seine Kräfte übersteigt. Der Franzose ist der Meinung, daß Witz den Abgang alles Uebrigen ersetzt; der Engländer dagegen ist überzeugt, daß ohne Kenntniß und Geschicklichkeit nichts ausgeführt werden kann. Ein Franzose wurde gefragt, ob er auf dem Flügel spielen könne; „Nein," war die Antwort, denn ich habe es nie versucht, aber ich will es sogleich thun." Dieß ist zwar nur ein Scherz, aber er ist ernster Deutung fähig; setzt man statt Flügel Regierung und statt Musik Gesetzgebung, so wird man statt Eines Franzosen deren zwölfhundert finden können."

Von Mirabeau's berühmter Rede über den Nationalbankerott bemerkt Herr Dumont: „Mirabeau war mit dem Gegenstande nicht recht vertraut, ob er gleich Einiges darüber geschrieben hatte; allein zwei Gehülfen standen ihm in Panchaud und Clavière zur Seite, von denen der erstere sagte, Mirabeau sey unübertrefflich in der Kunst, eine Frage zu erörtern, von der er nichts verstände. Eine schnelle Auffassungsgabe und die glücklichst gewählten Ausdrücke setzten ihn in den Stand, oberflächliche Köpfe vom rechten Wege abzuleiten. Herr Necker, außer Stand, eine unermeßliche Maschine, deren Federkraft fast schon gänzlich zerstört war, länger in Bewegung zu erhalten, schlug der Versammlung eine Anleihe vor, der er die möglichst anziehende Farbe zu geben sich bemühte; er bedurfte zu diesem Zwecke des Kredits der Diskontokasse. Clavière, der, wie ich glaube, eine persönliche Abneigung gegen die Gesellschaft der Diskontokasse hatte, vermochte Mirabeau, sich dieser Maßregel zu widersetzen. Die Versammlung versuchte es, die Anleihe zu organisiren, ging aber dabei mit eben so wenig Einsicht zu Werke, als bei vielen andern Gelegenheiten. Die Folge war, daß die Maßregel erfolglos blieb und der Nationalkredit, von dem man so viel gesprochen hatte, unter Null sank. Herr Necker war bald nachher genöthigt, einen andern Entwurf vorzulegen, der eine Art patriotischen Anleihens, einer Einkommensteuer ähnlich, bezweckte. Dießmal entschloß sich Mirabeau, den Minister zu unterstützen, dem er indeß persönlich entgegen war. Es bestand keine Verbindung zwischen ihnen, und die Bemühungen Duroveral's und Malouets, die versucht hatten, beide einander zu nähern, waren fehlgeschlagen. Einige vermutheten, Mirabeau's Unterstützung habe keinen andern Zweck, als die Verantwortlichkeit des gewissen Fehlschlagens der Maßregel auf Necker zu wälzen. Einige beschränkte Köpfe unter den Deputirten, welche glaubten, daß es der Würde der Versammlung zuwider sey, wenn sie ministerielle Vorschläge ohne etwas daran zu ändern annähme, schlugen mehrere Modifikationen vor. Mirabeau war der Meinung, daß der Entwurf ohne Aenderung anzunehmen sey; sein Hauptgrund hiefür war der schlechte Erfolg der letzten Anleihe, den die Freunde des Ministers der Versammlung beimaßen, die durch schlecht berathene Modifikationen den Entwurf wesentlich verändert hätte. Dann stellte er, nachdem er über den schlechten Zustand des Kredits und den Mangel an öffentlichen Einkünften gesprochen hatte, einen Nationalbankerott als wahrscheinliche Folge der Verwerfung des Vorschlags dar. Die Kraft, mit der er einen so alltäglichen Gegenstand entwickelte, war bewundernswürdig, er steigerte ihn zur Erhabenheit; Alle, die seine Rede hörten, werden sie nie vergessen; sie erregte jede Abstufung des Schreckens, und die Versammlung glaubte „den gähnenden Abgrund," von dem der Redner ein wahrhaft schaudererregendes Bild entwarf, und das Geheul der Opfer, die er verschlang, zu sehen und zu hören. Sein Triumph war vollkommen; nicht Ein Versuch zu Widerlegung wurde gemacht. Die Versammlung war von der Gewalt dieses kräftigen und überlegenen Geistes, der die Menge gleich einem einzigen Menschen leitete, überflügelt, und der Vorschlag ging einstimmig durch. Von diesem Tage an wurde Mirabeau als ein höheres Wesen betrachtet; er hatte keinen Nebenbuhler. Zwar gab es mehrere Redner, aber nur er allein war beredt, und der Eindruck, den er bei jener Gelegenheit hervorbrachte, war um so stärker, da seine Rede als eine schnelle Erwiderung nicht vorbereitet seyn konnte.

„Der berühmte Schauspieler Molé war gegenwärtig; die Kraft und die dramatische Wirkung von Mirabeau's Beredsamkeit, und das Erhabene seiner Sprache hatte den tiefsten Eindruck auf den berühmten Künstler gemacht, der sich mit sichtbarer Bewegung dem Redner näherte, um ihm seine Bewunderung auszudrücken. „Ach, Herr Graf," sagte er im pathetischen Ton, „welch' eine Rede! mit welchem Ausdrucke haben Sie gesprochen! Sie haben Ihren wahren Beruf verfehlt!" Molé mußte lächeln, als er bei kälterm Blute sein seltsames Kompliment, zu dem sein künstlerischer Enthusiasmus ihn hingerissen hatte, erwog; Mirabeau hingegen fand sich sehr dadurch geschmeichelt."

Der Plan zu einer Kontrerevolution von Mirabeau ist eine in der Geschichte so neue Thatsache, daß sie besonders erwähnt zu werden verdient:

„Mirabeau kam eines Morgens zu mir und sagte, er habe mir eine höchst wichtige Mittheilung zu machen. Er fing damit an, die gänzliche Desorganisation des Königreichs mit den schwärzesten Farben zu schildern, kam dann auf die Unmöglichkeit zu sprechen, mit der Nationalversammlung, wie sie jetzt zusammengesetzt sey, irgend etwas Tüchtiges auszuführen, und zog endlich ein, sieben bis acht Bogen starkes, von seiner eigenen Hand geschriebenes, Heft hervor. „Hier," sagte er, „ist ein Plan, wie Frankreich noch zu retten und seine Freiheit sicherzustellen wäre; denn Sie kennen mich zu gut, lieber Freund, als daß Sie glauben sollten, ich könnte bei Ausführung irgend eines Planes mitwirken, der nicht die Freiheit zur Grundlage hätte. Durchlesen Sie ihn ohne Unterbrechung; ich will dann über die Mittel zur Ausführung mit Ihnen sprechen, und Sie werden finden, daß sie der Größe des Entwurfs angemessen sind. Ich kann Ihnen indeß nicht Alles sagen, auch die Parteien nicht namentlich bezeichnen, denn es ist ein auf meine Ehre gegebenes Geheimniß, eine feierliche Verpflichtung."

„Ich muß hier die Untreue meines Gedächtnisses beklagen, aus dem der lange Zeitraum, der seitdem verstrich, so vieles Einzelne des Entwurfs verwischt hat. Er gründete sich auf die beabsichtigte Reise des Königs, der seine Gefangenschaft in Paris nicht länger ertragen konnte. Er sollte sich nach Metz oder irgend einer andern befestigten Stadt, wo sich Soldaten und Offiziere von anerkannter Treue befanden, begeben, und durch eine Proklamation ganz Frankreich aufrufen. Er sollte das Land an die ihm erwiesenen Wohlthaten erinnern, die Verbrechen der Hauptstadt enthüllen, die Dekrete der Nationalversammlung, als dem Gesetze zuwider und auf offene Usurpation der Gewalt gegründet, für null und nichtig erklären, die Versammlung selbst auflösen und durch unmittelbare Zusammenberufung der Wahlbezirke andere Deputirte wählen lassen. Zugleich sollte er allen Befehlshabern die Weisung geben, ihre Stellen wieder anzutreten, die Parlamente auffordern, ihre Verrichtungen wieder zu beginnen, und vereint gegen die Rebellen zu handeln. Endlich sollte er den Adel um sich sammeln, um den Monarchen und den Thron zu vertheidigen. Mirabeau wollte in Paris bleiben, um die Schritte der Nationalversammlung zu beobachten. Sobald die königliche Proklamation erscheinen würde, sollten, wenn ich mich anders recht entsinne, die ganze rechte Seite und die Gemäßigten der linken dafür stimmen, sogleich dem Könige zu folgen, und sich von Denen, die der entgegengesetzten Meinung wären, trennen. Würde Paris auf seinem Ungehorsame beharren, so sollte ihm alle Verbindung abgeschnitten und es durch Hunger bezwungen werden. Es schien gewiß, daß die Geistlichkeit, die durch die Nationalversammlung aller ihrer Reichthümer beraubt worden war, allen ihren religiösen Einfluß auf das Volk in Bewegung setzen würde, und die Bischöfe sollten sich versammeln und im Namen der Religion gegen die gotteslästerliche Usurpation der Nationalversammlung protestiren. Vier oder fünf Bogen waren mit solchen Entwürfen angefüllt, die mit vieler Kunst entworfen und in allen ihren Theilen gut in einander zu greifen schienen.

„Ich kann die Bewegung oder vielmehr Unruhe, die mich bei Durchsicht dieses Heftes ergriff, nicht beschreiben. Nach einigen Minuten Stillschweigens sagte ich Mirabeau, daß ich in diesem Vertrauen den stärksten Beweis seiner Freundschaft gegen mich erkenne; daß ich keine Bemerkung zu machen habe, da solche Entwürfe meine Begriffe überstiegen; daß es mir nicht zieme, weder über das Schicksal der Monarchie zu entscheiden, noch eine Meinung über die Differenzen zwischen dem Könige und der Nationalversammlung zu äußern; daß aber mein Entschluß gefaßt sey und ich Paris binnen zwei Tagen verlassen werde."

Es möge genügen hinzuzufügen, daß es Dumont nach einer Unterredung von zwei oder drei Stunden, bei der sie alle Ursache hatten, sich vor Zuhörern zu scheuen, gelang, Mirabeau zu überzeugen, daß er vom Hofe bei dieser Angelegenheit mißbraucht werde, und ihn endlich dahin zu bringen, den ganzen Plan aufzugeben.

„Als Ludwig XVI die berüchtigte „Séance Royale" hielt, um die Dekrete des Volks, das sich selbst eine Nationalversammlung gewählt hatte, für ungültig zu erklären, sagte Mirabeau, indem er die Gefahren einer solchen Maßregel auseinandersetzte: „So werden Könige zum Schaffot geführt." Von Necker sagte er: „Er ist eine Uhr, die immer zu spät geht. Mallebranche sah Alles in Gott und Necker sieht Alles in Necker." Von der Nationalversammlung: „Sie hat Hannibale genug, es fehlt nur ein Fabius." Als die Rede davon war, daß nun alle Täuschungen, denen die Unterthanen sich einst hingegeben hätten, zerstört wären, sagte er: „Wir haben lange nur bei einer magischen Laterne gesehen, aber das Glas ist jetzt zerbrochen." — „Ist ein Teich voll," sagte er in Bezug auf die neue politische Begebenheit, „so kann auch ein Maulwurf, wenn er den Damm durchwühlt, eine Ueberschwemmung verursachen."

Ein Bonmot von Talleyrand ist charakteristisch: „Die Theurung, welche das Volk in Gährung erhielt, und die Scene am Schlosse schienen damals hinreichend, um die Empörung in Versailles zu rechtfertigen. Nicht lange nachher vermuthete man eine Verschwörung, die man dem Herzog von Orleans beimaß. Dieser Verdacht erhielt Bestätigung, als es bekannt wurde, daß Lafayette in den Herzog gedrungen sey, Paris zu verlassen und nach England zu gehen. Das Geheimniß dieser Intrike ist nie entschleiert worden; aber ich erinnere mich, daß zwei Jahre später der Bischof von Autun (Talleyrand) bei einer vertraulichen Unterredung die merkwürdigen Worte fallen ließ: „Der Herzog von Orleans ist das Spülfaß, in das man allen Unflath der Revolution geschüttet hat."

„Die Zehnten," sagte der Erzbischof von Aix in einem kläglichen Tone, „diese freiwillige Gabe, die die gläubige Andacht darbringt" — „Die Zehnten," — unterbrach ihn der Herzog von La Rochefoucauld auf seine ruhige und gelassene Weise, die den Einwurf nur noch beißender machte, „diese freiwillige Gabe der gläubigen Andacht, wegen der jetzt vierzigtausend Prozesse im Königreiche anhängig sind."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das „Journal von St. Petersburg" gibt folgende Details über das Irrenhaus in St. Petersburg: „Am 1 Januar 1831 zählte diese Anstalt 120 Geisteskranke; im Laufe des Jahres kamen hiezu noch 151 neue; 78 wurden entlassen; 60 starben. Am 1 Januar 1832 blieben noch 113, von denen 54 Weiber und 59 Männer waren. Unter den während des Jahres 1831 behandelten 250 Geisteskranken befanden sich 15 Offiziere, 8 Unteroffiziere und Soldaten, 51 Angestellte in Civildiensten, 3 Chirurgen, 8 Geistliche, 4 Lehrer, 2 Studenten, 13 Künstler und Handwerker, 6 Kaufleute, 12 Bürger, 14 herrschaftliche Bedienten, 15 Bauern, 6 Freigelassene, 4 Gefangene, und 3 Männer, deren Stand oder Geschäft unbekannt blieb; im Ganzen 140 Männer. Die 106 Weiber vertheilten sich so: 38 waren verheirathet, 31 ledige Mädchen, 16 Wittwen, 5 Schülerinnen, 10 Bäuerinnen, 6 Mägde und 2 unbekannte. — Rücksichtlich des Alters war die größte Zahl der Geisteskranken (56) zwischen 25 und 50 Jahre alt; die Altersklasse von 70 bis 80 zählte nur 3. Von diesen Unglücklichen waren 53, und darunter 7 Weiber, in Folge von Trunkliebe um ihren Verstand gekommen; 28, darunter 13 Weiber, durch moralische Ursachen; 25, darunter 14 Weiber, durch erlittene Unglücksfälle; 21, darunter 4 Weiber, aus Stolz und Ehrgeiz; 8, darunter 5 Weiber, aus unglücklicher Liebe, u. s. w. 68 verließen das Spital vollkommen geheilt; 10 wurden unter Anzeichen merklicher Besserung von ihren Familien zurückgenommen. — Man beschäftigt die Kranken durch allerlei leichte Arbeiten, wie Charpiezupfen, Stricken u. s. w., die verkauft werden, und deren Erlös man unter die aus der Anstalt entlassenen vertheilt.

Einen traurigen Beweis von der Demoralisation in Frankreich gibt die furchtbare Anzahl der ausgesetzten neugebornen Kinder. Die Fonds der meisten Departements werden durch den Aufwand erschöpft, den der Unterhalt der Findelkinder erfordert, und je mehr man dem Uebel zu steuern sucht, desto mehr nimmt es überhand. Es gibt Departements, wo sich die Zahl der ausgesetzten Kinder seit 10 oder 12 Jahren verdoppelt hat. In Paris übersteigt diese Zahl ein Viertheil der Geburten, und im Jahre 1830 stieg die Zahl der Findelkinder auf 7749. Alle Departementraths-Versammlungen klagen über dieses Uebel. Um sich einen Begriff von den Umfang desselben zu machen, genügt zu bemerken, daß die Findelkinder nicht allein den Fonds der Hospitäler erschöpfen, sondern auch 4 Millionen, die ihnen von den Departements bewilligt sind, aufzehren, und daß diese Summe nicht einmal hinreicht. (Messager des Chambres.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 93. 2 April 1832.

Literatur und literarische Gesellschaften in Island.

(Fortsetzung.)

„So mußt Du denn vor Allem, fährt der Verfasser des Konungs Skuggsia fort, den Unterschied zwischen dem wahren und dem nur so genannten Kaufmann wissen, der in Kauf und Verkauf unehrlich verfährt. Der wahre Kaufmann ist jener, der sich selbst vielen Gefahren aussetzt; bald auf der See, bald in heidnischen Ländern, und fast stets unter unbekannten Völkern. Es braucht bei ihm ernstes Sinnen und Denken, auf daß seine Geschäfte gedeihen. Der Ozean muß Zeugniß geben von seiner Geschicklichkeit und muthigen Ausdauer; wo immer er verweilt: vorzüglich in Handelsstädten, muß er Bescheidenheit und Sanftmuth beweisen, und die Neigung aller Menschen gewinnen. Er darf keine ungestümen und zanksüchtigen Leute zu Gesellen haben; er muß zu guter Zeit aufstehen, die Frühmesse in einer Kirche hören, und des Himmels Gunst durch Psalmen und Gebete erflehen. Nach der nächtlichen Ruhe gehe an dein Geschäft. Findest Du dich unter neuen Umgebungen, so mußt Du besondere Klugheit brauchen, und Sitten und Gebräuche jener Kaufleute genau beobachten, die den ehrenvollsten Ruf und Namen haben. Siehe zu, daß Deine Waaren, Du magst nun kaufen oder verkaufen, unverfälscht und tüchtig seyen, und sorgfältig untersuche sie, bevor der Handel abgeschlossen ist. Nimm zu allen Deinen Verträgen Zeugen, bescheidene und ehrenwerthe Zeugen. Mache Deine Handelsgeschäfte wo möglich vor dem Morgen- oder Mittagsimbiß ab, und wenn Dieß geschehen ist, versieh Deinen Tisch mit weißen Linnen, gesunder Nahrung und zuträglichen Getränken. Halte eine gute Tafel, wenn Du es im Stande bist, und wenn die Mahlzeit vorüber ist, ruhe ein wenig aus oder ergehe Dich an einem lustigen Ort, um Deinen Geist munter zu erhalten. Erkundige Dich nach den Geschäften, die andere Kaufleute machen, und was für neue Waaren angekommen sind, die Du kaufen möchtest. Nach Hause zurückgekehrt, untersuche Deine Einkäufe und nimm ihrer gut wahr und siehe zu, daß sie keine Beschädigung und Minderung erleiden, so lange sie unter Deinem Dache sind. Wenn Deine Waaren gelitten haben, und Du ihrer los werden mußt, so zeige ihre Schadhaftigkeit offen und ehrlich vor, und verkaufe sie so gut es geben mag, sonst wirst Du als ein Betrüger angesehen. Mache einen redlichen Preis von Deiner Waare, nicht höher als billig, und Du wirst nicht für einen Wucherer (mangari, das englische monger, eigentlich Krämer) gehalten werden. Behalte Deine Waaren nicht lange unter der Hand, denn es ist kaufmännisch, schnell zu kaufen und zu verkaufen, und vielfältig Vortheil zu ziehen. In Deinen müßigen Stunden beschäftige Dich mit den Wissenschaften. Suche Unterricht in den Büchern, vorzüglich in den Gesetzbüchern. In Letzteren mache Dich wohlbewandert, und da Du ein Kaufmann bist, so ist für Dich keines so wichtig als die Biarkeiljgesetze, *) denn wenn Du wohl unterrichtet bist in den Gesetzen, so wirst Du nicht allein Dich selbst gegen Ungerechtigkeit beschützen können, sondern auch Dich selbst vor ungesetzlichen Handlungen bewahren. Allein es ist nicht genug, daß Du besonders die Gesetze fremder Länder kennen lernest, Du mußt Dich auch mit ihren Sitten und Gewohnheiten bekannt machen, vorzüglich an jenen Orten, wo Du länger verweilst. Um Deine Kenntnisse vollständig zu machen, mußt Du alle Sprachen erlernen, besonders die lateinische und wälsche (provençalische), die am meisten verbreitet sind; doch auch Deine Muttersprache darfst Du nicht vergessen. Gewöhne Dich an ein reges und thätiges Leben, doch nicht so, daß Du durch allzugroße Anstrengung Deiner Gesundheit schadest. Halte Traurigkeit Dir fern; denn Traurigkeit ist Siechthum der Seele. Sey liebreich und fröhlich, gleichmüthig, nicht wandelbar. Hüte Dich vor übler Rede, und gib guten Rath, wer ihn annehmen will. Suche die Gesellschaft der besten Männer. Hüte Deine Zunge sorgfältig, sie kann Dich zu Ehren, aber auch zu Schaden bringen. Im Zorn sprich wenig, und Dieß Wenige nicht mit Ungestüm. Oft schon hätte ein Mann gern um Gold ein leidenschaftliches Wort zurückgekauft, und ich kenne Nichts, was so sehr Einigkeit zerstört, als böser Wortwechsel, vorzüglich im Augenblick des Streites; und es gibt keine höhere und edlere Gewalt als die eines Mannes, der seine Zunge vor Fluchen, Verläumdung und andern thörichten Reden zu bewahren weiß. Noch andere Dinge gibt es, die man meiden muß, wie den Feind selbst, als da sind Völlerei, Ausschweifung, Spiel, Würfel, Wetten, Unzucht und andere Laster. Diese sind die Wurzeln weit größerer Uebel, und wenn man nicht sorgfältig auf seiner Hut ist, so werden sie Einem zu großer Sünde und Schande über den Kopf wachsen. Wenn Dein Vermögen zu einer bedeutenden Summe angewachsen ist, so theile es in drei Theile. Ein Drittheil lege bei ehrlichen und verständi-

*) Die Biarkeiljgesetze sind der alte Handels- und Seefahrtskoder des nordwestlichen Europa's.

gen Kaufleuten an, die an den besten Handelsplätzen wohnen; die andern zwei Drittheile verwende zu allerlei Unternehmungen und Handelsreisen; denn so ist es nicht wahrscheinlich, daß Du Dein ganzes Vermögen mit einem Male auf's Spiel setzest. Aber wenn Du großen Reichthums Herr geworden, so verwende zwei Drittheile davon zum Ankauf von Grundstücken, die allezeit das sicherste Besitzthum für Dich und Deine Familie bleiben; dann kannst Du das übrige Drittheil, wenn Du willst, in den gewohnten Geschäften anlegen. Aber wenn Du genug hast und viele fremde Sitten und Länder gesehen, und viele Wanderungen und Handelsreisen vollendet, so magst Du Dich wohl zurückziehen. Und gedenke alles Dessen, was Du gesehen hast, des Guten wie des Bösen; des Bösen, um es zu meiden, des Guten, um davon Vortheil zu ziehen, nicht allein zu Deinem, sondern auch Aller Nutzen, die Dich um Rath fragen."

So lauten die goldenen Lehren eines Kaufmannes vor sechs oder sieben hundert Jahren, dessen einfache und vernünftige Grundsätze in unserer Zeit des kaufmännischen Schwindelgeistes freilich wenig Anklang finden dürften.

(Fortsetzung folgt.)

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Dieß war nur die Einleitung zu einer größern Reise, die Douville im Februar 1829 antrat. Mundvorrath, Waaren, Dolmetscher und Pombeiros wurden nach Ambriz, wohin er sich zuerst begab, vorausgeschickt. Er ging nun östlich, durch das Land der Muchicongos und die Staaten von Holoho und Ginga, kam noch einmal durch das Gebiet von Dala-Quisua, wendete sich dann gegen Norden und traf seine Neger bei dem Jaga von Cassange wieder. Er hoffte bei diesem Fürsten die nöthige Unterstützung zu finden, um über den Cuango oder Zaire gehen zu können, erhielt aber eine durchaus abschlägige Antwort. Auf einen wohlmeinenden Rath entschloß er sich, noch 11 Tagreisen höher nach den Staaten von Bala zu gehen, wo er durch Geschenke die Erlaubniß zur Durchreise zu erhalten versuchen wollte; würde er diese nicht erhalten, so war er Willens noch 22 Tagreisen aufwärts bis nach Hundeh zu gehen, wo der Fluß zu durchwaten seyn würde. Bala zeigte sich geneigt, und der Reisende ging über den Zaire, mehr als 300 Lieues oberhalb der Stelle, bis zu welcher der unglückliche Tuckey vorgedrungen war.

Nun ließ er die Muchingo's westlich, drang bis in die Staaten von Humeh vor, die sich weit nach Südosten erstrecken, und untersuchte den großen See Kuffua oder das todte Meer, das, wie der Asphaltides in Judäa, augenscheinlich durch eine vulkanische Katastrophe entstanden, und von bituminösen Felsen umgeben ist, in denen sich Naphtha erzeugt, die einen unerträglichen Geruch verbreitet, weßhalb man sie auch „die stinkenden Berge" nennt. Gegen Westen strömt eine Wassermasse, die sich bald in sieben Arme theilt, die alle theils direkt, theils indirekt in den Zaire sich ergießen; auch gegen Osten ist ein großer Fluß, der gegen den östlichen Ozean hinfließt. *)

*) Siehe Ausland vor. Jahrg. S. 1095.

Der Reisende ging hierauf durch die Staaten von Nganana-Mucangama, und nachdem er den Bergrücken überstiegen hatte, der die Abhänge gegen den atlantischen Ozean hin von denen trennt, die sich gegen das indische Meer neigen, kam er in das Land der Moluas, bei denen er keine nach Osten laufenden Flüsse mehr fand. Er sah Tandi-a-Bua, die Residenz der Königin, und machte in Yanvo, der Hauptstadt und Residenz des Muata oder Königs, Halt. Dieß war der östlichste Punkt seiner Reise; er befand sich damals 25° 37′ 7″ östlich vom Meridian von Paris, und nur 17′ südlich vom Aequator; hier traf er Neger von Cazembeh und Gullimaneh, die den Moluas pflichtig sind, und diesen das Salz von Mozambique zuführen.

Nach einem langen Aufenthalt in den Staaten des Muata-Yanvo begab sich der Reisende nordwestlich in das Land von Bomba zu den Völkern Mineanay, Unterthanen des Muata oder Mueneh-Emuschi; er verweilte lange in der Stadt des Mueneh-Hay, oder ersten Fürsten des Staats, noch ziemlich von der Hauptstadt entfernt, die der Reisende, der von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde, zu erreichen versuchen wollte. Er ging über mehrere Flüsse, und kam bis auf zwei Tagreisen vor Bomba; allein hier war nur noch ein schwacher Lebensfunke in ihm, von den Gegenden durch die er auf einer Bahre von seinen Dienern, fast sterbend, getragen wurde, hatte er nur eine dunkle Erinnerung, und so wurde er nach Mueneh-Hay zurückgebracht, ohne seinen Wunsch erreicht zu haben, den äußersten Punkt seiner weiteren Reise, durch genaue Beobachtungen bestimmen zu können; er hatte die Parallele um 3° nördlich vom Aequator überschritten.

Von hier schlug er den Weg wieder nach Südwesten ein, vom Königreich Bomba kam er in das von Sala, das dem Mikoko gehört, der zu Missel, unter dem Aequator ungefähr 19° 30′ östlich vom Meridian von Paris, residirt. Er reiste später durch die Staaten von Kankobella, und in der Stadt dieses Namens, mehr als 150 Lieues oberhalb des Schlußpunktes von Tuckey's Forschungen, ging er abermals über den Zaire, und reiste dann durch die Länder von Holoho, der Mossesses, von Leanda, Bomka und der Muchiconges, um wieder nach Ambriz zu gelangen. Hier benützte er die Abfahrt eines Negerschiffs, um in Amerika seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen.

Wir kommen jetzt zu dem Abschnitt seiner Reise, der die Schilderung von Biheh und Cunhinga begreift, die wir in des Verfassers eigenen Worten folgen lassen. Die unabhängigen Staaten des Beherrschers von Biheh liegen auf einer Hochebene, die sich im Mittelpunkte von Afrika, mehr als 100 Lieues von der westlichen Küste, erhebt, und zwischen dem 9° und 11° südlicher Breite, und zwischen dem 16° und 20° östlich vom Meridian von Paris gelegen ist.

Nach drei beschwerlichen Tagreisen durch einen dichten Wald, in dem sich kein gebahnter Weg befand, kam ich am 27 August an die Ufer des Catumbela, dessen Lauf ich verfolgte, um einer kleinen Wüste auszuweichen. Der Sand ist hier sehr heiß und beweglich; ein ziemlich starker Wind wirbelte ihn empor, wenn ich ihn aufregte, und ich brauchte einen Tag, bis ich ihn hinter mir hatte. Ich sah keine andere Vegetation als einige Dorngesträuche, deren Blätter verdorrt und schwarz waren. An einigen niedern Stellen findet sich

Wasser von 14 oder 15 Zoll Tiefe; wenn ich ein Glas davon schöpfte, so brauste es länger als eine Minute auf, und schmeckte wie eine Kalkauflösung. Meines Dafürhaltens ist es das Wasser des Catumbela, das durch den Sand durchsickert, denn überall, wo ich es traf, war die Stelle tiefer als das Niveau des Flusses.

Indem wir so längs des Catumbela hinzogen, trafen wir am zweiten Tag auf Weiber, die hier Wasser holen wollten. Sie waren aus einem Dorf, das dem Soba Nano gehörte, und luden mich ein dort die Nacht zuzubringen, um nicht den Angriffen der Panther ausgesetzt zu seyn, welche die Gegend unsicher machen; da aber das Dorf zu weit vom Flusse entfernt lag, so entschloß ich mich, an der Stelle zu lagern, wo man ihn überschreitet, und am andern Morgen den Uebergang zu unternehmen, um bei guter Zeit bei dem Soba anzulangen. Ueberdieß hatte ich die Ausschweifungen zu fürchten, denen meine Träger sich ohne Zweifel an einem Orte überlassen haben würden, der, den Versicherungen der Weiber zufolge, wegen seines vorzüglichen Ualo *) berühmt war.

Kaum hatten wir unser Lager aufgeschlagen, als sich am gegenüberliegenden Ufer eine Menge Eingeborner sehen ließ. Einer meiner Dolmetscher, den ich mit zwanzig Bewaffneten abschickte, um diese Neger zu beobachten, und sie zu hindern, zu uns herüber zu kommen, wenn sie feindselige Absichten hegen sollten, kam bald mit der Nachricht zurück, daß es der Soba Nano sey, der in Begleitung mehrerer seiner Macotas und Unterthanen gekommen sey, mich zu besuchen.

Ich ließ ihn ersuchen, nur mit einigen seiner Edeln über den Fluß zu gehen, um jede Streitigkeit zwischen seinen Unterthanen und meinen Trägern zu vermeiden, weil, da wir nur eine Nacht hier lagerten, meine Waaren zerstreut, und der Sorgfalt jedes Einzelnen anvertraut wären, der Jeden, der etwa stehlen wollte, tödten würde. Ich fügte noch hinzu, daß ich die nächste Nacht in seiner Banza zubringen wolle.

*) Der Ualo ist ein bei den Eingebornen sehr beliebtes Getränk, das sie aus der Wurzel und dem Samen zweier verschiedenen Pflanzen bereiten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste französische Memoirenliteratur.

(Fortsetzung.)

Die folgende Skizze von Romilly wird für jeden Verehrer dieses großen Mannes von Interesse seyn.

„Die zwei Monate, welche wir in Paris zubrachten, waren so gut ausgefüllt, die Gesellschaften die wir besuchten, so mannichfaltig; die Gegenstände die wir beschauten, so interessant; unsre ganze Zeit so gut angewendet, und die Scene um uns stets so abwechselnd, daß ich in diesem kurzen Zeitraum mehr gelebt habe, als in ganzen Jahren meines folgenden Lebens. Meinem Reisegefährten verdankte ich vorzüglich die schmeichelhafte Aufnahme, die ich überall fand; ich stand unter seinem Schutz, und da seine Gesellschaft sehr gesucht war, so durfte ich nicht fürchten, vernachlässigt zu werden. Ich war stolz auf sein Verdienst, und wenn ich sah, daß man ihn verstand und zu würdigen wußte, so fühlte ich mein Herz von den freudigsten Empfindungen der Freundschaft bewegt, über die Achtung, die man ihm zollte. Selbst jetzt noch kann ich es nicht begreifen, wie wir in so kurzer Zeit alles das ausführen konnten, was wir wirklich ausgeführt haben. Romilly, stets so ruhig und gemessen in seinen Bewegungen, ist dennoch ein Mann von ununterbrochener Thätigkeit, dem auch Minuten nie unbenützt vorübergehen. Allem, was er unternimmt, widmet er sich mit vollem Ernst, und steht, gleich dem Zeiger einer Uhr, nie still, obschon seine Bewegungen so gleichförmig sind, daß man sie kaum bemerkt. Ich glaube ihn noch vor mir zu sehen, überhäuft mit Arbeiten in dem beschwerlichsten aller Geschäfte; dennoch fand er Muße jedes neu erschienene wichtige Werk zu lesen, oft bei seinen Klassikern sich zu erholen, Gesellschaft zu empfangen und dabei nie der Zeit wegen verlegen zu erscheinen. Haushalt mit der Zeit ist eine Tugend, deren ich mich nie rühmen konnte, und meine Tage verflossen oft ungenützt; Romilly theilte mir seine Thätigkeit mit und lehrte mich eine Kunst, die ich unglücklicher Weise nie werde in Ausübung bringen können.“

Von dem berühmten Abbé Sieyes, dem träumerischen Constitutionenschöpfer der französischen Revolution, sagt Dumont:

„Ich wurde mit mehrern Deputirten bekannt, und speiste oft bei dem Bischof von Chartres, bei dem ich von Brissot und Clavière eingeführt wurde. Ich traf bei dem Bischof gewöhnlich seinen Großvikar den Abbé Sieyes, doch fand keine Annäherung zwischen uns statt. Er war ein sehr verschlossener Mann, zu dem man nicht leicht Vertrauen fassen konnte, und keineswegs offenen Gemüths. Er sagte seine Meinung, jedoch ohne alle Erörterung, und machte Jemand einen Einwurf, so erwiderte er nichts. Seine Werke hatten ihm großen Ruf verschafft; er wurde als das Orakel des Tiers Etat betrachtet und war der furchtbarste Gegner aller Privilegien. Leicht zum Zorn reizbar, schien er die tiefste Verachtung gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung zu hegen. Ein solcher Freund der Freiheit, dachte ich, müsse nothwendig die Engländer lieben, und ich suchte ihn daher hierüber auszuforschen; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich gewahrte, daß er die englische Konstitution für nichts als eine Art Blendwerk hielt, das man aufgestellt habe, um die untern Klassen im Zaum zu halten. Als ich ihm nun die verschiedenen Modifikationen dieses Systems, und seine zwar bemäntelte, doch wirkliche Gewalt über die drei Stände, welche die gesetzgebende Macht bilden, auseinander setzte, schien er mich anzuhören, als ob ich etwas Ungereimtes sage. Jeder Einfluß, den die Krone besaß, war in seinen Augen eine Feilschaft, und Opposition nichts als Betrug. Das Einzige, was er an England bewunderte, waren die Geschwornengerichte; jedoch war er, wie die meisten Franzosen, schlecht von dem Gegenstand unterrichtet, und machte sich sehr irrige Begriffe davon. Mit Einem Worte, er betrachtete die Engländer als Anfänger in der Kunst, Konstitutionen zu entwerfen, und meinte, er wäre im Stande, Frankreich eine weit bessere zu geben.“

Die folgende ist eine interessante Anekdote von dem Bischof von Chartres, der beim Ausbruche der Revolution auf die Seite des Volks getreten war.

„Während der ersten Aufstände war er von der Nationalversammlung nach einem Dorfe in der Nähe von Versailles geschickt worden, um einem unglücklichen Bäcker, Namens Tomassin, gegen den das Volk wüthete, das Leben zu retten. Der verehrte Bischof hatte vergeblich alle Gründe der Vernunft und Ueberredung erschöpft; die Wüthenden ergriffen den Unglücklichen, um ihn in Stücke zu reißen. Kein Augenblick war zu verlieren; ohne sich zu bedenken, warf er sich nun im tiefen Koth auf die Knie, und beschwor die Mörder auch ihn zu tödten, damit er nicht Zeuge eines so abscheulichen Verbrechens seyn dürfe. Der tolle Pöbel wurde von dieser Handlung mit Ehrfurcht durchdrungen, zog sich etwas zurück, und gab so dem Bischof Zeit, den verwundeten und blutenden Tomassin in seinen Wagen zu heben.“

Von Lafayette sagt der Verfasser:

„Lafayette stand auf der höchsten Stufe seiner Macht; er war Herr des Schlosses, und die Nationalgarde war ihm gänzlich ergeben. Allein er benahm sich bescheiden, seine Absichten waren rein, und sein persönlicher Charakter wurde allgemein geachtet. In seinem Hauswesen, unter Leitung seiner tugendhaften Gattin, herrschte jener sittliche Anstand, den der französische Adel nur zu sehr verläugnet hatte. Ich ward bei ihm zu Tische geladen, wo ich Mirabeau, die Herren de la Rochefoucauld, de Liancourt und viele Andere traf.“

Das Folgende gehört noch zu der früher gegebenen Parallele zwischen dem englischen und französischen Charakter.

„Ich habe Gelegenheit gehabt, Engländer und Franzosen von demselben Rang zu vergleichen, und die Sitzungen des englischen Parlaments und der Nationalversammlung fleißig zu besuchen. Kein Charakterzug

beider Nationen bildet einen grelleren Gegensatz, als die fast an Furcht gränzende Zurückhaltung des Engländers und des Selbstvertrauen, das der Franzose zeigt. Ich habe mir oft gedacht, wenn hundert Engländer jeden Standes in einer Straße von London und eben so viele Franzosen in einer Straße von Paris beisammen wären, und man würde jedem Einzelnen den Vorschlag machen, die Regierung seines Vaterlandes zu übernehmen, so würden ganz gewiß in Paris 99 den Vorschlag annehmen, und in London 99 ihn ablehnen."

Der Verfasser gibt in seinem Werk kurze und bezeichnende Skizzen, die er Memoranda nennt, von einigen Männern, die damals am Ruder waren. Wir heben hier die auf Barrère, Volney und Robespierre bezüglichen aus.

„Ich traf Barrère de Vieuzac zuweilen an der Table d'hote, wo mehrere Deputirte zu speisen pflegten. Sein Charakter schien mir mild und liebenswürdig; er war sehr höflich und liebte, wie es mir vorkam, die Revolution aus Neigung zum Guten. Ich bin überzeugt, daß seine Verbindung mit Robespierre und die Schmeicheleien, die er den verschiedenen Parteien zollte, denen er sich nach und nach anschloß, und die er später wieder verließ, mehr ihren Grund hatten in einem furchtsamen und schwankenden Charakter, und dem Dünkel, der ihn verleitete zu glauben, es sey seine Bestimmung ein großer Mann zu werden, als in einer Neigung zum Bösen. Seine Gaben als Redner waren keineswegs ausgezeichnet; 50 Sprecher der Nationalversammlung waren ihm überlegen. Er erhielt später den Beinamen: „Anakreon der Guillotine;" doch damals, als ich ihn kennen lernte, war er nur der Anakreon der Revolution, die er in seinem „Point du jour," in einigen sehr zärtlichen Versen besang.

„Volney war ein großer, hagerer, hypochondrischer Mann; er und Mirabeau schmeichelten sich gegenseitig. Er hatte viel Uebertriebenes und viele Trockenheit, war jedoch keines der wirkenden Mitglieder der Versammlung. Als es einst nöthig schien den Galerien Stillschweigen zu gebieten, sagte er: „Wie, dürfen wir denn unsern Herren Schweigen gebieten?"

„Ich hatte Gelegenheit zweimal mit Robespierre zu sprechen. Er hatte etwas Düsteres in seiner Haltung, sah Niemand gerade ins Gesicht, und blinzelte auf eine unangenehme Art mit den Augen. Als er mich einst um einige Erläuterungen wegen Genf bat, drang ich in ihn, darüber zu sprechen; allein er sagte mir, daß er von der kindischsten Furcht befangen sey, nie ohne Zittern die Tribune besteige, und daß ihm, so wie er zu sprechen anfange, vor Furcht die Sinne schwänden."

Mirabeau wurde von seinen Untergebenen fast vergöttert, worüber wir hier einen seltsamen Vorfall einschalten:

„Er hatte einen Kammerdiener Namens „Teutsch." Dieser Mann war Schmuggler gewesen und hatte Wunder der Tapferkeit verrichtet, ohne eben zu glauben, daß er etwas Außerordentliches gethan habe. „Wie doch diese Freibeuter den Muth herabsetzen," bemerkte Mirabeau einst, „die größte Unerschrockenheit unter der niedrigsten Menschenklasse!" Teutschs persönlicher Dienst dauerte ziemlich lange, da Mirabeaus Toilette sehr gewählt war, und er belustigte sich während des Ankleidens zuweilen damit, seinen Kammerdiener zu kneipen und zu stoßen, der diese derben Liebkosungen für Beweise von Freundschaft nahm. Wenn wegen Geschäften oder einer andern Ursache halber diese Späßchen einige Tage unterblieben, so war der arme Teutsch sehr traurig, und sein Dienst ging ihm schwer von der Hand. „Warum siehst du denn so traurig aus, Teutsch?" sagte sein Herr an einem solchen Tag. „Der Herr Graf vernachlässigt mich ganz." „Wie meinst du denn das?" sagte Mirabeau. „Der Herr Graf hat mich die ganze Woche gar nicht beachtet." Es war also wirklich eine Handlung der Menschlichkeit ihm dann und wann einen derben Schlag auf den Bauch zu geben, und wenn er umgestoßen wurde, so lachte er herzlich und war vollkommen zufrieden. Die Verzweiflung dieses Mannes bei Mirabeau's Tod war unbegränzt."

Während seiner letzten Krankheit zeigte Mirabeau viele Standhaftigkeit, und sein Ende war eines alten Stoikers würdig.

„Der Bischof von Autun, der ihn während der letzten Krankheit, die nur vier oder fünf Tage dauerte, oft besuchte, sagte mir, daß, sobald die Anfälle des schrecklichsten Schmerzes vorüber waren, er sogleich seine vorige Heiterkeit, Sanftmuth und liebenswürdige Aufmerksamkeit für seine Umgebung wieder gewann; und so blieb er bis zum letzten Augenblick. Er sah, daß er ein Gegenstand des allgemeinen Interesses war, und hörte daher nicht einen Augenblick auf, gleich einem großen Schauspieler zu sprechen und zu handeln, der seine Rolle zu Ende spielt. „Er dramatisirte seinen Tod," drückte der Bischof von Autun sich sehr glücklich aus. Im Todeskampf mit heftigen Krämpfen und mit kaltem Schweiß bedeckt, gingen Augenblicke vorüber, wo mehr als philosophische Stärke dazu gehörte, um das Leben zu ertragen. „Ich will leiden," sagte er sanft, „so lange sie nur die leiseste Hoffnung haben mich wieder herzustellen; haben sie diese aber nicht mehr, so seyen Sie so menschlich, meine Leiden, von denen Sie sich keinen Begriff machen, zu enden."

Man weiß, daß Napoleon, das Wort „unmöglich" das Adjectiv der Narren nannte; Mirabeau hatte jedoch früher als er diesen, einen großen, kühnen Geist bezeichnenden Gedanken.

„Herr Graf," sagte sein Sekretär einst zu ihm, „was Sie verlangen, ist unmöglich." „Unmöglich!" erwiderte Mirabeau, indem er vom Stuhl aufsprang, „brauchen Sie nie mehr dieß alberne Wort in meiner Gegenwart."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Vor den Assissen zu Kilkenny in Irland wurde unlängst ein Mann, Namens Kennedy abgeurtheilt, der angeklagt war, an der Ermordung des Polizeibeamten Buttler, des Kapitäns Gibbons und fünfzehn anderer Personen bei Knokropher, in der Nähe von Kennedy, Theil genommen zu haben. (s. Ausland d. J. S. 48.) Mehrere von den Geschwornen waren von dem Staatsanwalt oder den Angeklagten verworfen worden, andere entschuldigten sich, wegen Drohungen, die man ihnen gemacht, der Sitzung nicht beiwohnen zu können, oder weil ihre Ansichten über die Rechtmäßigkeit des Zehnten es ihnen nicht erlaubten, bei dieser Sache zu Gericht zu sitzen. Der Angeklagte wurde nur wegen der Ermordung des Polizeibeamten Buttler abgeurtheilt und freigesprochen. Das Nichtschuldig der Geschwornen wurde von den Zuhörern mit dem lautesten Beifall aufgenommen. Kennedy wurde aber nicht freigelassen, sondern wegen einer zweiten Anklage, die Ermordung des Kapitäns Gibbons betreffend, ins Gefängniß zurückgebracht. Dieser zweite Prozeß wurde zwei Tage später verhandelt; allein der Präsident hob gleich zu Anfang der Verhandlungen die Sitzung auf und verschob den Verfolg der Anklage bis auf die nächsten Assissen, da einige der Geschwornen bei ihrem Eid erklärt hatten, daß ihr Leben in Gefahr schwebe, wenn sie den Angeklagten verurtheilten. Das Publikum, setzte er hinzu, sey zu aufgeregt und die Geschwornen ohne die nöthige Unabhängigkeit und Ruhe, die ihr Amt erfordere. Während der Verhandlungen standen die Truppen in Kilkenny unter Gewehr, und man hatte die Vorsicht gebraucht, die Schaar der Polizeidiener, zu der die im vorigen Dezember ermordeten Leute gehörten, aus der Stadt zu entfernen.

*

Es sind nun drei Jahre her, daß der Kapitän Roß, mit einigen zwanzig Matrosen, von der englischen Regierung in die Baffins Bai abgesendet wurde, um die dort begonnenen Entdeckungen fortzusetzen und über die nordwestliche Durchfahrt von Amerika weitere Nachforschungen anzustellen. Da seitdem von dieser Expedition keine Nachricht eingelaufen ist, will die englische Regierung gegenwärtig ein Schiff unter Segel gehen lassen, um über das Schicksal des Kapitän Roß und seiner Gefährten Erkundigungen einzuholen.

*

Der berühmte Komponist und Klavierspieler Clementi ist auf seinem Wohnsitze Evesham in Worcestershire in seinem 81 Jahre gestorben. Er war zu Rom geboren und kam im Jahre 1767 nach England, wo er 1775 sein berühmtes Opus II herausgab, das eine neue Aera der Sonatenkomposition begründete. Sein Gradus in Parnassum, in zwei Bänden, steht keinem Werke dieser Art nach. Clementi war mehrerer Sprachen mächtig, und ein sehr wissenschaftlich gebildeter Mann.

*

Eine amerikanische Gesellschaft, die im Sinne hat, den Isthmus von Darien, zwischen Panama und Portobello, durch eine Eisenbahn zu verbinden, hat vorläufig zwei englische Ingenieure angestellt, um die nöthigen Vermessungen und Aufnahmen zu machen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 94. 3 April 1832.

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Der Soba kam nun, nur von zwei Macotas begleitet, und zeigte durchaus kein Mißtrauen, da die Weißen in dem Ruf stehen, Keinen zu beleidigen, der sie nicht angreift. Er blieb nur kurze Zeit, und als er schied, ließ ich ihm zwei Flaschen Tafia und einige Stücke Kattun geben, was ihn sehr erfreute; er verließ mich mit der Versicherung, daß er mich den folgenden Tag erwarte. Etwas später schickte er mir ein fettes Schaf, eine Binda (Kürbisflasche) mit Ualo und vier Perlhühner.

Das Gebrüll der Löwen und Panther ließ uns nur wenig schlafen, indeß verstrich die Nacht ohne Unfall; als aber gegen Tagesanbruch einer der Neger sich in das Dickicht des gegen Süden liegenden Waldes entfernte, wurde er von den Panthern ergriffen und zerrissen, ehe wir ihm zu Hülfe kommen konnten.

Wir gingen, um jeden Ueberfall zu vermeiden, bei guter Zeit und in der größten Ordnung über den Catumbela. Zu Mittag erreichten wir die Hütten, die der Soba zu meiner Aufnahme hatte einrichten lassen; sie waren hinlänglich mit Holz, Wasser und Ualo versehen. Die Weiber waren fast nackt; sie verzieren ihren Kopfputz mit Glasperlen und Bändern; ein Stück Zeug, das oben auf dem Kopf befestigt war, hing über die Schultern herab. Diese Neger reiben den Körper mit dem Fett der Thiere ein, die sie essen; Dieß ist in einem Lande wo die Sonne so glühend brennt, nöthig, um das Aufspringen der Haut zu verhüten. Die Männer sind groß, stark und wohlgebaut; um die Lenden tragen sie die Felle von Thieren, die sie auf der Jagd tödten; Rücken und Schultern sind mit einem andern Fell bedeckt, dessen Klauen sie unter dem Kinn zusammenknüpfen. Der Kopf ist, mit Ausnahme eines Haarbüschels über jedem Ohr, geschoren. Die Flinte tragen sie gewöhnlich auf der Schulter, ein Beil an der rechten Seite, eine Patrontasche am Bauch und eine Tabakdose an der linken Seite. Sie setzen sich nur selten, verhandeln, was sie auszumachen haben, stehend, und sind stets mit der Jagd beschäftigt. Ihre Löwenjagd ist höchst merkwürdig. Haben sie die Spur eines solchen Thiers entdeckt, so graben sie am Fuß eines Baumes, an den sie ein Schaf oder eine Ziege binden, tiefe Gruben, die sie sorgfältig bedecken und sich dann an einen Ort verbergen, von wo aus sie den Augenblick belauern können, wo der Löwe die Beute holen will. Ist dieser dann in die Grube gefallen, so schießen sie einigemale auf ihn, steigen jedoch nicht eher hinab, bis sie sich von seinem Tode überzeugt haben, bleiben aber in der Nähe, damit nicht die Hyänen ihnen die Frucht ihrer Arbeit entreißen. Man darf sich nicht wundern, daß die Neger dieser Banza (Stadt) die Löwenjagd so leidenschaftlich lieben, denn ein altes Gesetz, über dessen Aufrechthaltung sie sorgsam wachen, verpflichtet den Soba, Jedem der ihm eine Löwenhaut bringt, vier Stücke Zeug zu geben; wer acht dieser Thiere erlegt, wird in den Adelstand erhoben. Diese Neger verehren deßhalb auch den Gott der Jagd ganz besonders; jede Woche opfern sie ihm einige vierfüßige Thiere oder mindestens einen Vogel. Sie glauben an die Seelenwanderung und an ein Verhängniß. Sie essen wenig und trinken viel. Sie hegen große Achtung gegen ihre Häuptlinge, denen sie nur selten ungehorsam sind; übrigens sind sie sehr zum Zorn geneigt, rachsüchtig und kühne Räuber, die jede Gelegenheit ergreifen, ihre Nachbarn zu plündern, und den Sklavenhändlern am Wege aufzulauern, um sie zu berauben.

Die Neger von Nano glauben an einen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat und der die Kinder die täglich zur Welt kommen, erschafft, aber sie machen sich nicht viel aus ihm, weil er, ihrer Meinung nach, weder die Erhaltung noch den Verfall der bestehenden Dinge leitet, weil sie ihn nie sprechen hören und weil er sich nicht um sie zu bekümmern scheint. Sie achten und verehren dagegen mehrere ihrer Götzenbilder, die ihnen alle Tage Orakelsprüche ertheilen, antworten wenn man sie fragt, und künftige Uebel voraussagen.

Gangazumba ist der Fetisch, den das Volk am meisten verehrt. Er wird in der Gestalt eines Greisen dargestellt, der sich mit einem Knaben vermischt. Der Priester dieses Gottes ist ein alter Mann, der keine Weiber haben darf, sondern mit einem Jünglinge leben muß. Er ertheilt Orakel; sein Tempel ist klein, und gewöhnlich neben dem des Gottes der Jagd, Quibuco, dessen Tempel groß und reich geschmückt ist. Ein junges Mädchen, welches den Letztern bedient, ist das Organ der Aussprüche dieses Gottes. Da die Vorhersagungen der Priester und Priesterinnen sich zuweilen bestätigen, so hat das Volk ein so großes Zutrauen, daß es glaubt, sein Glück hänge einzig von der genauen und strengen Befolgung der Orakelsprüche ab.

Neben der Thüre jedes Hauses befindet sich eine kleine Kapelle, die „das Haus der Krankheiten" genannt wird. Hier werden die

Bilder der Götter, die gegen diese schützen, und kleine Gefäße mit Heilmitteln aufgestellt. An der andern Seite befindet sich ebenfalls eine kleine Kapelle von Stroh, die von einem, ungefähr zwei und einen halben Fuß hohen Stock, getragen wird, und ebenfalls zwei Gefäße mit Heilmitteln und das Bild des Gottes enthält, der gegen den Skorbut schützt, eine Krankheit, die in diesen Gegenden sehr herrschend ist, und meiner Meinung nach, durch das getrocknete oder eingesalzene Fleisch, das hier die tägliche Speise ist, verursacht wird.

(Fortsetzung folgt.)

Marcus Tullius Cicero im Inquisitionsgefängnisse zu Rom.

(Schluß.)

Mein neues Gefängniß war ein unterirdischer länglicher Saal, von sehr geräumigem Umfange, der unter dem Hofe des Klosters der heil. Maria lag; Licht erhielt er durch verschiedene, mit Eisenstäben vergitterte Oeffnungen. An der einen Seite der Mauer war ein sehr großes Feldbett, worauf wohl zehn oder zwölf Personen Platz gefunden hätten. Auf der andern Seite hing ein schwarzes Kruzifix an der Wand; mehrere Gebetbücher von hohem Alter hingegen an kleinen eisernen Ketten an hölzernen Stühlen befestigt, die das Geräthe dieses Gefängnisses bildeten. An den Wänden erblickte ich Tausende von Namen angeschrieben, oder vielmehr mittelst spitziger Instrumente eingegraben, die Namen der unglücklichen Opfer des Despotismus, die vor mir in diesen Kerker geworfen worden waren, und vielleicht aus eben so nichtswürdiger Ursache. Unter diesen Namen unterschied ich den des Guido Reni, Salvator Rosa, des Chevaliers d'Arpino, Vincenzo Damiani's, Cagliostro's und des berühmten Dominikanermönchs Fontana Rosa; unter letzterm las ich die Worte: Bone est, quia monachos odi. Auch die Namen einer Menge von deutschen, englischen und irländischen Künstlern und andern Ketzern las ich, so wie die von vielen französischen Liberalen. Nachdem ich Alles, was mein neuer Aufenthaltsort enthielt, auf das Genaueste untersucht hatte, legte ich mich auf das hölzerne Feldbett, wo ich, äußerst erschöpft, wie ich war, bald in Schlaf versank.

Gegen vier Uhr wurde ich durch einen Mönch geweckt, der mir ein wenig Speise und die verlangten Kleider brachte. Ich dankte ihm und bat um Licht, denn die vollkommenste Finsterniß herrschte bereits in meinem Gefängnisse. Ich nahm etwas Speise zu mir, und legte endlich das unheilvolle Gewand des Cicero ab. Gegen zwei Uhr des Morgens hörte ich eine wehklagende Stimme und das Geschrei eines Unglücklichen, der ohne Zweifel eben unter den Händen des Henkers der Inquisition war; ich hörte ihn jammern: „Habt Mitleid! Ich kann doch ein Verbrechen nicht gestehen, das ich nicht begangen habe. Habt Mitleid! Ich sterbe.“ Es war eine furchtbare Andeutung von Dem, was mir bevorstand; die traurigsten Gedanken stiegen in mir auf; vielleicht war auch ich bestimmt, das Loos dieses Unglücklichen zu theilen.

Am folgenden Morgen sehr frühe kamen die zwei Mönche wieder, und führten mich abermals vor den hochwürdigen Pater Olivieri. Sobald ich vor ihm erschienen war, erklärte er mir, daß er nach neuerdings eingezogenen Erkundigungen vollkommen überzeugt sey, daß ich nichts weniger als ein Unger sey. „Außerdem, setzte er hinzu, ist Monsignor Pacca *) von dem Marquis de Fuscaldo, dem neapolitanischen Botschafter am römischen Hofe, in Kenntniß gesetzt worden, daß Sie ein Unterthan Sr. Majestät des Königs der beiden Sicilien sind, und sehr gefährliche Grundsätze haben. Der Marquis de Fuscaldo verlangt daher ihre Auslieferung und in wenigen Tagen werden Sie mit einigen Personen konfrontirt werden, um Sie anerkennen zu lassen.“

Diese Worte erschütterten meinen Muth; indeß verrieth mein Gesicht keine Furcht, da ich das feste Vertrauen hegte, daß inzwischen meine Freunde in Rom Alles aufbieten würden, um meine Befreiung durchzusetzen. Meine Hoffnungen hatten mich nicht getäuscht. Meine Tulliola, die etwas vor meiner Verhaftung aus dem Theater weggegangen war, begann am andern Tage, als ich nichts von mir hören ließ, zu fürchten, daß mir ein Unglück zugestoßen. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß ich nicht mehr nach Hause gekommen sey, so fing sie an zu ahnen, daß ich in die Klauen der Inquisition gefallen sey. Ohne Zeit zu verlieren, eilte sie in den Palast des österreichischen Botschafters, der, wie sie wußte, mein Freund war, und benachrichtigte ihn von der Gefahr, in der ich schwebe. Der Fürst von Kaunitz fuhr sogleich zu Monsignor Pacca, um sich zu erkundigen, was aus mir geworden sey. Der Gouverneur erwiderte, er habe nichts von mir in Erfahrung gebracht, und wahrscheinlich würde ich aus Rom abgereist seyn. Der Gesandte begnügte sich nicht mit dieser Antwort; er sagte, als Botschafter Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich sey es seine Pflicht, darüber zu wachen, daß ich weder ungerecht mißhandelt noch verurtheilt werde. Monsignor Pacca betheuerte nochmals, daß er durchaus nichts von mir wisse. Nun begab sich der Fürst zu dem Kardinal Staatssekretär, und da er hörte, daß Seine Eminenz in dem Palast Chigi sey, um dort den Abend zuzubringen, und mit der liebenswürdigen Prinzessin, die er zur Dame seines Herzens erkoren, Karten zu spielen; so nahm er kein Bedenken, ihn dort aufzusuchen. Der Staatssekretär befand sich wirklich im Palaste Chigi. Kaunitz stellte an ihn dieselbe Frage, wie an Monsignor Pacca; allein er erhielt buchstäblich dieselbe Antwort. Nun erklärte der Gesandte, er sey entschlossen, sich an den heil. Vater selbst zu wenden, wenn er am andern Morgen keine Nachricht von meinem Schicksal erhalte, und man fortfahren würde, meine Verhaftung geheim zu halten. Der Kardinal Gonsalvi beharrte darauf, Nichts von mir gehört zu haben, und der Fürst kehrte in sein Hotel zurück.

Am folgenden Tage begab sich der Fürst Kaunitz in seiner Eigenschaft als österreichischer Gesandter zu Pius VII, und nach der Ceremonie des Fußkusses erklärte er dem heil. Vater die Ursache seines außer-

---

*) Dieser berüchtigte Mann war länger als fünf Jahre der Tyrann Roms. Endlich angeklagt, an der Spitze einer Verschwörung zu stehen, die den Umsturz der Regierung im Schilde führe, gelang es ihm nur durch die Vermittlung seines Oheims, des Kardinals Pacca, aus den Ländern des heiligen Stuhles zu entkommen; außerdem würde er ohne Zweifel gleichfalls den Händen der Inquisition anheimgefallen seyn. Monsignor Pacca vergaß sich auf seiner Flucht nicht; er nahm aus der Armenkasse, die ihm anvertraut war, hunderttausend römische Scudi mit sich.
A. d. V.

gewöhnlichen Besuches. Nachdem der Papst Alles vom Anfang bis zum Ende angehört hatte, rief er aus: „Wie, so haben sie den ungerischen Edelmann verhaftet? Povero Chechino! Und warum denn?" — Der Fürst erwiderte, daß er es nicht wisse. „Wohlan, nahm der Papst das Wort, ich werde es bald erfahren haben." Sogleich befahl er Monsignor Riario, dem Kammerherrn im Dienst, auf der Stelle den Gonsalvi rufen zu lassen. Während sie die Ankunft des Staatssekretärs erwarteten, äußerte sich Pius VII in sehr günstigen Worten über mich, indem er sagte, er habe an mir während seiner Haft in Fontainebleau einen sehr ergebenen Freund kennen gelernt, und oft hätte ich meine eigene Sicherheit auf's Spiel gesetzt, um ihm Trost zu bringen. Der gute Papst setzte auch noch hinzu, daß er mich von Kindesbeinen an kenne, daß ich ein rechtschaffener Mann sey, nur zuweilen etwas unvorsichtig in meinem Betragen. Inzwischen wurde der Kardinal gemeldet, der sogleich, als er den Fürsten Kaunitz erblickte, die Ursache errieth, warum er gerufen worden.

Wenn Pius VII einmal einen Entschluß gefaßt hatte, so war Niemand in der Welt unerschütterlicher darin, als er. In diesem Falle machte er seine Macht geltend, und ohne eine Gegenbemerkung zu dulden, fragte er seinen Staatssekretär, was aus dem ungerischen Edelmanne geworden sey, der vor zwei Tagen als Cicero maskirt gewesen und seitdem verschwunden sey. Da Gonsalvi sah, daß der Papst meine Verhaftung muthmaßte, so erwiderte er: „Eurer Heiligkeit ist es nicht unbekannt, daß Diejenigen, welche Blasphemien gegen unsere heilige Religion ausstoßen, den Händen des heil. Offiziums anheimfallen, und daß ihre Verhaftung so lange geheim gehalten wird, bis sie untersucht und abgeurtheilt sind. Dieß ist der Grund, warum ich dem Herrn Botschafter keine genügende Antwort geben konnte; allein da mir Eure Heiligkeit das Geheimniß der heil. Inquisition zu enthüllen befehlen, so will ich in wenigen Worten erzählen, was dem ungerischen oder vielmehr sizilianischen Edelmanne begegnet ist."

Nun erzählte der Kardinal den schon bekannten Hergang der Sache, und bestand insbesondere auf den vom Marquis de Fuscaldo mitgetheilten Eröffnungen. Sobald Gonsalvi mit seinem Bericht zu Ende war, sagte der Papst: „Kardinal, es ist unser Wille, daß der Gefangene unverzüglich auf freien Fuß gestellt werde; und da der Herr Botschafter so großmüthig ist, und selbst hingehen will, um den Unterthan seines Monarchen zu befreien, so werden Sie Seine Exzellenz begleiten, und Sorge tragen, daß mein Befehl so schnell als möglich vollzogen werde."

Es war ungefähr drei Uhr Nachmittags, als ich die Fußtritte mehrerer Menschen in dem Gange vernahm, der zu meinem Gefängniß führte. Ein kalter Schauder überlief mich, allein meine Angst währte nicht lange; denn sobald sich die Thüre öffnete, erblickte ich den Fürsten von Kaunitz, der mit freudeglänzenden Blicken mir verkündigte, daß er gekommen sey, mich zu befreien, und daß ich ihm folgen sollte. Aus der Hölle der Tyrannei, der Folter und der Verzweiflung, wie durch einen Zauberschlag in den glänzenden Palast eines edelmüthigen Fürsten versetzt, und den Klauen der Inquisition entrissen, nahm ich einige Tage darauf Abschied von meinen Bekannten wie von Allen, die sich für meine Befreiung verwendet hatten, und sagte Rom und Italien Lebewohl — vielleicht auf immer.

Champollion der jüngere.

(Schluß.)

Champollion kam von seiner Reise nach Aegypten, wo er fast zwei Jahre zugebracht hatte, am 6 März 1830 nach Paris zurück. Nun sah er sich, durch den Reichthum seiner Materialien, des Stoffes Meister; allein er fühlte mehr als je die Nothwendigkeit, der ungestümen Neugier des Publikums und seinem eigenen Wunsche, bald möglichst der Früchte seiner Arbeit zu genießen, nicht nachzugeben. Zufrieden, die vorzüglichsten Gelehrten und Künstler in einer flüchtigen Mittheilung von dem Umfange seiner Schätze in Kenntniß gesetzt zu haben, widmete er sich nun mit unermüdlichem Fleiße der Vervollkommnung der von ihm erfundenen Methode. Seit seiner Rückkehr von Aegypten bis zu dem Augenblicke, wo seine Kräfte ihn verließen, beschäftigte die Ausarbeitung einer ägyptischen Hieroglyphengrammatik alle seine Gedanken. Dieses bewunderungswürdige Werk einer scharfsinnigen Analyse war fast beendigt und eine Abschrift davon lag bereits bis auf das letzte Kapitel zum Drucke bereit, als die ersten Anfälle des Uebels, das seinem Leben ein Ende machte, seiner Hand die Feder entfallen ließen. Vom 24 Januar bis zu seinem Todestage fristete sich sein Leben nur zwischen theilweiser Heilung und noch gefährlichern Rückfällen hin, unter welchen Champollions Freunde einen der edelsten Geister des Jahrhunderts erliegen sahen.

Was Alle, die mit Champollion in wissenschaftliche Beziehungen traten, oder sich bei ihm Raths erholten, gleich Anfangs für ihn gewann, war seine herzliche Aufrichtigkeit und die unveränderliche Heiterkeit seines Charakters. Nie behauptete Champollion Etwas, was er nicht glaubte, und nie glaubte er Etwas, was er nicht der uneigennützigsten Prüfung unterworfen hatte; daher der langsame Gang von Champollions Entdeckung, ein Gang, der nie stehen blieb, und an dessen Erfolg er selbst nie einen Zweifel hegte; deßhalb blieb er auch, oft zu großem Erstaunen seiner Freunde, gleichgültig gegen die leidenschaftlichsten Kritiken. Eine selbst unter einigen seiner Freunde bestehende Meinung war es, daß Champollion mehr durch Glück als durch stufenweisen Aufbau seine Entdeckung konstruirt habe; allein es darf wohl behauptet werden, daß er sein Ziel eben so sehr durch Ausdauer als Genie erreichte. Es war die tiefe Vertrautheit mit den Werken seiner Vorgänger, eines Jablonski, Lacroze, Zoëga, Valperga de Caluso: es war das fortgesetzte Studium der wenigen Denkmäler der koptischen Literatur, was ihn seiner Entdeckung entgegenführte. Endlich wird die Herausgabe seiner hieroglyphischen Grammatik darthun, ob Champollion mit Recht die Diatriben verachten konnte, deren Ziel er war. *) Am meisten zu bedauern ist, daß so viel Gedanken und unentwickelte Ideen, die nur ein Champollion gebären konnte, mit ihm zu Grabe gegangen sind; eben so, daß er sich keinen Schüler bildete, der im Stande gewesen wäre, unmittelbar die Wissenschaft dort fortzuführen, wo sie Champollion gelassen hat. Doch es steht zu hoffen, daß mit Hülfe der Grammatik Champollions die Wissenschaft nicht mit ihm zu Grabe getragen worden ist.

Champollion hatte mit Begeisterung die Revolution des Julius begrüßt. Kurze Zeit vor den drei Tagen hatte die Akademie der Inschriften endlich dem so lang von der öffentlichen Meinung ausgesprochenen Wunsche nachgegeben und Champollion ihre Pforten geöffnet. Unter dem Ministerium Montalivet war, Champollion zu Ehren, am Collége de France ein eigener Lehrstuhl errichtet worden. Seine literarische Stellung war auf diese Weise ehrenvoll gesichert, als der Tod seinem thätigen Leben ein Ende machte, ob er gleich seinem Ruhme nichts entzogen haben wird. Allein der Ruhm ist eine nur langsam reifende Frucht, und Jahre werden vielleicht vergehen, bis die Welt erkennt, wie viel sie an Champollion verloren hat. So viel aber läßt sich mit Zuverlässigkeit behaupten, was Niemand läugnen wird, dem Champillon näher bekannt geworden ist, daß

*) Auf seinem Sterbbette sagte er: „Es gehe, wie es wolle, ich habe durch meine Grammatik der Nachwelt meine Visitenkarte hinterlassen."

A. d. R.

der „Urheber der schönsten Entdeckung, die seit Wiedergeburt der Literatur die historischen Wissenschaften bereicherte“ — wie der gleichfalls zu früh durch den Tod der Welt entrissene Niebuhr ihn bezeichnete — daß Champollion zu den besten und aufrichtigsten Menschen gehörte. Seine Gefälligkeit als Gelehrter war ohne Gränzen; Erläuterungen, Mittheilungen, Fingerzeige gab er mit der rückhaltlosesten Freundlichkeit, und den Angriffen seiner Gegner antwortete er nur dadurch, daß er ihnen die reichen Sammlungen, die seiner Obhut anvertraut waren, frei von aller Empfindlichkeit, auf das Bereitwilligste öffnete. Die Uneigennützigkeit Champollions war unbegränzt; seit er die Stelle eines Konservators des ägyptischen Museums angetreten hatte, machte er sich es zum Gesetze, kein Denkmal zu besitzen, das in der ihm anvertrauten Sammlung eine Stelle finden konnte. Die kleine Anzahl Alterthümer, die er eigenthümlich besaß, wurde den königlichen Kunstschätzen einverleibt, ohne daß irgend Jemand außer seinem Mitarbeiter, Herrn Dubois, etwas davon erfuhr. Dieß war auch der Fall mit einem kostbaren antiken Ringe, den er von Herrn Drovetti zum Geschenke erhalten hatte. Durch einen merkwürdigen Zufall entging dieser Ring, der unter Gegenständen derselben Art in den Glasschränken des ägyptischen Museums lag, allein der Plünderung des 29 Julius 1830. Nicht einmal das geringste Denkmal behielt er für sich zur Erinnerung an seine Reise nach Aegypten.

Frankreich wird gegen Champollions Andenken nicht undankbar seyn — eine Sünde, deren dieses Land seltener, als irgend ein anderes, gegen seine großen Männer sich schuldig gemacht hat. Bereits wurde dem Könige der Vorschlag gemacht, eine marmorne Büste des Verewigten im ägyptischen Museum aufstellen zu lassen. Allein Champollion hinterläßt auch eine Witwe und eine Tochter ohne Vermögen. Drei Pflichten wird daher die französische Regierung gegen Champollion zu erfüllen haben, die Unterstützung seiner Witwe, die Erziehung seiner Tochter, die Herausgabe seines handschriftlichen Nachlasses und seiner Zeichnungen.

(Aus dem Tempe.)

Vermischte Nachrichten.

In einem Felde unfern von Villeplaine, in der Nähe von Severac wurden unlängst zwei menschliche Gerippe, ein männliches und ein weibliches, gefunden. Die Schienbeine des letztern waren ihrer ganzen Länge nach mit zwölf kupfernen Ringen umgeben, die einen Zoll Breite hatten, und nach der Dicke des Beines an Umfang verschieden waren. Der Ring, welcher die Wade umfaßte, maß vier Zoll im Durchmesser. Dünn in einem stumpfen Winkel gebogen und fast rund, stehen diese Ringe an einer Seite offen, und hielten wahrscheinlich nur durch die Elastizität des Metalles fest, das sich im Fleische einklemmte. Uebrigens sind sie statt aller andern Zierrathen mit Querstrichen bezeichnet, die in gleichen Zwischenräumen von einander entfernt sind, und ihrer rohen Ausführung nach zu urtheilen, einem noch sehr barbarischen Zeitalter angehören. An einem einzigen ließ sich eine etwas erhöhte Arbeit wahrnehmen, die aber so abgenützt war, daß sich nichts mehr deutlich erkennen ließ. Ein Dutzend kleinere Ringe lagen durcheinander neben den Gebeinen, die unter einer Schichte von Steinen unter einer Erhöhung mitten im Felde gefunden wurden. Die beiden Gerippe ließen erkennen, daß sie ausgewachsenen Personen von mittlerer Größe angehörten. Wahrscheinlich fanden sie gemeinschaftlich den Tod, da beide ein und dasselbe Grab theilten. Ihre Köpfe lagen nahe bei einander, ihre Untertheile, nach Abend gekehrt, in einem Winkel von ungefähr 45° von einander entfernt. Die Gebeine waren sehr gut erhalten und lagen von einem Kreis von großen Steinen eingeschlossen, über welche Steinplatten gelegt waren.

*

Die „nordische Biene“ theilt folgende geologische Bemerkungen über Sibirien mit: „Zu Irkutsk thaut die Erde im Sommer nie tiefer als anderthalb Arschinen auf, ungeachtet der heftigen Hitze dieser Jahreszeit. Ein Kaufmann, der vor unlängst dahin kam und den Einwohnern nicht glauben wollte, daß der Boden kein Quellwasser enthalte, stellte Versuche mit Graben von Brunnen an; im Jahre 1830 war man in eine Tiefe von dreizehn Saschenen in den gefrornen Boden gekommen, ohne Wasser zu treffen; im Jahre 1831 grub man noch zwei Saschenen tiefer und fand die Erde noch immer gefroren. Ein Mineraloge, der sich an Ort und Stelle befand, hat die bei Gelegenheit dieser Ausgrabungen beobachteten Erdschichten so bestimmt: 1) eine Schichte schwarzer sandiger Erde von zwei Saschenen Dicke; 2) feiner schlammiger Sand, dritthalb Saschenen; 3) schlammiger Sand mit Ueberresten von Holz, Wurzeln und kleinen Zweigen vermischt, eine halbe Arschine; 4) grober Sand mit kleinen Strandkieseln vermischt, fünf Saschenen eine halbe Arschine; diese Schichte enthält zu unterst Baumwurzeln; 5) Kalkstein dritter Formation, mit Adern von Eisenhydrat, scheint durch Einwirkung von Wasser ausgehöhlt, eine halbe Arschine Dicke; 6) sehr feinen, trockenen, reinen, aschfarbigen Sand von kalischem und zusammenziehendem Geschmacke; die Dicke der Schichte beträgt fast eine Saschene; 7) endlich in einer Tiefe von zwei Saschenen und zwei Arschinen fand man feinen konglomerirten Sand, mit Stücken vermischt, welche geschmolzenen Pyriten ähnlich sahen und in der Mitte ein Stück Steinkohle enthielten. In dieser letzten Schichte bemerkte man auch einige Steinkohlen, die sich in dünnen Fäden kreuzten. Die Schichten, in die man im Jahre 1831 eindrang, sind noch nicht analysirt. Der Brunnengräber, ohne sich durch den geringen Erfolg abschrecken zu lassen, setzt aus Neugier seine Arbeit fort. Ein Thermometer, das auf den Boden des Schachtes gebracht wurde, zeigte eine Temperatur von einem Grade an, in einer geringern Tiefe sechs Grade.

*

Wenn Champollion den Ruhm ansprechen darf, das hieroglyphische Alphabet wieder aufgefunden zu haben, so ist jetzt in Frankreich ein Mann aufgestanden, der sich auf eine nicht minder wichtige Entdeckung Etwas zu gute thun darf. Ein Diener des Evangeliums — wie er sich nennt — glücklicher als Newton und Rühle von Lilienstern, hat die hieroglyphische Erklärung der Apokalypse gefunden, und theilt der Welt die Frucht dreißigjähriger Arbeit in drei großen Bänden mit, worin eine ordentliche Grammatik, ein Wörterbuch und methodische Anleitung zur Erklärung der Offenbarung Johannis. Dieses erstaunliche Werk führt den Titel: L' Apocalypse considérée comme un Ecrit hieroglyphique ou Explication raisonnée de l' Apocalypse, d'après les principes de la composition, par Ph. Basset, ministre du Saint Evangile. 3 volumes in 8° avec une carte géographique. — (20 Fr.)

*

Der Moniteur macht, zur Warnung der Schiffer, einen Bericht des Kapitäns der französischen Brigg „L'Orient“ bekannt, der sich am 23 Febr. gegen vier Uhr Abends, bei völliger Meerstille, unter gleicher Länge und Breite mit der neuen vulkanischen Insel befand, ohne von ihr etwas gewahr zu werden. Plötzlich aber habe sich eine Woge erhoben und das Geräusch des Meeres ihn angedeutet, daß er sich auf der Stelle befinde, wo früher die Insel emporgetrieben worden war. Da die Meeresströmung gerade auf die Untiefe zutrieb, die er zwei oder drei Fuß unter dem Wasser vermuthete, so mußte der Kapitän Alles aufbieten, um der gefährlichen Stelle zu entkommen, was ihm eine Arbeit von einigen Stunden kostete.

*

Das „Journal der Karrikaturen“ gibt für die gegenwärtige Lage Frankreichs folgenden Barometerstand:

Der öffentliche Schatz, auf sehr Trocken.
Die Zukunft, auf Sturm.
Die Freiheit, auf Krankenzimmertemperatur,
Die Birne, *) auf schmelzenden Schnee.
Die Nationalgarde, auf Veränderlich.
Die öffentliche Meinung, auf Ungewitter;
Die Hoffnung der Patrioten, auf beständig Schön.
Der Enthusiasmus, auf Eis.
Das Justemilieu, auf Thauwetter.
Das Ministerium, auf Null.
Der Regenbogen, auf fünfundzwanzig Grad unter Null.

*) Unter der Biene, wird bekanntlich seit dem Witze Philippons, des Herausgebers der Karrikaturen, Louis Philipp, unter dem Regenbogen der Herzog von Orleans verstanden, der als solcher von dem schmeichlerischen Präfekte von Lyon begrüßt wurde. Eine Menge Karrikaturen stellen den König als eine Birne dar, in der man eine Aehnlichkeit mit den Umrissen seines Kopfs entdecken will. A. d. R.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 95. 4 April 1832.

Bekenntnisse eines Saintsimonisten.

Zweites Kapitel.

Saintsimonistisches Hotel in der Straße Monsigny No. 6. — Ich werde Redakteur des Globe. — Vertheilung der Arbeiten. — Abendgesellschaften.

„Bis jetzt," sagte eines Morgens Gustav von Eichthal zu mir, „haben Sie nichts weiter gethan, als unsere Lehren gebilligt; es ist nun Zeit zum Handeln. Verlassen Sie ihre alltäglichen Beschäftigungen, durch die sie vereist und abgestumpft werden. Mit Ihrem Glauben können Sie fortan nur mit Denen glücklich seyn, die alle Ihre Sympathien theilen, und entschlossen sind, ihr ganzes Leben der Verbreitung dieser Ansicht durch die Welt zu weihen."

Diese Worte wurden mit dem gebieterischen Nachdruck, den die Ueberzeugung verleiht, von einem jungen Manne gesprochen, dessen Geist mehr eine mathematische als poetische Richtung hatte, und der später in treuem Sinne einen Theil seines Vermögens der Verbreitung der saintsimonistischen Ideen opferte. Wenn ich diese hörte, so fühlte ich mich beschämt über meine Nutzlosigkeit, und verworrene Zweifel bestürmten mich und stießen mich gegen meinen Willen zurück, wie feige Eingebungen meines Egoismus. Ich verlangte bloß einen Tag es zu überlegen. Am folgenden Morgen begab ich mich, unruhig bewegt, und ohne noch einen Entschluß gefaßt zu haben, nach der Straße Monsigny. Man hatte das erste Geld, das man zusammenbringen konnte, angewendet, um in dem alten Hôtel de Gèvres, von dem ein Theil sich wie eine Brücke über den Passage Choiseul spannt, einen Saal zu miethen.

Es war ein ungewöhnlicher Anblick, hier die schweigsame Bewegung und die ernste Freude zu sehen, die in diesen noch vom Ueberreste ihrer alten Pracht glänzenden Sälen herrschte, die jedoch damals nur von dem bleichen Lichte einiger Kerzen beleuchtet wurden, und von ihren reichen Tapeten entkleidet waren. Dreißig oder vierzig junge Leute, Ingenieurs, Aerzte, Advokaten, Künstler durchwandelten sie Hand in Hand, und umarmten sich mit inniger Zärtlichkeit. Die Einen hatten ihre Bücher, die Andern ihre Möbeln hieher gebracht; Jeder bot was er hatte, und sagte leise, ohne Schmerz, seinen Arbeiten, seinen Vergnügungen, seinen alten Hoffnungen, seinen Erinnerungen und den Mahnungen seines vorhergegangenen Lebens Lebewohl. Man hatte es die Gründung einer Kolonie genannt.

Die meisten prophezeiten der neuen Religion einen schnellen Triumph; man hörte, ohne daß sich Jemand darüber erstaunte, sagen: „Unsere Bibliothek ist freilich noch sehr klein! Doch, es sind die ersten Grundlinien einer Universalbibliothek!" — „Diese Säle werden bald zu klein werden. Binnen sechs Monaten werden wir einen Palast und einen Tempel haben." — Ordnung und eine gewisse Hierachie begann sich herzustellen. Die ältesten Schüler traten in gewissen Stunden zusammen, und bildeten den ersten Grad oder das Kollegium; es gab einen zweiten und einen dritten Grad, endlich errichtete man auch noch einen Einweihungsgrad (degré d'initiation), und unter demselben einen vorbereitenden Grad, der sich in zwei Sektionen theilte, die eine für die Ouvriers, die andere für die Bürger. Die Mitglieder eines jeden untern Grades gaben den Mitgliedern der höhern Grade den Namen: Väter. Nach und nach wurden in den verschiedenen Graden Frauen und Mädchen eingeführt, die man Mütter, Schwestern und Töchter nannte. Die wichtigsten Arbeiten waren der Unterricht, die individuelle Conversion, die Ausarbeitung von Journalartikeln, die Sorge für die Bibliothek und die innere Verwaltung.

„Verwenden Sie mich, sagte ich zu einem der Oberhäupter, geben Sie mir eine Beschäftigung, ich stehe ganz zu Ihrem Gebot." Man wies mich an Michael Chevalier, den Redakteur des Globe. Drei Monate lang, von Morgens neun Uhr bis zwei Uhr nach Mitternacht, arbeitete ich unausgesetzt, schnitt die europäischen Neuigkeiten, die damals noch so verworren lagen, die Kammerverhandlungen, die damals so erstaunenswürdig waren, zurecht; nahm unter Tags die Gesuche um Empfehlungen und Anzeigen vor und bemahlte in der Nacht die Ränder der Druckbögen mit den wunderlichen Korrekturzeichen, bei dem rothen Schein einer Lampe und dem dumpfen Oelgeruch der Druckerei. Ohne den Glauben wäre diese Arbeit hart und langweilig genug gewesen.

Unsere Zahl wuchs mit jedem Tage. Die Spaltungen der Parteien, die Kraftlosigkeit des Liberalismus seit den Juliustagen und das überhand nehmende Elend der armen Volksklassen befeuerten uns mehr und mehr. Selbst der Spott, mit dem man uns überhäufte und das Lächerliche, das man ohne Unterschied auf die unbestritten wahresten und nützlichsten Prinzipien des Systems zu werfen suchte, verdoppelten nur unsere Begeisterung. Gleichgültig geworden gegen das blinde Vorurtheil und die unwissende Verachtung, die uns überall empfing, so wie gegen die Zeitfragen, die unserem

Werke fremd waren, hatten wir uns gewöhnt, reine Zufriedenheit nur in unsrem gemeinschaftlichen Hause zu suchen. Da die vervielfältigten Beschäftigungen uns hinderten, viel am Tage uns zu sprechen, so waren die Augenblicke des gemeinschaftlichen Mahles, wo man zusammenkam, ein wahrhaft inniges Vergnügen. Man frühstückte um zehn Uhr, und aß um sechs Uhr zu Mittag. Es läßt sich nicht denken, welche Freude es uns gewährte, die neuen Konvertiten sprechen, oder Bruchstücke uns günstiglautender Briefe vorlesen zu hören, oder auch die übertriebenen Gerüchte zu vernehmen, die über uns in der Welt im Umlaufe waren. Man las die Angriffe der Journale, die Witze des Figaro, und man belachte sie recht vom Herzen, wenn sie geistreich waren. Die beiden Oberhäupter, Bazard und Enfantin, saßen bei diesen Mahlzeiten einander gegenüber. Enfantin legte vor; mit einer bewunderungswürdigen Aufmerksamkeit sorgte er für Jeden von uns, und fragte Einen um den Andern um tausenderlei Einzelnheiten. Bazard leitete gewöhnlich die Unterhaltung über die auswärtige Politik, deutete die Absichten des Ministeriums und die Skandale der Deputirtenkammer zum Voraus an. Mehr als Ein guter Einfall, den er über Tisch aussprach, wurde der Text langer Journalartikel und langer Gespräche.

Dienstags und Donnerstags waren die Mahlzeiten minder traulich; man pflegte an diesen Tagen gewöhnlich Personen einzuladen, die sich für die neue Lehre zu interessiren schienen. Oft erblickte man da berühmte Künstler, Fremde, Offiziere der Artillerie und des Geniekorps, Journalisten aus den Provinzen u. s. w. Nach diesen Mahlzeiten fanden Abendgesellschaften statt; die am Donnerstag waren die zahlreich besuchtesten und glänzendsten. Kein Ball, keine literarische oder diplomatische Soirée kann einen richtigen Begriff von diesen Zusammenkünften geben. Man tanzte selten, manchmal Walzer. Hier und dort wandelten Gruppen durch die Säle oder standen um Sofa's versammelt. Von Zeit zu Zeit ließ sich eine Stimme am Piano vernehmen, dann hörte alle Unterhaltung auf, man drängte sich in einem Halbkreis um die Sängerin, und wußte seine Gefühle auf ganz andere Weise auszudrücken, als durch Händeklatschen. Manchmal entfernten sich die beiden Oberhäupter in ein benachbartes Gemach mit einem neuen Adepten. Die Damen wußten, welche ernste Richtung alle Gespräche der Männer leitete, mischten sich unter die Umherwandelnden und nahmen unbedenklich an ihren Unterhaltungen Theil, deren abstrakten Flug sie oft durch ihre naiven Einfälle unterbrachen, während sie die lebhaften Erörterungen über die gegenwärtigen Leiden und Zwistigkeiten der Menschheit, und über die Freuden und die Einigkeit der Zukunft in anmuthige Gespräche auflösten. Diese Gegenstände allein waren es, die unter tausenderlei Gestalten, alle Geister beschäftigten. Man fand sich wie in die Glaskuppel eines Leuchtthurmes versetzt; das Geräusch der Welt reichte nicht bis dort hinauf. Uebrigens war es schwer, daß eine gleichgültige oder feindlichgesinnte Person hier Zutritt suchte oder öfters wiederkam, denn man redete hier eine ganz neue Sprache, die sich aus keiner Grammatik, aus keinem Wörterbuche erlernen ließ. Man kannte sie nur vollkommen, wenn man lange Zeit den Sitzungen beigewohnt, und häufige Unterredungen mit Einem von uns gepflogen hatte. Niemals aber unterzog sich ein redlicher Mann dieser Mühe, ohne die Saint-Simonisten wenigstens achten zu müssen.

In dieser letzten Zeit, wo ich einige Dienste geleistet, und Proben meiner völligen Hingebung abgelegt hatte, befand ich mich in der seltsamen Lage, daß man sich um mich drängte, daß junge Frauen mit ihren Männern, junge Mädchen von ihren Brüdern mir vorgestellt, mich dringend um Rath fragten, und von mir Worte der Hoffnung und der Ermuthigung verlangten. Da gab es junge Leute mit rosenrothen Wangen und ohne Bart, die man Väter nannte, und Leute mit grauen Haaren, Greise, die man Söhne hieß. Alles Dieß trug sich im Jahre 1831 zu.

Literatur und literarische Gesellschaften in Island.

(Fortsetzung.)

Eine Beschreibung der Sommerwinde und Winterstürme gibt der Verfasser in einer poetischen Schilderung, die Finn Magnusen im Jahre 1810 in dänische jambische Verse übersetzt hat. Von Ireland findet sich folgendes kleine Gemälde. „Ireland ist fast das beste von allen Ländern, das wir kennen gelernt haben, obgleich es keine Weine erzeugt. Es liegt unter einem gemäßigten Himmelsstriche und hat weder im Sommer unerträgliche Hitze, noch im Winter all zu heftige Kälte zu dulden; die Rinder und Schafe sind das ganze Jahr hindurch auf freiem Felde. Man sagt, das Volk, das dieses Land bewohnt, sey wild, mörderisch und roh, doch hat keiner der vielen Heiligen, die unter ihnen sind, noch sein Leben eingebüßt.“ Bei Gelegenheit des Wallfischfanges von Grönland und Island wird auch des so oft besprochenen Seeungeheuers — des Kraken — der so groß wie eine gute Insel ist, erwähnt. Der isländische Salomo nennt ihn Hafgufa, was mit Seenebel übersetzt werden kann — keine unpassende Bezeichnung für ein so nebel- und fabelhaftes Ungethüm. Die neueren Isländer nennen es Lyngback, die Dänen Lyngbag. Nicht so leicht und wundergläubig, als man vielleicht denken möchte, gibt der Verfasser übrigens zu, daß der Lyngbag nur selten an der Küste gesehen werde, auch habe man nie gehört, daß einer lebendig gefangen oder todt gefunden worden. Selten erblicke man ihn, und dann sehe er einer ziemlichen Strecke Landes ähnlich. Daher ist er auch der Meinung, daß in den Abgründen des Meeres vielleicht nur zwei solche Ungeheuer wohnen und sich auch nicht fortpflanzen. Die Art, wie sich das Ungethüm zuweilen füttert, ist nach dem Berichte des Verfassers eben so seltsam, als der Leviathan überhaupt. Manchmal soll er nämlich eine ungeheure Menge einer gewissen Materie ausspeien, die Myriaden Fische herbeilockt. Ist deren eine gehörige Masse beisammen, so öffnet Meister Lyngbag seinen Rachen, in den sich nun die Gewässer in furchtbaren Strömungen hinabstürzen, die alle in die Nähe gekommenen Fische mit in den Riesenschlund hinabreißen. Diese Strömungen dauern fort, bis das Ungeheuer gesättigt ist und den Rachen wieder schließt. Wahrscheinlich ist der Kraken nur ein Nachklang von der ungeheuren Wasserschlange der Edda. — Von Island entwirft der Verfasser eine traurige Schilderung: „Es ist, sagt er, wegen des Eises, das einen großen Theil desselben bedeckt, für Menschen kaum bewohnbar. Seine eiserne Kälte ist nicht nur fast unerträglich, sondern es wird auch von den hohen grönländischen Eisbergen heimgesucht. Außerdem wird es von unterirdischem Feuer

und Erdbeben verwüstet; dieses furchtbare Feuer, sagt er, nähre sich von Felsen und Steinen, die es wie Wachs zu Lava schmelze. Er glaubt, daß es mit dem alten Abgrund der Erde in Verbindung stehe, und mit den Flammen der Hölle zusammenhänge. Er spricht von brennenden Bergen, die ihre Wassersäulen bis in die Wolken spritzen und Alles in Stein verwandeln, was sie damit benetzen. Die siedenden Wasserschlünde, die vulkanischen Krater, die ewigen Gletscher hält er für den Ort, wo die Seelen der Verdammten die Qualen für ihre Sünden erleiden — ein Glaube, der im Mittelalter im nördlichen Europa eben so verbreitet war, als im südlichen die Meinung, daß der Aetna die Hölle einschließe. Der Teufel selbst schüre und fache diese unterirdischen Feuer an, und gebe sich manchmal durch Ausbrüche und Erdbeben zu erkennen. Bekanntlich schreibt die Edda die Erdbeben dem Loki, dem Satan der nordischen Mythologie zu, und gleiche Gewalt wird auch der Bewegung seines Sohns, Jörmungandar oder Midgardsorm, der riesenhaften Seeschlange, die den Erdkreis umgürtet und ihren Schweif im Rachen hält, beigelegt. — Grönland wird uns als das fernste Land der Erde gegen Norden beschrieben; in seiner Nähe befindet sich der Sund, durch den der große Ozean, der die Erde umgibt, hereinbricht, um die Küsten aller andern Länder zu bespülen. Ist vielleicht darunter der Lancastersund verstanden? Denn gewiß ist es, daß skandinavische Ansiedler bis zu einem hohen Grade der Breite im dänischen Grönland vordrangen. Noch nicht lange her wurde unter dem 73 Breitegrade ein Stein mit einer Runeninschrift in alter norwegischer oder isländischer Sprache, mit der Jahrszahl 1135 gefunden, worüber Rask und Finn Magnusen im vierten Band der dänischen Alterthumsannalen Bericht erstatteten.

„Vor Alters, bemerkt der nordische Larochefoucault über das Hofleben, war der Hof die Urquelle guter Sitten und muß es auch ferner bleiben.“ Die Nachrichten eines norwegischen Hofmannes, der vor sieben hundert Jahren lebte, über die damaligen Vergnügungen, den Luxus, die Pflichten des Hoflebens, sind voll Interesse. Man ersieht daraus, daß die *Hirdmänner*, die angesehensten Hofleute, nicht gerade der Aristokratie oder adeligen Geschlechtern anzugehören brauchten, sondern in vielen Fällen bloß nach ihrem Verdienst hervorgezogen wurden. Das Leben eines Hofmannes scheint ihm ein Licht, das auf einen Hügel gestellt ist, nicht um verborgen zu werden, sondern um in reicher Zier und Tugend aufzulodern, es muß das Vorbild der Höflichkeit, des Anstandes, der Klugheit und Sittlichkeit seyn; vorzüglich da verständige Gesandte von andern Höfen es stets im Auge behalten, und sein gutes und schlimmes Benehmen durch die Welt ausbreiten. Bei Zusammenkünften von Königen sollen diese, nach der Ansicht des Verfassers, in aller Würde und Pracht auftreten, umgeben von den Großen ihres Reiches, ihren Erzbischöfen, Jarls, Bischöfen, Rittern und Vasallen. Aber diese sollen nicht vergessen, daß ihr übles Betragen einen Schatten auf den Glanz des Königs werfe, dem man es stets zur Last legen werde; denn die Welt werde sagen: wenn er nicht selbst Gefallen an so übler Aufführung hätte, würde er sie wohl unter seinem Gefolge aufgenommen haben? — woran auch im Vorbeigehen gesagt, die Welt nicht so Unrecht hätte. — Des alten Weisen Lehren für Höflinge möchten wohl manchen Sittenspiegel eines Staats- und Hofmannes der neuen Zeit beschämen. Hier einige derselben: „Ich will Dir einige der wichtigsten Lehren an den Hof mitgeben, wenn Du dort eine Stelle einnehmen wirst. Der Anfang aller Weisheit ist die Furcht des Allmächtigen, diese Furcht lasse nie aus Deinem Herzen schwinden. Gott mußt Du über Alles lieben, und nächst ihm alle Tugenden. Gewöhne Dich an Billigkeit, Gerechtigkeit und Mäßigung. Denke an Deine letzte Stunde, und meide alle Verläumdung. Gedenke, daß das Leben eines Menschen kurz ist, aber lang sein Andenken, und daß wir noch lange in der Erinnerung Derer fortleben, die nach uns kommen werden. Der große Haufe gleicht unvernünftigen Thieren, die in die Grube stürzen, und Niemand fragt darnach, ob sie gut oder schlecht in der Welt gelebt haben; aber der Mensch hat eine höhere Natur, eine Natur, der die unvernünftigen Thiere zum Theil Genuß gewähren. Der Mensch ist geschaffen, die Zierde dieser und jener Welt zu seyn, wenn er strebt, sie zu erlangen, und es ist seine Pflicht, sein sterbliches Theil so anzuwenden, daß die Erinnerung an seine guten Thaten noch fortlebe, wenn er längst zu leben aufgehört. Dieß ist vorzüglich die Pflicht der Könige und anderer hochgestellter Männer u. s. w.“

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste französische Memoirenliteratur.

(Fortsetzung.)

Folgende Nachricht von Paine wird man nicht ohne Interesse lesen:

„Nach des Königs Rückkunft blieb ich nur noch einige Tage in Paris. Auf meiner Reise nach London waren meine Reisegefährten der berühmte Paine und Lord Daer, ein junger Schotte, der ganz von Freiheit und Republikanism besessen war, ein ehrlicher, kräftiger Enthusiast, der die Meinung hegte, er könne seinem Vaterlande keinen größern Dienst erweisen, als wenn er die Grundsätze der französischen Revolution dorthin verpflanze. Paine hatte ich früher schon fünf- oder sechsmal gesprochen, und ich fand seine Vorurtheile gegen England bei einem Amerikaner leicht verzeihlich; allein seine überspannten Begriffe, und sein ungemessener Eigendünkel flößten mir Widerwillen ein. Er war trunken von Eitelkeit; wollte man ihm glauben, so hatte er alles in Amerika allein gethan. Er war die vollkommenste Karrikatur des eitelsten Franzosen. Er bildete sich ein, sein Buch über die Rechte des Menschen mache jedes andere Werk entbehrlich, und sagte uns gerade heraus, wenn er die Macht hätte, alle Bücher der Welt zu vernichten, so thäte er es ohne Anstand, um so die Irrthümer, die sie enthielten, mit der Wurzel auszurotten, und dann würde er mit den Rechten des Menschen eine neue Folge von Ideen und Prinzipien aufstellen. Er wußte alle seine Schriften auswendig, aber sonst nichts. Er recitirte sogar Liebesbriefe im phantastischsten Styl, die er geschrieben hatte; es waren jugendliche Schwärmereien eines Mascarillo würdig. Dennoch war Paine ein Mann von Talent, voll Einbildungskraft und mit populärer Beredsamkeit begabt, der auch die Waffen der Ironie mit Geschick zu brauchen wußte. Meine Neugierde rücksichtlich dieses berühmten Schriftstellers war auf dieser Reise mehr als hinlänglich gestillt, und ich sah ihn nicht mehr.“

Einige interessante Mittheilungen über den Altmeister in der Diplomatie, Fürsten Talleyrand, findet man in Folgendem:

„Meine Bekanntschaft mit dem Bischof von Autun war in Paris keineswegs vertraut, sondern nur oberflächlich, und erst kurze Zeit nach seiner Ankunft in London kam er mir so weit entgegen, als Dieß, vermöge unserer beiderseitigen Verhältnisse, von seiner Seite geschehen mußte, wenn er den Wunsch hegte näher mit mir bekannt zu werden. Er hatte besondere Empfehlungsbriefe an Lord Lansdowne, und sein ausgezeichneter Ruf, der ihm den Weg zu den höchsten politischen Ehrenstellen öffnete, machte, daß seine Gesellschaft von Denen gesucht wurde, die noch nicht die strengen Vorurtheile

gegen Alles, was mit der französischen Revolution in Verbindung stand, eingesogen hatten.

„Herr Talleyrand stammt aus einer der ältesten souveränen Grafenfamilien Frankreichs. Er war der älteste von drei Brüdern, da er aber von Kindheit an lahm war, so hielt man ihn nicht für befähigt, eine Figur in der Welt zu spielen, und weihte ihn deßhalb der Kirche, ob er gleich nicht eine einzige der Eigenschaften besaß, die ihm eine solche Bestimmung auch nur erträglich machen konnten. Ich hörte ihn oft erzählen, daß die Verachtung seiner Eltern, die ihn als von der Natur vernachlässigt, und zu nichts tauglich ansahen, ihm von früher Jugend an ein trauriges, düsteres Wesen aufdrückte. Da er genöthigt wurde, sein Erstgeburtsrecht einem jüngern Bruder abzutreten, so hatte er mit seinen Eltern nie unter Einem Dache geschlafen. Im Seminarium zählte er nur wenige vertraute Freunde, und man hielt ihn wegen seines natürlichen mürrischen Wesens für sehr stolz. Obgleich zur Kirche verurtheilt, sog er doch nicht mehr priesterliche Gesinnungen und Meinungen ein, als Kardinal Rey und viele andere; er überschritt sogar die Gränzen der Nachsicht, die man seiner Jugend und edeln Geburt halber mit ihm hatte, und seine Moral war Alles, nur nicht geistlich, doch wußte er den Schein zu bewahren, und Niemand verstand besser als er zu rechter Zeit zu schweigen und zu reden.

„Ob er durch ein gewisses zurückhaltendes, nachdenkendes Wesen Eindruck machen wollte, kann ich nicht behaupten, aber er war immer von Anfang kalt, sprach wenig und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Sein aufgedunsenes Gesicht hatte etwas Weibisches, mit dem seine männliche, volle Stimme in grellem Contrast stand; in Gesellschaft war er immer gemessen und zurückhaltend, und setzte sich keiner Vertraulichkeit aus. Die Engländer, die gegen Franzosen die abgeschmacktesten Vorurtheile hegen, waren erstaunt an ihm weder Lebhaftigkeit, Ungezwungenheit und Unbescheidenheit, noch selbst jene nationale Munterkeit zu finden. Förmlichkeit, kalte Höflichkeit und ein gewisses lauerndes Wesen umgaben seinen diplomatischen Charakter mit einem undurchdringlichen Schleier.

„Unter vertrauten Freunden war er dagegen ein ganz anderer Mensch. Besonders stark war er in gesellschaftlicher Unterhaltung, die er oft bis spät in die Nacht zu beleben wußte. Zutraulich, liebreich und alle Mittel zur Unterhaltung beachtend, brachte er eine Art von intellectuellem Epikuräismus in Gang, und wurde eben so unterhaltend, als er sich selbst unterhielt. Er sprach nie übereilt, sondern wählte seine Ausdrücke sehr sorgfältig, und sein Witz war von so feinen Spitzen, daß man, um ihn gehörig zu würdigen, ihn öfteres sprechen gehört haben mußte. Von ihm kommt das Bonmot, das Champfort an irgend einer Stelle anführt, wo Bulhière sagt: „Ich begreife nicht, warum man mich einen gottlosen Mann nennt, da ich doch in meinem ganzen Leben nur Eine gottlose That (Act) begangen habe.“ Talleyrand der früher keinen Theil an der Unterhaltung genommen hatte, rief sogleich mit seiner sonoren Stimme, und seiner ausdrucksvollen Weise: „Aber wann wird dieser Act enden?“ Eines Abends wurde, während seines Aufenthalts in London beim Whist von einer sechszigjährigen Dame gesprochen, die eben einen Bedienten geheirathet hatte. Als mehrere der Anwesenden ihr Erstaunen über eine solche Wahl äußerten, sagte der Bischof trocken: „Wenn Sie Bête sind werden die Honneurs nicht gezählt.“ Diese Art Witz war ihm ganz eigen; er hatte ihn von Fontenelle, von dem er ein großer Verehrer war.

„Die Art wie Talleyrand Geschichtchen zu erzählen wußte, war besonders anmuthig, so wie er überhaupt ein Muster guter Unterhaltung war. Sorglos, schwelgerisch und zu Größe und Reichthum geboren, wußte er sich doch während seiner Verbannung an eine Lebensart voller Entbehrungen zu gewöhnen, und er theilte freigebig mit seinen Freunden das Letzte, was er aus dem Verkauf der Trümmer seiner herrlichen Bibliothek lößte, die er zu sehr niedrigen Preisen losschlagen mußte, weil gerade damals der in London herrschende Parteigeist das Zuströmen vieler Käufer hinderte.

„Talleyrand war nicht ohne Ursache nach London gekommen. Er hatte eine lange Konferenz mit Lord Grenville, über die ich seinen schriftlichen Bericht gelesen habe. Der Gegenstand derselben war, die Vortheile auseinanderzusetzen, die England davon haben würde, wenn Frankreich einen konstitutionellen König hätte, und eine innige Verbindung zwischen beiden Höfen anzuknüpfen. Denn obgleich das britische Kabinet entschlossen schien, im Fall eines Kriegs die strengste Neutralität zu beobachten, so war es doch außerordentlich zurückhaltend gegen Frankreich, weil es weder mit der französischen Regierung sympathisirte, noch an die Dauer der französischen Konstitution glaubte. Diese Kälte machte dem Kabinet der Tuillerien viele Unruhe, und Talleyrands Auftrag war, beide, wenn er sie auch nicht vereinigen könnte, doch einander zu nähern, und es so wenigstens dahin zu bringen, daß Frankreich auf alle Fälle nichts von England zu fürchten hätte. Lord Grenville war trocken und lakonisch, und ungeachtet der England vorgehaltenen Vortheile, keineswegs geneigt auf Talleyrands Absichten einzugehen. Wie bekannt, stellte Lord Grenville später den Bischof von Autun als einen geschickten, aber gefährlichen Mann dar. Talleyrand hatte Herrn Pitt noch als jungen Mann in Frankreich kennen lernen, als dieser bei seinem Oheim, dem Erzbischof von Rheims, einen Besuch abstattete. Sie hatten mehrere Wochen in freundschaftlicher Vertraulichkeit gelebt; bei der einzigen Zusammenkunft aber, die sie in London hatten, glaubte Talleyrand, es sey an Pitt sich dieses Umstands zu erinnern, und da Dieß nicht geschah, so machte er keine Erwähnung davon. Pitt, der Talleyrands Auftrag durchaus entgegen war, hütete sich wohl des Oheims zu gedenken, damit er nicht zu Höflichkeiten gegen den Neffen genöthigt war.

„Als Talleyrand bei Hofe vorgestellt wurde, nahm der König nur wenig Notiz von ihm, und die Königin kehrte ihm den Rücken, eine Verachtung, die sie seinem unmoralischen Charakter schuldig zu seyn glaubte. Von dieser Zeit an wurde er, als ein gefährlicher Mann und der Agent einer Faktion, dem man zwar nicht geradezu die Thüre zeigen, doch auch nicht mit Anstand empfangen könne, von den höhern gesellschaftlichen Cirkeln ausgeschlossen.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das russische Journal für die Manufakturen enthält verschiedene Angaben über den Zustand der Fabriken im Gouvernement Wladimir. Es geht aus denselben hervor, daß in diesem Gouvernement, nach jenem von Moskau, die Manufakturindustrie den größten Aufschwung unter allen Provinzen des russischen Reiches genommen hat und täglich einer größern Entwicklung entgegen geht. Hiezu trägt unter mehreren andern günstigen Ursachen vorzüglich auch die vortheilhafte Lage des Gouvernements Wieleb bei, da es von den schiffbaren Flüssen Oka, Kljäsma und Wolga durchschnitten wird; ferner auch sein Reichthum an Bodenerzeugnissen und Materialien jeder Art, der niedere Arbeitslohn in Folge der großen Bevölkerung und der geringe Preis der Lebensmittel; endlich der thätige und unternehmende Geist der Einwohner. Peter der Große war es, der in diesem Gouvernement die ersten Eisengießereien, Glashütten und Webereien anlegte. Später wurde die Baumwollenfabrikation der Hauptzweig der Industrie der Einwohner. In der Stadt Schuja und den umliegenden Dörfern ist kaum ein einziges Haus, wo man nicht zum Weben bereitliegende Baumwolle fände. Im Jahre 1828 verbrauchte man fünfmal mehr Baumwolle als 1827. Eine eben so große Thätigkeit herrscht in der Leinwandfabrikation; Tuch wird noch wenig verfertigt. Die Gerbereien haben viel verloren, seit die Nachfrage des Auslandes nach russischem Leder aufgehört hat. Perlenmutter- und Krystall-Fabriken beschäftigen viele Hände. Eine Fayence-Manufaktur, die im Jahre 1828 errichtet worden ist, hält sich. Die Gießereien und Eisenhämmer sind im blühendsten Zustande, und seit kurzer Zeit ist auch eine Scheidewasser- und Vitriolöl-Fabrik errichtet worden. Man zählt im Gouvernement Wladimir 160 Baumwollen-Manufakturen, die jährlich gegen 170,000 Pud Baumwolle verarbeiten, was, das Pud zu dem niedrigsten Preise von 85 Rubeln genommen, eine Summe von 14,450,000 R., gibt. Aus England bezieht man jährlich für mehr als 12,000,000 R. gesponnene Baumwolle. Die Zahl der verfertigten Stücke baumwollener Zeuge wird auf 1,560,000 angeschlagen was, das Stück zu 20 Rubel gerechnet, 27,000,000 R. gibt. Diese Manufakturen beschäftigen 24,257 Individuen.

In Sumatra, sagt „der Spectator“ hat ein Mann, der seine Frau mit einem Andern überrascht, das Recht, ihn lebendig zu verzehren! Von 1831 bis 1832 starben dort 1500 Männer an Indigestion: wahrscheinlich aus Ursache jenes Gebrauches.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 96. 5 April 1832.

Die Mohammedaner in Indien.

7. Putz und Kleidung.

Am dritten Tage nach dem Moharrem regt sich neues Leben im Sihnanah; mit Anbruch des Tages wird ein Bad genommen und dann eilt man zu der so lang entbehrten Toilette, da eine längere Enthaltsamkeit den Moslemin jetzt nicht mehr verdienstlich erscheint. Der „Missih" (ein Präparat aus Antimonium) wird von den verheiratheten Frauen auf Lippen, Zahnfleisch und Zähne aufgelegt, und sie wetteifern mit einander in der schwärzesten Färbung. Die Augenlieder werden ebenfalls mit einer schwarzen Farbe, „Kahrjil" genannt, deren Hauptbestandtheil Lampenruß ist, bemalt; die Augenbrauen genau untersucht, ob nicht etwa ein schlecht gewachsenes Haar die Symmetrie dieser Bogen verunstaltet, die zwar unter jedem Himmelsstrich für eine Schönheit gehalten werden, auf deren Pflege Niemand aber mehr Sorgfalt verwendet, als eine Dame des Orients. Hände und Füße werden mit dem „Maypdhie" behandelt, der ihnen die glänzende rothe Farbe mittheilt, die für eben so schön als der Gesundheit zuträglich gehalten wird.

Die Nase wird wieder mit dem „Nutt" (Ring) geziert, der eine Auszeichnung der verheiratheten Frauen ist; dieser Ring ist von Goldbrath und mit Perlen und Rubinen von großem Werth besetzt. Ich habe viele Frauen gekannt, die ihn so groß trugen als den Ring um das Handgelenke, nur von geringerem Gewicht, ja sogar von solchem Umfang, daß sie genöthigt waren, ihn während des Essens mit der linken Hand vom Mund entfernt zu halten. Dieser Nutt ist nach alter Gewohnheit eine der verheiratheten Frau unerläßliche Zierde, und so lästig er ihr auch seyn mag, so darf sie ihn, während des Moharrems ausgenommen, doch vom Tag ihrer Vermählung an, bis zu ihrem Tode oder Wittwenstand nie ablegen, ohne einen Verstoß gegen die Sitte zu begehen, in deren strenge Beobachtung sie ihren Stolz setzen.

Die Ohren der Frauen werden an mehreren Stellen durchstochen und die goldenen oder silbernen Ringe, die sie in diesen Oeffnungen tragen, bilden zu beiden Seiten des Kopfes eine breite Einfassung von edeln Metallen. Schmückt sich die Dame, um Besuch abzustatten oder zu empfangen, so müssen diese Ringe Perlen und Smaragden Platz machen, die an Schnüren gereiht und geschmackvoll geordnet, vom obern Theil des Ohres bis auf die Schultern herabhängen. Meine Aya, ein ganz gemeines altes Weib, trägt nicht weniger als zehn silberne Ringe in dem einen, und neun in dem andern Ohr (sie nehmen gewöhnlich eine ungerade Zahl), und von jedem dieser Ringe hängen noch Zierrathen herab, so daß ihre Ohren im eigentlichen Sinne des Worts mit Silber eingefaßt sind. Hiezu kommen noch schwere goldene und silberne Ketten, Ringe für Arm- und Handgelenke, die „Joschun" oder Armbänder, oft mit Edelsteinen besetzt und viele Ringe für die Finger, Daumen und Zehen, die sämmtlich zum täglichen Putz einer Frau gehören.

Wenn das Haar umständlich gewaschen, getrocknet und mit dem wohlriechenden indischen Jasmin-Oel gesalbt worden ist, so wird es sorgfältig von der Stirn nach hinten gekämmt und in einen Zopf geflochten, der meist bis auf die Lenden hinabreicht; die Spitzen der Haare werden nun mit Streifen von rother Seide und Silberbändern durchflochten, aus denen man dann eine ziemlich große Rosette bildet. Das Haar ist bei Allen pechschwarz, von starkem Wuchs, lang und dick, und bleibt nun so geflochten eine Woche lang, ungefähr die gewöhnliche Zwischenzeit von einem ihrer sehr umständlichen Bäder zum andern, unberührt, da sie keinen Begriff von der Annehmlichkeit haben, die die Frauen anderer Völker darin finden, ihr Haar täglich zu bürsten und zu kämmen. Bürsten für den Kopf und die Zähne sind in den Familien der Eingebornen bis jetzt noch nicht üblich, und dürften es auch nie werden, so lange man Schweinsborsten zu diesem Zwecke verwendet.

Man muß aber deßhalb nicht glauben, daß sie ihre Zähne vernachlässigen; vor und nach jeder Mahlzeit spülen sie sich den Mund aus, und statt unserer Zahnbürsten verfertigen sie sich jeden Tag eine neue aus dem zarten Zweig eines Baumes oder Strauchs, von dem sie die Rinde abziehen, ihn an dem einen Ende zerquetschen und so die Fasern des Holzes geschmeidig machen. Durch dieses Mittel erhalten sich die Männer ihre schönen Zähne, deren Schmelz die Bewunderung der Fremden erregt, und der, obgleich von den Europäern beneidet, doch, wie ich glaube, nie durch Kunst ersetzt werden kann.

Die „Pjahmahs" der Frauen werden aus reichem Atlas oder Goldtuch, Gulbudden oder Muscheru (gestreiften Seidenzeugen zum Waschen, die in Benares verfertigt werden), feinem Tschints (ein indischer Baumwollenzeug); jedoch haben englische Manufakturwaaren den Vorzug, aus seidenen oder baumwollenen Ginghans, kurz aus allen nur möglichen Stoffen, von festem Gewebe, bis zum weißen Kaliko des Landes herab, je nach den Mitteln derer die sie

tragen, verfertigt. Die eleganten Frauen tragen dieses Kleidungsstück bis unter das Knie sehr weit, von wo es dann bis auf die Füße herab reicht, die zum Theil davon bedeckt werden, der Saum und die Näthe sind mit Silberband besetzt und der obere Theil ist mit einer sehr breiten Silberborte eingefaßt. Durch die Mitte läuft ein Darbund (eine seidene Netzschnur), mit welcher es um die Hüften gebunden wird, an deren Enden sich reiche, eigens zu diesem Zwecke verfertigte goldene und silberne Quasten befinden, die bis auf die Knie herabhängen; bei festlicher Kleidung dieser Art sind die Quasten mit Perlen und Juwelen geziert.

(Schluß folgt.)

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Ungeachtet meines kurzen Aufenthalts in der Banza von Nano hatte ich doch Gelegenheit genug, mich von den schlechten Eigenschaften ihrer Bewohner zu überzeugen. Der Soba kam fast nicht aus meinem Zelt, und benützte jeden Augenblick, wo er mich unbeschäftigt sah, um zu trinken zu verlangen. Ich wollte ihm meine Abreise nicht anzeigen, um des lästigen Abschieds überhoben zu seyn; wir brachen daher unser Lager am frühen Morgen ab, und bevor man noch die Thüren der Häuser öffnete, waren wir schon weit davon entfernt.

Das Land zwischen Nano und Quiaca ist sehr gebirgig, voller Wälder und gut bewässert. Der Banza Quiaca gegenüber, die 67 Toisen unterhalb Nano liegt, sieht man ungeheure, isolirte Granitblöcke, die zusammen ziemlich beträchtliche Massen bilden. Die Neger von Quiaca übertreffen die von Nano noch an Bosheit, überdieß sind sie lügnerisch und unverschämt, machen aber in gewisser Hinsicht diese schlechte Eigenschaft durch die Achtung gut, die sie gegen die Todten hegen. Viele Familien haben eigene Kirchhöfe. Eine Wittwe bleibt drei Monate lang mit einigen Lappen blauen Zeugs bedeckt; sie läßt sich während dieser Zeit wenig sehen, und wohnt keinem Feste bei. Sie muß des Tages dreimal zu bestimmten Stunden ausgehen, um jedem Fremden wissen zu lassen, daß sie ihren Gatten verloren hat, und bald von seiner Verzauberung befreit seyn wird. Nur erst nach Verlauf dieser Zeit, darf sie sich einem andern Mann hingeben.

Von Quiaca ging ich nach dem nicht weit entfernten Quibandu. Obgleich, was die Verwaltung ihrer Staaten betrifft, unabhängig, müssen die Sobas dieser kleinen Gebiete doch ihre Contingente stellen, wenn der Soba von Biheh es verlangt.

Ich kam sehr frühe bei dem Soba von Quibandu an, der mich mit Ungeduld erwartete, weil er hoffte, daß meine Gegenwart ihn von dem Besuche des Heeres von Bailundo befreien werde, das auf dem Wege nach seiner Heimath bei der Banza vorbeikommen sollte. Man benachrichtigte mich sogleich von der Annäherung des feindlichen Heeres, und ich schickte dem General, der es befehligte, einen Dolmetscher und zehn Mann entgegen, um ihn um seinen Schutz zu bitten. Sobald dieser Chef mein Geschenk erhalten hatte, verkündete er meinem Dolmetscher, daß er entschlossen sey mich zu besuchen, und gab sehr bestimmte Befehle, mich und meine Angehörigen gut zu behandeln. Er schickte mir 20 seiner Soldaten um meinen Zug zu begleiten und zu beschützen, nebst 20 andern die mir allenthalben folgen, und mich in Allem, was ich anordnen würde, unterstützen sollten. Diese Vorsicht war um so nöthiger, da nur diese Wache die Nachzügler vom Plündern abhalten konnte. Das Armeekorps ging nach Quibera, wo es aber nur so lange verweilte, als nöthig war, um frische Lebensmittel zu fassen, die jede befreundete Stadt liefern muß.

Die Neger von Quibandu schienen mir im Ganzen viel größer zu seyn, als alle, welche ich bis jetzt gesehen hatte; wie die zu Nano waren sie in Felle gekleidet, ihre Haare waren helmförmig geschnitten, und mit der Flinte auf der Schulter müssen sie ihren Feinden Furcht einflößen.

Ich hatte die Bemerkung gemacht, daß die Männer, jemehr ich mich der Hauptstadt von Biheh näherte, größer waren, und bald gewahrte ich auch, daß sie wilder wurden, worüber man sich jedoch nicht wundern wird, wenn man weiß, daß sie ihr Leben in den Wäldern auf der Jagd nach wilden Thieren, oder in den Kriegen der Stämme unter einander zubringen. Dieser Lebensart danken sie auch das kriegerische Ansehen, das sie vor andern Völkern auszeichnet. Die Frauen leben in ewigem Hader unter einander, und oft kommt es von Worten zu Thätlichkeiten; sie haben in Blicken, Haltung und Gebärden ganz den Stolz der Männer, denen sie an Bosheit gewiß nicht nachstehen. Ich war sehr erstaunt, unter dem Getreide, das diese Neger bauen, auch Weizen zu finden, von dem sie indeß keinen bessern Gebrauch zu machen wissen, als die von Pungo Adongo; um ihn zu mahlen, bedienen sie sich eines Mörsers. Die Arbeit, die der Weizen erfordert, um ihn zur Nahrung tauglich zu machen, ist mühsamer als die, welche der Mais erfordert; man begnügt sich daher hier mit dem letztern, obgleich man gesteht, daß das Mehl des erstern wohlschmeckender sey. Der Ertrag des geringen Weizenanbau's in Biheh beweist, welch eine bedeutende Menge man gewinnen könnte, wenn man große Felder damit bebauen würde. Ich habe mehrere Aehren untersucht, die 80 bis 90 Körner trugen; 70 kann man als Durchschnittszahl annehmen. Auf einer Höhe von mehr als 700 Toisen über dem Spiegel des Oceans, habe ich in diesen Gegenden zum erstenmale Weizen gesehen.

Die Banza von Quipeio, die ich hierauf besuchte, liegt 656 Toisen über der Meeresfläche; die Luft ist hier frisch, und die Hitze stets gemäßigt. Im Monat September zeigt das Thermometer gewöhnlich 17° um 8 Uhr Morgens; 19° zu Mittag; 20° um 2 Uhr Nachmittags und 16° um 8 Uhr Abends. Während der Nacht ist es empfindlich kalt, und es fällt ein so starker Thau, daß man am Morgen glauben könnte, es habe geregnet. Ich hielt mich bei diesem Soba nicht lange auf; drei Tage hindurch führte mein Weg durch dichte Waldungen, in denen wir eine große Menge Zebras und Elephantenspuren sahen. Wir schritten ruhig vorwärts, und die Träger waren ihrer Müdigkeit ungeachtet sehr munter. Als wir tiefer in den Wald gedrungen waren, gewahrte ich, daß der Boden merklich aufwärts lief, was durch den starken Fall einiger Bäche beurkundet wurde; am dritten Tag der Reise betrug der Unterschied ungefähr 500 Toisen. Die Vegetation war viel üppiger als in den nächst der Küste liegenden Kantonen, und der mit

dichtem, grünendem Rasen bedeckte Boden, schien mir weit fruchtbarer.

Als ich die Banza des Soba von Biheh erreichte, sah ich mit Vergnügen, daß bereits einige Häuser zu meiner Aufnahme in Stand gesetzt waren. Der Soba hatte meine Abgesandten sehr gut aufgenommen, ihnen Zutritt an seinem Hofe gestattet, und sie bei einem seiner Edeln einquartirt. Ich ließ ihm 1 Baril Tafia, 10 Stücke Zeug und einigen Schmuck für seine Frauen übergeben, worauf er sogleich einen seiner Edeln abschickte, um mir zu danken und seinen Besuch anzukündigen. Er kam bald selbst, von fast allen seinen Edeln und einer großen Volksmenge begleitet, und überbrachte mir Lebensmittel, unter anderm einige Perlhühner und einen jungen Stier. Hierauf gab er seinen Musikern ein Zeichen, die einige Stücke von ihrer Komposition ausführten, das Volk fing an zu tanzen, und als der Tanz geendet war, schied er sehr zufrieden von mir.

Meine Branntweinfässer verschafften mir Morgens und Abends den Besuch dieses Chefs; indeß kam er nie ohne mich vorher fragen zu lassen, ob ich ihn empfangen könne. Er wählte vorzugsweise die Stunde, wo ich zu speisen pflegte, setzte sich zu mir an den Tisch, aß nichts, trank aber sehr viel. Wenn er mit mir sprach, war er unerschöpflich in Fragen; vor Allem wünschte er die europäischen Gesetze kennen zu lernen, fand es unbegreiflich, daß mein Vaterland so stark bevölkert sey, daß aller fruchttragende Boden angebaut werden müsse, und erstaunte sehr, als er hörte, daß es weit weniger Grundeigenthümer als Arbeiter gebe; eine Ordnung der Dinge, die er sehr ungerecht und tadelnswerth fand. Er wollte durchaus nicht glauben, daß die Männer sich beschwerlichen Arbeiten unterzögen, mit denen die Frauen verschont blieben, und daß es nicht gestattet sey, mehr als eine Frau zu nehmen. „Warum, fragte er, verurtheilt man denn einen großen Theil der Bevölkerung zum Unglück?" Sehr erstaunt war er, zu hören, daß beide Geschlechter an Zahl fast gleich seyen. Als ich ihn von der Größe der europäischen Staaten unterrichtet hatte, überhäufte er mich mit Fragen. „Warum," sagte er, „sind denn eure Nationen so mächtig? Warum umgeben sich eure Könige mit so viel Pracht? Warum herrscht denn so viele Ordnung in euern Ländern? Warum habt ihr so viele Manufakturen? Wenn ihr nun bereits so viel besitzt, warum wollt ihr denn noch Länder in unserm Gebiet erwerben? u. s. w." Je mehr für ihn Neues ich ihm erzählte, desto höher stieg seine Neugier, und nie schienen ihm meine Erklärungen genügend. Dieser lebhafte Wunsch, unsere Sitten kennen zu lernen, bewies mir, daß ich keinen gewöhnlichen Menschen vor mir hatte, und ich fand Gelegenheit mich zu überzeugen, daß nicht allein seine Leidenschaft für den Branntwein, sondern auch der Wunsch, sich zu unterrichten, ihn zu mir führte, denn er versäumte keine Gelegenheit mit mir zu sprechen.

Die Banza von Biheh ist einer der großen Sklavenmärkte dieser Gegenden; der andere ist zu Cassange. Jeder, der Sklaven verkaufen will, muß sich zuerst an den Soba wenden, und um die Handelserlaubniß nachsuchen; dann begibt er sich auf den Markt, der sich außerhalb der Banza befindet, und aus ungefähr hundert, in verschiedenen Entfernungen von den Pallisaden, mit denen die Stadt umgeben ist, zerstreut liegenden Häusern besteht. Diese Häuser sind von den Mulatten gebaut worden, die nach Biheh kommen, um den Handel für Rechnung der portugiesischen Kaufleute zu betreiben; jedes ist mit Niederlagen für die Waaren, Hütten für die Sklaven, einem Garten, in dem Küchengewächse gebaut werden, und einem Hof umgeben, in dem man die Geschäfte abschließt. Diese Häuser, sammt den zu jedem gehörigen Gebäuden und Gärten, werden „Pombo" genannt. Der gewöhnliche Preis für einen schönen Sklaven ist 80 Pannos, ungefähr 80 Franken. Der Panno ist ein Längenmaß und gleich 30 französischen Zollen, wechselt jedoch an den verschiedenen Orten. Der Preis für einen Sklaven ist zu Biheh auf 80 Pannos Baumwollenzeug festgesetzt, doch erfolgt die Zahlung nicht in dieser Waare allein; der Käufer macht eine Auswahl, die gewöhnlich aus einer Flinte für 10 Pannos, einer Flasche Pulver für 6, Tafia für 10 bis 15, je nachdem es dem Käufer beliebt, Bayette (eine Art Flanell) für 16, und endlich aus Baumwollenzeug, für das noch Uebrige, besteht. Der Verkäufer erhält außerdem von dem Käufer eine der Menge der gelieferten Sklaven entsprechende Quantität Nähnadeln und Faden zum Geschenk. Ein Freund des erstern, der sich beim Abschlusse des Handels als Unterhändler brauchen läßt, erhält für seine Mühe eine rothwollene Mütze. Zuweilen werden auch rohes Blei, Messer, kleine Glaswaaren, eine Weste oder ein Mantel von Bayette bei diesem Handeln an Zahlungsstatt angenommen, die man dann zu einer gewissen Anzahl von Pannos anschlägt, und von der bestimmten Menge Bayette oder Baumwollenzeug abzieht. Diese Zeuge sind weiß, blau oder buntfarbig gestreift oder gewürfelt, 36 Zoll breit, und kommen aus England, wo man sie eigens für diesen Handel nach Mustern mit großer Genauigkeit verfertigt; denn der Neger, der die Stücke einzeln und sehr sorgfältig untersucht, würde jedes, das auch nur um einen Strich anders wäre, zurückschlagen. Er trägt immer ein Maß bei sich, aus einem Stück Bindfaden bestehend, mit dem er das ihm vorgelegte Stück Zeug ausmißt; auch fordert er immer noch einige Pannos Kattun mit Blumen bedruckt, oder Schnupftücher, wovon ihm gewöhnlich vier zugestanden werden. Von den Leinwandgattungen gibt er dem Kattun den Vorzug, obschon dieser nicht so breit als die übrigen ist; die Bayettes sind immer einfarbig; blau, roth oder gelb.

(Fortsetzung folgt.)

Besitznahme von Neuseeland durch die Engländer.

Seitdem Neuseeland durch Cooks Berichte die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich gezogen hatte, sind von England viele Versuche ausgegangen, dieses bedeutende Land (die beiden Inseln haben eine Oberfläche von viertausend geographischen Quadratmeilen) in den Kreis der europäischen Kultur zu ziehen, und besonders sich seiner für die Zwecke des englischen Handels zu bedienen. Der erste Plan dazu ging von Franklin aus, der im Jahre 1771 in London einen Vorschlag zu einer Gesellschaft drucken ließ, deren Zweck gewesen wäre, durch Handelsverbindungen Kultur in Neuseeland zu verbreiten. Der Plan wurde nicht ausgeführt, aber die Lage der Insel zog von selbst die englischen Handelsschiffe dorthin, seitdem die Kolonien in Neuholland und der Wallfischfang im Südmeere eine so große Ausdehnung genommen hatten. Aber die Gräuel, welche die Wallfischfänger und die Neuseeländer gegenseitig gegen einander ausübten, hinderten lange Zeit die Errichtung regelmäßiger englischer Niederlassungen, bis die Missionsgesellschaften anfingen, Stationen auf den beiden Inseln zu errichten, die bald einen großen moralischen Einfluß auf die Eingebornen

ausödten, und ihren Feindseligkeiten unter einander und gegen die englischen Schiffe großentheils ein Ende machten. Die bischöfliche Kirche errichtete nach und nach drei Stationen und fünf Schulen, und die Weslejaner eben so viele; sie bauten Häuser auf europäische Art, verbreiteten englische Sprache und Gebräuche, und führten ein besseres System von Ackerbau und Gartenkunst ein, das schnellen Eingang bei den verschiedenen Häuptlingen der Insel fand. Das Gouvernement von Neusüdwales ertheilte im Jahre 1817 den Missionarien richterliche Gewalt über alle englischen Unterthanen, die auf der Insel landen sollten, damit sie die Einwohner gegen die vielfältigen Ungerechtigkeiten, welche die Wallfischfänger zu begehen pflegten, schützen könnten. Im Jahre 1820 bildete sich eine englische Gesellschaft, um die Insel zu kolonisiren, und schickte Schiffe mit Kolonisten, Waffen und Instrumenten, um die Kolonie an den Ufern des Schukehanga zu errichten; diese Unternehmung mißglückte, besonders durch die Feindseligkeiten der Eingebornen, die mit großer Unruhe diese Niederlassung der Engländer bemerkten, und die Kolonie wurde im Jahre 1827 wieder aufgegeben; aber mehrere Handelshäuser in Jackson fanden dennoch Mittel, Komptoirs auf den beiden Inseln zu errichten und zu erhalten, und der immer zunehmende Einfluß der Missionen hatte nach den neuesten Nachrichten einen allgemeinen Frieden über die Insel verbreitet. Während dieser Zeit hatte die englische Regierung mit der bewundernswürdigen Umsicht und Beständigkeit, welche ihr Kolonialsystem auszeichnet, wiederholte Untersuchungen veranstaltet, deren Zweck war, den Werth der Hauptprodukte von Neuseeland für die englische Marine zu prüfen, namentlich das Schiffbauholz und den Hanf, den sie hervorbringt. Schon Cook hatte die Aufmerksamkeit seines Gouvernements auf die verschiedenen Cederarten gelenkt, welche in Neuseeland bis auf hundert und zwanzig Fuß ganz gerade, ohne Aeste und Biegung, emporschießen, und die seiner Ansicht nach Maste geben müßten, wie sie kein anderes Land liefern könnte; er hielt sie jedoch für zu schwer in ihrem natürlichen Zustande. Allein spätere Untersuchungen zeigten, daß die besten Arten neuseeländischer Cedern nicht schwerer und zum Theile etwas leichter sind, als russische Fichten, die bis jezt als die besten Mastbäume angesehen wurden. Im Jahre 1820 schickte daher die englische Regierung ein Schiff unter Kapitän Cruise an die Küste von Neuseeland, um eine Ladung von Masten einzunehmen, und man stellte damit in Portsmouth Versuche an, die bewiesen, daß diese Masten den russischen an Biegsamkeit und Zähigkeit bei Weitem überlegen sind. Das Holz dieser Bäume ist von einem feinen Korne und die Dimensionen so, daß die Masten der größten Dreidecker daraus verfertigt werden können. Mehrere Linienschiffe wurden damit versehen, und die Berichte der Kapitäne lauteten aufs vortheilhafteste, obgleich diese Masten nicht von der besten Holzgattung, die Neuseeland hervorbringt, verfertigt waren, indem diese Art zu tief im Innern der Insel wächst, als daß man ohne ein festes Etablissement die Stämme an's Ufer bringen könnte. Dieselben Untersuchungen wurden mit dem neuseeländischen Hanf vorgenommen. Er wird aus den Fibern der Blätter des Phorbium tenax gewonnen, hat ein seidenartiges Ansehen und wird mit großer Leichtigkeit bereitet und gesponnen; die Taue und Stricke, welche daraus in den Werften verfertigt wurden, fanden sich doppelt so stark als die besten Taue aus russischem Hanf, während ihr Preis nur den siebenten Theil der russischen betrug. Die englische Admiralität hat von dieser Zeit an unablässig auf Mittel gedrungen, sich diese ihr so wichtigen Materialien zum Schiffbaue regelmäßig und in Menge zu verschaffen, indem sie dadurch nicht nur zu jeder Zeit bedeutende Ersparungen machen wird, sondern besonders im Falle eines Kriegs im baltischen Meere ganz von der Zufuhr von Rußland unabhängig wäre. Zu diesem Interesse kam noch ein neues durch den großen Umfang, den die Wallfisch- und Spermaceti-Fischerei im Südmeere gewann, und von dem zum großen Theil der Wohlstand der englischen Kolonien in Neuholland, Vandiemensland und dem Kap abhängt, und die ohne neuseeländische Matrosen kaum betrieben werden kann, da die geringe Bevölkerung dieser Kolonien keine hinlängliche Zahl von Matrosen liefert, und jedenfalls die Neuseeländer kühnere, abgehärtetere und wohlfeilere Schiffsleute sind, als alle andern. Diese vereinigten Interessen haben am Ende die englische Regierung vermocht, die militärische Besiznahme von Neuseeland zu unternehmen, und im September lezten Jahres wurde eine Expedition von Sidney aus abgeschickt, um Truppen auf den Inseln zu landen. Man hat bis jezt noch keine Nachrichten von dem Erfolge; allein er kann keinem Zweifel unterworfen seyn; die Feindseligkeit der Stämme unter sich, der Einfluß der Missionen und die Ueberlegenheit der englischen Waffen werden die Unterwerfung der Eingebornen wohl ohne Widerstand bewirken. Die Neuseeländer sind ein der Civilisation weit zugänglicheres Volk als ihre frühern menschenfresserischen Sitten erwarten ließen. Von dem ersten Augenblicke ihrer Berührungen mit Europäern waren sie von der Ueberlegenheit dieser neuen Civilisation in einem unbegreiflichen Grade ergriffen, und ihre Häuptlinge suchten auf alle Art Gelegenheit, nach Neuholland oder nach England zu kommen, um die Wunder, von denen sie gehört hatten, selbst zu sehen, und sich mit Waffen und Ackerbauinstrumenten, als Eisen, woran sie gänzlichen Mangel litten, zu versehen. Als einer ihrer Häuptlinge, Duaterra, nach Port Jackson gekommen war, und das erste Mal einen Seiler Stricke drehen sah, brach er in lautes Weinen aus und rief in der Bitterkeit seiner Seele: „O Neuseeland, du bist ein schlechtes Land!“ Die angesehensten Häuptlinge suchen jedes denkbare Mittel, ihre Kinder nach Neuholland zu schicken, um sie dort erziehen zu lassen, und obgleich ein großer Theil derselben das Klima nicht ertragen konnte und starb, so wurden den Missionären doch immer wieder neue Kinder angeboten, sie nach Paramata oder nach Port Jackson zu nehmen, troz aller Vorstellungen, die die Europäer den Eltern machten, daß die Gefahr für die Kinder zu groß sey, so daß ein wohlwollender und intelligenter Missionär, Marsden, darüber bemerkt: „Sollte auch die Hälfte der Bewohner von Neuseeland bei dem Versuch, sich Civilisation anzueignen, umkommen, so würden nach meiner Ueberzeugung sich die übrigen nicht abhalten lassen, ähnliche Anstrengungen zu machen.“ Möchte ihnen die neue englische Niederlassung sicherere, regelmäßigere und zweckmäßigere Mittel dazu bieten!

Ankündigung einer Ausgabe des Mahabharat.

R. H. Wilson kündigt in einem Briefe an die Universität Oxford an, daß er den Druck einer vollständigen Ausgabe des Textes des Mahabharat angefangen habe; das Werk wird in fünf starken Quartbänden erscheinen; die Kosten werden von der indischen Regierung bestritten; es erscheint in der Druckerei des Kommittee für öffentliche Erziehung; der Preis ist noch nicht bestimmt: aber alle Werke, die von dem Kommittee herausgegeben worden sind, sind unbegreiflich wohlfeil, da sie für die Sanskritschulen in Indien bestimmt sind, deren Schüler keine hohen Preise bezahlen können.

Vermischte Nachrichten.

Die Preise der Jagdhunde in England sind vielleicht nicht überall bekannt. Vor dreißig Jahren verkaufte Sir Richard Puleston die seinigen an den Herzog von Bedfort um 700 Guineen; und fünfzehn Jahre später wurden die Hunde eines Hrn. Cubitts an Lord Middleton für 1200 Pf. verkauft. Eine gute Kuppel Hunde wird heut zu Tage mit 1000 Guineen bezahlt. Hr. Osbaldestone, unsern Lesern schon durch seine Rennwette bekannt, hat an Lord Middelton zehn Kuppeln Jagdhunde um denselben Preis verkauft. Hr. Osbaldestone hat übrigens in seinem Hundezwinger Hunde, die er nicht um 200 Guineen das Stück geben würde. Hieraus wird es erklärlich seyn, wie sehr, selbst in öffentlichen englischen Blättern geklagt wird, wenn ein solcher kostbarer Hund auf der Jagd überritten wird oder Schaden nimmt.

Als unlängst Louis Camus, wegen Brandstiftung in einem Dorfe bei Calais, wodurch neunundzwanzig Gebäude in Flammen aufgingen, zu St. Pol zur Hinrichtung geführt wurde, drängte sich ein Weib aus der Volksmenge zu ihm heran und bat ihn, ihr einige Lotterienummern zu sagen. Der Verurtheilte lächelte, gab ihr aber keine Antwort. Die Hinrichtung selbst gab abermals einen Beweis, wie wenig durch dergleichen blutige Schauspiele abschreckend auf das Volk gewirkt wird. Kaum war der Kopf des Verbrechers gefallen, und noch stand das Blutgerüste auf dem Markte, als ein Maskenzug erschien und hier seine Tänze und Possen begann.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 97. 6 April 1832.

Bekenntnisse eines Saintsimonisten.

Drittes Kapitel.

Der Saal Taibout. — Ich werde Prediger.

Viele meiner Bekannten lächelten über meine Illusionen und bemitleideten mich, allein mit Unrecht. Denn war ich nicht fest überzeugt, am größten und schönsten Werk der Welt zu arbeiten? Meine Tage verstrichen voll Thätigkeit und Leben. In dieser Atmosphäre der gläubigen Hingebung war meine Seele unaufhörlich von einer Wärme berauscht, die mild wie das „Vergelt' es Gott" des Armen war. Ich liebte Alle, die mich umgaben, und eben so liebten sie mich. Möchte mir Gott jedes Jahr, das ich noch zu leben habe, eine ähnliche Illusion schenken! Bin ich nicht immer noch bereit, mein Leben, selbst um den Preis geringeren Glückes, jedem hinzugeben, der mich überzeugt, daß er es nützlich anzuwenden weiß?

Jeden Sonntag Mittags füllte, in dem Saale der Straße Taibout, unter einer gläsernen Kuppel, eine zahlreiche Menschenmenge drei Stockwerke von Logen, und bedeckte die rothen Bänke eines Amphitheaters. Drei Reihen junger Leute in blauen Kleidern, unter die sich einige Frauen in weißen Gewändern mit veilchenblauen Schärpen mischten, saßen auf einer Estrade, dem Angesichte des Publikums gegenüber. Diese drei Reihen erhoben sich zuweilen insgesammt; Dieß war der Augenblick, wo die zwei obersten Väter, den Prediger in ihrer Mitte, eintraten. Der Prediger war zuweilen ich; denn nachdem ich das Bureau der Redaktion des Globe verlassen hatte, war ich in den Schulen von Paris und Versailles von Grad zu Grad emporgestiegen. Ich blieb gewöhnlich fünf Minuten hinter der Tribüne, zwischen Bazard und Enfantin sitzen. Während dieser Zeit beendigte die Versammlung schnell noch ihre Gespräche, kam ins Gleichgewicht, setzte sich und schwieg endlich. Ich meinerseits ließ meine Augen auf allen Gesichtern hinstreifen; da sah ich denn höhnisches Lächeln, ob dem ein Verbrecher vor dem Geschwornengerichte hätte ergrimmen können; ich bemerkte alte Freunde, die mich erkannten und mit bestürztem Gesicht betrachteten; junge Damen, die ich sonst auf den Bällen mit zärtlichen Thorheiten hatte unterhalten können, oder Leute, die unsern Sitzungen beizuwohnen pflegten, und denen ich noch am Morgen, mitten unter den Qualen der Erwartung begegnet war, und mein verzweiflungsvoller Blick zu sagen schien: Wohl seyd ihr glücklich, die ihr sorglos eures Wegs wandeln könnt, in einigen Stunden werdet ihr wieder kommen, und mich ruhig anhören, und ich bin voll banger Besorgniß, voll Schmerz, um Euch einige Stunden vielleicht unfruchtbarer Rührung zu bereiten.

Man gab mir ein Zeichen, ich näherte mich der Tribüne wankend, die Kniee eingebrochen, die Augen halb erloschen, den Leib von Blut entleert, das nach dem Herzen zurückströmte und kochte. Zuerst arbeiteten sich nur einige unbestimmte und weinerliche Worte aus der beklemmten Brust hervor; meine Lippen waren schwer wie Blei. Bald konnte ich mich reden hören, und wurde allmählich wieder meiner Herr; ich fühlte mich auf einem Strom von Gedanken dahingetragen und schöpfte Muth. Ich folgte meinen Erinnerungen, indem ich mit Ruhe und Vertrauen von einer zur andern überging, und gab mich kühn ganz ihrer Eingebung hin. Wenn ich das Mitleid für das menschliche Elend anflehte, so fühlte ich wirklich die Kälte, den Hunger. Wenn ich den Schmerz des einsamen, von Freunden aufgegebenen Menschen schilderte, so sah ich mich versetzt in die alte Einsamkeit meiner Studirstube, oder vor mir die höhnischen Gesichter, die verächtlich meine Bitten zurückstießen. Ich war glücklich, denn ich lebte mit Leib und Seele mehr, als ich je in einem Augenblicke meines Lebens lebendig war; mein ganzes Wesen dehnte sich aus und schwamm in eigener Fülle; alle Eindrücke der Zärtlichkeit, des Schmerzes, der Reue oder der Hoffnung stürzten sich mit mir fort in glühendheißen Ergüssen; ich schweifte unter einem zauberhaften Himmel hin, von meiner wärmsten Begeisterung wie auf mächtigen Flügeln getragen. Manchmal, ich muß es gestehen, wurde ich über die von mir vorgezeichneten Schranken hinausgerissen, und mein Gedächtniß verwirrte sich; die Gedankenreihe, die ich still bei mir mit Kunst angelegt hatte, entschwand mir, die Uebergänge meiner Rede fielen wie zerbrochene Ringe auseinander. Ich fühlte, daß ich stecken bleiben würde; mir war, als wiche der Boden unter meinen Füßen, und ich müsse in die Erde sinken, alle Gestalten vor mir richteten sich auf, wurden größer, deutlicher, lichter und drohender, wie die schrecklichen Erscheinungen einer Phantasmagorie. Dergleichen furchtbare Gefühle kann nur der Schwimmer haben, der seine Kräfte erschöpft fühlt, und vergebens mit dem Fuße festen Grund sucht, während er die Woge, die ihn verschlingen wird, schon aufsteigen sieht — oder der unglückliche Luftschiffer, dem der Wind die Stricke seines Schiffes zerrissen hat, und der nun unter sich die Felsen, die Wälder, die

spitzenbewaffneten Thürme der Städte heranwachsen sieht. Indeß kam es mit mir doch nie so weit, daß ich ganz hätte verstummen müssen. Ich allein war mir meiner Bestürzung bewußt. Mein Mund redete, meine Arme fochten in der Luft, die Muskeln meines Gesichtes zuckten, während mein Geist rückwärts lief, um in diesem Labyrinthe von Ideen den verlornen Faden wieder zu finden, oder vorwärts, um die Spur eines neuen Gedanken zu finden, einen neuen Weg zu erspähen, und so geängstigt, verzweifelt, mit Ungestüm umherirrte. Zugleich belauerte ich das Publikum, um zu sehen, ob es vielleicht meine Unruhe merkte, während meine Ohren das geringste Gemurmel, das leiseste Geflüster vernahmen. Diese entsetzliche Qual endigte nur dann, wo alle diese verschiedenen Wesen, die getrennten Theile meines Wesens, sich wieder zusammenfanden, mit einemmale vereinigt und beruhigt wurden; wo mich dann eine stürmische Begeisterung fortriß in glühender Umarmung; dann erhob sich meine Stimme zu einem gewaltigen Donner, und nur ein Geräusch unter der Versammlung beachte mich zuweilen wieder zu mir selbst und erlaubte mir einen Augenblick Ruhe und Sammlung.

Ich erinnere mich dieser Predigten, wie man sich vielleicht einer Schlacht, eines Wettlaufes erinnert. An diese Erinnerungen schließen sich die Stunde im Prado und Athenäum an, wo ich, ohne die Fassung zu verlieren, unvorbereitet, mitten unter Angriffen, Gemurmel, Geschrei, Zischen oder Beifall einer stürmisch bewegten Zuhörerschaft, Wahrheiten hervorzuheben suchte, die ich liebte und noch liebe, da ich nichts erlernt habe, als was in meine Ueberzeugung überging, ganz so wie ich in meiner Kindheit die tugendhaften Lehren meines Vaters und meiner Mutter aufnahm.

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Der Sklavenhandel mit beiden Geschlechtern geht folgendermaßen vor sich: Der Verkäufer bietet immer nur einen auf einmal aus, Mütter mit noch kleinen Kindern ausgenommen. Er kommt mit seinem Freund oder Unterhändler auf den Pompo; der eine oder der andere bietet einen Sklaven aus, ohne ihn eben anzupreisen, wenn es nicht etwa eine Jungfrau ist. In dem Falle macht er diesen Vorzug bei dem Mulatten gelten, um einen höhern Preis zu fordern. Dieser Letztere fängt damit an, daß er den beiden Negern ein großes Glas seines besten Tafia's einschenkt, das bei Eröffnung des Handels, der zuweilen einen halben Tag lang dauert, nie fehlen darf. Ist man endlich über den Preis und die Auswahl der für die Sklaven abzuliefernden Waaren einig geworden, so schließt der Mulatte den Handel damit ab, daß er dem Verkäufer eine Bouteille Tafia gibt, der noch von der besten Sorte ist, und die sogleich ausgeleert wird. Der Mulatte benützt nun die Trunkenheit der beiden Neger, um unter die Waaren, die er abliefert, Stücke von geringerer Qualität einzuschieben, und mischt den Tafia, der dem Abschluß gemäß von bester Sorte seyn soll, zur Hälfte mit Wasser. Während der Handel noch im Gange ist, hat der Mulatte das Recht, den ihm angebotenen Sklaven auf das genaueste zu untersuchen, allein nur erst wenn die bedungenen Waaren abgeliefert sind, tritt der Sklave von dem Verkäufer zum Käufer über, der jedoch nicht das Recht hat den Strick zu lösen, der seine Hände fesselt, denn thäte er Dieß, so würde der Sklave von Neuem Eigenthum des Verkäufers. Nur dieser letztere darf die Bande abnehmen, und nun erst kommt der Sklave in die Hütte des Mulatten.

Die Zahl der Sklaven, die jährlich auf den Markt von Biheh gebracht werden, beläuft sich auf ungefähr 6000, worunter eine Frau auf zwei Männer. Man rechnet wenigstens 50 Mulatten, die sich gewöhnlich als Käufer einfinden und ihre Sklaven in mehr oder weniger zahlreichen Haufen, unter Bedeckung von Pombeiros und einigen Negern, die unterwegs geworben werden, nach Angola oder Benguela transportiren. Es geschieht zuweilen, daß diese Unglücklichen sich gegen ihre Führer empören und wieder in Freiheit setzen.

Ungeachtet die Häuser der Mulatten ziemlich weit von einander entfernt liegen, so besucht der Soba diese Kaufleute doch fast täglich, um sich, da er von jedem Sklaven eine Abgabe erhält, zu überzeugen, daß man ihn nicht betrügt. Auch seine Edeln wachen sorgfältig über die richtige Bezahlung dieses Zolls, weil ein bedeutender Theil desselben ihnen gehört. Jeder der auf dem Versuch ertappt wird, diese Abgabe zu umgehen, muß auf der Stelle den Werth von zehn Sklaven als Strafe erlegen. Die Kaufleute sind sehr einig unter sich, suchen sich nie bei ihren Einkäufen zu überbieten, unterstützen sich gegenseitig, und entsteht ein Streit mit den Bewohnern von Biheh, so halten sie zusammen, um sich Achtung zu verschaffen. Einer von ihnen, der den Titel eines Kapitains des Marktes führt, schlichtet gewöhnlich die Zwistigkeiten, die etwa zwischen dem Soba und den Kaufleuten vorfallen.

Die Art wie die Bihens ihre Kriege führen, richtet sich nach der Beschaffenheit der Gegend. Da auf den gekrümmten Fußpfaden nur Einer hinter dem Andern gehen kann, so werden die Gefechte meist immer Mann gegen Mann geliefert. Die Dichtheit der Wälder und des Pflanzenwuchses macht es leicht, sich sicher zu verbergen und es geschieht oft, daß beide Parteien zugleich sich in einen und denselben Hinterhalt legen. Ihre Angriffe geschehen gewöhnlich wie bei den übrigen Negern, durch Ueberfall und unter dem Schutz der Nacht; sie schleichen sich während des Tages an eine Banza heran, wobei sie sich sorgfältig in Acht nehmen, daß man sie nicht bemerkt, und wenn es dunkel wird, erklettern sie die Ringmauern, überfallen den unvorbereiteten Feind, und schleppen Weiber, Kinder und Vieh fort. Merken sie beim Anlauf auf die Ringmauer, daß die Einwohner auf ihrer Hut sind, so bereiten sie sich zu einer regelmäßigen Belagerung, umzingeln die Banza und laufen Sturm. Diese Neger schlagen sich mit vielem Muth, und weichen nur dann vom Schlachtfelde, wenn Alles verloren ist. Gestattet es der Boden, so wählen sie um eine Schlacht zu liefern, eine Ebene, bilden geschlossene Vierecke und schießen auf den Feind, dessen Feuer sie mit der unerschütterlichsten Kaltblütigkeit aushalten. Sie behandeln ihre Flinten mit bewundernswerther Geschicklichkeit und schießen schneller als die Europäer. Ihre Bewegungen führen sie mit so vieler Leichtigkeit aus, daß ich nicht umhin konnte zu glauben, sie müßten von Europäern oder Ueberläufern aus den portugiesischen Besitzungen unterwiesen worden seyn, eine Vermuthung, die ich später erhaltenen Nachrichten zu Folge bestätiget fand.

Die Bihens bringen gewöhnlich mehr als sechs Monate des Jahres im Kriege zu, und zu Hause sind sie stets mit der Jagd beschäftigt. Um Mittag lagern die Befreundeten sich im Schatten um zu trinken, erzählen sich Geschichten, oder die merkwürdigsten Thaten aus ihrem Kriegsleben, und auch die Weiber nehmen Theil an diesen reichlichen Libationen. Die Bihens sind sehr abergläubisch; der Gott Hendeh (Amor) ist der Gegenstand ihrer besondern Verehrung. Sein Tempel steht stets neben dem des Gottes der Jagd, doch ist er größer; ein Knabe und ein junges Mädchen versehen den Dienst desselben. Jeder Mann, der sich verheirathen will, fragt den Hendeh um Rath; ein Mädchen, das sich einen Mann wünscht, bringt ihm Geschenke, und bittet ihn sie fruchtbar zu machen. Bewilligt der Gott die Bitte, so verkündet er es durch den Mund seines Priesters; ist aber der Bittende ein Mann, durch den Mund der Priesterin. Nimmt ein Mädchen ihre Zuflucht zu diesem Gott, so geht sie allein in den Tempel, und legt sich in das Bett der Fruchtbarkeit, wo der Priester an ihrem ganzen Leibe die üblichen Reibungen mit ihr vornimmt. Nach einigen Stunden begibt sie sich wieder zu ihrem Geliebten, der sie an der Thür des Tempels erwartet, und mit der größten Freude empfängt. Ist diese die erste Frau die er nimmt, so geht nun auch der Jüngling in den Theil des Tempels, wo sich die Priesterin befindet, um von ihr den nöthigen Unterricht zu empfangen, wie er seine Frau glücklich machen soll; begibt sich dann wieder zu seiner Braut, und betritt mit ihr vereint, unter dem Schalle der Musik, den Tempel nochmals, worauf nun die Thüre geschlossen, und die Heirath vollzogen wird. Wenn das Paar den Tempel wieder verläßt, so wird es von den Eltern und Freunden empfangen, und mit Musik nach Hause begleitet. Das Volk folgt tanzend, und unter den groteskesten Pantomimen, und der Tag wird mit Ergötzlichkeiten hingebracht. Um Mitternacht bringt man den bösen Geistern ein Opfer, um die Uebel abzuwenden, die sie den Neuvermählten zufügen könnten; die Feste, während welcher man sich allen Ausschweifungen überläßt, und zu denen alle Einwohner des Orts eladen werden, dauern acht Tage.

Wie überall, waren die Weiber sehr neugierig, mich zu sehen, weil man mich für einen mächtigen Fürsten hielt. Uebrigens sind sie an den Anblick der Mulatten gewöhnt, die bei ihnen für Weiße gelten, doch nicht so sehr geachtet sind, als ein Weißer, der jenseits des Meeres herkommt.

Die Hauptstadt von Biheh *) liegt auf einer Hochebene, die zu der hohen Gebirgskette zu gehören scheint, die man im Osten sieht. Wie bereits erwähnt, steigt der Boden von der Küste an, beständig aufwärts. Nördlich von Biheh ist der Abhang der Hochebene sehr merkbar; die Flüsse strömen, obgleich sie auf einem unbedeutenden Raum zahllose Krümmungen beschreiben, auf dieser Seite mit reißender Schnelligkeit.

Die Häuser der Banza sind von Holz, mit Mörtel beworfen, und mit Stroh gedeckt; sie sind viereckig, der Herd steht in der Mitte, und der Rauch geht durch das kegelförmige Dach. Jede Frau bewohnt ihr eigenes Haus, und jeder Neger hat ebenfalls eines, wo er seinen Ualo, Mundvorrath und einige Hausthiere birgt. Diese Häuser werden nur mit einem Querriegel verschlossen, damit keine Raubthiere eindringen können; Diebe sind nicht zu fürchten, denn die Strafe der Sklaverei, die auf den Diebstahl steht, macht dieses Verbrechen unter den Bewohnern des nämlichen Dorfes selten; einen Weißen bestehlen, gilt jedoch für eine verdienstliche und lobenswerthe Handlung.

*) Diese Banza liegt unter 17° 14′ 50″ östl. Länge, und 15° 27′ südl. Breite. Die Wärmegrade sind während der heißesten Tage im Durchschnitt: 16° um 8 Uhr Morgens, 25° zu Mittag, 27° um 2 Uhr. 21° um 8 Uhr Abends, 18° um 10 Uhr, 14° um 4 Uhr Morgens. In den kältesten Tagen ist die Hitze um 8° — 10° geringer.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste französische Memoirenliteratur.

(Fortsetzung.)

Die folgende Skizze von Mirabeau ist treffend gezeichnet.

„Mirabeau hatte ein Vertrauen auf seine Kräfte, das ihn unter Schwierigkeiten aufrecht erhielt, denen ein Anderer unterlegen seyn würde. Er hing an Allem was großartig war, besaß eine außerordentliche Beurtheilungskraft, und angebornen guten Geschmack, den er durch das Lesen vorzüglicher Schriftsteller aller Nationen noch mehr ausbildete. Seine Kenntnisse waren zwar keineswegs gründlich zu nennen, allein er verstand Das, was er wußte, gut anzuwenden. Unter den Zerstreuungen seines wüsten Lebens fehlte es ihm an Muße zum Studiren, aber während seiner Gefangenschaft zu Vincennes las er sehr viel, übersetzte und machte sich Auszüge aus den Werken mehrerer großen Schriftsteller. Alles Dieß reichte jedoch nicht hin, um jene Grundlage von Kenntnissen zu bilden, die man selbst von dem gewöhnlichsten Gelehrten fordert, und er that sich, wenn er offen mit seinen Freunden sprach, auf das Erworbene auch nicht eben viel zu gut. Was er aber vor Andern voraus hatte, war die Gabe der Beredsamkeit, und ein feuriger Geist, der, sobald er erregt war, sein ganzes Wesen durchdrang und belebte, und nichts war leichter, als ihn in Aufregung zu versetzen. Er war von Jugend auf gewöhnt, über die großen Fragen der Politik und Verwaltung nachzudenken, doch vermochte er nicht, tief in dieselben einzudringen, da Erörterung und Prüfung zweifelhafter Fälle seine Fähigkeiten überstieg. Er war zu feurig und aufbrausend, um sich auf belehrende Untersuchungen oder mühsame Anwendungen einzulassen, er sprang von einem Gegenstand auf den andern über, aber die Art, wie er eine Sache auffaßte, war kühn und lebendig. Die stärksten und bezeichnendsten Ausdrücke, die für ihn Gegenstand eines besondern Studiums waren, strömten ihm vom Munde, und besonders geeignet war er in einer stürmischen Volksversammlung zu glänzen, wo Kraft und Kühnheit wesentliche Erfordernisse sind.

„Als Schriftsteller nimmt er keine hohe Stufe ein, denn alle seine Erzeugnisse ohne Ausnahme, sind Stückwerk, von dem wenig überbleiben würde, wenn Jeder, von dem er entlehnte, das Seinige zurücknehmen wollte. Aber er wußte Allem, was er behandelte, dadurch, daß er hie und da lichtvolle Ideen, originelle Ausdrücke und Apostrophen voll Feuer und Beredsamkeit einstreute, einen eigenen Glanz zu verleihen. Er hatte die eigene Gabe verborgene Talente aufzuspüren, sie auf die, jedem besondern Charakter angemessenste Weise zu ermuthigen, allen bei denen er sie entdeckte, sein eigenes Feuer mitzutheilen, und sich so Mitarbeiter bei einem Werke zu gewinnen, von dem er den Ruhm allein erntete. Er fühlte sich durchaus unfähig, über einen Gegenstand zu schreiben, wenn ihm nicht das Werk eines Andern dabei als Leitfaden und Unterricht diente; sein ohnehin gezwungener Styl wurde, wenn Dieß der Fall nicht war, schwülstig und das Gehaltlose und Unzusammenhängende seiner eigenen Ideen verleidete ihm bald die ganze Arbeit. Hatte er aber fremde Gedanken vor sich, so wußte er sie geschickt auszuschmücken, und in Verbindung zu bringen, ihnen einen höhern Grad von Lebendigkeit und Kraft zu geben, und dem Ganzen den Stempel seiner Beredsamkeit aufzudrücken. Als politischer Redner war Mirabeau, wie bereits gesagt, in gewisser Hinsicht Allen

überlegen. Er hatte einen schnellen Ueberblick, wußte lebendig und sicher in den Geist einer Versammlung einzudringen, und mit voller Kraft Widerstand zu leisten, ohne seine Mittel zu erschöpfen. Kein anderer Redner bewirkte mit einem einzigen Wort so viel, und wußte das Ziel so sicher zu treffen als er; keiner wußte so, wie Mirabeau, entweder durch eine glücklich angebrachte Schmeichelei, oder durch kräftige Worte, an seine Gegner gerichtet, das Urtheil der Menge für sich zu gewinnen. Auf der Tribune war er unerschütterlich; die ihn gesehen haben, wissen, daß auch die stürmischste Bewegung der Versammlung nicht den mindesten Eindruck auf ihn machte, und daß er sogar bei persönlichen Angriffen sich zu beherrschen wußte. Ich erinnere mich, ihn einst gehört zu haben, als er über Marseille berichtete; jeder Satz wurde von der rechten Seite durch die stärksten Mißbilligungen unterbrochen, ja sogar die Schimpfworte, Verläumder, Mörder, Lügner und Schurke wurden ihm zugerufen. Plötzlich hielt er inne, und mit dem höflichsten Ausdruck, als ob sein Vortrag noch so günstig aufgenommen worden wäre, sagte er: „Ich werde warten, meine Herren, bis die Höflichkeiten, mit denen sie mich überhäufen, sich erschöpft haben." Um Mirabeau zum vollendeten Redner zu machen, fehlte ihm nichts als die Gabe der Diskussion. Es war ihm nicht gegeben eine Kette von Schlußfolgen, oder Beweisen aufzufassen, oder sie zu widerlegen, und in dieser Hinsicht stand er weit unter den intellektuellen Riesen, die ich im englischen Parlament gehört habe.

„Mirabeau's Stimme war voll, männlich und wohltönend; sie füllte das Ohr und war ihm angenehm. Durchaus kräftig, doch biegsam, war sie immer verständlich, er mochte nun laut oder leise sprechen. Er durchlief die ganze Tonleiter mit derselben Leichtigkeit und Deutlichkeit, und betonte die Endsylben so sorgfältig, daß auch die kleinste nicht verloren ging. Er sprach gewöhnlich sehr langsam, begann seine Rede mit anscheinender Beklommenheit, doch so, daß er Interesse erregte, hielt oft inne und schien, bis er feuriger wurde, die passendsten Ausdrücke sorgfältig zu wählen. Die Art, mit der er gewisse Worte betonte, um ihnen Nachdruck zu geben, hinderte ihn selbst in den leidenschaftlichsten Augenblicken schnell zu sprechen. Gegen die sogenannte französische Geläufigkeit und erzwungenes Feuer, die er Theaterdonner zu nennen pflegte, hegte er die tiefste Verachtung. Nie verläugnete er die Würde des Senators, und es war vielleicht ein Uebelstand, daß er jede Rede mit einiger Vorbereitung, und mit einem kleinen Anstrich von Geziertheit begann. Fast unglaublich war die Gewandtheit, mit der er kleine mit Bleistift geschriebene Bemerkungen, die man ihm, oft während er auf der Tribune stand, zusteckte, während des Sprechens las, und seinem Vortrag einverleibte. Garat verglich ihn deßhalb mit den Taschenspielern, die ein Papier in zwanzig Stückchen zerreißen, jedes einzeln verschlucken, und das Ganze wieder zum Vorschein bringen. Er besaß die wunderbare Fertigkeit, sich alles, was er hörte, eigen zu machen; ein Wort, der witzige Gedanke einer Anekdote oder ein Citat in seiner Gegenwart gesprochen, wurde sogleich sein Eigenthum. Als einst Barnave, der sich nicht wenig auf sein Talent aus dem Stegreif zu sprechen zu Gute that, eben ohne Vorbereitung auf eine vorbereitete Rede geantwortet hatte, bemerkte Chamfort, der gerade mit Mirabeau an den Stufen der Tribune sprach, daß eine solche Fertigkeit ein schönes Talent sey, wenn es gut angewendet werde. Mirabeau benützte diese Aeußerung sogleich zum Eingang seiner Rede, die er so begann: „Ich habe es oft gesagt, daß das Talent aus dem Stegreif zu sprechen, eine der schönsten Gaben der Natur ist, wenn sie gut angewendet wird, und Das, was ich eben gehört habe, ist nicht geeignet meine Meinung zu ändern u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Arbeiten der geographischen Gesellschaft zu Paris, während der letztverflossenen zwei Monate, sind folgende: Ein Bericht des Kapitäns d'Urville über die Inseln des großen Ozeans und den Ursprung der sie bewohnenden Völkerschaften; seine Eintheilungen derselben glaubt er auf alle Länder in der Südsee anwendbar. Derselbe Kapitän liefert auch eine Abhandlung über die Temperaturuntersuchungen unter dem Meere, die der Schiffslieutenant Berard im Jahre 1831 im mittelländischen Meere angestellt. — Herr d'Avezac verlas 1) eine kurze Notiz über die englischen Niederlassungen von Gambia, die gegenwärtig von den umwohnenden Mandingostämmen bedroht sind; 2) eine Abhandlung, betitelt: „Prüfung und Berichtigung der durch Mungo Park in Afrika angestellten astronomischen Beobachtungen. — Herr Etienne Quatremère, Mitglied des Instituts, beschäftigt sich gegenwärtig mit der Uebersetzung eines handschriftlichen Werkes über Persien und die umliegenden Länder, persisch geschrieben von Hameb Alleh, Sohn Abu Bekr's. — Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat der Gesellschaft einen Bericht über die Küste des schwarzen Meeres, Lazistan genannt, eingesendet, den Herr Fontanier, französischer Konsul in Tarabosan, entworfen hat. — Herr Warden las von Lieutenant Sayer einen Brief, gegeben am Bord des englischen Schiffes Thetis zu Callao am 20 September 1831, vor. Dieser Brief enthält interessante Nachrichten über die Bewohner der Osterinseln, Pitcairn, Nukahiwa, Taheiti, Tongatabu, welche die Thetis besuchte. — Herr Jomard theilte mit: 1) ein offizielles Bulletin der ägyptischen Armee in Syrien; 2) authentische Nachrichten über die Verwüstungen der Cholera in Aegypten; 3) zwei Briefe aus Algier und Mexico; in ersterem war die Nachricht von der Herausgabe eines Journals in Algier und der Verfertigung eines Wörterbuchs der Sprache der Beni-Mozal enthalten. Der zweite enthielt zahlreiche geographische Mittheilungen über die zwischen Guatemala und Mexico gelegenen Länder. — Herr Roux von Rochelle, vormaliger französischer Bevollmächtigter bei den Vereinigten Staaten, lieferte eine interessante Arbeit über die Reisen Sebastian Cabots.

Einer von den Richtern des obersten Gerichtshofes zu Algier, vor dem die Urtheile der Kadis und der jüdischen und arabischen Richter in letzter Instanz entschieden werden, ist unlängst aus Algier unter folgenden Umständen verbannt worden: Bekanntlich sind fast alle Häuser in Algier mit Terrassen oder flachen Dächern bedeckt, auf denen die Weiber Luft zu schöpfen und ihre häuslichen Geschäfte zu besorgen pflegen, und wo man sie von benachbarten Häusern aus oft im reizendsten Negligé erblicken kann. Der erwähnte Richter sah so auf dem Hause eines reichen Algierers zwei Weiber von ausgezeichneter Schönheit, und gab ihnen Zeichen, die sie so gut verstanden, daß sie auf der Stelle zu ihm hinüberstiegen. Der Richter verließ hierauf mit seiner Eroberung die Stadt und bezog ein Landhaus. Der Algierer vermißte bald seine Weiber und stellte bei dem Oberbefehlshaber des französischen Heeres Klage. Man machte Nachforschungen, und die schönen Flüchtlinge waren bald entdeckt. Ihr Verführer erhielt den Befehl, sich unverzüglich nach Frankreich einzuschiffen. Die Frauen sollten dem Algierer zurückgegeben werden. Zuvor suchte jedoch der General für sie Straflosigkeit auszuwirken. Allein der gekränkte Mann bestand durchaus darauf, sie in Säcke einnähen und ins Wasser werfen zu lassen. Da er sie nur unter dieser Bedingung zurücknehmen wollte, so wurden die beiden untreuen Weiber einstweilen einem alten Algierer zur Verwahrung übergeben, von dem sich eine zweite Entführung nicht wohl befürchten ließ.

Die allgemeine Zeitung von Bogota erzählt, daß ein Pflanzer in dem Dorfe Dolores, zwei Stunden von Montevideo, einen Grabstein mit unbekannter Inschrift, und unter demselben eine mit Ziegelsteinen ausgemauerte Gruft gefunden habe, in der sich zwei antike Schwerter, ein Helm und ein Schild, die durch Rost sehr beschädigt, und ein großer irdener Krug befanden. Dieser Fund wurde dem gelehrten Pater Martinez mitgetheilt, der die Inschrift griechisch fand, und aus ihr die Worte Του ... Υου... Φιλιππ ... Αλεξαν ... Το ... Μακεδο ... βασι ... επι ... της ... εξηκον ... Κ ... τρι ... Ολ ... εν ... τω ... Τοπ ... Πτολεμ ... entzifferte, die vervollständigt andeuten würden, daß: „als Alexander, Sohn des Philippus, König von Macedonien war, gegen die 63ste Olympiade an diesen Orten Ptolemäus ... Das Uebrige fehlt. Auf dem Griff der Schwerter ist ein Kopf abgebildet zu sehen, der dem des Alexanders gleicht; auf dem Helm erblickt man den Achilles, wie er Hektor's Leiche um die Mauern von Troja schleift. Wenn diese Angabe richtig ist, so wäre hergestellt, daß ein Zeitgenosse des Aristoteles schon den Boden Brasiliens betreten hätte, und es ließe sich dann die Frage stellen, ob nicht vielleicht Ptolemäus, dieser wohlbekannte Feldherr auf Alexanders Flotte, durch einen Sturm in den „großen Ozean," wie ihn die Alten nannten, verschlagen, an die Küste von Brasilien geworfen worden sey, und dieses Denkmal hinterlassen habe?

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 98. 7 April 1832.

Literatur und literarische Gesellschaften in Island.

(Fortsetzung.)

Nach dieser kurzen Abschweifung in den Konungs Skuggsia kehren wir zur Gesellschaft der Unsichtbaren zurück, für deren sichtbare Umschaffung oder vielmehr Wiedererweckung die gelehrte Welt zwei Isländern: Erichsen und Finsen großen Dank schuldet. Beide gehörten zu den Gründern und thätigsten Beförderern der im Jahre 1779 in Kopenhagen errichteten Gesellschaft, die im Isländischen Hit Islenska Laerdoms — Lista Félag, im Dänischen: Det Islandske Literatur Selsskab, d. h. isländische literarische Gesellschaft, genannt wurde. Der oben erwähnte Johann Erichsen (isländisch: Jón Eyrickson) wurde zu ihrem Präsidenten ernannt, und als ihr Zweck, die Verbreitung nützlicher und gelehrter Kenntnisse in Island, vorzüglich in Bezug auf Landwirthschaft, Manufaktur und Künste, sammt Sorge für Erhaltung der Reinheit der isländischen Sprache, festgestellt. Jedes ordentliche Mitglied machte sich verbindlich, irgend ein dahin einschlagendes Werk in isländischer Sprache zu schreiben. Die Geldmittel dieser Gesellschaft waren nur gering, reichten aber doch hin, jährlich einen Band herauszugeben. Vierzehn Oktavbände wurden so von dieser Gesellschaft zum Druck gefördert, und lieferten einen Schatz nützlicher Kenntnisse, eine Encyklopädie, die dem vorgesteckten Zwecke vollkommen entsprach. Denn obgleich keine regelmäßige Vertheilung der Arbeiten nach den einzelnen Zweigen angeordnet war, so gaben sich die einzelnen Gegenstände, die zu behandeln waren, doch so natürlich an die Hand, daß sie kaum unter einer bestimmteren Leitung ein zweckmäßigeres Vademecum geworden seyn dürften, wie sie es jetzt für jeden Isländer sind, der seinen heimathlichen Boden so gut als möglich benützen will. *) So entsprachen sie vollkommen der Absicht des Stifters der Gesellschaft, der überhaupt einen so großen Einfluß auf die Civilisation seines Vaterlandes ausübte, daß hier eine Skizze seines Lebens entworfen zu werden verdient.

*) Folgendes ist ein Verzeichniß einiger Schriften und ihrer Verfasser: Ueber das Salz und dessen Zubereitung. — Ueber Walfischfang. — Ueber Delphinenfang. — Ueber Salmen- und Häringsfang. — Ueber die Wiederbelebung Erstickter oder Erfrorner von Johann Erichsen. Isländische Nomenklatur der Pflanzen, Fische, und Vögel nach Linnäischem System. — Vergleichung zwischen Fischerbooten und Fischereien von Montrand in Schweden und denen von Jütland, Island, und Nordamerika. — Ueber die neue Gesetzgebung, den isländischen Handel betreffend u. s. w., von Olaf Olavius, Verfasser der Reisen in Island, einer Beschreibung von Skagen in Jütland u. s. w. — Johann Olaffen, auch unter dem latinisirten Namen Hypnonesiensis bekannt, wohl bewandert in orientalischer Literatur und in der nordischen Archäologie, Bruder des Dichters und Verfasser eines Werkes über die Poesie im alten Skandinavien, schrieb auch isländische Uebersetzungen des Isaias. Einige seiner Werke gingen während der Beschießung von Kopenhogen im Jahre 1807 zu Grunde. — Islands Erwachen (Islands raka) ein Heldengedicht. — Islands munadarmál, ein beliebter Nationalgesang nebst Uebersetzungen dänischer Dichter, wie Tullin, Evold, Bie u. s. w., von Johann Johnsonius. — Ein ausgezeichneter Mathematiker, Stephan Biörnsen, gab die alte isländische Rimbegla heraus, außerdem: Verzeichen des Wetters nach den Nordlichtern, aus Luft, Wasser, Erde und gewissen Thieren u. s. w. Olaf Stephensen, Verfasser einer Geschichte des Handels von Island, schrieb: Ueber Hegung und Behandlung der Eidergans. Ueber isländische Schafe. — Ueber isländisches Hornvieh. — Ueber isländische Fischereien. — Ueber isländische Pferdezucht. — Von Skule Magnussen findet man Abhandlungen: Ueber den Bauer des isländischen Hochlandes. — Ueber das isländische Moos. — Ueber isländischen Gartenbau von Stephan Thorasensen, ferner über die Liebe des isländischen Bauers zum Lesen. — Geburts-, Sterbe- und Heirathstafeln in Holum u. s. w. — Von Hans oder Hanner Finsen, Bischof von Skalholt, Herausgeber des Werkes seines Vaters: Historia ecclesiastica Islandiae: Ueber Schwefelminen und Schwefelhandel Islands unter der Regierung Friedrichs II (1536 — 59.) — Ueber die Entvölkerung Islands durch Kälte, vulkanische Ausbrüche und Hungersnoth. — Ueber das Sterben der Kinder in Island u. s. w. Ueber Salmenfischerei in Dransmen-Elv (Norwegen.) Ueber Dünger — Schärfen der Sensen. — Potaschebereitung. — Brod- und Bierbereitung von Olav Olavsen. — Der wohlbekannte isländische Dichter, Benedikt Johnson Grödal, schrieb: Ueber Potaschebereitung aus gewissen Seegräsern. — Ueber Bereitung der Hausenblase. — Ueber Bleichen — eine Uebersetzung von Pope's Tempel des Ruhmes u. s. w. Magnus Ketilson: Ueber Arme und arbeitsunfähige Verbrecher in Island. — Gudsang Sveinson: Ueber isländische Baukunst — Johann Steingrunsen. Ueber Landen und Einschiffen von Booten bei hoher Brandung. — Olao Josephson Hjort: Ueber das Rennthier und seine Nahrung. — Egil Thorhallesen, der Grönland besuchte, um die Ueberreste von Gebäuden, norwegisch-isländischen Ursprungs zu untersuchen und zu beschreiben, dann als Missionär sich dort niederließ, nach Funen zurückkehrte und hier starb: Ueber die Anwendung der Seehundsfelle zu Booten und Kleidung bei den Grönländern. — Johann Sveinson, der Arzt: Ueber die isländischen Epidemien. — Ueber die Errichtung von Apotheken in Island. — Ueber die wohlfeilsten und einfachsten Arzeneien u. s. w. Sigurd Petersen, der Dichter:

Johann Erichsen ist am 28 August 1728, auf dem Maierhofe Skalafell in einem südöstlichen Bezirk Islands, geboren. Sein Vater war ein armer aber rechtlicher Bauer. Seine Mutter besaß eine über ihren Stand erhabene Bildung und wußte bald die frühreifen Anlagen ihres Sohnes zu entdecken. Erichsen lernte im väterlichen Hause Lesen und Schreiben, wie es in Island üblich ist; auch über seine religiöse Erziehung wurde sorgfältig gewacht. Schon mit neun Jahren ging er zu Gottes Tische, weit früher, als Dieß in Island herkömmlich ist, da sogar eine königliche Verordnung besteht, die den Genuß des heil. Abendmahles vor dem vierzehnten Jahre untersagt. Der Kapellan Vigpis Johnson, sein Oheim von mütterlicher Seite, von des Knaben Fähigkeiten und Fleiß überrascht, verwendete für seine Erziehung in vier langen Wintern — die Sommermonate sind ohne Unterschied der Handarbeit gewidmet — viele Sorgfalt. Im Jahre 1743 wurde er in die lateinische Schule von Skalholt aufgenommen. Um diese Zeit machte der dänische Bischof Hardoe, auf Befehl König Christians VI, einen kirchlichen Besuch in Island, und da ihm die Fähigkeiten des Knaben auffielen, so gab er die Weisung, seine Erziehung wohl zu beachten, bis er die Universität von Kopenhagen beziehen könne, wohin er auch im Jahre 1748 gesendet wurde, nachdem er zuvor einige Jahre unter den Augen seines Gönners, des Bischofs Harboe, zu Drontheim in Norwegen, seinen Unterricht fortgesetzt hatte. Erichsen hatte so lange unter Norwegen und Dänen gelebt, daß er bei seinem Zusammentreffen mit Isländern in Kopenhagen, zu seiner großen Bestürzung, wahrnehmen mußte, daß er fast seine Muttersprache verlernt habe. Hiedurch wurde in ihm der Entschluß geweckt, sich mit allem Fleiße dem Studium der alten skandinavischen Schriften zu weihen, worin er es auch in Kurzem so weit brachte, daß sein Wort in Allem, was die Reinheit der alten Sprachen betraf, entscheidende Autorität wurde. Nacheinander zum Baccalaureus, Dechant, und 1755 zum Professor der Jurisprudenz an der Akademie von Soroe ernannt, füllte er zwölf Jahre lang den Lehrstuhl mit großem Ruhme aus. Im Jahre 1779 wurde er von Soroe abberufen, und zum Mitglied der neukonstituirten norwegischen Kammer ernannt, und begleitete später mehrere Stellen. Im Jahre 1774 wurde er Staatsrath, im Jahre 1779 Beisitzer des höchsten Gerichtshofes, 1781 Bibliothekar der königlichen Bibliothek, und 1783 Direktor der Akademie von Soroe. Erichsen war auch Mitglied mehrerer wichtigen Nationalkommissionen, wie bei der zur Reform der Kopenhager Hochschule ernannten, und bei dem Komité, das sich mit der Verbesserung des Zustandes der dänischen Bauern beschäftigte, überhaupt wurde er bei allen Berathungen, welche die Wohlfahrt Islands beabsichtigten, beigezogen. Allein so angestrengte Arbeiten erschöpften endlich seine Kräfte, und manche Verhältnisse in Bezug auf sein Vaterland traten ein, die seine Seele mit trüben Bildern erfüllten; seine Thätigkeit schwand mit seiner Heiterkeit, und finstere Gedanken und Gefühle bemächtigten sich seiner; seine Tage brachte er in trübsinniger Schwermuth, seine Nächte in Schlaflosigkeit zu. Am 29 März 1787 wohnte er zum letzten Male dem Kollegium der Rentkammer bei. Man bemerkte keine Veränderung in seinem Benehmen, nur in seiner Stimme lag ein ungewöhnlich trauriger Ausdruck, mit zärtlicher Milde gemischt. Nach der Sitzung wollte er nach seiner Wohnung in Christianshaven zurückkehren, wobei er über die lange Brücke fahren mußte, die Zealand mit der kleinen Insel Almager verbindet. Als er etwas über die Hälfte über dieselbe gekommen war, befahl er seinem Kutscher zu halten, und stieg aus. Bevor aber dieser noch sehen konnte was sein Herr beabsichtigte, hatte sich Erichsen in's Meer gestürzt. Seinen Rock, und seine Uhr fand man im Wagen. Zwar wurde er schnell aus dem Wasser gezogen, und ärztliche Hülfe zögerte nicht, allein er hatte im Sturze sich tödtlich am Kopfe verletzt, und alle angewendete Sorgfalt blieb vergebens. Erichsen erwachte nur noch einmal, um seinem Arzte die Hand zu drücken, und verschied, im achtundfünfzigsten Jahre seines Alters. Seine Tugenden und wissenschaftlichen Verdienste hatten ihm bei den Isländern wie bei den Dänen, einen rühmlichen Namen erworben, und sein tragisches Ende vermehrte noch den Schmerz um seinen Verlust. Er war der Stolz, und nicht minder der Wohlthäter seines Vaterlandes geworden, und seine Landsleute wetteiferten daher miteinander, sein Andenken zu feiern. Olav Olavsen, der zu Kongsberg in Norwegen sich niedergelassen hatte, malte ein Bild, auf welchem sich Erichsens Portrait befand. Eines der ersten Werke des seitdem so berühmt gewordenen Verhal (Albert) Thorwaldsen, war die Büste des Verewigten in Lebensgröße. Der Lebensbeschreibung Erichsen's, die Svein Paulsen, mit einem Anhange von Thorsteinson und Olavson, im Jahre 1808 herausgab, ist sein wohlgelungenes Bildniß beigefügt. Der dänische Dichter, Thomas Thaarup besang seinen Tod, und Lurdorf und Thorlacius entwarfen lateinische Grabschriften auf ihn. Bemerkenswerth ist es, daß Erichsen der einzige Isländer von Bedeutung ist, von dessen Selbstmord man noch gehört hat.

Erichsens Werke in dänischer und lateinischer Sprache sind zahlreich. Er gab Holbergs Gedichte heraus, schrieb Vieles über Gesetzgebung, mancherlei Kritiken über literarische Erscheinungen seiner Tage, mehrere Reden, und einige Abhandlungen über Verbesserungen in dem Zustande von Island, und die alten Sprachen des Nordens. Im Jahre 1775 gab er mit lateinischer Uebersetzung Gunlaug Ormstunger, und Skald Rafn's Saga heraus, im Jahre 1777, seine Torfäana, 1778 Sämunds Edda mit Prolegomenen u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Dünger. — Thorasen Lillendal: Ueber die veralteten Worte in den isländischen Gesetzen. — Ueber Schmiedewerk und Stahlbereitung. — Sigurd Thorsteinsen, Goldschmid in Kopenhagen: Ueber Feuervergoldung. — Der Minister Sämund Magnussen Holtn: Ueber den Melur, d. h. Elymus arenarius von Island und dessen Benützung von den Bauern. — John Jakobsen: Ueber den Nutzen der Milch in Island. — Johann Thorlakson: Uebersetzung der drei ersten Bücher des verlornen Paradieses. — Thord Thorkalsen: Ueber die Fuchsjagd. — Jslief Anarsen: Uebersetzung von Plutarch Lebensbeschreibungen. — Außerdem von ungenannten Verfassern: Uebersetzungen aus Theokrit, Anacreon und Horaz, aus dem Dänischen u. s. w. — Diese in vierzehn Bänden gesammelten Schriften führen den Titel: „Ritt poss Konunlega Islonska Laerdómlista felags."

Die Mohammedaner in Indien.

7. Putz und Kleidung.

(Schluß.)

Das Mieder, „Ungiah,“ wird durchgehends von gleichem Schnitte getragen, nur ist der Stoff und die Verzierung sehr verschieden; einige sind von Gaze, Netzgeflecht, Musselin, u. s. w.; der durchsichtigste Zeug ist dem Geschmacke der Frauen der angenehmste, und alle sind mehr oder weniger reich in Gold oder Silber gestickt. Sie sind so gemacht, daß sie den Busen zusammenhalten, und werden auf dem Rücken mit starken baumwollenen Schnüren geschnürt; die Aermel sind sehr kurz, enganschließend, und mit einer kleinen Stickerei oder einer Silberborte eingefaßt. Selbst Dienstmägde thun sich etwas auf ein niedliches Ungiah zu Gute, und wenden alles daran, um es mit einem unbedeutenden Schmuck zu zieren, sey auch der Stoff aus dem es verfertigt ist, noch so schlecht. Diese Mieder werden auch bei Nacht nicht abgelegt, sondern eine Woche lang getragen, wenn nicht etwa ihre Schönheit früher verliert, oder die Stickerei durch die Hitze erblindet. Mit dem Ungiah wird noch ein durchsichtiges „Curtih“ (wörtlich übersetzt Mannshemd) von netzartig geflochtenem Garn getragen; dieses hängt über das Gürtelband des Peijahmah, verbirgt es aber nicht, die Näthe und Säume sind mit Gold- oder Silberborten besetzt.

Der Diputtah ist eine sehr bequeme Enveloppe und zugleich das zierlichste Stück der weiblichen Kleidung. Er läßt sich an Gestalt und Größe mit einem großen Umschlagetuch vergleichen; der Stoff hängt von Geschmack und Umständen ab. Für den täglichen Gebrauch geben die Frauen angesehener Männer den leichten englischen wollenen oder baumwollenen Manufakturwaaren den Vorzug, aber an Gallatagen ist der Diputtah von Gold und Silbergaze oder von dem feinen indischen Musselin, den man in Decca verfertigt, und der so durchsichtig und zart wie Spinnengewebe ist. Dieses Gespinnst wird wegen seiner außerordentlichen Zartheit Schubnum (Nachtthau) genannt, und steht selbst in Indien hoch im Preis; auch aus golddurchwirktem Musselin, englischem Kreppon, gefärbter Gaze u. s. w. werden Diputtahs verfertigt. Bei gewöhnlichen Gelegenheiten tragen die Frauen dieses Kleidungsstück einfach mit Silberborten eingefaßt, allein im Staat ist es reich mit Stickerei und Bouillonfranzen besetzt, und es gewährt einen herrlichen Anblick, zwei bis dreihundert so reich gekleidete Frauen beisammen zu sehen. Der Diputtah wird auf ganz eigene Weise am Hinterhaupt befestigt, und schmiegt sich in anmuthigen Falten der Gestalt an; steht die Dame, so hält sie ihn vorn über einander geschlagen, daß das eine Ende den Körper zum Theil verbirgt, und wirft das andere über die entgegengesetzte Schulter.

Die Frauen tragen niemals Strümpfe, und nur dann Schuhe, wenn sie in dem Hofzwinger spazieren gehen, der ihre Aussicht begränzt. Da diese Schuhe ein Modeartikel sind, in dem sich die Frauen unter einander zu überbieten suchen, so werden sie nach mancherlei Mustern meist prächtig, mit Gold- und Silberplättchen und verschiedenfarbigen Perlen und Stickereien besetzt, so daß das Ganze wie aus glänzendem Metall verfertigt aussieht. Sie haben lange aufwärts gekrümmte Spitzen, die bald bis zum Knie heraufreichen, und so wie unsere Pantoffeln kein Afterleder. Die weniger kostbaren, zum täglichen Gebrauch, sind von Sammet in Gold gestickt; weniger Wohlhabende tragen sie von Brokat, und Dienstboten von rothem oder gelbem Tuch mit Silberbändern. Die Schuhe der Männer sind von derselben Beschaffenheit; ich habe junge Männer gesehen, die zur Regenzeit Pantoffeln von grünem Schagrin mit hohen Absätzen trugen, was sonderbar aussah. Auch hier wie in andern Ländern steht die Form der Schuhe unter dem Einfluß der Mode; zuweilen werden kleine Spitzen für schön gehalten, bald müssen sie lang und sehr gekrümmt seyn; doch welche Veränderung auch die Mode gebietet, die Spitzen bleiben immer. Das Neueste was mir in dieser Hinsicht in Indien vorkam, waren ein Paar mit Silber gestickte Schuhe mit kleinen Spitzen, an denen, so wie um den Rieft herum, silberne Schellen befestigt waren, die bei jedem Schritt harmonisch, bald piano bald forte klingelten, je nachdem die, welche sie trug, leise oder fest auftrat; diese Schuhe erhielt ich von einer vornehmen Dame in Oude bei folgender Gelegenheit zum Geschenk: Als ich sie einst besuchte, ließ ich meine schwarz seidenen Pantoffeln (wie es hier Sitte ist) vor der Thüre stehen; diese mochten nun die Sklavinnen in Versuchung geführt haben, denn als die Dame mich an die Schwelle begleitete, waren sie nicht mehr zu finden, und ich der Unannehmlichkeit ausgesetzt, mir auf dem Weg durch den Hof, nach meinem Palankin, die Strümpfe zu beschmutzen. Aus dieser Verlegenheit half mir nun die Dame, indem sie mir das oben beschriebene Paar verehrte; diese mir ganz neuen musikalischen Schuhe machten mir zwar vielen Spaß, allein so sehr sie auch den indischen Frauen gefielen, so entsprachen sie doch meiner Weise, mich zu kleiden und zu gehen, keineswegs; indeß erkannte ich die Aufmerksamkeit der Dame mit dem gebührenden Dank. Die gesellschaftliche Unterhaltung der Frauen ist nichts weniger als schaal, oder ohne Interesse; sie haben gesunden Verstand, feine Sitten, sind nicht um Stoff zum Gespräch verlegen, ihr Urtheil ist treffend, ihre Sprache rein und zierlich, was mir bei ihrer abgeschlossenen Lebensart, und da ihre Erziehung doch nicht nach europäischen Grundsätzen geleitet wird, anfänglich unerklärlich war. Bei näherer Bekanntschaft mit der häuslichen Lebensart dieses Volkes, löste sich mir jedoch dieses Räthsel: Die Männer, mit denen artige Frauen sich unterhalten, sind gewöhnlich gut erzogen; bei der natürlichen Neigung unsers Geschlechts, nach Allem zu fragen, von Allem sich zu unterrichten, entschlüpft nun dem Vater, Gatten oder Bruder nicht leicht ein Wort, bei dem sie nicht Gelegenheit nehmen zu fragen, wie Dieß zu verstehen sey, und haben sie die Erklärung einmal begriffen, so vergessen sie sie auch nie wieder, da ihre Aufmerksamkeit weder durch Wechsel der Gegenstände, noch durch leere Zerstreuungen getheilt wird. Sie achten die Meinungen ihrer männlichen Verwandten eben so sehr, als Kinder anderer Länder die ihrer Vormünder oder Lehrer, halten jedes Wort der Beachtung werth, und benützen jedes Urtheil, zu Berichtigung ihres eigenen. Daher ist auch eine reine richtige Sprache in den Gesellschaften der Frauen so allgemein, daß selbst Dienstmägde, die lange in Sihnanahs gedient haben, durch ihre Sprache unter Leuten ihres Standes leicht zu unterscheiden sind.

Die drei Herzoge.

Unter obiger Aufschrift gibt der „Globe“ einen Artikel, der mehr seiner gutgemeinten Wunderlichkeit wegen, als wegen seiner Ausführbarkeit lesenswerth ist:

„Es leben gegenwärtig in Europa drei junge Menschen, um die sich die französische und folglich auch die europäische Politik herum bewegt: Heinrich V, Napoleon II und der Herzog von Orleans. Jeder von ihnen ist die verkörperte Darstellung einer der drei Parteien, welche Frankreich theilen; denn eine Partei muß einen Namen haben, und Napoleon II ist das einzige mögliche Loosungswort der Republik. Eine Vereinigung dieser drei jungen Männer wäre ein bewunderungswürdiges Symbol des Weltfriedens. Es war das politische Lieblingsprojekt eines Mannes, der an uns wie ein Meteor vorübergegangen ist, um sich einen Augenblick durch die staubige Atmosphäre einer finstern Chikane verdüstern zu lassen — des Olinde Rodrigues. Eine freiwillige Verständigung dieser drei königlichen Häupter, durch unsre Inspiration, würde das Zeichen einer neuen Weltepoche geben; denn von dem Tage an, wo die Repräsentanten der drei Parteien, unter denen alle übrigen begriffen sind, von dem Tage an, wo die drei durch Geburtsrechte zu dem größten Erbe befähigten Prätendenten sich den Bruderkuß geben und ihrem Privilegium entsagen würden, wäre die Zeit des Kampfes vorüber, und die der Arbeit strahlte endlich zum Heil der Völker auf; eine neue Hierarchie wurde begründet, eine neue Dynastie gesalbt. Auch ist es dieses Ziel, auf das wir losgehen, und nicht fruchtlos wird es seyn, wenn wir uns diesen Prinzen mit einem Worte der Versöhnung nähern; wir werden sie alle drei in einem Alter finden, wo man noch eine Brust hat voll hochherziger Gesinnungen, wo das Auge noch nicht geblendet ist von jenem unseligen Prisma des Egoismus, der die Aufopferung als Thorheit erscheinen läßt; nicht vergeblich werden sie sehen, wie überall geschrieben steht, daß der Boden erbebt, die Macht sich neigt, und die Könige dahin gehen.“

Vermischte Nachrichten.

Briefe aus New-York bringen drei Wochen spätere Berichte über den Sklavenaufruhr in Jamaica, als die zuerst angelangten Nachrichten. Die Empörung ist allerorten unterdrückt; doch sind die durch sie veranlaßten Verwüstungen größer, als Anfangs verlautete. In dem Kirchspiel St. James wurden 111 Pflanzungen, Wohngebäude u. s. w. zerstört; im Ganzen aber sollen 150 verwüstet worden seyn, und der angerichtete Schaden sich auf 15 Millionen belaufen. Die Zahl der getödteten Schwarzen wird auf 2000 angeschlagen. Gegen 500 flohen in unzugängliche Schlupfwinkel der Gebirge. Man hält dafür, daß zu einer Zeit 50,000 Neger unter den Waffen standen. Kriegsgerichte dauern noch fort, um die Schuldigen zu richten. Eine große Anzahl Schwarze ist bereits zum Tode verurtheilt worden, andere nach Maßgabe ihrer Vergehungen zu 100 bis 500 Peitschenhieben. Die regelmäßigen Truppen und Milizen haben wenig gelitten. Der spanische Gouverneur auf der östlichen Küste von Cuba bot zur Unterdrückung der Empörer seinen Beistand an, was aber abgelehnt wurde. Viele Pflanzer fanden unter den Händen der ergrimmten Neger ihren Tod; selbst Weiber und Kinder wurden nicht verschont. Man gab besonders den wesleyanischen Missionären die Aufregung der Schwarzen Schuld. Hingegen verwahrten sich dieselben durch eine eigene Deputation an den Gouverneur Belmore, wobei sie sich zur strengsten Untersuchung ihres Betragens bereit erklärten. — Andere Briefe lauten nicht so günstig. „Jamaica, heißt es in einem, ist unwiederbringlich verloren. Das Sklavensystem hat seinen Todesstreich erhalten. So schlecht dieses System war, und so sehr der wahre Menschenfreund seinen Sturz wünschen mußte, so ist doch auch die Art, wie es enden wird, zu beklagen, da hiedurch Tausende von Familien, die jetzt im Wohlstande leben, bedroht sind, ins Elend gestürzt zu werden. Auch in Beziehung der Sklaven selbst läßt sich kein besseres Loos für sie voraussehen; sie sind noch nicht gebildet genug, um durch den neuen Wechsel glücklich zu werden, und einer vernünftigen Regierung sich zu fügen. In den ersten Jahren wird daher Alles voll Anarchie und Verwirrung seyn. Der Starke, und der Verwegene, der die Gesetze mit Füßen tritt, wird ans Ruder gelangen, und der unwissende und schwächere Theil der Bevölkerung unterdrückt bleiben, und nur die Herren wechseln. Viele hegen noch immer das Vertrauen, daß die Rebellion erstickt und völlige Ruhe hergestellt werden wird; allein ein solcher Glaube verräth eine völlige Blindheit über die eigentliche Lage der Dinge. Man blicke nur auf die Thatsachen: in Cornwall haben die Insurgenten alle Gebäude, nicht weniger als 200 Pflanzungen zerstört und andere Abscheulichkeiten begangen — allein wenn sie auch wieder unterjocht werden, was können sie ihrem Herrn nützen, dessen Vermögen zu Grund gerichtet ist? Werden sie wohl freiwillig ihre friedfertigen Beschäftigungen und Sklavendienste wieder antreten, nachdem sie einmal die Freiheit gekostet? Allein die Empörung ist noch nicht gedämpft, und die Soldaten haben wenig Eindruck auf die Rebellen gemacht; zwar sind einige Dutzend gefangen und hingerichtet worden, und 12 oder 1500 der feigsten, unter Zusicherung völliger Verzeihung, auf ihre Pflanzungen zurückgekehrt; allein sie bezeigen wenig Lust zu arbeiten. Die Entschlosseneren und Kühnern der Banden aber sind ins Gebirg geflüchtet, wohin man ihnen nicht folgen kann, und können durch die unbetretenen Wälder auf einer andern Seite des Landes herabsteigen und ihre schwarzen Brüder aufregen. Die ganze Sklavenbevölkerung der Insel ist reif und bereit zum Aufstande. Man hat die baptistischen Missionäre in Verdacht, die Flamme des Aufruhrs angeblasen zu haben; aber wenn auch einige derselben übertrieben in ihren Lehrsätzen waren; so kann man doch nicht wohl ihre Einwirkung einem verabredeten Plane zuschreiben, zumal noch keine anderen Beweise gegen sie vorliegen, als die Anschuldigungen von Leidenschaft und Vorurtheil geblendeter Menschen. Viele Sklaven, die aus Liebe zu ihrem Herrn gern treu geblieben wären, wurden durch Furcht zum Abfall getrieben. Ein Pflanzer, der Eigenthümer großer Besitzungen in einem der empörten Distrikte, hatte seine Familie an Bord eines Schiffes in Sicherheit gebracht, und war dann auf sein Gut zurückgekehrt. Hier erfuhr er von seinen Negern, die er stets sehr gut behandelt hatte, und die ihn deßhalb sehr liebten, daß Abends zuvor eine bewaffnete Rotte da gewesen sey, und gedroht habe, wenn nicht am andern Tage zu einer bestimmten Stunde die Pflanzung angezündet sey, so würden sie zurückkehren und Alles niedermachen. Der Pflanzer hielt es für gerathen sich zu entfernen, und bald darauf sah er seine Gebäude in Flammen auflodern.“

Bei Gelegenheit einer Bill, die zum Zwecke hatte, die Arbeitsstunden der in den Fabriken beschäftigten Kinder zu bestimmen, entwarf das Unterhausmitglied, Herr Sadler, eine höchst betrübende Schilderung von dem Elende dieser unglücklichen Geschöpfe und des gesellschaftlichen Zustandes der untern Volksklassen in England. „Nur mit Schaudern,“ sagte Herr Sadler in seinem Vortrage, „kann es ausgesprochen werden, daß die Arbeitsstunden dieser armen Kinder weit über die Zeit verlängert werden, die der kräftigste Mensch nicht aushalten würde. Unsre Vorfahren würden es nicht haben glauben können, daß es je Engländer sollte geben können, die im Stande wären, der unschuldigen und hülflosen Kindheit, ohne Rücksicht auf ihr Wimmern und ihre Thränen, Arbeiten aufzuerlegen, die ein Erwachsener zu verrichten sich weigern würde; unsre Nachkommen werden es nicht glauben und darüber historische Zweifel erheben. Zwölf, vierzehn und sechzehn Stunden des Tages und oft auch noch spät in die Nacht hinein zur Arbeit angehalten, sanken Hunderte von Tausenden dieser armen Wesen dem Tode im frühen Morgen ihres Lebens zum Raube. Die Fortschritte in der Maschinerie, anstatt eine Segnung des Landes zu werden, sind ihm ein Fluch geworden. Die armen Leute sind genöthigt, ihre Kinder in den Fabriken arbeiten oder verhungern zu lassen. Andere, Ungeheuer, die eben durch dieses System zu Ungeheuern wurden, sind verworfen genug, in Müßiggang zu leben und sich durch die körper- und seeleaufreibende Arbeit ihrer Kinder ernähren zu lassen.“ Zum Beweise, wie die Kinder in diesen Folterkammern behandelt werden, zeigte Herr Sadler einen dicken schweren ledernen Riemen vor, der einen starken Schlag auf der Tafel verursachte, und womit die Kinder auf Arme, Rücken und selbst ins Gesicht geschlagen werden. „Selbst zu harter Arbeit verurtheilte Verbrecher,“ fügte der Redner noch hinzu, „dürfen, einer Parlamentsakte zufolge, nicht über zehn Stunden des Tags zur Arbeit angehalten werden, und selbst die Sklaven in Kolonien sind nur von sechs Uhr Morgens bis Abends sechs Uhr zu arbeiten gehalten, wobei ihnen von acht bis neun Uhr und von ein bis drei Uhr auszuruhen vergönnt ist.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 99. 8 April 1832.

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

Neapel im Februar 1832.

Bekanntlich haben in dem letzten Jahrzehent die Manufakturen des Königreichs Neapel durch ein neues Zollsystem begünstigt, einen großen Aufschwung genommen.

Man muß dem verstorbenen Minister Medici die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er dadurch einen Zustand herbeigeführt und begründet hat, welcher bereits von dem wohlthätigsten Einfluß auf den Wohlstand der Nation gewesen ist, und in der Folge noch mehr verspricht. Wenn man Dieses gehörig in Anschlag bringt, und unparteiisch das Für und Wider erwägt, so dürfte man geneigt seyn, die vielen Klagen über die hohen Sätze des Zolltarifs nicht unbedingt, als gerechte Anklagen gegen ihn und sein System anzusehen.

Aber das Bedrückende derselben, welches im Anfange, wo Fabriken, welche die so hoch besteuerten Gegenstände im Lande hervorbringen sollen, noch kaum im Entstehen sind, am meisten auffallen muß, verschwindet immer mehr, je mehr diese Fabriken sich eben dadurch vervollkommnen, und die vom Auslande bezogenen Waaren fast eben so gut, und für einen geringeren Preis, als diese selbst unbesteuert gekostet haben würden, liefern können.

Die großen Fortschritte, welche die verschiedenen Zweige des Ackerbaues, und vorzüglich der Manufakturen im Königreiche Neapel in der letztern Zeit gemacht haben, durch Zusammenstellungen in ein helles Licht zu setzen, ist der Zweck einer kleinen Schrift, *) welche so eben in französischer Sprache hier erschienen ist, aus welcher ich das Wesentlichste mittheilen will, indem ich nur wenige, nicht zur Sache gehörige Bemerkungen unterdrückte, und mir auch erlaubte in der Ordnung Einiges zu ändern, indem es mir schien, daß dort manches Zusammengehörende von einander getrennt ist.

*) Coup d'oeil sur l'industrie agricole et manufacturière du Royaume de Naples par Millenet, Naples 1832. Diese Schrift, die, so viel mir bekannt, der erste Versuch zu Ausfüllung einer Lücke in der Statistik von Europa ist, da viele Angaben, die sie enthält, noch wenig oder gar nicht im Auslande bekannt seyn dürften, möchte wohl schwerlich sobald ihren Weg in den fremden Buchhandel finden, und scheint daher eine nähere Bekanntmachung zu verdienen.

Anmerk. des Einsenders.

Der Verfasser — Dirigent eines großen hiesigen Handelshauses — kündigt sich gleich im Anfange der Vorrede als einen Anhänger der Handelsfreiheit an; aber indem er auf der andern Seite große Beschränkungen zuläßt, möchte man eher das Gegentheil vermuthen; denn er sucht das entgegengesetzte System wenigstens in Rücksicht auf Neapel zu vertheidigen. — Noch Folgendes aus der Vorrede möge hier Platz finden.

„Der Zweck des neapolitanischen Staatsmannes," so drückt er sich aus, „bei Erhöhung des Tarifs, war unter andern auch den Arbeitslohn, welcher in Neapel höher als in der Schweiz, in Belgien, in Frankreich, und selbst in England — wegen der Maschinen — ist, ins Gleichgewicht zu setzen." — Er führt, bei dieser Gelegenheit, merkwürdige Thatsachen zum Beweise des paradox klingenden Satzes an, daß in Neapel der Arbeitslohn in eben dem Verhältnisse steigt, als der Preis der Lebensmittel sinkt; und umgekehrt, wodurch auch das eben Gesagte erklärlich wird.

„Bei der Theurung im Jahre 1816 hätte das glückliche Neapel, von so vielen Ländern allein, kein fremdes Getreide gebraucht, wenn nicht, durch den hohen Preis angelockt, die Vorräthe des vorhergegangenen Jahres ins Ausland wären verschifft worden. Ich erinnere mich, fährt er fort, daß zu dieser Zeit ein Kaufmann in der Provinz, der mehrere Schiffe zu beladen hatte, einer großen Menge Taglöhner dazu bedurfte. Diese boten sich bei der großen Theurung von freien Stücken zu 20 Gran (20 Kreuzer) für den Tag an, aber als der Preis des Brodes nach der Ernte von 1817 wieder fiel, konnte derselbe Kaufmann die Arbeiter, kaum zu 60 Gran täglich, bekommen, und der Lohn war also verdreifacht. — Der Charakter des neapolitanischen Volkes kann diesen Widerspruch allein erklären. Mit 20 Gr. täglich kann der Arme selbst bei der größten Theurung leben, aber wenn die Lebensmittel, wie gewöhnlich, im Ueberflusse vorhanden sind, dann werden sie so wohlfeil, daß er mit 60 Gr. sechs Tage leben kann, und also nur nöthig hat einen einzigen Tag in der Woche zu arbeiten, welches, mit seinen Bedürfnissen verträglich, seiner Neigung zusagender ist, indem er den Müßigang dem Wohlstande vorzieht."

Es folgt nun nach diesem Eingang die Auseinandersetzung der Fortschritte der Industrie in Neapel in den letzten 6 Jahren, und namentlich seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

* * *

1. Wollene und baumwollene Gewebe.

Die Entwicklung der Industrie in allen Gattungen von Manufakturen seit der Einführung des neuen Tarifs, ist über alle Erwartung gewesen. Alle Kaufleute, welche die fremden Produkte führen, geben in ihren Magazinen nicht minder den gleichnamigen einheimischen einen Platz, der sich täglich vergrößert. So sieht man in den Läden, wo die Lyoner Seidenfabrikate verkauft worden, auch den Sammet, den Atlas und den Gros de Naples, nebst den Stoffen von S. Lencio und Catania. Die Tücher der Fabriken von Sora, Isola und Neapel stellen sich neben die französischen und belgischen Tücher mittlerer Sorte, und die baumwollenen Waaren von Piedemonte und Scafati vermischen sich mit denen von Manchester und der Schweiz, welche letztere fast gänzlich schon verdrängt sind. — Man kann also die Fabrikation der baumwollenen Zeuge als einen der beträchtlichsten Zweige der Industrie des Königreichs betrachten, besonders da das Material dazu im Lande einheimisch, und dessen Kultur eines großen Zuwachses fähig ist.

Die neapolitanische Baumwolle ist ein wenig kurz; aber seidenartig und sehr weiß. Das Königreich Neapel lieferte im Jahre 1808 bloß einige tausend Ballen, wovon der Cantaro (d. h. 100 Rotuli zu 33 Unzen jedes) nur 100 Duc., etwa 166 fl. geschätzt wurde. Dieser Preis erhob sich nach und nach, während des Kontinentalsystems (in welcher Zeit Neapel, in Konkurrenz mit der Levante, Frankreich, die Schweiz und einen Theil von Deutschland mit Baumwolle versorgte) bis auf 210 Duc., und man schätzte damals die jährliche Ausfuhr auf mehr als 30,000 Ballen. Dadurch allein schon konnte das Deficit in der, durch unterbrochenen Seehandel verhinderten Oel-Exportation gedeckt werden. Durch den Fall des Kontinentalsystems wurde dieser Handel ganz und gar vernichtet, und nachdem die Preise der Baumwolle plötzlich sanken, hörte ihre Ausfuhr gänzlich auf. Jetzt, nachdem man diesen Artikel im Inlande stark fabrizirt, fängt auch der Anbau der Baumwolle in Terra di Lavoro sich wieder zu heben an.

Die Einfuhr des englischen feinen baumwollenen Garns betrug 1824 nur 1000 Ballen jährlich, jetzt 6000; ein schlagender Beweis der Fortschritte dieses Industriezweiges. Dazu kommt aber noch viel einheimisches Garn aus den neuerrichteten Baumwolle-Spinnereien, die, begünstigt durch einen Einfuhrzoll, vom 25 Duc. auf den Cantaro des fremden baumwollenen Garns, sich immer mehr vervielfältigen.

(Schluß folgt.)

Die Mohammedaner in Indien.

8. Heirathsgebräuche.

Heirathen aus Liebe sind bei den Moslemin nicht denkbar, da der Freier das Angesicht seiner Erwählten erst nach vollzogener Vermählung zu sehen bekommt. Die Anwerbung geschieht von Seite der Familie des Bräutigams auf folgende Weise: Der Stammbaum des jungen Mannes, von einem Schönschreiber mit persischen Buchstaben auf Papier, welches mit eingepreßten und vergoldeten Wappenverzierungen geschmückt ist, geschrieben, wird nebst einer Nuzza oder Gabe von fünf goldenen Mohurs und 21 (die Glückszahl) Rupien auf eine flache silberne Schüssel gelegt, mit einem goldbrokatenen, mit silbernen Franzen eingefaßten Tuch bedeckt und von dem Brautwerber dem Vater der jungen Begum überbracht. Wird die Schüssel sammt ihrem Inhalt angenommen und behalten, so ist die Werbung genehm, wird sie aber zurückgeschickt, so ist Dieß ein stillschweigendes Zeichen daß der Antrag abgewiesen ist, worauf denn von beiden Seiten durchaus keine weitere Erklärung weder gegeben noch verlangt wird. Tritt der erstere Fall ein, so sendet der Bräutigam seiner Braut noch andere reiche Geschenke sammt dem Verlobungsring, und nun gilt der Kontrakt als geschlossen.

Bei einer der Vermählungsfeierlichkeiten, die auf eine solche Anwerbung folgen, war ich was man bei uns die Brautführerin nennt, und erschien bei diesem Feste, zu großer Verwunderung der eingebornen Frauen, die von Kindheit auf in ihren Sihnanahs eingeschlossen, noch nie eine Engländerin gesehen hatten, in englischer Tracht. Ich wurde von der Brautmutter in der großen Halle bewillkommt und eingeladen, mich mit ihr auf einen Teppich niederzulassen, wo mir ein von Gold glänzendes Gewand überreicht ward, das ich über meine Kleidung anziehen mußte. Nun folgte die Einführung bei der Braut; in einer Seitenhalle saß ein armes kleines Mädchen, das Gesicht auf die Knie gebeugt, die Braut, die ich mit Guirlanden von Jasmin und dem Trauring zu schmücken hatte, der am Zeigefinger der rechten Hand getragen wird. Dann folgten die Ohrringe, das golddurchwirkte Gewand und der Diputtah, und als das Geldgeschenk überreicht war, fütterte ich meine liebe kleine Freundin, ein Mädchen von 12 Jahren, mit „sieben" Stückchen Zuckerkand und zog mich, nachdem ich ihr den ersten Kuß gegeben hatte, zurück. Nachdem noch mehrere Umkleidungen, Ceremonien und Prozessionen vorüber waren, wurde endlich der Bräutigam in den Sihnanah eingeführt.

Die Frauen drängen sich in die mittlere Halle, um durch die Blenden aus Bambus die wichtige Ceremonie der Einkleidung des Bräutigams in die Geschenke der Braut mit anzusehen. Der mittlere „Purdah" (Vorhang), in dem sich Oeffnungen befinden, um Hände und Füße hindurchzustecken, wird herabgelassen und vor demselben ein niedrer Stuhl gestellt. Nachdem alle diese Vorbereitungen vorüber und die Frauen gehörig verborgen sind, läßt man den versammelten Männern sagen, „daß man des Dullha bedürfe," worauf dieser unter einem betäubenden Getöse von Trompeten und Trommeln außerhalb und einem Gesange von weiblichen Stimmen innerhalb, in den Vorhof des Sinanah tritt. Er setzt sich nun auf den vor dem Vorhang für ihn hingestellten Stuhl, und befolgt mit kindlichem Gehorsam die ihm von den verborgenen Frauen ertheilten Befehle. Dann steckt er Hände und Füße durch die Oeffnungen des Purdah, und der nasse Mayndhie (die rothe Farbe, mit der Hände und Füße bestrichen werden) wird ihm von den Händen der Frauen, die er nicht sehen kann, mittelst Bandagen aufgelegt, womit man wenn die Zeit es erlaubt, fast eine Stunde zubringt, um die Farbe recht fest und glänzend aufzutragen. Diese Zeit wird durch sehr lebhafte Gespräche mit den verborgenen Damen verkürzt, die den Vortheil haben, zu sehen ohne gesehen zu werden; die Sängerinnen preisen in improvisirten Stanzen sein Glück, indem sie die Liebenswürdigkeit der Braut, die sie selbst jedoch nicht kennen, erheben, und ihm das Glück schildern, das seiner in dieser Ehe wartet, ungeachtet es bei dieser Ehestandslotterie auch eine Niete seyn kann. Kleine Stück-

chen Zuckerkand werden ihm, während seine Hände und Füße noch von den Morphine-Bandagen gefesselt sind, von den Frauen gereicht; da er sie nun aber nicht selbst zum Munde führen kann und es als ein gutes Vorzeichen betrachtet wird, wenn der Bräutigam von den Süßigkeiten der Braut ißt, so halten sie ihm die Stückchen an den Mund, ziehen sie zurück wenn er darnach schnappt, und necken ihn so lange bis er endlich zu großer Belustigung der Frauen und zu seiner eigenen Genugthuung ein paar schöne Finger sammt der Süßigkeit erwischt. Ist Dieß vorüber, so wird um zwölf die Mahlzeit aufgetragen und die Nacht auf das Fröhlichste hingebracht, obgleich das stärkste Getränk bei diesem Fest nur aus Zucker und Wasser-Sorbet besteht. Tanz, Feuerwerk, die Mahlzeit, Betel und „Huka" sind die vorzüglichsten Unterhaltungen während der Nacht und man geht erst bei Anbruch der Morgenröthe auseinander. Der Aufzug, mit dem die Braut nach Hause geführt wird, ist prachtvoll, die Vermählung selbst aber, zu der alle die beschriebenen Festlichkeiten nur das Vorspiel sind, höchst einfach.

Eine Fastenpredigt im englischen Unterhause.

Schon einige Male mußte sich das englische Unterhaus von einem seiner Mitglieder, Herrn Parceval, über seine Gottlosigkeit den Text lesen lassen, und merkwürdig genug ist es, daß die Regierung, um den Zorneifer des frommen Schreiers zufrieden zu stellen, endlich seinem Antrage, einen allgemeinen Buß- und Fasttag für England anzuordnen, willfahren zu müssen glaubte, als könne in dieser vielbewegten Zeit ein nüchterner Magen mehr ausrichten, als ein nüchterner Kopf. Dieses, wenn auch nur augenblickliche, Hervortreten des alten puritanischen Geistes in dem öffentlichen Leben von England ist eine um so beachtungswerthere Erscheinung, als sie einen neuen Beweis gibt, wie tief alle in einem wahrhaft volksthümlichen Leben wachgewordenen Elemente, gute wie schlimme, wurzeln, und alle Zeitstürme und Reformen überdauern. England hat seine Rundköpfe noch so gut, wie zu Cromwells Zeiten; so melancholische, finstere, bigotte, grimmige und heuchlerische Zeloten, wie sie nur je im Hudibras lächerlich gemacht worden sind, und es liegt nicht an Herrn Parceval, wenn er nicht mit der Bibel in der Hand auszieht, „um die verfluchten Amalekiten mit der Schärfe des Schwertes zu schlagen." Noch lebt der düstere Charakter fort, den die Reformation auf der Insel des Spleens und der Nebel annahm, und das Parlament muß es sich gefallen lassen, einen Mann in seiner Mitte zu sehen, der bigotter Schwärmer oder Heuchler, in Frankreich unter den Schwertstreichen der Lächerlichkeit fallen, oder in einer deutschen Kammer dem Arzte übergeben werden würde.

Die Rede, durch die Herr Parceval die Berathungen des Parlaments, unmittelbar am Vorabende des großen Fasttages, unterbrach, ist so seltsamer Art, daß wir sie ihrem wesentlichen Inhalte nach unsern Lesern mittheilen zu müssen glauben. Eine ungewöhnliche Bewegung herrschte im Hause, als der puritanische Redner sich erhob, und nachdem sich der Sturm etwas gelegt, seine salbungsreiche Fastenpredigt in folgenden Worten begann:

„In Wessen Namen sitzt Ihr hier? frage ich Euch. In Dessen Namen, der nur in diesem Hause ausgesprochen zu werden braucht, um Kickern und Hohngrinsen von Euch gewärtig seyn zu müssen. In Wessen Namen sitzt Ihr hier?" — Hier unterbricht den Redner das Geschrei: „Zur Frage, zur Frage!" — „Denkt Ihr, denkt Ihr, sage ich, indem Ihr hier sitzt in der völligsten Vergessenheit Dessen, von dem allein Verstand, Weisheit und Macht kommt, nur einen Augenblick daran, daß Eure Werke gedeihen; kurz, daß Ihr einen Samen aussäen könnt, von dem eine gute Frucht entspränge? Ich frage Euch, wie könnt Ihr einen Segen von Eurer Arbeit erwarten, wenn Ihr nicht auf ihn vertraut, von dem alles Gute kommt? Wissen müßt Ihr, daß Arbeiten nicht gedeihen können, wenn man nicht durch Gebete zu ihm von seiner göttlichen Eingebung geleitet wird; und doch sitzt Ihr, eitle Sterbliche, Nacht für Nacht und Tag für Tag hier, und vergeßt, daß in Eurem sündigen Wesen Eure Arbeiten im Weinberge vergeblich seyn müssen. Kennt Ihr nicht das Wort der heiligen Schrift?" — (Lange Unterbrechung.) „Wie steht die Rechnung dieses Hauses mit Gott? Zweimal schon erging an Euch die Mahnung; zweimal schon ist den Gemeinen von England entboten worden, sich vor dem Herrn zu demüthigen und die Gnade Dessen anzuflehen, von dem allein alles Gedeihen kommt?" (Große Unterbrechung. Hunt erhebt sich, um bemerklich zu machen, daß das verehrliche Mitglied bei Herannäherung des Fasttages wahrscheinlich eine Vertagung des Hauses verlangen wolle, und deßhalb die Sitzungen geschlossen werden könnten.)

„Es ist nicht meine Absicht, eine Vertagung in Antrag zu bringen," fährt Herr Parceval fort, „sondern ich erhebe mich, das Haus gegen die schlimme Bahn zu warnen, die es eingeschlagen hat." (Großes Getümmel, während dessen einige Mitglieder des Hauses aufstehen und die Sitzung verlassen. Nachdem die Ordnung wieder etwas hergestellt ist, fährt Herr Parceval fort:) „Ich spreche zu jenen Mitgliedern, die ich jetzt davon gehen sehe, und die, wenn von eiteln und frivolen Dingen die Rede wäre, hier bis fünf oder sechs Uhr Morgens sitzen geblieben seyn würden, jetzt aber bloß bei Erwähnung von Gottes heiligem Namen dahinfliehen, statt sie hier bleiben sollten, um von meinen Lippen die Warnung Dessen zu hören, der mich hieher gesandt hat. Abermals stehe ich hier vor den Menschen, ich stehe hier abermals, um eine leichtfertige Generation vor der Gerechtigkeit und Vergeltung zu warnen, die ihrer harrt. Wenn Ihr glaubt, daß ich hier aus meiner eigenen Kraft stehe — wenn Ihr denkt, daß ich nicht von dem Herrn gesendet bin, um Euch vor dem Abgrunde zu warnen, auf den Ihr losstürzt, so sage ich Euch Allen, daß Ihr Euch täuscht." (Große Unterbrechung.) „Ich wiederhole es, ich stehe nicht hier in meiner eigenen Kraft, sondern in der Kraft Dessen, der mich gesendet hat, und ich flehe Euch daher an, mir einen Augenblick Gehör zu schenken. Meine Stimme könnt Ihr zwar leicht übertäuben, aber mit seiner Gnade will ich es versuchen, Eure Seele über den Zustand zu enttäuschen, in den Ihr, von der göttlichen Gnade verlassen, gerathen seyd. Zweimal schon erging an Euch die Mahnung, Euch zu demüthigen, und zweimal schon entschlüget Ihr Euch dieser Aufforderung durch die Spitzfindigkeit elender Formalitäten. Aber wie wurde die unerhörte Beachtung seiner Warnung an Euch bestraft? In Eurer Mitte wüthet die Geißel der Götzendienerei und der Gottlosigkeit." (Hier ist der Redner einige Zeit nicht mehr zu verstehen.) „Eine Bill wurde eingebracht, und ich forderte Euch auf, Gottes Namen, der aller Dinge Anfang ist, voranzusetzen. Ich warnte Euch vor Gottes Zorngeißel, allein mein Rath und meine Warnung wurde verworfen." (Unterbrechung.) „Die Lenker dieses Landes haben einen Fasttag angeordnet, aber ich sage ihnen, daß dieses Fasten in den Augen ihres Gottes eine feierliche Verspottung ist, an der er nicht Gefallen finden kann. Ihr habt Eure Einwilligung zu einem Fasttage gegeben, aber Eure Herzen nicht gedemüthigt. Glaubt Ihr, daß Gott der Herr sich werde täuschen lassen? Glaubt Ihr, daß er nicht Eure Herzen erforschen werde, um zu sehen, ob sie aufrichtig sind? Ich sage Euch, er hat Eure Herzen erforscht und gefunden, daß Ihr Euch bei dem Feste, das Ihr angeordnet, nicht in einem Geiste der Zerknirschung, Demuth und Reue ihm nähertet; daß Ihr zu ihm nicht emporblickt im Geiste des Glaubens, als zu Dem, von dem allein Glück und Segen kommt. Aus welcher Ursache das Fasten angeordnet wurde, will ich nicht untersuchen; aber so viel weiß ich, daß es nicht im Geiste freiwilliger Demüthigung vor Gott angeordnet worden ist. Deßhalb wird es auch den Fluch nicht von Euch abwenden, der drohend über Euch schwebt. Es wurde nicht ausgesprochen, daß die Pest, die an Euern Ufern wüthet, die von dem beleidigten Gott gesendete Geißel ist, und daß zu deren Abwendung das Fasten angeordnet worden sey; deßhalb sage ich Euch, daß es Euch bei dem Herrn nichts nützen, und er Euch vielmehr noch mit größerm Weh und Herzeleid heimsuchen wird. Daher entschloß ich mich, Euch zu warnen, und nach feierlichem Gebete habe ich es unternommen, diesen Entschluß auszuführen. Ich sage dem Hause, daß zur Vergeltung des Spottes, den man mit Gott zu treiben gewagt hat, dieses Land nackt und verödet werden wird. Wartet nur noch eine Weile zu, und Ihr werdet insgesammt vernichtet werden. Das Schwert des Verderbens ist nicht mehr fern von Euern dem Untergange geweihten Häuptern. Dieses verkünde ich Euch und glaube es, denn

es ist das Wort Gottes durch den Mund seines demüthigen Knechts, das zu Euch spricht. Noch mehr, ich verkündige diesem Hause, daß die Kirche dieses Landes bald tief erniedrigt werden wird; ja und bald wird die Stunde dazu schlagen, denn sie ist voll von Verderbniß und hat mit ihren Lehren Hurerei getrieben. Dieß werden Eure Augen sehen, darum zittert!" (Großes Getümmel: „Zur Frage! zur Frage!") „Wohl könnt Ihr mich für wahnsinnig halten; aber die Zeit naht heran, wo meine Worte sich erfüllen werden. Ich sage den Lenkern dieses Staates, daß der Herr tief in ihr Herz geblickt hat; er sieht, daß sie ihren König nicht lieben, sondern über seinen Sturz Rath halten. Sie glauben, daß sie ihn mit einem Netze umgarnt, aus dem kein Entrinnen; aber Gott wacht über ihn und wird ihre ruchlosen Anschläge zunichte machen." (Großes Geschrei: „Zur Frage! Zur Frage!") „Ja, Gott treibt mich zu sagen, Was zu erwarten steht von des Volkes Mißachtung und Lauheit in seinem heiligen Dienste. Ich sage den Lenkern dieses Staates, Gott sieht es, daß sie glauben, den König fest mit ihren Netzen umstrickt zu haben; aber er ist der Gesalbte des Herrn, und das Herz des Königs ist in des Herrn Hand, und sie werden ihn nicht festhalten können, obgleich sie ihn in ihren Schlingen zu halten glauben. Ich weiß es, es gibt unter Euch fromme Herzen, die sich in aufrichtiger und wahrer Demuth vor dem Herrn beugen. Tausendfacher Segen möge über sie ausströmen; denn der Herr lohnt gern, die auf ihn ihr Vertrauen setzen." (Großes Getümmel.) „Wahrlich, ich sage Euch, der Sturm zieht heran, und kommen wird, der Euer Gott und Herr ist." —

Bis hieher war der Redner gekommen, als Lord Canton dem Sprecher des Hauses bemerklich machte, „er sehe einen Fremden auf der Galerie"— was eben so viel ist, als der Antrag, die Zuhörer entfernen zu lassen, was der Sprecher unverzüglich bewerkstelligte. Das Haus blieb noch eine Zeit lang bei verschlossenen Thüren versammelt, und so sind wir leider um den Schluß der erbaulichen Strafpredigt gekommen.

Die Urbewohner der Insel Borneo.

(Von Dalton.)

In allen Theilen von Borneo, die ich besucht habe, finden sich unzweifelhafte Beweise, daß die Insel ehemals von einer andern Menschenrace bewohnt war, als der, welche die gegenwärtige Bevölkerung der Insel bildet. Die Malajen sind offenbar Einwanderer und finden sich nur an den Küsten und im Innern nur als Sklaven. Auf der Ostküste von Borneo sind sie sehr mit Bugis gemischt, und alle Fürsten und Großen des Landes sind Bugis und näher oder weitläufiger mit Familien in Celebes verwandt; daher der große Einfluß der Bugis auf der ganzen Insel. Kein Malaje, so reich er auch seyn mag, genießt einer Achtung wie ein Bugis, und sie sind überall als eine untergeordnete Race betrachtet, besonders in Coti, wo weder ihre Personen noch ihre Besitzthümer in Sicherheit sind; überall findet man sie als Sklaven, während man im ganzen Archipelagus vielleicht nicht zwölf Familien findet, welche Bugis als Sklaven besitzen, und Bugis weigern sich sogar, Europäern als Lastträger zu dienen, obgleich sie sonst ihren Vorrang anerkennen; aber sie halten es für eine Entehrung für sie zu arbeiten; dagegen verkauft sich ein Bugis ohne Widerwillen an Einen seiner Nation, obgleich er sich auch dann nicht als Sklaven ansieht, oder von irgend Jemand so nennen läßt, sondern immer seine Freiheit durch Rückerstattung des Kaufgeldes zurückzukaufen sich vorbehält, während ein Malaje nicht nur als der Sklave seines Bugisherrn angesehen wird, sondern sogar als der Sklave der an seinen Herrn sich verkaufenden Bugis. — In ganz Borneo werden die Diaks als die ursprünglichen Bewohner angesehen. Sie sind ein eigenthümlicher Stamm, der keine Aehnlichkeit mit irgend einer andern Menschenrace hat, sowohl an physischer Form als an Sitten und Gewohnheiten. Sie finden sich allein in Borneo und Celebes, und sonst nirgends in der Welt; aber auf diesen beiden Inseln findet man sie überall. In Pontiana und Coti, den Ost- und Westspitzen von Borneo, findet man sie wenige Meilen von der Küste, ebenso von Point Salatan bis Sulu, vom Süden bis zum Norden, in einer Distanz von zweihundert und fünfzig geographischen Meilen. Nirgends sind sie Meister der Küste; aber man kann auf keiner Seite nur einige Stunden ins Innere gehen, ohne sie anzutreffen. Sie unterscheiden sich in verschiedenen Theilen des Landes durch Tracht und Gewohnheiten; aber überall finden sich bei ihnen dieselben Grundzüge; gegen die Mitte und den nördlichen Theil der Insel sind sie am uncivilisirtesten, gehen nackt und wild in den Wäldern und sollen in einem vollkommenen Naturzustande leben. Niemand hat bis jetzt bezweifelt, daß sie die Urbewohner des Landes seyen. Allein wie kommt es denn, daß man in den verborgensten Theilen der Gebirge und über das Ganze der Insel hin Ruinen von Tempeln und Pagoden findet, die in Allem denen in Indien gleichen und alle Zeichen indischer Mythologie an sich tragen? Ich habe in der Provinz Wahu, wenigstens vierhundert englische Meilen von der Küste, solche Tempel mit großer Kunst ausgeführt und mit allen Figuren, die sich auf indischen Tempeln finden, ausgeschmückt gefunden. Ich konnte mich hierin nicht täuschen, da ich sowohl in Bengalen als an der Küste von Coromandel und in andern Theilen von Indien, wo solche Monumente bestehen, reiste und Zeichnungen indischer Tempel von der Halbinsel und von Java zur Vergleichung bei mir hatte. Die Identität ist vollkommen so wie die der Götterbilder, die man in denselben Stellungen findet, wie in Indien und Java u. s. w. Ich habe einige hundert solcher Bilder gesehen und viele aus Kupfer, doch die letztern sind seltener, weil, wie ich Gründe habe zu glauben, die Diaks sie schmelzen, um Fischhaken, Ringe u. dgl. daraus zu gießen. In den meisten dieser Tempel finden sich guterhaltene Charaktere, sowohl innen als außen, und ganz dieselben wie in Indien. Viele dieser Inschriften und Götterbilder sind von den Agis, d. h. von den mohammedanischen Priestern und ihren Anhängern den Arabern, zerstört und zerbrochen worden.

In dem ganzen Lande herrscht noch eine andere Tradition, nämlich daß die Chinesen einst einen Theil der Gegend bewohnt haben, und daß sich Spuren von Tempeln und Palästen ihrer Fürsten finden. Dieß ist eine unter den Diaks sehr verbreitete Sage, und ich möchte sagen, die allgemeine Meinung aller, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, sowohl arabischer als Bugispriester, und des Sultans von Coti. Die Meinung der Diaks jedoch kann von keinem Interesse seyn; sie können nicht schreiben, und jeder weiß nur, was er selbst gesehen hat. Ich habe auf meinen Reisen durch fünf große Staaten nur drei Diaks, Häuptlinge in dem Lande des Sultans Sebschen, gefunden, die die Bugissprache schreiben konnten, und daher als Wunder angestaunt wurden. Alle Kenntniß der Diaks kommt von den Bugis und Arabern, die gelegentlich ins Innere kommen. Um mir zu beweisen, daß die Chinesen ehemals das Land besessen hatten, zeigte man mir viele Ackerbau-Instrumente und Kochgeräthe, die man zu verschiedenen Zeiten ausgegraben hatte, und die meistens aus Kupfer waren; aber alle waren von indischer Form, und gerade dieselben, deren man sich noch in Indien bedient. Ebenso zeigte man mir Grabstätten, die aber ebenso alle unzweifelhaft indischen Ursprungs waren, und es fanden sich sogar noch viele Teiche in der Nähe derselben und der Pagoden, die ein unwiderlegbarer Beweis ihres Ursprungs sind. Ueberhaupt findet sich keine Spur von chinesischen Ueberresten, noch ist irgend Jemand im Lande im Stande, chinesische und indische Alterthümer zu unterscheiden; denn Niemand ist weiter gereist als nach Celebes, wo sich wenig chinesische und keine indischen Denkmäler finden, und sogar die allerunterrichtetsten unter den Bugis und arabischen Priestern, die den Sultan von Coti mit mir ins Innere begleiteten, je weiter als nach Java und Penang, höchstens nach Acheen gekommen, ausgenommen zwei Araber, die in Indien gewesen waren, und die meine Ansicht theilten, sie aber nicht entschieden auszusprechen wagten, weil der Sultan sich gegen meine Ansicht erklärt hatte, und behauptete, seine Kenntniß unmittelbar von Mohammed zu erhalten. Als daher der Sultan einst die Frage den Umstehenden vorlegte, so wurde ich sogleich durch den einstimmigen Ausruf zum Schweigen gebracht: „Wer darf Mohammeds Günstling auf Erden widersprechen!" Ueberhaupt läßt sich von Niemand einige historische Kenntniß über den Archipelagus erwarten, als von den Bugis, dem gebildetsten Theile der Bevölkerung; sie halten regelmäßige Chroniken, auf die man sich ziemlich verlassen kann, und Wer über historische Punkte Nachrichten wünscht, wird wohl thun, sich an die Bugis in Macassar, Boni und Wagiu zu wenden, wo er mehr über die Molukken und die malajischen Besitzungen überhaupt erfahren kann, als sonst irgendwo, selbst auf der Halbinsel Malacca; namentlich aber über Borneo kann man nur in Macassar gute Nachrichten einziehen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 100. 9 April 1832.

Bekenntnisse eines Saintsimonisten.

Viertes und letztes Kapitel.

Rückkehr von einer saintsimonistischen Mission — Anarchie und Auflösung.

In Träume versunken saß ich auf einem Eilwagen, der von Orleans nach Paris fuhr. Ich kehrte zurück von einer Mission nach der Bretagne, nach Aunis und Saintonge. Ich hatte in Tanzsälen, im Theater, im Ballspielhause, u Brest, zu Lorient, zu Nantes, zu Rochefort geprediget. Auf den öffentlichen Wagen, im Gasthofe, im Kaffeehause, zu Schiffe war ich Apostel gewesen; ich hatte mit den Journalisten und Gelehrten der Provinz, mit den Maires und Kommissären mich ereifert. Mehrmals war ich nahe daran, von Geld entblößt zu werden; nicht besser ging es meinem Gefährten, einem trefflichen jungen Menschen; wir mußten uns jedem Verdachte, jeder Beleidigung bloßgestellt sehen. Die bestandenen Abenteuer gingen nochmals in meiner Erinnerung auf, während ich mich Paris näherte; ich zählte mir die in jeder Stadt gewonnenen Anhänger, einen um den andern auf; ich dachte an Emil Souvestre, einen herrlichen Freund, den ich zu Nantes unsrer Sache gewonnen; dann sagte ich zu mir selbst: „In wenigen Augenblicken werde ich an der Brust meiner großen Familie liegen, die ich seit zwei Monaten nicht gesehen. Wie freudig werden sie mich in ihre Arme schließen, mit welchem Entzücken werden sie den Bericht meiner Bemühungen und meiner Siege anhören. Morgen werde ich meine gewohnte Stelle und meine alten Beschäftigungen wieder antreten.“

Ich zitterte vor Ungeduld; einige Stunden später betrat ich das gemeinschaftliche Gebäude. Alle, die mir begegneten, umarmten mich mit kalter Verlegenheit und eilten an mir vorüber. Ich ließ mich in einen Salon führen; ein Theil des Kollegiums war hier versammelt; alle Gesichter trugen Spuren langer Schlaflosigkeit; ihre Augen waren eingefallen, ihre Lippen bleich, ihre Haare in Unordnung; ich erblickte verzerrte Züge, fieberhaft glühende Blicke; die Stimmen erklangen hohl und traurig. Von Zeit zu Zeit erhoben Alle ein verworrenes und heftiges Geschrei, das nach und nach sich legte, bis Alles wieder ruhig wurde. Endlich erhielt ich Licht durch Das, was ich hörte. Man sprach von einem der Oberhäupter und einer großen Anzahl Derer, die ich zu lieben, um Rath zu fragen gewohnt war, als ob von Verstorbenen die Rede gewesen wäre. Ich hörte Stimmen, welche sagten: „Die geheime Doktrine nur fruchtet uns, die gleich einer Quelle ihr kleines verborgenes Bett sich grub; sie, die der Vater Enfantin hervorspringen ließ, um unsre Lippen zu benetzen. Weg von hier, weit weg von hier, ihr Doktoren, Philosophen, Republikaner, weg von hier, Menschen der alten Pflicht, der alten Moral; wir rufen die freie Frau auf, uns die neue Moral zu verkünden. —“ Von einer andern Stimme vernahm ich: „Dich rufen wir an, Dich flehen wir an, Dich erwarten wir, lebendiges Urbild der neuen Moral, Königin des Orients und des Occidents, des heidnischen und des christlichen Roms, göttliches Mannweib (Androgyne), wo bist Du, höchste Vermählung des Beweglichen und Unbeweglichen, der Anhänger der Ehescheidung und der Anhänger der ehelichen Treue?“

Kaum verstand ich, was sie sagten; ich war wie von einem bösen Traume befangen; Schweiß rann von meiner Stirne. Und von einer andern Seite des Saales erhob sich eine Stimme und sagte: „Weg mit der geheimen Doktrine. Die Emanzipation der arbeitenden Klasse, die wahre Freiheit gilt es. Jeder empfange seinen Antheil an Ruhe, an Reichthum nach dem Maße seiner Arbeit und seiner Tugend. Friede der Familie! Die heilige Individualität trete hervor. Die Autorität sey frei, einfachen Herzens, aufrichtig! Keine geheimen Versammlungen mehr, keine Mauern zwischen uns und der Welt. Nicht die Trümmer der alten Throne und Altäre wollen wir wieder aufrichten. Memphis und Venedig mögen in ihren Gräbern ihre Knochen und ihre Geheimnisse behalten!“

Einen Monat lang bat und beschwor ich, einen Monat lang trug ich nach einem Jahre des Glücks und der Begeisterung die bittern Schmerzen der Enttäuschung. Am 21 November sagte ich mich von der ganzen saintsimonistischen Hierarchie los.

So zerrissen endlich vor meinen Augen einige glänzende Schleier; ich war bestürzt darüber, als ich sie fallen sah, denn thörichterweise glaubte ich Anfangs, es sey der Azur des Himmels selbst, der zerrissen worden. Und bis auf diese Stunde noch fühle ich einen tiefen Schmerz in der Brust; aber meiner Einsamkeit und Kränklichkeit ungeachtet, bin ich ruhig und vertrauensvoll. Wenn der ungestüme Orkan, der die Kinder dieses Jahrhunderts vor sich hertreibt, das Zelt in Stücke zerrissen hat, unter dem ich meine Tage zu beschließen gedachte, so hat er wenigstens nicht in meiner Brust die Saat der hochherzigen Gedanken zerstört, die Freundeshand darein gelegt hat. Sie wird in mir und um mich her fortblühen. Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, meine Brüder, nie werde ich vergessen, daß wir am Vorabend eines neuen Beginns der Staats-

gesellschaft stehen, die unaufhörlich sich erneut und stirbt, um nochmals sich wieder zu gebären. Unsere Generation wird wenig niederzureißen haben, da Alles hinter ihr Ruine ist; aber eben so wenig aufzubauen, weil vor ihr zu Allem erst der Grund zu legen ist; Gott und die Menschheit sind die beiden großen Fragen, die sie durch eine gewissenhafte Untersuchung zu lösen hat. Kommt nur, meine alten Träume von Familie und Vaterland, und stoßt nicht von euch zurück die neuen Gefährten, die euch meine Rückkehr mitbringt; es sind keine Feinde von euch, wenn sie gleich hochfliegender und kühner sind, als ihr!

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

1. Wollene und baumwollene Gewebe.

(Schluß.)

Die älteste und wichtigste Baumwollenfabrik ist diejenige des Herrn Egg in Piedemonte d'Alife. Sie bestand schon mit Vortheil vor dem neuen Tarif, und ist seitdem noch viel bedeutender geworden. Mit ihr wetteifert die Fabrik der Herrn Meyer und Zollinger in Scafati, und die von Alfredi. Diese Fabriken geben denen in Frankreich und der Schweiz nichts nach.

Die Tuchmanufaktur ist für das Land nicht weniger vortheilhaft als die Baumwollenfabrikation, denn die Wolle von Appulien und Basilicata hat immer einen sehr wichtigen Ausfuhrartikel gebildet, welcher jetzt im Lande selbst verarbeitet wird. Ja man muß sogar schon seine Zuflucht zu fremder Wolle nehmen, da die feinere Qualität noch fehlt. Aber es steht zu hoffen, daß die Landbesitzer ihre Heerden immer mehr zu verbessern suchen werden, obgleich die Landwirthe in Appulien und Basilicata größtentheils noch immer nicht von ihrem alten Systeme abgehen wollen, was um so unbegreiflicher ist, als diese Provinzen in den vortrefflichen Weiden und dem besten Wasser Alles besitzen, was zu einer solchen Verbesserung führen kann.

Indessen ist doch schon der Anfang dazu gemacht und der Prinz Butera *) ist der erste gewesen, welcher Merinos in das Königreich eingeführt. Eigentlich kaufte er erst in Neapel eine auf bloße Spekulation von Genf dorthin geschickte Heerde für seine Besitzungen in Sizilien. Noch früher als diese im Hafen bei Barto in den Abbruzzen gelandete Heerde diese Provinz durchzog, aber nirgends Absatz finden konnte, war ein verständiger Gutsbesitzer, Herr de Meis, der einzige, der diese Gelegenheit benutzte, um sich einige Hundert dieser Schafe zu verschaffen. Durch diese ist es ihm gelungen seine Heerden so zu verbessern, daß er hoffen kann, in 3 bis 4 Jahren, durch etwa 50 Schafböcke, an 10,000 reine Merino-Schafe zu besitzen. Schon jetzt verkauft er seine Wolle an die Fabriken im Lande um 40 pr. theurer als die von den gewöhnlichen Schafen.

Die vornehmsten Tuchfabriken sind die der Herrn Sava, Zino, Manna und Polsinelli. Zu ihnen haben sich verschiedene Tuchfabrikanten aus dem Languedoc gesellt, die früher ihre Tücher hieher schickten, aber da sie die Konkurrenz mit den hiesigen nicht mehr aushalten konnten, es für vortheilhafter hielten, ihre Industrie und ihre Kapitalien in das Land selbst zu verpflanzen. — Alle diese Fabrikanten ohne Unterschied, haben sich der großmüthigsten Unterstützung der Regierung zu erfreuen, die ihnen durch Erlassung mancher Abgaben und Einräumung von Gebäuden, unter denen viele aufgehobene und in Fabriken verwandelte Klöster sich befinden, auf jede Art behülflich ist. Und nichts ist wohl ein klarerer Beweis der Vortheile, die dieser Industriezweig schon jetzt darbietet; indem er noch mehr für die Zukunft verspricht, als der Entschluß des größten und berühmtesten Fabrikherrn in Europa, des Herrn Ternaux aus Paris, in Solmona, der Hauptstadt der Provinz Abruzzo citra, eine Tuchfabrik für seine eigene Rechnung anzulegen, und dort Merinoheerden einzuführen. Schon hat die Regierung, ihrer löblichen Gewohnheit gemäß, dem Herrn Ternaux ein Local für dieses Etablissement angewiesen, von welchem zu erwarten ist, daß es nicht nur an und für sich selbst, sondern auch durch den Nacheifer, den es zu erwecken nicht ermangeln kann, von großem Nutzen für dieß Land seyn wird.

*) Bekanntlich ein Hannoveraner von Geburt.
Anm. d. Einsenders.

* * *

2. Seide und Seidenzeuge.

Man kann die Seidenfabrik von S. Leucio, welche von der Regierung selbst unmittelbar an den Gärten von Caserta angelegt worden ist, als eine Pflanzschule von Seidenfabrikanten ansehen, weil die dort gebildeten Arbeiter sich nach und nach auf ihre eigene Rechnung etabliren und ihre erworbenenen Kenntnisse solcher Gestalt weiter verbreiten. Dieß ist auch einer der Hauptzwecke dieses Instituts gewesen, und man muß gestehen, daß es keine bessere Art gibt, eine allen Neuerungen abgünstige Nation dafür empfänglich zu machen, und sie dahin zu bringen, ihren Vortheil besser einsehen zu lernen.

Die Stoffe von S. Leucio haben einen solchen Ruf erlangt, daß die elegantesten Damen sie den Lyonern, selbst bei gleichen Preisen, vorziehen, da letztere nicht dieselbe Festigkeit wie jene haben, weil die Franzosen gern viel Stoff mit wenig Material hervorbringen wollen. Aber auch die innere Güte der Seide, die einen vorzüglichen Glanz hat, den sie der Reinheit der Luft und des Wassers von Caserta verdankt, hat ihren Antheil an diesem Vorzug. — Wenn hier vor allen andern der Fabrikanstalt von S. Leucio Erwähnung geschieht, so ist es, weil man sie als das Muster und Vorbild aller der andern zahlreichen Seidenfabriken des Königreichs betrachten kann. Dieß gilt vorzüglich von denen von Catania in Sizilien, deren Waaren die glänzenden Läden der schönen Straße Toledo zieren.

Nicht minder verdient die Fabrikation der Nähseide erwähnt zu werden, da diese durch die Industrie des Herrn Fenizio eine solche Vollkommenheit erlangt hat, daß sie einen keine Konkurrenz fürchtenden Ausfuhrartikel bildet, während die Seiden- und andere Stoffe nur die des Auslandes ersetzen, ein Artikel, der so sehr gesucht ist, daß dieser Fabrikant nicht im Stande ist, die Bestellungen zu befriedigen, die von allen Seiten, besonders von Nordamerika und Brasilien, einlaufen. Die Eigenschaften der calabrischen Seide, welche Festigkeit mit dem schönsten Glanze verbindet, eig-

nen sie besonders zum Verspinnen. Die zu 4/5 Cocon gesponnene Seide wird selbst in London und Lyon zu demselben Preise verkauft wie die gleichnamige lombardische; und wenn sie im Ganzen noch nicht dieselbe Vollkommenheit erlangt hat, so muß man bedenken, daß dieser Industriezweig noch im Entstehen, und theilweise noch in den Händen von unwissenden Spinnern, größtentheils Bauern, ist. Aber es gibt auch ausgezeichnete Spinnereien, deren Produkte den besten von Oberitalien nichts nachgeben. Dieß sind vorzüglich die von Barbera in Caserta, von La Prea und Garginllo in La Barra, und von Jaccarino in Portici — Alle in der nächsten Nachbarschaft von Neapel.

(Schluß folgt.)

Ancona.

Die dreifarbige Fahne ist für Ancona kein neuer Anblick. Im Verlauf von 40 Jahren hat diese Stadt viermal die Franzosen, und vielleicht eben so oft die Oesterreicher, einmal die Russen und Türken gesehen. Die Küste des adriatischen Meeres bildet 77 Lieues von Rom eine Krümmung in Gestalt eines Halbmondes, die ein langer Hafendamm vollständig macht, ein Werk des Alterthums, Molo genannt. Dieser Kreisbogen schließt einen herrlichen Hafen ein, der wohl die Ehre verdiente, von Trajan mit einem marmornen Quai eingefaßt zu werden. Ein Triumphbogen von parischem Marmor auf dem Molo dient noch heute als Beweis der Dankbarkeit der alten Anconitaner. Dem antiken Triumphbogen gegenüber erhebt sich zu Ehren Papst Benedikts XIV ein anderer Triumphbogen; aber zwischen beiden Denkmälern ist kein geringerer Unterschied, als zwischen dem Kaiser und dem Papste.

Das Gestade erhebt sich allmählich, und an diesem Abhang ist die Stadt gebaut, die wie fast alle italienischen Städte, ziemlich unregelmäßig sich längs dem Halbmonde ausdehnt, der den Hafen bildet. An ihrem äußersten Ende nach dem Lande hin befindet sich die Citadelle, welche die Straße von Sinigaglia beherrscht. Befestigungen dehnen sich hinter der Stadt aus und Hügel, die sich außerhalb derselben erheben, wie der Monte Gardetta, Monte Galeazzo und einige andere, sind mit Batterien und Redouten besetzt, dem Befestigungssystem der Stadt einverleibt und decken die Zugänge von der Landseite. Die Batterien auf den zwei äußersten Punkten des Hafens können, wenn die Garnison ihrer Meister ist, die Schiffe in ein Kreuzfeuer nehmen, so lang der Molo nicht von einer feindlichen Flotte auf der Seite angegriffen wird. Auf einer kleinen, mit dem Lande verbundenen Insel haben die Päpste das Lazareth erbauen lassen, das als Quarantäneanstalt für eine Stadt von großer Wichtigkeit ist, die in so häufigem Verkehr mit der Levante steht, wie Ancona; denn obgleich der Hafen Gefahr läuft, sich zu versanden, und nicht mehr so schön wie vor Zeiten ist; so bleibt er doch noch immer einer der besten Häfen auf der Ostseite Italiens, wenigstens für die Kauffartheischiffe. Uebrigens ist Ancona durch seine Lage am besten geeignet, die Waare der Levante nach dem Innern des Landes zu vertheilen und den Stapelplatz aller Kaufmannswaaren und Bodenerzeugnisse von Italien zu bilden, die man nach dem Orient versenden will. Wirklich gewährt auch Ancona den Anblick einer Seestadt wie man sie in Toscana oder Ligurien sieht; man erblickt da in bunter Mischung alle Religionen und Trachten der verschiedenen Nationen; ein reges Leben bewegt sich auf den Hafendämmen, Schiffe kommen und gehen, man spekulirt, Handelsunternehmungen bereiten sich vor: lauter Dinge, wie sie in den Städten der päpstlichen Staaten nicht zu finden sind. An der Börse werden große Wechselgeschäfte gemacht, und die 5000 Juden, die ungefähr den fünften Theil der Bevölkerung bilden, tragen nicht wenig zur Lebhaftigkeit des Verkehrs bei; sie sind neben den Griechen die Wechselhändler und Mäkler auf der Börse. Die Päpste haben sie in ein ungesundes Stadtviertel verwiesen, das wie zu Rom der Ghetto heißt. Ancona hat auch seine Lazzaroni, die aus Fischern und Lastträgern bestehen. Nach italienischer Sitte bewohnt der Adel große Gebäude, die den stolzen Namen Paläste führen, unterhält zahlreiche Dienerschaften und läßt seine Güter durch Intendanten verwalten.

Ancona soll seinen Ursprung der Liebe zur Freiheit verdanken, durch welche Einwohner von Syrakus bewogen wurden, die Tyrannei des Königs Dionys zu fliehen und die Küste von Ancona, die am günstigsten zur Anlegung einer Kolonie schien, als neues Vaterland zu wählen. Die Nachkommen dieser syrakusanischen Flüchtlinge wurden später unter dem Namen Picenaten römisch und genossen aller Vorrechte der römischen Bürger. Wahrscheinlich lag die alte Stadt ganz auf dem Vorgebirge, wo man jetzt die Kathedrale erblickt, die an der Stelle eines Venustempels erbaut worden seyn soll, und die Stadt und den Hafen beherrscht. Durch die Gothen zerstört, wurde Ancona in der Folge wieder aufgebaut, und gelangte nach dem Sturze des römischen Reiches zu ansehnlichen Freiheiten. Dieser kleine Staat machte nur wenig von sich reden, gelangte aber in der Stille zu großer Blüthe, und wurde im Mittelalter eine der wichtigsten Handelsstädte Italiens. Ancona hatte eine kleine Flotte, mit der sie die von den Kreuzfahrern in Besitz genommenen Seestädte des Orients besuchte. Bevor Florenz einen Hafen besaß, war es vorzüglich Ancona, durch das es die Erzeugnisse seiner Manufakturen nach dem Morgenland versendete.

Ancona würde glücklich geblieben seyn, wenn der kriegerische Muth seiner Bewohner ihrem kaufmännischen Unternehmungsgeist gleich gewesen wäre. Da es sich nicht im Stande glaubte, den Seeräubern die Spitze zu bieten, so begab es sich unter den Schirm der Päpste, die, unter dem Vorwande, die Stadt zu schützen, eigentlich aber um sie im Zaum zu halten, die Citadelle erbauten. Die Anconitaner wurden Unterthanen des Papstes; übrigens behielten sie größere Freiheiten, als die übrigen Bewohner des Kirchenstaates; wenigstens legte man ihrem Handel keine Fesseln an; Juden, Griechen, Protestanten konnten sich in ihrem Hafen, der 1732 zum Freihafen erklärt wurde, niederlassen. Was der päpstlichen Regierung vorzüglich zur Ehre gereicht, ist die Erbauung des Lazarethes, das Vanvitelli baute.

Das achtzehnte Jahrhundert ließ Ancona nicht unberührt von seinen Stürmen. Im Jahre 1799 hatten die Franzosen eine römische Republik geschaffen, der nichts fehlte als die Republikaner. Während sie zum Rückzuge aus dem Königreich Neapel gezwungen, von den insurgirten Völkern Italiens verfolgt wurden, erschien eine russisch-türkische Flotte, die sich eben der jonischen Inseln bemächtigt hatte, vor Ancona und forderte den General Mounier zur Uebergabe auf. Inzwischen schlossen die Oesterreicher, von den italienischen Insurgenten unterstützt, die Stadt von der Landseite ein. Mounier behauptete sich unerschrocken gegen die vereinten Angriffe von Russen, Türken, Albanesen und Oesterreichern vom Monat Mai des Jahres 1799 bis Mitte Novembers, wo ihn endlich der völlige Mangel an Lebensmitteln und die fortgerückten Belagerungsarbeiten des Feindes zur Uebergabe nöthigten. Die französische Besatzung erhielt unter ehrenvollen Bedingungen freien Abzug nach Frankreich. Da die Oesterreicher die Kapitulation abgeschlossen hatten, so waren sie nicht wenig darüber entrüstet, die Russen, die bloß den Hafen blokirt hatten, zuerst ihre Fahne auf den Wällen von Ancona aufstecken zu sehen. Man zwang den russischen Adler dem Doppeladler zu weichen. Paul I soll über diese vermeintliche Beleidigung seiner Fahne sehr aufgebracht gewesen seyn, und damals den Gedanken gefaßt haben, sich Frankreich zu nähern, was durch ein übereiltes Wort gehindert wurde. Zwei Jahre nach dem Verluste Ancona's zogen die Franzosen dort abermals ein; allein als Bonaparte mit dem Papste Frieden schloß, gab er ihm die Stadt zurück. Später nahm er sie mit dem übrigen Kirchenstaate wieder ein, und machte aus ihr die Hauptstadt des Departements Metauro. Im Jahre 1814 besetzten die Oesterreicher nochmals Ancona, um es dem Papste zurück zu geben, der daraus, was es früher war, wieder eine Legation und den Sitz eines Bisthums machte. Die neueren Ereignisse, welche die besorgten Blicke aller Freunde des Friedens auf diese Stadt zogen, sind bekannt.

Ancona ist keine schöne Stadt, hat aber mehrere merkwürdige Gebäude, wie das Stadthaus, den Palast des Legaten, das Douanengebäude, das Lazareth, ein Findelhaus u. s. w. Die Börse ist mit Statuen von Heiligen geschmückt oder vielmehr überladen, die durchaus nicht auf die dort betriebenen Geschäfte Bezug haben. Die Stadt hat auch viele Kirchen und Klöster. Die Hauptstraßen erstrecken sich längs dem Meere. Der Hafendamm oder Molo, der gegen 100 Fuß Breite hat, dient am Abende den Einwohnern als Spaziergang; hier und in den Kirchen erblickt man das schöne Geschlecht von Ancona. Die Stadt fabrizirt nur noch Wachs, das von aus-

nehmend schöner Weiße ist. Auf dem Lande wird auch Seide, Getreide und Flachs gebaut. Die Ausfuhr besteht in Seife, Alaun und Leinwand. Es laufen jährlich gegen 1200 Schiffe in den Hafen ein, wo die Flaggen fast aller Seemächte Europa's zu sehen sind. Der Handel dieser Stadt wird einen neuen Aufschwung nehmen, wenn durch Kanäle oder Eisenbahnen Verbindungen zwischen ihr und dem Innern des Landes hergestellt würden.

Literarische Chronik.

Neueste französische Memoirenliteratur.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Mirabeau kann, wo nicht ein großer, doch ein außerordentlicher Mann genannt werden. Als Schriftsteller nimmt er keine hohe Stufe ein; als Redner steht er nicht so hoch als Cicero, Demosthenes, Pitt oder Fox. Die meisten seiner Schriften sind bereits vergessen, und seine Reden, wenige ausgenommen, haben kein Interesse mehr. Die charakteristischen Züge seines Genies waren sein politischer Scharfsinn, seine Voraussicht der Ereignisse, und seine Menschenkenntniß; diese waren, meines Dafürhaltens, vorherrschender als alle übrigen Kräfte seines ausgezeichneten Verstandes. Es gab Augenblicke, in denen er selbst sagte, er fühle prophetische Ahnungen, und es schien in der That, als sähe er in die Zukunft. Man glaubte ihm nicht, weil Andre nicht so weit sahen, und weil man seine Vorhersagungen seinem Wunsch, Aufsehen zu machen, zuschrieb; allein ich weiß, daß er gerade damals, als er den Sturz der Monarchie voraussagte, die schönsten Hoffnungen von dem künftigen Schicksal seines Vaterlandes hegte. —

„Man hat viel von seiner Verkäuflichkeit gesprochen, und wenn man mehreren Schmähungen glauben darf, so standen seine Talente dem Meistbietenden zu Diensten. „Seit ich mich selbst verkaufe, pflegte er zuweilen zu sagen, sollte ich wohl genug gewonnen haben, um ein Königreich zu kaufen; aber, ich weiß nicht, wie es kommt, ich bin immer arm geblieben, ungeachtet mir mancher König mit seinen Schätzen zu Gebote stand.“ Man muß zwar zugeben, daß er in Geldangelegenheiten nicht eben überspannt delikat war, doch hielt sein Stolz ihn immer in den Schranken der Ehre, und er würde Den zum Fenster hinausgeworfen haben, der es gewagt hätte, ihm einen erniedrigenden Vorschlag zu machen. Er erhielt von Monsieur und später auch vom König eine Pension, allein er betrachtete sich als deren Agenten, dem diese ihre Angelegenheiten vertrauten, und nahm diese Pensionen nicht um sich von den Gebern beherrschen zu lassen, sondern um diese selbst zu beherrschen. Herr von Narbonne erzählte mir, daß er Mirabeau einst sagen hörte: „Ein anderer an meiner Stelle würde gern hunderttausend Kronen nehmen, aber ich bin nicht um hunderttausend Kronen feil.“ Es ist indeß möglich, daß diese Aeußerung in der nämlichen Eitelkeit ihren Grund hatte, die eine Operntänzerin darin einen Vorzug erblicken läßt, daß man ihre Gunstbezeugungen zu so hohen Preisen sucht. Ist es wirklich wahr, daß er von Spanien und England bestochen wurde, wo kamen die Summen hin, die er erhielt, und wie kam es, daß er insolvent starb? Obgleich seine Ausgaben in Verhältniß zu seinen Einkünften bedeutend waren, so machte er doch kaum so viel Aufwand, als ein Mann von gewöhnlichem Vermögen, und wenn er in des Königs Angelegenheiten die Summen vertheilte, die er erhielt, so kann man ihn nicht der Habsucht beschuldigen, da er hiebei nichts weiter war, als der Geschäftsträger des Königs. —

„Als Mirabeau einst in Geldverlegenheit war, schrieb er folgende komische Epistel an seinen Vater:

Ni poisson, ni oiseau,
Je ne vis ni d'air ni d'eau;
De l'argent donc bientôt,
Père Mirabeau.

Sein Vater schrieb ihm folgende Antwort:

Sois poisson ou oiseau,
Vis d'air ou d'eau,
Je te f — au cachot.
Père Mirabeau.

Ich bin kein Vogel, auch ein Fisch bin ich nicht,
Drum sind Wasser und Luft für mich kein Gericht;
Geld allein nur macht mich froh;
Drum send' es bald Vater Mirabeau.

Sey meinetwegen ein Vogel oder Fisch,
Habe Luft oder Wasser auf deinem Tisch;
Du kommst ins Loch, ich will es so;
Dein Vater Mirabeau.

„Mirabeau lebte mit seinem Bruder in beständigem Krieg. Der erstere war ein großes Leckermaul und ein starker Trinker, so daß er sich so gar einmal in der Nationalversammlung vergaß. Als sein Bruder ihm Deßhalb Vorwürfe machte, erwiderte er: „Ich habe den einzigen Fehler, Du hast alle übrigen der menschlichen Natur an Dir, ich will also den meinigen behalten, damit man von unsrer Familie sagen kann, daß sie alle Laster in sich vereint.“

Noch möge folgende Skizze der berühmten Madame Roland, die während der Schreckensregierung eine Beute der Guillotine wurde, und deren Ende eines Sokrates würdig war, hier eine Stelle finden.

„Madame Roland verband mit einer sehr schönen Gestalt große Verstandeskräfte, ihr Ruf war der beste, und ihre Freunde sprachen nicht anders als mit der größten Achtung von ihr. Sie hatte den Charakter der Cornelia, und hätte sie Söhne gehabt, sie würde sie gleich den Gracchen erzogen haben. Ich sah in ihrem Hause mehrere Ministercomités und die vorzüglichsten Girondisten; eine Frau scheint bei solchen Versammlungen nicht an ihrer Stelle, allein sie nahm an den Erörterungen keinen Theil. Sie saß gewöhnlich an ihrem Sekretär, schrieb Briefe und schien auf Das, was vorging, nicht zu achten, verlor jedoch kein Wort von Dem, was gesprochen wurde. Ihre einfache Kleidung benahm ihrer natürlichen Anmuth und Grazie nichts, und obgleich ihre Beschäftigungen mehr männlich waren, so wußte sie ihnen doch die Reize ihres Geschlechts zu leihen. Es ist mir sehr leid, nicht alle ihre guten Eigenschaften kennen gelernt zu haben, aber ich hegte ein Vorurtheil gegen alle weiblichen Politiker, und ich fand in ihr überdieß zu viel Neigung zu jenem Mißtrauen, das aus Unbekanntschaft mit der Welt entspringt.

„Clavière und Roland hatten, nachdem sie den König gesehen, ihren Vorurtheilen entsagt, und hielten ihn der Aufrichtigkeit fähig, aber sie ließ nicht ab, ihn vor den Vorspiegelungen des Hofes zu warnen; sie konnte nicht an die Treue eines Fürsten glauben, den man in der Meinung auferzogen hatte, er sey über andere Menschen erhaben. Sie behauptete, daß sie die Betrogenen seyen, und die bündigsten Versicherungen waren ihrer Meinung nach nur Schlingen. Servan der von düsterm Charakter und ungemessenem Stolz war, schien ihr energisch und unbestechlich; sie nahm seine Leidenschaften für Erhabenheit des Gemüths, und seinen Haß gegen den Hof für republikanische Tugend. Louvet, ein Mann ähnlicher Art, war ihr Held; er besaß zwar Witz, Muth und Lebhaftigkeit, aber es kam mir sonderbar vor, daß eine tugendhafte Frau den Verfasser des „Faublas“ für einen strengen Republikaner halten konnte. Madame Roland entschuldigte an denen, die gegen den Hof deklamirten, alle Fehler, und glaubte, daß Tugend nur in Hütten zu finden sey. Sie pries höchst mittelmäßige Köpfe, wie Lanthenas und Pache, bloß deßhalb, weil sie ihrer Meinung waren. Ich muß gestehen, daß alles Dieß nicht geeignet war, ihr meine Achtung zu erwerben, und mich abhielt, genauere Bekanntschaft mit ihr anzuknüpfen, die ich gewiß eifrig gesucht haben würde, hätte ich sie damals so gut gekannt, als ich sie nach ihrem Tode kennen lernte.

„Ihre Memoiren sind bewundernswerth; sie sind eine Nachahmung von Rousseau's Bekenntnissen und oft des Originals würdig. Sie hat ihre innersten Gedanken aufgezeichnet, und schildert sich selbst mit einer Wahrheit und Kraft, wie man sie in Werken ähnlicher Art nicht findet. Bei aller Entwickelung ihrer Fähigkeiten mangelte es ihr an Weltkenntniß und vielleicht auch an Bekanntschaft mit Männern, die eine gesundere Urtheilskraft besaßen, als die ihrige war. Alle die bei ihr Zutritt hatten, waren nicht über gewöhnliche Vorurtheile erhaben, und deßhalb ward sie auch in ihrem Unglauben an die Möglichkeit einer Verschmelzung von Monarchie und Freiheit immer mehr bestärkt. Sie betrachtete einen König mit demselben Abscheu wie Dieß Mistreß Macaulay that, die ihr ein über ihr Geschlecht erhabenes Wesen war. Wäre Madame Roland im Stande gewesen, ihrer Partei ihre Unerschrockenheit und Seelenstärke einzuflößen, das Königthum wäre gestürzt worden, ohne daß die Jakobiner triumphirt hätten.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 101. 10 April 1832.

Literatur und literarische Gesellschaften in Island.

(Fortsetzung.)

Mit Erichsen schien auch die Lebenskraft der literarischen Gesellschaft von Island erloschen. Der unermüdliche Eifer ihres Gründers wurde nicht durch seine Nachfolger ersetzt, man sah sich genöthigt, Ausländer, worunter insbesondere viele Schotten, aufzunehmen, und der fünfzehnte Band ihrer Verhandlungen deutete unverkennbar auf ihre Altersschwäche. Im Jahre 1814 suchte sie noch einmal sich aufzuraffen; es fand ein Zusammentritt ihrer Mitglieder statt, neue wurden aufgenommen; allein ihr Todestag war gekommen; die weit zerstreuten Trümmer der literarischen Gesellschaft schlossen sich im Jahre 1817 andern ähnlichen Institutionen an.

Inzwischen war in Island selbst, ohne auswärtige Mitwirkung eine neue Gesellschaft entstanden, deren Stifter Magnus Stephensen war, der Sohn des schon unter den isländischen Schriftstellern erwähnten Olaf Stephensen, gegenwärtig geheimer Rath und Justiciarius von Island. Diese Gesellschaft nahm keinen eigenen Namen an, und bestand aus einer Menge von Isländern, aus allen Ständen der Bevölkerung, die sich für Verbreitung nützlicher Kenntnisse interessirten, und nach Verhältniß ihrer Mittel dazu beitragen wollten. Die Mitglieder hatten Aktien und Theile von Aktien, die ihnen durch die von der Gesellschaft zum Drucke beförderten Bücher zurückgezahlt werden sollten. Im Jahre 1786 wurde zu Leirargördum ein Verzeichniß von nicht weniger als 1200 Personen gedruckt, die in alphabetischer Ordnung nach ihren Taufnamen, wie es seit undenklichen Zeiten in Island üblich ist, aufgezählt waren.

Aber in einem Lande wie Island beherrschen Wetter und Stürme alle gesellschaftlichen Verhältnisse, und üben ihren verderblichen Einfluß auch auf die Wissenschaften aus. Ein harter Winter und große Theurung folgte, die unterzeichneten Beiträge gingen nicht ein, und der literarische Eifer der Mitglieder erkaltete. Um das Maß des Unglücks vollzumachen, kamen auch noch innere Zwietracht und religiöse Streitigkeiten ins Spiel. Die Orthodoxie, das stolzeste und streitsüchtigste Geschöpf, bestieg ihr Schlachtroß und fand, wie überall, an der reinsten und edelsten Unternehmung einen Stein des Anstoßes. Die Geldvorschüsse wurden zurückverlangt, Prozesse entstanden, und die bereits gedruckten Bücher, so wie die Druckerei der Gesellschaft wurden an die „Anstalt für Wissenschaft und Unterricht" (Visinda og Upplysingar stiftan) abgetreten, unter der Bedingung, Island um denselben Preis mit Büchern zu versehen, wie die Gesellschaft sie an ihre Mitglieder verkauft hatte. Dieser Zustand der Dinge lähmte die isländische Presse mit einer höchst nachtheiligen Unthätigkeit, aus der sie ohne Ermunterung von Oben sich nicht leicht wieder aufraffen dürfte.

Es wird hier an der Stelle seyn, einen Blick auf die Geschichte der isländischen Presse zu werfen. Nur mit königlicher Erlaubniß dürfen Druckanstalten in Island eingeführt werden. Die älteste derselben ist die im Jahre 1529 zu Nuppfelt errichtete, von wo sie nach Holum, auf der nördlichen Insel, verlegt wurde. Hier beschäftigte sie sich 300 Jahre lang mit Herausgabe isländischer Bücher, meistens von theologischem Inhalte. Im Jahre 1772 erhielt eine zweite Presse, die sich jedoch Anfangs bloß mit weltlichen Gegenständen befassen sollte, das königliche Privilegium. Im folgenden Jahre begann sie auf der Insel Hrappsey unter Magnus Ketilson, der eine monatliche Zeitschrift herausgab, ihre Thätigkeit. Im Jahre 1794 wurde diese Presse nach Leirargördum verlegt, wo sich ihrer die obenerwähnte isländische Gesellschaft bediente. In demselben Jahre erhielt sie durch königliche Bewilligung die Erlaubniß, Bücher von jedem Inhalt, und in jeder Sprache zu drucken. Es ging aus ihr vorerst eine Uebersetzung von Bischof Balle's Buch über den religiösen Unterricht der Jugend hervor, das von der isländischen Gesellschaft übersetzt und durch königlichen Befehl in allen dänischen Schulen eingeführt worden war. Unter gleichen Auspizien druckte sie eine Uebersetzung der Psalmen. Seit dieser Zeit förderte sie eine Reihe von Schriften zu Tag, von denen folgendes nur ein unvollständiges Verzeichniß gibt: Sommergeschenke für Kinder (1794), eine moralische Erzählung von einem Geistlichen Gudmund Johnson. Der Titel ist von einer isländischen Landessitte hergenommen, nach welcher man an einem gewissen Apriltage den Kindern Geschenke macht — weder Oster- noch Christtaggeschenke sind unter den Isländern üblich. — Lesebuch für Winterabende, eine Sammlung von Gegenständen verschiedenen Inhalts, zwei Bände (1794 — 97) von Bischof Hans Finsen. — Freundliche Unterredungen, eine Sammlung verschiedener politischer Schriften von Magnus Stephensen. — Merkwürdige Zeitschriften, eine Art politische Annalen von eben demselben Schriftsteller; sie enthalten unter Anderm eine ziemlich gute Darstellung der französischen Revolution. Sein Bruder Stephen Stephensen setzte diese

Annalen von 1795 bis 1801 fort, und Professor Finn Magnusen bis 1804. — Sturm's Betrachtungen auf alle Tage des Jahres, übersetzt von Marcus Magnusen. — Martinet über die Natur und den Bau des Menschen von Swein Paulsen. — Suhm über die Schöpfung von Johann Johnson. — Bartholins christlicher Glaube von Gudmund Johnsen. — Balle's Vorlesungen über die Bibel von Arno Johnson. — Campe's Kinderschriften von Gudlang Sveinson. — Hasse über Erziehung, von Sigurd Snorrason und andere ähnliche Schriften. Die literarische Gesellschaft ließ manche alte und werthvolle Werke neu auflegen, so Snorro Sturlesons Heimskringia-Saga, (1804). Auch die Gesetze Islands, von denen viele seit Jahrhunderten in Uebung waren, wurden zum Druck befördert, deßgleichen die isländischen Gerichtsverhandlungen von 1765 bis 1796. Die Geschichte Rolf's (Rollo) von der Normandie, geschrieben von Halder Jakobson, erschien im Jahre 1801, in demselben Jahre Galletti's Einleitung in die Geschichte, übersetzt von Johann Espelin. Stephensen's Geschichte von Island im achtzehnten Jahrhundert wurde isländisch im Jahre 1806 und dänisch im Jahre 1808, sein juristisches Vademecum für Isländer im Jahre 1812, sein Scherz und Ernst im Jahre 1799 und 1817, seine Gespräche des Gebirgsbauers Hialmars mit seinen Kindern, wozu die Grundidee von dem Konungs Skuggsia entliehen war, im Jahre 1820, seine Untersuchungen der isländischen Gesetze über Ehebruch und Konkubinat im Jahre 1821, in gleichem Jahre seine unterhaltenden Erzählungen gedruckt. Außer diesen Werken wurden noch besondere Schriften über Geschichte, Arzneikunde, Gartenbau und Landwirthschaft in Umlauf gesetzt. Nicht unerwähnt dürfen auch gelassen werden, die Biographien von Biarne Poveisen, des Bischofs Hans Finsen, Olav Stephensen's, Thorkel Olassen u. a. m. Im Jahre 1793 gab Johann Thorlackson seine isländische Uebersetzung von Pope's Versuch über den Menschen und Svein Edivason seinen Roman von Jarl Gissur, dem ersten König von Island, heraus. Eine Monatschrift, „Klausturpostur" (Klosterpost, von ihrem Druckort Widey so genannt) erschien regelmäßig von 1818 bis 1826. In dieselbe Zeit fallen auch: merkwürdige Mittheilungen über die isländische Revolution im Jahre 1809 und die Uebersetzung des zweiten Buchs der Odyssee von Egilson. Leider schließen sich hier die literarischen Erzeugnisse Islands, dessen so erstaunlich fruchtbare Presse seitdem, wie schon oben bemerkt wurde, in einen Schlummer versank, aus dem sie, allem Anscheine nach, nicht so bald wieder erwachen dürfte. Die Literatur ist in Fehden ausgeartet, und die Musen führen gegen einander Prozeß.

Ein heftiger Kampf ist gegenwärtig zwischen zwei schroff geschiedenen Parteien ausgebrochen; gehässige Anklagen und Gegenbeschuldigungen sind an der Tagsordnung, und zwischen heulenden Wintern, ewigem Schneegestöber, vulkanischen Ausbrüchen und Erdbeben, kann man die Stimme erbitterter Kontroversen und den Lärm jener kleinen Dämonen: Verleumdung, Neid und Eitelkeit hören, die auch in diesem entlegenen Winkel der Welt ihren bösen Spuk treiben.

(Schluß folgt.)

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

2. Seide und Seidenzeuge.

(Schluß.)

Die rohe Seide, abgerechnet was davon im Lande selbst verbraucht wird, bildet eine nie versiegende Quelle des Reichthums für dieses Königreich. — Wenn man bedenkt, daß nach den Angaben des Hrn. Weiz, eines ausgezeichneten Kaufmannes in Mailand, die Ausfuhr der Seide der lombardisch-venetianischen Provinzen sich zu der Summe von 80 Millionen Franken erhebt; ferner daß man in der Lombardei nie mit Sicherheit auf eine gute Ernte rechnen kann, während sie hier nicht nur sicher, sondern doppelt ist, so kann man sich, bei einer nicht geringern Ausdehnung des Landes eine Vorstellung von der Masse Seide machen, die Neapel sowohl für den innern als auswärtigen Gebrauch zu liefern im Stande wäre.

Und in der That sind die jährlichen Fortschritte bei Gewinnung dieses Produkts sowohl in Quantität als in Qualität nicht zu verkennen. Freilich ist die nothwendige Folge davon die Verminderung des Preises der rohen Seide, aber Dieß gereicht dem Lande zu keinem Nachtheile, indem es vortheilhafter ist, drei Pfund Seide zu erzeugen, wenn sie auch nur 20 Carlin gelten, als nur 1 Pf., wofür man 30 Carlin bekommt. Uebrigens ist aber nicht einmal der Preis der rohen Seide verhältnißmäßig so sehr gesunken als der aller übrigen Gegenstände, die Stoffe derselben selbst nicht ausgenommen, denn eben diese Wohlfeilheit des Fabrikats vermehrt die Nachfrage nach dem Material.

Wenn das Königreich Neapel dahin gelangen kann, die Seiden-Fabrikate, die es noch mit großen Kosten, obgleich jetzt in geringerer Anzahl vom Auslande bezieht, gänzlich zu entbehren, während es fortfährt, das rohe Material dorthin auszuführen, so wird es einen großen Schritt in der Industrie vorwärts gethan haben, und die in diesem Zweige bereits gemachten Fortschritte berechtigen zu den größten Hoffnungen.

Die rohe Seide Italiens findet ihren Absatz in England, Deutschland, der Schweiz und Rußland. Vor etwa zwölf Jahren, ehe die Kultur des Maulbeerbaumes in Frankreich so sehr zugenommen hatte, verschrieb es seinen ganzen Bedarf an Seide aus Italien; jetzt nimmt es nur dann seine Zuflucht zu ihm, wenn die Ernte mißglückt, und in Rücksicht der Organsin-Seide (zweimal gezwirnte Seide), die es aus Piemont bezieht, und wie es scheint, nicht entbehren kann. Die eben jetzt bekannt gewordene Maßregel der französischen Regierung, der Aufhebung des Zolls auf die Einfuhr von fremder Seide, könnte vereint mit der freizugebenden Ausfuhr der in Frankreich gewonnenen, dieses Land zum Mittelpunkt, des Seidenmarktes in Europa machen, und es könnte sich dazu ohne einigen Nachtheil für seine Manufakturen entschließen, die zu weit vorgeschritten sind, um irgend eine Konkurrenz zu besorgen. Bisher mußte die fremde Seide dort die Niederlage und den Verkauf unter der drückenden Aufsicht der Douane bestehen. Man zog daher die Märkte von Deutschland, der Schweiz und Rußland, vorzüglich aber die von London und Liverpool vor. Aber Dieß ist dem Verkäufer nach-

theilig, der seine Waare einem einzigen Absatz unterwerfen muß, dem er sich wegen der Schwierigkeit, einen andern zu suchen und zu finden, nicht entziehen kann. Ein Centralpunkt für diesen Markt, begünstigt durch Befreiung von allen fiskalischen, übel berechneten Chikanen, wäre daher sehr zu wünschen, und dieser Punkt ist Lyon.

Nach diesem Gemälde der neapolitanischen Industrie in ihren ausgedehntesten und wichtigsten Zweigen, — denn die Wolle, Baumwolle und Seide machen die Grundlage des Agrikultur- und Manufaktur-Reichthums aus; mögen hier einige kurze Bemerkungen und Notizen über verschiedene minder wichtige Industriezweige folgen; welche in ihrer Entwickelung ebenfalls geeignet sind, das Land von seiner Abhängigkeit vom Auslande zu befreien.

Das Leben Lao-tseu's.

(Aus dem Chinesischen ins Französ. übersetzt v. Klaproth, a. d. Französ. ins Deutsche v. H. W. Carové.)

Abel Remusat, in seinem Mémoire sur la vie de Lao-tseu, philos. chinois du 6e siècle avant notre ère, (Paris 1825. 4°) vergleicht die Lehrmeinungen dieses Philosophen denen des Pythagoras und Plato's, und bemerkt, daß sie im Verlauf der Zeiten mit buddhistischen Ueberlieferungen vermischt worden, und man sogar aus dem letzten Buddha eine Inkarnation der Seele Lao-tseu's gemacht habe. Ueber das Leben des Letzteren finden sich mehrere chinesische Werke auf der Pariser Bibliothek. Eines derselben führt den Titel: san Kiao yuan lieou Ching-ti, foe, szu, seou chin Ky. (s. nouv. Journ. asiat. V. p. 122.) Es handelt von allen Gottheiten der drei jetzt in China herrschenden Religionen. Seine jetzige Gestalt hat es in den Jahren erhalten, die man Wan ly nennt (gegen Ende des 16ten Jahrhunderts). Drei Ausgaben desselben finden sich zu Paris, die mehr oder weniger von einander abweichen und voller Druckfehler sind. Schon 1812 hat Morrison in seinen Horis sinicis eine lateinische Uebersetzung des Lebens Lao-tseu's gegeben, welche sich in dem eben angeführten Werke findet. Dasselbe ist nun auch von einem Hrn. G. Pauthier, einem Schüler Abel Remusat's, ins Französische übertragen und unter dem Titel: Mémoire sur l'origine et la propagation de la Doctrine du Tao, fondée par Lao-tseu, traduit du Chinois. (1831) herausgegeben worden. Klaproth, im Juniusheft des Nouv. Journ. Asiat. (1831. p. 465) tadelt sowohl die von Pauthier getroffene Wahl dieses sehr unzuverlässigen chinesischen Berichtes, als die Verwegenheit, eine Uebersetzung geben zu wollen, ehe man noch hinlängliche Kenntniß der Sprache besitze. Um zu erweisen, wie durchaus ungenau sowohl Pauthier's als Morrison's Uebersetzungen seyen, gibt Hr. Klaproth die seinige, die wir hiernach worttreu ins Deutsche übertragen:

„Ursprung und Fortschritte der Lehre des Tao. Heilige Genealogie des sehr hohen und alten Fürsten (Lao Kiun), dunkeln und wunderbaren Ursprungs aus der Goldpforte.

„Wisset: daß der Fürst der Lehre des Tao, — die im Buche Yuan sen king (oder: vom Ur-Zauber dem charme primordial) enthalten, und wahrhaft überliefert ist durch den erhabenen Kaiser (chang ti) urhaften Ursprungs (d'origine primordiale), und Edelstein des Geistes des Dunkels des Himmelsgewölbes, — einen Kaiser unterrichtend, gesagt hat:

„Vordem waren Himmel und Erde nicht geschieden; die Uranfänge (principes) Yn (l'imparfait) und Yang (le parfait) waren noch unabgesondert, das Chaos war tief und dunkel, und der belebende Odem war überall verbreitet.

„In Mitten der Freiheit (spontanéité) des ununterbrochenen Leeren, hervorgebracht ohne Licht, verdichteten sich zehn Milliarden von Uranfängen, von einfachen Wirksamkeiten (actions), welche durch Veränderung hervorbrachten den heiligen Fürsten des Unbedingten, den Ehrwürdigen der Zeitenfolge, dessen Ehrentitel ist: der Kaiser des Unbedingten, der Ehrwürdige des Himmels, urhaften Ursprungs und durch sich selbst seyend; ein anderer Titel desselben ist: der sehr schätzenswerthe Mensch par excellence.

„Nach einer anderen Reihe von 999.990.000.000. 000 Kie's (oder Weltperioden) verdichteten sich zehn Milliarden roher Elemente und brachten durch Veränderung den heiligen Fürsten des Daseyns (de l'Existence) hervor, der sich selbst nennet den großen Kaiser, den Beherrscher des Leeren; den Fürsten der großen Lehre (Tao), den Edelstein der Klarheit, welche die Finsternisse durchdringt.

„Nach einer anderen Reihe von 80.888.000.000 von Kie's verdichtete sich zehn Milliarden von Elementen, die die Intelligenz (Tao) in sich schlossen; und brachten durch Veränderung den heiligen Fürsten des Chaos hervor, der im Verlaufe der Jahrhunderte genannt wurde der wahrhaft große Kaiser, der alte Fürst (Lao Kiun) dunkeln und wunderbaren Ursprungs aus den zehntausend Verwandlungen des Chaos. Er führt auch noch den Ehrennamen des geistreichen (spirituel) und schätzbaren Menschen par excellence.

Obgleich der alte Fürst (Lao-Kiun) im Verlauf der Jahrhunderte sich nur durch die Gesetze der Umgestaltung (transformation) reproduzirt hatte, und nicht auf menschliche Weise geboren war, — so trennte sich doch, — zur Zeit des Yang-Kia, 18ten Königs der Dynastie der Chang, — sein Geist, und wurde Seele im Schooße der wundervollen und vortrefflichen Jaspis-Jungfrau (dame de jaspe. *) Hiuan miao yu niu, wo er 81 Jahre wohnte, bis zur Stunde Mao (v. 5 — 7 Morgens) des 15ten Tages des 2ten Mondes des Jahres Keng chin (1501 v. C.) des 22sten Königs Wou-ting. Er kam dann am Orte Khin jin li des Dorfes Lai tiang, im Bezirk von Khou hian des Königreiches von Thsou zur Welt. Sein Familienname war Li, sein Vorname Eul, sein Titel pe yang, und sein Nachname (nom posthume) Tan. Er verfaßte die Vorschriften der zwei Bücher der Vernunft und der Tugend.

„Man muß noch bemerken, daß, dem authentischen Buche der heiligen Geschlechtsfolge Lao-Kiun's zufolge dieser sehr erhabene alte Fürst im Palaste der großen Reinheit (Tai thsing koung) wohnte, und daß er der erste Urheber (Tsou tsoung, le premier qui établit quelque chose) des ursprünglichen belebenden Odems und der Gründer des Himmels und der Erde ist. Sein Ursprung findet sich in der vollkommensten Ruhe und im großen Absoluten, wo er vor dem Ursprung der Welt und vor der Schöpfung existirte. Er hat den Hauch belebt und die reinen Samen vereinigt; er hat den Himmel und die Erde durch Veränderung hervorgebracht, und er bewirkte, daß die Vollendung und die Zerstörung einander folgen in einer immerwährenden und unermeßlichen Reihe. Er nimmt alle Gestalten an durch Umwechslung, und reproduzirt sich fortwährend in dieser Welt von Stand und Sand. Wohl kennend die zahllosen Aufeinanderfolgen der Schöpfungsperioden, betrachtet (contemple) er die Stärke und die Schwäche des Zeitlaufs (le fort et le faible du siècle.) Zu allen Zeiten hat er die Lehre mitgetheilt, und war von Geschlecht zu Geschlecht der Erzieher der Kaiser; überall hat er das Gesetz ausgebreitet, dasselbe verkündend in den neun Himmeln, oder es überliefernd in den vier Meeren. Seit den drei Houang's haben die Kaiser und die Könige aller Jahrhunderte dasselbe verehrt, und beobachtet; denn man weiß, daß die intelligente Seele, — welche alles belebt, was in und was unter dem Himmel ist, — nur die Umgestaltung (transformation) des alten Fürsten (Lao-Kiun) ist. Auch hat er hunderttausende und zehntausende von Gesetzen bekannt gemacht, und es gibt Niemand, der sich seiner Hülfe und seines Schutzes nicht erfreue. Die Völker genießen sie täglich, ohne es zu wissen.

„Lao-tseu sagte: „Ich lebte, ehe Formen waren; ich bin geboren, bevor die Schöpfung in Thätigkeit getreten. Beim Ursprung des ersten Stoffes hielt ich mich aufrecht über der Ueberschwemmung, die im Zunehmen war, und ich schwamm in Mitten des Aufenthaltes der Finsternisse.“ Daher sagt Ko hiuan in seiner Vorrede zum Tao-te-king; Lao,

---

*) Kenner des Chinesischen mögen untersuchen, ob hier Hr. Klaproth richtig übersetzt. Wir bemerken nur, daß bei Windischmann (die Philosophie im Fortgang der Weltgesch. I. S. 212) der alles umwandelnden Jungfrau Niu-wa gedacht wird, deren Namen Jun, die Wolke, und die nachdem Lu-fe, den Menschen aus gelber Erde gebildet. Diese Gedankenreihe könnte vielleicht zur Erläuterung des Yu Niu dienen.
Anm. des deutschen Uebers.

tseu's Person ist durch sich selbst entstanden; er existirte vor dem Großen Unbedingten, und seitdem der Unbedingte (l'absolu) den ersten Ursprung der Dinge geursacht hat, ist er die ganze Folge von Erzeugungen und Vernichtungen des Himmels und der Erde in einer unsäglichen Zahl von Jahren durchgangen." Er sagt auch noch: „die Menschen erzählen, daß Lao-tseu zur Zeit der Dynastie des Yn zur Welt gekommen ist; aber der Ehrenname Lao-tseu's hat begonnen beim Ursprung der Kie oder der unzähligen Zeitläufe, zur äußerst fernen Zeit der ungeheuren und sehr finstern Ueberschwemmung. Vor der letzten Schöpfung ist er nochmals herabgestiegen, und ist Erzieher der Kaiser geworden von Geschlecht zu Geschlecht, ohne Unterbrechung; aber die Menschen können ihn nicht begreifen."

„Man sieht aus der überlieferten Geschichte von Lao-tseu, daß seit der letzten Schöpfung bis zum Kaiser (vang)*) der Yn, — er, von Geschlecht zu Geschlecht königlicher Erzieher gewesen. Durch Umgestaltung hat er einen Körper angenommen, und ist im 17ten Jahre des Yang Kia, welches Keng chin (die 57ste des Cyklus) genannt wird, zur Welt gekommen.**) Damals fing er an, sich auf dem Wege der Geburt zu zeigen, auf die Spur einer menschlichen Geburt zu zielen. Von den Gränzen des ewigen Tao der großen Klarheit ging er, mittelst eines Samens aus dem reinen Stoff der Sonne herab, indem er sich in eine Masse mehrerer Farben, — in Blau (wie der Himmel) und Gelb (wie die Erde), — von der Größe einer Armbrustkugel — verwandelte. Sie (diese Kugel) ging ein in den Mund der Jaspis-Jungfrau, während sie am Tage schlief. Diese verschluckte (die Kugel), wurde schwanger und blieb es 81 Jahr lang, bis zum 9ten Jahr der Regierung Wou-ting's, welches das J. von Keng chin ist, oder das 17te des Cyklus. Nun gebar die Jaspis-Jungfrau aus ihrer linken Seite ein Kind, welches bei seiner Geburt schon einen weißen (? greisen) Kopf hatte und den Ehrennamen: Lao-tseu (das alte Kind) erhielt. Es kam zur Welt unter einem Birnbaum (Li); es deutete auf den Baum und sprach: „Dieß wird mein Familien-Name seyn." Vom 9ten J. des Wou-ting der Yn, oder (der Cyklus genannt:) Keng-chin, bis zum 9ten der Regierung Tchao-wang's des Königreiches Tin (298 v. C.), in welchem er nach dem Westen ging und den Kuen-lun bestieg, sind es in Allem 996 Jahre.***)

Der Nachtrag zum Po we tchi des Li chy sagt: „Im 5ten der Jahre Wou te (620 v. C.) des Kaisers Kao tsou der Thang, sah ein Eingeborner von Tsin tcheou, Namens Ky chen king, auf dem Berge Yang Kio chen einen weißgebildeten Greis, der ihn zu sich rief und ihm sagte: „Sage von mir dem Himmelssohne der Thang, daß ich Lao-Kiun und sein Vorvater bin." †) Diesem nach errichtete Kao isou ihm einen Tempel; Kao thoung beehrte ihn mit dem Titel: Hiuan yuan hoang ti, d. h. durchlauchtiger Kaiser dunkeln und wunderbaren Ursprungs; und Ming houang commentirte das wahrhafte klassische Buch der Vernunft und der Tugend. Jetzt haben die Gelehrten es angenommen," [und] in jeder Stadt zweiter Ordnung (tcheeu) sind dem Hiuan yuan houang ti Tempel errichtet worden. Die Doktoren der beiden Hauptstädte geben ihnen den Ehrenamen: Hiuan yuan Koung, d. h. Palast dunkeln und wunderbaren Ursprungs; in den Städten zweiter Ordnung führen sie den Namen Tsu ky koung, d. h. Palast der Gestirnung Tsu ky; gemeinhin nennt man sie in der westlichsten Hauptstadt: Tai thsing koung, d. h. Palast der großen Klarheit, und in der östlichen Hauptstadt Tai wei Koung, d. h. Palast der Gestirnung Tai wei."

In allen (diesen Tempeln) unterhält man Zöglinge; der Ehrentitel (Lao-tseu's) ist daselbst: Tai ching tsou, Kao chang ta Tao, Kin hine hiuan yuan thian houang ta ti, d. h. der große und heilige Vorfahr, der himmlische Monarch dunkeln und wunderbaren Ursprungs von der Goldpforte der erhabenen und hohen Vernunft.

Das Handbuch der kaiserlichen Audienzen am Hofe unter der Dynastie der soung sagt: „Unter der Regierung des Kaisers Tching tsoung der soung, im 6ten der Jahre Tai tchoung siang fou (1015 v. C.), im 11ten Mond, am 9ten Tage ertheilte man ihm (Lao-tseu) den Ehrentitel: Tai chang Lao Kiun hoen yuan chang te houang ti, d. h. der sehr erhabene alte Fürst, durchlauchtiger Kaiser der höchsten Urtugend des Chaos." *)

Der Kaiser Jin tsoung der soung machte folgendes Gidicht zu seinem Lobe:

„Groß ist der erhabene Lao;
Er existirt durch sich selbst im Unbedingten;
Er ist das Ende und der Anfang der Welt-Umwälzungen.
Er war vor dem Himmel und vor der Erde;
Er ist mit einem strahlenden Glanze umgeben;
Er existirt ohne Unterbrechung in der ewigen Reihenfolge der Welt-Umwälzungen;
Im Osten hat er den Vater Ni (Confucius) unterrichtet;
Im Westen hat er sich im Unsterblichen von der Farbe des Goldes eingekörpert;
Hundert Könige haben seine Lehre angenommen;
Die Heiligen aller Zeitalter haben sie verbreitet;
Er ist die Grundlage aller Gesetze;
Wunderbar ist Er, sehr wunderbar."

---

*) In allen Ausgaben des Seou chin ki, die wie besitzen, steht irrig Tang statt Yang. Anm. des franz. Uebers.

**) Auch hiee ist der Text in allen Ausgaben verdorben, wie Hr. Klaperth Dieß ausführlich erweißt. So ist namentlich die Angabe von Seou chin ki, der in seinee Ausgabe der obigen Scheift die Geburt Lao-tseu's in das 9te Jahrhundert der Regierung Wonting's von der Yn-Dynastie (1316 v. C.) setze, — dem Berichte aller chinesischen und japanischen Chronologisten entgegen, nach welchen Lao-tseu zur Welt kam den 14ten Tag des 9ten Monats des Jahres, welches das 34ste des 60er Cyklus ist, und dem 13ten Jahr der Regierung Ting wang's von der Dynastie Tcheou (604 v. C.) entspricht. Sie berichten auch noch, daß Lao tseu das Amt eines Ta Szu oder Groß-Geschichtschreibers, im 14ten Jahr der Regg. Kian wang's (572 v. C.) erhalten und sie lassen ihn im 23sten von King wang (522 v. C.) 84 Jahr alt sterben. Diese Angabe ist jener des Seou chin ki vorzuziehen, da sie Lao-tseu zum Zeitgenossen von Confucius macht, der 551 v. C. geboren, und wie wie geschichtlich wissen, eine Unterredung mit Lao-tseu gehabt hat.

***) Tchao-wang hat von 306 bis 256 v. C. regiert. Nach diesee Berechnung fiele die Geburt Lao-tseu's ins J. 1294. — Anm. des franz. Uebers.

†) Der Familienname der Thang-Kaiser war Li (Birnbaum), mithin deeselbe wie der des Lao-tseu.

Der Graf Vidua de Gonsalvo.

Der Tod des Grafen Karl Vidua de Gonsalvo ist bereits in diesen Blättern angezeigt worden; wir fügen hier über diesen berühmten Reisenden noch folgende Notizen bei: Nachdem er Europa, Aegypten, einen großen Theil von Asien und den diesem Welttheile südöstlich gelegenen Archipel durchwandert hatte, wollte er auch Neuholland bereisen, büßte aber zu Menoda, auf der Küste der Insel Celebes, bei Untersuchung heißer mineralischer Quellen, am 29 Mai 1831, sein Leben dadurch ein, daß er durch einen unglücklichen Sturz in das siedendheiße Gewässer die Beine verbrannte. Der Graf Vidua ist der Verfasser des 1826 in Paris erschienenen Werkes: Inscriptiones antiquae, in turcico itinere collectae. In der von Turin aus geschriebenen Vorrede gibt der Verfasser eine Skizze seiner Reise. Früher hatte er auf die Inschriften der alten Denkmäler wenig Rücksicht genommen, da er glaubte, daß sie entweder von seinen Vorgängern bereits alle gesammelt worden oder nur von Einem, der in der griechischen Sprache und der Alterthumskunde besser bewandert sey, abgeschrieben werden könnten. Später änderte er jedoch seine Ansicht, und er sammelte auf der Rückreise alle Inschriften, die schlecht kopirt oder noch unbekannt waren. Jeder Inschrift fügte der Graf eine kleine Bemerkung bei, die den Ort angab, wo sie gefunden worden; ferner die Gestalt, das Maß und die Beschaffenheit des Steines, manchmal auch historische und chronologische Notizen. Diese nützliche Sammlung enthält eine Menge neuer Andeutungen über die griechische Sprache, Geschichte und Geographie.

---

*) Die Kang mou und der Ly tai ky tzu berichten diese Thatsache zum Jahe 1014 v. C.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 102. 11 April 1832.

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

3. Lohgerberei.

Dieser Zweig wird vorzüglich von einigen eingewanderten französischen Gerbern betrieben, die sich in Castellamare bei Neapel, in Tropea in Calabrien, und in Messina und Palermo in Sicilien, niedergelassen haben. Sie liefern ungefähr 6 bis 8000 Ballen Leder jährlich, das dem besten von Frankreich, der Schweiz und Deutschland nichts nachgibt, welches zum Vortheil des einheimischen Leders mit einem Zoll von 20 Duc. für den Cantaro (208¹/₄ Pf. à 16 Unzen) belegt ist. Wenn noch ein Unterschied zwischen diesem und jenem besteht, so muß man ihn der Beschaffenheit der Baumrinde und der rohen Häute, die beide hier schlechter sind, zuschreiben. Ein großer Beweis des Fortschrittes dieser Industrie ist der Umstand, daß die Einfuhr roher Häute zehnmal mehr als sonst beträgt. Das gegerbte französische Sohlenleder braucht schon nicht mehr eingeführt zu werden, und bloß weil man in Neapel so wenig Kälber schlachtet, muß man noch seine Zuflucht zu dem französischen und bayerischen gegerbten Kalbsleder nehmen. Aber da diese Sorten in letzter Instanz hier zubereitet werden, so schließen sie ihrerseits die Einfuhr des auf solche Weise präparirten Leders aus, welches dem hohen Zoll von 36 Duc. per Cantaro unterliegt.

Die Portugiesen und Toscaner, die mit weniger Kosten gerben als die Franzosen und die Deutschen, können allein die neapolitanische Konkurrenz ertragen, aber bald werden alle fremden Leder verbannt werden, wenn einmal die neuen Kunstgriffe allgemeiner geworden, und der alte Schlendrian verlassen seyn wird. Zu letzterem gehört der Gebrauch, den die alten Gerber, besonders die von S. Maria di Capua noch von den Myrthenblättern anstatt der Baumrinde machen, welches ein schwammiges, gelbliches und überhaupt schlechteres Leder, als das mit Baumrinde bereitete, gibt. Hoffentlich werden sie aber bald dieß zwar wohlfeilere, aber dennoch ihren Vortheil beeinträchtigende Mittel verschmähen, und den andern nacheifernd, ihnen nicht nachstehen.

* * *

4. Handschuhmacherei.

Obgleich dieser Industriezweig von keinem großen Belang ist, so verdient er doch wegen seiner großen Fortschritte hier eine Erwähnung. Die hohen, fast einem Verbote gleichkommenden, Zölle, mit denen die Einfuhr fremder Handschuhe belegt wurde, gaben dieser Fabrikation einen solchen Impuls, daß in kurzer Zeit das ganze Land mit hiesigen Handschuhen versorgt werden konnte. Die Handschuhe von Grenoble, die hier 50 Gran kosteten, sind durch einheimische ersetzt, die man für 18 Gran bekommt. Aber bei immer größerer Ausdehnung dieser Fabrikation ist es nöthig geworden, sich nach Absatz im Auslande umzusehen. Zuerst begnügte man sich mit dem nach den römischen Provinzen, Toscana und dem nördlichen Italien. Bald jedoch war dieser nicht mehr ausreichend, und jetzt versendet man diesen Artikel bis nach Deutschland, Rußland und Nordamerika. Diesen Aufschwung verdankt man unter Anderm auch den Ausgangszoll von 10 Duc. p. Cantaro auf rohes Leder. Da dieser auf das Gewicht fällt, so trifft er natürlich am meisten die Häute der Hämmel und großen Schafe, und dieß sind fast gerade die einzigen, die in Neapel verarbeitet werden, da man keine feinen Sorten liefert. Die Häute der Lämmer und kleinen Ziegen werden nach Frankreich und England ausgeführt, und sind selbst trotz des hohen Ausfuhrzolls noch gestiegen. Dieß setzt die hiesigen Handschuhmacher in großen Vortheil den fremden gegenüber, denn diese bearbeiten viel theurere Häute, als die erstern, indem zu den Ankaufs- und Transportkosten noch jener hohe Zoll für sie hinzukommt, den man zu 25 Pr. anschlagen kann.

Auf diese Art ist also dieß Land dahin gelangt, nicht nur die Einfuhr eines Artikels, welchen es sonst aus der Fremde bezog, gänzlich zu entbehren, sondern ihn auch in großer Menge dem Auslande zu liefern, und zu einem wohlfeileren Preise als dieses früher ihn hier verkaufen konnte.

* * *

5. Hutmacherei.

Mit der Hutmacherei ist es völlig eben so, wie mit der Handschuhmacherei gegangen. Aus einer gänzlichen Vernachlässigung hat sie sich auch, vom Tarif begünstigt, auf dieselbe Höhe geschwungen, die die Handschuhmacherei erreicht hat. Man verfertigt jetzt Hüte für 3 Duc., eine Sorte, wofür man sonst den Lyoner Fabrikanten 6 Duc. zahlen mußte, so daß der Zoll auf fremde Hüte völlig unnütz geworden ist, denn das wirksamste Verbot der auswärtigen Waare ist ohne Zweifel die Wohlfeilheit und Güte der einheimischen.

Seit einigen Jahren fabrizirt man auch in Neapel Strohhüte wie die Florentiner, welche in Rücksicht der Bearbeitung des Strohes, des Geflechtes, der Eleganz der Formen der Hüte und des Geschmackes der ganzen Arbeit, nichts zu wünschen übrig lassen. Aber sie haben einen ungleichen Kampf mit denen von Toscana zu bestehen, wo diese Industrie seit langer Zeit ganz national und weniger kostspielig ist, als in Neapel. Doch besteht die hiesige Fabrikation vermittelst des Eingangszolls von 1 Duc. per Hut, besonders da sie sich größtentheils darauf beschränkt, die ordinäre Sorte der Florentiner Hüte zu ersetzen, deren geringer Preis den hohen Zoll nicht ertragen kann.

* * *

6. Papierfabrikation.

Vor nicht länger als 20 Jahren war Neapel genöthigt, fast seinen ganzen Bedarf an Papier von Frankreich, Toscana und Genua zu beziehen. Dieß mußte um so mehr auffallen, als es Alles was zu dieser Fabrikation erfordert wird, in größter Vollkommenheit besitzt, nämlich vortreffliches Material und Ueberfluß an geeigneten Lokalitäten zu seiner Bearbeitung. Auch konnte dieser Zustand nicht dauern, und der Aufschwung aller übrigen Industriezweige mußte auch auf diesen wohlthätig zurückwirken. Die erste Papierfabrik nach holländischer Art wurde von Herrn Beranger im Jahre 1812 am Fibreno in der Gegend von Sora gegründet, und 1813 wurde dort schon das erste Velinpapier verfertigt. Doch waren die Fortschritte, gehemmt durch die Konkurrenz, welcher die Anfänge einer nationalen Produktion dieses Artikels nicht sogleich vortheilhaft und genügend entgegen treten konnten, nicht von großer Bedeutung, bis die Regierung durch einen hohen Zoll auf fremdes Papier auch diesen Zweig emporhob. Wie durch Zauber hervorgerufen, entstanden nun in die Wette eine große Menge Papiermühlen, nach neuer Art eingerichtet, unter andern eine nach englischem Muster, in welcher durch sinnreiche Maschinen das sogenannte Papier ohne Ende so vollkommen wie irgendwo in Frankreich oder Italien verfertigt wird. Die berühmtesten Papierfabriken sind jetzt die beiden des Herrn Lefebvre, am Fibreno, die erste in S. Maria delle forme bei Isola, in einem ehemaligen Karmeliterkloster, in welchem, wie oben erwähnt, Herr Beranger die allererste Papierfabrik angelegt hatte, die zweite in Carnello bei Sora, wo das Papier ohne Ende gemacht wird, für welches die Regierung ein Privilegium ertheilt hat. Noch verdienen erwähnt zu werden, die Papiermühlen von Picinisco und von S. Elia. *) Diese Fabriken hatten nicht nur mit Nationalvorurtheilen, sondern überdieß noch mit einer Menge Schwierigkeiten zu kämpfen. Man mußte die Arbeiter zuvor bilden, und da in einem Lande, wo erst Fabriken gegründet werden sollen, auch die Mechaniker fehlen, so mußte man nicht nur die Maschinen aus England, sondern auch fremde Mechaniker verschreiben, um sie in Gang zu setzen. Jetzt sind schon mehrere einzelne Stücke an Maschinen in Neapel verfertigt worden, zwar mit großen Kosten, aber hoffentlich wird sich Dieß in der Folge auch ausgleichen.

Vortheilhafter wäre es auch für diese Fabrikation, wenn manche dazu unentbehrliche Hülfsmittel nicht so theuer in Neapel wären. Aber es ist das gewöhnliche Schicksal eines Tarifs, das zu erschweren, was er auf eine andere Art begünstigt. So ist z. B. die Salzsäure durch den schweren Impost sehr vertheuert, und andere chemische Artikel sind, wahrscheinlich aus Irrthum, in die Klasse der Apothekerwaaren gesetzt. Dieß würde von keinem besondern Einfluß seyn, wenn diese Produkte im Lande selbst so gut präparirt würden, daß der Fabrikant nicht nöthig hätte, sie aus der Fremde zu beziehen. Aber bis jetzt ist Dieses noch nicht der Fall. Indessen wird die Theurung der Hülfsmittel durch die Wohlfeilheit des Materials wieder ausgeglichen. Die Lumpen nämlich bildeten ehedem einen der wichtigsten Ausfuhrartikel unter den sekundären; und ob sie gleich jetzt 8 Duc. p. Cantaro Ausgangszoll erlegen müssen, so beziehen noch immer nichts desto weniger England, Frankreich und Holland dieselben von hier aus. Daher haben die Papierfabrikanten, außer der Begünstigung des Zolls von 16 Duc. p. Cantaro den das fremde Papier bezahlen muß, auch noch den Vortheil das Hauptmaterial bei der Hand zu haben, welches von denen, deren Konkurrenz am meisten zu fürchten ist, ungeachtet des enormen Zolles fortwährend hier gesucht wird.

Das beste Zeugniß über den blühenden Zustand dieser Papierfabriken kann wohl die Thatsache ablegen, daß der berühmte Buchdrucker Didot aus Paris in Handelsgesellschaft mit Herrn Lefebvre getreten ist, dem nämlichen, dessen als Nachfolger des Herrn Beranger und Eigenthümer der Fabriken am Fibreno erwähnt worden.

Dem erfinderischen Genie des Herrn Didot ist man auch die Verbesserungen schuldig, die in einer dieser Fabriken mit dem glücklichsten Erfolge angewendet worden sind.

*) Der Verfasser schweigt hier von der großen Menge von Papiermühlen, die z. B. in den Bergschluchten von Amalfi und Majuri liegen, wo ich bei ersterm Orte allein siebenzehn antraf. Wahrscheinlich sind dieß die Fabriken, von deren Eigenthümern er klagend bemerkt, daß sie noch immer fortfahren, die Sklaven der alten Routine zu bleiben. A. d. E.

Die Mohammedaner in Indien.

9. Musik und Vergnügungen.

Die Sängerinnen und Tänzerinnen, welche im Sihnanah Zutritt haben, werden Domenie genannt; sie sind Frauen von gutem Charakter, und ihre Gesänge, besonders die in hindustanischer Sprache, von der sittlichsten Art. Sie haben Fertigkeit in der Musik des Landes, und spielen die üblichen Instrumente mit vielem Geschmacke. Diese sind die Saattarah (Guitarre) mit drei Drathsaiten; die Suringhih (eine schlecht gearbeitete Geige) und die Dhome oder Dholle (Trommel), deren es von verschiedener Gestalt gibt, die jedoch sämmtlich mit den Fingern und nie mit Stöcken geschlagen werden. Die Musik dieser Frauen hat einen melancholischen, doch nicht ungefälligen Charakter; indeß sind die besten Leistungen von den verschiedenen Musikvereinen des Landes nur mittelmäßig. Dilettanten sind unter den Moslemin sehr selten, da beide Geschlechter es für unschicklich halten, Musik zu treiben, zu singen oder zu tanzen, und ihr Vorurtheil gegen diese angenehme Erheiterung geselliger Völker anderer Länder ist so groß, daß sie sich nie zu entschließen vermögen,

den „Sahib Logue *) nachzuahmen, die in einer Quadrille oder einem ländlichen Tanz mit figuriren. Die angesehenen Moslemin werden oft zu einem Ball der Engländer geladen, wo sie dann voll Erstaunen den Tanzenden zusehen, und ich bin oft gefragt worden, warum ich meine Landsmänninnen nicht zu überzeugen suche, wie Unrecht sie thäten, wobei man mich noch fragte: „Warum ermüden sich denn diese Leute, da sie doch Tänzer zu ihrer Unterhaltung bezahlen könnten?" So verschieden sind die Begriffe von geselligen Vergnügungen; ein Elegant in Indien würde die Frage: „Sind sie musikalisch, können sie singen und tanzen?" für eine Beleidigung halten.

Unter allen musikalischen Instrumenten, die ich in Indien gesehen habe, sind die Panken das einfachste und seltsamste. Sie sind aus stark gebranntem Thon verfertigt, und haben in der Form viele Aehnlichkeit mit denen der königlichen Garde zu Pferde. Eine Kugel, genau in zwei Hälften getheilt, gibt den besten Begriff von diesem indianischen Fabrikat; das Pergament wird mittelst eines dünnen Reifs über die Oeffnung gespannt, und die leiseste Berührung desselben mit den Fingern bringt einen Ton hervor. Sie werden nach Art des Tambourins mit den Fingern geschlagen, und nur lange Gewohnheit kann diese einfache Begleitung des Gesangs angenehm machen. Mit Stöcken werden diese Panken nur dann geschlagen, wenn man sie als „Dunkahs" braucht, d. h. wenn beim öffentlichen Erscheinen des Königs und der Königin mit diesem Instrument das Zeichen gegeben wird, damit nirgends Wägen sich häufen und der Weg frei gehalten wird. Noch herrscht die sonderbare Gewohnheit bei Aufzügen hoher Staatsbeamten am zehnten Tage des Moharrem das Geräusch galloppirender Pferde nachzuahmen, das Instrument, dessen man sich hierzu bedient, heißt „Schuckih" und besteht aus zwei Halbkugeln von Ebenholz oder einem andern harten Holz, die in einem ganz eigenen Takt mit den Flächen zusammengeschlagen werden; und da oft fünfzig bis hundert Mann solche Instrumente in Bewegung setzen, so kann man sich die Aehnlichkeit dieses Getöses mit dem galloppirender Pferde leicht erklären.

Die Kinder spielen zuweilen ein Spiel mit Knippkugeln, und Dieß ist unter ihren Spielen das, was die meiste Bewegung macht. Statt umher zu laufen und zu springen, ziehen sie es vor, bei ihren Vätern und Großvätern auf dem Dache des Hauses fliegende Drachen steigen zu lassen. Dieses Spiel, mit dem Menschen jedes Alters sich belustigen, ist eigentlich ein Kampf der Drachen, bei dem man mit vieler Gewandtheit zu Werke geht, da jede Partie sich bemüht, die Schnur des Gegners mit der seinigen zu verwickeln, und seinen Drachen von der Höhe herabzuziehen. Zu diesem Zweck werden die Schnüre mit Kleister bestrichen und in gestoßenes Glas getaucht; wenn nun die Drachen steigen und durch den Luftzug mit einander in Berührung kommen, so zerteilt die Schnur des am höchsten gestiegenen die eines tiefer fliegenden, der nun zum großen Vergnügen der Zuschauer auf die Straße herabfällt, die sich dann unter Jauchzen und Hurrahrufen des Spielzeugs bemächtigen.

*) So werden die Indien besuchenden Engländer genannt.

(Schluß folgt.)

Londoner Polizeiverhandlungen.

Die Liebe vor Gericht.

I.

Vor dem Lord Mayor von London sah man jüngst eine Frau erscheinen, die gut gekleidet war und ihrem Benehmen nach zu urtheilen, der besseren Gesellschaft anzugehören schien. Kenner wollten auf ihrem Gesichte noch Spuren vormaliger Schönheit sehen; allein es mochte wohl viel Themsewasser hinabgeronnen seyn, seit sie sich so verwischt hatte, daß man ein Kenner seyn mußte, um ihrer gewahr zu werden. Die Dame schien bereits längere Zeit in den Jahren, wo Frauen, die keine Anbeter mehr finden, sich in Anbeterinnen verwandeln, indem sie zum Gebetbuch ihre Zuflucht nehmen.

„Mylord, hob die Dame an, die sich Mistreß Courtenay nannte, ich erscheine vor Ihnen, um Gerechtigkeit zu verlangen gegen die gehässigste Verletzung, über die eine Person von meinem Geschlechte und meinem Stande sich beklagen kann. Fünfzehn Jahre mögen es her seyn, daß ich ein Opfer der schwärzesten Treulosigkeit wurde; allein Rücksichten mancherlei Art legten mir Stillschweigen auf, da ich in der öffentlichen Meinung nicht einen Mann zu Grunde richten wollte, den seine Beharrlichkeit im Kampfe für die bürgerliche und religiöse Freiheit seitdem in ganz Europa berühmt gemacht hat."

„Ersparen Sie sich die Mühe eines so weitläufigen Eingangs, Mistreß Courtenay, und kommen Sie zur Sache," unterbrach sie der Lord Mayor.

„Diese Einleitung, Mylord, erwiderte die Dame, ist nicht so unnöthig, als sie Ihnen scheinen mag, und kann von Nutzen seyn; denn es ist der berühmte O'Connell, dieses gefeierte Parlamentsmitglied, der heldenmüthige Vertheidiger des Katholizismus und das Oberhaupt der Antiunionisten, den ich vor Eurer Herrlichkeit anklagen muß."

Der Lord Mayor: Noch einmal, Mistreß, ersparen Sie sich die Lobrede auf Hrn. O'Connell, und kommen Sie zur Sache.

Mißstreß Courtenay hielt hier verlegen inne, da sie die Geschwindschreiber bemerkte, die mit gespitzten Ohren, die Feder in der Hand bereit saßen, ihr jedes Wörtchen vom Munde wegzustehlen. „Wahrscheinlich werden diese Gentlemen, rief sie aus, Alles was ich hier vorbringe, die Länge und Breite in ihren Zeitungen wieder erzählen?"

Sie hatte kaum den Mund geschlossen, als auch diese Frage bereits für die Journale aufgefangen war. „Kümmern Sie sich nicht um Dieß, erwiderte der Lord Mayor, und sagen Sie mir lieber, ich beschwöre Sie zum dritten Mal darum, kurz und gut, wovon es sich handelt. Haben Sie sich über einen Betrug, einen Raub oder eine sonstige Verletzung Ihrer Ehre zu beklagen?' —

Hier ließ sich unter der Zuhörerschaft eine allgemeine Fröhlichkeit bemerken.

„So hören Sie denn in kurzen Worten meine Geschichte. Vor fünfzehn Jahren im Jahre 1815 oder 1816, wie ich glaube, war es, wo ich Wittwe und unerfahren — allgemeines Gelächter — meine Zuflucht zu Hrn. O'Connell nahm, um mich in meinen Angelegenheiten bei ihm Raths zu erholen. Seiner Geschicklichkeit gelang es, über meine von einem höllischen Geist der Schikane beseelten Verwandten einen Prozeß zu gewinnen, und ich befand mich in einem ziemlich vergnüglichen Auskommen. Hr. O'Connell bot mir seine Hand, und ich nahm sie an; doch sollte unsre Vermählung noch verschoben werden, bis meine Angelegenheiten völlig ins Reine gebracht seyen. Ich war schwach . . . genug. Sie errathen, daß ich mich bald darauf von einem niederträchtigen Verführer verlassen sah."

Der Lord Mayor. Haben Sie Beweise zur Unterstützung ihrer Klage?

Miß Courtenay. Ach, leider hat das Ungeheuer mir alle seine Briefe genommen und selbst sein Portrait; obgleich er das meinige mir zurückzugeben verweigerte. Aber ich habe zum Beweis alle Schwüre, die der Treulose mir im Angesichte des Himmels schwur, und ich selbst kann es durch einen Eid bekräftigen, wenn das Gericht mein Affidavit annehmen will.

Der Lord Mayor machte ihr hierauf bemerklich, wenn man allen Frauen, die sich mit ähnlichen Klagen vor den Gerichten einfinden könnten, auf ihren Eid glauben wollte, so würde er selbst und Niemand der Anwesenden sicher seyn, im nächsten Augenblick belangt und schuldig befunden zu werden. „Uebrigens, fügte er zur unglücklichen Irländerin gewendet

fort, sind es sechzehn Jahre, wie Sie selbst gestehen, daß dieses Unglück Ihnen zugestoßen ist. Wenn die Verjährung noch nicht von unsern Gesetzen festgesetzt wäre, so müßte man sie jedenfalls für Fehltritte dieser Art erfinden."

Mistriß Courtenay grüßte auf diesen traurigen Bescheid den Lord Mayor und begab sich durch eine Doppelreihe neugieriger Zuschauer aus dem Gerichtssaale, wo ihrer ihre Kammerjungfer mit einem Miethwagen harrte.

II.

Ein anderer sonderbarer Fall, der, wenn er sich früher ereignet hätte, die Vermuthung erregen könnte, daß ihm der Dichter den Stoff zu seinem Käthchen von Heilbronn entnommen, kam vor dem Polizeigerichte der Bowstreet zur Verhandlung. Ein Polizeidiener stellte ein Mädchen von vortheilhaftem Aeußern und wie es schien in tiefe Betrübniß versunken, vor den Beamten Hrn. Halls, mit der Anzeige, daß sie ihm vor Kurzem von einem jungen Mann in Verwahrung gegeben worden sey, der ihr Schuld gebe, unaufhörlich von ihr mit Liebesanträgen verfolgt zu werden.

Vorgerufen und beeidigt, erklärte der Kläger Namens Thomas Marshall, Kammerdiener eines Gentleman von Kent; es mögen nun drei Wochen her seyn, daß ihn die hier gegenwärtige Lady, auf die er nie ein Auge gehabt, auf der Straße angeredet und bei Seite gerufen habe, wo sie ihm sagte, sie habe gehört, daß er verheirathet und Vater von fünf Kindern sey; sie wünsche von seinem eigenen Munde zu hören, ob es sich so verhalte, da das Glück ihres Lebens von dieser Antwort abhänge. Er erwiderte, er sey weder verheirathet noch Vater, fragte jedoch, wozu sie Dieß zu wissen verlange. Sie antwortete, sie liebe ihn, und da es ihr nicht gelungen, ihre Leidenschaft ihm durch einen Brief zu erklären, so nehme sie zu diesem äußersten Mittel ihre Zuflucht, ihm mündlich zu sagen, daß sie für ihn die zärtlichste Liebe gefaßt habe. Zugleich machte sie ihm bemerklich, daß sie von angesehener Familie sey, und ihn am folgenden Sonntag zu sehen wünsche. Der überraschte Kammerdiener gab eine ausweichende Antwort, um ihrer Zudringlichkeit los zu werden, und so schieden sie. Am folgenden Sonnabende jedoch erschien sie in dem Hause eines Freundes des Klägers, und da sie ihn hier nicht traf, benahm sie sich mit so leidenschaftlichem Ungestüm, daß man ihr die Thüre zeigen mußte. „Seitdem, so schloß der neue Phaon seine Beschwerden gegen seine Sappho, belästigte sie mich auf alle mögliche Weise, kam in das Haus meines Herrn und folgte mir auf allen Schritten und Tritten wie mein Schatten." Hiemit übergab er dem Gerichte auch einen Brief von der Hand des allzuzärtlichen Mädchens, des Inhaltes:

„Sir, soll das Herz, das treue Herz verurtheilt seyn, in Verzweiflung zu sterben? — Der Himmel möge es verhüten! Sir, ich bin Ihnen lästig gefallen, ich bitte Sie demüthigst um Verzeihung. Sicherlich täuschen Sie sich in mir, sonst würden Sie mich nicht so tief gekränkt haben. Meine einzige Absicht, warum ich Sie im Hause Ihres Freundes suchte, war, Sie zum Thee bei mir einzuladen. Sie werden finden, daß Dieß die Wahrheit ist, wenn Sie sich bei meiner Hausfrau erkundigen wollen. Ich bitte Sie, behandeln Sie mich nicht mit Verachtung. Ich kann Sie versichern, daß ich treu bin. Auch bitte ich Sie, Sir, leben Sie für mich; denn ich kann nicht ohne Sie leben. Ich erwarte Sie heute um Vier Uhr zum Thee. Die Ihrige bis in den Tod.

C. Farnsworth.

Die schöne Angeklagte, die vom Beginn der Verhandlungen an nicht den Kopf zu erheben gewagt hatte, erwiderte auf die an sie gerichtete Frage mit leiser Stimme, daß der Kläger die Wahrheit sage, daß aber an der Aussage ihres Vaters, der zugegen war und ihr vorgeworfen hatte, daß sie schon vor einigen Jahren mit gleicher Leidenschaft einen jungen Kaufmann verfolgt habe, keine wahre Sylbe sey. Da sie eine Schule hielt, von deren Einkommen sie ihren anständigen Unterhalt zog, so lebte sie seit einigen Jahren getrennt von ihrer Familie.

Hr. Halls gab der Lady sein Erstaunen zu erkennen, daß ein achtbares Mädchen so sehr vergessen könne, was sie ihrem Stand und Geschlechte schuldig sey, um einen Mann mit ihrer Zuneigung zu verfolgen, dem sie, wie sie wisse, gleichgültig sey. Dann fragte er sie, durch welche Gelegenheit es gekommen sey, daß sie sich in ihn verliebt habe.

Das Mädchen, bitterlich schluchzend, erwiderte: „Der Gentleman pflegte beständig an dem Hause, wo ich wohne, vorbei zu reiten, und ich sah ihn vom Fenster aus."

Der nicht im Mindesten romantisch gesinnte Polizeirichter bemerkte hierauf, eben nicht in der zartesten Weise: „Ich wünschte, Sie hätten sich in sein Pferd verliebt, so würden Sie jetzt nicht in dieser unangenehmen Lage stehen." Der Kläger machte hier bemerklich, er könne sich durchaus keinen Grund von der Zuneigung der Lady zu ihm angeben, und nicht begreifen, was er für anziehende Eigenschaften habe.

Hr. Halls. Haben Sie schon einen Roman geschrieben?

„Nein."

„Sie haben jetzt den Stoff dazu. Uebrigens muß ich Ihnen bemerken, daß Sie in dieser Geschichte eine höchst thörichte Rolle spielen werden; doch hoffe ich, daß die Verlegenheit, in die Sie sich gestürzt haben, Sie von einer Leidenschaft heilen werde, die eben so romantisch als hoffnungslos ist."

Auf die Bemerkung des Klägers, daß er die unglückliche Lady nicht bestraft wissen, sondern nur gegen ihre Zudringlichkeit sicher gestellt werden wolle, richtete Hr. Halls noch einige Worte an die arme Sappho, worin er ihr sagte: sie dürfe sich glücklich schätzen, einen Mann getroffen zu haben, der im Bewußtseyn, was er ihrem und seinem Charakter schuldig, nicht ihre thörichte Leidenschaft benützt habe. Es möchte ganz anders gekommen seyn, wenn sie in andere Hände gefallen wäre. Endlich setzte er hinzu, er wolle sie hiemit entlassen, wenn sie verspreche, ihrer thörichten Leidenschaft zu entsagen, und den Kläger künftig unbehelligt zu lassen.

Die Angeklagte gelobte Dieß mit zitternder Stimme an und verließ hierauf den Gerichtssaal.

Vermischte Nachrichten.

Neapel 10 März.

Wenn leider die Tagblätter sich fast immer mit Krieg, oder doch wenigstens mit Kriegsbesorgnissen, beschäftigen müssen, so möge es auch einmal vergönnt seyn, friedlicher Vergnügungen zu erwähnen, die ja doch eben wieder Nachbildungen des Kriegs sind. Dieß gilt ganz vorzüglich von dem italienischen Karneval. — Der hiesige ist nun vorüber, und seit vielen Jahren erinnert man sich keines so glänzenden, der selbst den berühmten römischen in gewisser Hinsicht übertroffen hat. Freilich hat der Hof dabei das Meiste gethan, was in Rom natürlich wegfällt. Man bemerkte unter andern als die vorzüglichsten und schönsten Darstellungen ein Barbaresken-Raubschiff, beinahe in natürlicher Größe, von zehn bis zwölf Kanonen, welche, mit etwas Pulver geladen, auch von Zeit zu Zeit unschädlich abblitzten. Diese enorme Masse wurde von zwölf prächtigen, in Delphine verwandelten Pferden gezogen, die Neptun selbst als Kutscher lenkte. Auf dem geräumigen Verdecke, und selbst auf den hohen Masten, war das fünfzehn bis zwanzig Mann starke, türkisch gekleidete, Schiffsvolk unablässig beschäftigt, nach allen Seiten hin die von Zuschauern strotzenden Balcons der Straße Toledo, bis in die obersten Stockwerke hinauf, mit Confetti zu beschießen, und zwar waren Dieß, im Gegensatze zu den andern, wirkliche Zucker-, nicht Gyps-Confetti. — Unter mehreren kleineren Schiffen zeichnete sich noch ein Dampfboot — il Vulcano — aus. Dann erschien auf einer prächtigen Quadriga von vier edeln Rossen gezogen Achilles und Patroklos, so wüthend und nicht anders mit Süßigkeiten um sich werfend, als wenn die ganze Straße Toledo mit Trojanern besetzt gewesen wäre. — Spät am Abende, als sich die Menge schon verlaufen hatte, kehrte das große Schiff, sehr schön bis in die Masten hinauf erleuchtet, majestätisch die Straße herunter in das Schloß zurück.

Der „Globe" gibt in einem seiner neuesten Blätter eine Uebersicht der Ausgaben der Saint-Simonisten im Monat Februar d. J. Der Betrag derselben beläuft sich auf 50,857 Fr. 48 C., außer einer Zahlung von 25,207 Fr. 45 C. für eine frühere Rechnung und verschiedene andere Unkosten von 62,046 Fr. 75 C., so daß also die ganze Summe 138,112 Fr. 68 C. beträgt. Einen Hauptansatz in der Rechnung bilden die Kosten des Druckes und der unentgeltlichen Vertheilung des Globe mit 17,277 Fr. 48 C., für 4000 Exemplare. Auch für „eine Schuld St. Simons" findet man 552 Fr. angesetzt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 103. 12 April 1832.

Ein türkisches Sprüchwort. *)

Aribet tilkinin derisi kurkschnun dukianina gelur.

1. Pera.

Von jeher war Pera, das jezt von dem Hasse der Muselmänner in einen Schutthaufen verwandelt liegt, den Bewohnern von Konstantinopel ein Dorn im Auge. Die Nähe dieser Fremdenstadt war für sie eine unwillkommene Nachbarschaft, und schien ihnen eine unrechtmäßige Besiznahme ihres Eigenthums, der Vorposten jenes Heeres der Ungläubigen, das, alten Ueberlieferungen zufolge, sie einst auf die andere Küste des Bosporus hinübertreiben soll. In diesem vorzüglich dem Handel gewidmeten Horste ist es, wo jede Leidenschaft, jede moralische Verschlechterung unserer Civilisation sich drängt, stößt und zerfleischt. Hier erscheint das Laster unter allen Gestalten, Trachten und Zungen. Es grinst Dich unter dem Hute des Russen und Engländers an, wie unter dem Kalpak des Armeniers und dem Turban des Asiaten, oder es schleicht einher mit dem von Alter gekrümmten Rücken der verworfenen Jüdin, oder nähert sich Dir mit der hündischen Schmeichelei des Italieners, wirft sich als Grieche mit der Stirne auf den Boden und erscheint noch niederträchtiger in dem Eingebornen jenes berüchtigten Frankenquartiers, wo eine Menschenrace wohnt, die mit allen Völkern verwandt ist, durch Das, was sie Unedles und Verworfenes haben.

Es gibt nichts so Herrliches als einen Sommerabend am Bosporus. Man muß einen solchen unter den Cypressen verlebt haben, welche die Höhen bekränzen, auf denen die prachtvolle Vorstadt ruht. Auf der höchsten Spize des Bergrückens, an dem Pera's buntgemalte Gebäude liegen, unfern dem englischen Konsulate, erheben sich Gruppen dunkler, hoher Cypressen. Schon seit Jahrhunderten nähren sie sich aus dem fetten Boden, den Pest, Typhus und ansteckende Fieber täglich mit neuen Leichen düngen. Marmorne Grabmäler mit Inschriften und in Stein gehauenen Turbanen, verkünden dem Wanderer, wessen Gebeine darunter modern. Wie überall im Orient sind durch ein wunderliches Spiel des Zufalls oder der Laune „die Gefilde der Todten“ — der Ort der Wehmuth und Trauer — auch von den Bewohnern Konstantinopels zu ihren Spaziergängen und Vergnügungen auserſehen worden. Wie ein Meer wogt es hier unter dem kühlen Schatten durcheinander; aber keine Woge mischt sich mit der andern. Die Franken sieht man zu ihren Landsleuten sich gesellen, der Jude sucht im Gedränge den blauen Turban seiner Glaubensbrüder, der Grieche wandelt mit dem Griechen, der Armenier mit dem Armenier, der stolze und ernsthafte Türke würdigt nur den Gläubigen seiner Gesellschaft, die Zungen aller Länder reden durcheinander. Die Baumgänge sind gedrängt voll von Spaziergängern, die Kaffeehäuser füllen sich mit Tabakrauchern, die sich mit großer Feierlichkeit auf Binsenmatten oder schlechte Divans niederlassen. Niemand ist ohne ein langes Weichselrohr und bald wirbelt der duftige Rauch in leichten Wölkchen auf, während außen der Weg von Zeit zu Zeit durch einen Bärenführer oder einen armenischen Leichenzug gesperrt wird.

Unter den vielen Kaffeehäusern auf dem „kleinen Gefilde der Todten“ wird eines vorzugsweise von den türkischen Effendi's besucht, die ihre Geschäfte oder Vergnügungen täglich nach Pera führen. Es ist ein kleines Gebäude, mit grellen Farben bemalt und am Rande des Bergrückens gelegen, der sich zu dem Meere hinabsenkt. Durch anmuthige Einschnitte zwischen Cypressen und wildem Jasmin hervorschimmernd erblickt man zu seinen Füßen die Lusthäuser des Sultans, Dolma Batsche und Beschik Tasch. Noch tiefer unten schaukeln die blauen Wasser des Bosporus Schiffe jeder Größe und leichte Kaiken, die in einer Stunde Asiens und Europa's Gestade berührt haben können. Hier auf der Seite Asiens, das weithin mit goldgelbem Sande bedeckt ist, sieht man in der Ferne die weißen Kuppeln der Moscheen sich wölben, und die schlanken Minarets von Scutari wie Schiffsmaste aufsteigen — Scutari mit seinen vergoldeten Grabmälern, seinen dunklen Laubmassen, hinter denen sich als Hintergrund des Gemäldes die schneeigen Ketten des Olympus hinlagern, während über Chalcedon hinaus und hinter den Fürsteninseln die Krümmungen des Gestades im Sonnenglanz verschwimmen.

Der Ruf des Muedsin läßt sich von der Höhe der Minarets herab vernehmen: „Gott ist groß! Es gibt keinen Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet! Zum Gebete! Zum Tempel des Heils! Gott ist groß! Es gibt keinen Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet!“ — Bei diesen Worten, die statt der Glocke in den christlichen Kirchen zum Gebete mahnen, und mit scharftöniger Nasenstimme herabgerufen werden, lichtete sich die Schaar der Gläubigen, die in dem Kaffeehause auf dem kleinen Todtenge-

*) Obige Erzählung ist nach einer wahren Begebenheit, die sich kurz vor Vertilgung der Janitscharen, also vor dem Junius 1826 in Konstantinopel ereignete.

flde zusammengedrängt saß. Nur einige Janitscharen blieben unbeweglich auf ihrem Platze, indem sie ihren Tschibuk oder Narguile zu schmauchen fortfuhren. Ein kleiner alter Mann mit langem Bart und die Stirne umschattet von einem grünen Turbane — die ausschließlich den Emirn vorbehaltene Farbe — saß in einer Ecke des Divans und drehte maschinenmäßig zwischen seinen Fingern die neunundneunzig Kugeln seines Tasbih, indem er mit halblauter Stimme bei jeder Kugel des Rosenkranzes eine der neunundneunzig Eigenschaften Gottes murmelte. Die tiefste Stille herrschte im ganzen Kaffeehause, als ein Mann in orientalischer Tracht, den Kopf mit einer ungeheuren Pelzmütze bedeckt, eintrat und nach türkischer Weise grüßte, d. h. die Hand an den Mund und dann an die Stirne legte, die er ein wenig gegen die Erde verneigte.

„Selam dem Hekim Baschi," sagte der Mann mit dem grünen Turban zu dem eben Eingetretenen gewendet.

Der Titel Hekim Baschi gebührt eigentlich nur dem ersten Leibarzte des Sultans, wiewohl das Volk in Konstantinopel jeden Marktschreier so zu nennen pflegt, der sich die Mühe geben will, ihm einige Piaster aus der Tasche zu spielen. Der Hekim Baschi, der eben eintrat, war ein Grieche von Geburt, aus Pera, eine jener schönen Gestalten aus den Zeiten von Athen und Korinth, von denen uns die alten Münzen den Typus aufbewahrt haben. Die Schönheit dieses Griechen wurde aber selbst in Konstantinopel bewundert, und die Anmuth seiner Manieren hatte alle Frauen bezaubert; ihnen verdankte er auch hauptsächlich seinen Ruf, der sich von dem Fanar bis ins Serail des Padischah verbreitete. Die Achtung, die im Orient der Arzneikunde gezollt wird, öffnete ihm alle Häuser. Zu jeder Stunde des Tags fand er Zutritt, selbst bei den reichsten und frömmsten Effendi's, ohne daß der gewöhnliche Argwohn des Muselmannes auch nur den leisesten Verdacht auf ihn warf. Zwar klagte das Gerücht einige armenische und griechische Frauen an, daß sie nicht standhaft genug gewesen gegen die Bewerbungen der Pelzmütze des Samur Kalpaghi — der allgemeine Name, womit die Türken, die Aerzte bezeichnen — allein Niemand hätte ahnen mögen, daß ein Raja, ein Javur, seine Augen zu einer Frau der Osmanlis würde zu erheben wagen. Auch würde die Strafe auf dem Fuße gefolgt seyn und das Geständniß des Verbrechens und die Verbrecher in der Tiefe des Bosporus begraben haben.

Der Emir ließ den Hekim Baschi zu seiner Seite auf dem Divan niedersitzen, man brachte Pfeifen und Kaffee. Nach einer langen Unterhaltung über die Begebenheiten des Tags, über den letzten Djerid der Itsch Oglans, über die von dem Heere Ibrahims aus Morea gesendeten Köpfe — denn um diese Zeit war es, wo dieser unheilvolle Krieg wüthete — legte sich das Gesicht des Emirs in ernstere Falten, und in längeren Zwischenräumen puffte er die Rauchwolken seines Tschibuks aus.

„Hekim Aga," sagte er endlich, „ich habe gestern die junge Griechin, die Tochter meines verstorbenen Freundes des alten Woiwoden, die schöne Eiinka gesehen. Du verließest sie, und behandelst sie mit Kälte und Gleichgültigkeit. Der Kummer verzehrt ihr das Herz, Thränen stürzen unaufhörlich aus ihren Augen. Ja, ihre Thränen fließen Tag und Nacht, wie die unversiegbare Quelle von Galata Serail. Es muß ihrem Leid ein Ende gemacht werden. Du hast sie verführt und weggelockt wie ein argloses Lamm von der väterlichen Heerde; führe sie als Deine Gattin zu den Ihrigen zurück. Dein Vermögen reicht für sie und Dich aus. Du bist diese Genugthuung der Schmach schuldig, die Du auf das Haupt des unschuldigen Kindes gehäuft hast."

„Sehr ehrwürdiger Effendi," erwiderte der Doktor — indem seine Augen verlegen am Boden hinstreiften, und er seinen von Rosenwasser duftenden Schnurrbart emporstrich — „St. Dimitri, mein Schutzpatron ist mein Zeuge, daß ich von ganzem Herzen Eiinka Alles gebe, was ein Sterblicher einer Frau geben kann, mein volles Herz und meine volle Liebe; aber eine Heirath — Dieß ist mehr verlangt, als ich thun kann."

„Ich verstehe Dich, fiel ihm der Emir mürrisch ins Wort; so ist denn auch sie ein Opfer geworden. „Die Ungläubigen — hier fügte er die Stelle aus dem Koran bei — „werden nicht das finstere Gewölk zerstreuen können, das der Satan um sie her gelagert hat. Er schmeichelt seinen Anbetern mit eitlen Hoffnungen. Er bläst das Feuer der Leidenschaften in ihren Herzen an, aber Täuschung wird die Frucht seiner Verheißungen seyn." Dann fuhr er fort, das Haupt schüttelnd und wie im prophetischen Tone:

„Hekim Aga, Du wirst eines Tags in die Grube fallen, die Du selbst gegraben hast. Denke an das Sprüchwort: „„Der Balg des Fuchses kommt stets in die Bude des Kürschners."""*) Mit diesen Worten stand er vom Divan auf, übergab seine Pfeife seinem Tschibukdar, und entfernte sich feierlichen Schrittes, nachdem er zuvor sein „Selam" — den muselmännischen Gruß — den Janitscharen ertheilt hatte, die in seiner Nähe saßen.

Dimitri fühlte sich schwer betroffen bei den Worten des alten Effendi. Es war ihm nicht unbekannt, daß es um seinen Kopf geschehen sey, wenn etwas von seinen Liebeshändeln mit türkischen Frauen in Konstantinopel ruchbar würde. Indeß suchte er so viel wie möglich seine Fassung zu behalten, und verließ eilig das Kaffeehaus, um sich den lauernden Blicken der Janitscharen zu entziehen. Als er sich unter freiem Himmel sah, suchte er unter den Cypressen des Gefildes der Todten eine abgelegene und schattige Stelle, um sich und seine heftige Bewegung zu verbergen. Die leise Stimme eines Weibes weckte ihn aus seinen Träumereien. Dimitri erhob rasch das Haupt und sah vor sich das gelbe Gerippe einer alten Jüdin, die den Finger auf die von Alter und Elend verbleichten Lippen gelegt, ihm Etwas anvertrauen zu wollen schien.

„Was willst Du, alte Eule?" fuhr er sie an.

„Stille, Herr Hekim, nennt mich lieber die Taube aus der Arche, denn ich bringe Euch, meiner Treue, etwas Besseres als einen grünen Zweig. Es ist eine Botschaft von der Cadine Esme.

„Sprich leiser, Unglückliche, wenn man uns hörte, ich wäre verloren! — Was will Sie?"

„Euch heute Abend sehen."

„Und wo?"

„Im Kiosk des Sommerharems."

„Im Serail zu einer solchen Stunde?"

„Ich bin beauftragt, Euch hinzuführen.

*) Akibet tilkinin derisi kurktschunn dukianina gelur.

„Wohlan, Dimitri, vertraue Deinem guten Geschick. Man kann einen Menschen doch nicht höher hängen als an den Galgen."

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Es sey mir nun erlaubt, auf die der Revue britannique entnommenen Auszüge zurückzukommen. (s. Ausl. S. 298). Man scheint dort zu glauben, daß die Bürger der Vereinigten Staaten, wenn die Bevölkerung so dicht werden würde, wie in Frankreich, eine ganz andere Civilliste zu bestreiten haben würden, als sie gegenwärtig auf dem Budget steht. Diese Ansicht war lange unter den europäischen Publizisten vorherrschend. Ich für meine Person glaube, daß hundert Millionen Menschen eher im Stande seyn werden, ihre Freiheiten und folglich auch ihre angeborenen Rechte zu vertheidigen, als dreizehn Millionen. Eine Nation lerne nur ihre Privilegien von Grund aus kennen, so wird man sie nicht sogleich derselben berauben können. Die Erfahrung lehrt, daß es hier keine allgemein gültige Regel gibt. Belgien, das volkreichste Land von Europa, hat jetzt die freisinnigste Konstitution, mit Ausnahme der Schweiz, und die Kantone Zürich, Aargau und ein Theil von St. Gallen sind im Verhältnisse die volkreichsten Länder der Christenheit. Als Holland eine Republik war, hatte es eine außerordentliche Einwohnerzahl, und Spanien hat gegenwärtig keine so dichte Bevölkerung als die meisten amerikanischen Staaten. Mit Einem Wort, es läßt sich unter einer väterlichen Regierung kaum ein Zustand der Dinge denken, wo die Masse sich nicht für Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung interessiren sollte. Alle Gegenbeweise, die man von den Ausschweifungen einer europäischen Bevölkerung herleiten will, die mit einem Male zur Souveränität gelangte, scheinen mir kaum einer Berücksichtigung werth. Wenn die durch die Revolution von 1830 bewirkte Reaktion nicht so gewaltsam war, wie die von 1789, so liegt die einfache Ursache davon darin, daß es weniger Mißbräuche zu verbessern gab, und man sollte nicht vergessen, daß die amerikanische Staatsverfassung bereits schon ganz auf die Interessen der Nation gegründet ist. Wenn ich hierin Unrecht habe, so ist es ein Irrthum, aber kein absichtlicher.

Die Revue britannique täuschte sich über mehrere Thatsachen, wie ich gelegentlich schon gezeigt habe, und es verlohnt sich kaum der Zeit, über die Art und Weise zu sprechen, wie diese Thatsachen, aus Irrthum oder nicht, aufgefärbt worden sind. Von welchem Gewicht ist es bei einer Frage über Oekonomie, ob der Präsident zehn Landhäuser oder eines besitzt, oder gar keines (wie es wirklich der Fall ist), wenn das Budget die ganze Ausgabensumme enthält? Ich darf behaupten, daß kein Präsident der Vereinigten Staaten jemals in seinem Dienstesverhältnisse auch nur einen Dollar eingebüßt hat; ja es ist sogar wahrscheinlich, daß wenn Einer von ihnen darauf ausgegangen wäre, Geld anzuhäufen, er sich hätte bereichern können. Von dem Werthe des ganzen Artikels der Revue britannique läßt sich aus den zwei Zeilen schließen, die am Ende des von mir erwähnten Auszugs stehen: „Diese Gastmähler und anderer Aufwand für die Würde ihrer Stellung, haben das Vermögen mehrerer Präsidenten zerrüttet u. s. w." Wir haben sieben Präsidenten gehabt; Washington ist reich, Adam in Wohlhabenheit gestorben, Madison genießt bekanntlich eines schönen Vermögens, Quincy Adams gleichfalls, der General Jackson gilt sogar für reich. Der Ausdruck „mehrere Präsidenten" läßt sich also auf zwei namentlich zurückführen. Weder Monroe noch Jefferson aber können ihre beschränkten Vermögensumstände der Präsidentenstelle zuschreiben. Beide hatten wahrscheinlich während eines vieljährigen Aufenthaltes außer ihrer Heimath, ihre Geschäfte vernachlässigt. Es ist mir unmöglich zu denken, daß ein Präsident im Laufe seiner Funktionen jemals mehr als seine Besoldung habe ausgeben müssen; im Gegentheile glaube ich, daß er sie wohl selten ganz nöthig gehabt habe.

Die Revue britannique hält ferner dafür, daß zwischen einem Präsidenten der Vereinigten Staaten und einem Könige keine Analogie bestehe; sie stellt jenen vielmehr dem Präsidenten des Conseils gleich. In der That Andrew Jackson ist nichts weniger als ein König; es gibt keine zuverlässigere Wahrheit als diese, und ich bin eben so sehr überzeugt, daß er niemals ein König werden wird. Allein ist die Bemerkung der Revue richtig? Die Amerikaner glauben nicht an die Lehre der Trennung der Gewalten in einem Staate. Ihre Theorie sagt ihnen, daß einander entgegenwirkende Gewalten von gleicher Kraft nicht in einer und derselben Staatsgemeinde bestehen können. Sie geben zu, daß ein civilisirter Staat verschiedenartige Hauptinteressen habe, und eine unendliche Menge von Abstufungen, um sie zu verschmelzen, man mag sie auch noch so künstlich von einander getrennt zu halten suchen. Daher behaupten sie, das sicherste Mittel, das ungesetzliche Uebergewicht von einem dieser Interessen zu hindern, bestehe darin, die Gewalt in die Hände Aller zu legen, in der Zuversicht, daß die verschiedenen Theilnehmer aus eigenem Antrieb Kombinationen machen werden, wie sie die Erhaltung der nöthigen Harmonie erheischt. Die Amerikaner sagen ferner, was man das Gleichgewicht der Gewalten oder die drei Stände nenne, erweise sich in der Praxis, wenn es noch am besten gehe, als ein System von Hindernissen; auch können sie nicht glauben, daß besondere Weisheit darin liege, etwas mittelbar zu thun, was man unmittelbar thun könne. (Fortsetzung folgt.)

Die Gräfin von Albany,

Gemahlin des letzten Stuarts.

(Aus den noch nicht im Drucke erschienenen Memoiren des Herrn von Bonstetten.)

Als ich im Winter 1773 auf 1774 in Rom war, wurde ich dem Prätendenten Karl Eduard Stuart und seiner liebenswürdigen Gemahlin vorgestellt, die damals den Zunamen der Queen of Hearts (der Königin der Herzen) erhalten hatte. Der Prätendent hatte das Miniaturbild eines Hofstaates um sich versammelt, wo der König und die Königin von England von Kammerherren und Palastdamen bedient wurden, so gut wie in St. James. Mein Freund Scherer verliebte sich in eine der Hofdamen, eine vertraute Freundin der Königin, und ich selbst war bis über die Ohren in die Königin verliebt.

Der Prätendent war ein langer hagerer Mann, sehr angenehm im Umgange und gesprächig. Er hatte einige Freundschaft für mich, weil ich der einzige Mensch in seinen kleinen Hofzirkeln war, der Englisch sprechen konnte. Er erzählte gern von seinen Abenteuern, und ich hörte ihm gern zu; Dieß gefiel ihm, denn was ich zum ersten Male aus seinem Munde vernahm, hatten seine Hofleute wohl schon zum hundertsten Male hören müssen. Damals dachte ich noch nicht daran, meine Memoiren zu schrei-

den. Wie viele seltsame Geschichten hätte ich über das merkwürdige Leben des letzten der Stuarts, die vierhundert Jahre über England geherrscht hatten, erfahren können. Doch, um die Wahrheit zu sagen, meine Gedanken waren mehr mit der schönen Königin, als mit den Schicksalen Seiner Majestät beschäftigt.

Noch erinnere ich mich sehr wohl des Eindruckes, den die Erzählungen des Prinzen auf mich machten. Ich war erstaunt, ihn ohne alle Bitterkeit von seinen Feinden und ohne Dankbarkeit von seinen Freunden sprechen zu hören. Er war ein wahrer Stuart. Seine Gemahlin lachte oft über die seltsame Figur, die er gespielt haben mußte, als er auf seiner Flucht in Schottland sich als eine Bauerndirne zu verkleiden genöthigt war. Seine lange hagere Gestalt und seine etwas donquixottische Haltung mußte die wunderlichste Karrikatur gebildet haben. Der Prinz hatte die sonderbare Gewohnheit, nach fast jedem Satze beizufügen: „Ha capi?“ (Verstehen Sie?) Vielleicht machte meine Zerstreuung die oftmalige Wiederholung dieser Worte nothwendig, wenn er mit mir sprach.

Prinz Karl und sein kleiner Hof besuchten jeden Abend das Theater und nahmen nur sehr wenige Besuche an. Engländer machten nur wenige ihre Aufwartung, und die Römer sind eben nicht die geselligsten Leute. Die Königin hatte mehr von einer Französin als von einer Deutschen an sich; sie war eine geborne Prinzessin von Stolberg Geudern, und als ich sie zum ersten Male sah, eben vierundzwanzig Jahre alt. Ihre von Natur aus fröhliche Gemüthsart hatte eine leise Beimischung von Bosheit, die aber weit entfernt von aller Bösartigkeit war. Als ich das erste Mal an der Tafel Ihrer Majestäten speiste, saß ich zunächst der Königin. Sie wollte einen welschen Hahn zerlegen, und ich beging die Unvorsichtigkeit, hiezu meine Dienste anzubieten. Ich las in ihren Augen, daß sie ahnte, was wirklich der Fall war, daß ich nur aus Höflichkeit das Anerbieten gemacht, und keineswegs der Mann war, es auszuführen. Allein sie nahm mich beim Wort, und der Vogel wurde vor mir hingestellt. Man kann sich denken, wie ich meine Aufgabe löste. Alles, was ich in meiner Verwirrung bemerken konnte, war, daß der welsche Hahn grausam zerfetzt und zersäbelt wurde, und Alle, die das Unglück hatten, in meiner Nähe zu sitzen, mehr oder minder mit Sauce bespritzt wurden.

Ich war entzückt über meine Aufnahme bei den Stuarts. Der König zeigte viele Freundschaft für mich. Ich liebte die Königin, ohne jedoch meine Leidenschaft zu gestehen, und ich darf es ohne Eitelkeit sagen, sie ließ gegen mich einige Zuneigung blicken, obgleich ihr darüber nie eine Aeußerung entfiel. Nach meiner Abreise von Rom korrespondirten die Königin und ich gelegenheitlich mit einander. Im Jahre 1780 trennte sie sich von ihrem Gemahle und wählte ihren Aufenthalt in dem Kloster der Santi Apostoli, von wo aus sie mir in müßigen Stunden Briefe schrieb, die einen bezaubernden Geist von Heiterkeit und herzlicher Freundschaft athmeten. Etwas später traf ich mit ihr in Baden in der Schweiz zusammen. Zu gleicher Zeit erhielt ich von Madame Necker, die mit ihrem Gemahle und ihrer Tochter in Lausanne angekommen war, einen Brief mit der Einladung, sie zu besuchen. So an den Scheideweg gestellt, war ich schon im Begriff, mich für die Königin zu entscheiden, als ich bemerkte, daß sie von einem jungen, italienischen Liebhaber begleitet war. Es war Alfieri, der damals noch unbekannt und ohne Ruf war. Nun änderte ich meinen Entschluß, nahm Madame Neckers Einladung an und sah die spätere Frau von Staël in ihrem vollen Zauber des Jugendreizes, des Geistes und der Koketterie.

Die „Königin der Herzen“ war, als ich sie in Rom sah, eine Frau von mittlerer Größe, mit lichtblonden Haaren, blauen Augen, einem allerliebsten Stumpfnäschen, einer blendendschönen Haut, und alles Dieß vereinigte sich mit einer Lebhaftigkeit, einer Anmuth und einem Verstande, der ihren Zauber unwiderstehlich machte. Dreiunddreißig Jahre später sah ich sie zu Florenz unter dem Namen einer Gräfin von Albany. Glücklicher Weise war es in der Abenddämmerung. Ihre Stimme hatte sich nicht sehr verändert, und ihre Züge trugen noch immer etwas von ihrem frühern Ausdrucke; aber in jedem andern Betracht war sie ein altes Weib geworden. Kaum war es mir möglich, mich von dieser Umgestaltung zu überzeugen. Als ich nach dieser Zusammenkunft nach Hause kam, war mein erster Gang an den Spiegel; ich bemerkte, daß ich so alt aussah, wie die Herzogin. In der That, Unbeständigkeit in der Liebe ist ein verzeihlicher Fehler, wenn man bedenkt, daß bei jeder Phase des Lebens der geliebte Gegenstand körperlich und oft auch moralisch so großen Veränderungen unterworfen ist.

In Rom war die Königin von England einem einfachen Landmädchen ähnlich; in Florenz suchte die Gräfin von Albany die Rolle einer Königin zu spielen. Ihr Benehmen sprach eine Würde aus, die ihrem Alter und dem Kothurn Alfieri's geziemte. Ihr Geist und ihr Geschmack hatte, seitdem sie mit dem großen italienischen Dichter lebte, unverkennbar Fortschritte gemacht. Wenn ich einer Aeußerung, die der Gräfin entfiel, trauen darf, so war sie an Alfieri vermählt. Als ich sie fragte, ob sie oft das Theater besuchte, erwiederte sie: „Nein, mein Gemahl sah es nicht gern.“ Nun aber nöthigte sie gleichsam, meines Wissens, ihr erster Gatte, der Prätendent, jeden Abend, ins Theater zu gehen. Als ich darauf anspielte, schlug sie ihre Augen nieder und gab keine Antwort.

Nach Alfieri's Tod blieben die Gemächer, die er in der Wohnung der Gräfin inne hatte, verschlossen. Ich weiß nicht, warum sie in ihren Gesprächen mit mir nie Alfieri's erwähnte, und absichtlich von ihm zu sprechen vermied. Man sagte, sie habe später mit dem Maler Fabre gelebt. Die Herzogin von Albany war während ihres Aufenthalts in Florenz von Jedermann geliebt und geachtet. Kein Fremder versäumte, der Witwe des letzten Stuarts und des letzten Tragödiendichters seine Aufwartung zu machen. — (Aus dem Hofjournal.)

Saintsimonistische Verheißungen.

In dem „Globe“ liest man einen Aufruf an die saint-simonistischen Frauen, zur Befreiung ihres Geschlechtes, worin es unter Anderm heißt: „Schöne, mächtige und muthvolle Frauen, die ihr ungeachtet der bisher erlittenen Geringschätzung und Unbilden einen strahlenden Kranz bildetet, in welchem sich unter den Blumen Dornen bargen, die Männer winden euch jetzt einen Kranz, der nur Blumen haben wird. Kommt, denn er wird nur dann seinen vollen Glanz erlangen, wenn ihr eurer Macht und eures Zaubers euch bedienen werdet, um eure glorreiche Emanzipation zu vollbringen, und die Befreiung aller eurer weniger schönen, weniger starken, weniger großen Gefährtinnen zu beschleunigen.... Ach, auch sie würden, und einige so sehr als ihr, Bälle, Glanz und ein rauschendes Gefolge von Anbetern lieben. Auch sie wünschten, in den Salons zu herrschen, ihre Haare mit strahlenden Steinen zu besäen, ihre Hände in den harmonischen Reihen berauschender Tänze zu verschlingen, und ihre Blicke von Freude und Liebe schwimmend schimmern zu lassen. Allein für sie sind diese feenhaften Toiletten, die Strahlenpracht der Kronleuchter und die bezaubernden Töne eines Orchesters, Träume, die sie nie verwirklicht zu sehen hoffen, und die ihnen in ihrer Einsamkeit das Herz mit Trauer erfüllen, und ihren Augen Thränen erpressen. Denn das Vorurtheil verdammt ihre Sehnsucht nach Festen und Liebe, und zu furchtsam nach eurem Beispiel, einen bestrittenen Kranz zu flechten, ersticken sie lieber die Regungen ihres Herzens und zehren sich in langweiliger Einsamkeit auf. Deßhalb wird Denen großer Triumph und großes Freudengeschrei der Dankbarkeit und Liebe zu Theil werden, die die weltlichen Freuden vom Anathem befreien, indem sie dieselben zu einer Stufe bisher unbekannter Würde erheben. Die Anbetungen der Männer, die Palmen des Genies, die Trunkenheit des Vergnügens erfüllen das Herz einer Frau mit zarter Begeisterung, und wenn der silberne Mond in einer lauen duftigen Sommernacht mit seinen Strahlen die Blumen beglänzt; so ist es eine tiefe Rührung, ein unaussprechlicher Zauber neben sich den Mann zu sehen, den man liebt, und seiner leidenschaftlichen Stimme ein aufmerksames Ohr zu leihen!“ — Also Bälle, Anbeter, Glanz, Tanz, Edelsteine, Rausch der Vergnügungen sind die ganze Herrlichkeit, die die saint-simonistische Zukunft dem armen weiblichen Geschlechte versprechen kann! — O wahrhaft armes weibliches Geschlecht! — Doch in demselben Blatte finden wir noch folgende zwei Axiome: „Die Liebe des Fleisches ist heilig wie die des Geistes, denn die Industrie muß gleichen Schritt halten mit der Wissenschaft! — „Genug des Kampfes! Die zwei Naturen, die die Menschheit theilen, seyen ein glänzendes Faktum für Alle. Die religiöse Wollust der einen Welt muß aufhören, ein Skandal für die andere zu seyn.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 104. 13 April 1832.

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Von diesen politischen Ansichten ausgehend, suchten die Amerikaner ihre Regierung in einem einzigen Ganzen darzustellen, ohne das, wie sie glauben, kein innerer Friede möglich ist. Die Regierungen haben, ihrer Meinung nach, drei Formen: die Monarchie, die Aristokratie und die Demokratie, und diese Formen lassen, wie die Interessen der Staatsgesellschaft selbst, tausenderlei Schattirungen zu. Die Monarchie ist eine Regierungsform, wo die Gewalt des Einzelnen vorherrscht; die Aristokratie die, wo eine Minorität die Macht ausübt; die Demokratie endlich erkennt den Willen der Majorität als höchste Gewalt an. Die Behauptung, daß die Monarchie, Aristokratie und Demokratie mit gleicher Gewalt, oder was nur immer in der äußersten Analyse einer gleichen Gewalt gleichkommt, neben einander friedlich in einer und derselben Staatsgesellschaft bestehen können, halten sie für ein eitles Hirngespinnst. Leicht sey es zwar, die Namen dieser drei Formen beizubehalten, in der Wirklichkeit aber würden sie sich — wie sie glauben — gegenseitig zerstören. Sie gaben der Demokratie den Vorzug, weil diese Staatsverfassung von ihren Vätern wirklich eingesetzt worden war. Der Uebereilung oder Verschlechterung der Legislatur setzten sie verschiedene Schranken, und waren auf Mittel bedacht, Diejenigen, welche mit dem Vollzuge der Gesetze beauftragt waren, von dem Versuche, Gesetze zu machen, abzuhalten. An dergleichen vorbeugenden Beschränkungen haben die nordamerikanischen Institutionen Ueberfluß; aber das Gleichgewicht wurde als das unfehlbare Mittel, gefährliche Kämpfe zu erzeugen, vermieden. *) Für jeden Fall stellten sie das Volk als obersten Richter in letzter Instanz hin. Sie ernannten einen Präsidenten; sie gaben ihm die Gewalt, ihre Heere und Flotten zu befehligen, über den Vollzug der Gesetze zu wachen, und in der Legislatur diejenigen Schranken zu ziehen, wie sie seine politische Weisheit angemessen erachtet; allein sie stellten ihn und seine Magistratur ebenfalls unter den Willen des Volkes. Der Präsident der Vereinigten Staaten kann Gebrauch von seinem Veto machen, wie er es jüngst that; denn Niemand ist auf die Anwendung dieses Machtspruches eifersüchtig. Allein es ist schon lange her, daß der König von England von dieser Prärogative seiner Krone einen Gebrauch gemacht hat; denn die unmittelbare Folge davon würde ein Ministerwechsel seyn, der nur sehr oft eben so viel ist als ein Königswechsel. Die Amerikaner können den Präsidenten Jackson im nächsten Herbste noch einmal wählen, wenn es ihnen beliebt, und von dem nächstfolgenden Herbste an können sie auf verfassungsmäßigem Wege seine Magistratur ganz und gar aufheben. Die Amerikaner haben Senatoren, Repräsentanten, Richter, um die Staatsmaschine in Bewegung zu erhalten; aber alle Diese als Vollmacht übertragenen Gewalten stehen unter dem Gebote des Volkswillens, der die gemeinschaftlichen Interessen des Landes darstellt. Hieraus entspringt die wohlthätige Folge, daß die Union aus der ruhigsten Staatsgemeinde besteht, die ich noch gefunden habe. Gewöhnlich pflegt man zu sagen, Amerika mache gegenwärtig ein großes politisches Experiment; eigentlich aber — wenn wir den Ausdruck beibehalten wollen, mit welchem Europa die Neuheit der amerikanischen Demokratie zu bezeichnen pflegt — eigentlich macht Amerika zwei große Experimente auf ein Mal: nämlich, daß es erstens die Demokratie in großen Staatskörpern auszuführen, und dann, daß es viele einzelne Staatskörper innig in ein Ganzes zu vereinigen versucht. Wenn die amerikanische Union sich morgen auflöste, so würde Dieß noch nichts gegen die Demokratie beweisen; denn die Revolution von 1776 hat hinlänglich entschieden, daß eine Aristokratie ein so weitläufiges Land nicht zusammen zu halten vermag, und die Revolutionen von Mexico und Südamerika haben dargethan, daß auch eine Monarchie dazu zu schwach ist. Allein die Demokratie ist kein Experiment in Amerika; sie bestand in der Wirklichkeit schon seit zwei Jahrhunderten. Obgleich nun die Amerikaner auf die Doktrine der drei Gewalten kein Vertrauen hatten, so sahen sie doch auch die Nothwendigkeit nicht, warum sie sich eines so nützlichen Triebrades in der Staatsmaschine, wie ein oberster exekutiver Beamter ist, berauben sollten. Sie stellten also einen Präsidenten an die Spitze, wobei sie die Vorsicht brauchten, ihn so unschädlich als möglich zu machen. Allerdings ist er verantwortlich wie der Präsident des Konseils, aber jeder Huissier der Deputirtenkammer ist eben so verantwortlich, als der Präsident des Konseils. Wenn man

*) Die einzige Annäherung zu einem Gleichgewichte der Gewalten in der amerikanischen Verfassung, ist die nicht genau bezeichnete Gewalt der Föderations- und Staaten-Regierung, was auch die eigentliche schwache Seite des Systems ist. England bietet gegenwärtig ein handgreifliches Beispiel von der trügerischen Doktrine der drei Gewalten. Die demokratische Gewalt hat einen demokratischen Impuls erhalten, und die Nation befindet sich in einem Sturme. Anm. d. V.

die wahre Seite dieser Frage richtig in's Auge fassen will, so muß man zusehen, wer in beiden Staaten die offizielle Repräsentation derselben bildet, wer die fremden Gesandten empfängt, wer die Würde beider Nationen, hinsichtlich des für nöthig erachteten Aufwandes und Ceremoniells, vertritt. In Amerika sind diese Funktionen ausdrücklich durch das Reichsgrundgesetz dem Präsidenten zugetheilt und leicht wäre es, in noch wesentlicheren Stücken die Verschiedenheit zwischen dem Präsidenten des Konseils und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten nachzuweisen, da es sich aber hier nur von dem Aufwande desselben handelt, so genüge zu bemerken, daß es keine offizielle Repräsentation, keine Staatsceremonie in Amerika gibt, die nicht in den legalen Wirkungskreis des Präsidenten gehörte.

(Schluß folgt.)

Literatur und literarische Gesellschaften in Island.

(Schluß.)

Entschädigung für dieses traurige Gemälde des literarischen Zustandes in Island findet man in dem erfreulicheren Blick auf eine Gesellschaft „Islands Bokmenta Felag" — eine Gesellschaft der Bibliophilen — die in Kopenhagen durch Professor Rask, im Jahre 1816 gestiftet wurde, und kostbare und gewichtige Beiträge zu isländischer Sprache und Literatur lieferte. Rask ist ein vollendeter Philolog in jeder Bedeutung des Wortes, nur Wenige werden wie er sich rühmen können, das Studium der Sprachen auf einer breitern Grundlage betrieben zu haben, und Keiner hat wohl den Bau der Sprachen in so gründliche Untersuchung gezogen. Ein ausgezeichneter vergleichender Anatom der Philologie, hat er sein Gebäude nicht aus gesammelten Bruchstücken Anderer kümmerlich zusammengeleimt, sondern seine Untersuchungen auf die tiefsten und umfassendsten Forschungen gegründet. Nicht hinter Büchern bloß und in der Studierstube hat er über die Sprachen der Völker Theorien erdacht, mit eigenen Augen und Ohren, auf ihrem heimathlichen Grund und Boden, hat er sie kennen gelernt und verglichen. Rask schrieb nicht bloß die beste isländische und angelsächsische Grammatik, sondern verfolgte auch durch die hebräischen und hieroglyphischen Denkmäler die Chronologie der ägyptischen Könige, gab die Edda's und Sagas heraus, und ging seinen Forschungen bis tief in den Orient nach. Island war ein Gegenstand seines frühesten Augenmerkes, und mit so inniger Theilnahme weihte er sich den Interessen dieses verlassenen Eilandes, daß er zu den größten Wohlthätern desselben gezählt werden darf. Rask brachte drei Jahre (von 1813 bis 1815) in Island zu, um sich mit Literatur, Sprache und Sitten des Landes genau bekannt zu machen. Im Jahre 1813 gab er seine isländische Grammatik heraus; im Jahre 1814 Haldersons isländisch lateinisches Wörterbuch. Am 30 März 1816 hielt die Bücherfreunde-Gesellschaft ihre erste Versammlung, unter Rask's Vorsitz, und im Oktober darauf trat er seine Reise in's Morgenland an; verweilte aber auf dem Wege dahin noch in Schweden und Rußland, um schätzbare philologische Werke herauszugeben. Der Seitenzweig dieser Gesellschaft oder die Bruderassociation entstand zu Reikjavik in Island unter Betrieb Arne Helgason's. Der Zweck beider besteht darin, wahrhaft werthvolle Bücher in Island in Umlauf zu bringen, und zwar nicht bloß Originalwerke lebender Schriftsteller, sondern auch verstorbener, und in Sprachen, die für die Erziehung nöthig erachtet werden. Die Sitzungen der dänischen Association werden vierteljährig in Kopenhagen, die der isländischen halbjährig, am 31 März und 11 Julius zu Reikjavik gehalten. Alle von der Gesellschaft zum Druck beförderten Werke kommen in Kopenhagen heraus, und werden mit den Schiffen, die nach Island Handel treiben, dahin gesendet. Island zählt fünfhundert Mitglieder dieser Gesellschaft, die einen geringen jährlichen Beitrag steuern. Beträchtlichere Unterstützungen aber erhält die Gesellschaft von dem Könige von Dänemark und manchen dänischen Patrioten, unter denen namentlich Graf Adam Moltke und Johann Bülow einer ruhmvollen Erwähnung verdienen.

Die Werke, die bis jetzt von der Gesellschaft herausgegeben wurden, sind folgende:

1) Die Arbeiten der Gesellschaft, die von 1817 bis 1826 in Quartbänden gedruckt erschienen, unter dem Titel „Islensk Sagnablöd" — isländische Geschichtsblätter. — Der erste Jahrgang von Magnusen und Thorsteinson herausgegeben, enthält eine geschichtliche Darstellung der Staatsbegebenheiten vom Jahre 1804, und besonders des Versuchs der Engländer im Jahre 1809 Island zu revolutioniren. Die zweite Folge der Jahrbücher der Gesellschaft begann im Jahre 1828, in Oktavbänden herausgegeben von Magnusen allein, unter dem Titel „Skirnir," ein Name, der in der Edda dem Boten des Sonnengottes Freyer beigelegt wird und so viel als Erzähler bedeutet. Die Bände von 1828 und 1829 hatten Benedikt Jonason zum Herausgeber, und der von 1830 Baldwin Einarson. Die historisch literarischen Supplemente lieferte Thorgeir Gudmundson.

2) Eine überarbeitete und kritische Herausgabe der Sturlunga Saga (1817 bis 20) in vier Quartbänden mit Noten von Verschiedenen.

3) Eine Fortsetzung der Sturlunga Saga, „Island's Arbäkur" (Islands Jahrbücher) von Johann Espolin in 9 Quartbänden, von denen der erste im Jahre 1821, der letzte im Jahre 1830 erschien. Durch sie wurde die Geschichte Islands von 1263 bis 1743 vervollständigt.

4) Eine Beschreibung der Erde mit lithographischen Karten, in fünf Oktavbänden (1821 bis 1827).

5) Eine Sammlung kleinerer Gedichte, „Liodmäli," von Stephan Olafson, einem Geistlichen im östlichen Island, der im Jahre 1688 starb. Dieses Werk erschien 1823 in Duodez. Der Verfasser schreibt seine Sprache mit großer Meisterschaft; seine Verse sind korrekt und fließend, meist humoristischen Inhalts; sowohl in literarischer als philologischer Rücksicht von Wichtigkeit. Dieses Liodmäli ist die einzige Sammlung neuerer Gedichte in isländischer Sprache. Zwar wurden auch auf der Presse zu Hrappsey mehrere Bände „Rimur" gedruckt; allein dieselben sind meist nur gereimte Uebersetzungen oder Reimchroniken romantischen und geschichtlichen Inhaltes, denen des fünfzehnten Jahrhunderts ähnlich.

6) Eine Biographie Johann Erichsens (Oefi-Saga) von Svein Paulsen, ein Werk von großem Werthe und gewichtigem Inhalt, das insbesondere viel Licht auf die Literaturgeschichte Islands wirft.

Leider hatte die isländische Gesellschaft manchen Verlust tüchtiger Mitglieder durch allerlei Unfälle oder frühzeitigen Tod zu beklagen. Manche schöne Hoffnung wurde ihr mit jungen Männern von vielversprechenden Talenten zu Grabe getragen. Viele derselben wurden das Opfer ihres Eifers, mühseliger Reisen und ihres Aufenthaltes in fremden Ländern. So büßte Gisle Brynguissen, ein Geistlicher, Herausgeber der merkwürdigen „Periculi Runologici" (Kopenhagen 1823) in den Fluthen sein Leben ein; auf gleiche Weise endigte Thorasen Oesfjord, und in der Blüthe seiner Jahre starb Sigurd Stephensen, zwei hoffnungsvolle junge Männer, die jenem in seinen gelehrten Forschungen kräftig zur Hand gegangen. Es ist kaum zu glauben, wie lebensgefährlich den Isländern der Aufenthalt in Dänemark wird; gefährlicher fast als die Tropenländer es den Europäern sind. In einem Klima, das weit milder ist, als das ihrer Insel, erliegen sie häufig Brustleiden; die Söhne des Nordens, die in der Heimath ihrer Väter die wilden schneebedeckten Gebirge überklimmen, schwimmend durch reißende Ströme setzen, furchtlos Vulkanen vorüberschreiten, den furchtbarsten Stürmen trotzen, mit verwegenem Muthe gegen schwimmende Eisberge und die donnernden Wogen der Polarsee kämpfen, siechen unter einem milderen Himmel dahin, den wir noch unwirthbar nennen würden. Die Sterblichkeitstafeln weisen nach, daß Reisen in die Südländer den Isländern meistens tödtlich geworden sind. Regen, Stürme, Hagelschauer und Schneegestöber sind für sie Musik und Gesundheit zugleich. Es war in der Herbstzeit, wo die Stürme der Tag- und Nachtgleiche am Himmel tobten, als man einen Isländer in England sagen hörte: „Er wundere sich, daß er keinen Wind spüre." Seine an die Wuth der isländischen Elemente gewohnte Seele sah in diesen Stürmen nur einen schwachen Theatersturm, einen leisen Nachhall der furchtbaren Naturerscheinungen seines Vaterlandes.

Es bleibt uns noch einiger andern isländischen Gesellschaften zu erwähnen übrig; der isländischen Bibelgesellschaft, die ihre Gründung den unermüdlichen Bemühungen des Doktors Henderson verdankt; sie gab im Jahre 1813 eine vollständige Ausgabe der heil. Schrift in Druck; fast zu gleicher Zeit mit ihr entstand eine Gesellschaft für Verbreitung religiöser Schriften, die von Johann Johnsen, einen Geistlichen von Mödrufell geleitet, gegen fünfzig verschiedene Schriften dieser Art herausgab. Auch dürfen zwei andere Gesellschaften hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, die zwar in Dänemark bestehen, aber in genauer Beziehung zu Island stehen, da sie sich insbesondere die Herausgabe alter skandinavischer Handschriften zur Aufgabe gemacht haben. Diese sind die königliche Arná-magnäanische Kommission, die ihren Namen von Arne Magnusen trägt, der in den Jahren 1702 bis 1712 Island nach Manuscripten jeder Art durchforschte. Leider gingen fast zwei Drittheile dieses mit unermüdlichem Fleiße gesammelten Schatzes in dem großen Brande von Kopenhagen im Jahre 1728 zu Grunde. Die andere Gesellschaft Hid Norraena Fornfraetha Felag oder dänisch det Nordiske Oldskrift Selskab genannt, gibt eine periodische Schrift über nordische Alterthümer in dänischer Sprache (Tidskrift for nordisk Oldkyndighed) und ein vierteljähriges Journal: „Hermoder" heraus.

Unstreitig sind diese Anstrengungen des menschlichen Geistes auf dem Gebiete der Literatur in einem Lande wie Island höchst merkwürdig. Sie dienten nicht nur, Licht und Aufklärung unter die höheren Stände des einsamen Inselvolkes zu bringen, sondern selbst unter die niederen Klassen, die man in einem Lande, wo sie mit täglicher Noth und unglaublichen Beschwerden zu kämpfen haben, eher für verwildert halten sollte, während sie gebildeter sind, als in vielen Ländern Europa's. Selten findet man einen Bauer, der nicht außer seinem Religionsunterrichte auch Kenntnisse von der Geschichte seines Vaterlandes und von den Skaldenliedern seiner Vorväter besäße.

Die Arbeiten der geographischen Gesellschaft zu Paris von 1830 bis 1831.

(Aus Herrn Jouannins Vortrag.)

Die bewegte Zeit, in der wir leben, sagt Herr Jouannin, Generalsekretär der Centralkommission, in der Einleitung zu seinem Vortrage, übt einen so traurigen Einfluß auf die Entwicklung aller Zweige der Wissenschaft, die nur im Schoße des Friedens gedeihlich vorwärts schreiten kann, daß man sich nicht wundern darf, wenn auch die Fortschritte der Geographie eine gleiche Hemmung erfuhren. Vorzüglich bedauert die Gesellschaft, daß sie dieses Jahr keine Gelegenheit hatte, die zu Belohnung ausgezeichneter Entdeckungen bestimmte große Medaille zu verleihen. Kapitän Graah erhielt zu Belohnung seiner Ausdauer und Aufopferung bei Erforschung der Küste von Grönland die Medaille von 500 Franken. Ein Unbekannter hat 250 Franken übergeben, welche dem Preise für Darfours westliche Reise beigefügt werden sollen; auch der König hat die geringen Hülfsmittel der Gesellschaft mit einem jährlichen Beitrage von 600 Fr. vermehrt. Herr Jouannin erwähnt noch die Berichte der neuen geographischen Gesellschaft zu London, die wir unsern Lesern in Nr. 14 u. s. w. des Auslandes von diesem Jahre bereits mitgetheilt haben, und beginnt seinen Bericht mit

Afrika.

Eine englische Expedition unter Befehl des Kapitäns Belcher, eines geschickten Offiziers und Gefährten Beechey's, auf seiner Entdeckungsreise im stillen Ocean, ist gegen Ende des Jahres 1830 ausgelaufen, um die Hydrographie der westlichen Küste von Afrika zu vervollständigen. Gegen Ende des nämlichen Jahres machte auch Herr Wilford sich auf den Weg, um das Innere dieses Welttheils zu durchforschen, ohne durch das Schicksal seiner Vorgänger sich abschrecken zu lassen. Sein Vorhaben ist, von Kordofan bis nach Tunbuktu zu gehen; kein europäischer Reisender vor ihm hat es noch gewagt, diesen Weg, der weit länger ist, als alle jene, auf denen man westlich vorzudringen suchte, einzuschlagen.

Der Berichterstatter verbreitet sich jetzt über die Expedition der Gebrüder Lander, von der wir das bis jetzt von derselben Bekannte unsern Lesern in Nr. 164 und 168 des Auslandes vom vorigen Jahre, und in Nr. 22, 23, 25 und 75 von diesem Jahre mitgetheilt haben.

Portugiesisches Afrika.

Congo, das in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts von den Portugiesen entdeckt wurde, ward von europäischen Reisenden nur wenig besucht. Lopez und Battel erstatteten hundert Jahre später Berichte über dieses Land; Missionäre machten ebenfalls den Erfolg ihrer Bemühungen bekannt; allein alle diese Reiseberichte beschränkten sich kaum auf die Portugal unterworfenen Distrikte und enthielten über die gegen Osten liegenden, von unabhängigen Negern bewohnten Gegenden nur sehr unzuverlässige Nachrichten. Man hat viel von den durch Portugiesen unternommenen Reisen durch den afrikanischen Kontinent von einem Meere zum andern gesprochen, deren handschriftliche Beschreibungen in den Archiven von Lissabon und Congo verschlossen liegen sollten; allein diese Behauptung ist, so wie viele andere ähnlicher Art, ungegründet befunden worden. Der Engländer Bowdich, dem wir so höchst interessante Nachweisungen über Aschantih verdanken, und der, als er zum zweiten Male das Innere von Afrika durchreisen wollte, ein Opfer seines Muthes wurde, wünschte sich, ehe er diese zweite Reise antrat, von dem Daseyn jener kostbaren Aktenstücke zu überzeugen. Das Heiligthum der Archive der Hauptstadt von Portugal ward ihm aufgethan; er untersuchte Alles, was ihm interessant war; schrieb ab, was ihm wichtig schien, und man kann überzeugt seyn, daß er

als ein Mann von Geist und Scharfsinn nichts übersah. Allein das Resultat seiner Forschungen, das, nach seinem Tode im Jahre 1824, in London im Druck erschien, und später von Malte-Brun in den „Annales des Voyages" und von Walkenaer in der „Histoire des Voyages" übersetzt wurde, beweist, wie übertrieben die Gerüchte über den Werth jener afrikanischen Schätze zu Lissabon waren.

Der Berichterstatter kommt jetzt an die Reisen und ethnographischen Forschungen des Herrn Douville, die wir im Auslande vorigen Jahrgangs, S. 1077 und 1082 u. s. w. bereits angezeigt haben.

Ehe wir diesen Welttheil verlassen, müssen wir noch des Tagbuchs eines Offiziers der Armee von Algier gedenken, das kürzlich ohne Angabe des Namens des Verfassers erschien und Berichte enthält, die wegen ihrer Genauigkeit und Einfachheit schätzenswerth sind. Dieses dem Generallieutenant Desprez gewidmete Werk ist das erste, was aus der französischen Expedition nach der Barbarei hervorging, und wird ein Denkmal bleiben, das alles Vertrauen verdient. Menschen und Dinge sind mit Wahrheit geschildert; die Ueberzeugung hievon konnten wir aus dem zweimonatlichen Aufenthalte des Deys von Algier in Paris schöpfen, der mit dem Dogen von Genua unter Ludwig XIV sagen konnte: „Das Merkwürdigste in Paris sey ihm, sich selbst da zu sehen."

Asien.

Herr Lamarre-Piccot hat nach langem Aufenthalte in Ostindien interessante Sammlungen indischer Alterthümer mit zurückgebracht, die um so werthvoller sind, da solche bis jetzt im Museum der Gesellschaft fehlten. Auf Verlangen des Reisenden ist eine Kommission ernannt worden, um die mit den Arbeiten der Gesellschaft in Beziehung stehenden Gegenstände zu untersuchen.

Der Hymalaya wird noch gegenwärtig von Herrn Jacquemont bereist, dem man bereits so werthvolle Berichte über die Geologie und Naturgeschichte jener Gegenden verdankt. Man hat alle Ursache zu erwarten, daß er seine Forschungen mit allem Eifer fortsetzen und Europa mit einer reichen Ausbeute wieder betreten wird.

Herr Michaut ist von seiner Reise aus dem Orient zurückgekommen, wo er die Herren Stammaty und Callier zurückgelassen hat. Ihre Nachforschungen in Kleinasien werden vieles Licht über die Geographie dieser Länder, besonders über die Kreuzzüge, verbreiten. *)

Noch können wir Das, was der Herr Baron Alexander von Humboldt seit seiner Reise nach Russisch-Asien und über seine mineralogischen Entdeckungen im Uralgebirge herausgab, nicht unbemerkt lassen. Den Namen dieses großen Reisenden nennen und sein Lob aussprechen ist Eins, und das unterrichtete Publikum macht sich zu sehr mit seinen Werken bekannt, als daß es nöthig wäre, sie hier zu analysiren.

Dir beiden Amerika.

Herr Parchappe hat aus der neuen Welt wichtige Materialien über die Republik Argentina, den Lauf ihrer Flüsse bis nach Patagonien, über die Gränzen des Bassins der Pampas und über die Sitten und Gebräuche der Stämme, die dieses große Gebiet bewohnen, mitgebracht, und sich überdieß noch während seines langen Aufenthalts in diesem Welttheile mit der Aufnahme des Parana und des Uragnai beschäftigt; man sieht mit Ungeduld de: Herausgabe seiner Reise entgegen.

Der Prinz Paul von Würtemberg hat ein ganzes Jahr der Untersuchung der großen Straße westlich vom Felsengebirge gewidmet. Dieser Fürst hat seine lange beschwerliche Reise nicht zurückgelegt, ohne manche Gefahr, die ihm von den Indianern drohte, bestanden zu haben. Er hat eine Karte vom ganzen Gebiete von Louisiana aufgenommen und die Irrungen der Geographen vor ihm berichtigt.

Einer der Gefährten des Kapitäns Parry, der Lieutenant Garden, durchreist in diesem Augenblicke mit vielem Erfolge die Küsten und das Innere von Neu-Braunschweig. Er hat bereits große Verbesserungen in den Karten jenes Landes angebracht. Noch gedenken wir, von den Reisenden, welche die beiden Amerika besuchen, des Herrn Chevallee von Montezuma und der Doktoren Coulter und Lhotsky. Die beiden ersten, die vor einem Jahre abreisten, haben sich mit Instrumenten der Gesellschaft versehen, und der dritte hat deren verlangt.

*) Neuere Nachrichten von Callier melden den Tod Stamaty's. Das Ausland wird einige Briefe Calliers über ihre gemeinschaftlichen Forschungen in seinen nächsten Blättern geben. A. d. R.

Mit dem innigsten Vergnügen hat man die endliche Befreiung des Herrn Bonpland vernommen; nach seiner Rückkehr in das Vaterland lassen sich herrliche Berichte über die vom Dr. Francia beherrschten Länder und über seine nur zu lange Gefangenschaft erwarten.

Magellanische Länder.

Der Kapitän King hat die Küsten von Patagonien und dem Feuerland untersucht. Nebel, Fallwinde, Regen, Schnee und Hagel, die den Strich am Kap Horn stets so gefährlich machen, Wogen wie Berge, wie Admiral Anson sie beschreibt, und Eisinseln, Dieß waren die Schwierigkeiten, die Kapitän King auf dieser gefährlichen Reise zu überwinden hatte. Ungeachtet dieser Hindernisse hat er die Außenlinien des Feuerlandes berichtigt, die zuerst von Don Juan de Langaya, der die Berichte aller spanischen Reisenden von Sarmiento an sammelte, aufgezeichnet worden waren, und die Beobachtungen Byrons, Wallis, Carteret's, Bougainville's und Antonio's de Cordova benutzt. Kapitän King bemühte sich vorzüglich, die verschiedenen Kanäle dieser magellanischen Gegend kennen zu lernen; er hat sich überzeugt, daß die verschiedenen Meerengen, von denen der westliche Theil durchschnitten ist, den langen und engen Kanälen gleichen, die Vancouver auf der nordwestlichen Küste von Nordamerika untersuchte. Auch die Geographie machte Kapitän King zum Gegenstande seiner Forschungen; die Gebirge in der Nähe der magellanischen Meerenge haben im Ganzen etwas mehr als 900 Mètres Höhe, und nur einige erheben sich bis auf 1200 Mètres. Die ewige Schneelinie ist zwischen 900 und 1200 Mètres; auf den nur 900 Mètres hohen Gebirgen bleibt der Schnee im Sommer nur in den Vertiefungen liegen. Kapitän King hat im Innern des Landes zwei ziemlich bedeutende Seen entdeckt.

Länder der Südsee.

Der Kapitän Sturt hat in Neuholland einen großen Fluß entdeckt, dessen Lauf eine Strecke von fast 400 Lieues einnimmt; Dampfschiffe würden ihn, wie man versichert, sehr leicht aufwärts befahren können.

Dr. Henderson hat auf seiner wissenschaftlichen Reise zu Untersuchung des Innern von Neusüdwales im Süden die Ruinen eines Tempels entdeckt, die ihm hindischen Ursprungs zu seyn scheinen. Wenn diese Vermuthung sich bestätigt, so wird diese Entdeckung des Dr. Henderson ein neues, unerwartetes Licht auf die alte Bevölkerung dieses Landes werfen, und für die Geschichte der asiatischen Völkerwanderungen und die Geographie dieses Erdtheils von hohem Interesse seyn.

Reisen um dir Welt.

Herr Poultier, Befehlshaber der Zélée, und Herr La Plau, Befehlshaber der Favorite, haben in den „Annales maritimes," einer periodischen Schrift für Angelegenheiten der Marine, über ihre Reise um die Welt Bericht erstattet.

Herr Chromtschenko, Befehlshaber des Schiffes der russisch-amerikanischen Kompagnie, „Helena," hat unterm 7° 9′ 56″ nördl. Breite und 177° 0′ 15″ östl. Länge eine Insel entdeckt. Auch hat er eine vollständige Beschreibung der Inseln Mille und Medulro geliefert, die Kapitän Kotzbue nur nach mündlichen Ueberlieferungen angegeben hatte, und die nunmehr geographisch bestimmt sind.

Natürliches Erd-Basrelief.

Ein Amerikaner, Namens Still, ist bei dem Kongresse mit einer Petition um zehn Morgen Landes eingekommen, auf denen er einen geographischen Garten, wie er es nennt, anlegen will. In demselben sollen nach dem Prinzip von Mercators Karte alle Theile der bekannten Welt im kleinsten Maßstabe ausgeführt zu sehen seyn. Die Bassins der Ozeane, der Golfe, Buchten, Seen sollen ausgegraben und die hiedurch gewonnene Erde zur Bildung von Kontinenten, Halbinseln, Landzungen, Bergen und Inseln verwendet werden. Die Parallelen der Breiten, die Meridiane, der Aequator und alle andern Kreise werden genau angegeben seyn; der Lauf der Flüsse wie in der Natur bezeichnet, und nach der Absenkung ihrer Ufer dargestellt werden. Der Grund der Seen wird mit Kies bedeckt, das feste Land von Pflanzen überwachsen seyn. Die Berge sollen nach ihren geologischen Formationen dargestellt werden. Die Seen wird man nach Belieben mit Wasser füllen können, so daß das Ganze eine Darstellung der Welt in verkleinertem Maßstabe aus wirklichen Elementen gebildet darstellen würde.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

//
Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 105. 14 April 1832.

Ein türkisches Sprüchwort.

2. Die Kadine.

Es gibt viele Leute, die sich unter dem Serail des Sultans einen Palast vorstellen, der innen von Gold und außen von Eisen, und nur von Weibern und Verschnittenen bewohnt ist; wie würden sie sich wundern, wenn sie sähen, daß das Serail eine ungeheure Vorstadt ist, die von einer zahlreichen Bevölkerung von jedem Stande und Gelichter bewohnt wird. Eine Menge Paläste, Kiosks, Gärten füllen den weiten Raum, wo auch die Münzstätten und der kaiserliche Schatz ihre Gebäude haben, und Beys, Paschas und ganze Regimenter einquartirt sind. Der von den Frauen des Sultans bewohnte Theil des Serails nimmt nur einen geringen Raum dieses weitläufigen Stadtviertels ein, ist sehr abgelegen und wird Harem genannt. Lady Montague hat mit großem Wortaufwande diese prachtvollen Paläste beschrieben, die zum Unglück für ihre poetische Feder nichts weiter sind als lange hölzerne Galerien, wo einige Hunderte von jenen unglücklichen Mädchen ihre Zeit damit zubringen, sich zu schminken, ihren Tschibuk zu rauchen, und Kaffee zu trinken. Diese Mädchen, in früher Kindheit schon von Tataren oder Tscherkessen ihrer Heimath entrissen, beklagen sich nicht über den Verlust einer Freiheit, deren Glück sie nie gekostet haben. Eine Art Luxusartikel, dessen sich sein Besitzer nicht einmal immer bedienen mag, gehören sie zum Schaugepränge einer prunklustigen Eitelkeit, wie kostbare persische oder japanische Vasen; ihre Schönheit, ihre Jugend haben keine andere Bestimmung als für den Reichthum Dessen, der sie gekauft hat, Zeugniß zu geben. Indeß darf sie dennoch Niemand sehen. Den Schleier in Gegenwart eines Mannes aufzuheben, ist ein Verbrechen, das von dem Gesetze auf eben so sonderbare als grausame Art bestraft wird. Unter diesen Weibern, die weiter nichts als Beischläferinnen des Sultans sind, gibt es sieben, die den Namen Kadinen, d. h. rechtmäßige Gemahlinnen, führen. Aus den vornehmsten Familien des türkischen Reiches gewählt, besitzen sie im Serail große Gewalt. Im Vorbeigehen möge noch bemerkt werden, daß der Name „Sultanin" nur den Müttern, Töchtern oder Schwestern des Padischah zukommt.

Die tiefste Stille herrschte in den Mauern des Serails. Jedermann hatte sich in seine Wohnung zurückgezogen. Eine jener schönen Nächte des Orients erfrischte die den ganzen Tag hindurch von brennender Sonnenhitze durchglühte Luft. Eine der Kadinen des Sultans Mahmud hatte sich mit ihren Sklavinnen in einen Kiosk des Sommerharems am Meere, an der äußersten Spitze des Serails begeben, um sich an der Kühle des Abends zu erlaben. Die Kadine, das Gesicht zur Hälfte von zwei musselinenen Schleiern, „Jachmaks" genannt, verhüllt, saß auf den Fersen in einer Ecke des Divans, von einem weiten Mantel umflossen. Aus einem langen Weichselrohre schmauchte sie den Tschibuk, während sechs weibliche Sklaven um sie her aufrecht standen, im größten Stillschweigen eines Wortes oder Winkes harrend, die Pfeife zu stopfen, ihr eine Tasse Kaffee oder einen Löffel Rosenkonfituren zu reichen. Der Abend war köstlich; der Wind wehte von der Küste Asiens herüber und strich über die Wogen hin, aus denen er eine liebliche Kühle einathmete, und so von allen schädlichen Dünsten gereinigt, um die grünen Gitterfenster des prächtigen Pavillons spielte. Der Himmel spannte sein blauschillerndes Gewölbe, durchsichtig und klar wie Krystall, aus; seine wie Glühwürmer funkelnden Sterne warfen auf die stille Meeresfläche Myriaden hüpfender Funken. Das Gemurmel der Wogen stimmte anmuthig zu der lieblichen Nacht. Die Freiheit allein fehlte dem Glücke dieser armen Gefangenen, deren Gedanke sicherlich unwillkürlich dem tanzenden Schaume folgten, der unaufhörlich von dem Gestade Europa's nach der Küste von Asien hin- und herwogte.

Noch eine Sklavin trat ins Gemach, küßte ehrfurchtsvoll den Saum des Mantels der Kadine, und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr. Die Kadine erhob sich und gab den Sklavinnen ein Zeichen sich zu entfernen, und folgte ihnen.

Tiefe Stille herrschte einige Augenblicke im Kiosk. Mit Ungestüm wurde plötzlich ein Thürvorhang von Sammet weggestoßen, und hereintrat hastig eine Frau von hoher stämmiger Gestalt, tief vermummt in ihre Jachmaks und Feredje, und blieb plötzlich mitten im Pavillon stehen, als werde sie verfolgt oder als fürchte sie erblickt zu werden. Bald aber schien sie wieder Muth zu fassen, die Gewänder wurden weggeworfen, und dastand der Hekim Bascha Dimitri, in griechischer Kleidung, von Gold und Seide glänzend, den Kopf mit einem Turban von feinstem Kaschemir umwunden, sein schönes Gesicht etwas erbleicht von Furcht, aber den Schnurrbart emporgestrichen, wie zu Allem entschlossen. Es war ihm nicht unbekannt, welches Schicksal seiner wartete, wenn er entdeckt würde: schneller und furchtbarer Tod war sein Loos an diesem verhängnißvollen Orte. Furcht und Liebe mußten sein Herz bestürmen; im

nächsten Augenblicke konnte er den kalten Dolch eines Verschnittenen auf der Brust fühlen, oder den heißen Herzschlag eines liebenden Weibes und wenn er die Freude zu umarmen wähnte, konnte es der Tod seyn.

Ein leises Geräusch ließ sich hinter einem Verhange vernehmen. Das Herz des Helim Bascha pochte, er mußte sich auf den Divan stützen. Der sammtene Vorhang hob sich zum zweitenmale und eine Gemahlin des Sultans, die Kadine Esme, stand vor ihm, in ihrem vollsten Schmucke, in der vollen Schönheit ihrer Jugend. Ein dreifacher Kranz von goldenen Zechinen umwand ihre Stirne; an ihren schlanken Leib schmiegte sich ein sammtner Ueberrock, der nicht lang genug war, um die feuerfarbigen Beinkleider zu bedecken. Die Augen der Kadine strahlten von einem zärtlichen Feuer, ihre schön gewölbten Augenbrauen hatte die Färbung des Sürme noch schwärzer und regelmäßiger gemacht. Dimitri setzte sich an ihre Seite auf den Divan. Die Kadine sprach zu ihm von ihrer Liebe, die sie für den Javur zu hegen gewagt, den Gittern und Kanonen und den Dolchen der Verschnittenen zum Trotz. Küsse und Gespräche wechselte sie mit ihm, zu ihren Füßen eben das Meer, das sie verschlingen würde, wenn nur ein Hauch von ihren Lippen in dieser Nacht aus dem Kiosk hinausgelangte. Und auf den Wogen des Meeres, das in der stillen Nacht glatt war wie eine Sandfläche ließ sich ein Geräusch hören, das die Liebenden einen Augenblick aus ihren Umarmungen aufschreckte. Es ist das Plätschern von Rudern. „Ein Kaik fährt vorüber," sagt der Helim Bascha indem er selbst sich wieder zu beruhigen suchte. „Es ist ein Kaik von zwölf Rudern. Man sieht ihn von hier aus die Wogen durchschneiden. Es sind die Ruderer des Serails, und der Kaik gehört dem Sultan." — „Fährt er vorüber?" fragte die Kadine. — „Nein, er hält. Die Ruderer heben etwas auf, um es in's Meer zu werfen. Hörst Du das Geräusch des Falls im Wasser? Ein breiter Wirbel dreht sich umher, jetzt ist es verschwunden." — Die Kadine seufzte. „Was ist Dir, Seele meiner Seele?" fragte der Helim Bascha. — „Es ist nichts, sie hat vollendet." — „Was meinst Du? Was haben die Kaidjis in's Meer geworfen?" — „Die Kadine Fatime hat ihren Schleier vor einem Javur aufgehoben, und ihre Strafe erlitten. Doch was ist Dir? Sey ohne Furcht, unsre Liebe wird gut bewacht. Die alte Jüdin steht auf der Lauer und der Mond ist noch nicht untergegangen. Furchtlos kannst Du bleiben und gehen."

Die Mohammedaner in Indien.

9. Musik und Vergnügungen.

(Schluß.)

Taubenliebhaberei ist unter den Mohammedanern sehr häufig, und da sie so wenig als möglich spazieren gehen, so bestehen ihre Unterhaltungen in Hahnengefechten, Taubenschießen, im Fechten mit dem Säbel, Lanzenwerfen und im Reiten auf Pferden oder Elephanten. Bogen und Pfeile sind ebenfalls sehr im Gebrauche, und der Kugelbogen (eine Armbrust, welche Kugeln schießt) gewährt ihnen Nutzen und Unterhaltung zugleich.

Der Kugelbogen wird täglich gebraucht, um die Krähen von den Wohnungen zurückzuscheuchen; die Kugeln werden aus Thon geformt und an der Sonne getrocknet, und obgleich sie nicht verwunden, so schmerzt ein solcher Schuß doch ziemlich heftig. Würde man diese beschwerlichen Gäste nicht auf diese Art zerstreuen, so würden sie den Bewohnern, besonders des Sihnanah, vielen Schaden verursachen, da diese unverschämten Vögel sich besonders zur Essenszeit einfinden, um Alles was die Köchinnen etwa unbedeckt stehen lassen, wegzustehlen. Ich habe oft gesehen, daß Weiber, mit dem Kugelbogen bewaffnet, als Schildwachen aufgestellt waren, um diese Diebe zu verscheuchen, während die Speisen in der Küche bereitet wurden. Die Vorderseite dieser Küchen ist nach dem Hofe des Sihnanah zu offen und hat weder Thüren, noch Fenster, noch Vorhänge; da der Rauch keinen andern Ausweg hat als durch die offene Vorderseite in den Hof. Diese Krähen sind so wenig scheu, daß sie in den Hof fliegen, während die Kinder dort essen, da diese den Hof der eingeschlossenen Halle oft vorziehen, und ihnen das Brod aus der Hand nehmen, obschon eine Magd als Wache dasteht, oder mit dem Bogen nach ihnen geschossen wird. Zur Zeit wo diese Vögel ihre Nester bauen, rauben sie aus den Wohnungen der Männer, was nur immer geeignet ist, um ihre Nester weich auszufüttern; oft stehlen sie, wie man mir erzählte, sogar den Kindern die Mützen von den Köpfen und den Weibern, wenn sie unter freiem Himmel bei der Arbeit sitzen, Stücke Kattun oder Musselin.

Die indischen Moslemins belustigen sich auch damit, die Elephanten durch gewisse Kräuter, mit Ohrenschmalz gemischt, trunken zu machen, und mit einander kämpfen zu lassen. Auch Tiger und Elephanten, und Tiger und Büffel oder Alligators werden gegen einander gestellt; in Ermanglung so großartiger Unterhaltungen findet man auch Vergnügen daran, eine zahme Antilope auf den Kampfplatz zu werfen, und sie von einem Leoparden in Stücke reißen zu sehen. Tiger und Leoparden werden häufig gezähmt, und nach dem Frühstücke, gleich Favorit-Jagdhunden in England, ins Zimmer gelassen.

Die Damen spielen im Brett und mit Würfeln, oder sie lesen Mährchen, gleich denen in Tausend und Einer Nacht, bis sie einschlafen. Vornehme Leute lassen sich während des Schlafs bei Tag und bei Nacht durch ihre Sklaven Luft zufächeln, und wird durch irgend einen Zufall die Bewegung unterbrochen, so ist der Schlaf augenblicklich gestört; so groß ist die Macht der Gewohnheit!

Noch möge folgende charakteristische Anekdote von der Bestrafung einer Sklavin hier eine Stelle finden: Ich hatte viel von einer schönen jungen Sklavin gehört, die von Kindheit an von einer vornehmen Dame erzogen worden war. Nach und nach war diese Sklavin die Gespielin der Tochter ihrer Gebieterin geworden, die sich so an sie gewöhnt hatte, daß sie nicht mehr ohne sie seyn konnte. Die Freiheiten, welche die Sklavin sich erlaubte, machten daß sie die Achtung gegen ihre gütige Herrin vergaß, und sich zum Danke für so viele Güte, die man ihr erwiesen, unartig gegen sie benahm. Nun wurde auf Befehl der Frau vom Hause eine große silberne Kette verfertigt, und die Sklavin mit dieser jeden Tag eine gewisse Zahl von Stunden hindurch in Gegenwart aller Dienstboten an ihre Bettstatt gefesselt.

* * *

10. Mühlen.

Der Schuckih oder die Mühle besteht aus zwei flachen, runden Steinen, wie Schleifsteine; der obere hat eine Handhabe am Rande, durch welche er von einer am Boden sitzenden Person herumgedreht wird. Das Getreide wird in ein im oberen Stein befindliches Loch geschüttet, und das Mehl fällt an der Seite zwischen den beiden Steinen heraus. Dieß ist die einzige Art wie die große Bevölkerung von Oude und in den meisten Gegenden von Hindustan ihr Getreide mahlt. Der verstorbene König von Oude Ghauzie ud Dihu Heider wurde einst von englischen Freunden sehr angegangen Wassermühlen einzuführen; er sprach mit meinem Manne oft über diesen Plan und erklärte, seine einzige Abneigung gegen diese Verbesserung habe ihren Grund in seiner Rücksicht die er auf die armen Weiber nehme, die mit diesem Geschäfte in Städten und Dörfern sich so gut erhielten, und die durch Erbauung von Mühlen ihres Unterhaltes beraubt würden. „Meine armen Weiber," sagte er oft, „sollen mir nicht vorwerfen können, daß ich sie des Nutzens beraube, den sie aus ihren Schuckihs ziehen."

Correspondenz aus Paris.

Paris, 24 März.

Herr von Martignac ist im Begriffe, seine „Souvenirs sur l'Espagne" herauszugeben, und seine Freunde sammeln in den Salons Subscribenten, was für einen ehemaligen ersten Minister ein etwas unanständiges Mittel ist, sein Werk unter die Leute zu bringen. — Es erscheint seit zwei Monaten eine neue literarische Zeitschrift, unter dem Titel: „La France littéraire," die aber wenig verspricht. Die wenigen leidlichen Artikel, die sie enthält, sind aus dem „Journal des Savans" und andern respektabeln Zeitschriften nachgedruckt, und was darin Neues ist, ist über die Maßen armselig. Es wäre nicht uninteressant, die Biographie von einem Dutzend literarischen Entrepreneurs in Paris zu schreiben. Es gibt Leute, die ihren Unterhalt darin finden, Zeitschriften zu erfinden; sie geben einige Nummern heraus, setzen sich mit Schriftstellern in Verbindung, ziehen das Journal auf und verkaufen es dann, um ein neues anzufangen, das dasselbe Schicksal hat. Die meisten dieser Produkte gehen freilich bald wieder zu Grunde, da die Unternehmer meistens nicht Kapital genug haben, so lange auszuhalten, bis die Subscribenten die Kosten decken; sie sind daher bald genöthigt, wohlfeile, d. h. schlechte Artikel aufzunehmen, und die Subscribenten nehmen dann natürlich ebenso schnell ab, und das ephemere Produkt stirbt ab, um einer Anzahl von Nachfolgern Platz zu machen, die ebenso in kurzer Zeit begraben werden. Der große Gewinn, den einige Journale gemacht haben, ist eine Lockspeise, der die Eitelkeit und die Habgier nicht widerstehen. Daher die zahllose Menge neuer Zeitschriften, die von Monat zu Monat aufs glänzendste angekündigt und von Niemand gelesen werden. Die Kosten sind sehr beträchtlich; das Honorar beträgt im Durchschnitte hundert und fünfzig bis zweihundert Franken per Bogen, und man kann mehrere Jahre lang auf keinen hinlänglichen Absatz rechnen, um die Kosten zu decken, denn die Hauptabnehmer sind die Lesekabinette, denen die Herausgeber immer in den ersten Monaten ihre Nummern gratis schicken; aber dadurch ist nicht viel gewonnen, denn das Lesekabinet oder Kaffeehaus hat ein Interesse, sie nicht aufzulegen, damit nicht die Gesellschaft, die sie besucht, sich nach und nach an das neue Journal gewöhne und seine Fortsetzung verlange, wenn die Austheilungen gratis aufgehört haben; daher unterdrücken die meisten Kabinette die ihnen geschickten Blätter, und es gehört eine große Thätigkeit der Herausgeber dazu, sie nach und nach durch wiederholte Fragen der Leser dazu zu zwingen, sie diesen mitzutheilen. Die meisten können die Probezeit nicht aushalten; aber diejenigen, deren Titel und Plan wohlberechnet scheint, gehen dadurch nicht ganz zu Grunde, sondern wechseln nur ihre Besitzer oft mehrere Male in Einem Jahre. Uebrigens sind die gegenwärtig erscheinenden literarischen Journale alle sehr mittelmäßig; das beste darunter ist in diesem Augenblicke die „Revue des deux Mondes," die auch schon mehrere Male in andere Hände gekommen ist, und jetzt von einem Theile der Redakteurs des alten „Globe" herausgegeben wird. Sie ist wenigstens etwas ernsthafter und belehrender als die „Revue de Paris," und weniger pedantisch als die „Revue Européenne;" aber sie hat doch auch keine Einheit und Tendenz. — Es ist die Rede von einer Auswahl der noch nicht gedruckten Schriften und Korrespondenz des Herzogs von St. Simon. Bekanntlich sind in den letzten Jahren seine Memoiren in einundzwanzig Bänden zum ersten Male vollständig erschienen, und der ungemeine Beifall, mit dem sie überall aufgenommen worden sind (außer etwa von Lemontey, der aber keineswegs im Stande war, einen Mann wie Saint Simon zu verstehen), hat die Idee gegeben, einen Theil seiner übrigen Handschriften herauszugeben. Ihre Masse ist so groß, daß an den Druck des Ganzen nicht gedacht werden kann; denn die einundzwanzig starken und gedrängten Bände seiner Memoiren bilden nur zwölf von hundert Foliobänden, die er handschriftlich hinterlassen hat. Dreiunddreißig Bände derselben bestehen in einem Kommentar zu den Memoiren über den Hof Ludwigs XIV von Dangeau; ein großer Theil des Restes der Handschriften besteht aus seiner Korrespondenz, die er sein ganzes Leben hindurch mit den ausgezeichnetsten Männern von Frankreich unterhielt, und welche vortreffliche Materialien zur Geschichte jener verhängnißreichen Zeit enthalten. Man weiß, wie sehr er von seinen aristokratischen Vorurtheilen eingenommen war, und welche unendliche Streitigkeiten über den Vorrang der Pairs unter einander, oder mit fremden Prinzen, oder den unehelichen Söhnen des Königs sein Leben ausfüllten. Das Interesse dieser Dinge ist natürlich völlig verschwunden, und Alles, was darauf Bezug hat, kann ohne den geringsten Schaden ausgelassen werden; aber auch dadurch ist noch nicht geholfen, und es ist unumgänglich nothwendig, in dem Uebrigen die strengste Auswahl des Besten und allgemein Interessantesten zu treffen. — Die deutsche Philosophie scheint wieder Eingang hier zu finden; es ist kürzlich eine Bearbeitung der drei Kritiken von Kant in Einem Bande von Schön erschienen, und so eben wird eine Uebersetzung der „Bestimmung des Menschen" von Fichte angekündigt; ebenso ist zugleich von drei verschiedenen Seiten die Uebersetzung der Vorlesungen über das akademische Studium von Schelling angefangen. — Der Impuls, den Royer Collard der schottischen Schule hier gegeben hat, ist erschöpft und stirbt in den Vorlesungen von Jouffroi vollends ab. — Es ist eine Geschichte der französischen Philosophie von Abälard in vier Bänden angekündigt, von einem jungen Manne Namens Russe. — Die längst angekündigte „Geschichte der Reformation in Frankreich, der Ligue und der Regierung Heinrichs IV," von Mignet, ist im Drucke und wird nächstens in sechs Bänden erscheinen.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die Reisen des Herrn Jaquemont in Indien sind der französischen Akademie der Wissenschaften in ihrer Sitzung vom 26 März Briefe mitgetheilt worden. „Jaquemont," heißt es darin, „reiste am 20 November 1829 von Calcutta ab, am 31 Dezember war er zu Benares und in den ersten Tagen des Monats März 1830 in Delhi. Diese Reise durch Hindustan wurde zu verschiedenen Untersuchungen benutzt, namentlich um die Steinkohlenbergwerke am Fuße der niedern Berge von Behar und die berühmten Diamantminen von Punnah, die auf der weiten Sandsteinhochebene gelegen sind, die sich drei- oder vierhundert Mètres über das Thal des Ganges und die Ebenen vom Bundelkund erheben. Am 12 April 1830 brach Herr Jaquemont nach dem Himalaya auf. Am 2 Mai besuchte er die Quellen des Dschumna, eines in den Ganges mündenden Flusses. Nachdem er hierauf die große Kette des Himalayagebirgs überstiegen hatte, gelangte er in das große und hochgelegene Thal, das den Namen Hoch-Kananur führt und vom obern Sutledsch bewässert wird; ein Thal, das die Merkwürdigkeit hat, daß es parallel mit der Richtung der Berge läuft und zu dem Bassin des Indus gehört, von welchem der Sutledsch einen großen Zufluß bildet. Herr Jaquemont hat es hergestellt, daß die Gebirgskette, welche dieses Thal von Norden begränzt, und die man den tübetanischen Himalaya nennen könnte, weit höher ist als der indische Himalaya. Der Reisende drang in der tübetanischen Gebirgskette bis über 32° nördl. Br. vor und ging dabei den Lauf des Spiti, eines Nebenflusses des Sutledsch, aufwärts. Auch gegen die östliche Gränze dehnte er seine Untersuchungen

aus, und nur die chinesischen Posten hinderten ihn, bis an den See Mansarovar zu gelangen. Als Resultate seiner Beobachtungen lassen sich folgende angeben: Die mittlere Höhe der Ortschaften von Kananur, längs dem Sutledsch, ist 5000 Mètres über die Meeresfläche, und im Bassin des Spiti 4000 Mètres. An einigen Punkten dieses Bassins finden sich Landbau und Dörfer auf einer Höhe von 5000 Mètres. Der indische Himalaya besteht fast ganz aus Urformationen; die tübetanische Kette umfaßt ein System von sekundären Formationen und Muschellagern von beträchtlicher Dicke, das sich auf eine ungeheure Strecke in das chinesische Tübet und die unabhängige Tatarei hineinerstreckt. Gewöhnlich glaubte man, daß der Sutledsch, nachdem er auf einer so großen Höhe den nördlichen Fuß des indischen Himalaya bespült, in die Ebene des Indus durch einen tiefen Ausschnitt durch die Gebirgskette, in gerader Richtung, gelange. Diese geographische Annahme hat sich als ein völliger Irrthum bewiesen. Der indische Himalaya senkt sich nämlich allmählich nach Nieder-Kananur hinab und hört östlich vom Meridian völlig auf; hier macht der Sutledsch eine plötzliche Krümmung gegen Süden, um dem Indus zuzueilen. Nach siebenmonatlichen Reisen in diesen Gegenden kehrte Herr Jaquemont wieder nach Bengalen zurück, jedoch auf einem andern Wege als bei seiner Herreise, nämlich über den Burum Ganti, einem der niedrigsten Gebirgspässe, obgleich er auch 5000 Mètres über der Meeresfläche liegt. Herr Jaquemont kam im Oktober 1830 nach Delhi zurück, wo er seine Sammlungen ordnete und sich in jenen weiten Landstrich von Kabul einzudringen vorbereitete, der unter dem Namen Pandschab fast das ganze Bassin des Indus umfaßt und ein unabhängiges Königreich bildet, über das gegenwärtig der in neuern Zeiten mehrfach bekannt gewordene Radschah Runschit Sing herrscht. Das französische Museum der Naturgeschichte hatte Herrn Jaquemont den besondern Auftrag gegeben, seine Forschungen vorzüglich auf das Bassin des Indus zu lenken, was aber mehr zu wünschen als zu hoffen stand, da sich einer Reise dahin unzählige Schwierigkeiten in den Weg stellten, die jedoch für Herrn Jaquemont durch einen glücklichen Zufall beseitigt wurden. Ein französischer Offizier, Herr Allard, war bei Runschit Sing, dessen Heer er auf europäische Art disziplinirte und als General kommandirte, zu großem Einflusse und hohen Ehren gekommen. Da derselbe erfuhr, daß ein Franzose Kananur bereise, so schrieb er an ihn und bot ihm seine Dienste an. So erhielt Herr Jaquemont die Erlaubniß, ein Land zu bereisen, das bis jetzt außer Gesandten fast Niemand noch zugänglich war, und in den ersten Tagen des Monats März 1831 befand er sich in Lahor, der Hauptstadt von Pandschab, die er am 26 desselben Monats wieder verließ, um sich nach Pindadenkan zu begeben, wo er die Salzbergwerke in der Nähe dieser Stadt in Augenschein nehmen wollte. Das Salz dieser Bergwerke hat in mineralogischer Hinsicht denselben Charakter wie das in Cardona (Catalonien) in Spanien. Es ist mit Gips vereint, der ihm als Mutterlager dient und alle Erscheinungen in dem catalonischen Bergwerke wiederholt. Herr Jaquemont fand auf seinen Ausflügen in der Ebene von Pandschab nirgends Hindernisse; unter dem Schutze des Fürsten von Lahor glaubte er auch unbedenklich das Gebirge durchreisen zu können. Als er aber zu Mirpur anlangte, fand er, daß die in Betreff seiner Reise von Runschit Sing erlassenen Befehle noch nicht vollzogen worden waren, und bald sollte er auf noch größere Hindernisse stoßen. Wenige Tage später wurde er in der Nähe der Festung Telutschi sammt seiner Begleitung von einem Häuptlinge, Namens N' Heal Sing gefangen genommen und erhielt nur nach vielen Schwierigkeiten und um Lösegeld seine Freiheit wieder. Runschit Sing, den er von dieser Behandlung in Kenntniß setzte, ließ ihm die bezahlte Summe wieder zurückgeben und stellte das Leben des N' Heal Sing unter seine Verfügung. Herr Jaquemont, in der Ueberzeugung, daß hier Milde in europäischem Sinne Schwäche seyn würde, verhängte über N' Heal Singh eine körperliche Züchtigung und befahl, ihn, bis er seine Reise vollendet, gefangen zu halten. — Herr Jaquemont bestätigt durchaus nicht die Lobeserhebungen der Orientalen über Kaschmir. „Die Stadt," sagt er, „ist schmutzig und erbärmlich, die Gegend nicht schön; allein da man hier Wasser und Pflanzenwuchs findet, so ist es leicht begreiflich, daß den Beherrschern Indiens, die hier die heiße Sommerszeit zubrachten, Kaschmir im Vergleiche mit dem versengten Boden von Agra und Delhi wie ein Paradies vorkommen mußte. Herr Jaquemont hat übrigens auf sein Vorhaben, Klein-Tübet zu besuchen, verzichtet; allein er hofft, eine gewisse Anzahl von Thieren von dorther beziehen zu können, die sich in den von ihm bereisten Gegenden nicht finden. Eingezogenen Erkundigungen zufolge, glaubt er die Versicherung geben zu können, daß man dort vier Arten von Wiederkäuern hat, von denen man eine so feine Wolle wie von den Kaschmirziegen gewinnt. Der Reisende hofft, in Kurzem lebendige Thiere dieser Arten und zwar von jeder einige Paare zu erhalten.

Die Zeitung von Odessa enthält Privatbriefe aus Jassy und Bucharest, deren wesentlicher Inhalt folgender ist: „Die Reform in unseren Institutionen, wie sie durch den Vertrag von Adrianopel stipulirt wurde, hat mit dem Ende des Jahres 1831 sich ihrer vollständigen Ausführung genähert, und erstreckt sich auf alle staatsbürgerlichen Verhältnisse. Mit ihr beginnt für die Bevölkerung der Moldau und Wallachei, die eines der fruchtbarsten Länder bewohnt, eine neue Aera. Die Uebel des Krieges und der ihn begleitenden Geißeln, die Unsicherheit alles Eigenthums und die Auflösung aller gesellschaftlichen Bande, die das Land seit dem Jahre 1821 heimgesucht, konnten nicht eine Regierung entmuthigen, die so sehr unsre Wohlfahrt sich angelegen seyn läßt. Zwei Divans zu Jassy und Bucharest berathen die wichtigsten Angelegenheiten des Landes. Eine Nationalmiliz, die zwar nicht zahlreich, aber von vortrefflicher Haltung ist, erregt die Bewunderung des Volkes, das sich glücklich fühlt, nicht mehr von einer handvoll albanesischer Söldlinge abhängig seyn zu müssen. Quarantäneanstalten sind längs der Donau errichtet, und diese Plätze versprechen in der Folge Märkte eines freien und einträglichen Handels zu werden. Eine große Anzahl von Bulgaren hat sich in dem Lande niedergelassen und das Beispiel ihrer Industrie, so wie die erleichterte Ausfuhr, die von allen ihren früheren Beschränkungen befreit ist, werden unsre Landsleute zum Wetteifer im Gewerbsfleiße aufmuntern. Unsere Städte am linken Donauufer, deren Befestigung früher so viele Summen und Frohndienste kostete, erheben sich aus ihren Trümmern, und ihre Mauern werden für immer niedergerissen. Die schönen Wälder, welche die Gipfel und Abhänge unsrer Berge bedecken, werden nicht mehr rücksichtslosen Verwüstungen der Art ausgesetzt bleiben. Zwei Journale, die in der Sprache unserer Vorfahren, regelmäßig herauskommen, beschäftigen sich mit den innern Verbesserungen unseres Zustandes. Unser Land wird endlich aufhören, dem ausgetrockneten Bette eines Waldstromes zu gleichen. Wie vielen Glückswechseln ist dieses alte Dacien, das den Heeren aller Nationen von Trajan bis auf Stephan den Großen, und auf unsre Zeit als Durchgang diente, unterworfen gewesen! Nachdem die Moldau und Wallachei so lange Zeit das Opfer ihrer geographischen Lage, plötzlicher Entwicklung ungemeiner Kraft und dann eben so plötzlicher Erschöpfung waren, fangen sie an wieder aufzuleben. Wenn noch etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist es, daß die Volkserziehung gleichen Schritt mit den übrigen Reformen halten möchte. Die wenigen Schulen, die das Land besitzt, stehen noch immer auf der niedrigsten Stufe. Das Bedürfniß einer religiösen und nationalen Erziehung wird allgemein gefühlt, und ohne dieselben würden alle gegenwärtigen Institutionen auf die Länge nicht von Dauer seyn. In dieser Rücksicht findet die neue militärische Organisation allgemeinen Beifall. Eine große Anzahl junger Leute entzieht sich ihren früheren weibischen und üblen Gewohnheiten, um unter dem Nationalpanier Dienst zu nehmen. Aber sollen wir auch fernerhin unsre Kinder in die Fremde schicken, um sie erziehen zu lassen? Es muß unser Wunsch seyn zu Jassy, Bucharest, Bolochau und Krajowa, Gymnasien und nebstdem eine verhältnißmäßige Anzahl von Elementarschulen errichtet zu sehen."

Die unter Leitung des Ritters Manzi in der Nähe von Corneto, auf der Ebene, wo die alte Etruskerstadt Tarquinii lag, angestellten Ausgrabungen sind bis jetzt schon sehr ergiebig gewesen und scheinen noch größere Ausbeute zu versprechen. Außer einer Menge Malereien, Spiegel, Vasen u. s. w. wurde unlängst auch eine Statue in Lebensgröße in gebrannter Erde, die einzige in ihrer Art, gefunden. Sie stellt einen Mann von ungefähr dreißig Jahren dar. Die ganze Figur ist sehr schön; der Kopf voll Ausdruck und trägt eine goldene Krone, wahrscheinlich der Preis kriegerischer Verdienste. Für die Alterthumsforscher wird dieser Fund von höchster Wichtigkeit seyn. Plinius nennt dergleichen Statuen auro sanctiora.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 106. 15 April 1832.

Die gegenwärtigen Beherrscher Asiens und Nordafrika's.

(Aus dem Journal Asiatique.)

1. Das ottomanische Reich.

Sultan Mahmud II (mit dem Zunamen Adli der Gerechte), Sohn des Sultans Abdulhamid, geboren am 20 Julius 1785 und statt seines Bruders Mustapha IV, der am 28 Julius 1808 des Throns entsetzt wurde, zum Sultan ausgerufen.

Aegypten: Mohammed Ali, geboren zu Cavala in Rumellen, im Jahre 1769 (1182 der Hedschira) Sohn Ibrahim Aga's, zum Pascha ernannt am 14 Mai 1805 an der Stelle Khorschid Pascha's; bestätigt durch Sultan Selim III, am 1 April 1806.

Bagdad: Ali Pascha.

Moldau: Johann Sturdza, moldauischer Bojar, zum Hospodar ernannt am 16 Julius 1822, und zu Jassy als solcher proklamirt am 21 desselben Monats.

Walachei: Gregor Ghika, zum Hospodar ernannt am 16 Julius 1822, eingesetzt durch den Pascha von Silistria am 21 September 1822.

Serbien: Der Fürst Milosch Obrenowitsch; im Jahre 1829 von der Pforte zum erblichen Fürsten dieses Landes ernannt.

Vasallen des ottomanischen Reiches.

Tripolis: Sidi Jusuf Karamanli, Pascha, folgte seinem Vater Ali, dem Sohne Mohammeds, im Mai 1795 in seiner Würde.

Tunis: Sidi Hassan, Bey, folgte Hamuda Bey am 23 März 1824.

Der Sheriff von Mekka: Jabia, der Sohn Surur's, gelangte zu dieser Würde am 2 November 1813, an der Stelle seines Oheims des Sherifs Ghaleb, wurde von dem Pascha von Aegypten, Mohammed Ali, abgesetzt, und starb zu Salonichi im Jahre 1818.

Der Imam von Jemen folgte im Jahre 1815 Tamy, dem Häuptling des Stammes Asir, wurde von dem Araber Hasan, dem Sohn Khaled's, dem Verbündeten Mohammed Ali's, gefangen genommen, und im Jahre 1819 zu Konstantinopel hingerichtet. Der Imam von Jemen residirt zu Sanaa.

Der König von Senaar: Bady VII, Sohn Tabl's, neununddreißigster König aus dem Stamme der Fundjis, der aus dem Innern Afrika's kam, und sich gegen Ende des 15 Jahrhunderts in Senaar niederließ. Im Junius 1821 zwang ihn Ismail, der Sohn des Pascha's von Aegypten, die Oberherrlichkeit des Sultans Mahmud anzuerkennen.

2. Das Kaiserthum Marokko.

Muley-Abd-Errahmen, Sultan, ältester Sohn Muley Hescham's, Sohn Sidi Mohammeds, folgte seinem Oheim Muley Suleiman am 28 November 1822 in der Herrschaft.

3. Das Königreich Abyssinien.

Itsa Takley Gorges folgte vor 1817 dem Itsa Guarlu aus der Dynastie Salomon, die ohne Unterbrechung seit dem Jahre 1268 auf dem Throne des Königreiches Abyssinien saß; er residirt zu Gondar, genießt zwar hoher Achtung, hat aber keine Macht und von Einkünften nur so viel, als ihm die unabhängigen Statthalter der Provinzen freiwillig geben. Diese Statthalter sind: Selassy, der mächtigste von allen, Nachfolger Wassan Segued's, Oberhaupt oder Murd Azimadd von Schoa und Efat, er hat den Titel eines Königs angenommen — Scham Temben Guebra Michael, Oberhaupt von Tigré, Nachfolger des Ras Welled Selassy — Gukho, Nachfolger Fasil's, Oberhaupt von Amhara (Gojam). — Itsa Bede Mariam, Sohn und Nachfolger Helle Mariam's, Statthalter von Samen, dem Plateau Abyssiniens. — Nach den neuesten Nachrichten aus diesem Lande, hatte sich dort ein blutiger Kampf zwischen mehreren abyssinischen Häuptlingen entsponnen, die auf die Erbschaft des reichen Nachlasses Ras Welled Selassy Ansprüche machten. Der Sieg blieb einem gewissen Subegadis, einem Manne von ungefähr vierzig Jahren, der durch Tapferkeit, Verstand, Kühnheit und Energie ausgezeichnet ist. Er hatte sich des größten Theiles von Abyssinien bemächtigt, und rüstete sich, auf Gondar loszugehen. Vordem hatten schon seit lange her die Galla den südlichen Theil des Landes verwüstet. Der mächtigste Stamm derselben ist der der Edschow, deren Oberhäupter Liban und Godschi sind.

4. Der Imam von Maskate.

Seid Said, folgte seinem Vater Seid Sultan gegen das Jahr 1804; er ist der dritte Abkömmling Ahmed's, des Sohns des Said, des Stifters dieser Dynastie.

5. Persien.

Feth-Ali-Schah, aus dem türkischen Stamme der Kadjars vor Gelangung zum Throne Baba Khan genannt, Sohn Hussein Kuiy-Khan's, ist im Jahre 1768 geboren, folgte 1796

seinem Oheime Aga Mohammed Khan, dem Stifter der Dynastie. Abbas Mirza, der muthmaßliche Kronerbe ist im Jahre 1785 geboren.

6. Afghanistan.

Die Krone von Afghanistan ist in den Zweigen der Familie der Sadussi erblich, die von Ahmed Schah Abbaili abstammt. Der königliche Titel ist: Schahi Devri Devran. Der Monarch] von Ghazna Sebacteghin, unterwarf das Land im Jahre 997; Babur eroberte Ghazna und Kabul im Jahre 1506, die Afghanen bemächtigten sich Persiens im Jahre 1720, und wurden im Jahre 1737 von Nadir Schah unterworfen. Ahmed Schah Abbalii wurde zu Kandahar im Jahre 1747 gekrönt. Sein Sohn Timur Schah regierte von 1773 bis 1793; Zeman Schah bis 1800, wo er von seinem Bruder Mahmud abgesetzt wurde, den drei Jahre später sein Bruder Schubjah vertrieb, der hinwieder im Jahre 1809 von Mahmud verjagt wurde. Durch diese inneren Zerrüttungen, die noch immer fortdauern, begünstigt, eroberte Ranabschit Singh (gewöhnlich Runschit Sing genannt) Kaschmir und Peschawer, wo der Sohn Yar Mohammed Khan's, der dritte Bruder, unter seiner Vormundschaft herrscht. Im Jahre 1826 zog Mahmud von Kandahar aus, und stieß mit seinen Truppen zu dem Heere Feth Ali Schah's während Schubjah nach dem englischen Indien geflohen war. Die Emire von Sind haben sich gleichfalls eines Theils des Landes bemächtigt.

7. Belutschistan.

Mahmud Khan, ungefähr 48 Jahre alt, folgte seinem Vater Nasir Khan auf dem Throne im Junius 1795; letzterer hatte Mekran gegen Ende seiner Herrschaft unterworfen; sein Sohn gab es im Jahre 1809 wieder auf.

8. Balkh.

Balkh wurde im Jahre 1825 von Mir Murad Bey unterworfen, der den Gouverneur des Königs von Kabul, Nedschib Ulla Khan daraus vertrieb.

9. Bokhara (die große Bucharey.)

Der Groß Khan von Bokhara und Samarkand: Batkar Khan, folgte seinem Vater Mir Heider Khan im Jahre 1826. Das Zwischenreich seines Bruders Mir Hussein dauerte nur vier Monate. — Statthalter von Hisar ist: Seid Ataiyk Bey, Schwiegervater Mir Heider's.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

7. Buchdruckerei.

Vor der Anlegung der Papier-Fabriken mußte auch die Buchdruckerei in Neapel sehr schlecht beschaffen seyn, da Eines immer von dem Andern abhängt. Die Untauglichkeit des einheimischen, und der enorme Preis des fremden Papiers, machten es, daß nur wenig und schlecht von ein paar Buchdruckereien, in einem Lande gedruckt werden konnte, wo im vorigen Jahrhundert diejenigen des Dessmone, Raimondi und Manfredi geglänzt hatten. — Dieß hat sich nun um so mehr geändert, als in derselben Zeit, wo die Papierfabrikation sich vervollkommnete, die fremden Bücher einem hohen Zolle unterworfen wurden, und mehrere dieser Etablissements können jetzt mit den berühmtesten Buchdruckereien in Europa wetteifern. Es verdienen darunter gerechnet zu werden: 1) die königliche Buchdruckerei, 2) die des Fibreno, ehedem bekannt unter dem Namen der französischen des Hrn. Lefebvre ꝛc. *) 3) die der Gebrüder Trani, 4) die des Kriegsministeriums, und endlich 5) die der Herrn Marotta und Vanspandoch, sämmtlich in Neapel.

Auch haben sich schon drei Schriftgießereien daselbst gebildet, die den Typographien alle Arten Schrift liefern, mit Ausnahme der Gothischen, der Schreibschrift, und der, die man zu öffentlichen Anschlägen braucht, welche sämmtlich aus Frankreich kommen.

* * *

8. Glasmacherei.

Vor wenigen Jahren noch wurden in Neapel keine anderen Glaswaaren gefertigt, als einige schlechte, unförmliche Flaschen, und sogenannte Dames=Jeannes, — ungeheuer große Glaskrüge. Jetzt werden schon die böhmischen und venezianischen Gläser durch einheimisches Glas, aus der vortrefflichen Glas=Fabrik am Pausilippo der Prinzen Gerace und Butera, ersetzt. Im Anfange hatte auch diese Unternehmung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Zoll auf fremdes Glas war zwar vermehrt worden, aber da diese Erhöhung einige Zeit vor ihrer Einführung bekannt war, so benutzte man diesen Umstand, um von allen Seiten her das Land mit einer Masse von Glas=Waaren zu überschwemmen, die für den Bedarf mehrerer Jahre hinreichten. Dieß mußte für den ersten Absatz der neuen Fabrik sehr nachtheilig seyn, und hätte selbst ihr Bestehen zweifelhaft machen können, wenn die Unternehmer, denen es glücklicherweise nicht am hinlänglichen Fonds fehlte, ihren Eifer nicht verdoppelt hätten. Geschickte Arbeiter wurden aus der Fremde verschrieben, und in der Fabrikation die angemessensten Verbesserungen nebst ökonomischen Einrichtungen nach dem Muster der hierin erfahrensten Nationen eingeführt.

Unglücklicherweise steht man auch dadurch im Nachtheile gegen das Ausland, daß man dort Kohlen hat, während hier nur das theure Brenn=Mittel des Holzes angewendet werden kann. Doch wird diesem Uebelstande vielleicht in der Folge durch Entdekung von Kohlen=Gruben abgeholfen, mit welcher sich schon seit einiger Zeit die hiesigen Mineralogen beschäftigen. So hat der General=Lieutenant Nunziante mehrere Nachgrabungen in Calabrien veranstaltet, die ein glückliches Resultat versprechen. — Beiläufig gesagt ist dieser General bei mehreren nützlichen Unternehmungen betheiligt, und besitzt besonders eine Alaun=Fabrik, die das ganze Königreich diesem Artikel versorgt.

Das Einzige, was man zum Behufe des Glasmachens aus dem Auslande holen muß, ist der Quarz Sand, (?) (terres réfractaires) und das Natron=Salz. Der erstere kommt aus dem südlichen Frankreich, das letztere aus Egypten und der Berberei. Indessen

*) Daß dieses Lob in Hinsicht der Buchdruckerei des Fibreno gegründet ist, beweist das vor mir liegende, aus deren Pressen hervorgegangene Buch auch durch die Thatsache, denn der Druck und das Papier sind so elegant, als man es selten bei Broschüren in Paris oder London findet. Anm. d. Eins.

hofft man jenen Quarz-Sand an den Abhängen einiger Granit-Berge der neapolitanischen Apenninen zu finden.

Meistentheils kommt man in den hiesigen Glas-Fabriken mit inländischen Arbeitern aus. Nur eine einzige Gattung derselben, die Glas-Former (?) (Manchonniers) *) sind Fremde, welche bis jezt aus Interesse und Eifersucht sich nicht haben dazu verstehen wollen, ihre Kunstgriffe Andern beizubringen. Da sich aber mehrere derselben im Lande verheirathet haben, so wird ihre Kunstfertigkeit, auf ihre Kinder übergehend, endlich im Lande einheimisch werden.

Alle öffentlichen Gebäude werden auf königlichen Befehl aus der Glas-Fabrik am Pausilippo mit Glas versorgt, und sie hat es auch für das neue große Gebäude von S. Giacomo, in welchem alle Ministerien sich befinden, geliefert. Außer dieser Haupt-Fabrik bestehen noch einige andere, die ohne so bedeutend zu seyn, doch auch sehr schöne Waaren liefern.

*) Das Wort Manchonniers findet sich nicht in den gewöhnlichen Wörterbüchern, und unglücklicherweise steht mir das Dictionnaire des arts et métiers, wo man es suchen müßte, nicht zu Gebote. Wahrscheinlich aber sind es diejenigen Arbeiter, die dem Glase, durch Kunstgriffe, alle beliebigen Formen zu geben verstehen; wie es auch im Worte selbst zu liegen scheint. Ich glaube daher, daß die obige Uebersezung nicht unrichtig seyn dürfte. A. d. E.

Michauds, Calliers und Stamaty's Reisen im Orient.

(Schreiben Michauds an die französische Akademie.)

Die beiden Herren Ingenieuroffiziere Stamaty und Callier waren von dem vormaligen Kriegsminister, Marschall Bourmont, bestimmt worden, mit mir die Reise nach dem Orient zu machen; außer dem allgemeinen Auftrage, diese den Geographen bis jezt noch wenig bekannten Länder zu durchreisen, hatten diese jungen Offiziere auch noch die Weisung erhalten, mir bei Verfolgung der Spuren der Kreuzfahrer auf den Straßen von Antiochien und Jerusalem behülflich zu seyn. Im Monate Oktober des Jahres 1830 reisten wir fast zur gleichen Zeit auf verschiedenen Straßen von Konstantinopel ab und verabredeten uns, in Smyrna wieder zusammen zu treffen. Die Herren Callier und Stamaty besuchten die Gegenden, die man ehemals unter dem Namen Phrygien, Lydien, Mysien und Bythinien begriff, *) und legten auf dieser Reise einen Weg von mehr als dreihundert Stunden zurück. Ich selbst machte während dieser Zeit eine minder ausgedehnte und beschwerliche Reise. Ich schiffte mich mit Herrn Poujoulat, einem jungen Schriftsteller voll Talent und Eifer, auf der Propontis ein, und wir besuchten die wichtigsten Punkte der asiatischen Küste von Cyzicum bis Troas. Wir sahen die Mündungen des Aesepus und Granikus, den Plaz und die Ruinen von Priapus, Parium, Percote und Abydos. Auch die Städte Gallipolis und Lampsakus zogen unsre Aufmerksamkeit an. Als wir die Gräber des Achylles und Patroklus begrüßten, erinnerten wir uns, daß wir einige Monate früher den Plaz des alten Troja besucht hatten. Merkwürdig ist, daß wir dort die Tage des 27, 28 und 29 Julius des Jahres 1830 zubrachten, und auf der Stelle selbst, die Zeuge des Sturzes und des Mißgeschicks des Priamus und seiner Familie war, die Iliade und das zweite Buch der Aeneide lasen. Wir beklagten damals nur ein eingebildetes Unglück.

Tenedos liegt der Küste von Troja gegenüber, „in conspectu Tenedos;“ wir landeten auf dieser Insel, der aus der homerischen Zeit nichts mehr übrig blieb als ihr Name. Später stiegen wir auch auf Kap Baba, dem alten Lektos auf der Insel Metelin, die so viele poetische Erinnerungen bietet, und auf der Küste von Abramit ans Land, wo wir die den europäischen Reisenden nur zu wenig bekannten Ruinen von Assos sahen. Vom Sturme nach dem Hafen Olivier getrieben, dessen Bassin den malerischen Anblick eines Schweizer Sees bietet, stachen wir am 3 November wieder in See und kamen noch am nämlichen Tage nach Smyrna. Obschon der Winter nahte, so strahlte die Sonne Joniens doch noch in vollem Glanze; wir benuzten die schönen Tage zu einigen Ausflügen auf den Berg Pagus, und um gegen den Meander hin dem Zuge der französischen Armee nach Satalia unter Ludwig VII zu folgen. Als wir eines Tages vom Berge Sipyle zurückkamen, wo wir das Grabmal des Tantalus und die Ruinen eines Tempels der Cybele besichtigt hatten, fand ich beim Eintritt in meine Wohnung die Herren Callier und Stamaty, die eben in Smyrna angekommen waren. Wir freuten uns herzlich des Wiedersehens nach so langer Trennung. Wie viele Fragen hatten wir gegenseitig an einander zu richten, wie viele Abenteuer zu erzählen! Ich theilte ihnen Alles mit, was ich in den Ländern, die ich durchreist, beobachtet hatte, und meine Reisegefährten hatten keine geringere Ausbeute wichtiger Bemerkungen gemacht. Wir brachten mehrere Tage mit diesen gegenseitigen Erinnerungen und den nöthigen Verabredungen hin, um eine so glücklich begonnene Unternehmung auch glücklich zu beendigen.

Wir mußten uns nun abermals trennen; ich schiffte mich in den ersten Tagen des Dezembers auf der Gabarre, „die Truite,“ ein und ließ meine Reisegefährten in Smyrna zurück, die von hier aus Caramanien durchreisen und mich in Jerusalem wieder treffen wollten. Warum mußten so schöne Hoffnungen unerfüllt und wir für immer getrennt bleiben? Unsre Seereise wurde durch Südwinde aufgehalten, und wir lagen lange im Angesichte von Scio, wo wir am Ufer die Verheerungen des Bürgerkriegs gewahrten, und vor Samos still, wo wir noch die Ruinen des Tempels der Juno sehen konnten. Der Berg Mycale, die Inseln von Nicaria, Naxos, Patmos, Paros und Nio erschienen nach und nach vor uns und boten uns malerische Anblicke oder Erinnerungen aus der Mythologie oder Geschichte. Wir landeten an der Insel Cos, wo wir die Quelle des Hippokrates und seinen alten Platanus besuchten, der zweihundert Generationen Schatten gab.

Wir brachten einige Tage auf der asiatischen Küste zu, wo die Reisenden die schönen Ruinen von Halicarnaß und das Schloß Budrum besuchen, auf dessen Mauern man Kreuze, Wappen von Johanniterrittern, Verse aus dem Koran und Basreliefs vom Grabmal des Mausolus durcheinander erblickt. Wir verweilten auf der Insel Rhodus, um die Straße der Ritter, den Palast der Insel Adam, die Bastionen von Frankreich, Italien und Auvergne zu sehen, und auf der Insel Cypern, die in den ältesten Zeiten durch die Verehrung der Grazien so berühmt und im Mittelalter ein blühendes, von den Kreuzfahrern gegründetes Königreich war. — Sollte ich je meine Reisen dem Drucke übergeben, so werde ich von der Stadt und Ebene von Saint Jean d'Acre, wo so viele Schlachten geliefert wurden, vom Berge Carmel, von den Ruinen von Cäsarea, den Ebenen von Jaffa und Ramla, und vor Allem von Jerusalem, der Stadt Davids und Gottfrieds von Bouillon, weitläufiger sprechen. Auch von Damaskus, Antiochien und dem Berge Libanon, die Herr Poujoulat besuchte, sowie von den Ufern des Nils und den Feldern von Mansurah, die ich, Joinville in der Hand, bereiste, wird die Rede seyn.

Alle diese eben erwähnten Reisen beschäftigten mich durch fünf Monate, und diese ganze Zeit über erhielt ich nicht die geringste Nachricht von den Herren Stamaty und Callier. Ich reiste im Monate Mai von Alexandrien ab und blieb fast zwei Monate in Malta, ohne zu wissen, ob meine beiden Reisegefährten den Weg nach Syrien eingeschlagen, oder sich nach Bagdad und den Ufern des Euphrats, die sie ebenfalls zu besuchen Willens waren, gewendet hatten. Erst nach meiner Ankunft in Frankreich, im Monate August, erhielt ich endlich einen Ende Junius geschriebenen und von Kara-Hissar, auf dem Wege von Smyrna nach Angora, datirten Brief. Herr Stamaty schrieb mir, daß er und sein Gefährte sich wohl befänden und im Begriffe wären, die taurischen Gebirgsketten zu übersteigen, um sich nach Syrien zu begeben. Im Monat Oktober langte ein anderes Schreiben aus Angora vom 25 August an, in dem unsre Reisenden eine allgemeine Uebersicht ihrer Reiseroute gaben. Ihr Weg war folgender:

„Seit unsrer Abreise von Smyrna mußten wir auf jede Verbindung mit Europa verzichten, und es war unmöglich, Nachricht von uns zu ge-

*) S. den Bericht der beiden Reisenden über den Erfolg ihrer Nachforschungen, Ausland vorigen Jahrgangs, S. 129.

den. Das Interesse, das unbekannte Länder, die man nur mit Schwierigkeiten kämpfend betreten kann, einflößen, hat unsre Aufmerksamkeit in diesen barbarischen, gewissermaßen von der ganzen übrigen Welt abgesonderten Gegenden verlängert. Unsre Ankunft zu Enguri (Angora) nach langen, beschwerlichen und von tausend Hemmnissen unterbrochenen Märschen war für unsre Karawane zum dringenden Bedürfnisse geworden; wir hatten das Unglück gehabt, einen unsrer Leute bei den Kurden zu verlieren. Es würde schwer seyn, unserm Zuge durch die Provinzen, die wir durchreisten, zu folgen, weil keine der bekannten Karten dieses Landes genau genug ist, und wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollten, durch eine unsichere Sendung nach Frankreich die Früchte unsrer Arbeiten zu verlieren. Auf unsern frühern Reisen haben wir das ganze Land zwischen den Ufern der Propontis, des ägäischen Meers, des Thymbrius und Hermus, das von Alters unter den Benennungen Bythinien, Phrygien, Mysien und Lydien bekannt war, mit der größten Sorgfalt durchforscht. Im Südosten jener Gegenden haben wir unsre Forschungen wieder aufgenommen und sie von dem Laufe des Timelus, Messovs und des Bergs Dindymen bis zum Gebirge Emis-Dagh und zu den großen Bassins fortgesetzt, die sich über die Hochebene von Kleinasien verbreiten. Von da haben wir den Berg Aborens und die Zuflüsse des Sangarius erreicht, die uns nach Enguri führten."

Unsre beiden Reisenden folgten dem Kaistro, Hermus und Meander, deren Lauf bis jetzt nur wenig bekannt war. Ihren Berichten zufolge befindet die Quelle des Meanders sich am Fuße des Berges Dyndimen. Auf ihrem mühsamen und belehrenden Wege betraten sie Galatien und den Theil jener gallischen Kolonie, den die Tektosagen inne hatten. Um Spuren der Vorzeit aufzufinden und nützliche Entdeckungen zu machen, mußten sie neue Richtungen einschlagen. Inschriften, die sorgfältig von ihnen kopirt wurden, werden die Gelehrten in den Stand setzen, die Stellen auszumitteln, wo alte spurlos verschwundene Städte wie Ipsus, an die sich der Name Alexanders knüpft, und Sidana, eine der blühendsten des alten Phrygiens, standen. Im Norden von Lykaonien und Kastopalus konnten sie mit Titus Livius dem Zuge und den Schlachten des Konsuls Manlius gegen die galatische Reiterei folgen. Oft begegneten sie auf ihrem Wege den Zehntausend, und mehr als Einmal konnten sie nur mit vieler Mühe die von Xenophon angegebenen Entfernungen mit dem Zeugnisse der größten Geographen in Einklang bringen. Die Richtung, welche Arian den Ueberwinder des Darius nehmen läßt, scheint ihnen, obgleich sie sehr gekrümmt ist, weniger ungewiß und widersprechend.

Indem die Herren Stamaty und Callier so die Spuren des Uralterthums aufsuchten, versäumten sie dabei nicht, den Zügen der Kreuzfahrer zu folgen. Der Weg, den sie eingeschlagen hatten, um nach Ancyra zu kommen, und den sie verfolgen mußten, um Cäsarea zu erreichen, war derselbe, den jenes Heer von Aquitaniern, Franzosen und Lombarden unter Führung der Grafen von Poitiers, von Blois und Andern gezogen war, die Europa im Jahre nach der Eroberung von Jerusalem verlassen hatten. Dieses Heer wurde, nachdem es Ancyra und die Defileen von Paphlagonien überschritten hatte, jenseits Gangras auf einer Ebene zwischen dem Berge Adorens und dem Flusse Halis, zwei oder drei Tagreisen von Sinope, von den Türken geschlagen und aufgerieben. Zwei Pilgerzüge, die dem Heere folgten, statt sich gegen Gangras zu richten, gingen den Halis aufwärts, und kamen zwischen Stancon und Ereley oder Heraklea, Orte, die der jetzigen Geographie und Geschichte ganz unbekannt sind, elend ums Leben.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Theophrast hat eine Abhandlung über Fische geschrieben, die auf dem Lande leben. Von dieser, wie von mehreren andern Schriften dieses Verfassers ist uns nur der Titel übrig geblieben, der übrigens sonderbar genug klingen mag; wiewohl eine von einem neuen Naturforscher gemachte Beobachtung vermuthen läßt, daß der griechische Philosoph der Welt nicht bloß eine Fabel von seiner Erfindung zum Besten gegeben habe. Der englische Arzt Hancock, in Guiana, hat von Demerary aus an einen Freund in England einen Brief geschrieben, worin merkwürdige Angaben über einen Fisch von der Gattung der Doras enthalten sind. Dieser Fisch, von der Familie der Silurioïden Cuviers, habe den Kopf mit einer harten und knöchernen Decke gepanzert, und eine Reihe Schalen von derselben Art längs dem Körper. Seine Brust- und Rückenflossen haben als Hauptrippe eine dicke und spitzige Gräte, die mit einer oder zwei Reihen scharfer Auszahnungen versehen ist, so daß sie Aehnlichkeit mit einer Säge hat. Dieser Doras von Demerary hält sich gewöhnlich in Sümpfen und Seen auf. Wenn in der heißen Jahrszeit das Wasser derselben beinahe ausgetrocknet ist, so verlassen die Fische alle auf Einmal ihren Aufenthaltsort und bewegen sich hüpfend auf dem Lande nach einer wasserreichern Stelle fort. Herr Campbell, ein anderer Engländer, begegnete einmal auf einem Ausfluge einem Zuge solcher Fische, der nach einem Zuflusse des Pomerun auf der Wanderung war. Es war ihrer eine so große Anzahl, daß die Neger Campbells mehrere Körbe voll davon einsammelten. Die Indianer behaupten, daß diese Fische manchmal die ganze Nacht auf dem Wege sind. Die Bewegungen derselben auf dem Trockenen gleichen einigermaßen denen der zweibeinigen Eidechse. Mit Hülfe der zwei Flossrippen an der Brust heben sie sich von einem Punkt zum andern, wobei sie sich ihres elastischen Schwanzes zum Fortrücken bedienen. Sie kommen dabei fast so schnell vorwärts, als ein Mensch im gewöhnlichen Schritte. Die Indianer sagen auch, daß sie auf ihren Wanderungen Wasser mit sich nehmen. Hancocks Beobachtungen zufolge besitzen sie eine so eigenthümliche Sekretion, daß man die Oberfläche ihres Körpers, so lange sie leben, fast nicht trocken machen kann. Wenn man sie mit einem Tuche abtrocknet, so werden sie gleich darauf wieder feucht. — Eine andere Art derselben Gattung und eine Gattung von Esox oder Hecht, die ebenfalls in Seen und Sümpfen leben, nehmen in der heißen Jahrszeit keine solchen Wanderungen vor, sondern graben sich in den Schlamm ein, wo sie so lange bleiben, bis wieder Wasser kommt. Der wandernde Doras hat noch eine andere merkwürdige Eigenschaft: er baut sich nämlich ein Nest, in das er seine Eier laicht, die er bebrütet und sorgfältig bewahrt, bis sie ausgekrochen sind. Ein solches Nest besteht aus einem Häufchen abgefallener Blätter oder Gräser. Das Männchen und Weibchen, denn diese Fische leben monogam, bewachen dieses Nest, um es im Nothfalle zu vertheidigen. Wenn die Neger sie fangen wollen, so stecken sie die Hand ins Wasser, in der Nähe, wo sich dergleichen Fische aufhalten. Sobald das Wasser bewegt wird, eilt das Männchen sogleich zur Vertheidigung des Nestes herbei und wird dann ergriffen. (Zoological Journal XIV. p. 210.)

•

Der afrikanische Reisende, Richard Lander, hatte jüngst die Ehre, zu Windsor Seiner Majestät dem Könige von England vorgestellt zu werden und ihm sein Reisetagbuch zu überreichen, das gegenwärtig in London bei Murray im Drucke erschienen ist. Herr Lander bereitet sich, so viel man hört, zu einer zweiten Reise auf dem Niger, wobei ihn ein Anderer seiner Brüder begleiten wird. Die Regierung will ihn den Fluß aufwärts bis Tunbuktu gehen lassen, um den einzigen noch unbekannten Theil des Nils — zwischen Tunbuktu und Savori — untersuchen zu lassen. Auch eine Gesellschaft von Kaufleuten in Liverpool hat ihn ersucht, ein Dampfboot, mit Handelswaaren befrachtet, bis Rabba hinauf führen zu helfen. Der Superkargo dieses Schiffes soll nach ihrer Ankunft in Rabba daselbst verweilen und mit den Eingebornen Handelsgeschäfte anknüpfen, während dessen Lander seine Reise nach Tunbuktu fortsetzen, und wenn er diesen Ort erreicht und seine geographischen Beobachtungen angestellt hat, zu Rabba das Dampfboot wieder treffen und auf demselben nach England zurückkehren wird. Wahrscheinlich wird die Expedition Anfangs Junius auslaufen und den Fluß erreichen, wenn er von dem Regen angeschwellt ist; im Herbste hofft der Reisende wieder in England zu seyn. Auf dem Weg den Niger aufwärts wird er eine Strecke den Schery hinauffahren, um genau die Lage der Stadt Funda auszumitteln.

•

Bekanntlich macht die berühmte „Academia Ercolanense" seit mehr als fünfzig Jahren die Resultate ihrer Arbeiten in fortlaufenden, aber oft erst in großen Zwischenräumen erscheinenden, Bänden bekannt. So hatten auch jetzt schon seit langer Zeit die Gelehrten Europa's eine Fortsetzung derselben erwartet. Diese ist endlich vor einigen Tagen erschienen, und enthält unter andern eine sehr interessante Untersuchung über die Isistempel.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 107. 16 April 1832.

Sainte-Pelagie
von Armand Marrast.

Aus dem Buch von hundert und Einem. IV. Band.

Ich kenne Bicêtre und seine engen, düstern, ungesunden Keichen, wo der Mensch seine letzte Kraft sammelt, und tropfenweise den Kelch der langen Qualen austrinkt, die ihn zu einem gewaltsamen Tode vorbereiten. Ich kenne die hohen alten Thürme, die sich mit ihren schwarzen Mauern in die Luft verlieren; ich kenne diese schwarzen Mauern, die inwendig mit Namen und Inschriften bedeckt sind. Ich kenne auch die feuchten unterirdischen Gemächer der Conciergerie, diese Keller, wo das Wasser von den Wänden träufst; jene „Secrets," deren scheußliches Einerlei Nichts unterbricht, wo man allein ist, aber wo man sich durch erhebendes Nachdenken, oder durch die Entrüstung über erlittenes Unrecht, oder durch die Tröstungen eines unbefleckten Gewissens stärkt. In allen diesen Lagen ist ein standhaftes Gemüth am rechten Orte. Die Philosophie kann stolz ihr Haupt erheben und sagen: ich bin stark! — Aber in Sainte-Pelagie ist — Nichts von allem Dem. Sainte-Pelagie ist die Hinrichtung durch Sehnsucht, die Folter durch Langeweile, der Mord durch langsame Auszehrung. Es ist eine Art Saugapparat, der an's Gehirn gesetzt tropfenweise seine Säfte auspumpt, es entkräftet, abstumpft, erschöpft. Es herrscht hier keine Unruhe und kein Friede. Man findet nicht Paris und auch nicht die Einsamkeit eines Gefängnisses. Es ist eine Mischung aus Allem: Luft ein wenig, Raum fast keiner, einige Freunde, zudringliche Menschen die Fülle; es ist ein Gefängniß, das eine Welt umschließt, eine Welt, die nicht für das Gefängniß geschaffen ist; da trifft man einen menschenfreundlichen Direktor von liebenswürdigem Aeußern, Gefängnißwärter, die fast Logendienern gleichen; es ist kein harter, aber ein trauriger Aufenthalt, eine Art civilisirter Polizei, es ist Etwas, das stets aus falschem Scheine besteht — Sainte-Pelagie ist unerträglich.

Vor der Julirevolution wurden auch Schriftsteller in's Gefängniß geworfen, aber es gab keine politische Sainte-Pelagie. Heut zu Tag ist Alles anders, denn es steht geschrieben, daß nichts Bestand haben soll, nicht Throne, nicht Gefängnisse. Es gibt nichts als Völker, welche hoffen, und Menschen, welche dulden — und Dieß ist ewig so!

Die politische Sainte-Pelagie also ist gegenwärtig nicht mehr jenes Haus, wo die Herrn Jouy und Jay mit einem Monate Gefängniß die Kühnheit der Meinung büßten, die sie damals mit so bezaubernder Schärfe auszusprechen wußten. Es ist nicht mehr jenes alte Kloster voll kleiner Zellen, wo Diebe mit langen Bärten fluchten und rauchten, wo einst schöne Nonnen von Liebe und Gebet träumten. Es ist nicht mehr das Gebäude, wo Beranger, Cauchois Lemaire, Lapelouze, Chatelain, Bert, Fontan, Magalon, Achille Roche, Dubois, Barthélemy, und mehrere Andere, die ich gegen meinen Willen vergessen habe, für Schriften büßten, die voll eines kräftigen Genie's, eines hohen Bewußtseyns, Talentes und einer kühnen und festen Opposition waren. Damals hatten die Politiker einen eigenen, für sie bestimmten Gang. Seit dem Julius wurde für sie ein ganzes Haus nöthig. Dieses Haus ist ein politischer Pavillon; nur hat er seinen Hof, seine Gitter, seine Pforte, sein Sprachzimmer, seinen Direktor, seine Façade. Eine furchtbare Façade; denn das Ganze wurde ihr geopfert. Dank dieser Façade, findet man hier Gemächer von zehn Fuß Höhe, und Löcher, die kaum fünf Fuß hoch sind; man hat im dritten Stockwerke enge Keichen, und im ersten öffentliche Plätze. Die Ursache davon ist leicht zu finden; gewöhnlich baut man Häuser für die Bequemlichkeit ihrer Einwohner. Ein Gefängnißbau ist der Willkür des Baumeisters überlassen, der seine Dachlucken und Pforten nach den Regeln der Kunst anlegt. Sainte-Pelagie ist nur gebaut, um von Außen gesehen zu werden. Wanderer, verlange nicht mehr davon zu sehen!

Hier innen ist nichts schön, glaubt mir es auf mein Wort. Obgleich das Haus noch neu ist, so ist es dennoch durch den häufigen Gebrauch, den man davon gemacht hat, abgenützt genug. Zwei Monate nach dem Julius gaben ihm Hubert und Thierry die patriotische Taufe; wer könnte seit dieser Zeit die Namen Aller aufzählen, die hieher gebracht wurden, um ihre Stirne in das Wasser der Reinigung zu tauchen! — Cavaignac, Trelat, Raspail, Blanqui, Danton, Sambuc, Lenor, Philippen, Mané, Bascans, Thouret, Geroet, Duchatelet, Delaunay, Galois, Kersausie, Sarrut, und so viele andere edelmüthige und heißblütige Menschen, die Einen, weil man sie, ich weiß nicht in welche Verschwörung verwickeln wollte, die Andern wiederholt hierhergeschickt von den Gerichten, die sie mit Prozessen überhäufen, ohne sie erschüttern zu können. Ich beschränke mich darauf, zu bemerken, daß seit dem Zeitabschnitte des 9 August das Gefängnißregister 430 Angeklagte aufzählt, die Verurtheilten ungerechnet. Zur Stunde, wo ich Dieses schreibe, enthält Sainte-Pelagie 120 politische Gefangene, und das Haus war vordem nur

für hundert eingerichtet. So mußten denn auch die Force und die Conciergerie ihre Seitenflügel öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die gegenwärtigen Beherrscher Asiens und Nordafrika's.

(Fortsetzung.)

10. Kholand (Staat im Gebirge von Nord-Dschagatai).

Emir Khan, Fürst von Farghana und Khokand.

11. Badakschan (in Mittelasien).

Mirza Abd-ul-Ghafur. Sohn Mohammed Schah's, residirt zu Faizabad, einer südlich von Badakschan gelegenen Stadt.

12. Kharizm.

Rahman-Kuli-Khan folgte seinem Vater Mohammed Rahim Khan im Jahre 1826. Der Titel dieser Fürsten aus uzbekischem Stamme ist Taksir Khan; sie residiren zu Khiwa.

13. Indien unter europäischer Herrschaft.

General-Gouverneur von Bengalen: Lord William Cavendish Bentink, der im Jahre 1828 Lord Amherst in dieser Stelle folgte. Die Bodenfläche der Präsidentschaft Bengalen beträgt 15,000 Quadratmeilen, und ist von 57,500,000 Seelen bewohnt. Gouverneur von Madras: Sir Stephen Rumbold Lushington, folgte am 18 Oktober 1827 Sir Thomas Munro. Dieses Gouvernement umfaßt 7000 Quadratmeilen und 15 Millionen Einwohner, ohne die vom birmanischen Reiche getrennten Provinzen zu rechnen. — Gouverneur von Bombay: Earl von Clare, ernannt am 23 August 1830 an Sir John Malcolm's Stelle. Der Umfang dieser Präsidentschaft mißt 3,200 Quadratmeilen und hat 10,500,000 Einwohner.

Gouverneur von Ceylan: Robert John Wilmot Horton, der im März 1831 Sir Hudson Low folgte.

Generaladministrator der französischen Kolonien: Herr de Melay, der im Mai 1829 an die Stelle des Vicomte Desbassyns de Richemont trat.

Gouverneur der dänischen Besitzungen: Christenson.

Generalgouverneur der holländischen Besitzungen: Van der Bosch, der im März 1830 dem Vicomte Du Bus de Ghissignies folgte. Holländischer Gouverneur der molukkischen Inseln: Van Merkus.

Spanischer Gouverneur der Philippinen: Don Mariana Ricaford.

Indische Staaten, die von England abhängig.

Heiderabad, zwischen den 16° und 22° nördlicher Breite, umfaßt einen Theil des alten Telingana, und erstreckt sich von Norden nach Süden von den Flüssen Tapty und Warda bis an den Tumbadra und Krischna (oder Mahanadi). Die Bodenfläche beträgt 96,000 englische Quadratmeilen, die Bevölkerung zählt zehn Millionen Seelen, wovon ein Theil mohammedanisch ist. Telingana wurde von den Mohammedanern erobert, und bildete einen Theil des Reichs Bhamani in Dekkan; nach der Auflösung des letztern wurde es unter dem Namen Golconda abermals unabhängig. Der erste Fürst von Golconda war Kuli Kutub Schah, der von 1512 bis 1551 herrschte; Djemschid Kutub Schah bis 1558; Ibrahim Kutub Schah bis 1586; letzterer gründete die Stadt Heiderabad. Ihm folgte sein Bruder Mohammed, diesem Abdallah-Kutub Schah, den der Großmogul Schah Djihan zinsbar machte. Im Jahre 1690 wurde Abu Hosein von Aurengzeb gefangen genommen und starb 1704. In der großen Verwirrung, die nach Aurengzeb's Tod folgte, bemächtigte sich Nidzam el Mulk gegen 1717 des Landes und starb 1748. Sein Sohn Nasir Djeng wurde 1750 getödtet, und dessen Sohn Modaffer Djeng im Jahre 1757; Salabet Djeng, gleichfalls ein Sohn des Nidzam, wurde im Jahre 1761 von seinem Bruder Nidzam Ali in's Gefängniß geworfen, wo er zwei Jahre später starb. Nidzam Ali herrschte bis 1803, sein Sohn Sekander Djah starb den 21 Mai 1828, und der ältere Sohn desselben Nasir el Devlah bestieg am 24 Mai den Thron. Die Residenz Heiderabad liegt unter 17° 15′ der Breite und 76° 15′ der Länge. Sie wurde im Jahre 1585 gegründet, und zählt 400,000 Einwohner.

Nagpur, Ueberrest des großen Mahrattenstaates in Dekkan, der von den Engländern im Jahre 1818 gestürzt wurde. Nagpur liegt zwischen 18° 40′ und 6° 40′ der Breite und 76° und 81° der Länge, enthält 70,000 engl. Quadratmeilen und 3 Millionen Einwohner. Es ist nicht bewiesen, daß die herrschende Dynastie von Sewadji dem Gründer des Mahrattenreiches, abstammt. Ragodji eroberte im Jahre 1738 das Land und starb 1755; sein ältester Sohn Djanodji starb 1772; dessen Bruder Mudhadji regierte bis 1788, worauf der Sohn desselben Ragodji Bhunsla den Thron bestieg, er starb am 22 März 1816 und hinterließ seine Staaten seinem Sohne Persodji Bhunsla, der am 1 Februar des folgenden Jahres erdrosselt wurde, worauf Appa Saheb zur Herrschaft gelangte, der unter dem Namen Mudhadji II den Thron bestieg; er wurde am 25 Junius 1818 von den Engländern wieder abgesetzt und der Thron dem Sohne Persodji's Ragodji-Bhunsla, der neun Jahre alt war, zurückgegeben. Die Residenz ist Nagpur unter 21° 9′ der Breite und 76° 51′ der Länge, mit 115,000 Einwohnern.

Audh oder Oude, zwischen 26° und 28° nördlicher Breite, hat 20,000 engl. Quadratmeilen im Umfange und 3 Millionen Einwohner. Das Land wurde von den Mohammedanern nach ihren ersten Einfällen erobert. Unter Mohammed, einem der Nachfolger Aurengzeb's, wurde Saadet Khan von Nischapur in Khoresan, Subahdar des Landes; ihm folgte in der Herrschaft sein Sohn Sefdar Djeng bis 1756. Der Sohn desselben Schudjah ed Devlah regierte bis 1775; sein Sohn Asaf ed Devlah bis 1797. Ein natürlicher Sohn des letztern Vizir Ali bemächtigte sich nun des Thrones, wurde aber von Lord Teignmuth abgesetzt, und Saadat Ali am 21 Januar 1798 zum Herrscher ausgerufen; dieser starb am 11 Julius 1814. Sein Nachfolger, Ghazi Eddin Hëider, nahm am 9 Oktober 1819 den Titel Padischah an, und starb am 20 Oktober 1827. Sein Suleiman Djah Nasir Eddin Heider folgte ihm. Die Residenz ist Lucknau, unter 26° 51′ der Breite und 78° 30′ der Länge, mit mehr als 300,000 Einwohnern.

Baroda, der beträchtlichste und schönste Theil der Halbinsel Gudjerat, enthält 18,000 engl. Quadratmeilen und 2 Millionen Einwohner. Pilladji, aus der Familie Guikowar (Gaikevad) ein

Mahratte und Eigenthümer eines Dorfes bemächtigte sich der Herrschaft, die er bis 1747 besaß. Sein Sohn Damadji Guikowar regierte bis 1768; Fath Singh Guikowar bis 1789; Monadji Guikowar bis 1792; Govind Rao bis 1800; Anand Rao Guikowar bis 1819; ihm folgte sein Bruder Siadji Rao Guikowar. Die Hauptstadt ist Baroda mit 100,000 Einwohnern.

(Schluß folgt.)

Ueber ein allgemeines Eisenbahnsystem in Frankreich.

(Mittheilung aus Paris.)

Seitdem die Liverpool- und Manchester-Bahn in Verbindung mit den neuen Dampfwagen die kühnsten Erwartungen übertroffen hat, folgt in England ein Projekt dem andern, und alles Kapital fließt fast ausschließlich nach diesen neuen Unternehmungen hin. Die Eisenbahnlust hätte sich ohne Zweifel längst schon unsern Kapitalisten mitgetheilt — denn die 100 Prozente, welche die meisten englischen Unternehmungen bereits gemacht haben, stechen ihnen in die Augen und öffnen ihren Sinn für das Gute und Nützliche — hätte nicht die Furcht vor Krieg und Emeuten sie für alle solide Spekulation seither unfähig gemacht. Inzwischen sind die Ingenieure und Nationalökonomisten nicht ganz unthätig geblieben. Die Herren Mellet und Henry, welche schon vor mehreren Jahren für eine Kompagnie die Anlegung einer Eisenbahn von St. Etienne nach Andrezieux, und später bis nach Roanne unternommen hatten, um den vortrefflichen Steinkohlen von St. Etienne den Markt nach dem Flußgebiete der Loire und Seine, bis Paris und weiterhin zu eröffnen, wurden ermuthigt, ihr Unternehmen bis nach Digoin zu projektiren, wo demnach ihre Eisenbahn den Loirekanal erreicht; eine Verbindung, welche die unregelmäßige und unsichere Flußschifffahrt der Loire ganz ausschließen wird. Auch haben die bedeutendsten unserer Ingenieure kürzere oder längere Wallfahrten nach England gemacht, wie z. B. die Hrn. Mellet und Henry, Herr Cordier, Inspektor der öffentlichen Unternehmungen, ein um die französische Industrie vielfältig verdienter Mann, die Hrn. Coste und Perdonnet. Erstere haben die Resultate ihrer Beobachtungen in ihre Berichte an die Aktionäre der Eisenbahn von St. Etienne nach Roanne einfließen lassen, die beiden letztern aber ein besonderes Memoire über die Eisenbahnen in Druck herausgegeben. Nicht wenig Aufmerksamkeit hat ferner eine im verflossenen Winter — erst in der Revue Encyclopédique, dann als Broschüre *) erschienene Darstellung der finanziellen nationalökonomistischen und politischen Vortheile eines allgemeinen Eisenbahnsystems in Frankreich in Anspruch genommen. Der Verfasser Hr. F. List aus Philadelphia, der sich seit vielen Jahren mit diesem Gegenstande beschäftigt, und dem in den Vereinigten Staaten eine der bedeutendsten Unternehmungen dieser Art, die Vereinigung des Schuylkilkanals mit dem Nordarm der Susquehana gelungen war, hat zum ersten Mal die Vortheile eines allgemeinen Systems zu zeigen gesucht. Früher wurden bloß einzelne Projekte zur Sprache gebracht, wie z. B. die Verbindung einer Steinkohlenmine mit einem schiffbaren Flusse oder einem Kanale, oder die Verbindung von zwei Strömen oder einer großen Stadt mit einem Seehafen. Hr. List dagegen setzt voraus, Frankreich besitze ein System von Eisenbahnen, das von Paris ausstrahle, nach Bordeaux, Nantes, Marseille, Besançon, Straßburg, Metz, Brüssel, Calais, Havre de Grace und Dieppe, und zeigt nun, was Frankreich von einer solchen Maschine zu erwarten habe, in allgemeinen Umrissen. Man erstaunt über die Unermeßlichkeit der Wirkungen dieser Erfindung, wenn man sie mit dem Verfasser von diesem Standpunkte aus betrachtet, und, nachdem man die Sache approfundirt hat; kann man nicht umhin sich zu gestehen, daß die Eisenbahnen in Verbindung mit den Dampfwagen, bestimmt sind, in der Geschichte der menschlichen Erfindungen eine nicht minder wichtige Rolle zu spielen, als die Presse und das Pulver, daß sie mit Einem Worte, das Nervensystem des europäischen Kontinents bilden werden. Betrachten wir diese Wirkungen etwas näher. Durch die Verringerung der Frachten um $^{1}/_{2}$ und in manchen Fällen um $^{3}/_{4}$ und $^{9}/_{10}$ ihres bisherigen Betrags, und durch eine gleichmäßige Verkürzung der Zeit, während welcher Menschen und Güter unterwegs sind, werden die Distanzen zwischen Stadt und Land, zwischen Seeküste und Binnenland, zwischen den Orten der Produktion und Konsumtion, in gleichem Verhältnisse vermindert. Diese Vortheile kommen hauptsächlich den Binnenländern zu gut, welche bisher der großen Vortheile des See- und Kanaltransports entbehrten. Die Totalwirkung hievon wird seyn: daß die Produktion und somit die Bevölkerung sich verdoppeln und in manchen Fällen verdreifachen, und daß die Abgaben, wofern nur die Staatsbedürfnisse sich in ihrem gegenwärtigen Bestand erhalten, für den einzelnen Kontribuenten sich um die Hälfte vermindern. — Der wichtigste aller Transporte, in kommerzieller und industrieller Hinsicht, wie in Beziehung auf politische und moralische Vervollkommnung, ist der Menschentransport. Gefahr, Zehrung, Zeitverlust und Strapazen der Reise, die ungleich höher in Anschlag kommen als die Transportkosten, werden in noch größeren Verhältnissen vermindert als diese. Es ist somit 5 und 10 Mal leichter, ist man Kaufmann im Seehafen, das Innere zu bereisen, — ist man Kaufmann des Innern, nach dem Seehafen zu gehen, — ist man Fabrikant, Käufer für seine Fabrikate oder rohe Materialien, oder einen gelegeneren Platz für sein Geschäft aufzusuchen. Der niedrigste Arbeiter kann mit der Schnelligkeit eines Kouriers sich von einem Ort, wo Arbeit mangelt, an einen andern begeben, wo sie gesucht ist. Alle die zu ihrer Bildung, wegen ihrer Gesundheit, zu ihrer Zerstreuung, oder um ihrer Geschäfte willen reisen, werden nun ihre Plane um das Zehnfache ausdehnen können. Es wird leichter seyn von Straßburg nach Havre de Grace, oder von Paris nach Marseille oder Bordeaux zu gehen, als es jetzt ist, sich von Straßburg nach Basel zu begeben. Man wird künftig, auf eine Einladung zu einer Fußreise, dieselbe Antwort erhalten, die vor Kurzem ein Liverpooler von seinem Nachbar erhielt, „ich bin zu arm, mein Freund, um eine Fußreise nach Manchester zu unternehmen.“ Die unermeßlichen Vortheile, die hieraus für den ganzen intellektuellen und industriellen Zustand eines Landes hervorgehen, lassen sich eher vorstellen als beschreiben.

Einer der wichtigsten Vortheile eines ganzen Systems von Eisenbahnen wird darin bestehen, daß es die stehenden Heere überflüssig machen, oder doch ihre unendliche Verminderung ermöglichen wird, während das Land, durch die Möglichkeit, in wenigen Tagen Millionen von Nationalgarden auf den bedrohten Punkt zu versammeln, und sie fortwährend von allen selbst den entferntesten Punkten mit Lebensmitteln zu versehen, sich unangreifbar macht. Invasionskriege werden aufhören. Hungersnoth und Theurung werden nicht mehr erhört werden. Frankreich wird in Beziehung auf Nationalsicherheit, und auf die Versorgung seiner Hauptstadt und seiner Provinzen im Fall des örtlichen Mißwachses, dieselben Vortheile gewinnen, welcher England durch seine insularische Lage sich erfreut. Jede neue Generation wird auf dem Grunde fortbauen, den die vorige gelegt hat.

Forscht man nach den Ursachen der Industrie-Entwicklung Englands, so zeigen sich, nächst der intellektuellen, moralischen und politischen Tüchtigkeit (die an sich wieder Wirkungen sind) vorzüglich diese. Jahrhunderte lang angedauerte Sicherheit im Innern, dann die Leichtigkeit des Transportes, und endlich die Masse der Naturreichthümer, worunter Kohlen-, Eisen-, Gyps- und Salzlagen die erste Erwähnung verdienen. Ein Land, das Steinkohlen konsumirt, hat gleichsam zwei Etagen; in der untern producirt es sein Brennmaterial, in der obern seine Lebensmittel. Durch die Vervollkommnung der Fabriken, durch Dampfmaschinen, Dampfschiffe, Dampfwagen, und durch die Erfindung Eisen mit Steinkohlen zu fabriziren, ist dieses Material zehnmal wichtiger als zuvor, ja wir möchten sagen zum ersten Bedürfnisse eines industriellen Landes geworden. Damit aber ein Land diesen Naturreichthum in vollem Maße sich zu Nutzen machen könne, muß es die Transportmittel in der höchstmöglichen Vollkommenheit besitzen, oder sie durch die Kunst sich verschaffen, wenn die Natur sie ihm versagt hat; denn nur durch möglichst gleiche Vertheilung dieses Brennmaterials auf die ganze Oberfläche des Landes mit den möglichst geringen Kosten, ist der höchstmögliche Nutzen desselben zu erzielen, und die Transporterleichterung ist hier um so folgenreicher, je größer das Gewicht dieses Materials ist im Verhältnisse zu seinem Werth. England, begünstigt durch die natürlichen Vortheile seiner Küsten- und Flußschifffahrt, und durch seine Kanäle und Eisenbahnen, hat seine Steinkohlenproduktion bis auf 16 Mil-

*) Idées sur les reformes économiques, commerciales et politiques applicables à la France par Frédéric List.

lionen Tonnen oder 520 Millionen Centner gesteigert. Diese Produktion, an sich schon ungleich größer, als die Produktion aller Silber- und Goldbergwerke der ganzen Erde, erscheint unberechenbar, betrachtet man ihren Einfluß auf alle übrigen Industriezweige. Nehmen wir nur die Eisenproduktion: 700, bis 800.000 Tonnen Eisen, die es gegenwärtig produzirt, betragen allein gegen 200 bis 300 Millionen Franken. Frankreich produzirt nicht mehr als 1½ Millionen Tonnen Steinkohlen und 200 Millionen Eisen, während die Kunstverständigen behaupten, daß seine Naturreichthümer in diesen Artikeln an Qualität und Quantität denen von England nicht nachstehen. Man kann annehmen, daß Frankreich seine Industrie an Steinkohlen, Eisen, Dampfmaschinen ꝛc. um mehr als 1500 Millionen Franken jährlich steigern könnte, wenn es sich dieselben Transporterleichterungen verschaffte, die England besitzt. Eisenbahntransport in seiner höchsten Vollkommenheit ist aber so wohlfeil, und noch sicherer, regelmäßiger und schneller als Küstenfahrttransport, und wirkt vielfältiger auf die Industrie, da er das Innere der Länder belebt, während dieser nur die Außenseite berührt. Die Entfernung zwischen Newcastle und London zur See ist eben so groß, als die Entfernung zwischen Paris und den reichen Steinkohlenlagern in Süden. Vermittelst eines Eisenbahnsystems wird demnach Frankreich in diesen Industriezweigen England wenigstens erreichen. Die Salzproduktion, gegenwärtig 500.000 Tonnen betragend, wird durch die vermittelst dieses Transports bewirkte Preisverminderung verdoppelt und verdreifacht werden, zum höchsten Vortheile für den Ackerbau, die Manufakturen und zur Wohlfahrt der niedern Volksklassen. Bei einem Preise von 2 Sous per Pfund, werden alsdann die Salzwerke und die Finanzen sich ungleich besser stehen, als bei dem gegenwärtigen enormen Preise von 5 Sous.

Man kann überhaupt die unermeßlichen Wirkungen eines solchen Systems nicht schlagender bezeichnen, als wenn man sagt, daß ganz Frankreich dadurch schiffbar gemacht werden wird, nach allen Richtungen und zu allen Jahrszeiten. Der Westen wird seinen Ueberfluß an Getreide, der Süden seine Früchte und Weine, die Berggegenden werden ihre Mineralien, die Küstenländer ihre See-Erzengnisse unter der ganzen Masse der Bevölkerung vertheilen. Die Städte werden ihre Fabrikerzeugnisse, die gröbsten und wohlfeilsten nicht ausgenommen, nach den entferntesten Punkten versenden und von den äußersten Gränzen ihre Subsistenzmittel beziehen. Dupin und Chaptal schätzen diesen innern Transport jetzt schon auf 2¾ Millionen Tonnen; die Eisenbahnen werden ihn in den ersten 10 Jahren verdoppeln. Dadurch wird das Land noch einmal so reich, die Stadt noch einmal so betriebsam und bevölkert werden. Es wird sich alsdann jenes Verhältniß zwischen Land- und Stadtbevölkerung herstellen, das allein geeignet ist, einen blühenden Ackerbau zu erzeugen.

Der auswärtige Handel Frankreichs wird nicht hinter seiner innern Industrie zurückbleiben. Die meisten Güter, welche aus Ost- und Westindien, aus Süd- und Nordamerika nach dem südlichen Deutschland, nach dem Elsaß und der Schweiz gehen, werden die Eisenbahn von Havre nach Mainz oder Straßburg nehmen. Freilich werden die holländischen Kaufleute alle möglichen Erleichterungen eintreten lassen, um Konkurrenz zu halten, und am Ende sogar die Hanse-Städte gezwungen seyn, auf die Anlegung einer Eisenbahn nach dem südlichen Deutschland zu denken. Aber Havre besitzt natürliche Vortheile, die ihm immer eine bedeutende Konkurrenz sichern. Auch werden die meisten Güter, die aus der Levante und aus Italien nach Holland und Norddeutschland, wie die, welche aus Spanien nach dem östlichen Kontinent, und in der entgegengesetzten Richtung gehen, den Eisenbahntransport durch Frankreich viel bequemer, sicherer und schneller finden, als den Seetransport, zumal wenn das französische Eisenbahnsystem, wie sich im Laufe der Zeit wohl erwarten läßt, von den Nachbarländern fortgesetzt werden sollte.

(Schluß folgt.)

Der schwarze Mann.

(Eine Episode aus der Cholerazeit in Paris.)

Weiß wie frischgefallener Schnee lag er in seinem Bette, in weißem Hemd, in weißer Schlafmütze. Gegen Mitternacht erwachte er. Ein grimmiger Schmerz wühlt in seinen Eingeweiden; sein Kopf ist schwer und eingenommen, seine Augen rollen, seine Beine fangen an zu hüpfen gegen seinen Willen. Er zieht die Klingel. Seine Bedienten stürzen herein. „Schnell, Hülfe! Ich sterbe! Ich habe die Cholera!“ Bei diesen furchbaren Worten rennen die einen davon, die andern fallen vor Schrecken um, die einen kreuzigen sich, die andern fluchen. Alle verlieren den Kopf, nur Einer nimmt den des Kranken. Und ohne viele Umstände fängt er an ihm die Schläfe zu reiben, das Occiput und das Sinciput, die Wangen und die Ohren, alles in der löblichen Absicht, den Umlauf des Bluts wieder herzustellen. Der ehrliche Bediente hatte in der Zeitung gelesen, daß Wärme und Reibungen das einzige Mittel gegen die Cholera seyen. Und so rieb er ihn denn, bis er sich fast die Hand verrieben hatte; er mußte eine Bürste holen. Er bürstete sanft, er bürstete stark, er bürstete wie besessen, er bürstete Alles. Sein Herr war durch und durch gebürstet, als der Arzt erschien. Der arme Kranke gab kaum noch ein Lebenszeichen von sich. Neben ihm stand sein Bürster, der am ganzen Leib von Schweiße troff. — „Wie, rief der Arzt erschrocken, Dein Herr ist schon todt? Bringt doch Licht her!“ — Man beleuchtete die traurige Szene. Der Sterbende, vom Kopf bis zu Füßen schwarz, sah mehr wie eine Kohle als wie ein Cholerakranker aus. „Wie lange leidet er schon?“ fragte der Arzt. — „Seit einer Stunde.“ — „Es ist unglaublich! Noch nie ist ein Cholerakranker in so kurzer Zeit völlig schwarz geworden.“ — „Ach, freilich, sagte der Bediente, fühlte ich ihn unter meinen Händen wie eine Kohle glühen! — Ist noch Rettung möglich?“ — „Ich hoffe. Laßt ein Bad bereiten.“ — Das Bad kam, der Kranke wurde hineingesetzt, und ehe eine Viertelstunde verging war der schwarze Mann, so schwarz er auch war, weiß wie ein Schwan und befindet sich jetzt gesund wie Keiner. Seine Cholera war nichts als eine Kolik, seine Schwärze nur die Schwärze von Kienruß. Sein wackerer Bedienter, von Eifer blind, hatte ihn mit einer Schuhbürste gerieben. — (Figaro.)

Vermischte Nachrichten.

Aus Italien erhält man Nachricht von einer durch den Cavaliere Leopold Nobili in Reggio, gemachten Entdeckung, die von höchstem Interesse für die Wissenschaft ist. Bei seinen elektromagnetischen Versuchen fand er nämlich, daß der gemeine Magnet einen Funken, gleich dem elektrischen, von sich gebe. Im Jahre 1708 wurde der elektrische Funke von Dr. Hall entdeckt, der denselben mit dem Blitz verglich. Ein halbes Jahrhundert später bewies Franklin, mit Hülfe seiner Drachen, die Identität des elektrischen Fluidums und des Blitzes, und vor wenigen Jahren bewies Professor Oersted, in Kopenhagen, den Zusammenhang zwischen Elektrizität und Magnetismus aus den Wirkungen, die elektrische Ausströmungen aus einer galvanischen Säule auf eine Magnetnadel, die davon berührt wurde, zur Folge hatten. Die Entdeckung des Ritters Nobili würde den Beweis von der Identität des Magnetismus und der Elektrizität vervollständigen. Der Cavaliere Nobili ist der gelehrten Welt bereits durch seine elektromagnetischen Untersuchungen in den Memorie della Società Italiana, und in der Bibliothèque universelle, deßgleichen durch seine Erfindung eines äußerst genauen Galvanometers, und durch sein Geheimniß, Stahlplatten durch eine gewisse galvanische Behandlung starke Regenbogenfarben von großer Symmetrie und Schönheit einzuätzen, was er Metallochromie nannte, rühmlich bekannt.

Den neuesten offiziellen Angaben zufolge bestand die Kriegsmacht von Frankreich am ersten Jannar 1832 in 276.000 Mann Infanterie; 54.000 Mann Kavallerie; 55.000 Mann Artillerie; 8000 Ingenieurs; 4500 Wagentroß; 14.000 Veteranen; 16.000 Gendarmen; 4020 Offizieren des Generalstabes; im Ganzen aus 410.320 Mann. Die Kosten für dieses Heer sind im Budget mit 250.475.000 in Anschlag gebracht, was für jeden Mann eine jährliche Ausgabe von 608 Fr. 75 C. ergibt.

Es wird von französischen Blättern als eine bemerkenswerthe Erscheinung angeführt, daß den ganzen verflossenen Winter über zu Paris nicht ein einziges Mal Schnee fiel, ein Umstand, der sich seit Menschengedenken nur dreimal ereignete. Und um so seltsamer erscheint Dieß, da fast drei Monate hindurch stets Nord- und Nordwestwinde wehten, die tief im Winter stets Schnee zu bringen pflegen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 108. 17 April 1832.

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

9. Landesprodukte.

Mit dem Ackerbau hat es nicht dieselbe Bewandtniß wie mit den Manufakturen. Diese können von einer Regierung vielfach unterstützt und begünstigt werden. Dahingegen, wenn das Getreide und die andern Produkte von aller Abgabe bei der Ausfuhr befreit, und allenfalls noch Prämien für diese ausgesetzt worden, hat man für die Begünstigung des Ackerbaues Alles gethan, was möglich war, und kann nicht weiter gehen. Daher, und weil er überdieß in den Händen der am wenigsten Unterrichteten und derjenigen Klasse ist, die am meisten am Alten hängt, kann er nicht so schnelle Fortschritte machen, als die Fabrikindustrie. Alles bleibt dem Grundeigenthümer überlassen, und Alles reduzirt sich darauf, am meisten und wohlfeilsten zu produziren.

Es wird oft behauptet, daß die Grundsteuer den Fortschritten der Agrikultur nachtheilig sey, weil sie dem Produzenten die Mittel nehme, die er an den Landbau wenden könnte. Man könnte im Gegentheil sagen, daß sie vielmehr ein Antrieb sey, mehr und besser zu produziren, besonders in einem Lande, in welchem die Kultur noch immer gesteigert werden kann. Ohne dieses Reizmittel wäre man hier zu Lande, wo die natürliche Inertie ein solches sehr bedarf, vielleicht noch weiter zurück. Selbst der fruchtbarsten Erde muß durch die Sorgfalt des Menschen nachgeholfen werden; aber da, wo sie es weniger ist und wo Alles benutzt werden muß, ist man am frühesten von dem Irrthume des Brach liegen lassens zurückgekommen. Doch dieß Prinzip findet hier, wo es am besten durchzusetzen wäre, noch keine Anwendung.

Viel und wohlfeil hervorzubringen muß, wie gesagt, der Zweck des Produzenten seyn. Der wohlfeile Preis wird nicht nur bei gleicher Güte, sondern selbst bei geringerer, den Ausschlag geben, denn im Ganzen zieht man das Mittelmäßige und Wohlfeile dem Vortrefflichen und Theuren vor. Indessen gilt Dieß mehr noch von Fabrikwaaren, als von den Produkten des Ackerbaues, wo das Gute dem Produzenten oft nicht theurer zu stehen kommt als das Schlechte, indem es leicht ist, beim Samenkorn eine Auswahl zu treffen, und wo das Bessere die Kosten der Kultur nicht vermehrt. Dieß wollen aber die Landbauern in Apulien nicht einsehen, denn sie vernachlässigen ihren Weizen, indem sie zehn bis zwölf Sorten vermischen, anstatt sie gehörig abzusondern, und dergestalt auf zwei Klassen zu bringen, den weichen und den harten Weizen (blé tendre et blé dur.) Noch weniger taugt die Mischung aus beiden. In Sizilien, wo der Ackerbau nicht sowohl verschlechtert als nur vermindert worden ist, zählt man noch jetzt an zehn verschiedene Sorten Weizen, alle vorzüglicher als der Weizen der Provinzen dießseits des Faro, welcher letztere auf den Märkten des mittelländischen Meeres nicht über die Frucht von Odessa gestellt wird, und in England für mittelmäßig gilt.

Die Klagen über die Höhe der Grundsteuern sind ungerecht, denn bei einer nirgends übertroffenen Fruchtbarkeit zahlt der Neapolitaner weniger als andere, und nur die Hälfte Dessen, was der Franzose bezahlt. Sein Boden ist unstreitig der vorzüglichere, und was die Absatzquellen betrifft, so sind sie in beiden Ländern ungefähr dieselben. Wenn er also zu klagen Ursache hat, so kann nur seine Indolenz daran schuld seyn. Aber es scheint, daß diese eben durch das Reizmittel des Grundzinses überwunden worden ist, wenigstens kann man die Fortschritte, die der Ackerbau in den letzten 30 Jahren gemacht hat, nicht verkennen. Denn ohne von den Verbesserungen zu reden, die in der Produktionsweise statt gefunden haben, ist die Kultur jetzt mehr ausgedehnt, und die Gattungen derselben haben sich vervielfältigt, oder wenigstens ist die eine, sobald ihr Absatz abgenommen, durch eine andere gesuchtere ersetzt worden. Was besonders jetzt noch Noth thut, ist eine Umarbeitung des Katasters; denn es gibt Ländereien von geringerer Fruchtbarkeit, die höher als die fruchtbareren angeschlagen sind. Eine solche Umarbeitung würde, indem sie Gleichheit in die Grundsteuer brächte, sie nicht nur weniger drückend, sondern selbst einträglicher machen.

Während man durch Erhöhung des Tarifs die Manufakturen begünstigte, hob man zu gleicher Zeit den Ausgangszoll der Landesprodukte auf. So wurden die Wolle, der Süßholzsaft (jus de réglisse), die Seide und viele andere Artikel von einer Abgabe befreit, die sie bei der ehemaligen starken Nachfrage hatten tragen können. Die Abgabe von den Oelversendungen wurde auf 4 Duc. 80 Gr. für die Schiffsladung der fremden, und auf 3 Duc. 20 Gran, der einheimischen Flagge herabgesetzt. Nur die Ueberzeugung, daß sie der im neapolitanischen von der Natur so begünstigten

Oelkultur nicht nachtheilig werden konnte, machte, daß man sie nicht gänzlich abschaffte.

Die Levante, die Berberei und Spanien haben nur alle 3 oder 4 Jahre eine Oelernte, und es ist der Fall eingetreten, daß diese Länder in 5 bis 6, ja noch mehreren Jahren nichts produzirten. Hingegen, und obgleich der Olivenbaum, selbst da wo er am fruchtbarsten ist, nur alle zwei Jahre trägt, hat Neapel alle Jahre eine Olivenernte, weil glücklicherweise, wenn sie in Calabrien statt hat, der Olivenbaum in Appulien ausruht, und umgekehrt; so daß beide Provinzen sich auf die vortheilhafteste Art, und wie durch eine nicht genug zu schätzende Fügung der Natur, in die zweijährigen Ernten theilen. Mißglücken nun die in den früher genannten Ländern, so wird Europa auf den neapolitanischen Markt, ohne alle andere Konkurrenz, beschränkt. Daher war auch ein Ausgangszoll leicht zu ertragen, der mehr den Consumenten als den Produzenten trifft, und über den, wie wir gleich sehen werden, die Regierung auf eine sehr nützliche Art verfügte.

Trotz dem Weichen des Preises des Oels seit 20 Jahren, ist dieses Produkt noch immer das wichtigste für das Königreich. Man kann die Ausfuhr davon auf 200,000 Salmen *) annehmen. Da eins ins andere gerechnet, der Werth einer Salma 24 Duc. ist, so gibt dieß eine Summe von beinahe 5 Millionen Duc. (8,333,000 fl.)

Vor 30 Jahren noch betrug der Mittelpreis 25 Duc. Zur Zeit der Kontinentalsperre war er auf 10 — 12 Duc. p. Salma herunter gesunken. Da dieser Preis die Kosten nicht deckte, so ließ man die Oliven am Baume verfaulen, oder fütterte die Schweine damit. Jetzt ist dieser Mittelpreis nur 18 Duc. p. Salma; d. h. der erste Ankaufspreis (ohne alle Exportations- und andere Kosten) der Waare, so wie sie in den verschiedenen Niederlagen (caricatori) aufgespeichert liegt.

Die Oliven werden in Appulien von Bari an bis an das Vorgebirge von Leuca — die äußerste Spitze von Italien, Corfu gegenüber — erzeugt; wozu noch die Landesstrecken kommen, die dieses Produkt nach Taranto senden: in Calabrien, von Rossano im Golfe von Taranto bis nach Gioja. Die ganze Uferstrecke, von diesem letztern Niederlagsorte (caricatore) an bis nach Gaeta liefert auch Oliven, so wie die Abbruzzen und die Provinz Terra di Lavoro. **) Aber immer bleibt Appulien und Calabrien der Hauptsitz für diese Produktion. Gallipoli in der Provinz Lecce, und Gioja in Calabrien sind die Hauptniederlagen derselben.

Gallipoli versorgt England, Holland und überhaupt den Norden, weil dort durch die Wärme der in den Felsen gehauenen Cisternen, worin das Oel aufbewahrt wird, es sich besser reinigt (clarificirt). Daher kaufen alle Diejenigen, die ein geläutertes Oel bedürfen, dasselbe in Gallipoli. Da zu diesen weiten Verschickungen vorzügliche Fässer erforderlich sind, so haben sich dort Bötticher gebildet, die so treffliche Waare liefern, daß selbst in den heißesten Sommern die Oelfässer bis nach Petersburg kommen, nicht nur ohne den geringsten Verlust durch Auslaufen, sondern selbst nicht durch Einsaugen, weil man die Fässer und Tonnen, ehe sie gefüllt werden, im Seewasser einquellen läßt, welches die Poren des Kastanienholzes gänzlich verstopft. Die Häfen von Bari und Monopoli versorgen Oberitalien und Deutschland über Venedig und Triest. Die Niederlagen endlich von Taranto und die von den beiden Calabrien, wo in Gioja die bedeutendste ist, schicken ihr Oel nach Marseille. Denn diese Orte haben keine Lager, die eine Klarifikation zulassen, das Oel ist daher ganz roh, aber nichts desto weniger von den Seifenfabrikanten der Provence sehr geschätzt. Das sicilianische Oel hingegen taugt weniger zum Seifemachen, weil es zu leicht und daher von geringerem Werthe ist, als das neapolitanische, spanische und das aus der Levante.

Man muß hiebei bedauern, daß die Bearbeitung dieses Produkts hier noch so weit zurück ist, daß bei der besten Frucht diese Provinzen nur Oel für die Fabriken liefern. Hievon muß man jedoch das Etablissement des Herrn Ravanas in Bari ausnehmen, welches die feinsten Oele liefert, und durch die Vortheile, die es abwirft, auch bald andere bestimmen dürfte, mit ihm zu wetteifern. Durch ein doppeltes Pressen der zermalmten Oliven, erhält Herr Ravanas nicht nur eine bessere Qualität, sondern auch eine größere Quantität an Oel. Da durch die Gährung die Oliven größer werden, so glaubt man irrigerweise allgemein, daß sie auch so mehr Oel geben müssen. Nichts ist aber falscher, indem die Olive durch die Gährung von Oelstoff verliert. Aber ganz frisch, gibt sie auch weniger Oel. Der Mittelzustand zwischen diesen beiden Extremen ist daher für die Bereitung des Oels der vortheilhafteste. Man muß die Oliven, zu diesem Zweck, in besondern Localen aufschütten, sie von Zeit zu Zeit umrühren, und den Moment abwarten, wo das Fleisch nicht mehr so fest am Kern hängt, und also das Auspressen leichter macht.

Die doppelte Pressung des Herrn Ravanas wird durch eine hydraulische Maschine bewerkstelligt, wogegen die Pressen in Appulien und Calabrien an die ersten Versuche der Menschheit in der Mechanik erinnern.

(Schluß folgt.)

Sainte-Pelagie.

(Fortsetzung.)

Die Einwohnerschaft von Sainte-Pelagie besteht aus einer Mischung von allen Ideen, aus einem Quodlibet aller Meinungen; es ist eine Art politisches Pandämonium. Die Carricature tritt der Quotidienne auf den Fuß, der Courrier de l'Europe stößt die Revolution mit dem Ellenbogen, die Gazette wurzelt zwischen der Tribüne und dem Courrier Français. Der Ami du Peuple streift an den Schweizer, der Juliusritter raucht neben dem Garde du Korps; die Chouans treffen hier mit den Soldaten der alten Armee zusammen; alle Farben, alle Alter, alle Zungen — ein wahres Babel! ein Feldlager von Freunden und Feinden nach der völligen Auflösung eines flüchtigen Heeres! Und wenn nur alle noch verurtheilt würden, die hier leiden, dann hätten sie doch nur die Strenge ihrer Richter anzuklagen, während sie jetzt der

---

*) Dieß macht, da die Salma 16 Stavi und der Stavo 10⅔ Rotoli oder 341 Unzen enthält, eine Quantität von 68,2000,000 Pfund à 16 Unzen. A. d. E.

**) Das Wort Lavoro bedeutet hier nicht Arbeit, sondern Ackerbau, und man muß dabei nicht etwa an Mühseligkeit, sondern an Fruchtbarkeit denken. A. d. E.

gehässigen Ungerechtigkeit des Gesetzes fluchen! Wie viele Gefangenen werden hier festgehalten, die nachher unschuldig erklärt werden! Bei wie Vielen weist die Untersuchung nach, daß kein Grund vorlag, gegen sie einzuschreiten! Wie Viele sperrt man fünf, sechs Wochen ein, und läßt sie dann frei, ohne nur eine Frage an sie gestellt zu haben!

Man steige hier zur Linken, diesen Pavillon bis zum zweiten Stockwerke hinauf; man betrete diesen Korridor, auf den sich drei große Schlafsäle öffnen; diese Wappenschilde mit der Lilie verrathen deutlich genug, daß man sich mitten unter Karlisten befindet. Fast alle hier befindlichen Gefangenen sind Schweizer. Es sind neun Monate her, daß sie verhaftet wurden. Wie sind aber auch alle diese Gestalten gelb, abgemagert und krank. Hört man nicht immer und immer dieselbe Klage: „Wann werden wir abgeurtheilt werden?“ Und so vergehen Tage auf Tage, und die Untersuchung nimmt kein Ende. Und nun erfaßt sie das Heimweh, nun werden Erinnerungen an bessere Tage wach, Kummer bezeichnet die jungen Stirnen mit Runzeln, Unmuth, Lebensüberdruß, und finstere Todesgedanken, die Töchter der Verzweiflung, steigen auf, die, tausend stechenden Schmerzen ungeachtet, doch wie ein Trost erscheinen, und wie die Hoffnung lächeln. Ein Schweizer, der arme Zanoff war im Monat Juli 1831 fern von Paris verhaftet worden. Man läßt ihn zweihundert Lieues zu Fuß und mit den Daumenstöcken an der Hand zurücklegen. Oft hört er auf seiner Reise hinter sich die Worte: „Da haben sie den rechten Spitzbuben!“ und sein Blut siedet vor Zorn. Endlich kommt er an, abgetrieben, entkräftet, mit gebrochenem Herzen. Man wirft ihn zuerst auf das Stroh der Conciergerie, dann in die Force, zuletzt wird ihm die Vergünstigung, zu seinen Kameraden nach Sainte-Pelagie gebracht zu werden. Zanoff hatte eine Frau, die er anbetete und ein Kind von anderthalb Jahren. So lange er frei war, reichte seine Arbeit reichlich hin, sie zu ernähren; er hat sich sogar Etwas zurückgelegt. Allein das Kind wurde krank, nachher auch die Frau — und er war im Gefängnisse! Der Nothpfennig war aufgezehrt, und was zu thun? —

Unter den Karlisten in Sainte-Pelagie befand sich auch ein alter Garde du Korps, Herr de Laplain, der das Vertrauen aller Schweizer zu besitzen schien. Man hatte ihn in dasselbe Komplot verwickelt, Grund genug, daß er oft seine Börse mit Denen theilte, deren Unglück er theilte. Zanoff hatte von ihm einiges Geld erhalten; allein er wagte es nicht, ihm noch einmal vorzustellen, in welcher Lage sich seine Frau befinde. Auch sie verheimlichte ihre entsetzliche Noth. Ueberall hatte sie nach Arbeit sich umgethan, überall vergebens. „Die Zeiten sind hart, sagte sie, man findet nirgends Arbeit, oder man verlangt, daß ich mich von diesem armen Wurme trennen soll, der ohne mich sterben müßte!“ Sie weinte, und das Kind weinte auch, und Zanoff blutete das Herz. Diese Szene hatte sich im Sprachzimmer mehrmals wiederholt. Nachher erfuhr man Alles. Jeden Tag kam die Frau, und der unglückliche Schweizer erwartete sie, um mit ihr das schwarze Gefängnißbrod und die Speise zu theilen, die er sich entzog, um seine Familie nicht Hungers sterben zu lassen. Allein diese Entbehrungen entkräfteten ihn, er wurde bleich und schwach, und seine Frau, die es bemerkte, wollte lieber hungern. Zanoff war trostlos. Zuerst wendete er sich an Herrn de Laplain und fragte ihn, ob er hoffe, daß der Tag bald kommen werde, wo sich ihr Prozeß entscheiden sollte?“ — „Ach, mein Gott, war die Antwort, man hat ihn wieder um einen Monat hinausgeschoben!“ — „Ach, es ist doch allzulange bis dahin. . ich halte es nicht mehr aus.“ Endlich nach einigen Augenblicken Schweigen nahm er das Wort: „Mein Herr, sagte er, würde wohl unsre Partei, wenn Einer von uns beiden stürbe, sein Weib und seine Kinder im Stiche lassen?“ — „Ei, geht mir doch mit solchen Gedanken, Zanoff! Ihr wißt doch, daß Leute, die das Herz am rechten Fleck haben, ihre Freunde niemals verlassen. Aber seyd ihr krank?“ — „Sehr, mein Kapitän“ — „Wohlan, so legt euch zu Bette, ruhet aus und sagt mir, wenn Ihr Etwas braucht.“ — Zanoff ging wirklich zu Bette. Die ganze Nacht lag er im Fieber. Am andern Morgen, fünf Uhr in der Frühe, ließ er Herr de Laplain rufen. Er war sehr aufgeregt und wiederholte seine Frage: „Wenn ich sterbe, wird meine Frau Brod finden?“ — „Zuverlässig, seyd darüber ganz ruhig.“ — „Ach,“ sagte er mit entschlossener und fester Stimme, „wie bin ich Ihnen verbunden. Ich bin ruhig.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber ein allgemeines Eisenbahnsystem in Frankreich.

(Schluß.)

Paris wird auf diese Weise sich zum Mittelpunkte eines großen Theils des europäischen Kontinentalhandels und auf jeden Fall zum Mittelpunkte des ganzen französischen Handels erheben. Die Leichtigkeit, womit es nunmehr seine Fabrikate nach den äußersten Gränzen versendet, und womit es von allen Ecken des Reichs seine Subsistenzmittel bezieht, wird es ihm möglich machen, in kurzer Zeit mit London in Industrie und Bewohnerzahl zu rivalisiren.

Das Merkwürdigste und Schönste bei dieser unermeßlichen Verbesserung ist Dieß, daß sie nicht nur sich selbst bezahlt, sondern den Unternehmern noch außer dem gewöhnlichen Prozent reiche Dividenden verspricht. Alle Erfahrungen der Hauptbahnen in England und Amerika beweisen unwidersprechlich, daß auf den meisten Hauptrouten in Frankreich nur allein die Reisenden und die Güter, welche jetzt durch die Roulages accélerés versendet werden, zum wenigsten 10 Prozente einbringen. Auf den Routen zwischen Rouen und Paris, und zwischen Paris und Lyon ist dazu schon die jetzige Zahl von Reisenden zureichend. Man kann sich aber denken, um wie viel sie sich vermehren wird, wenn man in weniger als 6 Stunden von Paris nach Rouen, in 15 Stunden von Paris nach London, und in 15 Stunden von Paris nach Lyon reisen kann. Tausende von Parisern, die zuvor nicht daran dachten die Hauptstadt zu verlassen, werden alsdann jährlich einen Ausflug nach dem südlichen Frankreich, nach einem Seehafen oder nach London machen; Hunderttausende in der Provinz werden jährlich die Hauptstadt besuchen. Die Zahl der in Frankreich reisenden Engländer wird Legion seyn. Bloß die Sonntagsexkursionen der Pariser werden Millionen einbringen. Zwischen Liverpool und Manchester werden jetzt schon an manchen Tagen 4000 Menschen transportirt, und seit die Baltimore- und Ohio-Eisenbahn eröffnet worden, ist die Zahl der Reisenden an keinem Tag unter 400 gestanden. Schon die Dampfschifffahrt hat in England und Nord-Amerika die Zahl der Reisenden auf den Hauptrouten um das Zehnfache vermehrt; die Damfwagenfahrt wird noch größere Wunder thun.

Die Hrn Mellet und Henry haben, trotz der schwierigen Zeitläufte sich durch diese schönen Aussichten bewogen gefunden, die Route von Paris nach Rouen und von da nach Dieppe diesen Sommer über abzumessen und aufzunehmen. Es hat sich dabei gezeigt, daß sich auf der ganzen Route keine bedeutenden Schwierigkeiten in den Weg stellen, und daß der größte Theil derselben der Anlegung einer Eisenbahn sehr günstig ist. Nach einer sehr liberalen Schätzung wird eine doppelte Bahn, mit geschmiedeten Rails und ganz solidem Fundament von Paris nach Dieppe auf 20 Millionen Franken zu stehen kommen, und die ganze Arbeit in 2½ Jahren hergestellt werden können. Hr. List hat den Tonnenbetrag des Transports zwischen

Rouen und Havre berechnet und gefunden, daß er zwischen 400 bis 500 tausend Tonnen beträgt, also so groß oder noch größer ist als zwischen Manchester und Liverpool. Eine von ihm angestellte Berechnung der von diesem Transport zu erwartenden Zölle, wobei je nach dem Werthe der Güter eine Verminderung der bisherigen Frachten zu [illegible] ½ bis zu [illegible] angenommen worden ist, weist einen Reinertrag von mehr als 25 Prozenten aus, wobei weder der Transport zwischen Rouen und Dieppe, noch die aus der Transporterleichterung hervorgehende Vermehrung des Güterverkehrs und der Reisenden in Anschlag gebracht worden. Es wurden nur berechnet: 100 Reisende von Rouen nach Paris und ebensoviel von Paris nach Rouen, da man aber von Paris nach Dieppe in 6 Stunden, von Dieppe vermittelst Dampfbooten in 5 Stunden nach Brighton, und von da vermittelst einer Eisenbahn, die demnächst angefangen werden wird, in weniger als zwei Stunden nach London gelangen, also eine Reise zu welcher man vorher 3 Tage brauchte, künftig in 13 Stunden zurücklegen wird, so ist zu erwarten, daß täglich mehr als 100 Personen nur zwischen London und Paris hin- und herreisen werden. Die Zahl der Reisenden zwischen Rouen und Paris darf zum wenigsten auf das Dreifache angeschlagen werden.

Die Routen von Paris nach Straßburg und nach Lyon werden sich nicht ganz so glänzend herausstellen, sind aber doch so viel versprechend, daß sie nicht lange auf Unternehmer werden warten dürfen. Schon die jetzige Zahl der Reisenden zwischen Paris und Lyon wird wenigstens 6 Prozente, nebst den Reparationskosten vergüten. Dabei ist der Handel an Wein, Oel, Seife, Oliven, Kastanien und andern Früchten, so wie an Fabrikaten sehr bedeutend. Der Transport an Wein beträgt jetzt schon 20,000 Tonnen. Dieser Route kommt vorzüglich der Steinkohlentransport zu gut. Eine Tonne Kohle kostet in St. Etienne 8 Franken. Nehmen wir für Zoll bis Paris 10 Franken, und für Dampfmaschinen, Wagen, Führer 6 Franken (Hr. Mellet berechnet nur 1 Cent. per Kilometer, welches auf 400 Kilometer nur 4 Franken macht) und für Handelsgewinn und Transportverlust 6 Franken, so kann die Tonne Kohle, die bisher 60 bis 70 Franken kostete, in Paris für 50 Franken verkauft werden. Zu diesem Preise würden nach und nach Millionen Tonnen in Paris, und im nördlichen Frankreich Absatz finden, da die St. Etienne-Kohle von ausgezeichneter Qualität ist. 500,000 Tonnen Kohlen würden dieser Bahn 5 Millionen eintragen, und ihre Dividende bei einem Aufwande von 50 Millionen Franken um 10 pCt. vermehren. Die Kanäle können auch sogar bei schweren Gütern wie Steinkohlen, wegen der Wohlfeilheit, Regelmäßigkeit, Ununterbrochenheit und Schnelligkeit des Eisenbahntransportes mit diesen keine Konkurrenz halten. Wood, der ihnen lange noch in dieser Beziehung den Vorzug gegeben, hat ihnen, nach den neuesten Verbesserungen mit Bestimmtheit das Todesurtheil gesprochen. Kanäle sind fortan künstliche Sümpfe, nichts weiter. Der Route von Lyon kommt überdieß bis in die Nähe von Orleans der Verkehr zwischen Paris und dem südwestlichen Frankreich (Nantes, Bordeaux) zu gut. An dieser Stelle wird künftig die Hauptbahn sich in zwei verzweigen; die eine wird nach Lyon führen, die andere nach Nantes längs der Loire. Bei solchen Aussichten konnte es, auch in der gegenwärtigen schwierigen Zeit, nicht lange an Unternehmern fehlen. Krieg oder nicht Krieg, essen und trinken und sich wärmen und Kleider tragen wird man immer in Frankreich. Mehrere Kompagnien haben sich bereits gebildet, mit mehr oder weniger Geldkräften, mit mehr oder weniger günstigen Offerten. Die bedeutendste derselben besteht aus Häusern von Paris, London und Madrid. Diese hat dem Handelsministerium offerirt für 50 Millionen Eisenbahnen zu bauen, und damit sogleich zu beginnen, wofern nur die Regierung Erlaubniß gäbe, englisches Eisen einzuführen, welches um 40 pCt. wohlfeiler ist, als das französische. Das Ministerium hat die Kompagnie mit ihrem Gesuche an das Konseil und an die Kammer verwiesen. Es scheint fast unmöglich, daß die Behörden ein Anerbieten abweisen sollten, das so vielen Tausenden augenblickliches Brod gäbe, und in Zukunft Hunderttausenden neue Nahrungsquellen eröffnen würde. Inzwischen wird die Kompagnie am Ende nicht einmal auf dieser Forderung bestehen. Für die Route von Paris nach Dieppe wird die Ersparniß im Ganzen 1[illegible] Millionen Franken betragen, eine Summe, die im Verhältniß zu den zu erwartenden Vortheilen unbedeutend erscheint.

Ein bedeutenderes Hinderniß als das angeführte liegt in der französischen Gesetzgebung oder vielmehr in der Konstitution. Die Verfassung sagt, daß kein Privateigenthum zu öffentlichen Zwecken in Anspruch genommen werden könne, es sey denn zuvor vollkommene Schadloshaltung geleistet. Nun stelle man sich vor, wie viele einzelne Besitzungen die Eisenbahn in Anspruch nehmen wird, daß jeder einzelne Besitzer gegen die angestellte Schätzung protestiren kann und protestiren wird, daß dann die Kompagnie gegen jeden einzelnen einen Expropriationsprozeß führen muß, der durch zwei, drei Instanzen gehen kann, und daß während dieser ganzen Zeit das Grundstück von den Ingenieuren und Werkleuten der Kompagnie nicht betreten werden darf. Wer würde an einer so herkulischen Arbeit nicht verzweifeln! Die Eisenbahn von Andrezieux nach Roanne ist bloß darum nicht beendigt, weil zwischen mehreren fertigen Strecken noch mehrere unentschiedene Prozesse liegen. Die englische und amerikanische Gesetzgebung sind hierin den öffentlichen Unternehmungen günstiger, indem die Charten den Kompagnien Macht und Gewalt gaben, jedes zu ihrem Werk erforderliche Grundstück, insoweit es dazu nöthig, zu nehmen, auch zu gleichem Behuf Steine zu brechen, Sand zu graben, Holz zu fällen 2c. unter Vorbehalt der nachträglichen Entschädigung für die Eigenthümer, welche durch eine unparteiische Jury ausgemittelt, und nach vorgängiger Erkenntniß des Gerichtshofs, im Fall der Weigerung, an die Kompagnien exequirt wird." Außer der Förderung des Werkes hat diese Verfahrungsweise noch einen besondern Vortheil für die Eisenbahn-Kompagnien. Denn diese Werke, anstatt die Grundstücke im Werth zu verletzen, tragen nicht selten dazu bei, denselben bedeutend zu erhöhen, indem sie nunmehr künftig zu Anlegung von Waarenhäusern, Werkhäusern, Fabriken, Wohnhäusern, und selbst zu Landhäusern besser geeignet sind als zuvor, in welchem Falle die Eigenthümer vernünftiger Weise keine Entschädigung anzusprechen haben, diese Vortheile aber stellen sich erst recht deutlich heraus, nachdem das Werk in Gang gekommen ist.

Die Sache hätte mehr als gewöhnliche Schwierigkeit, da die gesetzgebende Gewalt nur unter gewissen Formen die Konstitution abändern kann, und da man überhaupt in gegenwärtiger Zeit, wie vernünftig und gerecht auch das Verlangen sey, schwer daran kömmt, an der Konstitution zu rütteln, wäre man nicht auf ein Auskunftsmittel verfallen, wodurch die Absicht der Konstitution erreicht wird, ohne die Kompagnien in ihren Arbeiten aufzuhalten, oder sie ungerechten Forderungen Preis zu stellen. Die Kataster geben den Werth jedes Grundstücks an; diesen Werth nun soll die Kompagnie vorläufig bei Gericht deponiren, und somit die Forderung der Konstitution erfüllen, worauf die Kompagnie berechtigt seyn soll, mit ihren Arbeiten planmäßig voranzugehen. Mit der näheren Ausmittlung der Entschädigung aber soll auf dieselbe Weise verfahren werden, wie in England und in den Vereinigten Staaten. Es wird wahrscheinlich ein von den Parteien entworfenes Gesetz demnächst in die Kammer gebracht werden, und es ist zu hoffen, daß die gesetzgebende Gewalt einem Unternehmen, das in der gegenwärtigen nahrungslosen Zeit so viel Elend zu lindern verspricht, alle Beförderung angedeihen lasse. Bis zum 10 Oktober dieses Jahres wird vorläufig die Strecke von Paris nach Pontoise derjenigen Kompagnie zugeschlagen, welche die annehmlichsten Bedingungen stellen wird. Es ist inzwischen wahrscheinlich, daß alle Parteien sich vereinigen, die Sache zu vertagen, bis die obigen Hindernisse gehoben seyn werden — noch wahrscheinlicher aber, daß alle sich entschließen, gemeinschaftliche Sache zu machen, da beinahe jede Summe von Kapital in diesen Unternehmungen vortheilhaftes Unterkommen findet.

Als Deutscher muß man nur bedauern, daß die politischen Verhältnisse so wie die unpraktische Richtung und der Kleinlichkeitsgeist der Nation uns keine oder doch wenig Hoffnung geben, daß etwas Großes dieser Art bei uns zu Stande komme, da wir doch als der eigentliche Mittelpunkt von Europa, als die fleißigste, erfinderischste Nation, als ein Land, dessen Natur und Reichthümer unermeßlich sind, dem ganzen europäischen Kontinent mit gutem Beispiel vorangehen sollten; bedauern muß man, daß unsere eigenen Söhne, in Ermanglung eines Feldes für die Uebung ihrer Thatkraft im Vaterland, gezwungen sind, an der Größe fremder Nationen bauen zu helfen. Wie viele Hindernisse hat nur die Einführung der Dampfschifffahrt auf dem vaterländischen Rheine, und wie wenig Unterstützung hat sie von Seite der Regierungen gefunden, wenn wir die preußische davon ausnehmen!!

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 109. 18 April 1832.

Ein türkisches Sprüchwort.

3. Eine Griechin.

Die Sonne war noch kaum eine Stunde aufgegangen, als die Hauptstraße von Pera schon von einem dumpfen Getöse erfüllt wurde, das mit jedem Augenblike zunahm. Es war die Stunde, wo die Frauen, tief in ihre Schleier und Feredjes vermummt, sich in die öffentlichen Bäder begeben; wo die Fischverkäufer aus Baluk Bazar herbeieilend, die Stimmen der Muedsins zu übertäuben beginnen, die von dem Thurmkranz ihrer Minarets herab sich heiser schreien, um die Vorübergehenden zum Gebete zu rufen. Dazwischen ließen die Sacas ihre Stimme hören, die ihr Wasser zum Verkauf ausschreien, während sie über der Schulter an einem Stocke die bis zum Rande gefüllten kupfernen Eimer tragen. Man sah die Galiondjis der Wache zu Tophana nach dem Meere hinabgehen, und das muselmännische Volk haufenweise herbeieilen, um den frommen Uebungen eines tanzenden Derwisches beizuwohnen, während Banden betrunkener Janitscharen unter furchtbaren Flüchen Schaaren herrenloser Hunde vor sich hertrieben, die wie gewöhnlich auf den Thürschwellen der Häuser übernachtet hatten.

In einem kleinen hölzernen Hause, das mit dunklen Farben angestrichen war, den strengen Hattischerifs des Sultans gemäß, die alle Wohnungen der Rajas dieser Art des Anstriches unterwerfen, drängte sich eine griechische Familie um einen alten Osmanli mit weißem Bart, der sorgfältig gekämmt und wie ein Fächer ausgebreitet war. Mit kreuzweise unterschlagenen Beinen auf dem Divan sizend, that der Alte mit großer Ernsthaftigkeit bald einen Zug aus seiner Pfeife, bald einen Zug aus seiner Tasse. Sein Dschiube (so nennt man ein sehr weites Oberkleid, das die Türken über der Weste tragen) war wie sein Turban von grüner Farbe, die bekanntlich nur von den Emirn oder Abkömmlingen der Familie Mohammeds getragen werden darf.

„Spiridion," sagte der alte Türke, indem er sich an einen Mann wendete, welcher der älteste der Familie zu seyn schien, „der Hekim, Dein Bruder, ist noch nicht nach Hause zurückgekommen? Ich sah ihn gestern im Khabvene des kleinen Gefildes der Todten. Er verschwand unter den Cypressen, wohin ihm eine alte Jüdin folgte, die ihm wahrscheinlich wieder die Ehre einer Frau, oder den guten Namen eines Vaters verkauft haben wird."

„Effendi, Du weißt, daß Dimitri manchmal die Nacht außer Hause zubringt, um Kranken zu dienen, wie es seine Pflicht verlangt."

„Möchte es so seyn," entgegnete der Emir, indem er mit den Fingern seinen Bart kämmte. „Ich wünsche ihm, daß er auf seinem Bette sterben möge. Allein ich weiß nicht, welche Ahnung mir voraussagt, daß alle seine Schliche unter dem Khandschar eines eifersüchtigen Gemahls, wo nicht gar unter dem Säbel des Djellab enden werden." —

Der Emir würde in seiner Strafpredigt gegen den Hekim noch lange fortgefahren seyn, wenn in diesem Augenblicke nicht ein Mädchen eingetreten wäre, die mit wechselnder Farbe, bald roth bald bleich, mit niedergeschlagenen Augen, und tief aufathmendem Busen dastand, und harrte, bis man ihr einen Siz anbot.

„Elinka," sagte Spiridion, indem er ihre Hand faßte, „was führt Dich so früh zu uns?"

Das Mädchen erwiderte nichts, sondern schlug ihre Augen, von Gram und Thränen geröthet, zum Himmel auf. Dann sank sie auf den Divan nieder, und Todtenblässe bedeckte ihre Lippen.

„Elinka, meine Tochter, was fehlt Dir?" sagte der Emir, indem er seine Hand nach ihr ausstreckte. „Theile mir Deinen Schmerz mit, und bei dem Barte des Sultans schwör' ich es, der Verräther, der Dir wahrscheinlich von Neuem Leides gethan hat, soll es mit seinem Kopfe büßen."

„Nein, nicht er, nicht er," rief die junge Fanariotin! „Nein sie verdient die ärgste Strafe, die ihre heiligsten Pflichten verlezt, die das Bett ihres Gemahles geschändet, ihres Herrn, dessen Namen allein sie hätte zittern machen sollen, der mit einem Blick das Reich erbeben macht."

„Elinka," schrie Spiridion bleich und außer sich vor Schrecken, „willst Du uns insgesammt verderben?"

„Ich befehle Euch zu schweigen," gebot der Emir, indem er einen furchtbaren Blick auf die erschrockene Familie schoß. „Elinka sprich und hebe den Schleier von diesem entsezlichen Geheimniß. Ein aufrichtiges Geständniß soll Dich von einem Ungeheuer befreien, das mit Deiner Liebe ein Spiel getrieben, und Dein Herz wie einen Zweig geknickt hat."

Elinka las in den Augen des Alten die blutige Rache, die ein Wort aus ihrem Munde hervorrufen mußte. Es war ein Schwert, das nur des Winkes harrte, auf ihre Köpfe herabzufallen. Die Sprache versagte ihr, ihr Herz blutete, von Rachsucht und Liebe

durchwühlt. Das schwache Mädchen war einem so heftigen Kampfe nicht gewachsen, ihre Augen brachen und leichenblaß sank sie in den Divan zurück.

Als Elinka wieder zu sich kam, befand sie sich mit dem Emir allein. Spiridion und seine Familie hatten sich entfernt. Das Mädchen weinte bitterlich, da sie sich ihres Unglücks wieder bewußt geworden. Der Alte näherte sich ihr, redete ihr mit sanften Worten zu, entlockte ihr durch den Schein von Mitleid Herzensergießungen, deren ein leidendes Gemüth so sehr bedarf, schilderte ihr den Treubruch ihres Geliebten, und seinen Triumph, den er durch ihr Schweigen über sie feiern werde. Die gekränkte Selbstliebe überwältigte endlich jedes andere Gefühl.

„Herr Emir, so höre denn,“ sagte sie, indem sie die Hand auf ihr Herz legte. „Ich fühle, daß es mein Tod ist. Mein Geheimniß ist ein Gift, das ihn, mich und sie tödtet. Ja sie — nein sie soll nicht, die Treulose leben, um meines Unglücks zu spotten! Diese Nacht hat Dimitri im Serail des Sultans, im Kiosk des Sommerharems zugebracht. Gott strafe mich, wenn ich lüge! Nicht um einem Leidenden beizustehen, sondern in verbrecherischer Absicht, wurde er von einer alten Jüdin, als Weib verkleidet, in den Harem geführt, wo er diese Nacht in den Armen der Kadine Esme zugebracht. Ich habe Alles von der Jüdin selbst erfahren; meine Perlen, meine Diamanten, mein Gold, Alles was ich besitze, habe ich ihr für dieses schreckliche Geheimniß gegeben. Ich übergebe es Dir, laß es sie mit ihrem Blute zahlen!“

Sainte-Pelagie.

(Fortsetzung.)

Zwei Stunden später brach der Tag an; seine Kameraden verließen ihre Betten; Zanoff ging nach dem Sims, wo seine Kleider lagen, er wühlt darunter umher, zieht ein Barbiermesser mit breiter Klinge hervor, und schneidet sich den Hals ab. Seine Kameraden stürzen herbei; er stand im Hemde da, das Messer noch in der Hand; der erste Schnitt war nicht gut geführt; er versetzt sich einen zweiten mit größerer Gewalt, und will sich eben noch einen dritten versetzen. Man ergreift ihn, um ihm das Messer zu entreißen und muß ihn auf den Boden werfen. Nun biß er nach Denen, die ihn festhielten. „Laßt mich, ruft er, ich will sterben.“ Das Blut sprang aus seiner wohl drei Zoll tiefen Halswunde. Die Nachricht der schrecklichen That läuft durch das ganze Gefängniß. Wir Alle eilen herbei. Zanoff ringt noch auf dem Boden; allein seine Kräfte erschöpfen sich. Man legt ihn endlich auf die grauen Linnen seiner Matratze. Ein Wundarzt legt den ersten Verband an, die Wunde war furchtbar, doch schien der Tod nicht alsogleich folgen zu wollen, und einige Hoffnung blieb noch. Der arme Gefangene erhielt von Allen Beweise der Theilnahme und tröstliche Zusprache. Er schien ruhiger zu werden, allein plötzlich zuckt eine furchtbare Bewegung auf seinem Gesichte, seine Augen rollen, und kaum ist der Verband geendigt, und Zanoff wieder etwas zu Kräften gekommen, als er die Arme unter der Bettdecke hervorzieht und den Verband abreißt. Man mußte nun bei ihm Wache halten, und ihm ein Zwangskamisol anlegen; zu seinem besten Freunde sagte er: „Hier gefangen gehalten, konnte ich nicht für meine Frau arbeiten, und auch nicht immer um Geld betteln; allein wenn ich todt bin, wird man Mitleid mit ihr haben, deßhalb habe ich mich tödten wollen. . .“ Hier hat man einen Menschen aus dem Volke! Sucht in eurer entarteten, verderbten, von Eigennutz verknöcherten Gesellschaft eine solche Kraft, eine solche Aufopferung!

Zanoffs Frau kam zur gewöhnlichen Stunde. Man sagte ihr, ihr Mann sey krank; sie will ihn sehen, sie wirft sich dem trefflichen Doktor Bourgeoise zu Füßen, der weint wie sie, und sich losreißen muß, um nicht nachzugeben. Der unglückliche Selbstmörder litt noch acht und vierzig Stunden, dann starb er. Der Anblick des Todes ist immer traurig, aber der Tod in einem Gefängnisse und ein solcher Tod — welch ein grauenvoller Schauer! — Karlisten und Republikaner besuchten mit heiligen Empfindungen den todten Leib. Alle gingen hinweg von gleichem Schmerze ergriffen, und um es zu gestehen, mit gleichem Grimme. Und doch war der Haß der Parteien an dieser Leiche verstummt. Dieß ist den großen Mißgeschicken eigen, daß sie alle Leidenschaften und Schmerzen der Einzelnen in ihrem großen Abgrunde begraben. Doch man denke sich das Staunen Aller, als man auf der Brust von Zanoff's Leiche, eine goldene Lilie, ein Andenken von einer alten Fahne, von beträchtlichem Werthe fand, das dieser Mann nicht hatte verkaufen wollen, um seiner Frau zu Hülfe zu kommen, für die er sich doch den Tod gegeben. Man wird mir glauben, wenn ich sage, daß wir Alle tief gerührt waren von einer Treue, deren Reinheit und Beständigkeit uns um so mehr ergriff, je weniger der Gegenstand sie zu verdienen schien.

Doch Zanoff war nicht das einzige Opfer der präventiven Verhaftungen, die früher tödten, als der Richterspruch. Ein Mann, der derselben politischen Meinung, aber einer andern Stellung in der Gesellschaft angehörte, Herr Laurent de Saint Julien, zog sich in dem feuchten Hofe von Sainte-Pelagie ein Brustleiden zu, das ihn in fünf Tagen hinwegraffte. Zwölf Stunden vor seinem Tode hatte man die Gnade, ihn in ein Spital bringen zu lassen. Ueberhaupt besteht der größte Theil der Kranken aus Karlisten. Gewohnheiten und Lebensweise des Karlisten machen ihn, körperliche Beschaffenheit ausgenommen, so wenig für die Einsamkeit und die Entbehrungen des Gefängnisses geeignet. Er ist dort noch Novize. Seine Resignation ist ein Schmerz, seine Ruhe ein Leiden. Gewisse Tage abgerechnet, wo er sich in Gesellschaft aufmuntert, ist er schweigsam und niedergeschlagen. Aber man steige ein Stockwerk tiefer hinab. Die dreifarbige Fahne mit der Aufschrift: „Freiheit oder Tod,“ fällt sogleich in's Auge: man ist bei den patriotischen Proletarien, bei den republikanischen Proletarien. Hier ist Alles anders, man findet andere Stirnen, andere Stimmung, andere Sprache.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Cholera und deren Einfluß auf die Handels- und Industrie-Verhältnisse.

London, Ende März.

Die Welt blickt mit Erstaunen auf eine Menge störender und nachtheiliger Maßregeln, die von verschiedenen Regierungen in Europa angeordnet sind, mit der Absicht, dadurch das Eindringen der Cholera zu hemmen, während man doch seit dem vorigen Sommer die Natur der

Krankheit zu genau erkannt hat, um nicht die Ueberzeugung zu gewinnen, — die denn auch in der That überall vorherrschend ist — daß Absperrungen und Quarantänen ganz zwecklos waren. Seit neun Monaten ist an der Mündung der Themse eine Quarantäne errichtet, wohin noch jetzt alle Schiffe, die aus der Ostsee, von Hamburg, Holland u. s. w. kommen, gesendet werden. Indessen hat sich seit Ende Oktobers die Cholera im Norden von England gezeigt, und seit vier Wochen selbst hier in London. Während der ganzen Zeit hat man Schiffe, die von Newcastle u. s. w. kommen, nach dem Quarantäne-Hafen gesendet; aber Hunderte von Reisenden, die täglich von den genannten Plätzen kamen, waren auch nicht der kleinsten Beschränkung unterworfen. Man wird sich über diesen Widerspruch, wie über die getroffenen Maßregeln überhaupt wundern; allein sie erklären sich durch den Umstand, daß vor neun Monaten ein von der Regierung angeordnetes Gesundheits-Comité, durch unrichtige Nachrichten aus Rußland verleitet, die Krankheit für ansteckend erklärte. Diese Erklärung ist nicht zurückgenommen, und man hat es sich nicht erlauben wollen, Maßregeln anzuordnen, die der irrigen Ansicht von Ansteckung entgegen sind. Im Innern des Landes wagte man es jedoch nicht, Absperrungen zu fordern, theils wegen der Unmöglichkeit, sie streng zu beobachten, theils aber, weil selbst bei entschiedener Kontagiosität Störung des Handels, des Erwerbes und dadurch hervorgebrachte Armuth schlimmere Uebel, als die Cholera selbst, gewesen seyn würden. Unsre Zeitungen behaupten laut, daß unwissende Gesundheitsbeamten es nicht angenehm finden würden, die Idee von Ansteckung zu verbannen, da ihr wohlbezahltes und leider schädliches Wirken und Schaffen dadurch ein Ende finden müßte. — Unsre Nachbarn in Frankreich machen es mit ihren Maßregeln nicht besser. Reisende von hier über Dower werden in Calais einer achttägigen Quarantäne unterworfen; von hier über Southampton kann man aber in 24 Stunden nach Havre gelangen, wo man sich keiner Kontumaz zu unterziehen hat. — In Holland versuchte man vierzigtägige Quarantänen und verband vielleicht politische Absichten damit, fängt aber bei reiferer Ueberlegung an, sie abzukürzen, den Nachtheil einsehend, den jene vierzig Tage Aufenthalt für Holland mit sich führen würden. In Belgien ist man innerhalb vier Wochen so eben erst zu dem Entschlusse einer sechs- bis dreißigtägigen Quarantäne gekommen. Nur in Hamburg tritt eine richtigere Ansicht hervor, aus geläuterter Erfahrung und freier Wahrheitsliebe gewonnen. Es würde dort wahrscheinlich gar keine Quarantäne angeordnet seyn, wenn nicht die mächtigen Nachbarstaaten sie durch ihren Einfluß bewirkten. — Gewiß ist dem wahrhaften Interesse aller Staaten und Verhältnisse gemäß zu zeigen, von welcher Natur die Krankheit ist, um dadurch zu einer klaren Ansicht zu gelangen. Die Cholera ist tellurischen Ursprungs, nach der Meinung aller Aerzte, welche aus der Erfahrung eine durchdachtere Vorstellung davon gewonnen. Es ist die im Allgemeinen elementarisch vermehrte Ausdünstung der Erde, welche die Krankheit erzeugt und vielfach entzündet, keineswegs aber eine Krankheitswirkung, die sich im menschlichen Körper primär oder animalisch entwickelt und auf solche Weise übertragbar wird. Die Revolutionen im Innern der Erde, die sich in den letzten Jahren häufiger als früher durch Erdbeben und Erschütterungen, durch Ueberschwemmungen und vulkanische Ausbrüche, durch Meteore vielfacher Art u. s. w. geäußert, — ja die häufigen Erscheinungen wenn auch entfernter Kometen, so wie die baldige Annäherung Anderer, führen zu der unbezweifelten Ansicht, daß die Quelle der Cholera in einer tellurisch-elementarischen Kraft liegt, welche jetzt, mit größter Heftigkeit eingreifend, Nerven und Blutgefäße zugleich bestürmt und eine tödtlich-krampfhafte Affektion hervorruft, deren Natur als Krampfübel schon nicht auf materielle Weise kontagiös seyn kann. Es ist auch erklärbar, warum Asien, als der größte Kontinent, die Cholera zuerst produzirte. Sein großes Tafelland, seine unbewohnten und unbebauten Wildnisse geben durch Fäulniß und wilderes Spiel der Elemente der Krankheit vielfache Nahrung und zerstörende Kraft, die sich aber sogleich vermindert, wenn sie nach kultivirten Ländern fortgestoßen wird. Die Umdrehung der Erdkugel um ihre Axe treibt natürlich die westlichen Regionen in die Atmosphäre der östlichen, und schon daraus, wie aus dem tellurisch jetzt heftiger aufwogenden Zustande der ganzen Erdfläche, erhellt es unbestreitbar, daß die Cholera sich über die ganze Erde verbreiten wird, während sie in hoch gelegenen und sehr kultivirten Ländern sich weniger bösartig und weniger zur Verbreitung geneigt zeigt, auch an manchen Orten sich vielleicht gar nicht entwickeln dürfte. Wir könnten über die eben dargelegten Ansichten noch viele philosophisch-medizinische Bemerkungen anführen, wenn Mangel an Raum und die Tendenz unsrer Mittheilungen es nicht verhinderten. Wir verweisen zu dem Ende auf die geistreichen „Bemerkungen über die Cholera, von Dr. Ferdinand Fenker.“ (Hamburg bei Nestle), und auf eine hier in englischer Sprache mit Zusätzen erschienene Uebersetzung, so wie auf die trefflichen Abhandlungen über die Cholera von Dr. Nolte, Dr. Schnurrer, Dr. Johnson u. v. A. Wir haben nur dabei zu bemerken, daß die daselbst aufgestellten, der Erfahrung entlehnten Ansichten von wahren scharfsinnigen Beobachtern, auf dem Festlande wie hier, angenommen und laut als Beweise ausgesprochen worden sind. — Das oben Gesagte muß uns zu der Ueberzeugung führen, daß alle Anordnungen, die getroffen werden konnten, um die Cholera durch Sperre abzuhalten, gänzlich zwecklos sind; für alle Lebensverhältnisse muß die Nicht-Kontagiosität der Cholera ein tröstender Gedanke seyn, dessen Bewährung aus der Erfahrung genommen wird. Vielfach angestellte Beobachtungen, so wie die ganze Beschaffenheit der Krankheit, und nicht minder das Urtheil aller unpartelischen Aerzte in Petersburg, Berlin, Hamburg, Wien u. s. w., ja die in Indien vor Jahren schon erlangte Ueberzeugung von der Nicht-Ansteckung der Cholera, — die Dr. Jameson, Dr. Johnson und viele Andere darthun, — beweisen für unsre Ansicht. Da, wo manche Aerzte in Deutschland und andern Gegenden noch jetzt von Kontagion reden, sind wir sehr geneigt zu glauben, daß es nur aus Eigensinn geschieht, und weil man frühere Behauptungen nicht zurücknehmen will. Daß entnervte und zerrüttete Konstitutionen, daß Personen, die in großer Armuth und in feuchten Wohnungen, oft in großer Zahl, beisammen leben, leichter ergriffen werden als Andere, beweist noch nicht für Kontagiosität. Ebenfalls geben wir allerdings die Möglichkeit zu, daß Individuen den Krankheitsstoff sechs Monate und länger in sich tragen und während ihres Aufenthalts in andern Ländern erst nach geraumer Zeit von der Krankheit befallen werden können. In der That sind längst Beispiele bekannt gewesen, daß die Cholera Laskaren (indische Matrosen) am Bord von Schiffen, aus Indien kommend, noch diesseits Madeira befiel und sie hinraffte. Beruhigend aber ist die Erfahrung, daß die Cholera in Ländern, wo der Boden allgemein kultivirt ist, wo die Menschen reinlicher und von bessern Nahrungsmitteln als in andern Ländern leben, ja wo selbst ein höher erwachtes Bewußtseyn für Freiheit und Menschenwerth dem Ganzen auch eine physisch gesicherte Haltung gibt, — die Krankheit einen ganz andern und entschieden milden Charakter angenommen hat. Hätte sich Dieß nicht schon in Berlin, Hamburg und andern Gegenden Deutschlands offenkundig erwiesen, so würde England auf das klarste einen Beweis davon geben. Seit beinahe fünf Monaten hat sich in den nördlichen Provinzen Englands und in Holland, so wie seit vier Wochen auch hier, die Cholera geäußert. Viele der englischen Aerzte sind unwissend, mit der Krankheit nicht bekannt und folgen der hier üblichen, übertriebenen, unberechnet empirischen Behandlungsweise. Vielleicht die Hälfte der Cholera-Krankheitsfälle werden daher für Cholera angegeben, die nichts als gewöhnliche Koliken sind. Man denke sich hiezu die fast zu auffallend irrigen Maßregeln der Regierung, nach welchen es neuerlich befohlen wird, daß alle Fälle, die auch nur der Cholera ähnlich sind, amtlich einberichtet werden müssen.*) Es ist aber schon faktisch erwiesen, daß hier manche Fälle angegeben wurden, die kaum auf das Entfernteste der Cholera ähnlich waren. Nehmen wir an, daß in den nördlichen Provinzen die nämlichen Mißgriffe gemacht wurden, so dürfen wir die Anzahl der Erkrankten und Gestorbenen im höchsten Grade unbedeutend nennen. Im ganzen Lande nämlich erkrankten seit fünf Monaten nicht mehr als 6400 Menschen an der Cholera, wovon weniger als 2000 starben. Hier in London, dem Sitze des größten Reichthums, aber auch der höchsten Armuth, bei einer Bevölkerung von 1,500,000 Seelen, hat man seit vier Wochen, Wahres und Falsches zusammen genommen, nicht mehr als 400 Fälle auftreiben können, wovon die Hälfte etwa tödtlich war. Unter Personen der gebildeten Stände ist kein tödtlicher

*) Order in Council dated 19 Februar. „Any other Disease anywise resembling the same (cholera).“ — Spottend zeigen unsre Zeitungen die Wahrscheinlichkeit, daß in wenigen Wochen die halbe Bevölkerung des Landes auf den Cholera-Listen verzeichnet stehen dürfte, während vielleicht nur wenige hundert Personen an der wirklichen Cholera sterben.

Fall bekannt, und unsre besten Aerzte empfehlen Mittel, die, bei dem Eintreten der ersten Symptome angewandt, beinahe eine ganz unbedingte Sicherheit gewähren. Es ist unbezweifelt, daß dieses Land und gewiß auch die westlichen und mittlern Theile von Deutschland, ferner Belgien, ein großer Theil von Holland und Frankreich, Eigenthümlichkeiten besitzen, die das zerstörende Ausbreiten der Cholera verhindern. In England ist das Klima bekanntlich sehr gemäßigt; es ist das kultivirteste und am sorgfältigsten angebaute Land der Erde; viele der ekelsten südlichen, ja manche tropische Pflanzen wachsen im Freien; die Menschen wohnen gesunder in leicht gebauten, vom Durchzuge der Luft frisch erhaltenen Häusern. Der allgemein verbreitete Steinkohlendampf reinigt die Luft von aller sonstigen schädlichen Beimischung. Man darf auch annehmen, daß die Ausdünstungen aus der Erde in diesen kultivirten Ländern schon bis zu dem Grade neutralisirt sind, daß sie ihre rohere Natur verlieren. Der oft umgewühlte Boden ist mehr vom Sauerstoffe der Atmosphäre durchtränkt, edle Pflanzen begaben diese mit einer Zuthat, und keine übermäßigen Waldungen halten Luft und Licht von der Erde ab, oder erzeugen zu viele Feuchtigkeit; thierische und Pflanzen-Fäulniß geht nicht in so großen Massen und so ungestört vor sich. Auch sind die herrschenden Westwinde nicht zu übersehen, die hier oft sechs Monate hindurch wehen. Es ist bemerkt worden, daß die Krankheit nur von Osten nach Westen zieht, — nicht umgekehrt, — und sich bei Westwinden wenig oder gar nicht verbreitet. In diesem Umstande allein liegt schon eine Garantie, daß die Cholera nicht von hier zurück (östlich) nach dem Festlande wandern wird. Zu bemerken ist endlich noch, daß von den vier Wochen, in welchen die Cholera sich hier gezeigt hat, während der drei ersten unaufhörlich Ostwinde herrschten, daß aber selbst in diesem Zeitraume sich die Krankheit nicht stärker entwickelte. Wenn wir nun alle Thatsachen, alle Ansichten und das gesunde, unparteiische Urtheil gereifter Erfahrung zugleich mit allen andern Notizen, die im Vorstehenden enthalten sind, in ruhige Ueberlegung ziehen, so fragen wir noch einmal: sind nicht alle Absperrungen und Quarantänen eben so schädlich als lächerlich, und entstehen sie nicht entweder aus Unkunde der Sache, oder aus dem Einflusse einer Anzahl Beamten, deren Schritte nur durch Eigennutz geleitet werden? — Mögen diese Zeilen dahin führen, richtigere Ansichten in Betreff der Cholera zu verbreiten, und vernünftigere Maßregeln zur Folge haben, als bisher im Auslande und jetzt auch hier getroffen wurden. Man würde sich irren, wollte man auf dem Kontinent glauben, es sey durch die Cholera ein wesentlicher Abschlag im Preise der Waaren hervorgerufen worden; Dieß ist keineswegs der Fall; gegentheils sind manche Artikel unsers Marktes im Preise gestiegen oder zeigen die Tendenz dazu. Unsre Waarenmärkte sind zu groß, und Geld ist zu häufig und zu wohlfeil, als daß verhältnißmäßig so unwichtige Umstände, wie dieser Cholera-Allarm es in der That ist, dieselben zu zerrütten vermöchten; auch ist es höchst wahrscheinlich, daß die unrichtig angeordneten Maßregeln hier und im Auslande nach und nach abgeändert werden dürften, wenn man erst überall zu einer klaren Einsicht gelangt seyn wird. In unsern Fabrik-Distrikten herrscht fortwährend Thätigkeit; besonders im Norden von England, wo die Baumwollspinnereien und Fabriken keineswegs unthätig sind, und von manchen Hauptartikeln kaum so viel liefern können, als der Begehr erfordert. — Wichtig sind die Nachrichten, die wir in den letzten Wochen aus Westindien erhalten haben. In den alten englischen Kolonien empören sich die Neger, deren Volksmenge sich gegen die Europäer wie 20 zu 1 verhält. In den 1814 neu erworbenen Kolonien (Demerara, St. Lucia u. s. w.) zwingt ein von hier ausgegangenes Gesetz den Neger nur zu neunstündiger Arbeit täglich, wobei der Pflanzer behauptet, zu Grunde gehen zu müssen. Beide Extreme müssen nachtheilig auf die Erzeugung der Produkte wirken, und wir müssen dem Glauben Raum geben, daß wir am Vorabende großer Umwälzungen in den transatlantischen Ländern sind. Das bisherige System veraltet; ein neuer Geist verbreitet sich auch über jenen Theil der Welt, und die Begriffe von Unabhängigkeit, mißverstanden wie sie häufig seyn mögen, zeigen ihre schaffende, oft aber auch zugleich ihre zerstörende Kraft.

Vermischte Nachrichten.

Das „United Service Journal“ erzählt folgenden Zug ungemeiner Geistesgegenwart und Entschlossenheit eines englischen Kanoniers: „Als Lord Exmouth im Jahre 1816 die Batterien von Algier angriff, säumten die Algierer, vorzüglich am Anfang des Treffens, nicht die englische Flotte mit einer guten Ladung glühender Kugeln zu begrüßen. Einer dieser unwillkommenen Gäste fand sich auf dem Bombenschiffe „The Infernal,“ ein, fuhr durch die Kajüte des Schiffsquartiermeisters hinter der Verbandkammer, warf hier dem Gehülfen des Chirurgen Jones, der am gelben Fieber, das er sich zu Gibraltar geholt, danieder lag, ein Sims mit Büchern auf den Kopf und wurde hierauf in einer Wasserkufe durch den Oberkonstabel und einige Andere, die sich in der Nähe befanden, aufgefangen. Dieses angenehme Experiment war kaum vorüber, als die Schildwache im Pulvermagazin, dessen Thüre geschlossen war, einen furchtbaren Schlag unter den Pulverfässern hörte, und gleich darauf mit Staub und Pulver bedeckt wurde. Da diese bereits wußte, daß eine glühende Kugel in das Schiff gefahren sey, so schrie sie im höchsten Schrecken auf: „Eine glühende Kugel in der Pulverkammer!“ und stürzte heraus, um Dieß Geschrei auch im übrigen Schiffe zu verbreiten. Die schlimmen Folgen, die daraus entstehen konnten, sind leicht zu begreifen, da Niemand eine andere Wahl blieb, als nur schnell über Bord zu springen. Der Konstabel sah sogleich ein, daß, wenn das Geschrei falsch, es thöricht sey, es zu verbreiten, wenn wahr, ohnehin nichts mehr helfe, als seine Rechnung mit dem Himmel zu machen. Mit diesen Gedanken stürzte er augenblicklich nach der Pulverkammer, stieß die Wache wieder hinein und verschloß die Thüre, indem er davor so lange stehen blieb, bis die Gefahr vorüber seyn mußte. Alles blieb ruhig, und später lachte man über den unnützen Lärm, eine Kugel war nirgends zu finden, und manche zweifelten ob nur überhaupt eine Kugel ins Pulvermagazin gekommen sey. Freilich zeugten dafür die zerbrochenen Fässer und das umhergestreute Pulver; allein Dieß schien noch kein hinlänglicher Beweis. Als man aber wieder in die Themse eingelaufen war und die Pulverkammer ausgeräumt wurde, fand es sich, daß eine Kugel durch vier Pulverfässer hindurchgefahren und in der Mitte eines fünften ruhig liegen geblieben war. — Der Name des Konstabels war Coombs: das letzte Mal als ich diesen Mann sah, der eine so beispiellose Geistesgegenwart bewiesen hatte, war 1824; ich traf ihn in einer kleinen Stube eines abgelegenen Hinterhofes zu Deptford, wo er sein Leben mit dem Ausflicken alter Schuhe fristete!“

•

Der seit einiger Zeit verschollen gewesene Bürger Hetherington — Herausgeber des Winkeljournales „des armen Mannes Wächter“ ist unlängst wieder zum Vorschein gekommen. Nach sechsmonatlicher Haft, zu der er verurtheilt war, entlassen, trat er vor einer Versammlung der „Nationalunion der arbeitenden Klassen“ auf, von der er mit dem geräuschvollsten Beifall aufgenommen wurde. In seiner Rede an die Versammlung bemerkte er über den allgemein angeordneten Fasttag: „Allgemeines Fasten ist an manchen Orten häufig genug, zumal unter den arbeitenden Klassen. So eben habe ich von Kapitän Wood, einem ehrenwerthen Gentlemen und radikalen Reformer, einen Brief erhalten, worin er mir schreibt, daß er die armen Weber in Huddersfield besucht habe, von denen viele mit einem Pfenning des Tags leben müßten. Ihre ganze Nahrung bestehe in Suppe von Kartoffeln und oft fehle diese ihnen; an Kleidung sey kaum zu denken, noch weniger an Hausgeräthe, und Stroh sey ihr Lager, das manchmal acht, zehn und sogar zwölf Personen theilen. Was haben aber Arbeitsleute zu thun, um das System, das solche Folgen hervorgebracht hat, zu stürzen? Ich will nicht sagen, daß man zu Gewalt schreiten müsse, aber nimmermehr müßt ihr aufhören, den Gewalthabern eure Klagen ins Ohr zu schreien. (Beifall.) Ich für meinen Theil werde fortfahren die verzweifeltsten Anstrengungen zu machen und aufzuregen, wo ich nur kann, und wenn es mein Loos ist, abermals sechs Monate ins Gefängniß zu wandern, so werde ich wieder herauskommen wie ein Riese, der sich mit Wein gestärkt hat.“ (Allgemeiner Beifall.)

•

Der Ornithologe Audubon berichtet in einem Schreiben aus Amerika, er habe von den Klapperschlangen bemerkt, daß sie über die salzigen Gewässer, welche in ununterbrochener Linie die Inseln in der See vom festen Lande theilen, oft eine volle Meile weit schwimmen; auch habe er sich sagen lassen, daß sie sich auf dem Wasser, wenn Jemand sich ihnen nähert, gerade so zusammenwickeln, wie auf dem Lande.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 110. 19 April 1832.

Ein türkisches Sprüchwort.

1. Der Sultan Mahmud.

Die Sonne goß ihr breites volles Strahlenmeer über das duftserfüllte Land, wo die Myrthe und der wilde Jasmin grünen, wo in der blendenden reinen Luft die fernen Küsten scharf sich abzeichnen, und die Berge in einem schönern Blau als eine Kette von Türkisen schimmern, wo die Häuser, mit glänzenden Farben bemalt, an einem sanften Abhange zwischen Gruppen dunkelgrüner Cypressen, den massiven Kuppeln der Moscheen und den schlanken Minarets, auf denen sich Schwärme von Kranichen oder Geier niederlassen, staffelweise hintereinander aufsteigen. Unter dieser prachtvollen Beleuchtung schimmerte jede Woge des Bosporus wie ein Saphir. Der Himmel floß von Glanz über, nirgends ein Schatten; das Straßenpflaster glühte, Jedermann war aus Instinkt in seiner Wohnung, als wollte er sich von der Anschauung dieser reichen Natur sammeln, die dem Bewohner dieses glücklichen Himmelsstriches keinen Wunsch übrig läßt.

In der Ecke eines tiefen seidenen Divans, von dem aus der Blick auf das Meer fiel, saß den Körper in behaglicher Ruhe ausgestreckt, in weiten Gewändern, die Arme nachlässig auf zwei dicke Polster gestützt, ein Mann von schönem und tiefsinnigem Gesichte, der sein Auge von der Höhe eines Kiosks über die unermeßliche Stadt hinschweifen ließ, die der Zauberstab einer Peri aus dem Himmel herab versetzt zu haben scheint. Konstantinopel gleicht mehr einem Lager als einer Stadt; aber einem orientalischen Lager, das von der buntesten Farbenpracht schimmert. Neben diesen ungeheuren Mauern Konstantins, die er für eine ewige Stadt gegründet zu haben scheint, sieht man überrascht die hölzernen Gebäude der Türken. Nirgends kostbaren Schmuck und theure Verzierungen; der Türke trägt seinen ganzen Reichthum bei sich; es sind seine Waffen. Jede Stunde kann der Türke über den Bosporus setzen; er zündet sein hölzernes Haus an, nimmt sein Pferd, seine Weiber und Sklaven mit sich fort, und das Lager ist zerstört; aber wenige Monate werden hinreichen, es aus dem nächsten besten Forst wieder aufzubauen, so malerisch, so geschmackvoll in der Form wie in den Farben.

Der Mann, von dem ich sprach, schien in tiefes Nachdenken versunken, und er betrachtete die unabsehbare Stadt, die sich vor ihm ausdehnte, mit düsterem Schweigen. Sein schwarzes Auge war voll Feuers; seine dichten und schön gewölbten Augenbrauen bewegten den weißen Musselin seines Turbans, wenn sie sich zusammenzogen. Die Farbe der Emire glänzte auf seinem Dschiube, der reich mit Gold gestickt war, und sich anmuthig um seine Gestalt schmiegte. In den Falten seiner erhabenen Stirne sah man die Spur der Gedanken, die wie der Blitz ihren Weg durch Furchen bezeichnen. Dieser Mann war Mahmud.

Vor ihm stand der Aga der Janitscharen, und einige Offiziere dieser Truppen, die seitdem eine so unglückliche Berühmtheit erlangt haben. Unter dem Scheine der tiefsten Unterwürfigkeit waren sie hier, um ihrem Herren Befehle zu geben. Sultan Mahmud hatte damals noch nicht den großen Streich geführt, den er später auf diese furchtbare Soldateska fallen ließ; allein wahrscheinlich sann er schon darüber nach, wie er sich dieser ewigen Fesseln, dieses Schwertes, das stets zwischen ihm und dem Throne schwebte, entledigen sollte. Ein kleiner alter Mann wurde auf den Befehl des Sultans vorgelassen. Es war der Emir mit dem grünen Turban. Sobald er die Stufen erreichte, die zu dem Divan hinaufführten, warf er sich mit der Stirne auf den Boden. Zwei Knaben, die ihn begleiteten, folgten seinem Beispiele. Der eine von ihnen trug eine feuervergoldete Schüssel, und auf dem Arme eine lange baumwollene Serviette, die an den äußersten Spitzen mit Gold gestickt war; der Andere hielt in seiner rechten Hand zwei Rasiermesser. Der Emir war der Barbier des Großherrn, am Hof der Sultane eine wichtige Stelle, da Wer den Sultan unter dem Messer hat, dem Reiche einen neuen Herrscher geben kann.

Sultan Mahmud gab ihm ein Zeichen näher zu treten. Allein der Emir blieb noch immer mit der Stirne in den Staub gebeugt. Ein abermaliger Befehl seines Herrn zwang ihn endlich aufzustehen. Nun aber brach der alte Emir in Schluchzen und Thränen aus, zerraufte sich den Bart, zerriß seine Kleider und rief die Barmherzigkeit Gottes über Dinge an, die er gehört und gesehen. Der Aga der Janitscharen näherte sich dem Sultan, küßte den Saum seines Dschiube, und bat ihn, dem Barbier zu erlauben, eine wichtige Entdeckung machen zu dürfen.

Der Sultan streckte seine Hand aus, als wollte er zu erkennen geben, daß er den Emir unter seinen Schutz nehme. Und nun begann der Emir abermals unter heftigem Schluchzen und den Zeichen der äußersten Verzweiflung ohne seine Knie von der Binsenmatte zu erheben, auf die er sich niedergeworfen hatte, den ganzen

Hergang der Untreue der Kadine zu erzählen, wie ihn Clinka ihm mitgetheilt hatte. Dann ließ er sein Haupt auf die Brust herabsinken, und erwartete in Schweigen den Ausspruch seines Gebieters.

Während der Erzählung des Barbiers hatte Mahmud nicht aufgehört, den Tschibuk zu rauchen, den Einer von seinen Officieren ihm dargereicht. Auf seinem Gesichte sprach sich nicht die mindeste Entrüstung aus; nur einmal zog sich seine Stirne einen Augenblick zusammen, sogleich aber nahm er seine vorige Gleichgültigkeit wieder an. Nachdem der Barbier zu reden aufgehört, nahm der Sultan aus den Händen eines Itsch Oglan eine Tasse Kaffee und eine tiefe Stille herrschte, während der Se. Hoheit sie ausschlürfte. Dann zu den hohen Würdeträgern und Officieren gewendet, fragte er mit gelassener Stimme, was sie hierin zu thun für gut hielten. Alle äußerten durch Zeichen ihren Unwillen. Schon lange klagte man über die den Rajas geschenkte Nachsicht. Die schwere Beleidigung in diesem Falle, gegen den der Koran eine eigene Strafe verhängte, erforderte, ihrer Meinung nach, ein abschreckendes Beispiel. Man verhehlte nicht, daß die geringste Nachsicht gegen die Strafbaren eine Empörung der Imams und Janitscharen zur Folge haben könnte. Alle sagten der Reihe nach ihre Meinung. Mahmud hörte sie an, ohne ein Zeichen von Ungeduld zu verrathen, so sehr auch seiner großen, herrschbegierigen Seele jeder solcher Zwang zuwider seyn mußte. Allein er mußte seine Tyrannen schmeicheln, wenn er sie verderben wollte. Das Nationalsprüchwort: „Küsse die Hand, die Du nicht abhauen kannst," diente ihm als Richtschnur. Ohne Zögerung siegelte er mit seinem Siegelringe die beiden Urtheile, die ihm ein Sekretär vorlegte.

Sainte-Pelagie.

(Fortsetzung.)

Der Republikaner ist schon seit sechzehn Jahren bestimmt, im Gefängnisse seinen Patriotismus zu stählen. Dort findet er alle Erinnerungen und Traditionen seiner Freunde wieder. Lebhaft, tapfer, uneigennützig, führt er ein reines und von Sorgen unbeschwertes Leben; nichts drückt ihn, weder Schulden noch Abhängigkeit, noch Reichthum, das Wort Vaterland berauscht ihn, und das der Freiheit macht ihn zittern vor Freude. Im Gespräche über Politik ist er offenherzig, energisch, kühn, niederschmetternd. Er vertraut seiner Kraft und kennt von der Vergangenheit nur seiner oder seiner Väter Siege; er spricht von der Gegenwart wie von einem leeren Traume, von der Zukunft wie von seinem Erbtheil. Das Gestern ist in seinen Augen nicht mehr, das Heute nichts, das Morgen Alles. So singt er, bereitet seine Propaganda, entwirft seine Konstitution, organisirt, ordnet den Staat, liest seine Zeitung, kritisirt, raucht, verurtheilt, trinkt, stellt das Verzeichniß der Männer für das Pantheon her, entscheidet über Krieg und Frieden, und behandelt Europa mit der Fußspitze. Seine Familie liebt er, aber er verwechselt sie mit seinem Vaterlande; sein Leben ist abentheuerlich, wandelbar; überall hin und her geworfen, gleicht es einem Bivouak oder Zigeunerleben, aber stets ist er bereit festen Fußes den Kugeln gegenüber auszuhalten, wenn es die Freiheit will. Voll Aufopferung für Andere, weckt er auch in seiner Umgebung diese Tugend. Einer erzählt euch, daß er seiner Mutter nie wissen lassen wollte, wo er sich befinde; allerdings könnte sie ihn unterstützen, aber sie würde vielleicht vor Gram sterben; ihr Sohn will daher lieber weniger essen, kaum trinken, und Alles hoffen. Von einem Andern erfährt man, daß er das neunte Kind einer armen Wittwe ist, welche starb und ihn und seine Geschwister noch ganz klein und von Allem entblößt zurückließ. Sein Oheim, der Wagner, selbst Vater dreier Kinder, adoptirt die neun seiner Schwester und hat nun zwölf. Nur Leute, die Nichts haben, verstehen so das Wort Familie. Ein anderer, noch sehr junger Mensch war mir aufgefallen; ich fragte ihn nach seiner Geschichte: „Ich war das erstemal nach Paris gekommen, sagte er, es war damals im Julius, als man sich schlug. Es galt der Freiheit und mein Vater, der ein Alter von der vorigen Revolution ist, hatte mir gesagt, wenn man den 10 August mache, werde er auch dabei seyn. Und ich sagte, ich muß es wie mein Vater machen, ich muß mich schlagen, und als die Emeute wieder anging, mischte ich mich auch darein, weil wir nicht zufrieden sind; und so wurde ich ergriffen." — „Aber, bemerkte ich ihm, die Emeute ist keine Revolution." — „Ha," erwiderte er, „ich war Einer der ersten im Julius, und so ging es gerade auch an." — „Du glaubst also noch an eine andere Revolution?" — Er machte ein Zeichen der Verwunderung, wie man nur so fragen könne.

Unter diesen Leuten war einer der besten und bravsten ein Buchdruckergeselle, Namens Lebon. Es war die edelste Ehrlichkeit des Herzens, der würdigste, zarteste und kühnste Charakter. Jedermann liebte ihn. Man hatte ihm angeboten, ihn frei zu lassen, wenn er die Volkshaufen zu meiden verspreche. „Wenn ich draußen bin," antwortete er, verlange ich nichts als Arbeit, hier herin nichts als Gerechtigkeit." — Lebon hatte eine junge, schöne, nette Frau, deren Herzensgüte ihren sanften Gesichtszügen noch mehr Reiz verlieh. Seit acht Tagen hatte sie ihn nicht mehr besucht. Lebon war in Verzweiflung. Endlich erfuhr er, daß er sechzig Stunden von Paris ein Kind verloren und seine Frau ihm ein anderes geschenkt habe. Am andern Tage war die Neuentbundene im Sprachzimmer; sie war zu Fuß und bei kaltem Wetter gekommen, um selbst den Neugebornen seinem Vater zu bringen. Man hatte sie für seine Amme gehalten. Hundert Weiber aus den höhern Ständen hätten sich daran den Tod holen können. Die Frau des Proletariers ist nicht so verzärtelt: „Mutter und Kind befinden sich wohl."

Ich habe eben von den Frauen gesprochen; es ist unmöglich, daß sie nicht stets eine der ersten Stellen behaupten, wo es gilt Theil zu nehmen an einem Opfer, einem Schmerz, einem Unglück, wo es gilt, gebeugten Muth aufzurichten, ein sinkendes Herz zu stützen, einen erlöschenden Geist wieder zu entflammen. Man sieht Frauen von jedem Alter, jedem Stande, jeder Tracht: Mütter, Weiber, Töchter, Schwestern, Freundinnen nach Sainte-Pelagie kommen, elegant, einfach und nachlässig gekleidete, schöne, häßliche, fröhliche, traurige; schnell gehen sie vorüber, kaum daß sie einen Blick zur Seite werfen, sie mögen nun Angehörige von Karlisten oder Republikanern, Proletariern oder Aristokraten seyn. Denn auch einen für die Aristokraten vorbehaltenen Pavillon gibt es in Sainte-Pelagie. Diese Aristokraten bestehen meist aus politischen Verurtheil-

ten, d. h. größtentheils aus Schriftstellern, aus Journalisten: Bascans und Genoude, Thouret und Leduc, Lapelouze und de Brian. Der aristokratische Pavillon hat auch seine eigene Sitte und Weise; man beobachtet dort noch einige Etikette; die Zeit vergeht dort langsamer, das Leben ist minder geräuschvoll und die Stiege reinlicher. Uebrigens wird dort Musik gemacht, man erhält Besuch von seinen Freunden, man kommt zusammen, man plaudert, man lacht sogar manchmal. Wie könnte es anders seyn? Grandville und Forest kommen oft dahin und dort befindet sich auch jener Juvenal Philippon, der Redacteur des Karrikaturenjournales.

Viel wurde an dem Tage gelacht, als er nach Sainte-Pelagie kam. Philippon und Thouret, die stäten Gefangenen von Sainte-Pelagie, haben eine noch stätere Heiterkeit. Philippon und Thouret führten ihre eigene Haushaltung; Thouret eine legitime, wie es mit Philippons seiner beschaffen war, will ich erzählen, wenn man es hören will.

Alle Tage besuchte ihn eine junge brünette, und lebhafte, aber herrliche Frau mit einem kleinen Mädchen von fünf Jahren. Ich hielt jene für seine Tochter. Sie waren nicht das Eine und nicht das Andere. Philippon erklärte mir dieses Verhältniß. Zur Zeit, als er in Lyon lebte, lernte er Agathe kennen; sie war damals sechzehn Jahre alt, und reizend wie die Mädchen des südlichen Frankreichs; wie sie hatte sie ein freimüthiges gutes Herz, und einen lebendigen Kopf. Ich weiß nicht wie viele Roués, junge und alte, ihrer Unschuld nachstellten. Philippon wollte sie aus ihren Schlingen retten, er gewann ihr Zutrauen, er liebte, er achtete sie sogar längst schon. Allein er war erst zwanzig Jahre alt, sie kaum sechszehn. Uebrigens hatte sie ihre Mutter verloren, und ihr Vater, ein abgedankter Soldat von der Loirearmee, hatte sie schon so groß, so schön wieder gefunden, daß eine andere Liebe als die väterliche sich seines von Wunden geschwächten, und fast verrückten Kopfes bemächtigte. Agathe hatte also keinen Schutz mehr in ihrem Hause; sie beschwor Philippon, sie von Allem zu retten, was sie umgab. Philippon nahm sie zu sich; allein es mußte an die Zukunft gedacht werden; die Nothwendigkeit, eine Kunstreise zu seiner weitern Ausbildung anzutreten, zwang Philippon zu reisen. Agathe war ihm sehr theuer, allein wie viele Zerstreuungen bietet das Reisen. Agathe ihrerseits, nachdem sie viel geweint und geklagt, tröstete sich endlich; die Verführung nahte sich ihr wieder; ein junger Mann besonders, von ziemlich schöner Gestalt, reich und sehr liebenswürdig, folgte ihr wie ihr Schatten. Die Zeit verstrich, drei Jahre waren vorüber. Der neue Liebhaber verdoppelt seine Huldigungen, er bietet seine Hand; nur allzubald wird er glücklich — und Vater. Um eben diese Zeit kam Philippon nach Lyon zurück. Zwei Tage nach seiner Ankunft stürzt ihm auf offener Straße eine Frau zu Füßen, fleht ihn um Verzeihung an, klagt ihn, klagt sich an. Der Vorfall wurde Stadtgespräch, allein die Lage der Dinge hatte sich völlig verändert, also auch die gegenseitigen Verbindlichkeiten, Philippon ging nach Paris, Agathe erwartete ihre Vermählung mit dem Vater ihres Kindes.

Allein die Familie des jungen Mannes wollte lieber ein schon beträchtliches Vermögen durch eine reiche Heirath vermehrt sehen. Agathe wird vernachlässigt, bald ganz aufgegeben; ihr Vater wird völlig wahnsinnig, sein Enkel krank. Da erfährt sie, daß eine andere Heirath im Werke und sie betrogen ist. Einige Tage lang trägt sie den verzehrenden Schmerz in ihrer Brust; inzwischen erholt sich ihre Tochter wieder. Eines Abends begibt sie sich nach dem Hause ihres treulosen Mannes und wartet bis Mitternacht vor der Thüre. Bald darauf kommt er, ohne sie zu bemerken; sie folgt ihm in das vierte Stockwerk hinauf, wo er wohnt; sie wagt es noch nicht einzutreten, der Muth verläßt sie. Doch der junge Mann war in Gesellschaft seines Vetters, und beide machten sich über sie lustig. Da reißt sie ungestüm die Thüre auf und sagt: „Ich komme, um Dir Deine Tochter zu übergeben; was meinen Vater betrifft, so braucht er weder mich, noch Dich; er ist gestern gestorben. Ich selbst, die Du betrogen hast, werde nicht die Schande ertragen, die meiner wartet.“ Mit diesen Worten eilt sie nach dem Fenster und stürzt sich hinaus. Das Fenster ging auf ein Gäßchen hinaus, durch das ein Arm der Saone fließt. Einige Balken lagen zum Glück über diesen Kanal. Man glaubte nicht anders, als man würde sie todt finden; wie durch ein Wunder war sie auf die Balken gefallen, die den Sturz aufgehalten; allein es läßt sich denken, in welchem Zustande man sie hinwegtrug. Dieser Vorfall, der einen tiefen Eindruck auf den jungen Mann gemacht hatte, führte ihn jedoch nicht zu bessern Gesinnungen zurück. Mit ein wenig Gold glaubte er Alles gut machen zu können, allein er wollte seiner Tochter keinen Namen geben. Agathe wies alle Anerbietungen zurück. Philippon vernahm zu Paris die traurige Geschichte. Eines Tags sieht er die arme Agathe mit ihrer Tochter in seine Wohnung treten; er erfährt bald, daß sie von Allem entblößt ist, und zittert bei dem Gedanken, wohin die Verzweiflung sie bringen könne. „Ich bin es,“ sagte er zu ihr, der Dich zuerst auf diesen unglücklichen Weg geführt hat; es ist meine Pflicht, Dir zu Hülfe zu kommen. Du hast ein Kind, dessen Vater sich unwürdig benommen hat; ich adoptire es, ich werde für das Mädchen arbeiten. Wenn Du selbst das Leben mit mir theilen willst, so werde ich mich allzuglücklich schätzen, wenn ich Dir das Unrecht vergessen machen kann, das ich gegen Deine Jugend begangen haben mag.“ Von dieser Stunde an, nennt das Mädchen Philippon ihren Vater, und Agathe ist an ihn durch eine Liebe gekettet, die nie erloschen war, und durch Dankbarkeit nur noch inniger wurde.

(Schluß folgt.)

Eine Alligatorenjagd in Indien.

(Aus des Kapitäns Hall Fragments of Voyages and Travells. Edinburgh 1831.)

Die hier beschriebene Alligatorjagd wurde in der Nähe von Trinkomali, auf der Insel Ceylon, zum Vergnügen des englischen Admirals, Sir Samuel Hood, angestellt, und von dem ersten Ceyloner Regiment, das aus Malayen in britischen Diensten bestand, gehalten. Sehr früh am Morgen des 22 Septembers wurde die Gesellschaft, die aus mehreren Damen und einer tüchtigen Schaar von Roth- und Blauröcken bestand, aus ihren Betten aufgescheucht, um sich nach dem Jagdreviere auf den Weg zu machen. Der Admiral war wie gewöhnlich lange vor jedem Andern auf, angezogen und zu Pferde, wobei er nicht unterließ, Allen, wie sie nach und nach aus ihren Höhlen zum Vorscheine kamen und sich die Augen reibend besannen, ob wohl das Jagdvergnügen sich der schrecklichen Beschwerde des frühen Aufstehens verlohne, mit manchem guten Jagdwitze und Waidspruche zuzusetzen. In andern Ländern kann man die Stunde des Aufstehens der freien Wahl eines Jeden überlassen; in Indien ist sie mit dringender Nothwendigkeit bestimmt, wenn anders etwas Frucht-

beres ausgerichtet werden soll; denn wenn der Sonnenstand nur eine geringe Höhe erreicht hat, wird Hitze, Beschwerlichkeit und selbst die Gefahr, den brennenden Strahlen ausgesetzt zu bleiben, so groß, daß es mit allem Vergnügen ein Ende hat. Dieser Umstand macht das Reisen, Jagen und andere körperliche Anstrengungen Langschläfern sehr unbequem und gibt dem indischen Leben eine ganz eigenthümliche Färbung. Da Niemand darum besorgt seyn durfte, bei einer Partie, deren Leitung Sir Samuel Hood übernommen, zu früh zu kommen, so war die ganze Gesellschaft schon in frühester Dämmerung nach dem Orte auf den Beinen, wo das Schauspiel vor sich gehen sollte. Die Gegend war auf viele Meilen in die Runde so flach wie ein Sumpf; hier und dort waren in der Ebene stehende Seen zerstreut, die durch träges dahinschleichendes Gewässer verbunden waren, was sich in seinem schlammigen Bette zwischen Ufern, von üppig aufgeschossenen Sumpfkräutern umgeben, worin Wolken von Moskito's hauseten, kaum von der Stelle zu bewegen schien. Die kalte Morgenluft fühlte sich so trüb und klebrig an, daß auch ein Mensch, der auf seine Gesundheit und Körperkraft Stein und Bein geschworen hätte, nicht umhin konnte, an Kopf-, Zahn- und Gliederreißen, Sumpffieber und die ganze hoffnungsvolle Sippschaft der Malaria zu denken. Die abgehärteten einheimischen Soldaten, die allen giftigen Dünsten und Nebeln zum Trotze die Nacht über auf freiem Felde zugebracht hatten, stellten sich auf, um den Admiral zu empfangen, und bildeten die wunderlichste Parade, die man wohl je noch gesehen hat. Das ganze Regiment hatte die Uniform und überhaupt jedes Kleidungsstück bis auf ein Paar kurze Schwimmhosen und eine Art Sandalen abgelegt. Statt der Flinte trug Jeder einen dünnen Stock, an dem oben das Bajonnet seiner Muskete befestigt war. Die ganze übrige Bewaffnung bestand aus dem furchtbaren malayischen Kris, einer Art Dolch oder kleinen Ausgabe des zweischneidigen Schwertes, mit dem der Erzengel Michael in Raphaels Gemälde der Austreibung unsrer Voreltern aus dem Paradiese bewaffnet ist. Bald nach der Ankunft des Admirals theilte sich das Regiment in zwei Schaaren und eine Reservtruppe. Die beiden Hauptkolonnen, die eine rechts, die andere links aufgestellt, setzten sich in Bewegung, um auf zwei entgegengesetzten Seiten von einem jener oben erwähnten Kanäle, welche die in der Ebene zerstreuten Seen verbinden, Fuß zu fassen. Diese Truppenabtheilungen standen nur eine englische Meile weit von einander und schlossen einen Zwischenraum ein, wo allerlei Anzeichen nach, auf die nur die Malayen sich verstehen, (denn sie sind leidenschaftliche Liebhaber dieser Jagd) Alligatoren in Menge vorhanden seyn mußten. Die Soldaten stellten sich quer im Kanal in drei Parallellinien, zehn oder zwölf Fuß von einander entfernt, auf, die Linien selbst aber standen Mann an Mann, wobei nur so viel Raum gelassen war, um die Piken gehörig zu handhaben. Der Kanal mochte in der Mitte seiner Strömung vier oder fünf Fuß in der Tiefe haben, wenn man anders eine Strömung nennen kann, was sich fast nicht von der Stelle bewegte. Die Farbe des Wassers, so lang es nicht getrübt wurde, war eine Mischung von Dinte und Kaffee, und wenn der Schlamm aufgerührt wurde, kam es an Dicke und Farbe einer Erbsensuppe gleich. Nachdem alles Dieß in Ordnung war, stachen die Soldaten mit ihren Spießen in den Schlamm, und zwar, wenn ich mich recht entsinne, die Waffen gekreuzt, und bei dem Worte „Marsch" setzten sie sich in Bewegung, indem sie ein Geschrei oder Kriegsgeheul ausstießen, das das Blut Derer, die am Lande standen, gerinnen machte, ungerechnet, was es für einen Eindruck auf die Bewohner der Tiefe hervorbringen mußte. Da die beiden Abtheilungen der Alligatorenfeinde von dem entgegengesetzten Ende des Kanals vorrückten und in dichtgeschlossenen Kolonnen allmählich sich näherten, und dabei aus vollen Hälsen johlten und heulten und ihre Spieße tief in den Schlamm stachen, so flüchteten sich die aufgescheuchten Thiere natürlich in den noch offen gelassenen Zwischenraum. Uebrigens muß es den Alligatoren oder Krokodilen (denn sie sind, wie ich glaube, nicht sehr verschieden) zur Ehre nachgesagt werden, daß sie Verstand genug hatten, ihren Feinden ihre langen Schwänze entgegen zu strecken und sich so schnell als möglich in die Mitte des Kanals zu begeben. Hie und da geschah es auch, daß manches der Ungeheuer, entweder durch das Geschrei verwirrt, oder durch einen Lanzenstich gekitzelt, oder durch das trübe Wasser irre geführt, zurück schwamm, in dieser verfehlten Richtung unter die Soldaten gerieth, und durch die erste, zweite und dritte Pikenreihe hindurchbrach. Für jede andere minder geübte Hand würde ein solcher Durchbruch des Wildes ein schlechter Spaß gewesen seyn; für die Malayen war es der höchste Genuß ihrer Jagd. Eiligst wurde um die gehetzte Sumpfhyäne, die sich schon gerettet glaubte, ein doppelter Kreis geschlossen. Mittelst wohlgezielter Bajonnetstöße und durch die Tritte von manchen Dutzend Füßen wurde das arme Thier unter den Schlamm hinabgebracht, wo es dann seine Feinde halb erstickten, halb erstachen, bis sie zuletzt seinem Leben in der Tiefe, wohin kein menschliches Auge dringen konnte, und auf eine, wie sich leicht denken läßt, höchst unrühmliche Weise ein Ende machten.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Zeitung von Trinité (Martinique) vom 7 Dezember v. J. berichtet: „In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, zehn Minuten vor acht Uhr, empfanden wir ein sehr heftiges Erdbeben. Es waren zwei Stöße, wovon der erste nahe an drei Sekunden dauerte. Eine vier bis sechs Sekunden fühlbare Oszillation folgte, worauf sich ein fernem Donner ähnliches Getöse vernehmen ließ; dann kam der zweite Stoß, der weit furchtbarer als der erste war. Die Erde schien zu schwanken wie die Wogen der See; und die festesten Gebäude, wie die leichtesten Hütten mußten der Gewalt dieser Erschütterung nachgeben und erzitterten bis in den Grund. Die Gewässer des Golfes waren in heftiger Bewegung, und am Bord der Schiffe spürte man Stöße, wie von einem großen Körper. Zu Anfang des Abends war die Hitze unerträglich und während des Erdbebens kein Lufthauch zu verspüren. Nachts zehn Uhr und um zwei Uhr Morgens wurden noch einige Erschütterungen verspürt, die aber bei weitem nicht so heftig waren, als die ersten. Einige dichte Regengüsse fielen nachher.

Von einem nicht minder heftigen Erdbeben wurde am 8 Oktober v. J. Arica in Peru heimgesucht. In dieser Hafenstadt spürte man an dem erwähnten Tage Abends neun Uhr eine Erschütterung, die fast eine ganze Minute dauerte. Kein Haus blieb in gewöhnlichem Zustande; indeß wurden doch nur zwei Personen getödtet und eine verwundet, da glücklicher Weise zu dieser Zeit die ganze Bevölkerung wegen einer Prozession auf der Straße war. Ein fünfzehn Lieues südlich entlegenes Dorf wurde völlig zerstört; ein anderes in gleicher Entfernung gegen Norden gelegenes hat nicht so viel gelitten. Die Erschütterung pflanzte sich von Süden nach Norden fort. Die Schiffe im Hafen fühlten heftige Stöße. Tacna hat nicht so viel als Arica gelitten, wo man sagen kann, daß kein Stein auf dem andern geblieben ist.

Am 13 Januar d. J. wurde Foligno, eine dreiunddreißig Miglien nördlich von Rom gelegene Stadt, von einem Erdbeben heimgesucht, durch das sie fast gänzlich zerstört wurde. Diesem furchtbaren Ereignisse ging ein heftiger Regen von Schloßen begleitet voran. Die ganze Bevölkerung flüchtete sich mit ihren besten Habseligkeiten auf das freie Feld. Auch die benachbarten Dörfer haben gelitten; nahe bei Assisi stürzte ein Theil der berühmten Kirche Degli Angeli ein, und die Mönche hatten kaum so viel Zeit, sich nach Perusa zu flüchten. Auch zu Rom wurde dieser Erdstoß in der gleichen Stunde, wie zu Foligno, verspürt. Die Erschütterung war wellenförmig, richtete aber keinen Schaden an. Nach den ersten Erdstößen folgten noch mehrere andere, die viele Gebäude einstürzten. Am 27 Januar drohten die Anzeichen in der Atmosphäre ein eben so großes Unglück als am verderbenvollen 13, und die erschrockene Einwohnerschaft sah neuen Verwüstungen entgegen. Ein in der Nacht des 29 Januars verspürter Erdstoß richtete zu Trevi, einer Stadt, sechs Miglien von Foligno, großen Schaden an. Eines dem Erdbeben von Foligno vorausgegangenen Phänomens ist bereits in diesen Blättern (Ausland S. 324) erwähnt worden. — Foligno liegt in einer fruchtbaren Ebene, am südlichen Fuße der Apenninen, am Topino, nahe bei dessen Vereinigung mit der Maroggia, und zählt 15000 Einwohner.

Auch zu Modena, Reggio und Parma hat ein Erdbeben in der Nacht vom 12 auf den 13 Februar großen Schaden angerichtet. Die Stöße waren mehr oder minder heftig am 11 zu Verona und Mailand, am 12 zu Modena, am 13 zum zweiten Male in Verona und Mailand. Zu Neapel, zu Cosenza und Catanzaro verspürte man am 8 Erdstöße.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 111. 20 April 1832.

Rußland im Jahre 1832.

England und Frankreich haben endlich, nach langer Zögerung und nicht ohne großes Herzklopfen, den nordischen Mächten den Handschuh hingeworfen; und, wie es scheint, den belgischen Traktat einmal auf eine entschlossene Weise ratifizirt. Die Frage über Krieg oder Friede beruht nun auf der Entscheidung des russischen Autokraten. Wird er stolz auf die Unterjochung des unglücklichen Polens, der vereinten Macht der beiden mächtigsten Staaten der Welt trotzen? Wird er, wenn auch von Preußen und Oestreich unterstützt, die furchtbaren Wechselfälle eines allgemeinen Kriegs wagen? Dem Gang der Ereignisse vorgreifend, glauben wir diese zwei Fragen mit entschiedenem Nein beantworten zu dürfen.

Vor der Zeit Peters des Großen hatte Rußland auf das politische System von Europa nicht den geringsten Einfluß; seine civilisirten Nachbarn betrachteten es als eine asiatische und barbarische Macht, allein das Genie Peters weckte den Riesen aus seinem Schlummer und belebte die physischen und moralischen Kräfte, die sich unter einer Reihe von großen und kriegerischen Herrschern und Herrscherinnen so schnell und furchtbar entfalteten, daß, die Vereinigten Staaten ausgenommen, die rasche Entwickelung dieser nordischen Macht nicht ihresgleichen in der Geschichte hat. Siegreich in jedem Kriege hat Rußland, seit der Regierung seines großen Schöpfers bis auf die gegenwärtige Zeit, nie Frieden geschlossen, ohne einen bedeutenden Zuwachs an Gebiet und politischem Einfluß zu gewinnen. Die Entwürfe Katharina's waren die riesenhaftesten und umfassendsten, und bilden die Grundlage der russischen Politik. Ihr Sohn Paul wollte das britische Indien erobern; das Invasionsheer war bereits auf dem Wege nach der östlichen Gränze, als durch den frühzeitigen Tod des Monarchen die Lösung dieses großen militärischen Problems ins Stocken gerieth. Der Feldzugsplan und die Operationslinie der Invasion mag sich noch in dem Archiv der Schule des Generalstabs zu St. Petersburg befinden. Der Charakter des verstorbenen Kaisers, und die außerordentlichen Ereignisse unter seiner Regierung liegen uns noch zu nahe, um genau gewürdigt werden zu können; man kann indeß behaupten, daß er unter der Maske der Mäßigung den eroberungssüchtigen Ehrgeiz und die tief verschlossene politische Doppelseitigkeit seiner kaiserlichen Großmutter besaß, und daß es das Streben seines ganzen politischen Lebens war, ihre kühnen, riesenhaften Entwürfe auszuführen.

Seit dem Jahre 1793 wurden die ehrgeizigen Plane Rußlands von England mit eifersüchtigem Auge bewacht. In diesem Jahre war es, wo Pitt eine Adresse an den König richtete, in der er um Absendung eines Geschwaders nach dem baltischen Meere bat, zum Schutze des Königs von Schweden, Englands Verbündeten, eine Maßregel, der Lord Grey, der jetzige Premierminister, sich mit Erfolg widersetzte. Der überlegene Geist Napoleons war es, der mit dem ihm eigenen Seherblick das Heranwogen der russischen Fluth andeutete, die mit jeder gebrochenen Welle neuen Boden gewann, und den europäischen Kontinent zu überschwemmen drohte. Diesen Strom nach seinen alten Steppen zurückzudrängen: „refouler la Russie,“ (sein Lieblingsausdruck) war der Plan Napoleons, als er den denkwürdigen Feldzug des Jahres 1812 unternahm; ein Feldzug, der zwar auf die richtigste Politik gegründet, aber durch Vernachlässigung aller militärischen Grundsätze bezeichnet war; ein Fehler, dem allein man sein Mißlingen zuschreiben muß. Siegreich auf jedem Schlachtfelde, schlug sich das französische Heer durch alle Hindernisse, und erreichte das Ziel seines Feldzugsplanes — Moskau; allein als das russische Volk mit heldenmüthiger Hingebung seine alte Hauptstadt dem Vaterlande zum Opfer brachte, und nun die Vorhut des Invasions-Heeres sich nicht mehr halten konnte, da zeigte sich das Hauptgebrechen des Feldzugplanes, nämlich die Vernachlässigung des großen militärischen Grundsatzes einer Basis, die allein den Erfolg einer militärischen Operation sichern kann, und Diesem allein, nicht den Elementen, die der verfolgenden Armee ebenso entgegen waren, als der zurückweichenden, muß das Mißlingen eines Planes beigemessen werden, der von dem größten militärischen Genie aller Zeiten entworfen wurde. Hätte Napoleon — seines großen politischen Fehlers der Nichtwiederherstellung des Königreiches Polen nicht zu gedenken — eine zweite Basis seiner Operationen in Litthauen gebildet, so hätte er, wie selbst russische Kriegsverständige zugeben, in Smolensk und seiner Umgebung gute Winterquartiere beziehen, und seine Armee für einen zweiten Feldzug ergänzen können, der Rußlands Schicksal entschieden haben würde. Dieß möge dienen zu beweisen, wie irrig die langgehegte Meinung von der russischen Unüberwindlichkeit ist, die sich auf den Erfolg von diesem denkwürdigen Feldzug gründet.

(Fortsetzung folgt.)

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Die Wälder in der Umgegend der Banza von Biheh haben sehr viele Pandas; auch sah ich einen andern Baum, mit dessen gelbem Holz die Strohgeflechte gefärbt werden, welche die Eingebornen verfertigen; die Vegetation ist üppig, und der Boden sehr fruchtbar. Maismehl und das Fleisch der auf der Jagd erlegten wilden Thiere sind, obwohl sie auch Hausthiere haben, die hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Neger. Ungeachtet die Hitze zu Biheh nicht bedeutend ist, weil dieser Bezirk sehr hoch liegt, so tragen die Schafe, doch wie in den benachbarten heißen Küstenländern, statt der Wolle, Haare. Die Ziege ist kleiner als in Europa, und der Bock hat kleinere aber spitzigere Hörner; Ochsen und Kühe sind von mittlerer Größe. Die erstern, die schnell und sicher gehen, werden von den Negern geritten. Die Affen, die mir aufstießen, waren sehr klein, mit schwarzer Nase und blauem Gesicht. Die wilde Katze ist kaum so groß als die europäische, aber sehr räuberisch. Das hier unter dem Namen Löwe, bekannte Thier hat die Größe unsers Wolfs, und keine Mähne; auch der Panther ist viel kleiner, als der von Angola. Nur die Ratten sind von ungeheurer Größe und sehr häufig; die Schweine stellen ihnen nach und fressen sie gern. Der Elephant ist von denen, die ich in nördlichen Ländern gesehen habe, nicht verschieden; die Adler sind sehr groß, von grauer Farbe und haben einen Federstrauß auf dem Kopf. Auch der Sperber erreicht eine bedeutende Größe. Die gemeinen Hühner sind außerordentlich klein; die Perlhühner dagegen ungemein groß.

Als ich Biheh erreichte, waren meine Träger so ermüdet daß sie hinkten. Schon einige Tage früher hatten sie sich außerordentlich bereitwillig gezeigt, meinen Befehlen, rücksichtlich der starken Märsche, die ich anordnete um die Wälder bald hinter mir zu haben, nachzukommen. Gern ließ ich ihnen nun Zeit sich auszuruhen, und um sie zu belohnen, gab ich ihnen ein halbes Faß Tafia und einen jungen Stier, den mir der Soba geschenkt hatte, wofür sie ihren Dank durch ein Freudengeschrei ausdrückten. Nachdem sie sich ausgeruht hatten, verabschiedete ich sie, unserer Uebereinkunft gemäß; der Soba versprach mir andere unter seinen Unterthanen zu wählen, für die er mir bürgte, und die Folge zeigte, daß er nicht zu viel versprochen hatte. Die große Menge von Waarenballen, die ich schon sechs Monate vor meiner Abreise von Loanda, nach der Banza vorausgeschickt hatte, erforderte viele Träger, die ich auch ohne Mühe erhielt. Da die, welche ich entlassen hatte, so zufrieden mit mir waren, so drängten sich die Einwohner der Banza zu meinem Dienst, und der Soba durfte nur unter ihnen wählen. Ich hatte alle Ursache, mit diesem Fürsten zufrieden zu seyn. Als die Neger mit meinen Waaren angekommen waren, wies er ihnen Häuser an, um sie abzuiegen, und verbot seinen Unterthanen etwas von meinen Pombeiros zu fordern. Er hatte sorgfältig darüber gewacht, daß Diejenigen, denen ich die Leitung der Karawane übertragen, keine unnöthigen Ausgaben machten; seine Aufmerksamkeit und Umsicht waren der Belohnung würdig.

Ich war sehr über das gute Aussehen meiner neuen Träger erfreut: groß, stark, flink, muthig und von unerschrockener Miene, würden sie auch dem furchtsamsten Reisenden Zutrauen eingeflößt haben. Felle um die Lenden, die Patrontasche vorn herunterhängend, Keule, Beil oder Bogen in den Händen, die Flinte auf der Schulter, hatten sie ein wahrhaft kriegerisches Aussehen. Von solchen Männern begleitet, hoffte ich den günstigsten Erfolg von meinem Unternehmen. Da meine Leute mich drängten, die Reise fortzusetzen, so machte ich dem Soba meinen Entschluß bekannt. Ungeachtet er nicht zufrieden damit schien, so wünschte er mir doch, als ich ihm meine Abschiedsgeschenke überreichte, alles mögliche Glück, und begleitete mich sogar ungefähr eine Viertelstunde weit, um noch eine Flasche auf meine Gesundheit zu trinken.

Wenn man sich von Biheh aus nördlich wendet, kommt man durch viele Dörfer. Die Mischung der Bundasprache mit dem Benguelischen, die hier gesprochen wird, deutet auf die Verbindung, in der die Bewohner mit den weiter gegen Norden wohnenden Völkerstämmen stehen. Im vierten Dorfe traf ich Negergreise unter Bäumen sitzend, die nicht die mindeste Neugier über meinen Zug verriethen, sehr tiefsinnig aussahen, und nichts sprachen. Ich ließ Halt machen, und setzte mich zu ihnen. Nach einer kurzen Unterredung bot ich ihnen ein Glas Tafia; mein Benehmen schien sie in ein Erstaunen zu versetzen, das sie gar nicht verhehlten. Ich richtete einige Fragen über ihr Land an sie, und erfuhr, ohne mir das Ansehen zu geben, als wolle ich sie ausforschen, wodurch ich nicht zum Zweck gekommen seyn würde, was ich zu wissen wünschte. Einer der Neger erzählte mir, daß Biheh vor der Eroberung des Landes Angola durch die Portugiesen, einen Theil des Königreichs des Humbeh Jehnehuth, das sich weit nach Südosten erstreckt, ausgemacht habe. Humbeh Jehnehuth sah mit Bedauern seinen Verbündeten, den König von Angola, mit den Portugiesen in Krieg verwickelt, und wollte sogar alle seine Unterthanen bewaffnen, um ihm zu Hülfe zu eilen. Er sah voraus, daß der Sturz des Königs von Angola auch den vieler anderer nach sich ziehen würde, die allein zu schwach waren, den Europäern Widerstand zu leisten, daß sie aber vereint diese Fremden wohl bezwingen könnten. Alle Unterthanen der Provinzen des Humbeh, mit Ausnahme der von Biheh, ergriffen die Waffen, und zogen ins Feld, wurden aber bald zurückgerufen, um gegen ihre eigenen Landsleute zu kämpfen, denn der Häuptling, der in Biheh herrschte, hatte im Namen des Volks geantwortet, daß er das Gebiet seines Oberherren zu schützen wissen werde, wenn man einen Einfall beabsichtige, daß er sich aber keineswegs den Wechselfällen eines Kriegs gegen eine Nation aussetzen wolle, die ihn weder angegriffen noch beunruhigt habe. Ueberdieß, fügte er noch bei, werde jene Nation wahrscheinlich siegen, und dann, übermüthig durch diesen Erfolg, Die überfallen, die sich feindselig gezeigt hätten. In diesem Falle würde man von Männern, die mit dem Blitz bewaffnet seyen, Alles zu fürchten haben, besonders wenn Rache sie beseele. Ueberdieß hätten seine Untergebenen ihre Götter für sich, wenn sie sich darauf beschränkten, ihr Land zu vertheidigen; würden sie aber von diesen Beschützern sich entfernen, so müßten sie befürchten, von ihnen verlassen zu werden; dann würden sie genöthigt seyn, auf fremdem Boden einen Winkel zu erbetteln, auf dem sie leben könnten, würden keiner Nation mehr angehören, und als Landstreicher betrachtet werden, die Jeder zu Sklaven machen könne.

Diese Antwort mißfiel natürlich dem Humbeh, und er wollte, daß man Jeden, der sich weigern würde, zu den Waffen zu greifen, zum Sklaven machen solle. Dieser strenge Befehl entzündete den Bürgerkrieg, und die nördlichen Provinzen zogen gegen die südlichen, die die Verordnung des Humbeh in Vollzug setzen wollten, der sich selbst an die Spitze seiner Truppen gestellt hatte, um ihren Muth zu beleben. Ungeachtet er den Empörern an Zahl überlegen war, wurde er doch geschlagen, und genöthigt, um Frieden zu bitten, dessen Bedingungen die Ueberwinder vorschrieben, die gerüstet waren, ihn zu verfolgen und aus seinen Staaten zu vertreiben.

Biheh begriff die nördlichen Provinzen des Königreichs Humbeh, und kam weder an Größe noch Bevölkerung den treugebliebenen Staaten bei. Durch ihren Muth hatten die Bewohner die Freiheit errungen; sie wählten einen Fürsten, der von diesem Augenblick an unabhängig war, und keinen Oberherrn anerkannte; ihr Land bildete einen Staat, der nach dem Namen der Hauptprovinz Biheh genannt wurde. Der glückliche Erfolg dieser Unternehmung erregte bei diesem Volke Eroberungssucht. Ein Zwist zwischen zwei angränzenden kleinen Gebieten wurde zur Kriegserklärung, und die Bihens benützten diese Gelegenheit eines nach dem andern zu unterwerfen. Jedoch weit entfernt, diese Stämme zu Sklaven zu machen, ließen sie ihnen die Freiheit, und verleibten sie ihrer Nation ein. Diese hier ganz neue Art Ueberwundene zu behandeln, machte den Bihens viele Freunde; mehrere benachbarte kleine Länder rechneten es sich zur Ehre, diesem neuen Staat anzugehören, der mächtig, gefürchtet und allgemein geachtet war Noch einige Jahre hindurch hatten die Bihens Kriege zu führen, endlich aber erreichten die Feindseligkeiten ihr Ende, und sie brauchten ihre Waffen nur noch auf der Jagd. Bei jeder Gelegenheit zeigen sie indeß, daß sie stark genug sind, ihren Feinden zu widerstehen, und Begierde nach Kattun und Tafia verleitet sie zuweilen, entfernte Länder anzugreifen, um Sklaven zu holen. Jetzt trachten sie nicht mehr ihr Gebiet zu vergrößern, weil sie Dieß nicht gefürchteter machen würde, denn auf die bloße Kunde, daß ihre Truppen im Anzuge sind, verbergen sich die stärksten und muthigsten Völkerstämme in den Wäldern.

Die Unterredung mit diesen beiden Negern machte mir Lust, den Rest des Tages bei ihnen zuzubringen. Ich ermunterte sie zum Reden, indem ich ihnen von Zeit zu Zeit Tafia einschenken ließ, und die Aufmerksamkeit mit der ich zuhörte, war ihnen so schmeichelhaft, daß sie auf alle meine Fragen antworteten. Unsere Unterredung hörte erst auf, als die guten Alten von Tafia trunken nicht mehr sprechen konnten.

Am andern Morgen reiste ich bei guter Zeit ab, und schlug eine nördliche Richtung ein. Ich fand daß der Abhang des Bodens von der Banza von Biheh bis Cassondeh 180 Toisen betrug; augenscheinlich waren wir der Neigung der Gebirge gefolgt, deren Stamm sich im Osten von Biheh befindet. Man trifft nur sehr wenige, kleine, angebaute Strecken, doch läßt sich hieraus kein Schluß auf die Bevölkerung dieser Gegenden machen, da der Neger viermal weniger zu seinem Unterhalt braucht als der Weiße. Der Sobah von Cassondeh zeigte sich sehr wohlwollend; er sagte mir, daß der Fürst Cunhinga sein Oberherr sey, dem er einen Tribut an Lebensmitteln und wilden Thieren entrichte. Er hatte große Ziegenheerden und lebte sehr friedlich.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Alligatorenjagd in Indien.

(Schluß.)

Den so allenthalben angegriffenen Sumpfinsassen blieb eine verdammt schlimme Wahl zwischen Scylla und Charybdis, und fast schäme ich mich, die wilde Freude zu gestehen, die wir empfanden, als wir die ganz von Sinnen gekommenen Bestien von einem Angriffe weg gerade einem andern in den Rachen laufen sahen. Die Malayen behaupteten sogar in ihrem Entzücken, daß die kleinere Brut den größern Thieren, denen sie auf ihrer Flucht nach der entgegengesetzten Richtung begegne, geradezu in den Rachen renne. Allein diese Behauptung der vor Freude außer sich gerathenen Eingebornen, die, jemehr sich der Raum zwischen beiden Soldatenhaufen verengte, in ein um so wilderes Freudengeschrei ausbrachen, mag billiger Weise in Zweifel gezogen werden. Der Zwischenraum war nun ziemlich mit Alligatoren vollgedrängt, die in der größten Angst hin- und herschwammen, bald untertauchten, bald ihre mit Schlamm bedeckten Schnauzen hoch aus dem Wasser hervorstreckten, bald in heller Verzweiflung pfeilgerade auf den Phalanx der Malayen losstürzten. Bei einem solchen Angriffe wurden gewöhnlich ein halbes Dutzend von den Soldaten über den Haufen geworfen oder ihre Piken zerbrochen und aus der Hand geschlagen, zu höchster Ergötzlichkeit ihrer Kameraden, die eiligst die durchbrochenen Reihen wieder ausfüllten und so sorgfältig aufschlossen, als hätte eine Stückkugel in der Schlacht eine Lücke in ihre Glieder gerissen. Ums Leben kam dabei Niemand, allein Viele wurden verwundet; doch wich und wankte Keiner. Das Hauptkunststück der Jagd schien darin zu bestehen, daß man einen einzelnen Alligator von den übrigen abschnitt und ihm so lang mit Spießen zusetzte, bis er fast das Leben ausgehaucht hatte. Dann gabelten ihn die Malayen mit vereinter Kraft auf, hoben ihn auf einem Dutzend Spießen hoch über ihre Köpfe und schleuderten ihn auf ein gegebenes Zeichen weit hinaus auf das Ufer. Da die Alligatoren Amphibien sind, so blieben sie nicht länger im Wasser, als sie in diesem Elemente im Vortheile waren, und da es zum letzten Handgemenge zu kommen schien und die Reihen ihrer Feinde immer näher und näher zusammenrückten, so vergaßen die Ungeheuer alle Disziplin, und schossen rechts und links über Hals und Kopf nach den röhrichten Ufern hinaus. „Sauve qui peut!“ schien jetzt das Feldgeschrei der Flüchtigen zu seyn, und sicherlich hätte dieses Wort viele von ihnen eben so gut gerettet, als es schon oft andere geschlagene Streitmassen rettete, wenn nicht die Malayen vorsichtiger Weise auf beiden Seiten die Ufer mit der Reserve besetzt gehalten hätten, um die zerstreuten Feldflüchtigen auf das Korn zu nehmen, die mit Schlamm bedeckt, vor Schrecken halbtodt, aber noch immer in entsetzlicher Wuth aus dem Kanal hervorstürzten, in der Hoffnung, einen unsern entlegenen, mit Röhricht überwachsenen, tiefen Sumpf zu erreichen, was aber nur wenigen vom Schicksale bestimmt war. Der Schlußkampf zwischen den fliehenden und verzweifelten Krokodillen und den Malayen der Reserve war noch furchtbar genug, und wären die Einen nicht erschöpft, die Andern noch unermüdet, die Einen nicht zu vorsichtsvoll, die Andern entmuthigt gewesen: gewiß, die Malayen hätten einen harten Stand gehabt. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß unser tapferer Admiral kein müßiger Zuschauer blieb. Sein Adlerauge flog stromauf- und abwärts, und als der Kampf hitziger wurde und die einzelnen Gefechte angingen, sahen wir sein Gesicht von Entzücken strahlen. Als aber vollends der erste Alligator, von wenigstens zwanzig Speerwunden durchbohrt und wie ein Igel bestachelt von den abgebrochenen Pikenschäften, ans Ufer geschleudert zu seinen Füßen niederfiel, brach er in ein Freudengeschrei aus, das am ganzen Ufer widerhallte. Und als die Malayen ihre Beute immer enger und enger einschlossen und jeder Augenblick neue Wunder von Muth erzeugte, oder ganze Reihen Soldaten wie Kegel in den schlammigen Strom gestürzt wurden, da würde er sicherlich selbst einen Speer ergriffen haben, und mitten in das dichteste Gefecht mit Stiefeln, Degen und Kokarde auf dem Hute gestürzt seyn, wäre nicht sein Gefolge zugegen gewesen. Indeß hielt er sich so nahe als möglich am Ufer und wetteiferte mit den besten Malayen

im Geschrei, womit er sie zu neuen Heldenthaten anfeuerte. Diese innige Theilnahme aber wäre beinahe, wenn nicht dem Leben, doch der Würde Seiner Exzellenz gefährlich geworden; denn ungeachtet der Warnungen der englischen Offiziere des Regiments, die schon von frühern Jagden her aus Erfahrung wußten, wie es kommen würde, blieb der Admiral dennoch am Rande des Kanals stehen, als sich die Alligatoren-Tragödie bereits ihrem Ende näherte. Da wir armen Offiziere uns natürlich verbunden erachteten, unserm Chef in jeder Gefahr zu folgen, so befanden wir uns gerade in dem Augenblicke, wo gegen Ende des Treffens die allgemeine Flucht begann, zwischen der oben erwähnten malayischen Reserve und dem Kanale. Hätten die vor Wuth wahnsinnigen Krokodile nur im Mindesten geahnt, Wen sie vor sich hatten, und ihre langen scharfen Schnauzen und ihre eisenfesten Schwänze ins Spiel gebracht, so würde mancher Offizier Seiner großbritannischen Majestät in höchst unangenehme Berührungen gekommen seyn. Indeß waren wir dennoch eingekeilt in fürchterlicher Enge zwischen den Schnauzen der grimmigen Bestien und den Piken und den Kris der nicht minder grimmigen Malayen. In der That war es schwer zu sagen, Wer von Beiden in diesem Augenblicke am wildesten aussah — die siegstrunkenen Eingebornen oder die fliehende Schaar der Alligatoren, die aus dem Wasser heraubrauste. Von beiden Seiten wurden Viele verwundet, und Alle, wie wir selbst, mit Sumpfgras und Schlamm über und über bespritzt. Einige von uns wurden sogar wirklich über den Haufen gerannt und lagen erbärmlich zugerichtet im Schlamme; den Admiral rettete von einer so unwürdigen Katastrophe nur seine Geschicklichkeit, mit der er von einer Seite auf die andere sprang. Ich weiß nicht mehr, wie viele Alligatoren erlegt wurden, wenigstens aber waren es dreißig oder vierzig. Die größten maßen zehn Fuß in der Länge und vier Fuß in der Ründe; ihr Kopf war gute zwei Fuß lang. Außer diesen großen Ungeheuern wurde auch noch eine Menge junger lebendig gefangen, die neun Zoll maßen und zum Theil mit nach Trinkomali genommen wurden. Ein halbes Dutzend davon wurde in Wasserzubern viele Tage im Admiralitätsgebäude aufbewahrt; die übrigen brachte man an Bord, wo sie große Lieblinge der Matrosen wurden, deren sonderbarer Geschmack in der Wahl von Schooßhunden ohnehin bekannt ist.

Eine Szene aus der neuen Vendée.

(Aus dem Tagbuch eines französischen Offiziers.)

Ich wurde den ersten November 1831 zum Lieutenant in dem ersten Grenadierbataillon des ersten Regiments ernannt, das damals einen Theil der Vendéearmee bildete, und reiste sogleich voll Freude und Hoffnung nach Chemilli, wo der Stab des Regimentes lag. Am vierten November gegen drei Uhr kam ich dort an, und fand, daß man mich einige Stunden früher erwartet, und mir einen Auftrag bestimmt hatte, der mich mit nur zwei Grenadieren durch den Wald, der zwischen Chemilli und Chalonne liegt, führen mußte. Da man glaubte, ich werde nicht mehr ankommen, so hatte man einen andern Offizier dazu bestimmt, den ich im Begriffe traf, seine Wanderung anzutreten; ich ging sogleich zum Obersten, und bat ihn, mir den zugedachten Dienst nicht zu entziehen, und bestand so sehr darauf, daß der Oberst endlich nachgab, nachdem er sich zuerst wegen meiner Ermüdung von der Reise u. s. w. geweigert hatte. Ich nahm meine zwei Grenadiere, und wir gingen auf der Heerstraße an Hecken und Gräben hin, wo ich in jedem Augenblick einen Chouan, oder wenigstens den Rauch seiner Zündpfanne zu sehen erwartete; allein Alles blieb ruhig, bis wir eine Viertelmeile im Walde vorgedrungen waren. An einer Stelle, wo der Weg sich wendete, trafen wir plötzlich eine Art von Verhack, und 15 bewaffnete Bauern. Ich forderte sie auf, ihre Gewehre niederzulegen, und nachdem ich den Befehl dreimal wiederholt, schlugen wir an. Ich trug eine Doppelflinte, aber beidemal brannte mir das Pulver ab. Die Chouans erhoben ein lautes Geschrei, feuerten, und wir stürzten alle drei zu Boden; ich habe seitdem erfahren, daß Einer meiner Leute durch das Herz geschossen war. Der zweite schien in den Kopf verwundet, mich hatte eine Kugel getroffen, die mir das rechte Schulterblatt streifte, und zwischen der Schulter und der Brust durch und durch schlug. Ich fiel ohne Bewußtseyn zu Boden, und als ich wieder erwachte, fand ich mich beraubt, und mit den beiden Soldaten in einem Graben; meine Wunde blutete auf beiden Seiten heftig, meine Schmerzen und mein Durst waren unerträglich, und meine Schwäche durch den Blutverlust so groß, daß ich nur mit Mühe aus dem Graben kriechen konnte, um Hülfe zu suchen; ich bemerkte nicht sehr weit davon eine Bauernwohnung, und kroch mit unendlicher Mühe dahin. Ein alter Mann stand unter der Thüre, ich bat ihn um Hülfe, und meine Lage war so elend, daß er, obgleich selbst Chouan, und Vater eines der Konscription entgangenen Sohnes, doch Mitleiden mit mir fühlte, mir seine Hand gab, und mir half ein hohes unförmliches Bett, von Heu aufgethürmet, zu besteigen; er und seine Frau wisperten, was mit mir gethan werden könne, als sie plötzlich wilde Stimmen vor dem Hause hörten; die Frau warf einige Decken über mich, und hieß mich still halten, in dem Augenblick traten die Chouans, die mich verwundet hatten, unter die Thüre des einzigen Raums, den die elende Hütte enthielt, und der Küche und Schlafzimmer, Menschenwohnung und Viehstall zugleich bildete. Sie erzählten, daß sie drei Rothe erschossen, daß sie aber bei ihrer Rückkehr von einer kurzen Runde, nur noch zwei Leichname gefunden, und daß die Spuren von Blut auf dem Wege zeigten, daß der Offizier sich hierher gerettet, und sie verlangten ihn, um ihn vollends zu tödten. Der Bauer versicherte, daß er Niemand gesehen, und daß er selbst der Erste wäre, der einem Rothen eine Kugel vor den Kopf schießen würde, wenn er ihn träfe. Aber die Fremden schworen, ich müßte hier seyn, er verrathe sie, und sie würden mich suchen und finden, wie es auch gehen möge; sie vertheilten sich im Hause, auf dem Boden, im Heuschober, und ich sah den Augenblick kommen, wo sie das Bett mit ihren Bajonetten durchstoßen würden. Während dieser Zeit lag ich halb bewußtlos, und das Blut rann in Strömen von meinen Schultern, drang durch das Heu und sammelte sich auf dem Boden, wo es die Aufmerksamkeit eines Schweines auf sich zog, das unter dem Bett lag; es schlürfte mit Begierde das Blut auf, und fing an das Heu mit dem Rüssel zu durchschnöbern, um mehr zu suchen, und drang zuletzt bis zu meinem Fuße durch, den es anzubeißen versuchte; ich ermannte mich, zog meinen Fuß zurück und trat das Schwein mit aller Macht auf den Rüssel; es grunzte in einem gellenden Ton, der sogleich die Chouans um das Bett versammelte. In diesem Augenblick kam die kleine Tochter des Bauern herein, sie hatte die Verhandlung bemerkt, und ohne mit ihren Eltern sich beredet zu haben, ihren Entschluß gefaßt. „Was macht ihr da?“ fragte das Kind. „Wir suchen einen Rothen, war die Antwort, hast Du ihn nicht gesehen?“ „O! ja, antwortete das Mädchen, ich habe so eben auf der Straße einen Offizier von zwei Grenadieren geführt getroffen; sie gingen gegen Bressuir.“ „Kommt, kommt, rief einer der Chouans, der den Befehl zu führen schien, wir müssen den rothen Hund niederschießen, ehe er aus dem Wald kommt,“ und alle stürzten in Eile fort, mir den Weg abzuschneiden. Der Blutverlust und die gespannte Erwartung, in der ich mich in diesem kritischen Augenblicke befand, hatten mich so erschöpft, daß ich von neuem alle Besinnung verlor, bis ich mich früh Morgens in den Händen eines Pelotons von meiner Kompagnie, und unter der Behandlung des Regimentsarzts fand, der mich nach einigen Verbänden auf einer Sänfte nach Chemilli tragen ließ; man zweifelte lange an meiner Rettung, und die Aerzte fanden es wunderbar, daß ich so lange gelebt hatte, aber meine Jugend und die glückliche Richtung der Kugel halfen mir durch.

Vermischte Nachrichten.

Unter den unlängst in der Nachbarschaft von Palermo, in den Ruinen des alten Salunto, gefundenen Gegenständen befindet sich auch ein Karneol, der jetzt Eigenthum des Signor Emanuele Bascon geworden ist. Die Gemme stellt einen kleinen Cupido vor, der einen Helm auf dem Kopfe, in der rechten Hand eine Krone, in der linken eine Hochzeitfackel trägt. Rund umher läuft die Inschrift in griechischen Buchstaben: „Desponsata est Julia Maximo,“ ein Beweis, daß es ein Verlobungsring aus der griechisch-römischen Zeit war.

*

Jüngst angestellten offiziellen Zählungen zufolge scheint in den Hauptstädten des Königreiches Holland die Bevölkerung abgenommen zu haben, da die Zahl der Todten fast überall die der Geburten übersteigt; im Ganzen jedoch hat die Bevölkerung des Landes überhaupt um 24,010 Seelen zugenommen; denn am Schlusse des Jahres 1850 betrug sie 2,420,540, und am Schlusse 1851 belief sie sich auf 2,444,550.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 112. 21 April 1832.

Ein türkisches Sprüchwort.

5. Türkische Justiz.

Der folgende Tag war ein Tag des Schreckens für den Harem. Der Kislar Aga betrat, den Dolch im Gürtel, den Palast der Kadinen. Vier schwarze Verschnittene folgten ihm. Seine Stirne schien finsterer als je. In seiner Hand hielt er eine Papierrolle, vor der Jedermann sich verneigte; denn man ahnte, daß sie einen Firman des Sultans enthielt, und ein Firman an diesem Orte, und in der Hand dieses Mannes konnte nur eine Todesbotschaft enthalten.

Der Kislar Aga war nicht sobald in den Gemächern der Kadine angelangt, als sie bei dem Anblick der schwarzen Verschnittenen und des Firmans, den die Hand ihres Anführers aufrollte, ihr Schicksal in seiner ganzen Schrecklichkeit entschieden sah. Auf beide Knie gesunken, die Hände gekreuzt lag sie todtenbleich und mit gebrochenem Herzen zu den Füßen des Kislar Aga. Eine Sklavin warf ihr auf seinen Wink einen Mantel über die Schultern, und der Zug entfernte sich, schweigend wie er gekommen war, mit der Kadine aus den Mauern des Harems. Am Abhange eines kleinen Hügels, in der Mitte eines duftigen Cedernwaldes hielt er. Zwei Sklaven hoben mittelst ihrer Stöcke einen großen Stein auf, der einen tiefen Brunnen bedeckte. Die Kadine sah die Oeffnung dieser Tiefe mit einem Ausdrucke des furchtbarsten Entsetzens. Man stand vor dem **Brunnen der Ratten**. Die Kadine stieß ein herzzerreißendes Geschrei aus, sie rang die Hände, warf sich auf den Boden, küßte die Füße der Verschnittenen. „Gnade, Gnade," schrie sie, „tödtet mich! tödtet mich! Habt Mitleiden, hier ist mein Hals!"

Ohne ihres Widerstandes zu achten, knebelte man die Kadine, und ließ sie an zwei starken Stricken in den Brunnen hinab, um eine furchtbare Folter zu bestehen. Zahllose Ratten, von Hunger ergrimmt, stürzen sich auf das ihnen vorgeworfene Opfer. In einem Augenblicke sind die Kleider vom Leibe gerissen, und tausend Zähne nagen an dem Fleische der Unglücklichen. Die Kadine schrie um Gnade, aber das Getöse der Rattenschaaren im Brunnen erstickte ihre Stimme. Als der Kislar Aga glaubte, daß es Zeit sey, die Verbrecherin wieder herauf zu ziehen, ehe sie unter den Bissen der hungerigen Thiere ihr Leben völlig ausgehaucht, gab er hiezu das Zeichen. Halbtodt wurde nun die Kadine in eine dicke wollene Decke gewickelt, und hinweggetragen, um ihre letzte Strafe zu erstehen.

Während hier, einem alten Herkommen des Serails zu Folge, der Befehl des einen der am vorigen Abend ausgefertigten Firmans vollzogen wurde, war der andere einem Janitscharenoffizier übergeben worden, mit dem Befehle, den Hekim Baschi, wo er ihn treffe, in Verhaft zu nehmen. Allein Dimitri schon am Morgen von der Gefahr, die ihm drohte benachrichtigt, war entschlossen, um jeden Preis seinen Kopf zu retten.

Es gibt kein Land, wo die Rechte der Gesandtschaft heiliger gehalten werden, als in der Türkei. Der Boden eines Gesandtschaftspalastes oder Konsulates ist unverletzlich; selbst die Unterthanen des Sultans finden hier einen Schutz, mit welchem die europäischen Gesandten einen unrühmlichen Handel treiben. Dimitri eilte in die englische Kanzellei, unter seinem Dschube einen schweren Beutel mit Zechinen. Mit klingender Münze kaufte er sich leicht den Schutz Sr. britischen Majestät, wie er im Nothfalle auch den von Frankreich oder Rußland sich hätte erkaufen können. Dann eilte er nach Hause, wo er seinen Bruder und dessen Familie traf. „Meine Freunde," sagte er, „es kann sich ereignen, daß ich auf einige Zeit die Stadt verlassen muß. In diesem Kästchen ist alles Geld, das ich zusammenbringen konnte. Mein Bruder Spiridion, da ich nicht anders kann, lasse ich Dir Alles hier, was ich besitze. Diese Urkunde erkennt Dich vor den Augen der türkischen Regierung als den Eigenthümer meiner Häuser und Grundstücke. Schwöre mir bei dem heiligen Spiridion, Deinem Schutzpatron, daß Du mir nach meiner Rückkehr Alles treulich zurückerstatten willst."

Um dieses sonderbare Mißtrauen zu begreifen, muß man die Sitten und die außerordentliche Unredlichkeit der Griechen kennen. Spiridion schwur, und Dimitri entfernte sich mit seinem Kästchen unterm Arm. In zwei Minuten befand er sich mitten auf der Hauptstraße von Pera. Eben wollte er den Fuß über die Schwelle des englischen Palastes setzen, als er sich von kräftiger Faust ergriffen fühlte. Zwanzig bewaffnete Janitscharen umringten ihn; unter den heftigsten Flüchen und Vorwürfen des Pöbels, der ihn mit Koth warf, wurde er fortgeführt. Die Weiber insbesondere stürzten, auf die Erzählung seines Abenteuers, wie rasend mit Verwünschungen auf ihn los und spien ihm ins Gesicht; sie schienen ihm nicht die Ungeschicklichkeit vergeben zu können, durch die er, wie sie glaubten, sein Geheimniß verrathen hatte.

Endlich auf der Hauptwache der Janitscharen angelangt, wurde er geprügelt und geknebelt. Das Versprechen einiger Piaster bewog jedoch einen Soldaten, mit der Meldung des Vorgefallenen in die Kanzlei des englischen Gesandten zu laufen, der sogleich seinen Schützling ausgeliefert verlangte. Der Hekim schwebte den ganzen Tag in furchtbarer Ungewißheit. Gegen Abend wurde er in Freiheit gesetzt. Indeß ließ ihm der Gesandte wissen, daß er sich nach Triest einschiffen müsse. Eine Brigg lag seegelfertig, an ihren Bord konnte er sich flüchten, und eine bessere Zeit abwarten, um sich gefahrlos in den Straßen von Pera blicken zu lassen. Erst am Bord der Brigg athmete Dimitri wieder frei.

Gegen Mitternacht erhob sich der Wind aus Süden; das Schiff spannte alle Seegel aus, und hielt sich dicht an der Küste, um nicht von den Strömungen an die Spitze des Serails getrieben zu werden. Nach einigen Stunden war es über die Fürsteninseln hinaus, und begann seine Fahrt, von dem heitersten Himmel begünstigt. Dimitri standen die Thränen im Auge. Vom Spiegel des Schiffes aus konnte er seinen Blick nicht abwenden, von dem Serail, wohin ihn so viele Erinnerungen riefen. Ueber den Mauerzinnen desselben sah er im Mondschein den Kiosk herüberschimmern, der ihm so verderblich geworden war. Er dachte mit Entsetzen an das Schicksal der Kadine. Plötzlich sah er einen Kaik nach der offenen See steuern; er hielt, man warf Etwas ins Meer. Der Hekim erkannte die Ruderer des Sultans. Ein kalter Schauer richtete seine Haare zu Berge; er erinnerte sich, daß die türkische Ehebrecherin in einen ledernen Sack mit Katzen und Schlangen eingenäht, und ins Meer geworfen wird.

Rußland im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Seit Napoleon's Sturz war der Einfluß, den der Autokrat auf die europäische Politik übte, stets überwiegend. Durch verwandtschaftliche Bande hat er Preußen, Holland und Würtemberg an seine politische Bahn gefesselt, während er auf den Rath der übrigen Mächte einen Einfluß übte, den man nur der Furcht zuschreiben kann; einer Furcht, die durch die Werke politischer und militärischer Schriftsteller lebendig erhalten wurde, die mit einander wetteiferten, das rasche Fortschreiten dieser nordischen Macht, als der Freiheit des südlichen Europa's verderblich zu schildern. Bei einer nur oberflächlichen Betrachtung des russischen Kolosses, muß man freilich zugeben, daß für die übertriebene Furcht vor den Entwürfen und der Macht Rußlands nur zu triftige Gründe sprechen. Seit dem allgemeinen Frieden umfaßt sein Gebiet drei Viertheile des Erdballs, und übertrifft an Ausdehnung die kolossalsten Reiche der Alten: die ephemere Monarchie Alexanders, die römische Republik auf dem Gipfel ihrer Größe, und die unermeßlichen Gebiete, die in spätern Zeiten von der Dynastie der Kalifen beherrscht wurden. Seine Bevölkerung beträgt den fünfzehnten Theil der Einwohnerzahl der ganzen Erde, seine Heere stehen sowohl an Zahl als Verfassung und allen militärischen Erfordernissen, unübertroffen da, während seine aufgeklärte, obschon despotische Regierung die Geschmeidigkeit, List und Nachgiebigkeit des byzantinischen Kaiserthums mit der ungezügelten Macht, Gewalt und Thatkraft der scythischen Wüste vereinend, mit vollendeter Gewandtheit jedes Ereigniß zu Vermehrung ihrer Hülfsquellen und ihres politischen Einflusses benützt. Doch wenn wir, ohne uns von der gränzenlosen Ausdehnung des russischen Reichs blenden zu lassen, oder vor der Verfassung und der Zahl seiner Heere und dem ehrgeizigen herrschsüchtigen Charakter seiner Regierung in ein leeres Staunen zu versinken, ruhig, mit einem statistischen und wissenschaftlichen Blick dieses mächtige Reich, geographisch, politisch und militärisch prüfen, wenn wir die Quellen seiner Einnahme und seine vielfach verzweigten Ausgaben näher untersuchen, so werden wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Furcht Europa's vor der russischen Macht gänzlich grundlos, und Rußlands Unverletzlichkeit auf einer durchaus unrichtig vorgefaßten Meinung beruht.

Indem wir uns zuvörderst an die Frage der materiellen Kraft des russischen Reichs wenden, d. h. seine Finanzen, Armee und Marine untersuchen, fühlen wir, daß wir eine schwierige Lösung unternommen haben; denn in einem Staate, wo in den Staatsangelegenheiten wenig oder gar keine Oeffentlichkeit herrscht, wo die Regierung keine Rechenschaft von ihrer Verwaltung abzulegen braucht, wo die Elemente, aus denen der Nationalreichthum besteht, eben so verschiedenartig als vielfältig sind, wo endlich jeder Gegenstand, wegen der immer fortschreitenden Entwickelung in einem stets schwankenden Zustande sich befindet, da sind alle Zweige der innern Oekonomie in Dunkel gehüllt. Wir sind indeß dennoch nicht ohne Andeutungen, die uns auf unserm fernen Weg als Führer dienen können; über russische Statistik besitzen wir das treffliche Werk von Damaze de Raymond, das auf Befehl Napoleon's zur Zeit des russischen Feldzugs bearbeitet wurde, dann die neuern Berichte Hassels, Weydemeyers, Balbi's und Schnitzlers, und doch fürchten wir, daß trotz der zu Rathe gezogenen Angaben dieser geschickten Statistiker die folgende Uebersicht mehr annähernd als genau seyn dürfte. Die Einkünfte Rußlands können nach folgenden Titeln aufgezählt werden:

Kopfsteuer	Franken	60,000,000
Der Obrak, eine von den Kronbauern bezahlte Steuer.	—	70,000,000
Eigenthumssteuer der Kaufleute . . .	—	5,600,000
Zölle	—	49,597,000
Branntwein-Monopol	—	90,000,000
Salz-Monopol	—	8,000,000
Bergwerke	—	10,000,000
Münze	—	8,000,000
Stempelgebühr	—	7,000,000
Vermischte Abgaben	—	6,000,000
	Franken	314,197,000

oder 12,568,000 Pfd. Sterling.

Wir haben hier die Einkünfte Rußlands eher in einen zu geringen, als zu großen Anschlag gebracht. Mehrere Zweige derselben sind, wie bereits erwähnt, unbekannt, und es ist höchst schwierig, den Werth gewisser Abgaben, die in Naturalien geleistet werden, zu schätzen; deßhalb können wir ohne Furcht vor Uebertreibung den Reinertrag der jährlichen Einkünfte zu 16,000,000 Pf. St. annehmen. Doch welch einen traurigen Anblick gewährt dieses Ver-

zeichniß dem Philosophen, und wie spöttisch wird der politische Oekonom lächeln, wenn er sieht, daß der größte Ansatz des Einkommen-Budgets des russischen Reichs, das man als den Freiheiten der civilisirten Welt so furchtbar darstellt, aus der unlautersten, sittenverderblichsten Quelle — aus einem Branntweinmonopol fließt. Im Jahre 1825 trug diese Taxe, dem durch den Finanzminister General Cancrin bekannt gemachten Bericht zu Folge, 99,329,006 Rubel ein, und wenn man in Erwägung zieht, daß dieses Monopol sich nur auf 29 Gouvernements des Reichs erstreckt, daß überdieß die Edelleute das Privilegium haben, für ihren eigenen Gebrauch Branntwein zu brennen, so kommen wir zu dem Schluß, daß, wäre diese Taxe für das ganze Reich in Kraft, sie an Ertrag die Summen von zwei andern, auch der höchsten Posten des Budgets zusammengenommen, übertreffen würde.

Wegen der Unmöglichkeit in Rußland die Dokumente und Register des Schatzes zur Einsicht zu erhalten, und da die Regierung keine Rechenschaftsberichte bekannt macht, sind die verschiedenen Zweige der Ausgaben in noch größeres Dunkel gehüllt, als die Einnahmen selbst. Im Jahre 1811 wurden die Ausgaben auf 274 Millionen geschätzt, eine Summe die fast der Nationaleinnahme gleichkommt. Die Armee allein kostet, ungeachtet der mäßigen Bezahlung und der Wohlfeilheit der Lebensmittel und Fourrage, mehr als die Hälfte der Einkünfte; die Marine aus 35 Linienschiffen, 26 Fregatten, 30 Schaluppen und Briggs bestehend, 21 Millionen; die Interessen der consolidirten Schuld belaufen sich fast auf 50 Millionen; die Verwaltungskosten der 53 Gouvernements, in welche das Reich getheilt ist, kann man auf 30 Millionen anschlagen; die Ausgaben für das diplomatische Korps, durch das Rußland nicht weniger glänzt als durch seine Armee im Felde, sind unermeßlich und obschon die Bedürfnisse des kaiserlichen Hofes auf das „unumgänglich Nöthige“ beschränkt sind, so ist dennoch die dafür bestimmte Summe im Budget eine der bedeutendern. Zu diesen bestimmten und unvermeidlichen Posten im Ausgabenbudget muß man noch die ungeheure Summe rechnen, welche die Regierung jährlich auf Straßen, Kanäle und andere öffentliche Arbeiten verwendet. Die Nationalschuld dieses großen Reichs wird von verschiedenen Schriftstellern, die diesen Finanzgegenstand Rußlands behandelt haben, verschieden angegeben. Hassel schätzt sie auf 500 Millionen Gulden; Balbi auf 1300 Millionen Franken; in diesen beiden nicht sehr von einander abweichenden Angaben ist die polnische Schuld mitbegriffen. Zieht man jedoch die letztere ab, so scheint uns die Angabe dieser beiden Schriftsteller zu hoch. Unter der Kaiserin Katharina II belief sich die russische Nationalschuld auf ungefähr 1 Million Pf. St., sie mag indeß wohl, gleich den Schulden anderer Staaten, nach und nach gestiegen seyn. Die hauptsächlichsten Elemente, aus denen sie gegenwärtig besteht, sind folgende:

Die Schuld an Holland	47,600,000 in Papier
Eine temporäre Schuld von . . .	3,026,000 in Silber
Deßgleichen eine — von . . .	31,162,466 in Assignaten
und von	20,620 Rubel in Gold
Eine immerwährende Schuld zu 6 Proz. von	229,465,611 in Assignaten
Eine temporäre Schuld zu 5 Proz.	79,677,200 Rubel in Silber.

Hierzu muß man noch die fremden Anleihen der Jahre 1817, 1818 und 1822 rechnen, deren genauen Betrag, wie er in den Staatsbüchern aufgeführt ist, wir nicht angeben können; allein am 1 Januar 1821 finden wir in dem Berichte des Finanzministers den Belauf der Interessen tragenden Nationalschuld Rußlands mit 874,341,010 Rubeln angegeben. Hiezu müssen noch die seitdem abgeschlossenen Anleihen zu Deckung der Kosten des türkischen und polnischen Feldzugs gerechnet werden, die sich nahe an 12 Millionen Pfd. Sterling belaufen! (Fortsetzung folgt.)

Michauds, Calliers und Stamaty's Reisen im Orient.

(Schluß.)

Wenn man die Züge der Kreuzfahrer überblickt, so findet man, daß sie Kleinasien nach allen Richtungen durchzogen, und es gibt keine Ebene, kein Thal und keine Straße in diesem großen Lande, die nicht durch ein Mißgeschick oder einen Sieg dieser Streiter für das Kreuz bezeichnet wäre. Beim ersten Kreuzzuge drang das große von Gottfried von Bouillon, Raymund de St. Gilles, den beiden Robert u. s. w. geführte Heer der Pilger, nachdem es die Türken zu Dorilea geschlagen hatte, nach Pisidien und Lykaonien vor; einige abgesonderte Korps dieses Heers rückten gegen Kappadozien vor und bemächtigten sich mehrerer Städte; andere, von Tankred und Balduin befehligt, durchzogen Cilicien und eroberten Manistra, Adana, Tarsus und Alexandrette. Das Hauptkorps des Heers setzte seinen Zug durch Iconium und Heraklea fort, ging durch das Gebiet des alten Tyana und überstieg oberhalb Coxon und Marache die zweite Kette des Taurus; von da hatte es nur noch eine Tagreise nach den Ufern des Orontes und in das Thal von Antiochien. Die Heere des zweiten Kreuzzugs schlugen andere Wege ein. Das Heer der deutschen Kreuzfahrer, von Konrad II geführt, zog an einem Theile der Ufer des Bosporus hin, rückte gegen Lydien vor und ward durch treulose Wegweiser von Laodicea nach den Gränzen von Galatien gebracht, wo es, durch Hunger ermattet, unter den Säbeln der Ungläubigen fiel. Man kann die Orte, die es durchzog, und die Kämpfe, die es zu bestehen hatte, nicht mit Genauigkeit angeben; gleichzeitige Chroniken berichten nur, daß von einer unermeßlichen Menge Fußsoldaten und siebenzigtausend geharnischten Reitern kaum der zehnte Theil übrig blieb. Das französische Heer Ludwigs VII näherte sich auf seinem Marsche den Küsten der Propontis und dem ägäischen Meere, kam nach Pergamus am Caicus, zog durch Smyrna, überschritt den Meander bei Magnesia, versorgte sich zu Laodicea mit Lebensmitteln, wurde in den benachbarten Gebirgen des Lacus von den Türken überfallen und geschlagen, und verfolgte unter unzähligen Hindernissen und Gefahren seinen Weg nach Satalia, wo es sich nach Antiochien einschiffte.

Während des dritten Kreuzzuges gingen die französischen und englischen Kreuzfahrer zur See nach Syrien. Nur das deutsche Heer, von Friedrich I geführt, schlug gleich den frühern Zügen den Weg zu Lande ein; es ging zu Gallipolis über den Hellespont. Dieses Heer ließ den Berg Ida und das alte Trojanerland rechts, den Olymp links, durchzog mehrere Städte, deren von gleichzeitigen Chroniken angegebene Namen wir vergebens auf der Karte suchen, und richtete seinen Weg auf Philadelphia. In Laodicea angekommen, folgte es dem Laufe des Meanders aufwärts und setzte seinen Zug durch Philomelium, Finimis und den Salzsee nach Iconium fort, das es von den Türken mit Sturm eroberte. Von da drang es durch unzugängliche Gebirge nach Klein-Armenien vor, kam nach Laranda und Seleucia, wo Friedrich Barbarossa im Selef ertrank. Ein deutscher Chronikenschreiber, der dem Kreuzheer folgte, erzählt uns, daß Virgil und Homer nicht im Stande wären, die Kämpfe und das Elend, die sie auf diesem Zuge zu bestehen hatten, zu beschreiben. Fünftausend, die von diesem mächtigen Heere übriggeblieben waren, konnten kaum bis vor Ptolemais oder St. Jean d'Acre kommen, das damals von Richard Löwenherz und Philipp August belagert wurde.

Wie bekannt ist es sehr schwierig, jetzt noch die Wege anzugeben, die von diesen Heeren eingeschlagen wurden. Die erste Schwierigkeit entspringt aus der Dunkelheit der Chronikenschreiber, die die Namen der Städte ent-

stellen, und die Gegenden, von denen sie sprechen, nur sehr unbestimmt bezeichnen; hiezu kommt noch, daß die Türken, sowie sie Herren des Landes wurden, alle Namen veränderten, so daß man weder das Kleinasien des Uralters noch das aus den Zeiten des griechischen Reichs wieder erkennen kann. Die zweite und unbezweifelt größte Schwierigkeit beruht auf den Gefahren und Hindernissen aller Art, die den Reisenden in so wenig gekannten und besuchten Ländern aufstoßen. Die Gegenden, welche von den Herren Callier und Stamaty besucht wurden, sind jetzt mindestens noch eben so barbarisch, als sie zu den Zeiten der Kreuzzüge waren; die taurischen Gebirgsketten und die Ufer des Halis sind dem neuern Reisenden nicht weniger gefährlich, als sie es den Pilgrimen des Mittelalters waren. Hier, was die beiden Ingenieuroffiziere darüber berichten:

„Der Hauptzweck unsrer gegenwärtigen Reise war, die noch unbekannten Theile von Phrygien und Kappadozien zu besuchen, die sich von Kara-Hissar bis nach Cäsarea erstrecken. Alle Nachweisungen, die wir im Lande darüber einholten, stimmten darin überein, uns das Unternehmen als unmöglich darzustellen. Die Kurden haben ihre Zelte vom Berge Emis-Dagh bis nach Kisil-Ermak aufgeschlagen und verbreiten Schrecken in allen diesen Gegenden. Sie benutzen die außerordentliche Schnelligkeit ihrer Pferde, um Jene, die so unvorsichtig sind, sich ihrem Bereiche zu nahen, unversehens und mit der Schnelligkeit des Blitzes zu überfallen. Sie unternehmen ihre Ueberfälle immer bei Nacht, achtzig bis hundert Mann stark; bald nähern sie sich mit langen Lanzen bewaffnet, die sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu gebrauchen wissen, bald schießen sie aus weiter Ferne mit erstaunlicher Sicherheit. Der Pascha von Konieh hat vergebens versucht, sie aufzureiben; seine Truppen wurden geschlagen, und dasselbe Schicksal erfuhren die von der Pforte gegen diese Nomadenvölker gerichteten Unternehmungen. Ihre Zelte sind zwanzigtausend an der Zahl, und sie erkennen die Oberherrschaft des Großherrn nur nach ihrer Laune an. Wir sind indeß doch bis zu ihnen vorgedrungen und ihrer Wachsamkeit mehrere Tage glücklich entgangen. Auf allen Seiten stießen wir auf Ruinen ausgeplünderter Dörfer und einige Unglückliche, die uns ihren kürzlich erlittenen Verlust erzählten. In diesen verheerten Gegenden wollten uns unsre Führer nicht weiter folgen, und ungeachtet der Habsucht der Turkomanen machten unsre Geldanerbietungen doch keinen Eindruck auf sie. Wir mußten also allein, ohne Führer, ohne Begleitung, ohne Zurechtweisung auf diesen hügeligen, von Schluchten und Wasser durchschnittenen Ebenen, umgeben von labyrinthischen Morästen vorwärts ziehen. Wir beschlossen nun, uns immer auf den Anhöhen zu halten, von denen aus wir die Ferne übersehen konnten; Dieß glückte uns, und nun glich unser Zug mehr einer Kriegsoperation als einer Reise. Alle Abende zogen wir uns hinter Felsen zurück; Jeder wachte auf seinem Posten bis es Tag wurde, fest entschlossen, seine Stellung soviel möglich zur Vertheidigung zu benutzen. Wir waren so glücklich, nur ein einziges Mal überfallen zu werden. Kurden, theils zu Fuß, theils zu Pferde, hatten schon unsre Pferde und Bagage umzingelt; Dank unsrer guten Haltung und der Dunkelheit, die sie über unsre Anzahl in Ungewißheit ließ; sie zogen weiter, ohne uns anzugreifen. Einer unsrer Leute, der so unvorsichtig war, sich von uns zu entfernen, ist nicht wieder zum Vorscheine gekommen."

Wenn man diesen einfachen Bericht liest, glaubt man die Kreuzfahrer der Vorzeit, die Leiden ihrer Pilgrimschaft nach Jerusalem erzählen zu hören. Es sind noch dieselben gefahrvollen Wüsten, dieselben Wege durch Abgründe, dieselben barbarischen Völker. Hiezu kommt noch, daß die Pest, die man zu den Zeiten der Kreuzzüge kaum kannte, jetzt alle Zugänge von Syrien und Kleinasien belagert. Der jetzige Zustand dieser entlegenen Gegenden und die Erinnerung an die Unglücksfälle, welche früher den Kreuzfahrern begegneten, erregten traurige Vorgefühle über das Schicksal der beiden Freunde in mir, und mit trübem Auge folgte ich ihrem Wege auf der Karte, als ich von Aleppo folgenden Brief erhielt, der meine Besorgnisse nur zu sehr rechtfertigte:

„Aleppo, 12 September 1831.

„Seit unsrer Abreise von Smyrna haben wir oft gewünscht, Nachricht von Ihnen zu erhalten oder Ihnen solche von uns zu geben; da wir aber beiderseits nichts von unserm Aufenthalte wußten, so war uns gegenseitig Stillschweigen auferlegt. Wir haben Ihnen indeß eine Uebersicht der Reise, über die Sie einen Bericht von uns verlangten, nach Aegypten gesandt. Unaufhörlicher Regen hielt uns den ganzen Winter in Smyrna zurück, und ungeachtet unsers Wunsches, gleich nach Ihnen abzureisen, konnten wir uns doch erst viel später auf den Weg machen. Die Pest, die auf der ganzen Küste von Caramanien wüthete, änderte später unsern Plan, und wir reisten ab, um das Innere von Kleinasien zu besuchen, was wir anfänglich für unsre Rückkehr aufzusparen gedachten. Auf unserm Wege durch diese unwirthlichen Gegenden mußten wir auf jede Verbindung mit Frankreich verzichten.

„Die Theilnahme, welche Sie uns so oft zeigten, und die sich folglich auch auf unsre Bemühungen erstreckt, machten es uns zur Pflicht, Sie von unsern Forschungen zu unterrichten, was wir auch nie unterlassen haben. Ein so langes Schweigen hat Sie vielleicht mit Besorgnissen erfüllt, die wir bei unsrer Ankunft an hiesigem Orte zu zerstreuen hofften; aber Gott hat es nicht so gewollt: er hat mir die Erfüllung der traurigsten Pflicht auferlegt, denn ich muß Sie von einem Ereignisse unterrichten, das mich aufs bitterste betrübt, und gewiß auch Sie schmerzlich ergreifen wird. Mein unglücklicher Freund ist nicht mehr; er ist einer Krankheit von wenigen Tagen, den Beschwerden und Entbehrungen aller Art, die wir im Laufe einer der beschwerlichsten und gefahrvollsten Reisen erfuhren, erlegen. Vergebens würde ich es versuchen, Ihnen das Ungemach, das wir standhaft ertrugen, die Gefahren, denen wir ausgesetzt waren, zu schildern; sie sind wahrhaft unbeschreiblich. Der Zustand von Schwäche, in den so viele Leiden und der plötzliche Verlust meines armen Unglücksgefährten mich versetzt haben, erlaubt mir überdieß nicht, Sie von einem Gegenstande zu unterhalten, wo ich so Vieles berühren müßte, was auszusprechen über meine Kräfte geht. Ich muß mich darauf beschränken, Ihnen zu sagen, daß wir die Forschungen, die Sie interessiren, nie aus den Augen verloren haben, und daß wir hier immer dem Wunsche und der Hoffnung lebten, Alles zu thun, um über die Geographie der Kreuzfahrer, die von den Chroniken des Mittelalters so unbestimmt angegeben wird, Licht zu verbreiten. Wir haben eine Menge von Dokumenten gesammelt, die für Sie unbezweifelt von Werth seyn dürften. Ich hoffe, bald soweit wieder hergestellt zu seyn, um Ihnen über unsre Reise berichten zu können.

„E. Callier."

Ich vermag es nicht, den Schmerz auszudrücken, der mich nach Lesung dieses Briefs befiel; ich kannte Herrn Stamaty vor meiner Reise nach dem Orient nicht, aber das Verhältniß, das uns zusammengebracht hatte, lehrte mich sein edles Herz, seinen offenen Charakter kennen; ich lernte den Umfang seiner Kenntnisse, seinen Eifer für Entdeckungen, der ihn so vielen Beschwerden und Gefahren trotzen ließ, und diesen Durst nach Kenntnissen schätzen, der ihn dem Tode in die Arme führte. Eine glänzende Laufbahn öffnete sich ihm, und sein Name wäre ohne Zweifel einst rühmlich genannt worden. Von so vielen Hoffnungen, so vielen Bemühungen ist nichts mehr übrig als das Andenken der Freundschaft und ein Grab bei Aleppo. Möchten die Reisenden wenigstens an diesem Grabe weilen, und dem unglücklichen jungen Manne, der, von Durst nach Kenntnissen getrieben, Familie und Vaterland verließ, um unbekannte Länder zu durchreisen, Leben und Vermögen dem Streben nach Wahrheit und den Fortschritten der Wissenschaften opferte, eine Thräne weihen.

Der Verlust des Herrn Stamaty ist nicht der einzige, der mich traf; bald nach dieser traurigen Nachricht erfuhr ich auch den Tod des Herrn Carcel, der mich in Smyrna aufsuchte. Herr Carcel beschäftigte sich mit der Naturgeschichte und besonders mit Ornithologie. Er hatte alle Gebirge um Smyrna besucht, und eine große Menge werthvoller Gegenstände gesammelt, als er im vergangenen Sommer den Entschluß faßte, nach den Ufern des Bosporus zu gehen. Die Pest wüthete damals in mehreren Städten und Dörfern, die er zu durchreisen hatte; er fand keinen Zufluchtsort auf seinem Wege, und da er genöthigt war, auf wüsten Feldern umherzuirren, so erlag er dem Hunger und den Beschwerden. So habe ich also zwei Reisegefährten im Orient verloren, Freunde, die ich nicht wiedersehen sollte, und auch in Frankreich nicht alle wiedergefunden, die ich verlassen hatte; die Einen sind todt, die Andern im Kerker oder in Verbannung. Meine Rückkehr gleicht nur zu sehr der der Kreuzritter, die Europa von vielen Gefährten begleitet verließen, und die nach einer unglücklichen Unternehmung fast allein ein Land wiedersahen, das sie nicht mehr so fanden, wie sie es verließen, und wo ihnen nichts übrig blieb, als Die zu beweinen, die sie verloren hatten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 113. 22 April 1832.

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

9. Landesprodukte.
(Schluß.)

Auch an der gehörigen Sorgfalt für die Oelbäume läßt es der Neapolitaner fehlen, und wenn zwar die gütige Natur ihm Vieles erläßt, was im Genuesischen und in der Provence unerläßlich ist, so ist Dieß doch keine Ursache, das Beschneiden und Beräuchern der Bäume und das Ausmerzen der alten Oliven-Stämme, deren verhärtete Wurzeln den Saft nicht mehr filtriren, gänzlich zu unterlassen.

Der Oel-Handel in der Provinz ist in den Händen sehr achtbarer Kaufleute, die diesen Artikel im Einzelnen von den Eigenthümern kaufen. Das auf diese Art in Niederlagen aufgehäufte Oel, wird alsdann in Neapel verkauft, und zwar mit einem Vortheile, welcher größtentheils in dem Unterschiede besteht, der zwischen dem Maße des Ankaufs im Einzelnen (détail) und dem des Verkaufes im Großen obwaltet. Um nun die Operationen des Marktes in Neapel mit den Provinzen zu erleichtern, hat man eine Art von Scheinen (ordres) erfunden, die durch die in den Niederlagen der Provinzen befindliche Waare (Oel), je nach der Quantität, die sie besagen, repräsentirt werden. *) Diese auf dem Platze zirkulirenden Scheine werden von den Zwischen-Verkäufern derselben, die den Werth dafür empfangen, ohne eigene Verantwortlichkeit endossirt. Nur der Ziehende, und der auf welchen gezogen wird, sind verantwortlich, und dieser Letztere ist verpflichtet, entweder das Oel auf der Stelle bei Präsentirung des Scheins zu liefern, oder bis zu einer gewissen Zeit zur Verfügung des Inhabers zu stellen; und zwar ist dieser Termin für Appulien bis zum 10 November, für Calabrien aber bis zum 31 December. Wenn der Kauf auf unmittelbare Lieferungen geschlossen worden, d. h. von einem Jahre zum andern, so wird gewöhnlich das Oel am 1 März zur Verfügung des Käufers gestellt. Dieser Kauf geschieht durch einen Kontrakt, in welchem der Verkäufer [illegible] nuars zu liefern verspricht, welches aber, wie gesagt, erst am ersten März jedes Jahres disponibel ist. Man sieht also, daß die Bezahlung des Ankaufs zwei Monate vor wirklicher Ablieferung der Waare erfolgt, ich sage wirklicher, weil man diese Scheine (ordres) selbst wie eine Waare betrachtet, indem es fast kein Beispiel gibt, daß den daraus entstandenen Forderungen nicht vollkommen genügt worden wäre. Auch bei den Ankäufen des disponibeln Oels geht die Zahlung der Lieferung voraus, aber alsdann handelt es sich nur um wenige Tage, nämlich nur um die erforderliche Zeit, in welcher der Ablieferungsbefehl an den Ort der Niederlage gelangen kann.

Wenn dieser Handelszweig mehr im Auslande bekannt wäre, so würde er unfehlbar große Kapitalien ins Land ziehen. Denn was ist in der That bequemer und einladender, als ein Papier im Portefeuille zu besitzen, welches eine Quantität Oel repräsentirt, ohne für dessen Erhaltung zu sorgen, noch einen etwaigen Verlust daran zu befürchten? Dieses Oel bleibt in der Niederlage, unter der Aufsicht und Verantwortlichkeit des Verkäufers, welcher auf die erste Forderung des Inhabers des Scheins die darin spezifizirte Quantität und Qualität von Oel liefern muß. Im ersten Jahre zahlt Letzterer dem Verkäufer nichts, weder für seine Sorge noch für den Platz in der Niederlage. In den folgenden Jahren ist er aber, wenn er das Oel nicht bezieht, verpflichtet, 25 bis 30 Gran

*) Diese Scheine oder Obligationen, die auf eine gewisse Quantität Oel lauten, gewöhnlich 100 Salmen, also jeder über 200 Duc. an Werth, haben wirklich am Platze, wie die Effekten der Staatsschuld oder andere Fonds (nur mit dem Unterschiede, daß sie keine Interessen tragen) ihren täglichen Kours. Sie steigen und fallen wie diese, je nach dem Preise des Oels, aber nicht immer in demselben Verhältnisse, indem oft der Fall eintritt, daß Nachrichten, welche die andern Fonds fallen machen, zum Steigen dieses Papiers beitragen und umgekehrt. Mit Einem Worte, man spekulirt in diesem Papiere wie in allen übrigen, welches Jahre lang aus einer Hand in die andere geht, ohne daß man sich je um die vorgeschriebene Quantität Oel, sondern nur um dessen wechselnden Preis bekümmerte. Man könnte daher diese Oelscheine mit den Tulpenobligationen vergleichen, die im vorigen Jahrhundert in Holland so sehr im Schwunge waren, und durch deren veränderlichen Kurs so viel gewonnen und verloren wurde. Doch ist der Unterschied, den man zwischen beiden machen muß, gänzlich zum Vortheil dieses wirklich reellen Papieres, indem dort in den meisten Fällen die verschriebene Tulpe, an und für sich schon ein eingebildeter Werth — noch dazu nicht einmal vorhanden war, während hier der letzte Besitzer der Verschreibung, die darin besagte Quantität Oel, beständig in natura von dem Verschreiber eintreiben kann, und derselbe sie zum jedesmaligen Preise der Waare wirklich zu liefern verpflichtet ist.
(Anm. des Einsenders.)

jährlich per Salma für Magazinirung und Erneuerung der Verantwortlichkeit zu bezahlen. Der Käufer kann also mittelst dieser geringen, jährlichen Gebühr, seine Spekulation auf unbestimmte Zeit hinaus fortsetzen.

Das bisher Gesagte wird schon hinreichen, eine Vorstellung von den Erwerbsquellen, die der Ackerbau diesem Lande gewährt, zu geben. Es gibt aber noch überdieß eine Menge reicher Produkte, die alle anzuführen zu weitläufig seyn würde. Sizilien allein bringt deren an 60 verschiedene Arten hervor, die in die zahlreichen Schiffe verladen werden, die jährlich von Messina und den andern Häfen dieser Insel, nach England, Holland, Hamburg und Rußland segeln.

Aus einem genauen, aus den Zoll-Registern ausgezogenen Verzeichniß, geht hervor, daß die Ausfuhr der Produkte des Königreichs beider Sicilien jährlich 12 Millionen Duc. (20 Mill. Gulden) beträgt. Dieß ist freilich eine große Summe, aber man kann dreist behaupten, daß sie sich verdreifachen würde, wenn die Sorgfalt des Menschen der Fruchtbarkeit des Bodens entspräche. Wie viel unschätzbares Land liegt aber hier nicht noch unbebaut! Die Seide allein würde die Summe für den Erlös aller übrigen Produkte zusammen genommen, übertreffen, denn wir haben gesehen, daß die Lombardei für 16 Millionen Duc. jährlich Seide ausführt. Wenn man nun die Natur und die Ausdehnung des Bodens beider Länder und ihr Klima vergleicht, so wird man finden, daß bei gleichem Kraft-Aufwande Neapel für mehr als 50 Millionen Duc. Seide ausführen müßte. Dieser Unterschied zwischen Neapel und der Lombardei ist zu auffallend, um nicht über kurz oder lang die Aufmerksamkeit der Regierung auf diesen Gegenstand zu lenken. Hier handelt [illegible] einzig und allein nur darum, die Kultur des Maulbeerbaumes zu befördern. Terra di Lavoro besonders, dieser herrliche Garten, könnte im Ueberfluß die schönste Seide der Welt erzeugen. Hier aber sieht man Meilen weit nichts als Pappelbäume, welche zwar auch nicht ohne Nutzen, aber mit den Maulbeerbäumen, die schon im dritten Jahre nach ihrer Anpflanzung Ertrag liefern, nicht zu vergleichen sind. *)

Mehrere reiche Produkte sind gewissermaaßen für Neapel verloren, wenn man Das verloren nennen kann, was nur zum Gebrauch im Innern dient, und keinen Ausfuhr-Artikel abgibt; denn nur mit Letzterm kann das ausgeglichen werden, was man schlechterdings vom Auslande beziehen muß. Dieß ist vorzüglich der Fall mit den Weinen, deren Ausfuhr sich auf einige Ladungen beschränkt, die jährlich von Messina und Marsalla nach England, dem Norden, und nach Brasilien gehen. Die Continental-Provinzen, welche die vortrefflichsten Weine liefern könnten, sind immer bei Ausführung dieses Artikels schlecht gefahren. Denn man wirft den neapolitanischen Weinen vor, den Transport zur See nicht aushalten zu können, und sich zu verschlechtern, je älter sie werden. Also das, was alle übrigen Weine besser macht, verschlechtert die hiesigen! An Wem liegt die Schuld? Gewiß nicht an der Natur, sondern an der schlechten Bearbeitung der Weine. Der Beweis ist klar. Reiche Besitzer, die sie zu behandeln verstehen, haben in ihren Kellern die vortrefflichsten alten Weine, die die größten Schmecker oft den besten französischen vorziehen. Also liegt es nur am Willen oder an der Geschicklichkeit. *)

*) In anderer Rücksicht sind aber freilich diese Pappeln, an denen der Weinstock heraufrankt, und dessen Zweige von einem Baume zum andern die längsten und schönsten Gehänge bilden, eine unbeschreibliche Zierde dieser Landschaft, die jeden sich Capua nähernden Reisenden entzückt. (Anm. des Einsenders.)

*) Wie sehr der Verfasser in diesem Punkte Recht hat, davon kann man sich durch folgende Thatsachen überzeugen: Kein Mensch in Europa wußte etwas von einem vorzüglichen Weine, der bei Marsalla in Sicilien wächst, bis vor wenigen Jahren ein Engländer die dortigen Weinberge entdeckte. Weinbauer aus Frankreich oder Deutschland kommen ließ und mit gehöriger Bereitung jetzt einen Wein zu liefern im Stande ist, der auf den Tischen der Reichen nach und nach den Madeira ersetzt hat, welcher am Anfange eines Festmahles zum Bedürfnisse geworden und doch mit den größten Kosten kaum mehr gut zu haben war; da hingegen der Marsalla lange noch nicht die Hälfte kostet. — Ferner, wenn man jetzt vortrefflichen Lacrima Christi im Auslande trinkt, so dankt man es auch einem Engländer, an dessen schöner Villa, nicht weit von der Eremitage gelegen, man vorbei kommt, wenn man den Vesuv besteigt. Man bezahlt gern 4 Carlin (40 Kr.) für die Flasche, ob sie ihm gleich nur 5 bis 6 Grane oder Kreuzer kosten soll. Er geht nämlich vor der Weinlese in die Weinberge am Vesuv und kauft am Stocke, unter der Bedingung, die schönsten und reifsten Trauben auslesen zu dürfen, das Rotulo derselben (33 Unzen) für ein Paar Grane oder Kreuzer. Diese ausgesuchten Trauben läßt er nun reinlich und gehörig pressen, keltern und bearbeiten, und erhält auf solche Weise diese vorzügliche Sorte, die eben so wie andere fremde Weine, durch Alter an Güte noch gewinnt, während eben so gut Weinberge dem inländischen Besitzer eine im Verhältnisse sehr mittelmäßige Sorte liefern, die je älter, je schlechter wird, auch die Exportation nicht verträgt, und wovon die Flasche höchstens 6 Grane werth ist. A. d. E.

Ein türkisches Sprüchwort.

6. Schluß.

Sechs Monate waren verflossen, seit man nichts mehr von dem Helim hörte. Spiridion allein erhielt von ihm Nachrichten, die er nur kurzhin seiner Familie mittheilte. Am meisten beschäftigte ihn die Verwaltung der Güter seines Bruders, die um so mehr seinen Eifer in Anspruch nahm, als er sie gleichsam als Erbe besaß. Spiridion hatte seinen Handel mit Kaschmirshawls vergrößert, und man bemerkte in seinem Hause mehr Aufwand und Wohlleben als sonst. Seit einiger Zeit folgten sich Briefe auf Briefe aus Triest; jedes Postboot brachte ihm neue, und man sah es ihm an, daß sie mehr seinen Aerger und seine Unruhe als seine brüderliche Liebe erregten.

Eines Abends — es war im Monat Jannar — goß der Regen in Strömen, dicke Wolken durch den Ostwind vom schwarzen Meere hergetrieben, wälzten sich über Pera hin. Spiridion und seine Familie waren in dem Gemache versammelt, das einst Dimitri bewohnt hatte. Die Weiber stickten, die Kinder spielten Karten, und plauderten dazu in ihrer aus Griechisch, Türkisch und Italienisch gemischten Sprache. „Nicht wahr Vater," sagte eines der Kinder, „mein Oheim ist todt, und hat uns zu Erben eingesetzt?" Spiridion gab dem Kind einen Schlag, das sich unter die Stiege flüchtete und auf seinen Vater schmälte. Der Vater stieß einen Fluch gegen das Kind aus.

„Wie kannst Du nur so sorgenvoll seyn," sagte die Frau zu ihrem Manne. „Was sollen die Drohungen unsers Bruders, daß er kommen werde, um Rechenschaft zu fordern?" — „Es ist wahr, entgegnete Spiridion, „nicht zweimal kehrt man in die Falle zurück. Die englische Kanzlei hat für ihn gethan, was sie konnte; und er dürfte ohne Gefahr seines Kopfes nicht nach Konstantinopel kommen." Das Weib fuhr fort zu nähen, und eine lange Stille herrschte; die nur von dem Rollen des Donners unterbrochen wurde. Der Wind schien das Haus einstürzen zu wollen, die hohen Cypressen knarrten von der Wurzel bis zum Gipfel, und die Geier, aus ihren Zweigen aufgescheucht, stießen ein trauriges Geschrei aus. Man pochte heftig an die Hausthüre. Die Familie drängte sich ängstlich um den Tandur, auf dem die Lampe umfiel und erlosch. Spiridion murmelte einen Fluch, und zündete sie wieder an, und ging, um die Thüre zu öffnen.

Ein Mann drängte sich mit Ungestüm an ihm vorbei, und trat in die Stube. Eine Matrosenmütze flog von seinem Kopfe und Dimitri stand vor ihnen. „Ja ich bin's," sagte er, „Verräther, um für Deine Schändlichkeit Rechenschaft zu fordern."

„Mein Bruder," erwiderte Spiridion, „ich weiß nicht, was Du meinst. Aber erinnere Dich, daß Dein Kopf auf dem Spiele steht, und nimm Dich in Acht, daß Deine Stimme nicht außer diesen vier Pfählen gehört wird."

„Nein, ich werde nicht schweigen, Schändlicher; Mein Geld will ich, mein Haab und Gut, das ich Dir auf Deinen Eid anvertraut. Gib es heraus, ich muß es wieder haben."

Die Frau Spiridions trieb die Kinder aus der Stube und trat an den Tandur, ihrem Manne zur Seite.

„Verstehst Du mich?" schrie der Hekim von Neuem. „Mein Geld will ich haben, mein Vermögen, das Du verschwendest, als ob es Dein Eigenthum wäre. Du hast einige von meinen Häusern verkauft, ich weiß es; Du hast meine Kapitalien für Dich benützt. Mein Geld gib mir heraus, Schurke, oder nimm auch mein Blut."

Die Augen Dimitri's glühten wie Kohlen.

„Beruhige Dich, mein Bruder," sagte Spiridion, „ich werde Dir später genau und treulich Rechenschaft ablegen; aber wie kannst Du dich in diese Gefahr begeben? Welche Unklugheit! Wenn man Dich in Pera erkannt hätte. Kehre eilig nach Deinem Schiffe zurück, fliehe und rette Dich!"

„Gern," erwiderte Dimitri, wenn Du die Schenkungsurkunde wieder herausgeben willst, die Du von mir in Händen hast. Ja, ich weiß es, Du bist mein Bruder, mein Freund, ein Christ und hast bei dem heiligen Spiridion geschworen, gib mir die Urkunde heraus, verbrenne sie am Feuer dieses Tandurs, laß uns sie zerreißen."

Spiridion suchte Entschuldigungen hervor, und Dimitri, der sich so getäuscht sah, gerieth in eine furchtbare Verzweiflung; er nahm zu Thränen und Bitten seine Zuflucht, endlich zu Drohungen und Verwünschungen. Zuletzt schwur er, in wenigen Tagen werde er sich furchtbar an seinem Bruder rächen.

Fast die ganze Woche war Spiridion auf seiner Hut, ging nicht aus, und hielt auch seine Familie im Hause. Endlich gegen Abend des achten Tages schöpfte Spiridion wieder Hoffnung. Eben wollte er ein Glas, mit Tenedoswein gefüllt, an den Mund setzen, als stark an die Hofthüre geschlagen wurde. Spiridion setzte das Glas ohne es mit den Lippen berührt zu haben, auf den Tisch. Das Geräusch vor dem Hause nahm zu. Man hörte das Gemurmel mehrerer Menschen, mit Waffengeklirr vermischt. Endlich gebot eine Stimme in türkischer Sprache im Namen des Sultans, die Thüre zu öffnen. Bald hörte man die hölzerne Stiege unter den schweren Tritten der Soldaten krachen, und ein Dutzend Janitscharen, ein Kadi an ihrer Spitze, trat in die Stube. Ein prächtig gekleideter Türke folgte den Janitscharen und schien sie zu führen. Er deutete mit dem Finger auf Spiridion, den die Soldaten sogleich ergriffen. Spiridion warf einen Blick auf den Türken, und wie groß war sein Erstaunen, als er unter dem Kaschmirturban das Gesicht seines Bruders erkannte. „Dimitri!" rief er aus.

„Kennst Du mich nun?" rief der neue Bekenner des Islamismus, „doch jetzt ist nicht mehr Zeit. Du bist jetzt in meiner Gewalt. Du, der nicht das geringste Mitleid mit mir hatte, bereite Dich auf meine ganze Rache vor. Ich kenne Dich nicht mehr, Du bist ein elender Raja, und ich ein Osmanli, der Moslem Mohammed. Fort, hinaus denn aus diesem Hause, das jetzt mir gehört, mit Allem, was Du mir gestohlen hast. Fort, Hund, und lasse Dich nicht mehr vor meinen Augen sehen!"

Bei diesen Worten hieb Dimitri seinen Bruder mit einer Peitsche über das Gesicht, die er unter seinem Rocke verborgen trug. Sprachlos von Staunen ertrug Spiridion diese Beschimpfung ohne Klage, ohne ein Wort. Endlich aber streckte er die Hand aus, und sagte:

„Sehr ehrwürdiger Effendi, allerdings bin ich Raja des Reiches, und als solcher werden mir Befehle im Namen Seiner Hoheit stets heilig seyn. Aber sage mir, werden alle Verurtheilungen unsers mächtigen und erbarmungsreichen Gebieters mit gleicher Gerechtigkeit vollzogen?"

„Alle, verlasse Dich darauf," erwiderte der Kadi.

„Wohlan denn, Herr Kadi, so ergreift diesen Menschen, fuhr Spiridion fort, indem er mit der Hand auf Dimitri wies, „das Urtheil, das ihn zum Tode verurtheilt, weil er es gewagt, mit seinen unreinen Liebkosungen eine Kadine des Sultans zu beflecken, ist noch nicht zurückgenommen. Gestern war er noch Raja, wie ich; dieser Mensch, der mich beraubt, und so grausam mißhandelt, ist mein Bruder, der Hekim Baschi Dimitri."

Bei diesem Namen erhob sich ein Gemurmel unter den Janitscharen, und der Kadi befahl, beide Brüder in Gewahrsam zu nehmen. Unter guter Bedeckung wurden beide in Verhaft gebracht. Spiridion wurde noch an demselben Abend auf freien Fuß gestellt; Dimitri rief umsonst den Schutz des englischen Gesandten an. Der türkische Richter verweigerte die Auslieferung, indem er sagte:

„Wir ließen nicht das Schwert auf das Haupt Eures Glaubensgenossens, eures Schützlings fallen; jetzt aber gehört er uns nach jedem Recht, und als Muselmann verdammt ihn das muselmännische Gesetz durch Henkershand den Kopf zu verlieren."

Am folgenden Morgen wurde der neue Muselmann auf den Platz Zop-Hana geführt, halb nackt, den Kopf geschoren, die Hände auf den Rücken gebunden, todtenbleich. Das Volk schloß einen

Kreis, der Henker ließ ihn ein Knie auf die Erde setzen, und ein einziger Säbelhieb trennte Kopf und Rumpf.

Der Barbier des Großherrn ging gerade in dem Augenblicke vorüber, als die Hinrichtung vollzogen wurde. Noch schwebte der Säbel des Djellad ob dem Haupte Dimitri's, als seine schon der Sehkraft beraubten Augen den grünen Turban des Emirs erblickte. Wahrscheinlich war sein letzter Gedanke das Sprüchwort: „Der Balg des Fuchses kommt stets in die Bude des Kürschners.“

Die italienischen Strohhüte.

Die Pflanze, aus deren Stroh diese Hüte verfertigt werden, ist eine in Toskana unter dem Namen Marzajolo grano gentile rosso (triticum asticum, trimenon) bekannte Getreideart. Doch ist das Stroh vor jedem andern Getreide zu dieser Fabrikation tauglich, da der Unterschied der verschiedenen Gattungen von der zuerst genannten unbedeutend und von Kultur, Boden u. s. w. abhängig ist. Alles beruht auf der Sorgfalt die man auf die Kultur verwendet, auf der Wahl des Bodens, daß dieser der Sonne ausgesetzt ist, und auf der Temperatur. Der Anbauer muß darauf hinarbeiten, Stroh von einem schwachen, dünnschaligen Stengel, also gerade das Gegentheil von dem was man gewöhnlich bezweckt, zu erhalten, denn auf das Korn wird hier durchaus keine Rücksicht genommen. Zur Aussaat wird ein schlechter, lockerer und sandiger Boden gewählt, und am besten gedeiht diese Pflanze auf hochgelegenem, mit Kieseln und andern Steinen gemischten Boden. Die Bearbeitung desselben ist die nämliche wie bei andern Getreidearten, nur darf er nicht gedüngt werden. In Toskana wird nicht tief gepflügt; die Aussaat geschieht im Frühjahr, meist aber im Herbst, weil dann das Stroh um so früher den erforderlichen Grad von Reife erlangt; auch kann man desto eher alle zur Fabrikation der Hüte nöthigen Vorrichtungen treffen, und das Bleichen geht um so besser von Statten. Auch muß sehr dicht gesäet werden, weil dann um so mehr und dünnere, schlankere Halme emporschießen. Sobald der Halm die gehörige Festigkeit erlangt hat, was man leicht erkennen kann, wenn man ihn abbricht, ist er reif. Die hiezu nöthige Zeit hängt von der Witterung, dem Boden, und davon ab, ob die Felder der Sonne mehr oder weniger ausgesetzt sind. Das Stroh von jenem Getreide, das man zum Behuf des Samens seine volle Reife erlangen läßt, wird zu Hüten geringerer Gattung verwendet. Da der Halm von Natur aus kurz ist, so wird er ausgerauft, weil man durch Anwendung der Sichel oder Sense nicht die volle Länge des Strohs erhalten würde.

Ist alles Stroh gesammelt, so bindet man je drei oder vier Hände voll in kleine Garben, und läßt diese vier bis fünf Tage auf dem Boden liegen, wobei der Thau dazu beiträgt das Bleichen zu befördern. Tritt jedoch Regen ein, so muß man die Garben schnell unter Dach bringen, denn einmal durchnäßt, verliert das Stroh seine Schönheit und taugt nicht mehr zur Fabrikation, da aus solchem nassen Stroh keine weißen Hüte verfertigt werden können. Wenn das Stroh nun in kleine Haufen gelegt worden ist, so wird der Theil des Halmes dessen man sich zu Verfertigung der Hüte bedient, nämlich von dem ersten Knoten bis zur Aehre, sorgfältig abgesondert, ein Handgriff der schwieriger zu beschreiben als auszuführen ist. Dann wird das ausgesuchte Stroh in kleine Bündel gebunden, und auf folgende Weise gebleicht: In eine große hölzerne Kiste wird so viel Stroh geschichtet als sie nur fassen kann, nur die Mitte, in die eine Pfanne mit glühenden Kohlen gestellt wird, bleibt frei. Hierauf wird der Deckel der Kiste so luftdicht als möglich aufgesetzt, und das Stroh bleibt nun drei oder vier Tage hindurch der Wärme ausgesetzt. Die Kiste darf in keinem ihrer Theile irgend ein Metall enthalten. Ist das Stroh hinreichend gebleicht, so wird es sorgfältig ausgesucht; hiebei legt man alle Stengel die fleckig, oder zu dick sind, so wie jene die keinen schönen Glanz haben, bei Seite, und macht so viel besondere Haufen, als die verschiedene Qualität des Strohs erfordert. Zuweilen gibt es sechzig solcher Haufen, deren Stroh an Feine und Schönheit verschieden ist.

Das Flechten des Strohs, das jetzt vorgenommen wird, ist leicht zu lernen, und bedarf keiner Beschreibung, da es von der bei den ganz ordinären Strohhüten üblichen Verfahrungsart nicht verschieden ist. Man fängt mit fünf Halmen an und steigt nach und nach bis zu neun, bis der Stoff zu einem Hut groß genug ist; dann wird er zusammengenäht, wobei man die vorragenden Halme abschneidet. Beim Nähen gibt man vorzüglich darauf Acht das Stroh selbst nicht zu durchstechen, sondern die Nadel zwischen den einzelnen Halmen durchzustecken. An der Zahl der Streifen und Flechten erkennt man die Feinheit des Hutes; die über das Geflecht noch herausragenden Strohspitzen werden mit der Schere abgeschnitten. Ist der Hut fertig so wird er gebügelt, gepreßt und gewaschen. Ehe man ihn bügelt, und nachdem er dem Schwefeldampf ausgesetzt worden, nimmt man die Halme, welche gelb geblieben sind oder einen andern Fehler haben, heraus, und ersetzt sie durch besseres Stroh. Die fleckigen Stellen werden ausgeschnitten und durch Hülfe der Nähnadel andere, reine Halme eingesetzt.

Geglättet werden die Hüte mittelst eines Instruments von Buchsbaum von der Gestalt eines Weberschiffchens, mit dem jedoch stets nur nach Einer Seite hingestrichen werden darf. Gebügelt werden sie mit einem langen, 15 Pfund schweren, heißen Eisen, mit dem man ebenfalls stets in Einer Richtung hinstreicht. Das Räuchern mit Schwefel findet vor den beiden eben angeführten Operationen, und in der nemlichen Kiste wo das Stroh gebleicht wurde, statt. Vor dem Schwefeln werden sie etwas angefeuchtet und bleiben dann dem Dampf 24 bis 72 Stunden lang ausgesetzt. Die Hüte von geringerer Gattung werden schwarz gefärbt.

Vermischte Nachrichten.

Aus Indien hat man Nachrichten von einem furchtbaren Orkane erhalten, der dort in den letzten Tagen des Oktobers gewüthet. Nähere Berichte fehlen indeß noch. Aus einem Privatschreiben aus Balasore (auf der Hauptstraße zwischen Calcutta und Madra, neun Meilen in gerader Linie von der Küste) geht hervor, daß das Meer, von der Gewalt des Sturmes bis zu genannter Stadt getrieben, und in diesem Bezirke eine Strecke von 150 Quadratmeilen, zehn bis fünfzehn Fuß tief, unter Wasser gesetzt wurde. Die hiedurch angerichteten Verwüstungen sollen über aller Beschreibung seyn. Man rechnet mehr als zehntausend Menschen, die hiebei das Leben eingebüßt. Auf den Feldern erblickt man Haufen todter Menschen, Tiger, Büffel, Kühe u. s. w. Die empörten Wogen überraschten ihre Opfer um so sicherer, als der Sturm erst nach Sonnenuntergang ausbrach und die Nacht hindurch anhielt. Mit Tagesanbruch trat das Meer wieder in seine Ufer zurück. Die heftigen Windstöße, die bald ganz, bald halber Orkan waren, verwüsteten vollends, was das Meer verschont hatte. Die stärksten Bäume wurden entwurzelt und fortgeschleudert. Die fruchtbarste Gegend ist jetzt wie eine Wüste anzuschauen.

*

Den jüngst in seinem siebzigsten Jahre verstorbenen belgischen Baron Beyts pflegte Napoleon „die lebendige Bibliothek“ zu nennen. Baron Beyts hatte Deutschland und Italien nach allen Richtungen durchreist, und verdiente sich seinen Beinamen aus Napoleons Munde durch seine umfassende Gelehrsamkeit. Sein Lieblingsstudium war Mathematik und alte Sprachen, er hatte ein so treffliches Gedächtniß, daß er noch in seinen letzten Jahren ganze Tragödien des Sophokles und Euripides Wort für Wort auswendig hersagen konnte; so konnte er auch Tag und Ort eines jeden Friedensvertrages von 1550 bis auf die neueste Zeit mit untrüglicher Genauigkeit angeben, und war vier alter und sechs neuer Sprachen mächtig. Bei allem Dem war er wegen seiner Bescheidenheit allgemein geachtet, und wird als großmüthiger Unterstützer hoffnungsvoller Jünglinge betrauert. Baron Beyts war das Mitglied im Rath der Fünfhunderte, das auf die Tribune stürzte und verlangte, Bonaparte als geächtet zu erklären, als dieser mit gewaffneter Hand in die Versammlung drang.

*

Ein Mann, der zu Monlamboy, im Jura, in einem lang verlassenen Steinbruch arbeitete, fand dort 96 römische bronzene Münzen von folgenden Kaisern und Kaiserinnen: Trajan, Adrian, Aelius, Cäsar, dem Vater des Lucius Varus, Commodus, Septimius Severus, Maximus Cäsar, Balbinus, Gordian III, Philipp der Aeltere, Sabina und Faustina, Mutter und Tochter, Lucella und Julia Mammia. Die meisten dieser Münzen sind vortrefflich erhalten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 114. 23 April 1832.

Die gegenwärtigen Beherrscher Asiens und Nordafrika's.

(Schluß.)

Meisur, zwischen 11° und 15° der Breite, mit 27,000 engl. Quadratmeilen und 3 Millionen Einwohnern, bildet das Plateau von Karnatik. Die Dynastie soll von Dvaraca in Gudjerat abstammen. Der erste bekannte Souverain ist Scham Radj, der 1507 den Thron bestieg. Tim Radj herrschte im Jahre 1548; Hir Scham Radj starb 1576; Scham Radj 1637; Immader Radj regierte nur ein Jahr; Kanty Revynarsa Radj bis 1659; Djik Deo Radj bis 1701; Kanty Radj bis 1714; Dud Kischen Radj bis 1731; Djik Kischen Radj bis 1755, wo er von Heider Ali abgesetzt wurde [illegible] starb. Diesem folgte sein Sohn Tippu Saheb, der am 4 Mai 1799 umkam. Wellesley setzte einen Abkömmling der alten Dynastie Maharadja Krischna Adiaver, ein Kind von sechs Jahren, auf den Thron, am 22 Juni 1799; gegenwärtig herrscht der Fürst seit 1812 selbstständig. Meisur, die Hauptstadt, liegt unter 12° 19′ der Breite und 74° 22′ der Länge, 11 Meilen von Seringapatam, und zählt nur 10,000 Einwohner.

Satara, mit 14,000 engl. Quadratmeilen und 1,500,000 Einwohnern. Sewadji entthronte im Jahre 1651 den Souverain von Bedjapur und hielt ihn gefangen. Dieser Zustand der Dinge dauerte bis 1818, wo der Peischwa vertrieben, und im Jahre 1821 Nar Narrain mit allen Rechten, die seine Vorfahren gehabt hatten, wieder auf den Thron gesetzt wurde. Seine Residenz ist Satara unter 17° 42′ der Breite und 71° 52′ der Länge. Die Dynastie von Bedjapur wurde nach Auflösung des Reiches Bhamani von Abul Modaffer Adil Schahy vor 1489 gegründet, er starb 1510; Ismail Adil Schah 1534; Muin Adil Schah 1557; Ali Adil Schah 1579; Ibrahim Adil Schah 1626; Mohummed Adil Schah 1660; Ali Adil Schah 1672; Sekandar Adil Schah wurde nach der Einnahme von Bedjapur durch Aurengzeb im Jahre 1689 zum Gefangenen gemacht.

Eine große Anzahl kleiner Fürstenthümer, wie Travancor, Kochin, Bopal, Kotah, Bundj, die Oberhäupter von Radjput, die Emiren von Sind u. a. bilden ein Territorium von 305,000 Quadratmeilen und 17 Millionen Einwohnern.

Das Königreich Assam. Dieses Land umfaßt das Bassin des Brahmaputra. Der königliche Titel ist Svarga Radscha (himmlischer Herrscher), weil die Dynastie von zwei Brüdern Khunlai und Khuntai abzustammen behauptete, die mit dem Gotte Chang aus den Gegenden des Nordens in dieses Land kamen. Aurengzeb versuchte es, Asam zu unterwerfen, wurde aber geschlagen. Im Jahre 1793 wurde der König Gaurinath durch Hülfe der Engländer wieder auf den Thron gesetzt, von dem ihn ein ehrgeiziger Priester gestoßen hatte. Gaurinath wurde getödtet und sein Sohn Birdjinath Kumar konnte sich nicht gegen die Usurpatoren Bura Gohaing und Tschander Khant halten; Letzterer rief die Birmanen zu Hülfe, die im Jahre 1822 Assam eroberten und ihren Feldherrn Menghi Maha Theinah zum Radscha ausriefen. Die Engländer bemächtigten sich im [illegible]

Nepal, mit 53,000 engl. Quadratmeilen und 2 Millionen Einwohnern, hat gegen Westen und Süden die englischen Provinzen zur Gränze, gegen Norden das Himalayagebirge, gegen Osten das Fürstenthum Sikkim. Die Einwohner nähern sich in ihrer physischen Beschaffenheit den Tataren oder Chinesen, wie die Einwohner von Butan. Die eingeborne Dynastie Surya Bansi (Abkömmlinge der Sonne) endigte mit Raddschit Mall, der sich im Jahre 1768 seine Staaten durch den Radscha von Gorkha, Prithi Narrain entrissen sehen müßte; Letzterer starb 1771. Sein Sohn Singh Pertap herrschte bis 1775. Ram Bahader, dessen minderjähriger Sohn, wurde von seinem Oheime Bahadersah abgesetzt, der im Jahre 1784 Lassa, und 1790 Teschu Lumbu plünderte. Ein chinesisches Heer überstieg im Jahre 1792 den Himalaya und zwang Bahadersah Friede zu machen. Ram Bahader ließ seinen Oheim 1793 umbringen; aber seine Grausamkeit machte ihn so verhaßt, daß er sich im Jahre 1800 gezwungen sah, nach Benares zu entfliehen, 1804 kehrte er wieder zurück und wurde im folgenden Jahre ermordet. Ungeachtet dieser innern Verwirrungen wurden die Eroberungen durch den Feldherrn Ammer Singh Thappa fortgesetzt, der endlich von dem englischen General Ochterlony erschlagen wurde. Durch den Frieden von Katmandu (4 März 1816) wurde er gezwungen, alle seine Eroberungen an die Engländer abzutreten. Ammer Singh Thappa starb in seinem 68sten Jahre am 19 Juli 1816, und der junge Radscha gleichen Namens am 20 November darauf. Nun wurde dessen Sohn, ein Kind von drei Jahren, Radjintra Bikram Sah auf den Thron erhoben. Die Hauptstadt ist K'hatmandu, und liegt 4784 Fuß über den Ebenen

von Bengalen unter 27° 42′ der Breite und 82° 40′ der Länge; sie hat 20,000 Einwohner.

Lahore, mit einem Flächenraume von 50,000 englischen Quadratmeilen, und 3 Millionen Einwohnern, zwischen 30° und 31° der Breite. Seine Gränzen sind gegen Norden, Kaschmir und der Lauf des Indus, gegen Osten die Gebirge des nördlichen Hindustan, gegen Westen scheidet es der Indus von Afghanistan; es besteht aus zwei abgesonderten Theilen: Pendschab und Kuhistan. Die Seiks, die sich zu einer indischen Religion bekennen, haben im Lande die Oberhand; die Mohammedaner sind mancherlei Bedrückungen unterworfen. Der Stifter der Sekte der Seiks war Nanek, der zu Talwandy, einem Dorfe des Distriktes Lahore, im Jahre 1519 geboren wurde. Sein Nachfolger war Guru Angad, der 1552 starb. Amera-das aus dem Kschatriageschlechte starb 1574, sein Sohn Ram-das 1585. Ardjunmal, der Verfasser des vornehmsten heiligen Buches der Seiks, Adi granth genannt, starb 1606; sein Sohn Hargovind war der erste kriegerische Guru (Häuptling) und starb 1644; sein Enkel Harray 1661, dessen Sohn Tegh Bahader, wurde auf Befehl der mongolischen Regierung 1675 hingerichtet. Sein Sohn Guru Govind, Priester und Krieger, brachte unter die Seiks einen kriegerischen Geist, aber starb aus seinem Reiche vertrieben in Dekkan im Jahre 1708. Er war der letzte Gurufeldherr. Nach ihm machte sich jeder kleine Radscha zum geistlichen und weltlichen Oberhaupte. Ahmed Schah Abdalli schlug die Seiks zu wiederholtenmalen im Jahre 1762 und 1763; aber sie erhoben sich eben so schnell wieder. Gegenwärtig leben die Häuptlinge südlich von [illegible] Singh, der gegenwärtig 69 Jahre zählt, und drei Söhne hat: Kurruk Singh, Schere Singh und Tara Singh. Die Residenz ist Lahore, 31° 9′ 21″ der Breite und 76° der Länge.

Sindhi, mit 24,000 engl. Quadratmeilen Flächeninhalt und 1 Million Einwohner, hat als Gränze gegen Norden, Multan und Afghanistan, gegen Süden Kutsch und das Meer, gegen Osten das Meer und die Gebirge von Belutschistan. Es wurde von dem Mongolen Akbar unterworfen. Während der Invasion Nadir Schahs, machte sich Mohammed Abdassi Kalori zum Subahdar von Sindhi, er wurde 1739 von den Persern geschlagen, und zinspflichtig gemacht, und starb 1771. Seine Nachfolger wurden von den Talpuris, einem Belutschenstamme unter Anführung ihres Emirs Fath Ali Khan im Jahre 1779 vertrieben, dieser aber gezwungen an Timur Schah von Kabul bis zum Tod desselben 1793 Tribut zu entrichten. Mir Gholam Ali, Sohn des Fath Ali Khan, beherrschte das Land mit seinen Brüdern gemeinschaftlich und starb 1811 auf der Jagd. Sein Sohn Mir Soddar und seine beiden Brüder Kerim Ali und Mir Murad Ali folgten ihm und eroberten einen Theil von Afghanistan. Mir Kerim Ali starb vor einigen Jahren, so daß Mir Murad Ali einziger Beherrscher des Landes ist, da sein Neffe, Mir Soddar von schwächlicher Gesundheit und so zu sagen von der Regierung ausgeschlossen ist. *)

Udjein, mit 40,000 englischen Quadratmeilen und 4 Millionen Einwohnern, wurde im Jahre 1230 von den Mohammedanern erobert, und ging später an die Mahratten über. Djyapa Sindia diente als Feldherr unter dem ersten Peischwa Badjerao und erwarb sich durch zahlreiche Verdienste den Besitz von Udjein. Sein Sohn Djankodji wurde nach der Schlacht von Panipat (1761) getödtet; sein Oheim Ranodji folgte ihm; dessen Sohn Madhadji Sindia regierte bis 1794. Sein Neffe Devlet Rao verlor im Jahre 1803 in einem Kriege gegen die Engländer die Hälfte seiner Staaten; der Vertrag vom 5 November 1817 entriß ihm noch einen Theil seines Landes; er starb 47 Jahre alt am 21 März 1827. Einer seiner Verwandten Mukht Rao zwölf Jahre alt, folgte ihm in der Herrschaft und nahm den Titel Mahrradha Ali Djah Djankodji Rao Sindiabehader an. Die alte Hauptstadt war Udjein, unter 26° 11′ der Breite und 73° 15′ der Länge, gegenwärtig ist es Gwalior, unter 26° 15′ der Breite und 75° 5′ der Länge.

14) Staaten jenseits des Ganges.

Die Birmanen, eine Bevölkerung von 3,500,000 Seelen. Seit dem Frieden von Jandabu (25 Februar 1826) hat dieses Königreich ganz Arakan, die Hälfte des Landes Martaban, Tavoy, Tanasserim und die Inseln von Merguy verloren; gegenwärtig besteht es nur noch aus Ava und Pegu. Der Name Ava ist das verdorbene Wort Aenwa, womit das Volk die Hauptstadt bezeichnet. Der Name der Birmanen kommt von dem Worte Mranma, dessen sich das Volk von Arakan bedient, um diese Nation zu bezeichnen. Seit dem Beginne der Birmanenherrschaft zählt man hundertachtundzwanzig Könige. Ava trennte sich, mit [illegible] Beinga Della, König von Pegu, Ava wieder. Alompra (Alungp'hura) oder Alomandra Prau, ein Mann von dunkler Herkunft, entriß Ava abermals dem König von Pegu im Jahre 1753, und starb fünfzig Jahre alt 1760. Sein ältester Sohn, Nambodji Prau, herrschte bis 1762, sein Bruder Schembran bis 1776; dessen Sohn Tschengusa wurde 1782 von seinem Oheim Mindrabji Prau, der bis 1819 herrschte, abgesetzt und getödtet. Sein Enkel Madutschao ist vor einigen Monaten gestorben. Der Name des gegenwärtigen Königs ist noch nicht bekannt.

Siam. Dieses Land begreift das Bassin des Flusses Menam. Im Jahre 1757 eroberten die Birmanen unter Alompra die Hauptstadt des Reiches Yuthia und vertilgten die königliche Familie. Im Jahre 1769 vertrieb sie Piatak, der Sohn eines reichen Chinesen und bestieg den Thron, wurde aber 1782 ermordet. Der erste Herrscher der gegenwärtig regierenden Dynastie folgte ihm und starb 1809, sein Nachfolger am 20 Julius 1824. Ein natürlicher Sohn desselben, Kroma Mon Tschit, 49 Jahre alt, ist gegenwärtig im Besitz des Thrones; im Jahre 1829 hatte er den König von Laos und dessen Familie in seine Gewalt bekommen und hinrichten lassen. Die gegenwärtige Hauptstadt ist Bankok an der Mündung des Menam, mit 50,000 Einwohnern.

Cochinchina, ein zinsbarer Staat von China, begreift gegenwärtig Cochinchina, Tonkin, den größten Theil von Camboscha und den kleinen Staat Tsiampa. Die regierende Dynastie wurde durch einen Aufruhr im Jahre 1774 vertrieben. Dem Kronerben gelang es im Jahre 1790 seine Staaten wieder zu gewinnen, und

*) S. Ausland vor. Jahrgangs S. 815 und 829.

selbst Tonkin zu erobern. Die Jahre seiner Herrschaft werden mit den Worten Kang chang bezeichnet. Das Jahr seines Todes ist unbekannt. Sein Nachfolger gab den Jahren seiner Herrschaft den Namen Ghia long (durch des Glückes Schutz) und starb 1812. Ming ming (das erhabene Schicksal) war der Name der Regierungsjahre des ihm folgenden Monarchen, der im Jahre 1822 starb; ein Jahr zuvor war er von dem Hofe von Peking mit der königlichen Würde bekleidet worden. Sein junger Nachfolger hat für die Jahre seiner Herrschaft die Bezeichnung Mingming beibehalten.

Sumatra beherrschen gegenwärtig der Toanko (Fürst) Passaman zu Linton, der Toanko Norinchi von Ludu Agam, und der Toanko Allahan Pandjang.

Java mit 4,660,000 Einwohnern. Der Sultan residirt zu Dugva Carta, in der vormaligen Provinz Mataram. Mangko Buvana Sepu wurde von den Holländern im Jahre 1826 gekrönt, und starb den 2 Januar 1828. Der junge Sultan steht unter Vormundschaft des Pandierang Mangko Kotumo. Der Beherrscher des größten Theils dieser Insel führt den Namen Susuhanan, und residirt zu Surakarta, am Flusse Soio.

15) China.

Der Name der gegenwärtigen Dynastie, vom Mandschustamme ist Tai tsing (die sehr reine). In China kennt man den Namen des regierenden Kaisers nicht. Der gegenwärtige folgte seinem Vorgänger nach dessen Tod am 2 September 1820 und führte vorher den Namen Mian ming. Seinem Vater gab er nach dessen Hinscheiden den Nachnamen Jin-tsonng-joui-hoang-ti, d. h. der erhabene und weise Kaiser, der erbarmungsvolle Vorgänger. Der Ehrenname der Regierungsjahre des gegenwärtigen Monarchen ist auf Chinesisch: Tao Kuang und im Mandschu: Doroi Eldengho (der Glanz der Vernunft). Der Kaiser ist gegenwärtig 48 Jahre alt.

16) Japan.

Der gegenwärtige Dairi (Kaiser) ist der 121 Nachfolger des Zin-mu und sitzt seit 1817 auf dem Thron. Wie in China kennt das Volk seinen Namen nicht, so lange er lebt. Das Jahr 1822 war das fünfte des Nengo (der Ehrentitel seiner Regierungsjahre) Bunzio (auf Chinesisch Wen-tshing). Seine Residenz ist Miyako oder Kio (beide Worte bedeuten Residenz). Der Kubo oder Seogun ist der Oberfeldherr des Reichs und residirt zu Yedo; eigentlich ist er es, der die Herrschaft führt; indeß äußert er zum Schein immer noch eine gewisse Unterwürfigkeit gegen den Dairi, den Abkömmling des alten japanischen Herrscherhauses, das mit Zin-mu, 660 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung beginnt. Das Wort Dairi — chinesisch: Nai-li, bezeichnet eigentlich das Innere, (des kaiserlichen Palastes nämlich). Man bedient sich desselben, um den Kaiser zu bezeichnen, weil es nicht erlaubt ist, so lange er lebt, seinen Namen auszusprechen. Ein Gleiches gilt von dem Seogun und dem Prinzen, seinem Nachfolger. Ersteren gibt man den Namen Gonfon Maru, letztern Ni sio Maru, von den Palästen, die sie bewohnen.

Die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester.

Aus beiden Städten gehen jeden Tag, viermal des Morgens und viermal des Nachmittags, Wagen ab. Es gibt zweierlei solcher Wagen. Die der ersten Klasse halten nur Einmal, und zwar nur einige Augenblicke in Newton, um die Maschine einzuölen und darin nachzusehen. Die der zweiten Klasse halten an zwölf verschiedenen Punkten der Eisenbahnlinie, um die Passagiere aussteigen und ihren Weg nach anderweitigen Bestimmungen einschlagen zu lassen; aber auch Dieß geht mit einer Schnelligkeit vor sich, daß der Aufhalt nur unbedeutend ist. Die Wagen bestehen aus sechs- und viersitzigen Berlinen mit Glasfenstern, aus Gondolen, und offenen oder mit Vorhängen geschlossenen Chaisen. Die Dampfmaschine ist an der Spitze des Wagenzuges angebracht und zieht zunächst hinter sich einen Fourgon, auf dem sich Kohlen, Wasser, Werkzeuge und die Ingenieurs befinden; der Dampfkessel wird mittelst einer Pumpe von Druckwerk nach Belieben unterhalten. An dem Fourgon sind mittelst eiserner Haken der erste Wagen und dann die übrigen, oft zehn, zwanzig und mehr an der Zahl, je nachdem sie für den Transport der Reisenden und ihres Gepäckes nöthig sind, angehängt. Die Waarentransporte geschehen besonders und in den mit den Versendern übereingekommenen Stunden. Eigene Wagen bestehen für den Transport von Thieren, die in ungeheurer Anzahl versendet werden. Die Schweine und Stiere, die aus Ireland kommen, werden auf diese Weise, ohne Ermüdung und großen Zeitverlust, nach Manchester und von da weiter ins Innere des Landes geschafft. *) Die Zahl der Reisenden besteht gewöhnlich aus 130 bis 150 Personen mit ihrem Gepäcke, das oben auf jeden Wagen geladen wird. Wenn man auf das Bureau der Eisenbahngesellschaft kommt, wo die Polizei über Ordnung wacht und Niemand eintreten läßt, der darin nichts zu thun hat, wählt man seinen Platz und erhält ein Billet, dessen Nummer den Wagensitz und die außen am Wagen geschriebene Zahl enthält. Im Augenblicke der Abfahrt gibt man die Billete ab; eine Glocke ertönt, die Maschine setzt sich in Bewegung. Anfangs langsam, bis alle Wagen hintereinander ordentlich in Zug gekommen sind; dann aber geht es fort blitzschnell, ohne die mindeste Erschütterung und mit weniger Geräusch als ein gewöhnlicher Postwagen.

Längs der Bahn findet man stets Arbeitsleute und Aufseher, um den Weg zu untersuchen und zu unterhalten; in bestimmten Zwischenräumen erblickt man häufig Leute der Kompagnie, die ein weißes Papier auf dem Hute tragen und den Arm ausstrecken, um durch dieses Zeichen anzudeuten, daß die Bahn frei und in gutem Zustande ist. Elegante Geländer und Schranken sind da, wo natürliche Hindernisse nicht entgegen stehen, angebracht, um Thiere und böswillige Menschen von der Eisenbahn fern zu halten. Man läßt die Maschine und den Wagenzug nach Belieben stille halten, und ungeachtet der Neuheit und reißenden Schnelligkeit dieser Art zu reisen, bedient sich ihrer Jedermann, Weiber, Mädchen und Kinder, ohne Furcht und ohne Gefahr. Man legt den Weg zwischen beiden Städten — eine Strecke von dreizehn Postlieues — in fünf Viertelstunden zurück: manchmal noch in geringerer Zeit und ohne die mindeste Ermüdung. Statt der dreißig oder vierzig vierspännigen Wagen, die vor dem Jahre 1830 zwischen beiden Städten im Gange waren, gibt es gegenwärtig nur noch einen einzigen. Freilich erblickt man die Gegenstände zu beiden Seiten des Weges, wegen der reißenden Schnelligkeit, nur undeutlich; aber wenn man das Auge auf die vorwärts

---

*) Die Wichtigkeit des Handels zwischen Ireland und Liverpool mag aus folgendem Verzeichnisse der während des Jahres 1831 eingeführten irländischen Landesprodukte entnommen werden. Es läßt sich kein genauer Anschlag des Werthes derselben machen; allein er muß sich auf mehrere Millionen Pfund Sterling belaufen. Es sind meistens Bodenerzeugnisse Irelands, das überhaupt zur Vorrathskammer Englands bestimmt scheint. Die Erfindung der Dampfwagen hat bereits für Ireland mehr gethan als viele Parlamentsakten zu thun im Stande gewesen wären. In erwähntem Jahre wurden aus Ireland eingeführt: 90,715 Kühe, 296 Pferde, 134,702 Schafe, 243 Maulesel, 156,001 Schweine, 1196 Kälber, 23,725 Lämmer; 590 Zentner Schinken und Zungen, 13,090 Ballen geräucherter Speck, 14,554 Tonnen Schweinefleisch u. s. w.; Butter 5754 Kübel und 258,037 Fässer; Eier 2508 Körbe; Weizen 277,060 Malter; Haber 350,670 M., Gerste 21,328 M.; Mehl 149,816 Ladungen u. s. w.

liegenden Gegenstände gerichtet hält, so bemerkt man die Schnelligkeit nicht, mit der man dahin fliegt. Die Ordnung, die Regelmäßigkeit und Ruhe, die in allen Theilen des Dienstes herrschen, sind bewunderungswürdig und lassen jede Besorgniß schwinden; man sieht sogleich, daß man mit Leuten zu thun hat, die ihres Dienstes vollkommen kundig sind.

Der Nutzen, den man aus dieser Erfindung zieht und ziehen wird, ist unberechenbar. Man kann Dieß aus zwei Thatsachen folgern: bei Gelegenheit der letzten Pferderennen zu Newton, einer auf halbem Wege zwischen beiden Städten gelegenen Stadt, führte man auf Einmal und auf Einem und demselben Wagenzuge fünfzehnhundert Menschen an Ort und Stelle. Einer meiner Freunde, ein Kaufmann von Manchester, verlangte von der Kompagnie, ihm auf einem einzigen Transport tausend Ballen Baumwolle kommen zu lassen; jeder Ballen wiegt dreihundert Pfund, was also, das Gewicht der Wagen abgerechnet, allein eine Last von dreimalhunderttausend Pfund gibt. Die Kompagnie wünschte es sich nicht besser, und diese ungeheure Baumwollenlast, die volle Ladung eines in dem Hafen von Liverpool eingelaufenen Schiffes, wurde in weniger als zwei Stunden von dem Quai dieser Stadt in die Magazine von Manchester und sogar in die Spinnstuben geschafft. Der Preis für den Transport der Waaren sowohl als der Personen ist sehr gering. Für die Reisenden ist der Preis eines Sitzes von 6 Franken 25 Cent. bis 3 Fr. 45 C., worin noch der Fuhrlohn in eleganten Omnibus begriffen ist, welche die Passagiere aus den verschiedenen Theilen der Stadt nach dem Bureau der Abfahrt bringen.

Die Ausgaben dieser erstaunenswürdigen Anstalt belaufen sich allerdings doppelt so hoch, als man sie Anfangs in Anschlag gebracht hatte: statt 400.000 Pf. St. stiegen sie nämlich auf 820.000 oder 20.500.000 Franken; dessen ungeachtet haben die Aktionäre Ende des Jahres 1830 8 Proz. gezogen und werden Ende des Jahres 1831 wahrscheinlich mehr als 10 Proz. erhalten haben. Man hat vor, einen Reservefonds anzulegen, um daraus die Vervollkommnung der Eisenbahn zu bestreiten und in der Folge den Frachttarif noch mehr herabsetzen zu können. Bereits ist man in mehreren Theilen von England mit der Anlegung ähnlicher Wagen beschäftigt, und man wird in kurzer Zeit Verbindungen durch Eisenbahnen zwischen London, Liverpool und Manchester hergestellt sehen, durch die man in Stand gesetzt seyn wird, diese beträchtlichen Entfernungen in wenigen Stunden zurückzulegen.

Rußland's Absichten im Osten.

(Privatkorrespondenz aus Petersburg im „Asiatic Journal.")

Seit dem Ende des polnischen Krieges, der alle Plane der russischen Regierung gegen den Westen von Europa vereitelte, glaubt man, daß der Kaiser seinen Lieblingsplan zu einer Expedition gegen den Khan von Khiwa (Kharism, in Nordschagatai mit 520 Q.M. und 150.000 Einw.) wieder hervorgesucht habe. Es sollen sich in dem Staate des erwähnten Khans mehrere tausende russischer Gefangenen befinden, die von den Kirgisen dahin verkauft worden sind. Die Reise des Kapitäns Murawieff, der im Jahre 1819 von General Jermoloff nach Khiwa gesendet worden war, brachte zuerst nach Rußland Kunde von der Menge seiner gefangenen Landsleute und dem Elende Derer, welche die christliche Religion abzuschwören sich weigerten. Diese Nachricht empörte das Nationalgefühl der Russen, und ich bin überzeugt, daß ein Krieg gegen Khiwa, so sehr er auch mit Schwierigkeiten verbunden seyn dürfte, allgemeinen Beifall finden wird. Wahrscheinlich würde der Kaiser Nikolaus sich bloß mit dem Abschluß eines Vertrages begnügen, durch den der Khan verbindlich gemacht würde, die russischen Gefangenen in Freiheit zu setzen, und künftig keine Unterthanen des russischen Reiches mehr von den Kirgisen zu kaufen. Allein man weiß sehr wohl, daß die Verträge mohammedanischer Fürsten in Asien nicht von langem Bestande sind, und so würde man dann den Versuch machen, sich der Stadt Khiwa und einiger andern festen Plätze zu bemächtigen, um hier militärischen Fuß zu fassen, oder mit andern Worten die Khanschaft zu erobern, was für die Russen von unberechenbarem Nutzen werden würde. Einmal im Besitze dieses Landes im Süden der Kirgisen, würden sie dieses Räubervolk, von dem sich nur ein sehr kleiner Theil Rußland unterworfen hat, im Zaume halten können. Der Besitz von Khiwa würde übrigens auch dem Handel Rußlands unermeßliche Vortheile bringen.

Die Expedition würde sehr gut durch das kaspische Meer von statten gehen; denn vor der Hand wäre es ganz unmöglich, durch die kirgisischen Steppen vorzudringen. Am Ufer der Kama und Wolga könnten Schiffe gebaut werden und diese auf letzterem Flusse nach Astrakan hinabgehen, wo ein Theil der Truppen eingeschifft würde; während ein anderer Theil von Baku auf Schiffen ausliefe, die in der Seeprovinz Talisch, welche Ueberfluß an herrlichem Schiffsbauholze hat, gebaut werden könnten. Einmal festen Fußes in Khiwa, könnten die Russen leicht Samarkand, die Bucharei und die andern kleinen Staaten, die zwischen ihnen und Runschit Sing liegen, im Zaum halten, mit dem sie schon längere Zeit durch tatarische und armenische Agenten in Unterhandlung stehen. Die Armenier insbesondere sind Rußland sehr ergeben, weil sie von der dortigen Regierung beschützt und gut behandelt werden; auch wurde für sie, seitdem ein Theil des alten Armeniens russische Provinz wurde, wirklich viel gethan. Die reichen Armenier in Moskau und Nack'schivan (Nakitschewan) so wie der Patriarch von Edsmiatsin stehen in ununterbrochenen Verbindungen mit den Armeniern von Calcutta und andern Städten Indiens. Auf diesem Wege erfährt die russische Regierung, was ihr in Betreff dieses Landes zu wissen nöthig.

Man glaubt hier auch, daß die russische Regierung bei den strengen Maßregeln, die der Kaiser von China gegen den englischen Handel zu Kanton erließ, die Hand im Spiele hatte. Schon vor einiger Zeit wurde von Petersburg an die chinesische Gränze ein kaiserlicher Staatsrath von dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten geschickt, ein Mann von Talent und großer Gewandtheit. Er wurde von dem wohlbekannten Archimandriten Hyazinth begleitet, der von dem Kaiser Alexander verurtheilt worden war, sein Leben in einem Kloster auf einer Insel des Eismeeres zu beschließen, aber von der gegenwärtigen Regierung begnadigt wurde. Hyazinth ist ein Mann von großen Fähigkeiten, wohlbewandert in der chinesischen Sprache und vollkommen bekannt mit dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten in Peking, wo er früher fünfzehn Jahre gelebt hatte. Als Grund ihrer Reise nach Kiachta wurde die Absicht vorgegeben, Untersuchungen über die Religion der Mongolen anzustellen; Niemand aber will hier glauben, daß die Regierung sich so sehr für die Glaubenslehren des Dalai Lama interessirt.

Vermischte Nachrichten.

Nachrichten aus New-York melden eine mit ungemeinen Verwüstungen begleitete Ueberschwemmung des Ohio. Dieser mächtige Strom begann am 16 Februar zu steigen und trat am folgenden Tage bald nach zwölf Uhr aus seinen Ufern. Das Wasser stieg im Durchschnitt zwölf Zoll in einer Stunde, bis Morgens des 18, wo er minder rasch bis acht Uhr Nachts fortwuchs, wo er seinen höchsten Stand erreichte und bald darauf zu fallen begann. Die Wasserhöhe übertraf die merkwürdigen Ueberschwemmungen von 1813 und 1784 um fünf oder sechs Fuß. Der angerichtete Schaden ist nicht zu berechnen. Das ganze Thal des Ohio von seiner Quelle bis zu seiner Mündung bietet, so weit die verwüstenden Wogen reichen konnten, ein Bild allgemeiner Zerstörung. Die Pflanzungen sind sammt ihren Gehörigen von dem fruchtbaren Boden weggeschwemmt und Wohngebäude, Stallungen, Scheunen mit ihren Vorräthen fortgerissen worden. Alle Ortschaften und Städte längs dem Flusse wurden mehr oder minder unter Wasser gesetzt, eine Menge Häuser umgestürzt. Die näheren Angaben stehen noch zu erwarten.

•

Der Verbrauch der Seide in England allein steigt alljährlich fast bis zu mehr als vier Millionen Pfund, zu deren Erzeugung Myriaden und Myriaden von Würmern nöthig sind. Vierzehntausend Millionen lebendiger Geschöpfe leben und sterben jährlich, um diesen Winkel der Welt mit einem Luxusartikel zu versehen! Wenn man über diese Angabe erstaunt, so wende man seinen Blick nur nach China, von dessen unermeßlicher Bevölkerung Jeder, vom Kaiser auf dem Throne an bis zum Bauer in der Hütte, sich in Seide kleidet, und die Einbildungskraft wird erlahmen, wenn sie den zahllosen Wesen folgen will, die jedes Jahr zum Dienst der Menschen ihr Todesgespinnst weben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 115. 24 April 1832.

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

10. Schiffs-Bauerei.

So wie Seide, Wolle, Häute u. s. w., anstatt ins Ausland zu gehen, jetzt im Lande mit größerm Nutzen verbraucht werden, so auch das Bauholz. Calabrien liefert im Ueberfluß das zu Erbauung der Kriegs- und Handels-Schiffe benöthigte Holz von allen Dimensionen, mit Ausnahme der großen Masten der Kriegs-Schiffe, welche aus Liefland kommen. Dieß erleichterte sehr den Schiffsbau, welcher mit dem Aufblühen des Handels gleichen Schritt halten mußte.

In diesem glücklichen Zeitpunkte, wo der Handel sich wieder emporhob, waren die Rheder außer Stande, die Kosten dazu zu erschwingen. Sie wurden deßhalb auf jegliche Weise von der Regierung begünstigt. So ertheilte sie ihnen eine Befreiung von 12 Duc. für jede Tonne, die von dem Vorrechte der ersten Ladung, welche Schiffen über 200 Tonnen im Königreiche zukommt, abgezogen wurde. Diese Vergünstigung belebte nicht nur den Bau einer großen Menge Schiffe, sondern erleichterte auch bedeutend die Ausfuhr des Oels, durch die Verminderung der Schiffs-Fracht, die davon eine Folge war.

Aber ohne Schifffahrt, wozu hätten die Schiffe genützt? Man mußte also Jenen Privilegien ertheilen, welche die neapolitanische Flagge in den Stand setzen konnten, mit den fremden Flaggen zu wetteifern.

Es bestand und besteht noch ein Traktat mit England, Spanien und Frankreich, vermöge dessen die Waaren dieser Länder 10 Pr. weniger an den Abgaben, denen sie beim Eingange unterworfen sind, bezahlen, wenn nämlich diese Waaren Produkte desjenigen Landes sind, dessen Flagge sie deckt, so daß nur englische Produkte auf englischen Schiffen u. s. w. diese Befreiung genießen. Dasselbe Privilegium wurde auch der einheimischen Flagge ertheilt, welches aber eigentlich für diese noch viel ausgedehnter ist, indem die hiesigen Schiffe Waaren jedes Ursprungs laden können, ohne dieser Begünstigung verlustig zu gehen. Außerdem wurden auch zur Aufmunterung der neapolitanischen Marine zu weiten Schifffahrten (de long cours) Prämien festgesetzt, und zwar für die erste Reise jenseits des Aequators eine Vergütung von 30 Pr. (anstatt von 10) vom Zolle der einzubringenden Waaren.

So beschützt, machte die neapolitanische Handels-Marine schnelle Fortschritte, und erschien nicht nur im Norden, sondern auch in der andern Hemisphäre. Schnelle und glückliche Reisen brachten sie in Ruf, und allmählich verschwanden auch die Vorurtheile gegen die Rechtlichkeit der Schiffer, so daß man ihnen bei gleicher Fracht, besonders bei Korn- und Oel-Transporten, den Vorzug gibt, weil die neapolitanischen Kapitäne die Einzigen sind, die sich durch Kontrakt für die Ablieferung des Maßes und Gewichts dieser Waaren verbindlich machen. *)

Nur ein Wort noch über die Dampfschifffahrt. Schon 1817, als Frankreich noch gar keine Dampfschiffe hatte, und sie in England nur auf Flüssen und in Golfen im Gebrauche waren, wurde in Neapel das erste Dampfschiff gebaut, welches das mittelländische Meer befahren hat. Indessen mußte dieses Schiff wegen fehlerhaften Baues wieder aufgegeben werden, nachdem es jedoch eine Reise nach Livorno, Genua und Marseille gemacht hatte. Dieß schreckte aber die neapolitanischen und sizilianischen Kapitalisten nicht von neuen Versuchen ab; und obgleich ein anderer im Jahre 1823 ebenfalls fehlschlug, so ließen sie doch, nicht lange nachher, in Schottland ein Dampfschiff erbauen, welches unter dem Namen: „Il real Ferdinando“ seit dieser Zeit regelmäßig zwischen Neapel, Sizilien und Marseille hin und her steuert. Kürzlich ist noch das prächtige Dampfschiff Francesco I. hinzugekommen.

Im Ganzen genommen, und obgleich noch viel zu wünschen übrig bleibt, sind doch die Fortschritte in allen hier behandelten Industriezweigen so groß, daß nicht zu zweifeln ist, der Tarif von 1834 werde nicht mehr dem von 1824 gleichen, sondern große Modifikationen erleiden, und zwar solche, welche geeignet sind, den Industriellen neue Garantien zu gewähren.

* * *

11. Schluß.

Die Abschaffung der Feudalrechte und die Vertheilung des Eigenthums haben in Neapel sowohl, als in Frankreich einen unberechenbaren Einfluß auf die öffentliche Wohlfahrt gehabt. Wenn die Fort-

*) In diesen Tagen (Anfang Februars 1832) segelte ein neapolitanisches Schiff mit einer reichen Ladung an Salz, Oel, Wein und Maccaroni, direkt nach Brasilien (s. Ausland S. 364.)
Anm. d. Eins.

schritte der Industrie und des Ackerbaues einer solchen Hauptveränderung im Zustande der Civilisation noch nicht gehörig entsprochen haben, so muß man bedenken, daß seit dieser Epoche ein zu kurzer Zeitraum verflossen ist, um die Einwirkung vieler Jahrhunderte aufzuheben und verschwinden zu machen. Dessen ungeachtet steht fest, daß die Einnahme des Staats verdreifacht, und die Volkszahl um den vierten Theil vermehrt worden ist.

Aber noch mehr als die Zahl, hat das Wohlseyn der untern Klassen, besonders in der Hauptstadt zugenommen, wo, wenn man so sagen darf, die darin herumirrenden Nomadenschwärme, ohne alle Bekleidung, außer einem Stück Leinwand um die Lenden, und ohne ein anderes Bett als eine steinerne Bank oder einen Korb, sich immer mehr zu civilisiren anfangen, wie einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen kann. Denn die Hauptstadt blieb bei dem Aufschwunge der Nationalindustrie nicht zurück. Die schlechten und schmutzigen Boutiquen in der Straße Toledo verwandelten sich in elegante Läden, denen in Paris gleich. Die Goldarbeiter, Schneider, Schuhmacher, Tischler, Tapezierer u. s. w. vermehrten sich auf eine unglaubliche Weise, und eine Menge von Individuen, welche sonst Lazzaroni geblieben wären, sind jetzt geachtete und wohlhabende Arbeiter geworden.

Besonders hat der Handel in der Stadt Neapel zugenommen. Die Zahl der Kaufleute hat sich in dem Verhältnisse wie 1 zu 4 vermehrt. Freilich theilen sich diese vier jetzt in den Gewinn, den sonst ein einziger hatte, aber vier Wohlhabende sind offenbar vortheilhafter für ein Land als ein Reicher.

Durch den direkten Handel haben selbst die Kleinkrämer ihren Vortheil einsehen gelernt, wobei freilich die Speditionshändler verloren haben, die auch daher immer für die Wiederherstellung des Freihafens (Scala franca) gestimmt sind, wodurch das Land mit einer Masse fremder Waaren zum Nachtheile der inländischen Fabrikanten überschwemmt war; die nie mehr reexportirt wurden, oder wenn sie auch nach Aufspeicherung von mehreren Jahren nach Livorno oder Genua wieder verschifft wurden, so kamen sie doch oft wie ich selbst bezeugen kann, nach Neapel zurück, um hier zu vermodern.

Seit der Abschaffung der Scala franca hat der auswärtige Fabrikant Gelegenheit bekommen, sich nach einer sichern Schätzung über den hiesigen wahren Bedarf zu vergewissern, und daher im Einsenden Maß und Ziel zu halten, so daß beide, der Inländer wie der Ausländer, dabei gewonnen haben, der erstere durch Verminderung der Konkurrenz, der letztere durch sicheren Absatz.

(Schluß folgt.)

Sainte-Pelagie.

(Schluß.)

In den übrigen Pavillons von Saint-Pelagie stehen sich die Parteien gegenüber, beobachten ihre Trennung, und würden mit den Zähnen knirschen, bei dem Gedanken an eine mögliche Vereinigung ihrer politischen Meinungen. In dem aristokratischen Pavillon ist man nicht von so gewissenhafter Strenge, man nähert sich mehr, mischt sich zwar nicht, aber affektirt doch auch keine allzuschroffe Absonderung. Hieraus entspringen oft die seltsamsten Auftritte und Begegnungen. Eines Tags z. B. war ich zu dem Doktor Gervais hinabgegangen, bei dem auch Herr de Laplain zum Besuche war, von dem ich schon oben gesprochen, und der mich mit folgenden Worten anredete: „Mein Herr, da Sie Redakteur der Tribüne sind, so könnten Sie mir wohl gefälligst sagen, Wer der unglückliche Verfasser des Artikels war, der meine Verhaftung nach sich zog?" — Hier zeigte er mir die Numer der Tribüne vom 9 Julius 1831, in welcher der fragliche Artikel mit A. M. unterzeichnet war. „Ach," erwiederte ich, „Sie sehen den Schuldigen vor sich." — „Wie?" — „Ja, aber was meine Schuld in Etwas gut machen kann, ist der Umstand, daß ich wegen der zehn letzten Zeilen eben dieses Artikels zu sechs Monaten Gefängniß und 3000 Franken Geldstrafe verurtheilt worden bin." — „Wie, Sie mein Herr? Und wegen eines Artikels, durch den unsere Verhaftung in der Vendée veranlaßt wurde?" — „Eben wegen dieses Artikels." — „Und erstehen Sie jetzt ihre volle sechsmonatliche Strafe?" — „Die volle Strafe." — „Und gerade sind es heute sechs Monate, daß ich mich in präventiver Haft befinde." — „Wirklich?" — „Aber gestehen müssen Sie doch, daß Sie sehr Unrecht hatten." — „Je nun." — „Doch ihre Anwesenheit beweist zur Genüge, daß es eine Vorsehung gibt!" — „Ei, sie beweist bloß, daß es ein Justemilieu gibt."

Diesen Beweis kann man übrigens in der ganzen Saint-Pelagie finden. Nicht minder wunderlich aber klingt es auch, wenn man die Karlisten selbst in der Einsamkeit des Gefängnisses bei Beranger Trost suchen hört. So pflegt Einer von ihnen, mit geringer Verstümmlung von Berangers schönen Versen zu singen:

„Comme l'oiseau, libre sous la feuillée,
Même en prison, j'aiguiserai mes chants!
Car de grandeur la France dépouillée,
Courbe son front sous le joug des méchants."

Ein Anderer nahm einen ironischen Chanson, der von demselben Dichter in demselben Gefängnisse gemacht worden war, für baaren Ernst und murmelte häufig die Zeilen:

„Plus de vaines louanges
Pour cette déité,
Qui laisse en de vieux langes
Le monde emmaillotté,
Fi de la liberté!
A bas la liberté!"

„De son arbre civique
Que nous est il resté?
Un bâton despotique,
Sceptre sans majesté!
Fi de la liberté!
A bas la liberté!"

Aber auch die Republikaner, Proletarier oder nicht, singen Beranger's Lieder und wiederholen oft jene Verse, die wie für dieses Leben voll Verläugnung, Gleichgültigkeit oder Verachtung der Gegenwart geschrieben scheinen:

„Nos premiers pas sont dégagés
Dans ce monde
Où l'erreur abonde,
Nos premiers pas sont dégagés
Du vieux maillot des préjugés."

Alsdann :

„Oui, croyez-en notre gaité,
Noble ou prêtre,
Valet ou maître,
Oui, croyez-en notre gaité,
Le bonheur, c'est la liberté!"

Es gibt aber auch noch ernstere und feierlichere Gesänge. Wenn die Nacht herabsinkt und die Stunde sich naht, wo die schweren Thüren und die dicken Riegel die Gefangenen von einander trennen, wenn bereits die Diebe, deren Fenster auf den Hof der Staatsgefangenen herausgehen, ihre blassen unbeweglichen Köpfe bei dem Scheine einer düstern Lampe zwischen den Gittern erblicken lassen, ist für die Republikaner ein feierlicher Augenblick gekommen: „das Abendgebet" — ein Gebrauch, der seit der Julinrevolution eingeführt ist, und sich noch immer in Uebung erhält. Um diese Stunde tragen die Proletarier ehrfurchtsvoll die dreifarbige Fahne in den Hof herab, und schließen einen Kreis um sie; Einer der Anwesenden stimmt den „Chant du départ" an, und alle Stimmen vereinigen sich, kräftig die Schlußzeilen mitzusingen. Auch noch andere Freiheitshymnen werden gesungen. Wie erglüht hier der Patriotismus, wie entbrennt die Seele von einer edlen Leidenschaft! Alle diese kräftigen und männlichen Stimmen, diese Gegenwart der drei Farben, alle diese Menschen, deren Ueberzeugung ihren Worten einen begeisterten Nachdruck leiht, alles Dieß bildet eine rührende Feierlichkeit, bei der die Hoffnung den Altar deckt, einen Kultus, bei dem Jeder seinen Leib zum Opfer bringt *)

Dann wird auch die Parisienne gesungen, von der man einige Zeilen wegläßt. Wenn man an den Vers kommt:

„Tambour du convoi de nos frères;"

entblößt Jedermann sein Haupt. Die Rührung, ein wahrer tiefer Schmerz, läßt sich in den bebenden Stimmen vernehmen. Wie viele singen hier mit, denen theure Brüder und Freunde an den drei Tagen gefallen sind! Wie schlägt ihnen das Herz, wenn sie sich der drei großen Tage erinnern, der nun verödeten Gräber, des erloschenen Ruhms, der erkalteten Sonne, der mit so rohen Füßen zertretenen Hoffnungen! Endlich folgt die Marseillaise und die letzte Strophe:

Amour sacré de la patrie,
Arme, soutiens nos bras vengeurs;
Liberté, Liberté chérie!"

Bei diesen Worten sinkt Alles auf die Knie. Wenn die Hymne zu Ende ist, geht der Fahnenträger im Kreise umher, jeder küßt die drei Farben, man erhebt sich, die Fahne wird mit derselben Feierlichkeit zurückgetragen, und bald darauf hört man unter jedem Pavillon eine rauhe Stimme schreien: „La Fermeture!"

*) Man erinnere sich, daß der Verfasser dieser Schilderung von Sainte-Pelagie zu den feurigsten Republikanern gehört, und man wird den hohen Ernst, mit dem er von dieser Feierlichkeit spricht, die im Grunde nicht mehr und nicht minder als ein leeres Schau- oder Kinderspiel ist, begreiflich finden. Jedenfalls ist dieser Zug aus dem Gefängnißleben von Sainte-Pelagie eben so charakteristisch für die jungen französischen Republikaner, als für die Franzosen überhaupt. A. d. R.

Die Thore knarren in ihren Angeln und jeder begibt sich in sein Gefängniß. *)

*) Der neueste (IV) Band des „Buchs von Hundert und Einem," aus dem wir demnächst unsern Lesern noch Einiges mittheilen werden, enthält, außer der hier gegebenen Schilderung der Sainte-Pelagie, auch eine Vision des ehemaligen Ministers Peyronnet in Vincennes, wo ihm verschiedene in diesem Schlosse gefangen gehaltene Männer der Vorzeit, deren Schicksal mit dem seinigen Aehnlichkeit hatte, erscheinen und ihm Trost zusprechen; so der Kammerherr de la Rivière, der in dem Fleischhaueraufruhre von Paris (1413) unter Simon Caboche hingerichtet wurde; der Kanzler Karls VI, Le Mercier, der sich im Gefängnisse die Augen blind weinte; der tapfere Connetable Olivier Clisson, der Schlächter der Engländer genannt, den nur die Flucht vor einem schmählichen Tode rettete, und zuletzt der Generaladvokat Desmarets, der bei dem Aufruhre der Maillotins zu Paris (1382) den Vermittler zwischen Volk und Hof zu machen versucht hatte, aber nach gedämpftem Aufstande als Hochverräther hingerichtet wurde. Ferner enthält dieser vierte Band eine Scene aus dem Kabinette des Ministers des Innern; eine Unterredung zwischen den Schauspieldirektoren des Theater Français und dem Minister, von de La Ville. — Eine Schilderung des Hauses, wo Abälard und Heloise wohnten, von Ernest Fouinet; eine Betrachtung Charles Nodiers über öffentliche Sühndenkmäler an Orten in Paris, wo unschuldiges Blut vergossen wurde; er verlangt dafür einige Hunderte. „Nicht ein Sandkorn tretet Ihr mit Füßen," ruft der bittere Spötter hier aus, „das nicht eine Sühne von Euch zu fordern hätte, wenn es mit Stimme begabt wäre; kein Atom athmet Ihr ein, das nicht einst einem der beseelten Wesen angehörte, die Eure blutigen Gesetze verstümmelt, vernichtet haben .... Wenn Ihr für jedes Verbrechen eine Sühne geben wollt, so müßt Ihr mit der Nemesis bankerott machen." — Von dem wohlbekannten Eremiten der Chaussee d'Antin findet man eine moralische Erzählung: die Kirche, der Tempel und die Synagoge überschrieben — von Amadée Pommier: die Volksfeste in Paris — von Eugen Roche: den Kirchhof von Père La Chaise — von Paul David: die Logenschließerin — von Jacques Arago: die Schilderung einer Irrenanstalt — von Alexander Duval, in einer sehr lebendigen Skizze die Leiden und Freuden eines jungen Schriftstellers, unter dem Titel: der Journalisten-Lehrling. Ein junger Mensch, voll des kühnsten Selbstvertrauens und der stolzesten Hoffnungen, wirft sich endlich, in allen seinen Luftschlössern getäuscht, in die Arme eines Journalisten, dessen oberster Grundsatz ist: „Die Abonnenten bringen Geld ein, und in der Zeit, in der wir leben, braucht man nur Geld, um glücklich und angesehen zu seyn." — Endlich stellen Michaud und Bazin als ein Doppelgemälde Konstantinopel und Paris nebeneinander. A. d. R.

Die Zehnten in Ireland.

Wenn in England die Parlamentsreform mit Recht als die Vorläuferin einer unfehlbar nachfolgenden Kirchenreform betrachtet wird, so scheint Ireland nicht einmal die Annahme der Reformbill abwarten zu wollen. Die ungeheure Last, die unter dem Namen der Zehnten die irländische Bevölkerung drückt, ist endlich den dortigen Katholiken unerträglich geworden. Verbunden, aus eigenen Mitteln für den Unterhalt ihres Kultus und ihrer Geistlichkeit zu sorgen, und durch letztere ermuntert, die gegenwärtige verwickelte Lage Englands zu ihrem Vortheile zu nutzen, scheint die katholische Bevölkerung entschlossen, der bisherigen Zehntenentrichtung einen allgemeinen Widerstand entgegensetzen zu wollen. Um die ganze Gehässigkeit dieser drückenden Auflage zu ermessen, muß man nicht aus dem Auge verlieren, daß die Bevölkerung von Ireland gegenwärtig aus 6,857,143 katholischen Einwohnern besteht, während sie kaum eine Million protestantische zählt, und daß die Zehnten, statt für den Unterhalt der verschiedenen Glaubensübungen verwendet zu werden, bloß der Geistlichkeit der

anglikanischen Kirche zufließen, so daß also ein Zehntel des Ertrags der Felder, der Heerden, der Bergwerke von sieben Millionen Katholiken, von dem Klerus einer Million Protestanten verschlungen wird.

Dieser schreienden Ungerechtigkeit, noch mehr aber den Bedrückungen und der Tyrannei der herrschenden Kirche müde, und ermuntert durch O'Connell und seine Freunde, so wie durch die irländischen Parlamentsmitglieder, die bei der Abstimmung über die Reformbill Alles aufboten, um sich dem Ministerium nothwendig zu machen, haben die irländischen Pächter fast insgesammt die fernere Zehntenentrichtung verweigert. Schon seit vier Monaten hörte dieselbe fast in ganz Irland auf und führte, wo man sie mit Gewalt durchzusetzen versuchte, zu den schrecklichsten Auftritten. Auf die hierüber von Seite der Protestanten erhobenen Klagen muß sich jezt das englische Parlament mit dieser Angelegenheit beschäftigen. Zwei Berichte, die von dem Comité des Oberhauses und des Hauses der Gemeinen erstattet wurden, haben bereits die Nothwendigkeit anerkannt, den Zehnten aufzuheben und ihn durch eine direkte Auflage zu ersezen. Es wird daher in diesem Augenblicke, wo die ersten Schritte geschehen, einen so gehässigen Mißbrauch abzuschaffen, nicht am unrechten Orte seyn, eine Uebersicht der Einkünfte der protestantischen Geistlichkeit in Irland zu geben, die theils aus Grundeigenthum, theils aus den Zehnten fließen.

Zweiundzwanzig Bisthümer von Erzbischöfen und Bischöfen haben einen Grundbesiz von 990,000 Morgen Landes inne. Auch die einzelnen Kapitel besizen beträchtliches Grundeigenthum. Das Einkommen des irländischen Klerus beträgt nach den neuesten und genauesten Ermittlungen:

Aus dem bischöflichen Grundbesize und dem den Bischöfen zugehörigen Zehnten		Fr. 5,710,693
Die Kapitel beziehen aus Grundeigenthum und Zehnten		6,559,555
Die Benefizien und Pfarreien aus Zehnten	14,851,475 Fr.	
aus Pachtgeldern	2,324,891 —	
aus Geldbeiträgen	625,000 —	
aus Kirchengebühren	5,000,000 —	
		22,801,366
Im Ganzen		35,661,592

Diese Summe auf 5195 Benefizien vertheilt, die vermöge des unter dem englischen Klerus üblichen Stellenkumulus von 850 Individuen versehen werden, gibt auf den Einzelnen ein jährliches Einkommen von 41,857 Fr. 18 C.

Vermischte Nachrichten.

Im Jahr 1831 war das Verhältniß der Verbrecher zu der Einwohnerschaft in den verschiedenen Grafschaften von England folgendes: In London und Middlesex kam 1 Verbrecher auf 544 Einwohner; in Surrey 1 auf 870; in Kent 1 auf 670; in Sussex 1 auf 660; in Hertfordshire 1 auf 480; in Essex 1 auf 600; in Bedfordshire 1 auf 600. In den Manufakturdistrikten stellt sich das Verhältniß so dar: In Lancashire 1 auf 550; in Warwick 1 auf 405; in Glocester 1 auf 480; in Cheshire 1 auf 516; in Stafford 1 auf 620; in Nottingham 1 auf 650; in Worcester 1 auf 710; in Yorkshire 1 auf 990; in den Landbautreibenden Bezirken, wo ein großes Elend herrscht, war die Anzahl der Verbrecher weit stärker. In Wiltshire zählte man 1 Verbrecher auf 540 Einwohner; in Sommerset 1 auf 560; in Hampshire 1 auf 650; in Suffolk 1 auf 760; in Norfolk 1 auf 800, in Cambridgeshire 1 auf 850; in Oxfordshire 1 auf 720; in Dorsetshire 1 auf 720; in Leicestershire 1 auf 908; in Shropshire 1 auf 950. In den entlegeneren Grafschaften, wo die Bevölkerung in kleinen Städten und Dörfern zerstreut lebt, war die Zahl der Verbrecher geringer; so kommt in Northumberland nur 1 Verbrecher auf 2470 Einwohner; in Westmorland 1 auf 2150; in Durham 1 auf 2460; in Cornwall 1 auf 1569; in Rutland 1 auf 1260.

•

Die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester hat im lezten Jahre 8 pCt. Dividende gegeben, im laufenden Jahre soll sie 12 geben. Man wird den Preis des Transports herabsezen. Die Eisenbahn von London nach Liverpool ist vermessen und berechnet, und in diesem Augenblicke wird eine Bill dafür im Unterhaus gegeben; die Kosten sind auf 2,400,000 Pf. St. berechnet, der Ertrag auf 640,000 Pf. St. jährlich. Bekanntlich kostet die Ausführung gewöhnlich das Doppelte des Anschlags, aber auch dann würde sich die Unternehmung noch reichlich bezahlen. Die Eisenbahn von Bristol nach London ist auch im Begriffe begonnen zu werden. Diese und die Liverpooler Eisenbahn sind für London und für Irland von gleicher Wichtigkeit, da sie erlauben, London von Irland aus weit leichter, wohlfeiler und schneller mit Vieh und Mehl zu versehen, so wie Truppen und Waaren von London nach Dublin zu schicken. Es ist unberechenbar, welchen neuen Impuls diese Unternehmungen der Industrie in England geben können, da bei der großen Entwicklung der Thätigkeit dort eine so bedeutende Ersparung an Zeit und Kosten eine Menge von Unternehmungen möglich macht, die früher nicht ausführbar gewesen wären.

•

Ein indianischer Sachem, so erzählt Roß Cox in dem von uns oft erwähnten Werke: „Abentheuer am Kolumbiastrome," ließ sich erklären, was ein Duell sey; ein gewisser irländischer Agent, ein Mac Donald, eine Art Herkules mit rothen Haaren, hatte die Thorheit so weit getrieben, einen Wilden, über den er sich zu beklagen hatte, zum Zweikampfe herauszufordern. Man konnte dem ehrwürdigen Sagamor kaum begreiflich machen, was es mit einem Duell für eine Bewandtniß habe, und fast wollte er es nicht glauben, daß die weißen Menschen, deren Verstand und Muth er bewunderte, und die gleichsam ein Monopol auf die Weisheit haben wollten, unter sich einen so albernen Brauch haben könnten. Es kostete viele Mühe, ihm auseinanderzusezen, auf welchen Ansichten diese Art, sich Genugthuung zu verschaffen, beruhe; endlich aber, als er die Sache begriff, lachte er recht vom Herzen, indem er ausrief: „So gibt es denn Narren von allen Farben!"

•

Walter Scott hat der Frau, die ihm als Vorbild zu seiner Jeanie Deans im „Kerker von Edinburg" diente, in der Kirche von Irungray, Grafschaft Dumfries, ein schönes Grabmal errichten lassen, mit der Inschrift: „Dieser Grabstein wurde von dem Verfasser des Waverley dem Andenken der Helene Walker errichtet, die im Jahre des Herrn 1791 starb. Diese arme Frau hat in ihrem Leben alle Tugenden geübt, mit denen die Poesie den erdichteten Charakter der Jeanie Deans zierte. Nie erlaubte sie sich auch nur die mindeste Unwahrheit, selbst nicht, um das Leben ihrer Schwester zu retten, für die sie außerdem so viel Liebe und Muth zeigte, und die sie der Strenge der Geseze zu entreißen das Glück hatte; ein eben so schwer auszuführendes, als edles und lobenswerthes Unternehmen. Achtung dem Grabe der armen und frommen Frau, welche Wahrheitsliebe und Zärtlichkeit so gut zu vereinigen wußte."

•

Kaum wird man außer England die Ausgaben eines englischen Fuchsjägers kennen, wie sie der Obrist Cocke in einem unlängst erschienenen Buche: „Observations on Foxhunting" (Bemerkungen über die Fuchsjagd) angibt. Hienach belaufen sich die jährlichen Ausgaben eines Jägers auf: Futter für vierzehn Pferde 700 Pf. St.; Unterhalt von fünfzig Koppel Hunden 275 Pf.; Pulver, Blei u. s. w. 50 Pf.; Taxen 120 Pf.; Gehalt für den Erzieher der Hunde und Bedienie 210 Pf.; Pferdebeschlagen 100 Pf.; Ausgaben für Kuren und Roßärzte 100 Pf.; Ankauf junger Hunde und Ausgaben auf den Jagdpartien 100 Pf.; zufällige Ausgaben 200 Pf.; Jagdwetten 500 Pf.; — im Ganzen 2255 Pf. St. oder 49,675 Franken!

•

Herr Irving, der neue Sprachenprophet, hält, seitdem ihm die schottische Nationalkirche geschlossen wurde, Predigten auf offenem Felde, bei der lezten waren über zweitausend Personen anwesend. Nachdem er einen Theil des vierundzwanzigsten Kapitels von Jesaias gelesen hatte, hielt er wenigstens 1½ Stunden lang eine donnernde Rede gegen die Sünde. Wiederholt prophezeihte er den nahenden Untergang der Welt, wegen der Verkehrtheit der Menschen, daß sie die neue Lehre von den Sprachen verwerfe. London soll, wegen seiner superlativen Verworfenheit, das erste Exempel von Gottes Gerichten werden, und da diese Hauptstadt vor allen andern Orten begünstigt worden sey, so solle das Gericht auch in demselben Verhältnisse furchtbar schrecklich werden. Nach dem Gottesdienste zog Herr Irving, begleitet von mehreren Freunden und einem Haufen von zwei- bis dreihundert Menschen, durch Islington und Pentonville. Britannia Field, das von Herrn Irving für diese Darstellungen gewählt worden war, heißt jezt das Sprachenfeld.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 116. 25 April 1832.

Zustand der englisch=westindischen Kolonien.

(Der Sklavenaufstand auf Jamaika hat die Aufmerksamkeit abermals auf Westindien gelenkt, und wir halten es deßhalb für angemessen, englischen Zeitschriften einige Bemerkungen über den unglücklichen Zustand der englisch=westindischen Kolonien zu entlehnen, die, wenn sie auch nur indirekt ein Licht auf den Sklavenaufstand werfen, doch für die Geschichte dieser Kolonien und für ihre wahrscheinliche Zukunft von Bedeutung sind. Beizufügen möchte nur noch seyn, daß das Nachfolgende mehrere Monate vor dem Sklavenaufstande geschrieben ist.)

Der Zustand der westindischen Kolonien hat in England vielfach die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und die Nothwendigkeit einer wesentlichen Umgestaltung der Kolonialpolitik sich mehr und mehr kundgegeben. Ob Kolonien überhaupt, und die westindischen insbesondere, für ein Land wie England von großem Werthe sind, kann jetzt füglich dahingestellt bleiben. Dieß ist nicht mehr die Frage, um die es sich handelt; die Kolonien bestehen nun einmal als ein integrirender Theil des brittischen Reichs, und man rechnet, daß 130 bis 150 Millionen brittisches Kapital darin angelegt sind. Die bei der Wohlfahrt jener Kolonien Betheiligten bilden also eine sehr zahlreiche und wichtige Klasse, und sind deßhalb berechtigt, alle Erleichterungen zu erwarten, welche ihnen, ohne die allgemeine Wohlfahrt zu gefährden, gewährt werden können.

Die unmittelbare Ursache des unglücklichen Zustandes der westindischen Pflanzer ist der niedere Preis aller Kolonialprodukte, welche, Kaffee allein ausgenommen, seit zehn bis zwölf Jahren fortdauernd gesunken sind, und jetzt anerkanntermaßen so niedrig stehen, daß sie den Pflanzern nicht nur keinen Vortheil mehr abwerfen, sondern dieselben unter nur etwas ungünstigen Umständen, nicht einmal für die Kosten entschädigen. Es ist keineswegs zu erwarten, daß die Zukerproduktion ab=, oder die Kaffeekonsumtion dermaßen zunehmen würde, daß eine wesentliche Erhöhung des Preises die Folge davon wäre. Die Konsumtion hat zwar in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren in Amerika und Europa um das Doppelte, und zum Theil um mehr als das Doppelte zugenommen, aber die Produktion ist in einem noch viel größern Maßstabe gestiegen, und steigt fortwährend, so daß man fast mit Sicherheit voraussagen kann, daß die Preise nicht nur ihre alte Höhe nicht wieder erreichen, sondern sogar noch mehr sinken werden. Der Grund hievon ist leicht einzusehen. Das alte Kolonialsystem mit seinen Zwangsmaßregeln ist gebrochen, und dadurch hat der Anbau des Zuckerrohres ungeheuer an Ausdehnung gewonnen. Cuba führte im Jahre 1800 eine Million Centner Zucker aus, jetzt ungefähr das Doppelte. Dasselbe Verhältniß findet in Brasilien statt. In Louisiana wurde vor 20 Jahren wenig oder gar kein Zucker gebaut; jetzt rechnet man, daß die dortige Zuckererute über eine Million Centner beträgt. Auch die Ausfuhr aus Bengalen, Siam und den Philippinen ist gestiegen. Erwägt man nun die ungeheure Ausdehnung und die unermeßliche Fruchtbarkeit von Cuba, Brasilien, Java u. dgl., so ist leicht zu berechnen, daß selbst ein zehnmal größerer Bedarf als der jetzige, ohne besondere Erhöhung des Preises, befriedigt werden könnte, wogegen Quacksalbermittel, wie Ausfuhrprämien u. dgl., nicht helfen können.

Cuba und Brasilien blühen immer mehr auf, und doch geben Demerara, Berbice und andere englische Zuckerkolonien ihnen an Fruchtbarkeit nichts nach. Der Grund ihres unglücklichen Zustandes muß also irgendwo anders liegen, und er ist nicht schwer aufzufinden. Eine falsche Kolonialpolitik ist die Quelle alles Unheils. Jamaica und die andern westindischen Kolonien können als unermeßliche Zucker=, Rum= und Kaffeemanufakturen betrachtet werden, welche, obgleich von England entfernt, doch Engländern gehören und mit englischem Kapital unterhalten werden. Um Dieß mit Glück zu thun, müssen sie ihre Bedürfnisse um einen möglichst niedern Preis einkaufen, und ihre Produkte so nieder als möglich besteuern lassen. Beides geschah nicht. Der Zucker zahlte in England bis zum Jahre 1816, 27 Schilling per Ctr. Zoll; in diesem Jahre ward der Zoll auf 21 Schilling herabgesetzt, und schon das erste halbe Jahr von 1831 brachte eine Konsumtionsvermehrung von mehr als 300,000 Ctrn. Bei 24 Schillingen betrug er noch immer 60—70 Prozent des Werthes. Noch schlimmer ist es mit dem Kaffee. Mit dem Jahre 1825, wo der Zoll sehr bedeutend vermindert wurde, zahlt er noch 56 Schilling per Ctr., d. h. 100 Procent vom guten Kaffee und 150 Procent von der geringern Sorte. Die ersten Reduktionen des Zolls, die in den Jahren 1807 und 1825 vorgenommen wurden, steigerten den Verbrauch von 10,000 Ctr. auf 200,000 und die Einnahme von 160,000 Pf. auf 600,000 Pf. St. Eben so verhält es sich mit andern Kolonialerzeugnissen. Einst gab es in Jamaica eine Menge Cacaopflanzungen; sie sind verschwunden, wie Bryan Edwards, der Geschichtschreiber Westindiens, sagt: „unter der schweren Hand ministerieller Erpressung,“ und was unglaublich scheinen mag, dieser Druck ist seitdem nicht we=

sentlich vermindert worden. Der Cacao aus Grenada und Trinidad ist jetzt, je nach seiner Güte, 24 bis 65 Schilling per Ctr. werth, welcher 56 Schilling Zoll bezahlt; dieß ist nahe an 100 Procent für die besten, und nicht weniger als 250 Procent für die geringern Sorten. Wenn man dadurch die Produktion und Konsumption des Cacao hindern wollte, so wurde der beabsichtigte Zweck erreicht, wenn man aber sich ein Einkommen dadurch zu verschaffen suchte, so ist Dieß völlig mißlungen, denn die Einfuhr für den innern Verbrauch beträgt ungefähr 4000 Ct. jährlich, und das Einkommen nicht einmal 10,000 Pf. Derselbe Fall ist es mit dem Piment und einer Menge sogenannter kleinerer Artikel, die bald sehr wichtig werden würden, wenn man die Zölle abschaffte, und die Produktion und den Verkauf freigäbe.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Haben unsre Leser Geduld genug, uns durch diese trockene, statistische Erörterung zu folgen, so werden sie zu dem befriedigenden Schluß gelangen, daß die finanziellen Mittel Rußlands mit seinen gigantischen militärischen Hülfsquellen, keineswegs im Verhältniß stehen; daß selbst in Friedenszeiten die jährliche Einnahme und Ausgabe sich gegen einander aufheben, die geringste außerordentliche Ausgabe also ein Defizit zur Folge hat, und daß daher Rußland durchaus unfähig ist, sich ohne fremde Anleihen und außerordentliche Opfer in irgend eine weit aussehende Unternehmung einzulassen. Dieß wird zur Genüge beweisen, wie grundlos die Furcht vor der russischen Macht und deren Angriffen ist.

Allein Nichts hat mehr dazu beigetragen, diese Furcht zu erwecken, als die Zahl und Verfassung seiner Armee, wie denn auch die Regierung wirklich Alles aufgeboten hat, sie auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu bringen, dessen sie nur fähig ist. Ist es ihr auch noch nicht gelungen, ihr die wissenschaftliche Bildung der preußischen, und jenen hohen Grad von Intelligenz beizubringen, der in der französischen Armee so sehr verbreitet ist, so läßt sich doch nicht läugnen, daß die russische, was Organisation, Disciplin, Zahl, Verfassung, Gelehrigkeit, Tapferkeit und die Fähigkeit betrifft, Beschwerden und Entbehrungen bis auf einen Erstaunen erregenden Grad zu ertragen, alle übrigen europäischen Heere übertrifft.

Ueber die Entstehung des russischen Heers und seine stufenweise Ausbildung vom undisciplinirten Strelitzen bis zum Gardegrenadier ausführlich zu sprechen, liegt außer dem Zwecke dieser Erörterungen; wir wollen es hier nur als eine Kampfmaschine, die nach dem Willen und der Laune des kaiserlichen Autokraten in Bewegung gesetzt wird, näher beleuchten. Im Jahre 1827 vor dem türkischen Kriege, war sie nach den Berichten des Kriegsministers folgendermaßen zusammengesetzt;

Kaiserliche Garde.		
8 Regimenter Infanterie, jedes von 3 Bataillonen zu 800 Mann jedes	19,200	
2 Bataillone Sappeurs, Mineurs und schwere Artillerie	2,000	
8 Regimenter Kavallerie zu 800	6,400	
Kosaken und Tataren der Garde	800	
Pioniers und reitende Artillerie	800	
		29,200
Linie.		
127 Infanterieregimenter zu 3 Bataillonen 800 Mann jedes	304,800	
36 Bataillone Landwehr	77,000	
		000
Kavallerie.		
16 Regimenter Kuirassiers zu 5 Eskadronen das Regiment zu 1000 Mann	16,000	
52 Regimenter Dragoner, Husaren, Lanzenreiter und Jäger zu 1000 Mann	52,000	
		68,000
Irreguläre Kavallerie.		
79 Regimenter donische, uralische und Kosaken von der Wolga und dem schwarzen Meer	60,000	
Ssibirische Kosaken, Kalmucken, Tataren, Baschkiren und tscherkessische Stämme . .	40,000	
		100,000
Artillerie und Genie-Korps		44,000
Andere Korps		27,000
		650,000
Hiezu die Offiziere	20,000	
Militärkolonien	60,000	
		80,000
Hauptsumme		730,000

ohne die polnische Armee.

Bei Ausbruch des türkischen Kriegs wurde diese Macht noch durch eine Aushebung von 200,000 Rekruten verstärkt, was also ein Heer von 930,000 Mann unter Waffen ausmacht; in der That eine ungeheure Armee, und eine keineswegs übertriebene Angabe, denn einige Schriftsteller haben sie schon auf 1,039,000 Mann geschätzt. Diese Ehrfurcht gebietende Macht war in acht Armeen getheilt, von denen jede aus drei oder mehr Korps bestand; die kaiserliche Garde unter dem Befehle des Großfürsten Michael; die Südarmee unter Wittgenstein, der später durch Diebitsch ersetzt wurde; die Westarmee die in den Umgebungen von Mohilew kantonnirte unter dem Feldmarschall Grafen Sacken; die kaukasischen Korps unter Marschall Paskewitsch Eriwanski; die finnländischen Korps unter dem Minister des Innern General Zakufski; die Militärkolonien unter Graf Tolstoy, und endlich die ssibirischen und orenburgischen Korps, nebst der polnischen und litthauischen Armee unter dem Großfürsten Konstantin. Dieß war die Eintheilung der russischen Armeen zur Zeit, als der unruhige Geist dieser Truppen und ihre Liebe zum Krieg den Kaiser Nikolaus gegen seinen Willen in einen Krieg mit der Türkei verwickelte. Der russische Soldat des Jahres 1828 war nicht mehr der rohe Barbar aus den Tagen Suwaroffs; die Berührung mit dem deutschen und französischen Heeren hatte ihm eine heilsame Lehre gegeben; sein Urtheil fing an sich zu entwickeln; Freimaurerlogen für politische Zwecke waren in

der ganzen Armee verbreitet, Mißvergnügen nahm in ihren Reihen überhand; mehr als eine Empörung war schon ausgebrochen, als die Angriffe und Reformentwürfe der Pforte, der russischen Regierung eine günstige Gelegenheit boten, diese furchtbare Maschine, die die bestehende Ordnung bedrohte, über die Gränze zu leiten.

So riesenhaft die russische Militärmacht zu dieser Zeit auch war, so konnte sie doch nicht mehr als 200,000 Mann gegen die Türken in's Feld stellen. Diese Zahl, so klein sie auch im Verhältnisse zu der Gesammtmacht erscheinen mag, wird doch Jene nicht befremden, die mit dem Systeme von Mißbräuchen und Verschleuderungen näher bekannt sind, das in jedem Zweige der innern Oekonomie des russischen Heers herrscht, und dem gemäß der wirkliche Bestand dee Armee weit geringer ist, als er in den offiziellen Berichten angegeben wird. *) Hunderttausend Mann dieser Macht waren als ein Observationskorps längs der österreichischen Gränze aufgestellt; die russische Regierung hegte einiges Mißtrauen gegen die Politik des österreichischen Kabinets, dessen Aemee, wenn es feindselig einschreiten wollte, durch einen Flankenmarsch der russischen Operationslinie in den Rücken fallen konnte. Es war daher eine gebieterische Nothwendigkeit dieses Korps, das die aktive Armee im Feld um hunderttausend Mann, eine für die Art und den Zweck des Feldzugs gewiß bedeutende Macht, verringerte, zu detaschiren. Das Heer wurde zwar während des Kriegs nach und nach um 200,000 Mann verstärkt, doch reichte Dieß kaum hin, um die durch Krankheiten und das Schwert gemachten Lücken auszufüllen. Der erste Feldzug setzte wegen seines geringen Erfolges ganz Europa in Erstaunen; die russische Fahne wehte zwar auf den Wällen von Brailow und Varna, allein diese Eroberungen kosteten der Aemee 100,000 Mann, und eine unermeßliche Menge von Material. Der zweite Feldzug begann mit wechselndem Glücke; dem vorsichtigen Wittgenstein folgte der Deutsche Diebitsch mit seinem stürmischen „Vorwärts;" der Balkan, bis jetzt als das Palladium der Türken betrachtet, wurde überschritten, Adrianopel fiel, und das Hurrah der Kosaken ertönte zum erstenmal unter den Mauern von Alt-Stambul selbst. Nur eine Meinung herrschte von Moskau bis Paris: man glaubte die großen Plane Katharina's II am Vorabend ihrer Erfüllung, und die Herrschaft der Türken in Europa geendet. Dennoch gingen die Russen nicht vorwärts, obschon ihr Marsch nach der Hauptstadt weder durch die europäische Diplomatie, noch durch die Großmuth des Kaisers gehemmt wurde, wie man so zuversichtlich behauptete. Die eigentliche Ursache dieser Unthätigkeit war die Lage der Armee, die in Adrianopel täglich kritischer wurde — der Pascha von Scutari bedrohte schon ihee Kommunikationen — der Friede wurde für die Rettung des Heeres Bedürfniß, und da die Russen eine ehrfurchtgebietende Fronte entwickelten, so wurde er unter Bedingungen abgeschlossen, die Jedermann kennt.

*) Ein russisches Regiment ist, wie bekannt, nie vollzählig (s. Ausland, Nr. 56, S. 224 v. d. J.), weil der Obrist den Sold für den vollzähligen Stand erhält, aber immer, der Oekonomiekasse wegen, einige Hundert Mann weniger hält, um die außerordentlichen Ausgaben des Regiments, für welche die Regierung nichts vergütet, bestreiten zu können. Ueberdieß hat noch jeder General von 10 bis 20 Mann zu seiner Bedienung und eben so jeder der übrigen Offiziere eine seinem Range angemessene Anzahl, was die dienende Mannschaft bedeutend vermindert.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch bei Lady Ester Stanhope.

(Erzählt von Damoiseau, einem neuen Reisenden in Syrien.)

Vor unsrer Abreise von Marseille hatten wir viel von Lady Ester Stanhope reden hören, und wir waren äußerst neugierig, uns mit eigenen Augen von der Wahrheit oder Falschheit der Gerüchte zu überzeugen, die über die ungewöhnliche Lebensweise und den seltsamen Charakter dieser vielbesprochenen Frau auswärts im Umlauf waren. Wir boten daher Alles auf, was in unsren Kräften stand, um bei ihr eingeführt zu werden; allein vergeblich. Auch auf unsren Unternehmungsgeist, in welchem wir entschlossen waren, uns nicht durch geringfügige Hindernisse von der Erreichung unsrer Reisezwecke abschrecken zu lassen, durften wir nicht sonderlich viel bauen. Im äußersten Nothfalle konnten wir uns wohl selbst bei ihr einführen; allein wir hörten, daß der Abbé des Mazures auf seiner letzten Reise nach Jerusalem, nach inständigem Bitten, zwar die Erlaubniß erhalten hatte, ihre Schwelle zu überschreiten, und sogar mit einem guten Mittagessen bewirthet worden war, durchaus aber nicht dazu gelangen konnte, die Lady von Angesicht zu Angesicht zu sehen — sie ließ ihm sagen, der bloße Anblick einer Sünderin, wie sie, könnte den frommen Mann noch zu einer Nebenreise nach dem Berg Karmel verpflichten, um eine so schwere Sünde abzubüßen. Fast hatten wir schon alle Hoffnung, unsren Wunsch befriedigt zu sehen, aufgegeben, als wir — man denke sich unsre Ueberraschung — bei unsrer Rückkehr von St. Jean d'Acre eine ausdrückliche Einladung von Lady Stanhope erhielten, sie im Kloster Abra zu besuchen, das sie damals bewohnte. Es braucht fast nicht gesagt zu werden, daß unsere Vorbereitungen schnell und kurz waren. Auf arabischen Pferden, und von einem jungen Türken als Führer begleitet, machten wir uns unverzüglich auf den Weg, und so sehr ich auch in meinen Gedanken mit der seltsamen Frau beschäftigt war, die wir besuchen wollten, so konnte ich mich doch nicht dem großen Eindruck verschließen, den die prachtvolle Landschaft, die wir durchzogen, auf mich machte. Da alle Beschreibungen nur ein mattes Nachbild der Natur geben, so wird man mir gern eine Schilderung dieser zaubervollen Gegend erlassen; nur einer zufälligen Begegnung will ich erwähnen, die unter so großartigen Umgebungen um so mehr uns überraschte. Mitten in einer von diesen herrlichen Wildnissen sahen wir auf Einmal einen Zug seltsam gekleideter Menschen auf uns zukommen, die insgesammt auf Eseln ritten. In der Mitte dieses Zuges ritt auf einem prächtigen weißen Zelter eine höchst seltsam gekleidete Gestalt, die mit einer hohen Kappe bedeckt, und in lang herabwallende Schleier bis auf die Fußspitzen eingehüllt wie sie war, ein fast gespenstiges Aussehen gewann. Unser Führer belehrte uns, daß es die Braut eines der vornehmsten Drusen sey, die diese Gegend bewohnen, und daß sie auf dem Wege zu ihrem künftigen Gemahle begriffen sey.

Endlich erreichten wir bei Anbruch der Nacht das Kloster, wo der Gegenstand unsrer Neugier wohnte. Da wir an der äußersten Pforte angekommen waren, zog ich die hier befindliche Glocke, und alsbald öffnete uns ein Araber, der mich in einen Vorhof unter freiem Himmel führte, und mir dann zu verstehen gab, daß ich warten solle, bis er mich gemeldet habe. Länger als eine halbe Stunde wartete ich hier allein, indem ich mein Pferd am Zügel hielt (denn keiner von meinen Begleitern wurde mit eingelassen) und nicht wenig überrascht war ich, nach einer so dringenden Einladung so lange zwischen Thür' und Angel stehen zu müssen. Endlich erschien ein hübsches junges Mädchen, in griechischer Tracht, das aber sehr gut französisch sprach. Nachdem sie mich in dieser Sprache angeredet und sich überzeugt hatte, daß ich wirklich der von ihrer Herrin erwartete Fremde sey, bezeigte sie große Freude, klatschte in die Hände und rief laut ohne mich zu verlassen: „Mylady! Mylady! Es ist der Franzose. Kommen Sie! Kommen Sie!" Alsbald erschien Lady Ester, wie ein Scheik der Beduinen gekleidet; wenigstens war der Schnitt ihrer Kleider so; hinsichtlich des Stoffes und der Köstlichkeit aber waren ihre Gewänder weit reicher als die jener Fürsten der Wüste.

Lady Stanhope ging ohne Zaudern auf mich zu, bot mir höchst ungezwungen und vertraut die Hand und entschuldigte sich, daß sie mich so lange habe warten lassen; sie habe mich, sagte sie, als sie mich kommen gesehen, für einen Engländer gehalten; „und ich nehme nie einen von meinen Landsleuten an, fügte sie hinzu, wenn ich es möglicher Weise vermeiden kann; und wären Sie wirklich ein solcher gewesen, so würde alle Artigkeit, die ich Ihnen zum Dank für eine so weite Reise, um mich zu besuchen, hätte erweisen können, darin bestanden haben, daß ich Ihnen ein Abendessen in diesem Vorhofe hätte vorsetzen lassen.“ Mit diesen Worten führte sie mich in ein kleines Gemach, das außer Ottomanen kein weiteres Geräthe enthielt; auf diesen setzten wir uns nieder, Pfeifen wurden gebracht, eine davon nahm die Lady und sofort begannen wir zu rauchen und zu sprechen. Den vorzüglichsten Gegenstand unsrer Unterhaltung bildete Napoleon, für den Lady Stanhope eine enthusiastische Verehrung bewies. Einige Zeit darauf wurde ein Abendessen nach arabischer Küche, aufgetragen; die Lady nahm daran Theil, nicht so aber an dem Weine, der es begleitete und von zweierlei, aber den ausgesuchtesten Sorten war: Cyperwein und der goldene Wein des Gebirges. Nach dem Essen setzten wir noch eine geraume Zeit unsre Unterhaltung fort, bis ich mich endlich in mein Schlafgemach zurückzog.

Am nächsten Morgen stand ich sehr früh auf, und da Stanhope noch nicht auf war, so benutzte ich die Zeit, ihre Stuterei zu besuchen. Gegen zehn Uhr verließ die Lady ihr Zelt, das auf der Terrasse des Gebäudes an der Außenseite aufgeschlagen war, und suchte mich sogleich auf, um mich über eines ihrer arabischen Rosse, ihr Lieblingspferd, das vor kurzem erst hinkend geworden war, zu befragen. Es war ein Pferd von der größten Schönheit, und Lady Stanhope hatte es von einem vornehmen arabischen Häuptling, Namens Nassr, der über viele Stämme herrschte, erhalten. Die Lady war nicht wenig erfreut, als ich ihr die Ursache des Uebels und das Mittel angab, wie sogleich geholfen werden könne. Sie zeigte mir nachher einige Stuten, von denen eine der Gegenstand ihrer besonderen Sorgfalt zu seyn schien; der Grund hievon war, wie ich nachher erfuhr, daß ein türkischer Santon ihr gesagt hatte, dieses Pferd habe eine wunderbare Bestimmung; wirklich wurde diese Stute später nach Paris gesendet, wo sie die Herzogin von Angoulême kaufte, und sie unter dem Namen Michal bekannt war. Unter den Stuten der Lady bemerkte ich auch ein zweijähriges Füllen, dessen Kreuz so ausgehöhlt war, wie ein türkischer Sattel, was die Lady für eine große Schönheit hielt; sie versicherte mich, dieses Pferd stamme von einer Race, deren Stammbaum bis zu den Stuten König Salomos hinaufgeführt werden könne.

Nachdem ich den ganzen zweiten Tag in dem Kloster Abra zugebracht und mich an dieser wunderbaren Mischung von Sonderlingssucht und Erhabenheit des Charakters unbeschreiblich vergnügt hatte, verließ ich die Lady mit der vortheilhaftesten Meinung von ihr. Da die Geschichte dieser außerordentlichen Frau nicht allgemein bekannt ist; so will ich hier aus ihrem Leben beifügen, was auf ihre gegenwärtige Lage Bezug hat. Lady Ester Stanhope ist die älteste Tochter Karls, des dritten Earls von Stanhope und der Lady Ester Pitt, Tochter des ersten Earls von Chatham, und daher eine Nichte des berühmten William Pitt. Ihre Gestalt ist edel und Ehrfurcht gebietend, aber mehr geeignet Bewunderung als Zuneigung einzuflößen. Doch trägt sie noch Spuren großer Schönheit. Außerdem besitzt sie große Eigenschaften, besonders einen ungemeinen Scharfblick und eine durch nichts zu erschütternde Entschlossenheit. Des langweiligen Gesellschaftslebens ihrer Heimath müde, und im Besitz eines großen Vermögens beschloß sie, auf Reisen unter dem Wechsel immer neuer Gegenstände jene stete Aufregung zu suchen, ohne die ihre Seele nicht leben konnte. Zuerst besuchte sie verschiedene Gegenden von Palästina und der Levante. Auf einem eigenen Schiffe und von einem zahlreichen Gefolge begleitet kam sie nach Smyrna, gerade als in dieser Stadt die Pest wüthete, von der auch sie befallen wurde, so daß man lange an ihrer Rettung zweifelte. Wie durch ein Wunder und gegen Aller Erwartung wieder genesen, begab sie sich nach Konstantinopel, wo sie der Sultan, der damals für Fremde noch nicht sehr zugänglich war, mit der größten Auszeichnung aufnahm, ihr einen Aufenthalt innerhalb der Mauern seines eigenen Palastes anwies und sie von Allen, selbst von den Sultaninnen, mit der größten Achtung behandeln ließ. Nachdem sie sich durch die Güte des Sultans an die verschiedenen Paschas mit Fermans versehen hatte, worin ihnen Befehl ertheilt wurde, der Lady auf ihren Reisen jede Unterstützung angedeihen zu lassen, richtete sie ihren Weg nach dem Inneren des Landes, wo sie überall mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde, da der Ruf ihres Reichthums und ihres außerordentlichen Charakters ihr bereits vorangegangen war. Da der Scheik Bechir das Kloster Abra, in der Nähe des alten Sidons, und noch einen andern herrlichen Aufenthaltsort im Gebirge selbst, zu ihrer Verfügung gestellt hatte, so beschloß sie hier ihren Aufenthalt zu wählen, da das Kloster Abra nur zwei Stunden von Montara, der Residenz des Scheiks, entfernt ist. Als ihren Dragoman stellte sie Hrn. Baudin an, einen Franzosen von Geburt, der durch einen vieljährigen Aufenthalt bei seinem Oheim, einem Kaufmann von Aleppo, mit den verschiedenen Mundarten des Morgenlandes vollkommen vertraut war. Diesen Mann bestellte Lady Stanhope bald darauf, wie es dessen Einsicht und Redlichkeit verdiente, zu ihrem obersten Geschäftsführer in allen Beziehungen zu den Eingebornen des Landes oder zu den Europäern. Lady Stanhope bewohnte den Winter über das Kloster Abra, im Sommer zog sie ins Gebirge, wobei sie gelegentlich Ausflüge in die Umgegend, und selbst nach Jerusalem und Palmyra machte; von letzterem Orte gaben ihr die Eingebornen wegen ihrer glänzenden Freigebigkeit den Namen „der Königin von Palmyra.“

Man sagt, daß seit dem Aufenthalte der Lady in Syrien in der Lebensweise und dem Charakter der benachbarten Orte eine vortheilhafte Veränderung vorgegangen sey. Eine Anekdote in Beziehung hierauf verdient hier eine Stelle. Anfangs hatte das Volk einen unbesiegbaren Widerwillen gegen den Kartoffelbau, den Lady Stanhope in diesem Lande einheimisch zu machen wünschte; lieber wären die starrköpfigen Leute Hungers gestorben, als sie sich entschlossen hätten, eine Kartoffel zu berühren. Unter diesen Umständen benutzte die Lady mit dem ihr eigenen Scharfsinn die nationale, und man möchte sagen natürliche, Neigung zum Raube, die unter diesem Volke herrscht, und ließ ihre mit Kartoffeln bepflanzten Felder zum Schein sorgfältig bewachen. Die Folge davon war, daß alsbald die Diebe darüber herfielen, die Kartoffeln raubten, kosteten und vortrefflich fanden; seit dieser Zeit wird dieses nützliche Gewächs überall sorgfältig angebaut.

Was die Religion der Lady Stanhope anbelangt, so scheint sie sich zum Islamismus zu bekennen; sie lebt ganz in orientalischer Weise, umgeben von einer Menge Sklaven und andern Dienern, die für sie eine fast bis zu religiöser Verehrung gesteigerte Ehrerbietung hegen. Auch eine große Anzahl Europäer befindet sich in ihrer Umgebung. Ihr Haushalt, man darf wohl sagen ihre Hofhaltung, wird im größten und glänzendsten Maßstabe geführt; häufig läßt sie von Paris und London Gegenstände kommen, deren sie zu Geschenken für die Scheiks und andere Häuptlinge, deren Gunst sie sich erhalten will, benöthigt ist. Die Lady genießt die vollkommenste Gesundheit, und ohne Zweifel wird diese ausgezeichnete Frau noch lange des seltsamen Lebens genießen, das sie gewählt hat, und um sich her Segen verbreiten, wie sie es durch ihren Reichthum zu thun im Stande ist.

Vermischte Nachrichten.

Es scheint außer Zweifel, daß die Nonnen in den englischen Kolonien von Kanada das Geheimniß besitzen, den Krebs heilen zu können, selbst in den verzweifeltsten Fällen; man zählt eine Menge Personen auf, die von den europäischen Aerzten aufgegeben, dort von dieser schrecklichen Krankheit Heilung gefunden. Die dortigen Nonnen bedienen sich als Heilmittel abstringirender Kataplasmen, die aus gewissen Kräutern bereitet werden. Man sagt, daß indianische Weiber sie schon vor alter Zeit mit den Heilkräften dieser Pflanzen bekannt gemacht haben. Tadelnswerth ist, daß sie aus der Zubereitung ihrer Arzeneien zum Nachtheil der leidenden Menschheit ein solches Geheimniß machen. Uebrigens übernehmen die Nonnen die Heilung Aller, die ihre Hülfe ansprechen. (Gregor's englisches Amerika, 1852.)

In England verlohnt es sich, scheint es, besser, das Sanskrit zu erlernen, als bei uns. Herr Wilson, der jüngst als Lehrer desselben bei der Hochschule zu Oxford angestellt wurde, bezieht einen jährlichen Gehalt von 1200 Pfund.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 117. 26 April 1832.

Zustand der englisch-westindischen Kolonien.

(Fortsetzung.)

So sehr aber auch diese Zölle auf der Produktion der tropischen Produkte lasten, so ist es doch für die Pflanzer fast noch unerträglicher, daß sie ihre nothwendigsten Bedürfnisse zu ungeheuer hohen Preisen bezahlen müssen, während sie, wenn gewisse Handelsbeschränkungen nicht wären, dieselben um die Hälfte, zum Theil um das Drittel erkaufen könnten. Die Pflanzer aller westindischen Inseln fanden es von jeher äußerst vortheilhaft, nur Artikel für die europäischen Märkte zu erzeugen, und Getreide, Fleisch, Zimmerholz und dergl. aus Nordamerika zu beziehen. Vor dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege geschah dieß aus den jetzigen Vereinigten Staaten, wo alle diese Artikel weit wohlfeiler sind, als in Canada und von wo aus auch die Fracht nach den westindischen Inseln weit minder kostspielig ist. Die Pflanzer gaben dagegen ihre Kolonialprodukte, namentlich Rum, wovon in Nordamerika weit mehr als in England und Irland konsumirt wird. Dieser Handel war beiden Theilen, namentlich aber den westindischen Inseln vortheilhaft. Kaum hatten jedoch die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit errungen, so wurde diesem Verkehr ein Ende gemacht. Theils um für canadisches Getreide und Zimmerholz einen Markt zu erzwingen, theils um ein paar Dutzend Schiffen Beschäftigung zu verschaffen, durften die Produkte der Vereinigten Staaten nicht mehr nach Westindien gebracht werden, außer unter einer Bedingung, der sich, wie man wohl wußte, die Amerikaner niemals unterwerfen würden: daß die Ausfuhr nämlich ausschließlich nur in brittischen Schiffen geschehe. Petitionen, Klagen, Vorstellungen liefen von allen westindischen Inseln gegen diese Maßregel ein, aber Alles vergeblich, obgleich es sich schnell genug herausstellte, daß Canada, die größern Transportkosten ganz ungerechnet, durchaus nicht im Stande sey, die Lebensmittel, Getreide und Fleisch in der nöthigen Menge und zu demselben Preise zu liefern.

Man muß hierin Pitt die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nicht nur die Ungerechtigkeit der Maßregel, und die verderblichen Folgen derselben für die westindischen Inseln einsah, sondern auch wirklich eine Bill ins Parlament brachte, um den Handel zwischen Westindien und den Vereinigten Staaten wieder auf denselben Fuß wie vor dem Kriege zu setzen; aber die übertriebensten Vorstellungen, wie leicht es den Canadiern wäre, Lebensmittel und Zimmerholz zu liefern, so wie der Einfluß der Schiffseigenthümer, welche den freien Handel zwischen den westindischen Inseln und den Vereinigten Staaten als verderblich für die brittische Seemacht darstellten, endlich die gegen die Nordamerikaner herrschende Animosität gaben der Antikolonialpartei einen überwiegenden Einfluß. Man klagte die Westindier an, die Rebellion der Amerikaner begünstigt zu haben, ihre Klagen und Vorstellungen wurden faktiösen Beweggründen zugeschrieben, und ihre Befürchtungen, daß Mangel eintreten könne, und die Preise aller ihrer Bedürfnisse gesteigert werden würden, lächerlich gemacht. Parlament und Publikum wurden durch Leute, deren Zweck und Interesse es war, sie zu täuschen, so vollständig betrogen, daß Pitt genöthigt war, seine Bill zurückzunehmen, und an ihrer Stelle jenes Zwangssystem einzuführen, welches bis auf den gegenwärtigen Augenblick fortgedauert hat, und ganz unzweifelhaft größtentheils die Quelle des Elendes ist, in das die Kolonien gestürzt wurden.

Die Verheerungen, welche die Orkane auf den westindischen Inseln anrichten, sind allgemein bekannt; minder bekannt ist aber, daß sie häufig Mangel, sogar Hungersnoth, nach sich ziehen. So lange der Verkehr mit Nordamerika frei war, wurden, sobald man in den Staaten die Nachricht von einem stattgefundenen Orkan erhielt, sogleich von allen nahen Häfen aus schnellsegelnde Schiffe abgefertigt, in der Hoffnung einen vortheilhaften Markt für ihre Ladungen zu finden. Auf diese Weise wurde dem schlimmsten Mangel meist vorgebeugt; als aber England den direkten Verkehr mit den Vereinigten Staaten verbot, mußten die Zufuhren von Canada und Neuschottland hergeholt werden, was eine drei- oder viermal so lange Fahrt erfordert, und wenn ein Orkan zu einer Zeit sich ereignet, wo der Lorenzstrom durch das Eis geschlossen ist, so verfließen sechs Monate, ehe ein Schiff abgehen kann, um den Leidenden zu Hülfe zu kommen. Von 1780 bis 1787 wurde Jamaica durch eine Reihe von furchtbaren Orkanen heimgesucht, und das hiedurch veranlaßte Elend und die Sterblichkeit waren so groß, daß 15,000 Neger an Krankheiten starben, welche in Mangel und schlechten Nahrungsmitteln ihren Grund hatten.

Und mit allem Dem hinderte man nicht einmal den Handel mit Nordamerika, sondern machte ihn nur aus einem direkten zu einem indirekten. Canada und Neuschottland konnten die nöthigen Vorräthe nicht liefern, und man mußte ihnen deßhalb Erlaubniß geben, solche aus den Vereinigten Staaten einzuführen, um sie nachher

wieder nach Westindien auszuführen. Herr Bryan Edwards, der obenerwähnte Geschichtschreiber Westindiens, und Andere, welche sich der Einführung dieses Systems widersetzten, glaubten nicht, daß es irgend dauernden Fuß fassen könne. „Die Frage, sagten sie, wird aber = und abermals vorkommen, und die Regierung in tausend widerlichen Gestalten plagen, bis man eine liberalere Politik befolgt, denn es ist aberwitzig zu glauben, daß irgend eine Maßregel Großbritanniens die amerikanischen Staaten verhindern werde, früher oder später mit unsern westindischen Besitzungen nach selbstgemachten Bedingungen in Handelsverkehr zu treten; bei einer Küste von 20 Breitengraden, mit den besten Häfen der Welt, unsern Zuckerkolonien und dem Wege nach Europa so nahe, und bei einem Boden, welcher an Allem, was jene Inseln bedürfen, und was sie sich nirgend anders woher verschaffen können, Ueberfluß hat, muß Nordamerika nothwendig mit ihnen in Handelsverkehr kommen. Wir können unsere Zuckerkolonien und uns selbst in dem Versuch, Dieß zu hindern, zu Grund richten, der Versuch selbst aber kann nicht gelingen. Das jetzige Zwangssystem verbietet, Leuten zu helfen, welche nach ihren Bedürfnissen, ihrem Klima und ihren Produkten fortwährend gegenseitige Hülfe nöthig haben, und sie einander leisten können.“

Ohne den Negeraufstand in Hayti und die Verheerungen, welche er zur Folge hatte, wären die Beschränkungen, welche auf dem Handel der Kolonien lasten, wohl längst beseitigt, aber jenes Ereigniß verschloß das Land, aus welchem am meisten Zucker auf die großen Stapelplätze geführt wurde, und trieb dadurch den Preis des Zuckers dermaßen in die Höhe, daß die Pflanzer in Jamaica und den andern Inseln die Wirkungen des Zwangssystems übersahen, und eine Zeit lang ungeheuer gewannen. Als aber durch die rasche Ausdehnung des Zuckerbaues die Zufuhr abermals dem Begehr gleichkam, und die Preise im Jahre 1806 auf den alten Standpunkt sanken, da versuchten die Pflanzer, statt ihre eigene Last von sich abzuwälzen, die Lasten Anderer zu vermehren, indem sie den Preis gewaltsam in die Höhe trieben; Dieß gelang ihnen eine Zeit lang, indem die Destillateurs Zucker statt Korn verbrennen mußten. Aber auch dieß Hülfsmittel hörte mit dem Ende des Kriegs auf, und die Klagen der Pflanzer erneuerten sich mit größerer Bitterkeit und mehr Grund als je. Immer noch geschah nichts zu ihrer Erleichterung; man sprach zwar von Zollhausregulativen und anderen Quacksalbereien dieser Art, aber kein Versuch wurde gemacht, durch Abschaffung des Monopolsystems die Kolonisten in den Stand zu setzen, die Konkurrenz mit Brasilien und Cuba auszuhalten. Man hielt das Monopolsystem mit einer Entschlossenheit aufrecht, als hinge des Reiches Wohlfahrt daran. Im Jahre 1817 wurden mehrere Inseln durch einen schrecklichen Orkan heimgesucht, in welchem auf St. Lucia der Gouverneur und ein großer Theil des Militärs umkam. In Dominika war das Unglück nicht geringer; aber selbst dieß schreckliche Ereigniß und das Andenken an die Vorfälle in Jamaica im Jahre 1787 konnten die Behörden nicht bewegen, in die Zulassung von Mundvorräthen aus den Vereinigten Staaten zu willigen, obwohl die gesetzgebende Versammlung den Gouverneur wiederholt darum bat, indem Dieß das einzige Mittel sey, die Schrecken einer Hungersnoth abzuwenden. Obgleich der Maßregel persönlich nicht abgeneigt, blieb der Gouverneur doch unerbittlich, indem seine Befehle in dieser Beziehung kategorisch waren und die Noth nicht so groß sey, um eine Verletzung so bestimmter Instruktionen zu rechtfertigen.

(Schluß folgt.)

Rußland im Jahre 1832.

(Schluß.)

Wenn man diesen berühmten Feldzug, der den Russen 250,000 Mann kostete, ihre Armee zerrüttete, die Finanzen erschöpfte, und in allen Provinzen des Reichs Unzufriedene machte, genauer untersucht, so findet sich in der Kriegsgeschichte kein Beispiel, daß Tollkühnheit je mit so glücklichem Erfolge belohnt, noch irgend eine Armee durch Unklugheit ihrer Führer einem unvermeidlicheren Untergange entgegengeführt worden wäre, als die russische in diesem Feldzuge. Indem sie von ihrer Operations-Basis an der Donau gegen den Balkan vorrückte, ließ sie von Widin bis Mangalia eine Reihe von festen, mit 80,000 Mann besetzten Plätzen, die in Besitz des Feindes waren, im Rücken. Um sicher vorwärts gehen zu können, hätten diese Plätze blokirt werden müssen, eine Operation, zu der die numerischen Streitkräfte des Heeres nicht hinreichten; Diebitsch hatte also über 80,000 Mann im Rücken, die die türkischen Generale, bei nur einigen Begriffen von Kriegskunst zusammenziehen, und damit den General Diebitsch von seiner Basis abschneiden, ihn an die See drängen, und dort seine Armee vernichten konnten. Auf dem ganzen Marsche von der Donau bis Adrianopel war der rechte Flügel des Heeres beständig blosgestellt, und vom Feinde bedroht. Hätten die Türken diese, in den Defileen des Balkans zerstreute Flanke umgangen, was sie leicht konnten, da ihr linker Flügel durch die See gedeckt war, und die Reiterei wegen Beschaffenheit des Bodens nicht wirken konnte, so wurde er abgeschnitten, und der Untergang der Russen war gewiß. Wir geben gern zu, daß ein russischer General an der Spitze der best organisirten Truppen Europa's, gegen die undisciplinirte Tapferkeit der Türken nicht nöthig hatte zu operiren, als hätte er einen Napoleon gegen sich; allein Diebitsch's Feldzugsplan verstieß gegen die ersten Regeln der Kriegskunst, und ohne die Blindheit der türkischen Befehlshaber wäre zuverlässig der Balkan, durch den später sein Name verherrlicht wurde, sein und seines Heeres Grab geworden.

Noch muß erinnert werden, daß die Türkei auf den Kampf keineswegs vorbereitet, und ihre alte militärische Einrichtung aufgelöst war, ehe noch die Reformplane des Sultans vollständig in's Leben getreten waren; allein ungeachtet Dessen, und des gänzlichen Mangels militärischer Kenntnisse bei den türkischen Heerführern, würden die Russen dennoch nie nach Adrianopel gekommen seyn, wenn die Türken einige gut angelegte Befestigungen im Balkan und einen festen Platz gegen Fakli hin gehabt hätten.

Die übertriebenen Begriffe, die man von der russischen Militärmacht hegt, sind also nicht nur völlig grundlos, sondern das Resultat dieses Feldzugs beweist auch, daß die Türkei bei einem geeigneten Militärsystem stark genug ist, den Angriffen ihres nordischen Nachbars zu widerstehen.

Jetzt, wo Europa mit Unruhe die Entscheidung der nordischen

Mächte erwartet, ist es ganz besonders ergötzlich, zu sehen wie man sich bemüht, Rußlands militärische Hülfsquellen zu vergrößern. Die Lage von Europa wird mit jedem Tage verwickelter, und Viele die da gewohnt sind, die Erscheinungen am politischen Horizont zu beobachten, wollen behaupten, daß die Gründe für Krieg und Frieden auf beiden Seiten gleich sind. Die deutsche Aristokratie brennt vor Verlangen, einen Kreuzzug gegen die Grundsätze der französischen Revolution zu unternehmen; über die Gesinnungen Oesterreichs und Rußlands kann man nicht in Zweifel seyn, und der König von Holland behauptet eine imponirende, entschlossene Haltung. Die Zahl und Verfassung der Heere dieser Mächte kann dem Furchtsamen, dem der erschöpfte Zustand ihrer Finanzen unbekannt ist, allerdings Furcht einflößen; dazu die Aufregungen in Frankreich, die Intriken der Karlisten, der schlechte Zustand der Finanzen, die Stockung des Handels und die mögliche Niederlage der Minister rücksichtlich der Reformbill in England, die Unruhen in Irland, alles dieß scheint mächtig darauf hinzuwirken, die nordischen Mächte zu einer kriegerischen Entscheidung zu bringen. Allein lassen sie durch den schwankenden Zustand Frankreichs und durch Englands innere Spaltungen zu einer solchen Entscheidung sich verleiten, so entzünden sie selbst jenen furchtbaren Krieg der Meinungen, den Napoleon auf dem Felsen von St. Helena vorausgesagt hat, und erregen einen Sturm, dessen Wuth nicht eher sich legen wird, bis er die wankenden Throne der alten Dynastien umgestürzt haben wird. Die Grundsätze der Freiheit wuchern auf jedem Boden, und es muß den Fürsten die Ueberzeugung sich aufdrängen, daß diese Grundsätze früher oder später die verwitterten Institutionen untergraben, auf denen ihre Herrschaft sich stützt. Deßhalb werden sie auch keinen offenen Kampf gegen die Sache der Freiheit wagen, und somit scheint für den Frieden von Europa jetzt nichts zu fürchten; allein Machinationen und Intriken werden nicht aufhören, bis irgend ein günstiger Zufall ihnen die willkommene Gelegenheit bietet, ihre g:heimen Entwürfe zur Ausführung zu bringen.

Wolff's Reise nach Kabul und Bokhara.

Auszüge aus seinen Briefen aus Persien.

(Mittheilung aus Paris.)

Herr Wolff ist einer der abenteuerlichsten Menschen dieser Zeit. Ursprünglich ein deutscher Israelit, bekehrte er sich in früher Jugend zum Katholizismus und ging nach Rom, von wo aus er Reisen nach Deutschland machte, um katholische Proselyten zu werben, doch ohne großen Erfolg. Er kehrte nach Rom zurück, scheint sich aber in seinen Hoffnungen betrogen gefunden zu haben, denn er schrieb nun eine heftige Broschüre gegen den Papst, trat zur protestantischen Kirche über, und wurde von den englischen Pietisten aus Rom heimlich weggeschafft, weil die päpstliche Polizei ihm nachstellte. Er ging nach England, wo er fanatische Reden hielt, und die Bibelgesellschaft überzeugte, daß er ein auserlesenes Werkzeug Gottes sey, um die Juden in der ganzen Welt zu bekehren. Sie schickte ihn daher im Jahr 1824 nach Syrien und Persien, wo er unglaubliche Abenteuer hatte, und ohne Sprachkenntniß, oder fast Kenntniß irgend einer Art, sich einen Weg bahnte, mit allen Juden disputirte, ihnen Bibeln aufdrang, und von ihnen verhöhnt wurde. Er kehrte über Jerusalem zurück, und kam 1826 in London an, wo er durch seine Erzählungen seine wüthende Frömmigkeit, seine öffentlichen und scandalösen Disputationen mit den Juden großes Aufsehen erregte, so zwar, daß Lady Georgina Walpole, zum Erstaunen der großen Welt in London, ihn heirathete. Er ging mit ihr von neuem in den Orient, zuerst nach Jerusalem, dann nach Aegypten, von wo er sich vornahm, nach Mittelafrika vorzudringen, und die Juden, Heiden und Mohammedaner dort zu bekehren. Doch fand er den Plan zu schwierig, und ging über Konstantinopel und Trebisond nach Persien, von wo er über Kabul, Bokhara, Balkh, nach Indien gehen will; seine besondere Absicht ist die zehn Stämme in Bokhara oder der Tartarei aufzusuchen und sie zu bekehren. Dieser Plan wird wohl ebensowenig ausgeführt werden als der afrikanische, aber es ist doch möglich, daß er wenigstens nach Mesched, Kabul und andere Orte vordringt, wohin noch keine Europäer gekommen sind. Seine Briefe aus Persien sind von bedeutendem Interesse, weil sie ein lebhaftes Bild geben, wie sehr der letzte Krieg Persien erschüttert hat, und wie leicht es Rußland seyn wird, sich jedes Theils des Landes, der ihm beliebt, zu bemächtigen. Es folgen daher hier einigt Auszüge aus seinem Tagbuche, das Wolff an seine Freunde in England geschickt hat.

Tauris, 8 Julius 1831. Ich bin glücklich hier angekommen, und lebe mit meinen englischen Freunden wegen der Pest, die in Tauris herrscht, in Zelten. Ich hoffe in 70 Tagen in Bokhara zu seyn, und von da über Bombay zurückzureisen, doch will ich Ihnen zuvor Auszüge aus meinem Tagebuch von Eczerum nach Tauris mittheilen. Ich verließ Erzerum den 14 Junius, denn ich hatte keinen Grund in einer Stadt zu bleiben, von wo alle armenischen Christen nach Rußland ausgewandert sind; es haben etwa 97,000 armenische Christen die Türkei verlassen, und sich in Rußland niedergelassen.

Den 25 Junius kam ich in dem armenischen Kloster Utsch Kilissa an, es ist unstreitig eines der ältesten Klöster in der Welt, und von König Tiridates, nachdem er hier von Gregor dem Erleuchter getauft worden war, im Jahr 305 n. Ch. gebaut. Es befinden sich jetzt fünf Priester hier mit einem Superior, der jederzeit vom Patriarchen von Etsch Miadzin ernannt wird. Sie sind sehr von den kurdischen Chefs der Umgegend geplagt. Zehntausend armenische Familien sind aus Bajazid, Diordin, Alaschkia und Tutaway ausgewandert; und nur alte Leute und solche, die nichts zu gewinnen noch zu verlieren hatten, blieben zurück. Das Kloster liegt sieben englische Meilen von Bajazid, und in der Nähe des Euphrat. Die Russen überschwemmten diesen Distrikt mit ihren Truppen, fanden aber in Akhalzikh einen starken Widerstand; 5000 türkische Weiber hatten sich bewaffnet, warfen Feuer auf die russischen Truppen, und fochten bis sie alle niedergehauen wurden.

Den 21 Junius verließ ich Utsch Kilissa und erreichte Bajazid, das von Mohammed Balul Pascha regiert wird, dessen Vorväter beständig diese Stelle bekleideten. Er bewohnt einen prachtvollen Palast, den sein Großvater gebaut hat, besitzt aber nur wenig Einfluß, da er von unbotmäßigen Kurden umgeben ist. Die Armenier in Bajazid stehen in schlechtem Rufe, übrigens sind sie fast alle nach Akhalzikh ins russische Gebiet ausgewandert, und es sind von 22,000 Familien nur noch etwa 150 übrig. Dagegen wandern persische Kolonien aus Eriwan ins türkische Gebiet ein, um der russischen Herrschaft zu entgehen.

Den 26 Julius langte ich in Awajisch an, das Jaffer Khan gehört, der Eriwan bei der russischen Besitznahme verlassen hat. Gegen Abend erreichte ich Agh Diza, ein armenisches Dorf, wo uns ein armer armenischer Priester freundlich aufnahm. Der Mann war mit einer blinden Schwester und verschiedenen armenischen Familien von Wan geflohen, um der Tyrannei von Tamur Pascha zu entgehen, und sich in Eriwan niederzulassen, allein als sie das persische Gebiet betraten, befahl man ihnen weiter ins Innere von Persien zu ziehen. Vor dem letzten Kriege wohnten 500 armenische Familien in Agh Diza, jetzt nur noch drei. Die Russen haben im letzten Kriege wenigstens 600,000 Seelen gewonnen, aber schon bereuen viele der Armenier, welche aus der Türkei ausgewandert sind, diesen Schritt, da sie ihre Rechnung)in Rußland auch nicht finden. Narses, der armenische Erzbischof in Tiflis, hat schon die Ungnade des Kaisers empfunden; er ist nach Bessarabien verbannt, weil er die armenische Kirche von der russischen unabhängig halten wollte.

Den 29 Junius kamen wir in Khus an, es ist eine große Stadt mit 20,000 Einwohnern persischer Abkunft. Fast alle Armenier sind nach Eriwan ausgewandert, und die wenigen, welche noch dageblieben sind, sind nicht länger von den Persern unterdrückt, weil man nicht wünscht sie zur Auswanderung zu treiben. Der Prinz von Khus, ein Sohn von Abbas

Mirza, wies mir eine Wohnung bei Mirza Riza an, der sich einige Jahre in Woolwich aufgehalten hatte; er war sehr artig gegen mich, und lud mir den persischen Adel und die Priester ein. In der Nähe von Khus findet man eine Sekte, genannt Ali Ilahis, die glaubt, daß alle Propheten Emanationen von Gott seyen. Sie behaupten auch durch Feuer gehen zu können, ohne daß ein Haar an ihrem Leibe versengt werde. Dr. Mac Neil hat vor einiger Zeit Einen derselben sehr augenscheinlich von dem Gegentheil überzeugt, indem er ein Licht dem Barte desselben näherte, und des armen Mannes Kinnhaar jämmerlich in Brand steckte.

Den 2 Julius kam Soliman Pascha, ein Verwandter des Königs, zu mir, er ist ein Freimaurer und hat Hrn. Martins persisches neues Testament; er behauptet daß die Freimaurerei im 4 Kap. der Apokalypse stehe.

Den 6 Julius kam ich bei den Zelten von Dr. Mac Neil an und fand Briefe von meiner Frau. Dr. Mac Neil versichert, daß die Reise nach Bokhara nicht sehr schwierig sey, Karavanen machen sie in 70 Tagen. Ich hoffe vieles von meiner Reise, und erwarte viele Juden in Meschedb Balkh und Bokhara zu treffen. Dr. Mac Neil erzählte mir Folgendes über den letzten Krieg mit Rußland. Der König von Persien war vollkommen geschlagen, die Gouverneurs der Provinzen von Aderbeijan hatten ihn verlassen, und die der übrigen Provinzen unterhandelten mit Rußland. Der König hatte nicht Einen Diener, auf den er Vertrauen setzen konnte. Paskewitsch hatte schon dem General Rosen befohlen, nach Teheran zu marschiren; hätten die Russen Teheran erreicht, so hätten die Perser den König ermordet, und die Schatzkammer geplündert; aber niemand wagte, den König mit der Gefahr bekannt zu machen, die über seinem Haupte schwebte. Mirza Abdulwahab und Mirza Abdulhassan Khan, seine Minister, sahen die Gefahr, wagten aber nicht sich ihm zu nähern und ihn davon zu benachrichtigen; sie baten Dr. Mac Neil es zu thun. Er trat in das Zimmer des Königs, den er in tiefem Kummer, das Haupt auf den Knieen ruhend traf, sein Gesicht verrieth seine Gefühle, der König sagte zu Mac Neil: „Ich weiß daß meine Regierung zu Ende ist. Ich wollte den Krieg mit den Russen nicht, aber die Priester haben mich gezwungen." Mac Neil antwortete: „So schlimm ist es noch nicht; E. Majestät kann sich retten wenn sie den Russen Geld gibt." Der König: „Wie viel verlangen sie?" Mac Neil: „7½ Million Tomans" (1 Toman ist 5 Thaler) König: „Ich habe nicht so viel." Mac Neil: „So geben E. Maj. Juwelen, oder Perlen, oder Land." Hierauf beauftragte ihn der König mit der Unterhandlung, die Russen schlossen für 4 Millionen Tomans Frieden. Es war hohe Zeit; Abbas Mirza war von seiner Armee verlassen, und wanderte als ein Flüchtling in den Gebirgen umher, ohne Nahrung und ohne Hülfsmittel.

Den 12 Julius. Dr. Mac Neil gab mir folgende Nachrichten über Bokhara, Balkh und Kabul, die ich im Begriffe bin zu besuchen. Haider Tura der letzte König von Bokhara hinterließ zwei Söhne. Der älteste folgte ihm auf dem Throne nach, wurde aber nach einiger Zeit von seinem jüngern Bruder vertrieben. Es sind Gerüchte von einer Gegenrevolution in Persien in Umlauf gekommen, deren Wahrheit jedoch zu bezweifeln ist. Was Kabul betrifft, so behielten, als Futeh Khan die königliche Familie vom Throne stieß, Barazeh, Hadschi-Firuz, und Schah Zadik Mahmud die Statthalterschaft von Herat; sie wurden zwar auch von da durch Futeh-Khan vertrieben, schlugen jedoch die Perser nach dessen Tod, und eroberten Herat wieder. Mahmud regierte einige Jahre lang daselbst, wurde aber von seinem Sohne Hamenan Murza abgesetzt, der seitdem dort herrscht. Futeh Khan hatte viele Brüder, von denen Muhammed Khan Gouverneur von Peschawer war; Abdul Azim Khan Gouverneur von Kabul, und Schir dil Khan von Kandahar. Nach dem Tode ihres Bruders behielten sie ihre Distrikte als unabhängige Staaten, Abdulazim Khan starb, und sein Bruder Dasch Mohammed bemächtigte sich Kabuls. Ebenso riß Kur dil Khan die Regierung von Kandahar bei dem Tode seines Bruders Schir dil Khan an sich. Peschawer, Kaschmir und andere Provinzen der Afghanen sind jetzt den Sikhs tributbar. Balkh das früher dem König von Kabul gehörte, ist gegenwärtig unabhängig; es war eine Zeit lang an Bokhara tributbar, allein seit einigen Jahren wurde der Tribut nicht bezahlt, und der König von Bokhara ist nicht im Stande die Bezahlung zu erzwingen.

Den 19 Julius. Ich ging zu Dr. Cormik, dem Arzt von Abbas Mirza, kaum war ich dort, als zu meiner Verwunderung Malek Kasem Mirza, ein Sohn des Königs, der vor einigen Jahren Gouverneur in Urmiah gewesen war, wo ich ihn gesehen hatte, ins Zelt trat. Er gab mir die Hand, und Cormik, Mac Donall und ich blieben stehen, bis der Prinz uns bat zu sitzen. Dagegen saß ein russischer Gesandtschaftssekretär im Zelt, und schrieb einen Brief, er nahm keine Notiz von dem Prinzen und schrieb fort. Es that mir wehe, den Prinzen so grob behandelt zu sehen; allein er ist nicht in gutem Einverständniß mit dem Kaimakan, d. h. dem ersten Minister, und hat sich den Russen zu sehr genähert, so daß selbst diese ihm ohne Achtung begegnen. — Ich erhielt vom König Abbas Mirza, den Prinzen, dem ersten Verschnittenen, den Gesandten und Großen Briefe an alle Gouverneure, an die Könige von Kabul und Bokhara, und trat den 10 August meine Reise mit einer Karawane an. Ich reise als ein jüdischer Rabbiner in einem langen Gewande.

Den 24 September in meinem Zelt bei Hezar Amir, jenseits Teheran. Gestern Abend verließ ich Teheran, begleitet von einem Hindu Kaufmann, Hadschi Telah Multoni und einem Guebern, Mollah Bahram. Unsere Karawane besteht aus 20 Menschen und 150 Kameelen, der Hindu ist ein sehr interessanter Mann; er ist ein reicher Kaufmann aus Dschetkarpur, und schickt seine Waaren bis Birjent, Herat, Bokhara und Kabul; sein Vater war auch ein reicher Kaufmann, hat sich aber jetzt zum Einsiedler auf einem Berg bei Ambarbar gemacht, seine Kleidung besteht nur in einem Hemde. Hezar Amir ist ein Dorf das von Kurden bewohnt ist, und Fatr Abdowla, der Tochter des Königs von Persien, gehört; es ist mit einem Fort versehen, und liegt 16 Meilen von Teheran.

Ein Negerkönig.

Lander gibt in der jetzt zu London erschienenen Beschreibung seiner Reise auf dem Niger, über die wir demnächst umfassenden Bericht erstatten werden, von dem König des Eboelands, folgende Schilderung: „Die Kleidung des Königs von Eboe gleicht zum Theil dem Prachtanzuge, den der Beherrscher von Tarrida, bei feierlichen Gelegenheiten trägt. Seine Erscheinung war ungemein glänzend, und von dem Korallenschmuck, mit dem er bis zur Verschwendung überladen war, hätte man Obie nicht unpassend den „Korallenkönig" heißen können. Dieß nämlich war unser erster Gedanke, als wir ihn in seiner vollen Herrlichkeit auf seinem Throne von Lehm sitzen sahen. Sein Haupt war mit einer Kappe bedeckt, die an Form einem Zuckerhute glich, und so dicht mit Korallenschnüren und Stücken von zerbrochenen Spiegelgläsern behangen war, daß man den Stoff, aus dem diese wunderbare Tiare verfertigt war, nicht sehen konnte. Sein Nacken oder vielmehr seine Gurgel war gleichfalls mit mehreren Schnüren Korallenkugeln umwunden, oder vielmehr so fest zusammengeschnürt, daß es ihm einigermaßen an Athemholen hinderlich war, aber seinen Wangen ein aufgeblasenes Ansehen gab. Vier oder fünf andere Schnüre von Korallen hingen ihm über den Rücken fast bis in die Kniekehle hinab. Seine Kleidung bestand aus einem spanischen Ueberrock von rothem Tuche, der ihm knapp anlag, weil er ihm viel zu enge war. Dieser Rock war mit goldenen Epauletten geziert, und auf der Brust mit goldenen Borden, die aber nur bei genauer Besichtigung zu erkennen waren, da sie, wie die Kappe des Monarchen mit unzähligen Korallenschnüren bedeckt waren. Vierzehn oder fünfzehn Armbänder (wir hatten uns die Mühe gegeben sie zu zählen) waren um die Handknöchel gelegt, und um diese ihre volle Wirkung thun zu lassen, hatte man die Aermel des Rockes mit Fleiß einige Zoll weit aufgeschnitten. Diese Korallen-Armbänder waren mit alten kupfernen Knöpfen um die Handgelenke befestigt, was sonderbar genug dagegen abstach. Die Beinkleider des Königs, von demselben Tuche wie der Rock, waren ebenso eng als dieser, und gleichfalls mit Borden besetzt, reichten aber nur bis auf die Hälfte des Schenkels; von hier an waren die Beine gleich den Händen mit Korallenschnüren umwunden; nur waren die Fußknöchel noch mit einer Schnur messingener Glöckchen geziert, der übrige Fuß aber blieb nackt. In diesem prachtvollen Anzuge erschien Obie, selbstgefällig lächelnd über seine eigene Herrlichkeit und eitel über die Bewunderung, die ihm von seinem Gefolge gezollt wurde; ohne Zweifel aber auch geschmeichelt durch die Gegenwart der weißen Menschen, die er nicht weniger als seine Unterthanen von seinem Glanze geblendet glauben mochte; er schüttelte die Füße, um die Glöckchen erklingen zu lassen, setzte sich mit großem Gepränge nieder und blickte stolz um sich her."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 118. 27 April 1832.

Die Tuilerien im Jahre 1816.

(Aus Histoire de la Restauration, par un Homme d'Etat. Paris 1832.)

Der ältere Zweig des Hauses Bourbon hatte wenigstens die edelmüthige und glänzende Eigenschaft, keine Schätze anhäufen zu wollen, und auf eine großmüthige Art verwendete er die ihm bewilligte Civilliste. *) Alle Unglücklichen fanden Unterstützung, alle Armen Almosen. Nicht nur die Kasse des Königs, sondern auch die seines Bruders, und der Herzoge von Angouleme und Berry waren mit Pensionen alter Diener überladen. Während man den größten Theil der Unterstützungen, die aus der Civilliste des Kaiserreiches flossen, fortbezahlte, that man alles Mögliche für die Getreuen der Emigration. In den Tuilerien war so zu sagen offene Tafel für die alten ruinirten Edelleute. Die Prinzen gaben Alles her, was sie hatten, und steckten sich sogar in Schulden, um den alten Ruhm des „Grand aumôneur“ aufrecht zu halten, ein Name, den einer ihrer Vorfahren sich erworben hatte. Und nicht bloß über Paris, auch auf die Provinzen verbreiteten sich die Wohlthaten des Hauses Bourbon. Der König und seine Familie hatten für das Jahr 1816 auf zehn Millionen der Civilliste verzichtet, um dieselben unter jene Departements vertheilen zu lassen, die am meisten durch die Geißel des Kriegs und der Invasion gelitten hatten; den Präfekten war befohlen worden, die Vertheilung ohne Rücksicht auf politische Meinungen vorzunehmen. Ereignete sich ein Unglück durch Brand oder Ueberschwemmung, so wendete man sich an die Kasse des Königs, und selten wurde eine Unterstützung abgeschlagen. Ludwig XVIII ließ sich gewöhnlich die Liste bringen, da er gern mit eigener Hand die bewilligten Zuschüsse zu unterzeichnen pflegte. Um der Wahrheit treu zu bleiben, muß aber auch beigefügt werden, daß einige geheime Fonds des Siegelbewahrers und des Ministers des Innern, zum Zwecke dieser wohlthätigen Gaben der Krone, zur Verfügung des Königs gestellt blieben. Man wollte das Königthum populär machen, indem man es mit eigenen Händen Wohlthaten spenden ließ.

Das königliche Haus liebte die Etikette und den Glanz Ludwigs XIV. Die Tuilerien stellten eine Hierarchie des Ranges und der Würden dar; sie glichen einer jener Hautelicetapeten mit ihren veralteten Zierrathen. Der König, die Prinzen, jeder hatte seinen Hof und seinen Hofhalt. Die hohe Dienerschaft war reichlich bezahlt. Dieser Luxus bildete in der Kasse des Königs eine große Ausgabe; die Bourbone des ältern Zweiges hatten noch etwas von der alten Verschwendungsliebe der Gentils-hommes. Es fand sich in den Tagen ihres Unglücks, daß sie Alles weggegeben hatten, und bei ihren Dienern borgen mußten — ein Fall, der nicht Jedem zustößt; es gibt Fürsten, die weniger ausgeben und auf einen Nothpfennig für schlimme Zeiten denken.

Der König und seine Familie mußten nothwendig, da sie stets in der Mitte ihres Hofes lebten, Eindrücke von den Leidenschaften ihrer Umgebung annehmen. Es wird daher nöthig seyn, die Charaktere und Meinungen der Hauptpersonen zu schildern, die den Hofstaat des Königs bildeten, um den Einfluß zu würdigen, den sie auf den allgemeinen Gang der politischen Verhältnisse ausübten. Der Hof theilte sich in mehrere Dienste, die unter vier Hauptabtheilungen standen; das Großalmosenieramt (la grande aumônerie), das Großmeisterthum (la grande maîtrise), der Kammerdienst (la chambre), das Marstallamt (l'écurie). Jeder dieser Dienste stand unter den Funktionen eines Großwürdeträgers. Der alte Erzbischof von Rheims, der Kardinal Talleyrand-Périgord, war Großalmosenier; er war Ludwigs XVIII Gefährte auf der Emigration und sein Vertrauter. Ganz in Anspruch genommen von seiner Intendanz der „Quinze-Vingts“ (des Hospitals der dreihundert Blinden in Paris) mischte er sich nur wenig in die öffentlichen Angelegenheiten; selten sah er seinen Neffen, den Fürsten Talleyrand, den in seinen Augen die päpstliche Dispens nicht seines klerikalischen Charakters entbunden hatte, und den er noch immer als seinen Suffragan zu betrachten sich versucht fühlte. Der Kardinal fing bereits an, von Herrn von Quélen, damaligem Generalvikar des Großalmosenieramtes, einem eleganten Prälaten aus der Schule des Kaiserreiches, beherrscht zu werden. Späterhin ernannte ihn der Kardinal zu seinem Coadjutor.

Ludwig XVIII, fromm, mehr aus Etikette, als aus Ueber-

*) So wenig man kleinliche Ersparungen und Geldaufhäufung einer königlichen Denkart für würdig halten kann, so wenig kann man in das ungemessene Lob der Wohlthätigkeit der Fürsten einstimmen, die gewöhnlich nur allzusehr in unrechte Hände kommt, wie das Beispiel der Bourbonen gar deutlich bewiesen hat. Die Bourbonen erkauften sich, wie es schon vielen Fürsten erging, durch ihre Großmuth, die ihnen übrigens nicht abgesprochen werden soll, wenige Freunde und viele Schmeichler, und legten hiedurch nur einen weitern Grund zu ihrem folgenden Sturze. A. d. R.

zeugung, hatte sein ganzes Zutrauen einem bescheidenen Geistlichen, dem Abbé Rocher, seinem Beichtvater, geschenkt; allein so lange er regierte, erlangten weder Almosenier noch Beichtväter einen wirklichen und mächtigen Einfluß. Der Kardinal Talleyrand-Périgord ließ sich wenig in der Pairskammer sehen, und gab in derselben nicht einmal den geistlichen Stimmen, die sich an den Kardinal de Beausset anschlossen, einen Anstoß.

Das Großmeisterthum des Palastes (La grande maitrise de l'hôtel) war dem Prinzen von Condé anvertraut, und die Anwartschaft darauf dem Herzog von Bourbon verliehen; er mischte sich in Nichts, und Alles war dem Herzog d'Escars, dem Premier Maitre d'Hotel, überlassen, den der König seinen Großküchenmeister nannte, und mit dem er sich scherzweise über die Zubereitung der Gerichte und die Gewürze zu unterhalten pflegte. Der Herzog von Escars hatte das Küchenwesen mit wissenschaftlichem Eifer betrieben; er that sich viel darauf zu Gute, eine neue Schüssel erfunden zu haben, und dachte über eine Mittagstafel wie über einen Feldzugplan nach. Herr de Cossé-Brissac hatte die Direktion der Mundbäckerei (Paneterie) und trat später an die Stelle des Herzogs von Escars. Der Graf von Rothe war der erste Mundschenk; aber allmächtig in der Küche war der Marquis von Montdragon, der von dem Könige selbst die Befehle in Betreff seiner Mittagstafel einzuholen hatte; wenn Ludwig XVIII eine besondere Schüssel wünschte, so wurde Dieß mit dem Herrn Herzog von Escars besprochen. Man kann sich von dem Luxus der Maitres d'Hotel, der Kontroleure und der bei diesem Dienste Angestellten (officiers de bouche) keinen Begriff machen.

Der Fürst von Talleyrand hatte sich die Stelle des Großkammerherrn geben lassen; es war die erste Würde am Hofe. Einstmalen fragte man ihn, worin seine Funktionen beständen, er antwortete lächelnd: „Erstens habe ich in meinem Wappen zwei goldene gekrönte Schlüssel, genau so wie der Papst; dann reiche ich dem König das Hemd, und stehe in dieser Ehre nicht hinter den Prinzen von Geblüt und den legitim erklärten Prinzen zurück; bei der Krönung ziehe ich Sr. Majestät die Halbstiefel an, und hänge ihm seine Tunica um; so komme ich, wie Sie sehen, nicht von seiner Toilette; allein das geschieht nur bei der Krönung, und wir werden unter dieser Regierung eben so wenig eine Krönung als legitim zu erklärende Prinzen haben.“ *) So wie Herr von Talleyrand über seine Funktionen spottete, so machte er sich überhaupt wenig aus allen Vorrechten des Großkammerherrnthums. Selten sah man ihn auf seinem Ehrenfeldstuhl (pliant d'honneur) hinter dem Fauteuil des Königs sitzen, und mit seinem unerschütterlichen Gleichmuthe nahm er die ungnädigen Gesichter seines königlichen Gebieters und die kleinen Quälereien hin, mit denen Ludwig XVIII jene Hofleute zu verfolgen pflegte, die ihm nicht zu gefallen wußten. Der Großkammerherr behielt seine Stelle und seine Würde, und zeigte sich gern in seinem Staatsanzuge, als hätte er dadurch vergessen machen wollen, daß er bei Hofe nicht gut angeschrieben stand.

*) Der witzige Staatsmann spielt hier, wie man sieht, auf das Alter des Königs und der Prinzen an, die wohl nicht mehr in die Versuchung kamen, illegitimes Blut legitim zu machen.

A. d. R.

Unter dem Großkämmerer standen die vier ersten Kammerherren (premiers gentils-hommes de la chambre), die Herren von Richelieu, von Dumas, d'Aumont und de la Chatre. Der Großkammerherr that sich etwas darauf zu Gute, den Herzog von Richelieu, der ihn im Ministerium ersetzt hatte, unter sich zu haben. Der Herzog von Richelieu versah indeß seinen Dienst nicht. Der Herzog von Aumont war damals am Hofe; der König hegte Freundschaft für ihn, doch weniger als gegen den Herzog von Chatre. Alle diese ersten Kammerherren bekannten sich zu royalistischen Meinungen und würden Alle eher mit der Majorität der Kammer von 1815 als mit den gemäßigt gesinnten Ministern gestimmt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand der englisch-westindischen Kolonien.

(Schluß.)

Die Pflanzer der westindischen Kaufleute berechnen den Schaden, welcher ihnen aus dem Verbote des direkten Handels mit Nordamerika erwächst, auf 1,400,000 Pf. St. jährlich; nimmt man auch nur zwei Drittheile davon als wahr an, so darf man sich über die unglückliche Lage der Pflanzer kaum wundern. *) Nur die Abschaffung des Monopols kann diese unglückliche Lage verbessern; jeder Plan, auf andere Weise, z. B. durch künstliche Steigerung der Preise zu helfen, ist mehr als abgeschmackt. Die jetzigen Minister Englands haben einen Schritt gethan, indem sie den Zoll auf die Einfuhren aus Canada, Neuschottland u. dgl. abschafften, aber den Zoll auf die Einfuhr aus fremden Ländern, d. h. aus den Vereinigten Staaten ließen sie bestehen. Dieß ist ein sehr bedeutender Vortheil für Canada, aber ein sehr geringer für Westindien; denn kommen die Produkte der Vereinigten Staaten direkt nach Westindien, so bezahlen sie den hohen Zoll, und nehmen sie den Umweg über Canada, so sind sie mit doppelter oder dreifacher Fracht und mit einem Heere anderer Kosten überladen.

Was dem Obigen zufolge geschehen muß, um das Elend der westindischen Pflanzer zu mildern, ist einleuchtend; man muß die westindischen Häfen ohne Unterschied allen Produkten, Zucker, Rum und Kaffee ausgenommen, und allen Schiffen gegen einen gleichen und mäßigen Zoll ad valorem öffnen, und zugleich den Zoll auf Kolonialprodukte zum Vortheile Englands und der Kolonien selbst herabsetzen. Ohne solche Maßregeln gehen diese Kolonien für England verloren.

Aber auch angenommen, diese Vorschläge würden befolgt, so ist Dieß noch immer nicht genug. Das Parlament muß über die Behandlung der Sklaven genaue Bestimmungen vorzeichnen. Es ist freilich eine ausnehmend schwierige Sache, Menschen, die durch Jahrhunderte lange Sklaverei zum Thiere erniedrigt sind, zu freien Bürgern heranzubilden; und die Schwierigkeit ist in Westindien um so größer, da dort die Sklaven einen so großen Theil der Bevölkerung bilden; während man jedoch jede Uebereilung in einer so häklichen Sache vermeiden muß, so sollte man auch von der andern

*) Und noch weniger über die noch unglücklichere der Sklaven, welche aus nothwendigem Sparsystem mehr arbeiten müssen, und schlechter genährt werden.

Seite nicht zögern, ein allgemeines konsequentes System zur allmählichen Vertilgung der Sklaverei, zum Vortheile der Sklaven und der Herren anzunehmen. Die Schwierigkeiten sind allerdings groß, aber nicht unüberwindlich, und man muß sich daran wagen. Es liegt nicht in der Natur der Dinge, daß der Zustand der Gesellschaft, wie er jetzt in Westindien ist, lange sollte aufrecht erhalten werden können. Die Frage über die Emancipation der Sklaven ist jetzt nur noch eine Frage der Zeit, und diejenigen Pflanzer, welche ihre eigenen Interessen mit freiem Auge betrachten, werden mit Vergnügen Maßregeln unterstützen, welche den Uebergang, der stattfinden muß, so wenig gefährlich wie möglich machen.

Daß man die Frage über die Emancipation in England und den Kolonien unaufhörlich schwebend erhält, ist für die Pflanzer, welche dadurch der für alle Unternehmungen so unumgänglich nöthigen Sicherheit ermangeln, im höchsten Grade nachtheilig. Es liegt also in ihrem Interesse, daß die Frage entschieden werde, und entschieden kann sie nur werden durch die augenblickliche oder allmähliche Emancipation der Sklaven. Die erste ist, Dieß wird allgemein zugegeben, den Sklaven eben so nachtheilig als den Pflanzern. Ein Plan zur allmählichen Emancipation muß also entworfen werden, um den herrschenden Haß zu besänftigen, um den zügellosen Diskussionen, die jetzt so viel Unheil anrichten, ein Ende zu machen, und um Vertrauen und Zuversicht aufs Neue zu beleben. Das Beste wäre vielleicht, die Pflanzer zu nöthigen, jedes Jahr einen gewissen Theil ihrer Sklaven, etwa zwei von Hundert zu emancipiren, und zwar die Anordnung so zu treffen, daß die Pflanzer es in ihrem Interesse finden, die Emancipation als Belohnung für ein gutes Betragen zu bewilligen. Durch ein solches Mittel würde der Uebergang aus der Sklaverei zur Freiheit ohne heftige Erschütterung bewirkt werden, und alle Klassen, Herren wie Sklaven, ihre Rechnung dabei finden.

Seeabenteuer.

(Von einem Seemanne erzählt in Blackwoods Magazine.)

I.

Die Flotte des Admirals, Earl St. Vincent, kreuzte fast seit einem Monate (Mai 1797) mit zweiundzwanzig Linienschiffen vor Cadix, in der Hoffnung, die spanische Flotte unter Don Massarebo, die aus sechsundzwanzig Schiffen bestand und in jenem Hafen vor Anker lag, werde einen Versuch machen, ihre kurz vorher auf der Höhe des Kaps St. Vincent verlornen Lorbeeren wieder zu gewinnen. Vergebens, die Spanier zeigten keine Lust, den sichern Hafen zu verlassen, um noch einen Gang mit den englischen Feuerschlünden zu wagen. Im Gegentheile sah man am 6 Julius in aller Frühe zehn Linienschiffe, voran die Flaggenschiffe der Admirale Massarebo und Gravina, bei einem ihnen günstigen Winde, in möglichster Eile auf und davon segeln.

Zum Glücke erhielt um diese Zeit der Admiral St. Vincent Nachricht von einem ungeheuern Schatze in Geld, den der „Principe d'Asturias,“ eine Gallione, von Manilla nach Cadix bringen sollte. Allein da den Spaniern zu Ohren gekommen war, daß der Hafen von Cadix durch die englische Flotte blokirt werde, so flüchteten sie nach Santa Cruz, einem der Hafen von Teneriffa. Die Beute schien so leicht zu erhaschen, daß der Admiral nicht der Versuchung widerstehen konnte, auf sie loszugehen, zumal man erfahren hatte, daß Santa Cruz fast in einem vertheidigungslosen Zustande sey. Die Kunde von der neuen Unternehmung, die im Werke, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Flotte, die ohnehin des langweiligen Kreuzens herzlich müde war, und jede Brust und jedes Auge flammte auf vor Lust nach einem Abenteuer, das goldene Berge zu versprechen schien. Jedermann brannte vor Sehnsucht, sich unter der Zahl der glücklichen Seeleute zu sehen, die der Unternehmung beiwohnen durften. Schon sah man sich im Geiste im Besitze des unermeßlichen Schatzes; schon vertheilte man die Prisengelder, und Jedermann malte sich mit der schönsten Farbe seiner Einbildungskraft die glänzende Zukunft aus, die ihm der leichtgewonnene Reichthum bereiten sollte. Die Zwischendecke boten ein nicht leicht zu beschreibendes Gemälde: überall betäubendes Geschrei, Ungeduld in Gesichtern und Stellungen, kurz ein Lärm von Menschen, die im Begriffe sind, wirklich eine Beute zu theilen.

Indeß hatte der Admiral Vincent die Ausführung der Unternehmung Nelson übertragen, dessen Geschwader aus dem „Theseus“ bestand, auf dem der Admiral selbst seine Flagge aufhißte, aus dem „Culloden“ und dem „Eifrigen,“ alle drei Linienschiffe, ferner aus dem „Smaragd“ von 44 Kanonen, der „Terpsichore“ von 36, dem „Seepferd“ von 32 und dem Kutter „Fox“ von 14 Kanonen. Die Fregatte „Leander,“ an deren Bord ich mich befand, war nach Lissabon gegangen, um nach einer sehr mühseligen Expedition frischen Mundvorrath einzunehmen, und stieß zu dem Geschwader des Admirals Vincent, als Nelson bereits drei Tage schon unter Segel gegangen war. Kaum waren wir der Flotte des erstgenannten Admirals zu Gesicht gekommen, als wir auch schon durch Signale beauftragt wurden, dem nach Santa Cruz entsendeten Geschwader in größter Eile zu folgen. Die Freude der Mannschaft des „Leanders“ war nicht zu beschreiben, als sie den Zweck der Expedition erfuhr, und in wenigen Minuten waren alle Segel bis auf die Reffbeisegel aufgespannt, und da ein kräftiger Wind sich zu erheben begann, so ging unsre Fahrt mit reißender Schnelligkeit von statten. In einigen Tagen hatten wir den Pik von Teneriffa im Gesichte, und bald darauf gewahrten wir die drei Linienschiffe Nelsons, die sich auf der Rhede hielten. Schon am Abende zuvor hatten die Fregatten während der Nacht einige Mannschaft ans Land zu setzen versucht und nahe am Ufer, östlich von Santa Cruz, Anker geworfen. Die Ausschiffung war auch glücklich von statten gegangen; allein man fand die Befestigungen so zahlreich und stark, und die Höhe derselben so unersteiglich, daß man an einem günstigen Erfolge zu verzweifeln begann. Die Matrosen hatten sich sonach wieder auf ihren Booten eingeschifft und waren ohne einen widrigen Zufall auf ihre Schiffe zurückgekehrt, ohne daß die Schildwachen etwas gewahrt hatten. Inzwischen war unser Geschwader doch endlich bemerkt worden; augenblicklich verbreitete sich der Lärm davon in der Stadt, und die Schwierigkeiten unsrer Unternehmung wuchsen also um so mehr. Nelson hatte seinen Plan gemacht und war entschlossen, nicht eher zu weichen, bis er den Spaniern einige Proben von englischem Muthe gegeben haben würde. Man traf sonach Anstalten, mit der Besatzung von Santa Cruz einen Gang zu machen.

Am Nachmittage, als die Fregatte „Leander“ ihre Vereinigung mit dem übrigen Geschwader bewerkstelligt hatte, näherten sich die Schiffe der Küste, in der Absicht, unter Begünstigung der Nacht alle Mannschaft ans Land zu setzen, die nicht zu den Manövern der Schiffe nothwendig war. Gegen Mitternacht erreichten die Boote den Uferdamm; allein ungeachtet der Dunkelheit der Nacht und des größten Stillschweigens, da unsre Matrosen ihre Ausschiffung ohne das mindeste Geräusch zu Stande brachten, wurden wir von den Schildwachen bemerkt, und nun ereignete sich eine Scene, die zu den erhabensten gehört, von denen ich in meinem Leben Zeuge war. Die tiefste Stille wurde auf Einmal von dem lärmenden Schalle aller Glocken der Stadt unterbrochen, und ihr verworrenes Getöse klang längs dem Ufer wieder; zu gleicher Zeit wurden aus mehr als vierzig Feuerschlünden Leuchtkugeln abgeschossen, die einen überraschenden Kontrast mit dem tiefen Dunkel und der Grabesstille bildeten, die noch einige Augenblicke zuvor geherrscht hatte. Die Gefühle, die ich empfand, lassen sich nicht beschreiben; bei jeder andern Gelegenheit würde ich von einem so großartigen Anblicke bezaubert gewesen seyn. Von unserm Schiffe aus hörten wir deutlich den mit jedem Augenblicke zunehmenden Tumult am Ufer, das Rasseln der Geschütze und das verworrene Geschrei der Menschen, die nach den am meisten bedrohten Stellen eilten, während wir auf dem Meere Alles aufboten, unsre Streitkräfte zu konzentriren und den Angriff zu beginnen. Der „Leander“ war beauftragt, den „Fox“ ins Schlepptau zu nehmen, und so groß war unsre Sorgfalt, diesen Kutter seine Ausschiffung bewerkstelligen zu sehen, daß wir uns der Küste zu sehr genähert hatten und unter das Feuer der feindlichen Batterien gerathen

waren, wo wir eine furchtbare Kanonade zu bestehen hatten, als auf Einmal ein Kugelregen sich auf den Fox stürzte und ihn fast augenblicklich in den Grund bohrte. Die Hälfte unsrer Kameraden auf dem Kutter kam dabei um das Leben.

Inzwischen hatten die Schiffe, die Admiral Nelson in eigener Person anführte, den Uferdamm erreicht, und die meisten Soldaten waren unter dem furchtbarsten Feuer der Festungswerke gelandet worden. Dem Admiral selbst, der aus seinem Schiffe ans Land gesprungen war und eben den Degen aus der Scheide gezogen hatte, zerschmetterte eine Kugel den rechten Arm am Ellbogen. „O Freemantle," rief er, als er sich verwundet fühlte, „ich habe den Arm verloren!" Sogleich wurde er an Bord seines Schiffes zurückgebracht, wo man ihm den Arm abnahm und ihn dann zu Bette brachte, nachdem man ihm starke Opiate gegeben hatte, um ihn gegen den Schmerz unempfindlicher zu machen. Man hat bisher behauptet, Nelson habe noch denselben Abend mit der linken Hand seine Depeschen geschrieben; diese Angabe ist unrichtig; erst drei Tage darnach schrieb er seinen Bericht.

Ungeachtet aller dieser entmuthigenden Vorfälle und des Verlustes von noch einem Boote mit acht Mann, stürzten sich unsre tapfern Leute im Angesichte von drei- bis vierhundert Mann Besatzung auf den Molo, vernagelten die Kanonen, die ihn vertheidigten, und rückten unter einem furchtbaren Musketen- und Kartätschenfeuer vorwärts. Doch in diesem schrecklichen Kampfe fiel fast die Hälfte unsrer Mannschaft, unter Andern auch Kapitän Brown und sein erster Lieutenant. Die andere Abtheilung des Geschwaders bewerkstelligte indeß zum Theil ihre Landung südlich von der Citadelle. Allein die Brandung war hier so groß, daß viele Boote ihre Bemannung nicht ans Land setzen konnten; die übrigen, die das Ufer erreicht hatten, sahen sich daher genöthigt, sich in ein Kloster zu werfen, in der Hoffnung, von dort aus zu der unter Admiral Nelson stehenden Abtheilung stoßen zu können. Hierin getäuscht, hatten sie dennoch den Muth, nicht bloß sich zu vertheidigen, sondern auch die Citadelle zur Uebergabe aufzufordern. Nachdem sie sich hier bis Tagesanbruch gehalten, waren sie endlich genöthigt, einen Parlamentär abzuschicken, und Kapitän Hood, der hiezu verwendet wurde, ermittelte endlich, daß sich seine Mannschaft unangefochten wieder einschiffen durfte. Der Gouverneur, froh, so lästiger Gäste so schnell als möglich loszuwerden, willigte in Alles, gab sogar noch Boote her, um die Soldaten und Matrosen nach ihren Schiffen zurückbringen zu lassen, und ging in seiner Menschenfreundlichkeit so weit, daß er nicht nur unsern Leuten zu essen und zu trinken gab, sondern auch die Verwundeten in den Spitälern der Stadt aufnehmen und verpflegen ließ, und der Flotte gestattete, auf den Märkten der Insel Alles zu kaufen, was sie am Bord nothwendig hatte. Alle unsre glänzenden Träume waren zu Wasser geworden, und nur der traurige Ausgang unsrer Unternehmung stand uns vor Augen.

Eine traurige Pflicht blieb uns noch zu erfüllen übrig. Die Leiche des tapfern Richard Brown, Kapitäns der Fregatte „Terpsichore" und seines ersten Lieutenants, sollten vom Lande nach den Schiffen gebracht werden. Die Spanier selbst, die den Muth dieser tapfern Männer ehrten, führten sie auf ihren eigenen Booten zur Flotte, wo bereits die Vorbereitungen zu einer ehrenvollen Bestattung getroffen worden waren. Es war ein Auftritt voll der tiefsten Rührung. Die Wogen des Ozeans sollten das Grab eines Kapitäns werden, von dem Nelson selbst sagte, er habe verdient, daß sich ihm die Pforten von Westminster öffneten. So wenig die englischen Seeleute gewohnt sind, ihre Rührung sehen zu lassen, so daß man sie oft schon unempfänglich für sanftere Gefühle genannt hat: so waren doch die rauhen Gesichter der Meisten von einer nachdenkenden Wehmuth verklärt, und aus manchem lang vertrockneten Auge stahl sich eine Thräne, in der Erinnerung der vielen Gefahren und Abenteuer, die man gemeinschaftlich bestanden. Die ganze Mannschaft wohnte in tiefem Schweigen, mit gefalteten Händen, auf dem Verdecke der feierlichen Handlung bei. Die Leichen standen auf dem Oberlaufe, und in ihre Särge legte man mehrere Kugeln von schwerem Gewichte, um sie desto schneller untersinken zu machen. Während der Kapitän Thompson das Grabgebet vorlas, herrschte die tiefste Stille, und unbeschreiblich war der Eindruck auf alle Gemüther, als die Särge in den Schoß des Meeres versenkt wurden, in dem Augenblicke, als Kapitän Thompson die Schlußworte des Gebetes aussprach, wie sie bei den Leichenbegängnissen eines auf dem Meere verstorbenen Mannes üblich sind: „Wir übergeben die Ueberreste dem Ozean, um darin zu verwesen, indem sie des Tages der Auferstehung harren und des künftigen Lebens, das uns unser Erlöser Jesus Christus verheißen hat, der bei seiner Ankunft durch seine Allmacht unsern armseligen Leib verwandeln wird, auf daß er seinem glorreichen Leibe ähnlich werde."

Vermischte Nachrichten.

Als Beweis für die unter einem Theil der französischen Jugend herrschenden Unsittlichkeit erzählt die „Gazette des Tribunaux" folgenden schauderhaften Vorfall: „Ein Saint-Simonist, Namens Curton zu Narbonne, des Daseyns längst schon überdrüßig, wollte sich desselben nur nach Verübung einer Schändung und eines Mordes entledigen. Ein schönes junges Mädchen war es, das dieses Ungeheuer zum Opfer ausersehen hatte. Schon seit geraumer Zeit bot Curton Alles auf, die Einbildungskraft des armen Geschöpfes zu entflammen und ihr Herz zu verführen. Versprechungen, Drohungen, schlüpfrige Romane, in denen Laster und Selbstmord gepredigt werden — Nichts sparte der Verführer, um ans Ziel zu kommen. Endlich des langen Widerstandes, den er erfuhr, müde, wußte er die Unglückliche eines Abends ans Meeresufer zu verlocken, wo Scheußlichkeiten verübt worden seyn mußten, die sich hier nicht wieder erzählen lassen. Am folgenden Morgen fand man zwei Leichen; die des Mädchens, dem durch einen Pistolenschuß das Rückgrat zerschmettert war, die andere ohne Kopf und furchtbar verstümmelt; man glaubt, daß der Unmensch mittelst einer Petarde sich den Kopf abgerissen. Aus seinen von den Gerichten in Beschlag genommenen Papieren ergab sich, daß er unter den Saint-Simonisten einen hohen Rang einnahm. In einem seiner Briefe bemerkte man folgende Stelle: „Genuß und dann Tod! Welches Glück, ein Weib, das man liebt, mit Gewalt oder mit ihrem Willen dahin zu bringen, daß sie sich hingibt, und dann in dem Augenblicke, wo sie in der Trunkenheit ihrer Seele das Universum und sich selbst vergißt, ihr den Todesstreich zu versetzen!"

•

Im Jahre 1300 ging, in Folge eines zwischen der Bürgerschaft von Grenoble und dem Gouverneur Boucicaute entstandenen Zwistes und einer Beleidigung, die der Stadt von einem Diener des damaligen Dauphins Ludwig widerfahren war, ein Zweikampf zwischen dem Ritter und einem Bürger vor sich, in welchem letzterer Sieger blieb. Im Jahre 1832 fiel in derselben Stadt aus gleicher Ursache zwischen einem Offizier des 35 Regiments, Namens Reynach, und einem jungen Bürger, Namens Gautier, mit Erlaubniß des Generals Delort ein Duell vor, das so ziemlich einem der alten Gottesgerichte gleich sah. Auf der Brücke von Pie Pierre trafen beide Gegner zusammen, umgeben von ihren zahlreichen Freunden und Sekundanten. Abtheilungen von Dragonern hielten das Volk zurück. Die Kämpfer werfen die Röcke ab, die Säbel blitzen in ihren Händen, und nach wenigen Gängen stürzt der Offizier, durch einen Hieb in die Seite verwundet, zu Boden. Die Civilbehörden hatten, in der Absicht, den Zweikampf zu hindern, einen Haftbefehl gegen Gautier erlassen, allein die Gendarmen kamen erst, als die Sache schon abgethan war.

•

Herr von Chateaubriand bestellte im Jahre 1829, während seines Aufenthaltes als französischer Gesandter in Rom, für den berühmten Maler Nicolaus Poussin bei Vandoyer ein Denkmal, das jüngst vollendet und in der Kirche von St. Lorenzo zu Rom aufgestellt wurde, wo Poussin begraben liegt. Die halbkolossale Büste des verewigten Künstlers, die auf dem Grabmale steht, ist von Lemoin's Meißel.

Am 1 April fand zwischen einem Bootsmanne, Namens Wheatley, der vierzehn Steine wog, und einem jungen Menschen, Namens Jelly, der nur eilf Steine wog, ein Faustkampf statt, der 2¾ Stunden dauerte, während welcher Zeit sie 111 Gänge machten. Am Ende wurde Wheatley völlig blind und furchtbar zerschlagen weggebracht. Seine Frau und seine Schwester waren Zuschauer, und machten, als er den Kürzern zog, ihrem Zorne in den ungemessensten Ausdrücken Luft.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 119. 28 April 1832.

Die Tuilerien im Jahre 1816.

(Fortsetzung.)

Als sich das Ministerium von der Majorität trennte, trat diese bis jetzt im Stillen gebliebene Opposition der Kammerherren hervor; allein der König hörte selten auf ihre Ansichten, und verlangte sogar, daß die Hofleute seines Hauses den seinigen folgten. Ludwig XVIII mußte bei diesen seinen Kammerherren, die ihn indeß stets umgaben, wenig geistigen Gehalt finden. Der Herzog von Aumont hatte feine und elegante Manieren, die Herzoge von Duras und Chatre zeichneten sich durch nichts Anderes aus. Der König behielt sie in ihren Stellen von Geburts wegen oder aus Etikette; sie waren Abkömmlinge großer Häuser, Freunde und Gefährten seines Unglückes, und obgleich Ludwig XVIII durch die Charte die Gleichheit der Rechte anerkannt hatte, so würde er in Hofchargen doch nie Leute geduldet haben, die nicht gute Stammbäume und edle Wappenschilder aufzuweisen hatten. Es lebten in ihm noch die Grundsätze und edlen Vorurtheile Ludwigs XIV und Ludwigs XV. Der Graf von Blacas, den der König so sehr liebte, und dessen Ungnade seinem Herzen so viel kostete, bekleidete die Stelle eines Großmeisters der Garderobe (grand maître de la garderobe).

Indeß befand sich Herr von Blacas nicht am Hofe; man hatte ihn nach Neapel gesandt, um die Vermählung des Herzogs von Berry einzuleiten, und später wurde er zum Gesandten bei dem römischen Stuhle ernannt. Der König unterhielt mit ihm einen vertrauten Briefwechsel, aber es lag in seinem Charakter, fast stets seine Günstlinge zu vergessen, wenn sie sich von seiner Person entfernten. So sehr er sie vertheidigte, und in Schutz nahm, so lange sie sich in seiner Nähe befanden, so schnell gab er sie auf, wenn sie einmal entfernt waren. Die zwei andern Garderobemeister (maîtres de garderobe) waren gleichfalls Edelleute von Namen und Wappen; der Marquis d'Avaray und der Marquis Boisgelin; letzterer stand in hohen Gnaden bei Monsieur, und erhielt sich vollkommen in der Gunst des Hofes, obgleich er ein vertrauter Freund des Fürsten Talleyrand war.

Die Stelle eines Großstallmeisters blieb unbesetzt, und Ludwig XVIII pflegte außer dem eigentlichen Grund, der Ersparung, im Scherz noch andere Ursachen davon anzugeben. „Die erste und schönste Pflicht des Großstallmeisters," sagte er, „besteht darin mir zu folgen, wenn ich zu Pferde meinen Einzug in eroberte Städte halte, und ich denke nicht, daß ich bei meinem Alter und meinen körperlichen Leiden noch viele Städte erobern werde. Man würde über mich lachen, wenn ich alle Jahre, wie es der Brauch vorschreibt, zu dem Großstallmeister sagen wollte: „Mein Vetter, laßt meinen königlichen Helm, meinen Waffenrock, meinen Schild, meine Panzerhandschuhe und meine Sporen in Stand setzen." — Die Stelle des Großjägermeisters war gleichfalls unbesetzt. Der Graf Girardin, der tüchtigste Schütze von Frankreich, führte bloß den Titel eines die Jagden kommandirenden Kapitäns, den er mit dem Baron d'Hannecourt, dem Kapitän der Parforcejagden, theilte.

Der Marquis von Dreux-Brézé bekleidete die Stelle eines Großzeremonienmeisters, die seit Ludwig XIV in seinem Hause erblich war. Der König ehrte die alten Gebräuche und Herkommen, und obgleich er keine besondere Vorliebe für den Herrn von Dreux-Brézé hatte, so bewahrte er ihm dennoch sorgfältig sein Vorrecht, das in der Anordnung aller feierlichen Begängnisse, der Vermählungen, Taufen in der königlichen Familie, der Einführung der fremden Gesandten bei feierlichen Audienzen u. s. w. bestand. Hiezu muß man noch die vier Kapitäne der Garden fügen: Den Herzog von Croi d'Havré, einen Mann von mäßigen und nachgiebigen Gesinnungen, den Herzog von Grammont und den Fürsten von Poix, gleichfalls von vernünftigen Ansichten, und den Herzog von Luxemburg, dessen edle Armuth zum Sprüchwort geworden war, da er bloß von seinem Dienstesgehalte lebte. Alle vier waren Generallieutenante, aber von so beschränkten militärischen Fähigkeiten, als man es sich nur denken kann; so zwar, daß man den Herzog von Berry sagen hörte: „Nehmt die Namen der vier Kapitäne der Garde, werft sie in einen Hut, zieht auf gut Glück einen davon heraus, und ihr werdet einen . . . ." Die Höflichkeit verbietet uns den Satz zu vollenden. Zuletzt kamen die Gouverneure der königlichen Schlösser. Diese Stellen waren Belohnungen alter Dienste und geprüfter Treue; der Fürst von Poix war Gouverneur von Versailles und Trianon; die Tuilerien, die dem Hofzeremoniell gemäß nur den zweiten Rang einnahmen, hatten zum Gouverneur den Marquis de Champcenets; St. Germain den Grafen Bozon de Perigord; Compiègne den Vicomte von Montmorency; Fontainebleau den Herzog von Coigny; Rambouillet den Herzog von Sérent; das Louvre den Grafen de Vaudreuil. Alle diese zusammengenommen, bildete Das, was

man den Hof nennt. Ludwig XVIII übte auf alle seinen Einfluß, wie schon gesagt; dagegen war ihre Einwirkung auf den König nicht minder von Bedeutung. Es bedurfte eines Kopfes von sehr glücklichen Anlagen, und sehr kräftigen Willens, um dem fortwährenden Einfluß jener Edelleute zu widerstehen, die durch Geburt bevorrechtet, stets um den König waren, und ihm täglich dieselben Klagen und dieselben Bitten vernehmen ließen. Die Könige sind keine höheren Wesen als andere Menschen, und die entschiedenste und festeste Gewissenhaftigkeit hat Augenblicke, wo sie ganz aufhört. Diese ungestüme Aufdringlichkeit der Höflinge schadete dem konstitutionellen Systeme ungemein; denn sie untergrub allmählich alle guten Absichten des Monarchen und lähmte durch unaufhörliche Quälereien und eigennützig berechnetes Schmollen den besten und redlichsten Willen.

Jeder Prinz des königlichen Hauses hatte gleichfalls seinen eigenen Hof, der mehr oder minder auf seinen Geist einwirkte. „Monsieur" hatte eben so wie der König seine Kammerherren: die Herren de Maillé, und Fitz-James, die mehr seine Freunde als Diener waren. Seine königliche Hoheit fesselte mehr, als Ludwig XVIII, da er mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe liebte. Sein Hof bildete einen Bund unbedingt der Person des Fürsten ergebener Freunde. Man zählte unter diesen Gentilshommes d'Honneur: den Vicomte de Latour du Pin, de Laroche Aymon, de Sesmaisons, de Chabrillant, de Bourbon-Busset. Der Graf Armand de Polignac war sein Oberststallmeister. Die dankbaren Erinnerungen des Prinzen gingen bis auf die kleinsten Dienste, die man den Bourbonen in einer Verschwörung oder der Verbannung geleistet, zurück, und Charles d'Hozier, ein in der Verschwörung des Georges Cadondal von Napoleon Begnadigter, war Monsieurs Hofstallmeister (écuyer cavalcadour). Die Kapitäne seiner Garden waren gleichfalls zwei Gefährten seines abenteuerlichen Unglücks: der Graf Franz d'Escar und der Graf Puységur. Unter seinen Adjutanten befand sich sein Herzensfreund der Marquis de Rivière, dessen ritterliche Ergebenheit an die alte Vasallentreue des vierzehnten Jahrhunderts erinnerte, ferner die Grafen Julius von Polignac, de Bruges, de Bouillé, Alexis de Noailles, der Marquis de Vibraye. Die Generale Bordesoulle und Digeon, zwar Soldaten des Kaiserreiches, aber dem Pavillon Marsan zugethan, gehörten gleichfalls zum Generalstabe Monsieurs.

Der kleine Hof des Herzogs von Angouleme war gewissermaßen das treue Nachbild von dem Hofe seines Vaters. Der Herzog von Damas, bekannt durch seinen ungebildeten und beschränkten Geist, war sein erster Kammerherr. Der Herzog von Guiche sein Oberststallmeister, zeichnete sich durch Wohlgestalt aus, seine Toilette, der Zuschnitt seiner Kleider, sein Gestüte und seine Pferde machten sein einziges Studium aus. Die ersten Kammerherren und Adjutanten Se. königlichen Hoheit gehörten alle der Emigration an; sie waren der Vicomte d'Escars, der Baron von Damas, der Graf Melchior Polignac und Louis de Saint-Priest. Der Graf von Champagny, von der neuen Armee, begann auf den Prinzen einigen Einfluß zu gewinnen, der in dem Maaße zunahm, als Se. königliche Hoheit sich von der Idee ergriffen fühlte, daß er zu einer neuen Umschaffung des militärischen Systems von Frankreich berufen sey.

Der Hofstaat von Madame, der Herzogin von Angouleme, war ganz von dem ihres Gemahles getrennt. Dieser Hof war fromm und kalt. Herr de la Fare, erster Almosenier, hatte weniger Einfluß auf die Herzogin als der Abbé de Vichy. Das ganze Personal der Hof- und Kammerdamen war in jenem frömmelnden Geiste gebildet. Die Frauen von Serent und von Damas schienen das größte Vertrauen der Dauphine zu genießen, die mit ihrer besondern Vorliebe auch die Frauen de Bearn, de Gontaud Biron, die Vicomtesse de Vaudreuil, die Marquise de Rougé beehrte. Unter den guten Werken der Mildthätigkeit und des Gebetes mußten der Prinzessin freilich einige Liebesschwächen sorgfältig verborgen werden. Der Chevalier d'Honneur von Madame war der fromme Vicomte de Montmorency, und ihr Oberststallmeister der Vicomte d'Agoult.

Ein fröhlicherer Hofstaat umgab den Herzog von Berry. Der Graf de Laferronnays besaß die ganze Freundschaft des Prinzen, bis ein Streit um eine Ehrensache sie trennte. Hofcavaliere und Adjutanten entsprachen alle dem Charakter des Prinzen: es waren die Herren de Mesnard, de Clermont-Lodève, de Chabot-Rohan, de Brissac, d'Astorg, de Choiseul, de Beaufremont und de Coigny. Jugendübermuth, Galanterie und Herzensgüte herrschte an diesem Hofe von jungen Männern.

Der Herzog von Orleans hatte noch keinen Hofstaat gebildet; dafür war er damit beschäftigt, ein Conseil für Prozeßangelegenheiten und eine Intendanz für seine Domänen und Finanzen zu bilden. Dieß lag im Charakter des Prinzen. Der Chef dieses Conseils war der gelehrte Präsident Henrion de Pansey, dem der Herzog nach Borel de Bretizel und den Präsidenten Amy beigab, der seitdem in den Jahrbüchern der Wahlen so bekannt geworden ist. Nicht so war es mit der Umgebung des Prinzen von Condé und des Herzogs von Bourbon. Alle alten Hofchargen wurden in ihren Palästen wieder eingeführt. Es gab in dieser Hierarchie sogar einen Vitzdom (Vidame), eine Würde, von der es, unter einer konstitutionellen Regierung, jedem Andern außer dem Prinzen von Condé schwer gefallen seyn würde, eine Erklärung zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

II. Schluß.

Gegen die Wiederherstellung des Freihafens von Neapel kann man, außerdem daß diese Maßregel zur Kontrebande einladen und der Nationalindustrie den Todesstoß geben würde, auch noch Dieß einwenden, daß Freihäfen in der Nähe rings herum Gelegenheit zum Waaren-Absatz (débouchés) haben müssen, so wie Marseille, Genua und Triest, welche Deutschland und die Schweiz, und Livorno, welches die päpstlichen Staaten versorgt, ohne ihren eigenen Bedarf in Anschlag zu bringen. Neapel hingegen, am äußersten Ende von Italien gelegen, hat nicht denselben Vortheil wie jene Plätze, und eine Aufhäufung von fremden Waaren, unter denen man auch diejenigen zuließe, die Gegenstände hiesiger Fabrikation sind, könnte, wie gesagt, nur von den nachtheiligsten Folgen seyn. Freilich könnte sich Dieß in der Folge ändern, wenn Griechenlands

Wiedergeburt, und die Civilisation des Orients solche Absatz-Quellen für Neapel eröffneten. Aber Dieß muß man erst abwarten, und nicht die Sicherheit der Gegenwart einer ungewissen Zukunft aufopfern.

Selbst mit dem Handel in öffentlichen Fonds ist der Neapolitaner jetzt vertraut geworden. Nach den Begebenheiten von 1820 waren es bloß Fremde, die die Kapitalien hergaben, welche die Vermehrung der öffentlichen Lasten anzuleihen nöthigte, und wodurch die Staatsschuld von 1,400,000 Duc. auf beinahe 5 Millionen Duc. Rente sich vermehrte, wovon daher drei Viertheile jährlich aus dem Lande gingen. Glücklicherweise haben jetzt die Inländer das Sinken der Fonds und den panischen Schrecken der fremden Kapitalisten in dieser letztern Zeit benutzt, um mit diesen Papieren ihre Portefeuilles zu füllen.

Das Aufblühen und die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues, und die daher entstehende Verminderung der Einfuhr und Vermehrung der Ausfuhr, *) die vermehrte Einnahme von den indirekten Abgaben durch Unterdrückung der Contrebande, endlich das Vertrauen des Volkes in die Regierung, und seine entschiedene Abneigung gegen Alles, was den gegenwärtigen Zustand, welcher der Civilisation, den Sitten und Bedürfnissen des Landes angemessen ist, bedrohen könnte, Dieß Alles waren eben so viel Beweggründe, welche die inländischen Kapitalisten zu Anlegung ihrer Gelder in neapolitanischen Renten antreiben mußten, und auf diese Art ist ein großer Theil derselben, sonst auf den Märkten in Holland und Paris schwebend, zu dem geringen Kurse von 55 — 60 nationalisirt worden.

Wahr ist, daß zu derselben Zeit die öffentlichen Fonds überall im Mißkredit waren, aber eben dieser Eifer im Kaufen stellte hier diesem Sinken ein Ziel, und in der Folge wird der Kredit von Neapel nicht mehr gänzlich von dem Eigensinne, derBöswilligkeit und dem Irrthume des Auslandes abhängen.

S. M. der König Ferdinand II hat den Antritt seiner Regierung durch Maßregeln bezeichnet, die seinen festen Vorsatz beweisen, die Finanzen seines Reiches zu verbessern, denn eine weise und wohl verstandene Sparsamkeit ist die beste Gewähr des öffentlichen Kredits, welcher übrigens auch in der Gewissenhaftigkeit der Regierung in Erfüllung ihrer Verpflichtungen, so wie nicht minder in den Anstalten zur Tilgung der öffentlichen Schuld, seine Bürgschaft findet.

Man kann auch hier von dieser Letztern behaupten, daß sie, wenn das Land so fortschreitet, eher ein Grund des Wohlstandes für dasselbe, als das Gegentheil davon ist. Diese Schuld, die den Administrator wachsam erhält, ist, indem sie ihn vorzüglich zum Tarif bewog, eine mitwirkende Ursache des Aufblühens der hiesigen Industrie geworden. Die Noth war es, welche Hülfsquellen entdecken ließ, die ohne dieselbe vielleicht noch lange verborgen geblieben wären.

*) Schon das Sinken der Kurse bestätigt die Wahrheit hievon. Die beständige Höhe derselben reizte zur Ausfuhr des gemünzten Geldes, als Austausch für die Einfuhren und zur Bezahlung der Interessen der neapolitanischen Rente im Auslande. Jetzt könnte der Kurs nur wieder dadurch neigen, daß viel baares Geld hieher zurückkehrte.

A. d. R.

Es kann nicht geläugnet werden, daß eine Nationalschuld das Band zwischen Regierung und Regierten fester knüpft, und daß in denen, die dabei interessirt sind, dieses Interesse Ideen hervorruft, indem es sie antreibt, sich von den allgemeinen Verhältnissen zu unterrichten. Und es ist ferner klar, daß Dieß zur Erweckung und Fortpflanzung von Aufklärung und Bildung von den wohlthätigsten Folgen seyn muß.

Man beschuldigt die Staatsschuld, daß sie die Kapitalien der Industrie entzieht. Dieß ist ein grober Irrthum, und eine ungerechte Beschuldigung. Kapitalien, die bloß durch Interessen dargestellt werden, vervielfältigen sich ins Unendliche, und für einen Augenblick der Regierung geliehen, kehren sie bald wieder dorthin zurück, wo sie hergekommen waren, und bleiben so in stetem Kreislaufe, welcher die Bewegungskräfte der Produktion vertausendfacht. Nichts kann Dieß besser beweisen als das Beispiel Englands, wo der Nationalfonds durch dreiprozentige Interessen dargestellt wird, und so schwer wie diese Interessen auch aufzubringen sind, wie blüht nicht dennoch dieses Land!

Sz.

Ursprung der Stadt Nikolajew.

(Aus der nordischen Biene.)

Nikolajew, der Aufenthaltsort des Oberkommandanten der Flotte des schwarzen Meeres, wo auch die Schiffe für die letztere gebaut werden, ist eine von den Städten des weiten Rußlands, welche, in den menschenleeren Steppen jenseits des Dnepers sich erhebend, in weniger als einem halben Jahrhundert zu einer Blüthe emporstiegen, daß sie sich mit den wohlgeordnetsten und schönsten Städten des russischen Reichs in die Reihe stellen können. Vor achtundvierzig Jahren bestand Nikolajew noch nicht; die weite Landstrecke, welche jetzt das Gouvernement Cherson heißt, war öde und beinahe unbewohnt; die Nähe der türkischen Gränze, welche damals durch das linke Ufer des Bug gebildet wurde, war Ursache, daß die linke Seite des Flusses, mehr nach der Mündung zu unangebaut blieb. Otschakow drohte gleich einem mächtigen Riesen jeden zu zertreten, welcher es wagen mochte, sich in seiner Nähe anzusiedeln. Der zweite türkische Krieg unter der Kaiserin Katharina II, ein Krieg, welcher für Rußland wegen seiner Dauer schwierig war, aber seine Heere mit neuen Siegen krönte, die russische Flotte des schwarzen Meeres ins Leben rief, und ihr ein glänzendes Daseyn verschaffte, war wohlthätig für die neu russischen Lande. Er dehnte die Gränzen aus, und gab zugleich mit der Entfernung des Kriegsschauplatzes von den ehemaligen südlichen Gouvernements Rußlands diesem Reiche neue Städte, welche entweder durch ihre bequeme Lage in militärischer Hinsicht oder durch ihren blühenden Handel von Bedeutung waren. In die Zahl der ersten gehört Nikolajew.

Eines der glänzendsten Ereignisse in der russischen Kriegsgeschichte ist die Einnahme von Otschakow, welches viele Jahre lang der Schutz und die Hoffnung der Türken gewesen war. Einmal sah diese wichtige Festung die Russen in und außerhalb ihrer Mauern; zum zweitenmal wich sie ihrem Muthe am 6 Dezember 1788. Die Ehre dieser That gebührt dem Fürsten Potemkin. Zum Andenken an den Fall von Otschakow und zu Ehren des heiligen Nikolaus, an dessen Tage die Eroberung geschah, legte der Fürst von Tauris den Grund zur Stadt Nikolajew. Als er im Anfang des Jahres 1789 die otschakow'sche Steppe untersuchte, schenkte er der wohlgelegenen Stelle, wo der Fluß Ingul in den Bug fällt, eine besondere Aufmerksamkeit. Die Gewißheit, daß beim Abschlusse des Friedens Rußland die türkische Gränze noch weiter von sich entfernen werde, und der Vorzug, welchen dieser Ort im Vergleich mit Cherson für den Schiffbau hatte, bestimmte Potemkin ohne Zeitverlust zur Anlage einer Schiffswerfte zu schreiten. Die Ausführung wurde dem Staatsrathe Phalejew, einem thätigen Beamten übertragen. Dieser legte auf Befehl des Fürsten bei der Mündung des Ingul zwei Schiffsdocken an, und am 27 August desselben Jahres noch erhielt der Ort den Namen Nikolajew.

Die ersten Arbeiter, welche zum Bau der Nikolajewschen Werfte ver-

wendet wurden, waren damalige Verbündete der Türken, gefangene Schweden. Im September wurde ein Infanterieregiment aus Tula und 700 Rekruten dahin beordert, und im Oktober aus der Eparchie von Tschernigow 112 Kirchendiener mit ihren Familien dahin geführt, welche auch die ersten Einwohner der Stadt waren. Die Kriegsbauten wurden dem Ingenieur-Major Devolant, die Civilbauten dem Architekten Starow übertragen. So wurde Nikolajew gegründet.

In der Tiefe seines Herzens dem heiligen Nikolaus für seinen Schutz dankbar, beschränkte sich Potemkin nicht darauf, der Stadt seinen Namen beizulegen, sondern befahl auch im November des Jahrs 1789 eine Fregatte von 46 Kanonen zu bauen, die er gleichfalls nach dem heiligen Nikolaus benannte. Der Bau der Stadt und des Schiffes beschäftigte den Fürsten unaufhörlich, und fast in jedem seiner Briefe an Phalejew drang er auf Beschleunigung der Arbeit, welche auch in der That so rasch von statten ging, daß schon im August 1790 das Schiff von Stapel gelassen werden konnte, und Nikolajew bereits den Namen einer Stadt verdiente. Potemkin liebte diesen Ort, welchen er seine Schöpfung nannte, ungemein. In seiner letzten Krankheit wünschte er in Nikolajew zu sterben; er eilte dahin, aber das Schicksal bestimmte ihm sein Ende, mitten in einer öden Steppe, wo weder ein Haus, noch Menschen sich fanden, Alles aber an seine Verdienste um Rußland erinnerte.

Vermischte Nachrichten.

Als Paganini nach England ging, bemerkt der Figaro, behauptete Jedermann, er werde die Seefahrt nicht überstehen können, und wenn auch, den Nebeln und Kohlendämpfen Londons erliegen. Man verzweifelte daran, ihn wieder zu sehen. Paganini hat Alles überstanden: Steinkohlen, Nebel und Meer; er kehrte gesund und dick nach Paris zurück. Die herrliche Gesundheit Paganini's nach seiner Reise in die drei vereinigten Königreiche, wo er 500,000 Franken gewonnen hat, wird den gelehrten Abhandlungen des Doktors Chretien von Montpellier, über die Anwendung des Goldes in der Pharmazie, ein bedeutendes Gewicht geben. Paganini's System scheint bewunderungswürdig für diese Behandlung geeignet; nur muß bei ihm statt der innerlichen Anwendung und der kleinen Gaben von Gold die Kur äußerlich und in großer Quantität vor sich gehen. Man möchte fast wetten, daß wenn Paganini stirbt, und man ihn in einen massiven goldenen Sarg legt, eine Wechselwirkung statt finden könnte, wodurch der berühmte Violinist der Welt wieder geschenkt würde. — Die lächerlichsten Gerüchte haben sich übrigens seit Paganini's Rückkehr nach Paris über ihn verbreitet. Paganini ist ein Spieler. Alle seine Nächte bringt er am grünen Tische zu; den Tag verwendet er, die Kartenumschläge zu studiren; seine Blässe, seine hohlen Augen zeugen davon. Paganini ist voller Schulden; nicht einen Pfenning hat er von den fünfmalhunderttausend Franken, die er in England erobert, in die Hand bekommen; seine Gläubiger haben ihm einen Aufseher an die Hand gegeben, der die Einnahmen für sie in Beschlag nehmen muß u. s. w. Wir, besser unterrichtet, müssen hier Paganini das Wort reden. Allerdings, Paganini ist ein Spieler und noch dazu ein sehr großer — auf der Violin; Paganini bringt allerdings die Nächte zu — in seinem Bette, und wahr ist es, seine Blässe läßt schließen — auf Studien. Es ist wahr, daß Paganini 500,000 Franken gewonnen hat, und eben so wahr, daß er sie nicht mehr in Händen hat, weil er sie nach Genua geschickt und dort anlegen lassen. Paganini's Vermögen kann sich jetzt auf eine Million Franken belaufen, die in und um Genua auf sichere Hypotheken angelegt sind. Die letzte Erwerbung Paganini's war ein prächtiger Palast zu Genua, wo er ein musikalisches Konservatorium anzulegen gedenkt, in welchem junge Leute, welche Anlagen für die Violin oder ein anderes Instrument verrathen, unentgeldlich aufgenommen werden, und nach einer neuen, Paganini allein eigenen Methode Unterricht erhalten sollen.

*

Der „Figaro," der „Corsaire," das „Journal de Carricature" und die andern kleinen Pariser Blätter, unterlassen es nicht, fortwährend gegen die Cholera und Cholerafurcht mit den leichten Waffen ihres treffenden Witzes zu fechten. Der Figaro sagt: Man hat in der Kammer eines der ersten Cholerasymptome bemerkt — Kälte. — Die Aerzte haben ihren Kranken das Lesen des Moniteur und Messager verboten, deren Spalten voll Cholera sind. — Der Kampher kostet gegenwärtig dreißig Franken das Pfund; Herr Scribe will eine Niederlage davon errichten. — Einer unsrer besten Aerzte heilt die Cholera mit Punsch, ein anderer mit Eiß. Das Justemilieu dieser Kur wäre sonach Eispunsch. — Die Gerüchte von den Weinvergiftungen rühren wahrscheinlich von einem Mitgliede der Mäßigkeitsgesellschaft her. — Vormals flüchtete man bei einer Landplage in die Kirche, gegenwärtig drängt man sich, um der Cholera zu entfliehen, in die Restaurationen. — Wenn jetzt die Venus wieder auf die Welt käme, so würde sie einen Gürtel von Flanell tragen. — Der Salat ist durch die Gesundheitsvorschriften verboten, wenn er nicht mit Cajeputöl und Räucheressig angemacht ist. — In dem Augenblicke, wo man mehrere Patienten des Herrn Magendie beerdigen wollte, fand es sich, daß es betrunkene Leichen waren. — Wir haben den Prospektus eines Malers vor Augen, der anticholerische Porträts ankündigt. — Paganini gibt für die armen Cholerakranken ein Konzert. Die Cholera thut Wunder. — Die römischen Senatoren starben auf ihren kurulischen Stühlen; unsre erschrockenen Deputirten können wohl auf andern Stühlen sterben. —

Der „Corsaire" bemerkt mit größerer Bitterkeit: Karl X wollte aus Paris einen Kirchhof machen, die Doktrinärs ein Gefängniß, die Cholera hat das Justemilieu ergriffen und daraus ein Spital gemacht. — Alles, was den Geist anstrengt, ist während der Cholera schädlich. Die ministerielle Beredsamkeit ist sehr für die Gesundheit ihrer Zuhörer berechnet. — Auf vielen Einladungskarten ist zu lesen: „Man wird nicht von der Cholera sprechen." — Die Cholera, die in giftigen Ausdünstungen sich gefällt und lebt, ist in Indien, dem Lande der Wohlgerüche, geboren. Das Justemilieu, das im Schoße knechtischer Furcht sich gefällt und lebt, ist unter den Barrikaden, im Lande der Freiheit und des Muthes, geboren. — Die Cholera ist das letzte europäische Protokoll. — Das Volk hat keine Schuhe, und doch rathet man ihm, die Füße warm zu halten. — Der Erzbischof von Paris hat Denen Fleisch zu essen erlaubt, die kein Brod haben. — Die Kamille, der Thee, die Lindenblüthe und der Hollunder sind jetzt unter dem Namen der Kräuter des Justemilieu bekannt; offenbar weil sie schwitzen machen. — Casimir Perier ist nicht an der Cholera, sondern an zurückgetretener Popularität krank. — Das Budget ist die Cholera der Arbeit. — Die Krankheit des Conseilpräsidenten hat Herrn Guizot wieder ins Leben gebracht: die Cholera und die Doktrine reichen sich sonach die Hand.

*

Zu Chatellerault ist jüngst eine Frau im achtundachtzigsten Jahre ihres Alters verstorben, die in ihrem siebenunddreißigsten Jahre, alle Zeichen der Schwangerschaft und endlich auch wirklich Geburtsschmerzen fühlte. Diese hörten jedoch plötzlich auf, und die Dicke ihres Leibes verschwand. Dennoch blieb sie beharrlich auf ihrer Meinung stehen, daß sie schwanger sey, und befahl, nach ihrem Tode die Oeffnung ihrer Leiche vorzunehmen. Dieß ist nun geschehen und hat bewiesen, daß sie sich in ihrer Meinung nicht getäuscht hatte. Man fand einen nach Gewicht und Größe vollkommen ausgetragenen Fötus, der sich fast ganz verknöchert hatte.

*

Zwischen Pompeji und Herkulanum ist man nahe bei Bosco tre Case auf eine dritte verschüttete Stadt gestoßen, die einige Alterthumsforscher für das alte Taurania halten wollten. Die Verhandlungen der Akademia Ercolanense scheinen es aber jetzt mit Zuverlässigkeit herausgestellt zu haben, daß das erwähnte Taurania oder heutige Toro nahe bei Palma liegt, was fünf volle Meilen nordöstlich von Bosco tre Case entfernt ist. Man ist geneigt, es für Oplontis zu halten, eine Stadt, die nach den Berichten alter Schriftsteller zwischen Herkulanum und Pompeji, näher gegen das letztere hin, lag. Diese Lage entspricht ganz der von Bosco tre Case und es bleibt fast kein Zweifel übrig, daß künftige Nachgrabungen die angeführte Muthmaßung rechtfertigen werden.

*

In Tschesuen wurden, wie das „Kantonregister" berichtet, dreiunddreißig vagirende Advokaten aufgegriffen, die arbeitslos die Einwohnerschaft zu Streitigkeiten aufhetzen wollten, und nun ihrer Strafe harren. — Gewiß ein Land, wie China, wo die Advokaten brodlose Vagabunden sind, verdient den Namen des himmlischen Reiches mit Recht!

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

№ 120. 29 April 1832.

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Die Bewohner des Bezirks von Cassondeh sind nicht so zahlreich, als die von Biheh, schienen auch nicht von einem so kriegerischen Geiste belebt, doch war ihr Aussehen wilder. Ihre Sprache ist von der der Bihens sehr verschieden, und hat eigene Ausdrücke, die, wie ich erfuhr, der Sprache eines mehr gegen Osten wohnenden Volkes entlehnt sind. Ich verstand immer, was sie sagten, und meine Dollmetscher sprachen ohne Mühe mit ihnen, wenn sie anders aufgelegt waren, zu antworten, denn sie sind etwas wortkarg. Ihr Auge ist feurig und drohend; sie scheeren nur den obern Theil des Kopfes. Dem Aberglauben sind sie, wie mir schien, nicht ergeben, so wie überhaupt nicht geneigt, den Befehlen ihrer Götter zu gehorchen, wenn diese nicht ihren Launen oder Leidenschaften schmeicheln. Sie sind sehr rachsüchtig und kennen die Giftpflanzen genau, deren sie sich gegen ihre Feinde zu bedienen wissen. Sehr veränderlich in Geschmack, Neigungen und Gewohnheiten, wandern sie oft wegen geringer Mißhelligkeiten von einem Theile des Gebietes in einen andern aus, greifen benachbarte Stämme an, und entführen deren Weiber nach ihren Dörfern, behalten sie jedoch nicht lange. Ist der Reiz der Neuheit vorüber, so schicken sie sie wieder nach Hause, wo ihre Männer, wenig um ihr Schicksal bekümmert, geduldig ihre Rückkehr erwarten, und sich über ihre Abwesenheit damit trösten, daß sie ebenfalls Frauen aus benachbarten Dörfern rauben.

Der Soba Cassondeh, der sich sehr gefällig zeigte, lud mich auf den folgenden Tag zum Feste des Nanaui, des Schutzgottes seines Stammes, ein. Er holte mich mit vielem Gepränge ab, führte mich vor den Tempel des Gottes und ließ mich neben sich sitzen. Nur mein Dollmetscher nahm Platz an meiner Seite, alle meine Träger blieben weit hinter uns; ich war wie sie ohne alles Mißtrauen. Das Fest begann. Zwei junge, ziemlich hübsche Mädchen, die Priesterinnen des Gottes, setzten sich vor die Thüre des Tempels; der Soba redete sie an, und forderte sie auf zu erklären, ob meine Ankunft im Lande von guter oder schlimmer Vorbedeutung sey; ob ich gekommen sey Gutes oder Böses zu thun, und ob man mich weiter ziehen lassen oder opfern solle. Ich sah jetzt das Gefährliche meiner Lage, auch meine Träger fürchteten für mich und machten sich schon fertig, zu mir durchzudringen. Alles kündigte an, daß es zum Handgemenge kommen werde; ich befahl also meinen Trägern, sich zusammenzuhalten und zu schweigen. Die jungen Mädchen sahen lange sehr bestürzt aus und brachten nicht ein einziges Wort hervor. Endlich klärten ihre Züge sich auf, und sie verkündeten, daß der Fremde ein Freund Gottes sey, und daß alles Böse, das man ihm thue, auf das Haupt des Urhebers zurückfallen werde. Alle Einwohner der benachbarten Senzalas waren bewaffnet zum Feste gekommen, um, da sie vermuthet hatten, der Gott werde den Tod des Fremden aussprechen, seinen Befehl auf der Stelle vollstrecken zu können. Sie waren mit dem Orakelspruche sehr unzufrieden, und murrten laut, wurden aber endlich ruhig, da sie meine Träger bereit sahen, den entschlossensten Widerstand zu leisten. Ein glücklicher Zufall hatte Tags vorher eine der Priesterinnen in die Nähe meines Zeltes geführt; nach meiner Gewohnheit machte ich ihr ein Geschenk von Glasperlen, einigen Schnupftüchern und einigen Ellen Band; Dieß rettete mir wahrscheinlich das Leben. So wie ich die von unabhängigen Negern bewohnten Länder betrat, hatte ich stets die Vorsicht gebraucht, mir die Priester und Priesterinnen der Götter zu Freunden zu machen, da ich mit Recht vermuthete, ihr Schutz werde mir bei diesen, in den tiefsten Aberglauben versunkenen Völkern nützlich seyn.

Ich war ohne alles Mißtrauen zum Feste gegangen, da die Beweise von Freundschaft, die mir der Soba gab, mich beruhigten; allein ich erfuhr später, daß er, sobald meine baldige Ankunft in der Stadt ruchbar wurde, Alles vorbereitet hatte, um mich zu opfern. Die Bratspieße waren schon aus dem Tempel gebracht worden, der Scheiterhaufen, den ich bemerkte, war bestimmt, um mich zu braten; die Schalen, in denen mein Blut aufgefangen werden sollte, standen auf den Opferblöcken, kurz das Fest sollte um so feierlicher und prächtiger begangen werden, da alle meine Neger zur Sklaverei und meine Waaren zur Vertheilung bestimmt waren. Höchst wahrscheinlich wäre jeder Widerstand in diesem stark bevölkerten Dorfe, in dem sich noch die Bewohner der benachbarten Orte eingefunden hatten, um an dem Festmahle von meinem Fleische, und der Vertheilung meines Eigenthums Theil zu nehmen, vergebens gewesen. Nach meinem Zelte zurückgekehrt, schickte ich den Priesterinnen heimlich noch andere Geschenke, und ließ ihrem Gotte artige Glaswaaren bieten, um Orakel zu erhalten, die mich gegen die Angriffe schützten, die man etwa gegen mich im Sinne hatte, wenn ich die Residenz dieses elenden, heuchlerischen Soba verlassen würde.

Ich machte mich am andern Morgen sehr frühe auf den Weg.

Kaum hatten wir zwei Lieues im Walde zurückgelegt, als wir ziemlich weit von den Häusern auf einen Hinterhalt von Negern stießen. Sie griffen die Leute unsers Vortrabes an, die jedoch, ohne die Fassung zu verlieren, ihre Ballen ablegten und Feuer gaben. Da sie indeß nicht stark genug waren, so würden sie endlich unterlegen seyn, wären ihre Kameraden nicht zu ihrer Hülfe herbeigeeilt; nun wurden aber viele der Räuber verwundet, und Weiber und Mädchen, die sich im Walde versteckt hatten, zu Gefangenen gemacht. Zwei meiner Träger waren schwer durch Pfeile verwundet worden, doch konnten glücklicherweise die Wirkungen des Giftes durch Anwendung heilender Kräuter noch zeitig genug unschädlich gemacht werden. Als wir zu den Wohnungen der Neger kamen, die uns angefallen hatten, fanden wir sie ganz verlassen; wir nahmen also die Lebensmittel, die wir vorfanden, und die uns sehr zu Statten kamen, mit uns. Meine Träger wollten Vieh und Geflügel forttreiben und die Hütten anzünden; es gelang mir indeß sie zu überzeugen, daß man seinen Feind nicht zur Verzweiflung treiben müsse. Man band den Gefangenen die Hände, kuppelte sie mit Stricken zusammen, und belud sie mit den Lebensmitteln. Es waren ihrer 52, Männer, Frauen und Kinder. Ich verbot sie zu mißhandeln, weil ich wußte, daß der Häuptling Cunhinga, bei dem ich zusprechen mußte, von unserm Abenteuer unterrichtet seyn werde. Es war zu vermuthen, daß die nähern Umstände desselben übertrieben und entstellt werden könnten, daß man mir Unrecht geben, und es daher nöthig seyn würde, daß die Gefangenen die Wahrheit bezeugten. Ich befahl sie mit Niemand verkehren zu lassen, und trug einem meiner Dollmetscher auf, sich in ihrer Nähe zu halten und mir zu berichten, was sie unter sich sprächen oder zu thun willens wären. Nachdem wir unsern Weg noch eine Strecke weit fortgesetzt hatten, lagerten wir in der Nähe eines nicht stark bevölkerten Dorfes, dessen Bewohner nicht so wild waren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tuilerien im Jahre 1816.

(Fortsetzung.)

Dieser ganze Hof war damals mit der bevorstehenden Vermählung des Herzogs von Berry beschäftigt. Der Herr von Blacas war, wie schon gesagt, nach Neapel geschickt worden, um darüber Unterhandlungen anzuknüpfen. Er fand dabei nicht die geringste Schwierigkeit. Das Königreich beider Sizilien war unter dem Einflusse des ältern Zweiges der Bourbone wieder hergestellt worden. Allein welchen politischen Zweck konnte man dabei im Auge haben? Was bot Neapel für politische Vortheile? Die Verbindung eines Sohnes von Frankreich mit einer russischen, österreichischen oder englischen Prinzessin war begreiflich, aber welches Gewicht konnte Neapel in die Wagschale legen? Vielleicht geschah es, um sich nicht ausdrücklich für ein System erklären zu müssen, vielleicht walteten auch katholische Triebfedern ob, daß man eine so unbedeutende Verbindung wählte. Die junge Prinzessin von Neapel war nicht schön, ihr Gesicht war unregelmäßig, aber voll Ausdruck, ihre Züge verriethen das italienische Blut, wie die der Töchter Siziliens, von denen Virgil spricht. Am 15 April wurde der Heirathsvertrag zwischen dem Marquis de Circello und dem Grafen von Blacas geschlossen. Am 25 beging man die kirchliche Feier, und die Prinzessin wurde dem Herzog von Blacas übergeben, und schiffte sich nach Marseille ein.

Der Herzog von Richelieu theilte der Deputirtenkammer die offizielle Anzeige dieser Vermählung mit, indem er zugleich eine Dotation für den Herzog von Berry verlangte. Diese Dotation war auf eine Million Franken festgesetzt worden, allein der König verminderte sie, in Betracht der schwierigen Zeitumstände, auf fünf Jahre um 500,000 Fr. Dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wurde für die Festlichkeiten und die durch diese Heirath veranlaßten Unkosten gleichfalls eine Million angewiesen. Zu gleicher Zeit bestimmte der König durch eine Ordonnanz die nöthigen Formalitäten, um den Civiletat der Mitglieder der königlichen Familie auszuweisen. Diese Urkunde sollten in den Archiven der Pairskammer niedergelegt werden. Die von dem Herzog von Richelieu gemachte Mittheilung entflammte die Majorität der Kammer zur Begeisterung: „Endlich," sagte der Marquis de Puyvert, „sind unsre sehnlichsten Wünsche in Erfüllung gegangen; eine junge Fürstin wird sich mit dem Bruder des Helden des Süden vermählen. Vereinigen wir unsere heißesten Gebete, auf daß aus diesem Bunde ein würdiger Sprößling des heiligen Ludwigs entspringen möge! Ich verlange, daß die Kammer dem Könige in einer Adresse die Gefühle zu erkennen gebe, von denen sie durchdrungen ist, und daß sie Se. Majestät bitte, jährlich eine Million mehr für die Civilliste, und zwei Millionen für die Kosten der Vermählungsfeierlichkeiten anzunehmen. Ich verlange, daß in allen Städten von mehr als 6000 Einwohnern freiwillige Subscriptionen eröffnet werden, um zu wohlthätigen Zwecken verwendet zu werden." — In der That wurde auch die Dotation erhöht; allein der Herzog von Berry ließ dem Herrn von Richelieu schreiben, er bestimme die 500,000 Fr., die ihm die Kammer mehr bewilligt habe, zur Erleichterung der Provinzen, die durch die Invasion gelitten; die Dotation des Herzogs von Berry und seiner Gemahlin blieb also auf 500,000 Fr. gestellt. Die Antworten des Königs und des Dauphins an die Kammern waren sehr huldreich. Ludwig XVIII sagte zur Pairskammer: „Ich bin gerührt von den Gefühlen, welche die Pairskammer bei einer so glücklichen Gelegenheit mir zu erkennen gibt. Ich wollte nicht allein das Glück meines Hauses, sondern auch das von ganz Frankreich vermehren; wenn ich meine Familie vermehre, so ist Dieß eben so viel, als wenn ich die Erben meiner Liebe für die Franzosen vermehre." — In Monsieurs Rede bemerkte man folgende Stelle: „Ich hoffe, meine Herren, daß das Ereigniß, welches die Vorsehung vorbereitet und herbeigeführt hat, das Glück Frankreichs sichern wird. Unser Stamm hat die Ehre und das Glück rein französisch zu seyn. Alle, die aus ihm entspringen, werden von ihm durchaus seine Gesinnungen erben." — Die Antwort des Herzogs von Berry war gemessener und hatte mehr politischen Ernst: „Ich danke dem Könige für die Erlaubniß, die er der Pairskammer ertheilte, mir ihre Gefühle ausdrücken zu dürfen; ich bin davon sehr gerührt. Das Ereigniß, das uns versammelt, wird dazu beitragen, das Glück unsers Vaterlandes zu sichern. Wenn ich mit Kindern gesegnet werde, meine Herren, so werden sie mit den Gefühlen der Liebe für die Franzosen geboren seyn, wie sie unsrer Fa-

milie angestammt ist. Ich werde sie erziehen in der dem Könige und der konstitutionellen Charte, dem unsterblichen Werke seiner Weisheit, schuldigen Ehrfurcht, jener Charte, die auf immer die Freiheit des Volkes und die Macht des Monarchen sichert."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kämpfe des russischen Heeres in Daghestan. *)

(Aus zwei Briefen in der nordischen Biene.)

Tarki, 30 Mai 1831.

I.

Die Festung Burnaja, welche sich auf einem senkrechten Felsen über Tarki erhebt, wurde am 26 Mai bei Tagesanbruch unerwartet von den Truppen Kasi Mullahs belagert. Der Verrath der Einwohner von Tarki, welche sich erboten, vereint mit den Russen zu handeln und unter den Kanonen der Festung Schutz begehrten, bahnten den Aufrührern den Weg bis zu den Mauern, so daß sie gleich im ersten Angriffe die Schießscharten von der Stadtseite einnahmen, und durch diese gegen die Garnison vordrangen. Noch am Abende desselben Tages fiel die einzige außerhalb der Festung befindliche Quelle mit der Mauer, die den Zugang zu derselben deckte, in die Hände der Belagerer. Als sie die Mauer durchbrochen hatten, stürzten sie sich haufenweise in einen benachbarten Pulverkeller, wo Patronen aufbewahrt waren, als plötzlich eine aus der Festung geworfene Granate den Pulverkeller in die Luft sprengte. Mehr als dreihundert Gortschen fanden ihren Tod, und Dieß minderte die Verwegenheit der Uebrigen; aber die Lage der Garnison ward darum nicht minder schrecklich. Der Feind schoß von den Höhen nach Belieben in die Festung und schickte sich mehrere Male zum Sturme an. Zudem war nur wenig Geschütz in der Feste geblieben, es fehlte an Waffen und an Mitteln, dem General Kochanow, der unsre Armeeabtheilung kommandirte, Nachricht zu geben. Zwei Wagehälse, die Dieß unternahmen, wurden niedergehauen; dennoch wankte der Muth der Besatzung nicht; Tag und Nacht dauerte das Feuer, wurden die Angriffe abgeschlagen. Wir außerhalb wußten inzwischen nichts davon, und verbrannten die Dörfer der empörten Daghestaner, welche um uns her alle Verbindungen abschnitten. Bei der Kolonie Musselim Aul weckte uns in einer Nacht plötzlich das Wirbeln der Trommeln. „Was ist Das?" Man schlägt den Generalmarsch; Alles schüttelt den Schlaf ab und kommt in Bewegung. Der General hat aus Burnaja einen Zettel erhalten, der ihm in einem Flintenlaufe überbracht wurde. Hier ist er: „Die Festung ist seit zwei Tagen belagert; die Quelle ist genommen, der Pulverkeller in die Luft gesprengt, von Stunde zu Stunde sehen wir einem entscheidenden Sturme entgegen." Verteufelter Lakonismus! Wir gingen nicht, wir kletterten unsern Brüdern zu Hülfe über den Berg, von dem Berge in Schluchten hinein, stets uns gegen nachsetzende Feinde vertheidigend. Aber das Gepäck belästigte uns, und der General, welcher sah, daß er mit dem ganzen Detaschement in der Nacht nicht nach Tarki kommen könne, entschloß sich, trotz der Gefahr abgeschnitten zu werden, zwei Abtheilungen Fußvolk, dreihundert muselmännische Reiter zu nehmen, und leichten Laufs nach der Festung zu eilen, um den Muth der Besatzung durch seine unverhoffte Ankunft aufzufrischen und den Feind von den Mauern zu entfernen, der nach neuern Nachrichten am andern Morgen Burnaja nehmen sollte. Ich befand mich dabei. Es begann zu dämmern. Im Laufe eilten wir den Berg hinab, zogen uns durch die Gärten, und unsre Kanonen donnerten gegen die von den Feinden besetzten Häuser. Freudenruf und Freudenfeuer antworteten uns aus der Festung. In diesem Augenblicke kamen die Haufen der Aufrührer von der steilen Höhe herab und überschütteten uns mit einem Hagel von Kugeln. Der General ließ sich nicht irre machen und führte uns vorwärts an den Weg. Von dem Kreuzwege noch warfen wir zwei Granaten in die Stadt, wandten uns dann rechts und gelangten glücklich auf den Kirchplatz am Meeresufer mitten durch den Feind, der einem solchen Ungestüm nicht widerstehen konnte. Das gesammte Korps kam in der Nacht an, von Kanonensalven aus den Verschanzungen herab begrüßt. Es muß bemerkt werden, daß Tarki neben dem Abhange eines Hohlwegs, der von Burnaja in Absätzen ans Meer hinabführt, eine halbe Werste in der Breite und anderthalb in der Länge gebaut ist. Man kann nicht anders vorüber kommen, als durch Gärten, die von zahlreichen Gräben und Erdaufwürfen durchschnitten und mit Dornenhecken umgeben sind. Außerdem hatte man in vielen Häusern Schießscharten durchgeschlagen, alle Straßen mit Gräben durchschnitten. Und diese Stadt, die mit tapfern uns an Zahl überlegenen Feinden überfüllt war, beschloß der General mit Sturm zu nehmen, denn davon hing die Rettung der Festung ab. Mit Tagesanbruch ließen wir zwei Kompagnien zur Bedeckung des Gepäckes zurück, bezeichneten uns mit dem Kreuze und gingen vorwärts wie zum Feste. Dem unerschrockensten Beobachter wäre das Herz erstarrt bei dem Anblicke, wie drei schwache Haufen Russen von drei Seiten gegen die weitläufige Stadt, begrüßt von einer mörderischen Kanonade, anrückten. Die erste Kette von Schützen schlug rasch den Feind aus den Hinterhalten im Centrum der Stadt, jagte ihn dann aus einer Schanze in die andere, drang mit furchtbarem Hurrah an die Häuser heran und begann eines nach dem andern zu stürmen. Eine Kompagnie, bestimmt, auf der rechten Seite die Festung zu deblokiren, bahnte sich mit dem Bajonnett einen Weg nach dem Gipfel des Bergs und warf den Feind gegen die Pflanzstadt Klachulai-Torkali. Ihr entgegen stürzten die vor Durst halb verschmachteten Einwohner, umarmten mit Freudenthränen ihre Retter und rannten dann nach der Quelle. Der Andrang dieser Kompagnie war so rasch, daß die Kumyken ihre Kessel mit Gemüse und Schaffleisch am Feuer ließen. Der Befehlshaber der Kompagnie stellte Schützen aus, um die nahgelegenen Häuser zu säubern, und befahl mit kaltem Blute die von den Feinden zurückgelassenen Speisen für seine Soldaten zu sammeln, schützte die Quelle und zog dann, als sie hinreichend Wasser für die Festung genommen hatten, wieder den Berg hinab, andern Kompagnien, die den Berg heraufkamen, entgegen. Inzwischen hörte der hartnäckige Kampf nicht auf; mehr als zehnmal stürzten die versteckten Kumyken und Tschetschenzen von neuem in den Kampf, und nichts ist fürchterlicher als der Anprall von Leuten, die zu sterben entschlossen sind; aber hier traf die Sense auf Stein: Unerschrockenheit brach sich an Unerschrockenheit; Gepanzerte starben unter den Bajonnetten ohne zu weichen; unsre Soldaten warfen sich in Haufen von 7 bis 10 Mann in die Verschanzungen, die mit 20 bis 50 Feinden besetzt waren, und stießen sie nieder.

Nirgends war der Kampf mörderischer als im Centrum. Die Kanonen, die dort die Mauern der Häuser erschütterten, eröffneten damit dem Feinde Schießscharten, aus denen in demselben Augenblicke die Gewehre abgefeuert wurden und in wohlgezielten Schüssen Tod auf Tod häuften. Der Befehlshaber des kurinschen Regiments, Oberstlieutenant von Diesterlo II, wurde von dem General nach der rechten Flanke abgesendet, um den Grabhügel, der die beiden Hälften der Stadt beherrscht, mit einer Batterie zu besetzen; er führte Dieß glücklich aus und gelangte bis ins Centrum, wo unsre Schützen ein Haus nach dem andern mit Sturm einnahmen. Fortgerissen in seinem Muthe, führte er sie zum Kampfe mit dem Bajonnett, verjagte die Feinde aus einer Verschanzung, rief die wiedergenommene Fahne in der Hand jauchzend aus: „vorwärts, Jungen! Hurrah!" und stürzte auf ein Haus zu; aber eine unglückliche Kugel in die Brust streckte den Unerschrockenen todt zu Boden. Wüthend hierüber, stürmten die Soldaten das Haus, aus dem der Schuß gefallen war, und brachten dem geliebten Anführer ein blutiges Todtenopfer. Von diesem Augenblicke an konnte man sie nicht mehr bereden, Gefangene zu machen. Endlich loderte die an mehreren Seiten angezündete Stadt in Flammen auf, und der schwarze Rauch des Brandes hing, vermischt mit dem weißen Pulverdampfe, über Tarki, gleich einer furchtbaren Wetterwolke, durch welche, gleich Blitzen, die Schüsse aus der Festung leuchteten, die von der Seite gegen die nach der Stadt zurückkehrenden mit einem Ausfalle begrüßten Aufrührer agirte. Das Schauspiel war schön und schrecklich zugleich; und Wer hat Dieß vollbracht? Nur die kühne oder glückliche Anordnung des Generals; nur die beispiellose Tapferkeit der Kurinitzen konnte über so viele Hindernisse und

---

*) Wir theilen hier zwei Briefe über Kriegsereignisse in einem Theile der Welt mit, von wo aus kaum eine Kunde in das civilisirte Europa gelangt. Die darin enthaltenen Berichte sind um so merkwürdiger, als sie aus russischem Munde ein naives Geständniß geben von der Art und Weise, wie man dort den Krieg führt; zugleich aber auch von dem stolzen Muthe, mit dem die Gebirgsvölker des östlichen Kaukasus sich gegen die russische Unterjochung sträuben. Besonders charakteristisch für den wilden Soldatengeist des russischen Heeres ist der Ton, der durch das zweite Schreiben geht.
A. d. R.

zahlreiche Feinde den Sieg davon tragen; Alle, vom Stabsoffiziere an bis zum letzten muselmännischen Schützen, kämpften bis zur äußersten Anstrengung; selbst Verwundete schlugen sich noch wie Löwen; mehrere Offiziere verließen den Kampf nicht, obgleich sie drei Wunden empfangen hatten, und ein Feldwebel stürzte sich in einen Haufen Gepanzerter, stieß zwei davon nieder, erhielt drei Schüsse und vier Säbelwunden und kehrte zurück, ohne sein Gewehr zu verlieren. Die Sonne sank, aber der Kampf tobte fort; die Hauptmacht des Feindes hatte die Flucht genommen, aber noch wehten drei Banner um ein festes Haus, in dem sich, wie man sagt, Kasi Mullah selbst mit etwa hundert seiner erlesensten Krieger befand, die er durch Fanatismus zur Tapferkeit entzündete. Um das Leben seiner ermatteten Soldaten zu schonen und das Gefahrvolle eines nächtlichen Kampfes erkennend, befahl der General zum Rückzuge zu blasen. Schön war es, wie unsre Soldaten mit vom fortwährenden Feuer schwarz gewordenen Gewehren, mit blutigen Bajonnetten und versengten Schnurrbärten aus dem Gefechte zurückkehrten. Mit Stolz blickten sie zurück an den Ort, wo eine unbeträchtliche Anzahl Feinde zurückblieb. Die Muselmänner zogen sich zurück, prahlend mit erbeuteten Waffen; in unsrer Hand blieben 20 kleine Standarten und 5 Ehrenfahnen. Wir umgaben die Stadt mit einer Postenkette und ruhten nach zwölfstündigem Kampfe am Meeresufer aus unter dem Widerscheine des nach und nach erlöschenden Brandes. Aechzen und Gemurmel tönte von der Stadt her. Am Morgen des 30 Mai's zeigte sich uns das furchtbare Schauspiel der Verwüstung, als wir, geführt vom General, durch die Ruinen von Tarki in die Festung einzogen. Das war ein Grab; die Häuser dampften, in vielen lagen verbrannte Leichname von Gortschen, die in den Flammen umgekommen waren. Die Straßen waren unwegsam wegen der Menge der Erschlagenen; in den Hofräumen und in den Verschanzungen lagen sie haufenweise (man zählte ihrer 1800). Ueberall erblickte man die Spuren der Verwüstung durch das grobe Geschütz, überall die Spuren des Mordes durch Blei und Eisen. Billige Strafe des Verraths! Aber das Herz ruhte aus von diesen Schrecken, als wir die geretteten Brüder umarmten. Es war sehenswerth, mit welcher Dankbarkeit sie ihren Retter, unsern würdigen General, bewillkommten! Mit welcher Freude sie uns empfingen, die sie wiederzusehen schon nicht mehr gehofft hatten! Alle Blicke, alle Herzen erhoben sich gen Himmel, und alle Augen durchzuckte eine Thräne der Rührung, als das furchtbare Hurrah! die Felsen des Kaukasus erschütterte.

II.

Pflanzstadt Gubden, 25 August 1831.

Du fragst, ob wir denn nach unserm Siege zu Tarki nicht auf unsern Lorbeeren ausruhen? Nein, mein Lieber! Die hohen Lorbeeren haben Dorne, wie Eure Rosen, und die Kugeln fallen uns hier so dicht, wie die Mandeln. Wir haben dem Heere Kasi-Mullahs am 19 Junius noch einmal ein Fest gegeben, und jetzt machen wir eine empfindsame Reise in die Berge, geben den Empörern bei jedem Zusammentreffen tüchtige Schläge, machen in ihren Raubnestern einen Gesundheitsrauch mit Schießpulver und legen sie Stein für Stein aus einander zum Auslüften. Folgende Thatsache, die ich Dir mittheile, ist wegen ihrer Originalität merkwürdig: Am 22 August, d. h. am Krönungstage des Kaisers, näherten wir uns der Pflanzstadt Kasanitschtschi, die schon seit langer Zeit eine Züchtigung verdiente für ihren wiederholten Verrath an den Russen und die eifrige Unterstützung, die sie den fanatischen Anhängern des Lügenpropheten Kasi-Mullah zukommen ließ. Wir erfuhren bei Zeiten durch Kundschafter, daß die Einwohner ihre Weiber und ihre Habe in unzugängliche Berge gebracht hatten; ein Theil von ihnen aber, verstärkt durch eine andere Schaar rebellischer Dagestaner, entschloß sich, in der Pflanzstadt selbst Widerstand zu leisten. Wer nicht in den kaukasischen Bergen war, kann sich keinen Begriff machen, welche Vortheile die mit Felsen besäete und von Schluchten durchfurchte Gegend, so wie die unregelmäßige Bauart der Tataren, einem Feinde geben, der sich darin festgesetzt hat. Jeder Garten mit seinen Gräben und geflochtenem Zaunwerke, jeder Kirchhof mit seinen aufrecht stehenden Grabsteinen bietet tausend Mittel dar, jeden Fußbreit Landes streitig zu machen, und sich auf jede Weise zu decken. Aber was ist für Russen, für Transkaukasier, unzugänglich? Die Königspistolen *) donnerten. — einige Granaten verkündigten in Kasanitschtschi unsre Ankunft, und augenblicklich umgab eine Kette flinker Schützen den nördlichen Zugang. Das Feuer begann auf beiden Seiten. Trommeln und dann Hurrah auf Hurrah erschallte weithin; endlich wurden die Feinde in die Stadt zurückgejagt — und das Feuerwerk begann. Der Kampf hatte einige Stunden gedauert. General Kochanew, der wie ein erfahrner Führer Alles anordnete, stellte sich gleich einem gemeinen Soldaten der Gefahr bloß, und die durch seine Tapferkeit ermuthigten Soldaten schlugen die Feinde aus den Verschanzungen und warfen sie aus einem Hause nach dem andern. Die Stadt fing an allen Ecken zu brennen an. Als die Lesghier sahen, daß sie sich nicht halten konnten, entwichen sie in die Berge... Die Stadt ward rein ausgeplündert und die Arbeit damit beendigt; kaum daß noch hie und da die Gränzschützen sich mit dem im Gesträuche fortkriechenden Feinde herumschossen. Die Stunde des Mittagsmahls war indessen herangerückt, und unser General lud seinen Stab und die Herren Offiziere zu einem leichten Mahle ein. Man kann denken, wie munter und aufgeräumt Alle waren! Von dem Hügel herab, an dessen Fuße die Stadt lag, bot sich uns ein reizender Anblick dar; die Bewegung des Heeres, das Gewehrfeuer, der in der Ferne fliehende Feind, dem unsre donischen und muselmännischen Reiter auf dem Fuße folgten, belebten ihn. Aber mehr als Alles erfreute uns, daß an diesem Tage, wo das entzückte Rußland die Krone auf das Haupt des würdigsten Czaren setzte, der Sieg einen neuen Kranz um seine Waffen wand. Als wir die mit Champagner gefüllten Pokale hoch erhoben auf die Gesundheit Sr. kaiserlichen Majestät, floh der Feind, der bis dahin unter Felsen und Gesträuch sich verborgen hatte, nach dem jenseitigen Abhange, und auf Befehl des Generals wurden zur Begrüßungssalve Granaten geworfen, die unter seinen Haufen zersprangen, und dazwischen hinein erscholl im Chor wie ein Siegeshurrah unser freudiges Lebehoch! Solche Minuten, mein Freund, lassen alle Mühseligkeit, alle Gefahren und alle Krankheiten des hiesigen Klima's vergessen!

*) Padischah-Topendschi, so werden die Kanonen von den Tataren genannt.

Vermischte Nachrichten.

Die Chinesen haben nur wenige Feiertage, und fast die einzigen sind die fünf Tage, welche ihrem neuen Jahre vorangehen. Diese bestehen aus einem ununterbrochenen Feste; sind aber mit einer Sitte verbunden, die Manchem die Freude versalzen mag. Gläubiger sind nämlich in China ebenso zudringliche Menschen als anderswo, und werden um diese Zeit dort für ihre Schuldner zu wahren Quälgeistern. Werden sie in ihren ungestümen Forderungen nicht befriedigt, und hat der Schuldner bis zur letzten Nacht des alten Jahrs nicht bezahlt, so setzt sich der Gläubiger in aller Stille vor die Hausthüre seines Schuldners. Sobald die Mitternachtstunde vorüber ist, steht er auf und wünscht letzterm ein glückliches neues Jahr. Bis dahin ließe sich Alles noch ertragen; allein wehe dem Schuldner nun, „er hat, wie man sich in China auszudrücken pflegt, fortan sein Gesicht verloren“ und Niemand wird ihm mehr auch nur um einen Heller Werth borgen.

*

In Frankreich ist auch unter den Thieren eine Art Cholera ausgebrochen, die besonders in dem Arrondissement Bourbon-Vendee unter den Pferden und dem Hornvieh große Verheerungen anrichtet. Das Uebel gibt sich Anfangs durch schwarze Bläschen auf der Zunge und am Zahnfleische kund, worauf die Thiere umfallen und unter heftigen Zuckungen und Krämpfen enden.

*

Möglichst genau entworfene Verzeichnisse von den in Paris lebenden Künstlern geben an: 1525 Maler, Lithographen und Zeichner; 151 Bildhauer, Kupferstecher, Holzschneider; Graveurs 310; Architekten 480; Compositeurs und bekanntere Tonkünstler 315; Musiker 1525, zu denen man noch 1500 gewöhnliche Musikanten zählen darf; im Ganzen 5804.

*

Sir Walter Scott beschäftigt sich, wie es heißt, gegenwärtig in Neapel mit der Ausbreitung eines neuen Romans, zu dem der Stoff aus der Geschichte der Malteserritter genommen seyn soll. Wahrscheinlich schöpfte er den Gedanken hiezu während seiner Anwesenheit in Malta.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 121. 30 April 1832.

Ampères Skizzen aus Schweden.

1. Der See Mellar. Stockholm und seine Umgebungen.

Ich schiffte mich zu Upsala auf einem der Dampfboote ein, die täglich auf dem See Mellar nach Stockholm gehen. Das Wetter war mild, der Himmel umwölkt; es war ein stiller melancholischer Herbsttag, der ganz zu der einförmigen, düstern Scenerie der Ufer des See's paßte. Niedere, abgerundete, waldbedeckte Felsen, eintönige Formen, eine unbelebte Aussicht, meist Tannen, die bis zum Ufer herab stehen, zuweilen Erlen, Eichen und Linden, hie und da einzelne Häuser von rothem Holz, einige Schlösser von moderner Bauart, deren weiße Mauern durch das Grün schimmern, das ist Alles was von Upsala bis Stockholm dem Auge begegnet.

Der See dehnt sich bald wie ein Fluß aus, bald bildet er ein weites Wasserbecken, und wechselt gleichförmig beide Gestalten, bis er am Ziele der Reise zum leztenmale sich ausbreitet. Dann sieht man, so wie man einen ziemlich engen Kanal verlassen hat, den Theil von Stockholm, der die Aussicht nach dem See beherrscht, und sich, je weiter man in den Golf eindringt, dessen Ufer er zum Theile begränzt, immer mehr und mehr in seiner ganzen Länge vor dem Auge des Reisenden ausdehnt.

Stockholm stellt sich weder wie Kopenhagen auf gleicher Fläche mit dem Wasser, noch wie Neapel dem Auge amphitheatralisch dar; seine Lage ist ganz eigen, und man kann sich von ihr, ohne es selbst gesehen zu haben, schwerlich einen richtigen Begriff bilden. Die Stadt liegt auf Felsen von ungleicher Höhe, zwischen dem Meere und dem See Mellar zerstreut, die beide mit ihren Buchten in sie einschneiden.

Es war bereits Nacht, als ich mit jener Betäubung nach Stockholm kam, die man immer fühlt, wenn man eine Stadt zum erstenmale betritt. Hier wird diese Empfindung noch durch den Kontrast gesteigert, den die stillen, einsamen Gegenden, die ich durchreist hatte, mit dem Geräusche der Hauptstadt bildeten. Es war ein eigenes Gefühl für mich, Stockholm, aus dem Norden kommend, zu betreten, und als ich einst davon träumte, diese Stadt zu besuchen, glaubte ich nicht, daß ich von Lapplands Gränzen dorthin kommen würde.

Der Gasthof, in dem ich abstieg, war sehr schlecht; in Stockholm erwartet man keine Fremden, und ist nicht auf sie eingerichtet; das macht, weil Stockholm auf Niemands Wege liegt, und man sich hier in der That außer allem europäischen Verkehr befindet. Ein junger Diplomat, der sich hier langweilte, kam einst wirklich auf den Gedanken, einen Paß nach Europa zu verlangen. Ich ging noch dieselbe Nacht aus, und zwar ins Theater, wo man eine nach einer deutschen Nachahmung gebildete schwedische Uebersetzung eines pariser Vaudevilles gab. Ueberall fand ich die Theater mit diesen kleinen französischen Stücken überschwemmt; Scribe's Couplets hallen echoähnlich vom Boulevard Bonne Nouvelle bis an den Fuß der skandinavischen Alpen. Uebersetzt, zugeschnitten, abgeändert und dem Geschmacke der verschiedenen Völker angepaßt, unterhalten sie, gleichsam wie ein Lauffeuer sich fortpflanzend, Deutschland, Dänemark, Schweden und Rußland selbst dann noch, wenn in Frankreich Verfasser und Publikum sie bereits vergessen haben. Man reist so zu sagen im Gefolge eines solchen Vaudevilles, macht mit ihm die Tour durch Europa und kommt nach achtzehn Monaten mit ihm in Stockholm an.

Ich verließ das Theater; die Witterung war, obschon wir bereits den zweiten September hatten, außerordentlich mild, der Vollmond leuchtete, kurz es war eine herrliche Nacht. Betäubt von der Neuheit meiner Umgebung, noch aufgeregt von der Musik und geblendet von der Beleuchtung im Schauspielhause strich ich planlos in der sonderbaren Stadt umher, die ich kaum betreten hatte. Ich ging nach der, jener wo ich gelandet hatte, entgegengesetzten Seite der Stadt, nach dem Meere zu, und kam an eine lange, auf gleicher Höhe mit dem Wasser, erbauten Brücke, über die ich ging und oft stehen blieb, um die Schiffe zu betrachten, die reihenweise unter den Fenstern des Palastes, der sich vom Monde beleuchtet über die Stadt erhob, vor Anker lagen. Nachdem ich noch einige Zeit so fortgegangen war, kam ich auf Felsen, die mit hohen Eichen bewachsen waren, und deren Fuß an der andern Seite vom Meere bespült wurde. Hier sezte ich mich, wie von einem Zauber gebannt nieder, links und rechts sah ich andere von weißen Häusern überragte Felsen, in der Ferne Vorgebirge, Buchten und Inseln, zu meinen Füßen breitete der ruhige, glänzende Meeresspiegel sich aus, auf dem kleine Barken sich schaukelten, und große Schiffe zu schlafen schienen, hinter mir lag die Stadt mit ihren Lichtern, aus der das Gerassel der Wagen, der Gesang des Volks herübertönte, und vor mir im Hintergrund breitete der reine Ho-

rizont, an dem der Vollmend glänzte, sich aus. Diese Temperatur, diese Beleuchtung, diese Bäume, die ich so lange schon entbehrt hatte, entzückten mich; zu meinem Erstaunen überraschte mich der Gedanke an Italien; ich war trunken, geblendet, und wäre ich in dieser Nacht noch abgereist, so hätte ich mich an Stockholm wie an eine wunderbare Erscheinung erinnert.

Am andern Morgen regnete es; Stockholm erschien mir immer noch als eine sehr schöne Stadt, aber ich konnte mich kaum überreden, daß es dieselbe, die ich gestern betrachtet, und daß mein Spaziergang am verflossenen Abend kein Traum sey. Ich bestieg zuerst den Thurm der Kirche St. Katharina, von wo aus man das seltsamste Panorama überblickt, Stockholm zwischen dem Meer und dem See Mellar. Diese Mischung von Wasser, Felsen, Häusern und Wäldern bildet ein Ganzes, das sich eben so schwer beschreiben als vergessen läßt. Stockholm hat wenige bemerkenswerthe Denkmale der Baukunst, und selbst nur wenige schöne Häuser, und steht in dieser Hinsicht eben so sehr unter Kopenhagen, als es diese Stadt an malerischer Lage übertrifft. Das schönste Gebäude, das Stockholm besitzt, ist der Palast des Königs, der im italienischen Style und nach dem Muster eines florentinischen gebaut ist. Diese italienische, etwas fremdartige Bauart harmonirt nicht besonders mit der Umgebung, indeß macht der Palast, der sich auf einer Felsenmasse erhebt, und Stadt und Meer beherrscht, durch seine Lage einen imposanten Eindruck.

Die Kirche von Ridar-Holm ist der Grabmäler wegen, die sie in sich schließt, und unter denen die von Gustav Adolph und Karl XII besonders merkwürdig sind, die interessanteste von Stockholm. Ungeachtet die Stadt nur 60,000 Einwohner zählt, so nimmt sie doch in ihrem Umfange eine unermeßliche Fläche ein. Außer dem Raum, den nackte Felsen wegnehmen, die hie und da die Häuser überragen; außer den Wasserflächen, die die verschiedenen Theile der Stadt von einander trennen, umschließt sie auch noch Felder und Wiesen. Die Straße der Königin, die bis an das eine Ende der Stadt reicht und eine gute halbe Stunde lang ist, führt eigentlich durch ein Feld.

Die Umgebungen von Stockholm sind reizend, und von ganz eigenem Charakter, in dem Annehmlichkeit und Rauhheit, Gefälligkeit und Abgeschlossenheit sich verschmelzen. Von dieser Art sind das herrliche Lustschloß Haga und der Park, wo man von der Stadt aus längs schönen Landhäusern hingehend, in Einöden geräth, wo man sich fern von der bewohnten Welt glaubt. Hier, von einem dichten Tannen- oder Eichenwalde, von Granitfelsen umgeben, sieht man plötzlich ein großes Schiff oder eine kleine Barke vorübergleiten, die bald hinter dem Laube sich verlieren; dann verschwindet wieder jede Lebensspur, und man glaubt sich tief nach Norwegen versetzt, doch kaum geht man einige Schritte, so sieht man wieder in geringer Entfernung die Gebäude der Hauptstadt vor sich.

Die Tuilerien im Jahre 1816.

(Fortsetzung.)

In seiner Entgegnung an die Deputirtenkammer konnte sich Monsieur nicht enthalten, seine Gesinnungen für die so royalistische Majorität laut werden zu lassen, die seinen Entwürfen so gut diente. „Ich kann nicht genug ausdrücken, sagte er, wie sehr ich von den Gesinnungen der Deputirtenkammer gerührt bin. Meine Familie, von den grausamsten Streichen des Schicksals getroffen, vergißt sie alle in dem Gedanken, daß sie noch zum Glücke Frankreichs beitragen kann. Dieß, meine Herren, ist der heißeste von unsern Wünschen; ja, meine Herren, wenn wir wünschen, daß unsere Familie sich vermehre, so geschieht es, weil wir die Gewißheit haben, daß die Bourbone, nach dem Vorbilde ihrer Vorfahren, nie aufhören werden, sich ganz dem Ruhme und der Wohlfahrt Frankreichs zu weihen. Und vor Wem könnten wir, meine Herren, besser diese Gesinnungen aussprechen, als vor einer Versammlung, die sie auf so ausgezeichnete Weise theilt und so würdig ist, die französische Nation zu vertreten?“

Die junge Prinzessin der beiden Sicilien langte im Laufe Mai's in Frankreich an; ein großes Ceremoniell harrte ihrer zu Marseille. Der Herzog von Havré, die Herzogin von Reggio, und mehrere andere Hof- und Kammerdamen waren bestimmt, sie dort zu empfangen. Ein Bataillon der Garde war gleichfalls von Paris nach Marseille aufgebrochen, um ihr als königliche Bedeckung zu dienen. Ein noch glänzenderer militärischer Empfang wartete ihrer Ankunft zu Lyon. Jung und leichtsinnig wußte sie kaum den Preis dieser huldigenden Veranstaltungen zu schätzen. Sie tanzte, sprang und hüpfte in ihrer Kajüte, am Borde der Fregatte, die sie über das Meer geführt hatte, als man sie aufmerksam machen mußte, daß die Behörden und das Volk mit großem Geschrei sie zu sehen verlangten. Fast mit einigem Schmollen nur fügte sie sich diesen Wünschen und der Neugier des Publikums, wobei sie sich nicht enthielt, jenen ärgerlichen Ausruf in ihrer Muttersprache hören zu lassen, den man späterhin im Augenblicke der langen Weile so oft vernehmen konnte: „Che seccatura!“ Die Prinzessin gewann durch ihre Neigung zu verschwenderischer Zerstreuung, die einen so lichten Gegensatz zu der Frömmelei eines devoten Hofes bildete, in der Volksgunst. So leicht ist es, den Prinzen in Frankreich sich populär zu machen, daß es oft Nichts braucht, als ein wenig den Festen, den Vergnügungen des Theaters und des Hofes zu entsagen.

Der König und der Herzog von Berry bildeten für die Herzogin den erforderlichen Hofhalt. Die Gemahlin eines Marschalls der alten Armee, die Herzogin von Reggio, wurde ihr an die Seite gegeben. Dieß war eine Neuerung. Der Herzog von Berry, so wankelmüthig in der Liebe, liebte seine Gemahlin und flößte ihr Vertrauen ein. Eines wie das Andere den Künsten hold und von keinem stolzen Prunk umgeben, gelang es beiden, von der launenhaften Bevölkerung von Paris sich angebetet zu sehen. Man sah sie allein und zu Fuße in den Champs Elysées, auf den Boulevards spazieren gehen. Welchen Gegensatz bildete diese Einfachheit zu jenen Prachtaufzügen von acht Pferden, bei den Prinzen des Hauses Bourbon. Seit der Vermählung des Herzogs von Berry wurden die Familien-Diners, wozu alle Prinzen ohne Unterschied (Altesses Royales und Altesses Sérénissimes) eingeladen waren, häufiger. Die junge Prinzessin faßte eine lebhafte Freundschaft für ihre Tante, die Herzogin von Orleans, und diese Vertraulichkeit verwischte vollends die leichten Vorurtheile, die noch gegen den Herzog von Orleans bestanden. Der Herzog von Orleans

selbst, tief durchdrungen von diesem freundlichen Entgegenkommen des ältern bourbonischen Zweiges, bemühte sich durch lebhafte und zahlreiche Beweise seine Gefühle für den König an den Tag zu legen. Wenn der Herzog an den Hof kam, so sah man nichts als die verbindlichste Freundlichkeit, selbst gegen den letzten Hofbedienten und die letzte Schildwache; man verschwendete hiezu die ausdrucksvollsten Zeichen und Beweise eines gefühlvollen Herzens. Man mußte den Herzog bei dem königlichen Bankete sehen. Bei jedem Toaste auf den König, auf Madame, auf die Herzoge von Angouleme und Berry legte er die Hand auf das Herz; er selbst rief wiederholt bei jedem Male: „Vive le roi!“ als würde er von einem allzumächtigen Gefühle fortgerissen, das ihn den Augenblick der Etikette nicht erwarten ließe.

(Schluß folgt.)

Rückerinnerungen aus einem Aufenthalte in Chili.*)

Santjago liegt auf dem Süduser des Mapucho, und vier oder fünf Meilen vom Fuße der Cordilleras. Die Straßen durchschneiden sich rechtwinklig, und sind mit den vier Seiten des Platzes gleichlaufend, auf dem man den Cabildo, oder den Regierungspalast und die Kathedrale sieht. Ein Rinnsal, welches der Mapucho mit seinem Wasser speiset, durchfließt die Straßen, die von Norden nach Süden laufen. Die Häuser sind niedrig, und meistentheils nur von einem Stockwerk, aus Stein oder Adobas, einer gefeuchteten, an der Sonne getrockneten und geweißten Erde, gebaut. Jedes Haus hat zwei oder drei Höfe, von etwa 40 — 50 Quadratschuhen. Den ersten Hof schließen die Magazine, die Bureaux und bisweilen des Herrn Arbeitszimmer ein. Der Hauptsaal und das Schlafzimmer befinden sich gewöhnlich zwischen dem ersten und zweiten Hofe, der oft mit Orangenbäumen geziert ist, welche ihren Duft in die nahe liegenden Zimmer verbreiten. Nach dem dritten Hofe hinaus liegen Küche und andere Nebengemächer. Nur die Fenster in den Häusern der Wohlhabenden haben Scheiben, die unscheinbarern haben keine. Ich war in der Fonda francese, dem besten Gasthofe Santjago's abgestiegen; es hatte nur in den Fenstern zweier nach der Straße gehenden Zimmer Scheiben. — Ich machte die Bekanntschaft des Vizepräsidenten des Freistaats, des Generals Pinto, des Generals Freire, kommandirenden Generals der Armee, des Admirals Blanco, des Generals Santa Cruz, der als Minister von Peru in Santjago in einer ehrenwerthen Verbannung lebt u. s. w. —

Alle Reiter unserer Gesellschaft waren bei den Ausflügen in die Umgegend nach dem Style Guasso **) auf das prächtigste beritten. Sie trugen die schönsten Strohhüte, waren unter dem Poncho mit kurzen Wämsern bekleidet und hatten eine Art Kamaschen, die man Kordillera-Stiefel nennt, an den Beinen. Man bediene sich im Winter wollener, im Sommer baumwollener Ponchos, und da es schön Wetter war, hatten wir fast alle von der letzteren Art, mit weißen, rothen und blauen Streifen. Der Poncho ist der bequemste Mantel den man sich denken kann; er schützt gegen Feuchtigkeit, Kälte und Staub. Es ist ein wenig hinderliches Kleidungsstück, das man über den Sattel ausbreiten oder um den Gurt befestigen kann, wenn man es nicht tragen will. Die Kordillera-Stiefel sind aus einem starken wollenen Stoffe gemacht und gehen bis übers Knie, sind unter demselben mit einem Knieband befestigt, und an dem Fuße durch einen silbernen Sporn festgehalten, dessen Rad mehr als drei Zoll breit ist. Diese Stiefel, lange Sporen und schwere hölzerne Steigbügel geben dem Reiter die Haltung eines Postillons in seinen Löscheimern. Meine Gefährten ritten prächtige chilesische Rosse, deren „Secado“ oder Sattel eine umständlichere Beschreibung fordert. Zwei oder drei Stück Leder sind, eines über das andere, auf den Rücken des Pferdes gelegt; darauf legt man den hölzernen Sattel und auf den Sattel eine gewisse Anzahl „Pillones“ oder Pelze, eines von einem Schafbock und einer Ziege stammenden Zwitterthiers. Je länger und dicker sie sind, um so mehr macht man davon Gebrauch, und ich bemerkte, daß zwei junge Leute neun oder zehn auf ihren Sätteln hatten, die dadurch so breit geworden, daß man sich kaum darauf halten konnte. Ueber diese aufgehäuften Pelze breitet man ein Stück Leder, welches „Sobre-pillone“ heißt; das Ganze ist mit einem breiten Gurte befestigt. Das Gebiß macht den Herrn des ungezähmtesten Pferdes Meister. Er fängt mit seinem Lasso dasjenige, welches seit Wochen oder Monaten nicht geritten wurde, und wenn es auch schwer hält in den Sattel zu kommen, so kann ihn doch nichts daraus bringen, wenn er einmal sich darin festgesetzt hat. Gleichzeitig ist dieser Sattel für ihn ein fester Sitz und ein herrliches Polster für die Nacht.

Nach Tische stieg ein Theil der Gesellschaft aus dem Landhause des Hrn. Correa in das Dorf hinab, wo sich die Guassos im Pferderennen übten. Dieß ist ein Lieblingsvergnügen der Chilesen. Es gibt ihnen Gelegenheit sich und ihre Pferde auf die vortheilhafteste Weise zu zeigen. Wenn ein Rennen statt haben soll, besteigt der Guasso sein Leibpferd, nimmt seinen schönsten Sattel, seinen besten Zaum und begibt sich an den bestimmten Ort. Ich habe in der Umgegend von Santjago oft tausend bis zwölfhundert Guassos sich zu dieser Belustigung vereinigen sehen, und alle hatten eine merkwürdige Haltung. Sie richten ihre Pferde ab, daß sie im vollen Galopp ansetzen, stürzen sich so mitten unter den Haufen, und beweisen eine bewundernswürdige Gewandtheit, indem sie vermeiden irgend Jemand zu berühren. Begegnet es in gewissen Fällen, daß Jemand getroffen wurde, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß er ein Fremder und nicht gewandt genug war, sich bei Zeiten aus dem Wege zu machen. Oft treiben die Guassos ihr Pferd wider eine Mauer und kehren, wenn sie nur noch wenige Schritte davon sind, plötzlich um, und zurück, ohne daß die Schnelligkeit des Laufs nur einen Augenblick unterbrochen wurde. Ein öfter ausgeführtes Kunststückchen ist, daß sie einen halben Dollar auf die Erde werfen, den der Guasso aufhebt, ohne nur die Eile seines Pferdes zu mindern. Nur in diesen verschiedenen Uebungen besteht die Lustbarkeit des Wettrennens; denn das eigentliche Rennen will wenig sagen. Ein halbdutzend junger Bursche im bloßen Hemde und mit einem Paar Sporen an den Füßen müssen ohne Sattel eine Strecke von 4 — 600 Schritt durchreiten. Die größte Schwierigkeit ist ein richtiger Auslauf. Die Pferde werden eigens dazu abgerichtet im gestreckten Galopp anzusetzen. Zelte unter welchen man tanzt, und Buden wo man Wein und einen gewissen Liqueur, Chicha genannt, verkauft, sind in der Nähe der Laufbahn.

Unter meinen Ausflügen in die Umgegend ist eine Spazierfahrt nach Melnco besonders merkwürdig. Ich kam daselbst gerade in der Zeit an, die man „le Rodeo de las Vacas“ nennt, wo man aus der Ebene und von den Bergen die Stärken und Stiere herbeitreibt, um ihnen die Hörner abzusägen und sie mit der Marke des Besitzers zu zeichnen. Ein Raum von vier oder fünf Morgen, zu dieser Operation nöthigen, Landes ist von sechs Corals oder Gehägen umgeben, deren jedes in einem Raum von einem halben Morgen mit Bäumen und Pfählen wohl geschränkt ist. Hier wird das herbeigetriebene Vieh eingesperrt. Bauern (Peon) mit eisenbeschlagenen Stäben treten unter sie, um sie in den großen Kreis zu treiben. Da ich außerordentlich wünschte, einige Beispiele von der Schnelligkeit der Guassos sowohl im Reiten als im Lasso werfen zu sehen, so bat ich den Intendanten, der diese Feierlichkeit leitete, einige der wüthendsten Stiere vorführen zu lassen. Auf mein Verlangen gingen zwei Peons zu Pferde in die Corals und brachten bald einen Stier heraus, der vor Wuth schäumte, zwei Stunden lang eingesperrt gewesen zu seyn. Er stürzte im Galopp hervor und schien einen Gegenstand zu suchen, um seine Wuth daran zu kühlen. Da er einen Peon zu Pferde sah, stürzte er sich auf ihn; dieser entflieht eilig; sein Pferd wendet sich, um das kühne Thier zu betrachten, und scheint an dieser Geschichte gleiches Interesse mit seinem Reiter zu nehmen. In dem Augenblick heftet sich ein von einer andern Seite geworfener Lasso an die Hörner des Stieres, und wendet seine Aufmerksamkeit ab. Er kehrt sich um, seinen neuen Feind anzugreifen. Verfolgt von dem Stier, an den er gewissermaßen durch seinen Lasso befestigt ist (er endet in einen Schlingknoten, der sich scharf zugezogen hat) nimmt dieser die Flucht. Seine Lage würde bei einem Unfall im höchsten Grade gefährlich werden, wenn z. B. sein Pferd stürzte oder die andern Peons nicht ihre Angriffe vollführten; aber das kommt niemals vor. Ein

---

*) Von Sir Heinrich Verney im: le Semeur, journal religieux politique philosophique et litéraire No 30 vom 28 März 1832.

**) Guasso heißen in Chili die Bauern zu Pferde, im Gegensatze derer zu Fuß.

anderer Peon verfolgt den Stier und schwingt seinen Lasso im Kreise. Endlich wirft er ihn, und der Stier fühlt sich von einer andern Seite am Kopf, an den Hörnern oder den Beinen gehalten. Dann fliehen die beiden Peon in entgegengesetzter Richtung, und der Stier findet sich schwebend zwischen beiden, kann nur vorwärts oder rückwärts gehen und vor Wuth brüllen. Ist das Thier sehr aufgebracht, so werden noch durch einen dritten Lasso seine Bewegungen gehindert. In diesem Augenblicke nähert sich ihm ein Peon und schneidet ihm die Beinflechsen entzwei, wenn der Kampf bis zum Tode geht und nach dieser grausamen Handlung liegt das Thier nur noch in Todeszuckungen, bis ein Messer, das man ihm ins Herz stößt seiner Qual ein Ende macht. Dießmal wurde er nur mit einem glühenden Eisen gemarkt und ihm die Hörner abgeschnitten. Ohne Widerstand fast wurde er zum Feuer geführt, so sehr war er von dem heftigen Kampfe erschöpft. Nach geschehener Operation konnte sich das Thier einige Minuten kaum regen, dann erhob es sich blutbedeckt, und eilte zu den andern Stieren, die vor ihm gebrannt waren. Man erzählte mir, daß man in einem Tage tausend Stiere marken könne. Der Rodeo de las Vacas dauert oft mehrere Tage.

Der Ramasan zu Konstantinopel im Jahre 1832.

(Aus dem Moniteur Ottoman.)

In dem ganzen Theile der Stadt, den man eigentlich unter dem Namen Konstantinopel begreift, und der vorzugsweise von Moslemin bewohnt wird, herrscht während des Ramasans am Tage die tiefste Stille, und erst mit Einbruch der Nacht wird Alles lebendig. Die Minarets der Moscheen prangen in guirlandenförmig geordneter Beleuchtung, und die stärker als gewöhnlich erhellten Buden verkünden, daß durch nächtlichen Verkehr das während der Ruhe des Tages Versäumte nachgeholt werden soll. Tausende von Laternen, von den Spaziergängern, die auf den Hauptsammelplätzen umhergehen, getragen, bilden eine Art von öffentlicher Beleuchtung und ersetzen die regelmäßige Straßenbeleuchtung anderer Länder, deren Nothwendigkeit hier noch nicht fühlbar geworden ist, da die einheimische Bevölkerung sich nach den Arbeitsstunden in ihre Wohnungen begibt, und sie nur erst am andern Morgen wieder verläßt, um ihren Geschäften nachzugehen. Während des Ramasans dagegen ist die Nacht der Zeitpunkt, wo Geschäfte abgemacht, und die Häuser der vornehmsten Beamten von Leuten belagert werden, die etwas zu suchen haben und die den Tag über nicht vorkommen können. Die Stadt bietet einen malerischen, belebten Anblick; doch hat das Ganze den ernsten, schweigsamen Charakter, der die Moslemin auszeichnet. Die Straßen sind voller Menschen, voll Bewegung, aber geräuschlos; es herrscht noch die Ruhe der Nacht, doch ohne die Dunkelheit, ohne den allgemeinen Schlaf, die sich gewöhnlich schon früh über diese ruhigen Theile der Stadt verbreiten.

Um den Palast des Seraskier Pascha's hat seit zwei Jahren Alles ein anderes Ansehen gewonnen; die engen Zugänge, die beengenden, unregelmäßig zusammengedrängten Häuser haben geräumigen, regelmäßig angelegten Straßen Platz gemacht, die mit eleganten, gleichförmig gebauten Buden geziert sind. Der Platz der Moschee des Sultans Bajazeth ist der Mittelpunkt dieses so schnell verschönerten Quartiers, das jetzt an gesunder Lage gewonnen hat und den herrlichsten, reinlichsten Anblick bietet. Diese wichtigen Verbesserungen dankt man der Umsicht des Generalgouverneurs von Konstantinopel, der, in den seiner besondern täglichen Beaufsichtigung übergebenen Theilen der Stadt, den Weg zu solchen der Gesundheit zuträglichen Einrichtungen bahnte, und bei den neuen Bauten zugleich jene Einfachheit, die sie minder kostspielig macht, und den Geschmack des Landes, der ihnen jene eigene Anmuth und Originalität verleiht, beibehielt.

In der einen Ecke des Platzes der Moschee befinden sich drei Buden, die kurz vor Eintritt des Ramasans fertig wurden und weit eleganter eingerichtet und ausgeschmückt sind als die übrigen. Sie wurden sogleich von Kaufleuten in Besitz genommen; die beiden erstern sind mit französischen und englischen Luxusartikeln angefüllt und die dritte enthält höchst elegante Gefäße mit Tabak, hier zu Lande ein wesentlicher Artikel, den man hier mit einer gewissen Eleganz und auf eine so einladende Weise zum Verkaufe ausstellt, von der man in christlichen Ländern keinen Begriff hat.

Der Sultan besuchte während der Dauer des Ramasans fast jeden Tag das schöne Stadtviertel Eski-Serail, das seit dieser Zeit der Hauptsammelplatz einer zahllosen Menschenmenge war, die von der Gegenwart des Herrschers herbeigezogen wurde, und sich ohne Zwang auf dem großen Platze Sultan Bajazeth und in den benachbarten breiten Straßen bewegte. Der Sultan setzte sich abwechselnd in den drei Buden nieder und ließ sich Bericht erstatten über die Lage der Stadt, den Preis der Lebensmittel, die Vorräthe der Märkte, und über Alles, was die Bevölkerung und besonders die Armen betraf. Der Sultan geht ohne Wache aus, nur von einer Anzahl seiner Hausoffiziere begleitet, an deren Spitze er auf einem herrlichen arabischen Pferde reitet.

So oft der Sultan einen seiner gewöhnlichen Plätze, in dem neuen Stadtviertel, einnahm, fuhren lange Reihen von Wagen mit Frauen besetzt, die schon vor seiner Ankunft längs der Straße, die man von den drei Buden aus überblickt, hin gefahren waren, in Ordnung hin und zurück, an ihm vorüber, so daß diese Frauen mit Muße die Züge des Mannes betrachten konnten, dessen Kühnheit und Entschlossenheit ihnen Bewunderung einflößte. Jede schien ihn mit einer Mischung von Neugier und Achtung, von Enthusiasmus und Furcht zu betrachten.

Gegen Ende des Ramasans blieb der Sultan stundenlang unter dem Volke, das einen Monat hindurch mit gleichem Eifer um ihn sich sammelte. Um zehn Uhr Abends nahm er immer an dem niedern Fenster des Tabakgewölbes Platz; die Beleuchtung war gewählter als gewöhnlich, da die Bewohner, die seine Absicht kannten, diese Abendversammlung, so viel in ihren Kräften stand, festlich machen wollten; die Musik der Garde spielte Symphonien. Ungeachtet der strengen Kälte blieb das Fenster, an dem der Sultan sich befand, offen; eine unermeßliche Volksmenge wogte nach allen Richtungen hin und her, schweigend zwar, doch ist hier das Schweigen kein Zeichen von Kälte, sondern der Achtung, und leicht konnte man bemerken, daß, erlaubte die Sitte es zu brechen, die Moslemin und Rajas, die die Zugänge besetzten, in Freudengeschrei ausgebrochen seyn würden. Der Sultan wird geliebt; er weiß Dieß, und wohlgefällig betrachtete er die Menge, die sich zu seinem Fenster drängte, das er erst um zwei Uhr Morgens verließ, um nach seinem Palaste zurückzukehren.

Vermischte Nachrichten.

Die Sidney Gazette vom ersten November v. J. kündigt an, daß von dem Kommandanten von Bathurst der Regierung die Anzeige von einer im Norden der Kolonie gemachten Entdeckung von höchster Wichtigkeit gemacht worden sey. Ein vor mehrern Jahren schon aus dem Gewahrsam entsprungener Verbrecher irrte seitdem im Lande umher, und kam in der jüngsten Zeit zu dem Major Macpherson nach Bathurst, dem er anzeigte, daß nördlich von Liverpool ein Fluß ströme, der dann seine Richtung nordwestlich nehme, und endlich sein Gewässer in den Golf von Vandiemen ergieße. Dieser Mensch erzählte, er sey den Fluß aufwärts bis zu seiner Quelle gegangen. Hier habe er mehrere Stämme von Eingebornen getroffen, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren und ihm durch Zeichen zu verstehen gaben, daß häufig zahlreiche Boote, die von Negern besetzt seyen, dahin kämen, um gewisse Bäume abzuhauen und eine Art Muschelthiere einzusammeln. Man glaubt, daß diese Bäume Sandelholzbäume seyen. Wenn man die Karte zur Hand nimmt, so sieht man, daß der Golf von Vandiemen fast gerade Timor gegenüber liegt, und die angeblichen Neger wahrscheinlich Malaien seyn werden, die hier Sandelholz holen, das einen ihrer hauptsächlichsten Handelsartikel nach China ausmacht. Derselbe Mann erzählte auch, daß er auf eine Menge Orangutangs und Flußpferde gestoßen sey, die man bisher auf Neuholland nicht für einheimisch gehalten hatte. Das Wichtigste an dieser Entdeckung, wenn sie Grund haben sollte, wäre jedenfalls ein Fluß in dieser Richtung. Die Regierung von Neuholland hat bereits die nöthigen Maßregeln ergriffen, um sich von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen.

Die Auswanderungen aus England haben im Jahre 1831 außerordentlich zugenommen. Offizielle Parlamentspapiere geben die Anzahl der in dem ersten Halbjahre von 1831 ausgewanderten Personen auf 65,588 an, von denen 15,724 nach den Vereinigten Staaten gingen, 49,585 nach den englischen Kolonien in Nordamerika, 58 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, 425 nach Vandiemensland.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 122. 1 Mai 1832.

Ampère's Skizzen aus Schweden.

2. Sitten, Literatur und Romantik.

Die Sitten sind in Stockholm ganz französisch, und die französische Sprache allgemein verbreitet; sie ist hier das, was die deutsche Sprache in Copenhagen ist. Gustav III schrieb die Entwürfe zu seinen Opern in französischer Sprache nieder, und seine vertrauten Briefe, die man gesammelt hat, sind theils in seiner Muttersprache, theils französisch geschrieben. Schon unter ihm war die französische Sprache sehr in Aufnahme, und man kann leicht denken, daß diese unter einem König, der ein geborner Franzose ist, sich nicht vermindert hat.

Gustav III, der ein so tragisches Ende nahm, war ganz von dem Einflusse beherrscht, den der französische Geist im achtzehnten Jahrhundert auf fast alle Länder, und vorzüglich auf die Höfe in Europa übte. Gustav hatte eine Akademie nach dem Muster der französischen gegründet, und sein ganzes Streben ging dahin, die Literatur seines Landes der französischen nachzubilden. Rühmlich für einen König, der den Wissenschaften huldigt, war es, daß er selbst der erste war, der den Preis der von ihm gegründeten Akademie davon trug, und daß es erst lange nachher bekannt wurde, daß er der Verfasser der gekrönten Preisschrift war. Doch weder Das, was Gustav selbst, noch Das, was die schönen Geister der Akademie hervorbrachten, reichte aus, um eine Nationalliteratur zu bilden.

In den südlichen Ländern Europa's faßte die lateinische und griechische Literatur leicht Wurzel, ja man könnte sagen, daß dort ihr Geist sich fortpflanzte. Die christliche Religion bildete sich dort nach der heidnischen, die neuere Literatur nach der alten; aber, die dem Süden entsprechende religiöse und poetische Form nach dem Norden verpflanzt, fand sich dort in Widerspruch mit den Sitten, Gefühlen und Ideen der Völker. Und dieser Widerspruch erzeugte anfänglich Unterdrückung, später Kampf, und endlich Freiheit. Diese Freiheit nun, oder besser Unabhängigkeit, wird in der Religion Protestantismus und in der Literatur Romantik genannt. Je weiter man nach Norden vordringt, um so schärfer tritt Dieß hervor. Frankreich, ein Centralland, das den Norden und Süden in sich vereinigt, das an Deutschland und Italien stößt, hat zwischen beiden Extremen eine Mittelstraße eingeschlagen: es ist katholisch geblieben; allein sein Katholicismus ist geläuterter, als der Neapels und Madrids; seine Literatur hat sich, der Form nach, nach der der Alten gebildet, aber dabei einen tiefen Nationalcharakter bewahrt,*) der in Deutschland und England in der Reformation verschwand, und einer vollkommenen literarischen Ungebundenheit Platz machte. In den scandinavischen Königreichen mußte Dieß, aus noch stärkeren Gründen, früher oder später eben so werden. Aus Schweden ging Gustav Adolph, der Ritter, Repräsentant und heldenmüthige Märtyrer der Reformation hervor, allein das Volk, der tapfere Vorfechter der religiösen Freiheit, blieb bis auf den heutigen Tag stets dem despotischen Einflusse französischer Wissenschaften unterworfen. Besonders gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war es, wo durch die Wirksamkeit Gustavs und seiner Akademie dieser fremde Einfluß über die Nationaloriginalität vorherrschte.

Einige Männer traten indeß auf, die sich in Geist und Talent als ächte Schweden zeigten; der lyrische Dichter Bellmann, der in seinen Gesängen, die eine kühne Begeisterung athmen, bei aller Regellosigkeit durch tiefe Lichtblicke und durch Züge voll Anmuth und Melancholie überrascht; Stagnelius, ein schwärmerischer, religiöser Dichter, der bald durch christliche Ideen und Tugenden sich begeisterte, bald unter den skandinavischen Alterthümern, zu einer Zeit wo diese nur noch wenig bekannt waren, Stoff für Dramen und Farben für Poesie suchte; allein seine und die Bemühungen einiger Anderer blieben ohne Erfolg. Männer selbst, deren ganzes Wesen und Talent den Stempel der Originalität trug, wie der unglückliche Lidner, hatten sich zum Theil den Gesetzen gefügt, die ein Monarch, der eben so eifersüchtig auf seine Herrschaft in literarischer Hinsicht als auf seinen empörten Adel war, im Namen des guten Geschmacks ihnen vorschrieb, und im Anfange dieses Jahrhunderts übte der ausgezeichnete Repräsentant der klassischen Schule, der würdige Leopold, eine ungetheilte Herrschaft, als gegen diese Schule die heftige Opposition sich erhob, die sie stürzte.

Der Ruf, den ein französischer General auf das Erbe der Wasa erhielt, gab Gelegenheit zum Aufstand gegen die französische litera-

*) Zu bemerken ist, daß Frankreich, das damit anfing, dem Süden sich anzuschließen, unter Franz I der Bahn Italiens, bis zu Ludwig XIV der Bahn Spaniens, unter Ludwig XIV dem Muster der alten Griechen und Römer folgte, in der folgenden Periode die intellektuelle Richtung des Nordens einschlug. Das achtzehnte Jahrhundert neigte sich zu England und das neunzehnte zu Deutschland.

rische Schule. Die Revolution, die den General Bernadotte auf den Thron setzte, war eine liberale; die Unabhängigkeit ist ansteckend, und der politischen Freiheit folgte die literarische.

Der Angriff begann durch ein Journal „der Polyphem" genannt, dem bald ein anderes, der „Phosphoros" folgte, an dem junge verdienstvolle, feurige, unterrichtete, und zuweilen etwas zu hitzige Leute in Upsala arbeiteten. Dieses Journal war der Globe Schwedens, nur daß die Tendenz des alten Globe mehr historisch und die des Phosphoros mehr methaphysisch war. Er stützte sich vorzüglich auf die Spekulationen der deutschen Philosophie, die von einem Dichter Namens Thorild, und einem Gelehrten Namens Hojeer, der die Gabe der Abstraktion in hohem Grade besaß, auf die Bahn gebracht, und motivirt wurden. Diese philosophischen Erörterungen, besonders im Geiste Kants und Fichte's waren es, die den Geistern eine neue Richtung gaben; die Phosphoristen stellten die literarischen Theorien Deutschlands auf, dessen Produktionen sie übersetzten und nachahmten. Es war noch keine selbstständige Nationalliteratur gewonnen, aber die Bahn zum Ziele gebrochen, denn unter den Schweden und Deutschen herrscht Verschwisterung des Stammes, Sympathie der Natur und Verwandtschaft der Sprache. Was jedoch die Wiedergeburt der schwedischen Literatur vollendete und ihr ihre ganze Individualität wiedergab, war die Rückkehr zu den scandinavischen Sagen. Den polemischen Journalen, Polyphem und Phosphoros, folgte ein wissenschaftliches, „die Iduna," das kritische Aufsätze und poetische Versuche vom höchsten Interesse enthält.

Das Talent dieser jungen Vorfechter für die Wiedereinsetzung der Literatur ist endlich zur Reife gediehen, und sie haben ihr Vaterland mit mehreren Werken vom ersten Rang beschenkt. Herr Geyer, nachdem er gezeigt hatte, was man in der Dichtkunst mit Erinnerungen, aus dem alten Scandinavien geschöpft, leisten kann, hat sich nunmehr ganz der Geschichte gewidmet, und sein erster Band der schwedischen Annalen ist ein Muster von Gelehrsamkeit und Scharfsinn. Herr Hammarsköld ein eifriger Anhänger der deutschen Philosophie, der er etwas swedenborgischen Mysticismus beimischt, hat eine Geschichte der schwedischen Literatur und Philosophie herausgegeben. Dieser herrliche Mann lebte noch zur Zeit meiner Anwesenheit in Stockholm; ich sah ihn schon von der Krankheit ergriffen, an der er starb, bleich und leidend auf dem Lager, das er nur auf kurze Zeit wieder verließ. Bei ihm traf ich den Dichter Atterböm, den man den Lamartine des Nordens nennen könnte, denn er vereinigt dieselbe Lieblichkeit, Schwermuth und Begeisterung der Dichtung mit noch größerem Fluß und höherer Kühnheit. Herr Hiarta hat unter dem bizarren Titel „die Pique Dame," einen Roman geschrieben, zu dem unverkennbar Werther ihn begeistert hat, und in dem der Leidenschaft, wie Goethe sie zu schildern weiß, ein kühner Humor, dem Jean Pauls ähnlich, beigemischt ist, in der sich ganz die skandinavische Schwermuth ausspricht. Was endlich den Triumph der Partei der Neuerer vollendet, ist das von Herrn Tegner herausgegebene Gedicht Frithiof. Eine alte Tradition, eine Saga hat die schöne rührende Geschichte überliefert, die Herr Tegner als Stoff seines Gedichtes wählte; die Schwierigkeit dem Leser des neunzehnten Jahrhunderts Interesse für die Sitten und Empfindungen des achten einzuflößen, hat er im Ganzen glücklich gelöst. Dieses Gedicht ist ein glänzender Beweis, welch reicher Stoff für die Poesie unserer Tage, in den Sagen der frühesten Jahrhunderte liegt.

(Schluß folgt.)

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Der Anfang meiner Reise im Lande Cunhinga war eben nicht ermuthigend; ich hatte alle Ursache, öftere Angriffe zu fürchten, und zog also vor allen Dingen Erkundigungen über die Größe des Gebietes dieses Häuptlings ein, um den kürzesten und sichersten Weg zu wählen. Ich erfuhr bald, daß ich die beste Richtung eingeschlagen hatte, denn seine Staaten, die sich weit nach Osten erstrecken, haben ihre nördlichen Gränzen am Flusse Cuenza. Wir hatten im Osten und Westen Gebirge, die von Nordwest nach Südwest liefen, und im Norden andere Berge vor uns, deren Gipfel wir schon seit einigen Tagen am Horizonte erblickten; sie waren nahe genug, um uns von ihrer Höhe zu überzeugen. Wir lagerten uns an ihrem Fuße, ohne die Absicht zu haben, sie am andern Morgen zu übersteigen. Ich erkannte sie für Zweige derer, die ich von der Banza Biheh aus östlich gesehen hatte; sie gehören der Urformation an. Die großen Granitblöcke, die an mehreren Stellen der Ebene offen liegen, schienen mir von den Gipfeln der Berge losgerissen und herabgestürzt zu seyn. Beim Uebersteigen der Gebirge stießen wir auf zwei Büffel, die, durch unser Kommen erschreckt, auf ihrer Flucht in einen Abgrund sprangen. Von Negern, denen wir begegneten, erfuhren wir, daß wir nicht weit von der Banza des Soba Hango waren, der mitten in dem auf der andern Seite des Gebirges liegenden Walde wohnte. Sie erboten sich uns zu führen, und ich erhielt von ihnen nützliche Nachrichten über diesen Häuptling und sein Volk, die sie mir als sehr geneigt schilderten, einen weißen Reisenden zu plündern. Das gewöhnliche Geschäft dieser Neger war, auf der Straße von Biheh den portugiesischen Kaufleuten aufzulauern, um sie zu berauben. Wir kamen am andern Tage bei guter Zeit zur Banza des Hango, in die ich jedoch meine Karawane nicht einziehen lassen wollte.

Dieser Häuptling, Statthalter und Verwandter des Cunhinga, war dessen vertrauter Freund, und sein Rathgeber in wichtigen Angelegenheiten. Ich machte ihm ein ziemlich bedeutendes Geschenk, um jeder Feindseligkeit, bei der es um mein Leben geschehen gewesen wäre, zuvorzukommen. Er empfing mich sehr freundschaftlich, doch gewarnt durch meine Führer, war ich auf meiner Hut. Er erzählte mir viel von Cunhinga, den er als sehr mächtig schilderte, und stellte mir die Gefahr vor, der ich mich aussetze, wenn ich nach seiner Banza ginge, ohne um Erlaubniß nachgesucht zu haben, da er mich, besonders nach dem Vorfalle in dem Dorfe mit seinen Unterthanen, von denen mehrere sich bereits beklagt hätten, für einen Feind halten könne. Ich benutzte diese Vorstellungen, und packte ein Geschenk zusammen, das ich sogleich an Cunhinga schickte. Meine Abgesandten waren beauftragt, ihm meine Ankunft auf seinem Gebiete und meine Absicht durch seine Banza zu reisen, anzukündigen, und ihn endlich meiner Freundschaft zu versichern. Am andern

Morgen brach ich nach Cunhinga auf, ohne die Rückkunft meiner Gesandtschaft abzuwarten, die ich in geringer Entfernung von der Banza von Hango traf. Sie waren die ganze Nacht gegangen und kehrten nun, von einigen Edeln des Cunhinga begleitet, zurück, die beauftragt waren, die Stärke meines Zugs zu erforschen, sich vom Zwecke meiner Reise zu unterrichten, und mir anzudeuten, daß ich die Befehle ihres Herrn zu erwarten habe. Ich gab ihnen abermals Geschenke für Hango mit, indem ich ihnen erklärte, daß ich als Freund käme, und um Schutz für die Dauer meines Aufenthaltes in seinen Staaten bäte, damit ich nicht ähnlichen Anfällen, wie der bereits erwähnte, ausgesetzt sey, den ich ihnen ausführlich erzählte. Ich fügte noch bei, daß ich nach der Banza vorwärts gehen, doch vor derselben Halt machen werde, da ich die feste Ueberzeugung hege, daß ihr Herr sich nicht weigern werde, einen Freund zu empfangen, der ihm Geschenke bringe. Nachdem sie eine Flasche Tafia getrunken hatten, zogen sie ab, und ich traf sie am andern Tage nicht weit von der Banza wieder, wo sie mir verkündeten, daß ihr Herr mir den Durchgang durch seine Staaten gestatte und mir seinen Schutz zusichere.

(Fortsetzung folgt.)

Der Saintsimonismus und die Cholera.

Für Völker und Menschen gibt es keinen bessern Prüfstein als großes Unglück. Die Geschichte muß sorgfältig aus der Zeit großer öffentlicher Kalamitäten Züge aufbewahren, aus denen die Nachwelt am besten den moralischen Zustand eines Staates bemessen kann. Es ist daher nicht unwichtig, in diesem Augenblicke, wo die indische Weltseuche bis in das Herz von Frankreich vorgedrungen ist, die durch sie veranlaßten Erscheinungen in Paris zu beobachten, die manchen tiefen Blick in das innere Leben Frankreichs eröffnen. Die entsetzlichen Ausschweifungen, deren sich der Pariser Pöbel auf die unsinnigen Gerüchte von Vergiftungen hin schuldig machte, haben bewiesen, daß der Pöbel von 1832 noch eben so blutgierig und wild ist, als der von 1792; zugleich aber auch, welchen demoralisirenden Einfluß die Wuth der Parteien auf das Volk ausübt, indem sie durch ein fortgesetztes System von Verlästerungen, Anklagen, Lug und Trug allen Glauben zerstört und hiedurch eine Verwilderung der Gemüther erzeugt, die sich einem eben so fanatischen Aberglauben hingibt, als man ihn in den Judenverfolgungen des Mittelalters während der Pestzeit wüthen sah. Um so merkwürdiger in dieser Beziehung erscheint auch ein von den Saintsimonisten in ihrem Journal, „dem Globe,“ aus Anlaß der Cholera, erschienenes Programm, als sich daraus bemessen läßt, wie es um die bürgerliche Gesellschaft stehen würde, wenn die Lehren dieser Sekte allgemeinen Eingang finden würden. Möge der Saintsimonismus immerhin als der erste Versuch betrachtet werden, eine tiefere Quelle geistigen Lebens aufzusuchen, als die bisherige Philosophie des Liberalismus bieten konnte, so erscheint er doch in seiner bis jetzt gewonnenen Ausbildung in einer Haltlosigkeit, die gleich abgewendet von den Lehren des Christenthums wie der Philosophie bis zu den wildesten Imaginationen eines Opiumrausches ausgeartet ist. Doch hören wir die Saintsimonisten selbst mit ihren Vorschlägen:

„Es gibt nur Ein Mittel, die Cholera zu vertreiben; es besteht darin, auf die Moral der Masse zu wirken. Jedermann, der einen genügenden moralischen Halt besitzt, hat nichts von dieser Geißel zu fürchten. Es bedarf daher außerordentlicher Maßregeln, die das Volk elektrisch erschüttern, verzücken und mit Hoffnung erfüllen; Handlungen von einem hohen Schwunge müssen eingreifen. Aber wie läßt sich die Sache ausführen, ohne einen außergesetzlichen (extra-légal) Weg einzuschlagen, d. h. ohne seine Zuflucht zu einem Staatsstreiche zu nehmen? Die Kammern haben sich in verworrener Flucht aufgelöst, und man muß ohne sie Hand ans Werk legen. Ueberhaupt haben die Kammern, und insbesondere die Deputirtenkammer, keinen Sinn für Das, was groß und zeitgemäß ist. Ein Staatsstreich ist nöthig, ein industrieller Staatsstreich. Aber der Staatsstreich, den wir fordern, ist ganz friedfertiger Art: es handelt sich darum, die Existenz des ganzen Volkes zu sichern, Reiche und Arme, ihnen eine hohe Glückseligkeit zu bieten.“

Der Staatsstreich würde nun darin bestehen, binnen vierundzwanzig Stunden allen pariser Häuser- und Grundbesitzern zwischen dem Louvre und der Porte Sainte-Antoine, und zwischen Paris, Straßburg, Havre und Nantes ihr Eigenthum zu nehmen, und sofort unter einem fortwährenden Feste und dem Donner der Kanonen, durch den statt der Uhren die Stunden angezeigt werden sollen, den Bau einer großen Heerstraße und vier Eisenbahnen, nach den vier Weltgegenden hin gerichtet, zu beginnen.

„Die Eröffnung dieser Arbeiten und ihre Einweihung,“ so fährt der Globe in seinen Vorschlägen fort, „würde durch öffentliche Feste gefeiert werden. Alle Staatskorporationen würden dabei mit ihren Insignien erscheinen, um mit ihrem Beispiele voranzugehen. Der König und seine Familie, die Minister, der Staatsrath, der Kassationshof, die Cour royale, die Ueberreste der Kammern, würden häufig dabei sich sehen lassen, Hacke und Schaufel in der Hand. Der alte Lafayette würde gewiß einige Stunden des Tags dabei zubringen. Die Regimenter würden ihren Dienst dabei verrichten, in großer Gala und mit ihren Musiken an der Spitze. Die Abtheilungen der Arbeiter würden von den Ingenieuren des Brücken- und Straßenbaues, des Bergbaues und den Zöglingen der polytechnischen Schule, Alle in großer Uniform, befehligt werden. Die Kanonen würden den Anfang und das Ende eines jeden Tages und die einzelnen Stunden verkünden, Schauspiele in bestimmten Zwischenräumen aufgeführt werden, die besten Schauspieler sich eine Ehre daraus machen, darin aufzutreten und die glänzendsten Damen sich unter die Arbeiter mischen, um sie zu ermuntern. Die so in Entzücken versetzte und ermuthigte Bevölkerung würde ohne Zweifel unverwundbar gegen die Cholera werden. Die Industrie würde einen neuen Aufschwung nehmen, und die Regierung, die so schöne Anstalten träfe, von der Liebe Aller umgeben werden; sie würde sonach sich ganz fest begründen. Ludwig Philipp hat sich auf gesetzlichem Wege wenig Freunde erworben, so versuche er es denn durch diese hohen außergesetzlichen Maßregeln.“

„Erste Arbeiten.“

„Die Armee wird auf den Fuß des Friedens und der industriellen Produktion gestellt. Die Cadres der Linienregimenter werden zur Bildung von Pontoniers-, Schanzgräber-, Maurer-, Zimmerleute- und Schmiede-Kompagnien dienen. Urlaub auf unbestimmte Zeit und ein Jahressold wird allen Soldaten von jedem Range bewilligt, die nicht an der neuen Organisation Theil nehmen wollen. An alle Gewerbtreibende wird ein Aufruf erlassen, sich als Arbeiter, Aufseher oder Direktoren der Arbeiten unter die neue Fahne der universellen Association einreihen zu lassen. Die Einreihungen, Uebungen und Evolutionen der Friedensarmee der Arbeit werden an vier Hauptpunkten beginnen, die als vier Abgangsorte nach den vier großen Straßen dienen, die von Paris nach Havre, Nantes, Straßburg und Marseille führen sollen. Während der Organisation, der Einreihung und der vorläufigen Uebung, die an den vier Barrieren gegen Westen, Osten, Norden und Süden statt finden, werden zwei Ingenieurkorps in der Madelaine und dem Pantheon sich einfinden, die ihnen eingeräumt werden, um die Zeichnungen und Plane zu entwerfen.“

„Bis die Einreihungen der Arbeiter und die Bildung der industriellen Kompagnien, so wie die Zeichnungen der Straßenanfänge, die nach Saint-Germain, Meaux, Fontainebleau und Orleans, und von dort weiter führen sollen, beendigt sind, wird man unverzüglich Hand anlegen, den Mittelpunkt von Paris, der aus der Cité, den Stadtvierteln Saint-Jacques, Saint-Marceau, dem Rumbe zwischen der Straße Poissonnière und der alten Templestraße besteht, und die am meisten beengten Quartiere von Saint-Antoine niederzureißen und nach einem neuen Plane wieder aufzubauen.“

„Die ersten industriellen Bataillone werden verwendet, mit Ordnung die dürftige Bevölkerung dieser schmutzigen und ungesunden Theile der Hauptstadt an einen andern Ort zu versetzen, wo sie an den Flanken von Paris an die schon erbauten und noch leer stehenden Gebäude anstoßende Wohnungen erbauen werden; eben so werden sie den Transport der Möbeln und Kaufmannswaaren dahin besorgen. Auf der Stelle des von winklicht engen, feuchten und ungesunden Quartieren gesäuberten Bodens

sollen ungeheure, luftige Gebäude errichtet werden, die mit der Fronte nach der Seine gerichtet von der Freude strahlen werden, die das künftige Geschick Frankreichs und Europa's bilden wird. Die Insel von Notre-Dame wird ganz und gar in eine lachende Promenade verwandelt werden, wohin die Centralbevölkerung der Hauptstadt, bei jedem Wiederkehre der Juliussonne, lustwandeln und ohne Beschwerlichkeit frische Luft schöpfen kann. Ein dunkler Wald wird das Wundenmal bedecken, das den Mauern der Kathedrale durch Abreißung des daranstoßenden erzbischöflichen Palastes verursacht wurde."

„Oeffentliche Feste."

„Alle Künstler Frankreichs werden aufgerufen, durch ihre Begeisterung den königlichen Einzug des Volks in die neue Bahn des Ruhms und des Reichthums zu feiern, die sich für die Welt eröffnet. Alle Theater mögen sich vereinigen, alle vom Volke geliebten Genies sich begeistern! Tanz, Poesie, Musik, Schauspiel, der Marmor und die Farben, alle Zauber und Sinnesreize (séductions) mögen zum Voraus die Freuden feiern, die von diesem ersten Heerlager der Arbeiter ausgehen werden; der Ruf und Glanz derselben wird allen schmerzgepeinigten Nationen die Häupter erheben machen und ein wohlwollendes Lächeln auf ihr Gesicht locken, wenn sie das Signal der Vereinigung Europa's vernehmen.

„Auf dem Marsfelde wird man Franconi und seine Reitertruppe in künstlichen Pferdebewegungen erblicken, und unter dem Schalle der Fanfaren die langen Reihen der Arbeiterkohorten, die, von glänzenden Farben strahlend, überweht von den neuen Fahnen, ihre Schwenkungen ausführen werden; hier die Spiele der Gewandtheit und Kraft, Amoros, Madame Saqui, Garnerin und ihre Ballone, die majestätisch zwischen Himmel und Erde schweben; dort in Stahlfalzen schwere Wagen pfeilschnell dahin fliegend, dem Volke zur Schau, und ihm die Weissagung der Zukunft verkündend, die sein Arm schaffen wird. Man führe ihm auch das Schauspiel jener barbarischen und unglücklichen Völker vor Augen, jener Sieger und Besiegten, der Russen und Polen; man führe ihm ihre blutigen Kriege vor und mitten unter zischenden, prasselnden Feuern, die die Luft durchkreuzen und in einem Regen von Sternen herabfallen; mitten unter blauen und gelben Flammen, die mit ihren langen Zungen aus schwarzen Rauchwolken hervorlecken, zeige man ihm die Karawane der Arbeiter, die schneller als ein Vogel mit ihren zahlreichen Chören und geschmückten Tänzerinnen als Friedensbote herbeieilt; dann stelle man dar, wie die Besiegten wieder Muth schöpfen, wie die Horden der Uhlanen unbeweglich dastehen und stumm, bezaubert, verführt (séduites) ihre Waffen fallen lassen, und Alle, Sieger und Besiegte, die Hymne der universellen Konföderation anstimmen, und im Wirbel von Tänzen und Walzern sich die friedlichen Hände reichen, um sich gemeinschaftlich dem neuen Werke zu weihen.

„Im Louvre entfalte sich die Pracht der Tänze, der Dekorationen, des Gesanges; ein buntfarbiges Zelt spanne sich von seinen Dächern über seinen ungeheuern Hof aus, der hiedurch in einen ungeheuern Saal verwandelt würde, wo Mayerbeer, Rossini, Scribe, Duponchel und Taglioni ihre Herrschaft üben. Das Volk trete ein in diese neuen Carroussels, um an dem köstlichen Zauber der raffinirtesten Kunst (la plus raffinée) seine friedliche Gemüthsrichtung zu stärken; hier öffne es seine noch verhärteten Sinne dem süßen Thau noch ungekannter Genüsse; es werde höflich, elegant, sanft; es werde eingeweiht in die veredelten Vergnügungen der großen Welt, die es sich durch seine Arbeit verschaffen wird."

„Und Ihr, o Frauen, Ihr habt für Griechenland, für Polen gesungen: werdet Ihr es wohl verschmähen, auf der Bühne der Wiederauferstehung und Veredlung des Volkes zu erscheinen, des französischen Volkes, das die Genüsse und Reichthümer Eurer Vorfahren schuf, das auch die Eurigen schafft, aber nicht Theil daran nehmen darf? — Frauen, das Volk, abgezehrt, nackt, unwissend, elend, ohne Zärtlichkeit, ohne Anmuth, ohne Wollust (volupté), schmachtet. Es leidet Hunger, Kälte; es ist sammt seinen Kindern mit allen menschlichen Ansteckungen behaftet, von allen Geißeln des Fleisches und des Geistes gepeinigt, langsam stirbt es hin in Fieber und Schmutz. Es ruft zu Euch; es wird Euch lieben. Es freut sich so sehr, wenn Ihr ihm naht mit Euern frischen Gesichtern, in Euerm schönen Schmucke! O habt Mitleid mit dem Geiste und dem Fleische des Volkes! Haucht ihm Begeisterung ein, macht es stolz, edel und gut; öffnet seiner verdürsteten Seele jene Ströme der Freude, die Gott ihm bestimmt hat. Auf, auf, das Volk harrt!"

Wo so klar die Worte reden, ist jede weitere Bemerkung überflüssig. Ein Staatsstreich also, Eisenbahnen und eine allgemeine Volksberauschung sind Alles, was der Saintsimonismus, diese neue Aera des universellen Glückes und der universellen Versöhnung, einem Volke zum Troste bieten kann, das von innerer Zwietracht wund, von einer schrecklichen Krankheit heimgesucht, seine Freiheit mit Füßen getreten, seinen Ruhm vernichtet sehen und so schwer für die Sünden seiner Väter büßen muß!

Die Pest in Bagdad.

Briefe, die aus Bassora nach Calcutta gelangt sind, geben eine schreckliche Schilderung von den Verwüstungen, die durch die Pest in Bagdad angerichtet worden. Ein Kaufmann aus Bassora hatte schon wiederholt Boten mit Briefen nach Bagdad geschickt, aber keiner war wieder zurückgekehrt. Endlich schickte er einen Kossid dahin, der die Nachricht zurück brachte, daß bei seiner Annäherung an Bagdad nirgends die gewohnte Bewegung von Karawanen und dergleichen zu sehen gewesen. Bestürzt darüber und sogleich die richtige Ursache dieser Stille ahnend, betrat er nur sehr ungern die Stadt, die er fast menschenleer fand. Die meisten Häuser waren ausgestorben und die Straßen mit Leichen bedeckt, von denen Hunde und Schakals ihre Mahlzeiten hielten. Der Kossid begab sich nach dem Serail des Pascha, dessen Umgebung nur noch aus vier Personen bestand. Außer diesen sah er nur noch fünf Menschen bei einem Gange durch die Stadt. Fast die ganze Bevölkerung ist aufgerieben oder voll Schreckens aus Bagdad entflohen. Man will die Zahl der Verstorbenen auf 100,000 anschlagen, was jedoch wahrscheinlich sehr übertrieben ist. Um das Maaß des Unglücks voll zu machen, fand auch ein Erdbeben statt, das viele Häuser einstürzte, und der Tigris war ausgetreten und hatte das umliegende Land verwüstet. — Gleichlautend hiemit sind folgende Auszüge aus dem Tagbuche eines englischen Missionärs in Bagdad: „27 April 1831. In der That alle Elemente der Zerstörung toben im Innern der ottomanischen und persischen Reiche: Pest, Erdbeben und Bürgerkriege. Gegenwärtig sind Aller Gedanken von der Pest auf die Ueberschwemmung gewendet. Der Einsturz eines Theiles der Stadtmauer auf der Nordwestseite hat dem Strome eine Bahn in die Stadt geöffnet. Das Quartier der Juden ist unter Wasser, und 200 Häuser stürzten vergangene Nacht ein. Diese Ueberschwemmung hat nicht nur eine Menge Gebäude zerstört und den Tod von mehr als zehntausend Menschen, die an der Pest starben, befördert, sondern auch die ganze Ernte ist vernichtet; die Gerste, die gerade reif war, ist ganz zu Grunde gegangen, und auch mit andern Saatfrüchten wird Dieß der Fall seyn; so daß auf 30 Meilen in die Runde um Bagdad heuer keine Ernte seyn wird. Die Armen leiden ungemein; alle Buden sind geschlossen, man kann nirgends etwas zu kaufen haben, und bei dem Mangel an Holz können sie sich nicht selbst kochen. — Am 29 April: Der Palast des Pascha's steht offen, keine Seele hält darin Wache; seine herrliche Stuterey arabischer Rosse läuft auf den Straßen umher, und jeder kann sie fangen, der dazu Lust hat. Auch seine Magazine stehen offen, und Jeder kann nehmen, was er braucht. Dieß ist eine große Wohlthat für die Armen; denn die Vorräthe sind sehr groß, da sie für eine lange Belagerung berechnet waren. — 5 Mai: Die Stadt ist verödet. Der Pascha hat nur noch vier Georgier um sich, deren Zahl mehr als hundert war. Ganze Quartiere sind ausgestorben. Von achtzehn Dienern, die Major Taylor in Bagdad zurückgelassen hat, sind sechszehn gestorben. Von den Armeniern ist mehr als die Hälfte hinweggerafft worden. Zu Hillah, dem neuen Babylon (mit 10,000 Seelen Einwohnerschaft) ist, wie ich heute von Seid Ibrahim erfuhr, kaum ein Mensch am Leben geblieben. Dieser Seid Ibrahim ist einer von Major Taylor's Dienern; er ist allein von vierzehn Mitgliedern seiner Familie übrig; seine vier Brüder, ihre Weiber, seine eigene Frau, ihre Kinder sind alle ein Opfer der Seuche geworden."

Berichtigung.

Nr. 120. S. 480. Sp. 2. Z. 3. v. U. l. Ausarbeitung statt Ausbreitung.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 123. 2 Mai 1832.

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner. *)

Drei Frauen sind in der neuesten Zeit hinter einander aufgetreten, die ferne und verhältnißmäßig noch wenig gekannte Länder durchwanderten, und ihre dort gesammelten Beobachtungen der Welt in Schriften mittheilten. So bereiste die sogenannte Contemporäne einen großen Theil von Aegypten; die Engländerin Mier Hassan Ali gab schätzbare Berichte über das häusliche Leben der Mohammedaner in Indien, und um die Trias dieser reisenden Frauen voll zu machen, besuchte eine andere Engländerin Mistreß Trollope den amerikanischen Kontinent, aus dem sie eine Schilderung von den häuslichen Sitten des großen westlichen Republikanervolkes heimbrachte, die uns nicht bedauern läßt, wenn wir früher schon über Reisen und Reisebeschreibungen der Weiber in diesen Blättern gesagt haben: „Männer reisen mehr wie Zugvögel aus Instinkt und sehen die Länder und Völker aus der Vogelperspektive; Weiber thun es wie Insekten; sie gebrauchen außer ihren mikroskopischen Augen auch das Gefühl; sie rücken nur Schritt vor Schritt vor und betasten Alles." **) Mistreß Trollope hat einen scharfen Blick und eine sichere Hand in ihren Zeichnungen; ihr kleines Buch ist voll geistreichen Geplauders und sarkastischer Bemerkungen, und verdient unter allen Schilderungen, die wir über die Sitten und das häusliche Leben in Nordamerika besitzen, den ersten Rang. Doch auch so weit nur dürfen wir, um gerecht zu seyn, in unsrem Lobe gehen; so richtig sie sieht, so falsch sind ihre Folgerungen, die sie aus dem Gesehenen zieht. Die Umrisse ihrer Zeichnungen sind von sprechender Wahrheit, aber nicht mit strengem Griffel, sondern mit ätzendem Scheidewasser ausgefüllt. Sie ist eine Engländerin, und will es sich durchaus nicht nehmen lassen, die Amerikaner mit englischem Gewicht zu wägen. Sie eilte nach dem großen westlichen Kontinent hinüber, wie viele ihrer Landsleute, der Heimath überdrüssig geworden, nach Italien wandern, und die Italiener als arm, dumm und spitzbübisch verschreien, weil sie keinen Roastbeef essen, und keine Dampfmaschinen, aber ein großes Gelüste nach John Bulls Guineen haben. In ihren Grundsätzen durch und durch ein Whig, wie sie selbst bekennt, glaubte sie bei den transatlantischen Republikanern Alles zu finden, was von Plato bis auf Abbé Sieyes vom besten Staate geträumt worden ist. Wenn sie sich in Bruder Jonathan nicht eben einen vatikanischen Apoll vorstellte, so war er in dem Allerheiligsten ihres Herzens doch als ein Gott von erhabensten Gesinnungen und edelsten Tugenden aufgestellt, und sie bestieg ein Dampfschiff und fuhr dahin, um im Bethlehem der Freiheit anzubeten und zu opfern. In einem Lande, das so gut als ohne Staatsschuld ist, wo man keine Taxen bezahlt, wo nur Talent Ansprüche verleiht, wo Jedermann thun und lassen kann, was [illegible] ihm gebietet, wo Glaube und Meinung frei ist, wie der Vogel im Walde, da mußte ihrer Meinung nach, Milch und Honig fließen. Jedes Weib dünkte ihr, müsse dort eine Mutter der Gracchen seyn, der Kongreß eine Versammlung veredelter Catone, und jeder Schenkwirth so gebildet und fein in allen Bewegungen, wie der Ceremonienmeister des Königs von England. Nichts von allem Diesem fand sie, und da das amerikanische Volk nicht dem Ideale ihrer Einbildungskraft entsprach, so schloß sie, daß die republikanische Verfassung nicht viel tauge; kurz Alles, was sie in Amerika sah, mißfiel ihr, ausgenommen das Land selbst, das ihrer Beschreibung nach, ein wahres Paradies ist; aber die Menschen, denen die Vorsehung es eingeräumt hat, sind ihrer Meinung zufolge roh, ungeschlacht, eigensinnig, ungerecht und ohne Furcht vor Gott und den Menschen. Manche ihrer Klagen sind wahrhaft lächerlich, und können in der Hauptsache auf sechs Punkte zurückgeführt werden. Die Dienstmägde wollen nur Aushelferinnen (helps) geheißen seyn. Zweitens: Die Männer rauchen und spucken aus. *) Drittens: Obristen haben Kramläden und Majore Branntweinschenken. Viertens: Männer stämmen im Sitzen ihre Füße auf Stuhllehnen. Fünftens: Herren und Damen essen nur mit Messern. Sechstens: alle unirten Provinzen hatten die Unverschämtheit, die Verfasserin „gute Alte" zu heißen. Nun dürfte aber Mistreß Trollope bei einigem Nachdenken wohl gefunden haben, daß gleich schreckliche Mißbräuche in ihrem eigenen Vaterlande keine Seltenheit sind. Auch hier rauchen und spucken die Männer aus, auch hier sind Parlamentsmitglieder Schneider und Bierbräuer, auch hier aßen

---

*) Domestic Manners of the Americans. By Mrs. Trollope 2 Vol. 12. London 1832.

**) S. Ausland vor. Jahrgang S. 797.

*) „Ich kenne kaum etwas," sagt die Verfasserin an einer Stelle, „was englische Gefühle so anekelt, als das unaufhörliche, rücksichtslose Ausspucken. Ich fühle, daß ich meine Leser um Entschuldigung bitten muß wegen des häufigen Gebrauchs dieses sowohl, als manches andern widerlichen Wortes; allein ich kann es nicht vermeiden, ohne der Treue meiner Schilderung zu schaden."

noch zu Mannsgedenken Herren und Damen bloß mit Messern, da silberne Gabeln noch wenig im Gebrauch waren, und nicht bloß Weiber werden in dem schönen England alt genannt, sondern wir lasen oft genug, wie in englischen Zeitungen Minister und selbst ehrwürdige Bischöfe alte Weiber gescholten wurden. Jedenfalls sind ihre Erwartungen, wenn sie getäuscht wurden, nicht sehr wohl begründet gewesen: sie erwartete, in einer gemeinen, arbeitsamen Republik allen Hofschliff und die feinste Lebensart eines Landes zu finden, wo es Könige und Lords gibt; sie vermißte schmerzlich die Fügsamkeit und Bücklinge eines Volkes, dem wie dem englischen, ein Gefühl der zuvorkommenden Dienstfertigkeit angeboren ist, und bei der Rivalität der Verkäufer nöthig scheint, um sich seine Kunden zu erhalten. Wenn sie dergleichen erwartete, so irrte sie sich vollkommen in den Wirkungen, welche die Folge einer Freiheit sind, die ihr liberales Gemüth anbetete, und ihre Luftschlösser mußten wie Alle, bei denen nicht der Verstand, sondern die Phantasie Baumeister ist, jämmerlich in Trümmer fallen. Die Sucht der „Aushelferinnen" sich auf gleichen Fuß mit ihren Gebieterinnen zu setzen, ist ein schlagender Beweis, daß das gemeine Volk in Nordamerika auf der gesellschaftlichen Stufenleiter höher steht, als das [illegible], [illegible] ihr Entsetzen über Obristen und Majore, die ein [illegible] Geschäft treiben, ist um so lächerlicher, da Dieß gerade nicht wenig zu Gunsten der rohen Republikaner spricht. Die Fabius und Cincinnatus des alten Roms werden dann wohl auch bei unserer liberalen Europäerin nicht sehr gut angeschrieben stehen. Freilich besteht das Leben des transatlantischen Ansiedlers nicht in Flötenblasen auf einer sammtweichen Schaftrift, sondern in einer harten und fortwährenden Arbeit, und Bedürfnisse sind eher da als der Luxus. Indeß bleiben, wie gesagt, die Schilderungen der Verfasserin, ungeachtet aller eingebildeten Uebelstände und Fehlhiebe des Vorurtheils, werthvoll und lehrreich, und geben ein ungemein lebendiges Bild von dem Leben in Nordamerika, und so mögen denn auch die Schattenseiten desselben mit in den Kauf genommen werden.

Die Verfasserin und ihre Gesellschaft hatte sich im November 1827 nach Neu-Orleans eingeschifft, und fuhr, hier angelangt, den mächtigen Mississipi auf dem Dampfboote „Belvedere" hinauf, einem jener wundervollen Wasserpaläste, von deren Pracht die Amerikaner nicht genug Lobes zu sagen wissen. Allein schon auf der Schwelle des Landes der Freiheit findet Mistreß Trollope's Unmuth gegen die Abkömmlinge Washington's reichliche Nahrung. „Wer einen erfreulichen Begriff von der Art und Sitte der Nordamerikaner fassen will," sagt die Verfasserin, „vermeide es ja, seine Reisen auf einem Mississipi-Dampfboote zu beginnen. Die Herren in der Kajüte würden ihrer Sprache, ihrem Benehmen und Anzuge nach, in Europa nicht dieselbe Auszeichnung erfahren haben; allein wir fanden bald, daß ihre Ansprüche auf andern Gründen beruhten; denn wir hörten sie fast alle Majore, Obristen und Generale nennen. Der völlige Mangel gewöhnlicher Höflichkeit bei Tische, die gefräßige Raubgier, mit der alle Speisen angegriffen und verschlungen wurden, die seltsame und ungeschliffene Aussprache; das ekelhafte Ausspucken, vor dem wir kaum unsere Kleider retten konnten; die häßliche Art, mit dem Messer zu essen, wobei oft die ganze Klinge in den Mund geschoben zu werden schien, und die noch häßlichere nachher mit einem Taschenmesser sich die Zähne auszustochern — alles Dieß ließ uns bald genug bemerken, daß wir nicht von Generalen, Obristen und Majoren der alten Welt umgeben waren, und daß die Stunde des Mittagmahls eher jedes Andere, als die Stunde einer vergnüglichen Unterhaltung ist."

Die Reisenden fanden auf ihrer Fahrt den Fluß entlang von Zeit zu Zeit am Ufer Hütten, von deren Bewohnern die Verfasserin eine klägliche Schilderung entwirft; sie leben in der tiefsten Armuth, am äußersten Rande der menschlichen Gesellschaft; indeß meistentheils dennoch fröhlichen Sinnes würden sie Bedauern für eine Beleidigung aufnehmen.

„Von Zeit zu Zeit kam uns die Hütte eines Holzhauers zu Gesicht, der die Dampfboote mit Feuerung versieht, wofür er, mit der Gefahr oder vielmehr Gewißheit eines frühzeitigen Todes, Dollars oder Whisky erhält. Diese traurigen Wohnungen stehen fast alle den Winter über im Wasser, und die besten von ihnen sind auf Pfählen erbaut, so daß der Strom seinen höchsten Wasserstand erreichen kann, ohne daß die armseligen Bewohner zu ertrinken Gefahr laufen. Diese unglücklichen Geschöpfe fallen durchgehends dem Fieber zum Raube, dem sie durch den unausgesetzten Genuß von gebrannten Wassern zu begegnen suchen. Das schmutzige Aussehen der Weiber und Kinder dieser Männer war schrecklich, und so oft auch der Anblick sich wiederholte, so konnte ich doch nie gleichgültig dabei bleiben. Ihre Farbe ist bläulich weiß wie von Wassersüchtigen; Dieß ist durchgehends der Fall, und die armen kleinen Geschöpfe haben gleichfalls dasselbe gespensterhafte Aussehen. Die wohlhäbigsten dieser Wohnungen zeichnen sich durch eine elende Kuh und ein Paar Schweine aus, die bis an die Knie im Wasser stehen. Ueberhaupt kann ich wohl sagen, daß ich nie die menschliche Natur so tief erniedrigt sah, als in den Holzhauerhütten an den ungesunden Ufern des Mississipi."

(Fortsetzung folgt.)

Die Tuilerien im Jahre 1816.

(Schluß.)

Das, was man die königliche Familie nannte, und insbesondere der Graf von Artois und Madame, die Herzogin von Angouleme, übten auf den Geist des Königs, wie begreiflich, einen unermeßlichen Einfluß aus. Man kam alle Abende zusammen; Ludwig XVIII plauderte gern; wenn sich Etwas ereignet hatte, was der Familie nicht nach Wunsch war, so beobachtete der Graf von Artois ein schmollendes Schweigen, und das Diner ging sehr traurig von Statten. Manchmal brach Monsieur gegen das bestehende System los und machte Bemerkungen über die Kammer und die Minister. Wenn es eine patriotische Verschwörung gab, eine zu entschieden ausgesprochene Wahl, so unterließ es Monsieur nicht, seinem Bruder davon zu sprechen, und die Zwecke und schlimmen Absichten der liberalen Meinungen zu übertreiben. Der Herzog von Artois war vollkommen gut von Allem unterrichtet, und suchte stets durch die Schnelligkeit seiner eingezogenen Erkundigungen den Eindrücken auf den König zuvorzukommen, und sie zu leiten. Madame übte gleich-

falls große Herrschaft über das Herz des Königs. Sie war mit den mächtigen Eindrücken des Unglückes gewaffnet, und ängstigte nun unaufhörlich die Einbildungskraft Ludwigs XVIII mit den blutigen Häuptern ihres Vaters und ihrer Mutter, die sie ihm als das furchtbare Opfer der revolutionären Doktrine zeigte. Sie war für Ludwig XVIII eine Klägerin in Trauerschleiern, die von ihm verlangte, sein Königshaus zu retten, das durch Schwäche und Nachgiebigkeit an den Rand des Verderbens gerathen sey. Dieß streute Unruhe und Bedenklichkeiten in die Seele des Königs. In seinem Innern ging täglich eine Bewegung vor, die zwar unmerklich war, aber durch ihre unaufhörliche Wiederholung mächtiger wurde, und zuletzt die festesten Entschlüsse beherrschte. Dieß wird viele Handlungen seiner Regierung erklären. Leider war der königliche Wille nicht immer frei!

Die Vermählung der Herzogin von Berry machte auch jene zur Gewohnheit gewordene Trauer, jenen officiellen Thränen ein Ende, mit denen man damals ohne Unterlaß die Tuillerien befeuchtete. Seit der feierlichen Begängniß am 21 Januar, für die die Deputirtenkammer mit einem schmerzlichen Enthusiasmus gestimmt hatte, war der Hof unaufhörlich mit Trauerfeierlichkeiten zur Erinnerung an die königlichen Opfer der Revolution beschäftigt. Nach der Verbannung der Regicides hatte man, auf Befehl des Polizeiministers, eine Hausuntersuchung bei dem Volksrepräsentanten Courtois angestellt, und unter den Papieren des Wohlfahrtsausschusses das Testament der Maria Antoinette gefunden. Diese Urkunde, die mit dem religiösen Gefühle und den Rührungen einer Königin geschrieben war, die im Begriffe ist, das Schaffot zu besteigen, erfüllte Ludwig XVIII mit dem tiefsten Schmerze. Herr Decazes, dessen Kredit bei den Royalisten zu sinken begann, rieth damals dem Könige, es würde sehr zweckdienlich seyn, wenn man dieses Dokument den legislativen Kammern mittheilte. Der König willigte darein und fügte hinzu: „Da Sie nicht gut mit meiner Nichte stehen; so bringen Sie selbst ihr die Nachricht von diesem traurigen Funde; sie wird Ihnen dafür Dank wissen. Ich selbst will ihr die Haarlocke von meiner Schwester Elisabeth und König Ludwig XVII schicken.“ Herr Decazes entledigte sich seines Auftrages. Die Herzogin von Angouleme aber schenkte seiner Mittheilung wenig Aufmerksamkeit, und nahm den Minister des Königs sehr kalt auf. Welchen Grund soll man dieser Gleichgültigkeit unterlegen? Wollte sie dadurch zu verstehen geben, daß sie dem Minister keinen Dank wissen wolle, oder war die Ursache, wie die Geschichte aufzeichnen mag, daß Madame Angouleme ihren Vater anbetete, nicht so sehr aber ihre Mutter liebte? —

Das Vermächtniß wurde also der Deputirtenkammer mitgetheilt und mit Thränen und Wehklagen aufgenommen. „Indem mich der König mit dieser Sendung beauftragt, fügte Herr Decazes hinzu, wollte er diese Ehre nicht sowohl einem seiner Minister, als einem Ihrer Kollegen zugedacht wissen. Seine Majestät wollte Ihnen hiedurch einen neuen Beweis geben, daß er stets alle Gefühle, die er empfindet, mit Ihnen zu theilen wünscht.“

Da stimmte mitten unter einer allgemeinen Rührung der Versammlung Herr Marcellus folgenden Psalm an:

„Die heilige Rührung, von der unsere Herzen durchdrungen sind, läßt mir kaum die Kraft, einen Wunsch auszusprechen, der, wie ich nicht zweifeln kann, auch schon der Ihrige ist. Wir haben nicht genug Thränen, um alle Ausschweifungen, alles Unglück zu beweinen, womit die unheilvollste aller Revolutionen, die noch je die Welt verwüsteten, unser Vaterland heimgesucht hat. Ach, entschlagen wir uns endlich jenes revolutionären Geistes, von dem wir so unselige Folgen sehen! O Frankreich! O mein Vaterland! Siehe wie bitter und schmerzlich es für Deine Kinder ist, ihren Gott und ihren König verlassen zu haben! Kehre zurück, o kehre zurück zu jener göttlichen Religion, die die Menschen in diesem wie in dem andern Leben glückselig macht, indem sie auf festen und unerschütterlichen Unterlagen die Konstitutionen der gesellschaftlichen Ordnung gründet. Liebe immer mehr den besten der Könige und seine erlauchte Familie. Haß und Zwietracht möge aus Frankreich schwinden. Schließen wir unsere Reihen dicht um diesen Thron des Heils. O Frankreich! O mein theures Vaterland! Wir werden noch schöne Tage sehen, wenn es uns gelingt, Dich der Ehre und dem Glauben zurückzuführen! . . .“ *)

*) Wem ist es hier nicht, als lese er eine Stelle aus den Reden jener knechtischen Senatorenversammlungen, die Tacitus mit so unerbittlicher Strenge für die Nachwelt gebrandmarkt hat? Wer denkt nicht an sein Adulatorum pessimum genus?

A. d. R.

Das amerikanische Krokodil.

(Aus Campaigns and Cruises in Venezuela.)

Hat man den Orenoco verlassen und fährt den Cabullari aufwärts, so kommt man in den Aranco, einen Fluß, auf dem die Fahrt, wegen der dichtbelaubten Bäume an beiden Ufern, die ein so undurchdringliches Laubgewölbe bilden, daß man den Landwind, der auf dem Orenoco so erfrischend streicht, fast gar nicht spürt, nichts weniger als angenehm ist. Auf diesen abgelegenen Flüssen sieht man ungeheure Alligatoren, die sich hier lieber als in den großen Strömen aufhalten, und ich hatte oft Gelegenheit, ihre Gestalt und Lebensart zu beobachten. Dieses Thier, das von den Indianern Kaiman genannt wird, ein Name, den die Seefahrer beibehalten haben, ist bei weitem nicht so lebhaft, als man es bis jetzt geschildert hat. Selbst im Wasser, das doch seine Beweglichkeit um Vieles erleichtern muß, erhascht es seine Beute mehr durch Ueberfall als durch Geschwindigkeit. Sein schwerer unbehülflicher Gang macht es ihm unmöglich, selbst mäßig geschwinde Thiere auf dem Lande zu erhaschen; auch entfernt es sich nur selten von den Gewässern, die es bewohnt, und werden die Moräste von der Hitze ausgetrocknet, so bleibt es lieber in einem Zustande der Erstarrung im Schlamme liegen, als daß es weiter wandert, um ein anderes Wasser zu suchen, obgleich ihm dieses Element weit mehr zusagt, als das Land. Es geht nur selten aus dem Wasser, und wird es verfolgt, so zieht es sich immer dorthin zurück. Oft sieht man es den Kopf über dem Wasser und den übrigen Körper unter demselben schlafen.

Der Alligator muß nicht, wie man häufig glaubt, um seine Beute zu verzehren, ans Land gehen, sondern er bewerkstelligt Dieß sehr leicht, indem er den Kopf über dem Wasser hält. — Kein schrecklicherer Anblick, als wenn eine Anzahl dieser Amphibien ein Pferd verzehrt, das vom Strome fortgerissen wurde. Das Verschlingen ganzer Gliedmaßen, die sie vom Thiere losreißen und das Klappen ihrer Zähne, wenn ihre ungeheuern Kinnladen beim Zermalmen auf einander schlagen, macht einen Eindruck, der sich nicht beschreiben läßt. Sie sind, wie bereits erwähnt, auf dem Lande weit weniger furchtbar, und kann man sie da überfallen, so tödtet man sie mit einer Lanze, ohne daß sie sich zur Wehre setzen.

Das Weibchen legt ungefähr dreißig Eier in den Sand, die von ovaler Gestalt und fast sechs Zoll lang sind. Die Indianer essen sie nur

in Ermanglung anderer Nahrungsmittel; denn sie haben einen starken Bisamgeruch, so wie das ganze Thier, das die Orte, wo es sich aufhält, mit diesem Geruche erfüllt. Wird an der Stelle des Flusses, wo Alligatoren sind, entweder durch Menschen, die sich in großer Anzahl baden, oder durch Pferde, die durchschwimmen, ein großes Geräusch gemacht, so entfernen sie sich sogleich, lauern aber in der Nähe auf Pferde, die etwa matt werden, oder auf die zurückbleibenden Fohlen, und diese entgehen ihnen dann nur selten.

Besonders lüstern ist der Alligator nach Menschenfleisch, und wird um so furchtbarer, wenn er erst einmal davon genossen hat. Gleich den meisten wilden Thieren trotzt er dann jeder Gefahr, um diese Beute, die er jeder andern Nahrung vorzieht, zu erhaschen. Schweigend belauert er die Badenden, die so unvorsichtig sind, am Rande des Ufers sitzen zu bleiben, oder Wäscherinnen, die am Flusse beschäftigt sind, läßt sich vom Strome langsam gegen sie hin forttreiben, und hebt von Zeit zu Zeit die Augen über das Wasser, um zu sehen, ob er seiner Beute bald nahe genug ist, um sie fassen zu können. Glückt es ihm unbemerkt, nahe genug zu kommen, so versetzt er mit seinem harten Schweife dem Opfer einen gewaltigen Schlag, durch den es fast immer ins Wasser gestürzt und dann von dem Ungeheuer verschlungen wird.

Man erzählt indeß einige Beispiele von Leuten, die einem solchen Anfalle glücklich entkommen sind, indem sie Geistesgegenwart genug hatten, dem Alligator die Augen auszukratzen, was ihn nöthigt, seine Beute fahren zu lassen. Die Finger sind für solchen Fall eine zu schwache Waffe, obschon man von einem jungen indianischen Mädchen erzählt, das sich auf diese Weise gerettet haben soll. Schwimmt ein Indianer durch einen Fluß, in dem man einen solchen gefährlichen Alligator vermuthet, so versieht er sich mit einem starken, an beiden Enden zugespitzten und ungefähr achtzehn Zoll langen Stock. Wird er nun, während er im Wasser ist, angefallen, so bringt er den Stock aufrecht in den offenen Rachen des Alligators, der sich beide Spitzen in den Gaumen und die untere Kinnlade so fest einpreßt, daß er sich nicht mehr losmachen kann. Der Indianer kann nun seinen Feind bequem tödten oder ihn ersäufen, da das Thier den Rachen nicht mehr zu schließen im Stande ist.

Während des Feldzugs Morillo's im Lande Apuri waren unsrer Drei beauftragt, dem General Paez Depeschen zu überbringen. Da wir keinen Kahn finden konnten, um über einen kleinen Arm des Teichs von Canavichi zu setzen, so waren wir genöthigt, mit unsern Pferden hinüberzuschwimmen, indem Jeder, wie Dieß üblich ist, seinen Sattel auf den Kopf nahm. Der Jüngste von uns, ein Lieutenant der Lanciers des Generals Paez, zögerte so lange am Ufer, daß wir bereits hinüber waren, als er erst ins Wasser stieg. Kaum war er zur Hälfte hinüber, so sahen wir einen ungeheuern Alligator, der hier sich aufhielt, aus einem Gebüsche kommen. Wir riefen unserm Gefährten zu, allein er konnte nicht mehr umkehren; da nun der Alligator auf ihn losging, so warfen wir ihm einen von unsern Sätteln an den Kopf, den das gefräßige Thier sogleich faßte, worauf es einige Augenblicke unsern Augen entschwand. Da der Kaiman aber seinen Irrthum bald gewahrte, so erschien er wieder auf dem Wasser gerade vor dem Kopfe des Pferdes, als wenn er dieses hindern wollte, vorwärts zu gehen, und nun machte das erschöpfte Thier einen Satz, der seinen Reiter abwarf. Dieser, ein geschickter Schwimmer, war nahe daran, sich zu retten; denn er tauchte in der Richtung gegen uns unter; allein kaum hob er den Kopf, um Luft zu schöpfen, so bemerkte ihn der Alligator und faßte ihn in der Mitte des Leibes. Man wird begreifen, welch schmerzlichen Eindruck dieses Schauspiel, das wir mit ansehen mußten, ohne unserm unglücklichen Kameraden, dessen Schicksal man sich denken kann, den geringsten Beistand leisten zu können, auf uns machte. Der Alligator kam, nachdem er einige Zeit unter dem Wasser geblieben war, um sein Opfer zu ertränken, am jenseitigen Ufer zum Vorscheine und schickte sich an, den Leichnam zu verzehren, gleichsam als wolle er uns zu Zeugen seiner schrecklichen Mahlzeit machen; ein Schauspiel, dem wir uns eiligst entzogen.

Vermischte Nachrichten.

Der gegenwärtige chinesische Kaiser Tao-Kuang (Glanz der Vernunft) hat im verflossenen Jahre sein fünfzigstes Lebensjahr erreicht, dem zu Ehren er ein „Gan-Ko“ oder eine gnadenreiche Prüfung anzustellen verordnete, wodurch den höheren Ständen des Landes Gelegenheit gegeben wird, in eine höhere Rangstufe überzutreten. Allein die Freude des kaiserlichen Hauses wurde durch den Tod des einzigen Sohnes verbittert, der dem Kaiser auf den Thron folgen konnte. In Folge dieses unglücklichen Ereignisses verbat sich der Kaiser die übliche Verehrung durch Opfer und Altäre, angezündete Kerzen u. s. w., gab auch keine festlichen Hofgelage. Im verflossenen Monate Julius wurden ihm indeß zwei Söhne von zwei tatarischen Beischläferinnen geboren; diese werden als legitim und zur Thronfolge fähig betrachtet; nicht so ein dritter Sohn, den ihm eine Chinesin gebar. Keine Chinesin darf nämlich das kaiserliche Harem betreten; die chinesischen Beischläferinnen bewohnen abgesonderte Gebäude. Es ist folglich viele Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß bei dem Tode des gegenwärtigen Kaisers einer der Prinzen noch minderjährig seyn und daher eine Regentschaft eintreten wird.

Einige Zeit zuvor brachte der Kaiser das gewöhnliche Opfer auf dem Altare Hwang-Ti's, „des gelben Kaisers,“ des vergötterten Erfinders des Ackerbaues, wobei er die große Ceremonie des dreimaligen Kniefalls und neunmaligen Berührens der Erde mit seiner Stirn verrichtete. Der Beherrscher des himmlischen Reiches schien an dieser lästigen Ceremonie wenig Gefallen zu finden, da der Ceremonienmeister die dabei gebräuchlichen Worte: „Knie — Stoße“ (nämlich die Stirn auf den Boden) „Knie — Stoße, Knie — Stoße“ zu langsam sprach und hiedurch den kaiserlichen Unwillen auf sich zog. Auch war der Kaiser über den Mann, der die Gebete las, ungehalten; er hatte, wie dem Kaiser schien, eine erbärmliche Stimme, und dieser befahl, einen andern, der eine starke volle Stimme hatte, den Dienst verrichten zu lassen.

*

In einer der letzten Sitzungen der mineralogischen Gesellschaft in Petersburg trug Herr Heß über ein Mineral vor, das man in dem Ural, auf den Gütern der Gräfin Polier, in der Nähe von Bissersk findet, und das man bis jetzt für eine Dioptase oder Acherit gehalten hatte, aber die Untersuchungen des Herrn Heß haben nachgewiesen, daß es ein selbständiger Körper ist. Wahrscheinlich gehört dieses neuentdeckte Mineral zu den Granaten; seine Form ist, soviel sich aus den sehr kleinen Krystallen schließen läßt, die man gefunden, eine zwölfflächige Rhomboide, von schönem Grün gleich den schönsten Smaragden; am Löthrohre verliert es weder an Farbe noch Durchsichtigkeit, und scheint von größerer Härte, als die Granaten. Herr Heß hat diesen Stein zu Ehren des Präsidenten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften „Uwarowit“ genannt. Es ist kein Zweifel, daß größere Stücke des Uwarowit's an Werth und Schönheit den schönsten Smaragden gleich kommen werden. Die Entdeckung des Uwarowits ist um so merkwürdiger, als man bisher glaubte, daß die Alten Kenntniß von allen edlen Metallen besaßen. Das im Museum der oben erwähnten Gesellschaft niedergelegte Exemplar ist in einem Gangstein von chromsaurem Eisen befindlich, und verdankt seine Färbung, gleich dem Smaragd, dem Chromium.

*

Zur Statistik der Polizei in London gehört folgende Notiz im „Sun:“ „Vom ersten Januar 1831 bis ersten Januar 1832 hat die neue Polizei 72.824 Individuen, unter verschiedenen Anlässen, aufgegriffen; hierunter befanden sich 45.907 männliche, und 26.917 weibliche; 2955 derselben wurden vor die betreffenden Gerichtshöfe gestellt; 21.843 vor den Polizeibehörden summarisch überwiesen, 24.859 von denselben losgesprochen. 25.787 Betrunkene wurden von den Polizeikommandanten in den Wachthäusern losgegeben, nachdem sie nüchtern geworden; 7566 Betrunkene wurden vor die Polizeibehörden gebracht, hievon 5187 ungestraft entlassen, und 4579 um 5 Schilling gestraft, was eine Summe von 1094 Pf. St. ausmacht. Von diesen Bestraften waren 5187 männlichen und 1194 weiblichen Geschlechtes. Aus den polizeilichen Akten geht hervor, daß die meisten Betrunkenen in den Monaten Dezember und Julius betroffen wurden; die wenigsten fanden sich im Februar; im Julius 1119 männliche und 810 weibliche; im Dezember 1418 männliche und 851 weibliche; im Februar 923 männliche und 678 weibliche. Nach diesen Angaben hat also die Polizei im Durchschnitte täglich 199 Individuen eingezogen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 124. 3 Mai 1832.

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Im Anfange Februars kam unsere Reisende nach Cincinnati, am rechten Ufer des Ohio. Wie sich von selbst versteht, mußte sie ihr erstes Mittagsessen an der Wirthstafel einnehmen; da sie aber noch nicht mit der Landessitte bekannt war, so zog sie vor, den Thee auf ihrem Zimmer zu trinken. Eine Irländerin diente ihr als Aufwärterin, und sie schlürfte ihre Tasse in größter Gemüthsruhe, als barsch an die Thüre gepocht wurde und ein baumstarker Mann ins Zimmer trat, der sich als ihren Wirth ankündigte.

„Ist Eine von Ihnen krank?" begann er. „Nein, ich danke Ihnen, Sir. Wir befinden uns Alle wohl" — war meine Antwort. „Dann, Madame, muß ich Ihnen sagen, erwiderte er, daß ich Sie nicht auf diese Weise beherbergen kann; es ist bei mir keine Familien-Theegesellschaft, und sie müssen entweder mit mir und meiner Frau, oder gar nicht in meinem Hause leben." Dieser Ausspruch wurde mit einer so herrischen Art gethan, die jede Erwiderung ausschloß; indeß wagte ich doch als einen entschuldigenden Wink fallen zu lassen, daß wir Fremde und mit den Sitten des Landes noch unbekannt seyen. „Unsere Sitten sind sehr gute Sitten, entgegnete er, und wir wünschen nicht, sie von England her umgemodelt zu sehen." Ich machte keine weitere Einwendung, beeilte mich aber, auszuziehen, was am andern Tage zu unserer großen Zufriedenheit bewerkstelligt wurde. Wir hatten uns in unserer neuen Wohnung bald eingerichtet; sie war niedlich und ziemlich behaglich; allein wir fanden bald, daß ihr alle Bequemlichkeiten fehlten, die ein Europäer für den Anstand und die Behaglichkeit verlangt. Kein Brunnenstein war zu sehen, keine Gosse irgend einer Art, kein Karren eines Kehrichtsammlers, oder irgend Mittel und Wege, den Unrath fortzuschaffen, der in London mit einer Schnelligkeit verschwindet, daß man kaum bemerkt, daß er da gewesen ist. Da sich aber das Kehricht bei mir immer mehr anhäufte, so ließ ich meinen Hauswirth rufen, um zu erfahren, wie man in Cincinnati der Abfälle jeder Art sich entledige. „Ihre Aushelferin, sagte er, braucht sie nur recht in die Mitte der Straße zu tragen, liebe Alte. Wahrscheinlich ist Ihnen unbekannt, daß ein Gesetz besteht, das verbietet, dergleichen Dinge an die Seiten der Straßen zu werfen; Alles muß recht in die Mitte derselben gebracht werden, wo die Schweine bald aufräumen." In der That sieht man auch die Schweine in jedem Theile der Stadt fortwährend mit dieser Arbeit des Herkules beschäftigt; und obgleich es nicht sehr angenehm ist, von Heerden so unreinlicher Thiere umgeben zu seyn, so ist es doch ein Glück, daß sie so zahlreich und in ihrer Eigenschaft als Gassenkehrer so thätig sind; denn ohne sie würden die Straßen in kurzer Zeit mit allen Arten in Fäulniß übergehender Abfälle angefüllt seyn.

„Obgleich ich nicht Denen beistimmen kann, die Cincinnati als eines der Weltwunder betrachten, so muß ich doch auch gestehen, daß es eine Stadt von ungemeiner Größe und Wichtigkeit ist; zumal wenn man sich erinnert, daß vor dreißig Jahren noch Urwald den Boden bedeckte, wo jetzt eine Stadt sich erhebt, die mit jedem Monate an Umfang und Reichthum zunimmt. Einige der dortigen Nationalökonomen schreiben diese feenartige Verwandlung einer Bärenwildniß in eine blühende Stadt den freien politischen Institutionen zu; ohne besonders tief in die Geheimnisse der Staatskunst eingeweiht zu seyn, fand ich eine noch näher liegende Ursache in dem Stachel der Bedürfnisse, der in diesem Lande unaufhörlich zur Industrie forttreibt, so wie darin, daß der Müßiggang nirgends ein Faulbette findet. Im Verlaufe der zwei Jahre, die ich in Cincinnati oder seiner Nachbarschaft zubrachte, sah ich nie einen Bettler oder einen Mann, der, zu einem hinreichenden Vermögen gelangt, deßhalb in seinem Eifer, es zu vermehren, nachgelassen hätte. Jede Biene in diesem Stocke ist mit unablässiger Emsigkeit darauf aus, jenen Honig von Hybla, gewöhnlich Geld genannt, zu sammeln; weder Kunst, noch Wissenschaft, noch Gelehrsamkeit, noch Vergnügen kann sie vom Verfolge dieser Arbeit abwendig machen. Diese gemeinschaftliche Richtung Aller nach Einem Ziele, unterstützt von Unternehmungsgeist und verbunden mit Schlauheit und völligem Mangel aller Redlichkeit, wo es auf Gewinn ankommt, muß freilich der Erreichung des Zieles förderlich seyn. Indeß läßt die niedrige Besteuerung allerdings auch einen schnellern Anwachs des individuellen Reichthums zu als bei uns; allein vor meiner Reise in Amerika hatte ich keinen Begriff davon, wie viel von dem durch Steuern eingetriebenen Gelde wieder unter das Volk kommt, nicht bloß durch den Kauf der Produkte seiner Industrie, sondern auch durch den wirklichen Genuß dieser Produkte selbst. Wäre ich ein englischer Gesetzgeber, so würde ich den Aufruhr, statt ihn in den Tower zu schicken, eine Reise durch die Vereinigten Staaten machen lassen. Ich selbst war ein wenig zum Aufruhr geneigt, als ich mich dahin

auf den Weg machte; allein ich war geheilt davon, noch ehe ich die Hälfte meiner Reise zurückgelegt hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Ampère's Skizzen aus Schweden.

2. Sitten, Literatur und Romantik.

(Schluß.)

Vielleicht hat Herr Tegner den rohen Leidenschaften des Heldenzeitalters, die er zuweilen in ihrer ganzen Kraft schildert, hie und da zu viel Zartheit des Gefühls beigemischt. Man glaubt ein Kapitel der alten Saga zu lesen, wenn der Dichter, der ihr hier treu gefolgt ist, uns Frithiof auf den tobenden, von Zauberkräften bewegten Fluthen zeigt, wie er Gold unter seine Gefährten vertheilt, damit sie nicht mit leeren Händen zur Göttin des Meeres kommen, und wie endlich der Held und sein, gleich den Dreifüßen Homers, belebtes Schiff vereint die Ungeheuer angreifen, die den Sturm erregen; Frithiof erlegt zwei mit seinen Pfeilen, und das tapfere Schiff Ellida, durchbohrt mit dem Eisen an seinem Schnabel das dritte, das in Gestalt eines ungeheuren Wallfischs vor ihm fluthet.

Das folgende Gedicht wird man, gegen das Ganze gehalten, vielleicht zu zart finden; im Original ist es indeß voll Anmuth und Naivetät.

Ingeborgs Klage.

Aus ist des Sommers Lust,
Stürmend erhebt sich des Meeres Brust;
Ach, doch wie gerne da draußen
Hört' ich es brausen!

Lang noch ich stand,
Eh' dort im Westen sein Segel verschwand;
Glücklich ist's, darf in die Weiten,
Frithiof begleiten.

Steige, du Well'
Also empor nicht, schon geht es ja schnell.
Leuchtet, ihr führenden Sterne
Ihm in die Ferne.

Wenn Lenzluft weht,
Kommt er zurück, doch die Liebende geht
Nicht ihm entgegen im Saale,
Dort nicht im Thale.

Liegt wohl im Staub
Bleich dann und kalt schon der Liebe zum Raub;
Oder klagt heimlich und bange,
Opfer dem Zwange.

Falk, der mir blieb,
Von ihm vergessen, wie bist du mir lieb!
Füttr're dich, wie einst dein Pfleger,
Fliegender Jäger.

Ihm auf die Hand
Web' ich dich ein in des Teppichs Rand,
Silberbefiedert zu schauen.
Golden von Klauen

Falkenschwinge trug
Freia vor diesem auf irrendem Zug;
Odur, die Lust ihres Lebens,
Sucht sie vergebens.

Liehst du mir auch
Flügel, was frommte mir doch ihr Gebrauch?
Kann ja der Tod mir nur bringen
Himmlische Schwingen.

Jäger, so schön,
Mir von der Schulter zum Meer sollst du sehn.
Ach, ob wir sehnend auch spähen,
Nichts ist zu sehen.

Wenn ich nun todt,
Kommt er zurück, dann vollbring' mein Gebot:
Tausendmal grüß' von der Seinen,
Siehst du ihn weinen.

Einen skandinavischen Helden sollte man eigentlich nicht weinen lassen; indeß wie dem auch sey, das Gedicht ist voll mannichfacher Schönheiten, und trägt ein ächt nationales Gepräge. Bemerkenswerth ist, daß der Verfasser für sein ganz heidnisches Werk mit einem Bisthum belohnt wurde. In Schweden, wo der Zustand der Finanzen keinen großen Aufwand an Pensionen und Sinekuren gestattet, werden solche Beförderungen Literatoren und Gelehrten zu Theil, die sich oft durch ein ganz anderes Verdienst als das der Gabe der Predigt, oder durch theologische Kenntnisse auszeichnen.

Uebrigens hat der Zwist der beiden literarischen Parteien durch das beste Argument, nämlich durch gute Leistungen, sich siegreich für die revolutionäre Partei entschieden. Atterbom selbst hat mit dem alten Leopold eine rührende Zusammenkunft gehabt, bei welcher der junge Romantiker sich selbst einiger kritischer Aufwallungen anklagte, deren er sich im Phosphoros schuldig gemacht hatte, und der ehrwürdige, von der Last der Jahre erblindete Patriarch der klassischen Schule versöhnte sich mit seinem jungen Gegner. So herrscht denn nun rühmlicher Friede zwischen beiden Parteien.

* * *

3. Upsala. Die politische Geschichte Schwedens. Der Codex argenteus.

Upsala war besonders wegen der dort lebenden Gelehrten von besonderem Interesse für mich, und da ich bei meiner ersten Anwesenheit, auf dem Weg nach Stockholm, nur durchgereist war, so beeilte ich mich wieder dahin zurückzukehren.

Als ich nach Upsala kam, fand ich es, da gerade die Zeit der Ferien war, öde und ausgestorben; die Studirenden, die in einer bloßen Universitätsstadt allein Leben verbreiten, waren abwesend, und tiefes Schweigen herrschte in den öden Straßen. Nichts vermag die ausdauernde Arbeitsamkeit der nordischen Gelehrten anschaulicher zu machen, als der Anblick des emsigen, eifrigen Treibens auf ihren Universitäten.

Die Organisation der Universität Upsala ist, wie die in Kopenhagen, mit wenigen Abänderungen dieselbe wie jene der deutschen Universitäten; auch hier weiß man nichts von jener Duellwuth, die unter den Studirenden in Deutschland so häufig ist. Statt jener Eintheilung nach Landsmannschaften und Burschen-

schaften, die einigen Regierungen so große Furcht einjagten, zu verbieten, besteht man hier vielmehr darauf, daß jeder Studirende sich bei der seinigen, und jeder Ausländer bei seinen Landsleuten einschreiben läßt. Noch nie haben diese Landsmannschaften, denen die Universität sogar ein eigenes Lokal eingeräumt hat, irgend einen nachtheiligen Einfluß geübt.

Ich besuchte Herrn Geyer und brachte das Gespräch sogleich auf seine Geschichte Schwedens, mit der ich ihn gerade beschäftigt wußte. Die Vereinigung der drei Königreiche unter Margarete von Waldemar war für Schweden eine Zeit der Sklaverei und Bedrückung und nur erst mit der Regierung Gustav Wasa's begann seine Unabhängigkeit. Seit diesem großen Mann hörte Schweden auf, ein Wahlreich zu seyn, was es bis dahin gewesen war, und es blieb, bis Bernadotte den Thron bestieg, der Familie Wasa erblich. Unter Gustav Adolph war auch die weibliche Linie regierungsfähig. Während der Minderjährigkeit Christinens wurde die Aristokratie mächtig; Karl XI setzte ihrer Macht die ersten Schranken, und von dieser Zeit an waren Thron und Aristokratie in beständigem Kampfe. Unter der Königin Ulrike, Schwester Karls XII, und ihrem Gemahl Friedrich I, wurden die Prärogative der Krone beschränkt, und Dieß war, wie Herr Geyer mir sagte, die Zeit, in welcher die französischen Diplomaten Schweden mit dem Namen einer Republik bezeichneten. Die Stände versammelten sich alle drei Jahre und konnten nicht aufgelöst werden; alle Gewalt ruhte in ihren Händen, sie schlossen Krieg und Frieden, änderten den Münzfuß, brachten durch temporäre Gerichtshöfe die richterliche und durch das geheime Comité, das die eigentliche Regierung war, die vollziehende Gewalt an sich. Die legislativen Akte mußten zwar vom König unterzeichnet werden, doch durfte er seine Unterschrift nicht verweigern. Im Jahre 1756 erklärte der Landtag, daß die Unterschrift des Königs, im Fall einer Verweigerung, durch einen Stempel ersetzt werden sollte. Gustav III wollte die königliche Gewalt wieder herstellen; er erließ einen Aufruf an die Bauern von Dalekarlien, die ihn gegen den Adel unterstützten; Ankerströms meuchlerische Kugel machte dem Kampfe zwischen dem Thron und der Aristokratie ein Ende. Diese Antipathie der angesehenen Familien ist ein sicherer Bürge für die Zukunft der herrschenden Dynastie.

Ich wurde von mehreren jungen Leuten der neuern Schule offen und herzlich aufgenommen. Man bemerkt bald, daß zwischen Stockholm, einer Stadt, deren Kultur ganz französisch ist, wo in Philosophie und Literatur die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts vorherrschen, wo die Physik durch ihren großen Repräsentanten Berzelius auf hoher Stufe steht, und zwischen Upsala, dem Herd einer spekulativen, kritischen und poetischen Tendenz, der in Deutschland herrschenden ähnlich, eine Art von Eifersucht waltet. Aus dieser hat sich nun, wie mir scheint, unter den tiefern Gemüthern von Upsala eine Opposition gegen die positive Richtung der Hauptstadt gebildet. Man hat diese Opposition des Mysticismus und selbst einer Art Vorliebe für die politischen und religiösen Formen des Mittelalters beschuldigt, doch, wie ich glaube, aus Mißverstand. Konnte ein engherziger Liberalismus umfassende Geister zurückschrecken, so war es nur darum, weil er ihnen despotisch und oberflächlich schien; Neuerer können unmöglich den Fortschritten der Freiheit abhold seyn.

Die Bibliothek von Upsala besitzt einen Schatz, der für mich von unendlichem Interesse war, und den ich zu betrachten nicht versäumte; es ist Dieß das berühmte, unter dem Namen Codex argenteus bekannte Manuskript. Es enthält die Uebersetzung eines Theils der Bibel in gothischer Sprache; sie wurde von dem Gothen Ulfilas, einem arianischen Bischof, im vierten Jahrhundert für seine Glaubensgenossen in Mösien geschrieben. Es ist das älteste Denkmal der nordischen Sprachen. Dieser Ulfilas erfand ein Alphabet, das er dem griechischen nachbildete, und sogar eine Art von Druckerei mittelst welcher die Buchstaben aufgetragen wurden. Die Schrift ist auch wirklich erhoben, auf violettem Grund und größtentheils versilbert. Die Anfangsbuchstaben der Kapitel und einige Stellen sind vergoldet und gleichfalls erhoben. Es führt Dieß auf die Vermuthung, daß die Buchstaben mit einer Art Stempel in das violette Pergament eingeschlagen wurden.

Die Geschichte dieses Manuskripts ist höchst seltsam. Es wurde im Jahre 1597 in einer westphälischen Abtei entdeckt und kam nach Prag; Prag wurde im Jahre 1648 von den Schweden erobert, man fand es unter der gemachten Beute und schickte es der Königin Christine. Hierauf wurde es von einem Soldaten und dann von einem Gelehrten gestohlen, wenigstens gibt man Dieß dem gelehrten Vossius Schuld, gewiß aber ist, daß es dessen Erben an einen schwedischen Großen, Magnus de la Gardie, verkauften, der es der Universität Upsala schenkte. Es wird sorgfältig in einem Futteral unter Schloß gehalten.

Der englische Tilgungsfonds.

(Aus Blackwood's Magazine.)

Die Einrichtung des Staatsschulden-Tilgungsfonds (sinking fund) ist zwar keine Erfindung Pitts, doch hat dieser Staatsmann das große Verdienst, diese Anstalt dem englischen Finanzsystem als einen wesentlichen Theil beigefügt, und sie unter einer Menge von Schwierigkeiten aufrecht erhalten zu haben, die einen minder umsichtigen und entschlossenen Mann zurückgeschreckt haben würden. Es ist seit einigen Jahren Mode geworden von dieser bewundernswerthen Einrichtung, als von einem Blendwerk, einer Art frommen Betrugs zu sprechen, zu dem verständige Männer zur Zeit der Gefahr ihre Zuflucht nehmen, das jedoch bei näherer Beleuchtung und besonders der höher gestiegenen Intelligenz unserer Zeit gegenüber nicht Stich halte. Einige Bemerkungen über das Wesen dieser Anstalt werden die Unzulänglichkeit der gegen dieselbe erhobenen Einwürfe und zugleich darthun, um wie Vieles besser es mit den englischen Finanzen stehen würde, hätte man den Sinking Fund stets im Sinne Pitts und nach seinen Grundsätzen verwaltet.

Das Grundprinzip dieses Tilgungsfonds ist: So oft eine Anleihe abgeschlossen wird, Auflagen von etwas größerem Betrage auszuschreiben, als zu Deckung der Interessen nöthig ist, oder auch aus einer andern Quelle einen solchen Ueberschuß aufzubringen, und den jährlichen Betrag desselben zum Ankaufe von Stocks zu verwenden, deren Interessen von den Kommissionärs bezogen, und für die dann jedes Jahr neue Stocks gekauft werden. Es ist leicht zu berechnen, daß durch diese Aufhäufung von Interessen auf Interessen ein Fonds gebildet wird, von dem Heimzahlungen am Kapital geleistet werden können, und daß auch die stärkste Nationalschuld durch eine regelmäßige, genaue, jährliche kleine Zahlung binnen einer gewissen Zeit getilgt werden muß. Um Dieß deutlicher zu machen, nehmen wir an, die Anleihe betrage 20.000.000 Pfd. St., so erfordern diese eine jährliche Interessen-Zahlung von 1 Million Pfd. St. Um diese zu decken, sorgt man für eine jährliche Summe von 1,200.000 Pfd. St., und bildet

nun aus dem Ueberschusse von 200,000 Pfd. St. einen Tilgungsfonds zu Heimzahlung des Kapitals. Im ersten Jahre kaufen die Kommissionärs, welche den Fonds verwalten für 200,000 Pfd. Stocks, die für ein Jahr 10,000 Pfd. Interessen tragen. Im nächsten Jahr werden nun, da man die von den bereits erkauften Stocks erhaltenen 10,000 Pfd. Interessen mit verwendet, für 210,000 Pfd. Stocks gekauft, und im dritten Jahre steigt der Ankauf, da die Interessen jener 10,000 Pfd. mit 500 Pfd. hinzukommen, auf 220,500 Pfd. So wächst das Kapital nach der bekannten Progression, nach welcher die jährlich bezahlte Summe binnen 14 Jahren sich verdoppelt, und nach 28 Jahren vervierfacht; oder mit andern Worten, es bildet sich dadurch, daß man Interessen zu Interessen schlägt, ein Kapital, das die Schuld verringert. Zu besserer Versinnlichung wollen wir das Ergebniß eines solchen Verfahrens für einen Zeitraum von zehn Jahren hier fortführen:

Ueberschuß	des ersten	Jahres	200,000	Pfd.
—	— zweiten	—	210,000	—
—	— dritten	—	220,500	—
—	— vierten	—	231,250	—
—	— fünften	—	242,562	—
—	— sechsten	—	255,078	—
—	— siebenten	—	265,654	—
—	— achten	—	278,286	—
—	— neunten	—	292,114	—
—	— zehnten	—	306,661	—

Summe in zehn Jahren 2,499,105 Pfd.

Es ist einleuchtend, zu welcher ungeheuren Summe auf diese Weise ein Kapital anwachsen muß, und dabei ist noch zu bemerken, daß diese Vermehrung, da sie bloß durch Benützung des Fonds und seiner jährlichen Interessen bewirkt wird, dem Lande keine neue Last aufbürdet.

Alle seit den verschiedenen Kriegsjahren abgeschlossenen Anleihen hatten eine gewisse Anzahl von Auflagen zur Folge, um die Interessen zu decken und einen Tilgungsfonds zu bilden, und das Kapital heimzuzahlen, und dieser Fonds mit seinen sich aufhäufenden Interessen wurde bis zum Jahre 1813 gewissenhaft seinem Zwecke gemäß verwendet. Er belief sich damals in runder Summe auf ungefähr 15 Millionen Pfd. St., und wäre er unberührt geblieben, so hätte er in den folgenden 18 Jahren die Nationalschuld auf folgende Weise vermindert:

Jahrgang.	Pfd. St.	Jahrgang.	Pfd. St.
1813	15.000.000	1822	23.157.048
1814	15.750.000	1823	24.315.572
1815	16.537.500	1824	25.530.240
1816	17.563.870	1825	26.839.560
1817	18.251.973	1826	28.181.425
1818	19.143.566	1827	29.590.461
1819	20.100.774	1828	31.579.590
1820	21.005.053	1829	33.155.577
1821	22.055.284	1830	34.816.505
Summe in 18 Jahren Pfd. St.			422.556.779

Es geht hieraus hervor, daß wenn man den Sinking Fund für sich hätte bestehen lassen, so wären seit dem Jahre 1813 ungefähr 400 Millionen abbezahlt worden, und rechnet man die unermeßlichen Anleihen der Jahre 1814 und 1815 ab, so würde die Nationalschuld über 500 Millionen weniger betragen, als sie jetzt wirklich beträgt, und vorausgesetzt, daß bis zum Jahre 1827 keine neue Anleihe abgeschlossen worden wäre, würde sie bis dahin ganz getilgt gewesen seyn.

Als Beweis wie wohlthätig dieser Tilgungsfonds war, möge noch der Umstand angeführt werden, daß er bei seiner Auflösung im Jahre 1813, 236,801,000 Pfd. St. abbezahlt hatte, also die ganze Nationalschuld des Jahres 1792 und noch 3 Millionen von der während des Revolutionskriegs gemachten Anleihe.

Vermischte Nachrichten.

Das Unwesen der Saintsimonisten hat sein wohlverdientes Ende durch sich selbst gefunden. Der Schwanengesang seiner Verkehrtheit scheint das wie in einem Anfalle von Fieberhitze geschriebene Programm des Globe gegen die Cholera gewesen zu seyn. Enfantin zieht sich mit vierzig seiner Schüler, um zu meditiren, in die Einsamkeit zurück, oder auf den Berg, wie sich der Globe in seinem letzten Blatte ausdrückt. Der Figaro begleitet die Abfahrt des saintsimonistischen Hohenpriesters mit folgenden Bemerkungen: „Enfantin, der eine bessere Religion als Christus lehren will, weiß nichts Besseres zu thun, als diesem in allen Kleinigkeiten nachzuahmen. Als Christus sich in die Wüste zurückgezogen hatte, fastete er vierzig Tage, dann kam der Satan und führte ihn auf den Gipfel eines Berges und zeigte ihm alle Reiche der Welt. Wahrscheinlich erwartet Herr Enfantin auch so etwas, und um dem Teufel die Mühe zu sparen, ihn auf einen hohen Berg zu führen, kommt er ihm halbwegs entgegen. Wie Du mir, so ich Dir. Der Teufel wird sich nicht unhöflicher finden lassen. Uebrigens kann man nicht läugnen, daß Herr Enfantin seinen Rückzug sehr geschickt angetreten hat. Wie schön auch immer die Sonne ist: die Gewohnheit, sie alle Tage zu sehen, macht uns gegen sie gleichgültig, und nur wenn sie sich verfinstert, beschäftigen wir uns mit ihr. Herr Enfantin, dem es freisteht, sich für so glänzend wie die Sonne zu halten, dachte wohl, daß er bald die Neugierde des Publikums ermüden würde, und hat sich verdunkelt, damit man sich mit ihm beschäftigen soll. So ist er auf eine gute Art auch der Cholera aus dem Wege gegangen; denn es wäre doch höchst lächerlich für einen Gott, sehen zu lassen, daß er nicht unsterblich ist. Auch mag es sein Angenehmes haben, monatlich 17,000 Fr. zu ersparen; so viel hat nämlich die Herausgabe des Globe gekostet. Der Globe kündigt übrigens in seiner letzten Nummer an, daß Herr Enfantin jederzeit auf Verlangen als disponibler Monarch für Frankreich oder auswärtige Länder zu haben ist. Nur erbittet man sich Briefe postfrei."

Ein englisches Blatt theilt folgende Angabe über die Einkünfte der englischen Bischöfe als sehr genau mit: Erzbischof von Canterbury 27,000 Pf.; Erzbischof von York 12,000 Pf.; der Bischof von Durham 18,000 Pf.; von London 14,000 Pf.; von Winchester 14,009 Pf.; von Ely 14,000 Pf.; von Worcester 7000 Pf.; von St. Asaph 6000 Pf.; von Bath and Wales 5200 Pf.; von Bangor 5000 Pf.; von Lincoln 4200 Pf.; von Hereford 4000 Pf.; von St. Davids 4000 Pf.; von Lichfield 3800 Pf.; von Salisbury 3500 Pf.; von Carlisle 3500 Pf.; von Chichester 3000 Pf.; von Norwich 2700; von Chester 2500; von Exeter 2300 Pf.; von Oxford 2000 Pf.; von Peterborough 2000 Pf.; von Gloucester 1800 Pf.; von Bristol 1650 Pf.; von Rochester 1000 Pf.; von Llandaff 850 Pf.; zusammen jährlich 164,000 Pf. Hierunter scheinen indessen die Accidenzien nicht begriffen.

Herr Perceval, das bekannte Parlamentsglied, auf dessen Andringen die Minister einen allgemeinen Fasttag in ganz England ausschreiben mußten, hält alle Donnerstage Zusammenkünfte zum Gebet in seinem Hause. Reiche und Arme haben gleichen Zutritt. Die Versammlung wird sehr zahlreich besucht, und die Gesellschaft gewöhnlich auch mit der Gegenwart des ehrwürdigen Herrn Irving und der Miß Carsdale, der berühmten Sprecherin in der unbekannten Sprache, beehrt.

Ein englisches Provinzialblatt berechnet, daß die englische Nationalschuld beträchtlich mehr betrage als einen Dollar in der Minute von Erschaffung der Welt, nach biblischer Chronologie an gerechnet.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 125. 4 Mai 1832.

Ampères Skizzen aus Schweden.

4. Das Eisenbergwerk von Danemora.

Von Upsala aus besuchte ich das Bergwerk von Danemora, das sich von jedem ähnlichen unterscheidet. Hier sieht man keine finstern Schachten oder unterirdische Stollen, sondern eine große Schlucht, wo das Erz unter freiem Himmel gegraben, und in großen Kübeln, die in einer durch Pferde in Bewegung gesetzten Maschine hängen, zu Tage gefördert wird. In einen solchen Kübel setzt man sich, wenn man einfahren will; der Augenblick, in welchem der Kübel flott wird, das Rad sich zu drehen anfängt, wo man das Getös der Maschine hört und über dem Abgrunde schwebt, hat etwas Grausenhaftes. Bald sieht man sich von Felsen umgeben, die wild durch und auf einander gethürmt sind, und wie von Zauberkraft getragen, schwebt man in diesem malerischen Chaos abwärts. Zwei oder drei Bergknappen sitzen rittlings, oder knien auf dem Rande des Kübels, indem sie sich am Seile oder an den Ketten, in denen er hängt, festhalten, und wachen darüber, daß man auf der Fahrt nicht an vorspringende Felsen anstößt. Bald kann man die Menschen unterscheiden, die auf dem Boden des Bergwerks arbeiten, das Geräusch der Hämmer und den klagenden Gesang der Bergknappen hören. Man fährt ziemlich schnell, doch gleichmäßig und ohne Anstoß; das ungeheure Seil, an dem der Kübel hängt, schwingt sich über den Köpfen, wie ein Band, das im Winde flattert, und wenn man es mit den Augen verfolgt, so sieht man es immer dünner werden und endlich fast verschwinden, so daß es scheint, als schwebe man durch Nichts festgehalten, über dieser schauerlichen Tiefe. Endlich berührt der Kübel den Boden, er wird aus- und ein anderer voll Erz an seine Stelle eingehängt, der nun die Fahrt aufwärts macht. Man stößt unwillkürlich einen erleichternden Seufzer aus, wenn man diesen Kübel nun denselben Weg machen sieht, den man eben zurückgelegt hat, wenn man sieht, wie er immer kleiner wird, und endlich bei seiner Ankunft am Rand der Mine nur noch wie ein Punkt erscheint. Es ist eine seltsame Empfindung, von der man sich bei dem Gedanken ergriffen fühlt: so bin ich herabgekommen, und so werde ich wieder aufwärts steigen.

Auf dem Boden des Bergwerkes bietet sich dem Auge nun das sonderbarste Schauspiel. Die Wände desselben sehen aus wie große Mauern von Eisen, und der Boden ist zu jeder Jahreszeit mit Eis bedeckt. Indem ich über dieses Eis hinschritt und die großen schwarzen Mauern betrachtete, dachte ich an Dante's Hölle, doch blickte ich aufwärts, sah ich das Sonnenlicht des schönen Tages, und den heitern blauen Himmel, an dem leichte Wölkchen hinzogen, so schwand dieser Gedanke wieder. Ich dachte an die bezaubernde Schilderung des Fegefeuers, wo der Dichter das sanfte Blau des orientalischen Saphirs mit der heitern Luft sich verschmelzen sah. Die Empfindungen während der Fahrt hatten so viel Angenehmes für mich, daß ich sie zu wiederholen beschloß; ich fuhr also auf und wieder zurück. Indeß war es Mittag geworden, wo man eine Mine springen ließ; ich begab mich also mit den Bergleuten in die von einem Felsen geschützte Hütte, wo sie die Explosion abwarteten. Nie noch hörte ich ein so majestätisches Getöse; es war ein Ozean von Donner, der den Abgrund ganz zu erfüllen schien. Ich fuhr sogleich aufwärts mitten durch den Rauch und die Staubwolken, die um, neben und über mir hinwogten, und den Anblick der Felsen, durch die ich hinschwebte, noch malerischer machten. Auf Augenblicke war ich ganz in diese Wirbel eingehüllt, der Himmel entschwand meinen Augen, ich sah das herabhängende Seil nicht mehr, und es war mir, als schwebe ich ohne Anhalt zwischen dem Himmel und dem Abgrunde. Endlich kam ich aus diesen Wolken heraus, sah mich zu meiner größten Freude auf festem Boden, und empfand das reinste Vergnügen, als mein kleiner Wagen mich schnell längs einem reizenden See, mitten durch ein herrliches Birken- und Eichenwäldchen hintrug, das im hellen Sonnenschimmer dalag.

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Mein Wunsch war nun erfüllt, doch blieb ich immer auf meiner Hut, da ich wohl wußte, wie viel ich von einem Soba zu fürchten hatte, dessen Habsucht durch den Anblick von Schätzen gereizt wurde, die ihm, weil er selbst nichts hatte, unermeßlich vorkamen. Ich schlug mein Lager in der Nähe der Stadt auf, und dankte für die Häuser, die der Soba für mich hatte einrichten lassen, weil sie so verwahrt waren, daß sie kleinen Festungen glichen, in denen ich gleich einem Gefangenen gewesen wäre.

Der mächtige Soba, eben so neugierig auf mich, als auf meine Geschenke, verzögerte seinen Besuch nicht, und setzte jede Förmlichkeit bei Seite, um sogleich zum Zwecke zu kommen. Da ich wußte,

daß diese Häuptlinge unbedenklich Alles mitnehmen, was ihnen gefällt, so empfing ich ihn am Eingange meines Zeltes unter einem andern, das dazu diente, mich vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Der schwarze Monarch schien aufgeblasen von Stolz, und sehr von seiner kleinen Hoheit eingenommen. Ich übergab ihm die Gefangenen, die ich mitgebracht hatte; er billigte mein Benehmen, als ich ihm die Art erzählte, wie sie in meine Gewalt gekommen waren, erklärte sie als Sklaven und übergab sie sogleich der Aufsicht einiger Edeln von seiner Begleitung. Ich übergab meine Geschenke, mit denen er sehr zufrieden schien; indeß betrachtete er die in meinem Lager aufgestapelten Waaren mit lüsternen Blicken, und als er schied, sah man ihm an, daß er ungern ging. Bald hernach schickte er mir Schlachtvieh nebst Ualo, und ließ mich aufs neue seiner Dienstwilligkeit und seines Schutzes versichern. Später erschienen auf seinen Befehl einer seiner Söhne und sein Neffe, um darauf zu sehen, daß Jeder mich mit Achtung behandle. Die Gegenwart Beider machte es unmöglich, mir, ohne erkannt zu werden, Beleidigungen zuzufügen, und ich war daher mit diesem Beweise von Aufmerksamkeit, der mir Sicherheit verbürgte, sehr zufrieden. Einige Geschenke gewannen mir das Zutrauen der beiden jungen Leute, die mir gestanden, daß Cunhinga auf die Priesterinnen des Nanqui, wegen ihres Ausspruches, daß es der Wille des Gottes sey, mich zu beschützen, sehr erzürnt wäre, weil dieses Orakel ihn zwinge, sich jeder Gewaltthätigkeit gegen mich zu enthalten, damit nicht das Volk ihn als die Ursache der Uebel anklage, die das Land künftig heimsuchen könnten. Dieses im höchsten Grade abergläubische Volk unterwirft sich gänzlich dem Willen der Zauberer; es schlachtet Menschenopfer, bald um die Götter zu versöhnen, bald um seinen Blutdurst zu stillen. Da die Weißen von den Negern als Feinde betrachtet werden, weil sie wissen, daß auch ihre Voreltern sie haßten, so suchen sie ihnen Schaden zuzufügen, nicht etwa um ein persönliches Unrecht zu rächen, sondern bloß deßhalb, weil die Europäer einst den König von Angola aus seinen Staaten vertrieben. Nichtsdestoweniger erkennen sie indeß die Ueberlegenheit der Weißen an, so zwar, daß zwei Neger sich nicht an einen Europäer wagen. Die Neger von Cunhinga sind viel kleiner und nicht so muthig als die von Bihéh, doch wohl gebaut und stark. Daran gewöhnt, mitten in Wäldern zu wohnen, denken sie auf nichts als Raub und Dieberei, die sie auch gegen einander selbst üben, um sich eine Kleinigkeit, die ihnen eben gefällt, zuzueignen.

Die Tempel ihrer Götter sind ganz verfallen, da man sie mehr aus Gewohnheit als aus Ehrfurcht besucht. Ngnuvulu, der große Gott des Blitzes, flößt ihnen, wegen der Verwüstungen, die er oft anrichtet, ungemeine Furcht ein. Ein sehr merkwürdiger Aberglaube unter ihnen ist der „des wahrsagenden Baumes" oder der entschleierten Wahrheit, über den ich jedoch nur höchst unvollkommene Nachrichten erhalten konnte. Bandú ist der Gott der Gesundheit; sehr oft aber stirbt, während man ihm Opfer darbringt, der Kranke, ehe man noch Zeit hat, ihm die Mittel zu reichen, die ihm vielleicht das Leben gerettet hätten.

So wie im Königreiche Angola, wird auch hier, so lange die Trauerfeierlichkeiten dauern, kein Haus gefegt. Ist der Verstorbene ein Mann, so bleibt die erste von seinen Frauen unbeweglich im Hintergrunde des Hauses, und stimmt von Stunde zu Stunde den Todtengesang an. Stirbt die erste Frau eines Mannes, so bleibt dieser, ohne ein Wort zu sprechen, bei der Leiche sitzen; um Mitternacht schlachtet man den Geistern oder „Zambi" ein Opfer, füllt eine Kürbisflasche mit dem rauchenden Blute zur Hälfte an und stellt sie neben den Verstorbenen. Man bittet die Geister seiner Vorfahren, die man zugegen glaubt, ihm geneigt zu seyn, und ist das Blut kalt geworden, so wird es gekocht dem Verwandten des Todten gegeben, der es ißt, indem er die Götter bittet, dieses Blut mit dem seinigen sich vermischen zu lassen und ihn für den Rest seines Lebens glücklich zu machen. Nun beginnen die Tänze um das Haus, und alle Verwandten des Verstorbenen essen und trinken unter Wünschen für seine ewige Glückseligkeit. Von Zeit zu Zeit ruft man ihn beim Namen, und bittet ihn, Derer zu gedenken, die er auf der Erde zurückläßt, für sie zu bitten, und ihnen in der andern Welt bequeme Häuser und hübsche Gärten am Ufer klarer und schattenreicher Flüsse zu bereiten. Am andern Morgen wird der Leichnam auf eine neue in der Mitte des Hauses ausgebreitete Matte gelegt, die Götter um ihn her, und eine kleine Bank, mit Speisen und Ualo besetzt, an seine Seite gestellt. Nun ladet man ihn ein, zu essen, und bittet die Geister seiner Vorfahren, Zeuge zu seyn, daß ihm während seines Lebens nichts gemangelt, da er sogar noch nach seinem Tode Alles im Ueberflusse habe. Ist der Verstorbene ein Mann, so setzen alle seine Weiber, mit Ausnahme der ersten Frau, sich an die Thür und stimmen von Zeit zu Zeit den Todtengesang an. Am andern Tag um Mitternacht wird das zweite Opfer geschlachtet und die dem Todten vorgesetzten Lebensmittel werden ins Feuer geworfen. Das Blut des Opfers wird den um den Leichnam stehenden Schutzgöttern dargeboten; jeder der Anwesenden trinkt einen Tropfen davon, und das Fleisch des geopferten Thieres wird gebraten und gegessen. Was von dem Blute übrig bleibt, läßt man gerinnen und an der Sonne trocknen. Den Tag darauf, um Mittag, werden die Götzenbilder weggenommen, das getrocknete Blut, aus dem man eine Kugel gebildet hat, ihnen vorgesetzt und der Leichnam der Thüre näher gebracht. Der Geruch, den er verbreitet, macht es unmöglich, in seiner Nähe zu bleiben; man zündet also nun ein großes Feuer in der Mitte der Wohnung an, in das man von Zeit zu Zeit wohlriechende Kräuter wirft, damit der Verwandte im Hintergrunde des Hauses vom Leichengeruche nicht belästigt werde. Mit Einbruch der Nacht hat, wie man glaubt, der Geist sich gänzlich vom Körper getrennt, und schickt sich nun an, nach der andern Welt zu gehen. Die Tänze werden jetzt verdoppelt, und jeden Augenblick ertönt ein Freudengeschrei. Am folgenden Morgen wird der Todte in ein Leichentuch von blauer Leinwand gewickelt, man gibt ihm Bohnen und Mais in die Hände, biegt ihm die Füße rückwärts, kreuzt seine Hände über der Brust, stellt seine Götzenbilder neben ihn, und nachdem man alle Haare seines Körpers abgeschnitten hat, die, sorgfältig in ein Baumblatt gewickelt, dem nächsten Verwandten übergeben werden, wird das Leichentuch zusammengeknüpft und sammt seinem Inhalte in eine, an einem großen Stabe befestigte Matte gelegt, die dazu dient, den Leichnam nach dem Begräbnißplatze zu bringen. Nun wird abermals ein Thier geschlachtet und gebraten, und nachdem man sich noch einige Stunden lang belustigt hat, tragen die Männer den Todten zu Grabe. In demselben

Augenblicke verläßt die erste Frau des Verstorbenen, von den andern Weibern begleitet, das Haus, und geht zum nächsten Bache, um die sonderbare Ceremonie der „Reinigung“ zu vollziehen. Mitten im Wasser stehend, legt sie ihre Tangnai (eine Art Schürze) ab, und wirft die Lianen, mit denen sie bedeckt ist, in den Bach; andere Frauen scheeren ihr alle Haare des Hauptes und des übrigen Körpers ab, und sie selbst wirft die abgeschnittenen Haare, indem sie geheimnißvolle Worte murmelt, ins Wasser. Dann spült sie sich den Mund mit dem Wasser des Baches aus, und bleibt in demselben stehen, bis ein Kräutertrank, den sie getrunken hat, seine Wirkung thut. Nun hält sie sich für vollkommen gereinigt, und ganz wieder in den Zustand versetzt, in dem sie sich befand, ehe sie noch mit einem Manne zu thun hatte. Hierauf bedeckt sie sich mit einem Stücke blauem gemeinen Zeuge, und begibt sich in eine Hütte, die man während der Tage des Festes, ihrer frühern Wohnung gegenüber, für sie erbaute, und in der sie zwei Mondeswechsel hindurch bleibt. Die frühere Wohnung bleibt diese ganze Zeit hindurch in dem Zustande, in der sie beim Tode ihres Herrn war, weil man glaubt, daß er jedesmal dahin zurückkehre, wenn seine Frau den Todtengesang anstimmt, was sie jeden Tag dreimal thut. Die Männer, die den Todten beerdigt haben, errichten ihm ein plumpes Grabmal, um das sie den Rest des Tages über singen und tanzen. Mit Einbruch der Nacht sagen sie dem Verstorbenen Lebewohl und kehren nach seiner Wohnung zurück, die nun bis zum Morgen ein Schauplatz ununterbrochener Ausschweifungen und Schwelgereien ist.

Während ihres Wittwenstandes arbeitet die erste Frau nichts, und die übrigen bringen ihr die Nahrung. Nur erst nach Verlauf zweier Mondeswechsel darf sie einen andern Mann nehmen. Kommt diese Zeit heran, so theilen die Neffen des Verstorbenen sich in seine Verlassenschaft; die Söhne erben nichts. Haben die Neffen genommen, was ihnen gehört, so wird das Haus, sammt jener Hütte, welche die Wittwe bewohnte, verbrannt; die Verwandten versammeln sich, Jeder bringt einen Beitrag zu dem Feste, das nun gefeiert wird, und an dem auch alle die übrigen Wittwen des Verstorbenen Theil nehmen, die sich nun ebenfalls wieder verheirathen dürfen. Man wetteifert mit einander, sich bei diesem Feste zu betrinken, weßhalb es auch das „Fest der Vergessenheit“ genannt wird. In den civilisirten Ländern Europa's findet eine Wittwe mit Kindern selten Freier; in Cunhinga hingegen bekommt die am leichtesten einen Mann, welche die meisten Kinder hat, weil diese für den Stiefvater arbeiten müssen, und für die Verbrechen, die er begeht, verantwortlich sind. Die Kinder werden in Cunhinga eine Stunde nach der Geburt beschnitten; man fängt das Blut auf, das aus der Wunde träufelt, und der Vater opfert es den schützenden Göttern seines Hauses, indem er es auf der Schwelle ausschüttet, ins Feuer gießt, und die Pfanne damit einreibt, in der die Nahrung seines Sohnes bereitet wird. Ist die Wunde geheilt, so trägt der Vater das Kind in den Tempel des Ngurulu Jehnehneh, und bittet den Gott, es in seinen Schutz zu nehmen; von diesem Augenblicke an bekümmert er sich nicht eher wieder um dasselbe, bis es groß genug ist, ihn auf die Jagd zu begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Haifischfang.

(Aus des Kapitäns Hall Fragments of Voyages and Travells. Edinburgh 183.

Es gibt Augenblicke auf einem Schiffe, wo der Astronom, so emsig er auch darüber her ist, die Entfernungen zu messen, seine Sextanten eiligst ins Futteral packt; wo der Schiffslieutenant, der mit der Ausrechnung der Länge beschäftigt ist, seine Bücher auf die Seite schiebt, der Marineoffizier seine ewige Flöte aus der Hand legt, der eingenickte Schiffsarzt aus seinem Mittagsschläfchen auffährt, und Jedermann, jung und alt, womit immer er auch beschäftigt ist, auf das Verdeck rennt, wenn sich nämlich ein Haifisch blicken läßt. Selbst der Schiffsaffe, wenn ein solcher an Bord ist, bleibt nicht ohne lebhaften Antheil an diesem wilden Feste. Ich erinnere mich, einmal Joko gesehen zu haben, wie er auf dem Hängmattennetze des Hinterschiffes hin- und hersprang, grinsend, schreiend und zähneklappend, daß man es, da gerade Windstille war, auf dem ganzen Verdecke hörte. „Was hast Du, Master Mona?“ rief ihm ein Matrose zu, denn das Thier kam aus Teneriffa und hatte noch seinen spanischen Namen beibehalten. Freilich antwortete Joko nichts, aber er streckte seinen Kopf über das Schiffsgeländer, so lang sein Hals war, starrte mit seinen Augen, die er aufriß, als sollten sie aus ihrer Höhlung hervorstürzen, nach einer Stelle hin und fletschte die Zähne, indem er das Maul fast von einem Ohre bis zum andern verzog. „Junge, lauf in die Küche und hole ein Stück Schweinefleisch!“ ruft der Kapitän mit einer Freudigkeit, als wäre ein feindliches Korsarenschiff ihm in den Wurf gekommen. „Wo habt Ihr Euren Haken, Quartiermeister?“ — „Hier, Sir, hier,“ erwidert der Mann, indem er mit der Fingerspitze die Hakenspitze probirt, die, wie er sagt, so scharf ist, wie eine Nähnadel. Bald ist ein gewaltiger Klumpen ranzigen Schweinefleisches von fünf oder sechs Pfund Gewicht daran befestigt; denn kaum ist Etwas für den Magen eines Haifisches zu groß oder von zu hohem Gout. Der Haken, so dick wie ein kleiner Finger, hat eine Einbiegung so groß als eines Mannes halbgekrümmte Hand, sechs bis acht Zoll lang, mit einem furchtbaren Widerhaken. Dieses gewaltige Hakeneisen ist an einer drei oder vier Fuß langen Kette befestigt; eine Vorsicht, die durchaus nöthig ist, da der gefräßige Hai manchmal den Köder so tief hinabwürgt, daß er das Tau, woran der Haken befestigt wäre, abbeißen würde, so leicht wie einen Spargelkopf. Der Haifisch ist gewöhnlich so hungrig wie ein Schiffskadet, und selten, wenn er nicht recht bei Appetit ist, schwimmt er langsam um den Köder her, beschnuffelt ihn und stößt ihn mit seiner Schaufelschnauze hin und her. Dann fährt er links oder rechts hinweg, als scheine ihm die Sache nicht recht geheuer, kehrt aber bald darauf wieder zurück, um sich an dem „Haut Gout“ zu erlaben, wie die Matrosen das stinkende Schweinefleisch zu nennen pflegen, von dem man immer ein Stück zum Köder nimmt, wenn es zu haben ist. Während Herr Hai aus spröder Zierbengelei oder Argwohn dieses Spiel treibt, ist das ganze Hintertheil des Schiffes so gedrängt voll von Köpfen, daß man nicht um Geld noch gute Worte auch nur eine Spanne Raum gewinnen könnte. Das Tauwerk, die Besanmastspitze und selbst die Spreizstange daran bis zu ihrem äußersten Ende, die Hängmattennetze und alle Fenster und Luken sind mit athemlosen Zuschauern besetzt, die leise mit einander flüstern, wenn sie überhaupt zu sprechen wagen, oder Zeit finden, ihr Auge von dem Ungeheuer zu verwenden, das zwar im nächsten Augenblicke noch in die Abgründe des Meeres sich begraben kann, bald aber, wie sie hoffen, sich in ihrer Gewalt befinden wird. Oft dauert dieses Schauspiel stundenlang, und der Hai, der eben keine sonderliche Neigung fühlt, die nähere Bekanntschaft des Schiffsvolkes zu machen, geht auf Einmal auf und davon, und läßt keine Spur von sich zurück, als einen mehrere Faden langen weißen Streif. Der Verlust einer piasterreichen spanischen Gallione, auf die man Jagd machte, kann schwerlich einen größern Verdruß und lebhaftere Ausbrüche des Unwillens und Aergers zur Folge haben, als eine solche hämische Flucht des Haies. Hingegen kann, wie ich glaube, eine feindliche Flagge, die sich zum Kampfe nähert, nicht mit größerer Freude begrüßt werden, als der Augenblick, wo der Hai sich auf die Seite kehrt, um den Köder zu packen. Ein freudiges Geflüster läuft von Mund zu Mund, jedes Auge leuchtet heller auf, und Gesichter, die nicht allzustark durch Wind und Sonne bronzirt sind, sieht man bald bleich bald roth werden und die Farben wechseln, gleich einem verendenden Delphin. Wenn ein Köder vom Hintertheile

eines Schiffes ausgeworfen wird, das nur einigermaßen in Bewegung ist, so muß er nothwendig auf der Oberfläche des Wassers oder doch nur nahe unter derselben gehalten werden. Hiedurch wird nun der Hai gezwungen, ihn von unten anzubeißen, und da sein Maul unter seinem Kinne befindlich ist, nicht wie bei einem Christenmenschen oder demselben, so muß er sich fast auf den Rücken legen, um die Lockspeise, in der der Haken verborgen ist, zu fassen. Und auch, wenn er sich nicht ganz herumlegt, muß er sich doch in so weit drehen, daß man einen Theil seines weißen Bauches erblicken kann. In dem Augenblicke, wo man diesen weißen Fleck aus dem dunkeln Wasser aufschimmern sieht, vernimmt man ein dumpfes Gemurmel der befriedigten Erwartung; allein Niemand wagt noch ein Wort zu sprechen, aus Furcht den Hai scheu zu machen. Manchmal hat kaum noch der Köder das Wasser berührt, so stürzt sich das Raubthier mit einem Heißhunger darauf, daß es wörtlich genommen zur Hälfte über die Meeresfläche herausspringt. In solchen Fällen schlingt er den Köder, den Angelhaken und drei bis vier Fuß Kette ohne zu kauen auf einmal hinab, und fährt dann mit seiner verrätherischen Beute mit so ungeheurer Schnelligkeit und Gewalt dahin, daß das Tau erkracht, wenn die Spindel, auf der es aufgewickelt, ganz abgehaspelt ist. Dieß kommt jedoch nur selten vor. Gewöhnlich aber geht er bedachtsamer zu Werke und scheint an dem Köder mehr zu schnullen, als ihn anzubeißen. Die Hand Dessen, der in diesem Augenblicke das Tau hält, muß viele Gewandtheit haben; ein Stümper in dieser Kunst würde sich übereilen und den Haken herausziehen, bevor er noch in den Rachen des Haifisches hinabgelangt ist. Zwar hat die Hyäne des Meeres gewöhnlich wenig Lust, was einmal durch die furchtbare Batterie ihrer Zähne hindurch gegangen ist, wieder loszulassen; allein der Haken könnte sich durch einen unzeitigen Ruck des Taues an einem Theile des Schlundes einklammern, der zu schwach wäre, um in dem hierauf erfolgenden Kampfe festzuhalten. Der Kunstgriff des Fanges besteht darin, daß man das gefräßige Ungeheuer den großen Fleischklumpen hinabwürgen läßt, und dann dem Tau einen heftigen Ruck gibt, wodurch der Widerhaken aus dem Köder hervordringt und sich in den Schlund oder Magen des Thieres befestigt. Da der Hai nicht der Mann darnach ist, so etwas geduldig hinzunehmen, so möchte es nicht wohl Jemand zu rathen seyn, seinen Fuß in Berührung mit dem ablaufenden Tau zu bringen, das sich mit der Schnelligkeit der Bootsleine eines Schiffes abspinnt, das zwölf Knoten geht. Aber eben so groß ist die Schnelligkeit, mit welcher der arme Teufel herangehaspelt wird, wenn das Tau zu Ende gelaufen ist, so daß er oft ganz über der Wasserfläche zu schweben kommt. Nun aber macht sich die lang unterdrückte Freude des Schiffsvolks in allen Tönen des wildesten Siegesjubels Luft. Allein nicht immer geräth es mit dem hastigen Aufziehen des Haies gut; die heftige Gegenwehr des Ungeheuers zerreißt oft das Tau oder sprengt die Kette, und der Hai macht sich mit dem Uebrigen, was er verschlungen hat, davon, um es so gut es gehen mag zu verdauen. Man zieht es daher vor, ihn mit dem Kopfe eine Zeit lang über der Wasserfläche zu halten, bis er sich etwas erschöpft hat. Während Dieß vorgeht, sollte man fast glauben, das Thier sey sich des bösen Spiels bewußt, das man mit ihm zu treiben im Begriffe ist; denn während es um sich schlägt und sich windet und dreht, funkeln seine aufwärts gerichteten Augen von einer Wuth, die das Blut des Schwimmers gerinnen machen muß, wenn er denkt, daß auch an ihn die Reihe kommen kann, wo er sich zwischen den unbarmherzigen Zähnen seines geschwornen Feindes krümmt. Kein Seemann wird übrigens daran denken, einen Haifisch bloß mit dem Angeltau an Bord schleppen zu wollen; denn so unmächtig auch seine Anstrengungen gewöhnlich im Wasser seyn mögen, so sind sie doch selten nicht ohne Gefahr, wenn das wüthende Geschöpf halbwegs heraufgezogen ist. Um zu verhindern, daß das Tau reiße oder der Haken breche, oder eine Kinnlade ausschlitze, wendet man gewöhnlich noch ein zweites Tau mit laufender Schlinge an, die man an dem ersten Seile hinabgleiten und über den Kopf des Haifisches weg bis an die Stelle streifen läßt, wo Schwanz und Körper an einander stoßen. Ist man auch hiemit zu Stande gekommen, so hält man den ersten Akt der Tragödie für vollendet und der besiegte Feind wird über den Halsbord herangezogen und auf das Verdeck geschlendert zu unbeschreiblicher Freude aller Hände. Allein obgleich der Hai so außer seinem Elemente ist, so fehlt es ihm dennoch nicht an Kraft, noch tüchtig Unheil anzurichten, und es möchte Niemand zu rathen seyn, sich in den Bereich seines Schwanzes zu stellen oder seine Zehen dem Rachen des Thieres allzunahe zu bringen. Der Schlag mit dem Schwanze von einem nur mittelmäßig großen Haifische reicht hin, einem Menschen ein Bein zu zerbrechen, und ich sah einen ein gut drei Zoll dickes Tau über die Hälfte durchbeißen, nachdem er schon zehn Minuten lang auf dem Verdecke herumgeschleppt worden war und während dieser Zeit alle seine Feinde in respektvoller Entfernung gehalten hatte. Der verstorbene Doktor Wollaston suchte mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne die Kraft des Haifischbisses dadurch genauer zu bestimmen, daß er ihm eine glatte Bleitafel in den Rachen stecken ließ, an der die Tiefe des Eindruckes den Maßstab für die angewendete Kraft des Fisches geben konnte. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß auf dem Verdecke eine bedeutende Verwirrung herrscht, so lang der Hai wüthend um sich schlägt, und wenn zuweilen Blut vergossen wird, was bei allen dergleichen rohen Belustigungen gewöhnlich der Fall ist, so hat man wohl eine Woche lang an den Flecken wegzuscheuern, unter stetem Brummen des Kapitäns. Indeß im Augenblicke selbst werden alle Bedenklichkeiten dieser Art bei Seite gesetzt, zumal wenn der Schiffskommandant selbst an der wilden Hetze Theil nimmt, und gewiß, es müßte eine sehr sauertöpfige Schlafmütze seyn, die nicht mitmachte. Gewöhnlich schleppt man den Hai in Eile nach dem Vorderkastell, unter den Stößen, Schlägen und Verwünschungen der Sieger, und dort wird seinem elenden Leben bald durch Stiche mit Messern, Enterspießen und Tomahakhieben ein Ende gemacht. Das Erste, was hiebei zu thun ist, besteht darin, den besiegten Feind seines gefährlichen Schwanzes zu berauben, was gar keine leichte Aufgabe ist, da man nicht gut mit heiler Haut ihm nahe kommen kann; allein irgend eine geübte Faust, die mit dem Handbeile umzugehen weiß, paßt einen Augenblick ab, wo der Fisch ruhig liegt, und hackt dann den Schwanz mit Einem Hiebe ab. Ein anderer springt dann auf den waffenlosen Feind und schlitzt ihm mit einem geschickten Schnitte den Leib von der Schnauze bis ans Ende auf, und somit ist die Tragödie, in sofern sie wenigstens den Haupthelden derselben betrifft, zu Ende. Gewöhnlich aber sticht die Matrosen eine unbezwingliche Neugier zu wissen, was der Inhalt des Haifischmagens ist; nicht selten werden sie hierin in ihrer Erwartung getäuscht, da die Eingeweide des Thiers meist leer gefunden werden. Nur einer merkwürdigen Ausnahme weiß ich mich zu erinnern, als am Bord der „Alceste" auf der Rhede von Andschir auf Java (wir waren damals mit der Gesandtschaft unter Lord Amherst nach China begriffen) ein ansehnlicher Haifisch gefangen worden war. Einige Hühner und Enten, die in der Nacht zu Grund gegangen waren, wurden Morgens wie gewöhnlich über Bord geworfen, deßgleichen einige alte Körbe und viele andere Kleinigkeiten, wie Bündel Späne, Stücke von Tauen u. s. w., was Alles zusammen im Bauche des heißhungrigen Thieres gefunden wurde. Am meisten aber war man überrascht, als man die Haut eines Büffels vorfand, der am Tage zuvor für die Schiffsgesellschaft geschlachtet worden war. Der alte Matrose, der den Fisch aufgeschlitzt hatte, stand mit ausgespreizten Beinen in dem Einschnitte und nahm Stück für Stück die verschlungenen Sachen aus der weiten Höhlung. Als er zuletzt die Büffelhaut herauszog, hielt er sie wie einen Vorhang vor sich ausgespreitet, indem er ausrief: „Hier, meine Jungen, seht Ihr wohl? Die Bestie! hat sie den Büffel gefressen, und nur die Haut nicht verdauen können!"

Vermischte Nachrichten.

Als einen Beweis, mit welcher grausamen Unwissenheit französische Blätter oft ausländische Worte verstümmeln, führt „Galignani's Messenger" aus dem „Mémorial Bordelais" eine Stelle an, die bei Gelegenheit der zweiten Vorlesung der Reformbill im Oberhause folgende Namen angibt: Der Herzog von Wonchelzeau, der Herzog von Duckingern, Lord Falmouit, der Bischof von Londoff, der Marquis von Lundown, und Lord Kemigon!

Die Lander wurden auf ihrer Reise im Innern von Afrika häufig ungemein durch die neugierigen Eingebornen belästigt, die sich um ihre Zelte drängten, und sie fast erstickten. Da sich die Reisenden bei einem Häuptling hierüber beschwerten, sagte dieser: „Nehmt eure Gewehre und schießt einige nieder; ihr habt meine volle Erlaubniß zu tödten, soviel ihr wollt. Habt ihr nur einigen die Köpfe abgeschnitten, so werden euch die andern schon in Ruhe lassen."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 126. 5 Mai 1832.

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Die Cunhingas erklären nie einen Krieg, wenn sie nicht vorher ihren Gott um Rath gefragt haben. Der Fürst in seinen Festkleidern, und mit den Zeichen seiner Würde geschmückt, begibt sich von seinen Edeln und dem Volke begleitet, in den Tempel des Ngurulu Jehuchueh, wo ein Opfer, zuweilen selbst ein Menschenopfer, geschlachtet wird, wenn man glaubt, daß der Gott ein solches verlange. Der Priester stellt sich auf einen großen Stein mitten im Tempel und bewegt sich einige Zeit lang heftig hin und her; dann nimmt er eine ernste Miene an, und stößt einige abgebrochene, nichtsbedeutende Worte aus, die man sorgsam auffaßt. Hat der Gott durch den Mund seines Dieners aufgehört zu sprechen, so erklärt dieser das Orakel und nach seinem Ausspruche entscheidet es sich nun, ob Krieg oder Friede ist.

Gewohnheit hat diese Neger in der Bestimmung der Stunden so geschickt gemacht, daß selbst die richtigste Uhr die Zeit nicht genauer angeben könnte als sie. Die Höhe der Sonne, die Richtung und Länge der Pflanzenschatten sind, während des Tags, und die Stellung der Sterne bei Nacht ihre Richtschnur. Den Mond betrachten sie als das Sinnbild des menschlichen Lebens. „Er wird, sagen sie, eine Zeit lang größer und stärker, dann nimmt er ab, und verschwindet, um später unter einer neuen Gestalt wieder zu erscheinen.“ Sie haben daher auch große Achtung vor diesem Planeten, den sie als den Beschützer des Lebens betrachten, und bringen ihm Opfer, so oft er wieder erscheint.

Die Temperatur dieses Bezirks ist sehr veränderlich und den Europäern nicht zuträglich; der Unterschied derselben bei Tag und bei Nacht ist so groß, daß er sogar den Negern beschwerlich fällt.*) Die Banza von Cunhinga liegt unter 9° 49′ 49″ südl. Breite und 18° 13′ 46″ östlicher Länge, mitten in einer vom Flusse Cubango bewässerten Ebene zwischen zwei Gebirgsketten, die von Nordost nach Südwest laufen.

Der Soba besuchte mich oft, zeigte sich sehr eifrig mir zu dienen, und seine Unterthanen belästigten mich durchaus nicht. Da sie mich ganz gewöhnliche Steine sammeln sahen, so erbot sich der Soba, mich, wenn ich ihn dafür bezahlen wolle, an einen Ort führen zu lassen, wo ich sehr schöne Steine finden würde. Ich willigte ein, und nun gab er mir Boten, die mich in die Gebirge nordwestlich von der Banza führeten. Ich durchstrich einen ganzen Tag lang die Vertiefungen dieser Berge, und fand eine Menge Amethysten, schöne Achate, Versteinerungen und recht artige Dendriten. Am Abende bauten wir uns Hütten, um die Nacht im Gebirge zuzubringen. Meine Führer zeigten mir, um meine Freundschaft zu gewinnen, die Pflanze mit der sie ihre Pfeile vergiften, und gaben sich alle Mühe mir die Art zu erklären, mit der sie dabei zu Werke gehen. Der aus den Blättern gepreßte Saft theilt dem Ualo keinen unangenehmen Geschmack mit, tödtet aber plötzlich. Dieses Gift versetzt die Lebensorgane in einen Zustand von Erstarrung, der ihre Verrichtungen lähmt. Ohne daß die Neger es bemerkten, brach ich einige Blätter dieser Pflanze ab, um mich von den Eigenschaften, die sie ihr beimaßen, zu überzeugen. Nach Hause zurückgekehrt, drückte ich den Saft auf ein Fleischgericht, das mein Koch eben bereitet hatte, und setzte es den Hunden vor, die auch, ehe sie es ganz verzehrt hatten, ohne Bewegung umfielen. Der Sohn und Neffe des Soba, die in diesem Augenblicke in mein Zelt traten, erkannten aus der Todesart dieser Thiere sogleich, daß sie mit dem Safte der Nangueh vergiftet worden waren. Sie wurden wüthend, und stießen fürchterliche Drohungen gegen mich aus; ich sah sogleich die Folgen, die dieses einfache Experiment bei einem grausamen Volke für mich haben konnte, das aus diesem Umstande leicht Veranlassung nehmen konnte, mich zu ermorden. Nur ein Rettungsmittel war mir übrig, und ich versuchte es auf der Stelle. Ich kredenzte den beiden jungen Leuten ein Glas Tafia, von dem ich zuvor die Hälfte trank, ließ einige Stücke Zeug herbeiholen, und bat, indem ich sie ihnen überreichte, sie als einen Beweis meiner Erkenntlichkeit für die mir geleisteten Dienste anzunehmen. Ihr Zorn schwand, und nun sagte ich ihnen, daß ich den Hunden das Fleisch nur in der Absicht gegeben habe, um mich von den Eigenschaften des Nangueh zu überzeugen, die mir unglaublich gewesen wären. Einer von ihnen stand sogleich auf, nahm die Hunde, und warf sie ins Wasser, damit ihre Herren nicht erführen, wie sie gestorben, und daß kein Verdacht auf mich falle. Ich schenkte nun meinen Gästen fleißig ein, und so söhnten sie sich wieder mit mir aus.

*) Das Thermometer stand während stürmischer Tage, im Durchschnitt: um 4 Uhr Morgens 10°, um 8 Uhr 15°, um Mittag 18°, um 2 Uhr 25°, um 8 Uhr 19°. Bei schönen Tagen im Durchschnitt: um 4 Uhr Morgens 9°, um 8 Uhr 16°, um Mittag 24°, um 2 Uhr 27°.

Noch wollte ich auch die Eigenschaften eines Holzes, Uka genannt, kennen lernen, das berauschende Kräfte hat. Ich goß auf eine halbe Unze kleingeschnittenes Holz eine halbe Pinte siedendes Wasser, und nach vier Stunden hatte dieses Wasser den Geschmack von sehr starkem Weingeist. Ungefähr zwei Unzen von diesem Aufgusse gab ich nun meinem Koch zu trinken, an dem ich schon allerhand versucht hatte. Eine Viertelstunde nach dem Genusse fing er an zu singen, wie ein Mensch, der die Wirkung des Weins oder eines andern geistigen Getränkes zu empfinden anfängt, mußte sich bald darauf niederlegen, schlief ein, und blieb bis zum andern Morgen in einem Zustand von Trunkenheit. Auch an mir selbst wollte ich den Versuch machen; ich nahm einen Löffel voll, und fühlte einige Minuten darnach eine große Betäubung, Alles schien um mich zu tanzen, ich fühlte mich sehr unwohl und blieb ungefähr zwei Stunden lang in diesem Zustande. Alles war mir während desselben gleichgültig; und hätte man mich angegriffen, ich würde mich nicht vertheidigt haben. Als ich wieder zu mir selbst kam, fühlte ich mehrere Stunden lang eine Schwere, die meine geistige Thätigkeit lähmte.

Da ich stets auf die Fortsetzung meiner Reise bedacht war, so forderte ich vom Soba Träger, um die von Biheh mit mir gekommenen, die jener Fürst mir nur bis Cunhinga mitgegeben hatte, entlassen zu können. Er schickte mir auf meine Bitte eine ziemliche Anzahl; ich traf eine Auswahl, aber als ich die von Biheh zurückschicken wollte, erklärten 27 von ihnen bei mir bleiben zu wollen, bis ich in ihr Land zurückkehre. Dieser Beweis von Zuneigung war mir ein glückliches Vorzeichen für den Erfolg meiner Unternehmung; ich war versichert, im Falle eines Angriffs treue Vertheidiger zu haben, weil das Schicksal dieser Neger an das meinige gebunden war. Jene, die mich von Haco aus begleitet hatten, waren gewiß zufrieden mit mir, weil sie nicht daran dachten nach Hause zurückzukehren; ich schickte also die übrigen Bihehs unter Begleitung zweier Edlen von Cunhinga zurück, und gab ihnen noch ein Geschenk für ihren Soba mit.

(Schluß folgt.)

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

„Ich habe viel von den wenigen und einfachen Bedürfnissen vernünftiger Menschen gelesen, und dem Satze: „daß jedes Bedürfniß ein neues Uebel ist,“ blindlings beigestimmt. Wer in einem behaglichen londoner Wohnzimmer über diese Dinge spricht, versteht nur wenig davon. Wären die Nahrungsmittel, wodurch das Leben erhalten wird, unsere einzigen Bedürfnisse, so könnten wir mit den Fähigkeiten eines Schweins ausreichen; aber wenn wir eine Stunde des Genusses analysiren, so werden wir finden, daß sie aus angenehmen Empfindungen zusammengesetzt ist, die von tausend zarten Eindrücken auf fast eben so viele Nerven hervorgebracht wurden; wo diese Nerven in Unthätigkeit verrostet sind, weil sie nie geweckt wurden, sind Gegenstände der Außenwelt von minderer Bedeutung, denn sie werden desto weniger wahrgenommen; aber wo die ganze Maschine des menschlichen Körpers in voller Thätigkeit ist, wo jeder Sinn seine freudige oder schmerzliche Berührung zum vollen Bewußtseyn steigert, ist jeder Gegenstand der Außenwelt, der auf die Sinne wirkt, als Vehikel des Glücks oder Elends wichtig. So geschaffene Körper lasse man nicht die Vereinigten Staaten bereisen, oder wenn doch, mögen sie ihren Aufenthalt nicht länger ausdehnen, als um ihr Gedächtniß mit Bildern auszufüllen, die durch die Neuheit des Kontrastes die widerlichen Eindrücke des gewöhnlichen Lebens verwischen.

„Die „einfache“ Lebensweise im westlichen Amerika widerte mich mehr an wegen ihres nivellirenden Einflusses auf die Sitten des Volks, als wegen der vielen Entbehrungen, die sie nothwendig machte. Erst als ich mich dem Kreise der kleinen Annehmlichkeiten und Verfeinerungen, deren der Mittelstand in Europa genießt, entrückt sah, fühlte ich, wie viele vergnügliche Empfindungen ihnen zu danken sind. Es gab eine Menge von Dingen, die zu geringfügig sind, um selbst in diesem Geplauder meiner Blätter erwähnt zu werden; aber sie drängten sich uns täglich und stündlich auf, und ließen uns schmerzlich erkennen, daß wir nicht in unserer Heimath waren. Es gehört eine geschicktere Feder als die meinige dazu, um den Zusammenhang herauszustellen, der, wie ich fest überzeugt bin, zwischen der Entbehrung dieser kleinen Bequemlichkeiten und den Sitten des Volks besteht. Alle thierischen Bedürfnisse finden in Cincinnati ihre volle Befriedigung; aber ach, diese wiegen sehr wenig in dem Genusse eines Tags. Der Mangel an guten Sitten ist unter beiden Geschlechtern so allgemein und vollständig, daß ich stets nach der Ursache davon forschte. Sicherlich hat er seinen Grund nicht in dem Mangel an Intelligenz. Ich wohnte mancher gehaltlosen und langweiligen Unterhaltung in Amerika bei, nie aber einer, die man genau albern nennen könnte, wenn man hievon die allerwärts dieses Privilegiums genießende Klasse sehr junger Mädchen ausnimmt. Man findet durchgehends helle Köpfe und lebendigen Geist, und mehr Unwissenheit in Dingen, die nur conventionellen Werth haben, als in solchen von wirklicher Wichtigkeit; aber ihre Unterhaltung ist durch keine Anmuth, durch keinen Reiz verschönt. Selten hörte ich während meines ganzen Aufenthalts in diesem Lande von den Lippen der Amerikaner einen Gedanken unter einer anmuthigen Wendung oder richtig aussprechen. Stets fand sich etwas in Ausdruck oder der Aussprache, das dem Gefühle zuwiderlief oder den Geschmack beleidigte.

„Ich will mir nicht herausnehmen, die Frage zu entscheiden, ob der Mensch besser oder schlimmer daran ist, wenn er nach Verfeinerung von Sitten und Gewohnheiten der Gesellschaft verlangt, die ihn umgibt, und ob er keinen wahren Genuß ohne sie haben kann; allein in Amerika ist der Schliff, welcher die rauhern und häßlichern Ecken unserer Natur glättet, völlig unbekannt, und fällt Niemanden auch nur im Traume bei. Allerdings herrscht in den größern Städten mehr wohlthätige Bequemlichkeit und einiger Prunk; in manchen oberflächlichen Zügen haben sie Aehnlichkeit mit London und Paris, da sie große Gemeinden thätiger und intelligenter menschlicher Geschöpfe bilden — aber eine wunderbare Verschiedenheit herrscht fast in allen moralischen Zügen. Nun möge Gott verhüten, daß irgend ein verständiger Amerikaner (deren es so viele Millionen gibt) mich fragen sollte, was ich damit sagen wolle; ich würde es sehr schwer und vielleicht unmöglich finden, eine Erklärung zu geben;

doch kein Europäer, der die Vereinigten Staaten besuchte, wird im geringsten es schwierig finden, mich zu verstehen. Als Kapitän Hall gefragt wurde, was seiner Meinung nach den größten Unterschied zwischen England und Amerika bilde, antwortete er gleich einem ritterlichen Seemann: „Der Mangel an Loyalität.“ Würde man an mich dieselbe Frage stellen, so würde ich sagen: „Der Mangel an Verfeinerung“ (refinement). Hätten die Amerikaner jene patriarchalische und anspruchslose Sitteneinfalt der Schweizer (aber aus der Zeit, wo sie noch keinen Tabak kauten), so würde es ein schlechter Geschmack seyn, sie darob zu tadeln; allein Dieß ist nicht der Fall. Jonathan will ein feingebildeter Gentleman seyn, und mag es auch seyn, allein nur in seiner Art; denn ist er nicht ein freigeborner Amerikaner? Doch Jonathan möge sich auch erinnern, daß wenn er mit der alten Welt um den Vorrang in die Schranken treten will, die alte Welt dann und wann nachsehen wird, in wie fern seine Ansprüche Grund haben.

„Mit ihrem Geschäftsleben in der Gerichtsstube oder im Waarenlager, unter bürgerlichen oder militärischen Verhältnissen, habe ich nichts zu schaffen; ich zweifle nicht, daß sie alle ihre Zeit weise und nützlich anwenden; aber wie steht es mit ihren Erholungsstunden — mit jenen Stunden, die wir im Genusse alles Dessen zubringen, was die Kunst der Natur abringen kann, wo eine ausgesuchte Tafel höheres Vergnügen bietet, als ihr die Weisen gern zugestehen wollen, indem sie durch Geschmack und Eleganz über die gemeine Sinnesbefriedigung erhoben wird? Was hat der Amerikaner einer solchen gegenüber zu stellen? Ich will zwischen einem guten Mahle beider Welttheile keine Vergleichung anstellen; da ich amerikanische Gentlemen sagen hörte, daß sie keinen Unterschied zwischen beiden gefunden hätten; allein da ich von der Sitte überhaupt spreche, darf ich bemerken, daß sie selten in Gesellschaft speisen, ausgenommen an Gasttafeln und in Kosthäusern. Dann essen sie mit der größtmöglichen Hast und ohne ein Wort zu sprechen; auch habe ich von amerikanischen Frauen mir sagen lassen, daß die Stunden des größten Genusses für die Herren jene seyen, wo sie, alles Zwangs entbunden, ein Glas Wachholderbeer-Branntwein in der Runde kreisen lassen können, wenn sie von keinen Damen mehr gestört sind.

„Als eine Probe ihrer Art zu denken und zu sprechen, will ich hier wörtlich ein Gespräch anführen, das ich eines Tags mit meinem Milchmann führte. „Sie sind aus der alten Welt, nicht wahr? Nun, da werden Sie hier mancherlei zu sehen kriegen!“ — „Ich denke, ja“ — „Sicherlich. Ihr kleines Ding von Eiland bringt wohl nicht so fürchterlich schönes Korn *) hervor, wie Sie hier zu Land sehen?“ — „Es wächst dort gar kein Korn, Sir.“ — „Ist es möglich! Nun, da muß man sich freilich nicht wundern, wenn man in den Zeitungen so schreckliche Geschichten von Ihrem armen Volke liest, das vor Hunger stirbt.“ — „Indeß haben wir Weizen.“ — „Ja, für Ihre reichen Leute; der Arme, glaub' ich, bekommt selten den Bauch voll.“ — „Allerdings haben Sie hier weit größern Ueberfluß.“ — „Das will ich meinen. Sagt man hier doch, daß wenn dort bei Ihnen eine arme Gemeinde sich ein paar Dollars zusammengescharrt hat, so kommt Ihr König Georg und nimmt ihr Alles mit einander. Ist es nicht so?“ — „Ich erinnere mich nicht, dergleichen gehört zu haben.“ — Ich glaube halt, man läßt so Etwas nicht unter die Leute kommen. Ihre Zeitungen sind nicht wie die unserigen, he? Ja bei uns da spricht und druckt man, was man will.“ — „Sie verwenden ein gutes Theil Zeit darauf, die Zeitungen zu lesen.“ — „Und ich möchte Sie fragen, wie man denn seine Zeit besser anwenden könnte, als so. Freie Männer können ihre Zeit nicht besser verwenden, als daß sie ein Auge auf ihre Regierung haben, und darüber wachen, daß die Leute, denen wir ein Amt geben, ihre Pflicht thun, und sich nicht zu viel herausnehmen.“ — Allein ich sollte meinen, Sir, daß Ihre befestigten Orte besser in Stand gesetzt und Ihre Straßen sorgfältiger in Ordnung gehalten werden würden, wenn man weniger Zeit auf Politik verwendete.“ — „Herr Gott, da sieht man doch, wie wenig Sie einen Begriff von einem freien Lande haben! Was ist denn ein schnurebener Weg im Vergleiche mit der Freiheit eines freigebornen Amerikaners? Und was liegt am Zickzack einer Straße, wenn man dagegen hält, wie wichtig es ist, zu wissen, ob die Männer, die wir auf den Kongreß zu schicken beliebten, schön und tüchtig sprechen, wie wir es gern sehen.“ — Es geschieht also aus einer Art Pflichtgefühl, daß Sie Alle in die Branntweinschenke gehen und die Zeitungen lesen?“ — „Nicht anders, und das müßte kein ächter Amerikaner seyn, der's nicht thäte. Ich will damit nicht sagen, daß ein Familienvater immer hinter dem Branntweinglase sitzen soll; aber ich wollte doch, meiner Seele, meinen Sohn lieber dreimal die Woche besoffen sehen, als daß er nicht hinter den Angelegenheiten seines Vaterlandes her wäre.“

Der zeitungslustige Milchmann unserer liberalen Europäerin scheint doch in der That nicht so ganz auf dem Holzwege zu seyn, als Mistreß Trollope zu verstehen geben will.

(Fortsetzung folgt.)

*) Unter Korn wird hier immer das indianische oder der Mais verstanden. A. d. V.

Die Armenkolonien in Holland und Belgien.

Verschiedene Ursachen, unter diesen vorzüglich die Erfindung der Kuhpocken-Einimpfung, das Aufhören des Kriegs, die verbesserte Gesundheitspolizei, und vor Allem der durch Anwendung von Maschinen in den Fabriken herbeigeführte verminderte Bedarf von Arbeitern, hatten die Bevölkerung und Armuth in Holland dergestalt vermehrt, daß man schon auf die Hoffnung verzichtete, durch Wohlthätigkeits- und Armenanstalten genügende Hülfe leisten zu können. Das große Verdienst einer Menge dem Elend zum Raube gewordener Familien Brod zu verschaffen, war dem General Van den Bosch vorbehalten, der durch literarische Arbeiten und menschenfreundliche Bemühungen in den Niederlanden ehrenvoll bekannt ist. In der Einsicht, welchen großen Vortheil die Errichtung von Armenkolonien auf den großen Haiden von Holland bringen würde, entwarf er einen Plan, den die Regierung genehmigte; indem sie eine Kommission ernannte, die den Auftrag hatte, sich mit dem General über seinen Entwurf zu benehmen.

Um die Kosten dieser Niederlassungen zu decken, wurde eine Vereinigung unter dem Namen Wohlthätigkeitsgesellschaft gegründet. Jeder Einwohner des Königreichs, der noch keine entehrende Strafe erduldet hat, kann gegen den mäßigen jährlichen Beitrag von 5 Fr. 80 Ctnt. als Mitglied aufgenommen werden; es steht ihm jedoch frei auszutreten, wann es ihm gefällt, wo er dann aller Verpflichtungen, die an den Titel eines Mitglieds sich knüpfen, enthoben ist. Im Januar des Jahres 1818 wurde die Gesellschaft in den nördlichen Provinzen gegründet, und zählte bei ihrer Entstehung schon 15,000 Mitglieder. Die Haiden von Drenthe wurden zu Gründung des menschenfreundlichsten Werkes gewählt, das ein Staat unternehmen kann, und man errichtete die Kolonie Friedrichs-Oord. Die

Wohlthätigkeitsgesellschaft wird unter Vorsitz ihres Stifters von zwei Kommissionen geleitet, die den allgemeinen Mittelpunkt der Geschäftsführung bilden, von denen die erste die Arbeiten, und die zweite die Anordnungen und die Interessen der Mitglieder und der Armen besorgt. Die erste, Wohlthätigkeitskommission genannt, besteht aus einem immerwährenden Präsidenten und 12 Mitgliedern, und die zweite, unter dem Namen Beaufsichtigungskommission, zählt mit Einschluß des Präsidenten und des Sekretärs 24 Mitglieder. Die Mitglieder beider Kommissionen versehen ihre Verrichtungen unentgeltlich. Außer den beiden genannten bestehen auch noch Lokal- oder Unterkommissionen, die den Zweck haben, die Arbeiten der Gesellschaft zu erleichtern; in jeder Stadt besteht eine solche, aus zwei Mitgliedern des Municipalrathes, zwei Geistlichen und vier angesehenen Bürgern zusammengesetzt. Auch in jedem Friedensgerichtsbezirke und in gewissen Gemeinden, je nachdem die Oertlichkeit es erfordert, besteht eine Lokalkommission für die Landgemeinden. Bei jeder derselben befinden sich drei oder vier einheimische Mitglieder, aus denen vorzugsweise der Präsident, der Kassier und Sekretär gewählt werden; auch sind gewöhnlich der Chef der Lokalverwaltung und ein Geistlicher Mitglieder derselben. Die Lokalkommissionen sind beauftragt den Zweck der Gesellschaft bekannt zu machen, die Zahl der Mitglieder zu vermehren, die außerordentlichen und jährlichen Beiträge in Empfang zu nehmen, und sie der permanenten oder Centralkommission zu übermachen. Sie nehmen die Vorschläge der Gemeinden, Behörden, oder wohlthätiger Personen wegen Aufnahme hülfsbedürftiger Personen oder Familien an, berichten darüber an die Centralkommission, die nur durch ihre Vermittlung in dieser Hinsicht entscheidet, und fügen ihre Bemerkungen bei; sie beaufsichtigen die Verwaltung der Fonds und das damit in Verbindung stehende Interesse der Armen, theilen der Centralkommission Entwürfe, Vorschläge und Nachweisungen mit, die die Verbesserung der Lage der Armen bezwecken, kurz sie wirken auf jede nur mögliche Weise für das glückliche Gedeihen der Wohlthätigkeitsgesellschaft, und erhalten alle hiezu dienenden besondern Anweisungen. Die Lokalkommission versammelt sich auf Einladung des Präsidenten, und hält außerdem regelmäßig jedes Jahr am zweiten Montag des Monats Februar eine Sitzung. Ein von dem Präsidenten hiezu bezeichnetes Mitglied berichtet über den Zustand der Gesellschaft, und der Kassier legt eine Uebersicht seiner Rechnungen vor; diese beiden Aktenstücke und das Protokoll der Sitzung werden an die Centralkommission gesendet. Die Präsidenten und Mitglieder dieser Lokalkommission dienen ebenfalls unentgeltlich.

Der Hauptzweck der Gesellschaft ist, freie Ackerbaukolonien für dürftige Familien, Waisen, Findlinge, arme oder verlassene Kinder zu gründen. Die Familien werden nach Haushaltungen eingetheilt; jede Haushaltung hat ein aus Backsteinen gebautes, eingerichtetes, und mit Ackergeräth versehenes Haus, das aus einem Wohnzimmer, vier Schlafkammern, Keller, Getreideboden und einer an das Haus stoßenden Scheune und einem Stall besteht. Zu jedem solchen Hause gehört ein kleiner Bezirk urbar gemachten Feldes, das zum erstenmal auf Kosten der Gesellschaft angebaut wird, zwei Kühe und eine zu Erzeugung des nöthigen Düngers hinlängliche Anzahl Schafe. Die Kolonisten erhalten bei ihrer Ankunft Kleidung, hinlängliches Getreide zu Brod, Erdäpfel, und außerdem noch Vorschüsse an Geld zum Ankauf ihrer Bedürfnisse, bis ihr Feld im Stande ist ihnen Unterhalt zu liefern. Alles, was die Gesellschaft den Kolonisten liefert, ist Vorschuß, dessen Werth sie nach und nach zurückbezahlen müssen; die Gesellschaft bezieht diese Rückerstattungen mittelst wöchentlicher, dem Verdienst des Kolonisten angemessener Abzüge, die jedoch wöchentlich nicht höher sich belaufen als 1 Fr. 50 C. für ein Kind unter 12 Jahren; 2 Fr. für ein Mädchen von 12 Jahren; 2 Fr. 50 Cent. für einen Knaben zwischen 12 und 15 Jahren, und 5 Fr. 50 Cent. für einen Knaben von 15 Jahren. Alles was der Kolonist die Woche hindurch mehr verdient, bleibt während des ersten Jahres ganz zu seiner Verfügung; in den folgenden Jahren hingegen wird nur die eine Hälfte dieses Ueberschusses ihm ausbezahlt, die andere aber in eine Sparkasse niedergelegt, aus der er sie sammt den Interessen zurückerhält, sobald er das zwanzigste Jahr erreicht hat, oder die Kolonie verläßt. Jeder Kolonist hat ein Buch, in welches die einzelnen Posten seiner Ersparniß eingeschrieben werden. Spinnen, Leinen- und Wollweberei, so wie andere Handarbeiten, zu denen die Gesellschaft das Material liefert, vermehren, da der Absatz der Erzeugnisse in der Kolonie selbst gesichert ist, noch den Verdienst jeder Haushaltung.

Die aus den gesellschaftlichen und außerordentlichen Beiträgen sich bildenden Fonds werden für Einrichtung dürftiger Familien verwendet. Wenn eine Gemeinde, ein Militärkorps, oder eine Gesellschaft von Beamten einer Provinz, in Zeit von einem Jahre die Summe von 3.250 Fr. zusammenlegt (soviel gehört nämlich zu Errichtung einer Haushaltung), so hat sie das Recht eine selbst gewählte dürftige Familie der Kolonie einzuverleiben. Auch eine einzelne Person, wenn sie die genannte Summe erlegt, hat gleiches Recht. Auch auf Uebereinkunft zwischen der Gesellschaft und einer Gemeinde, einer Wohlthätigkeitsanstalt oder einer Hospitalverwaltung findet Aufnahme von Kolonisten statt. Sobald 16 Jahre lang für jeden Kopf jährlich 50 Fr. 75 Cent. erlegt werden, kann man ebenfalls einer dürftigen Familie Aufnahme verschaffen, und die Beiträge der Gesellschaftsmitglieder, die in den Gemeinden wohnen, wo die abschließenden Verwaltungen ihren Sitz haben, können dann zu Tilgung dieser Summe verwendet werden. Eine dürftige Familie muß um zur Aufnahme fähig zu seyn, aus nur sechs bis acht Individuen bestehen, die stark genug sind, um ihren Unterhalt durch Ackerbau oder Handarbeiten verdienen zu können; Kinder über sechs Jahre von gesundem Körper bau werden als tauglich angenommen. Man bezahlt höchstens 16 Jahre lang jährlich für den Kopf 5 Fr. 45 Cent., wenn man die Aufnahme von sechs Waisen oder Armen-Kindern über 6 Jahre alt, abgeschlossen hat.

Bei Begründung der Kolonie ließ man je sechs Kinder mit zwei Wirthschaftsaufsehern zusammenwohnen; allein man hat jetzt für Oekonomie, Zucht und Ordnung zuträglicher gefunden, 1000 bis 1500 in Einem Gebäude zu vereinigen, dem eine zu ihrer Unterhaltung hinlängliche Anzahl von Grundstücken beigegeben ist. Die Gemeinden, Behörden oder jene wohlthätigen Personen, die das Recht erlangt haben, Individuen in der Kolonie aufnehmen zu lassen, sind auch allein für immer berechtigt, solche Stellen im Fall der Erledigung wieder zu besetzen. Familienväter und Mütter haben den Genuß der ihnen überlassenen Häuser und Felder bis zu ihrem Tode, wofür sie, von der gänzlichen Urbarmachung des Bodens an, jährlich eine Miethe von 101 Fr. 50 Cent., und von dieser Zeit etwas weniger zu entrichten haben; von diesen Miethgeldern bestreitet die Gesellschaft Reparaturen und Grundsteuer. Hinterlassen Familienväter oder Mütter minderjährige Kinder, so gestattet die Gesellschaft diesen die nämlichen Vortheile und übergibt sie der Aufsicht der Wirthschaftsvorsteher. Die in der Kolonie aufgenommenen Kinder können, wenn sie sich nicht früher verheirathen, oder zum Militär kommen, bis zum zwanzigsten Jahr bleiben. Was die Gesellschaft erübrigt, wird für Einrichtung neuer Familien verwendet. Die Kosten des ersten Unterrichts und des Gottesdienstes bestreitet die Gesellschaft.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein von London ausgelaufenes Schiff hat einen Wagen am Bord, der künftig zwischen Kairo und Alexandrien hin und her gehen wird. Dieser Wagen wurde in England gebaut und ist mit einer Art Ueberdachung und Gitterfenstern versehen, um die Reisenden gegen die glühende Hitze des dortigen Klima's zu schützen. Auch die Geschirre für vier Pferde wurden mitgenommen, und zu gleicher Zeit reiste ein englischer Kutscher mit, der an das Tropenklima gewöhnt ist. Dieß ist der erste Versuch, den man mit öffentlichen Wagen in Aegypten macht. Ein Offizier des Pascha's, der vor einigen Jahren in England war, machte seinem Herrn hiezu den Vorschlag, der auch seine Einwilligung gab und den Befehl ertheilte, fahrbare Straßen zwischen Kairo und Alexandrien, so wie zwischen Alexandrien, Rosette und Damiette anzulegen.

•

Zeitungen, die aus Ostindien in England eingetroffen sind, geben die Zahl der durch den Orkan auf Barbados umgekommenen Menschen auf 1477 Individuen an, worunter sich 1165 Sklaven, 247 Weiße und 65 Farbige befinden. Der Verwundeten zählte man 106 Weiße, 15 Farbige und 185 Sklaven; ein Drittheil derselben starb in Folge der erlittenen Verletzungen. Der auf der Insel angerichtete Schaden wird auf 2.311.719 Pf. St. geschätzt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 127. 6 Mai 1832.

Die Volksfeste in Paris.

Von Amadée Pommier.

Aus dem vierten Theile des Buches von Hundert und Einem.

Außer den Gratulationsbesuchen am Neujahrstage, einem Geburtstagessen, einem Liebhaberkonzerte, einer Sonate, die das Fräulein vom Hause spielt, einer Gesellschaft, wo man sich abquält, Räthsel und Charaden aufzulösen; außer den Reden gewisser Deputirten, den Verhandlungen über die Finanzen, einer Vorlesung in der juristischen Fakultät, und einer Sitzung der philotechnischen Gesellschaft — weiß ich nichts Langweiligeres auf der Welt als ein pariser Volksfest. Schon das Wort macht mir übel; stets bin ich vierzehn Tage lang von Menschenhaß und Lebensüberdruß gequält, so oft man eine jener großen Festlichkeiten feiert, wo man sich unterhalten, wo man fröhlich seyn muß auf Befehl der Polizei, und wo man bei so und so viel Strafe zu freiwilliger Beleuchtung angehalten wird.

Es ist nicht meine Schuld; aber nie konnte ich jene periodischen oder nicht periodischen Freudenanstalten leiden, jene Jahrstage, Gedenkzeiten, Einzügs- und Krönungsbegängnisse, jene Hymnen, Geburtstagsfeiern, Te Deums, Gastmähler mit dazu gehörigen Toasten, kurz alle jene Ceremonien, von denen das Programm schon einen Monat zum Voraus ausgetheilt wird, damit man Zeit hat, sich auf die plötzlichen Ausbrüche der Nationalfreude vorzubereiten. Ein Fürst besteigt den Thron — vielleicht zu unsrem Unglück; thut nichts, man muß sich freuen, man wolle oder nicht. Ein zweifelhafter Sieg ist errungen worden, der Ströme von Blut gekostet, und alle Familien in Trauer versenkt — thut nichts; man muß in die Kirche gehen in großer Gala, und dem Himmel danken, als wenn die Bulletins nicht gelogen hätten. Es ist doch wirklich etwas Trauriges um diese offiziell angeordneten Ausbrüche des Enthusiasmus, diese durch hohe Verordnungen vorgeschriebenen Freudensprünge, diese erlogenen Verzückungen über ein erlogenes Glück, die man Monate lang vorher mit kaltem Blute auf der Präfektur ausrechnet. Sobald eine solche große Epoche sich nähert, ergreift die Verwaltung ihre Maßregeln. Man kümmere sich um Nichts; man wird alle Voraussicht genommen haben, damit die allgemeine Freude genau am bestimmten Tage, und zur bestimmten Stunde losgehe. Die Rollen sind vertheilt, die Stichworte ausgemacht, die Kosten ermittelt. Der Ueberschlag ist gemacht: man weiß bis auf den Pfennig, wie viel der Stadt Paris zwei oder drei Tage des Glückes kosten werden. Die Sänger, die Musikanten, die Possenreißer wissen ihre angewiesene Stelle; alle diese Leute, die insbesondere den Beruf haben, die allgemeine Zufriedenheit vorzustellen, sind lange vorher schon als die Agenten des öffentlichen Glückes in die Listen der Polizei eingetragen; ein Gleiches ist der Fall mit den Poeten, die die Festgesänge dichten, mit dem Jubelgeschrei, das auf den Straßen ausgestoßen werden muß, wo der König oder seine Familie vorüberkommt. Ueber alles Dieß wird verhandelt wie über ein Budget, und man wird der Sache eins wie eines Handels. Freilich braucht dann auch Niemand zu fürchten, daß die Hauptstadt an einem Tage, wo sie ein heiteres Gesicht machen soll, traurig aussehen wird. Wäre sie auch in Trauer versunken, durch Krieg oder eine Pest entvölkert, wäre sie halbtodt vor Elend und Hunger, man wird für sie dennoch eine angemessene Freude herzurichten, und sie zu zwingen wissen, sich zu vergnügen. Dieß ist eines der geheimen Kunststücke der Regierung, und einer von den tausend Handwerksvortheilen der Politik.

Indeß muß man gestehen, daß die Komödie bei diesen Gelegenheiten doch noch besser auf den Straßen, als am Hofe gespielt wird. Gott behüte Einen vor den Prunkreden, in denen die hohen Staatsbehörden, die großen Würdenträger des Reiches am Fuße des Thrones die Huldigungen ihrer Treue, den Ausdruck ihrer innigen Ergebenheit niederlegen. Obgleich die Hofleute sich viel darauf einbilden, gute Schauspieler zu seyn, und vollkommen das Gegentheil von Dem sagen zu können, was sie denken, so gibt es dennoch im Ganzen nichts Traurigeres, als diese Lobreden, Glückwünsche, Betheuerungen der Treue und Liebe, die man an die Prinzen richtet, die ihrerseits so klug sind, nicht ein Wort davon zu glauben. Es gibt einen Klang der Stimme, der vom Herzen kommt und nicht nachzuahmen ist, obgleich man keine Mühe spart, ihn nachzuahmen. Bevor man einander gegenübertritt, hat man beiderseits Alles gethan, um sich gegenseitig zu täuschen; man hat seinen Jubel wohl ausgearbeitet, den Empfang reiflich ermessen, seine Rührung genau berechnet, und Blicke und Lächeln vorläufig mit Sorgfalt eingeübt. Doch vergebliche Mühe; kein Mensch läßt sich von dieser mühsamen Heuchelei irre führen. Man merkt es den althergebrachten Redensarten, dem emphatischen geschraubten Style der Redner an, daß sie nur gekommen sind, um sich eines Frohndienstes zu entledigen, und daß ihre Liebe und Treue eben so falsche Münze ist,

als ihre Beredsamkeit. Doch lassen wir den Hof, und kehren wir zu dem Volke zurück. Das gute Volk ist leichter zu täuschen, und es befindet sich dabei nicht so übel, wenn man ihm vierundzwanzig Stunden weiß macht, daß es vergnügt und glücklich ist.

Von Kindesbeinen an sah ich die Champs-Elysées stets als die Hauptbühne der öffentlichen Feste dienen. Guter Gott, wenn ich daran denke, wie oft man sich dort unter dem Kaiserreich und unter der Restauration gefreut hat, und wie oft man sich noch dort freuen wird, wenn der Himmel so gut ist, uns nur noch fünfzig Jahre zu schenken! Uebrigens bleibt ein Fest in den Champs-Elysées immerhin eines der sehenswürdigsten Dinge, wäre es auch nur, um sich darüber zu ärgern. Die Vorbereitungen dazu werden lange vorher gemacht, und der Pariser erfreut sich an diesen Vorbereitungen fast eben so sehr als an dem Feste selbst. Man erbaut Theater, man errichtet Gerüste für die Orchester, man windet Buchsbaum- und Fichtenzweige, man hängt hölzerne Blumengewinde auf, man nagelt an alle Bäume Leisten, um die Lampen zu tragen. Jedermann weiß, daß man an dem und dem Tage sich erlustigen wird, und so fehlt Niemand bei dem Stelldichein.

Siehe da, endlich setzt sich die Riesenstadt in Bewegung. Der Eisbruch geht vor sich, die Schleußen sind aufgezogen, der Strom braust hervor. Die Volksmenge ergießt sich aus allen anstoßenden Straßen, wie Flüsse, die schäumend sich ins Meer stürzen. Das erste und zweite Aufgebot des Heerbannes der Maulaffenkrämer ist auf den Beinen; Myriaden von Menschen drängen nach Einem Punkte hin; es ist wie im Abgrunde der Ewigkeit, Alles stürzt sich hinein, und Nichts kehrt daraus zurück. Die Banlieue selbst entvölkert sich, um den Menschenozean anzuschwellen, der auf den Champs-Elysées wogt und tost. Heute hat der Fußgänger seinen guten Tag; er kann mit Sicherheit gehen und stehen; er wandelt ruhig, stolz einher wie ein König; seine ewigen Feinde, die verwünschten Wagen dürfen nicht unter der Menschenmasse herumrädern. Der Bürger im Bratenrocke schleppt sich mit Weib und Kindern daher, eine Mischung von Zufriedenheit und Aerger malt sich auf seinem Gesichte. Der erst neulich in Paris angekommene Soldat staunt über Alles mit aufgerissenem Munde und Augen. Der behelmte Pompier, schon mehr in der pariser Welt aufgethaut und zu Hause, spreizt sich prächtig neben seinem aufgeschniegelten Schatz, der heute ein Pfauenrad schreiender Farben aufgeschlagen hat, unter denen besonders das Rothe hervorsticht. Neben ihnen wandelt mit einem sardonischen Lächeln das modische Zieräffchen am Arme eines großen jungen Menschen in Civilkleidung, die jedoch seine militärische Haltung nicht verstecken kann.

(Fortsetzung folgt.)

Ampères Skizzen aus Schweden.

5. Das Nordlicht.

Bei meiner Rückkehr nach Stockholm erwartete mich das noch überraschendere Schauspiel eines Nordlichts. Ich ging mit einem meiner Reisegefährten um Mitternacht bei schönem Mondlichte eben nach Hause, als wir plötzlich den ganzen Horizont von einem weißlichen Scheine erhellt sahen. Wir glaubten anfänglich, es sey eine vom Mond beleuchtete Wolke, doch dazu war der leuchtende Körper, der keine bestimmten Umrisse hatte, nicht kompakt genug, man hätte ihn eher für die Milchstraße oder für einen fernen Nebel halten können. Während wir uns noch in Vermuthungen erschöpften, bildete sich ein leuchtender Punkt, der sich nach unbestimmten Richtungen hin ausbreitete, und dann sahen wir plötzlich große Feuergarben und unermeßliche Strahlen in der Gestalt von Schwertern und langen Spindeln am Himmel. Hierauf verschmolzen sich alle diese Gestalten und ein leuchtender Bogen bildete sich, von dem ein Regen von Licht ausströmte. Was vor unsern Augen vorging, läßt sich größtentheils durch kein Bild versinnlichen; es waren flüchtige Erscheinungen, die sich nicht beschreiben lassen, die so schnell auf einander folgten, sich vermischten und wieder verschwanden, daß das Auge nicht Zeit gewann, sie gehörig aufzufassen. Nie war das zweite Bild dieses Kaleidoskops am Himmel dem ersten ähnlich; was man eben zu sehen glaubte, war auch schon verschwunden; kurz das wunderbare Schauspiel schien stets zu enden, um wieder von Neuem zu beginnen, und es war unmöglich, den Uebergang von einer Dekoration zur andern gehörig zu unterscheiden. Man sah sie nicht nach und nach am Horizonte sich bilden, sondern sie stand plötzlich da, als ob sie immer da gestanden wäre. Es ist nicht möglich, einen Begriff zu geben, von der Beweglichkeit und dem ganz eigenen Wechselspiele dieser herrlichen nächtlichen Beleuchtung, die noch dazu von dem Monde, der gerade voll war, ziemlich beeinträchtiget wurde. Deßhalb war auch der Schein dieses Nordlichts weißlich und bleich, denn außerdem wäre zu dem Wechsel der Gestalten noch der der Farben, jener rothe, grüne und flammende Wiederschein gekommen, die dem Nordlichte oft das Ansehen einer großen Feuersbrunst geben. Das unsere war eines der schönsten, die man sehen kann; es dauerte mehrere Stunden, und seit 30 Jahren hatte man, wie uns versichert wurde, kein schöneres in Stockholm gesehen.

* * *

6. Der König von Schweden. Abreise.

Ehe ich Stockholm verließ, hatte ich noch die Ehre, eine Einladung zu Ihren Majestäten dem Könige und der Königin von Schweden zu erhalten, eine Gunst, mit der Karl Johann vorzugsweise seine Landsleute beehrt. Es war meine erste Zusammenkunft mit einem gekrönten Haupte, und ich fürchtete sehr, sie werde von Seite des Monarchen mit gleichgültigen Fragen, und von der meinigen mit verlegenen Antworten ausgefüllt werden. Statt dessen hatte ich jedoch den hohen Genuß, den König eine Stunde lang mit großer Einsicht und der edelsten Empfindung über Frankreich, die Revolution, sich selbst, sein Geschick und seine Politik sprechen zu hören. Mit innigem Vergnügen sah ich den einzigen Repräsentanten des französischen Ruhms, dem ein Thron geblieben war, mit Vorliebe der Zeiten sich erinnern, wo er noch einer der Generale der Republik war, denn ich kann nicht bergen, daß das Gegentheil mich tief geschmerzt hätte. Der Glanz der Herrscherwürde, der sogar einen Mann von solchem Genie, wie Napoleon war, verblenden konnte, ließ mich bei seinem alten Waffengefährten etwas Aehnliches befürchten, doch Dem war nicht so, und nicht ohne Rührung hörte ich aus dem Munde des Königs die Worte: „Ich der Republikaner auf dem Thron!"

Nach einem herrlichen September, den ich in Stockholm zuge-

bracht hatte, reiste ich ungern, aber gedrängt von der Jahreszeit ab, die bald Kälte oder schlechtes Wetter bringen konnte. Ich fand dieselben monotonen, einsamen und melancholischen Umgebungen wieder. Ich sah Landskrona, wo die schwedische Kriegsflotte vor Anker liegt; ein Hafen, berühmt durch seine herrlichen, in Granit gehauenen Bassins, die an die von Cherbourg und Colmar erinnern, und bekannt durch die zu sehr gepriesene Union, die, ihres Namens ungeachtet, in den gewaltsam unter Einem Scepter vereinigten drei skandinavischen Staaten, Keime der Zwietracht pflanzte, die Jahrhunderte hindurch gewuchert haben. Endlich kam ich nach Ystadt dem Hafen, wo ich landete, als ich das erstemal den Fuß auf den skandinavischen Boden setzte, den ich jetzt durchreist hatte. Dasselbe Dampfboot, das mich damals glücklich aus Deutschland übergeführt hatte, brachte mich auch glücklich wieder dahin zurück, und ich landete am Gestade von Greifswalde an einem schönen Tage, ganz dem ähnlich, an dem ich vor drei Monaten mich nach Schweden eingeschifft hatte.

Die Armenkolonien in Holland und Belgien.

(Schluß.)

Der zweite Zweck der Wohlthätigkeitsgesellschaft ist, Akerbaukolonien für gesunde, starke Bettler zu gründen; diese sind hier Alle in Einem Gebäude beisammen, und stehen fortwährend unter strenger Aufsicht. Ihre vorzüglichste Beschäftigung ist Urbarmachung und Anbauen des Bodens. Da mehrere Provinzen der Niederlande keine Anstalten für Bettler hatten, und in andern die den Gemeinden durch sie verursachten Kosten sich auf jährlich 200 Fr. für einen Bettler beliefen, so bieten die Kolonien, da hier die ganze Auslage sich auf nur 70 Fr. für den Kopf beläuft, einen andern großen Vortheil. Die Arbeiten werden nach Tagewerken vertheilt und bezahlt; sie werden, so lange bis der Kolonist Miethsmann wird, gemeinschaftlich und unter Einer Leitung verrichtet. Die Kolonisten tragen gleichförmige, anständige, reinliche Kleidung; außer ihrem Lohn in Geld erhalten jene, die sich durch Arbeitsamkeit, Anstelligkeit und gute Aufführung auszeichnen, drei verschiedene Arten von Auszeichnungen die aus Medaillen von Kupfer, Silber und Gold bestehen. Jene, welche die goldene oder silberne Medaille erhalten, werden als Miethsleute angesehen, und können ein eigenes Grundstück zum Anbau verlangen. An der Spitze der Kolonie stehen ein Inspektor und ein Direktor, welche die Aufsicht führen, und die Ordnung aufrecht halten.

Im Sommer des Jahres 1818 fing man an den Boden von Friedrichs-Oord urbar zu machen, und im November und Dezember wurden die ersten 52 Haushaltungen errichtet. Der General Van den Bosch leitete die Arbeiten selbst, und that Dieß mit einem Eifer und einer Menschenliebe, die über alles Lob erhaben sind. Nach Verlauf von zwei Jahren waren diese öden, unbewohnten Haiden in lachende Ebenen umgewandelt, auf denen Wohlstand und Ordnung herrschten, und Menschen, die noch vor kurzem mit Lumpen bedeckt, im tiefsten Elende schmachteten, leben jetzt reinlich gekleidet und vollkommen zufrieden in bequemen Wohnungen. Im Jahre 1822 zählten die freien oder die zu den Haushaltungen gehörigen Kolonien, beinahe 2500 Mitglieder an Armen, Waisen, Findel- und verlassenen Kindern, und eine andere für Bettler bestimmte Kolonie hatte bereits tausend Mitglieder aufgenommen. Die Gesellschaft, zu dieser Zeit fast zwanzigtausend Mitglieder stark, hatte mit der Regierung einen Kontrakt für Unterbringung von 4000 Waisen- und Findelkindern, und für Einrichtung von 500 neuen Haushaltungen abgeschlossen.

Nach fünfjähriger Erfahrung, durch die der Nutzen der Kolonie von Friedrichs-Oord und der gute Erfolg der Urbarmachung der Haiden von Drenthe sich hinlänglich bewährt hatten, ward auch in Belgien zu Errichtung einer der in Holland ähnlichen Anstalt geschritten. Diese neue Gesellschaft zählte bei ihrer Entstehung 15,000 Mitglieder, eine Anzahl, die sich seitdem bedeutend vermehrt hat; die Kasse erhielt außer den jährlichen Beiträgen der Mitglieder auch noch beträchtliche Geschenke. Die Gesellschaft brachte im Anfange des Jahres 1822 eine große Haide der Gemeinde Wortel in der Provinz Antwerpen, in einer gesunden, angenehmen und dem Zweck entsprechenden Gegend, an sich. Die Arbeiten begannen im Monat Mai; fast die Hälfte des Bodens ward in 70 Parzellen getheilt, und man beschloß auf 24 derselben sogleich eine gleiche Anzahl Wohnungen, sammt dazu gehörigen Scheuern und Stallungen zu erbauen, und jeder aufgenommenen dürftigen Familie oder Haushaltung von Waisenkindern den Genuß dieser kleinen Pachtung, und der dabei befindlichen Felder zu überlassen. Diese unbebauten Steppen wurden bald fruchtbar, Straßen öffneten sich, Niederungen wurden ausgefüllt, breite Gräben schieden die zu jeder Wohnung gehörigen Grundstücke von einander, und beförderten den Zufluß des Wassers. Als diese Arbeiten vollbracht waren, fing man an den dritten Theil des jeder Haushaltung bestimmten Bodens urbar zu machen, und die beiden übrigen Drittel wurden in den folgenden Jahren von den Kolonisten selbst, auf Kosten der Gesellschaft, angebaut. Der Boden wurde ziemlich tief umgegraben, ein Theil des schon früher ausgerodeten Haidekrauts verbrannt, die Asche ausgestreut und mit der Egge unter die Erde gebracht. Ein anderer Theil des Krautes wurde, nachdem er zuerst 400 Schafen, welche die Gesellschaft ankaufte, als Streu gedient hatte, mit Pferdemist und ungelöschtem Kalk gemischt, einige Zeit der Luft ausgesetzt, und gab so einen herrlichen Dünger, mit dem man auf jeder der kleinen Pachtungen eine Bodenfläche von 45 Ruthen düngte, und dann mit Roggen besäete. Durch ähnliches Verfahren erzielte man den Winter hindurch hinreichenden Dünger, um den übrigen Theil der umgegrabenen Felder mit Kartoffel und anderm Gemüse bebauen zu können. Der Boden übertraf rücksichtlich seiner Güte alle Erwartung.

Gegen Ende des Jahres 1822 zählte die Kolonie Wortel 300 Individuen, und die belgische Wohlthätigkeitsgesellschaft 15,000 Mitglieder, und im Jahre 1827 sah ich dort, wo früher nur Sand und Haidekraut war, eine Menge schön gebauter, gesunder Wohnungen von Feldern umgeben, auf denen Roggen, Erdäpfel und andere Nahrungsmittel gebaut wurden. Die Reinlichkeit in den Häusern war musterhaft, Brod und Erdäpfel köstlich; die Männer arbeiteten fleißig im Feld, die Frauen spannen und besorgten die Haushaltung. Alle fühlten sich glücklich, und ihre Gesichter trugen das Gepräge der Gesundheit und Zufriedenheit. Diesen segenreichen Erfolg dankt man dem Kapitän Van den Bosch, Bruder des Generals. In jener Zeit gab es in Wortel 125 Pachtungen, 5 Häuser für die Aufseher, eines für den Direktor, eine Spinnerei, ein Magazin und eine Schule. Im nämlichen Jahre schloß die Gesellschaft mit der Regierung einen Kontrakt, kraft dessen sie sich verpflichtete, gegen eine jährliche Vergütung von 70 Fr. für den Kopf auf 16 Jahre lang zahlbar, eine Kolonie für 1000 arbeitsfähige Bettler zu errichten. Sie brachte zu diesem Zwecke von den Gemeinden Reycke-Versel und Meraplas eine in der Nachbarschaft von Wortel gelegene große Haide an sich, die nun seit dem Jahre 1825 im Besitze der Kolonie ist. Im folgenden Jahre wurde der Boden bearbeitet; ungeachtet des Mangels an Dünger und der Trockenheit des Jahres übertraf seine Fruchtbarkeit doch die Felder der benachbarten Gemeinden, und kein Landmann der Provinz Antwerpen hatte so guten Roggen und so gute Erdäpfel geerntet, als diese kolonisirten Bettler, die sich jetzt schon selbst erhalten konnten.

In dem ungeheuern Wohngebäude herrscht die größte Ordnung, und die musterhafteste Reinlichkeit; für hinlänglichen Luftzug ist gesorgt, und überhaupt keine Gesundheitsregel vernachlässigt, und die gut gepflegten Kolonisten sind gesund und zufrieden. Das Gebäude hat einen großen Hof, in dessen Mitte sich ein umzäunter Garten befindet, der die Wohnungen der Männer von denen der Frauen scheidet. Auch eine Schule, eine Krankenanstalt, Niederlage, Spinnerei, Weberei und zwei Läden, in denen Butter, Tabak, Kaffee und dgl. verkauft wird, sind mit dem Gebäude verbunden. Die Bettler sind in drei Klassen getheilt, jedes Individuum der ersten verdient täglich 60 Cent., der zweiten 50 Cent., und der dritten 40 Cent. Dieser Lohn reicht für ihren Unterhalt hin; ihre Aufführung ist im Ganzen gut, und sie sind mit ihrer Lage zufrieden.

Vermischte Nachrichten.

Die „Gazette Medical“ zu Paris, die die Spuren der Cholera von ihrem ersten Auftreten in der französischen Hauptstadt nach allen Richtun-

gen hin verfolgt hat, stellt darüber folgende Betrachtungen an: „Seit die Cholera unter uns erschienen ist, konnte man sich von der Wahrheit überzeugen, daß sie nicht von Außen eingeschleppt wurde, sondern sich durch eine epidemische Influenz selbstständig ausbildete. Man darf sich in dieser Beziehung nur erinnern, daß sich seit länger als einem halben Jahre bei einem großen Theile der Bevölkerung von Paris und dem übrigen Frankreich in der Verdauungsfunktion merkliche Unordnungen wahrnehmen ließen, die das Vorspiel der Epidemie waren. Diese Erscheinungen zeigten sich aber eben so wenig an der ganzen Bevölkerung, als die Cholera Alle ohne Unterschied ergreift. Nur gewisse körperliche Beschaffenheiten waren ihnen ausgesetzt, die auch jetzt die Klassen der Cholerakranken bilden. Es ist unbestreitbare Thatsache, daß seit dem Ausbruche der Epidemie nicht ein Achttheil der pariser Bevölkerung von Symptomen verschont blieb, die demselben Leiden angehören. Die Wirkungen der moralischen Eindrücke beiseite gestellt, die bei dem Ausbruche der Cholera statt finden mußten, haben fast alle Einwohner der Hauptstadt, welcher Klasse sie auch angehören, acht Tage lang Symptome einer identischen Krankheit dargeboten, die nur in ihren sekundären Folgen verschieden war. Die Einen verloren den Appetit, fühlten nach dem Essen Uebelbefinden, Knurren im Leibe während der Verdauung, und vorzüglich während der Nacht. Noch stellten sich keine Koliken ein, aber es zeigte sich ein Gefühl der Unruhe, der Mattigkeit, der Spannung in den Eingeweiden, die immer ein bedeutenderes körperliches Uebelbefinden andeuten. Zu diesen ersten gastrischen Symptomen gesellten sich andere, die auf eine Störung in der Nerventhätigkeit hinweisen; der Geist ist weniger lebhaft, die Muskelkraft abgespannt, die intellektuellen Fähigkeiten geschwächt. Bei Andern ist die Störung der Funktion schon beträchtlicher. Neigung zum Brechen, Knurren im Leibe mit Koliken verbunden, von selbst eintretende Schweiße, größere Abspannung, plötzliche Ohnmachten, endlich Durchfall stellen sich ein. Dieses Leiden war manchmal vorübergehend, und verschwand von sich selbst oder wich ärztlicher Behandlung. Dauerte es aber ein, zwei oder mehrere Tage, so wurde es schon eine bedenklichere Krankheit, der oft die Cholera selbst folgte; wiewohl es auch innerhalb seiner Gränzen verlief. Dieser Krankheit haben wir den Namen Cholerine gegeben. Die Cholerine ergreift mit diesem Verlaufe meist schwache und zerrüttete Organisationen, die durch Ausschweifungen, Anstrengungen, Alter oder frühere Krankheiten entkräftet sind. Individuen, denen diese körperliche Beschaffenheit im hohen Grade eigen ist, werden nur selten nicht von der Cholera selbst befallen. An mehr als 600 Kranken angestellte Beobachtungen haben ergeben, daß neun Zehntheile der in die Spitäler gebrachten Cholerakranken alle Symptome der Cholerine hatten, bevor sie von der Cholera befallen wurden. Die Einen klagten schon seit vier oder fünf Tagen über Durchfall, Ohnmachten, Schweiße; die Andern hatten Neigung zum Erbrechen gehabt; Einige Erbrechen, Einige sogar im schwachen Grade die ersten Symptome der eigentlichen Cholera, wie Krämpfe, Kälte in den Extremitäten, Schmerzen in der Magengegend und im Bauche u. s. w. Wenn sich Uebelbefinden ohne merkliche Störung der Funktionen einstellte, genügte es strenge Diät zu halten; wenig auf Einmal zu essen, nicht zu essen, bevor die Verdauung der vorausgegangenen Speisen vollständig vor sich gegangen ist, und sich auf leichte Fleischbrühen zu beschränken, wenn man nicht das Gefühl des Hungers verspürt. Viele Personen wurden von Koliken, Durchfall und Erbrechen befallen, weil sie zu unrechter Zeit und eine größere Menge Speisen zu sich genommen, als es die Bedürfnisse des Leibes forderten. Die von den pariser Aerzten befolgte Heilmethode der Cholerine ist folgende: Wenn sich Knurren im Leibe und die ersten Koliken einstellen, muß man sich aller festen Speisen enthalten, und die geringste Erkältung vermeiden, man muß vor dem Schlafengehen einen warmen Thee- oder Kamillenaufguß, mit einem oder zwei Löffel Syrup weißen Mohns versüßt nehmen, und in einen reichlichen Schweiß zu kommen trachten. Dauern die Koliken fort und folgen einige Stuhlgänge, so nimmt man eine oder zwei Dosen Dower'sches Pulver, jedes zu 5 oder 6 Gran, und einen Reißabsud als Getränke. Hiemit verbindet man laue, selbst kalte Bäder, wenn es möglich ist. Diese Bäder sagen besonders Personen zu, die sehr reizbar sind und bei denen die Influenz der Epidemie und der Furcht zusammentreffen. Dauerte die epidemische Diarrhöe schon einen oder zwei Tage, und widersteht sie der Diät und leicht abstringirenden Getränken, tritt Reiz zum Erbrechen ein und lassen sich Kopfweh, Abnahme der Kräfte, unwillkürliche Schweiße u. s. w. spüren; so muß man sogleich zur Ipecacuanha seine Zuflucht nehmen, die als Brechmittel in Dosen von 25 oder 30 Gran zweimal innerhalb zwanzig Minuten gegeben wird. Dieses Mittel hat sich sehr bewährt gefunden, die Durchfälle und das Erbrechen sogleich zu stillen, und stets wurde es mit dem glücklichsten Erfolg angewandt. Wenn sich entzündlicher Andrang nach dem Magen wahrnehmen läßt, muß man sich auf Lavements und erweichende Bäder beschränken, und am Anus und in der Magengegend Blutentziehungen anwenden. Sonst darf keinen Augenblick gezögert werden, das Brechmittel zu geben, da aus der Cholerine leicht die Cholera werden kann.“

•

Die Alterthumsfreunde bedauern den Verlust der zu Paris entwendeten Münzsammlung, von der bis jetzt noch immer keine Spur entdeckt werden konnte, um so schmerzlicher, als diese kostbaren Münzen eine Erwerbung sind, die seit Jahrhunderten angelegt und nur durch den enthusiastischen Eifer leidenschaftlicher Numismatiker vergrößert worden ist. An viele Münzen dieser Sammlung knüpften sich hinsichtlich ihrer Erwerbung die seltsamsten Erinnerungen. Vaillant, dem berühmten Numismatiker, der auch eine Geschichte der syrischen Könige schrieb, verdankte die Sammlung einem reichen Schatz seltener griechischen und römischen Münzen, die er im Oriente selbst gesammelt. Auf seiner Rückkehr nach Frankreich wurde der glückliche Sammler im mittelländischen Meere von einem Korsaren verfolgt, und sah im Geiste sich und seine theuren Münzen schon in den Händen des Barbaren. In der Verzweiflung seines Herzens verschluckte er zwanzig der köstlichsten Exemplare. Zum Glück drehte sich der Wind und Vaillant entkam. Als er zu Avignon glücklich mit seinem Schatz im Leibe gelandet, zog er zwei Aerzte zu Rath, wie er sich am zweckmäßigsten und sichersten seiner theuren Bürde entledigen sollte. Da sich beide in ihre Vorschlägen nicht verständigen konnten; so beschloß er keinem von ihnen zu folgen und eilte nach Lyon, wo er sich seinem Freunde Du Four, einem eben so leidenschaftlichen Münzliebhaber, als er selbst, anvertraute. Entzückt von dem Gedanken, irgend eines noch ungesehenen Exemplares alter Münzen Herr zu werden, vergaß der numismatische Arzt Alles, was eigentlich seinen Patienten anging, und fragte bloß: Ob die eingesargten Kunstschätze der früheren römischen oder späteren byzantinischen Kaiserzeit angehörten. Du Four vernahm, daß sie aus der früheren Römerzeit seyen, und ging nun mit um so größerer Sorgfalt zu Werke, seinen Freund von den köstlichen Kleinodien zu befreien, die er so lange liebend unterm Herzen getragen. Zuvor aber bedingte er sich als Lohn für seinen Dienst einige der geretteten Münzen aus. Du Four's so gewonnene Nummen wurden nach seinem Tode mit seiner übrigen Sammlung von dem königlichen Museum angekauft; man weiß nicht ob auch Vaillant's Münzen dahin wanderten oder in ein schwedisches Museum kamen.

•

In dem letzten Bande der „Memorie della Reale Accademia di Torino“ theilt der Dr. Speranza aus Parma eine Reihe ungemein interessanter Beobachtungen mit, die er an einem Menschen angestellt, dessen linker Arm am untern Theile einen Ambra-Benzoë- oder peruvianischen Balsamgeruch aushauchte. Dieser angenehme Duft wurde zuweilen so stark, daß er ein geräumiges Zimmer, worin der Arzt seine Beobachtungen anstellte, füllte. Anfangs hielt Herr Speranza es für eine Betrügerei, überzeugte sich aber bald vom Gegentheile. Nach Verlauf einiger Monate verschwand dieser Geruch in Folge eines Gallenfiebers, das den wohlriechenden Mann befiel, gänzlich.

*

Ein Schottländer, Namens Ynlaison, hat berechnet, daß von 1000 Individuen weiblichen Geschlechtes 32 zwischen 14 und 15 Jahren heirathen, 101 zwischen 16 und 17, 219 zwischen 18 und 19, 233 zwischen 20 und 21, 165 zwischen 22 und 23, 102 zwischen 24 und 25, 60 zwischen 26 und 27, 45 zwischen 28 und 29, 18 zwischen 30 und 31, 14 zwischen 32 und 33, 8 zwischen 34 und 35, 2 zwischen 36 und 37, 1 zwischen 38 und 39. Ein Frauenzimmer würde also in seinem einunddreißigsten Jahre auf tausend Fälle unter die Haube zu kommen, nur achtzehn für sich haben, und weiter hinaus noch weniger.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 128. 7 Mai 1832.

Ein Ausflug in die Provence.

Die Camargue.

Ich verließ Rosette am 4 Februar 1829 gegen 11 Uhr Vormittags. Da es bereits zu spät war, um Alexandria noch vor Thorschluß zu erreichen, so ließ ich mein Pferd im gemächlichen Schritt hinschlendern, und ritt langsam längs dem eintönigen Gestade, an dem ein endloses Meer braust. Rosette ist nicht mehr, was es einst in den schönen Tagen des orientalischen Handels, und selbst noch zur Zeit der französischen Expedition war. All der Kleinhandel, der es einst belebte, ist erloschen, seit der alleinige Eigenthümer Aegyptens Alexandrien zum Sammelplatze aller Erzeugnisse des Landes gemacht hat, das er aussaugt. Die schönen Orangen- und Bananengärten, die Savary mit Recht so reizend schildert, umschließen jetzt nur noch ein übelriechendes Labyrinth von verlassenen Häusern, offenen Balkons und traurigen Kanälen, denen von Venedig ähnlich, an deren Ufern Trümmer von Kiosks und Gitterläden aufgehäuft liegen. In diesem Zustande befindet sich jetzt das schöne Land Abdallah-Menu's, Das ist aus Rosette durch die Pest und die Fortschritte der Civilisation geworden! Dieser Eindruck verfolgte mich, als ich um die hie und da mit Dornsträuchen und verkrüppelten Palmen besetzten Sandhügel bog, welche die westliche Gränze der Stadt bilden, und im Jahre 1807 Zeugen der Niederlage der englischen Armee waren. Der Boden senkt sich nach und nach; bald sieht man nichts als das Meer, das die Hügel von Rosette mit einem breiten Gürtel umschließt, und dennoch muß man drei Stunden hindurch, bis an den Bauch des Pferdes im Wasser reiten. Die Straße ist auf diesem Wege durch Pfähle angedeutet, was an jene erinnert, die bei hohem Schnee auf den Alpen ausgesteckt werden. Unterhalb dieses stehenden Wassers, zwischen der in der Ferne tosenden Fluth und dem Moraste, schwemmt das Meer einen festen Damm an, der immer größer wird, an dem die Wogen sich brechen, und aus dem nach Jahrhunderten ein neues, wahrscheinlich unbenützt bleibendes Delta sich bilden wird. Am Ende dieser Zwitterstraße, nachdem das Ohr sich bereits an das Geplätscher gewöhnt hatte, das die Schritte unsrer kleinen Karavane im Wasser machten, wurden wir von einem einsiedlerischen Fährmann, einem Charon mit eisgrauem Barte, über eine Bucht des See's Edku auf festen Boden gebracht. Von hier aus hat man gleichfalls keinen andern Wegweiser als die silbergraue Franse, die das wogende Meer am Ufer ansetzt; zur Rechten nichts als den Anblick jener endlosen Wellenschlangen und der Wolken, die auf dem Meere aufliegen; nur zuweilen gewahrt man am Horizonte eine Tartane, die nach Damiette segelt. Links sieht man eine Reihe von Dümpfeln, deren Fläche kaum vom Winde bewegt wird, unbebauten Sandboden und einige armselige Dörfer, deren Hütten von Palmen beschattet sind; allenthalben Stille und Oede, auf dem Meere wie auf dem See, auf dem Sande wie um die Dörfer. Indem wir so gegen die Sonne hinzogen, und den Wogen diesen Zwitterboden streitig machten, den sie nur auf Augenblicke verlassen, um ihn murrend sogleich wieder einzunehmen, wendete ich mich oft um, zu sehen, wie bald unsre Spur wieder verschwand, und um andere, viel zahlreichere, lärmendere Karavanen als die meinige, aufzuscheuchen, die in verworrenen, buntfarbigen Haufen und unter klagendem Geschrei uns umgaben. Es waren Dieß Schaaren von Seeschwalben, Möven, Krabbenfressern und Löffelgänsen, die am Gestade hin und herflogen, Muscheln suchten, bald auf den Fluthen sich schaukelten, und bald auf der Wasserfläche wie ein aufprallender Stein fortschossen. Mitten unter diesen lärmenden Schaaren erschien der geheiligte Ibis, den ich vergebens in den Ruinen von Theben und an den mystischen Seen von Abydos gesucht hatte; ernst, bedächtig, mit seinen, gleich einem geöffneten Zirkel von einander stehenden Zehen, wie wir ihn auf ägyptischen Skulpturen sehen, als das Sinnbild des Nachdenkens und der Betrachtung, zu dem die alte Mythologie ihn erhoben hatte. Doch kaum näherte ich Profaner mich diesen Schützlingen der Isis, so gab es Schrecken, Geschrei und Flucht, zwanzig Schritte weiter ließen jedoch die Flüchtlinge sich wieder nieder, die Ruhe war hergestellt, und der Ibis, der personifizirte Gott Thoth, nahm den Faden seiner Betrachtungen wieder auf, auf die Gefahr hin, ihn noch einmal abreißen zu müssen, wenn der Mensch der unreinen Race und der Typhon, der ihn trug, zurückkehren sollten.

Selbst an Orten, die unser Interesse auf das Lebhafteste in Anspruch nehmen, erhält der Eindruck, den das Außerordentliche auf uns macht, sich selten mit immer gleicher Lebendigkeit; der Geist wird endlich heimisch, und die Gewohnheit übt ihre Macht. Hier jedoch hielt ich, um mich ihrem Einflusse zu entziehen, die jedem Reisenden so werthvolle Ueberzeugung fest, daß Alles was mich umgab, einzig in seiner Art sey, und daß ich nie wieder etwas Aehnliches sehen werde. Allein wie sehr ärgert man sich, wenn man zu Hause, so zu sagen vor seiner Thüre, die Wunder trifft, die man

thörichter Weise in so großer Ferne gesucht hat! In diesem kurzen Ueberblicke meiner Reise von Rosette nach Alexandrien ist fast Alles enthalten, was ich über die Camargue des Rhone zu sagen haben werde. Die beiden Flüsse, der Rhone und der Nil, der eine schnell wie ein Pfeil und klar wie Krystall, der andere von einer Farbe, die vom Grün des stehenden Wassers ins Schwarzbräunliche schillert, theilen sich, ehe sie in dasselbe Meer sich ergießen, in mehrere Arme, schwemmen beide Dämme an, unterbrechen ihren Lauf auf gleichem Punkte und spiegeln auf ihrer Fläche einander fast ganz ähnliche Ufer wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Die Volksfeste in Paris.

(Fortsetzung.)

Die Champs-Elysées sind ein unermeßlicher Markt geworden, wo vorzüglich an Eßwaaren Ueberfluß herrscht; wie könnte es auch ein ordentliches Fest geben, wo nicht Gurgel und Magen vollauf zu thun hätten. Heute ist blauer Montag, und Alles ist zechfrei; man befindet sich wie auf der Hochzeit des Gamachio. Flüssiges und Festes ist im Uebermaß vorhanden. Alle kleinen fahrenden Verkäufer sind herbeigeeilt, Riesenvorräthe aufgehäuft. Welche Thürme von Lebensmitteln jeder Art! Welche Bollwerke von Kuchen, von Zuckerwaaren! Welche Säulen von Ringelgebackenem, von Waffeln, Strizeln, Maultaschen, *) Gerstenzucker! Seht nur diese Küchelbäckerei! Hat man je Kuchen auf solche Weise dampfen sehen? Hier die Erklärung des Wunders dieses unerhörten Kuchenqualmes, eines Kunstgriffes, der allgemein angewendet wird, und doch fast auf den ersten Blick ins Auge springt. Man hat einen Korb, auf dem die Platten mit Kuchen und Butterstollen zur Schau gestellt sind; zwischen jeder Schüssel ist genugsam Raum gelassen, um den Dampf eines Topfes voll siedenden Wassers durchzulassen, der im Bauche des Korbes auf einer Kohlpfanne steht. Nun steigt das Wasser natürlich unausgesetzt in Dämpfen auf, und von ferne und mit ungeübtem Auge betrachtet, hat es das Ansehen, als qualmten die Kuchen selbst so, um das Geschrei des Verkäufers nicht Lügen zu strafen, wenn er ausruft: „Siedheiß, meine Herren und Damen, so eben aus dem Ofen!“ Und dennoch liegt es auf flacher Hand, daß kein Kuchen in der Welt so unbegreiflich qualmen könnte, und käme er auch gerade aus dem Ofen; allein Wem der Mund darnach wässerig geworden, der bemerkt es nicht, daß der Dampf nur von einer Stelle ausgeht, und verdutzt steht er da, wenn er in einen Kuchen beißt, der eiskalt, spindig und schon acht Tage alt ist, da er doch vor einem Augenblick noch qualmte wie der Vesuv. Dieß sind die Kunststücke der Bude, das Genie des Krämers. Noch hundert spitzbübische Kniffe dieser Art, so scharfsinnig ausgedacht wie der erwähnte, ließen sich aufführen.

Wenn man diese langen Reihen von Zelten entlang sieht, sollte man nicht glauben, in ein unermeßliches Heerlager versetzt zu seyn? Alle diese Gezelte sind aus dem Stegreif geschaffene Restaurationen. Ueberall wird geschmaust. Die Schenkwirthe lassen Wein und Branntwein fließen. Hier auf den Rosten prasseln die Bratwürste, hier hängen die Knoblauchwürste in den Mund, dort karrt man ganz fertige Kraben und Seekrebse umher, hier wälzt man Tonnen von Bier und Aepfelmost herbei. Hieher der nimmersatte Wolfsmagen, wenn er einmal sein Müthchen kühlen will! Und wie angenehm ist es nicht, der Dame seines Herzens einen Zuckerstengel kaufen zu können, an dem noch Niemand geschnullt hat, als der Verkäufer, oder einen Bückling, ein Glas Rum oder sonst eine Erfrischung dieser Art? Oder will man ihr ein ritterlicheres Geschenk zu Füßen legen? Hier ist Gelegenheit zur Hand; man schießt mit der Armbrust nach dem Ziele, und der Preis ist ein Kaninchen, ein Hase oder eine magere Gans. Hier kann man vor den Augen seiner Dame eine Probe seiner Geschicklichkeit ablegen; nur nicht ins Weiße geschossen, und man hat ein lebendiges Stück Geflügel oder Wild gewonnen, das man der Herzallerliebsten statt eines Blumenstraußes in den Busen schieben kann.

Der Magen ist doch der Grundstein aller menschlichen Freuden, er ist die sicherste Leimruthe, auf der man die Gunst der Großen wie der Kleinen fängt. Die Regierung versäumte es daher vormals nicht, Speisen, Getränke unter das Volk austheilen zu lassen. Unter dem Kaiserreiche und auch noch lange Zeit unter der Restauration steinigte man zu gewissen Zeiten das Volk auf den Champs-Elysées mit Eßwaaren. In der That ein herrlicher Brauch und Schade, daß man ihn abkommen ließ! In gewissen Zwischenräumen waren Buden aufgeschlagen; die einen für den Wein, die andern für Brod und Fleisch. So weit also waren wir unter unserer gefeierten Civilisation gekommen, daß man dem Volke Brocken Fleisch und Brod vorwarf, wie einer hungrigen Bestie und daß es darauf losstürzte wie Hunde auf das Jägerrecht! *) Konnte man die schmachvolle Erniedrigung weiter treiben? Und nicht einmal bezeigte man dem Despotismus soviel Verachtung, daß man seine schändliche Freigebigkeit unwillig zurückstieß. Nein, man stritt sich um seine entehrenden Gaben, riß sie sich aus den Händen. Dieß hieß doch wohl verstehen, was wir unserer Ehre schuldig waren, wenn wir uns in den Augen des Auslandes als eine hungrige Schaar elender Sklaven darstellten, die von dem Mitleid ihres Herrn demüthig einen vorgeworfenen Bissen erlauerten, und dann mit gleich abscheulicher und lächerlicher Gier darum balgten! Ein Volk mag hungern; Dieß läßt sich noch ertragen; aber muß man auch noch mit dem Hunger des Armen sein Spiel treiben?

Auf ein gegebenes Zeichen begann die Vertheilung. In jeder Bude befanden sich zwei handfeste Gendarmen, zwei oder drei Menschen, um die Eßwaaren herauszuwerfen, und ein Kommissär mit der Schärpe, damit das Volk sah, daß Alles in gehöriger Ordnung vor sich gehe. Und plötzlich flogen rechts und links, vorwärts und rückwärts Brode von einem Pfund und Pasteten zu fünfzehn Sous. Dann fiel ein Hagel von Würsten und Schinken auf die lauernde Menge herab, und die Köpfe, die einen Augenblick zuvor noch unbeweglich gewesen waren, wogten wie ein unruhig gewordenes Meer durcheinander. Tausende von Händen sah man in die Luft ausgestreckt, um sich die Beute zu entreißen; ungeheure Mäuler rissen sich auf und kauten schon im Voraus mit leeren Backen; es schien buchstäblich wahr geworden, daß die gebra-

*) Croquignoles eigentlich Nasenstüber.

*) Was den Hunden von dem ausgeweideten Wild vorgeworfen wird.

tenen Tauben ins Maul fliegen sollten. Der Gedanke war in der That äusserst sinnreich. War es nicht ungemein menschenfreundlich uns mit Brodlaiben und mit Pasteten zu bombardiren, und mit einem Kartätschenfeuer gebratener Hühner auf uns zu schießen? Doch man sehe hier ein Beispiel schreiender Undankbarkeit; später wollte das Volk auch seine Vertheilung machen, und gab nun statt der Eßwaaren, die man früher auf dasselbe geschleudert, Kugeln und Pflastersteine entgegen. Es ist ein für alle mal wahr, man gewinnt nichts mit dem Volke, man mag auch noch so säuberlich mit ihm verfahren. Und doch war es eine so schöne Sache um diese Vertheilung von Indigestionen! Wie viele tragikomische Episoden liehen diesem Schauspiel Wechsel und Mannichfaltigkeit!

Die Leute, welche den Dienst an den Brod- und Wurstkatapulten hatten, lachten, daß ihnen die Augen übergingen, und würzten ihr Geschäft mit tausend Eulenspiegelstreichen. Bald sprang in Sätzen ein abgeschossener Brodlaib über die dicht an einander gedrängten Schädel hin, wie ein Schirkstein auf der Wasserfläche oder wirbelte auf dem Boden fort wie eine Haubitze; bald prallte ein Schinken von einer Nase an die andere ab. Man kann sich die Kopfnüsse, Beulen und blauen Augen denken, die eine Folge dieser freigebigen Spenden waren, die ausgerauften Haare, die Püffe und Stöße ungerechnet, die es unter den strittigen Theilnehmern dieses Festes setzte. Man riß und schlug sich um Alles, kein Stück blieb in einer Hand oder ganz; Niemand behielt eines unversehrt; man zerrte sich und zertrümmerte Alles, als wollte man die unendliche Theilbarkeit der Materie beweisen. Man konnte manchmal einen armen Teufel sehen, der sich endlich ein genießbares Stück erfochten hatte, und eben darüber her war, es sich schmecken zu lassen, als ein daher brausender Brodlaib ihm die letzten Zähne in den Hals schlug. Nun frage ich aber, kann es eine sinnreicher erdachte Qual geben, als eine Vertheilung von Eßwaaren, bei der man damit anfängt, dem Hungrigen den Kinnbacken zu zerschmettern?

(Fortsetzung folgt.)

Dalton's fernere Berichte über Borneo.

(S. Ausland S. 396.)

Es ist bereits der Vortrefflichkeit der Eisen- und Stahlarbeiten der Diaks von Borneo erwähnt worden, und da es wenig bekannt ist, bis zu welchem Grade von Vortrefflichkeit sie es darin gebracht haben, so will ich noch Einiges darüber beisetzen. Das Eisen, das man auf der ganzen Küste von Borneo findet, ist von der besten Qualität, wie Jedermann weiß, der Pontiana oder Sambas besucht hat; doch ist es in Banjermassing noch weit vorzüglicher, und ihre Art es zu bearbeiten, enthebt sie aller Nothwendigkeit europäische Stahlarbeiten zu kaufen. Dennoch ist der beste Stahl von Banjermassing nicht dem gleich, den die wildesten Diaks verfertigen. Die Radschahs der Bugis beziehen von ihnen ihre besten Krisklingen, und sonderbarer Weise sind die eisernen Instrumente um so vorzüglicher, je weiter man ins Innere vordringt. Die Provinz, welche Selsie, einem Diakhäuptling, bei dem ich einige Monate mich aufhielt, gehört, ist darin allen überlegen, die näher gegen die Küsten liegen, und treibt damit einen bedeutenden Handel mit der Küste; ich habe in dem einzigen Dorfe Marpow 49 Eisenschmieden gezählt; aber dennoch bedienen sich Selsie und seine vornehmsten Anhänger nur Waffen, welche sie noch weiter aus dem Innern beziehen. Die armen Menschen, die ich als in einem Zustand der Natur lebend dargestellt habe, ohne Wohnungen irgend einer Art, sich von Früchten, Affen und Schlangen nährend, wissen dennoch diese vortrefflichen Klingen zu bereiten. Ihre Instrumente schneiden mit Leichtigkeit durch Eisen und gewöhnlichen Stahl; ich habe mehrere Federmesser mit ihren Dolchen in Späne geschnitten, und als ich eines Tags mit Selsie einige Rupien wettete, ob er einen alten Flintenlauf durchschneiden könnte, so legte er ihn ohne zu zaudern auf einen hölzernen Block, und hackte ihn mit seinem Dolch in Stücke, ohne daß sein Werkzeug Scharten bekam.

Während meiner 15 monatlichen Gefangenschaft in Borneo wurde ich von vielen Diakhäuptlingen, besonders aber von Selsie aufs Freundlichste behandelt, doch fühlte ich mich nie vollkommen sicher, als bei diesem letztern. Sobald ich ihn sah, ließ ich ihm durch einen Dolmetscher (denn er verstand kein Wort malayisch) sagen, daß ich von Seite der Europäer gekommen sey, Freundschaft mit ihm zu schließen, und daß ich hoffe, er und sein Volk würden mir nichts zu leide thun. Er antwortete, daß er unfähig sey, mir Uebles zuzufügen, daß er aber um seiner Anhänger willen wünsche, daß ich mich von ihm zum Bruder adoptiren lassen wolle, damit Jedermann wisse, wie wir zu einander ständen. Ich nahm es natürlich mit Vergnügen an, und er ging sogleich, einen Speer auf seines Vaters Grab aufzupflanzen. Dieß war das Zeichen für eine allgemeine Versammlung, alle Häuptlinge schickten Boten, um nach seinem Willen zu fragen, und er gebot, daß alle Krieger den andern Tag um Mittag versammelt werden sollten. Einige Tausende waren beisammen, man errichtete eine Bühne von Bambus etwa 12 Fuß über dem Grabe, und ich und Selsie stiegen hinauf, von einem Ugi, d. h. einem Oberpriester begleitet. Nach einigen Ceremonien brachte der Priester eine kleine silberne Schale zum Vorschein, die etwa ein halbes Trinkglas voll halten mochte, öffnete dem Radschah mit einem scharfen Bambus am rechten Arm eine Ader, und ließ die Schale beinahe voll laufen, dasselbe that er bei mir mit einer andern Schale, und zeigte dann dem umstehenden Volk die beiden Schalen, die es mit lautem Freudengeschrei begrüßte. Hierauf gab er jedem von uns das Blut des Andern, das wir auf ein Zeichen austranken, unter einem betäubenden Geschrei der Krieger. Hierauf füllte er eine der Schalen halb von Selsie's Blut, halb von dem meinigen, rührte sie mit einem Bambus um, und jeder von uns trank die Hälfte. So waren wir Brüder; und ich von diesem Augenblick an vollkommen sicher. Das Trinken des Bluts machte mich auf mehrere Tage krank, aber der Radschah trank das meinige mit großem Wohlgefallen, da es eine der wichtigsten Ceremonien ist, besonders da ich der erste Europäer war, den man in seinem Land gesehen hatte. Hierauf folgten große Feste, und man brachte eine Menge Köpfe herbei, ohne welche kein Fest vor sich gehen kann. Sie waren geräuchert, und das Gehirn herausgenommen; das Volk tanzte drei Tage und drei Nächte um sie herum, und trank Reißbranntwein, der sie bald berauschte, wobei sie von den Weibern, die ich nie trinken sah, gepflegt wurden.

Kein Diak kann die Tochter eines Kriegers heirathen, wenn er nicht vorher wenigstens ein oder zwei Köpfe abgeschnitten hat, und ein großer Häuptling gibt nie eine Heirath seiner Tochter mit einem von kleinerem Ruhme zu. Wenn ein junger Mann Heirathsvorschläge macht, so werden sie an den Radschah berichtet, der ihn und den Vater des Mädchens vor sich ruft, und beide fragt, wie viele Köpfe sie besitzen. Wenn der alte Mann 10 besitzt, so muß der junge 5 aufweisen können, da nach dem angenommenen Maaßstab der Liebhaber zur Zeit, wenn er seines Schwiegervaters Alter erreicht haben wird, den Rest vollends erbeutet haben kann. Sollte aber der junge Mann nicht die Hälfte besitzen, so kann er fürs erste keinen fernern Schritt thun; er nimmt daher einige seiner Freunde mit sich, sie besteigen ein Boot, und fahren an der Küste hin, bis sie ein Dorf finden, wo zufällig die jungen Männer abwesend sind; sie überfallen dann die Fischer und alten Leute, und hauen ihnen die Köpfe ab; es müssen Köpfe von Männern seyn, und Weiberköpfe würden nicht angerechnet werden; gewöhnlich bringen sie jedoch einige lebende Mädchen und Kinder mit, um sie dem Radschah und seiner Frau als Sklaven zu schenken. Oft bleiben sie drei Monate auf einem solchen Zuge aus. Sobald die Zahl der Köpfe voll ist, rudern sie so schnell als möglich nach Hause, und schicken einen Boten an die Braut, welche sich putzt, und ihnen von ihren Verwandten begleitet entgegen zieht. Die Köpfe werden immer zuerst auf einem Platze, in der Mitte zwischen den Wohnorten beider Parteien, und in der Nähe des Hauses des Radschahs aufgestellt. Der Liebhaber nimmt bei der Annäherung der Braut zwei Köpfe in die Hände und übergibt sie ihr, so wie nach und nach die übrigen. Hierauf tanzen sie mit wilden Gebärden, und lautem Beifall des Radschahs

und des Volks um einander herum. Die Köpfe werden von dem Radschah untersucht, um sich zu überzeugen, daß sie frisch sind. Daher dürfen sie nicht geräuchert, noch das Gehirn herausgenommen seyn, damit man nicht glauben könne, er habe alte entlehnt. Da nun die Familienehre des Schwiegervaters gerettet ist, so bittet er den Radschah um seine Einwilligung, die nie versagt wird; die gefangenen Kinder und Weiber werden ihm dann geschenkt, und ein Fest gegeben, und das junge Paar ißt zusammen. Hierauf wird ihnen alle Bekleidung abgenommen, sie setzen sich auf den Boden, und alte Weiber werfen Reißkörner über sie, mit einer Art von Gebet, daß sie so fruchtbar als diese Pflanze seyn möchten.

Ihre Begräbnisse sind nicht weniger sonderbar als ihre Heirathen. Wenn ein Radschah stirbt, so wird ihm sein Kriegerkleid angezogen, und er auf einer großen Tragbahre, die mit weißem Zeug umwickelt ist, an die Grabstätte gebracht, wo er ohne Sarg ausgestellt bleibt. Ueber ihm werden seine Waffen hingelegt, so wie Speisen, die in seinem Leben Lieblingsgerichte von ihm waren. Dann wird das Grab zugeworfen und ein hoher Hügel errichtet, der mit einem Bambuswall umgeben wird, auf welchen man frische Köpfe pflanzt, als die den Todten liebste Gabe. Kein Krieger würde es wagen, sich der Familie des Todten ohne ein solches Geschenk zu nähern; sie werden in Menge um das Grab aufgestellt, und gelegentlich während der nächsten Jahre durch neue ersetzt.

Im Ganzen glaube ich, daß die Diaks viele gute Eigenschaften neben einigen entsetzlichen haben; diese letztern sind jedoch nur Laster von Barbaren, die nichts Besseres kennen, und ich bin überzeugt, daß ihre häßliche Neigung zum Abschneiden der Köpfe sich bald bei näherer Bekanntschaft mit Europäern verlieren würde. Ich erwähnte einst gegen Selsie, daß er nicht hoffen könne, Freund der Europäer zu werden, so lange diese Gewohnheit währe, und er versicherte mich, daß sie sogleich aufgegeben werden sollte, und daß sein Volk in Allem den Europäern folgen werde, sobald es mit ihnen in Verbindung stehen werde, und von ihnen seine Bedürfnisse, wie Salz, Tabak, Tuch, und Glasperlen erhalten könne. Dasselbe habe ich von andern Radschahs, besonders von Sagden gehört, mit dem ich mich ohne Dolmetscher, auf Malayisch unterhalten konnte. Diese Periode naht schnell heran, und die Europäer werden eine gehorsame, geduldige und abgehärtete Menschenrace finden, so wie ein großes, reiches Land, voll von kostbaren Mineralien und allen Produkten des Orients, eine zahlreiche Bevölkerung, die das größte Bedürfniß nach europäischen Handelsartikeln fühlt, und sie leicht mit Gold, Wachs, Vogelnestern und andern kostbaren Tauschmitteln bezahlen kann. Trepang und Schildkrötenschalen lassen sich fast in jeder Quantität an den Küsten erhalten, so wie die besten Bambus, die man nur zu schneiden braucht. In Passier kann man Gold in Menge erhalten. An der Küste sind Diamantminen, die gegenwärtig schlecht betrieben sind. Wer je Pontiana, Slako, oder Sambas besucht hat, weiß, daß man dort Gold zu Centnern erhalten kann, wenn man passende Artikel dahin zum Austausche anbietet. Die Nord- und Westküste sind wenig bekannt, und nie von Europäern besucht worden, aber alle Bugiskaufleute stimmen darin überein, daß es der reichste Theil der Insel sey, und wir wissen, daß es sehr dicht bevölkert ist, und einen großen Handel mit Cambodja und den Suluinseln treibt. Die Diaks sind im unbestrittenen Besitze des Innern des Landes, dessen Ausdehnung etwa 15,000 geogr. Meilen beträgt, und an Klima und Naturprodukten jedem Theile von Asien gleich oder überlegen ist.

Vermischte Nachrichten.

Die Zeitung von Vandiemensland: „Der Hobart Town Courier," erzählt nach dem Geständnisse zweier in Hobart Town hingerichteten Verbrecher eine Reihe gräßlicher Mordthaten, die unter einer Bande von fünf transportirten Sträflingen vorfielen, welche aus der Strafkolonie zu Macquari nach dem Innern des Landes entflohen waren. Die gemeinschaftliche Gefahr — so wäre zu vermuthen gewesen — hätte unter diesen verworfenen Menschen wenigstens einen Bund gegenseitigen Schutzes und Beistandes in einer völlig unwirthbaren Wüste, die sie durchwandern mußten, stiften sollen. Allein gerade das Gegentheil, beobachteten sie sich, mit mordgierigen Planen beschäftigt und voll Neides gegen einander um die einzige Axt, die sie mit sich führten, weil Jeder, der sie zur Zeit besaß, das Leben der Andern in seinen Händen hatte. Als ihre Lebensmittel ausgegangen waren, kamen vier dieser entsetzlichen Menschen überein, den fünften, Namens Hutchinson, einen großen starken Mann, der in der Niederlassung es schon einmal bis zu einer zahlreichen Heerde von Schafen und Hornvieh gebracht hatte, zu ermorden und von seinem Fleische zu zehren. Das Loos, den Kopf des Unglücklichen mit der verhängnißvollen Axt zu zerschmettern, fiel auf Broughton, der auch Hutchinson im Schlafe erschlug. Sie schnitten den Leichnam in Stücke und nahmen ihn, bis auf Kopf, Hände, Füße und Eingeweide, mit sich und aßen davon. Nachdem dieser scheußliche Vorrath aufgezehrt war, lebte die ganze Gesellschaft in einer fortwährenden Furcht unter sich; Jeder wollte die Axt tragen, und Keiner wagte ein Auge zuzuthun oder nur einige Augenblicke zu schlummern, aus Furcht von den Andern ermordet zu werden. In dieser furchtbaren Lage trafen Broughton und ein Vierter, Patrik Fagan, ein junger Mensch von höchst verdorbenen Sitten und erst achtzehn Jahre alt, eine Art Uebereinkommen, abwechselnd zu schlafen, während der Eine Wache halten sollte. Der nächste, der hierauf erschlagen wurde, war ein alter sechzigjähriger Mann, Namens Coventry. Die drei Andern: Broughton, Macavoy und Fagan, hatten geloost, Wer ihn tödten sollte. Das Loos traf Fagan. Der alte Mann sah den Würger auf sich zukommen und flehte um Gnade, allein Fagan schlug ihn mit der Axt vor den Kopf, ohne ihn jedoch zu tödten, was erst seine beiden andern Mordgehülfen vollbrachten, die hierauf die Leiche zerstückten und davon mit solcher Gier fraßen, „als hätten sie," wie sich Broughton in seinem Verhöre ausdrückte, „zu erwarten gehabt, am andern Tage einen gebratenen Ochsen zu finden." — „Ich trug die Axt den Tag über bei mir," erzählte Broughton, „und legte sie des Nachts unter meinen Kopf, vergaß aber, daß sie auch Messer hatten, um mich umzubringen. Bevor wir noch Coventry's Fleisch völlig aufgezehrt hatten, sprang in einer Nacht Macavoy auf, starrte furchtbar vor sich hin und bat mich, ihm zu folgen, unter dem Vorwande, Schlingen aufzustellen, um vielleicht ein Kängäru zu fangen. Wir ließen Fagan bei dem Feuer und entfernten uns einige Hundert Schritte weit, wo Macavoy bat, mich niederzusetzen. Ich hatte die Axt auf meiner Schulter und fürchtete, Macavoy möchte mich umbringen, da er stärker war als ich. Ich warf daher die Axt zur Seite, doch ferner von ihm, als von mir, aus Furcht, er möchte sie holen, so daß ich sie eher erreichen konnte als er. Allein er schlug mir vor, Fagan zu ermorden, damit er nicht gegen uns Zeugniß ablegen könne. Ich wollte nicht einwilligen, indem ich sagte, ich könne mein Leben Fagans Händen anvertrauen, und so kehrten wir zum Feuer zurück. Fagan lag am Feuer und wärmte sich. Ich warf die Axt auf den Boden und setzte mich an seine Seite; Macavoy nahm zu meiner Rechten Platz. Gern hätte ich Fagan gesagt, was Macavoy vorhatte; allein dieser saß uns nahe, hatte die Axt in der Hand und verwendete kein Auge von uns. Bald darauf nickte ich in einen leisen Schlummer ein, wurde aber durch Fagans Geschrei aufgeweckt, den ich mit einer tiefen Kopfwunde rücklings am Boden liegen sah. Macavoy stand neben ihm, die Axt in der Hand. „Was hast Du gethan, mörderischer Schuft?" schrie ich ihm zu. „Dieß wird unser Leben retten," erwiderte er und versetzte Fagans Kopf einen zweiten Schlag. Fagan ächzte noch, und Macavoy schnitt ihm mit einem Rasiermesser vollends die Gurgel ab. Wir zogen ihm hierauf die Kleider aus, zerstückten ihn und brieten das Fleisch alles auf Einmal, da es so leichter zu tragen war und sich länger hielt. Vier Tage darnach gaben wir uns in Macquire's Sumpf gefangen. Zwei Tage zuvor hörten wir einige wilde Hunde, die einen Kängäru gefangen hatten; wir nahmen ihnen die Beute ab und warfen den Ueberrest von Fagans Leib hinweg."

Auch in England herrscht unter den Thieren, namentlich den Pferden, große Sterblichkeit. Ein Gleiches soll auch der Fall in Holland seyn. In England und Schottland ist die Krankheit entzündlicher Natur und achtundvierzig Stunden nach ihrem Ausbruche tritt die Krisis ein. Mit Erfolg wurde dagegen Laudanum angewendet. Man fand bei vorgenommener Oeffnung der an dieser Krankheit gefallenen Thiere, in der Herzgegend sehr viel Wasser. Sehr viele Besitzer von Miethwagen haben große Verluste erlitten, und ein Privatmann soll durch gefallene Racepferde an 5000 Pfd. St. einbüßen. Ueberhaupt sind viele englische Racepferde gefallen, und man glaubt den hiedurch erlittenen Schaden auf mehr als 12,000 Pfd. St. anschlagen zu dürfen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 129. 8 Mai 1832.

Ein Ausflug in die Provence.

Die Camargue.

(Fortsetzung.)

Diese Aehnlichkeit der Camargue des Rhone mit dem Delta ist charakteristisch und beim Anblicke der erstern mußte in mir, mehr als bei jedem Andern, das Verlangen rege werden, sie genauer zu untersuchen. Mit Vergnügen nahm ich daher den Vorschlag eines Freundes in Arles an, mich auf diesem Ausfluge als Führer zu begleiten. Wir reisten an einem Septembermorgen ab, und nachdem wir die krummen Straßen des Quartier des Marins hinter uns hatten, der einzige Theil von Arles, wo noch einiges Leben herrscht, fuhren wir bald auf den schlecht zusammengefügten Bohlen der Schiffbrücke, die nach Trinquetaille führt, zwischen den Raastangen der Ausladungs-Fahrzeuge, die an beiden Ufern vor Anker lagen, dahin. Es war ein lachender Anblick, traurig jedoch für Den, der so wie ich von dem Gedanken beunruhigt wurde, daß das lebendige Treiben dieses Hafens, den man ganz in Verfall gerathen läßt, wohl bald verschwunden seyn dürfte. Wird der Kanal von Bouc nach Arles, wie man ankündigt, bald beendigt, so ist freilich von den Gefahren der Mündung des Rhone nichts mehr zu fürchten, dann ist es aber auch vorbei mit den Seeleuten von Arles und ihren schönen Weibern, vorbei mit dem Anblicke der Segel, dem schönsten Schmucke eines Flusses. Abermals eine Schönheit der Natur, die der Gewinnsucht der Menschen geopfert wird, ein poetischer Anblick weniger in der Welt.

Nachdem man den Arm des Grand-Rhone überschritten hat, befindet man sich in der Camargue. Doch es ist Zeit, denen die weder Geographen noch Provençalen sind, zu sagen, was diese Camargue eigentlich ist. Wäre ich Mitglied der celtischen Akademie, so würde ich vielleicht behaupten, das Wort Camargue sey eine Zusammenziehung von Caji Marii ager, obschon zur Zeit des Cajus Marius der Landstrich, den man der Etymologie zu Liebe so nennt, wahrscheinlich noch unter den Wassern begraben lag. Hätte ich das Land aufgenommen, so könnte ich über die zahlreichen Mündungen des Rhone genauere Nachweisungen geben als die sind, die man in der Statistik der Departements findet, und zöge ich bei Zusammenstellungen blendende Vergleichungen der Wahrheit vor, so würde ich den Rhone-Mort Languedocs mit dem Flusse ohne Wasser, dem Bahar-Bila-Ma Aegyptens, vergleichen; allein ich muß gestehen, daß die Poesie nur auf Worten beruht. Der Rhone-Mort, so hochtrabend dieser Name auch klingt, ist nichts als ein kleiner Kanal, Roubine (Zuleitungsgraben), wie man es in provençalischer Mundart nennt. Der Bahar-Bila-Ma dagegen ist ein großes trockenes, ausgedorrtes, mit Natron geschwängertes Flußbett, das seit 4000 Jahren lechzt, und sein Wasser von dem Pharao fordert, der es ableitete, um das Delta zu bilden. Was uns betrifft, so haben wir vergebens in Büchern nach der eigentlichen Bedeutung des Wortes Camargue geforscht; so unbestimmt sie auch ist, so haben wir jedoch keine passendere Benennung gefunden. Besser und bezeichnender wäre es vielleicht, diesen Theil des französischen Gebiets das Delta der Provence zu nennen.

Man stelle sich ein Dreieck vor, so gleichseitig als ein Fluß von so gekrümmtem und ganz eigensinnigem Laufe, wie der Rhone es nur zu beschreiben vermag, und in diesem regelmäßig begränzten Stück Landes einen grünen Rasenplatz, in dessen Mitte sich eine große Oeffnung, der Salzsee Valcarez befindet. Es geht hier wie bei allen Flüssen, die aus den Gebirgen herabströmen. Der Rhone wühlt nach Unten, und befestigt die Dämme die er absetzt, mit dem Erdreiche, das er den Feldern der Dauphiné und Bresse entführt; das Meer strömt entgegen; der Widerstand, den es leistet, befestigt die vom Rhone angeschwemmten Deiche nur noch mehr, bahnt sich aber doch zuweilen mit Gewalt den Weg auf sein altes Gebiet. Die Sandzunge, welche die Basis des Dreiecks bildet, gehört zu Diesem; mehreremale im Jahre überschwemmt es dieselbe und versieht den Valcarez, dessen Wasser durch die Sonnenhitze täglich vermindert wird, mit neuem Zuflusse. Wehe dem Pharao, der in einem solchen Augenblicke einen zweiten Moses bis ins Meer verfolgen wollte, das Wunder, dem wir eine der schönsten Dichtungen verdanken, würde sich erneuern.

Die Camargue besteht also aus drei Abtheilungen. Im Mittelpunkte gegen das Meer hin ist der Valcarez und die Salzlager, die er bald bedeckt, bald wieder verläßt. Um diesen ganz unfruchtbaren Theil schließt sich ein Gürtel von noch mit Salz geschwängertem Boden, der jedoch nie, weder vom Valcarez noch vom Meer bedeckt wird. Hier wachsen Pflanzen in Ueberfluß, aus denen man Soda zog, ehe noch die Fortschritte der Chemie eine minder kostspielige Bereitung aus Gyps und Kohle entdeckten. Diese Pflanzen, die hier in voller Freiheit wuchern, bieten eine ganze Klassenreihe Meergras, von dem an, das von den Wellen benetzt wird, bis zur

eberbuschartigen Tamariske, die den Weg beschattet. Die Gränzen dieses Zwitterbodens waren mit schönen blaßblauen Blumen besetzt, die einen melancholischen Anblick boten, gleich einem schönen Gesichte, das vom Fieber abgezehrt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Bevor wir an der Hand der Verfasserin Cincinnati verlassen, um das einsame Gehöft eines Pflanzers zu besuchen, entnehmen wir ihrer Schilderung der genannten Stadt noch folgenden Zug, der eben so gut den Geschmack der dortigen Republikaner bezeichnet, als er den Beweis gibt, daß der alte englische Puritanismus auf dem Boden der Freiheit nichts an seiner gezierten Grämlichkeit verloren hat:

„Zu Cincinnati ist ein Garten, den man besucht, um seinen Gaumen mit einer Schale Eis, und seinen Blick an den Rosen zu erlaben. Um diese Blumen vor fremden Händen zu bewahren, ist am Ende des einen Gartenweges als Warnungstafel das erbärmlich gesudelte Bild eines Schweizermädchens angemalt, das einen Zettel in der Hand hält, auf dem zu lesen ist, daß man sich das Abbrechen der Blumen verbittet. Zum Unglück für den Künstler oder Garteninhaber oder für Beide war der Rock der Mimili so kurz, daß man etwas von der Wade sah. Die Damen von Cincinnati sahen es, und entsetzten sich darob, und dem Eigenthümer des Gartens wurde förmlich angedeutet, daß wenn er ferner die Gunst der cincinnater Schönen zu behalten wünsche, der Rock der Schweizerin verlängert werden müsse. Der erschrockene Eisverkäufer sendete eiligst nach dem Künstler und seinem Farbentopf. Beide kamen, zum Unglück aber mit keiner Farbe versehen, die zu dem skandalösen Rocke paßte. Indeß es stand Gefahr auf Verzug, und so ward dem rothen Röckchen ein blauer Troddel angesetzt, der allen Männern von Cincinnati einen sonnenklaren Beweis von dem makellosen Zartsinn ihrer Schönen gab."

Hier die Schilderung von einer jenen vielbesprochenen Ansiedlungen in den Wildnissen der amerikanischen Urwälder:

„Wir besuchten ein Gehöfte, das uns besonders durch seine wildromantische und einsame Lage ansprach, durch die seine Bewohner ganz auf sich selbst verwiesen sind. Es war eine Rodung mitten in einem Walde. Das Haus war am Abhange eines Hügels gebaut, und lag an der Vorderseite so steil, daß man nur auf einer hohen Stiege an den Eingang hinauf gelangen konnte; während die Hinterthüre sich nach der Hügelseite öffnete. Am Fuße dieser jähen Anhöhe floß ein klarer Bach, dessen Rinnsaal an einer Stelle zu einem kleinen Wasserbecken ausgegraben war, dem Hause gerade gegenüber. Ein Feld mit indianischem Korn erstreckte sich auf der einen Seite in den Wald hinein; auf der andern Seite lagen einige Morgen halb ausgerodetes Land, mit ein Paar Schupfen für den Aufenthalt von Kühen, Pferden, Schweinen und zahllosem Geflügel. Zunächst an das Haus stieß ein kleines Kartoffelfeld mit einigen Pfirsich- und Apfelbäumen. Das Haus war aus Holzstämmen erbaut, und enthielt zwei Gemächer, mit einem kleinen Anbau, der als Küche benützt wurde. Beide Stuben waren sehr gemächlich eingerichtet, und mit guten Betten, Kommoden u. s. w. versehen. Die Frau des Ansiedlers und ein junges Weib, die mir ihre Schwester schien, spannen, und drei kleine Kinder spielten um sie her. Die Frau erzählte mir, daß sie alle wollenen und baumwollenen Kleidungsstücke der Familie spinne und webe, und alle für sie nöthigen Strümpfe stricke; ihr Mann, obgleich kein Schuhmacher von Handwerk, verfertigte alle Schuhe. Auch Seife und Lichter für ihren Hausbedarf bereitete sie selbst, so wie den Zucker aus dem Zuckerrohr auf ihrem Gehöfte. Geld brauchten sie nur zum Ankaufe von Kaffee, Thee und Whisky, und um sich so viel sie hievon brauchten zu verschaffen, „dürften sie bloß, wie sie mir sagten, eine Ladung Butter und Hühner zu Markte führen." Weizen bauten sie nicht, und von ihrem Mais verkauften sie nichts; denn obgleich das damit besäete Stück Feld sehr beträchtlich schien, so brauchten sie doch den ganzen Ertrag der Ernte, um den Winter davon zu leben. Die Leute sahen insgesammt übel aus; sie sagten uns, daß sie Alle im Herbst das Fieber gehabt hatten; indeß schienen sie zufrieden und stolz auf ihre Unabhängigkeit; obgleich die Frau in einem etwas traurigen Tone bemerkte: „Es ist etwas Ungewöhnliches bei uns Besuch zu sehen; ich denke wohl die Sonne wird hundertmal wieder auf- und untergehen, bis ich wieder ein menschliches Wesen sehe, das nicht zur Familie gehört."

„Diese Leute waren in der That vollkommen unabhängig — Robinson Crusoe war es schwerlich mehr; sie haben Alles im Ueberfluß, was sie zu ihrer Leibesnahrung bedürfen, und doch schien mir in ihrer Einsamkeit etwas Trauervolles und fast Unnatürliches zu liegen. Nie rief sie eine Dorfglocke zum Gebete, wo sie dem freundlichen Gruße ihrer Nachbarn begegneten. Wenn sie sterben, wird kein durch alte Ehrfurcht geheiligter Boden ihre Gebeine decken; die Religion wird auf ihrem Grabe ihnen nicht das tröstliche und feierliche Lebewohl sagen; der Hausvater wird vielleicht einst für Weib und Kind unter dem nächsten Baume eine Grube graben, und sich selbst hier zur Ruhe legen, und der Wind, der durch die Zweige des Baumes flüstert, wird ihr einziges Requiem seyn. Aber entrichten sie doch keine Abgaben und Zehnten, brauchen nie einen Hut zu rücken, oder einen Bückling zu machen, und werden leben und sterben, ohne jemals die furchtbaren Worte: „God save the King" aussprechen oder hören zu müssen."

Wie wenig diese und ähnliche Klagen unserer guten Mistreß Trollope über solche eingebildete Uebelstände Halt und Grund haben, liegt wohl auf flacher Hand. Was der Mensch nicht gewohnt ist, wird er nicht vermissen, und das traurige Loos, nicht in geweihter Erde begraben zu werden, ist doch wohl sehr gering gegen das Glück eines freien und arbeitsamen Lebens; man müßte denn die alten Patriarchen auch beklagen wollen, daß ihnen kein Küster zu Grabe gesungen. Wenn für diese einsiedlerischen Familien, wie natürlich, die Poesie des gesellschaftlichen Lebens verloren geht, so dürften sie wohl hinlänglich durch die Poesie ihrer großartigen Naturumgebung entschädigt werden; und in seinem Leben nie das God save the King gehört zu haben, scheint uns auch kein so gar unerträgliches Unglück.

Den größten Verdruß hatte Mistreß Trollope an der Ungefügigkeit der amerikanischen Dienstmädchen zu bestehen, die durchaus

nur „Ausheiferinnen" genannt seyn wollen. „Das größte Hinderniß sich am Ohio häuslich einzurichten," sagt hierüber die Verfasserin, „besteht in der Schwierigkeit Dienstboten, oder wie man es hier zu Lande nennt, „„Aushelfer"" (helps) zu finden; denn nicht geringer Hochverrath an der Republik wäre es, einen freien Bürger Knecht zu heißen. Der ganzen Klasse von Mädchen, die ihren Unterhalt nur in ihrer Händearbeit findet, ist die Meinung beigebracht, daß die tiefste Armuth dem häuslichen Dienst vorzuziehen sey. Hunderte von halbnackten Mädchen arbeiten in den Papiermühlen, um die Hälfte Lohnes, den sie in einem andern Dienste finden könnten; allein in einem solchen scheint ihnen das Prinzip der Gleichheit zu sehr verletzt, und nur die Sucht, einige Stücke Putz zu erlangen, kann sie dahin bringen, sich zu verdingen. Indeß gelang es mir doch durch Verwendung einer guten Freundin ein großes stattliches Mädchen zu finden, das sich mir mit den Worten vorstellte: „Ich komme, um Ihnen auszuhelfen." Diese Nachricht war mir sehr erwünscht; ich bewillkommte sie so freundlich, als ich nur wußte, und fragte sie was sie Jahreslohn verlange. Da schlug das Mädchen ein lautes Gelächter auf, und rief: „O Jemine, da sieht man doch recht die Engländer wieder! Ich möchte ein Mädchen in Amerika sehen, das sich auf ein Jahr verdingte! Ich hoffe in einigen Monaten einen Mann zu kriegen; sonst werde ich ja gar eine alte Jungfer; ich bin schon über die siebzehn hinaus, und gehe seit verwichenen Mai nicht mehr in die Schule. Sie müssen mir die Woche anderthalb Dollars geben, und die Sklavin meiner Mutter, die Phillis, muß die Woche einmal von der andern Seite des Wassers herüberkommen dürfen, um mir auffegen zu helfen." Ich ging den Handel, wie sich denken läßt, in aller Demuth ein, und da ich sah, daß sie sich mit einem gelben, mit Rosen bedruckten Kleide an die Arbeit machen wollte, so gab ich ihr zu verstehen, daß es doch Schade sey, ein so hübsches Kleid zu verderben, und daß sie lieber ein anderes anlegen möchte. „Das ist mein bestes und mein schlechtestes, war die Antwort. Ich habe kein Andres." Wirklich fand sich auch, daß das Mädchen das mütterliche Haus verlassen hatte, wie es stand und ging, und ich gab ihr sogleich Geld, um sich anzuschaffen, was für den Anstand und die Reinlichkeit nöthig war; ich selbst machte mich mit meinen Töchtern daran, ein Kleid für sie zu machen. Beifällig lächelte sie unsre Arbeit an, als wir damit fertig waren; niemals aber kam auch nur ein leiser Anklang von Dank für Dieses wie für Alles, was wir für sie thaten, über ihre Lippen. Unaufhörlich drang sie in uns, ihr Kleidungsstücke zu leihen, und wenn wir es ablehnten, sagte sie: „Habe ich doch nie noch so verdrüßlich stolzes Volk gesehen, als Euch; mehrere junge Mädchen von meiner Bekanntschaft, die dann und wann in der Stadt bei alten Weibern leben, erhalten von ihnen und ihren Töchtern geliehen, was sie verlangen. Ich glaube, ihr Engländer meint, wir vergiften euch eure Sachen, grade als wären wir Neger." Hier muß ich dem Leser die Versicherung geben, daß ich alle Gespräche, die ich anführe, nicht erst mit der Zeit und nach Muße niederschrieb, sondern unmittelbar darauf und wortgenau, so viel es mir mein Gedächtniß erlaubte.

„Dieses Mädchen verließ mich nach Verlauf von zwei Monaten, weil ich ihr nicht Geld genug leihen wollte, um ein seidenes Kleid zu kaufen, und auf einen Ball gehen zu können. „Dann ist's nicht der Mühe werth, länger hier zu bleiben," sagte sie. Dieß Verhältniß ist für beide Theile, Herrschaft wie Dienstboten, äußerst unangenehm. Ich könnte wohl hundert Blätter über diesen Gegenstand anfüllen, und vielleicht doch keinen richtigen Begriff von dem hoffärtigen, leicht reizbaren und nie verstummenden Stolz geben, von dem mir diese armen Geschöpfe gepeinigt schienen. Bei manchen derselben war Dieß so sehr der Fall, daß aller Verdruß darüber und das Lächerliche davon sich in Mitleid verwandelte. Eine von ihnen war ein recht liebes Mädchen, dessen ursprüngliche Anlagen edel und sanft gewesen seyn mochten; aber ihr gutes Herz wurde verbittert, und ihre Sanftmuth in eine kränkliche Empfindlichkeit verkehrt, da sie tausend und tausend Mal hören mußte: sie sey so gut als jedes andere Frauenzimmer, alle Menschen seyen gleich, und folglich auch alle Weiber, und es sey Sünde und Schande für eine freigeborne Amerikanerin, sich wie eine Magd behandeln zu lassen. Als sie fand, daß sie in der Küche essen sollte, warf sich ihr schöner Mund trotzig auf und sie sagte: „Wahrscheinlich bin ich Euch nicht gut genug, um mit Euch zu essen. Das ist hier zu Lande nicht der Brauch." Ich bemerkte später, daß sie fast gar nicht aß und die Zeit des Mittagessens in Thränen zubrachte. Ich that Alles, was in meinen Kräften stand, um sie zu versöhnen und zufrieden zu stellen; allein ich bin überzeugt, daß sie mich haßte. Ich gab ihr einen sehr hohen Lohn, und sie blieb bei mir, bis sie sich mehrere nicht sehr wohlfeile Kleidungsstücke angeschafft hatte, dann an einem schönen Morgen kam sie in vollem Anzuge zu mir und sagte: „ich muß jetzt gehen." — „Wann werden Sie wieder kommen, Charlotte?" — „Ich glaube, Sie werden mich nicht mehr sehen." — So schieden wir. Auch ihre Schwester lebte bei mir; aber sie blieb einige Wochen länger, da ihre Garderobe noch nicht vollständig war."

(Fortsetzung folgt.)

Die Bewohner von Bali. *)

(Als Anhang zu der in S. 1031, 1047, 1056 des Auslands v. J. gegebenen Beschreibung der Insel Bali.)

Die herrschende Religion unter den Balinesen ist die brahmanische, und obschon sie sich in manchen Stücken von der der Hindus unterscheidet, so bleiben doch Kennzeichen genug, die ihre Abstammung von dem Glauben des letztern Volkes bezeichnen. Sie erkennen Brahma, von dem sie mit der tiefsten Ehrerbietung sprechen, als den höchsten und den Gott des Feuers; nach ihm kommt Wischnu, der Gott der Flüße, und den dritten Platz nimmt Segara, der Gott des Meeres, ein. Segara bedeutet in der Sprache der Javaner und Balinesen Meer.

Die Balinesen sprechen auch von Ram, der auf einer Insel am Zusammenflusse des Dschemnah und des Ganges entstand, und man sieht in einem ihrer Tempel ein Bild des Ganesa mit einem Elephantenkopfe, so wie auch eine Statue des Durga auf einem Stiere sitzend. Diese Insulaner bezeigen den Kühen große Achtung, essen ihr Fleisch nicht, bedienen sich nicht ihres Felles und vermeiden überhaupt Alles, was diesen Thieren Schaden zufügen könnte. Auch sahen wir an einem ihrer geheiligten Orte das Bild einer Kuh, wahrscheinlich als Gegenstand der Verehrung, aufgestellt.

Die Zahl der Tempel auf Bali ist groß. Bei Balliling und Sangsil sahen wir zwölf geheiligte Einfriedigungen, die mehrere kleine Tempel oder Kapellen in sich schlossen und einen Flächenraum von 100 bis 150 Quadratfuß hielten. Sie sind mit einer Mauer von Erde umgeben und

*) Transactions of the London missionary society.

gewöhnlich in zwei Räume abgetheilt, die man den innern und äußern Hof nennen könnte. In dem erstern stand gewöhnlich eine Gruppe Waringhins, Bäume, die dem Feigenbaume der Banianen gleichen und einen angenehmen kühlen Schatten geben.

Der zweite Hof ist den Tempeln der Götter bestimmt, die aus einer oder zwei kleinen Hütten bestehen und einen Raum von sechs oder acht Quadratfuß einnehmen. Einige waren aus Backsteinen gebaut und mit Stroh gedeckt, andere von Holz und mit einem Dache von Gamuty, ein Faserstoff, der von dem Arekabaume gewonnen wird, versehen. Einige dieser Tempel waren offen und nur von einem leichten, zwischen den Pfosten eingefügten Flechtwerke umgeben, andere ganz geschlossen und mit einer kleinen Thüre an der Vorderseite versehen. Wir besuchten mehrere, fanden aber nichts im Innern als Opfer an Früchten und Blumen, und nur in einem einzigen eine Reihe von Götzenbildern aus Thonerde, die die verschiedenen Götter des hindu'schen Pantheons vorstellten. An der Außenseite einiger dieser Tempel fanden wir ein Paar plumpe Figuren aus getrockneter Thonerde, die als Thürhüter oder Tempelwächter aufgestellt zu seyn schienen; alle waren jedoch in schlechtem Zustande und zum Theil zerbrochen. Einigen fehlten die Köpfe, andern die Arme, und die meisten der Tempel waren verfallen, die Grundmauer eingesunken und die Dächer durchlöchert; ein deutlicher Beweis von der Trägheit der Eingebornen und von der Gebrechlichkeit des Materials, dessen sie sich zum Baue ihrer Heiligthümer bedienen.

Das Priesterthum ist im ausschließlichen Besitze gewisser Familien und erblich. Jene, die den Gottesdienst verrichten, werden Aidas, und haben sie den höchsten Grad ihres Ordens erreicht, Brahmanen genannt; man erkennt sie an ihrem Haare, das sie lang herabhängend tragen. Bei ihren religiösen Ceremonien tragen sie ein eigenes Kleid, von den Balinesen Ganitri genannt, und einen Gürtel, dem der Brahminen von Hindustan ähnlich. Die Priester verrichten, wie es scheint, keine Arbeit und treiben auch keinen Handel, sondern leben bloß von den Geschenken, die sie bei Begräbnissen oder dem Verbrennen der Leichen erhalten, wobei sie die üblichen Ceremonien verrichten und das Wasser einsegnen, in welchem der Körper gewaschen wird.

Die Sprache der Balinesen unterscheidet sich in mancher Hinsicht von der der Javanesen, obschon sie augenscheinlich zu derselben Familie gehört. Wer Javanisch versteht, wird sie ohne Mühe verstehen, und bei einiger Uebung auch sprechen lernen. Das Aksara oder Alphabet ist in Hinsicht der Reihenfolge der Buchstaben etwas verschieden, und die Balinesen lassen stets einen derselben, Dobesar oder das große D genannt, aus. Auch unterscheiden sie sich von den Javanesen in der Art, die Endsylben zu betonen, und sprechen jene Buchstaben aus, die bei den Javanesen fast stumm sind, und Aksara-Panghi genannt werden. Die Worte der Sprache der Balinesen sind eine Mischung des madureßischen, des malayischen und javanischen; die Sprache, welche von der Umgebung des Königs gesprochen wird, nähert sich im Ganzen dem Bahasa-Dalam (der Hofsprache), oder dem Kawi (der alten Sprache der Javanesen).

Ihre Bücher sind, wie die indischen, auf Palmblätter geschrieben; doch werden die Buchstaben nicht mit einem eisernen Griffel, sondern mit der Spitze eines Messers eingegraben. Ich habe einen Mann gesehen, der auf diese Weise ein Historienbuch abschrieb; als ich ihn fragte, wie viel er so in einem Tage fertig bringe, antwortete er, höchstens zwei Blätter, was nicht mehr ist, als eines nach unsrer Schreibart. Wir hatten Gelegenheit, Briefe und Depeschen, die auf diese Weise geschrieben waren, zu sehen; die Erlaubnißscheine zur Abfahrt, mit denen die Schiffe versehen seyn müssen, werden ebenfalls so ausgefertigt.

Ihre Schriftzüge sind plump und undeutlich, woran das rohe Instrument, dessen sie sich bedienen, Schuld ist; überdieß ist es einem Fremden, der häufigen Fehler und Auslassungen wegen, schwer, ihre Gedanken zu errathen. Da es an öffentlichem Unterrichte mangelt, so kennen nur Wenige die Buchstaben, und die Zahl Derer, die mit dem Schreiben sich befassen, ist noch geringer, weil sie fürchten, sich das Mißfallen ihrer Obern zuzuziehen, die aus abergläubischen Vorurtheilen am Buchstabenmalen ein Aergerniß nehmen.

Die balinesischen Bücher enthalten gewöhnlich mythologische Erzählung; auch gibt es Sammlungen von Undang-Undang (Gesetzen), aus denen man sich Raths erholt, und nach denen wie die Insulaner glauben, der Staat regiert wird. Ihre Musik gleicht der der Javanesen, steht jedoch noch weit unter derselben. Wir hatten Gelegenheit, einige Proben von der Malerei der Balinesen zu sehen; sie stellten Kriegsschiffe und tanzende und fechtende Männer vor; da aber Wasser und Erde nicht vorgestellt waren, so fuhren die Schiffe und tanzten und fochten die Männer in der Luft. Spuren der Bildhauerkunst bemerkten wir nicht; die wenigen Figuren in den Tempeln waren plump aus Thon geformt und an der Sonne getrocknet.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die Sklaverei der Kinder in den Spinnereien in England sagt das „New Monthly-Magazine:" Die Zahl der Individuen beiderlei Geschlechtes, die in den Spinnereien von Dundee beschäftigt werden, und noch nicht das 18 Jahr erreicht haben, erstreckt sich auf 1075. Von diesen ist die Mehrzahl unter vierzehn und einige unter neun Jahren; man sieht in diesen Fabriken sogar Kinder von sechs bis sieben Jahren, die gleich den andern arbeiten müssen. Die Kinder arbeiten des Tags 13 Stunden 20 Minuten oder $79\frac{3}{4}$ Stunden in der Woche; und hierin ist nicht einmal die Essenszeit mitbegriffen. Manchmal läßt man ihnen hiezu eine Stunde, gewöhnlich nur 20 Minuten, obgleich die Häuser, wo die Eltern dieser Kinder wohnen, in beträchtlicher Entfernung von den Spinngebäuden liegen. Keines arbeitet weniger als $12\frac{1}{3}$ Stunden des Tags oder 74 Stunden die Woche. So ist es in Dundee eingeführt, wo die Arbeiter wegen der vielen Fabrikherren sich sehr gut stehen. Aber in den Spinnereien abgelegener und weniger bevölkerter Grafschaften wird die Arbeitszeit manchmal bis auf $14\frac{1}{2}$ Stunden und 15 Stunden des Tags gesteigert. Rechnet man hiezu eine Stunde oder die fünfzig Minuten, die zur Essenszeit bewilligt werden und die Zeit, welche die Kinder brauchen, um nach den Fabrikgebäuden und nach Hause zurückzugehen, so bleiben für die armen Geschöpfe kaum sechs oder sieben Stunden zum Schlafe übrig. In einer im Parlamente für die Erleichterung des Looses dieser Unglücklichen gehaltenen Rede bemerkt man folgende Stelle: „Man denke sich ein sechsjähriges Mädchen, das im Winter Morgens um vier Uhr schon aus dem Bette muß; aber schon vorher ein Dutzendmal aufgewacht ist und den Vater gefragt hat: „Vater ist es Zeit?" Endlich steht das Kind auf, sucht im Dunkeln seine Kleider, oder vielmehr seine elenden Lumpen zusammen, die kaum seine durch die harte Arbeit des vorigen Tages noch ermüdeten Glieder bedecken, muß sich dann durch Schnee und Regen nach der Manufaktur schleppen, die vielleicht zwei engl. Meilen oder zum wenigsten eine entfernt ist, und hier zwölf, vierzehn, sechszehn und vielleicht gar achtzehn Stunden arbeiten, ohne länger als vierzig oder fünfzig Minuten ausruhen zu dürfen. Das Mädchen, von dem hier die Rede ist, starb, allein mehrere Jahre hindurch führte sie dieses schreckliche Daseyn."

*

Auch Kanton wurde am dritten September von einem furchtbaren Orkan heimgesucht, der vierundzwanzig Stunden anhielt und allerorten große Verwüstungen anrichtete. Offizielle Berichte, die den obersten Behörden von Kanton über dieses Ereigniß zukamen, geben die Zahl der längs dem Ufer gefundenen Leichen auf 1405 an. Macao ist durch denselben Orkan fast ganz zerstört worden. — Auch Einige zu Kanton beobachtete Luftphänomene haben die Einwohnerschaft in große Bestürzung versetzt. Am vierten September erblickte man zwei Nebensonnen, was die Chinesen als eine Vorbedeutung von dem Sturze der gegenwärtigen Dynastie auslegen. Einige Wochen zuvor war die Sonne mehrere Tage blaß und in einem grünlichen Dunste aufgegangen; die Chinesen schlossen daraus, daß im laufenden Jahre bösartige Krankheiten herrschen werden.

*

In England ist man auf eine neue Spekulation gekommen; man sucht Weiber für die Kolonisten in Vandiemensland zwischen 18 und 30 Jahren, Wittwen und Mädchen; jede erhält einen Preis von acht Pfd. St. mit der Aussicht, an einen Kolonisten verheirathet zu werden. Ein Spekulant ist auf dem Schiffe „Prinzeß Royal" mit 2 bis 300 weiblichen Individuen aus Deptford unter Segel gegangen, um sie bei den Antipoden unter die Haube zu bringen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 130. 9 Mai 1832.

Die Volksfeste in Paris.

(Fortsetzung.)

Alles Dieß gewährte den unbetheiligten Zuschauern tausend Spaß; und die gute Gesellschaft, die sich in der Entfernung, außer dem Bereiche des Wurfgeschützes der Vertheiler hielt, erlustigte sich daran ungemein. Doch gab es auch unter ihr manchmal einen kecken Spaßvogel, der sich das Vergnügen machen wollte, den tollen Handel etwas mehr in der Nähe zu besehen, als auf einmal ein mit größerer Gewalt daher geschossener Brodlaib dem Neugierigen, der sich völlig sicher dünkte, ein Loch in den Kopf schlug oder einen Arm zerbrach. Von einem Standrohre, von einem Bombenstück verwundet oder getödtet zu werden, ist doch wahrhaft himmlisch zu nennen, gegen das Unglück, von einer Bratwurst verstümmelt, von einem Schwartenmagen über den Haufen geworfen, oder von einem Brodlaib zum Krüppel geschossen zu werden!

Anders nahm die Sache ihren Verlauf bei den Weinbuden. Ich weiß nicht, ob man schon über die erstaunliche Vorliebe des Volkes zum Weine nachgedacht hat. Für mich bleibt sie ein unauflösbares physiologisches Räthsel; dieser allgemeine stäte, nicht zu löschende Durst, diese Wuth nach geistigen Getränken ist für mich eine Erscheinung, die mich eben so sehr in Staunen als Schmerz versetzt. Es muß im Geschmacke, selbst des schlechtesten Weines irgend eine unwiderstehliche Wollust verborgen liegen, die sich in lang fortgesetztem Genusse entwickelt, und wenn diese Erklärung nicht ausreicht, so muß das Volk wahrhaftig sehr elend seyn, daß es ohne Unterlaß betrunken zu werden sucht, um seine Lage zu vergessen. Welche Buden sind die besuchtesten? Stets die der Schenkwirthe. Die Weinwirthe in Paris sind fast so zahlreich als alle andern Kaufleute zusammen genommen, und dennoch findet man ihre Schenken nie leer. Bei dem Volke geschieht nichts ohne Trunk; Trinken ist bei ihm Anfang, Mitte und Ende. Das Erste was das Volk beim Aufstehen thut, ist Trinken; das letzte, was es thut, ehe es sich niederlegt, ist Trinken. Alle denkbaren Vorfälle im Leben: Begegnungen, Freundschaften, Aussöhnungen, Käufe, Verträge, Versprechungen, erhalten durch das Weinglas, das nie und nirgends fehlen darf, Unterschrift und Siegel, Weihe und Kitt. Es gibt sogar gewisse Tage, wie der Sonntag und Montag, die eigens zur Unmäßigkeit bestimmt sind, und wo man es sich zur Pflicht macht, sich zu betrinken. An diesen Tagen ist es ein heiliges Gesetz, an den Barrièren sich Kragen und Magen zu füllen, bis der Himmel voller Geigen hängt. Wenn zwei Freunde sich begegnen, gleich hört man: „Zahlst Du einen Schluck?" — „Wollen wir einen Schoppen zusammen ausstechen?" — Sind zwei in ihren Behauptungen uneins, sicherlich hört man sie sagen: „Was willst Du wetten, einen Eimer, eine Maß, daß es nicht so ist?" Immer und immer ist es das köstliche Naß Vater Noa's, das in's Spiel gezogen wird. Die armen Weiber müssen ihre Männer in der Schenke suchen, und mit Gewalt fortschleppen, wollen sie nicht den ganzen Verdienst durch die Gurgel gejagt sehen. Es ist eine Monomanie sonder gleichen. Jeder, der für uns etwas arbeitet, einen Auftrag ausrichtet, einen Brief, ein Paket bringt, verlangt ein Trinkgeld. Für das Essen nicht, nur für Trinken; der Trunk ist unentbehrlich. Die Regierung wußte daher sehr gut das Volk auf seiner schwachen Seite zu fassen, wenn sie ehedem auf den Champs-Elysées Wein fließen ließ.

Vom frühen Morgen an sah man Banden von Zechbrüdern und Genossenschaften von Trunkenbolden nach jenen Buden hin sich in Bewegung setzen; denn diese immer durstigen Seelen insgesammt kannten so gut wie Herr Say die Vortheile der Association. Jede Schaar rückte an, unter Banner und Trommelschlag, mit Krügen und Eimern die Menge, und einem großen Faß, das im Triumph einhergetragen wurde, zur Zeit aber noch leer war. War man auf dem Schlachtfelde angelangt, so wurde das Faß an einen bestimmten Ort gestellt, und daneben die Fahne aufgesteckt, um als Vereinigungspunkt zu dienen, während Einer oder Zwei Zechgenossen zur Obhut des Gemeingutes dabei Wache hielten. Dann stellten sich die Verbündeten insgesammt in Masse vor einer einzigen Bude auf um sich gegenseitig zu unterstützen. Jeder, der einen Eimer oder sonst ein Gefäß hatte, setzte sich auf die Schultern seines Bundesgenossen, und diese Art Doppelmenschen oder Centauren harrte nun mit Ungeduld auf das Zeichen des Handgemenges.

Endlich war der ersehnte Augenblick gekommen. Der Bohrer verrichtete seinen Dienst, und die Fässer gaben ihren Inhalt von sich. Eine Zeit lang war man höflich genug, Denen, die zuerst gekommen waren, den guten Platz am Hahnen, und ihre Krüge mit dem dunkelblauen Saft füllen zu lassen. Bald aber des Wartens müde, fing man an zu drängen. Zwei besondere Genossenschaften, die Kohlenbrenner z. B. und die Wasserträger, stritten sich um die enge Mündung des köstlichen Stromes. Man stieß

und zerrte sich, man faßte sich am Kragen, unter Schimpfen und Fluchen; tausend Rippenstöße und Kopfpüffe wurden ausgetheilt und empfangen; Jeder wollte den Andern vom Ehrenplatze verdrängen, einer und derselbe Eimer kam zehnmal der Nektarströmung nahe, und wurde eben so oft wieder davon weggestoßen. Von Zeit zu Zeit gelang es einem eisernen Arme, seinen siegreichen Krug einige Augenblicke lang unter den kärglich fließenden Hahn zu halten; aber plötzlich warf ihn ein heftiger Stoß auf die Seite. Bei diesem Hin- und Herwogen der Menschenmenge konnte es nicht anders kommen, daß eben so viel Wein auf den Boden als in die Gefäße floß, und vielleicht noch mehr, da mancher Kämpfer in diesem rühmlichen Handgemenge, aus Aerger allzu bald weggedrängt worden zu seyn, und aus Neid gegen seinen glücklicheren Nachfolger, dessen Krug er von dem kostbaren Trunke sich füllen sah, den Rand des beneideten Eimers faßte, und in seinem Zorn den ganzen erbeuteten Inhalt auf den Boden schüttete, als hätte er sagen wollen: „Ich habe nichts, so sollst Du auch nichts haben.“ Man mußte dann diese mit verschüttetem Weine reichlich getauften Köpfe sehen, und die Faustschläge und die an den Gesichtern zerschlagenen Krüge, und das Geschrei und die Flüche dieser wüthenden Menge hören!

Wer indeß aus diesem Handgemenge mit etwas Anderm davon kam, als Kopfnüssen, beeilte sich, die errungene Beute in das gemeinschaftliche Faß zu schütten, das sich so manchmal bis zu drei Viertheilen füllte, wenn die Genossenschaft zahlreich und tapfer war. Dann ging es von Neuem ins Getümmel, während andere Kameraden vor der Bude der Eßwaaren kämpften. Doch endlich erschöpfte sich die Quelle, und nun, wenn die Fässer der Regierung leer waren, erhob sich unter dem weindurstigen Publikum allgemeines Mißvergnügen, und man ermangelte nicht, die Wahrheit der gegebenen Erklärung, daß es mit der Herrlichkeit ein Ende sey, in Zweifel zu ziehen. Da gab es so vierschrötige Lümmel, und unzufriedene Köpfe, die laut behaupteten, man wolle ihnen Etwas aufbinden, und sie selbst müßten sehen, ob die Fässer wirklich leer seyen, und die Aufseher nicht eins oder das andere unterschlagen hätten, um sich eine Pfeife zu schneiden. Bald kam es zu hitzigem Wortwechsel und die Entschlossensten versuchten, die Buden im Sturm zu ersteigen; sie klammerten sich an die Planken an, und die Maréchaussée bearbeitete dann ihre Hände mit Kolbenstößen, um sie abzuwehren. Doch zuletzt mußte man sich damit zufrieden stellen, keinen Wein mehr zu haben, weil keiner mehr da war. Jeder stellte sich nun bei seiner Fahne ein, und verließ die Buden, die mit Scherben von Krügen, Kleiderfetzen, und einer aus Wein und Blut gemischten Lache, welche die Luft mit widerlichem Geruch erfüllte, umgeben waren. Zuletzt machten sich die Zechgenossen auf den Heimweg nach den Faubourgs, eben so vielen Besessenen ähnlich, unter den wilden Gesängen eines Mänadenzuges, indem sie der Stadt das Schauspiel ihrer unsauberen Lustigkeit und eines sanskülotischen Cynismus gaben. Allein hätten auch nur alle heimzukehren vermocht; gewöhnlich blieb eine Menge von ihnen, unfähig zu gehen oder zu stehen, in viehischem Zustande, mit blutrünstigen Gesichtern, mit Schmutz bedeckt, und mit zerfetzten Kleidern zurück, und überhäufte die Vorübergehenden mit ihren unflätigen Schmähungen. Einige waren so übel zugerichtet, daß sie den Spitälern und Pflastern heimfielen. Manchmal sah man einen alten Mann, mit karfunkelrothem Gesicht und einem Silenusbauch, umringt von einem Haufen Neugieriger seine Libationen fortsetzen, gleich jenen lacedämonischen Heloten, die man betrunken machte, um den jungen Spartanern die Unmäßigkeit zu verleiden, bis er endlich zu Boden fiel, und in einer Pfütze in tiefen Schlaf versank. Alles Dieß war höchst widerlich und unziemlich; doch konnte diesen Vertheilungen auch noch der Vorwurf gemacht werden, daß sie das Aussehen einer filzigen Sparsamkeit und Knauserei hatten. Ich muß meine Schwäche gestehen; ich liebe die Pracht selbst im Bösen. Ich lobe mir jenen chinesischen Kaiser, von dem alte Sagen melden, daß er einen See graben, und wie einen Becher mit Wein füllen ließ, um auf ihm in üppigen Festen zu schwelgen. Da ist doch noch eine grandiose und erhabene Verschwendung; aber bei solcher Gelegenheit noch Knickerei und ängstlich berechnete Freigebigkeit zu zeigen, die Fässer mit einem dünnen Bohrer anzuzapfen, um sich dadurch das Ansehen zu geben, als öffne man unerschöpfliche Quellen; den Volksdurst, von dem sich gar keine Berechnung machen läßt, mit einem dünnen Fädchen tröpfelnden Weins stillen zu wollen, mit der Uhr in der Hand minutenweise zu berechnen, wie lange jedes Faß sich zu leeren braucht — so Etwas verlohnt sich doch wahrhaft der Mühe nicht. Dem Himmel sey Dank, endlich haben diese Wein- und Eßwaarenvertheilungen auf den Champs-Elysées aufgehört. Eine andere löbliche Reform ist auch hierin zu Stande gekommen, daß man gegenwärtig bei öffentlichen Festen nicht mehr die Gendarmen mit gezückten Schwertern erblickt. Vor einigen Jahren, so oft die Regierung die Einladung zu einer allgemeinen Belustigung erließ, verfehlte sie auch nicht, zum Empfange eine zahlreiche Maréchaussée mit bloßem Säbel in der Hand, aufzustellen, als ob man einen Feind erwartet hätte. Es war ein eignes Ding, mitten unter diesen Freudenfesten diese großen verwünschten Säbelklingen zu sehen, die im Sonnenschein funkelten, blitzten und drohten, wie ich sie oft auf dem Grèveplatz am Tage einer Hinrichtung um das Schaffot funkeln sah. Es gibt also heutzutage weder Säbel, noch unentgeldliche Weinvertheilungen. Was uns noch geblieben ist, kann die schönere Seite der Volksfeste genannt werden. Hier ist vor Allem das Carré Marigny zu erwähnen, das ewige Carré Marigny mit seinen Theatern, Seiltänzern, Orchestern und Kletterbäumen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in die Provence.

Die Camargue.

(Fortsetzung.)

Endlich kommt das fruchtbare Land, wo der Landmann hinter dem Pfluge geht, und nicht fürchten darf, daß sein Saame auf dürren Boden fällt. Wo Unterhalt gewonnen wird, findet man auch Wohnungen, doch darf man ja nicht glauben, daß hier die Bevölkerung aufeinandergedrängt lebt, und sich mächtig vermehrt. Der angebaute Theil der Camargue ist eben so ungesund als fruchtbar, so sehr auch die Statistiker auf dem Gegentheile bestehen; allein ich halte mich an Das, was die Bewohner mir sagten und was ich selbst sah. Gegen Ende Septembers sah ich nichts als Kranke,

und hörte von nichts als Krankheiten. Alle Jahre kommen aus der Provence und Languedoc Schaaren von Schnitterinnen mit blühenden Gesichtern, die gelb, abgemagert und geringer an Zahl wieder heimkehren. Der Eigenthümer, der fern von der Gefahr lebt, und nur selten hierher kommt, schilt seinen Pächter, daß es an Armen fehlt, die den Boden bauen, und denkt nicht daran, daß die Arbeiten seiner Ernte die Grabhügel des Kirchhofs von Sts. Maries vermehrt haben.

Der Mangel an Bevölkerung ist eines der ersten Hindernisse, das den Fortschritten der Cultur der Camargue sich entgegensetzt, und der gänzliche Mangel an Bewässerung ist ein zweites noch größeres. Hierin steht dieses Land weit hinter Aegypten zurück; selbst den sinnreichsten Anstrengungen gelang es nicht, den Lauf des Rhone bis zum Niveau des Bodens zu erhöhen; der Fluß fließt tief, von hohen Ufern eingeengt. Was die Bewässerungsmittel betrifft, deren die Römer sich bedienten, indem sie Alpenquellen aus großer Ferne herbeileiteten, Wasserleitungen für die Aecker um Mont-majour anlegten und durch den Rhone selbst das Wunder der Arethuse erneuerten, so würden wir Dieß Alles für fabelhafte Berichte halten, wenn nicht die in großer Anzahl im Bette des Rhone gefundenen bleiernen Röhren die Wahrheit bezeugten. Rechnet man zu diesem Mangel an Bewässerung die beständige Gefahr von Fiebern und eine lästige Menge von Muskitos, die von den benachbarten Salzstrecken herbeikommen, so wird man begreifen, daß der Aufenthalt in der Camargue nichts Angenehmes hat. Auch ist sie in der That nur von Leuten bewohnt, die sonst nicht wissen wohin. Mit Ausnahme des kleinen Städtchens Saintes Maries, das nur 500 Einwohner zählt, trifft man nichts als einzelne, zerstreute, und in großer Entfernung von einander liegende Häuser (Mas), die oft den größten Theil des Jahres über leer stehen. Nichts kann einen traurigern Anblick bieten, als diese Wohnungen, die den Maierhöfen in andern Theilen Frankreichs durchaus nicht ähnlich sind, denn hier sieht man nicht jene großen Ställe und die Heerden die jeden Abend zu ihnen zurückkehren. Ueberall, wo die Natur dem Menschen keinen sichern Wohnort gönnt, scheinen auch die Hausthiere zu dem Zustande ihrer alten Wildheit zurückzukehren; man zittert, wenn der fieberkranke Postillion der pontinischen Sümpfe, die fast unbändigen Pferde an den Wagen spannt, mit dem sie pfeilschnell davon rennen, und der Büffel der Campagna von Rom gehorcht nur der Lanze des Reiters. Aehnliches könnte man von den schwarzen Stieren der Camargue sagen; doch haben diese ihre Freiheit etwas theuer erkauft, da sie im Winter den warmen Stall und die volle Krippe entbehren. Daher würden sie auch auf den Märkten der Umgegend, wo man die Schönheit nach dem Gewichte schätzt, eine schlechte Rolle spielen, denn sie sind klein und mager. Es ist ein Vergnügen, sie von Weitem zwischen den strauchartigen Salzpflanzen wie dunkle Flecken zerstreut zu sehen, ihre Unruhe wenn man sich nähert, ihre Neugier, ihre Flucht, die vielen offenen Nüstern gegen den Punkt gerichtet, wo das Geräusch sich hören ließ; diese rückwärts gekrümmten Hörner, die lange Unbeweglichkeit gleich einem Vogel, vor dem der Jagdhund steht, und dann wieder die kurzen, raschen Sprünge, die ihr folgen; stellt man sich unter ihnen eine stärkere Race vor, denkt man sich Gauchos und einige Wilde hinzu, so findet man sich in die Einöden des südlichen Amerika, in jene Pampas versetzt, die wir aus den Berichten des Capitain Head kennen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Möglichkeit einer russischen Expedition nach Indien.

Ein Artikel der Moskauer Zeitung, in welchem „von Unterzeichnung eines Friedenstraktats mit England in Calcutta" die Rede ist, hat in der neuesten Zeit die alten Entwürfe Rußlands zur Eroberung der englisch-westindischen Besitzungen wieder in Erinnerung gebracht, und es mögen hier einige Betrachtungen über diese interessante Frage angestellt werden.

Es gibt nur zwei Wege, auf denen eine europäische Armee in Indien einfallen könnte: der erste, wenn sie dem Zuge Alexanders und Nadir Schahs folgt, und der zweite, wenn sie das kaspische Meer überschifft und den Oxus aufwärts nach Bochara geht. Der letztere ist der bei Weitem bequemere, und ihn würden die Russen ohne Zweifel einschlagen, da sie seit dem letzten Friedensschlusse mit Persien die freie Fahrt auf dem kaspischen Meere haben. Zu Orenburg, einem stark befestigten Platze, neunzig Meilen nördlich vom kaspischen Meere, haben sie ein Korps von zehntausend Mann, das, durch andere verstärkt, den Ural hinab nach dem kaspischen Meere und durch die Bai von Mertvoi gebracht werden könnte, während die aus dem Innern Rußlands kommenden Truppen auf den Ebenen der Wolga nach Astrachan vorrücken würden, wo sie dann über das Meer nach der Bai von Balkan segeln würden. Khiwa, eine große Stadt am Oxus, die der erste Sammelplatz der verschiedenen Korps seyn dürfte, ist von jenen beiden Ausschiffungspunkten 25 bis 30 Märsche entfernt, und da das Land vom Meere bis zum Flusse eine Wüste ist, so müßte die Armee Nahrungsmittel und auch Wasser mit sich führen. Von Khiwa nach Bochara ist eine Entfernung von 520 Meilen; der Oxus wird zwei Tagreisen von letzterm Orte schiffbar; allein die Strömung ist reißend, und will das russische Heer den Strom aufwärts fahren, so müßten die Transportfahrzeuge für die Armee ebenfalls vom kaspischen Meere herbeigeschafft werden, da es am Ufer des Flusses kein Material zum Schiffbaue gibt. Diese Ufer sind ferner von einem grausamen, kriegliebenden und räuberischen Volke bewohnt; dieses müßte nothwendig unterworfen und die ganze Marschlinie militärisch besetzt werden, um die Kommunikation der Armee zu sichern. In Bochara, einer volkreichen, mitten in einer fruchtbaren Landschaft liegenden Stadt, wäre Ueberfluß an Lebensmitteln, und hier könnten die Russen einen zweiten Sammelplatz gründen, auch Depots und Magazine anlegen. Von Bochara nach Attock am Indus beträgt die Entfernung nicht über 600 Meilen; das Land ist auf diesem ganzen Wege fruchtbar, so daß das russische Kommissariat ohne viele Mühe Unterhalt und Fourrage für die Truppen herbeischaffen könnte. Bequeme Transportmittel sind ein anderer Vorzug dieser Gegend und bei militärischen Operationen von hoher Wichtigkeit. Zu Attock ist die Breite des Indus beträchtlich und der Strom dennoch tief und reißend; sollten die Russen über diesen Fluß kommen können, so würden sie ohne Zweifel den Beistand Runschit Sings und seiner Armee zu erhalten suchen. Das schnelle Wachsen dieser furchtbaren Macht an den nördlichen Gränzen der englischen Besitzungen hat dem indischen Gouvernement schon viele Unruhe gemacht; die Truppen Runschits sind zahlreich, in guter Verfassung und von russischen und französischen Offizieren gebildet. Ueberdieß stand Runschit Sing noch vor Kurzem mit dem Kabinet von St. Petersburg im lebhaften Briefwechsel, und die Verbindung Rußlands mit diesem Fürsten könnte England sehr nachtheilig werden. Der Zweck einer solchen dürfte seyn entweder nach Delhi vorzurücken und die Absetzung der Dynastie des Hauses Timor zu proklamiren, was einen allgemeinen Aufstand gegen die Engländer erregen würde, oder südlich durch Penschab gerade auf die Präsidentschaft Bombay loszugehen. Alexander brauchte gerade ein Jahr, um den Hydaspes zu erreichen. Nadir Schahs Expedition dauerte eilf Monate, ungeachtet der größte Theil seines Heeres aus Kavallerie bestand; allein der Marsch eines russischen Heeres mit Artillerie und aller Zubehör der neuern Kriegskunst würde mindestens zwei Feldzüge erfordern. Allein man darf auch annehmen, daß bevor noch die Russen die Ufer des Indus erreichen

könnten, Runschit Sing längst aufgerieben wäre, und eine englisch-indische Armee schlagfertig am östlichen Ufer stände, um das Invasionsheer zu empfangen. Wir haben gesehen, daß Rußland im Kriege mit den Türken, einer angränzenden Macht, nicht mehr als 200,000 Mann ins Feld stellen konnte; zu einer Expedition nach Indien könnten, wegen Schwierigkeit der Verpflegung, füglich nicht mehr als 100,000 Mann verwendet werden. Wenigstens ein Drittel dieses Heeres müßte, so wie die Hauptarmee vorwärts geht, längs der Marschlinie im Rücken aufgestellt werden, und wenn man dann bedenkt, daß der Zug des Heeres durch Wüsten unter einem brennenden Himmelsstriche geht, der der nordischen Konstitution so verderblich ist; wenn man ferner die Unfälle in Erwägung zieht, denen eine Armee im Felde selbst in Europa ausgesetzt ist, wo doch durch Spitäler auf jede Weise für Kranke und Verwundete gesorgt ist, so kann man kühn behaupten, daß die Russen höchstens mit 50,000 Kampffähigen am Indus ankommen würden, eine Macht, die für den Zweck des Feldzugs durchaus nicht hinreicht. Wirft man dagegen einen Blick auf die Karte und übersieht die weite Ausdehnung der englischen Besitzungen; erwägt man die ungeheure Linie, die die militärischen Operationen einnehmen würden; bedenkt man die Art, wie diese Besitzungen zusammengehalten werden, so kann man sich die bedenkliche Lage der Engländer und die mancherlei Wechselfälle, die ihnen nachtheilig werden können, nicht verhehlen. Von Calcutta nach Delhi, dem ersten Sammelplatze ihrer Streitkräfte, sind 800 Meilen, von der Präsidentschaft Madras bis dahin ungefähr 1100, von Bombay 600 und von Delhi bis zum Indus noch 500 Meilen. Die englische Operationslinie wäre noch ausgedehnter als die russische vom kaspischen Meere bis zum Indus. So zahlreich das englisch-ostindische Heer auch ist, so muß man doch bedenken, welche Macht dazu gehört, eine solche ungeheure Strecke Landes im Schach zu halten, was durchaus nöthig wäre, da der Eindruck, den das Erscheinen einer russischen Armee von 50,000 Mann auf die Eingebornen machen muß, zum mindesten nicht voraus zu berechnen ist. Eine andere große Gefahr, die zu befürchten wäre, ist, daß die Treue der eingebornen Truppen wankend gemacht werden könnte, was allerdings möglich wäre, da die letzten Verkürzungen an Pensionen und andern Begünstigungen Mißvergnügte gemacht haben. Nachdem wir jetzt die Wechselfälle für und wider eine solche Unternehmung genau erwogen haben, glauben wir dennoch zuversichtlich behaupten zu können, daß England seine ostindischen Besitzungen durch einen Einfall der Russen schwerlich verlieren wird, da dieß ein Unternehmen ist, das die Kräfte der letztern übersteigt, obschon es der ostindischen Kompagnie und ihrer Macht höchst nachtheilig werden dürfte. Uebrigens würde die englische Regierung in Europa auch nicht müßig bleiben; je größer der Kreis ist, den ein Cirkel beschreibt, um so schwächer ist er, und so ist Rußland auch an seinen Gränzen am schwächsten; hier also würde England der russischen Macht den empfindlichsten Stoß versetzen können. Es würde den schlummernden Haß der Perser und Türken aufs Neue wecken, die kaukasischen Stämme insurgiren, und seine Flotten ins baltische und schwarze Meer senden. Die russischen Schiffe würden es kaum wagen, sich im Ozean zu zeigen; Rußlands ganzer auswärtiger Handel wäre gesperrt, und Armuth, Widersetzlichkeit und offener Aufstand würden in jeder Provinz des Reichs um sich greifen. Die zahlreichen und verschiedenartigen Völker, die durch die Gewalt des Despotismus zusammengehalten werden, würden den günstigen Augenblick, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, nicht unbenutzt verstreichen lassen, und die Zerstückelung des Riesenreichs der Czaaren, die Lieblingsidee mancher Politiker, könnte verwirklicht werden.

Vermischte Nachrichten.

In der letzten Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften wurde über meteorologische Beobachtungen, die während der Jahre 1830 und 1831 von zwei Kapitänen des französischen Generalstabs in Algier angestellt wurden, Bericht erstattet. Diese Beobachtungen wurden dreizehn Monate lang mit Instrumenten von Bunsen fortgesetzt, das Thermometer fünfmal des Tags beobachtet, bei Sonnenaufgang, um neun Uhr Morgens, um Mittag, um drei Uhr Nachmittags und bei Sonnenuntergang. Das Barometer wurde dreimal des Tags beobachtet. Das Thermometer stand am niedrigsten im Monate Dezember. Sein Minimum war + 2°,80. Nie sah man während der dreizehn Monate Eis oder Reif in der Umgegend von Algier. Wenn das Thermometer unter 6° fiel, was stets wegen der Nord- und Nordostwinde der Fall war, trat eine sehr empfindliche nasse Kälte ein. Am höchsten stand das Thermometer im Monate August (35°,50), ausgenommen in den Tagen, wo der Südwind wehte. Wenn dieser Wind nicht weht, ist die Hitze stark, aber nicht drückend. Dieser Südwind, der Samum der Araber, weht nur drei oder vier Tage des Monats und hält selten länger als vierundzwanzig Stunden an. Er kündigt sich durch einen heißen Nebel und einen dichten rothen Dunst an, der die ganze Kette des kleinen Atlas umhüllt. Bald darauf läßt sich der Wind spüren, und die Hitze wird drückend. Die Temperatur steigt gewöhnlich bis zu 5 und 6° Cent., manchmal noch darüber. So stieg sie am 10 September gegen Mittag von 28 bis zu 38°; man konnte kaum athmen, spürte Kopfweh und Mattigkeit in allen Gliedern. Die französischen Soldaten, die in diesem Augenblicke betrunken waren, fielen des Bewußtseyns beraubt nieder; die nur wenig Wein getrunken hatten, konnten sich nicht mehr von der Stelle bewegen; Alle klagten über heftiges Kopfweh. Dieser Südwind hörte gewöhnlich mit Regen auf; dann traten Nord- oder Nordostwinde ein; das Barometer fiel gewöhnlich. Uebrigens kündigten sich stets Veränderungen des Wetters in Algier durch dieses Instrument an.

Ein englisches Journal enthält folgendes Schreiben von einem Arzte an Bord des königlichen Schiffes, „die Dryade,“ das ein neues Licht auf Landers Entdeckungen wirft: „Der Fluß Nun strömt, wie man sehen wird, wenn man die Karte zur Hand nimmt, zwischen einem Netze von Flüssen, ein wenig östlich vom Kap Formosa, das die östliche Gränze der Bai von Benin bildet. Einige besondere Umstände gaben mir Gelegenheit, mehrere Untersuchungen über den Ausfluß jener Ströme anzustellen, wodurch ich die Ueberzeugung gewann, daß alle Flüsse, welche zwischen dem Kap Formosa und dem alten Calaber, diesen mit eingeschlossen, durch Queerarme und Seitenflüsse in nicht großer Entfernung von der See mit einander in Verbindung stehen, so daß man sie also insgesammt Mündungen des Niger nennen könnte. Ich zweifle, ob die Lander gleichfalls diese Beobachtung gemacht, die außer allem Zweifel liegt. Hier einige meiner Beweise, zu denen ich rechne: Die außerordentliche Flachheit des Landes und die zahlreichen Ströme, die es, wie man selbst auf Schiffen, die nahe am Ufer landen, sehen kann, nach allen Richtungen durchschneiden; die häufige und wohlbekannte Ankunft der Kanoes des Herzogs Ephraim (eines Negerhäuptlings am alten Calaber) in den Fluß Bonny durch irgend einen Seitenarm im Innern des Landes, ohne den Ozean berührt zu haben; desgleichen die oftmalige Ankunft von Kanoes aus dem Nun in den Bonny auf demselben Wege; endlich die Versicherungen von einigen der verständigsten Eingebornen, welche mir versicherten, daß im Innern des Landes ein großer Handel mit Sklaven, Elfenbein, Palmöl und britischen Manufakturwaaren getrieben wird, die man mittelst jener Seitenarme verschifft, welche die Hauptströme verbinden.“

Die neuesten Nachgrabungen in Pompeji haben, wie schon in diesen Blättern gemeldet wurde, zur Entdeckung zweier prachtvoller Mosaikfußböden geführt, und die bis jetzt fortgesetzten Arbeiten neue Ausbeute von hohem Werthe gegeben. In vier Gemächern und einer Küche, die man geöffnet, fand man eine beträchtliche Anzahl bronzener Vasen und eiserner Geräthschaften, die über den Haushalt der Alten neues Licht verbreiten werden. Eine Menge von Amphora, die sich in einem der Gemächer vorfanden, haben ganz neue und bisher noch nicht gesehene Formen. Die meisten derselben haben griechische oder lateinische mit schwarzer Farbe geschriebene Inschriften. In einigen fand man vertrockneten Wein, der mit Wasser aufgelöst noch einigen Geschmack hatte. In der Küche lagen noch Asche und Kohlen auf dem Herde, auch fand man hier ein schönes Piedestal von Giallo antico und eine Lampe von gebrannter Erde, die einen jungen Menschen vorstellt, der auf den Knien liegt und eine Schale in den Händen hält, wie sie bei Opfern gebräuchlich waren. Unfern davon fand man ein weibliches Gerippe, wahrscheinlich das der Sklavin, die die Küche zu besorgen hatte

---

Berichtigung.

Nr. 127. S. 507. Sp. 1 Z. 6. v. O. l. Calmar statt Colmar.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 131. 10 Mai 1832.

Ein Ausflug in die Provence.
Die Camargue.
(Fortsetzung.)

Auch Pferde für die „Gauchos" der Camargue gibt es, und zwar arabische, wenn man einer Tradition glauben darf, die von den Alterthümlern der Provence seit zwei Jahrhunderten mit großer Vorliebe aufgewärmt wird. Neben den eben erwähnten pechschwarzen Stieren weiden hier ganz weiße Pferde. Minder wild als die Stiere sieht man den Pferden der Camargue auch mehr an, wie sehr sie durch ihre magere Weide leiden; ihr Gang ist kraftlos, ihre Beine aufgelaufen und ihre Nüstern von dichtem Haarwuchse verstopft; allein so schwach sie auch sind, so ist ihr Bau doch fein und zierlich; man kann ihnen die Race nicht streitig machen, und erkennt leicht, was bei sorgfältiger Zucht aus ihnen werden könnte. Die kleine Ruhmredigkeit, rücksichtlich ihres Stammbaumes, abgerechnet, sind die Pferde der Camargue sanfte und wenig brauchbare Thiere; gewohnt, stets auf einer ebenen, nicht steinigten Fläche zu laufen, können sie weder Bergauf noch Bergab mit Sicherheit gehen, und ihr Huf würde beim Anstoß an den unbedeutendsten Stein verletzt werden. Sie scheinen in der That nur da zu seyn, um Stoff zu historischen Vermuthungen zu geben, die man auf folgenden Grund stützt: Es ist nachgewiesen, daß die Saracenen, die sich im achten Jahrhundert jenseits der Pyrenäen ausgebreitet, und Septimanien besetzt hatten, bis an die Ufer des Rhone vordrangen, Arles eroberten, und wahrscheinlich einige Jahre lang im Besitze dieser Stadt blieben. Auch kann man annehmen daß sie, nur zum Theile vertrieben, öfter ihre alten Stellungen wieder einnahmen, bis Karl der Große sie für immer über die Pyrenäen zurückdrängte. Dieß ist Alles was wir über den Aufenthalt der Saracenen an den Ufern des Rhone aus der Geschichte wissen.

Allein außer diesen kärglichen dürftigen Zeugnissen haben wir noch eine andere, reelle Antiquität vor Augen: die Romane Karls des Großen. Hier werden aus Dörfern Königreiche, aus Landstreichern Könige, aus Räuberbanden Armeen. Im Ariost muß man die maurischen Erinnerungen des arlesischen Gebiets suchen; dieser Erbe des Maugis zeigt uns auf dem Gebirge Cordes ein neues Cordova, in der Nekropolis Arles ein Denkmal der Niederlage der Mauren und in den sanften Thieren der Camargue eben so viele Bayards und Alfanes, und eben so viele bezauberte Pferde, die noch ihrer Herren harren; wo nicht, so kann man in dieser fast ganz vernachlässigten Race vielleicht Stammverwandte jener genügsamen, geduldigen Thiere mit rundem Auge, hängendem Halse und starkem Kreuze erkennen, von denen die Beduinen der Wüste getragen werden, aber nie Abkömmlinge jener herrlichen Race, die mitten unter den gemeinen arabischen Pferden den Adel der Abstammung mit den unverwerflichsten Zeugnissen belegt.

Am Scheitelpunkte des großen Delta der Camargue beschreibt der Weg, der von Trinquetaille aus auf die Brücke de Fourques, von der Provence nach Languedoc führt, die Grundfläche eines Dreiecks, das im Kleinen die Lage des Ganzen wiederholt. Die Silberpappeln, von denen diese unebene, tiefausgefurchte Straße beschattet wird, gleichen in Wuchs und Aesten viel den in Aegypten, und dort besonders auf der herrlichen Insel Rhodah, in der Nähe von Kairo, so häufigen Sykomoren. Dieß war der Vorschmack der Erinnerungen, die mir bei meiner Ankunft von Nimes der erste Anblik der Camargue gab; allein Dießmal ließ ich diese Straße rechts und schlug einen engen Weg nach der fast noch unbekannten Stadt Saintes-Maries ein.

Der Boden der Camargue besteht aus Dammerde und sehr feinem, dem Flugsande ähnlichem Sande; es fährt sich sehr sanft und angenehm auf ihm, und so lange die Witterung schön bleibt, rollt der Wagen wie auf einem Teppiche hin. Allein bei dem unbedeutendsten Regen füllt die Straße sich mit Koth, und aus der Fahrt, die man in einer oder zwei Stunden zurücklegen kann, wird eine lange beschwerliche Tagreise. So rein auch der Himmel bei unsrer Abreise war, so waren wir doch theils der Jahreszeit wegen, theils auch wegen der drohenden Wolken, die aufzusteigen begannen, nicht ganz sicher. Nach einer ziemlich langen Fahrt auf einer offenen Ebene, sahen wir links hochstämmige Bäume, die, wie mein Reisegefährte bemerkte, zu dem Schlosse von Avignon, dem Lieblingsaufenthalte des Generals Miollis gehörten. In diesem Augenblicke senkte sich der Weg, und wir sahen uns von Bogenlauben der Tamarisken und wilden Weinstöcke umgeben; Gehänge von diesem Säuerlinge schwebten über unsern Köpfen und wir pflückten im Vorüberfahren von seinen schwarzen herben Trauben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Volksfeste in Paris.

(Fortsetzung.)

Wer kennt nicht das Carré Marigny? Wer von uns ist nicht schon mehr als einmal in seinen müßigen Stunden nach jenem ungeheuren Platze hinausgeschlendert, jenem Sammelorte der Ball-, Ballon-, Kugel- und Kegel-Spieler seit undenklichen Zeiten? Fast möchte ich bedauern, daß durch Volksfeste zuweilen diese ehrbaren Bürger in ihrer Gewohnheit und in ihren Lieblingsunterhaltungen gestört werden müssen. Ballon, Ball, Kugel und Kegel sind dann verschwunden. Symphonien lassen sich auf verschiedenen Seiten hören; bezahlte Spielleute werfen von Gerüsten kleine Päckchen gedruckter Lieder herab, und ein Regen von Couplets zum Lobe des eben regierenden Königs, der seinem geliebten Volke so herrliche Feste gibt, fällt dem Publikum auf den Kopf; die kleinen, weißen Papierstreifen wirbeln in der Luft herum, wie Schneeflocken. Inzwischen nehmen ungeachtet der brennenden Sonne, bei dem Klang der Geige, die von den Gesängen und dem Getümmel der Menge übertäubt wird, Quadrillen- und Contretänze ihren Anfang. Wer um wenige Sous in einer Kneipe nach der Geige eines Bierfiedlers sich zu erlustigen gewohnt ist, findet heute einen guten Tag; selbst ein Cavalier braucht da nichts zu bezahlen. Während man hier auf dem Boden tanzt, tanzen dort andere auf dem Seile. Die Seiltänzertruppe der Madame Saqui macht dort bei hellem Sonnenscheine ihre Kunststücke. Die Bajaderen des Seiles, die man nur beim Scheine der Lampen zu sehen gewohnt ist, treten bei voller Tagsbeleuchtung mit ihren geschminkten Wangen, ihrer gelben Haut, und ihrem abgewelkten Flitterstaate auf. Bajazzo reibt ihnen die Fußsohle mit Kreide, gibt ihnen die Balancirstange in die Hand, und nun geht es hinüber auf dem elastischen Tau, in kleinen Schritten, in Sprüngen, wie gaukelnde Zephyre schwebend, auf und abgeschnellt wie der Federball auf der Rakete, während unten Bajazzo seinen kleinen spitzigen Filzhut aufhält, um sie beim Falle aufzufangen. Wenn die Seiltänzer von jedem Geschlecht und jeder Größe, vom kleinen Kinde an, das noch kaum gehen kann, bis zum Bajazzo, der der boshafteste aber auch geschickteste von Allen ist, und stets ohne Balancirstange tanzt, auf dem Seile erschienen sind, spannt man das Seil ab, nimmt die Gerüststangen hinweg, und Alle nach der Reihe versuchen vom elastischen Sprungbrette aus, den Salto Mortale, wobei Bajazzo, abermals als der geschickteste, durch einige mit Papier überzogene Fässer hindurch seinen Purzelbaum schlägt.

Doch wandeln wir weiter: hier stehen wir vor einem Theater, wo man seit dem Morgen schon zwanzigmal dieselbe Pantomime aufgeführt hat. Auf dieser Bühne habe ich alle Heldenthaten der Restauration nach der Reihe aufführen sehen. Ich sah dort eine französische Armee von zehn Veteranen, die ein zehn Quadratschuh großes Königreich von Spanien eroberten, und einen pappendeckelnen Trocadero mit Sturm nahmen; ich sah die Schlacht von Navarin zwischen zwei Kähnen liefern, und die griechische Bevölkerung, vier Männer, drei Weiber und zwei Kinder stark, mit zum Himmel erhobenen Händen dem befreienden Heere danken, das immer wieder aus denselben zehn Veteranen bestand; endlich sah ich dort eine Flotte von einem Schiff, eine Stadt von einem einzigen Haus beschießen, das Algier vorstellte, und die unsterblichen zehn Veteranen brachten glücklich ihre Landung zu Stande, trotz vier oder fünf Beduinen, die an diesem Tage wenigstens sechzigmal umgebracht wurden.

Eine weit dramatischere Scene als alle diese Heldenstücke bleiben die Kletterbäume, deren vier zu sehen sind. Dieselben haben an ihrem untersten Ende achtzehn Zoll im Durchmesser, sind wie billig ganz glatt, und jedes Mal, bevor man von ihnen Gebrauch macht, vom Fuß bis zur äußersten Spitze mit einer dicken Lage schwarzer Seife, Wagenschmiere, Schweinefett u. s. w. überstrichen. Das ist freilich nicht sehr einladend. Allein ist es nicht oft auch mit dem Kletterbaum der Größe im Leben so; was hat es zu sagen, wenn man sich ein wenig beschmutzt, wenn man nur hoffen kann, die Spitze zu erreichen? — Sind die Masten gehörig eingesalbt, so richtet man sie auf. Auf ihrer Spitze weht der Wimpel, der den ersten Preis vorstellt; die sogenannte Krone ist etwas tiefer angebracht. Diese Krone besteht aus einem Laubgewinde um einen Reifen, an den die Preise befestigt sind. Diese Preise bestehen aus Silberzeug, zwei Bestecken, einer Handtrommel, einem elenden abgenützten Quart. Wenn alles Dieß daran befestigt ist, wird die Krone mittelst eines im Innern des Mastes laufenden Strickes in die Höhe gezogen. Das Silberzeug, das im Sonnenglanze funkelt, soll Kletterlustige anlocken; auch schaut jedes Auge lüstern hinauf. Der Fuß des Mastes ist von einem Graben eingefangen, in welchem Gendarmen aufgestellt sind, damit Alles in bester Ordnung vor sich gehe. Aus diesem Graben, der mit Schranken umgeben ist, sieht man nacheinander die Preisbewerber hervortreten — Gestalten, die man nur an diesem Tage sehen kann; Bursche mit wahren Galgengesichtern, auf denen der antisociale Haß mit deutlichen Zügen geschrieben steht, wahre Banditen in Haltung und Gebärde, Menschen, die gewöhnlich dicht an's Schaffot sich drängen, wenn ein Missethäter hingerichtet wird, ein Schlag Menschen, gegen den die Lumpensammler und Kehrichtgräber eine hohe Aristokratie sind. Man fühlt kein sonderliches Behagen, wenn man diese Art von Wilden fast ganz nackt sich den Augen der Menge ausstellen sieht, ihre Hosen bis über die schwarzen schmutzigen Schenkel hinaufgeschlagen. Die Ersten, die emporzuklettern versuchen, haben keine Hoffnung, wie sich wohl denken läßt; sie thun es bloß, um die Sache einmal in Gang zu bringen, um den Weg zu bahnen. Durch diese ersten Anstrengungen wollen sie bloß das schlüpfrige Fett abwischen; sie schaben es mit ihren Nägeln ab, und werfen es handvollweis auf den Boden. Selten genießt Jener die Früchte eines Unternehmens, der es beginnt; er hat davon nur die Mühseligkeit. Der Klettermast ist an seinem Fuße weit dicker, als nach Oben zu, und es macht folglich größere Schwierigkeit, sich an ihm festzuklammern und hinaufzuklimmen. Doch so groß auch immer das Verdienst dieser Anstrengungen seyn mag; sie bleiben unanerkannt und unbelohnt; das Publikum nimmt kein Interesse daran.

Doch allmählich kommt man etwas höher hinauf, die Kunstverständigen machen sich daran, die Helden dieser Kraftübung, die von früherer Zeit her schon einen Ruf erlangt haben, und deren Thaten noch in ruhmreichem Angedenken leben, die schon seit vielen Jahren her den Preis davon zu tragen gewohnt sind, wie die

berühmten Athleten des Alterthums. Leute dieser Art verschwenden ihre Kraft nicht mit den ersten Versuchen; sie wissen damit sparsam umzugehen: nur langsam rücken sie aufwärts, werden nicht ungeduldig, und geben sorgfältig Acht, von Zeit zu Zeit auszuruhen. Alle — Dieß ist eine erlaubte Sache — tragen an ihrem Gürtel Säckchen mit Asche, um damit das Fett zu überpudern, und ihm seine Schlüpfrigkeit zu nehmen.

Demungeachtet werden lange noch nur fruchtlose Anstrengungen gemacht; die Wettkämpfer gelangen alle bis zu einer gewissen Höhe, fahren aber dann mit Blitzes-Schnelligkeit wieder herab. Es ist, als gebe es eine bezauberte Stelle, über die menschliche Kräfte nicht hinaufzudringen vermögen. Manche kommen nicht einmal die Hälfte der Strecke bis zu jenem Punkt empor, und haben sich kaum über die Köpfe der Zuschauer emporgearbeitet, als sie wieder herniederplumpen unter allgemeinem Gelächter. Endlich aber wird der Zauber gelöst, ein handfester Bursche hat sich über die Stelle hinausgearbeitet, wo alle Bemühungen gescheitert waren. Fortan wird jeder andere auch darüber hinauskommen. So sind die Menschen. Nur eines Beispieles bedarf es; sobald bewiesen, daß eine Sache möglich ist, findet sie Niemand mehr schwierig. Unser Mann klettert inzwischen immer weiter: schon hat er eine hübsche Strecke zurückgelegt; aber nun wird er müde, seine Kräfte lassen nach. Man sucht ihn durch Zuruf zu ermuthigen, nur noch ein paar Schuh sind zu erklimmen. Er bietet alle Kräfte auf, allein er kommt nicht weiter vorwärts, doch ist noch nicht Alles verloren, er hält inne, um auszuruhen. Von allen Seiten hört man das Geschrei: „er wird hinaufkommen! er wird nicht hinaufkommen!“ Drei Minuten hat er gerastet, aber diese Ruhe selbst ist mit Ermüdung verbunden; von Neuem macht er den Versuch weiter zu klimmen; allein vergeblich, er ist erschöpft, er kommt nicht von der Stelle; ja fast möchte man sagen, er sey einige Zoll abwärts gekommen. Da rafft er die letzten Kräfte zusammen, klammert sich wie verzweifelt an, und gewinnt das Verlorne wieder. Allgemeiner Beifall ist sein Lohn. Aber mit dieser übernatürlichen Anstrengung ist auch Alles gethan. So weit zu kommen und nicht auch noch den kleinen Zwischenraum, der ihn vom Preise trennt, zurücklegen zu können — gewiß eine grausame Lage, eine bittere Pein! Sogleich erhebt sich ein Gemurmel aus Spott und Mitleid gemischt, und der arme Teufel klettert den Mastbaum herab, schneller wohl, als er hinaufgekommen ist. Allein das Beispiel des mißlungenen Versuches schreckt nicht zurück; ein anderer beginnt hinan zu klettern, ein zweiter, ein dritter, ein vierter, ein fünfter folgen. Hier das Bild der Industrie; einer dient dem andern als Stufe. Der erste stemmt seinen Fuß auf die Schulter des zweiten, dieser sie auf die des dritten und so weiter. Wenn der zu oberst Angelangte sich ausgeruht hat, klimmt er weiter. Wird er den Preis erreichen? Ja, er ist der Americo Vespuccio, der den Columbus des Lohnes seiner Mühseligkeiten beraubt; schon streckt er den Arm aus; aber er ist noch nicht nahe genug; er steigt etwas weiter. Dießmal reicht es aus; er ergreift die Krone, erklimmt dann vollends die Spitze des Mastes, und reißt den Wimpel, den ersten Preis, herab. Dort verweilt der Sieger und wirft einen stolzen Blick auf die gaffende Menge, dann fährt er mit seiner Beute herab. Nicht immer werden die vier Kletterbäume zu gleicher Zeit erstiegen; indeß ist es doch, so viel ich weiß, noch nicht erhört worden, daß einer unerklommen geblieben wäre.

Indeß ist die Sonne hinter den Bäumen verschwunden; man zerstreut sich, um seine Mahlzeit einzunehmen, und dann zum Feuerwerk zurückzukommen.

(Schluß folgt.)

Die Bewohner der blauen Berge. *)

In den Neilgherry's oder blauen Bergen von Coimbatur, auf der südlichen Halbinsel von Indien leben Abkömmlinge von asiatischen Nationen oder Stämmen, deren einer die Tudas genannt, sich selbst jetzt noch von den übrigen Hindus durch einfache patriarchalische Lebensweise, Sprache, Sitten und Gebräuche besonders auszeichnet.

Die Neilgherry-Berge, die den Stamm der östlichen und westlichen Ghats **) bilden, liegen zwischen den Parallelen von 11° und 12° nördlicher Breite und 76° und 77° östlicher Länge, und gränzen an das Flachland von Meisur, Carnatic u. s. w. Da sie sich der Passatwinde beider Wendekreise zu erfreuen haben; so ist die Temperatur selbst bis auf einer Höhe von 5000 Fuß sehr gleichförmig; ihre größte Länge von N.O. nach S.W. beträgt 42 Meilen, und ihre mittlere Breite 14 Meilen. Einige Spitzen sind 8000 Fuß hoch. Die wichtigste europäische Niederlassung auf ihnen ist Datacamund.

Die Gestalt der Tudas, die man als die Urbewohner dieser Berge betrachten kann, ist sehr einnehmend. Ihr Körperbau, der meist über die gewöhnliche Größe, von athletischen und verhältnißmäßigen Formen ist, ihre kühne Haltung und ihre offene, ausdrucksvolle Gesichtsbildung, führen auf die Vermuthung, daß sie von einer ganz andern Race als ihre gleichfarbigen Nachbarn sind; nur entsteht die Frage: Woher mögen sie stammen? — Bei jeder Witterung tragen sie das Haupt stets unbedeckt, lassen das Haar ungefähr sechs bis sieben Zoll lang wachsen, und tragen es gescheitelt in natürlich geringelten Locken um den Kopf herabhängend, so daß es in einiger Entfernung eher einem künstlichen Kopfputz als der natürlichen Zierde des Hauptes gleicht. Auch das Barthaar lassen sie wachsen, und dieses ist ebenfalls, wo es nicht vom Alter gebleicht ist, glänzend schwarz und eben so weich als das der Bewohner der Ebenen. Ein großes, volles, sprechendes Auge, römische Nase, schöne Zähne und gefällige Gesichtsbildung, zuweilen mit einem Ausdruck von Ernst, der aber nicht herrschend, sondern stets bereit ist, Fröhlichkeit und guter Laune zu weichen, Dieß sind die natürlichen Kennzeichen, die sie vorzüglich von allen Eingebornen Indiens unterscheiden. Sie tragen gewöhnlich kleine goldene Ohrringe, einige auch aus Knöpfen oder Buckeln zusammengesetzte Ketten von Silber um den Hals, und Ringe von ähnlicher Art um die Hand. Ihre Kleidung besteht in einer Art Unterkleid, das um die Hüften geschlagen und von einem Gürtel festgehalten wird, und dann aus einer Art Oberkleid oder Mantel, der den ganzen Körper umhüllt. Die Arme werden nackt getragen; die Falten des Mantels gehen bis zur linken Schulter, über die das eingefaßte Ende desselben frei herabhängt. Wenn sie in einer ruhenden oder sitzenden Stellung sind, so umhüllt sie dieser Mantel gänzlich, und er ist bei Tag und Nacht ihre einzige Bedeckung. Sie tragen weder Sandalen noch irgend eine Bedeckung des Fußes oder des Beins, und führen keine Waffen zu ihrer Vertheidigung, von deren Gebrauch sie fast gar keine Kenntniß zu haben scheinen; doch tragen sie immer einen Stab oder Stock in der rechten Hand, dessen sie sich nicht sowohl zur Unterstützung beim Gehen, als zum Hüten ihrer Heerden bedienen. Der Wuchs der Weiber entspricht dem der Männer, doch sind sie von etwas lichterer Farbe, wahrscheinlich deßhalb, weil sie sich dem Einfluß der Witterung weniger aussetzen.

---

*) A Description of a singular aboriginal Race inhabiting the Summit of the Neilgherry Hills', or blue mountains of Coimbatoor, in the southern Peninsula of India. By Capt. H. Harkness. 8vo pp. 175. London 1832. Smith, Elder et Comp.

**) Ostindische Gebirgskette vom Kap Comorin bis hoch in den Norden hinauf; sie theilt sich in zwei Hauptarme, deren jeder aus 8 bis 9 Reihen Granitbergen besteht.

Mit eben so ausdrucksvollen, doch den Stempel der strengsten Weiblichkeit tragenden Gesichtszügen, deren Reiz, besonders bei den jüngern, durch schönes in reichen, schwarzen Locken über Hals und Schultern herabfallendes Haar, noch erhöht wird, verbinden sie ein bescheidenes, zurückhaltendes Benehmen, das von der widerlichen, knechtischen Furchtsamkeit der meisten Frauen der niedern Gegenden gänzlich frei ist, und sprechen mit Fremden auf jene zutrauliche Weise, die dem Europäer so sehr gefällt, und wodurch sie sich von ihren Nachbarn so vortheilhaft unterscheiden. Sie tragen Halsbänder von geflochtenen Haaren oder schwarzem Drath mit silbernen Haken, und hie und da mit Knöpfen besetzt, von denen Büschel von Kauris (kleine Muscheln) bis zwischen den Schultern hinabhängen. Am Arm, unmittelbar über dem Ellenbogen, tragen sie messingene Armbänder, von denen das des rechten Arms viel breiter als das des linken; am Handgelenk silberne Armbänder, und an den Daumen und Fingern eine Anzahl Ringe von verschiedener Gestalt. Die Mitte des Leibes ist von einem aus Kettengliedern zusammengesetzten Gürtel, von Silber oder einem dem Messing ähnlichen Kompositions-Metall, umgeben. Ihr Oberkleid oder Mantel gleicht dem der Männer, reicht bis auf die Füße herab und umhüllt den ganzen Körper, wird aber auf verschiedene Weise getragen. Dieser Anzug, der nichts weniger als anmuthig kleidet, gibt ihnen ein unweibliches, mumienartiges Aussehen, und da weder Männer noch Frauen besonders reinlich sind, so ist diese Hülle um so widerlicher. Sie sind indeß muntere, aufgeweckte Leute, die in plötzlichen Einfällen und freiem Ausdruck ihrer Empfindungen eine Stärke des Gefühls und eine so richtige Ansicht entwickeln, die man von ihnen nicht erwarten sollte.

Sie führen in jedem Betracht ein Hirtenleben, wohnen nicht in Städten oder Dörfern beisammen, sondern jede Familie oder die vornehmsten Zweige derselben wohnen abgesondert, und die Orte, wo sie ihre Wohnung aufschlagen, werden „Morris“ (Heimath) genannt. Die einzigen Gegenstände, die von den Tudas erzeugt werden, sind Butter und Ghi; was sie vom letztern nicht selbst verzehren, lassen sie an benachbarte Stämme ab, die ihn nach dem Flachland bringen. Mit Aufgang der Sonne wird die Heerde aus dem Tu-el (eine Art Hürde) gelassen, zu der man auch die Kälber, die während der Nacht in einer besondern Hürde eingeschlossen waren, stoßen läßt. Einer oder zwei Männer der Familie verrichten nun das Geschäft des Melkens, nachdem sie vorher durch mehrere Reinigungen sich dazu in den gehörigen Stand gesetzt haben, und nun läßt man die Heerde in der Nachbarschaft des Morri grasen. Jene Milchmänner bereiten jetzt aus der am vorhergegangenen Abend gemolkenen Milch Butter u. s. w., setzen von der frisch gemolkenen so viel bei Seite als sie zu gleichem Zweck für den folgenden Tag bedürfen, und mischen aus dem Ueberrest und etwas Buttermilch vom vorigen Abend ein kühlendes Getränk für sich und ihre Angehörigen. Was hievon übrig bleibt, wird sorgfältig zum Gebrauch für den Tag über oder für Fremde die den Morri besuchen, aufbewahrt.

Gegen Abend wird die Heerde um den Morri zusammengetrieben, und so wie sie sich dem Tu-el nähert, erhebt die ganze Familie, Männer und Weiber, die rechte Hand nach dem Kopf, spreizt die Finger aus und legt den Daumen an die Nase; eine Sitte die sorgfältig beobachtet wird. Die Abendmahlzeit besteht aus verschiedenen Milch- und Mehlspeisen und frischbereiteter Butter; ist das Essen vorüber, so wird die Lampe angezündet, die eben erwähnte Ceremonie mit dem Legen des Daumens an die Nase wiederholt, und die Familie begibt sich zur Ruhe. Von durchaus friedlichem Charakter, haben die Tudas, wie schon erwähnt, weder Waffen zu ihrer Vertheidigung, noch sind ihre Wohnungen anders als durch eine kleine Thür verwahrt; ja sie halten nicht einmal Hunde, oder stellen eine Nachtwache aus. Sie leben lieber familienweise als in größern Vereinigungen beisammen, ohne alle jene Verbindungen, die andere Stämme zu schließen genöthigt sind, um sich gegen gemeinsame Gefahren oder nachbarliche Bedrückungen zu schützen, und da sie von einer Gegend des Bergs nach der andern wandern, so bringen sie ihre Tage nach eigener Weise, und in jener Stille, Ruhe und ländlichen Einfachheit hin, die dem Hirtenleben eigen ist.

Gleich den Bewohnern der niedern Gegenden gilt Falschheit bei ihnen für das größte Laster, und sie haben einen eigenen der Wahrheit geweihten Tempel; allein der Tempel und seine Göttin werden, wie ich glaube, wohl oft vergessen. Auch mancher barbarische Gebrauch, besonders der Kindermord, soll bei ihnen noch üblich seyn. Gering an Zahl, da der Mannbaren unter ihnen nicht über 600 sind, und wahrscheinlich der Rest irgend eines Stammes, der durch religiöse Verfolgung genöthigt wurde, in diesen Gebirgen einen Zufluchtsort zu suchen, mag sie wohl die Erfahrung gelehrt haben, daß es besser für sie ist, unter sich in Ruhe und Eintracht zu leben, als Haß und Feindseligkeit zu erregen. Indeß behaupten sie doch einen Anspruch auf den Boden zu haben, den sie bewohnen, und sagen es geschehe nur mit ihrer Bewilligung, wenn andere Stämme sich da niederlassen, von denen sie eine Bezahlung, nicht etwa für so und so viel „Kanies“ oder Morgen, sondern für eine Strecke Land erhalten, die sie nach dem Gesicht abmessen. Eine sehr ungenaue Art von Gränzbestimmung, die in einer Gegend, wo es Land im Ueberfluß und nur wenig Menschen gibt, keine Unannehmlichkeiten nach sich ziehen kann.

(Schluß folgt.)

Der russische Handel mit den jonischen Inseln.

Ueber den russischen Handel im schwarzen Meere mit den jonischen Inseln gibt die „russische Handelszeitung“ folgende Bemerkungen: „Mehrere ungünstige Verhältnisse mußten in der letztern Zeit zusammentreffen, den Handel auf dem schwarzen Meere zu lähmen. Der Krieg mit der Türkei, die Cholera, und zuletzt die Unruhen in Polen fesselten die gewohnte Lebhaftigkeit des Verkehrs, der ohne Zweifel mit der Zeit weit ausgebreiteter werden wird, als er es jetzt ist. Diese Aussicht gründet sich auf den Ueberfluß von Produkten, die die südlichen Provinzen Rußlands hervorbringen, auf die Güte des Bodens und des Klima's, durch die dort manche neue Zweige der Industrie ins Leben treten werden, und endlich auf die Zunahme der Kapitalien und das Aufblühen jener Provinzen. Der natürlichste Absatz, der sich nicht allein ihren Produkten, sondern auch denen des Innern Rußlands öffnet, ist unbestritten der Verkehr mit den Häfen des mittelländischen Meeres, und insbesondere mit den jonischen Inseln, deren Handelsverbindungen mit Rußland auf dem Bedürfnisse einer Menge Produkte, die Rußland erzeugt, beruhen. — Die folgenden Bemerkungen über den Handel mit Zante, einer der jonischen Inseln, die im lebhaftesten Verkehre mit den Häfen des schwarzen Meeres steht, mögen dazu dienen, die Wichtigkeit dieses Handels überhaupt zu würdigen. Die Hauptartikel, die dort aus Rußland bezogen werden, sind Getreide, Eisen, Kaviar, Leder und Butter. Das harte Getreide von Taganrok wird in Zante, wo seit dreißig Jahren schon die vorzüglichste Niederlage davon ist, jedem andern vorgezogen. Diese Insel erhält jährlich 700,000 Kilos, wovon der vierte Theil im Innern konsumirt und das Uebrige an die benachbarten Inseln verkauft wird. Die jährliche Einfuhr des Eisens beläuft sich auf 20,000 Kantaros aus Rußland im Betrage von 100,000 spanischen Piastern; aus Schweden und Deutschland 10,000 Kantaros. Die Insel verwendet davon zu ihrem Gebrauche ungefähr 4000 Kantaros; das Uebrige wird auf ziemlich rohe Weise verarbeitet; ein großer Theil davon zu Ackerwerkzeugen. Die Einfuhr von kurzen Waaren aus Venedig und Deutschland kann jährlich auf 35,000 Piaster angeschlagen werden. Früher wurde eine große Menge Kaviar, bis zu 280,000 Okas, wovon 25,000 allein auf der Insel konsumirt und das Uebrige auf den benachbarten Inseln und in Griechenland verkauft wurde, eingeführt; gegenwärtig ist diese Einfuhr auf 40,000 Okas herabgesunken; was man den häufigen Verlusten zuschreiben muß, welche die Verkäufer erlitten, wenn die Waare nicht frisch genug ankam. Die Einfuhr von Häuten und Butter ist noch nicht bedeutend. Zante erhält diese Artikel meist aus England, Deutschland, Konstantinopel und Griechenland. Der Absatz von russischer Leinwand und Tauwerk ist gleichfalls durch deutsche Leinwand und venetianisches Tauwerk niedergehalten. Uebrigens ersetzen die Baumwollenstoffe durch ihre Wohlfeilheit die holländische und deutsche Leinwand. Dieser Handelszweig ist ganz in den Händen der Engländer. Die von Zante nach Rußland ausgeführten Waaren bestehen in Wein, gebrannten Wassern, Oelen, Seifen. Allein diese Ausfuhren sind unbedeutend und halten der Einfuhr nicht das Gleichgewicht. Zante versendet dieselben Artikel auch nach Aegypten, Kleinasien, an die Küsten der Berberei, nach Albanien, in den Archipel, nach Triest, Venedig, Livorno und Malta.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 132. 11 Mai 1832.

Der kanadische Ansiedler.

(Aus dem New Monthly Magazine.)

Wenn es merkwürdig ist, einen Wilden, den rohen Sohn der Natur, in unsere Städte und unser Leben eingeführt, und mit unsern Bedürfnissen und den Mitteln, sie zu befriedigen, bekannt werden zu sehen, so ist es gewiß nicht minder interessant, dem civilisirten Menschen zu folgen, der mit einem Male losgerissen aus einem wohlgeordneten Staate, aller Hülfsmittel der Civilisation beraubt, in eine Wildniß verstoßen, und in die Uranfänge der menschlichen Gesellschaft, fast in einen thierischen Zustand zurück versetzt wird, wo er mit seinen mannichfaltigen Bedürfnissen des civilisirten Lebens, zu deren Befriedigung vorher eine unendliche Stufenfolge von Händen thätig war, bloß auf sich und seine Kunstfertigkeit angewiesen ist. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, den civilisirten Menschen in diese ganz eigenthümliche Lage versetzt zu sehen. Ich selbst, der hier diesen seltsamen Zustand zu beschreiben versucht, hatte dieses Loos, und Alle, das Schicksal mag sie nun in die Urwälder Amerika's oder in die grasreichen Ebenen Australasiens, oder in die Gebirgsgegenden des Kaps führen, werden mehr oder minder finden, daß sie dort mehr auf ihre Erfindungsgabe verwiesen sind, als ihre vorhergängige Erziehung sie nur je ahnen läßt. Wer gewohnt ist, sein Licht zu putzen, ein Buch zur Hand zu nehmen, seine Hände zu waschen, oder zur Mahlzeit sich an einen wohlbestellten Tisch zu setzen, wird sich wahrscheinlich kaum einen Begriff davon machen können, was das heißt: Seife, Lichter, Lichtputze u. s. w. selbst zu bereiten, und so zu sagen von Neuem erfinden zu müssen.

Es war im Frühlinge des Jahres 1830, als ich England verließ, um nach Quebec zu gehen. Eine Reise über den atlantischen Ocean ist heut zu Tage eine Spazierfahrt, und man scheut sich davor weniger, als ein Jahrhundert früher vor einer Reise nach Plymouth. Nach einer Fahrt von sieben oder acht Wochen langte ich zu Quebec, der Hauptstadt von Unterkanada an. Wenige Städte können sich einer so gebieterischen Lage rühmen; auf einem fast senkrechten Felsen erbaut, sieht sie auf der einen Seite den St. Lorenz, auf der andern den seichten aber breiten Saint Charles zu ihren Füßen vorbeiströmen. Die Citadelle, die sich über alle ihre Umgebungen erhebt, scheint unbezwinglich, und die Pointe Levi, am südlichen Ufer des Flusses mit Gehölz bedeckt, und mit schönen Landhäusern besäet, erhöhet nicht nur die Schönheit der Landschaft, sondern läßt auch erkennen, daß die Citadelle nicht bloß ein eitles Schaustück, sondern bestimmt ist, den Reichthum einer so schönen Provinz zu schützen. *) Was aber dem neuen Ankömmling, der zum ersten Mal den Hafen von Quebec sieht, am meisten auffällt, sind die prächtigen Dampfschiffe von außerordentlicher Größe. Der Engländer besonders, der gewohnt ist, die Dampfschiffe seiner Heimath als unübertroffen zu betrachten, erstaunt nicht wenig, in einem abgelegenen Winkel der Welt Dampfschiffe zu finden, die es an Größe und Schönheit mit Allen aufnehmen, die seine heimathlichen Gewässer durchfurchen. Ueberall von herrlichen Strömen durchschnitten, die die Natur mit freigebiger Hand nach Norden und Süden, Osten und Westen ausgoß, ist Amerika, das wahre Land der Wasserkommunikationen. Der Unternehmungsgeist und Fleiß der Menschen hat diese natürlichen Vortheile in ihrem ganzen Umfange zu benutzen gewußt. Unterbricht ein Wasserfall oder eine zu heftige Strömung die Fahrt, so wußte er sie durch einen Kanal zu umgehen; strömt der Fluß zu langsam, so fliegt er mit unzähligen Dampfbooten auf ihm dahin. Unter diesen Verhältnissen ist eine Reise von vierhundert Stunden für die Amerikaner eine Vergnügungsreise; deßhalb sind sie aber auch ein wahres Volk von Zugvögeln, und die zarteste Dame spricht über einen Ausflug von Philadelphia nach Quebec mit einer Gleichgültigkeit wie von einer Lustfahrt.

Diese außerordentlich erleichterte Kommunikation scheint in den Amerikanern jene Liebe zu dem heimathlichen Boden, die den Engländer an das Dorf seiner Geburt mit so starken Banden fesselt, sehr geschwächt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in die Provence.

Die Camargue.

(Fortsetzung.)

Wir gelangten am Ufer des Rhone zu einem alten Gebäude, das auf den Charten mit dem Namen der „Baron" bezeichnet, beim Volke aber unter dem ganz sarazenischen Namen Al-Barun bekannt ist. Es

*) Eine Beschreibung von Quebec und seinen Umgebungen finden unsere Leser in diesen Blättern. C.

war der Mittelpunkt eines der bedeutendsten Gebiete der Tempelherren, denen ehemals fast die ganze Camargue gehörte. Nach dem Sturze des Ordens wurde Al-Barun ein Frauenkloster, das aber schon längst aufgehoben ist. Von dem ganzen alterthümlichen Gebäude ist nur noch ein großer Thurm, Bruchstücke von den Pfeilern, die einst die Kirche stützten und ein Hof mit abgebrochenen Gebäuden umgeben, übrig, auf deren Mauern man noch einige, mit Laubwerk gezierte Bogenrippen und kleine, vom Steinfraß zernagte Säulen sieht. Ganz dieser Bauart entsprechend, ist ein auf dem jenseitigen Ufer des Rhone stehender und besser erhaltener Thurm, der dort zum Schutze einer Fähre über den Fluß erbaut wurde. Da jedoch die Bevölkerung gegenwärtig hier zu unbedeutend ist, so besteht jetzt keine Verbindung zwischen beiden Ufern. Wir suchten überall um die Hüter der Meierei von Al-Barun zu finden; der Stall war gut mit Streu versehen, die Scheunen voll Futter, und Alles stand uns offen; allein erst nachdem wir eine Stunde geruht hatten, kam ein Kind vom Felde gelaufen, das sich als unsern Wirth ankündigte, und uns erinnerte, daß wir noch nicht im unbestrittenen Besitz unsrer Eroberung waren.

Die Anlage des Kanals von Aigues-Mortes nach Beaucaire hat den Arm des kleinen Rhone aller Schifffahrt beraubt; die Spuren menschlicher Anstrengungen sind vernichtet, und die Natur ist wieder in ihre vollen Rechte eingetreten. Dichtes Gebüsch bedeckt beide Ufer des Flusses, und die Strömung, die je näher dem Meer immer seichter wird, fließt langsam und geräuschlos dahin. Nur zuweilen hört man den Ruderschlag und sieht das geflickte Seegel eines Fischerkahns; der Biber flüchtet sich dann ins Gesträuch, und der Kopf eines argwöhnischen Douaniers wird zwischen den auseinander gebogenen Zweigen sichtbar. Der Biber und der Douanier sind die einzigen Bewohner der Ufer des kleinen Rhone; der eine, melancholisch und unthätig, hat bis auf den Namen, Alles verloren, was an seine gerühmte Industrie erinnert; und der Douanier nicht minder schwermüthig, wird als das Opfer eines Prinzips der politischen Oekonomie, an das Niemand glaubt, vom Fieber aufgerieben.

Von Al-Barun nach Saintes-Maries glich unser Weg mehr einer Wasserfahrt als einer Landreise. Die Bäume des Schlosses von Avignon, zu unserer Linken, waren der einzige Punkt, nach dem wir uns richteten, allein wir verloren sie bald aus dem Gesichte. Bald befanden wir uns auf festem Boden, bald sanken wir bis an die Axen in den Morast, in welchen der Regen, den der launische Himmel uns schickte, die Straße verwandelt hatte. Die Bäume waren verschwunden, die Häuser (Mas) unbewohnt, die Salzpflanzen erhoben ihre Häupter, der silberglänzende Valcarez leuchtete am Horizont, und noch immer blickten wir vergebens nach den Thürmen der Stadt, dem Ziel unserer Reise, umher.

Endlich setzte eine Masse von Gebäuden, die uns anfänglich nicht viel mehr als niedere Hütten zu seyn schienen, aber größer wurden, je näher wir kamen, unserer Ungeduld ein Ziel. Je weiter wir vorrückten, desto bestimmter und zierlicher traten die Umrisse der Massen heraus; endlich sahen wir an Mauern, die uns anfänglich schwarz und glatt vorkamen, enge Bögen, lange Wandpfeiler und noch engere Fenster zum Vorschein kommen. Der Giebel lief in eine zarte Spitze aus, und nun glichen die Häuser von Saintes Maries kleinen Kapellen um eine Hauptkirche. Diese Kirche war schon ziemlich alt, als König René der historische Ueberall und Nirgends der Provence, der große Legendenjäger, der träumerische Forscher nach dem Stein der Weisen, ein verzagter Herrscher, ein häßlicher Fürst von beschränkten Geistesgaben, im Innersten seines Herzens zwar ketzerisch wie sein ganzes Zeitalter, aber leidenschaftlich eingenommen für Ceremonien, und deßhalb mehr als jeder andere am Aeußern des Katholicismus hängend, als König René, sage ich, der daran dachte, wie schnell die Barbaresken einst die Küsten seiner schönen Provence überschwemmen könnten, die an so vielen Punkten offen stand, wie leicht sie eines Morgens die vier Ufer seiner Rhone verwüsten, und die Ernten der Camargue verbrennen könnten, dafür hielt, es dürfte angemessen seyn, Saintes Maries, dem einzigen bewohnten Punkt der Insel, eine größere Wichtigkeit zu geben, als er früher hatte. Der Name Saintes Maries oder Saintes schlechtweg, wie man auch zuweilen sagt, scheint nicht über die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hinaufzureichen. Der einzige, unter dem man es in alten Schriften aufgeführt findet, ist, „Notre Dame de la mer" und diese Zusammensetzung beweist, welchen religiösen Werth man auf dieses Heiligthum legte. Eine Quelle, die nicht immer salzig war, quoll mitten aus diesem mit Salz geschwängerten Boden; hier scheinen die ersten Ansiedler sich gesammelt zu haben, und man kann sie als das erste Heiligthum des Orts ansehen. Ein Geschichtschreiber der, seltsam genug, den andächtigsten Aberglauben mit der schwärmerischsten Vorliebe für die heidnische und griechische Provence verbindet, Honoré Bouche, nimmt keinen Anstand, den Tempel der Diana von Ephesus, den die Marseiller an der Mündung des Rhone bauten, auf dieselbe Stelle zu versetzen, wo jetzt die Kirche unserer lieben Frau vom Meere steht. Eine genauere Kritik als die Bouche's, zeigt sogleich das Grundlose dieser Vermuthung.

Eine fromme Legende war bereits in der Provence von der Ankunft heiliger Personen, die von den Juden, den Mördern des Heilandes, als Freunde und Verwandte des Erlösers verfolgt worden waren, an den Ufern des Rhone verbreitet. Gewöhnlich mißt man den griechischen Mönchen, die im zehnten Jahrhundert häufig nach der Provence kamen, die Erfindung dieser Legende bei; meiner Meinung nach ist jedoch hier eben keine Erfindung im Spiel, denn es ist wohl natürlich, daß die Christen das Andenken der Missionäre, die zuerst die Gallier zum Glauben bekehrten, im ehrerbietigsten Andenken behielten. Nach und nach verschmolzen die Bekenner der neuen Lehre, mit der den frühern Jahrhunderten so eigenen Kindlichkeit, die Gleichnisse und Lehren dieser Missionäre mit deren Persönlichkeit, und da man Christus nicht wieder auf die Erde zurückkehren lassen konnte, so machte man die Lehrer seines Glaubens zu Gliedern seiner Familie. Der Geist der Verfolgung entzündete sich in Jerusalem, die ersten Märtyrer vergossen ihr Blut, und die Getreuen der entstehenden Kirche zerstreuten sich, da sie zu schwach zum Widerstand waren, nach allen Richtungen. Eine Barke wurde mit ausgewählten Opfern des Glaubens beladen; unter ihnen nennt man alle die heiligen Frauen, die büßende Magdalena, die man, ich weiß nicht warum, mit der Maria Magdalena, und ich glaube sogar, mit Maria, der Schwester des Lazarus verwechselt, Lazarus selbst, Martha seine zweite Schwester,

Maximin, einen der 72 Jünger, und andere heilige Personen, die mir nicht alle einfallen. Diese Barke, die ohne Lebensmittel, Seegel und Steuer auf den Fluthen trieb, landete durch ein Wunder an der Mündung des Rhone. Die älteste Sage verlegt den Landungsplatz nach Notre Dame de la mer, und berichtet, diese heiligen Personen hätten sich um die Quelle gelagert, und hier den ersten christlichen Altar, unter den Galliern, von Erde erbaut. Allein die heilige Gesellschaft trennte sich; Lazarus und Martha ließen sich in Tarascon nieder, Maximin führte Magdalena nach Sainte Baume, und gründete am Fuße des Gebiegs eine Kirche. Notre Dame de la mer hatte nicht Ansehen genug, um die ganze Legende sich zuzueignen, und Tarascon, das sich beeilte, gegen Ende des zwölften Jahrhunderts innerhalb seiner Mauern Reliquien der heil. Martha aufzufinden, eignete sich die hohe Begnadigung zu, die heilige Barke an seinem Gestade landen zu lassen.

Die Bauart der Kirche unserer lieben Frau vom Meer, scheint noch ein Jahrhundert älter zu seyn, als die Entdeckung der Reliquien der heiligen Martha, die im Jahr 1197 feierlich begangen wurde. Es befindet sich hier eine ganze, jedoch nicht geordnete Urkundensammlung, in der ich aber, aller Mühe ungeachtet, keine ältere Urkunde als vom Jahre 1448 finden konnte, die Zeit, wo der Flecken den Namen Saintes Maries erhielt. Von früheren Zeiten geben die Geschichtschreiber der Provence nur Vermuthungen aber keine Thatsachen; das Andenken der ursprünglichen Legende hatte sich indeß zu Notre Dame de la mer erhalten, und eine dunkle Tradition ließ das Daseyn kostbarer Reliquien vermuthen.

Man erzählt, daß König René, als er einst einen Prediger über jene alte Sage sprechen hörte, von heiligem Eifer getrieben, den Papst Nikolaus V um Erlaubniß gebeten habe, die Leiber der Heiligen, die zu Notre Dame de la mer ruhen sollten, aufsuchen zu dürfen. Die Nachsuchung wurde feierlich und sorgfältig ins Werk gesetzt, und war, wie man sagt, ergiebig. Man grub die Gruft der Kirche auf und fand den Altar von Thonerde; auf diesem Altar ein Haupt in einer kleinen bleiernen Kiste, vier andere nicht eingewickelte Köpfe, und an drei Seiten des Altars drei hölzerne Särge mit weiblichen Gebeinen. Diese Reliquien strömten, wie man sagt, den lieblichsten Geruch aus, den die Kleider Derer, die Theil an der Entdeckung genommen hatten, länger als einen Monat behielten. Die beiden Körper zur Rechten und Linken des Altars, erkannte man für die der Maria Cleophas, und der Maria Salome, die eine Schwester der Jungfrau, die andere Mutter des Schoßjüngers. Der sorgfältig in Blei eingehüllte Kopf war der des Apostels Philippus, der Aeltere genannt, ältester Sohn der Maria Salome, der zu Jerusalem den Märtyrertod erlitten hatte; die vier anderen Köpfe erhielten keine bestimmten Bezeichnungen; allein die größte Schwierigkeit war, dem dritten Sarg einen Namen zu geben. Man hätte in dem darin verschlossenen Körper gern eine dritte Maria erkannt, aber Maria Magdalena, unzertrennlich von der büßenden Magdalena, ruhte schon zu St. Baume, man machte also Sara, die gute, getreue Magd der beiden Marien, daraus, deren Namen bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in der religiösen Geschichte der Provence erschien. Dieß war der einzige mögliche Ausweg, den das stolze Tarascon dem Scharfsinn und frommen Eifer seines Fürsten, zu Gunsten Unserer lieben Frau vom Meer, übrig gelassen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine chinesische Romanze.

Die nachstehende chinesische Romanze ist aus der chinesischen Anthologie Thang-chi oder „Dichtungen der Dynastie Thang,“ unter der die berühmtesten Dichter China's blühten, von Stanislaus Julien ins Französische übersetzt und hier aus dieser Uebersetzung ins Deutsche übertragen. Mu-lan ist der Name eines Mädchens, das seinen Vater krank und außer Stand sah, sich zur Konskription zu stellen, und von kindlicher Liebe bewogen sich für ihn einschreiben läßt und ohne erkannt zu werden zwölf Jahre Kriegsdienste leistet. Die eine so edle Aufopferung besingende Romanze wird von einigen Schriftstellern der hochherzigen Mu-lan selbst zugeschrieben, und ist unter der Dynastie der Liang, die von 502 bis 556 herrschte, verfertigt.

Die Romanze von Mu-lan.

Tsi-tsi und noch einmal Tsi-tsi. *)
Mu-lan webt vor ihrer Thüre.
Nicht des Weberschiffes Geräusch vernimmt man;
Nur das Seufzen des Mädchens vernimmt man.
„Junges Mädchen, was bekümmert Dich?
„Junges Mädchen, woran denkst Du?
„Das junge Mädchen bekümmert nichts.
„Das junge Mädchen denkt an Nichts.

„Gestern sah ich das Buch der Werbung.
„Der Kaiser hebt ein zahlreich Heer aus.
„Das Buch der Werbung hat zwölf Abschnitte.
„In jedem Abschnitte sah ich den Namen meines Vaters.
„O mein Vater, Du hast keinen großen Sohn.
„O Mu-lan, Du hast keinen ältern Bruder;
„So will ich auf den Markt gehn und mir einen Sattel und ein Pferd kaufen;
„Und dann geraden Wegs hingehn, um für meinen Vater zu dienen.“

Auf dem Markte gen Osten kauft sie ein schnelles Pferd;
Auf dem Markte gen Westen kauft sie Sattel und Schabrake;
Auf dem Markt gen Mittag kauft sie einen Zaum;
Auf dem Markt gen Norden kauft sie eine lange Peitsche.

Am Morgen nimmt sie Abschied von Vater und von Mutter;
Die Nacht bringt sie am Ufer des gelben Flusses zu.
Sie hört nicht mehr Vater und Mutter, die ihrer Tochter rufen;
Sie hört nur das dumpfe Gemurmel der Wasser des gelben Flusses.
Am Morgen zieht sie von dannen und sagt Lebewohl dem gelben Fluß;
Am Abend kommt sie zur Quelle des schwarzen Flusses;
Sie hört nicht mehr Vater und Mutter, die ihrer Tochter rufen;
Sie hört nur die wilden Reiter von Yen-Chan.

„Zehntausend Meilen bin ich geritten im Gefechte,
„Mit des Vogels Schnelligkeit über Berg und Thal gesetzt.
„Der Wind des Nordens trug an mein Ohr den Schall des nächtlichen Glöckchens. **)
„Der Mond spiegelte sein kaltes trauriges Licht auf meinem eisernen Kleide.
„Der Feldherr ist todt nach hundert Gefechten.
„Der tapfre Krieger kehrt nach zehn Jahren heim.
„Bei seiner Heimkehr geht er hin, den Kaiser zu sehen.
„Der Kaiser sitzt auf seinem Thron;
„Bald theilt er eine der zwölf Würden aus.

---

*) Dem Kommentar zufolge wird durch dieses Tsi-tsi der Laut des Weberschiffes und der Seufzer des Mädchens nachgeahmt.

**) Der Verfasser spricht hier von dem Glöckchen der Nachtwachen.

„Bald theilt er hundert oder tausend Unzen Goldes aus.
„Der Kaiser fragt mich, Was ich wünsche.
„Mu-lan will nicht Geld, nicht Würden.
„Leihe mir eines der Kamele, die tausend Meilen in einem Tage machen,
„Daß darauf ein Kind unter seines Vaters Dach zurückkehre.“

Als der Vater und die Mutter die Rückkehr ihrer Tochter vernehmen,
Gehen sie vor die Stadt hinaus ihr entgegen.
Als ihre jüngern Schwestern die Rückkehr ihrer ältern Schwester vernehmen,
Verlassen sie ihre Kammer, angethan mit ihrem schönsten Schmucke.
Als die jüngern Brüder die Rückkehr ihrer Schwester vernehmen,
Schärfen sie eilig das Messer, um einen Hammel zu schlachten.

„Meine Mutter öffnet mir den Pavillon gegen Morgen,
„Und läßt mir einen Stuhl hinsetzen gegen Westen.
„Sie zieht mir mein Kriegskleid aus
„Und legt mir mein voriges Gewand an.
„Meine Schwestern bleiben vor der Thüre stehen
„Und ordnen ihr glänzendes Haar,
„Mit des Spiegels Hülfe flechten sie goldene Blumen darein.“

Mu-lan verläßt ihre Kammer und will ihre Kriegsgenossen besuchen.
Ihre Kriegsgenossen sind von Staunen betroffen.
Zwölf Jahre lang war sie in ihren Reihen mitgezogen.
Und sie hatten nicht bemerkt, daß Mu-lan ein Mädchen war.
Man erkennt den Hasen, weil er im Laufe strauchelt,
Man erkennt seine Genossin an ihren bestürzten Augen;
Aber wenn sie neben einander traben,
Wer könnte ihr Geschlecht unterscheiden?

Vermischte Nachrichten.

Von einem Geistlichen der Londoner Missionsgesellschaft, dem Schweizer Gobat, sind aus Abyssinien neuere Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand dieses Landes eingegangen. „Das Innere von Abyssinien, heißt es darin, ist jetzt in einer schlimmeren Lage als je; der König besteht als solcher nur noch dem Namen nach, und der vornehmste Statthalter, Marea, ein Galla von Geburt, achtet nicht mehr des alten Herkommens, was unter günstigeren Verhältnissen vielleicht nicht einmal ein so großes Uebel gewesen wäre; allein Marea wird als ein sehr verworfener Mensch geschildert; Einige behaupten, er sey wahnsinnig. Niemand kann von ihm Gerechtigkeit erlangen; über Raub und Mord lacht er nur. Als wir nach Tigre gelangten, kam gerade Sebagadis, der Ras von Tigre, von einem Feldzuge gegen Marea zurück, und innerhalb der zehn Tage, die ich mich bei Sebagadis aufhielt, wurde zwischen beiden Frieden geschlossen. Allein, als ich auf dem Wege von Tigre nach Gondar begriffen war, war zwischen Marea und dem Gouverneur von Samen Aubea ein neuer Krieg ausgebrochen. Einen Tag nach meiner Ankunft am 25 März sprach ich Aubea, der von einem Feldzuge gegen Dedjadi Confu, einem der unter Marea stehenden Gouverneure, zurückkam. Aubea war sehr verwundert, daß mich Sebagadis in dieser stürmischen Zeit hatte ziehen lassen, und bat mich, mit ihm zurückzukehren, da ich bei dem nahe bevorstehenden Ausbruche des Ungewitters nicht allein beraubt werden, sondern auch das Leben einbüßen könnte. Da ich aber mit ungefähr sechszig Bibeln einmal so weit gekommen war, so konnte ich es nicht über mich gewinnen, wieder abzureisen, bevor ich mich einigermaßen von dem religiösen Zustand der Hauptstadt Abyssiniens näher unterrichtet hatte. Da Aubea meinen Entschluß sah, nicht mit zurückzukehren; so berief er einige Priester und befahl ihnen, mich zu dem Etschegua (dem Vorsteher der Mönche) *) zu führen und mich seinem Schutze zu empfehlen, indem er beifügte: „Sagt dem Etschegua, daß wenn ihm Leides widerfährt, ich es unfehlbar rächen werde.“ Nachdem ich acht oder zehn Tage in Gondar gewesen war, verließ mich der Offizier, den Sebagadis mir als Führer mitgegeben hatte, um Marea, der drei Tagreisen von Gondar entfernt war, zu besuchen. Bereits sah ich ein, daß ich in diesem Jahre nicht mehr ins Innere des Landes würde reisen können, doch wollte ich die Rückkehr meines Führers abwarten. Zehn Tage später erfuhr ich, daß ihn Marea auf einem andern Wege nach Tigre gesendet hatte, um den Vertrag mit Sebagadis zu erneuern; allein kaum waren zwanzig Tage verflossen, als er in Samen einrückte, und Aubea von Neuem angriff, und seitdem, ungefähr zwei Monate lang, durfte Niemand daran denken, nach Tigre gehen zu wollen. Mein Führer erhielt, nachdem er wieder bei Marea eingetroffen war, nicht mehr die Erlaubniß, zu mir nach Gondar zurückzukehren. Marea verwüstete ganz Samen, in manchen Orten ließ er alle Einwohner, Weiber, Kinder und Priester nicht ausgenommen, niedermetzeln. Nur ein Treffen ist inzwischen vorgefallen und der brave Aubea hat darin, wie ich hörte, den Kürzern gezogen. Mitten in diesen Unruhen ist e i n Ort zu Gondar so ruhig wie in Bern; wenn irgend Jemand Gefahr fürchtet, so flüchtet er hieher, und ist da vollkommen in Sicherheit. Die Provinz Tigre und das kleine Königreich Schoa sind vollkommen ruhig; das ganze übrige Abyssinien ist mehr oder minder in Verwirrung und Elend. Uebrigens ist das Reisen und der Aufenthalt in Abyssinien mit weit weniger Gefahr, als ich dachte, verbunden. In Tigre sind selbst im Fall eines Krieges Personen und Eigenthum vollkommen sicher. Ohne Krieg lebt man in vollkommener Sicherheit, und bricht ein solcher unversehens aus, so gibt es viele Städte, wohin man flüchten kann, wie Waldeba in Samen, Taras, Sabar, Avagara, der Wohnbezirk des Etschegua zu Gondar und Canarel am Ufer des Sees Dembea. Besonders bieten die zahlreichen Kirchen sichere Asyle. — Es würde mir schwer werden, über die Abyssinier im Ganzen ein Urtheil zu fällen; denn es gibt vielleicht kein Volk in der Welt, das so viele Tugenden mit so vielen Lastern verbindet. Die jungen Leute haben am wenigsten Vorurtheile und sind sehr lenksam bis zu ihrem neunzehnten oder zwanzigsten Jahre. Die Eltern können bis dahin leicht ihre Kinder leiten. Die Mädchen heirathen sehr jung. Dienstboten beiderlei Geschlechts sind meist sehr folgsam, gelehrig und ihrem Herrn völlig ergeben. Wenn sie aber das zwanzigste Jahr erreicht haben, so können beide Geschlechter ihren Trieb nicht mehr bändigen; die Ausschweifungen, denen sie sich ergeben, werden in Abyssinien am schwersten auszurotten seyn. Eigentlich haben die Abyssinier nur Eine Frau, von der man sich leicht scheiden lassen kann; wer aber die Mittel dazu hat, hält sich mehrere Beischläferinnen, deren Kinder jedoch nicht als rechtmäßige betrachtet werden. Die Männer glauben, sie seyen nur für den Krieg geschaffen und sind sehr träge. Die Weiber sind sehr arbeitsam, und so lang sie mit ihrem ersten Mann leben, im Ganzen tugendhaft. — Das Klima von Abyssinien ist eines der besten auf der Welt. Während des Tags sind die senkrechten Sonnenstrahlen sehr heiß, aber im Schatten ist man von der Hitze nicht sehr belästigt. Gondar insbesondere hat eine günstige Lage auf einer Anhöhe, rings von Bergen umgeben; nur hat es seit Bruce's Zeiten bedeutend an Bevölkerung abgenommen. Gegenwärtig zählt Gondar kaum mehr als 20,000 Einwohner.

*) Der Etschegua, den Ludolph monachorum antistes und Bruce The Prior of the Monks (Mönchsprior) nennen, ist ein Laie, der aber nach seiner Erwählung zu dieser Würde von dem Abuna, dem Oberhaupte der abyssinischen Kirche, geweiht werden muß.

Die ersten Opfer der Cholera, die in das Hospital de la Pitié gebracht wurden, sagt die pariser „Gazette médicale,“ waren Ouvriers, die schon längere oder kürzere Zeit ohne Arbeit waren, durch Hunger und Elend entkräftet, ohne Kleidung, in der verdorbenen Luft von Wohnungen sich aufhielten, wo oft zwölf Personen schliefen. Es waren Leute, die an den täglichen Genuß des Branntweins gewohnt waren oder häufig an chronischen Entzündungen litten. Es befand sich darunter ein Mann, der schon neun Tage keinen Bissen Brod und statt aller Nahrung von Zeit zu Zeit für einen Sou gebratene Erdäpfel genossen hatte. Ein anderer Mann hatte keine Wohnung und schlief des Nachts in einem Düngerhaufen. Seine durch eine starke Transpiration geschwächten Kräfte suchte er am Morgen durch einige Gläser Branntwein wieder herzustellen. Dieß sind die Menschen, in denen die Keime der Epidemie gedeihlichen Boden finden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 133. 12 Mai 1832.

Der kanadische Ansiedler.

(Fortsetzung.)

Der Bewohner der Vereinigten Staaten betrachtet den ganzen amerikanischen Kontinent als sein Vaterland; er fühlt sich zu Alabama wie zu Vermont in seiner Heimath, und man findet ihn jederzeit bereit, wegen irgend einer geringfügigen Angelegenheit, eine Reise von sechshundert oder tausend Stunden anzutreten. Abwechselnd auf Dampfbooten und zu Wagen kann der Fremde, der nach York zu reisen gedenkt, den St. Lorenz bis an den See Ontario entlang gehen, über den er auf einem Dampfboote setzt. Ungefähr zwei und einen halben oder drei Tage nach seiner Abreise von Quebec sieht er sich nach York, der Hauptstadt von Oberkanada, sieben oder acht hundert englische Meilen vom Meere versetzt. Diese Zeit über hat er so bequem und angenehm als nur möglich gelebt. Die Dampfboote sind herrlich, die Kost ausgezeichnet, die Wagen mit vortrefflichen Pferden bespannt. York selbst ist schön gebaut, der Fremde findet mehrere prächtige öffentliche Gebände und geräumige Gasthäuser, einige Hotels sogar, und schon beginnt er die mancherlei Erzählungen von den Entbehrungen, denen man in Kanada ausgesetzt sey, als fabelhafte Erfindungen zu betrachten. Seine Hoffnung lebt wieder auf, und malt sich das bevorstehende Leben in den neuen Arkadien mit den schönsten Farben aus; ein mit allen Bequemlichkeiten versehenes Landhaus wird sich an einem sanften Flusse unter den Zweigen eines tausendjährigen Urwaldes erheben, der Anbau des der Wildniß abgetrotzten Bodens wird nach den besten landwirthschaftlichen Systemen und mit den neuesten erfundenen Werkzeugen bearbeitet; in kurzer Zeit steht durch den Feenstab der Industrie ein reiches blühendes Landgut hingezaubert da. Inzwischen kommt die Zeit heran, wo man den Besitz des erworbenen Landes antreten, und sich auf seinem neuen Eigenthume einrichten muß. Der Grund und Boden, zu dessen Verwandlung ich mich anschickte, war schon früher erworben worden, und kaum glaubte ich schnell genug den Schauplatz meiner neuen Thätigkeit erreichen zu können. Ich miethete einen Wagen, in dem ich Morgens um vier Uhr in gerader nördlicher Richtung auf der „Yongestreet“, durch einen der reichsten Bezirke Oberkanada's dahin fuhr. Ich sah mehrere Landhäuser, die in keinem Stücke hinter denen von Alt-England zurückstanden; aber je mehr ich mich von der Hauptstadt entfernte, einen desto wilderen Anblick bot die Landschaft; da gab es nur halbverfallene Hütten von Lehm und Backsteinen, Stümpfe gefällter Bäume, anfangs nur einzeln hier und dort, dann in dichtern Gruppen; Fichten im verkümmertsten Zustande und rohe Stangengehäge begränzten hier und da die Straße. Als ich den „Oak Ridges“ näher kam, zeigten sich unabsehbare Forste, die meist noch von keiner Art berührt waren; nur einzelne neue Blockhäuser der Holzhauer ließen sich am Saume dieser düstern Waldungen blicken. Unter diesen Umgebungen gelangte ich nach Phelp's-Tavern. Hier hörten die Rodungen völlig auf, und hier fiel mir auch der Schleyer vollends von den Augen. Zwei Meilen von dort fließt der Holland-River in seinen sumpfigen Ufern, und führt in den Simcoe-See. Hier ist der Ort, wo sich die Indianer versammeln, um die üblichen Geschenke zu empfangen, und noch immer ziehen sie an dem Gestade dieses wundervollen See's umher, da sie nur schwer von einer wildreichen Gegend scheiden können, die für den indianischen Jäger so viel Anziehendes haben muß. Da die Europäer an den Ufern dieses See's nur erst kleine Strecken ausgerodet haben, so kann der Grund und Boden hier als die Gränzscheide der wilden und civilisirten Menschen angesehen werden, wo beide, ohne sich noch zu vermischen, von einander Sitten und Gewohnheiten angenommen haben.

Glücklicherweise fand ich zwei „Voyageurs,“ die an den See hinabzugehen im Begriff waren, und ich miethete mich bei ihnen ein, um mich auf meinem Besitzthum ans Land setzen zu lassen. Nachdem wir eine langweilige Fahrt von acht Meilen den Fluß, oder vielmehr einen mit Kleingehölz bewachsenen Sumpf hinab zurückgelegt hatten, fuhren wir in den Simcoe ein. Der Anblick der Umgebungen des See's war um so erfreulicher durch den Kontrast, den diese zu der zurückgelegten traurigen Landschaft bildeten. Ein frischer kühler Wind kräuselte die Oberfläche des klaren Gewässers und der Anblick des Hochlandes, das mit schönem Gehölz gewachsen und dort und hier ausgerodet war, belebte von Neuem die gesunkene Hoffnung. Da der Wind uns stärker entgegen zu wehen anfing und die Nacht herannahte, so beschlossen wir das Seegel einzuziehen und an einem Vorsprunge des Ufers zu landen, wo wir in einem Hause übernachten konnten. Während die beiden Kanadier das Boot mit ihren Rudern fortbewegten, und ich im Spiegel des Bootes in meinen Mantel eingewickelt saß, konnte ich mich mancher düstern Gedanken nicht erwehren. Das feierliche Dämmerlicht des Abends, das sich über das Gewässer und die Bäume verbreitete, der eintönige Ruderschlag und die tiefe Stille rings

umher trugen vielleicht dazu bei, meine melancholische Stimmung zu vermehren; allein nur Wenige, sollte ich meinen, werden den entscheidenden Schritt thun, und sich in die Wildniß dieser Wälder begeben, ohne einen langen sehnsüchtigen Blick rückwärts zu werfen. Die trauten Bilder der Heimath und des Familienlebens traten lebendiger aus der Erinnerung hervor, und schienen mir werthvoller und theurer als je. Das warme Gemach, in dem ich so lange glücklich und vergnügt gelebt hatte, gewann unendlich, wenn meine Einbildungskraft zwischen jener gemüthlichen Stille des häuslichen Lebens und dem scharfen Nachtwinde, und den düstern rauschenden Bäumen Vergleichungen anstellte, unter denen wir hinfuhren. Ich erwachte aus meinen Träumereien, als der Kiel des Bootes an einer niedrigen Uferstelle auffuhr, und noch war keine Stunde vergangen, als wir um ein Feuer gekauert und in Schlaf versunken waren. Mit Tages Anbruch traf man Anstalt, unsere Reise fortzusetzen und ich erwachte aus meinem ersten Schlafe in einem Blockhause. Gestärkt durch den Ueberrest von unsrer Abendmahlzeit, und mit neuem Muthe belebt durch die klare Helle eines kanadischen Sonnenaufgangs, besah ich mir das Haus unsres Wirthes mit dem besten Willen, Alles vortrefflich zu finden. Zwar nur aus rohen Holzstämmen gezimmert, war es jedoch geräumig genug für irgend einen Pächter, und lag auf einem Vorsprunge des Landes, der durch einen Einschnitt des See's gebildet war. Eine Reihe ehrwürdiger Bäume bildeten zwischen ihm und dem Gewässer, das über einen klaren Kieselgrund am Ufer plätscherte, die natürliche Scheidewand; ein leichter Nachen lag hier angebunden, der mit Fischerspießen und Fischergeräthe beladen, auf den Wogen schaukelte. Weiter rückwärts lagen die Scheunen und andere Nebengebäude, während den Zwischenraum ein hübscher Obstgarten einnahm.

(Fortsetzung folgt.)

Biheh und Cunhinga.

(Schluß.)

(Hiezu die beiliegende Charte.)

Am 1 Oktober 1828 reiste ich von der Banza von Cunhinga ab. Der Soba war, als er Abschied von mir nahm, von seinen Frauen begleitet; eine Aufforderung auch diesen ein Geschenk zu geben. Als meine Karavane sich in Bewegung setzte, sagte mir der Soba, wie sehr er bedaure so viele Reichthümer aus seinem Lande lassen zu müssen. Er verfolgte meine Neger mit den Augen, und ich sah ihm an, wie sehr er versucht wurde, ihnen Halt zu gebieten.

Wir hatten die Gebirge vor uns, von denen ich bereits einen Theil vor einigen Tagen bestiegen hatte. Nach einem viertägigen Marsch durch einen dichten Wald, kamen wir an einen kleinen Fluß, der von einer Höhe herabstürzte, die zu der Kette gehörte, die ich zu übersteigen hatte, um an die Ufer des Cuenza zu gelangen. Als ich meine Träger erreichte, fand ich sie gelagert und fast erschöpft vor Müdigkeit. Sie hatten keine Hütten aufgeschlagen, um sich gegen den Thau der Nacht zu schützen; Keiner wollte für die andern das Nachtessen bereiten, allein ich hoffte sie würden sich nach und nach an die Beschwerden gewöhnen. Ich befahl am andern Morgen bei guter Zeit aufzubrechen; unsre Führer waren erfahrene Leute, und versicherten wir würden noch vor Nacht des andern Tages den Cuenza erreichen. Da es noch nicht spät war, so durchstrich ich mit meinen Bihens, auf die ich mich verlassen konnte, die Gebirge.

Am andern Morgen kamen wir bald jenseits der Gebirge, durch Schluchten, die meinen Führern gut bekannt waren. Um 10 Uhr waren wir noch zwei Lieues vom Cuenza; ich wollte in einem nur wenig bevölkerten, am südlichen Ufer gelegenen Dorf schlafen. Ich ließ die Karavane, die nur ungern vorwärts zu gehen schien, voraus, und durchstrich den Abhang des Gebirges. Ich fand, daß die Thäler tief und sehr steil waren; die Felsenwände zeigten nichts als röthlichen Kalkstein. Meine Träger waren so erschöpft, daß nicht Einer mich zu bemerken schien, als ich wieder zu ihnen kam. Die Bihens die mich bis zu Ende meiner Reise begleiten wollten, versicherten mich, daß die Neger von Cunhinga außer Stand seyen, mir ferner zu dienen, daß sie in wenig Tagen nicht mehr würden gehen können, und daß sie sie nur mit Mühe vorwärts gebracht hätten. Ich entschloß mich also, mir andere Träger zu verschaffen, und schickte zwei meiner Dolmetscher, nebst 8 Negern zu den benachbarten Häuptlingen, die nördlich vom Cuenza wohnen, und dem Soba von Cunhinga nicht pflichtig sind. Ich glaubte mich nicht eher sicher, als bis meine Waaren in ihren Staaten waren, und am andern Morgen machten wir uns bei guter Zeit fertig, über den Fluß zu setzen.

Auf meine neuen Träger wartend, ging ich mehrere Male über den Cuenza, um sein südliches Ufer zu untersuchen. Die Bewohner des erwähnten Dorfs waren nicht so bösartig als die Neger von Cunhinga; sie suchten weder mich zu bestehlen, noch mir den mindesten Schaden zuzufügen, begleiteten mich auf meinen Ausflügen, und führten mich zu dem berühmtesten Zauberer der Gegend, der unweit von ihnen wohnte. In dem Hause dieses Menschen machen alle Neger der Königreiche Angola, Benguela, der Staaten des Humbeh, Grandeh, Biheh, Bailundo, Cunhinga, Cutato, Tamba, Quigneh und andere, die Becherprobe um die Wahrheit zu erfahren; Dieß nennen sie: „den Bailungo trinken.“ Der Ruf dieses Zauberers erstreckt sich bis Congo, und nur der des Wahrsagers von Cassange kommt ihm gleich. Von beiden glaubt man, daß sie mit den Göttern sprechen, und daß diese ihnen die Wahrheit enthüllen.

Ich trat bei ihm ein, allein er gestattete mir nicht, seiner Verrichtung, die er eben beginnen wollte, beizuwohnen. Er nannte mich einen Profanen, und einen Feind der Neger, und rieth sogar meinen Begleitern, mich zu ermorden. Ich ging am folgenden Tag wieder zu ihm, und von seinen bösen Rathschlägen unterrichtet, machte ich ihm ein artiges Geschenk, bei dem sich auch ein rother Rock mit gelben Borten befand. Hierauf wurde er sehr gefällig, und gestattete mir zwei Becher zu betrachten, die er für zwei Neger, die er eben erwartete, bereitet hatte. Ich kostete aus ihnen. Der Eine enthielt einen Absud von der Rinde des Panda ohne Beimischung, allein obschon ich den andern Becher mit dem nämlichen Getränk gefüllt fand, so verursachte mir doch das Wenige, was ich davon trank, ein Brennen und einen Reiz im Halse, die mich einige Minuten lang heftig husten machten.

Indeß waren die beiden Neger, die sich der Probe unterwerfen sollten, gekommen; sie ergeiffen die Becher mit vielem Muth, aber kaum hatten sie den Inhalt getrunken, als der eine umfiel und von heftigen Konvulsionen gequält schien. Seine Verwandten gaben dem Zauberer sogleich einige Stücke Zeug, der ihm nun ein Gegengift gab. Nach ungefähr zwei Stunden kam der Unglückliche wieder zu sich, schien aber sehr leidend.

Als ich nach meinem Lager zurückkehrte, ging ich über einen kleinen Fluß, in dem ich Topasen und Stücke Bergkrystall fand. Die Wälder hatten Ueberfluß an aromatischen Kräutern.

Mein Dolmetscher kam am Morgen des dritten Tags mit einem Trupp Jäger. Da ich nach dem Königreich Angola zurückkehren wollte, um von dort aus die südlichen Provinzen zu besuchen, schickte ich einen großen Theil meiner Leute unter Führung eines Dolmetschers, dessen Treue und Geschicklichkeit ich erprobt hatte, nach Cassange. Ich gab ihm meine besten Pompeiros und Neger von Vibeh und behielt zu meiner Begleitung nur die, die ich unumgänglich nöthig hatte.

Die Bewohner der blauen Berge.

(Fortsetzung.)

Die Sprache der Tudas, deren Töne tiefe Brustlaute sind, scheint von der der benachbarten Stämme gänzlich verschieden zu seyn. Mit dem Sanskrit hat sie weder in Wurzelwörtern, noch Konstruktion, noch Laut die geringste Aehnlichkeit, und man kann das Nämliche auch rücksichtlich aller übrigen asiatischen Sprachen behaupten. Man könnte vielleicht sagen, daß sie mit den hindustschen Landessprachen der Halbinsel einige Aehnlichkeit habe, allein nur insofern, als diese Mundarten einige Worte haben, die nicht sanskritischen Ursprungs sind, und da nun die Tamulsprache die bei weitem größere Anzahl solcher Worte hat, so gleicht diese Mundart auch der Tudasprache am meisten. Auch in ihr kommen sehr häufig zwei Laute „zha und ukh" vor, welche ebenfalls der Tamulsprache und ihrem Schwesterdialekt, dem Malayal'ma eigen sind. Ueberdieß kommen die Pronomina, die Bildung des Plurals, der anredende Ausdruck im Verbum und das negative Verbum dem Tamul näher, als einem der andern Dialekte. Diese Ausnahmen abgerechnet ist die Sprache der Tudas keinem der jetzt bekannten Dialekte auch nur im geringsten verwandt, so daß selbst solche, die in den letzten zehn Jahren viel in diesen Bergen verkehrten, noch nicht so weit kamen, selbst die gewöhnlichen Redensarten zu verstehen; ja was noch auffallender ist, selbst andere Stämme, welche diese Berge bewohnen, können nicht mit den Tudas sprechen.

Die Tudas haben keine geschriebenen Charaktere noch irgend ein sichtbares Symbol, durch das sie ihre Gedanken mittheilen könnten, und deßhalb ist ihre Sprache auch um so schwieriger zu erlernen. Ob sie stets nur gesprochen, oder einst auch geschrieben wurde, ist sehr zweifelhaft. Die Tudas drücken, wenn sie schreiben sehen, das größte Erstaunen aus, und die unbestimmte Art wie Verschiedene dasselbe Wort aussprechen, scheint zu beweisen, daß wenn sie auch je Buchstaben oder irgend eine Art, die Sprache dem Gesicht darzustellen kannten, diese Kunst schon längst verloren ging. *)

Der Teriri oder Tempel der Wahrheit enthält kein Götzenbild, wird aber von den Tudas so heilig gehalten, daß sie ihrer Versicherung nach keinen Augenblick anstehen würden, jede Offenbarung, die irgend einem ihres Stammes aus ihm käme, zu glauben. Dieser Tempel ist von kegelförmiger Gestalt und mit einem sehr zierlichen Schilfdach versehen, auf dessen Spitze sich ein Stein von ungefähr einem Fuß im Durchmesser befindet. Die Wände, Thüre, das Innere u. s. w. sind ganz wie die ihrer geheiligten Milchkammern, nur ist der innere Raum kleiner. In diesem Tempel befinden sich drei oder vier Glocken und zuweilen werden Libationen von Milch dort gebracht; außer diesen befindet sich aber weder ein geheiligter noch profaner Gegenstand in ihm, und weder in diesem Tempel noch in ihren geheiligten Milchkammern, noch an irgend einem der Andacht geweihten Ort, befindet sich etwas, das einem Altar gliche. Als ich den Tempel verließ, bemerkte ich, daß meine Führer zurückblieben, und als ich hinter den Bäumen verborgen sie belauschte, sah ich daß die beiden alten Männer beteten; sie standen vor dem Tempel, den Daumen, wie oben beschrieben, an der Nase. Aber was meine Aufmerksamkeit besonders reizte, nicht dem Tempel, sondern dem Himmel zugewendet.

Die Weiber haben mehrere Männer zur Ehe, mit denen sie monatweise wechseln. — Das Leichenbegängniß eines der ältesten unter den Tudas, Namens Kenbali, fand zur Zeit meiner Anwesenheit unter folgenden Feierlichkeiten statt: Ein Zug von Weibern, von zwei oder drei ihrer männlichen Anverwandten begleitet, trugen den in einen neuen Mantel gewickelten Leichnam des Verstorbenen. Während der Zug sich langsam vorwärts bewegte, wurde ein Trauergesang angestimmt. Im Tempel angelangt, legte man den Leichnam auf dem sorgfältig ausgebreiteten Mantel in das innerste Gemach nieder, und die Personen des Zugs setzten sich um ihn her. Mehrere Frauen kamen nun herbei, und alle stimmten ein Wehklagen an, das weit durch das Thal schallte und ihren Schmerz verkündete. Wir kletterten eben einen Pfad hinan, der über einen der Berge führte, als wir auf dem Gipfel angelangt, die ganze Familie Kerzwan sammt ihren Bekannten, Männer, Frauen und Kinder, ungefähr 60 bis 70 an der Zahl, antrafen; die erstern, die Greise ausgenommen, trugen ungeheure Keu-

---

*) Folgende sind einige Worte und Redensarten in der Sprache der Tudas:

Polsh-ti. — Tempel.
Eshu. — Der Morgen.
Hukh. — Tochter.
Mukh. — Sohn.
Pur. — Fluß.
Port. — Kalt.
Mittur. — Die Nase.
Huschk. — Der Schutzheilige.
Pishakasa. — Morgen.
Murp-pom. — Der Erdbeerbaum.
Hum-a Norr oder Om-Norr — die andere Welt.
Ath. — Das.
Adhers. — Nachmahls.
Ewas. — Ob.
Karsvur. — Etwas.
Est. — Ein junger Stier.
Elph. — Knochen.
Ponsh. — Der Himmel.
Modj. — Die Wolke.
[illegible]
Tiggel. — Der Mond.
Oldor. — Die Straße.
Pom. — Die Frucht.
Tilum. — Vergnügen.
Tor. — Gottheit.
Uhk. — Pfuy.
Urkorn. — Ein Diener.
Konmun. — Das Gesicht.
Phultan. — Der Floh.
Hust. — Der Esel.
Ke-pom. — Der Himbeerstrauch.
Uegus. — Mittag.
Dirgattas. — Nachmittag.
Tuvi. — Eine Feder.
[illegible]
Turuni. — Ein Affe.
Ischk. — Wolf.
Cubbon. — Eisen.
Ettud. — Groß.
Kin. — Klein.
Yah. — Und so.
Athvad. — Daher.
Drijan. — Ein Weib.
Pat. — Ein Narr.
Err. — Ein Büffel.
Vrittoshpuni. — Wir befinden uns wohl.
Mukh yet vadu autam. — Seht doch wo das Kind ist.
Iechhema vukema. — Sollen wir gehen oder bleiben?
Ei ni at vugen pisha kasha it va. — Ich will jetzt dorthin gehen und morgen hierher kommen.
Yohalner at vu-i esh pishakasha it va. — Geht früh Morgens dorthin und kommt morgen früh hieher.
Tivi it vocchh em tosimuschus a mars-ut vukemus. — Wenn ich zurückgekommen seyn werde, werden wir dann alle miteinander zu Mittag nach jenem Gebirg gehen?
Peki ureyoti, ne ust urst. — Sagt die Wahrheit, keine Lüge.
Uhk, on peki engen-ue. — Pfuy, soll ich eine Lüge sagen?
Ed vollo vischka. — Warum ist es nicht gut?
Nosnorr oppom poththi uti. — Nosnorr ist weit weg.
Petmars Kokkuri udi. — Petmarz ist nahe.
Athvad, ini at vugeni. — Deßhalb kann ich jetzt nicht dahin gehen.
Vrilt, perner at vukem us. — Sehr wohl, wollen wir übermorgen dorthin gehen?

len. Zwölf oder vierzehn athletisch gebaute, schöne Jünglinge, die den Vortrab bildeten, erhoben, als sie herankamen, mit ihren männlichen, vollen Stimmen das „Hauh Hauh“ oder Freudengeschrei, in das die Nachfolgenden einstimmten. Wir waren mit dieser Familie sehr gut bekannt, und nach den gewöhnlichen Begrüßungen und Fragen bestanden die Jünglinge des Vortrabs darauf, uns den Berg, den sie in der entgegengesetzten Richtung erstiegen hatten, hinabzubegleiten. Wir hatten indeß kaum eine kurze Strecke zurückgelegt, so erreichten die Schmerzenstöne das Ohr Eines von unsrer Begleitung, und da sich uns im nämlichen Augenblick die Aussicht nach dem Tempel öffnete, so verwandelte das Freudengeschrei auf unsrer Seite sich urplötzlich in eine allgemeine Antwort auf das Wehklagen. Es ging nun dem Tempel zu, und als dieser erreicht war, legten sie ihre Keulen ab, und so viele als auf einmal Platz finden konnten, traten ein, beugten sich vor dem Leichnam, und nachdem sie eine kurze Zeit in die Klagen der Frauen und Verwandten mit eingestimmt hatten, zogen sie sich zurück um andern Platz zu machen. Andere Familien, oder Züge von Männern und Weibern sah man nun auf den längs den Abhängen der Gebirge sich hinschlängelnden Fußpfaden dem Tempel zueilen, und die tief gehaltenen Trauertöne, die jeder Trupp sogleich anstimmte, wenn er auf einen Punkt gekommen war, wo er den Todtengesang hören konnte, gaben der ganzen Szene etwas Ernstes und Feierliches, das sie höchst interessant machte. Alle Ankommenden gingen eben so wie die früher Erwähnten nach und nach zu dem Leichnam in den Tempel, und so hatten sich binnen kurzer Zeit mehrere Hunderte beiderlei Geschlechts versammelt. Auch an verschiedenen Stellen des Thals bildeten sich kleinere Gruppen, und Alles begab sich nun nach einem Rasenplatz, wo 40 bis 50 von den Keulenträgern Hand in Hand einen großen Kreis bildeten, und nach der Musik einer Pfeife und einer Trommel eine Art Tanz aufführten. Als dieser vorüber war, gingen fast alle Männer nach einem Abhang des Berges, wo eine große Heerde Büffel weidete, wählten 15 oder 16 unter diesen aus, und trieben sie im Triumph in einen eingeschlossenen Platz (Tu-el); einige der Männer warfen ihre Mäntel ab und drangen mit den Büffeln ein, andere sprangen über die Mauern, und die übrigen ließen fortwährend ein Freudengeschrei erschallen. Einige dieser Büffel waren von der Familie des Verstorbenen, und die übrigen von Verwandten und Freunden zu Opfern bestimmt. Der nämliche wilde Tanz wie früher ward nun in dem eingeschlossenen Platz mitten unter den Büffeln wiederholt, und als die Thiere durch den Lärm wild geworden waren, wurde ein Zeichen gegeben sie anzugreifen, und ihnen Glocken um den Hals zu befestigen. Die der Familie des Verstorbenen geweihten Büffel kamen zuerst an die Reihe; es waren schöne große Thiere, in Vergleich zu denen der niedern Gegenden wahre Ungeheuer, und in ihrer Wuth wirklich furchtbare Gegner. Man bediente sich bei diesem Kampf keiner sonderlichen List, sondern zwei junge Männer schwangen sich auf den Hals des Büffels, ergriffen ihn bei den Hörnern, und indem sie sich mit einer Hand festhielten, packten sie mit dem Daumen und Zeigefinger der andern den Nasenknorpel der Nüstern. Ließen sie diesen Anhaltspunkt fahren, so sprangen andere zu ihrem Beistand herbei, und so sah man 8 oder 9 dieser kräftigen Männer an dem Hals eines einzigen Thieres hängen, während die übrigen durch Keulenschläge, gräßliches Geschrei und erschreckende Geberden seine Wuth und die Gefahr der Angreifenden noch erhöhten. Das Thier verhielt sich hiebei keineswegs leidend, sondern stürzte oft plötzlich unter die übrigen Büffel, zuweilen auch gegen die den Platz umgebende Wand, und war oft nahe daran den Sieg über seine zahlreichen und kräftigen Gegner davon zu tragen.

Drei oder vier dieser Thiere waren so zugleich angegriffen, überwältigt und ihnen Glocken an den Hälsen befestigt worden; man ließ sie nun wieder los; die glücklichen Kämpfer nahmen ihre Keulen auf die Schultern, und der vorige Tanz begann von Neuem. Die übrigen hatten mittlerweile die Mauer des Platzes besetzt; einige noch weinend, andere in den Jubel der siegreichen Kämpfer einstimmend, und andere, denen der Verlust eines Gatten oder Geliebten drohte, oft vor Schreck aufschreiend. Das Letztere geschah nicht selten, und einige graukövfige Männer, die von der Mauer herab zusahen, und zum Theil die Ceremonien leiteten, bemerkten, daß in den Tagen ihrer Jugend zwei oder drei Männer den stärksten und wildesten Stier bezwungen hätten. Diese Bemerkung befeuerte den Ehrgeiz der Kämpfer zu neuen Angriffen, in Folge deren mehrere schwer verwundet wurden. Alles kehrte hierauf nach dem Rasenplatz zurück, und setzte sich reihenweis nieder; eine Mahlzeit aus gekochtem Reiß und Ghi bestehend wurde aufgetragen, und dann der Rest des Tages von den Angehörigen des Verstorbenen in tiefer Trauer, und von den Andern mit Tanz und Unterhaltung hingebracht. Eine Menge Burghers, Cohatars und Curumbars (gleichfalls Stämme der Neilgherry) wohnten dieser Feierlichkeit bei; unter den letztern befanden sich Musiker, die mit ihren Pfeifen bald lustig, bald traurig oder feierlich, wie man es eben für angemessen fand, aufspielten; indeß konnte ein ungeübtes Ohr in diesen verschiedenartigen Weisen keinen großen Unterschied finden. Von den Burghers brachten einige ebenfalls Opfergaben dar, und da Dieß für uns eine dringende Aufforderung zur Nachahmung war, so trugen meine Freunde und ich auch unsern Theil bei. Während der Mahlzeit hatten wir die beste Gelegenheit, die gegenwärtigen Tudas zu zählen, und wir fanden sie, wie erwähnt, überwiegend. Alle waren in ihren besten Kleidern; das Haar der Frauen hing geschmackvoll gekräuselt über die Schultern herab, und Hals und Handgelenke zeigten eine Menge Schmuck von Gold, Silber und Korallen, wie man bei gewöhnlichen Gelegenheiten selten oder nie sieht. Die stolze Haltung und das männliche Aussehen der Männer, das bescheidene, anmuthsvolle Benehmen der Weiber, ihre feinen ausdrucksvollen Gesichtszüge und überhaupt der Charakter von Allem, was mit dem um uns Vorgehenden in Verbindung stand, hatte so ganz keine Aehnlichkeit mit Etwas in diesem oder vielleicht in jedem andern Theil der Erde, daß eben keine lebhafte Einbildungskraft dazu gehörte, um zu glauben, daß Das was wir eben sahen, durch Traditionen überlieferte Gebräuche und Ceremonien eines Volkes seyen, das mit Ausnahme dieses kleinen Ueberrestes, schon längst ausgestorben war. (Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Berichte vom Vorgebirge der guten Hoffnung melden, daß die Franzosen Madagaskar verlassen und ihren Plan, sich dieser Insel oder wenigstens eines Theils derselben zu bemächtigen, aufgegeben und das Land geräumt haben. Die französische Regierung hatte, wie bekannt, unter dem Ministerium des Herrn Hyde de Neuville den Plan gefaßt, auf Madagaskar, gütlich oder mit Gewalt, eine Niederlassung zu gründen, wodurch der Verlust der Mauritiusinseln so ziemlich wieder ersetzt und in dem indischen Meere ein Punkt gewonnen worden wäre, wo die französischen Schiffe im Falle eines Seekrieges Schutz und frische Lebensmittel finden konnten. Eine zu diesem Zwecke auf Madagaskar gelandete Expedition scheiterte aber völlig an dem hartnäckigen Widerstande der Königin und der Eingebornen, und wie man jetzt erfährt, ist die Insel ganz und gar von ihnen geräumt worden. Die Unternehmung war im höchsten Grade unpolitisch und diente zu nichts Weiterm, als die Franzosen auf Madagaskar verhaßt zu machen und auf lange Zeit von der Insel auszuschließen, während der Einfluß der Engländer durch ihre Missionäre täglich festern Boden gewinnt. Auch die sogenannten barbarischen Nationen fangen bereits an, nicht mehr durch die Gewalt der Bajonnette, sondern nur durch die Waffen der Vernunft bezwungen werden zu können. Die Herrschaft der Königin hat sich unter den innern und äußern Unruhen, die seit Radama's Tod die Insel bestürmten, immer mehr befestigt und ein Heer von dreißigtausend Mann, auf europäische Art bewaffnet und geübt, steht bereit, jedem neuen Angriffe der Fremden die Spitze zu bieten. Die Königin zeigt sich als eine warme Beschützerin der Aufklärung und hat sich selbst den Namen einer Freundin des Friedens beigelegt.

Kürzlich wurden die Hunde des Herzogs von Buccleugh mitten in einer guten Hetze aufgehalten, weil der Fuchs in einen Abzugsgraben unter der Poststraße flüchtete. Weder das Bellen der Hunde noch das Knallen der Peitschen, noch das Geschrei der Jäger konnten Reinecke bewegen, abermals das Feld zu halten. Jäger und Hunde waren auf dem Punkte, die Belagerung aufzuheben, als die Briefpost herbeikam, und der Postkutscher, den Stand der Sache erkennend, vom Wagen stieg, sein langes Horn an einem Ende des Grabens ansetzte, und so schrecklich blies, daß der arme Fuchs völlig den Kopf verlor, denn in einem unglücklichen Augenblicke sprang er unter dem Gelächter seiner Feinde aus dem andern Ende des Abzugsgrabens heraus, und ward nach kurzer Hetze getödtet.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

AUSZUG AUS DER GROSSEN KARTE
zu den
Reiseberichten Douville's
nach CONGO und
das
Aequinoctial Innere
von
AFRICA

Bomba
STAATEN VON BOMBA
Aequator
AFRICA
Zaire
Fl. Congo oder Zaire
San Salvador
Zaire
STAATEN V. BAMBA
Muchicongos
Mossosos
LOANDO
STAATEN VON MOLORO
STAATEN VON GINGA
STAATEN VON QUISICA
ENCOGE
DEMBOS
Loanda
Quanza Fl.
QUISAMA
Longa Fl.
BAILUNDO
Benguela
STAATEN VON NONO
Mocanguelas
Cancobella
STAATEN VON CANCOBELLA
STAATEN VON MUCHINGI
STAATEN VON CASSANGE
STAATEN VON HO
STAATEN VON SALA
STAATEN VON MOLUAS
STAATEN VON MUCUSSAMA
STAATEN VON HUHI
See Coffua
CUTATO
CUHINGA
ATLANTISCHER OCEAN
Weg des Reisenden Douville

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 134. 13 Mai 1832.

Der kanadische Ansiedler.

(Fortsezung.)

Zwei oder drei Stunden nachdem wir uns wieder in unsrem Boote eingeschifft hatten, lag mein eignes Pathmos vor mir, das im Hintergrunde einer regelmäßig geformten, waldbewachsenen Bucht lag, an deren äußersten Enden Bäume von erstaunlicher Höhe standen. Ein französischer „Voyageur" hatte im verflossenen Herbste sich hier anzusiedeln begonnen, ein niederes Blockhaus mit Rinde gedeckt erbaut, und ungefähr vier Morgen Landes Holz geschlagen, was aber noch auf dem Boden lag. Nachdem wir eine Zeit lang an dem Ufer hin und her gerudert waren, um einen Landungsplatz zu finden — denn die Bäume, die dicht am Ufer wuchsen, waren ins Wasser gestürzt und verrammelten jeden Zugang — fanden wir endlich eine bequeme Stelle, und ich erkletterte das Ufer und überschaute von einem Baumstrunke aus mein Eigenthum, ich muß gestehen, nicht ohne tiefe Niedergeschlagenheit. In geringer Entfernung, ungefähr zweihundert Morgen davon, stand mein Feind der düstere dichte Wald, der meinem noch an diese Landschaft nicht gewohnten Auge undurchdringlich schien. Das urbar gemachte Feld, wie man es nannte, schien mir das wildeste Chaos, das sich denken läßt. Gefällte Baumstämme lagen in der verworrensten Unordnung durch und über einander, und zwischen ihnen wucherte mannshohes Gras dicht empor. Ich bahnte mir, so gut es ging, einen Weg durch diesen Verhau nach meiner künftigen Wohnung, was keine geringe Arbeit war. Von unbehauenen Cederblöcken aufgeführt, mit einem Fußboden von Baumschwarten, einem Dach von Rinde, schien es ein Mittelding von englischem Schweinstall und indianischem Wigwam. Indeß überwältigte der Reiz der Neuheit jede andere Empfindung, und hiedurch wie durch den heitern Himmel aufgeregt, rief ich stolz wie von einer plötzlichen Begeisterung ergriffen aus:

„König bin ich, so weit mein Auge reicht."

Mit diesen Worten betrat ich meinen Palast. der mit zwei Oeffnungen für Fenster versehen war, aber keine Thüre zum Verschließen hatte; ich half diesem Uebelstande mit einigen abgerissenen Brettern. Eine Reisetasche war mein ganzes Gepäcke; ich hing sie an einem Balken in der Hütte auf, und machte mich auf den Weg meinen Gränznachbar zu besuchen. Es wäre zu weitläufig hier zu erzählen, wie schwer es mir wurde, ihn zu finden, und wie viel ich auszustehen hatte, bis ich in den Wäldern den rechten Weg fand. Glücklicherweise traf ich an ihm einen sehr verständigen und umgänglichen französischen Kanadier, der eine Indianerin zum Weibe hatte. Nach seiner Anweisung entwarf ich ein Verzeichniß der mir am meisten nöthigen Gegenstände, und von ihm mit einem Kompaß und den genauesten Andeutungen in Betreff des Weges, den ich zu nehmen hatte, versehen, unternahm ich es quer durch die Wälder nach York zu gehen, dort mein Gepäcke, die nöthigen Geräthschaften u. s. w. zu holen. Anfangs führte mich mein Weg eine Zeit lang an den Ufern des See's hin, und an manchen seiner Buchten, wo der Weg gut war, und nur eine einfache Reihe von Bäumen das Gestade umsäumte, glich er hier und da einigen Stellen der Straße am Winandermeere. *) Zwar sah man hier nicht das Hochland und die starren Felsen, aber dieselbe Anmuth der Landschaft, dieselbe Klarheit des Wassers, dieselben mannichfaltigen Streiflichter und Beleuchtungen. Ungern verließ ich die Ufer des See's, indem ich urplötzlich eine südliche Richtung einschlug, und mit einem Mal in die dichten Waldungen eindrang. Da bereits die Blätter von den Bäumen zu fallen anfingen, so war der Weg äußerst schwer zu unterscheiden. Es gibt vielleicht Nichts in der Welt, was so düster ist, als eine Wanderung in jenen amerikanischen Wäldern. Nur wenige lebendige Geschöpfe unterbrechen das ewige Einerlei dieser grauenhaften Waldeinsamkeit; außer daß dort und da ein Eichhörnchen aus seiner Baumhöhle den Kopf hervorstreckt, und mit funkelnden Augen den Wanderer, eine so seltene Erscheinung in diesen Wildnissen, anstaunt. Man sieht und hört wenig mehr als das Schwanken und Knarren der vom Wind bewegten Zweige, oder den schweren dumpfen Fall eines alten morschen Baumes, der zusammenbricht, um durch seinen Moder die Erde zu düngen, aus der er so viele Jahrhunderte seine Nahrung gesogen. Nach einem Wege von vier oder fünf Stunden unter dem Schatten dieses Forstes kam ich auf eine gutgebahnte Straße, auf der man zu beiden Seiten beträchtliche Waldstrecken ausgerodet sah. An dieser Straße befindet sich die Niederlassung der Davidíten, eine jener zahlreichen und wunderlichen Sekten, die ihren Ursprung in allzugeringer religiöser Aufklärung haben.

Nachdem ich meine Einkäufe gemacht, und mein Gepäcke abge-

*) Großer Landsee in Lancastershire mit siebzehn Inseln.
Anm. d. R.

sendet hatte, wendete ich mein Angesicht wieder nach der Wildniß und abermals stand ich in der Einöde vor meiner Hütte, die indeß schon ein wohnlicheres Aussehen gewonnen hatte, da sie mit unterschiedlichem Hausrath versehen war, und ich fühlte wirklich ein behagliches Vergnügen, als ich nun unter meinem eigenen Dache schlief. Ich hatte allmählich mit der Handhabung der Axt umgehen gelernt und fällte mir das zur Feuerung benöthigte Holz mit Leichtigkeit. Diese neuerworbene Fertigkeit machte mir immer größere Lust; der Widerhall des Beiles im Walde war Musik für mein Ohr, und ein glatter Beilstiel mein einziger Ehrgeiz. Die amerikanische Art ist in Gestalt von dem in England gewöhnlichen Werkzeuge dieser Art ganz verschieden; das Eisen derselben ist kürzer als an dem englischen Holzteil und am Blatte stärker; man darf nur den Stiel herausnehmen, so kann man es eben so gut als Keil brauchen, um einen Block zu spalten. Der Stiel ist von Hickorynuß- oder Ulmenholz, etwas gekrümmt, und am Ende mit einem Knopf versehen, um zu verhindern, daß er der Hand entschlüpft. Man führt den Hieb gerade von der Schulter herab, oder in dem man die Axt um den Kopf schwingt; durch diesen Schwung erhält der Hieb eine große Gewalt, und dringt tief in's Holz ein, ohne daß man sich dabei sonderlich anzustrengen braucht. Die größte Schwierigkeit bei Handhabung dieses dort zu Land so wichtigen Werkzeuges besteht darin, immer dieselbe Stelle zu treffen und den Hieb in der gehörigen schiefen Richtung anzubringen; doch alles Dieß ergibt sich bald durch Uebung. Drei oder vier Tage nach meiner Rückkehr, als ich am Ufer des Sees hinschlenderte, fand ich den Wrack eines alten Kanoes, und ich brachte den Nachmittag damit zu, ihn ans Land zu ziehen. Zuerst füllte ich die Ritzen mit Holzspänen aus, so gut es gehen wollte, und kalfaterte es dann mit einem paar alten Hosen und Moos. Auf einer meiner Wanderungen hatte ich eine Gruppe Pinien entdeckt, (Bäume, die in dieser Gegend sehr selten sind); ich bohrte sie an, und erhielt dadurch etwas Terpenthin, womit ich mein Schiff theerte. Ich ließ es dann vom Stapel laufen, es schwamm lustig dahin, freilich etwas schief, aber Dieß that nichts zur Sache. Ich verfertigte mir ein Ruder, und versuchte unverzüglich meine erste Fahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Volksfeste in Paris.

(Schluß.)

Die Illuminationen beginnen. Die von der Regierung privilegirten Kaufleute haben ober ihren Thüren Fahnen und Transparente mit schönen Inschriften angebracht. Ueberall Leisten mit Lampen besetzt, Guirlanden von buntfarbigen Gläsern, und in der Ferne erblickt man das Pantheon mit seinen Feuerbändern und seiner Kuppel, die sich in die Wolken verliert. Die Volksmenge auf den Champs-Elysées ist noch immer dieselbe, ungeachtet der sinnlos Trunkenen, über die der Fuß strauchelt, ungeachtet des Unschlittes, das Einem auf den Kopf tropft. Das Feuerwerk beginnt frühzeitig, auf dem Platze Ludwigs XV. Alle Umgebungen, die Quais, die Rue royale, die Terrasse der Tuillerien, sind von einer dichtgedrängten Menge erfüllt. Der Pariser kann sich an den Feuerwerken nicht ersättigen. Obgleich es immer und immer Dasselbe ist, so würden doch Leute, die es schon fünfzigmal gesehen haben, um keinen Preis der Welt dabei fehlen wollen. Man steht Stunden lang und harrt in Geduld, um das eitle Vergnügen einiger Minuten zu genießen, und Gott nur kennt die Zahl der Sacktücher, Dosen, Uhren und Börsen, die dabei gestohlen werden. Doch Dieß ist nicht Alles; es gibt noch andere Unannehmlichkeiten, denen besonders das andere Geschlecht in diesem dichten Gedränge ausgesetzt ist. Es gibt gewisse rohe Gesellen, die sich nur hinzudrängen, um sich die ungeziemlichsten Vertraulichkeiten zu erlauben. Unter der Begünstigung des Gedränges und der Nacht wird manche Sünde begangen, die dem subtilen Kopfe des Pater Sanchez zu denken geben könnte. „Was ist denn das für eine Unart, für eine Unverschämtheit, für eine Rohheit?" — „Was haben Sie denn, Madame?" — „Sie sind sehr unverschämt, ich bitte Sie, mich gehen zu lassen." — Diese Worte kann man rings um sich her hundertmal wiederholen hören.

Doch auf einmal wird das Zeichen gegeben. Hr. Ruggieri, der Kunstfeuerwerker der Hauptstadt, läßt sein Meisterstück der Pyrotechnie anzünden. Die Töpfe mit Feuer beginnen. Bomben, Sterne, romanische Lichter, Raketen, Schwärmer, Sonnen, Feuergarben, bengalisches Feuer — Nichts fehlt. Die Lattengerüste, die wie ungeheure Gerippe dastehen, entzünden sich und speien Flammen aus. Kaskaden von Schwefel und Salpeter sprühen herab, und mischen ihren zischenden Funkenschaum. Zuletzt kommen die Unglücksfälle, ohne die ein Fest nicht vollkommen ist. Indem die Raketenstöcke aus einer Höhe von dreihundert Fuß senkrecht herabfahren, schlagen sie Löcher in Hüte und Köpfe; und zu allem Ueberflusse donnern zugleich zwanzig Mörserschläge. In einer Schlacht kann es nicht mörderischer zugehen; wenigstens ist es jedenfalls unangenehm für Jemand, der gekommen ist ein Vergnügen zu suchen, und nun seinen Arm oder sein Bein suchen muß. Die Furcht nimmt immermehr überhand, man stößt und drängt sich, und bereitet sich zur Flucht vor, als auf ein Mal eine blendende Helle den Himmel röthet. Es ist das Bouquet, nach welchem man alles Uebrige beurtheilt, und das entscheidet, was man über den ganzen Tag denken soll, denn der letzte Eindruck ist stets Derjenige, der uns am meisten beherrscht. Es gleicht einem ungeheuren Büschel von Blitzen und Donnern, die das Band, von dem sie zusammengehalten waren, zersprengt, und nun nach allen Seiten hin auseinanderfahren. Hunderte von Raketen und Tausende von Schwärmern zischen und brausen gleich feurigen Drachen durch die Luft, man sieht sie wie Gefahr drohende Meteore am Himmel über einander aufsteigen, man sieht sie gerade ober seinem Kopfe, und nun fallen sie und eine unbeschreibliche Flucht und Verwirrung entsteht. Man stößt sich über den Haufen, man zertritt sich, die Zugänge sind zu eng, die tobende Masse durchzulassen. Inzwischen krachen die Petarden, ein Regen von Feuer fällt von allen Seiten herab. Zuletzt erheben sich die drei Schlußbomben in majestätischer Pracht, zerplatzen in weiße Sterne und Alles ist wieder in Finsterniß begraben.

Alsbald tritt die ganze Menschenmenge ihren Heimzug an. Unermeßliche Kolonnen machen sich nach den Faubourgs auf den Weg; man hört ein Getrabe wie von den Fußtritten eines zahllosen Heeres. Die Papas mit ihren Weibern und den kleinen schlafenden Kindern beladen, diskutiren auf dem Wege, was an

dem Feste war. Die Einen, Leute von optimistischen und Alles anbetenden Gesinnungen, entschlossen Alles prachtvoll zu finden, und wüthend darauf versessen, immer zufrieden gewesen zu seyn, vertheidigen das Fest als würdige Bürger von Paris als unübertrefflich; die Andern von dem Geiste der Opposition beseelt, von Natur aus Frondeurs, können ihr Mißvergnügen nicht bergen und schwärzen Alles an, womit man sie freigehalten hat. Das Bouquet fiel nach ihrer Meinung mager aus: Das will nichts heißen gegen ein Feuerwerk zur Zeit des Kaisers; Das war Etwas! Das bei seiner Vermählung mußte man gesehen haben; oder das bei der Geburt des Königs von Rom. So etwas sieht man nicht wieder. Unter diesen und dergleichen Gesprächen und über die Pulverfrösche hin, die muthwillige Jungen den Heimkehrenden, ungeachtet aller Polizeiverbote, zwischen die Füße werfen, gelangt man nach Hause. Die Pförtner und Pförtnerinnen, die an ihre Thüren genagelt sind und an den aufgestiegenen Raketen etwas vom Feuerwerk für sich zu erhaschen gesucht hatten, fragen mit einer Art von Beschämtheit, was sich Neues bei dem Feste zugetragen; endlich begibt sich Jedermann todmüde, die Glieder wie zerschlagen, erschöpft zu Bette, aber sogleich bereit, wieder von Vorne anzufangen, wenn es seyn müßte, in der festen Ueberzeugung, daß er sich herrlich unterhalten habe.

Treibeis im australischen Ozean.

Ehedem stießen die Seefahrer in den Seestrichen des Vorgebirgs der guten Hoffnung und der südlichen Küste von Afrika niemals auf Treibeis; wenigstens findet man in den Tagbüchern der Schiffe der indischen Kompagnie während des ganzen siebenzehnten Jahrhunderts keine Erwähnung, daß man in diesem Theile des Ozeans Eis getroffen hätte, obschon mehrere jener Schiffe zwischen dem vierzigsten und einundvierzigsten Grade südlicher Breite gesegelt waren. Neuere Seefahrer berichten hierüber Folgendes:

Am 7 April 1828 sah das französische Schiff „die Harmonie“ auf seinem Rückwege von Calcutta nach Frankreich, unter 55° 50′ südl. Br. und 18° östl. L., Meridian von Greenwich, mehrere Massen Treibeis, die zum Theil 100 Fuß Höhe zu haben schienen. Das Schiff fuhr sogar zwischen zweien dieser schwimmenden Berge, an denen das Meer sich gewaltig brach, durch. Die Harmonie begegnete in diesem Striche dem spanischen Schiffe „Constantia,“ dessen Steuermann folgende Beschreibung von diesem Eise gab: „Am 7 April 1828 um zehn Uhr Morgens signalisirte man eine kleine Insel, die einer weißen Wolke glich; bald jedoch gewahrte man deutlich ihren Schlagschatten, das sicherste Kennzeichen des Landes. Indem wir uns näherten, sahen wir eine große Insel von beträchtlicher Höhe, die sich in zwei Gipfel theilte, und etwas später gewahrten wir noch drei kleine, nahe bei einander liegende Inseln. Um halb zwölf Uhr erschienen sie uns ganz weiß, und die Sonnenstrahlen prallten von ihnen zurück wie von einem Spiegel. Bis zum Nachmittag konnte Niemand diese Erscheinung sich erklären. Wir fanden uns unter 55° 56′ südl. Br. und 16° 59′ östl. L. von Greenwich; fanden auf 155 Faden keinen Grund, und da das Meer beständig seine dunkelgrüne Farbe behielt, so schlossen wir hieraus, daß jene Inseln Treibeis seyn müßten, das bis zu dieser Parallele vorgedrungen war. Wir steuerten bis Nachmittags zwei Uhr nach OSO und riefen das französische Schiff „die Harmonie“ an, das von Calcutta kam. Um halb vier Uhr zeigten sich zwei andere Eismassen am Horizont, die wir um halb fünf Uhr übersegelten. Die südlichere von beiden hatte eine Höhe von 25 bis 30 Faden, doch keinen spitzen Gipfel wie die erstere. Drei Seemeilen mehr nach Norden sahen wir am Horizont ein anderes großes Eisgebirg.

Am 28 April 1828 stieß die Brigg Elisa von Antwerpen auf ihrer Fahrt nach Batavia, unter 55° 31′ südl. Br. und 18° 17′ östl. L., von Greenwich, auf fünf Massen Treibeis, die hohen Kirchthürmen glichen. Die Wogen brachen sich an diesen gigantischen Massen mit solcher Gewalt, daß man glaubte, sie säßen auf verborgenen Riffen; allein bei Untersuchungen mit dem Senkblei fand sich kein Grund.

Die Eisberge, welche drei Wochen nach jenen, von der Harmonie und der Constantia entdeckten Eismassen gesehen wurden, befanden sich noch 52 Seemeilen südlicher, sie waren wahrscheinlich sämmtlich Stücke von südlichen Polareisfeldern, die sich losgerissen hatten, und von der Strömung nach der mittägigen Küste von Afrika getrieben worden waren.

Ein Schiff der indischen Kompagnie begegnete ein Jahr später am 29 Mai 1829 unterm 59° 25′ südl. Br. einem ungeheuern Eisgebirge, das einen Umfang von ungefähr zwei Meilen hatte und sich 150 Fuß über die Meeresfläche erhob. Der spezifischen Schwere des Eises und der Masse zufolge, die über dem Wasser sichtbar war, mußte dieser ungeheure Block mehr als 1000 Fuß dick seyn.

Es scheint, daß man vor diesen im Monate April 1828 und 1829 gemachten Entdeckungen noch nie Treibeis im Norden unter 42° oder 45° südl. Br. bemerkt hatte. Die englische Encyklopädie von Rees spricht von Treibeis, das man auf verschiedenen Punkten der beiden Hemisphären unter dem 40° und selbst unter dem 41° und 42° der Breite gefunden habe; allein man hat jetzt Gewißheit, daß das Eis sich noch weiter von den Polen entfernt, ehe es schmilzt.

Der Monat April ist die Zeit des Jahres, wo man im Süden am häufigsten, und dem Aequator am nächsten, schmelzendes Eis trifft. Da nun dieser Monat für die südliche Hemisphäre mit dem Oktober für die nördliche im Einklange steht, so könnte Dieß auf die Vermuthung führen, daß man gegen diesen Monat hin das Treibeis in der größten Entfernung vom Nordpol findet. Dennoch aber scheint es, daß man ebenfalls im April oder Mai Eismassen unter dem entferntesten Breitegrade von dem trifft, wo sie gebildet wurden; so bietet dieses Phänomen in beiden Hemisphären eine sehr bemerkenswerthe Gleichheit. Einige Beispiele mögen diese Behauptung unterstützen.

Am 14 April stieß die Minerva zwischen Newyork und Liverpool unter 42° nördl. Br. und 47° westl. L. von Greenwich auf vier große Eisgebirge.

Am 15 April 1825 fuhr der Mountstone, auf seiner Reise von Plymouth nach Neufundland, bei sehr dichtem Nebel auf eine Eismasse, so daß das Schiff sich sogleich mit Wasser füllte. Der Breitegrad wurde nicht aufgenommen.

Am 14 Mai 1814 traf die nach Quebec bestimmte Flotte unter 44° nördl. Br. und 50° westl. L. auf mehr als zwanzig große Blöcke Treibeis, von denen einige über 80 Fuß Höhe hatten. Am Nachmittage fuhr die Flotte an einer Eisinsel vorüber, die eine Oberfläche von zwanzig Meilen hatte und sich dreißig Fuß, an manchen Stellen sogar noch höher, über das Wasser erhob.

Aus diesen Angaben lassen sich folgende Schlüsse ziehen: 1) Im Monate April oder in den ersten Tagen des Mai hat man auf der südlichen und nördlichen Hemisphäre Massen von Treibeis unter einem niedrigern Breitegrade getroffen, als während der übrigen Zeit des Jahres. Dieß ist eine Anomalie, die bis jetzt noch nicht erklärt wurde; denn nach unsern Begriffen müßten zwischen der Zeit, wo das Treibeis der südlichen Hemisphäre dem Aequator am nächsten kommt, und der Zeit, wo das Eis des Nordpols sich dem Aequator am meisten nähert, sechs Monate verlaufen.

2) Zu Bildung und Aufhäufung der Eismassen des Südpols scheint ein bedeutender Landstrich in der Nachbarschaft dieses Pols durchaus nöthig zu seyn. Dieser Kontinent muß zwischen dem Meridian von London und dem zwanzigsten östlichen Meridian liegen; von hier aus werden die Eisschollen durch die vereinte Kraft der Strömung, des Windes und der Wellen, von SSO nach N und nach NNO getrieben. Allein das unter dem 65° südl. Br. und 27° westl. L. gelegene Sandwichland liegt zu weit westlich von der Richtung der Strömung, der Winde und der Wogen, als daß die auf der Höhe des Vorgebirgs der guten Hoffnung gesehenen Eismassen an den Küsten der Sandwichinseln gebildet seyn könnten. Die Inseln Bouvet und Thompson, unter 54° südl. Br. und 5° östl. L. sind zu unbedeutend, als daß man annehmen könnte, jene Eisgebirge wären hier entstanden, und das Land von Kerguelen unter 49° südl. Br. und 70° östl. Länge liegt zu weit westlich, als daß sie von dorther kommen könnten.

3) Die Erscheinung von Eisbergen in der Nähe der südlichen Spitze

von Afrika im April 1828, und mehr östlich im April 1829, muß auf einer noch unergründeten Ursache beruhen, vielleicht auf einem Erdbeben oder einem vulkanischen Ausbruche, der die gewaltsame Losreißung dieser Eismassen herbeiführte. In jedem Falle ist es ein Phänomen, das früher in den Polarregionen sehr selten gewesen seyn muß; wenigstens weiß man im vergangenen Jahrhundert von keinem ähnlichen, weil während desselben nie so nahe am afrikanischen Kontinent Treibeis gefunden wurde.

Der Handel von Balinli.

Der Handel von Balinli, einer der bedeutendsten Städte der Insel Bali, wird größtentheils von fremden Pros oder Fahrzeugen betrieben, denn die Insulaner selbst haben nur eine kleine Anzahl solcher Pros und entfernen sich selten von den Küsten ihres Vaterlandes. Ungefähr zehn solcher Pros kommen jährlich nach Ceram, einer großen Insel hinter Amboina, landen im Oktober und fahren im Januar wieder ab. Sie bringen Muskatnüsse, Schildkrötschalen, Masudschi, eine Art Rinde, die als Arzneimittel von den Javanern hoch geschätzt wird, und andere auf den östlichen Inseln häufige Artikel. Die Schiffsmannschaft besteht aus starken Papus, die von der Küste von Neu-Guinea gebracht werden, das Malayische richtig und zierlich und überhaupt in einem so bestimmten Tone sprechen, als wären sie mehr zu befehlen als zu gehorchen gewohnt. Die Pros sind aus Planken mit hölzernen Pflöcken zusammengefügt, und zum ganzen Baue wird durchaus kein Eisen verwendet. Sobald sie wieder zu Hause angekommen sind, wird das Schiff zerlegt. Jeder vom Schiffsvolke trägt ein Stück fort, und Alles wird im Dorfe aufbewahrt, um es für eine nächste Fahrt wieder zusammen zu setzen.

Der Handel zwischen Bali und Java wird durch ungefähr zehn chinesische Pros betrieben; jedes solche Fahrzeug macht jährlich beiläufig sechs Fahrten. Sie bringen grobe Leinwand, Musselin und Schnupftücher nach Bali, und nehmen als Rückfracht getrocknetes Rindfleisch, Häute und Talg, auch Masudschi und Muskatnüsse von Ceram. Der Werth ihrer Ladungen beläuft sich gewöhnlich auf 20,000 bis 50,000 Rupien. Der Gewinn an den Ladungen von Java beträgt ungefähr 10 Prozent, doch der an den von Bali ausgeführten Waaren ist weit beträchtlicher.

Außer den Pros von Ceram und Java wird Bali auch von Fahrzeugen der Bughis besucht. Ungefähr ein Dutzend kommen von Sambawa, zwanzig von einem Theile von Celebes und zwanzig andere von Singapur. Die Ladungen der letztern sind die reichsten; sie bringen nebst andern Waaren jährlich ungefähr zwanzig Kisten Opium.

Die Bewohner der blauen Berge.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen wurden wir durch eine lebhafte Musik von Trommeln und Pfeifen aufgeweckt. In der Nacht hatte es geregnet, und da nur Wenige unter Dach gebracht werden konnten, so waren Viele genöthigt Schutz im Wald zu suchen, wo sie große Feuer angezündet hatten, deren Rauch noch am Morgen, als sie wieder dem Rasenplatz zueilten, zwischen den Bäumen emporwirbelte. Nachdem ein reichliches Frühstück aufgetragen worden war, begann der Tanz von Neuem, theils auf dem Rasenplatz, theils im Tu-el, in den andere Opferthiere, Gaben von Freunden, gelassen und auf dieselbe Weise wie am Tag zuvor angegriffen wurden. Der Mantel mit dem Leichnam wurde nun aus dem Tempel gebracht, und in einer Richtung von Osten nach Westen vor den barrikadirten Eingang des Tu-els auf den Boden gelegt. Die männlichen Verwandten versammelten sich um ihn und der Aelteste von ihnen, ein alter Mann mit weißem Haar, bückte sich nun, indem er den Kopf mit seinem Mantel verhüllte, in dem kleinen Raum der zwischen dem Leichnam und der Wand des Tu-el blieb, mit der Stirn bis zur Erde. Hierauf lockerte er mit einem Stock (dem Stab des Verstorbenen), um den ein Stück von einem abgelegten Kleid eines Pol-aul gebunden war, den Boden etwas auf, nahm dann etwas von der Erde auf die flache Hand und streute sie, nachdem er zuvor seine Beistände um ihre Einwilligung befragt hatte, dreimal nach Westen und dreimal nach Osten aus; die zuerst ausgestreute Erde fiel innerhalb des Tuel nieder, und die zweite auf den Leichnam. Nachdem der Greis wieder aufgestanden war, gab er den Stock einem Andern, der dieselbe Ceremonie wiederholte, und so kam die Reihe an alle Verwandte des Verstorbenen, mit Einschluß zweier Knaben, seiner Enkel. Die übrigen Anwesenden standen dem Eingang des Tu-el gegenüber, und richteten an die Büffel als „Dii animales“ die Bitte, ihnen ihre Vermittlung angedeihen zu lassen, daß Segen auf ihnen, ihren Weibern, Kindern und Heerden ruhen, daß Krankheit und Mißgeschick fern von ihnen bleiben, und daß ihr Fuß nicht vom Dorn, ihr Haupt nicht vom stürzenden Felsen verletzt werden möge. Eine junge Kuh wurde nun an einem der vier Pfähle, die nicht weit von einander eingerammt waren, gebunden, der Opferpriester legte zuerst die Hände auf sie und erschlug sie dann. Der Mantel mit dem Leichnam ward indeß herbeigebracht, und nachdem er mit dem Blut, das aus den Nüstern des Opfers träufelte, bespritzt worden war, setzten die weiblichen Anverwandten und ihre Freundinnen sich um ihn her, erneuten ihre Klagen und vergossen eine Fluth von Thränen. Unter diesen Weibern befanden sich zwei sehr alte mit Silberlocken, die eine die Frau, die andere die Schwester des Verstorbenen. Sie konnten vor Altersschwäche nicht mehr gehen, und waren von ihren Söhnen, von ihrer Heimath aus bis hierher, auf den Schultern getragen worden. Das allgemeine Opfer nahm jetzt seinen Anfang; sieben oder acht der Büffel wurden auf die nämliche Weise wie am Tag vorher ergriffen, mit Gewalt dem Leichnam so nahe gebracht, daß der letzte Athem der sterbenden Thiere ihn berührte und nun wurden sie durch einen Schlag hinter die Hörner mit einer kleinen Holzaxt getödtet. Das wüthende Thier stürzte auf den ersten Streich, und wurde nun dem Mantel mit dem Leichnam noch näher gebracht, so daß Maul und Nüstern auf ihm lagen. Einige der größern Büffel ergaben sich indeß nicht so geduldig in ihr Schicksal; sie tobten vielmehr auf dem Grasplatz umher, stürzten sich unter die Menge und drohten ihren Gegnern Verderben. Die Gesetze der Ehre verboten es den Uebrigen, der kleinen Anzahl, die es unternommen hatte jedes Thiers sich zu bemeistern, zu Hülfe zu kommen, und so schien der Ausgang unentschieden; allein die Büffel hatten gegen kraftvolle Männer zu kämpfen, deren Muth und Stärke nicht zu überwinden waren. Die Opfer wurden sämmtlich geschlachtet, und ihre Zahl belief sich, die junge Kuh ungerechnet, auf 19. Es waren lauter Büffelkühe, deren einer ihr schönes Kalb gefolgt war, das gleichfalls getödtet und mit dem Maule an das Euter seiner Mutter gelegt wurde.

Die ganze Szene bot jetzt ein höchst interessantes Schauspiel: Der wilde Tanz war in einiger Entfernung von mehrern der Anwesenden fortgesetzt worden; die Keulenträger jauchzten so oft ein neues Opfer herbeigebracht wurde; im Mittelpunkt lag der Leichnam, an dessen Seiten die beiden silberhaarigen Matronen still weinten; um diese herum die geschlachteten Thiere, und zwischen diesen die Gruppen der Leidtragenden von jungen und alten Männern und Frauen, paarweis Gesicht gegen Gesicht gekehrt, beisammen sitzend, so daß ihre traurig herabhängenden Häupter sich mit der Stirn berührten. Das Ganze vereinigte sich in einem einzigen allgemeinen Klagegeschrei, durch das man, je nachdem es stärker oder schwächer wurde, die Pfeife in eintöniger, feierlicher Weise hörte. Andere von der Versammlung gesellten sich den Leidtragenden zu und theilten ihren Schmerz. Die Ceremonie des Fußgebens war bei dieser Gelegenheit besonders merkwürdig: Zu einer Frau die allein saß und weinte, ging ein Mann, wiederholte das: „Hoy hey ze zha!“ oder das Klaggeschrei, und indem er erst den einen, dann den andern Fuß ausstreckte, bückte sich die Frau nieder, um ihn mit der Stirn zu berühren. War eine Frau der kommende Theil, so bückte sie sich, der Mann stand auf und dieselbe Ceremonie ging vor sich; dann setzten beide sich gegeneinander über, berührten sich mit der Stirn, und legten auch wohl zuweilen die Arme einander auf die Schultern. Dieß dauerte so bei zwei Stunden fort, worauf dann die Leidtragenden sich nach und nach zurückzogen, und nur die um den Leichnam Versammelten noch blieben. Ein kleiner bemalter Bogen, drei befiederte Pfeile mit eisernen Spitzen, und der Stab des Verstorbenen wurden nun auf den Mantel gelegt, einige Hände voll geröstetes Korn und roher Zucker zwischen die Falten gestreut, und dann der Leichnam nach einigen Verbeugungen in den Tempel zurückgebracht. Hierauf wurde der Versammlung eine Mahlzeit aufgetragen, und ein Haufe Cohatars, der bis jetzt ehrerbietig in der Ferne geblieben war, schlich sich nun zu den geschlachteten Thieren, und untersuchte die Güte des Fleisches und der Felle, die sie durch Kauf an sich zu bringen gedachten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 135. 14 Mai 1832.

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

Aus Lerminiers*) Briefen an einen Berliner.

1. Royer Collard.

Die Philosophie der Restauration hat ihren vollendetsten und richtigsten Ausdruck in einem Manne gefunden, der mit Recht die Achtung Aller genießt: Royer Collard. Ich ergreife die Gelegenheit, von ihm zu sprechen, um so lieber, als ich Vieles zum Lobe seiner ehrenwerthen Gesinnungen und seines Talentes zu sagen haben werde. Wenn ein Deutscher die Wichtigkeit, die dieser ausgezeichnete Philosoph für die neuere französische Philosophie hatte, richtig würdigen will, so muß er vor allen Dingen sich seiner deutschen Vorstellungen von einem Gelehrten entschlagen. Sonst würde er mich gleich vorn herein nach den Werken Royer Collard's fragen, den er sich, wie seine Fichte, Schelling und Hegel, als einen Schriftsteller denken würde, der Vieles geschrieben, und seinen großen Ruf auf eine Reihenfolge von Schriften begründet habe. Dem ist nicht also. Royer Collard hat wenig geschrieben, und nur wenige mündliche Vorträge gehalten. Wir besitzen von ihm bis jetzt Nichts als einen Vortrag, den er im Jahre 1813 hielt, und der einen kurzen Abriß seines philosophischen Lehrgebäudes gibt; außerdem einige Bruchstücke, die Herr Jouffroy mit dem unermüdlichsten und bescheidensten Fleiße gesammelt hat. Ein Deutscher wird noch mehr erstaunen, wenn ich ihm sage, daß die Lehrvorträge Royer Collard's nur zwei Jahre dauerten, und sich nur mit einer Frage, der Wahrnehmung der äußern Objekte, befaßten, und noch dazu nur nach dem Systeme Reid's und der schottischen Schule.

Möge man hieraus nicht Anlaß nehmen, uns Schuld zu geben, daß wir mit allzu vorschneller Hand unsre Männer auf den Schild erheben; Royer Collard's Ruf als Metaphysiker ist nicht angemaßtes Verdienst. Doch Dieß bedarf einer nähern Beleuchtung. Als dieser Philosoph im Jahre 1811 eine kleine Reaktion gegen die Schule Condillacs begann, wurde er kaum noch bemerkt; es war der Augenblik, wo Napoleon und Frankreich ihr gemeinschaftliches Glück durch gemeinschaftliches Unglück büßten. Im Jahre 1814 trat Royer Collard vom Lehrstuhle in die politische Laufbahn über. Die Zöglinge der Normalschule, die sich seiner besondern Begünstigung zu erfreuen hatten, sprachen dankbar von seinem Unterrichte, und ließen ihn als den ersten Grundpfeiler einer neuen Reform in der Philosophie betrachten; sie wetteiferten mit einander, ihn in der öffentlichen Meinung als tiefen Denker und Mann von Bedeutung hervorzuheben. Uebrigens trug Royer Collard selbst nicht wenig dazu bei, seinen Ruf als Metaphysiker durch den Namen, den er sich als Politiker erwarb, in ein helleres Licht zu setzen; die politische Notabilität stellte den Metaphysiker in eine majestätische und günstige Entfernung. Der Redner in der Deputirtenkammer trug zur Vergrößerung des Philosophen bei.

Bei allem Dem muß ich zugeben, daß die philosophische Laufbahn Royer Collard's auf die Einführung einer Theorie Reid's beschränkt blieb; aber diese Einführung geschah auch gerade im günstigen Augenblicke, und in einem ausgezeichneten Style: man lese seinen im Jahre 1813 gehaltenen Vortrag, und die wenigen ihn begleitenden Fragmente, und man wird darin eine philosophische, edle und würdige Haltung der Diktion, eine Wendung des Ausdruckes finden, die etwas Gebieterisches hat; obgleich man aber auch schon den Keim jener Fehler darin entdeckt, die Royer Collard später in die politischen Diskussionen übertrug, ich meine eine mehr scheinbare als wirkliche Präcision, die mehr in den Worten, als in den Gedanken liegt, etwas Gesuchtes und Kälte, Gezwungenheit und Trockenheit. Dennoch überwiegen in Royer Collard die wirklichen Vorzüge die Unvollkommenheiten, und man erkennt, daß er ein ausgezeichneter philosophischer Schriftsteller geworden seyn würde, wenn er jung zu schreiben angefangen, oder vielmehr, wenn er später dazu Zeit hätte finden können.

Offenbar hatte Royer Collard auf dem Felde der Philosophie keine Ahnung von der neuen Laufbahn, die sich unserm Jahrhunderte eröffnete; nicht einmal in nur oberflächlichen Umrissen deutete er an, arbeitete er vor. Allerdings ist auch die von ihm behandelte Frage von Wichtigkeit, und ich wiederhole mit ihm die Worte, die seinen Vortrag von 1813 schließen: „Es ist ein Faktum, daß die öffentliche und individuelle Moral, die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft und das Glück der Einzelnen bei dem Streite der wah-

*) Lerminier ist bekanntlich seit ungefähr einem Jahre — wo er sich von den Saintsimonisten lossagte — Professor der Rechtsphilosophie am Collège de France; ein junger Mann, der mit weit mehr Geist als Cousin auch ein weit gründlicheres Wissen als jener verbindet, und dem es vielleicht gelingt, in dieser Beziehung zwischen deutschen und französischen Forschungen ein weit lebendigeres Wechselverhältniß zu begründen, als es Cousin durch seine leblose Uebersetzungsweise je vermochte. A. d. R.

ren und falschen Philosophie über die Realität der Erkenntniß betheiligt sind. Wenn man das Wesen der Dinge zum Problem macht, welche Kraft wird den Banden bleiben, durch die sie verknüpft sind? Der Mensch läßt sich nicht theilen; man kann dem Skeptizismus nicht einen Theil überlassen; sobald er in den Geist eingedrungen ist, bemächtigt er sich seiner ganz und gar." Ich gebe es zu, aber man siegt auch nicht über den Skeptizismus durch kleine Erläuterungen eines isolirten Problems, nicht durch einen Gedanken, der sich kümmerlich von einem Tag auf den andern fortfristet, ohne Einheit, ohne System, ohne Zukunft. Wenn der Skeptizismus sich des ganzen Geistes bemächtigt, so muß er auch kraftvoll und überall, und unter allen Gestalten bekämpft werden; in Bestimmung des Menschen, sozialen Einrichtungen, Revolutionen der Völker. Der Mensch läßt sich nicht theilen, ich stimme bei; aber man wird seiner auch nicht Meister, wenn man sich nicht ganz seiner, in Seele, Verstand und Einbildungskraft, bemächtigt.

(Fortsetzung folgt.)

Der kanadische Ansiedler.

(Fortsetzung.)

Alles ging vortrefflich von Statten, und ich suchte nun für das Boot eine sichere Bucht aus, wo es gegen die Wogenstöße von Norden her sicher lag. Bald fand ich es von großem Nutzen für mich; ich bediente mich seiner, um einen Nachbar zu besuchen, von dem ich einige Bretter mit nach Hause nahm, aus denen ich über meinem kleinen Hause noch einen Speicher errichtete, dessen Fugen ich mit langen Streifen von Cederrinden, die ich von den Bäumen schälte, verkleidete. Hiebei hatte ich die Absicht, die Winterkälte von Oben herab von meinen Wohnstuben abzuhalten. In diesem Speicher stellte ich mein meistes Hausgeräthe auf. Aus einem Stück Buchenholz zimmerte ich mir einen ziemlich bequemen Stuhl und trieb den Luxus so weit, daß ich den Versuch machte, ihn zu polstern; doch hiezu verging mir die Lust wieder. Zwei oder drei Bretter bildeten meinen Tisch und eine Bank. Ein paar hölzerne Zapfen dienten mir, mein Gewehr daran aufzuhängen, und als die Abende länger wurden, sah ich beim Scheine eines tüchtigen Feuers schon mit größerer Zufriedenheit in meiner Behausung umher. Gewöhnlich stand ich Morgens um halb vier Uhr auf; rückte mein Feuer zusammen, und nahm mein Frühstück, da ich es für ein gutes Verwahrungsmittel gegen das Fieber hielt, vor dem Ausgehen Etwas zu sich genommen zu haben. Die Morgen waren nun, gegen die Mitte und letzte Hälfte des Septembers von starken Reifen und Frösten begleitet, obgleich es den Mittag über sehr heiß wurde. Da ich es meiner Gesundheit sehr zuträglich hielt, die ganze Nacht das Feuer zu unterhalten, aber auch der Mühe überhoben seyn wollte, all mein Brennholz auf den Schultern nach Hause zu tragen, so fing ich eines Tages an, zwölf oder vierzehn schöne Buchen oder Ahornbäume zu schlagen, sägte sie in zwölf Fuß lange Blöcke, borgte mir ein paar Ochsen, und führte das Holz vor meine Thüre. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mit einem solchen Gespann fuhr, und hatte daher mit ihm meine liebe Noth. Mein Vorgänger, der Franzose, hatte an einigen gelichteten Stellen und zwischen den Baumstränken Kartoffeln und Kürbisse gepflanzt, die ich nun einheimste. Die Kartoffeln brachte ich in einen kleinen Keller, den ich unter meiner Wohnung gegraben hatte. Da die Zeit gekommen war, wo das hohe Gras weggewelkt war, sah ich den Boden von Kürbissen, wie den Garten der Hesperiden mit goldenen Aepfeln bedeckt. Wegen der Mühe, die ich hatte sie an Ort und Stelle zu schaffen, brachte ich mit dem Einsammeln derselben mehrere Tage zu.

Um diese Zeit vermehrte ich meinen Hausstand mit einem jungen Hunde, den mir ein Nachbar geschenkt hatte; ein Schwein und eine Katze besaß ich schon, und da oft wohl vierzehn Tage vergingen, bis mich Jemand in meiner Einsiedelei besuchte, so wurden wir bald unzertrennliche Gefährten. Wenn ich ausging, folgte mir meine ganze Hausgenossenschaft; das Schwein suchte Eicheln, der Hund und die Katze spielten im Walde; ich selbst legte zuweilen die Holzart beiseite und rief einem meiner Unterthanen zu einer besondern Unterhaltung; wobei das Schwein den übrigen Nichts an Folgsamkeit nachgab. Das Maisfeld meines Nachbars hatte viel durch die nächtlichen Besuche eines Bären auszustehen, der darin große Verheerung anrichtete. Mehrere Nächte lauerten wir ihm vergebens auf; endlich aber entledigten wir uns durch einige Kugeln der Besuche dieses ungebetenen Gastes. Das Wetter wurde nun gegen Ende Oktobers und Anfang Novembers herrlich. Es trat der sogenannte „indianische Sommer" ein. Die Luft ist duftig, und hat eine gleich mäßige milde Wärme. Nur selten fällt den Tag über Regen; aber erfrischende Güsse treten häufig die Nacht über ein, und bei Aufgang der Sonne scheinen die herbstlichen Farben des schon zu fallen bereiten Laubes wie von der Frische des Frühlings angehaucht. Die amerikanischen Wälder zeigen sich in ihrer eigentlichen Pracht im Herbste; die goldene Farbe des einen Laubes glänzt um so heller auf dem noch dunkelgrünen Grunde eines andern, das braune zackige Buchenlaub wird durch die Cedernbüsche gehoben, während Alles von den brennendrothen Blättern einer Ahorngattung überleuchtet wird. Diese Farbenmischung des verschiedenen Laubes, die altersmorschen Bäume, die ihrem Falle sich zuneigen, daneben die Pinien und andere immer grüne Bäume geben einem Spaziergange durch die Wälder um diese Zeit einen unbeschreiblichen Reiz der Abwechslung.

Nachdem ich alle meine Kartoffeln und Kürbisse unter Dach gebracht, und die Ritzen meines Hauses mit einem dichten Lehm sorgfältig verkittet hatte, erwartete ich, mit einem guten Vorrath Brennholz vor der Thüre, die Annäherung des Winters, ohne allzu besondere Furcht vor seiner Strenge. Ich war im Besitze mehrerer trefflicher Bücher und nach achtstündiger Arbeit, wie ich denn sehr emsig darüber her war, für den kommenden Frühling ein Stück Landes vor meinem Hause zu einem Garten umzuschaffen, und einzuhägen, konnte ich mich an ein lustiges Feuer setzen und bei dem Scheine einer von mir selbst verfertigten Lampe, mich nach andern Himmelsstrichen wegträumen oder zu meinem eigenen Erstaunen wahrnehmen, wie bald ich mich an diese neue Lebensart und Veränderung der Sitten gewöhnt hatte. Da ich in so einsiedlerischer Weise dahin lebte, war es unvermeidlich, daß ich nicht zuweilen von jenem, vielleicht dem Waldleben besonders eigenthümlichen Uebel, der Melancholie, befallen wurde; aber irgend eine Beschäftigung,

die ich auf nöthigen Bedarf, oder zur Verschönerung meines Aufenthaltes verwendete, verscheuchte stets alle Wolken aus meinem Gemüthe. Eines Abends saß ich einsam in meiner Stube, und dachte eben wieder über eins und das andere Luftschloß nach, das ich in meiner Jugend in die Zukunft hinein gebaut hatte, wobei ich nicht umhin konnte, über so manche zu Wasser gewordene Hoffnung zu seufzen, während eine Spieldose — ein Vergnügen, das ich mir nur Sonnabends erlaubte — die Arie: „Dieß Bildniß ist bezaubernd schön" aufspielte, als ich an meine Thüre pochen hörte. „Herein" rief ich, die Thüre öffnete sich, aber Niemand ließ sich blicken. Ich stand auf und sah zwei Gestalten in Tücher gehüllt, außen stehen. „Ontaske niche" — Kommt herein, Indianer — sagte ich; als eine der beiden Fremden in ein lautes Gelächter ausbrach, und ich die indianische Frau meines Nachbars erkannte, die noch eine Indianerin, die Schwester eines ihrer Freunde, bei sich hatte. Ein solcher Besuch gab meiner einsamen Haushaltung ein ganz neues Leben. Die jüngere Indianerin, die seit ihrem Eintritte aufmerksam dem Spiel der Dose zugehorcht hatte, schlich sich immer näher und näher, bis sie endlich rasch ihre Hand darauf legte, als wollte sie einen Schmetterling erhaschen. Es traf sich, daß die kleine Maschine gerade abgelaufen war, so daß sich die Indianerin einbildete, sie habe es erdrückt, worüber sie ein tiefes Ach ausstieß, und mich erschrocken anblickte. Als sie aber sah, daß ich lachte, schöpfte sie wieder Muth und lachte auch. (Schluß folgt.)

Fortschritte Aegyptens in Civilisation, Künsten und Wissenschaften. *)

Herr Jomard gibt in einer für die neue Geographie, welche Herr Adrian Balbi herausgeben wird, bestimmten Notiz folgende Zusammenstellung aller Verbesserungen und neuen Einrichtungen, die Aegypten seinem Vizekönige Mohammed Aly verdankt.

Es stellt sich uns gegenwärtig, sagt er, eine Art moralischen Phänomens von sehr überraschender Natur dar, das jedoch fast gänzlich unbeachtet geblieben ist. Die Binde des Fanatismus und der Unwissenheit löst sich nach und nach von den Augen der Orientalen; seit fünf Jahren suchen sie in Frankreich Aufklärung, und wenn man die jungen Aegyptier, die nach Paris und andern Städten des Landes gekommen sind, um sich zu unterrichten, so wie sie jetzt sind, mit Dem vergleicht, was sie bei ihrer Ankunft waren, so muß man über die gemachten Fortschritte erstaunen. Nicht minder überraschend ist die ganz besondere Anstelligkeit, die viele unter ihnen nicht nur für europäische Künste, für Industrie und die der Gesellschaft nützlichen Kenntnisse, sondern auch für moderne Civilisation zeigen, und wie leicht sie sich die Sitten und Gebräuche des gesellschaftlichen Lebens in Europa, die doch von denen der Orientalen so sehr verschieden sind, zu eigen machen.

Bevor man eine Uebersicht des Resultats der Bemühungen gibt, die man anwendete, um die neunzig jungen Aegyptier, die seit dem Jahre 1826 nach Frankreich gekommen sind, wissenschaftlich zu bilden, wird es zweckmäßig seyn, einen Ueberblick des gegenwärtigen Zustandes der Dinge in Aegypten vorauszuschicken, durch den man in den Stand gesetzt werden dürfte, diesen jungen Leuten eine günstigere Zukunft versprechen zu können, als Dieß die von vielen Seiten her erhobenen Einwürfe gegen die Nützlichkeit dieses philanthropischen Unternehmens gethan haben. Hätte Aegypten nicht selbst die Bahn der Civilisation betreten, so könnte man wohl fürchten, daß die in Europa versuchten Schritte erfolglos bleiben dürften, und dann mußte man darauf hinarbeiten, daß die jungen Adepten bei ihrer Rückkehr ins Vaterland Hülfsmittel zu ihrer fernern Ausbildung vorfanden, und so zu sagen in eine wissenschaftliche Atmosphäre gebracht wurden; allein glücklicher Weise waren die durch die französische Expedition auf jenem fruchtbaren Boden ausgestreuten Keime noch nicht erstickt, und die Traditionen aus jenen Tagen haben sich noch lebendig erhalten. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß man, um ein Land zu civilisiren, bei der Erziehung anfangen müsse, hat der Vizekönig mehrere mathematische und medicinische Schulen errichtet. Nur ein überlegener Geist konnte den Gedanken an solche, dem Boden Aegyptens und der Gestaltung, die dieses Land seit Selims Eroberung erhalten hatte, so fremdartige Schöpfungen fassen. Man muß wissen, daß Mohammed Aly anfänglich nicht nur die Zöglinge seiner Schulen, sondern auch deren Familien erhielt. Aus der ersten dieser Schulen, unter dem Namen Casr-el-Ain (Name eines Gebäudes zwischen Kairo und dem Nil) bekannt, sind die meisten der im Jahre 1826 nach Frankreich geschickten jungen Leute hervorgegangen, die, in Wahrheit nur wenig vorbereitet, in einem für die erste Bildung schon zu sehr vorgerückten Alter, und, wie man zu sagen pflegt, kaum aus dem Gröbsten heraus waren. Wenn die meisten von ihnen jetzt vollkommen ausgebildet ihr Vaterland wieder betreten, so werden sie eine Unterweisungsmethode und Mittel dorthin verpflanzen, von denen sich die besten Resultate erwarten lassen.

Die medizinische Schule, mit einem der größten Hospitäler verbunden, die es gibt, macht besonders hinsichtlich chirurgischer Operationen die herrlichsten Fortschritte. Sie zählt mehr als dreihundert Zöglinge, und unter diesen eine bedeutende Anzahl, die sich in theoretischer und praktischer Anwendung ihrer Wissenschaft auszeichnet. Diese beiden mit einander verbundenen Anstalten befinden sich zu Abuzabel, zwölf Meilen nördlich von Kairo, und stehen unter der Leitung des geschickten französischen Arztes Dr. Clot. (S. Ausl. Nr. 88 d. J.)

Eine große Centralschule für den Unterricht in den vorzüglichsten wissenschaftlichen und industriellen Kenntnissen und deren praktischer Anwendung ist jetzt im Werke. Dieser großartige Entwurf umfaßt den Plan zu einer polytechnischen Schule, nebst den verschiedenen Abtheilungen zu Anwendung des Gelernten, theils für den öffentlichen Dienst und die öffentlichen Arbeiten, theils für Chemie, Oekonomie, Mechanik, und sogar für Handel und Ackerbau. Obgleich Aegypten für ein so umfassendes Unternehmen noch nicht reif genug ist, so werden mehrere Zöglinge der französisch-ägyptischen Schule in wenigen Jahren ausgebildet genug seyn, um dem Unterrichte in zwölf bis fünfzehn Zweigen der Wissenschaften vorstehen zu können. Was die Kosten betrifft, so dürften diese einen Fürsten nicht abschrecken, der schon so viel für den Unterricht, für Kanäle und Industrie verwendet hat, und der die großen Schulen in Aegypten und Frankreich so großmüthig unterhält. Wie bekannt hat er auch die Buchdruckerei, Dampfmaschinen und Schiffe, die Gasbeleuchtung und viele, selbst der Hälfte von Europa noch unbekannte, Verbesserungen eingeführt. Man sage nicht, daß solche Veränderungen unzeitig sind, daß Alles mit ihm zu Grunde gehen wird, und daß nur ein Thor solchen Chimären von Verbesserung sich hingeben oder gegen die Unwissenheit und den Fanatismus des Landes kämpfen könne. Um seine Plane ins Werk zu setzen, mußte er Geist und Augen seiner Unterthanen durch die Wunder europäischer Künste überraschen, Kanäle eröffnen, Straßen anlegen, den Boden anbauen und seine Erzeugnisse vermehren, mit allen benachbarten Ländern Verbindungen anknüpfen, ein mächtiges Heer bilden, seine Gränzen zu Land und Meer befestigen, mit Hülfe der Industrie die Stoffe entwickeln, die das Thal des Nils in so reichem Maße bietet, und endlich die fanatische Opposition der Ulemahs und den Widerstand der Osmanlis und aller Parteien entkräften. Dieß Alles und noch mehr hat er bereits ausgeführt.

Wenn auch das Monopol, das man tadelt, einen Schatten auf seine Verwaltung wirft, so muß man dagegen bedenken, daß eben diese Verordnung, die man als tyrannisch und den Interessen des Handels und des Ackerbaues zuwider ansieht, ihm die Mittel gab, so kostspielige Unternehmungen auszuführen; wenn sein von mächtigen Hülfsmitteln unterstütztes Heer Arabien, das obere Nubien und die angränzenden libyschen Länder unterwarf, und er von hier aus den Einfluß barbarischer Nomadenstämme, die seit undenklichen Zeiten jeder Kultur und Civilisation entgegen waren, vernichtete; wenn er, sey es auch durch bedrückende Maßregeln, seinen Zweck erreicht, Aegypten selbst bei dem mächtigen Europa und seinen zahlreichen Feinden Achtung zu verschaffen, die öffentlichen Einkünfte auf

*) Als Fortsetzung der in Nr. 250 des Auslands vom vor. und in Nr. 88 von diesem Jahre mitgetheilten Berichte.

das Dreifache zu steigern und das Land durch Kultur blühend zu machen: so wird die Nachwelt entscheiden, ob er auf andere Weise zum Ziele kommen konnte und ob er unter Peter dem Großen stehe. Selbst jetzt schon läßt sich die Frage entscheiden, ob Aegypten sein Aufblühen um diesen Preis zu theuer erkaufte, und ob Frankreich und das übrige Europa die Vortheile, welche die gegenwärtige Lage der Dinge in Afrika ihnen verspricht, dadurch bloßstellen dürfen, daß sie dem begonnenen Aufschwunge hemmend in den Weg treten oder ihn nicht mit Kraft und Eifer unterstützen.

Folgendes ist eine gedrängte aus authentischen bis jetzt noch wenig bekannten Aktenstücken geschöpfter Ueberblick der seit den letzten Jahren ins Leben getretenen Verbesserungen: Die Umgestaltung einfacher, materieller Sitten und Gebräuche wird häufig als unwichtig angesehen; allein nur zu oft zeigt eine solche Vernachlässigung sich dem denkenden Beobachter als sehr bedeutend; eine Wahrheit, die sich besonders im Orient bewährt. Wenn zum Beispiel, was man die orientalische Tracht nennt, wenn Pfeife, Bart und Turban ihren Kredit verlören, so müßte man eine vollständige moralische Revolution eingetreten glauben, und diese Umwandlung sieht man jetzt in Aegypten besonders an der Armee, und Niemand nimmt mehr ein Aergerniß daran, selbst Jene nicht, die sie nicht billigen. Die übermäßige Weite der Kleidungsstücke hat bedeutend abgenommen; man begnügt sich, den Kopf mit dem Tarbusch (der Plattmütze) zu bedecken, und Viele, selbst Nichtmilitärs, unterwerfen das Kinn dem Scheermesser. Die Provinzen sind in Departements, Bezirke und Unterbezirke abgetheilt, Provinzialversammlungen errichtet worden. Eine Centralversammlung, oder ein allgemeiner Divan, aus Deputirten aller Provinzen, mehr als 180 an der Zahl, bestehend, unter denen sich 50 bei der gegenwärtigen Regierung angestellte Civil- und Militärbeamte befinden, ist in der Hauptstadt zusammengetreten. Im August 1829 kam dieser Divan zu Cast-el-Ain im Palast Ibrahim-Pascha's und in seiner Gegenwart zum ersten Male zusammen; die innern Angelegenheiten Aegyptens wurden berathen. Diese Versammlung bestand: 1) aus Ministern, Ulemahs, den Direktoren der verschiedenen Fabriken und einigen ausgezeichneten Beamten, 38 an der Zahl, unter denen sich auch Abbas-Pascha, Enkel des Vizekönigs, Achmed-Pascha, Sohn des Taher-Pascha, und Mohammed-Bei, Schwiegersohn des Vizekönigs, als Mitglieder des Divans, ohne ein sonstiges Vorrecht, befanden; 2) aus den Mamurs (Präfekten und Unterpräfekten), ehemals Nasirs und Caschefs oder Gouverneurs, 28 an der Zahl; und 3) aus 98 Scheiks-el-Beled oder Häuptlingen der Dörfer in der Eigenschaft von Deputirten der Departemente.

Ibrahim hat bekannt gemacht, daß sein Vater, um die Civilverwaltung und Rechtspflege zu ordnen, entschlossen sey, sich vom Zustande der Provinzen zu unterrichten, und daß er zu diesem Ende die Gouverneurs der Provinzen und die Angesehensten unter den Scheiks-el-Beled berufen habe, um sich mit ihnen zu berathen, ihre Meinung zu hören, und dann sogleich zu den Maßregeln zu schreiten, die geeignet seyen, Aegypten glücklich zu machen. Der Vizekönig legt dieser Versammlung Geschäfte jeder Art vor; ihre Sitzungen sind öffentlich, und ohne eigentlich repräsentativ zu seyn, ist sie doch mehr als ein bloßer Rath. Jeder spricht, wenn ihn die Reihe trifft, freimüthig; dann werden die Stimmen gesammelt und die Mehrheit entscheidet. Man verhandelt hier über allgemeine Verwaltungsgegenstände, Auflagen, Gegenstände der Erhaltung und Anlagen von Kanälen und Dämmen. Man richtet Foderungen und Klagen an diese Versammlung, denen, wenn sie statthaft sind, Folge gegeben wird. Jede Provinz wird künftig ein Generalkonseil haben, aus dem Mamur und den Scheiks-el-Beled bestehend, und die Gegenstände, mit denen er sich zu beschäftigen hat, werden bestimmt werden. Jeder Scheik der Departements und von Alt-Kairo wird eine Auszeichnung erhalten. Ein neues Strafgesetz für solche Verbrecher, die mit Gefängniß, dem Tode oder der Zwangarbeit für immer oder auf Zeit bestraft werden, ist erlassen worden. Gouverneurs, Direktoren und Inspektoren bis auf den geringsten Beamten herab werden, wenn sie sich Erpressungen oder Bedrückungen zu Schulden kommen lassen, nachdem sie zuvor das widerrechtlich Erhobne oder Empfangene erstattet haben, eingekerkert. Veruntreuen sie öffentliche Gelder oder Güter, so büßen sie ein Jahr auf der Galeere zu Alexandrien. Falschmünzer oder Mörder kommen lebenslänglich oder eine dem Grade des Verbrechens angemessene längere oder kürzere Zeit, auf die Galeere. Kann der Ankläger die Schuld nicht binnen vierzehn Tagen erweisen, so setzt man den Beklagten gegen Kaution in Freiheit. Wird der letztere indeß nach Verlauf einiger Zeit abermals wegen des nämlichen Verbrechens vorgeladen, und zeigt es sich, daß er wirklich schuldig ist, so büßen Jene, die sich zu Kautionen herbeigelassen haben, mit einem Jahre Galeere. Dieses Gesetz ist in allen Provinzen bekannt gemacht und den Gouverneurs befohlen worden, es in Kraft zu setzen. Daher kommt es auch, daß die Todesstrafe selbst für Mörder und Falschmünzer abgeschafft ist; sie kann überdem nur vom allgemeinen Divan ausgesprochen werden, vor dem dem Angeklagten das Recht zusteht, sich zu vertheidigen. Man hat den Werth der durch die Wechsler, welche gewöhnlich Juden sind, herabgesetzten Münzen fest bestimmt. Viele dieser Wechsler sind überdem dafür, daß sie den Werth willkürlich erhöhten, bestraft und ein Münztarif ist erlassen worden. Vom Arsenal von Alexandrien ist ein statistisches Verzeichniß entworfen worden. Dieses Arsenal bestand schon seit mehreren Jahren, allein im Jahre 1829 wurde seine Einrichtung nach dem Muster der französischen geändert. Das neue Arsenal wurde unter Leitung des Herrn Cerisi, eines französischen Ingenieurs, gebaut. Die Zahl der dabei angestellten Arbeiter besteht aus 890 Zimmerleuten, 460 Handwerkern verschiedener Art, 95 Schmieden und 115 Seilern, im Ganzen 1697, die Aufseher eingerechnet. Alle Arbeiten sind den Regimentern zugetheilt, und man bezahlt in dieser Anstalt täglich 567 Angestellte, die Europäer mitbegriffen. Verbreitung zweckmäßiger Kulturarten ist befohlen worden. 1500 Gärtner aus Griechenland und andern Gegenden sind in Kairo und den Provinzen angestellt. Man schickt Waaren nach Sennaer, um Holz dagegen einzutauschen, das in Aegypten fehlt, und baut zur Nilschifffahrt geeignete Fahrzeuge. Der Palast des Vizekönigs zu Schubrah wird mit Gas beleuchtet. Die Natron- oder Mineralsoda-Bergwerke, die Salpeter- und Pulverfabriken und Seidenspinnmaschinen sind fortwährend in Thätigkeit. Die alte Verrechnungsweise ist abgeschafft und die doppelte Buchführung wird in ganz Aegypten eingeführt werden, sobald die Beamten mit derselben vertraut sind. Die Finanzstellen, die bisher mit Fremden besetzt waren, werden künftig Eingebornen, welches Glaubens sie auch seyn mögen, übertragen. Ein großes Gebäude, zur Registratur des öffentlichen Rechnungswesens bestimmt, ist in der Citadelle erbaut worden. Eine Verwaltungsschule besteht, in der die Präfekten und Unterpräfekten gebildet werden, ein Direktor, der Unterricht in der Provinzialverwaltung, und ein Scheik-el-Beled, der praktischen Ackerbau und die Agrikolar-Statistik der Provinzen lehrt, stehen dieser Anstalt vor. Aus der Buchdruckerei zu Bulag, einem Dorfe, das fast an Kairo stößt, sind schon eine Menge arabischer, türkischer und persischer Werke hervorgegangen. Man beschäftigt jetzt ägyptische Arbeiter daselbst, und 55 in ihr gedruckte Bände jeden Formats sind bereits nach Frankreich gekommen. Mehrere von diesen, über Literatur, Medizin, Kriegs- und andere Zweige der Kunst sind schon ins Französische übersetzt worden. Diese Druckerei ist eine Zeit lang von Don Raphael, der bereits bei der, zur Zeit der französischen Expedition gegründeten orientalischen Druckerei angestellt war, geleitet worden; sie ist gegenwärtig sehr beschäftigt, und ein Uebersetzer nebst einem Lithographen, beide in Paris gebildet, sollen noch angestellt werden. Bereits im Jahre 1816 war der Vorschlag gemacht worden, ein Journal von drei Spalten, französisch, türkisch und arabisch, in Aegypten erscheinen zu lassen, und schon zur Zeit der französischen Expedition hatte man außer dem für die Armee bestimmten „Courrier de l'Egypte" angefangen, den „Tandieh" (Intelligenzblatt), ein Journal, das in arabischer und türkischer Sprache gedruckt wurde, herauszugeben. Endlich erschien im Jahre 1828 ein zu Bulag gedrucktes Journal in arabischer und türkischer Sprache (die letztere ist die der Regierung), unter dem Titel: Begebenheiten in Aegypten. Eine Pyramide, ein Palmbaum und im Hintergrunde die aufgehende Sonne sind dem Titel beigedruckt; ein für die auflebende Civilisation in Aegypten sehr passendes Sinnbild. Witterungsanzeigen und die Beobachtungen auf den astronomischen Thürmen, sammt der Stunde, in der sie gemacht wurden, werden in diesem Blatte regelmäßig geliefert; seit dem Jahre 1830 hat es ein größeres Format erhalten und liefert um die Hälfte mehr als früher, auch Nachrichten aus dem Auslande. Beilagen werden mit demselben ausgegeben, welche die Preise aller Waaren enthalten, die in Alexandrien und allen Staaten des Großherrn ankommen, Befehle und Entscheide, Hafenbewegungen, Dokumente über Ausführung öffentlicher Arbeiten, und Neuigkeiten des In- und Auslandes enthalten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 136. 15 Mai 1832.

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

1. Royer Collard.

(Fortsetzung.)

Auch in der politischen Philosophie Royer Collard's wird die Nichtigkeit seiner Metaphysik sichtbar, obgleich sie für ihn weit höher stand und die eigentliche Grundlage seiner Berühmtheit bildete. Es kann hier nicht unsere Aufgabe seyn, die ministerielle oder parlamentarische Laufbahn des vormaligen Präsidenten des öffentlichen Unterrichts mit prüfendem Auge zu überblicken; obgleich sie sicherlich durch eine Prüfung nur gewinnen würde. Royer Collard sprach und handelte nie anders, als aus Antrieb einer aufrichtigen Ueberzeugung; wir haben es hier aber nur mit Doktrinen und Prinzipien zu thun.

Ist es gegenwärtig schon möglich, die Restauration mit einiger Unparteilichkeit zu würdigen? Muß man nicht ein halbes Jahrhundert abwarten, um über diese Zeitspanne von fünfzehn Jahren ein Urtheil zu fällen? Nein, die Gerechtigkeit der Geschichte ist schneller, eine Beurtheilung leichter, insbesondere für uns, die unsre Jugend den Debatten dieser verflossenen Zeit ferne hielt. Während der Kämpfe von 1820, während der hochherzigen Verschwörungen von Rochelle und Bedfort beendigten wir unsre Studien; später waren wir nicht von wildem Hasse gegen die Legitimität und die Bourbonen entzündet; wir behielten gegen sie eine völlige Gleichgültigkeit, aber ein sehr wachsames Mißtrauen, entschlossen, ihre Werke abzuwarten, nur einem heiligen Dienste lebend — Frankreich; nur Ein Ziel im Auge — unsre Zukunft. Aber der grobe Verrath an dem Vaterlande, die kühnen Thorheiten, die begangen wurden, entrissen uns bald dieser etwas doktrinären Unparteilichkeit.

Als die Bourbonen wieder den Thron bestiegen, sprachen sie es aus, daß sie durch die Vorsehung zurückgeführt worden, während es doch nur durch unglückliches Schicksal geschehen war, durch furchtbare und verhängnißvolle Ereignisse, die dem Vaterlande den Herzstoß versetzten. Nie bestiegen Könige den Thron unter unheilvollern Vorzeichen. Allein, selbst nach der Schlacht bei Waterloo übte Frankreich die Billigkeit, die Bourbonen nur nach ihren Werken beurtheilen zu wollen, und da sie nun einmal unwiderstehlich über die Trümmer unseres Schiffbruchs hin zum Throne fortgestoßen schienen, wollte man es mit ihnen versuchen. Eine höchste Aufgabe lag zur Lösung vor. Wie sollte die alte Dynastie die Versöhnung zwischen dem Frankreich der Vergangenheit und dem andern lösen, das kein Alter hatte als fünfundzwanzig Jahre der Emanzipation und des Kampfes? Auf der einen Seite die Charte zu zerstören, auf der andern, sie sogar zu den Prinzipien der französischen Revolution zurück zu führen; Dieß war die zweifache Lösung, die man der Dynastie an die Hand bot.

Da geschah es, daß sich ein Mittelding, ein Zwitterwesen, eine Combination, eine Vermählung zwischen Freiheit und Legitimität zu bilden begann. Man ersann ein System der Vermittelung, das sich ausschließlich Unparteilichkeit und Vernunft nannte. Alle Meinungen wurden vor dieses Tribunal geladen, und mußten sich gescholten hören, wegen der vorwitzigen Anmaßung, ein Ganzes, Extremes und Folgerechtes seyn zu wollen; stets verwies man sie dann an die Weisheit des Eklektizismus. Dieses Verfahren hatte mehrere Jahre lang allen Nutzen eines willkommenen Auskunftmittels. Frankreich zog den möglichsten Vortheil aus diesem Versuche zu einer Versöhnung; es zeigte sich zu diesem Auswege nicht nur bereitwillig, es stürzte sich darauf mit ungestümer Hast. So kam es, daß Royer Collard von sieben Wahlkollegien zu gleicher Zeit gewählt wurde; die Ehre war glänzend; allein vielleicht überschätzte sie doch Derjenige, dem sie zu Theil wurde, er hielt sich für den Repräsentanten der öffentlichen Meinung in Frankreich, während er doch nur ein Werkzeug derselben war. Es wäre daher ungerecht, wenn man verkennen wollte, daß Royer Collard's politische Philosophie einen Augenblick dem Lande nützlich gewesen, das instinktartig nach Allem griff, um aus den Wirren sich zu erlösen, in die es verstrickt war; allein demungeachtet müssen die innern Ursachen aufgesucht werden, die dieß System untergruben.

Durch die Revolution von 1789, die uns ein neues Staatsrecht schuf, wurde das Grundprinzip der staatsbürgerlichen Gesellschaft in Frankreich umgewandelt. Vorher war der König Alles in Allem, nachher war es die Nation. Unter der alten Ordnung der Dinge war sie so Eins und innig mit dem Könige verschmolzen, daß sie nur in seiner Person zu leben schien; im neuen Stadium des Staatslebens erschien der König als der einzige Repräsentant und Bevollmächtigte der Nation, die allein mit der Souveränetät bekleidet war. Diese fundamentale Umwälzung war die feierliche Erklärung, daß die Nation volljährig geworden und das Wesen des alten Königthums umgeschaffen habe. Napoleon hütete sich wohl,

ihr nicht beizupflichten. Das Haus der Bourbonen hingegen kehrte mit dem Entschlusse zurück, den Franzosen diese Errungenschaft zu bestreiten, und sie ihnen zu entreißen. Proklamiren, daß die Familie Bourbon nie aufgehört habe zu regieren, daß sie das Szepter wieder ergreife kraft ihres Rechtes, ihres Schwertes und der Gnade Gottes, eine Charte in der Art eines Reformationsediktes oktroyiren, sich als die einzige Quelle der Souveränetät betrachten; Dieß waren die Anmaßungen, die sie aus der Verbannung mit zurückbrachte, und die insgesammt in dem Worte Legitimität begriffen wurden — Anmaßungen, die an sich thöricht und ein offenbarer Beweis der Unwissenheit und des Schwindels waren, aber doch in der unüberwindlichen Angewöhnung des Stammes und Blutes gewissermaßen Entschuldigung finden konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Der kanadische Ansiedler.

(Schluß.)

Nach einigem Plaudern und Lachen, standen sie auf, um nach Hause zurückzukehren. Zufällig besaß ich ein kleines Geschmeide, das sehr viel gleich sah, im Grunde aber von geringem Werthe war; Dieß heftete ich mit aller mir möglichen Galanterie an die Brust der jüngeren Indianerin, die darüber sehr entzückt war, und mir mit vieler Herzlichkeit gute Nacht sagte. Während ihres Besuches hatte ich Zeit, die Gestalt und Kleidung der Indianerinnen genauer zu betrachten, und eine Beschreibung derselben möge hier eine Stelle finden, da alle indianischen Frauen ungefähr auf dieselbe Weise gekleidet gehen. Ein gefältelter blauer Rock reichte bis etwas über das Knie hinab, während eine Art hellrother Strümpfe das übrige Bein bis zum Knöchel bedeckte, aber den Fuß bloß ließ; der Oberleib war in eine Art blaue Jacke gekleidet, und ein seidenes Tuch kreuzte sich über der Brust; um ihren Hals hingen mehrere Schnüre Glasperlen, und in ihren Ohren trug sie große Ringe mit falschen Perlen. Der Kopf war unbedeckt, und das lange schwarze Haar hing über Gesicht und Schulter, ein weißes Tuch, das um ihn gewunden wurde, diente in der Stube als Shawl. Ihre Gesichtsfarbe war lichtbraun, ihre Augen voll Glanz, und ihre Zähne von blendender Weiße; wenn sie lächelte oder aufgeregt war, sprach sich in ihren Zügen große Gutmüthigkeit aus; im ruhigen Zustande versanken sie in jene an sich nicht unangenehme Apathie, die den Indianern eigenthümlich ist. Hände und Füße sind bei den indianischen Stämmen durchgängig klein und wohlgeformt.

Am 12 Dezember fiel der erste Schnee, und schon vor dem 25 war der See mit einer dicken Eisrinde bedeckt, unter der das gefangene Wasser murmelte. Die schwimmenden Eisschollen machen, bevor sie sich an einander festsetzen, ein Getöse, das sich in der Stille der Nacht furchtbar ausnimmt, und fünf bis sechs Meilen vom Ufer ins Land hinein gehört wird. Unter dem Eise vernimmt man fortwährend ein weithin kollerndes Krachen, das zwar ein Zeichen seiner Festigkeit ist, aber dem nicht damit vertrauten Wanderer eben nicht großes Vertrauen einflößen dürfte. Der Winter war nun in seiner ganzen Strenge gekommen; alles Wasser zu Eis gehärtet, und der Boden weit und breit mit Schnee bedeckt. Nur wenige Vögel, den sogenannten Schneevogel ausgenommen, belebten die Grabesstille der Gegend. Indeß blieben die Tage schön; die Sonne strahlte fortwährend in ungetrübter Klarheit; die Abende waren manchmal herrlich, und die Sonnenuntergänge von wunderbarer Pracht, während ein zartes Roth oder ein violetter Duft Vorbote strenger Kälte waren. Wenn der Mond aufging, gewährte sein, über unabsehbare Flächen ausgestreuter Silberglanz einen unbeschreiblich schönen Anblick, und zwischen den Sternen spielten nordwärts unaufhörlich prachtvolle Nordlichter. Der Mond und die Sterne strahlen in Amerika mit einem Glanze, von dem man sich in Europa kaum einen Begriff machen kann. Die Klarheit der Luft scheint mehr von ihrem Lichte der Erde zukommen zu lassen, und unähnlich ihrem unstäten Schimmer am Nachthimmel der Tropenländer, strahlen sie in Kanada nicht nur glänzender, sondern auch stätiger. In welcher Pracht leuchteten die Gestirne in mancher Nacht, wenn ich spät von einem nachbarlichen Besuche über den gefrornen See heimkehrte. Ungetrübt von den neblichten Dämpfen Europa's scheinen sie von jugendlicherem Feuer zu glühen als dort, und neue Welten zu seyn, wie die, über die sie aufgehen. Obgleich das Thermometer in jenem Jahre weit tiefer als gewöhnlich sank, so machte die Reinheit der Luft und der ununterbrochene Sonnenschein die Kälte doch weit weniger empfindlich, als in England. Es gibt nur wenige Tage in dem kanadischen Winter, wenigstens in der Umgegend des Sees Simcoe, wo man nicht den ganzen Tag arbeiten kann. Ich fühlte nie das Bedürfniß, mich wärmer zu kleiden als in England. Nur muß man Sorge tragen, sich die Füße warm zu halten. Einen Theil des Winters brachte ich damit zu, Pfähle für mein Gehäge zu hauen. Man nimmt dazu gewöhnlich Cedern oder Niederholz und sucht einen gutgewachsenen Baum mit glatter Rinde aus, den man in zwölf Fuß lange Blöcke hackt, die dann mittelst Keil und Schlägel in Pfähle, so dick als eines Mannes Schenkel, gespalten werden. Anfangs fand ich diese Arbeit äußerst mühsam, und ich konnte den ganzen Tag nicht mehr als zwölf oder fünfzehn Pfähle herausspalten. Ich hatte ungeeignete Bäume gewählt, oder meine Keile zersprangen, oder ich beschädigte mir die Hand u. s. w. Allein ich ließ mich hiedurch nicht abschrecken, und durch Ausdauer brachte ich es zu einer Geschicklichkeit, daß ich wohl hundert Pfähle in weniger als acht Stunden schlug.

Endlich erschien der Frühling wieder, und begann die Strenge des Winters zu mildern, der Zuckerahorn zog Saft, und die Holztaube kehrte an die Ufer des See's zurück. Es war jetzt Zeit, an die Urbarmachung eines Stück Landes zu denken; ich dingte einen Franzosen, mir bei meiner Arbeit behülflich zu seyn, und wir legten Hand ans Werk. Die Bäume werden alle in gleicher Höhe mit der Brust geschlagen; die Handhabe der Art läßt es nicht zu, sie tiefer unten zu fällen. Die Aeste werden auf Haufen gelegt, und die Stämme im Verhältniß ihrer Größe in acht bis sechzehn Fuß lange Blöcke gehauen, um sie von Ochsen fortschaffen zu lassen. Ich versah mich mit Whisky und Schweinefleisch, und meine Nachbarn versammelten sich, um mir die Bäume zusammenrollen zu helfen. Am bestimmten Tage fanden sich gegen fünfundzwanzig Männer und fünf Joche Ochsen ein, die den stillen Wald mit dem Echo ihrer Arbeit erfüllten. Bevor der Tag sich neigte, waren sechs Morgen Landes geräumt und harrten nur des Feuers, um in

fruchtbares Feld umgeschaffen zu werden. Ein scharfer Nordost erhob sich, und vor Mitternacht hatte ich den schauerlich erhabenen Anblik eines Pandämoniums. Der Wind stieg bis zu einem Sturm; Ströme von Feuer wälzten sich über die Baumstrünke her, und bald gewährte das Krachen von dreißig oder vierzig lodernden Holzstößen ein furchtbares Schauspiel. Eine Wolke qualmenden Rauches hing ungeachtet des heftigen Windes über dieser Hölle. Ich zitterte für meine Wohnung und wachte die ganze Nacht. Am folgenden Tage hatten sich die Flammen ziemlich gelegt, und es wurde nun nöthig, die noch brennenden Blöcke zusammenzurollen, um ihre Einäscherung zu beschleunigen. Diese Arbeit ist durch eine fast unausstehliche Hitze und die damit verbundene Unsauberkeit nicht die angenehmste. Wenn endlich die Flammen erloschen sind, bedient man sich eines Joches Ochsen, um die noch nicht völlig verbrannten Klötze auf Haufen zu führen, und sie noch einmal in Brand zu stecken. Hiemit ist gewöhnlich diese Arbeit zu Ende. Nun begann ich mein Gehäge aufzurichten, und dingte einen Mann, um einen Theil des Feldes für die Aussaat von Sommer weizen umzupflügen.

Das Eis war nun gänzlich auf der Oberfläche des See's weggeschmolzen, und mildes Wetter eingetreten; mein Augenmerk richtete sich jetzt auf den Nutzen, den ich aus dem Fischfang ziehen konnte, und ich begann eine Reihe von Versuchen in dieser Kunst, in der ich die schon beschriebene Indianerin zur Lehrmeisterin hatte. Es wird daher genügen, eine unserer Fahrten zu schildern, um einen hinlänglichen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie der Fischfang auf dem Simcoe betrieben wird. Ondosnol, „der herannahende Wind," ein sehr poetischer Name, hatte sich in ihrem schönen Kanoe aus Baumrinde zu mir gesellt, und um sieben Uhr Abends verließen wir die Bucht. Es war fast völlige Windstille, und die klare Fläche des See's spiegelte die moosgrünen Tamarinden, wie eine hellgeschliffene Stahlplatte wieder, lauter günstige Anzeichen für diese Art des Fischfanges. Als wir die kleine Bucht verließen, konnte ich nicht umhin, die Leichtigkeit des zierlichen Nachens zu bewundern, in dem wir fuhren, er konnte zehn oder zwölf Personen fassen, und eine einzige ihn ohne Mühe lenken. Im Vordertheile des Kanoes knieete die Squaw und ruderte, während in einem Winkel von 45° über dem Wasser am Boote ein Stück Holz befestigt war, das mit einem Spalt versehen, ein Stück brennender Birkenrinde trug, die von Zeit zu Zeit durch neue ersetzt wurde. Als wir an der zum Fischfange bestimmten Stelle angelangt waren, legte Ondosnol das Ruder beiseite, und ergriff den Speer, der aus einem leichten vierzehn bis fünfzehn Fuß langen Schaft, vorn mit einem Widerhaken versehen, bestand; dann beugte sie sich mit der größten Aufmerksamkeit über das Wasser hinaus, während ich den Kahn steuerte. Auf einmal fuhr der Speer, dessen Spitze mit dem leisesten Ruderschlag hin und her schwankte, ins Wasser, und kam bald darauf mit einem durchbohrten Fisch auf der Oberfläche zum Vorschein. Auf diese Weise erhielten wir, bevor es noch zehn Uhr war, sechs bis sieben große Fische. Diese Art des Fischfangs ist eben so unterhaltend als malerisch, das rothe Licht der Birkenrinde, das sich auf der glatten grünen Wasserfläche widerspiegelte, und das dunkle lebendvolle Gesicht der mit dem Speer bewaffneten Indianerin beleuchtete, gaben dieser nächtlichen Fahrt einen wunderbaren Reiz, während die Stille der Nacht nur durch das Geräusch des Speerwurfes im Wasser und durch das Geplätscher des durchbohrten Fisches, wenn man ihn aus dem Wasser zog, unterbrochen wurde. Ondosnol wollte durchaus auf einer kleinen öden Insel landen, wo sie ein Feuer anmachte, um sogleich von der gemachten Beute zu kosten. Ein amerikanischer Waldbewohner und eine indianische Squaw sind nie verlegen, wenn es gilt, schnell ein Feuer anzuzünden, und in weniger als einer halben Stunde war unser Fisch köstlich gebraten. Wir rissen ihn mit den Fingern in Stücke, verschlangen ihn in einem Augenblick, sprangen in den Nachen und fuhren nach unsern Hütten zurück.

Während des vergangenen Herbstes hatte ich ein kleines Stück Land als Garten eingezäunt, von meinen sechs Morgen umgerodeten Feld besäete ich einen mit Sommerweizen und zunächst vor dem Hause mit Gras, anderthalb Tagwerke mit indianischem Korn, wozu der Boden nicht gepflügt zu werden brauchte, und ungefähr einen Morgen mit Kartoffeln. Während Dieß Alles geschah, war der Sommer in seiner vollen Schönheit herangekommen; die Bäume hatten ihr Laub gewonnen, und in ihren Zweigen wimmelte es von Vögeln; Glühwürmer beleuchteten des Nachts die Wälder, während Legionen von Fröschen unausgesetzt ihre Nachtmusik machten.

Auch der überlästige Moskito stellte sich ein, wobei man nur eines Trostes sich erfreut, daß man die sichere Vernichtung des blutgierigen Quälgeistes in seiner Hand hat, wenn man sich von ihm beißen läßt, und: „Rache ist süß für Götter und Menschen." Als meine Aussaaten heranwuchsen, fühlte ich mehr und mehr Theilnahme für ihr Gedeihen; hatte ich sie doch mit eigenen Händen gesäet und mit väterlicher Sorgfalt gepflegt und herangezogen, so daß ich mich als ihren Schöpfer betrachten, und von ihnen, wie von dankbaren Kindern, eine sichere Vergeltung in der Zeit ihrer Reife erwarten durfte. Ich wurde in jedem Sinne des Worts ein kanadischer Landwirth, als ich durch unsre neu eingerichtete Post einen Brief erhielt, der mich nach Europa zurückrief. Mit einer Mischung von Freude und Schmerz machte ich mich nach Quebec auf den Weg. Man sagt, daß ein lang bewohntes Gefängniß dem Gefangenen lieb wird, wie sein Haus; was mich betrifft, so hätte ich im verflossenen Herbste schwerlich daran gedacht, daß ich jetzt von meinen treuen Hausgenossen und meinen neuen Anlagen nur mit Wehmuth Abschied nehmen würde.

Geschichte der Bank von England.

(Aus dem englischen Courier.)

Da der Zeitpunkt herannaht, wo die englische Bank ihre Privilegien von dem Parlamente erneuern lassen muß, so mögen folgende geschichtlichen Bemerkungen über diese wichtige Anstalt nicht ohne Interesse seyn:

Die englische Bank wurde im Jahre 1694 gegründet, wo sich die Aktionnäre zu einer Gesellschaft bildeten. Die erste Charte, die ihr verliehen wurde, bestimmte, daß ihre Geschäfte von einem Gouverneur, einem Vizegouverneur und vierundzwanzig jährlich zu wählenden Direktoren geleitet werden sollen. Ihr erster Fonds belief sich auf 1,200,000 Pf. St. Um Stimmenrecht in den Wahlen und Angelegenheiten der Bank zu haben, mußte man eine Aktie von 500 Pf. St. (gegenwärtig von 1000) haben; kein Aktionnär aber durfte mehr als Eine Stimme haben, seine Einlage mochte auch so groß seyn, als sie wollte. Um zum Direktor gewählt wer-

den zu können, mußte man 2000 Pf. und um zum Gouverneur 4000 Pf. St. Aktien haben. — Die Bank darf keinen Handel treiben außer mit Wechseln, Gold und Silber. Eben so ist es ihr untersagt, dem regierenden Könige ohne Bewilligung des Parlaments irgend eine Summe Geldes vorzuschießen. Im Jahre 1696 kam die Bank sehr ins Gedränge und war sogar genöthigt, die Bezahlung ihrer Scheine einzustellen, die einen sehr tiefen Abschlag erlitten. Die Unterstützung der Regierung setzte die Bank in Stand, diese Krisis zu überstehen. Um aber ihren Kredit zu verstärken, wurde das Kapital der Bank von 1,200,000 auf 2,200,000 Pf. St. erhöht. Die großen Vortheile, die man aus den Bankgeschäften hervorgehen sah, bewogen im Jahre 1708 andere Gesellschaften, gleiche Unternehmungen zu beginnen. Um Dieß zu verhindern und sich ihr Privilegium zu erhalten, rief die Bank den Schutz der Regierung an, und eine Parlamentsakte wurde durchgesetzt, die jede Bildung einer Gesellschaft von mehr als sechs Personen verbot, wenn sie zum Zwecke haben sollte, Wechsel oder Scheine in kürzerer Frist als sechs Monaten zu diskontiren. Die im Jahre 1694 erlassene Privilegiencharte war auf eilf Jahre, nämlich bis 1705, verliehen worden; sie wurde im Jahre 1697 weiter prolongirt, und da die Bank im Jahre 1708 dem Staate 400,000 Pf. St. ohne Interessen vorschoß, bis 1733. In Folge der verschiedenen von der Bank dem Staate gemachten Anlehen wurde ihr Privilegium auch noch ferner bestätigt. Die letzte Verlängerung von dreiunddreißig Jahren geschah im Jahre 1800, als die Bank dem Staate eine Anleihe von drei Millionen Pf. St. ohne Interessen auf sechs Jahre gemacht hatte. Den merkwürdigsten Zeitabschnitt in der Geschichte der englischen Bank bildet das Jahr 1797, wo Pitt die sogenannte „Bank Restriction Act“ durchsetzte, wodurch die Zahlungen, welche die Bank in baarem Gelde zu machen hatte, beschränkt wurden. Es ist vielleicht noch nicht so bekannt, daß Pitt, als er zu dieser kühnen Maßregel schritt, sich so wenig einen Begriff von der Leichtigkeit machen konnte, womit eine Veränderung in dem Medium des Verkehrs statt fand, daß er eine starke bewaffnete Macht in Bereitschaft halten zu müssen glaubte, um etwaigen Volkstumulten vorzubeugen, die wie er glaubte die Folge dieser neuen Maßregeln seyn könnten. Eine Woche später jedoch hatte Alles wieder den gewöhnlichen Gang, und Pitt und seine Freunde waren nicht wenig erstaunt, zu erfahren, daß Handelsoperationen bloß mit Papieren unternommen werden konnten. Nebenbei mag noch bemerkt werden, daß Pitts Maßregel auf die kommerziellen und politischen Verhältnisse seines Landes denselben Einfluß hatte, als wenn England in seinem Schoß goldene Berge entdeckt hätte. Mit dem größten Erstaunen fand man nun, daß nicht das Gold und Silber selbst den Reichthum einer Nation ausmachen, sondern daß diese Metalle nur die Repräsentanten des Reichthums sind; und nun fing man an einzusehen, daß wenn unter hinreichender Bürgschaft Papier an ihre Stelle trete, Dieß nicht nur weit bequemer, sondern auch weit vortheilhafter sey, da dem Staate die Interessen von so viel unproductivem Kapital zugute kämen. Im Jahre 1797, wo die Restriction Bill durchging, gab es gegen zweihundert Provinzialbanken; aber die Bequemlichkeit des Papierumlaufes gab der Sache einen solchen Aufschwung, daß im Jahre 1815 gegen siebenhundert entstanden. Im Jahre 1819 brachte Peel eine Bill ins Unterhaus, durch welche die Banken gehalten seyn sollten, vom Jahre 1823 an, ihre Zahlungen wieder in baarem Gelde zu machen. Die City von London reichte dagegen eine Petition ein. Bei der Versammlung, die zu deren Abfassung gehalten wurde, führte Sir Robert Peel, der Vater des obenerwähnten, der den Antrag an das Unterhaus gebracht hatte, den Vorsitz, und an dem nämlichen Tage, wo der Sohn seine Bill ins Haus der Gemeinen brachte, überreichte auch Sir Robert Peel die Petition der Kaufleute und Bankiers der City. — Im Jahre 1826 wurde mit Einwilligung der englischen Bank das Statut von 1708, das die Zahl der Personen, die sich zur Errichtung einer Bank verbinden durften, auf sechs beschränkte, dahin abgeändert, daß auch eine größere Anzahl von Theilnehmern dazu Erlaubniß haben sollte, wenn es nicht innerhalb fünfundsechzig Meilen von London wäre. Im Jahre 1826 wurde auch die Emission der Banknoten von einem Pfund verboten. In demselben Jahre faßte die englische Bank, um die Lücke auszufüllen, die durch Bankerott oder Aufhören verschiedener Provinzialbanken entstanden war, den Entschluß, Filialbanken in den vorzüglichsten Städten des Reichs zu gründen; und solche bestehen gegenwärtig in Gloucester, Manchester, Birmingham, Leeds, Liverpool, Bristol, Exeter, Newcastle on Tyne, Hull, Norwich und einigen andern Orten. Vor dem Jahre 1750 emittirte die Bank keine Scheine unter 20 Pfund Sterling. Um diese Zeit gab sie Banknoten von 10 Pf. aus; im Jahre 1795 von 5 Pf., und gegen Ende des Jahrs 1797 fing sie an, auch 2 und 1 Pfundnoten in Umlauf zu setzen. Der Betrag der gegenwärtig in Umlauf befindlichen Bankscheine ist ungefähr 17 Mill. Pf. St. — Die Privilegiencharte der englischen Bank geht mit dem 1 August 1833 zu Ende, und ein Artikel dieser Charte bestimmt, daß wenn eine Veränderung in dem bestehenden Privilegium vorgenommen werden wolle, die Bank ein Jahr zuvor davon in Kenntniß gesetzt, und die der Bank vom Staate schuldigen Anleihen, die sich gegenwärtig auf ungefähr 20 Mill. Pf. St. belaufen, zurückbezahlt werden sollen. Der jetzige Schatzkanzler Lord Althorp hatte daher den Antrag gestellt, am 17 April ein Komité niederzusetzen, um die Erneuerung des Bankprivilegiums in Erwägung zu ziehen. Allein diese Motion wurde verschoben, und es steht also zu erwarten, daß diese wichtige Frage, sobald das Parlament wieder versammelt ist, verhandelt werden wird.

Vermischte Nachrichten.

Am 24 April waren die Einwohner von Carlisle Zeugen eines Weiberverkaufs. Der Ehemann hieß Thompson, war ein kleiner Pächter und seit 1829 verheirathet. Sie war ein nettes, munteres Ding, nicht über 22 Jahre alt, und schien vergnügt über den Tausch, den sie machen sollte. Sie hatten in ihrer Ehe keine Kinder, und Dieß, verbunden mit einigen Familienstreitigkeiten veranlaßte sie, sich mit gegenseitiger Uebereinkunft zu trennen. Der Ausrufer wurde umhergesendet, um das Publikum von dem Verkaufe in Kenntniß zu setzen, der Tausende herbeizog. Sie stand auf einem großen eichenen Stuhle, umgeben von vielen ihrer Freunde mit einem Strick aus Stroh um ihren Nacken. Sie war auf eine ländliche, ziemlich modische Art gekleidet und sah gar nicht übel aus. Der Ehemann, der neben ihr gleichfalls auf einer Erhöhung stand, bot sie mit folgenden Worten zum Verkauf aus: „ich stelle Euch hier mein Weib, Mary Anne Thompson, geborne Williamson, zum Verkaufe aus, und gedenke sie an den Meistbietenden loszuschlagen. Meine Herren, es ist ihr Wunsch wie der meinige, uns für immer zu trennen. Sie war mir nur eine Schlange im Busen. Ich nahm sie zu meinem Troste und zum Besten meines Hauses, aber sie wurde mein Plaggeist, ein Hausfluch, ein Nachtrabe und ein Tagesteufel. (Großes Gelächter.) Meine Herren, ich spreche Wahrheit von ganzem Herzen, wenn ich sage, Gott bewahre uns vor unruhigen Weibern und lustigen Wittwen. (Gelächter.) Hütet Euch davor, wie vor einem tollen Hunde, einem brüllenden Löwen, einem geladenen Pistol, der Cholera morbus, dem Berge Aetna oder irgend einem pestilenzialischen Phänomen in der Natur. Nun habe ich euch die schlimme Seite meiner Frau gezeigt, und euch ihre Fehler und Gebrechen gesagt; jetzt will ich ihre Glanz- und Sonnenseite vorführen und ihre guten Eigenschaften erklären. Sie kann Erzählungen lesen und Kühe melken, sie kann lachen und weinen mit derselben Leichtigkeit, als Ihr ein Glas Ale trinkt, sie kann Butter machen und die Magd ausschelten, sie kann Moore's Melodien singen und ihre Krausen und Hauben fälteln, sie kann weder Rum, noch Genevre, noch Whisky machen, aber aus langer Erfahrung im Kosten derselben sie vortrefflich beurtheilen. Ich biete sie daher mit allen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten um 50 Schilling aus.“ Nach einigen Stunden wurde sie von Henry Mears, einen Pensionnär, um 20 Schilling und einen neufundländischen Hund gekauft. Das glückliche Paar verließ sogleich die Stadt, unter dem Huzza der Menge, worein Thompson einstimmte, welcher in der heitersten Laune von der Welt den Strick, welchen sein Weib abgenommen hatte, um den Hals seines neufundländischen Hundes schlang, dann in das nächste Wirthshaus ging, um dort den Rest des Tages über seinen Erlös zu verzehren.

*

In den Höhlen der Berge von Durango finden sich ausnehmend kleine wilde Hunde, nicht größer als gewöhnliche Ratten, deren schlimmste Feinde sie sind; man bringt sie jetzt vielfach nach England, wo man sie statt der Katzen in den Häusern hält.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 137. 16 Mai 1832.

Die Irrungen zwischen China und England.

Die Streitigkeiten, welche im vorigen Jahre zwischen der englischen Faktorei in Kanton und den Behörden ausbrachen, und bis jetzt noch nicht beigelegt scheinen, sind bekannt; weniger aber sind es die Ursachen, wodurch sie herbeigeführt wurden, und die Fragen, welche dabei in Anregung kamen. Die Meinungen, wie diese Irrungen zwischen England und China ausgeglichen werden sollen, sind sowohl in Ostindien als auch in England sehr getheilt, doch scheint in Ostindien die Stimmung für friedliche Ausgleichung und Nachgiebigkeit gegen die chinesischen Behörden, in England dagegen die Meinung vorzuherrschen, daß man kraftvoll auftreten, und den Uebermuth der chinesischen Behörden in Kanton züchtigen müsse.

Ansichten, wie die letztern, werden nicht selten ganz ungescheut selbst in Kanton ausgesprochen, und ein Vertheidiger der chinesischen Regierung und der englischen Faktorei sagt hierüber: „Wer das neuerliche Benehmen der chinesischen Regierung nur so oben hin betrachtet, glaubt leicht, es verrathe Unwissenheit, Anmaßung und launenhafte Tyrannei; blickt man aber ein wenig tiefer, traut man ihr überhaupt zu, daß sie sich in ihrem Benehmen von vernünftigen Gründen leiten lasse, so wird ihr Verfahren gegen die englische Faktorei zu Kanton erklärlich, und ihr offenbar feindseliges Benehmen läßt sich, wenn auch nicht mit der Gerechtigkeit, doch mit gesundem Menschenverstande und orientalischer Klugheit zusammen reimen. Die Freunde der Handelsfreiheit haben unter Anderm folgende Sätze angenommen und vertheidigt: 1) England habe das Recht, den Handel mit allen Häfen des chinesischen Reichs und die Abschaffung der lästigen Regulative zu verlangen, welche den englischen Handel hemmen; 2) man könne diese Rechte, im Falle sie verweigert würden, mit Waffengewalt erzwingen; 3) man habe viel von der Furcht, nichts von dem guten Willen der Chinesen zu erwarten; 4) es sey, im Falle bei offenem Handel mit China die obigen Rechte nicht in vollem Maße gewährt, und einem Botschafter der Aufenthalt in Peking, um die Beobachtung des Handelstraktats zu sichern, gestattet würde, nothwendig, ja recht und thunlich, eine englische Armee von 20,000 Mann bei Kanton landen zu lassen, um von da nach der Hauptstadt zu marschiren, um den Grundsätzen des freien Handels den Sieg zu verschaffen. Dieß sind die Ansichten, in gemäßigten Ausdrücken vorgetragen; allein die eifrigen Anhänger dieser Lehre beschränken sich nicht hierauf, sondern sie sprechen davon, man müsse den kaiserlichen Despoten vom Throne stürzen, die britische Fahne auf der großen Mauer aufpflanzen, mit Bajonnetten statt mit Memorialen unterhandeln, und an der Küste von China eine oder die andere Insel besetzen. Es ist außer allem Zweifel, daß solche abenteuerliche Aeußerungen begierig aufgefaßt und der chinesischen Regierung mitgetheilt wurden, welche Gefühle aber bei der chinesischen Regierung solche Mittheilungen erwecken müssen, ist unschwer zu errathen. Die Beschränkungen des auswärtigen Handels und der Plan, denselben einer einzigen bevorrechteten Gesellschaft, den Hongkaufleuten, zu überlassen, entsprangen ohnehin schon aus der Furcht, Fremde möchten im Lande Fuß fassen, und Handelsverbindungen darin anknüpfen. Werden die von den Freunden des freien Handels geäußerten Ansichten und Plane wohl geeignet seyn, den chinesischen Hof zu veranlassen, in der Strenge seiner Einschränkungen nachzulassen? So lange die Faktorei der Kompagnie das Organ ist, durch welches der brittische Handel geführt wird, so lange diese den Verkehr mit den chinesischen Behörden mit gewohnter Klugheit leitet, wird die Regierung ihre Eifersucht unterdrücken und ihre Besorgnisse verbergen. Wenn aber die Faktorei aufgegeben wird, wenn man auf China eine Schaar unruhiger, freier Handelsleute losläßt, deren Gesinnungen weder mit den Lehren Confutsee's, noch Buddhas, noch Laos, sonderlich harmoniren, dann wird die chinesische Regierung jede Bewegung der Fremden, und jede Verbindung der Eingebornen mit ihnen aufs eifersüchtigste bewachen. Bei diesen Erwägungen lassen wir noch die möglichen Wirkungen eines fremden Einflusses völlig aus dem Spiele." *)

Erwägt man nun diese wahrscheinliche Stimmung der chinesischen Regierung, so verlieren die ostensibeln Ursachen des Streites den Stempel von Unbedeutenheit und Lächerlichkeit, den sie außerdem an sich tragen würden. Diese ostensibeln Ursachen waren namentlich zwei, erstens der Aufenthalt der Frau des Faktoreichefs in der Faktorei, und zweitens, daß ein Beamter der Faktorei sich in einem Palankin nach dem Faktoreigebäude habe tragen lassen. Beides war durch ausdrückliche Reichsverordnungen verboten, obgleich das Verbot nicht immer streng gehandhabt worden war. Am 30

*) Hiemit hat der Verfasser Rußland im Auge. (S. Ausl. S. 456.) Zu bemerken ist noch, daß selbst die Anhänger des freien Handels, wie die in Calcutta erscheinende India Gazette, ganz ungescheut sagen, daß jeder, welcher China kenne, die Ueberzeugung hege, 2 oder 3 Jahre nach Einführung des freien Handels sey ein Bruch mit China unvermeidlich. A. d. R.

Oktober 1830 verlangte der Vicekönig in einer heftigen Proklamation, daß die „Barbarenweiber nach Macao vertrieben" werden, und daß Fremde bei dem Gang aus dem Schiffe nach der Faktorei und zurück „wie ehemals" zu Fuße gehen sollten. Die Vorsteher der Faktorei behandelten diese Mittheilung mit Verhöhnung und schlugen am Thore der chinesischen Faktorei ein Plakat in chinesischer Sprache an, des Inhalts, daß wer es wage, sich in die Faktorei in einem Palankin tragen zu lassen, mit Gewalt wieder hinausgetrieben werden solle. Dieß war gegen chinesische Beamte gerichtet, welche manchmal auf diese Weise die Faktorei besuchten. Hiemit nicht zufrieden, reichten sie auch noch eine Vorstellung an den Vicekönig und die Lokalbehörden ein, welche mit den Worten endete: „Wenn die hohen Beamten die Fremden mit Gerechtigkeit und Milde behandeln, so werden die Geschäfte ruhig ihren Gang gehen, will man dieselben aber verhöhnen und mißhandeln, so wissen wir in der That nicht, wo die Sache enden wird." Diese Sprache hatte den Erfolg, welchen man sich davon versprechen mußte, der Vicekönig sandte sogleich durch einen Hongkaufmann den mündlichen Befehl, die fremde Dame zu entfernen, oder er werde Soldaten nach der Faktorei senden, „sie ergreifen und fortschaffen lassen."

Dieser vergleichungsweise unbedeutende Streit war nun auf einen Punkt gediehen, wo kein Theil mehr mit Ehre zurücktreten konnte, die Vorsteher der Faktorei bereiteten sich also zum Widerstande, ließen 140 wohlbewaffnete Matrosen mit fünf oder sechs Kanonen von den Schiffen kommen, und schickten sich an, nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Vicekönig, durch diese Anstalten offenbar eingeschüchtert, schrieb an die Vorsteher einen freilich nicht sehr höflichen Brief, worin er bemerkte, wenn man das fremde Frauenzimmer hinwegsende, und die bewaffneten Matrosen nach den Schiffen zurückgehen lasse, so werde er über das Vorgefallene hinwegsehen. Am folgenden Tage, 29 Oktober, erließ er ein Edikt, worin es heißt: „Wenn die Vorsteher sich renig bezeigen, und um Schutz nachsuchen, so wird der Gouverneur gewiß nicht dem Gedanken Raum geben, die Kriegsmacht in Bewegung zu setzen, um sie zu vertreiben." Die Zänkereien dauerten nun ohne Entscheidung fort, und im November kam ein H. Marjoribanks nach Kanton, welcher den bisherigen Chef der Faktorei, Herrn Baynes, ersetzen sollte. Nun verlangte der Vicekönig, letzterer solle nicht abreisen, da der Kaiser, dem über sein Benehmen berichtet worden sey, dem Vicekönig wohl befehlen könnte, Baynes zu greifen, und für sein Verbrechen zu strafen. Die Vorstände bestritten der Regierung das Recht, einen Diener der Kompagnie zu richten, ihre Antwort war jedoch, obgleich sehr fest, doch in höflichen Ausdrücken abgefaßt. Dieser veränderte Ton hatte sogleich eine entsprechende Veränderung in der Sprache des Vicekönigs zur Folge. Er wiederholte in seiner Erwiderung den Befehl, die fremden Weiber zu entfernen, und machte den Vorständen ganz ruhige und vernünftige Vorwürfe, über die Unklugheit, wegen einer solchen Sache einen Streit anfangen und Widerstand leisten zu wollen. Am 12 Januar 1831 promulgirte er einen kaiserlichen Befehl, welcher alle Anordnungen der Lokalbehörden bestätigte, und Fremde mit Gewalt zu vertreiben gebot, wenn sie sich nicht sogleich denselben fügten.

Hiemit endete der Streit der Faktorei mit den chinesischen Behörden, wobei nichts gewonnen, wohl aber an moralischer Kraft verloren wurde; zudem war die ungünstige Stimmung der Behörden zu Kanton dadurch genährt worden, und hatte Gelegenheit gefunden, sich zu äußern. Die Vorstände der Faktorei, welche den Streit angefangen hatten, waren, wie oben bemerkt wurde, ausgetreten, und die Stellung ihrer Nachfolger um so schwieriger, weil sie sich nicht das Ansehen geben durften, dem Vicekönig und seinen Unterbeamten sich allzu unterthänig zu erweisen, indem Dieß sie nicht nur dem Tadel der britischen Kaufleute in Kanton, sondern auch die Interessen und das Ansehen der Engländer überhaupt bedeutendem Nachtheil ausgesetzt haben würde. Zur Erklärung des nachfolgenden müssen wir auf einen frühern Streit zurückgehen. Die Faktorei hatte schon i. J. 1828 vor ihren Gebäuden einen Kay anlegen lassen wollen, dabei aber von Seite der Behörden manche Hindernisse und Vexationen erfahren. Im Monate Junius 1829 entstand ein Streit mit letzteren wegen der Schulden eines Hongkaufmanns, und wegen des Versuchs, den der Vicekönig machte, eine neue Honggesellschaft zu gründen. Dieß führte zu einer Suspension des Handels, welche bis zum Februar 1830 dauerte. Als die Faktorei in diesem Monate von Macao nach Kanton zurückkehrte, erneuerten die Vorstände ihre Bitte, man möchte ihnen gestatten, die Arbeiten am Kay vollenden zu lassen. Der Vicekönig bezeichnete diese Bitte als eine „bösartige Hartnäckigkeit," und schlug sie ab; da aber der Platz so nicht bleiben konnte, weil er der Landung von Waaren hinderlich war, und überhaupt einen widerlichen Anblick darbot, so ließ man eine Abtheilung Matrosen aus den Schiffen kommen, den Grund ebnen, die Löcher mit Schutt ausfüllen, und umgab das Ganze mit einer Einfriedigung. Dieß führte einen Besuch des Kwang-tschou-fe (Aufsehers des Stadtdistrikts) herbei, welcher den geebneten Grund wieder ausgraben, und den Platz in seinen alten Zustand versetzen ließ. Der Vicekönig machte ein Edikt bekannt, daß künftig keine Matrosen mehr nach Kanton kommen sollten, und drohte im Uebertretungsfalle auf sie feuern zu lassen. Diese kleinlichen Einzelnheiten sind nothwendig, um zu zeigen, wie der Unwille auf beiden Seiten wuchs, denn in diesem ungünstigen Zeitpunkte war es, daß der oben erzählte Streit wegen Madame Baynes vorfiel, und der Vicekönig machte seinem Zorne durch jenes höhnische Dekret Luft, dessen wir gleichfalls oben erwähnten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

1. Royer Collard.

(Fortsetzung.)

Wenn Boulainvilliers in unsern Tagen lebte und in seinen historischen Maximen nicht das Mindeste nachgeben wollte, so würde ich mehr Nachsicht als Unwillen gegen die unverbesserlichen Vorurtheile des pubiizistischen Gentilhommes hegen. Wenn Bonald, der seine Metaphysik der Vertheidigung veralteter Institutionen weihte und in den Uranfängen der Gesetzgebung die Richtschnur für die Legislatur des Jahrhunderts finden wollte, über die Legitimität Dogmen predigen würde, so ließe sich Dieß noch begreifen. Aber hier

sehen wir einen unabhängigen, liberalen Denker, der, statt diese Chimäre zu bekämpfen, sie adoptirt, entwickelt, ausbildet, der, statt Paralogismen auszurotten, sie mit Liebe pflegt und zur Wahrheit zu erheben strebt. Aber hier werden auch die Aufrichtigkeit der Gesinnungen und die Verblendung Royer Collard's zugleich sichtbar, da dieser Pubiizist nicht der Mann ist, der ohne Ueberzeugung spräche; für ihn ist die Legitimität nicht bloß eine parlamentarische Konzession, ein Behelf, um durch sie einen Weg zwischen schwierigen Umständen hindurch zu finden. Royer Collard trug festen Glauben an das Dogma, zu dem er sich bekannte, und predigte es aus innerer Ueberzeugung.

Aber die Legitimität, auf die das Haus Bourbon sein Recht zu gründen dachte, war gerade die Klippe, an der es scheiterte. Es wurde durch sie verführt zu glauben, daß Frankreich Alles ihm und es Frankreich Nichts zu verdanken habe. Die aufgeklärten Anhänger der alten Dynastie hätten daher diese Chimäre unaufhörlich bekämpfen sollen. Die Legitimität stellte in der Mystik ihres Dogma's die Vergangenheit über die Gegenwart, die alte französische Constitution über die neue; sie sprach über den neuen Geist den Fluch aus, und in der unvernünftigen Ausforderung, die sie ihm zurief, versetzte sie sich selbst in die Nothwendigkeit ihn zu vertilgen, oder von ihm vertilgt zu werden. Es entging Royer Collard gänzlich, daß Nichts so sehr der Natur der Dinge widerstrebe, als diese metaphysische Vermählung der Legitimität und Freiheit auf dem Fuße völliger Gleichheit, und daß, wenn durch diese Illusion einige Augenblicke Ruhe erkauft wurden, die beiden Begriffe, die er unter dem Titel eines gleichen Rechtes zu amalgamiren suchte, bald wieder sich als Feinde gegenübertreten und bekämpfen würden. Nicht von der Sache der französischen Revolution trennen durfte man sich, sondern sich an sie anzuschließen, sie stets geläuterter, heiliger, philosophischer und positiver zu machen, war nöthig. Man mußte begreifen, daß der Triumph ihres Prinzipes auch der des sozialen Systems überhaupt, der Superiorität des französischen Volkes über jede Regierung und Dynastie seyn werde. Die Volkssouveränetät hat keinen andern Sinn: sie ist die Erklärung, daß die Regierungen und Könige nur die ersten Agenten des Willens ihrer Jahrhunderte sind. Der französische Staat wird nur durch den unbestrittenen Triumph und die wirkliche Ausübung seines Rechtes, das über alle Andern herrscht, zufrieden und beruhigt werden. Es ist zu bedauern, daß dieß Resultat unsrer Civilisation keine Stütze in dem Talente Royer Collard's gefunden hat; der im Gegentheil durch seine gekünstelte Theorie ohne Grundlage und Wurzel Ungewißheit in die Gemüther brachte, durch seine Autorität die strengen Anhänger des ausschließlichen Rechtes der alten Dynastie verstärkte, und die Prinzipien und Interessen der französischen Revolution verdächtigte.

Nach Royer Collard's Ansicht war das Königthum für Frankreich die Quelle aller Souveränetät und Civilisation; von der Legitimität ging Alles aus. Diese Ansicht, die unsre Geschichte seit 1789 umstößt, verwickelte diesen Publizisten in die seltsamsten Behauptungen; so längnete er z. B. im Jahre 1816, daß die Deputirtenkammer eine Nationalrepräsentation sey; sie war in seinen Augen nur eine Hülfsgewalt (pouvoir auxiliaire) der Regierung; denn wäre sie eine Repräsentation gewesen, so hätte man sie ja als das einzige Spiegelbild der Nation betrachten müssen. Und Royer Collard leitete die Folgerung weiter, indem er sagte: „An dem Tage, wo die Regierung nur noch durch die Majorität der Kammer bestehen wird; an dem Tage, wo es sich durch die That zeigen wird, daß die Kammer die Minister des Königs verstoßen, und ihm andere aufnöthigen kann, die eigentlich die ihrigen sind; an diesem Tage ist es nicht nur um die Charte, sondern um unser Königthum, um dieses unabhängige Königthum geschehen, das unsre Väter schirmte, und von dem allein Frankreich empfing, was es je von Freiheit und Glück besaß; an diesem Tage sind wir eine Republik.“ *)

(Fortsetzung folgt.

*) Rede Royer Collard's in der Deputirtenkammer am 12 Febr. 1820.

Der Matrosenliebling.

(Aus des Kapitäns Hall Fragments of Voyages and Travels. Edinburgh 1831.)

Als wir in England nach China unter Segel gingen, waren von meinem Hausmeister sechs kleine Schweine von außerordentlich schöner Zucht an Bord genommen worden. Im Laufe der Reise waren fünf von ihnen unter dem erbarmungslosen Messer des Metzgers gefallen; nur das eine von den sechs, das sich durch eine gefälligere Gestalt als seine unglücklichen Brüder auszeichnete, durfte noch, so reinlich gehalten wie ein Schooßhund, auf dem Verdecke unter den Ziegen, Schafen, Hunden und Affen unserer kleinen Arche herumlaufen. Einige tüchtige Windstöße am Vorgebirge der guten Hoffnung und der unverhoffte Eintritt besonders erbsengrünen Wassers verursachten, daß die Verdecke bald von den lebendigen Vorräthen unsers Schiffes geleert waren, bis auf das eine Schwein, das von der Schiffsmannschaft den Schooßkindnamen „Jean“ erhalten hatte.

In den warmen Breiten nehmen die Matrosen ihre Mahlzeit meistens auf dem Verdecke zu sich, und es war für Jean ein eben so großes Vergnügen als wichtiges Geschäft, sich unter den verschiedenen Gruppen der essenden Mannschaft herum zu tummeln, da und dort mit seinem Rüssel in die Brodsäcke zu schnuffeln und zuweilen seine Zunge an einer heißen Suppe zu verbrennen. Manchmal erlustigten sich die Matrosen, wenn sie recht ihre Güte zeigen wollten, damit, ihm einige Tropfen Grog einzugießen. Ganz trunken sah ich es nie; aber zweimal betrug es sich doch ganz in der Eigenschaft eines Menschen, der ihm durch Unmäßigkeit so ähnlich wird. Ich weiß nicht, war es dieses ausgesuchte Futter, oder die stete Bearbeitung seiner borstigen Figur mit Sand und Bürsten; genug, es wuchs auf eine erstaunliche Art heran, nahm aber auch jeden Tag zur Stunde des Mittagessens an Unverschämtheit und zudringlichem Ungestüm zu. Ich sah ihm seine Vertraulichkeit mit dem Schiffsvolke nach, ließ mir aber nicht einfallen, in welcher hohen Achtung Jean stand, bis ich eines Tags, halbwegs in dem chinesischen Meere, als wir unsern ganzen Vorrath von Schafen und Geflügel aufgezehrt hatten, dem Hausmeister sagte: „Ihr könntet das Schwein abschlachten lassen; wenn man haushälterisch damit zu Werke geht, so können wir bis Macao ausreichen.“ Der Mann stand eine Zeit lang da, kratzte sich in den Haaren, scharrte mit den Füßen und murmelte etwas in sich hinein. „Habt Ihr's gehört?“ fragte ich. „Schlachtet das Schwein und richtet uns das Ingeräusche auf heute zu, den Kopf auf morgen und bratet einen Schinken auf den Sonntag.“ Er ging, kam aber in einer halben Stunde unter irgend einem Vorwande wieder, wobei er die Gelegenheit ergriff zu fragen: „Sagten Sie nicht, Sir, daß Jean geschlachtet werden solle?“ — „Jean? Was für ein Jean? Ei so, ich erinnere mich, das Schwein meint Ihr. Ja, allerdings. Was ist da für ein Langes und Breites bis ein Schwein geschlachtet wird?“ — „Ja, Sir, die Schiffsmannschaft —“ „Gut, was geht die Schiffsmannschaft mein Schwein an?“ — „Sie haben den Jean so gern, Sir.“ — „Den Teufel auch, und was dann?“ — „Ja, sie würden es für eine große Güte ansehen, wenn Sie den Jean nicht umbringen lassen wollten; sie haben ihn so gern, Sir, und wenn sie ihm rufen, kommt er gelaufen wie ein Hund; sie haben ihn abgerichtet, sich vom Hauptmaste fern zu halten, und wenn Sie ihm rufen, Sir, so werden Sie sehen, daß ich die Wahrheit sage.“ — „So, nun Das will ich doch sehen.“ Und somit setzte ich meinen Hut auf, um auf das Verdeck zu gehen. „Soll ich dem Metzger sagen, daß er einhalte?“ fragte Capewell. „Natürlich,“ rief ich aus, „natürlich.“ Und wie ein Pfeil

schoß der Hausmeister hinweg, und alsbald hörte das fürchterliche Geschrei auf, das alle Verwandten Jeans auszustoßen pflegen, wenn ihnen das Messer an der Kehle steht. Jean verstummte sogleich, als ihm die Bande, mit denen seine Füße zusammengebunden waren, gelöst wurden. Als ich auf dem Halbverdecke angekommen war, sagte ich dem Offizier auf der Wache, was vorgegangen sey; dieser aber schien im Tone seiner Antwort einigen Zweifel auszudrücken. Ich rief also: „Jean, Jean!" — und augenblicklich trottete das Schwein grunzend daher, als wollte es seine Erkenntlichkeit für die ihm erwiesene Begnadigung ausdrücken, und so groß war die Eile, mit der es dem Rufe gehorchte, daß es über die Beine des Offiziers hinstolperte und diesen unfehlbar auf das Verdeck geworfen haben würde, wenn ich ihn nicht gehalten hätte. Etwas ärgerlich darüber brummte er vor sich hin: „Sehen Sie, Sir, was man davon hat, wenn man so närrisches Zeug duldet." Ich sagte nichts, trug aber für die Folge Sorge, meine Freunde zu warnen, daß sie auf ihre Beine Acht gaben, wenn Jean gerufen wurde, was — ich muß es gestehen — oft genug der Fall war; denn jeder Fremde, der das Schiff besuchte, mußte dieses seltene Stück von Schooßhund sehen. Für die Chinesen insbesondere war unser sonderbarer Liebling ein Gegenstand der höchsten Bewunderung. Die Bewohner des himmlischen Reiches erkannten in diesem glücklichsten der Schweine bald einen Abkömmling ihrer vielgefeierten vaterländischen Race, und manch handgreiflicher Wink legte es mir nahe, daß man sich eben nicht sträuben würde, ein solches Geschenk anzunehmen; allein ich war taub gegen alle dergleichen Anspielungen, da ich fühlte, daß Jean jetzt mehr der Schiffsmannschaft als mir selbst gehörte, und daß es eine Art von Verpflichtung für mich sey, ihn weder schlachten, noch in fremde Hände kommen zu lassen.

Unter diesem schweigend zugesicherten Schutze nahm unser Jean dergestalt an Umfang, Fett und andern Vollkommenheiten zu, daß die Herren der englischen Faktorei, nachdem wir von einem Besuche in Loo Choo und andern Inseln des japanischen Meeres zurückgekommen waren, gar nicht glauben wollten, daß dieses Ungeheuer dasselbe Thier sey. Wenn ich von Jeans Vollkommenheiten sprach, so will ich Dieß nicht so verstanden wissen, als ob er bei uns sonderlich an Gelehrsamkeit zugenommen; er konnte weder Karten spielen noch Gleichungen auflösen, wie es denn in London und anderwärts dergleichen Hunde und Schweine gibt, die man mit einem eher über als unter der menschlichen Intelligenz stehenden Verstande begabt glaubt. Ferne davon, konnte der ehrliche Jean wenig mehr als essen, trinken, schlafen und grunzen. Hierin blieb er aber auch unübertroffen, und die Folgen dieser trefflichen Anlagen offenbarten sich auch in Kurzem deutlich. Anfangs, wie schon erwähnt, rannte er, sobald man seinen Namen rief, mit ungestümer Hast dem Orte zu, wo er sich rufen hörte. Kurze Zeit darauf aber wurde er so fett und träge, daß man ihn wiederholt rufen mußte, bevor er sich von der Stelle bewegte; kaum vermochte eine Schnitte Ananas oder eine Hand voll Datteln, oder der köstliche Mangostein ihn dahin zu bringen, daß er die Augen öffnete, während er in den ersten Stadien der Reise dankbar war für eine Kartoffel oder eine Apfelschale. Je fetter Jean wurde, desto mehr verlor er die Fähigkeit zu gehen, und statt sich bei den Mahlzeiten einzufinden, wartete er es jetzt geruhig ab, bis ihm die Matrosen selbst die guten Bissen von ihrer Tafel brachten. Indeß geschah Dieß gern, und obgleich er gewöhnlich nur mit einem kurzen Grunzen dankte, so hielt man sich doch hiedurch hinlänglich belohnt. Ungeduldig aber ließ er sich vernehmen, wenn irgend ein Tau zu nahe an ihm vorbeistreifte oder ein Matrose über das fettklumpige Ungethüm hinstolperte.

Kaum hatten wir mitten unter einer prächtigen Flotte englischer Schiffe vor Canton Anker geworfen, als eine Menge chinesischer Gäste, Mandarinen, Hoppos, Hongkaufleute, mit all ihren verschiedenen Knöpfen, wodurch auf diesem wohlklassifizirten Boden die einzelnen Rangstufen sich auszeichnen, uns am Bord Besuch machten. Dieß war aber weder eine besondere Höflichkeit, oder um uns ihre Dienste anzubieten, oder sich nach unsern Geschäften zu erkundigen. Nur Ein Gegenstand schien die Gedanken und die Neugier der halben Provinz Quantung zu fesseln. Der Ruf unsers fetten Jean hatte sich außerhalb der „Lyra" mit Windesschnelle verbreitet, und man hörte von den Eingebornen nichts als einen Ausruf der Verwunderung: „Hein! Hein!" Wir hatten genug zu thun, des Nachts unser Schiff von den vielen Gästen zu säubern; aber auch dann blieben wir noch nicht allein; denn der Ankerplatz der „Lyra" war völlig angefüllt von Booten der Chinesen. Der Grund dieser Aufmerksamkeit war aber nicht bloße Bewunderung Jeans, wie wir Anfangs wähnten: denn als am folgenden Morgen das Verdeck gewaschen und zwei oder drei todte Enten über Bord geworfen wurden, so fand ein Wettrennen von einem Dutzend chinesischer Boote nach der Stelle Statt, wo die kostbare Beute schwamm, um die sich auf dem Flusse ein ordentliches Seegefecht entspann. Auf weitere Nachfragen erfuhren wir, daß die fremden Schiffe stets von chinesischen Booten umringt werden, da in Canton der Mangel an Lebensmitteln so groß ist, daß die armen Leute gierig nach dem kleinsten Bissen Brod oder Fleisch schnappen, und selbst die todten Thiere, die über Bord geworfen werden, sorgfältig auffischen. Dieß gab uns auf Einmal Aufschluß über die uns bewiesene Aufmerksamkeit; denn die schlauen Chinesen, denen besonders nach Fleisch, wie das unsers Jeans, der Zahn wässerte, sahen sehr gut voraus, daß unser überfettes Schooßkind es nicht lange mehr treiben würde; da sie ferner wußten, daß wir, wenn Jean eines natürlichen Todes verfahre, ihn eben so wenig essen würden, als Einen von unsrer Schiffsmannschaft; endlich da sie erfahren hatten, daß wir ihn um keinen Preis schlachten würden, so zogen sie den ganz richtigen Schluß, daß dieser kostbare Bissen zuletzt chinesischem Gaumen zur Beute fallen würde. Unsre Leute, die von diesen Absichten der Chinesen bald Wind bekamen, wurden äußerst giftig über die „Jukees," wie die Matrosen die Eingebornen zu nennen pflegen, und ließen nun keinen der fremden Gäste mehr Jeans Lager nahe kommen, da sie fürchteten, sie möchten ihrem Freunde Gift beibringen und so sein unvermeidliches Ende beschleunigen. Endlich gab der theure Jean Zeichen seiner nahe bevorstehenden Auflösung von sich; er konnte weder Fraß noch Getränke mehr zu sich nehmen, selbst nicht einmal mehr grunzen; sein Athemholen ging wie ein zerrissener Blasebalg; kurz Jean erstickte so zu sagen in seinem eigenen Fette, und war nicht mehr. Es wurde jede Vorsicht angewendet, das traurige Ereigniß den Chinesen zu verbergen; allein etwas mußte doch verlautet haben; denn die übrigen englischen Schiffe wurden verlassen, und lange vor Sonnenuntergang bildete sich rings um die Lyra ein Kreis von zahllosen chinesischen Booten, eine Art schwimmender Stadt.

Die Matrosen hielten nun einen hohen Rath, was zu thun sey, und nach langen und gründlichen Verhandlungen, worin der Gegenstand von allen Seiten reiflich erwogen wurde, faßte man den einstimmigen Beschluß, die Ueberreste ihres Freundes dergestalt in den Schlamm des Flusses Canton zu versenken, daß selbst die geschicktesten und hungrigsten Einwohner des himmlischen Reiches sie nicht wieder herauszufischen im Stande seyn sollten. Sobald es völlig dunkel war und alle chinesischen Boote, wie gewöhnlich, aus dem Bereiche der Schiffsbeyen hinausgewiesen worden waren, schritt man zu den Vorbereitungen, Jeans Leiche zu bestatten. Vor Allem mußte man Sorge tragen, daß die gefräßigen Chinesen nicht das Geräusch im Wasser hörten, wenn man den gewaltigen Speckklumpen versenkte, und dann, daß Jean nie mehr seinen Rüssel aus der Tiefe des Flusses erhöbe. Das Erstere war leicht zu machen; Letzteres aber wurde lange mit leisem Geflüster von der Mannschaft besprochen. Endlich bemerkte der Bootsmann, der am vorigen Tage mit den Booten abgeschickt worden war, den Ankergrund zu lotsen, daß das Flußbette in der Tiefe aus einem Schlammlager bestehe, in das man Jean so tief versenken könnte, daß die Netze und Angelhaken der hungrigen Chinesen nicht im Stande seyn sollten, ihn wieder herauszufischen. Dieser Rath wurde mit allgemeinem Beifalle aufgenommen und sogleich ans Werk geschritten. Jean wurde auf seinen Rücken gelegt und um seinen Hals zu beiden Seiten schwere eiserne Ballaste befestigt, so zwar, daß ein starkes Eisen, das man sehr scharfsinnig die Extraschnautze nannte, und das dazu dienen sollte, desto tiefer in den Schlamm einzubohren, gerade über dem Rüssel hervorzustehen kam. Dann brachte man die gewaltige Fleischwucht mit Winden und Hebestangen auf das Schiffsgeländer und ließ sie dann mittelst eines Taues, das durch die zusammengebundenen Hinterbeine gezogen war, langsam neben dem Schiffe hinab. Als sie bereits so tief unter dem Wasser war, daß der Fall kein Geräusch mehr verursachen konnte, ließ man das eine Ende des Taues los, worauf die wohlballastete Leiche so senkrecht in die Tiefe hinabschoß, daß man nicht zweifeln konnte, sie werde sich klaftertief in den Schlamm einbohren und den Krallen der Chinesen unerreichbar bleiben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 138. 17 Mai 1832.

Die Irrungen zwischen China und England.

(Fortsetzung.)

In der Zwischenperiode von 1830/31, während die Vorstände der Faktorei in Macao waren, wurde ein Hongkaufmann von den Lokalbehörden, offenbar unter Zustimmung oder auf Befehl des kaiserlichen Hofes eingekerkert, und in der Art mißhandelt, daß er im Gefängnisse starb. Die angebliche Ursache dieser Strenge war, „verrätherische Verbindung mit den Engländern.“ Am 12 März 1831 drangen der Fu-Yuen (Untergouverneur), und der Huppu (Zollaufseher), mit einer starken Anzahl bewaffneter Begleiter, plötzlich in die Faktoreigebäude, welche bisher immer respektirt worden waren, ohne alle vorgängige Anzeige, ein. Der angebliche Zweck des Besuchs war, einige prachtvolle Spiegel zu untersuchen, welche die Hongkaufleute aus England verschrieben hatten, der wahre aber, sich von einigen vermeintlichen Uebergriffen zu überzeugen, da man den Garten zu weit in das Flußbett hinein angelegt habe. Diese Inspektion erbitterte seine Excellenz dermaßen, daß er, als die Hongkaufleute und Dolmetscher herbeikamen, sie und den Huppu mit den ungemessensten Schimpfreden überschüttete, beinahe eine Stunde vor sich auf den Knien liegen ließ, und die erniedrigendsten Zeichen von Unterwerfung von ihnen verlangte. Als ein Dolmetscher es wagte, den Vorschlag zu machen, man solle über den streitigen Garten sich mit den Vorständen der Faktorei bereden, wurde er augenblicklich in Fesseln geworfen, und der Befehl zu seiner Hinrichtung gegeben, was nur durch die dringendsten Vorstellungen der übrigen Anwesenden abgewendet wurde. Inzwischen mußte er in's Gefängniß wandern. Die Wuth Sr. Excellenz kannte nun keine Gränzen mehr. Die ältesten Hongkaufleute wurden gleichfalls mit Gefängniß und Tod bedroht. Hierauf wurde der Vorhang vor dem Bildnisse des Königs von England herabgerissen, und der Fu-Yuen setzte sich mit allen Zeichen der Verachtung, den Rücken gegen dasselbe gekehrt, nieder. Da die Chinesen gewohnt sind, jedes Sinnbild, ja den leeren Sitz ihres eigenen Souverains als heilig und unantastbar zu betrachten, und sich demselben nur mit den verworfensten Unterthänigkeitsbezeugungen zu nähern, so nimmt diese Beleidigung einen Charakter von Wichtigkeit an, welchen sie unter andern Umständen nicht haben würde. Die Thore und Mauren des Faktoreigebäudes wurden nun völlig niedergebrochen; der Kai, welcher auf ausdrückliche Erlaubniß des Gouverneurs angelegt worden war, muthwillig zerstört, und mehrere Hundert Arbeiter dazu verwendet, die Erde in eben den Kanal zu werfen, welcher, wie man vorher behauptet, durch diesen Kai versperrt worden seyn sollte; die auf diese Weise wüst gelegte Bodenstrecke hatte die Faktorei von den Hongkaufleuten in Pacht genommen, sie war also in jedem Betracht ihr Privatbesitz.

Obgleich man den Hongkaufleuten ausdrücklich verboten, über diese Gewaltthat Bericht an die Engländer abzustatten, so erfuhren sie dieselbe doch sehr bald, und sandten zwei Mitglieder der Faktorei nach Kanton. Diese kamen mit den Hong-Kaufleuten zusammen, und verlangten von denselben die Mittelsmänner ihrer Beschwerdeführung bei dem Fu-Yuen zu machen. Die Hongs waren jedoch im größten Schrecken, und ihr Aeltester, Houqua erklärte, er wage es gar nicht, mit einem so heftigen Manne zu sprechen, welcher, wie er glaube, nach den direkten Befehlen des Kaisers gehandelt habe. *) Die zwei Faktoreimitglieder richteten hierauf eine schriftliche Vorstellung an den Fu-Yuen, deren Uebergabe die Hong-Kaufleute jedoch nur mit Widerstreben annahmen, und kehrten hierauf nach Macao zurück. Am 20 Mai gelangte ein Befehl des von seiner Expedition inzwischen zurückgekehrten Vizekönigs nach Macao, welcher eine Abschrift der neuen Vorsichtsmaßregeln gegen Fremde zugleich mit den darin angebrachten Veränderungen, in acht Paragraphen enthielt. Nach dem ersten durften Fremde nicht über den Winter in Kanton bleiben; nach dem zweiten die einheimischen Kaufleute von den Fremden kein Geld borgen, und das bereits Geborgte in drei Monaten zurückzahlen; §. 3 und 4 lautet folgendermaßen: „keine eingebornen Schawans (die chinesische Verdrehung von Servant) dürfen von den Fremden gemiethet werden. Die Mäckler können eingeborne Lastträger und Wachtleute miethen, ihre Namen müssen aber den Hongs genannt werden, welche zugleich mit den Mäcklern für deren Benehmen verantwortlich sind, und würde einer von diesen Leuten die fremden Kaufleute anweisen und verführen, verrätherisch zu handeln, so sollen die Hongkaufleute und Mäckler es an die Regierung berichten. Wenn die fremden Kaufleute

*) Die Hongs waren besser unterrichtet, als die Faktoreimitglieder, welche das Vorgefallene nur dem Fu-Yuen zuschrieben, dessen Feindschaft gegen die Engländer allgemein bekannt war, und der, wie sie glaubten, die Abwesenheit seines Vorgesetzten, des Vizekönigs Li, benützt habe, um den Engländer auf diese Weise mitzuspielen. Man wußte, daß er früher mehrmals allein zu sehr strengen Maßregeln gegen die Fremden gerathen hatte.

in den Hafen gekommen sind, und Anker geworfen haben, so sind Offiziere und Soldaten aufzustellen, um zu untersuchen und zu erforschen, und um unaufhörlich geheime Nachsuchungen anzustellen. Fremde Kaufleute, welche in den Faktoreigebäuden wohnen, dürfen nicht nach eigenem Gefallen aus und eingehen, damit sie nicht Handel treiben, und geheime Verständnisse mit verrätherischen Eingebornen unterhalten." §. 5 verbietet, fremde Frauen nach Kanton zu bringen, und sich im Palankin tragen zu lassen; §. 6. befiehlt den Zolloffizianten, auf die Einbringung von Kanonen und Musketen in die fremden Faktoreien ein wachsames Auge zu haben. Die zwei letzten §§ enthalten unwichtige Förmlichkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

1. Royer Collard.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später kam er auf denselben Gegenstand zu sprechen, wo er sagte: „Ihr seyd im Begriffe aus der Charte eine Monarchie oder eine Republik hervorzuziehen." Ich bin ganz seiner Meinung, und wirklich haben auch die Ereignisse die Republik herausgezogen, d. h. das Prinzip der Souveränetät der Majorität der Nation. Allein der berühmte Publizist gab der Charte eine üble Auslegung, wenn er uns der alten Monarchie in die Arme zurückführen wollte; Dieß hieß nichts andres, als alle Errungenschaften und Anstrengungen der Revolution läugnen und verkennen, und hier die letzte Folgerung dieses Irrthums: „Die legitime Monarchie und die Freiheit sind die absoluten Bedingungen unserer Regierung, weil sie die absoluten Bedürfnisse Frankreichs sind. Trennt die Freiheit von der Legitimität und ihr kehrt zur Barbarei zurück; trennt die Legitimität von der Freiheit, und ihr werdet jene furchtbaren Kämpfe wieder herbeiführen, worin beide unterlagen." Was läßt sich von einem Denker sagen, der eine Staatsgesellschaft zur Barbarei verdammt, weil eine Dynastie verschwindet, und der die Sache der menschlichen Vergesellschaftung in einem Schiffbruch von Königen untergehen zu sehen fürchtet?

Indeß führten die edlern Triebe seiner Natur Royer Collard auch zur Vertheidigung der Rechte und Interessen des Volkes, wenn er sie durch unvernünftige Eingriffe bedroht sah. Hat er doch selbst unter der Restauration die Fortschritte der Demokratie mit einer Tiefe des Wortes vertheidigt, wie sie damals kein Publizist jener Zeit finden konnte. Aber durch einen seltsamen Widerspruch wird eben diese Demokratie, deren progressive Entwicklung man damals prophezeite, in dem Augenblicke, wo sie am mächtigsten hervortritt, verdächtig und verdammlich. Die folgende Stelle aus einer von Royer Collard am 4 Oktober 1831 über die Erblichkeit der Pairie gehaltenen Rede wird bei genauerer Erwägung die ganze Schwäche seiner politischen Philosophie aufdecken: „Es gibt Jahrhunderte, wo bei uns die Demokratie gleichen Schritt hält mit der Civilisation, und die Juliusrevolution hat ihren Fortgang beschleunigt. Aus der Gesellschaft, wo sie ohne Gegner herrscht, hat sie sich bereits in die Regierung eingedrängt, indem sie diese Kammer zu einer Autorität erhob, die keine Schranken mehr kennt. . . Als mein edler Freund, Herr de Serre, vor zehn Jahren, hier ausrief: „die Demokratie strömt mit vollen Ufern," handelte es sich erst nur noch von der Gesellschaft; wir konnten ihm antworten und antworteten ihm: Dank sey der Vorsehung, daß sie eine immer größere Anzahl der Geschöpfe zu den Wohlthaten der Civilisation beruft. Gegenwärtig aber ist es die Regierung, um die es sich handelt Soll die Demokratie allein sie bilden, oder so mächtig in ihr vorwalten, daß sie im Stande wird, alle andern Gewalten zu unterjochen oder zu zerstören? Mit andern Worten: ist die politische Gleichheit die natürliche und gerechte Folge der bürgerlichen Gleichheit? Ich will mich darüber nicht in philosophischen Erörterungen verbreiten, sondern mich bloß auf unsere Erfahrung berufen. Zweimal hat die Demokratie in unserer Regierung eine souveräne Gewalt erlangt; die politische Gleichheit wurde in der Konstitution von 1791 und in der des Jahres III organisirt. Gewiß, den Urhebern davon fehlte es weder an Verstand noch an guten und patriotischen Absichten, ich weiß es. Aber welche Früchte brachte es uns? Nach Innen: Anarchie, Tyrannei, Elend, Bankerott, endlich Despotismus. Nach Außen: einen Krieg von zwanzig Jahren, der mit zwei Invasionen endigte, und von dem uns nichts als der Ruhm unserer Waffen geblieben ist. Die Ursache davon ist, daß die Demokratie in der Regierung keiner Klugheit fähig, und ihrer Natur nach gewaltthätig, kriegssüchtig und bankerotiererisch ist."

Indem ich diese Worte hier wiedergebe, bedaure ich, daß Royer Collard sie schrieb; es liegt darin allzuviel Bitterkeit, Ungerechtigkeit, blinder Zorn und Verachtung der Natur der Dinge, wie unserer Zeitgeschichte. Royer Collard sagte in der oben angeführten Stelle: er wolle sich in keine philosophischen Erörterungen einlassen; ich bedaure es; denn es erheischte hier solcher, mehr als es je der Fall war. Mittelst ihrer würde der Philosoph gefunden haben, daß die Sache der Demokratie auch die des gesellschaftlichen Lebens überhaupt ist; er würde die Demokratie nicht so tief in die Gesellschaft verbannt haben, daß er sie von der Regierung ausschloß; diese bewunderungswürdige Politik weist auf fünfzig Jahre früher zurück; sie geziemte sich in dem Munde eines Herzogs von Aiguillon oder eines Herrn von Maurepas. Betrachten wir die Sache unter ihrem wahren Licht. Die Demokratie d. h. die Majorität der Nation vermehrt unaufhörlich ihre Rechte in dem Maße, als sie ihre Aufklärung und Einsichten vermehrt. Sie begann damit, ihre bürgerliche Freiheit zu suchen, und gegenwärtig strebt sie darnach, die soziale Leitung zu gewinnen; doch man sey darüber ohne alle Furcht, sie wird dieselbe nicht wirklich erlangen, und sie nicht eher behalten, als bis sie ihrer würdig ist. Diese Versuche, von denen Royer Collard eine so ungünstige, übelwollende und ungetreue Schilderung entworfen hat, sind ein Beweis für die Bemühungen der französischen Staatsgesellschaft sich ihrer Regierung einzuverleiben. Wenn die Demokratie sich gewaltthätig, kriegssüchtig und bankerotiererisch bewiesen hat, so waren es ihre Lehr- und Flegeljahre; sie hat sie theuer genug bezahlt, um sich daraus abzunehmen, was sie zu thun hat, und auf ihrer Bahn nicht stehen zu bleiben. Es war eines Philosophen würdiger, diesen unwiderstehlichen Fortgang anzuerkennen; belehrt die Demokratie, nicht ihr geschmeichelt, gebt ihr derbe Lehren, aber erkennt

ihr auch ihr Recht zu, ihre Macht nach ihrer Aufklärung zu bemessen. Die Staatsgesellschaft vom Grund aus von der Regierung zu trennen, ist ein Stück aus der alten Feudal-Rumpelkammer, eine unwillkürliche Erinnerung aus einer Zeit, wo die Gesellschaft aus Besiegten bestand, die der Sieger beherrschte; von den damaligen Regierungen konnte man sagen, was Beaumarchais von dem hohen Adel sagte: „ein Großer hat uns immer viel Wohlthat erwiesen, wenn er uns kein Uebel zufügt." Damals hatte die Regierung und die Gesellschaft jede ihr eigenes Interesse; damals wurde die regierende Minorität von der gehorchenden Majorität gebeten, oder aufgefordert, ihr wenigstens Garantien zu geben. Royer Collard hat oft wiederholt, daß die Regierungen Garantien sind, und daß sie deßhalb allein schon geachtet werden müssen. Das heißt die Richtschnur für Das, was ist, in Dem suchen, was gewesen; das heißt nur die negative Seite der Gewalt sehen, das heißt die Initiative verkennen, deren Erlangung und Handhabung der Intelligenz gebührt. Diese ist das göttliche Recht in unserm Jahrhundert.

Der politischen Philosophie Royer Collard's ermangelt es demnach im Grund an Tiefe und Halt, sie hüllt sich in metaphysische Formen, hat aber nicht die Kraft der wahren Spekulation, sie schwankt zwischen geschichtlichen Erinnerungen, und dem guten Willen einer rationellen Philosophie; sie hat weder die Poesie der Vergangenheit, noch verweist sie auf zukünftige Bahnen; sie ist, ich weiß nicht was für eine Mischung von gewissenhaften und ehrenwerthen Gesinnungen, denen es an innerer Kraft gebricht. Was indeß Royer Collard lange Zeit, ich will nicht sagen der spätern Nachwelt, doch seinen Zeitgenossen empfehlen wird, sind seine redlichen Absichten, ein Geradsinn, die ihn oft mit einer edlen Beredsamkeit gegen die Thorheit der Gegenrevolution begeisterten. Dieser Publizist ist ausgezeichnet, wenn er einem Irrthum widersteht. Die Defensive ist ganz für sein Talent geeignet; so war es in einer Rede, die er am 12 April 1825 über das Sakrilegiengesetz hielt, und in der er so schöne Worte über den Spiritualismus des Christenthums sprach, über die Gesellschaften, die auf der Erde leben und sterben, „über die Wahrheit, die nicht von dieser Welt ist," über dieses gottlose und materialistische Gesetz, „das an kein zukünftiges Leben glaubt und vorgreiflich die Hölle verhängt."

Etwas unbesonnene Freunde haben Royer Collard's Styl mit dem von Pascal verglichen; ich möchte eher in ihm Aehnlichkeit mit dem Style Nicolle's finden. In Pascal herrscht eine Unabhängigkeit und Höhe des Gedankens, welche die Verhältnisse unsers zeitgenössigen Publizisten weit überragt. In seinem Skeptizismus, in seinem Ringen nach Glauben, in seinem Schmerz nicht alle Seeligkeit desselben genießen zu können, wird Pascal zuweilen ein so kühner Dichter wie Lord Byron. Pascal läßt sich manchmal in einer unbändigen Melancholie überraschen, die ihn weit hinaus fortreißt über das Christenthum und in einen bodenlosen Abgrund der Verzweiflung stürzt. Nicolle ist eines so vulkanischen Seelenungestümes nicht fähig, nüchtern und bescheiden, mit einem sorgsam genauen Scharfsinn begabt, von einer gemessenen Resignation beseelt, dringt er nie über den Horizont hinaus, an den sein Auge gewöhnt ist; bei diesem trefflichen Jansenisten findet sich kein Sprung eines kühnen Vorwitzes, kein Ungestüm heißer Einbildungskraft, kein Ausbruch des Schmerzes oder der Begeisterung; er wandelt gemessenen Schrittes durch das Leben und seine Bücher, mit einer Monotonie, die für ihn eine Gewissenssache ist. Ueberhaupt finde ich zwischen Nicolle und Royer Collard mehrere ähnliche Züge, und ich möchte fast glauben, daß er sich in der Schule des Jansenismus des Port Royal herangebildet habe.

Hier noch ein Wort darüber, wie wenig dieser Publizist die Revolution und das Kaiserreich begriffen; nur mit Unmuth und Verdruß sah er so viele Scenen und Schauspieler, so viele Katastrophen und Siege an sich vorübergehen; die Geschichte unsrer vierzig letzten Jahre ist ihm nur eine unselige und regellose Unterbrechung der Legitimität; Napoleon nur ein Usurpator im schlechten Geschmacke eines Ludwigs XIV. Nicht viel mehr scheint Royer Collard ein Anhänger der sozialen Bewegung zu seyn, von der er Zuschauer ist. Traurig rief er aus: „Genug der Ruinen," ohne zu erkennen, wozu diese Ruinen. Der neue Geist, der um ihn her weht, erzürnt ihn; gern riefe er dieser ungestümen Jugend zu: „Was wollt ihr, junges Geschlecht, thöricht und ungeduldig Volk? Ihr wollt noch vorwärts gehen, und wir sind müde, und überhaupt stehen wir schon am Ziele. Setzt euch ruhig euren Vätern zur Seite. Seyd artig und klug, nehmt Verstand an, und laßt uns handeln und reden, dann wird Alles gut gehen." — Aber diese Jugend ist unklug genug, nicht auf diesen Rath zu hören; sie achtet Alter und Talent; sie erinnert sich dankbar der geleisteten Dienste, aber sie hält sich nicht zu solidarischer Haftung verbunden für das Schicksal eines emeriten abgelebten Systemes. Ist es die Schuld der neuen Generationen, wenn sie bei ihrer Ankunft die ephemeren Zelte von den Stürmen des Jahrhunderts in Fetzen gerissen finden und sich nun einander fragen müssen, wo sind Mörtel und Bausteine, um ein neues Gebäude aufzuführen, unter dem wenigstens unsre Kindeskinder gegen Wind und Wetter Schutz finden?

(Schluß folgt.)

Ueber den Einfluß der Jahreszeiten auf die menschlichen Kräfte und Fähigkeiten.

(Mitgetheilt von Quetelet in der Revue Encyclopédique.)

Der Erfahrungssatz, „daß die Wirkungen den Ursachen entsprechen," ist wohl einer der folgereichsten. So einfach er an und für sich ist, so zeigt er doch, besonders in Allem, was sich auf das Studium der Entwicklung menschlicher Kräfte und Fähigkeiten bezieht, die merkwürdigsten Resultate. Ein anderer nicht minder wichtiger Satz, den man übrigens als Folgesatz des vorigen betrachten kann, ist der, „daß periodische Ursachen auch periodische Wirkungen haben." Ein sehr merkwürdiges Beispiel hiefür ist die periodische Wiederkehr der Jahreszeiten oder die Stellungen der Erde zur Sonne. Diese Wiederkehr macht sich auf der Erde nicht nur durch die Veränderungen, welche die Vegetation, die Atmosphäre und alle physischen Agenzien, als da sind: Wärme, Licht, Magnetismus und ohne allen Zweifel die Elektrizität, erleiden, sondern auch an belebten Wesen bemerkbar. Der Mensch besonders steht auf ganz eigene Weise unter dem Einflusse der Jahreszeiten, und man wird, hat man einst das Studium der Entwicklung menschlicher Kräfte noch tiefer ergründet, staunen, daß man nicht früher schon bemerkte, welch wesentlichen Einfluß die periodische Wiederkehr der Jahreszeiten auf Alles hat, was unser Geschlecht betrifft. Die folgenden Beobachtungen mögen dazu dienen einen vorläufigen Begriff hiervon zu geben.

Die Zahl der Todesfälle ist, in Städten und auf dem Land, im Winter viel größer als im Sommer, das Verhältniß ist ungefähr wie 5 zu 3.

Ebenso ist es mit den Geburten; auf zwei Kinder im Julius geboren, rechnet man ungefähr drei, die im Januar oder Februar geboren werden. Diese Resultate beruhen auf Beobachtungen, die in zwölf auf einander folgenden Jahren in den Niederlanden gemacht wurden, und um sie anschaulicher zu machen, hat man sie in der folgenden Tabelle zusammengestellt. Zu bemerken ist, daß alle Monate zu 31 Tagen gerechnet sind, und daß als Einheit die Durchschnittszahl der Geburts- und Sterbefälle angenommen wurden.

Monate.	Geburten.		Sterbefälle.	
	Städte.	auf dem Land.	Städte.	auf dem Land.
Januar . .	1,067	1,102	1,158	1,212
Februar . .	1,122	1,177	1,088	1,198
März . . .	1,085	1,157	1,050	1,192
April . . .	1,055	1,014	1,002	1,120
Mai . . .	0,971	0,927	0,946	0,978
Junius . .	0,918	0,862	0,901	0,882
Julius . .	0,895	0,838	0,874	0,809
August . .	0,952	0,908	0,910	0,822
September .	0,980	0,995	0,971	0,888
Oktober . .	0,977	1,009	0,999	0,954
November .	1,005	1,009	1,024	0,955
Dezember .	1,018	1,022	1,076	1,050

Man sieht übrigens, daß der Einfluß der Jahreszeiten sich auf dem Lande weit stärker herausstellt als in den Städten, was dadurch erklärt zu werden scheint, daß man dort sich weit weniger gegen den Wechsel der Temperatur schützen kann als hier. Das Maximum der Geburten im Februar setzt ein Maximum von Empfängniß im Mai voraus, weil da, nach der Strenge des Winters, die Lebenskraft in voller Thätigkeit ist.

Die vorstehende Tabelle gibt das Alter der Individuen nicht an; diese Bezeichnung ist jedoch sehr wichtig, weil sie darthut, welchem Lebensalter Hitze oder große Kälte besonders nachtheilig sind. Die folgende Tabelle zeigt diesen Unterschied wenigstens für die Monate Januar und Julius, weil diese beide Extreme bieten.

Alter.	Todesfälle während der Monate:		Todesfälle im Julius auf 1,00 Todesfälle im Januar.
	Januar.	Julius.	
Todte Geburten	269	215	0,80
im ersten Monat nach der Geburt	5521	1719	0,52
4 bis 6 Jahre . . .	878	600	0,69
8 — 12 —	616	447	0,75
12 — 16 —	409	429	1,05
16 — 20 —	502	545	1,09
20 — 25 —	861	796	0,95
25 — 30 —	795	724	0,92
40 — 45 —	818	615	0,75
62 — 65 —	968	525	0,54
79 — 81 —	658	332	0,51
90 und darüber . . .	252	99	0,39

Aus diesen Zahlen geht hervor, daß der Einfluß der Jahreszeiten je nach der Verschiedenheit des Alters besonders bemerkbar ist. Die todten Geburten waren in einem Verhältniß wie 5 zu 4; allein im Augenblick, wo das Kind das Licht der Welt erblickt, wird auch der Einfluß der Jahreszeiten bemerkbar, so daß für zwei Kinder, die im Januar sterben, man im Julius nur eines verliert. Diese größere Sterblichkeit im Winter vermindert sich und nimmt fast ganz ab, wenn die Kinder 10 bis 12 Jahre erreicht haben; nach dieser Zeit, während der Mannbarkeit und während der auf diese folgenden Jahre, entwickelt sich die Lebenswärme in so hohem Grade, daß die Einwirkung des Sommers den nachtheiligsten Einfluß auf den jungen Menschen übt. Gegen die Zeit der Verheirathung hin und während der Dauer der Zeugungskraft, ist der Einfluß der Jahreszeiten fast unmerklich. Erst nach dem zurückgelegten vierzigsten Jahre fängt der Winter an nachtheilig einzuwirken, und dieser Einfluß vermehrt sich mit den Jahren, so daß nach zurückgelegtem 65 Jahre dem Greis die Kälte eben so schädlich ist als neugebornen Kindern. Noch mehr ist Dieß nach zurückgelegtem 90 Jahre der Fall, denn auf zwei bis drei Greise, die im Winter sterben, kommt nur einer, der im Julius stirbt. Die Zahlen der letzten Kolumne kann man als den Maßstab der Lebenswärme annehmen, die der Mensch in seinen verschiedenen Stufenjahren besitzt, und es zeigt sich da, daß seine Lebenswärme gegen das Alter der Mannbarkeit hin die höchste Stufe erreicht hat.

Es ist zu bedauern, daß wir nicht im Stande sind, eine genaue Uebersicht der Heirathen während der verschiedenen Jahreszeiten zu geben; ohne Zweifel würde man da rücksichtlich der Geburten, und folglich auch der Empfängniß, dieselbe genaue periodische Wiederkehr finden.

Nicht nur auf Geburten und Sterbefälle, sondern auch auf die Entwicklung der Leidenschaften des Menschen, seinen Hang zu Verbrechen und größere Ausbildung der Anlage zum Wahnsinn wirkt, wie Dieß in einem frühern Aufsatz *) erklärt wurde, die periodische Wiederkehr der Jahreszeiten ein. Schon Rousseau bemerkte, daß das Wachsthum des Körpers im Sommer schnellere Fortschritte mache, als im Winter, und es ist bekannt, welchen Einfluß die Jahreszeiten auf die Natur und Dauer der Krankheiten haben. Es ist nicht zu bezweifeln, daß weitere Forschungen rücksichtlich der verschiedenen Kräfte und Fähigkeiten des Menschen jene Wechselwirkung, die ich hier nur angedeutet habe, noch mehr entwickeln und die Behauptung bestätigen werden, die ich früher schon aussprach: „daß das Menschengeschlecht als Masse betrachtet unter der Herrschaft physischer Einwirkungen steht; je größer also die Zahl der Individuen ist, desto unmächtiger ist der Wille des Einzelnen, und desto vorherrschender eine Reihe von allgemeinen Ereignissen, die von Ursachen abhängen, durch die das Bestehen und die Erhaltung der Gesellschaft bedingt ist.“ Indeß tritt hier der Unterschied ein, daß, wenn auch das gesellschaftliche System ebenso wie jedes andere von der Einwirkung von Ursachen abhängig ist, es dagegen wieder moralische Kräfte in sich trägt, die fähig sind diesen Einfluß, wenn auch nicht gänzlich, doch wenigstens bedeutend zu lähmen.

Vermischte Nachrichten.

Neuere Entdeckungen, die bei den zur Vergrößerung von Odessa vorgenommenen Arbeiten zu Tage kamen, scheinen die, schon früher aus Arrian und aus des anonymen Verfassers einer Reise in der Nachbarschaft des Euxin Angaben der Ortsentfernungen, gezogene Muthmaßung zu rechtfertigen, daß hier eine griechische Niederlassung unter dem Namen: Ἰστριανῶν λιμήν, Hafen der Istrianer, bestanden habe. Diese Annahme wurde bereits früher durch die bei Erweiterung des Hafens gefundenen vielen schönen Vasen von griechischer Arbeit unterstützt, die mit den sogenannten etruskischen viele Aehnlichkeit halten, und neuerdings wieder durch eine von dem Ingenieur Van der Vlies, der mit einem Theile der Hafenarbeiten beschäftigt ist, dem Antiquitätenmuseum von Odessa übergebene, wohl erhaltene Amphora und den Bruchstücken eines andern ähnlichen Gefäßes von gebrannter Erde. Bekanntlich bedienten sich die Alten dergleichen Gefäße zur Aufbewahrung von Wein und Oel. Der Name des Töpfers, den man gewöhnlich darauf findet, ist bis zur Unleserlichkeit verwischt.

Kapitän Pogson hat aus Chittagong eine Abschrift des Buchs der Zubur oder Psalmen mit burmanischen Schriftzeichen gebracht. Die Mugs leisten ihre Eide auf dieses Buch. Kapitän Pogson hat sich hierauf bemüht, in einem in Calcutta erschienenen Werke die schon von Sir William Jones aufgestellte Hypothese, daß die Mugs eine Judensekte seyen, zu unterstützen. Zubur ist der arabische Name für das Buch der Psalmen. Pogson hat zugleich eine andere wichtige Entdeckung gemacht, nämlich daß Chittagong das berühmte Land Ophir sey!

*) Ueber den Hang zu Verbrechen und deren regelmäßige Wiederkehr zu verschiedenen Zeiten. s. Ausland v. d. J. Nro. 30. 31. 32.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 139. 18 Mai 1832.

Eine Parlamentssitzung in Taheiti. *)

Indem wir das Protokoll einer jener merkwürdigen Sitzungen des taheitischen Areopags getreulich aufzeichnen, in welcher eine der wichtigsten Fragen für die gesellschaftliche Ordnung abgehandelt wurde, eine Frage, die seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die höchsten Intelligenzen Europa's beschäftigt hat, kann es unsere Absicht nicht seyn, unsere eigenen Gesetzgeber dadurch belehren zu wollen; wir geben vielmehr dieses neue und anziehende Gemälde nur als ein merkwürdiges, und in seiner Art seltenes Beispiel jener zunehmenden geistigen Entwicklung, welche in unsrem Jahrhunderte bei allen Völkern die Oberhand gewinnt. Die Abschaffung der Todesstrafe, von allen Philanthropen so eifrig verlangt, ist auch in Taheiti ein Gegenstand des Nachdenkens und der Berathung der weisesten Männer dieser Insel gewesen. Man wird von den Rednern Polynesiens jene gedrängte und eindringliche Logik nicht erwarten, welche die großen Männer unserer europäischen Parlamente auszeichnet; doch wenn man auf den Stand der Civilisation jenes Volkes zurückgeht, kann man nicht umhin, in den aufrichtigen und naiven Ausdrücken ihrer Beredsamkeit viele Feinheit des Geistes und ein sehr gesundes Urtheil wahrzunehmen. Welche Ideenentwicklung läßt sich übrigens von einem Volke erwarten, das gleichsam erst gestern aus den Armen der Natur erwachte, und noch keinen andern Führer kennt, als die Bibel, worin der größere Theil kaum zu buchstabiren versteht. Die höchste Geistesfähigkeit dieser gutmüthigen Insulaner beschränkt sich darauf, die heil. Schrift geläufig zu lesen, und ihre Lehren und Gebote, so wie den Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Gesetze einiger Maßen zu begreifen. Eine große Lehre geben jedoch diese Kinder der Natur, bei ihren ersten Schritten zur Civilisation, dem alten Europa, das Anfangs aus dem Evangelium nur eine blutgefärbte Begeisterung zu schöpfen wußte.

Als gewissenhafte Geschichtschreiber, wollen wir mit der Beschreibung des Ortes beginnen, wo sich die gesetzgebende Versammlung vereinigte. Nichts ist malerischer und bezaubernder als der Anblick jenes Gebäudes, das zugleich Kirche und Parlamentshaus ist. Es erhebt sich am äußersten Südende der Stadt Taheiti, wie ein anmuthiger Kiosk unter grünen Bogenlauben von Bananen und Kokosbäumen, deren üppiges Laub das geweihte Haus zu beschirmen scheint. Diese reizende Lage erinnert an den Tempel der Nymphe Egeria, in welchem Numa's erhabene Begeisterungen erwachten. Der weißliche Schimmer der äußeren Wände, und der warme Farbenton der Bedachung, bilden einen wundervollen Kontrast mit dem dunklen Grün der umstehenden Bäume. Das Ganze ist aus Holz gezimmert, und schien uns ein Achteck zu bilden, dessen Dach aus einem Geflechte von Bananenblättern und Bambusstauden so dicht verwebt ist, daß kein Regen eindringen kann. Acht große Fenster, ohne Scheiben, erhellen den innern Raum des Saales, in welchem keine Art Verzierung angebracht ist. Der Eingangsthüre gegenüber befinden sich die Kanzel und ein Pult, die zugleich auch als Sitz des Präsidenten und als Rednerbühne dienen. Wer in Europa den Sitzungen unserer Kammern beiwohnte, wird sich schwer eine Vorstellung von dem Anblicke machen, welchen das Parlament in Taheiti gewährt. Man denke sich eine Vereinigung von 120 Personen, zum Theil in einzelne Kleidungsstücke europäischer Tracht gleichsam eingezwängt, zum Theil in baumwollene Decken gehüllt; den Kopf mit Straußen- und Pfauenfedern geschmückt, oder mit alten, abgelegten englischen Militärhüten bedeckt, und man wird sich einen schwachen Begriff von dem sonderbaren Anblick dieser grotesken Versammlung machen, welche man eher für eine verdächtige Zusammenkunft von Bettlern und Marktschreiern zu halten geneigt wäre, als für eine Vereinigung ehrenwerther Gesetzgeber. Dabei muß man aber sagen, daß die wichtige Miene, und die ernste und stolze Haltung dieser Patrizier, mit der Armseligkeit ihres Anzuges einen großen Gegensatz bilden. Im Allgemeinen haben die Insulaner von Taheiti keinen Begriff von der Lächerlichkeit ihrer seltsamen Bekleidung; sie glauben vielmehr, durch Annahme der europäischen Tracht (wenn auch nur in einzelnen Stücken) sich den gebildeteren Nationen näher zu stellen. Ueberhaupt gilt in dem Bereiche ihrer Ideen eine mehr oder minder komplete Ausstattung von Kleidern nach europäischem Schnitte, als Zeichen einer größeren oder geringeren Entwicklung ihrer Civilisationsgrundsätze. Die tiefste Stille wird in dem Saale beob-

*) Der Kapitän Kotzebue hat schon im Jahre 1825, in seinen sehr interessanten Berichten über die Sitten der Einwohner der Freundschaftsinseln, und namentlich über jene von Taheiti (Taiti, Otaiti) von der Absicht dieser Insulaner gesprochen, sich mit der Redaktion einer constitutionellen Charte zu beschäftigen, welche nach der Krönung des Königs Pomare II promulgirt werden sollte. Gegenwärtiger Aufsatz ist aus dem Reisetagbuche des Lieutenants Ridgley entlehnt, welcher diese Inseln im Jahre 1827 besuchte.

achtet, wo nur die Stimme des Redners allein hörbar ist, ohne daß sie je durch ein Geflüster, oder durch irgend eine Störung anderer Art, unterbrochen würde. Jeder ist mit gespannter Aufmerksamkeit bei der Sache: arrectis auribus adstant. Nicht minderes Lob verdient das Betragen der Redner. Nie setzen sie die Ehrerbietung aus den Augen, welche sie der Versammlung schuldig sind; und wenn sie die Meinung eines früheren Redners bekämpfen, herrscht in ihrer ganzen Polemik so viel besänftigende Ruhe, daß der reizbarste Mensch keinen Vorwand finden könnte, das Wort wegen anstößiger Persönlichkeiten zu verlangen. Diese Urbanität steht in großem Kontraste mit den Formen unserer europäischen Polemik, welche täglich mehr in Grobheit und Reizbarkeit ausartet. Die Sprache der taheitischen Redner ist einfach und wahr, und dabei von einem außerordentlichen Lakonismus. Ueberhaupt gibt es keine politische Versammlung in Europa, welche einer unzeitigen Diskussion weniger Worte opferte, und hauptsächlich die parlamentarischen Formen mit einer so gewissenhaften Wohlanständigkeit zu ehren wüßte, als die Senatoren von Taheiti.

Nachdem man uns in den Saal eingeführt hatte, erhob sich ein ehrwürdiger Greis, welcher der Versammlung ankündigte, es werde über die Frage debattirt werden: ob ein Mörder künftighin zur Todesstrafe, oder zur ewigen Verbannung verurtheilt werden solle. Tiefe Stille herrschte nach dieser kurzen Anrede des Präsidenten. Obgleich man schon mehrere Tage vorher den Gegenstand der Diskussion kannte, hatte sich doch kein Redner vormerken lassen; es scheint, daß diese Sitte in Taheiti noch nicht üblich ist. Indessen wendeten sich alle Augen fast zugleich auf einen der Häuptlinge, einen Mann von Verstand und großem Rufe, welcher sogleich dem still geäußerten Wunsche der Versammlung entsprach, indem er sich von seinem Sitze erhob, und mit festem Schritte die Rednerbühne bestieg. Es war Hitoti, ein eifriger Beförderer der religiösen Reform, und Chef des Stammes der Papiten. Ich würde, als Historiograph dieser Sitzung, einen Fehler begehen, die Beschreibung seines Kostümes mit Stillschweigen zu übergehen: er trug die Uniform eines Schiffsfähnrichs; ein schottisches Röckchen von der Hüfte bis zum Knie; Halbstiefeln und einen runden Hut.

„Ich zweifle nicht," sagte er, nachdem er den Präsidenten und die Versammlung begrüßt hatte, „daß es rathsam seyn möchte, besonders in unseren Tagen, wo wir ein regenerirtes Volk geworden sind, eine Modifikation unserer alten Gesetze, in Betreff der Bestrafung des Mordes, eintreten zu lassen. Seitdem diese große Frage besprochen wird, habe ich reiflich darüber nachgedacht, und da die Versammlung den Wunsch zu äußern schien, meine Meinung über diesen hochwichtigen Gegenstand zu hören, will ich dieselbe in wenigen Worten hier aussprechen: Sollten die Gesetze von Großbritannien, eines Landes, aus welchem so viel Gutes zu uns gekommen ist, nicht zweckmäßig seyn? Jene Gesetze strafen den Mörder mit dem Tode; ich glaube also, daß wie es in England geschieht, es auch bei uns geschehen könne. Dieses ist meine Meinung."

Die tiefe Stille, welche auf die Worte des Redners erfolgte, wurde endlich durch Utami unterbrochen, welcher sich erhob, und nachdem er einen Blick auf die Versammlung geworfen, um zu sehen, ob nicht vielleicht ein Anderer das Wort nehmen wollte, die Rednerbühne bestieg, und sich in folgenden Worten ausdrückte:

„Der Chef der Papiten hat der Wahrheit ein glänzendes Zeugniß gegeben, als er von den Wohlthaten sprach, welche uns von dem christlichen Volke Großbritanniens zugekommen sind. — Wir verdanken ihm das Evangelium! — Doch scheint Hitoti viel zu weit gegangen zu seyn, indem er die englischen Gesetze auf uns übertragen will. Seitdem uns das Evangelium leitet, bedürfen wir seiner Gesetze nicht, denn wir finden in diesem Buche alle Lehren und Vorschriften für unser Verhalten. Verhängt etwa das Evangelium die Todesstrafe über Den, welcher sich verstohlener Weise in ein fremdes Haus einschleicht? oder über Jemand, welcher einen falschen Namen unterzeichnet? oder über den Dieb, welcher in einem Pferche Schafe stiehlt? — Ich frage: Wer unter Euch möchte einen Menschen wegen ähnlicher Vergehen zum Tode verurtheilen? Und doch sprechen die englischen Gesetze in solchen Fällen diese Strafe aus. — Nein, lassen wir jenem großen Volke seine Gesetze, welche seiner eigenen Civilisation vielleicht zusagen mögen, jedoch für uns zu grausam sind. — Das Evangelium allein sey unser Führer. — Das ist meine Meinung."

Nach einigen Augenblicken des Schweigens, erhob sich Upparu, welcher den Beinamen: „die große Eidechse" führt, und wegen seiner Beredsamkeit sowohl, als wegen des hohen Anstandes seiner Manieren, den Ruf eines ausgezeichneten Mannes genießt. Nachdem er die früheren Redner, üblicher Weise, belobt hatte, drückte er sich aus, wie folgt:

„Obgleich ich mit dem Schlusse der Rede meines Bruders Hitoti einverstanden bin, so kann ich es mit seinen Beweggründen doch nicht seyn. Utami hat uns sehr gut und klar dargethan, daß es nicht die englischen Gesetze sind (und wären sie noch so vortrefflich), welche uns leiten sollen. Aus uns selbst, und mit Hülfe unseres erhabenen Buches, müssen die Gesetze entstehen, welche unserer geselligen Ordnung zur Richtschnur dienen sollen. Oeffnet dieses Buch, Freunde, die ihr schon im Stande seyd, nützliche Lehren aus demselben zu ziehen, und ihr werdet darin folgende Stelle finden: — „„Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll auch durch Menschen vergossen werden."" Diese Worte sind klar und bedeutungsvoll; sie lassen keine zweideutige Auslegung zu. — Ehe ich jedoch meine Meinung hier aussprechen wollte, habe ich die Missionärs befragt, und insbesondere mit Mitti Truttu, dem Pelikan (Namen, welchen die Eingebornen einem englischen Missionär gegeben) mehrere Unterredungen gehabt. Dieser sagte mir, daß jene Stelle aus der heiligen Schrift auch den englischen Gesetzgebern zur Richtschnur gedient habe. Ich wiederhole es: Nein! nicht darum, weil die englischen Gesetze den Mörder zum Tode verurtheilen, stimme ich für die Annahme dieser Maßregel, sondern weil es die Bibel befiehlt, daß das Blut des Mörders vergossen werden solle." — (Lauter und einhelliger Beifall.)

(Fortsetzung folgt.)

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

1. Royer Collard.

(Schluß.)

Vorzüglich aber muß man über die Unfruchtbarkeit erstaunen, in die Royer Collard's philosophische Laufbahn ausgeht. Nicht ein Werk, nicht einmal einen Versuch, nichts als eine Sammlung von wenigen politischen Reden, die uns allerdings schöne Stellen bieten, wo aber eine prunkvolle, engherzige und zuweilen pedantische Metaphysik vorherrscht; nicht auf solche Weise gelangt man dahin, einer Bewegung einen Stempel aufzudrücken, in seinem Jahrhundert Anker zu werfen. Royer Collard bemerkte in seiner Rede an die französische Akademie, mit Dank nehme er die Begünstigung, die sie ihm zuerkannt habe, „eine Begünstigung, die Bossuet und Montesquieu gesucht.“ Aber Bossuet und Montesquieu, an die zu erinnern von dem Redner wenigstens etwas unklug war, hinterließen doch etwas, sollten wir meinen; der Eine war die Stütze und das Organ der Religion, die sich damals mit der Monarchie verschmolz; der Andere wurde der Geschichtschreiber der sozialen Gesetze; Beide haben ihren Ruf bei den Zeitgenossen und ihre Unsterblichkeit nur mit positiven, zahlreichen und dauerhaften Werken erkauft. So ist die Menschheit beschaffen, daß sie ihre wahre Achtung nur der Fruchtbarkeit und Kraft schenkt; sie nimmt nicht zum Voraus für geschehen an, was nicht geschehen ist; sie liebt nicht mißrathene große Männer, und gibt den Ruhm nicht auf Kredit; ja sie hat sogar so wenig Geschmack für dergleichen Größen, daß sie oft nur das Grab derselben erwartet, um darauf ihr Urtheil als Inschrift zu setzen. Im achtzehnten Jahrhundert, das Royer Collard und seine Schule gewissermaßen mit mitleidigem Achselzucken anzusehen pflegen, war man so einfältig zu glauben, daß große Namen nur durch große Arbeiten erworben werden. Voltaire brachte sein Leben damit zu, von der Geschichte zum Drama, von der Poesie zur Philosophie, von dem Kampfe mit Racine zur Vertheidigung Sirven's und Calas überzugehen; Diderot wußte seinen feurigen Geist unter das Studium der Mechanik zu beugen, und fand Zeit, die Hälfte der Encyklopädie zu schreiben. Rousseau, dieser arme Rousseau, der von den Theoretikern der Restauration so geringschätzig behandelt wird, war im vierzigsten Jahre sich seiner bewußt und Herr geworden, und ruhte und rastete von dort an nimmer; er vervielfältigte seine originalen Schöpfungen, da er sich einbildete, daß man über sein Jahrhundert eine Autorität, und bei der Nachwelt einige Ansprüche auf Erinnerung nur dadurch erlange, daß man sie mit seinem Ich bezahle und ganz ihnen sich hingebe. Sein Genie war eine immer frische und sprudelnde Quelle, wo seine Zeitgenossen ihre heißen Stirnen kühlen, und ihre ermatteten Glieder erfrischen konnten; seine Seele hatte nicht eine Stelle, die nicht von den Schmerzen seines Jahrhunderts durchbohrt war und blutete; ein in Schmerz getauchtes (endolorie) Opfer — ein Wort, das er selbst erfand — war sie von einer göttlichen Liebe für die Menschheit zerrissen.

In unsern Tagen macht man sich einen Namen und einen Namen, womit man sehr zufrieden seyn kann, ohne so viele Mühe und Weitläufigkeit. Zwei Wege führten in diesen letzten Jahren sicher zum Ruhme: eine Uebersetzung und eine Vorrede. Bei einer Uebersetzung hatte man den Vortheil, daß man sich nicht selbst zu kompromittiren Gefahr lief, und doch seinen Namen der Welt bekannt machte; freilich steht man dabei hinter einem Andern, aber man wird dennoch gesehen; man kann sich sogar manchmal das Ansehen einer gewissen Superiorität über den Verfasser geben; Dieß kleidet gut, und gibt von dem Mann einen hohen Begriff und unabsehbare Hoffnungen. Endlich, wenn die Zeit gekommen, wenn Alles reif und vorbereitet ist, wird das Genie alle Fesseln abschütteln, seine Fittige entfalten, und was gebären? — Eine Vorrede. Hier kann man sich ganz den Zügel schießen lassen; man beurtheilt von Oben herab, was Andere gemacht haben, deutet an, was Anders hätte gemacht werden können, verspricht es eines Tages selbst zu thun, kündigt ein prächtiges Werk an, an dem man, wie man merken lassen kann, sein ganzes Leben arbeitet. Mehrere haben ihre Berühmtheit diesen Vorspiegelungen einer stolzen Unmacht zu danken.

Unglücklicherweise ist die günstige Zeit für dergleichen Kunstgriffe vorüber; die Luft der Revolution ist zu rauh für dergleichen gebrechliche Wesen. „Die Zeit, sagt ein großer Dichter, trägt auf ihrem Rücken einen Bettelsack, in den sie das Almosen wirft, das sie für die Vergessenheit einsammelt, ein Riesengeschöpf, ein Ungeheuer, das sich von Undank nährt.“ Dieses furchtbare Geschäft der Zeit scheint in unseren Tagen seine Thätigkeit verdoppelt zu haben, vorzüglich wenn sie auf ihrem Wege nichts findet, um ihren Bettelsack zu füllen, als unreif geborne Werke und unstichhaltigen Ruhm. Man hat gesagt, daß die letzte französische Revolution die Literatur getödtet habe; allerdings die kleine, die große nicht. In der That hat die Revolution den Nimbus um gewisse Sterne am literarischen Himmel zerstört, und es wird künftighin schwieriger seyn, sich eine Celebrität zu erwerben; die Koterien sind völlig aus dem Geleise gekommen, und haben ihren ganzen Kredit verloren; das Publikum, das mit allzu großmüthiger Huld seine Stimme wegschenkte und verschwendete wie ein Ordensband, ist heutzutage mißtrauischer und strenger geworden.

So wird es vielleicht anschaulich werden, wie entblößt von Ideen und Prinzipien uns die Philosophie der Restauration gelassen hat; der Weg, den sie eingeschlagen hatte, war falsch; man mußte ihn verlassen, einen neuen aufsuchen; ich werde mich daher jetzt mit der Darstellung der ersten Versuche, andere Bahnen zu eröffnen, beschäftigen.

Ein Besuch auf der Insel Johanna.

Es ist bekannt, daß die Negerfürsten der Küste von Guinea nicht blos meistens Namen und Würden der hohen englischen Aristokratie, sondern auch oft statt der Diademe die abgelegten Perrücken der englischen Staatsmänner tragen; nicht das Gleiche hätten wir auf der Insel Johanna unter der Breite des Kanals von Mozambik vermuthet. Kapitän Hall erzählt in seinen „Fragments of Voyages and Travels,“ die unsern Blättern schon manchen interessanten Beitrag lieferten, von einem Besuche auf der Insel Johanna Folgendes:

„Wir folgten unserm Führer nach seiner Wohnung, wo er uns zwar nicht seinen Weibern vorstellte, denn diese waren hinter einem Schirme von Matten versteckt; aber einigen seiner männlichen Familienglieder, unter Andern einem durchtriebenen kupferfarbigen Herrn, der sich in seiner Unterredung mit uns den „Herzog von Devonshire“ zu nennen beliebte und sehr mit Bitten in uns drang, wir möchten ihm die Ehre gönnen, unsre Wäsche waschen zu dürfen. Seine Gnaden war ein kleiner rühriger Ge-

selle, der sehr herablassend war, weder Schuhe noch Strümpfe trug, und so wenig mit einer Nase bedacht war, daß wenn man sein Gesicht in Profil hätte zeichnen wollen, die von den Physiognomikern so genannte Gesichtslinie ohne Unterbrechung von der Stirne bis zu den Lippen gezogen werden konnte. Der arme Herzog konnte sich schwerlich die Ursache des Gelächters erklären, das seine Beschäftigung, sein Name und sein Aussehen bei Denen von unsrer Gesellschaft erregten, die seinen erlauchten Namensvetter auf der andern Hemisphäre gesehen hatten.

„Die meisten Eingebornen von Johanna sprechen etwas Englisch; doch trifft man die Kenntniß dieser Sprache vorzüglich unter den Granden der Insel, wie denn auch nicht mehr als billig. Folgendes ist ein wörtlich aufgezeichnetes Gespräch der Herzoge und Earls in der Hauptstadt dieser Comoro-Insel: „How do you do, sir? Very glad see you. Damn your eyes! Johanna men like English very much. God damn! That very good? Eh? Develish hot, sir! What news? Hope your ship stay too long while, very! Damn my eye! Very fine day!“ *) Dann pflegten Ihre Gnaden meist leise und mit sehr huldreichem Lächeln hinzuzufügen: „Sie brauchen Orangen? Brauchen Sie keine Ziegen? Wohlfeil! Gute Waaren, Sir! Schicken Sie mir Ihre Wäsche: ich wasche sie mit meinen eigenen Händen! Sauber, rein, sehr rein!“ — Und dann, um die günstige Meinung, die diese beredte Aufforderung zur Folge haben sollte, zu bekräftigen, brachte der Herzog oder Lord gewöhnlich eine Hand voll Zeugnisse von ostindischen Seeleuten, amerikanischen Briggskapitänen, u. s. w. zum Vorscheine; einige in feierlichem Ernste abgefaßt, andere scherzhaft, bezeugten, seine Herrlichkeit seyen ein vortrefflicher Wäscher, doch dürfe man ihm nicht weiter trauen, als man ihn sehe, da er sonst ohne Zweifel, wenn er Gelegenheit finde, mit der übergebenen Wäsche auf und davon gehen würde.“

Die Churruasindianer.

Unter dem Ministerium Martignac war die französische Corvette „L'Emulation“ nach Brasilien geschickt worden, um die von dem Vize-Admiral Roussin begonnenen hydrographischen Arbeiten fortzusetzen und die Aufnahme des La Plata-Stromes zu vollenden. Mit dieser Aufgabe, die bei den mangelhaften Karten und ungenauen Nachrichten über jene Gegenden nicht ohne Gefahr war, wurde der Schiffslieutenant Herr Barral beauftragt, der nun nach zweijähriger Abwesenheit glücklich in Toulon wieder eingetroffen ist. Die Ufer des Rio Grande de San Petro waren bis jetzt den Schiffern völlig unbekannt. Kein Schiff getraute sich, ihnen auf mehr als dreißig Lieues nahe zu kommen, da zahlreiche Sandbänke, die immerfort sich veränderten, jede Annäherung unmöglich zu machen schienen. Die Emulation näherte sich auf drei bis vier Meilen und traf nur eine einzige Sandbank, die sich nur sieben bis acht Meilen weit am Lande hin erstreckte. Die Küste wurde mit der möglichsten Genauigkeit aufgenommen, und dieser Theil von Südamerika kann jetzt mit der größten Sicherheit beschifft werden, da die neuen Karten an Ort und Stelle selbst aufgenommen wurden. Auch die Insel Katharina wurde zum Ziele genauerer Untersuchungen gemacht. Ein detaillirter Plan dieser Insel und der Meerenge, die sie mit dem Kontinente bildet, wird mit allen Aufnahmen des Rio de la Plata demnächst erscheinen. — Die Emulation hat einen Churrua-Indianer am Bord, der auf der Expedition des Generals Fructuoso Ribera im Jahre 1831 gefangen wurde und nun nach Paris gesendet werden wird. Die Churruas, sagt Kapitän Barral in seinem Berichte über diesen indianischen Volksstamm, bewohnen die Ufer des Uruguay an der nördlichen Gränze der Republik Monte Video. Die Spanier griffen sie zu wiederholten Malen an, erlitten aber größere Verluste an Leuten, als ihnen die Eroberung Peru's und Mexiko's gekostet haben mag. Noch bis auf diese Stunde sind die Churruas noch nicht aufgerieben, und die Gefahr ihrer Nachbarschaft veranlaßte im Jahre 1831 den General Fructuoso Ribera, Präsidenten der Republik Monte Video, zu einer Expedition gegen sie, deren Erfolg die Zerstreuung dieser Indianer, wenigstens auf eine Zeitlang, und die Gefangennehmung von 100 bis 150 Männern und Weibern, war, die man nach Monte Video brachte. — Juan Diaz de Solis war der erste Seefahrer, der den Rio de la Plata entdeckte und in einem Gefechte mit den Churruas das Leben einbüßte. Sie bewohnten damals das nördliche Ufer dieses ungeheuern Stroms, von Maldonado bis an den Uruguay, und zeichneten sich durch ihren Muth wie durch ihre Grausamkeit aus. Als die Spanier in dem Gefechte mit ihnen in Bataillonen und Pelotonen Feuer auf sie gaben, stürzten sich diese Wilden, nachdem sie die erste Ladung ausgehalten hatten, wie der Blitz auf ihre Feinde und ließen ihnen nicht Zeit zum zweiten Male zu laden, sondern stachen sie mit ihren Lanzen nieder. Die Spanier bedienten sich später gegen sie des Rottenfeuers, und zwar mit glücklicherem Erfolge. Die Churruas sind vortreffliche Reiter, sitzen ohne Sattel zu Pferde und bedienen sich keiner europäischen Waffen, sondern nur des Laso, zehn bis eilf Fuß langer Lanzen, des Bogens und der Pfeile. Sie sind von Ungeziefer bedeckt, und ihre Weiber waschen ihre Kleider nie und selbst ihren Leib nur selten; daher es auch nichts Widerlicheres gibt, als den Anblick dieser Wilden. Indeß hat die Natur ihnen nicht einen schönen Wuchs und regelmäßige Formen versagt. Die Farbe ihrer Haut ist rothbraun; ihre Augen sind klein, schwarz und mit außerordentlicher Gesichtsschärfe begabt; ihre Zähne weiß und wohlgeordnet; ihre Hände und Füße klein und wohlgeformt; sie haben dichte, glänzendschwarze Haupthaare, sonst aber kein Haar auf dem ganzen Leibe; ihr Gesicht trägt meist einen wilden Ausdruck. Sie heirathen sehr jung und haben mehrere Weiber. Diese Verbindungen bedürfen keiner weitern Umständlichkeit als der mündlichen Einwilligung der Väter und Mütter. Die Ehescheidung ist für beide Geschlechter gleich leicht; eine Frau hat jedoch nie mehr als einen Mann. Die Nahrung der Churruas besteht in rohem oder halbgekochtem Rind- oder Pferdsfleische, und in Straußen- oder Rebhühner-Eiern. Ihr Lieblingsgetränk ist der Chicha, eine Art Branntwein, den sie aus gegornem Honig und Wasser bereiten. Ihre Wohnungen sind aus Baumzweigen und Ochsen- und Pferdehäuten errichtet, und wahre Höhlen der Unreinlichkeit. — Bei dem Tode eines Vaters, eines Gemahls, eines erwachsenen Sohns, schneiden die Weiber und Töchter und Schwestern sich ein Fingerglied ab, wobei sie am kleinen Finger anfangen. Dann stechen sie sich zu wiederholten Malen die Lanze oder das Messer des Verstorbenen in die Brüste, durch die Arme und in die Seiten; die Trauerzeit dauert zwei Mondwechsel, während dessen sie in ihren Hütten unter strengem Fasten sich verschlossen halten. Die Männer trauern bei dem Tode eines Weibes nicht, aber bei dem Tode eines Vaters läßt sich jeder erwachsene Sohn das Fleisch des Armes vom Handgelenke bis zur Schulter mit einem Rohre durchstechen, so daß der Arm völlig angespießt wird. In diesem Zustande ist ein Churrua in Trauer und bringt die erste Nacht, bis an die Brust in ein Loch eingegraben, zu. Am andern Tage zieht er das Rohr aus dem Arme und fastet zwei Tage ohne zu essen und zu trinken. Dann nimmt er zwölf bis vierzehn Tage nur wenig Speise zu sich, worauf die Trauer zu Ende ist. — Diese Wilden kennen, nach Azara's Versicherung, weder Tänze noch Gesänge, auch keinerlei Religion, und verabscheuen die Christen, die sie als ihre tödtlichsten Feinde hassen. Auch Häuptlinge und Gesetze haben sie nicht. Die Familienväter allein versammeln sich und berathschlagen, wenn sie einen Krieg unternehmen wollen. Die Männer gehen nackt oder in einem Poncho, die Weiber tragen ein baumwollenes Hemde, und dieses einfache Kleidungsstück danken sie gewöhnlich der räuberischen Hand eines Gemahls oder Vaters. — Die Churruas haben die ehedem unter dem Namen der Jaros und Bohanes bekannten Indianerstämme aufgerieben und die Minuanesindianer sich einverleibt. Schon wiederholt versuchten es die Regierungen von La Plata, diese lästigen Nachbarn zu civilisiren, indem sie alle, deren sie habhaft werden konnten, im Lande vertheilten oder unter die Soldaten steckten. Allein es wird damit wenig ausgerichtet. Als Dienstboten kommen die Churruas den Chinas von Chili nicht gleich. Glücklicher Weise besteht dieser Indianerstamm, der grausamste von allen, die an den Ufern des Uruguay wohnen, nur noch aus wenigen Individuen.

*) „Wie geht es, Sie? — Freut mich, Sie zu sehen. Gott verdamme Eure Augen! Die Männer von Johanna lieben die Engländer sehr. Verdamm' mich Gott! Ist Das nicht gut? He? Teuflisch heiß, Sie! Was Neues? Hoffe, Ihr Schiff wird auch lang verweilen, gewiß! Verdammt meine Augen! Ein sehr schöner Tag!“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 140. 19 Mai 1832.

Eine Parlamentssitzung in Taheiti.

(Fortsetzung.)

Upuparu's Rede, mit fester und männlicher Stimme gesprochen, machte grossen Eindruck auf die Versammlung, besonders da der Redner seine Meinung nicht auf die Existenz der englischen Gesetze, sondern auf die Autorität der Bibel gestützt hatte. Es vereinigten sich gleich darauf mehrere belebte Gruppen in Privatunterredungen, und aus allen Theilen des Saales wurden Zeichen der Zustimmung und des Einverständnisses gewechselt. Schon fing ein summendes Gemurmel-abgebrochener Gutturaltöne auf eine, für unsere uneingeweihten Ohren ziemlich unangenehme Weise über=laut zu werden an, als der Präsident die Ruhe herstellte, um der Versammlung anzuzeigen, daß ein Mitglied um das Wort gebeten habe. Es trat sogleich allgemeine Stille ein, und wir sahen einen Mann die Rednerbühne besteigen, welcher durch seine Erscheinung alle vorhergegangenen Redner vergessen machte. Alle Blicke waren nach ihm gerichtet, und eine unverkennbare Gemüthsbewegung zeigte auf jedem Gesichte die gespannte Erwartung der Zuhörer. Dieser Mann war Tati, eine Hauptstütze des Staates, und einer der fähigsten Rathgeber der Krone. Der hohe Wuchs seiner muskulösen und kraftvollen Gestalt zeigte sich sehr vortheilhaft unter einer ziemlich glücklich drapirten baumwollenen Decke. Der harte Ausdruck seiner Gesichtszüge und der sprühende Funke seines Blickes schienen unter dem Schatten seines reichen Kopfputzes von Straußenfedern etwas gemildert. Er trug ein Halsband von blauen und weißen Muscheln, als Insignien der hohen Funktionen, die ihm anvertraut waren; seine nackten Arme waren mit zwei kupfernen Armbändern geziert, und um den Gürtel trug er eine Schürze aus Faserngewebe von Bananenblättern, mit vielerlei buntfarbigen Federn untermengt. Mit einem Worte, seine ausgezeichneten Formen, die Ungezwungenheit seines Anstandes, seine kühne Haltung, und seine originelle Bekleidung, zeigten uns Tati als eine jener schönen idealen Erscheinungen, wie sie aus der Einbildungskraft der Künstler in's Leben zu treten pflegen. In jedem Falle war sein Anzug viel passender gewählt, als jener der meisten seiner Kollegen, welche sich auf eine höchst sonderbare Weise in die unvollständigen Ueberreste eines londoner Trödelkrames getheilt und eingepreßt hatten. Wenigstens hatte er diese lächerliche Unbequemlichkeit vermieden. Nach den gebräuchlichen Lobsprüchen an die früheren Redner und an die Versammlung, sprach Tati: „Ihr habt Euch ohne Zweifel gewundert, daß eines der ersten Häupter von Taheiti, ein Verwandter des königlichen Hauses, noch keinen Antheil an dieser Beratdung genommen hat. Ich wollte aber vorher die Ansichten jener weisen Männer kennen lernen, welche vor mir gesprochen haben, und wünsche mir Glück, daß ich es gethan, denn ihre Worte haben mich auf Gedanken geführt, welche ich wahrscheinlich, ohne diese Debatten, nicht gefunden hätte. Weit entfernt eine der vorhergegangenen Reden tadeln zu wollen, kann ich doch mit der Meinung Upuparu's und mit jener seines Bruders Hitoti nicht einverstanden seyn. Wenn wir die Gesetze Englands nicht in allen Fällen annehmen können (wie Utami sehr klug bemerkte), ohne uns in nachtheilige Schwierigkeiten zu verwickeln, so muß ich glauben, daß der Antrag Upuparu's gerade dieses nämliche Resultat zur Folge haben würde. Die Bibel, so spricht er, ist unsere sicherste Führerin. — Dieß ist unläugbar; aber vor Allem müssen wir den wahren Sinn ihrer Worte auffassen. „„„Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll auch durch Menschen vergossen werden." — Wollten wir uns buchstäblich an diese Vorschrift halten, würden wir unvermeidlich auf eine falsche Bahn gerathen, aus welcher wir uns schwer wieder herausfinden dürften. Hört mich an: Ich bin Richter; Ihr wißt es. Gesetzt, es würde ein Mensch, des Todtschlages geständig oder überwiesen, durch mich zum Tode verurtheilt, so hätte ich sein Blut vergossen oder vergießen lassen. Wohlan! Müßte man mich deßwegen ebenfalls zum Tode verdammen? . . . Ihr fühlt, ohne Zweifel, wie barbarisch und unausführbar ein solche Auslegung seyn würde; auch darf der Sinn jener heiligen Worte keineswegs also gedeutet werden. Uebrigens sind unter den Lehren des alten Testaments einige durch unsern Herrn und Erlöser Jesus Christus abgeändert worden; wäre es nicht möglich, daß auch diese darunter begriffen seyn könnte? (Zeichen des Erstaunens in der Versammlung.)

„Ich will darüber nicht mit Gewißheit sprechen, weil ich selbst den ganzen Inhalt der heiligen Schrift noch zu wenig kenne; vielleicht aber könnte uns ein anderes Mitglied der Versammlung diesen Zweifel durch einen gegründeten Beweis lösen. Dem sey nun, wie ihm wolle, und wenn auch diese Vorschrift in dem neuen Testamente wörtlich enthalten wäre, so glaube ich dennoch, daß wir ihre Deutung nicht auf eine absolute Weise auslegen dürfen, weil sie mit dem Geiste unserer neuen Religion, welche Sanftmuth und

Verzeihung der Beleidigungen lehrt, in offenbarem Widerspruche stehen würde."

Diese kühne Widerlegung und Berufung auf das Evangelium aus dem Munde eines Mannes, welcher in den Parlamentsdebatten einen bedeutenden Einfluß übte, machte tiefen Eindruck auf die Versammlung. Es drängten sich mehrere Gruppen um den Redner, welche ihm ihre Glückwünsche darbrachten, als eine Stimme im Saale laut ertönte, um zu verkünden, daß Patii, der Großrichter von Eimeo, das Wort begehre. Er war ehemals Oberpriester gewesen, und der Erste, welcher mit Gefahr seines Lebens den Götzendienst abgeschworen hatte. *) Ordnung und Ruhe stellten sich sogleich wieder her, und wir sahen einen Greis, auf einen jungen Mann gestützt, welcher der älteste unter seinen 14 Kindern war, langsamen und unsichern Schrittes gegen die Rednerbühne hinschreiten. Dieser Anblick brachte eine allgemeine Rührung in der Versammlung hervor, welche durch ein dreimaliges Beifallklatschen ihre Freude kund gab, den ehrwürdigen Mann in ihrer Mitte auftreten zu sehen.

„Wie groß ist meine Freude," hob er an, „die ausgezeichnetsten Häupter unserer Nation hier im Gotteshause vereint zu sehen, um über eine für unsere aufkeimende Civilisation so wichtige Reform zu berathen. Ihr wißt, daß ich seit langer Zeit an Euren Sitzungen keinen Antheil nehmen konnte, aber heute will ich mein hohes Alter und meine Gebrechlichkeit vergessen, um einer Berathung beizuwohnen, deren Resultat einen so bedeutenden Einfluß auf unser Schicksal haben wird. Der Großrichter Tati hat eine Frage an die Versammlung gerichtet, auf welche ich im Stande bin zu antworten; weßwegen ich Euch den schwachen Tribut meiner Einsicht und meiner alten Erfahrung nicht vorenthalten will. Er behauptete nämlich, unser Herr, Jesus Christus, habe einige Vorschriften des alten Testaments abgeändert. Dieß ist wahr. Ich kenne in dem neuen Gesetze mehrere Stellen, welche das Tödten verbieten; doch ist mir keine bekannt, welche dieses Verbot zu Gunsten eines Mörders ausdehnte. Aber warum wollen wir uns bei diesen Einzelnheiten aufhalten? Betrachten wir vielmehr die Gesammtheit des Geistes unserer neuen Religion, und wir werden finden, daß uns bei allen Gelegenheiten befohlen wird, unsern Nächsten zu lieben, Andern kein Leides zuzufügen, und mit den Strafbaren Nachsicht zu haben. Wollten wir also fortfahren den Mörder mit dem Tode zu strafen, und ferner über ein Leben verfügen das uns nicht angehört, so würden wir einen irrigen Glauben über die wahre Religion erheben." (Ausdruck der Verwunderung.)

*) Patii, Oberpriester des Tempels zu Papetoai auf Huaheine, dem Distrikte, wo die ersten englischen Missionäre sich niedergelassen hatten, war der erste auf der Insel, der nach mehreren Unterredungen mit den christlichen Predigern sein Herz von dem Götzenthume abwendete. Im Jahre 1815 trug er eines Tags die Götzenbilder aus dem großen Nationalmarae oder Tempel ans Seegestade, zündete dort einen Scheiterhaufen an, entkleidete die Götzen ihres Schmuckes, warf zuerst diesen und dann sie selbst hinein, zu großem Schrecken der Einwohner, die wie versteinert einem solchen Frevel zusahen, und jeden Augenblick der Strafe gewärtig waren, die eine solche Gottlosigkeit, wie sie glaubten, treffen müsse. Sein kühnes Beispiel war von der größten Wirkung auf seine Landsleute und fand in Tabeiti und Eimeo Nachfolge. Auch dort wurden nicht bloß bald darauf Götzenbilder verbrannt, sondern auch die Maraes niedergerissen. (Elliot's Polynesian Researches, T. II. p. 109—115.) A. d. R.

(Schluß folgt.)

Die Irrungen zwischen China und England.

(Fortsetzung.)

Die Vorstände der Faktorei waren der Meinung, solche Regulative würden die Engländer in die Lage bringen, wie die Holländer in Japan, und wenn man sie wörtlich befolge, so könne kein Handel mehr in Kanton getrieben werden; sie hegten, wie schon gelegentlich bemerkt worden, die irrige Meinung, dieß Verfahren sey keineswegs von der Regierung gebilligt. Sie beschlossen solche Eingriffe in ihre Rechte nicht zu dulden, und schickten noch an demselben Tage (20 Mai) Herrn Lindsay mit einer Adresse an den Vicekönig, den Fu-Yuen und den Hoppu, worin sie die erlittenen Beleidigungen aufzählten, und die Schlüssel der Faktorei in einem versiegelten Säckchen übersandten. Zugleich erließen sie eine Kundmachung, wenn keine Genugthuung für die erfahrenen Unbilden erfolge, und Sicherheit gegen ihre Wiederholung geleistet werde, der Handel vom ersten August an suspendirt werden würde. Herr Lindsay fand es unmöglich, die Adresse an den Fu-Yuen gelangen zu lassen, und wurde von dem Hoppu durch die Honglaufleute benachrichtigt, daß weder er, noch irgend ein anderer Beamter eine Bittschrift annehmen werde. Unter diesen Umständen ließen die Vorstände jene Kundmachung in chinesischer Sprache an die Thore der Faktorei anschlagen; sie war in sehr gemäßigten Ausdrücken abgefaßt, und man führte darin über das Benehmen der Lokalbehörden, und namentlich über ihre Weigerung Mittheilungen anzunehmen, Klage. Der Anschlag endete mit den Worten, „daß die Engländer nur wohlwollende Gesinnungen gegen das chinesische Volk hegten, daß sie sich aber niemals willkürlichen Maaßregeln unterwerfen würden." Diese Kundmachung ward außerdem noch an verschiedenen Orten angeschlagen, an alle, in Kanton sich aufhaltenden Engländer vertheilt, and nach Bombay, Amerika und England gesendet. Sie gelangte bald zur Kenntniß des Fu-Yuen, und erregte nicht geringe Sensation. Die Hoffnungen aber, mit denen sich bis jetzt die Vorstände der Faktorei gewiegt hatten, verschwanden bald. Der Kaiser bestätigte in nicht sehr milden Ausdrücken die neuen Regulative. „Da die Sinnesart der Barbaren, heißt es darin, trügerisch und unverläßig ist, so ist es durchaus nöthig, daß die bestehenden Verbote und Anordnungen genau gehandhabt werden, zumal die besagten fremden Kaufleute sich wiederholt denselben widersetzt haben. Zwar haben sie es von selbst bereut, und Gnade möge der Strafe gegen sie Einhalt thun; allein wenn man täglich ihren Uebermuth und ihre Anmaßung zunehmen ließe und ihrer Verachtung der Gesetze, und ihrer Neigung zu Unordnung und Widerspenstigkeit nachsähe, wenn man ihren allmählich zunehmenden Stolz und Mangel an Bescheidenheit zugäbe, was sollte zuletzt daraus werden? Der Gouverneur und die Andern mögen strenge über die Aufrechthaltung der inländischen Sitten und Gebräuche wachen, und die Unordnungen der fremden Barbaren mit der Wurzel ausrotten, auf daß die Würde des himmlischen Reiches nicht verletzt werde. Zittert und gehorcht! —"

Die Vorstände fanden sich nun in der kränkenden Alternative, entweder die ihrer Sorge anvertrauten bedeutenden Interessen auf's Spiel zu setzen, indem sie sich dem kaiserlichen Willen widersetzten, oder aber ihren Beschluß, den Handel zu suspendiren, zurückzunehmen. Sie thaten das Letztere.

Dieser Entschluß erregte unter den britischen Kaufleuten zu Kanton ein nicht geringes Erstaunen; um aber anders zu handeln, hätten sie genau wissen müssen, daß die kaiserliche Bestätigung nur in Folge grober Entstellung der Thatsachen durch die Lokalbehörden erhalten wurde, und also widerrufen werden würde, sobald der wahre Verlauf zur öffentlichen Kenntniß gelange. Was aber auch in dieser Beziehung zur Entschuldigung der Vorstände der Faktorei gesagt werden mag, die Ankündigung der Suspension und der nachherige Widerruf waren ein Fehler, dessen nachtheilige Folgen lange nachwirken werden, da denn auch Alle, welche mit der Sinnesart und den Sitten der Chinesen vertraut sind, insgesammt die Meinung hegen, daß Mangel an Festigkeit und Temporisiren die schlechteste Politik seyen, welche man gegen sie befolgen könne. Jede Beleidigung, welche man ungeahndet hingehen läßt, führt stets unfehlbar zu neuen, und wenn, wie es kaum mehr zu bezweifeln scheint, die Direktoren der Kompagnie Instruktionen an ihre Geschäftsführer in Kanton erlassen haben, sich die Chinesen wieder durch ruhige Unterwerfung zu versöhnen, statt für die letzten ganz unveranlaßten und nicht zu rechtfertigenden Beleidigungen Genugthuung zu fordern, so haben sie damit den Beweis abgelegt, daß sie die Ehre der Nation ihren Handelsinteressen aufzuopfern geneigt sind.

Das völlige Mißlingen und der Grund des Mißlingens der berühmten Vermittlungsgesandtschaft Lord Amherst's im Jahre 1816 sind notorisch und ein unwidersprechlicher Beweis der Behauptung, daß man den Chinesen Festigkeit zeigen muß. Eine andere minder bekannte Anekdote, welche bei Gelegenheit jener Gesandtschaft vorfiel, wird Dieß noch mehr bestätigen. Als der Gesandte Tihn King verlassen hatte, um sich zu dem Kaiser auf den Weg zu machen, war Kapitän Marwell darauf bedacht, die Fregatte Alceste wieder mit den Vorräthen zu versehen, welche sie nach einer so langen Reise nöthig hatte. Diese Lieferungen wurden von den chinesischen Behörden wiederholt verschoben, und des Kapitäns erneuerte Forderungen mit solcher Gleichgültigkeit und Verachtung behandelt, daß er endlich die Geduld verlor, und die chinesischen Behörden benachrichtigte, wenn ihm nicht das Nöthige an einem bestimmten Tage geliefert würde, so werde er den Fluß hinauffahren, und nehmen, was man ihm verweigere. Der Tag kam, die Vorräthe aber nicht, und Anstalten wurden also getroffen, die Anker zu lichten, als ein Chinese an Bord kam und dem Kapitän Marwell sagte, wenn er es wage, weiter zu gehen, so werde er von der ersten Batterie, an der er vorbeikomme, in den Grund geschossen werden. „Werft den Burschen in Fesseln," war die einzige Antwort, die der gute Rathgeber erhielt, und auf dem Halbdeck angefesselt hatte er das Vergnügen, ein britisches Kriegsschiff die Anker lichten zu sehen. Die erste Batterie, an der man vorbeikam, war im Fort Bogue auf der Steuerbord-Seite, und dem Chinesen, welcher zuerst die Freude gehabt hatte, den Befehl zu vernehmen, sich zum Kampfe zu rüsten, wurde nun die zweite zu Theil, das Fort durch eine einzige Geschützlage zum Schweigen gebracht zu sehen. Auf seine eigene, besondere Bitte wies man ihm nun seinen Aufenthaltsort tiefer unten im Schiffe an, obgleich die folgenden Festungswerke, gewarnt durch das Beispiel des ersten Forts, der Fahrt nicht das mindeste Hinderniß mehr in den Weg legten, und demnach auch nicht beschossen wurden. Als man in England die Nachricht von diesem Vorfalle erhielt, waren die Direktoren der Kompagnie in großer Bestürzung über die möglichen Folgen dieses gewaltthätigen Verfahrens, und mit unverhehlter Aengstlichkeit fragten sie darüber einen Mann, welcher viele Jahre in China gelebt hatte. Seine Antwort stimmte mit den obenangedeuteten Ansichten vollkommen überein, und wurde auch durch die Erfahrungen, welche man in den folgenden 14 Jahren über die chinesische Politik machte, immer mehr bestätigt. „Wenn Kapitän Marwell nur einen oder zwei Schüsse gethan hat, so kann Dieß eine sehr unangenehme Geschichte werden, hat er ihnen aber eine volle Lage gegeben, so kann man sicher seyn, nichts mehr von der Sache zu hören." Wie richtig diese Bemerkung war, zeigte sich bald, denn als die Alceste bei Wampoa vor Anker ging, kam eine Deputation der vornehmsten Beamten und Würdeträger an Bord, um den Kapitän Marwell zu seiner glücklichen Ankunft Glück zu wünschen, und alle Arten von Vorräthen wurden ihm sogleich mit der größten Bereitwilligkeit geliefert. Ein Grund unter vielen andern für das unerklärliche und inkonsequente Benehmen der Krieger des himmlischen Reichs war wohl der, daß die Minister den Kaiser nicht von dem Vorfall zu unterrichten wagten, weil er ihnen dafür, daß sie ihn über die Unüberwindlichkeit seiner Festungswerke enttäuschten, vielleicht mit Enthauptung gelohnt hätte.

(Schluß folgt.)

Ueber das Auffinden von Diamanten in Rußland.

Man findet die Diamanten nur abgesondert im angeschwemmten Lande und nicht in Gebirgsstämmen. Im nördlichen Indien findet man sie beim Golde, in Brasilien bei Gold und Platina. Schon früher, und noch mehr seit man in den uralschen Goldlagern Platina fand (Jahr 1825), hofften einige russische Gelehrte, daß sich dort auch Diamanten finden möchten. Als Baron Humbolde im Jahre 1830 Rußland und den Ural besuchte, pflichtete er der Idee unsrer Gelehrten bei, und sie bestätigte sich auch noch in demselben Jahre. Nach der Abreise jenes Naturforschers nach dem Altaigebirge wurden auf dem westlichen Abhange des Urals, in dem bisserischen Hüttenwerke, nahe bei Goldlagern Diamanten gefunden.*) Um diese Zeit besuchte Graf Polje sein Hüttenwerk und befahl, den in Menge weggeworfenen goldhaltigen Sand aus der adolphischen Grube, die auf den Ländereien jenes Hüttenwerks gefunden worden war, noch einmal zu waschen, und unter einer Menge von Bergkrystallen und Eisen- oder Schwefelkies entdeckte man den ersten Diamant des Urals den 22 Junius 1829; kurze Zeit darauf fand man noch zwei andere, von denen der eine von besonderer Größe war. Auf gleiche Weise fand man noch vier Diamanten in demselben Jahre, die zugleich mit andern Mineralien von einem H. Schmidt, einem jungen Mineralogen der freiberger Schule, welcher bei jenem Hüttenwerke das Amt eines Aufsehers verwaltete, ausgeschieden wurden. Im Frühlinge und Sommer des folgenden Jahres fand man in demselben Bergwerke wieder sieben Diamanten von $1\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ Karat. Die drei erstern wurden von Kindern beim Sandwaschen gefunden, die vier andern beim Ausscheiden des groben Schlichs. Die vier hatten nach der Angabe /.

*) In dem bisserischen Eisenwerke wird Eisen gegossen und gehämmert; es gehört einer Gräfin Polje und liegt im Gouvernement Perm am Flusse Bissera, welche durch die Koiwa und Tschusowaja mit der Kama zusammenhängt; es ist zweihundert Werste von Perm in nordöstlicher Richtung entfernt.

des anwesenden Bergwerksoffiziers Karpoff das Aussehen von kugelförmigen Granaten, welche von 48 dreiseitigen Flächen umgeben sind. Sie waren ohne Farbe, mit starkem, den Diamanten eigenthümlichen Glanze. Sie hatten bis 6⅔ Karat an Gewicht, und zeigten beim Bruche ein Spiel und einen Glanz, welcher den nach Vorschrift geschliffenen Brillanten oder Diamanten nichts nachgab. Im Jahre 1831 fand man auch auf der Ostseite des Urals, gleichfalls in Goldlagern, fünfzehn Werste von Jekaterinenburg, Diamanten; einer davon, welcher ⅔ Karat wiegt und die Form eines Dodekaeders hat, wird in dem Mineralienkabinette des Bergkadettenkorps aufbewahrt. Aus dem Ebengesagten erhellt, daß die Diamanten sich im Uralgebirge, wie in Ostindien und Brasilien, in Goldlagern finden; aber Dieß ist nicht der Ort ihrer Entstehung: Herr Eschwege, welchem wir geognostische Schilderungen von Brasilien verdanken, sagt, daß alle Flüsse jenes Landes, an deren Ufern sich Diamanten finden, aus Itakulomit (?) Gebirgen kommen, und daß auf dem Gipfel der Bergkette, welche unter dem Namen Serro do S. Antonio bekannt und von der erwähnten Beschaffenheit ist, gleichfalls Diamanten sich finden, wohin sie doch gewiß nicht durch Ueberschwemmungen gebracht worden. Auf diesen Grund hin kann man annehmen, daß Itakulomit, oder ein diesem untergeordnetes Gebilde, vielleicht auch Brauneisenstein, in dessen Splittern sich manchmal unreine Diamanten finden, die Mutter dieser kostbaren Steine ist. So lange Dieß nicht mit Genauigkeit entschieden wird, sagt Eschwege, haben wir guten Grund, den Brauneisenstein für die Gangart der Diamanten zu halten. Wie die Anwesenheit dieses Minerals in einigen Gebirgen die Anwesenheit des Goldes anzeigt, so daß es zugleich mit diesem erscheint und verschwindet, so dient es auf gleiche Weise in Brasilien zum Auffinden der Diamanten, welche ihrerseits manchmal nicht ohne Gold und Platina gefunden werden. Eine solche geognostische Verwandtschaft unter den genannten Mineralien gibt Anleitung, von dem Auffinden der einen auf das Daseyn der andern zu schließen. Die Mineralsplitter, welche in Brasilien in dem sogenannten Diamantensande gefunden werden, gehören den verschiedenen Arten von Quarz, Itakulomit, Thonschiefer, Jaspis, Brauneisenstein, Gold und Platina an. In der Provinz Serro do Frio finden sich außer diesem im Sande Glimmerschiefer, Chalcedon und Anatas. Der bekannte Professor von Engelhardt, welcher im Frühlinge des Jahres 1830 zum zweiten Male die Reise nach dem Ural machte, vergleicht den geognostischen Bau dieses Theils des Urals, in welchem Diamanten gefunden werden, mit dem Diamanten enthaltenden Theile Brasiliens, wobei er die Nachrichten über letzteren aus der Beschreibung des Herrn Eschwege entlehnte.

Vermischte Nachrichten.

Eine eigene Art von Industrie wird in Paris mit gewissen öffentlichen Verkäufen getrieben. Die Spekulanten miethen gewöhnlich in einem der belebtesten Stadttheile von Paris eine gerade leerstehende Bude, aber nur auf einige Tage. Zwei oder drei mit Heu ausgestopfte Ballen, ein Paar Dutzend Sacktücher, seidene oder baumwollene Schlafmützen und einige gedruckte Seidenzeuge bilden den Vorrath dieser improvisirten Waarenlager. Die Läden der Bude bleiben geschlossen, nur die Eingangsthüre ist offen und in dem Komptoir nächst derselben befindet sich der Ausrufer, der den Vorübergehenden ankündigt, daß hier Sacktücher ein ganzes Dutzend zu 8 Sous, seidene Schlafmützen zu 5 Sous, gebleichte Leinwand zu 20 Sous verkauft werden. Um den Ausrufer, der nicht versäumt hie und da einen Vorübergehenden, welcher das Aussehen hat leichter hinters Licht geführt werden zu können, als ein anderer, einige Sacktücher oder gedruckte Seidenzeuge zuzuwerfen, sind drei oder vier Männer und Weiber versammelt, anscheinlich Käufer, eigentlich aber nur der Köder in der Schlinge. Diese Leute sind eifrigst darüber her, die Sachen auseinander zu kramen, und Stück für Stück wegen der Trefflichkeit zu bewundern. Sehen sie, daß ein Vorübergehender stehen bleibt, so hört man sie sagen: „Das ist fast geschenkt, nicht verkauft! Da muß Alles noch banquerott werden! Das ist der Ruin des Handels. Ey nun, gleichviel, nehme ich es nicht, nimmt es ein anderer. Geben Sie mir sechs Dutzend.“ Der Käufer entfernt sich hierauf, nachdem er seine 18 Franken bezahlt hat, mit sechs Dutzend seidenen Schlafmützen oder indischen Seidentüchern. Dieses Spiel wird von einem Andern fortgesetzt. „Ich wollte nur, so läßt er sich vernehmen, ich könnte die ganze Bude auskaufen“ — „Da könnte man sich herausputzen! setzt eine Frau hinzu, wenn man den Fremden noch zögern sieht, indem sie ganz vergnügt mit einem schweren Ballen aus der Bude kommt, „wie Schade, daß ich nicht bei Geld bin!“ — Läßt sich der Zuschauer verführen, in die Bude einzutreten, so umgibt ihn alsbald die ganze Gaunergesellschaft, man drängt sich um ihn, schreit und macht den ins Garn gegangenen Vogel ganz verwirrt; der Verkäufer, der Ausrufer und die andern Helfershelfer lassen die prächtigen Sachen, die um einen solchen Spottpreis zugeschlagen werden, an ihm vorübergehen; kurz er kauft, zahlt, man macht ihm sein Paket und kommt er nach Hause, so findet er statt der feinen Leinwand eine elende Glanzleinwand, statt der seidenen Zeuge, baumwollene u. s. w.

*

Schweden hatte, wie das „Athenäum“ berichtet, zu Anfang des laufenden Jahrs zwölf periodische Blätter und neunundsechzig Zeitungen. Von erstern wurden vier in der Hauptstadt, zwei in Upsala, eines in Lund herausgegeben; von letztern siebenzehn in der Hauptstadt und sieben in Gothenburg. Die Zahl der Abnehmer der gelesensten von diesen Journalen belief sich, mit Ausnahme der offiziellen Organe der Regierung, vielleicht bei keinem über 1200; die meisten zählten derselben nur 600. Die Zeitungen, die fast alle der Opposition angehören, schießen auf und verschwinden wie Pilze; doch wechseln sie meist nur den Namen — also ganz wie bei uns. Zu diesem oftmaligen Umtausche der Aufschrift sind sie durch die dort bestehenden Preßgesetze genöthigt, vermöge deren kein Journal ohne Bewilligung der Regierung erscheinen darf, die nach Gefallen auch die ertheilte Erlaubniß wieder zurücknehmen kann. Es ist daher nichts Ungewöhnliches, daß ein Journalist bereits eine Reserveerlaubniß in der Tasche hat, um sogleich wieder eine neue Zeitung anfangen zu können, wenn die seinige unterdrückt wird. Da man bei dem neuen Blatte den Titel des alten nur mit Hinzusetzung einiger Worte beibehalten kann, so werden letztere gewöhnlich so klein gedruckt, daß die alte Aufschrift immer noch sichtbar bleibt. So kam es, daß ein einziges Blatt im Verlaufe von einem Jahre unter folgenden fünfmal veränderten Namen erschien: Medborgaren (der Bürger) — Svenske Medborgaren — Den Swenske Medborgaren i Stockholm — Svenske Medborgaren i Stockholm. — Man will behaupten, daß diese Zeitungen mit mehr Heftigkeit als Talent redigirt werden. Das beste literarische und wissenschaftliche Journal heißt Svea, das zwar schon im Jahre 1817 zu erscheinen begann, bis jetzt aber erst dreizehn Nummern lieferte. Zwei periodische Journale sind theologischen Inhalts.

*

Der berühmte römische Architekt Luigi Rossini ist im Begriffe, zwei neue Werke herauszugeben, das eine: „Die Triumphbögen des alten Roms; das andere: „Fünf Hauptansichten von St. Peter.“ Das erstere wird alle bis jetzt noch nicht in Abbildungen erschienenen Triumphbögen enthalten, und zwar nicht bloß die in Rom, sondern auch die in den päpstlichen Staaten und im übrigen Italien befindlichen; zu gleicher Zeit werden sich darin die verschiedenen Epochen sowohl der Architektur als der einzelnen Ornamente angegeben finden; was z. B. bei dem Triumphbogen Konstantins bis jetzt noch nicht richtig geschehen ist, da man alle Basreliefs desselben der Zeit Trajans zuschreiben will, während sich doch daran der Verfall der Kunst aus der konstantinischen Epoche deutlich wahrnehmen läßt. Jeder der bedeutendern Triumphbögen wird ein Heft von zehn Kupfertafeln bilden, die minder wichtigen eines von vier oder fünf Platten, welche die gegenwärtige Ansicht derselben, die Restaurationen, Grundplane, Details u. s. w. nach den genauesten Vermessungen darstellen werden. Jedes Heft wird von einem erläuternden Text begleitet seyn. Luigi Rossini ist bereits rühmlichst bekannt durch sein Werk über Pompeji in fünfundsiebenzig großen Tafeln, und durch die Herausgabe der römischen Denkmäler vom zehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert.

*

Im Jahre 1700 belief sich die Besteuerung in England auf jährlich 4,000,000 Pfd. St. Im Jahre 1760 war sie, als König Georg III auf den Thron gelangte, zu 7,000,000 Pfd. St. angelaufen. Vierzig Jahre später hatte sie sich um das Vierfache vermehrt und betrug 50,000,000 Pfd. In den letzt verflossenen 50 Jahren verdoppelte sie sich und im vergangenen Jahre betrug die Summe, die man jährlich aus John Bull's Tasche holt, 60,000,000 Pfd. St.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 141. 20 Mai 1832.

Die Irrungen zwischen China und England.

(Schluß.)

Um den neuesten Stand jener Angelegenheiten zu schildern, theilen wir schlüßlich einen im Morning Herald enthaltenen Auszug eines Briefes mit, welcher aus der Insel Lintin, nicht weit von der chinesischen Küste, vom 22 Dez. 1831 datirt ist.

„Es ist eine sehr schwere Sache, Jemanden in der Entfernung die politischen Angelegenheiten dieses Landes verständlich zu machen; da ich aber gerade sonst nichts zu schreiben habe, so will ich versuchen, Ihnen einen Begriff von dem hiesigen Zustande der Dinge, der endlich die Aufmerksamkeit des ganzen britischen Indiens in Anspruch genommen hat, zu machen. Ich brauche nicht auf den Grund der Klagen zurückzugehen, da Sie durch die Zeitungen, welche ich Ihnen regelmäßig gesandt habe, hinlänglich davon unterrichtet seyn werden. Sie wissen, daß die Angelegenheiten der ostindischen Kompagnie hier durch vier der ältesten Mitglieder der Faktorei geleitet werden; jetzt sind es nur drei, und von diesen haben sich die beiden jüngeren gegen das Oberhaupt verbündet. Letzterer ist kränklich und scheint der nöthigen Kraft zu entbehren, um den beiden anderen die Stange zu halten, obgleich man glaubt, daß es ihm freisteht, ohne sie zu handeln. Eben so werden Sie wissen, daß die Kompagnie sich in Indien das Ansehen gibt, als ob sie eine Macht wäre, die Niemanden über sich habe; und Dieß ist in der That die Ursache, warum alle unsere Gesandtschaften mißlingen. Um ihren untergeordneten Rang zu verbergen, haben die Mitglieder der Faktorei sich und ihre Angelegenheiten so mit denen der Nation zu vermischen gewußt, daß von den Chinesen angenommen wird, daß wir keine andern Interessen, als die der Kompagnie, aufrecht zu erhalten haben; und die Regierung von Peking ist sich bewußt, wie schwach die Kompagnie ist, wenn sie der Thee-Zufuhren beraubt wird. Meine Ansicht ist, daß wir hier niemals etwas zu Stande bringen werden, bis eine Gewalt, vollkommen verschieden und frei von aller Beziehung zur Kompagnie, von England ausgeht. So lange man der hiesigen Faktorei erlaubt, von den unteren Beamten einer Provinzial-Regierung Das zu erbetteln, was die höheren Offiziere von dem Haupte der chinesischen Regierung verlangen sollten, so lange wird jeder Versuch der Engländer in China in Schande und Mißvergnügen endigen. Wenn nicht der persönliche Charakter und die Entschlossenheit des Admirals Owen als Gegengift wirkt, und den Chinesen, die Kompagnie und ihre Angelegenheiten bei Seite setzend, zeigt, daß er für sein Land und nicht für eine Gesellschaft von Theekaufleuten handelt, so fürchte ich sehr, daß der gegenwärtige Versuch, die Hartnäckigkeit der Chinesen zu beugen, enden wird, wie alle früheren. Da ich wünsche, Ihnen die inneren Triebfedern der ganzen Angelegenheit zu zeigen, so will ich Ihnen eine, wie ich glaube, genaue Schilderung entwerfen. Der „Challenger" von 48 Kanonen kam am 4ten in Macao an; am 6ten schickte die Faktorei in Kanton zu den Hong-Kaufleuten und forderte sie auf, den Vicekönig zu fragen: ob es ihm gefalle, von dem Kapitän Freemantle persönlich ein Schreiben des General-Gouverneurs von Indien entgegen zu nehmen, oder ob er einen Offizier von Rang zu diesem Zwecke außerhalb der Stadtmauern schicken wolle? Ich brauche Sie nicht darauf aufmerksam zu machen, wie thöricht es ist, eine solche Alternative zu stellen, wenn es feststeht, daß man nicht die Kraft hat, seine Forderungen mit Gewalt durchzusetzen. Ich weiß nicht, mit welchem Rechte die Faktorei der Kompagnie sich zwischen einen britischen Kapitän und die Lokal-Regierung stellen durfte, aber ich weiß wohl, daß, wenn ihre Absicht, ihm behülflich zu seyn, aufrichtig war, sie in dieser Beziehung die unklugste Maßregel ergriff. Der Vicekönig schickte, wie zu erwarten stand, die Antwort zurück: „„Ich werde weder das Eine noch das Andere thun; wenn der englische Kapitän ein Schreiben für mich hat, so mag er es mir durch die Hong-Kaufleute zusenden."" Kapitän Freemantle befand sich bereits auf dem Wege nach Kanton, wurde aber noch durch die Faktorei von der Antwort des Vicekönigs in Kenntniß gesetzt; ihren Rath befolgend, kehrte er zurück und befindet sich noch zu dieser Stunde in Macao. Sein Schiff und die „Clive" liegen jetzt hier unter den Schmuggel-Schiffen vor Anker, da die Chinesen ihnen, wie gewöhnlich, verboten haben, sich in Macao mit Lebensmitteln zu versehen. Fünf Hundert chinesische Soldaten sind in Macao, welches nur dem Namen nach den Portugiesen gehört, einmarschirt, um, wie sie sagen, die portugiesischen Einwohner zu beschützen, und andere 5000 Mann werden erwartet. Sie haben sich auch den Anschein gegeben, als ob sie die Befestigungswerke untersuchten, auf denen sich übrigens nicht eine Kanone im ordentlichen Zustande befindet. Außerdem liegen 500 Soldaten auf einer benachbarten Insel an der Mündung des Estuary, und eine große Flotte von Kriegsbooten liegt außerhalb der Bocca Tigris bei einem Orte, der Cumpi heißt. Dieß sind ihre Kriegsrüstungen. Was

die Forts an der Becca betrifft, so reichen hundert Marinesoldaten hin, um dieselben eines nach dem andern wegzunehmen, oder eine Fregatte kann in der Mitte des Kanals anlegen und sie von beiden Seiten in Grund und Boden schießen. So eben erfahre ich aus Kanton, daß der Vicekönig jetzt bereit ist, einen Offizier von Rang außerhalb der Stadtmauern zu schicken; aber Kapitän Freemantle scheint nun seinerseits keine Eile zu haben, sich dorthin zu begeben, und wird, wie wir hoffen, die Ankunft des Admirals Owen abwarten."

Es muß hier noch bemerkt werden, daß das einzige Mittel, welches die Direktoren für sich anzuwenden geneigt sind, eine Suspension des Handels ist, aber auch zu diesem Mittel werden sie nur sehr schwer greifen, weil es ihnen selbst den beträchtlichsten Nachtheil zufügt; zudem ist es unnütz, denn die Strafe würde nur auf Unschuldige, und nicht auf die wahrhaft Schuldigen fallen. Die Hongkaufleute, welche Geld vorschießen, und die Theeproducenten, welche es entlehnen, werden die größten Verluste erleiden, und wahrscheinlich zu Bettlern werden. *)

Ueber eine so verwickelte Angelegenheit, deren Schauplatz so weit entfernt ist, und worüber die Ansicht Derjenigen, welche den Mitteln zur Erforschung der Wahrheit näher stehen, so sehr verschieden lautet, mögen wir kein Urtheil fällen; jedenfalls aber möchte es sicher seyn, daß die Kompagnie selbst von einem engherzigen Handelsgeiste geleitet, und die englische Regierung schwerlich geneigt ist, eine Angelegenheit, wo 4 Millionen Pf. St. Zolleinkünfte und der wichtige Theehandel auf dem Spiele stehen, ganz in den Händen der Kompagnie zu lassen.

Eine Parlamentssitzung in Taheiti.

(Schluß.)

„Hört mich an:" fuhr Patli fort, „ich behaupte nicht, der Mörder solle ungestraft im Kreise des geselligen Vereines länger geduldet werden; Dieß sey ferne von mir. Der Mensch welcher seiner so wenig mächtig war, solchen Frevel zu verüben, muß meines Erachtens von der Gesellschaft ausgeschieden werden; denn wo bliebe die Sicherheit, wenn die Guten keinen Schutz gegen die Bösen fänden? Das Oberhaupt der Nation hat die Pflicht, den Verbrecher zu strafen, und zu verhindern, daß sich sein böses Beispiel fortpflanze. So lange wir Götzendiener waren, glaubten wir das sicherste Mittel dafür in der Tödtung der Strafbaren gefunden zu haben. Unglückliche Verblendung, welche nur bejammernswerthe Folgen nach sich zog! — Es ist wahr, Hitoti hat uns gesagt, die englischen Gesetze verurtheilten den Mörder zum Tode, und wir dürften ohne Gefahr dem Beispiele dieses großen Volkes folgen. Aber er wußte sicher nicht, daß fast jeder Einwohner dieses Landes große Reichthümer, schöne Kleider, Häuser, Vieh u. s. w. besitzt, und daß die Todesstrafe meistens auf solche fällt, welche sich mit dem Gute ihrer Nebenmenschen bereichern wollen; daß man dort tausend Mittel und Schleichwege zu benützen versteht, um den sichern Untergang eines erkornen Opfers zu bewerkstelligen, und sich *selbst* dem strafenden Gesetze zu entziehen; während bei uns — Ihr wißt es selbst — keinem einfallen wird einen Mord zu begehen, um sich das Boot, den Pfeil, oder den Angelhacken seines Nachbars anzueignen; oder um ihn seines Hauses und seiner Paradiesfeigen zu berauben. Diese Bedürfnisse verschafft sich ein Jeder mit zu leichter Mühe, als daß sie jemals Gegenstände des Neides und der Habsucht werden könnten. Im Allgemeinen wird dieses Verbrechen bei uns in Folge von Streitigkeiten verübt, entweder um einen unversöhnlichen Haß zu kühlen, oder Rache an persönlichen Feinden zu nehmen. Diese Leidenschaften sind zu heftig, als daß die Furcht vor dem Tode Denjenigen aufhalten könnte, welcher sich von ihnen hineißen ließ. In diesem Falle, wie in der Schlacht, schlägt man leicht sein Leben in die Schanze, denn nicht immer kehrt der angreifende Theil von seiner sträflichen Unternehmung als Sieger zurück. In England sucht der Mörder die Früchte seines Verbrechens zu genießen; in Taheiti begnügt er sich mit der That selbst. Welches soll demnach die Strafe seyn, die wir dem Schuldigen auferlegen? werdet Ihr fragen .... Sie sey folgende: Derjenige, welcher sich künftig eines Mordes schuldig macht, werde auf immer von seiner Familie, von seiner Frau, von seinen Kindern getrennt; er werde nach jenen unbewohnten und entfernten Inseln verwiesen, wo die unergiebige und schwierige Fischerei, und die unfruchtbare Erde, nur im größten Schweiße des Angesichts den Lebensunterhalt möglich machen. Dort wird er wenigstens keine neuen Verbrechen begehen können. Glaubt Ihr nicht, daß der Gedanke an diese einsame und verlassene Existenz, die Hand des Mörders mächtiger zurückhalten werde, als die Furcht vor einem schnellen Tode? Wenn diese vorgeschlagene Maßregel durchgehen sollte, wo wäre noch ein Bewohner Taheitis, welcher nicht abstünde, von dem verbrecherischen Vorhaben einer Mordthat, bei dem Gedanken an jene plötzliche Trennung von den Seinigen, an jene ewige fürchterliche Absonderung, wo er, weit von der theuern Heimath, aller häuslichen Genüsse entbehren muß; wo ihn, bei der Heimkehr von der Jagd oder von der Fischerei, die entgegenkommende Gattin, in Begleitung seiner geliebten Kinder, nicht mehr begrüßt; wo, bei dem Eintritte in seine öde Hütte, der Kuß seines alten Vaters ihn nicht mehr erfreut; und wo, nach

---

*) Dieß ist die Ansicht des Monthly Magazine, die India Gazette aber, welche wir oben schon berührten, ist anderer Meinung: „Die chinesische Regierung wird es vermeiden, die Fremden aufs Aeußerste zu treiben, denn ein großer Theil ihrer außerordentlichen Ausgaben wird durch die aus dem fremden Handel fließenden Einkünfte bestritten. Sie hat aber auch noch andere Gründe. Die besten Ausfuhrartikel werden in den Provinzen nördlich von Kanton producirt; der Thee, die reichste Seide, das kostbarste Porzellan und lakirte Waaren, selbst die feinsten Früchte finden sich dort. Wollenzeuge, ein Haupteinfuhrartikel der Kompagnie in China, sind in Kanton ein Luxus; in den nördlichern Provinzen aber ist warme Kleidung nothwendig, und die Wollenzeuge gehen so hoch hinauf, als der Preis es gestattet. Die Ein- und Ausfuhrartikel zahlen in jeder Stadt im Innern beim Durchgange einen hohen Zoll. Hiezu kommt noch, daß außer den Verschiffungskosten auf Strömen und Kanälen eine ungeheure Anzahl Menschen verwendet wird, um alle Waaren über die Meylin-Berge zu tragen, welche die Provinz Kanton im Norden umgeben. Jede Kiste Thee muß 18 (engl.) Meilen weit auf dem Rücken getragen werden. Bei dem grünen Thee geschieht Dieß zweimal, ein Mal in der Provinz Fokien, das anderemal über die ebenerwähnten Meylin-Berge. Eine Suspension des Handels würde alle diese Träger und Bootsleute, alle Theeproducenten und Verkäufer ein Jahr lang ohne Arbeit lassen, und Dieß in einem Lande, welches der herrschenden Dynastie abgeneigt und mit geheimen Gesellschaften angefüllt ist, welche sich derselben zu entledigen wünschen."

der Stunde des Abendgebetes, seine Einsamkeit durch nichts gestört seyn wird, als durch die Erinnerung seines Verbrechens, und durch seine Gewissensbisse! . . . O! glaubet mir, diese Maßregel wird die heilsamsten Folgen haben, und die Menschheit wird Euch dafür segnen . . . ."

Diese wahre und rührende Darstellung aus dem Leben hatte das eigene Gemüth des Redners erschüttert; Thränen flossen über seine Wangen, und seine bewegte Brust verhielt nur mit Mühe das Schluchzen, welches uns seine letzten Worte unvernehmlich, und kaum hörbar machte. Eine ähnliche Gemüthsstimmung hatte sich in der ganzen Versammlung verbreitet, und als sein Sohn sich nahte, um ihm von der Rednerbühne herabsteigen zu helfen, traten die bejahrtesten unter seinen Kollegen hervor, ihm ihre Glückwünsche darzubringen; und während diese einander umarmten, machte der jüngere Theil der Versammlung, durch lautes und wiederholtes Vivatrufen seinen Herzensergießungen Luft. Für Patii war dieser Moment ein wahrer Triumph, denn seine Worte hatten alle Zweifel gehoben, alle Stimmen vereinigt.

Nach dieser Folge von beredten Erörterungen schien uns die Diskussion erschöpft zu seyn, als ein Taata=rii (Distriktschef) um das Wort bat. Der Präsident nahm Anstand es ihm zu verleihen, denn er hatte bereits seine Gedanken gesammelt, um die Debatten zu reassumiren; allein da die Versammlung geneigt schien ihn anzuhören, müssen wir die eigenen Worte des Taata=rii hier noch anfügen.

„Unsere ausgezeichnetsten und erhabensten Männer haben bereits ihre Meinungen ausgesprochen, doch dünkt es mich, als hätten sie einen wichtigen Punkt vergessen, weßwegen ich mich glücklich preise, diese Lücke in den Debatten ausfüllen zu können. In England (so sagte mir ein Missionär) werden alle jene, welche das Leben verwirkten, dennoch nicht immer mit dem Tode bestraft. Man verbannt sie häufig nach entfernten Inseln, wo sie ihre Schuld abbüßen. Ich glaube also, wie es Hitoti zu Anfang der Debatten sagte, und wie ich nun gleichfalls aus der bewunderungswerthen Rede des Großrichters von Eimeo zu entnehmen Gelegenheit hatte, daß wir wohl thun werden dem Beispiele des christlichen Volkes von Großbritannien zu folgen. Nur das hatte ich zu sagen."

Diese bündige Erklärung, welche mit einer treffenden Anspielung endete, schien der Versammlung zu gefallen, und warf über das Ganze der Diskussion ein nützliches Licht. Hierauf erlaubten sich noch einzelne Mitglieder einige Bemerkungen, und stellten ihre Anträge theils auf ewige Verbannung, theils auf das Abhauen der rechten Hand, oder auf das Ausstechen der Augen des Verbrechers; allein ihre Worte konnten keinen Eindruck machten, nachdem die Gemüther durch Patiis rührende Beredsamkeit so tief erschüttert worden waren. Die Umfrage des Präsidenten, ob es der Versammlung beliebe, die Debatten zu schließen, wurde bejahend beantwortet, worauf er ankündigte, daß man sich in der gegenwärtigen Sitzung darauf beschränken würde, zu entscheiden, ob die Todesstrafe durch jene der ewigen Verbannung ersetzt werden sollte; „denn — fügte er hinzu — es dünkt mich, alle Redner hatten die Frage in diesem Sinne aufgefaßt, und aus dem nämlichen Gesichtspunkt beleuchtet." Nach dieser Erklärung nahm Tati noch einmal das Wort, um die Bemerkung zu äußern, daß heute nur über die Gesammtheit der Maßregel abzustimmen seyn dürfte, indem die Nebenfragen in den folgenden Sitzungen abgehandelt werden könnten.

Hierauf verlas der Präsident das neue Gesetz, allein seine Stimme war so schwach, daß wir den Inhalt unmöglich mit Genauigkeit wiedergeben können. Ueberdieß war der Text desselben mit den bizarrsten technischen Ausdrücken so überladen, daß es uns sowohl an Zeit als an den nöthigen Sprachkenntnissen gebrach, um einen getreuen Kommentar davon zu liefern. Nun erhob sich ein jedes Mitglied nach der Reihe, und trat zu dem Präsidenten hin, wo es mit erhobener Hand die Worte sprach: „Ich sage ja," oder „ich sage nein;" je nachdem es dafür oder dawider stimmte. Die Ersteren stellten sich sodann zur Rechten, die Letzteren zur Linken des Präsidenten. Unter 120 Mitgliedern hatten 99 dafür, 7 dagegen gestimmt, und die Uebrigen gar keinen Antheil an der Abstimmung genommen.

Es erleuchteten noch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne den Saal, als der Präsident die Sitzung für geschlossen erklärte, und die nächste Vereinigung auf den folgenden Tag festsetzte. Wir eilten hinaus, um wo möglich diese unvergleichlichen Gesetzgeber, bei ihrem Austritte aus dem Hause, näher betrachten zu können. Hier hatten sich eine Menge Frauen und Kinder eingefunden, welche ihren Männern oder ihren Vätern entgegengegangen waren, und dieselben mit jubelnden Aeußerungen der Freude bewillkommten, indem sie ihnen zugleich Früchte und erfrischende Getränke darreichten. Bald zertheilte sich die Menge in einzelne kleine Häuflein, welche nach den verschiedenen Quartieren der Stadt ihren Weg einschlugen, und später vernahmen wir noch das Echo der Lobgesänge, welche zu Ehren Gottes in dem Kreise dieser Patrizierfamilien gesungen wurden.

Don Pedro und seine Anhänger.

(Aus dem Monthly=Magazine.)

Die Laufbahn Don Miguels wird bald, und wie jeder Menschenfreund mit Zuversicht hofft, recht bald ihr Ende erreicht haben, und das konstitutionelle Panier der jungen Königin Maria da Gloria siegreich, nicht unter, wie Herr Perier sich ausdrückt, sondern auf den Mauern der Hauptstadt ihrer Ahnen wehen. Wollte man die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs der Expedition nur nach militärischen Regeln beurtheilen, dann freilich dürfte man sich minder sanguinischen Hoffnungen überlassen, denn von diesem Gesichtspunkt aus sind die meisten Vortheile auf Seite Don Miguels. Don Pedros Operationslinie dehnt sich von Terceira bis an die Küsten von Portugal aus, und ist allen Wechselfällen einer Seeunternehmung, allen Gefahren unterworfen, die von einer Landung an einem Gebiet, wo er nicht einen einzigen Stützpunkt hat, unzertrennlich sind; allein die Frage ist mehr eine militärisch=politische, als eine strategische. Don Pedro wird mehr durch moralische, als durch physische Gewalt siegen; das erste Bataillon das der Usurpator ihm entgegensenden wird, um seiner Landung sich zu widersetzen, wird zu seiner Fahne übergehen; Dieß ist eine Meinung, die wir mit dem Exkaiser selbst theilen, der der festen Hoffnung lebt, seinen Einzug in Lissabon zu halten, ohne einen Schuß abfeuern zu dürfen.

Tadel und Verwünschungen sind in allen europäischen Sprachen über das Haupt des jetzigen Usurpators von Portugal ergossen worden; es ist nicht unsre Absicht die Gerechtigkeit dieses allgemeinen Abscheus zu bestreiten, die folgenden Skizzen sollen nur dazu dienen zu beweisen, daß Don Pedro und die Häupter seiner Partei auch nicht besonders erfreulichen Aussichten in Bezug auf Portugals Freiheit Raum geben.

Don Pedro d'Alcantara.

Don Pedro wird, ungeachtet des Wetterleuchtens des Liberalismus,

daß von Zeit zu Zeit seine politische Laufbahn erhellte, selbst von seinen wärmsten Anhängern mehr für einen Liberalen den Worten, als der Gesinnung nach gehalten; und in der That, wenn man von der leuchtenden Glorie, mit der die Schmeichelei ihn umgab, sich nicht blenden läßt, und Wahrheit vom Schein sondert, so wird man finden, daß Despotismus seine herrschende Leidenschaft und sein ganzes politisches Leben von Phasen einer tief versteckten Doppelseitigkeit bezeichnet ist. Als im Jahr 1821 in Brasilien das konstitutionelle System proklamirt wurde, erklärte sich Don Pedro, vom Reiz der Neuheit hingerissen, und von dem Streben nach Popularität befreit, selbst für den Ritter der Freiheit und wurde für den Augenblick der Abgott des Volks. Allein seine Popularität war von nur kurzer Dauer, denn Jeder der mit den südamerikanischen Angelegenheiten bekannt ist, wird sich erinnern, daß kaum drei Monate nach jener Zeit ein Bataillon Cacadores den Praca do Commercio, in dessen Mauern die Wähler der Hauptstadt sich versammelt hatten, um eine konstitutionelle Petition an den König zu discutiren, plötzlich umringte und unter der versammelten Volksmenge ohne Ansehen der Person ein Gemetzel begann. Diese offene Verletzung der konstitutionellen Rechte des Volks war das Werk des liberalen Don Pedro selbst, den man in der Uniform eines Offiziers des Korps verkleidet, in eigener Person die Metzelei leiten sah. Bald nach der Abreise seines Vaters Don Joao VI., als er die Regierung Brasiliens an sich riß, warf er die Maske weg und brach ungescheut alle bestehenden Verträge. Don Pedro unterhielt mit seinem Vater einen lebhaften Briefwechsel; in diesen Briefen, die damals auf Befehl der Cortes zu Lissabon gedruckt wurden, spricht er viel von den Schwierigkeiten, mit denen er umgeben sey und bittet um seine Zurückberufung. Später aber, als seine Intriken am Vorabend ihrer Entwicklung standen, schrieb er seinem verrathenen Vater, um dessen Verdacht zu beschwichtigen, einen Brief, der in Doppelzüngigkeit seines Gleichen sucht, und aus dem wir hier nur folgende Stelle anführen:

„Man sagt mir, es sey der allgemeine Wunsch mich zum Kaiser auszurufen. Ich betheure hiermit Ew. Majestät, daß ich nie meineidig, nie falsch gegen Sie seyn werde, und sollte man den rasenden Schritt wagen, so soll es nicht eher geschehen, als bis ich und alle getreuen Portugiesen in Stücke gehauen sind. Dieß schwöre ich Ew. Majestät mit einem so heiligen Eid als wäre er mit meinem Blut geschrieben, in folgenden Worten: „Ich schwöre Ew. Majestät, der portugiesischen Nation und der Konstitution stets treu zu seyn.“

Am 4 Oktober 1821. Im Palast Rio Janeiro.

Das Blut mit dem dieser Eid geschrieben seyn sollte, wäre kaum trocken gewesen, als dieser gehorsame Sohn und treue Unterthan die portugiesische Garnison unter Jorge d'Avillez aus Rio vertrieb, weil er wohl wußte, daß sie seinen ehrgeizigen Planen im Wege stehen würde, und kaum war ein Jahr verflossen, so wurde Don Pedro Kaiser von Brasilien, und dieses unermeßliche Reich gewaltsam von der Krone Portugal getrennt. Wenige Monate nach seiner Erhebung auf den kaiserlichen Thron stieß er die Konstitution um, die er zu schützen feierlich geschworen hatte, bis er endlich durch zahllose Mißgriffe und Verläugnung aller Grundsätze der Revolution die Zuneigung seiner Unterthanen sich völlig entfremdet hatte, und wie bekannt Krone und Reich verlor.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der englische Courier zeigt an, daß man in Kurzem auch auf den gewöhnlichen Heerstraßen, nicht bloß auf den Eisenbahnen, Dampfwagen zum Transport von Reisenden und Waaren angewendet sehen werde. Ein Wagen dieser Art, mit 60 Pferde-Kraft und von nicht mehr als 5½ Tonnen Gewicht, den Dampfkessel und die Feuerung mit eingerechnet, ist zu diesem Zweck in Birmingham angekauft worden. Die Räder sind sehr breit, um die Straßen möglichst zu schonen, und um die Fahrt recht sanft zu machen, ruht der Wagen auf Federn. Der Dampfkessel ist gegen jedes Zerspringen gesichert. Der Wagen kann sich um sich selbst herumdrehen, und ist sehr leicht zu lenken. Man rechnet, daß dieser Dampfwagen von London nach Birmingham und zurück, mit 10,000 Kilogrammen Waaren oder 200 Personen, 12 Stunden brauchen wird.

Nach offiziellen Angaben bestand die englische Armee am ersten Januar 1832: 1) aus 31,671 Mann regulärer Truppen; 2) aus 4589 Mann Artillerie; 3) 4524 Mann Marinesoldaten an Bord der königlichen Schiffe; 4) aus dem Generalstab der Milizen (militia staff) 2627 Mann stark; 5) aus 20,599 Mann Freiwilligen; 6) aus 32,422 Mann irländischer Yeomanry; 7) aus 7867 Mann irländischer Polizeisoldaten, Constables u. s. w.; im Ganzen aus 122,369 Mann.

•

Einem englischen Blatte zufolge ließ der Pascha von Aegypten in der Wüste von Suez nach Wasser bohren, und der Versuch glückte ungemein. Dreißig Fuß unter der Oberfläche stießen die Bohrer auf eine Lage Sandsteine. Als man durch diese durchgedrungen war, fand man eine hinreichende Menge Wasser, das rein und weich war. Schon ist in der Wüste ein Teich gegraben, der 2000 Kubikfuß Wasser halten kann, und mehrere andere sind begonnen.

•

In „Loudon's Gardner's Magazin“ liest man folgende Schilderung von einem irländischen Bauer: „Sieh den halbnackten Mann, der mit seinen drahtgeflochtenen Sehnen dem Sturm trotzt; sein zerlumptes Gewand flattert im Winde und mit einer Last auf den Schultern, wandert er einem benachbarten Marktorte zu. Der Bündel auf seinem Rücken ist ein leinenes Gewebe, das er, wenn das Glück ihm recht hold ist, die Elle zu sechs bis zehn Pence verkaufen wird. Und diese paar Pfenninge sind der ganze Erlös dieses Mannes für eine Elle Tuch, nachdem er selbst den Flachs auf einem Grundstück gezogen hat, das er dreißig bis achtzig Schilling den Morgen zahlen muß, nachdem er gejätet, gewässert, geröstet, gebrochen, gehechelt, gesponnen und gewebt hat. Und aus diesem Erlöse und dem Verkauf seines Getreides — gewöhnlich aber haben diese Leute drei bis vier Morgen Landes Gült zu entrichten — muß er seine Steuern bezahlen, während er und seine Familie ihr kümmerliches Daseyn mit Kartoffeln hindarben; denn seine Enten, Hühner, Gänse und Truthühner muß er zu Markte bringen, um etwas zu kaufen, womit er seine Blöße bedecke, und selbst die angestrengteste Arbeit vermag nicht, ihm ein anderes Loos zu schaffen.“

•

Zu Paris besteht unter Leitung und Aufsicht der jüdischen „Société des Amis du travail“ eine Schule, worin gegenwärtig 500 Zöglinge, die Kinder armer Israeliten in der französischen Hauptstadt, Unterhalt und Unterricht empfangen. Ungeachtet des sehr beschränkten Fonds, der sich nicht über 6000 Fr. beläuft, wird doch für die Erziehung dieser Kinder unglaublich viel gethan. Sie werden nicht nur alle im Lesen, Schreiben, Rechnen unterrichtet, sondern jene, die von ihren Eltern nicht zu frühzeitig wieder aus der Anstalt genommen werden, auch in Mathematik, Grammatik und Zeichnung. Selbst nach vollendeter Erziehung sorgt die Gesellschaft noch dafür, daß die Zöglinge bei einem tüchtigen Meister in die Lehre kommen und zahlt dafür jährlich 700 Fr., die durch Subskription aufgebracht werden. Sind die Zöglinge nach zurückgelegter Lehrzeit im Stande, selbst ein Handwerk zu treiben, so versieht sie die Gesellschaft unentgeldlich mit den nöthigen Werkzeugen.

*

Ueber den im August des verflossenen Jahres im Golf von Mexiko entstandenen Orkan sind an verschiedenen Orten, die er berührte, Beobachtungen angestellt worden, indem man seinen Weg an den Küsten der Vereinigten Staaten hin bis zur Insel St. Thomas unterm 43° der Breite verfolgte, und an mehrern Punkten die Geschwindigkeit dieses ungeheuern Luftwirbels, dessen Durchmesser sich auf 250 Seemeilen belaufen mochte, gemessen hat. Bemerkenswerth ist, daß ungeachtet dieses großen Durchmessers die Verwüstungen der Luftsäule sich nur in einer Breite von 5 oder 6 Meilen erstreckten. Zwischen St. Thomas und den Bahamainseln durchlief sie in einer Stunde nicht mehr als 15 Lieues, an den Küsten des Staates Massachusetts 18, und an der Küste von Neuschottland 20. Der ganze Raum ihres Laufes wurde in sechs Tagen zurückgelegt, allerdings eine lange Zeit für eine Luftbewegung, und vorzüglich für einen Wirbelwind, der sich mit so ungeheurer Schnelligkeit um seine Axe drehte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 142. 21 Mai 1832.

Die Spinnerinnen in England.

(Ein Beitrag zur Sittenschilderung in England.)

Es ist vielleicht schon den meisten unserer Leser bekannt, daß man in England im gewöhnlichen Leben alle Mädchen, die keinen Mann gefunden haben, Spinnerinnen (Spinsters) zu nennen pflegt; selbst in öffentlichen Urkunden werden sie so genannt, wenn sie nicht dem hohen Adel angehören oder wenigstens Töchter eines Viscount sind; denn wie könnte die hohe Aristokratie Spinnerinnen hervorbringen? Nicht so bekannt aber wird es wohl seyn, daß die Zahl dieser Spinsters auf eine schauderhafte Art in den höhern und mittlern Ständen zunimmt. Der Cölibat wird eine Art Landplage, eine Epidemie, mit der das schöne Geschlecht durch den eisernen Willen des andern — wir wollen nicht den Gegensatz so schroff durchführen, um zu sagen, des häßlichen Geschlechtes heimgesucht wird. Fast möchte man in ein unwilliges Erstaunen gerathen, wenn man die Staatsökonomisten ihre kostbare Zeit mit wohlfeilen Erörterungen über Zehnten, Steuern und andere Gegenstände von untergeordnetem Interesse verschwenden sieht, während der Staat an einem weit gefährlicheren Uebel siecht, an einem Uebel, das den größten Theil der Bevölkerung in Mönche und Nonnen zu verwandeln, und den keuschen protestantischen Boden Englands mit Klöstern zu bedecken droht, insofern nämlich ein freiwilliges Gelübde der Keuschheit dieser Art es zu thun vermag. „Warum," sagt ein genialer englischer Schriftsteller, der sich zum Organe der geheimen Leiden des schönen Geschlechtes macht, „warum nehmen sich unsere Oekonomisten, die der Regierung so gute Lehren über die nöthigen Ersparungen im Staatshaushalte zu geben wissen, warum nehmen sie sich nicht die Mühe, unsern Jungfrauen einen Fingerzeig zu geben, wie sie unter die Haube kommen sollen? Die Erziehung, der Geschmack und die Kunst arbeiten sich müde, der Jugend, der Schönheit, der Anmuth, den weiblichen Reizen die höchst mögliche Ausbildung zu geben; und für alle diese einst so gesuchten Artikel besteht fast gar keine Nachfrage mehr. Junge Damen, deren Schönheit in bessern Zeiten unwiderstehlich gewesen wäre, setzen in diesen abscheulichen Tagen des männlichen Amazonenthums kein Herz, viel weniger eine Kirchenglocke in Schwung. Die Wagenpromenaden im Park, die einst unfehlbar mit dem Ring am Finger schlossen, die Locken und Bänder, die geraubt oder geschenkt, vormals in unzerreißbare Fesseln schmiedeten, sind außer Mode gekommen, und die würdigen Kirchendiener, die ehedem den Spruch, der zwei Hände wenigstens, wenn nicht zwei Herzen zusammenbannte, auswendig konnten, müssen jetzt das am wenigsten abgegriffene Blatt ihrer Agende aufschlagen und nachlesen, wenn anders der Zufall ein Paar an den Altar führt. Das eheliche Leben scheint eben so zu erlöschen, wie die alte Chevalerie, und die Notare, denen aus Amors Köcher manch schönes Stück Geld in die Tasche fiel, beißen jetzt ärgerlich in die Feder und schneiden saure Gesichter.

Man wird vielleicht diese traurigen statistischen Bemerkungen für übertrieben halten, aber Niemand, der England in der neueren Zeit besucht, und einen Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse daselbst geworfen hat, wird es entgangen seyn, daß Jahr für Jahr Rosenknospen zu Tausenden sich entfalten in allen ihren Reizen, und nachher mit der Zeit sich nicht in Hauswurz, wornach sie schmachten, sondern in Passionsblumen verwandeln, oder um ohne orientalischen Schwulst zu reden, heirathsfähige und heirathslustige Mädchen werden zuletzt jene Mauerguirlanden, die man auf Bällen an den Wänden aufgereiht sieht. Vergebens setzen sie alle ihre Zauberkünste in Bewegung; sie reiben sich auf, um den Namen einer Frau zu erringen und der einer — Spinnerin erwartet sie. Nichts will mehr fruchten; die Zauber des Geistes, der Schönheit und der Toilette werden nutzlos verschwendet; hundert Ritter beeilen sich, der huldreichen Göttin die Hand zu reichen, um sie zum Tanz zu führen — leider nicht auch zum Altare. Eine solche Verschmähung der edelsten Gaben Gottes ist unerhört. Man muß sich nur wundern, daß England noch keinen weiblichen Orlando Furioso hat.

Es war einmal eine gute Zeit; eine nur halbweg leibliche Person hatte da gemachtes Spiel. Damals legte man die Schönheit noch nicht auf die Goldwage; man kaufte sie fast im Sack. Wer nicht durchaus häßlich oder dumm war, hatte noch immer Hoffnung, mit Ehren unter die Haube zu kommen; man spielte die Kokette bis man sich einen Liebhaber erspielt hatte; man lorgnetirte bis man lorgnetirt wurde, und nie schoß man so viel Entgegenkommen vor, ohne Kapital und Zins reichlich zurückvergütet zu erhalten. Aber nun sind die antimatrimonialen Zeiten hereingebrochen. An dem Felsenherz der Jugend würde ein Mosisstab zu Schanden werden; stets findet der Zauber der Versuchung die jungen Männer auf ihrer Hut. Weder ein Aufenthalt zu Bath, noch zu Brigh-

ton, noch zu Cheltenham, weder Picknicks, noch Spazierfahrten zu Wagen, Roß oder Fuß, weder Gesellschaftsspiele noch Feste, bei denen dem Herkommen zufolge der Kuß üblich ist, kurz keiner der Talismane, die vormals unfehlbar den stolzen Männernacken unter das süße Joch der Ehe beugten, hat seine Wirkung behalten. Der Cölibat hat sich von selbst eingeführt, und ein Gregor VII würde heut zu Tag gethane Arbeit finden; der Honigmond ist verfinstert und Cupido kann seinen Bogen höchstens noch gebrauchen, um darauf à la Paganini ein Solo auf Einer Saite zu geigen.

Dieß ist aber in der That — um die Sache ernsthaft zu nehmen — die falsche Stellung, in der sich beide Geschlechter in England zu einander befinden, und diese Stellung die Folge einer seit zwanzig Jahren her mit künstlicher Treibhauswärme hervorgezwungenen Blüthe des Staatsreichthumes, des Handelsmonopoles, eines Ueberflusses sondergleichen, einer trunkenen Ueberreizung und der hieraus nothwendig entsprungenen allgemeinen Verderbniß. Jedermann stand damals in Blüthe vom untersten Schreiber an bis zum Minister hinauf. Der Pactolus eines unmäßigen Geldumlaufes überschwemmte Englands Boden; jede Provinz wurde ein Eldorado. Alles fing an zu steigen, Einkünfte, Zehnten, Preise und Besoldungen. Es regnete Stellen und Pensionen. Was Wunder, daß damals jeder junger Mann, der sein Glück gemacht sah, eine Frau und Familie zu haben wünschte, und dann sein Haus auf den höchsten Fuß des Luxus einrichtete, der gewissermaßen als der Prüfstein der Erziehung und guten Lebensart angesehen wurde? Aber man tödtete die Henne, und die goldenen Eier hörten auf. Die glänzenden Seifenblasen zerflossen, der Tag der Bezahlung ist gekommen, und mit ihm die Zeit der Reformen, Ersparungen und Einschränkungen jeder Art. Die jetzige Jugend muß Buße thun für die Sünden ihrer verschwenderischen Eltern; zum Müßiggang erzogen, an ein kostspieliges Leben gewöhnt, vermag sie keinen früheren Genuß zu entrathen, als die Ehe. Doch ist es nicht so ganz ihre Schuld allein; wenn sie Unrecht hat, so hatten ihre Väter es noch bei weitem mehr; sie ist mehr zu beklagen, als zu verdammen. Malthus Prinzipien siegen; um nicht unter eingeschränkten Verhältnissen leben zu müssen, heirathet man nicht mehr. In zwanzig Jahren wird die höhere Gesellschaft vielleicht nur noch aus alten Hagestolzen und alten Jungfern bestehen.

(Schluß folgt.)

Ein Ausflug in die Provence.

Die Camargue.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die auf diese Weise verkürzte Tradition wurde dadurch um so rührender: Die beiden Marien mit ihrer Magd waren in einem kleinen Boote den Gefahren des Meeres preisgegeben worden, und hatten statt aller Schätze nur den Kopf eines Sohnes und einige Reliquien von Märtyrern bei sich. Die Hand Gottes führte sie ans Ufer, ließ die Quelle mitten im salzigen Sande entspringen, und so entstand die erste Kolonie unter dem Schutze dreier armer flüchtiger Frauen. Diesen Legenden dankt es Saintes Maries, diese soweit an das Meer und außer dem für den menschlichen Unterhalt nutzbaren Boden hinausgeschobene Gemeinde, daß sie sich erhalten, und lange Zeit hindurch ihre Mauern beschützen, einen Gouverneur haben und ihre Ansprüche auf den Namen einer Stadt geltend machen konnte. Und in der That, während man den Heiligen vergoldete Reliquienkästen bereitete, erhob sich schon eine Stadtmauer, Signale flatterten vom Thurme der Kirche und korrespondirten mit den andern Thürmen der Küste, die Befestigungen derselben wurden vermehrt und so gut vertheidigt, daß die Vorgänger Barbarossa's sich zur Flucht genöthigt sahen. Dieß ist das Bedeutendste aus der Geschichte von Ste. Maries; der Rest ihrer Annalen spricht nur von manchem glücklichen Fischzug aus dem See Valcarez, von dem Aufsehen, das die Ankunft einiger angesehenen Pilger machte, und besonders von einem Proceß um den Besitz eines Fichtenwaldes, auf der andern Seite des kleinen Rhone, der noch immer fortgeführt wird; da dieser Rechtsstreit aber schon 400 Jahre dauert, so dürfte, ehe es zum Endurtheil kommt, wohl vom ganzen Walde kein Baum mehr übrig seyn. Der Wohlstand von Saintes Maries ist übrigens schon seit lange, mit den Lokalprivilegien und der Furcht vor den Barbaresken verschwunden.

Saintes Maries konnte uns also nichts Merkwürdiges bieten, als seine Legende und seine Kirche; was seine niedern Giebel, seine leerstehenden Häuser, die winklichen Straßen und das Meer betrifft, das an der einstürzenden Stadtmauer nach und nach Dünen absetzt, die bereits höher als die Dächer der Häuser sind, so stößt man in dem schönen Frankreich auf so viele Ruinen und öde Städte, daß Jeder, der auch nur einen mäßigen Theil dieses Landes durchreist hat, sich erinnern wird, schon etwas dieser Beschreibung Aehnliches gesehen zu haben. Ich konnte, wie bereits gesagt, keine auf die Gründung der Kirche bezügliche Urkunde finden, allein die Bauart läßt Dem, der die merkwürdigsten Bauwerke des Südens kennt, keinen Zweifel, daß sie der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts angehört. Sie kann nicht zu den größern Gebäuden dieser Art gerechnet werden; gleich vielen Kirchen der Provence ist sie mit Seitenschiffen versehen, und die Bögen, welche die Pfeiler trennen, stützen sich auf die Außenmauern der Kirche. Ursprünglich bestand die Kirche nur aus vier Abtheilungen, zu denen später ein neuer Anbau kam; zwischen jeder Abtheilung befindet sich eine Kapelle, und nur an der Nordseite ein langes schmales Fenster. Jedem Pfeiler entspricht von Außen ein Strebepfeiler; gegen Süden und nach der Küste hin sind die Mauern dick und trotzen noch der Zeit. Den sonderbarsten Anblick gewährt von Außen unstreitig der Chor; man stelle sich einen Halbzirkel vor, der keine andere Oeffnung hat, als ein im Mittelpunkt angebrachtes Fenster; oben, aber nicht auf der Grundmauer aufliegend, ruht eine achteckige Krone nach Art eines durchbrochenen Mauerkranzes; jede Ecke theilt sich in zwei kleine Bogen, die von Vorsprüngen getragen werden, die sich je zwei und zwei auf einen dünnen Pilaster stützen, der längs des Chores hinläuft. Hinter dieser sonderbaren Verzierung erhebt sich, etwas eingerückt, ein anderer Bau, der weder Thurm noch Aufsatz ist, mit sieben scharf abgeschnittenen Ecken; senkrecht über dem Fenster des Halbzirkels ist er ebenfalls mit einem Fenster versehen, und läuft in eine Terrasse aus, auf der ehemals die Wächter wohnten, die nach der Küste lugten. Diese sonderbare äußere Bauart läßt sich am Innern nur wenig bemerken; der alte Chor, der von der Kirche

nur durch eine hölzerne Wand getrennt ist, dient jetzt als Sakristey. Der Raum, der dem über dem Chor erbauten Thurme entspricht, und zu dem man auf einer Schneckentreppe gelangt, enthält die heiligen Leiber und Reliquien. Jedes Jahr werden die Kästen mit den Heiligen mittelst eines Flaschenzuges durch ein Fenster gezogen, das nach der Kirche geht; so in der Luft schwebend, lassen sie sich auf einem vor dem Chore stehenden Altare nieder, und ist das Fest vorüber, so nehmen sie denselben Weg wieder zurück. In Folge der von König René angeordneten Nachsuchung mußte das alte Pflaster der Kirche aufgehoben werden; zu einer Gruft, die nicht älter zu seyn scheint als die Entdeckung der Reliquien, gelangt man durch einen großen Eingang im Mittelpunkt des Schiffs; eine doppelte Treppe von sechs Staffeln führt nach dem Chor, und andere entgegengesetzt laufende Stufen führen in die, jeder Ausschmückung beraubte Gruft. Bei dem zweiten Pfeiler der alten Kirche befindet sich ein Gitter, das der Quelle zur Einfassung dient, an der die Heiligen einst einen Zufluchtsort fanden, und deren Wasser, wie man sagt, nur ein Mal im Jahre seinen salzigen Geschmack verliert.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde die Kirche zu eng, um die Zahl von Pilgrimen zu fassen, die hierher strömten, man vergrößerte sie daher um zwei Abtheilungen, wodurch jedoch alle Harmonie der ursprünglichen Anlage verloren ging. Die Façade wurde abgebrochen, und durch ein unbedeutendes Bauwerk ersetzt. Das Merkwürdigste, was das Gebäude in seinem Innern erhalten hat, ist die Sakristey, um welche acht Säulen von weißem Marmor stehen, die einst den alten Anbau zierten. Diese Säulen, welche nicht aus gleichen Zeitaltern stammen, haben theils glatte, theils gewundene oder Schafte mit geraden Canelirungen, Kapitäler mit Laubwerk, den korintdischen ähnlich, oder mit Figuren, und zeigen sich durch zarte, dem Material entsprechende Arbeit aus. Auf dem fünften Kapital sieht man eine sehr naive Darstellung der Heimsuchung. Eine Frau, die an der Spindel spinnt, und Joachim auf seine Krücke gestützt, bilden auf jeder Seite die Schlußfiguren der Gruppen. Auf dem folgenden Kapital sieht man das Opfer Abrahams: ein Widderkopf in der Mitte des Säulenknaufes, der zugleich das korinthische Blumenwerk ersetzt, stellt den im Gesträuch verborgenen Widder vor, den der Engel dem Abraham zeigt. Das Dach des Schiffes ist durchaus mit Steinplatten gedeckt, und sein ganz unmerklicher Abhang dem Auge durch eine Brustwehr verborgen, die um die obere Terrasse herumläuft. Die Art dieser Verkleidung, die unmittelbar auf den Bogenrippen aufruht, widerlegt jede Meinung einer Restauration der Kirche in einer spätern Zeit. Die so häufigen Erneuerungen des Holzwerks in andern Ländern, konnten in der Provence nicht so häufig vorkommen, da hier in frühern Zeiten Holz, Ziegel und Schiefer durch Steine ersetzt wurden. So ist diese, so zu sagen, befestigte, gegen Fluthen, Stürme und Seeräuber erbaute Kirche beschaffen, deren fast unzerstörbare Mauern, gleich der Basilika von Maguelonne, auch in der Wüste sich noch erheben werden, wenn die Bevölkerung von Saintes Maries schon ausgestorben seyn wird. *)

*) Seitdem der oben stehende Aufsatz geschrieben wurde, hat die Austrocknungsgesellschaft in Frankreich den Plan entworfen, die Camargue gegen die steten Ueberschwemmungen durch Dämme zu schützen, in der Hoffnung, dieses aus Rhoneschlamm angespülte, unter dem schönen Himmel der Provence gelegene Land in kurzer Zeit in eine der fruchtbarsten Gegenden des mittäglichen Frankreichs umschaffen zu können. Bereits hat sie einen großen Landstrich in der Camargue eigenthümlich an sich gebracht, und beschäftigt sich jetzt mit dem Plane, Dämme und einen Wasserfang am Rhone anzulegen, um hievon eine geordnete Bewässerung einzuführen und das schlammige Rhonegewässer, das von selbst durch Anschwemmungen Dämme bildet, nach dem Muster der Bewohner des Nilufers zu benutzen.
A. d. R.

Don Pedro und seine Anhänger.

(Schluß.)

Der Marquis von Palmella.

Wenn wir die dichten Reihen europäischer Diplomaten überblicken, so sehen wir uns vergebens nach einem gefährlicheren Feind der Freiheit um, als Don Pedro Holstein Marquis de Palmella ist — einer der Werkmeister am Gebäude der heiligen Allianz. Europa, das bei Nennung seines Namens sich unbehaglich fühlt, hat mit Staunen und Mißtrauen diesen Mann, vor einigen Monaten mitten auf den Wellen des westlichen Ozeans am Altar der konstitutionellen Freiheit opfern sehen. Unter den Liberalen seiner Landsleute wird sein Name allgemein verabscheut, denn sie Alle messen seiner Servilität für die Absichten des brittischen Ministeriums, den Ruin ihres Vaterlandes bei und dem zufolge wurde auch der Marquis im Jahr 1820, als der Stern der Konstitution am düstern Horizont Portugals aufstieg, von den Küsten dieses Landes verbannt. Voraussehend, daß die in Europa berührte Saite ihre Schwingungen auch bis nach Brasilien erstrecken werde, segelte er über den atlantischen Ozean, um dort die Knospe, die der Keim der Freiheit bereits auf brasilianischem Boden getrieben hatte, zu zertreten. Er landete zu Bahia und wußte durch Ränke den Brigadier Filisberto Gomes Caldeira Brant (jetzt unter dem Namen Marquis von Barbacena bekannt), einen der einflußreichsten Männer des Landes, den man schon als den künftigen Bolivar Brasiliens betrachtete, für seine Absichten zu gewinnen. Durch das Versprechen einer Grafschaft zog er ihn auf die Seite des Despotismus, und als einige Wochen später das Artillerieregiment die Fahne der Konstitution aufpflanzte, führte Filisberto Truppen gegen dasselbe, wurde geschlagen und mußte sich, zu unmächtig um dem Strom der Volksmeinung widerstehen zu können, an Bord einer im Hafen liegenden englischen Kriegsschaluppe flüchten.

Es würde zu viel Raum einnehmen, wollten wir von jetzt an bis zum Tode Johannes VI diesem schlauen Diplomaten, der seinem Ehrgeiz unbedenklich das Wohl seines Vaterlandes aufopferte, durch das Labyrinth seiner Politik folgen. Wir wollen uns begnügen diese Skizze damit zu schließen, daß wir ihn von Seite seiner militärischen Fähigkeiten, während des denkwürdigen Feldzugs der drei Tage zeigen; so wurde nämlich die Expedition von Oporto von den politischen Gegnern des Marquis scherzhafter Weise genannt. Als das Dampfboot, mit Palmella und seinen Gefährten zu Oporto landete, war die konstitutionelle Armee unter General Saraiva, einem Offizier, der seine Kriegskunst in den Vorzimmern des Palastes von Rio Janeiro studirt hatte, in vollem Rückzug und die Avantgarde nur sieben Stunden von der Stadt entfernt. Zum Unglück für die Sache der Legitimität und des Rechts fiel das Kommando dem Marquis Palmella, als dem ältesten Offizier im Range zu; hätte die junge Königin selbst den Oberbefehl zu führen begehrt, der Erfolg hätte nicht unglücklicher seyn können. Die Lage der Sachen war allerdings kritisch, doch ein entschlossener Anführer würde ihrer Herr geworden seyn, und statt zum Rückzug, Vorwärts kommandirt haben. Doch Dieß war nicht von Don Pedro Holstein zu verlangen; seit Jahren mehr mit diplomatischen Winkelzügen, als mit militärischen Bewegungen auf dem Schlachtfeld vertraut, konnte er kaum schulgerecht zu Pferde sitzen, und als er, der Last seines militärischen Schmucks fast erliegend, am Sattelknopf sich festhaltend, unter den Vivas des Volks durch die Straßen von Oporto ritt, verglich man ihn mit dem heiligen Georg von Cappadocien, der jährlich am Frohnleichnamsfest durch die Straßen der Stadt paradirt. Den ganzen Tag brauchte er, um die kleine Strecke von drei Stunden zurückzulegen, und als er inzwischen hörte, daß die Truppen ihre vorrückende Stellung aufgegeben, bemächtigte sich seiner ein so panischer Schrecken, daß er auf der Stelle nach Oporto zurückkehrte, ohne die Armee gesehen zu haben; die er zu befehligen ausgezogen war. Hier versammelte er nun die Provinzialregierung, und es ward beschlossen, daß deren Mitglieder sich nach England einschiffen sollten, die Armee aber die Stadt verlassen und die spanische Gränze so gut es möglich zu erreichen suchen sollte. Durch diese Verzagtheit aufs lebhafteste entrüstet, erbot sich General Saldanha, einer der fähigsten portugiesischen Offiziere, zurückzubleiben, und den Rückzug der Armee zu decken, unter der Bedingung, daß zwei Mitglieder der Regierung ebenfalls da blieben, und die Verantwortung theilten. Zwei von diesen ein Kavallerie-Obrist und ein junger Ouvidor gingen in den Vorschlag ein; der General

stieg nun zu Pferd, und eilte zur Armee, während der Marquis und seine Gefährten sich an Bord eines englischen Dampfboots flüchteten. Als der General im Lager angelangt war, versammelte er sogleich die Oberoffiziere, theilte ihnen den Zweck seiner Sendung und den Beschluß der provisorischen Regierung mit, verhehlte jedoch den Entschluß ihrer Mitglieder nach England zurückzukehren, da er leicht denken konnte, daß eine solche Eröffnung das Leben derselben gefährden dürfte. Die Offiziere erklärten einmüthig, daß sie sich nicht zurückziehen würden; der General, als er sah daß jeder Versuch ihren Entschluß wanken zu machen fruchtlos war, kehrte nach Oporto zurück und begab sich, nachdem er seinen Kollegen den Erfolg seiner Mission berichtet hatte, ebenfalls an Bord des Dampfboots. Mit inniger Freude sah ihn Palmella zurückkehren, denn der Ruhm der den General zu erwarten schien, hatte sein Herz mit bitterm Neid erfüllt; Saldanha hingegen zog sich, von Verdruß und Müdigkeit überwältigt, in seine Kajüte zurück. Kaum hatte er das Lager verlassen, so änderten die Offiziere ihren Entschluß; eine Deputation aus dem General und zwei Obersten bestehend, ging nach Oporto, um Saldanha zur Rückkehr und Uebernahme des Oberbefehls einzuladen. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie bei ihrer Ankunft in der Stadt die Mitglieder der Regierung eingeschifft, und die Armee ihrem Schicksal überlassen fanden. Sie begaben sich an Bord des Dampfboots und begehrten den General Saldanha zu sprechen; Dieß taugte jedoch nicht in Palmella's Plan; man fertigte sie also mit dem Bescheid ab, der General sey unwohl und dürfe nicht beunruhigt werden. Inzwischen trat die Fluth ein, das Boot lichtete die Anker und als Saldanha am andern Morgen erwachte, und die Deputation an Bord fand, war er schon weit von Portugals Küsten. Dieß war das Ende dieser schlecht geleiteten Unternehmung; hätte der Marquis von Palmella nur den Muth und die handwerksmäßigen Kenntnisse eines Korporals besessen, so wäre der Marsch auf Lissabon nichts als eine militärische Promenade gewesen, und all das Unglück, das in den letzten Jahren so schwer auf diesem unglücklichen Land lastete, abgewendet und die Edelsten des Volkes nicht verbannt, nicht dem Schaffott oder den finstern Kerkern von Belem zum Raube geworden. Nur die Eifersucht und die Intriken des Marquis von Palmella und des Marquis von Villa Flor, der zum Befehlshaber der Invasionsarmee ernannt ist, tragen die Schuld, daß General Saldanha den Exkaiser bei der gegenwärtigen Expedition, für deren Erfolg der ganze liberale Theil von Europa sich so lebhaft interessirt, nicht begleitet.

Der Marquis von Villa Flor.

Don Jose Monoel de Portugal Marquis de Villa Flor, nahm schon in früher Jugend Kriegsdienste, war während mehrerer Feldzüge auf der Halbinsel dem Stab des Marschalls Beresford zugetheilt, und da er mehr als einmal mit Depeschen an den Hof von Rio Janeiro geschickt wurde, so stieg er schnell empor. Bei seiner letzten Ueberfahrt über den atlantischen Ozean, fand er den Aufenthalt in Brasilien so angenehm, daß er nicht mehr zu seinen Waffenbrüdern auf der Halbinsel zurückkehrte. Im Jahr 1816 wurde er zum Generalkapitän von Gram Para ernannt. Er beherrschte diese Provinz mit aller Tyrannei eines römischen Prokonsuls und man pflegte von ihm, wie von Cäsar zu sagen, er sey der Gemahl jeder hübschen Frau der Provinz. Wehe dem Mann der ein Weib oder eine Schwester hatte, deren Reize die Lüste des Generalkapitäns erregten; bald war ein Vorwand gefunden ihn zu entfernen oder einzukerkern, bis der Herr Marquis seine verbrecherischen Begierden befriedigt hatte.

Als er, von seinem Gouvernement abberufen, Para verließ, kam er auf der Reise nach Rio durch Maranham. Als er hier eines Abends ausritt, fiel ihm die Schönheit einer jungen Dame von guter Familie auf, die auf ihrem Balkon des kühlen Abends genoß. Dieses Mädchen riß er mit Gewalt aus dem väterlichen Hause, behielt es bis zum Vorabend seiner Abreise bei sich, und schickte es dann der trostlosen Familie zurück. Bald nachher ward er zum Generalgouverneur der Provinz Bahia ernannt, wo die konstitutionelle Partei, die von seinem bekannten tyrannischen Charakter alles fürchten zu müssen glaubte, deßhalb einen Monat früher als sie es Willens war, die spanische Konstitution vom Jahr 1820 proklamirte. Mehrere der Offiziere, die auf solche Art die revolutionäre Bewegung beschleunigten, dienen gegenwärtig in Terceira unter seinem Befehl.

Dieß sind die Charaktere Don Pedro's, seines Raths und seines Generals. Der Exkaiser ist nichts weniger als populär in Portugal und seine Rückkehr in solcher Begleitung verspricht dem unglücklichen Lande nichts weniger als eine glänzende Zukunft. Wer sich der Hoffnung hingibt, daß mit dem Sturze Don Miguels politische Ruhe wiederkehren werde, kennt den Stand der Dinge in Portugal nicht; noch eine Feuerprobe steht ihm bevor. Das wuchernde Unkraut hundertfältiger Mißbräuche auszurotten, die feindlichen Parteien zu versöhnen und das Volk nach und nach für die Segnungen der Freiheit empfänglich zu machen, das Staatsschiff durch die zahllosen Klippen zu steuern, die seinen Lauf gefährden, diese Arbeiten erfordern den Arm eines politischen Herkules. Wir wollen jedoch die Hoffnung, daß solch ein Mann sich finden werde, nicht aufgeben und herzlich wünschen, daß dieses schöne Land, dessen einst so unternehmenden Bewohnern Europa so vieles zu danken hat, einen ehrenvollen Rang in der Reihe der Nationen wieder einnehmen und einer glücklichern Zukunft genießen möge.

Statistik der periodischen Presse.

	Bevölkerung.	Tagblätter.		Bevölkerung.	Tagblätter.
Europa	227,700,000	2142	Neapel	364,000	5
Frankreich	32,000,000	490	Kirchenstaat	2,590,000	6
Paris	690,000	175	Rom	154,000	5
Lyon	146,000	15	Rußland u. Polen	56,515,000	84
Marseille	116,000	6	Petersburg	320,000	29
England	25,400,000	485	Warschau	126,000	15
London	1,275,000	97	Moskau	250,000	17
Dublin	227,000	28	Griechenland	1,10,000	5
Edimburg	138,000	18	Napoli	10,000	1
Glasgow	147,000	11	Amerika	59,500,000	978
Manchester	154,000	12	Vereinigte Staat.	11,600,000	840
Birmingham	107,000	9	New-York	169,000	30
Liverpool	119,000	9	Kolumbien	3,000,000	20
Schweizerbund	1,980,000	30	Santa-Fe	30,000	4
Genf	25,000	4	Mexikan. Bund	7,500,000	26
Oesterreich	32,000,000	80	Mexiko	180,000	7
Wien	300,000	24	Brasilien	5,000,000	8
Mailand	151,000	9	Rio-Janeiro	140,000	5
Preußen	12,464,000	288	Englisch. Amerika	2,290,000	50
Holland	6,143,000	150	Spanisch. Amerika	1,290,000	4
Amsterdam	201,000	35	Deutsches Amerika	114,000	2
Brüssel	100,000	33	Französ. Amerika	240,000	5
Antwerpen	66,000	6	Haiti	950,000	5
Deutscher Bund	13,600,000	305	Asien	390,000,000	27
Schweden u. Norwegen	3,866,000	80	Calcutta	500,000	9
Dänemark	1,950,000	82	Surate	450,000	1
Kopenhagen	109,000	6	Peking	1,500,000	1
Spanien	13,000,000	12	Oceanien	20,000,000	9
Madrid	201,000	4	Batavia	46,000	2
Portugal	3,530,000	17	Van-Diemensland	2,000	1
Lissabon	260,000	12	Taheiti	7,000	1
Sardinien	4,300,000	8	Afrika	60,000,000	12
Turin	114,000	3	Kairo	250,000	1
Beide-Sizilien	4,600,000	51			

Zusammenzählung überhaupt.

Europa	227,700,000	2142	Afrika	60,000,000	12
Amerika	59,500,009	978	Oceanien	20,000,000	9
Asien	390,000,000	27	Gesammtzahl der Welt	757,000,000	3165

Demnach kömmt in Frankreich 1 Tagblatt auf 65,500 Einwohner; in England eines auf 48,447; in Spanien eines auf 1,083,333, und in den Vereinten Staaten eines auf 13,095.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 143. 22 Mai 1832.

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischn und politischen Entwickelung.

Erster Artikel.

Paris Ende April's.

Der Globe, das Journal der Saint-Simonisten, hört auf zu erscheinen, und Enfantin und seine Anhänger haben sich, wie sie in ihrer Sprache verkünden ließen, auf den Berg zurückgezogen. Es ist Dieß unstreitig eine der Hauptkrisen, die den Saint-Simonismus in seinem Verfall getroffen haben; sie ist für sein öffentliches Daseyn entscheidend. Mag er immerhin in dem Privatleben seiner einzelnen Mitglieder noch für einige Zeit bestehen, so darf man doch überzeugt seyn, daß er in der Form, in die er sich in der letzten Zeit kleidete, nie wieder zum Vorschein und zur öffentlichen Wirksamkeit gelangen wird; ja man darf annehmen, daß die Anarchie, die aus Mangel an aller festen Grundlage und Einheit in die Ideen und die Lehre des Saint-Simonismus gekommen ist, eine gänzliche Auflösung der jetzigen gesellschaftlichen Ordnung der noch übrigen Mitglieder zu Wege bringen muß. Wir schreiben den jetzigen Fall des Saint-Simonismus durchaus nicht äußern ungünstigen Umständen zu; der Grund lag in der Lehre selbst, für jeden erkennbar, der reiflicher über das System des Saint-Simonismus nachgedacht hat. Der Keim des Unterganges hat sich freilich sehr schnell entwickelt; er hätte in seiner Entwicklung für längere Zeit vielleicht noch aufgehalten oder verzögert werden können; man darf dafür aber allen Saint-Simonisten, die sich nicht gescheut haben, das System, wie es gegeben war, in allen seinen unmittelbaren oder mittelbaren Folgerungen zu entwickeln, in dieser Hinsicht wahrhaft Dank wissen. Alles Mangelhafte, Irrige und Lebensgefährliche, das der Saint-Simonismus in sich schloß, ist dadurch um so früher in ein klares Licht gesetzt, und die Widerlegung um so leichter gemacht worden. Die Menschheit hat freilich heut zu Tage zu große Fortschritte gemacht, als daß das Irrige und Verkehrte noch Aussichten auf eine längere Zukunft hätte, aber das Gute und Vortreffliche, was damit in vieler Hinsicht verknüpft seyn kann, vermag viele treffliche Menschen irre zu führen, und hat, namentlich bei dem Saint-Simonismus, Viele irre geführt. Die saint-simonistische Lehre hat auch in Deutschland hin und wieder Anklang gefunden, man hat sich wenigstens mit ihr, als einer wissenschaftlichen Erscheinung, vielfach beschäftigt. Es ist aber noch, nach den verschiedenen Schriften und Bemerkungen, die uns aus Deutschland zugekommen sind, zu urtheilen, nur der erste Theil der saint-simonistischen Lehre, der erste Akt ihres Lebens, gewissermaßen bekannt geworden. Der zweite Theil, Schluß und Auflösung derselben, die sich mit der ersten hauptsächlichen Spaltung der Saint-Simonisten, vom November 1831, kund gab, die Lehren, welche seitdem von dem einen Chef Enfantin vorgetragen, und von dem zurückgebliebenen großen Theile der Saint-Simonisten angenommen wurden, sind in Deutschland bis jetzt zum größten Theile unbekannt geblieben; denn theils ist seitdem nur wenig Zeit erst verstrichen, und theils sind die meisten Schriften, worin diese Lehren vorgetragen sind, gewiß nur in sehr geringer Anzahl nach Deutschland gekommen. Die Saint-Simonisten haben freilich aus allen ihren Lehren und Schriften für keinen Menschen ein Geheimniß gemacht, und man muß ihnen Dieß zum großen Lobe anrechnen; die Lehren der zweiten Phase des Saint-Simonismus aber sind immer nur fragmentarisch, und in geringer Bogenzahl zum Vorschein gekommen; Dieses und vielleicht auch selbst der Umstand, daß sie unentgeldlich ausgegeben wurden, hat sie dem Auslande weniger zugänglich gemacht. Es wird daher Vielen in Deutschland, die an dem Saint-Simonismus auf irgend eine Weise ein Interesse nehmen, nicht unwillkommen seyn, wenn wir in diesen Blättern, wo schon vielfach vom Saint-Simonismus die Rede gewesen ist, eine kurze Darstellung und Kritik der neueren saint-simonistischen Lehre geben. Das deutsche Publikum darf überzeugt seyn, daß die Darstellung den Charakter der größten Treue an sich tragen, und die Kritik sich gewissermaßen aus der Darstellung von selbst ergeben wird. Unsere Urtheile werden parteilos und ernst seyn, und leider meist nur Tadel aussprechen können; aber dieser Tadel ist nicht aus einer Stimmung des Augenblicks, sondern als Frucht einer langen, reiflichen Ueberlegung hervorgegangen. Schon mehrmals wollten wir die Feder ergreifen, in den Augenblicken besonders, wo eine neue verderbliche Lehre hervortrat, gegen die sich unsre ganze Vernunft empörte; doch hielten wir uns zurück, um die vollständigere Entwickelung und einen entscheidendern Zeitpunkt abzuwarten, den wir bald vorhersahen. Dieser ist gekommen, und wir halten es für eine wahre Pflicht, da wir durch unsere Lage die Lehre so genau, wie wohl kein anderer Deutscher, kennen gelernt haben, ein offenes Wort darüber auszusprechen. Wir können behaupten, daß es keine saint-simonistische Schrift gibt, die wir nicht gelesen hätten, wir standen zudem mit den vorzüglichsten Saint-Simonisten in einem

genauen Umgange, und waren ihrer Lehre, auch besonders im Anfange, wegen manches Guten, das sie enthielt, mit lebhaftem Antheile zugethan. Was wir Gutes fanden, war für uns nicht neu, aber wir freuten uns, dieses in einem großen Lande wie Frankreich mit Eifer und Aufopferungen verbreitet zu sehen; wir bemerkten das Irrige und Lebensgefährliche der Lehre, glaubten aber eine Zeit lang, daß dieses Unkraut statt immer üppiger aufzuwuchern, durch die Vernunft ausgemerzt, und durch höhere Ansichten ersetzt werden würde. Diese Ansicht der Sache täuschte uns, da schon in der ganzen Anlage der Lehre eine Hintansetzung der Vernunft und der Wissenschaft indirekt ausgesprochen war. Das Gefühl sollte forthin der Leiter in der Theorie und im Leben seyn; gründliche Wissenschaft und vor allem Philosophie kannte man gar nicht, so sehr man sich auch den Anschein davon gab. Da sollte denn das Gefühl, was doch gar nichts Allgemeines, keine Ideen, keine Lehren geben kann, das in hundert Menschen sich auf hundertfache Weise gestaltet, und nicht von dem Lichte der Vernunft erhellt, so leicht zu Schwärmerei und Fanatismus führt, das Gefühl sollte die Leiterinn der Vernunft werden. Es ist unglaublich, welche Folgen dieser Grundsatz in so kurzer Zeit in der saint-simonistischen Gesellschaft hervorbrachte. Zuerst wurde dem Manne der Vernunft und Wissenschaft (le savant) nur eine tiefere Stellung in der Gesellschaft angewiesen, als dem Manne des Gefühls, dem Priester (le prêtre). Später aber, nachdem die Trennung und der Austritt der meisten wissenschaftlich gebildeten Leute stattgefunden, wurde der „Savant" nur noch als ein verkrüppeltes menschliches Wesen betrachtet. Mit dem Namen Savant, homme de raison, de logique, philosophe bezeichnet zu werden, war die größte Mißbilligung und Verachtung, die man aussprechen zu können glaubte. Gegen die êtres de poesie, wie sich meistens die Nichtswisser nannten, waren sie unglückliche Ausnahmsmenschen, deren kalte Vernunft bisweilen anhören zu müssen, eine wahre Marter sey. Doch wir wollen jetzt die geordnete Darstellung der neuen Lehren beginnen. Es ist für uns betrübend, hier öffentlich die Irrthümer von Personen vortragen zu müssen, deren Persönlichkeit wir meistens achten, weil selbst ihre Irrthümer von den meisten mit aufrichtiger Ueberzeugung bekannt, und die größten Aufopferungen dafür gemacht wurden. Allein es betrifft hier keine persönlichen Verhältnisse, es gilt einer für die Menschheit gefährlichen Lehre, und ein Jeder, der das Gefährliche einsieht, ist verpflichtet, dasselbe als ein solches darzulegen. Außerdem werden hier selbst unsere Urtheile zurückhaltender seyn, als wie wir sie gegen die Hauptpersonen der saint-simonistischen Gesellschaft selbst unumwunden ausgesprochen haben.

(Schluß folgt.)

Die Spinnerinnen in England.

(Schluß.)

Um sich für die Langeweile ihres aufgenöthigten Cölibats zu entschädigen, haben die jungen Leute allerlei erdacht, um sich auf andere Weise zu unterhalten; hieher gehören vorzüglich jene glänzenden Klubs, die fortwährend in der Hauptstadt aufkommen, und sich in die Provinzen verbreiten. Doch auch auf andern Wegen fließt diesen Opfern der unfreiwilligen Ehelosigkeit mancher nicht geringe Trost zu. Doktor Johnson hatte nicht ganz recht, wenn er sagte, daß ein verheiratheter Mann manchen Verdruß, ein eheloser aber kein Vergnügen haben könne. Diese letztere Behauptung ist unrichtig, so lange der junge Mann noch jung und heirathsfähig ist. Bei der gegenwärtigen Landesnoth an heirathsfähigen Männern gibt es kein Thier, weder ein zwei- noch vierbeiniges, das so geschmeichelt, gehätschelt, geliebkost wird, als ein junger Hagestolz, wenn er anders nicht notorisch in die Pariaklasse der Armen gehört. Ein solches Glückskind ist auch das Schooskind aller Gesellschaften. Für ihn wird jeder Tag zum Fest, die zahlreichen Bälle sind nur seinetwegen angestellt, da man hofft, er werde die Hand der Tochter, die er sich zur ersten Quadrille ausbat, auf Lebenszeit behalten. Sein Daseyn läuft an einem ununterbrochenen Blumengewinde von Festen und Vergnügungen fort, wobei er, wie die Biene von Blume zu Blume gaukelnd, ohne sich einer auf die Dauer hinzugeben, vielleicht nicht im Traume an eine bleibende Verbindung gedacht hat, und wahrscheinlich gerade darauf ausgeht, sich als Meister in der Kunst zu zeigen, wie man die Beere wegnascht, ohne in die Schlinge zu fallen, und den Köder sich schmecken läßt, aber den Haken vermeidet. Ob diese Kunst besonders ehrenvoll ist, oder nicht, darauf kommt es hier nicht an. In den Straßen von London treibt sich ein Originalmensch herum, von dem leider die Nachdrücke nicht selten sind, und häufig von den lauernden Händen der Polizei vor den Richter gezogen werden. Das besagte Original hat die Gewohnheit, in die Kaffee- und Kosthäuser zu gehen, sich an die Tafel zu setzen und mit den feinsten Speisen und Weinen bewirthen zu lassen; verlangt man endlich die Rechnung bezahlt, so schwört das Original hoch und theuer, daß er nicht einen Schilling im Vermögen besitze, und kehrt zum unumstößlichen Beweis die Taschen um und zeigt, daß sie in dem Maße leer, als sein Magen voll ist. Findet man nicht zwischen diesem cynischen Epikuräer und jenem cölibatären Parasiten einige Aehnlichkeit? Aber wenn letzterem die goldenen Tage der Jugend abgeblüht sind, oder man endlich handgreiflich findet, daß er nicht zu heirathen gesonnen ist, dann wehe ihm! — dann zittre er vor der unerbittlichen Rache der Mütter und Fräulein. So hoch er zuvor gestellt war, so tief wird er jetzt hinabgestürzt. Keine Feste mehr, keine Bälle, keine Aufmerksamkeiten, keine schmachtenden Blicke, kein holdseliges Lächeln, keine parfümirten Einladungskarten, keine dreieckigen Briefchen mehr. Ist ihm einmal der Abschied ausgefertigt, so schiebt man ihn sachte und höflich beiseite, und setzt ihn auf das Verzeichniß Derer, für die man nicht mehr sichtbar ist, mit Einem Wort, allmählich geht er in dem Lethe der gewöhnlichen Bekannten unter.

Dann ist es Zeit, daß der verstoßene Cölibatär, der die letzte Hälfte seines Daseyns für die größere Behaglichkeit der ersten aufgeopfert hat, sich zu seinem Klub flüchtet, wo er sich und seine Brüder, die alt und runzlich, wie er geworden, glücklich preist, daß sie sich einen so traulichen Zufluchtsort, und gewissermaßen ein Haus, eine Familie, geschaffen haben. Ein Haus, eine Familie, welche Entweihung dieses heiligen Wortes! Allerdings haben sie sich eine kleine Welt geschaffen; aber eine Welt, der die Sonne und mit ihr Leben und Wärme fehlt.

Dieß die Tröstungen und Entschädigungen des einen Geschlechts. Und wie ist es mit dem andern, mit den armen Spinnerinnen? Alles, was sie sich in ihrer traurigen Einsamkeit zum Troste sagen können, ist, daß sie vielleicht unglücklich verheirathet, und dann dem schrecklichsten Schicksal zur Beute geworden wären. In der Ehestandslotterie gibt es mehr Nieten als Treffer. Allein auch der Cölibat der Spinnerinnen könnte manche heitere Erholung gewähren, wenn sie sich, nicht wie die Männer zu großen klosterartigen Klubs, vereinigen wollten, sondern zu drei oder vier gemeinschaftlich in einen stillen Aufenthalt zurückzögen, wo sie alle Vergnügungen der Gesellschaft und bis zu einem gewissen Punkt auch des Luxus genießen könnten.

Dieß eine Skizze aus dem gegenwärtigen Sittenzustande in England. Frankreich hat noch nicht seine Spinsters, aber ist es weit davon möchten wir fragen? *)

*) Und nicht auch Deutschland? möchten wir hinzusetzen.

Seeabenteuer.

(Erzählt von einem Seemanne in Blackwood's Magazine.)

II.

Von den dreizehn französischen Linienschiffen, die in der Schlacht von Abukir fochten, entkamen nur die Fregatten „Justice" und „Diana" und der „Wilhelm Tell" und der „Genereux," die beide vierundsiebzig Kanonen führten. Alle andern wurden verbrannt oder genommen. Es war für die brittischen Seeleute kein sehr erfreulicher Anblick, diese zwei Vierundsiebziger und die beiden Fregatten, die alle nur sehr wenig gelitten hatten, so ungehindert davon segeln sehen zu müssen. Admiral Nelson gab zuerst einem Schiffe das Signal, sie zu verfolgen, dann einem andern und einem Dritten, aber von Allen erhielt er zur Antwort: „Unfähig" — „Außer Stand gesetzt" u. s. w. So wurde es den französischen Schiffen leicht, zu entkommen, um die Trauerbotschaft ihrer Niederlage nach Frankreich zu überbringen. Den zweiten August — die Schlacht war am ersten geliefert worden — brachte unser Schiffsmannschaft damit zu, den „Leander" wieder segelfertig zu machen; am dritten beschäftigten wir uns, hiezu dem „Culloden," so viel in unsren Kräften stand, Beihülfe zu leisten, und am fünften kam Kapitän Barry, dem Nelson mit der Siegesnachricht an den Earl von St. Vincent absendete, an Bord unsres Schiffes, das sofort unter Segel ging.

Nichts Merkwürdiges ereignete sich auf unserer Fahrt bis zum achtzehnten des Monats, als früh am Morgen, da wir nur wenige Meilen noch von der „Goza di Candia" entfernt waren, die Wache auf dem Hauptmast herabrief: „ein Segel auf der Steuerbordseite — ein großes Schiff." In diesem Augenblick hatte der Leander Windstille, während das angekündigte Segel mit einer guten Kühlte auf uns loskam. Bald ließ es sich als ein Linienschiff erkennen, das um uns zu täuschen, die türkische Flagge aufhißte. Allein an den Kugellöchern in seinen Backen bemerkten wir bald, daß es einer der Vierundsiebziger war, die aus der Bucht von Abukir entkommen, und in der Nähe zeigte es sich, daß es der „Genereux" unter dem Kapitän Lejoille war. Es war keine Möglichkeit, einem Schiffe zu entkommen, das uns an Kraft um so viel überlegen war. Es blieb uns nichts übrig, als den Kampf zu wagen, und unser Schiff, wenn es denn doch in Feindeshand fallen sollte, so theuer als möglich zu verkaufen.

In der Schlacht am Nil hatten wir das wunderbare Glück, in dem Kampfe, in den wir mit dem Franklin gerathen waren, keinen einzigen Mann zu verlieren, und nur zehn Verwundete zu haben, die aber nicht sowohl von den Kanonen des Franklins kampfunfähig gemacht worden waren, als durch die Schiffstrümmer und eisernen Ballaste, die auf unser Verdeck hagelten, als der Orient in die Luft flog. Unsere Mannschaft zählte ungefähr hundert Mann; allein dieses Nachtheiles ungeachtet, in dem wie standen, hielten sich unsere tapfern Leute mit der größten Entschlossenheit bereit, ihren furchtbaren Gegner zu empfangen. Der „Genereux" kam bald auf Schußweite an der Backbordseite des Leanders heran, und eröffnete ein furchtbares Feuer. Sogleich hielten wir die Segel beim Winde an, um Feuer geben zu können, und begrüßten den Genereux mit der vollen Ladung der Batterieseite. Von beiden Seiten fielen die Schüsse mit furchtbarer Wirkung. Eine einzige Kugel unsrer ersten Ladung machte aus zwei Schußlöchern eines, tödtete zwei Mann und blieb dann im Hauptmast sitzen. Dieser furchtbare Kampf dauerte unausgesetzt vier Stunden lang, auf einer Entfernung von nicht mehr als 120 Fuß fort; und Tod und Verderben sprühte hinüber und herüber, wobei wir unsere Kanonen so schnell luden, als es uns nur möglich war.

In der Hitze des Gefechtes wurde ein junger Mensch von achtzehn Jahren, der dem Sekretär des Kapitäns als Gehülfe beigegeben, und bei einer Kanone in der großen Kajüte aufgestellt war, bloß durch den Luftdruck eines Sechsunddreißig Pfünders, der nahe an seinem Kopf vorbeisauste, wie es schien, todt zu Boden geworfen. Obgleich keine äußere Verletzung zu bemerken war, so fand es sich doch bei Besichtigung des Wundarztes, daß eine heftige Erschütterung des Gehirnes durch den Druck der Luft verursacht worden seyn mußte. Als er in das Verbandzimmer und in eine sitzende Lage gebracht wurde, floß ihm aus Augen, Ohren, Mund und Nase reichlich Blut, er konnte kein Wort mehr sprechen, und anderthalb Stunden darnach starb er. Dieser Vorfall bringt mir einen andern ins Gedächtniß, wo unser Kapitän, als wir in der Verfolgung einiger Kauffartheischiffe begriffen unter eine Batterie des Ufers geriethen, durch den Luftdruck einer großen Kugel im Rücken berührt, auf das Verdeck geworfen wurde, und acht Tage besinnungslos blieb. Dann ans Land in ein Spital gebracht, fanden die Aerzte bei genauerer Untersuchung seines Körpers unter seiner rechten Schulter einen kaum erbsengroßen Fleck, aus dem beim Einschnitt eine schwarze Feuchtigkeit floß, worauf der Kapitän in kurzer Zeit wieder genas.

Während Jedermann an Bord, der nur einen Ladstock heben, oder eine Patrone einstoßen konnte, gezwungen und aufgefordert wurde, in diesem wüthenden Kampfe alle Kraft des Leibes und der Seele aufzubieten, erhielt ich Befehl, vier Kanonen auf dem Oberdeck zu leiten, die schon seit dritthalb Stunden mit großer Wirkung thätig gewesen waren. Durch vorherige Anstrengung schon sehr erschöpft, wurde ich von einem brennenden Durst gequält und sehnte mich unendlich nach Wasser, das einzige Getränke, das britischen Seeleuten während des Kampfes gestattet ist; in größter Eile stürzte ich in das Halbverdeck hinab, um ein Wasserfaß zu suchen, das etwa noch der allgemeinen Verwüstung entgangen seyn mochte; denn alle Wasserfässer auf den Kanonenverdecken waren zertrümmert worden. Glücklich fand ich ein noch halbvolles Faß und einen irdenen Krug daneben. Eben setzte ich ihn an die Lippen, als auch Kapitän Thompson, von gleichem Bedürfniß wie ich getrieben, herein stürzte, und mich bat, mit ihm zu theilen. Ich reichte ihm den Krug und nachdem er seinen Durst gestillt, kehrte er auf seinen Posten zurück, wo er nicht wenig überrascht wurde durch seine wunderbare Rettung; während er trank, war die Besanwand, an der er zuvor gestanden, weggeschossen worden. Auch mein Leben war zu gleicher Zeit auf dieselbe Weise gerettet worden; als ich gerade auf meinen Posten eilen wollte, begegnete mir ein Lieutenant der mir zurief: „Wie Sir? Wie freut es mich, Sie noch am Leben zu finden! Wo waren Sie? Gerade einen Augenblick zuvor ist die ganze Mannschaft der zwei Kanonen, bei denen Sie standen, getödtet worden!" — Es waren ihrer eilf Mann.

Wie wir später hörten, hatte der Genereux jetzt alle seine Patronen verschossen und kam nun heran, offenbar in der Absicht uns zu entern. Allein die Mannschaft schien hiezu so wenig Lust zu haben, daß Niemand dem Befehl des Kapitäns gehorchen wollte und auf dem Oberdeck kaum zehn Mann zu sehen waren. Hierüber wurde der Kapitän Lejoille so ergrimmt, daß er drohte, das Schiff in die Luft zu sprengen, wenn seine Leute nicht auf das Oberdeck herauf kommen wollten; dann erst erschienen sie, aber der günstige Augenblick war schon vorüber. Der Leander hatte das große Mars und Vormars verloren, während der Genereux nur seinen Besanmars eingebüßt hatte, und unser Schiff lag daher wie ein bewegungsloser Block auf dem Wasser, während unsere Gegner noch in voller Beweglichkeit war. Der Genereux entfernte sich leewärts auf eine geraume Strecke, um zu einem neuen Angriff Patronen zu machen, wozu sie ihre

Strümpfe zu Pulversäcken verschnitten. Während unser Gegner diese Bewegung ausführte, ging er, entweder aus Unvorsichtigkeit, oder weil er glaubte, daß unsre Patronen eben so erschöpft seyen als die seinigen, oder daß unsre Kanonen, da Maste und Takelwerk nach der Steuerbordseite gefallen waren, hier nicht mehr schußfertig seyen, an unserer Steuerbordseite vorüber, und bot uns so eine sehr günstige Gelegenheit, uns für die erlittenen Verluste zu rächen. Unsre Kanonen auf dem Oberdecke waren allerdings durch die Trümmer von Masten und Segeln demontirt; allein die Geschütze des Unterdeckes waren noch schlagfertig; wir brachten sonach die ganze Batterie unseres schweren Geschützes auf die Steuerbordseite, und gaben dem Genereux als er an uns vorüberfuhr, mit der ganzen breiten Lage eine sehr wirksame Ladung.

Hiedurch noch mehr erbittert näherte sich der Genereux, nachdem er sich wieder in schlagfertigen Stand gesetzt, zu einem neuen Kampfe. Längerer Widerstand von unsrer Seite wäre Wahnsinn gewesen; ich erstattete daher Kapitän Thompson von dem Verlust, den unsre Mannschaft erlitten, Bericht, und fügte hinzu, daß bei einer so furchtbaren Ungleichheit unsrer Ehre genug geschehen sey, wenn man nicht nutzlos das Leben unsrer tapfern Leute opfern wolle. Der Befehl die Flagge zu streichen, wurde gegeben, zuvor aber noch die Vorsicht gebraucht, alle Depeschen und Papiere von Wichtigkeit ins Meer zu versenken. In dem Augenblick wo die britische Flagge sank, wurde die französische aufgehißt. Der Genereux war in diesem Augenblick in einer Lage, daß er sich nicht an unsere Schiffsseite anlegen konnte, und alle seine Boote waren so zerschossen, daß sie völlig unbrauchbar waren. Um aber doch Mannschaft an unsern Bord zu schicken, zimmerten sie in der Schnelligkeit aus den Spieren und Planken, die sie zur Hand hatte, ein Floß, auf dem eine beträchtliche Anzahl sich ausschiffte. Aber statt den Leander zu erreichen, wurden sie leewärts getrieben, so daß endlich einige, die schwimmen konnten, ins Wasser springen und an unser Schiff heranschwimmen mußten, um von dem Wrack Besitz zu nehmen.

So endigte ein Kampf, unglücklich zwar für den Leander, aber vielleicht unerhört in der Geschichte der Seekriege; der britischen Marine wird es stets zum Ruhme gereichen, daß ein Schiff von nur fünfzig Kanonen, von denen die größten nur 24 Pfünder waren, während sein Gegner aus 74 Feuerschlünden mit 36 Pfündnern schoß, mit einer Mannschaft von nur hundert kampffähigen Leuten, gegen wenigstens siebenhundert Mann, einen sechsstündigen Kampf bestand. Auf dem Leander waren 38 Mann getödtet und 48 verwundet worden. Der Genereux zählte 48 Todte und 112 Verwundete.

Unter den 18 Offizieren des Leanders war ich Einer von denen, die an Bord desselben bleiben durften. Der Genereux nahm sodann unser Schiff ins Schlepptau, und steuerte nach Malta zu, wo wir beinahe wieder durch die britische Flotte befreit worden wären. Ohne eine Gefahr zu ahnen, näherte sich Kapitän Lejoille dem Hafen von Malta, das er im Besitz seiner Landsleute wußte, als wir am vierten Tage nach unsrer Gefangennehmung eines Segels ansichtig wurden, das, wie sich nachher auswies, ein französisches Handelsschiff war, und sobald es den Genereux erkannte, alle Segel aufspannte, um an ihn heranzukommen und ihn zu benachrichtigen, daß Malta von einem englischen Geschwader blokirt sey. Ohne diese Nachricht wären wir unfehlbar mitten unter die britische Flotte gerathen, und der Genereux war zu übel zugerichtet, als daß er an ein Entkommen hätte denken können. Sogleich wurde daher der Lauf geändert und so eilig als möglich nach Corfu gesteuert, wo wir auch in wenigen Tagen anlangten. Die gefangenen Offiziere wurden von da auf einem kleinen Fahrzeuge nach Ragusa gebracht. Nachdem wir hier die Quarantäne bestanden, wurden wir über den Golf nach Barletta gebracht und dort gegen die in Aegypten gemachten französischen Kriegsgefangenen ausgewechselt. Nach einer viertägigen Fahrt durch eine zaubervolle Landschaft, in der alle klassischen Erinnerungen aus dem Sänger von Mantua in uns aufwachten, kam uns wieder der Ozean zu Gesichte und zu gleicher Zeit eine Abtheilung von Nelson's Flotte, die damals in der Bay von Neapel vor Anker lag.

Vermischte Nachrichten.

Eine Fichtenart, die sich durch ihre gizantischen Verhältnisse auszeichnet, und dadurch in der jüngsten Zeit die Aufmerksamkeit der Botaniker und Gartenkünstler auf sich gezogen hat, findet sich über einem weiten Flächenraume Kaliforniens vom 40° nördlicher Breite bis 45° verbreitet. Der Sekretär der englischen Gartenbaugesellschaft in London, Hr. Douglas machte zuerst auf diesen Baum aufmerksam, der einzeln an niederen Hügeln und in reinem Sandboden wächst, wo gar keine Vegetation fortkommen zu können scheint. Hier erlangt der Baum seine vollste und schönste Entwiklung, wächst aber nicht, wie die übrigen Fichtenarten des nordwestlichen Amerika's, wie z. B. die Pinus resinosa, in dichten Waldungen, sondern kommt nur vereinzelt vor, und scheint den Uebergang zwischen den dunkeln Forsten des Nordens und dem Grün Kaliforniens zu bilden, wo die Vegetation mehr der der Tropenländer ähnlich zu werden anfängt. Der Stamm dieser Fichte erreicht eine Höhe von 150 bis über 200 Fuß, und ihr Umfang wechselt zwischen 20 und 60 Fuß. Einer dieser Bäume, der durch den Wind gebrochen war, und nicht zu den größten gehörte, die von Reisenden gesehen wurden, hatte folgende Maaße: seine volle Länge betrug 215 Fuß; 3 Fuß vom Boden war sein Umfang 57 Fuß 5 Zoll, und 134 Fuß vom Boden 17 Fuß 5 Zoll. Der Stamm ist sehr gerade und bis zu zwei Drittheilen der Höhe ohne Zweige; die Rinde ist für einen Baum von solcher Größe sehr glatt, hellbraun nach der Südseite und weißlich auf der Nordseite. Die Zweige sind hängend, die Nadeln 4 bis 5 Zoll lang, und wachsen zu fünfen auf einer kurzen Krone, wie bei der Weymuthskiefer, sie sind straff, von schöner grüner Farbe, aber ohne Glanz, und die kleinen Zähne, mit denen ihr Rand eingefaßt ist, machen sie rauh anzufühlen. Die Zapfen stehen af der äußersten Spitze der Zweige, und erlangen ihre volle Ausbildung in zwei Jahren; Anfangs sind sie aufgerichtet, und fangen erst im zweiten Jahre an sich zu neigen. So lange diese Zapfenfrucht jung ist, hat sie eine kegelförmige Gestalt; bei der Reife hat sie ungefähr 12 Zoll im Umfange am dicksten Theile, und wechselt in der Länge von 12 bis 16 Zoll. Ihre Schuppen sind locker, gerundet und an der Spitze ohne Stachel. Der Samen ist dick, hat acht Linien Länge und vier in der Breite, eine ovale Form, und sein Kern ist, wie bei der Pinus pinea, süß und von sehr angenehmem Geschmacke. Die Samenflügel sind hobelförmig, von russiger Farbe, und ungefähr zweimal so lang, als der Samen. Man bemerkt daran eine zahllose Menge gekrümmter Gefäße, die mit einer purpurrothen Substanz ausgefüllt sind, und durch das Mikroskop einen sehr schönen Anblick gewähren. Der Fruchtkeim hat 12 oder 13 Kotyledonen; der Baum bringt im Ueberflusse ein ambraartiges Harz hervor. Sein Holz ist weiß, weich und leicht; seine spezifische Schwere ist auf 0,463 bestimmt worden. Das Harz, das aus den Bäumen herabträuft, wenn sie zum Theile verbrannt sind, verliert seinen gewöhnlichen Geruch, und nimmt einen sehr süßen Geschmack an. In diesem Zustande verbrauchen es die Einwohner statt Zucker bei ihren Speisen. Die verbrannten Samenkörner werden gleichfalls gegessen, oder vielmehr in Kasten für den Winter aufbewahrt. Menzies sah bei seinem Aufenthalte an dieser Küste von Kalifornien mit Kapitän Vancouver, im Jahre 1793, Samen einer Fichte, die ihm von spanischen Geistlichen zum Nachtische aufgesetzt wurden. Ohne Zweifel waren Dieß die des Baumes, den Hr. Douglas beschrieben hat. Der Name des Baumes ist in der Landessprache Nat-eleh. Hr. Douglas hat ihn zur Ehre des Vizepräsidenten der Linnäischen Gesellschaft, Aylmer Bourke Lambert, Lambertiana genannt.

*

Ein reisender Engländer, der eine Schrift über die Vereinigten Staaten herausgegeben hat, versichert darin, daß die Mäßigkeitsgesellschaften dort bis zu einer Zahl von Tausend angewachsen sind und bis gegen zwei Millionen Mitglieder zählen; bereits seyen sie zu einem solchen Einflusse gelangt, daß tausend Branntweinbrennereien und dreitausend Schenken aus Mangel an Absatz geschlossen werden mußten.

*

Die französische Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hat an die Stelle Champollions des Jüngern, durch Mehrheit der Stimmen, Herrn Burnout, Sekretär der asiatischen Gesellschaft, zu ihrem Mitgliede ernannt. Unter den Kandidaten befanden sich auch Herr Depping, Herr Reinaud, Employé bei den Manuscripten der königlichen Bibliothek u. a. m.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 144. 23 Mai 1832.

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

„Unter den erwähnten häuslichen Verhältnissen", fährt Mistreß Trollope in ihrer Schilderung des häuslichen Lebens der Nordamerikaner fort, „kann es nicht anders kommen, als daß die Frauen wenig Zeit finden, ihrem Geiste eine höhere Entwicklung zu geben. Fast möchte man sich nur mehr darüber wundern, daß es unter ihnen einige sehr liebenswürdige gibt, als daß keine eine höhere Bildung hat. Aber wie auch immer die Talente der Personen sind, die in einer Gesellschaft zusammen kommen, die Art und Weise, wie diese Gesellschaften vor sich gehen, reicht allein schon hin, die Unterhaltung zu lähmen. Stets schaaren sich die Frauen auf der einen Seite des Besuchzimmers zusammen, und die Männer auf der andern; aber um Cincinnati Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich sagen, daß diese Gewohnheit nicht allein jener Stadt oder der westlichen Seite der Alleghanen eigenthümlich ist. Manchmal veranlaßt ein wenig Musik eine theilweise Vereinigung; Einige der unternehmendsten jungen Leute, ermuthigt durch das Vertrauen auf ihren Lockenkopf und ihre Taille, machen sich an das Pianoforte, und spielen den hübschen halbaufgeschossenen jungen Dingern, die einander vorrechnen, wie viel jede Klavierstunden gehabt hat, Etwas vor.

„Wo man in einem Hause zu zwei Besuchzimmern Raum hat, läßt man die jüngern Mädchen und die schlanken Herrchen mit dem Piano in einem, aus welchem dann oft ein Gelächter erschallt. Doch das Schicksal der einer höheren Würde theilhaftigen Personen in dem andern Gesellschaftszimmer ist höchst traurig. Die Herren spucken, sprechen von den Wahlen und den Preisen der Produkte, und spucken wieder. Die Frauen beäugeln einander ihren Anzug, bis sie jede Stecknadel daran auswendig wissen, sprechen von des Herrn Pfarrers Salbader letzter Predigt vom jüngsten Gericht oder von des Herrn Doktors Eisenbarth neuen Magenpillen, bis man zum Thee ruft, wo man sich für alle ausgestandene Langeweile durch mehr Thee, Kaffee, Kuchen und Milchpasteten aller Art, *) eingemachte Pflaumen und Gurken, Schinken, Truthahn, geräuchertes Rindfleisch und Austern entschädigt, als irgendwo in einem Theil der bekannten Welt bei einer solchen Gelegenheit gegeben wird. Wenn diese massive Mahlzeit vorüber ist, begibt man sich in das Besuchzimmer, wo man so lange beisammen bleibt, als es nur auszuhalten ist; dann bricht Alles mit einem Male auf, Mäntel, Umschlagtücher, Hüte, Hauben werden zusammengerafft, und Jedermann eilt seinen vier Pfählen zu."

Von besonderem Interesse erscheinen uns die von Mistreß Trollope gemachten Beobachtungen über das Kirchen- und Sektenwesen in den Vereinigten Staaten. Wenn dabei die Verfasserin Vieles wieder durch die Brille ihrer englischen Vorurtheile sah, so sind doch auch manche ihrer Urtheile durch treffende Schärfe bezeichnet, und ihre Klagen über die chaotische Verwirrung des amerikanischen Kirchenthums nicht unbegründet. Seltsam genug sehen wir in diesen Schilderungen neben der großen politischen Freiheit, und dem auf die unbeschränkteste Unabhängigkeit gestellten Sinn der Nordamerikaner eine so engherzige Unduldsamkeit und einen so zerneifrigen Fanatismus hervortreten, der eher in Spanien als dem gelobten Lande der besten Republik gesucht werden sollte.

„Ich hörte oft," sagt hierüber die Verfasserin, „vor meiner Reise nach Amerika die Bemerkung, eine der großen Wohlthaten, mit denen dieses Land durch seine Verfassung gesegnet sey, bestehe darin, daß es dort keine Staatsreligion gebe, und dadurch der Staat von der Last, für den Unterhalt der Kirchendiener zu sorgen, entbunden sey, da Dieß Jedem nach seinen besondern Glaubensmeinungen überlassen bleibe. Mein Aufenthalt in dem Lande überzeugte mich, daß religiöse Tyrannei auch ohne Beistand der Regierung mit großer Kraft ausgeübt werden könne, und auf eine noch drückendere Weise als durch Zehententrichtung u. s. w. Da die Sonderbarkeit der kirchlichen Verhältnisse mir gleich in den ersten Wochen meiner Ankunft ins Auge fallen mußte, so enthalten meine damals schon aufgezeichneten Notizen manche Beobachtung über diesen Gegenstand; da mir aber dieselben Anschauungen in jedem Theile des Landes wurden, so bemerke ich jetzt, daß meine hier niedergelegten Erfahrungen nicht bloß den westlichen Staaten, sondern der ganzen Union überhaupt gelten, da gleiche Ursachen überall gleiche Wirkungen hervorbringen. Die ganze Bevölkerung scheint in fast zahllose religiöse Faktionen getheilt, und man sagte mir, um in einer Gesellschaft gut aufgenommen zu werden, sey es nöthig, sich

*) Mistreß Trollope führt aus dem Kochbuche der Nordamerikaner von Kuchenwerk an: hot cake und custard, hoe cake, johny cake, waffle cake und dodger cake. Leider kennen wir das deutsche Kuchen- und Köchenwesen nicht so gründlich, um die entsprechende Uebersetzung zu geben. A. d. R.

einer dieser Parteien angehörig zu erklären. Mag man was immer für einem Glaubensbekenntnisse zugethan seyn, man wird nicht für einen Christen gehalten werden, wenn man sich nicht zu einer besondern Kongregation bekennt. *) Außer den wohlbekannten Unterscheidungen in Episkopalianer, Katholiken, Presbyterianer, Kalvinisten, Baptisten, Quäcker, Swedenborgianer, Universalisten, Dunkers u. s. w. gibt es noch eine Unzahl aus diesen hervorgegangener Sektenzweige, von denen jeder ein eigenes Kirchenregiment führt, bei dem stets der intrikanteste und parteisüchtigste Kopf an der Spitze steht. Um einen Grund der Trennung einer Sekte von der andern an den Tag zu legen, nimmt jede irgend einen wunderlichen Brauch in ihren Ritus auf, woraus die traurige Folge entsteht, daß alle religiösen Ceremonien in Verachtung kommen. Die Katholiken allein haben sich frei zu erhalten gewußt von dieser Wuth, sich in zahllose Unterabtheilungen zu zersplittern, welche die andern Glaubensbekenntnisse ergriffen hat. . . . .

„In den kleinern Städten und Ortschaften vertreten Versammlungen zum Gebete die Stelle fast aller andern geselligen Unterhaltungen, da aber die dünngesäete und weit auseinander lebende Bevölkerung der meisten Niederlassungen sich nicht zu solchem Zwecke zusammenfinden, und keine Geistlichen bezahlen kann, so heirathet, tauft und begräbt man ohne sie. Ein Fremder, der in einer amerikanischen Stadt verweilt, muß die Eingebornen für die religiösesten Menschen auf Gottes Erdboden halten; wenn ihn aber sein Weg in die westlichen Ortschaften führt, wird er weder Kirchen noch Kapellen, weder Gebete noch Prediger finden, jene schrecklichen Saturnalien, „Feldversammlungen“ (camp-meetings) genannt, ausgenommen, von denen weiter unten die Rede seyn wird. Wie sehr erstaunte ich über die Antwort einer Frau, die ich am Sonntage bügeln sah, als sie mir auf meine Frage: „Macht Ihr keinen Unterschied in Euren Beschäftigungen an einem Sonntage?“ — erwiderte: „Ich bin keine Christin, Madame. Wir haben dazu keine Gelegenheit gehabt.“ Es däuchte mir, daß in einem Lande, wo alle Menschen gleich sind, der Staat eben kein großes Verbrechen begehen würde, wenn er allen seinen Angehörigen Gelegenheit, Christen zu werden, gäbe, wenn sie es wünschten. Aber gesetzt auch die Föderativregierung sollte den Vorschlag wagen, in irgend einer Ortschaft, die noch nie das Geläute einer Glocke hörte, eine Kirche zu erbauen und zu begaben, so würde sicherlich nicht nur der souveräne Staat, dem man eine solche Zumuthung machte, im Kongresse laut sich gegen einen so gehässigen Eingriff in seine innere Verfassung aussprechen, sondern alle andern Staaten würden ihre Stimmen damit vereinigen, und eine Regierung, die sich eine solche Einmischung zu Schulden kommen ließe, große Gefahr laufen, die heftigste Anfechtung oder gar ihre Absetzung zu erfahren . . .

„Es ist bereits oben gesagt worden, daß die kirchlichen Versammlungen die Stelle der anderswo üblichen öffentlichen Unterhaltungen vertreten. Da die meisten Frauen, wie in Cincinnati z. B., wo sich ein ziemlich gutes Theater befindet, es für eine Sünde gegen den heiligen Geist halten würden, einem Schauspiele beizuwohnen, so kann man die Damen dieser Stadt in ihrem Putze nur in den Kirchen und Kapellen bewundern; und ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß ein Europäer, der sich zum erstenmale die Stadt besieht, die Orte, wo der Gottesdienst gehalten wird, für Theater und Kaffeehäuser ansehen dürfte. Es vergeht kein Abend, der nicht die jungen Schönheiten der Stadt schaarenweise nach den Kirchen und Betversammlungen führt; alle sind bei diesen Gelegenheiten sorgfältig und manchmal mit großem Prunke gekleidet; dorthin allein trägt man seine ganze Pracht zur Schau, und dort allein macht man seine Ansprüche auf Mode und Geschmack geltend. Die Anzahl der Herren, die diese Abendversammlungen besuchen, ist verhältnißmäßig klein; doch machen oft einige junge hübsche Stadtsöhne, die sich dabei einfinden, die Ursache, warum man eine solche Pracht von Bändern und Locken entfaltet, deutlich. Wären die Kirchen nicht, so könnte man aus allen Damenhüten und Hauben von Cincinnati nur immerhin ein Johannisfeuer anzünden; denn ich sah nirgends anderswo von ihnen Gebrauch machen. Die Frauen sind mit ihrem Hauswesen allzu eifrig beschäftigt, als daß sie Zeit fänden, in vollem Staate bei Morgenbesuchen sich zu zeigen. Oeffentliche Gärten oder Unterhaltungsplätze gibt es eigentlich nicht und wären die Betversammlungen und Familientheezirkel nicht, so würden alle Schönen von Cincinnati Gefahr laufen, Einsiedlerinnen zu werden.“

*) Diese Erfahrung wurde nicht bloß von Mistreß Trollope gemacht; auch Männer, Landsleute von uns, die von großer Vorliebe für amerikanisches Leben eingenommen sind, können nicht umhin, diese Schattenseite der transatlantischen Republikaner zu beklagen.
A. d. R.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Die Trennung, die im November in der saint-simonistischen Gesellschaft stattfand, hatte bekanntlich ihre nächste Veranlassung in einer schon lange genährten Verschiedenheit der Ansicht über die Ehe, das weibliche Geschlecht überhaupt, und über die Hierarchie und die Funktionen des Priesters. Die Verschiedenheit betraf Das, was in der saint-simonistischen Lehre die Moral und die moralischen Verhältnisse genannt wird. Allein die Verschiedenheit der Ansicht betraf im Grunde das ganze Lehrgebäude. Dieß erkannte auch der eine frühere Chef Bazard, und Viele mit ihm an, und sprach mehrmals gegen den Verfasser dieses Aufsatzes die Ueberzeugung aus, daß die Lehre von Grund aus von Neuem aufzubauen, und daß Dieses selbst nicht von ihm allein, sondern durch die vereinte Wirksamkeit aller Derer geschehen müsse, die höhere Ideen über eine neue Gestaltung des Lebens besäßen und vertrügen. Wir wollen daher, weil der Zwiespalt die ganze Lehre angeht, die Lehre in ihren, von ihr selbst aufgestellten Haupttheilen verfolgen, und die spätere Entwicklung auch unter den drei Gesichtspunkten der Religion, Moral und Politik betrachten, wobei es sich von selbst versteht, daß wir die ganze Lehre als eine wissenschaftliche Gestaltung vom Standpunkte der Wissenschaft aus würdigen, und durchaus keine Rücksicht auf die absurde Prätention der Saint-Simonisten nehmen, daß ihre Lehre eine Offenbarungslehre sey, die von dem jedesmaligen Oberhaupte fortgesetzt werde, und

wogegen die Wissenschaft nichts vermöge. — Wir gehen daher zuerst zur neuern sogenannten

religiösen Ansicht

über. Wir sagen mit reiflicher Ueberlegung „sogenannten"; denn so viel die Saint-Simonisten, und besonders in der neueren Zeit, von Religion und Religiosität sprachen, so hatten sie doch nicht nur keine klare Idee von Religion, sondern ihre sogenannte religiöse Ansicht war vielmehr eine vollständige Irreligiosität, und würde in dem Menschen alles wahrhaft religiöse Leben, wenn dieses je möglich wäre, gänzlich erstickt haben. Allerdings hatte der Saint-Simonismus Gott als das eine unendliche Wesen, in welchem Alles, die Welt und die Menschheit, und außer welchem nichts ist und lebt, aufgefaßt *); diese Idee war aber nur ganz äußerlich, und ohne organischen Zusammenhang mit dem Ganzen, aufgenommen. Sie war von außen her entlehnt, und mußte deßhalb ohne alle belebrnde Kraft bleiben. Wäre aber die Idee nur einigermaßen etwas klarer aufgefaßt worden, so hätte sie wenigstens vor vielen verderblichen Mißgriffen bewahren können, so hätte sie wenigstens den schrecklichen Irrthum verhindern müssen, daß nicht ein Mensch, ein endliches Wesen sich wieder an die Stelle der unendlichen Gottheit setze oder gesetzt wurde. Dieß ist aber nicht nur wieder von den Saint-Simonisten geschehen, sondern auch in einer Monstrosität, wie die Welt wohl schwerlich noch gesehen hat. Nach der Trennung bildete nämlich der jetzige Chef die früher vorgetragene Idee von Gott auf folgende Weise aus: „und selbst die unendliche Gottheit muß sich in der Welt offenbaren (manifestiren), und kann nur in dieser Manifestation von der Menschheit aufgefaßt werden. Diese Manifestation geschieht aber in der Menschheit im höchsten Grade; durch die Menschheit hat die Welt nur Einheit, sie ist das Band davon. Nun muß es aber in der Menschheit selbst immer einen höchsten Menschen geben, der alle andern überragt. Diese höchsten Menschen haben sich in der geschichtlichen Entwicklung als Religionsstifter kundgegeben." Jetzt, da durch den Saint-Simonismus eine neue Religion gekommen, sey Enfantin als der Chef der Gesellschaft, das Haupt, der Vater der Menschheit (père de l'humanité). In diesem Haupte nur komme die Gottheit zur höchsten Offenbarung, ja in diesem Haupte sey es allein, wo die Gottheit zum Bewußtseyn ihrer selbst gelange, denn dieses könne nicht auf andere Weise gedacht werden, und es könne Dieses auch nur in Einem Individuum geschehen, und wo anders, als in Dem, welches das Haupt sey. Eben so verhalte es sich mit der Menschheit; auch diese komme nur zum Bewußtseyn in ihrem höchsten Repräsentanten, dem Haupte der Menschheit. Dieses Haupt sey daher der lebendige Repräsentant der Gottheit auf der Erde, aber nicht bloß der Stellvertreter, sondern der wirkliche Darsteller derselben. Es falle daher in Zukunft der ganze Mysticismus (so wurde das vorige Verhältniß des Menschen mit der Gottheit genannt), in welchem der Mensch sich an das unendliche Wesen wende, und sich mit ihm verbunden betrachte, weg; ein reelleres, und das eigentlich wahre religiöse Verhältniß trete an dessen Stelle. Dieses bestehe hinfort in den Verhältnissen der Unteren zum Oberen (der Kinder zu den Vätern in der saint-simonistischen Sprache) und darin, daß die ganze Gesellschaft mit dem höchsten Vater (père suprême) in allseitiger Verbindung stehe (communier); die Hierarchie sey somit das wahrhaft religiöse Verhältniß, denn Religion, das von religare, lier verbinden, herkomme, bedeute ja nichts Anderes, als die Verbindung der Menschen unter einander. (Warum denn nicht auch mit Gott? —) Die Hierarchie sey das ganze Geheimniß der Religion." Wir wollen hier das Gewebe von Irrthümern nicht weiter entwickeln. Einem jeden wird es aber offenbar seyn, wie zerstörend für alle Religion eine solche Ansicht im Leben hätte wirken müssen, wie sie denn auch unter den Saint-Simonisten ihre zerstörende Kraft geübt hat. Die Menschheit wurde nun auch im Prinzip von der Gottheit getrennt, sie sollte die Gottheit nirgend anders mehr erblicken, als in dem Fetisch, dem es gefallen hatte, sich als das Centrum der Gottheit aufzustellen. Das Unheiligste und Lebenverderblichste, was die Menschheit kennt, und wodurch ihr Leben lange in den unseligsten Fesseln gehalten worden, die Hierarchie, und zwar eine Hierarchie, gegen die, weil sie sich auf Alles erstrecken sollte, alle früheren Hierarchien nur Schattenbilder seyn müßten, wurde mit dem heiligen Namen der Religion getauft. Blinde Unterwerfung wurde religiöse Hingebung (dévouement) genannt, die Willkür des Oberen mit dem Mantel der Liebe umhangen, der sklavische Gehorsam als eine Huldigung (hommage) des Untern gegen den Obern gestempelt. Die frères ignorantins wurden das Musterbild für den gefühls- und seelenvollen Priesterstand (ordre-prêtre), welcher der Herd der Liebe und der Poesie, und das Band für die ganze Gesellschaft seyn sollte.

Diese Lehre von dem Chef der Menschheit erhielt immer weitere Ausbildung, die ganze Gesellschaft war nur noch die einzelnen Glieder seines Körpers, die er allein alle beseelte (inspirer). Das Haupt, der höchste Vater verhielt sich zu den übrigen, wie das continens zum contentum. Als den höchsten Grad des Unsinns, der aber in wahre Verrücktheit (wir finden kein anderes Wort dafür) überging, bezeichnen wir den Brief Enfantin's selbst (s. Globe v. 29 März 1832), wo er sich beklagt, daß ihn die Menschen, derer aller Vater er doch sey, verläumden und verfolgen. In diesem Briefe liest man folgende unerhörte Worte: „Seit fünf Jahren habe ich zahlreichen Kindern mein Blut, mein Fleisch, mein Leben gegeben; viele haben gesättigt oder bezaubert von meinem Fleische oder meinem Blute mich verlassen und zerstreuen (repandent) mich tropfenweise und werfen mich in Stücken über die Welt; ich habe ihnen keinen Auftrag dazu gegeben, und doch danke ich ihnen: denn ich lebe in der Welt, wie ich in mir lebe, sie machen mich der Hälfte von mir selbst (moitié de moi-même) bekannt." Diese Worte bedürfen keines Kommentars. Hier sehen wir also den Chef nicht bloß mehr als den Repräsentanten der Gottheit, sondern als diese selbst; die äußere Welt wird nur noch als seine eigene Hälfte dargestellt. Dieß mag zur Charakterisirung der sogenannten religiösen Ansicht der neuen saint-simonistischen Lehre hinreichend seyn. In unserm zweiten Artikel werden wir die sogenannte neue Moral vor Augen legen, in der sich die sogenannte religiöse Ansicht besonders

*) S. Exposition, 2 Theil, 8 Sitzung.

in ihrer Lebensgefährlichkeit zeigt. Ehe wir aber diesen Artikel schließen, wollen wir doch vor einer Verwechslung oder Vergleichung der eben entwickelten Lehre mit einem deutschen philosophischen Systeme warnen. Wir meinen das philosophische System von Fichte. Eine oberflächliche Ansicht könnte hier vielleicht manche äußere Aehnlichkeiten entdecken. Fichte hat die äußere Welt als die Hälfte des Ich und als eine Ableitung aus dem Ich betrachtet; aber man muß hier wohl beherzigen, daß Fichte unter dem Ich nicht ein individuelles Ich, sondern das absolute Ich, d. h. Gott selbst verstanden hatte. Er war sich hierüber lange Zeit nur nicht ganz klar geworden. Später 1806 sah Dieß Fichte deutlich ein, und bezeichnete nur auch das absolute Ich mit dem wahren Namen des absoluten Wesens. Daß Fichte sein Ich an die Stelle des absoluten Ich habe setzen wollen, hat ihm nur Unverstand vorwerfen können. — Daß aber im Uebrigen sein System nichts mit der hier entwickelten saint-simonistischen Lehre gemein hat, bedarf wohl keiner Erwähnung.

A . . . . .

Statistik der Glaubensgenossenschaften in Nordamerika.

Benennungen.	Kirchendiener.	Kirchen oder Kongregationen.	Seelenzahl
Kalvinisten . . .	2914	4384	2,748,543
Methodistische bischöfliche Kirche *)	1777	—	2.600,000
Presbyterianische Kirche .	1804	2255	1,800.000
Orthodoxe Kongregationisten	1000	1270	1,260.000
Protestantisch-bischöfliche Kirche **)	550	700	600.000
Universalisten . . .	158	300	500,000
Römische Katholiken ***) .	—	—	500,000
Lutheraner . . .	205	1200	400,000
Christianer . . .	200	800	275,000
Deutschreformirte . .	84	400	200,000
Freunde oder Quäker . .	—	400	200.000
Kongregationalistische Unitarier	160	193	176,000
Assozirte Methodisten und Andere	350	—	175,000
Baptisten vom freien Willen	300	400	150,000
Holländischreformirte . .	159	194	125,000
Mennoniten . . .	200	—	120.000
Assozirte Presbyterianer .	74	144	100,000
Cumberland-Presbyterianer	50	75	100,000
Tunkers	40	40	30,000
Baptisten von der freien Kommunion	30	—	30,000
Baptisten vom siebenten Tage	50	40	20,000
Baptisten von den sechs Prinzipien	25	30	20,000
Mährische Brüder . .	25	25	7,000
Die tausendjährige Kirche oder die	45	15	6.000
Zitterer (Shakers) . .	—	28	5,000
Die Kirche vom neuen Jerusalem	30		
Emanzipirende Baptisten .	15	—	4,000
Juden und andere nicht namentlich Aufgeführte . .	—	150	50.000

*) Diese Kirche zählt vier Bischöfe.
**) Sie hat gegenwärtig zwölf Bischöfe.
***) Sie stehen unter einem Erzbischofe, vier Titularbischöfen und einem Koadjutor.

Vermischte Nachrichten.

Herr J. J. Ampère, der Hrn. Fauriel auf dem Lehrstuhl der ausländischen Literatur in Paris gefolgt ist, hat gegenwärtig in der Sorbonne Vorlesungen über die Geschichte der skandinavischen Literatur begonnen, wozu er sich durch umfassende Studien, so wie durch Reisen in den Norden von Europa seit vielen Jahren schon vorbereitete. — Herr Lerminier setzt am College de France seine Vorlesungen fort. Im vergangenen Wintersemester handelten seine Vorträge von der Geschichte der legislativen Gewalt bei den Hebräern, Griechen und Römern, im nächsten Winter wird er über die der Gesetzgebung bei den Deutschen, Engländern und Franzosen lesen. In dem gegenwärtigen Sommersemester hält er Vorlesungen über den Einfluß der Philosophie des 17ten Jahrhunderts auf die Gesetzgebung des 19ten.

Eine Versammlung von Pflanzern zu St. Martin, (40° westlich von Neu-Orleans) in Louisiana, wählte unter sich einen Ausschuß, mit dem Auftrage, den Zustand der Zuckerproduktion in Louisiana zu untersuchen. Aus dem von diesem Ausschuß erstatteten Bericht geht hervor, daß sich die Ausgaben, die für eine Zuckerplantage, für Ankauf des Bodens, der Sklaven, Pferde, Ochsen, Ackerwerkzeuge, Gebäude, Lieblohn und Fabrikation erforderlich sind, auf 87,704 Dollars 25 Cents belaufen. Eine solche Plantage enthält 500 Morgen Landes, die, nach einem dreijährigen Durchschnitte berechnet, jährlich 250.000 Pf. Zucker liefern. Dieser Zuckerertrag steht zu Neu-Orleans in einem Werth von 15.000 Dollars; wozu noch 1200 Dollars für Melasse kommen, was einen Gesammtertrag von 16,200 Dollars gibt. Hievon müssen für Transport und Kommissionsgebühren 1842 Dollars, für Besoldungen, Lebensmittel, Ausbesserung der Werkzeuge, Nachkauf von Sklaven und Vieh 7931 Dollars abgezogen werden; so daß also ein reines Einkommen von 6427 Dollars bleibt, was 15 Prozent des Kapitals beträgt.

Der Missionär Jaremba besuchte auf seiner Reise durch die türkisch-russischen Provinzen am Euphrate, von Kars über Bajazid nach Erschmiatsin die warmen Quellen bei Diadina und gibt davon folgende Beschreibung: „Diadina ist ein kleines Fort, sechs Lieues von Bajazid und von den Russen besetzt. Eine halbe Lieue von diesem Fort befinden sich die warmen Quellen, wo sich dem Auge ein ungemein malerischer Anblick bietet. Gruppen und Reihen von Zelten, die von Offizieren bewohnt sind, liegen vor den Quellen, und in einiger Entfernung sieht man hölzerne Baraken für die kranken Soldaten, die hieher geschickt werden, und fast immer aus diesen heilsamen Wassern ihre Genesung erlangen. Der Ort, wo die Kranken verweilen, besteht aus einem Hügel von außerordentlicher Weiße, der durch den sonderbarsten Zufall eine Brücke über den südlichen Arm des Euphrat bildet, den die Türken auch Muratsfluß nennen. Diese Brücke, oder vielmehr dieser in den Fluß hinein verlängerte Hügel ist so breit, daß mehrere Menschen darauf nebeneinander gehen können. In einiger Entfernung davon erblickt man noch einige solche Vorsprünge von gleicher Farbe, die sich gleichfalls zu Brücken gebildet haben, und den Genesenden zu Spaziergängen dienen. Die Russen nennen diese natürlichen Brücken „Nakyby" — Geschwülste — die, wie sie glauben, allmählich herausgewachsen, und sich über den Fluß ausgedehnt. Die Quellen sind schwefelhaltige Säuerlinge, mit Eisen- und Kalktheilen vermischt, und liegen auf kleinem Raume beisammen. Auch mitten im Euphrate, nicht weit von einer der Brücken, findet man eine heiße Quelle, deren Bestandtheile man aber nicht kennt.

Neuere statistische Notizen über Cuba, die von dem Direktor des botanischen Gartens zu Havanna herausgegeben worden sind, enthalten mehrere wichtige Angaben. Die Oberfläche dieser Insel kommt der von Portugal gleich, und seine Bevölkerung zählt, mit Inbegriff der Garnisonen 750,562 Seelen; unter diesen befinden sich 114,098 weiße Männer, 101,554 weiße Weiber, 18.037 freie Mulatten, 20,450 freie Mulattinnen, 17.945 freie Neger, 19.447 freie Negerinnen, 154,516 schwarze und mulattische Sklaven und 88,090 schwarze und mulattische Sklavinnen. Die Produkte Cubas bestehen hauptsächlich in Zucker, Tabak, Kaffee, Kakao, Baumwolle. Der Handel erhielt im Jahre 1829 eine Summe von 32,648,261 Piaster in Umsatz, wovon 18,695.856 auf die Einfuhr und 13.959.405 auf die Ausfuhr kamen. Die öffentlichen Einkünfte betrugen in diesem Jahr 9,142,610 Piaster, wovon 5.193.967 von den Häfen und 3.948.643 von dem Grundbesitz eingingen. Diese Summen werden größtentheils auf der Insel selbst verwendet, nur 600.000 Piaster wurden nach Spanien geschickt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 145. 24 Mai 1832.

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

„Der Einfluß," fährt die Verfasserin fort, „den die Geistlichkeit der zahllosen religiösen Sekten in Amerika auf das weibliche Geschlecht ihrer bezüglichen Kongregationen übt, kommt fast Dem gleich, was man gewöhnlich von Spanien und andern katholischen Ländern liest. Es gibt mehrere Ursachen dieser seltsamen Erscheinung. In einem Lande, wo die Reichen die Gleichheit des Ranges anzuerkennen sich die Miene geben, und der Arme sie mit hartnäckigem Stolze in Anspruch nimmt, gesteht man nur der Geistlichkeit besondern Vorrang und höhere Auszeichnung zu. Dieß gibt ihnen in den Augen der Weiber großes Gewicht. Auch glaube ich, daß die Frauen sich nur von der Geistlichkeit jener Art huldigender Aufmerksamkeit zu erfreuen haben, die von jedem weiblichen Herzen auf diesem Erdenrund so hoch geschätzt wird. Bei der amerikanischen Geistlichkeit allein behaupten die Frauen jenen gewichtigen Einfluß, der ihnen in Europa in jedem Range und Stande der Gesellschaft, die untersten Klassen fast allein ganz ausgenommen, eingeräumt wird; und zum Dank dafür scheinen sie ihren Händen Herz und Seele zur Verwahrung anzuvertrauen. Nie sah oder hörte ich von einem Lande, wo die Religion so große Gewalt über die Frauen, und so geringe über die Männer übt. Ich will damit nicht sagen, daß ich keine Männer von wahrhaft religiösen Gesinnungen oder keine Weiber ohne alle religiösen Gefühle fand; aber ich kann versichern, daß meine hier ausgesprochene Meinung vollgültige Anwendung auf die Mehrzahl der Bevölkerung findet.

„Nur erst wenige Monate befanden wir uns in Cincinnati, als unsre Neugierde außerordentlich auf die „Wiedererweckung" (Revival) gespannt wurde, von der wir in der ganzen Stadt von Jedermann sprechen hörten. „Das Revival wird sehr voll werden." — „Wir werden das ganze Revival über zu thun haben" — waren die Worte, die wir all überall hören mußten, ohne Anfangs zu wissen, was damit gemeint sey; endlich aber erfuhren wir, daß die nicht nationale amerikanische Kirche von Zeit zu Zeit einer Wiederbelebung und Erweckung zu neuer Andacht und Glaubenswärme nöthig habe. Um diese Zeit durchziehen die feurigsten Glaubenseifrer unter den Geistlichen das Land und besuchen dutzend-, ja hundertweise, wie es eben des Ortes Gelegenheit ergibt, die größeren und kleineren Städte, wo sie eine Woche, oder vierzehn Tage oder auch einen Monat, wenn die Bevölkerung zahlreich ist, täglich und oft sogar noch tief in die Nacht hinein, in allen Kirchen und Kapellen des Ortes Predigten und Gebete halten. Dieß nennt man die „Wiedererweckung." Ich gab mir nicht geringe Mühe, genaue Erkundigung über diese kirchliche Begängniß einzuziehen, und wenn ich hier was ich sah und hörte mittheile, so fürchte ich, man wird mich der Uebertreibung zeihen. Alles was ich hiebei thun kann, ist sorgfältig dahin zu streben, diesen Vorwurf nicht zu verdienen. Der Gegenstand ist von größter Wichtigkeit und eine leichtfertige Behandlung desselben würde schwere Rüge verdienen.

„Die oben erwähnten fahrenden Geistlichen gehören allen Glaubensbekenntnissen an, die Episkopalianer, Katholiken, Unitarier und Quäcker allein ausgenommen, wie ich glaube. Ich hörte von Presbyterianern jeder Varietät, von Baptisten, ich weiß nicht wievielerlei Sekten, von Methodisten, deren Zahl zu groß ist, als daß ich sie hätte behalten können; kurz von einer zahllosen Schattirung verschiedenartiger Glaubensbekenntnisse, deren besondere Eigenthümlichkeiten zu entwickeln, eben so viel Zeit erfordern, als vielleicht dennoch unverständlich bleiben würde. Alle besuchen die verschiedenen Städte der Union nach einander; ich konnte jedoch nicht mit Zuverlässigkeit erfahren, in welcher Zwischenzeit. Diese reisenden Geistlichen wohnen während ihres Aufenthaltes größtentheils bei Anhängern ihrer Sekte, und jeder Abend, den man nicht in den Kirchen und Bethäusern zubringt, wird mit Zusammenkünften ausgefüllt, die man anderwärts Gesellschaften nennen würde, hier zu Lande aber Betversammlungen (Prayer meetings) nennt, wobei gegessen, getrunken, gebetet, gesungen, Beicht gehört und Convertirten zu machen gesucht wird."

Die Verfasserin entwirft eine sehr lebendige Schilderung von einer solchen Betversammlung; doch wir ziehen es vor, hier das Gemälde einer kirchlichen Versammlung der Presbyterianer zu geben, der Mistreß Trollope als Augenzeuge beiwohnte.

„Es war in der Mitte des Sommers, allein der Gottesdienst, den man uns zu besuchen empfahl, fing erst an, als es dunkel wurde. Die Kirche war glänzend beleuchtet, und bis zum Ersticken voll. Bei dem Eintritte sahen wir drei Geistliche neben einander auf einer Art Rednerbühne stehen, welche die Stelle einnahm, wo gewöhnlich der Altar sich befindet, und mit schönen karmoisinrothen Decken behangen war. Wir nahmen in einem Kirch

stuhle dicht am Geländer Platz, das die Predigtbühne umfaßte. Der Geistliche, der in der Mitte stand, sprach ein Gebet, das von übertriebener Heftigkeit und anstößig gemein im Ausdrucke war. Nachdem es beendigt war, wurde eine Hymne gesungen, und ein anderer Geistlicher trat in die Mitte und hielt die Predigt, die mit ziemlich viel Beredsamkeit vorgetragen wurde, aber furchtbaren Inhaltes war. Der Prediger beschrieb mit grauenvoller Genauigkeit die letzten Augenblicke des erlöschenden Lebens und die allmähliche Auflösung nach dem Tode, die er bis zum schauderhaftesten Bild der Verwesung ausmalte. Plötzlich veränderte er die Stimme, die bisher den nüchternen Ton einer streng gezeichneten Schilderung gehalten hatte, in einen schrillenden Schrei des Entsetzens; sein Kopf neigte sich vorwärts, als fessle irgend eine furchtbare Erscheinung unter der Bühne seinen Blick; dann schilderte er der Versammlung, was er in dem Abgrunde erblicke, der sich vor ihm eröffne. Seine Stellung war ganz geeignet, seiner Schilderung des Höllenschlundes Nachdruck zu geben. Keine Farbe wurde geschont, um Feuer, Flamme, Schwefel, Pech, siedendes Blei, und rothglühende Zangen, und die unter ihnen zuckenden Gliedmaßen der Verdammten auszumalen. Der Schweiß rann in dicken Tropfen über die Stirne des Predigers; seine Augen rollten, Schaum stand auf seinem Munde, und jeder Zug seines Antlitzes sprach das Entsetzen aus, das ihn nicht lebendiger hätte ergreifen können, wenn er wirklich am Rande des Höllenpfuhles gestanden wäre. Sein Gebärdenspiel war ausgezeichnet. Endlich warf er seinen Gefährten zu beiden Seiten einen Blick zu, als wollte er ihnen seine Erschöpfung zu erkennen geben, sank dann auf einen Stuhl und wischte den Schweiß der Todesangst von seiner Stirne.

„Nun erhoben sich die beiden andern Geistlichen und stimmten Hymnen an. Es dauerte einige Minuten, bevor die Gemeinde, in der jedes Gesicht leichenblaß, und von Entsetzen verzerrt aufwärts starrte, wie gewöhnlich einfallen konnte. Als der Gesang zu Ende war, trat der dritte Prediger in die Mitte der beiden andern, und richtete in einem süßlich liebelnden Tone die Frage an die Versammlung, ob zu ihrem Herzen gedrungen, was ihr theurer Bruder gesprochen? Ob sie die Hölle vermeiden wollten, in die er sie einen Blick werfen lassen? „So kommt denn — fuhr er fort, indem er seine Arme nach der Gemeinde ausstreckte — „kommt zu uns und sagt es uns, und wir wollen Euch Jesus zeigen, den theuren süßen Jesus, der Euch von ihr erretten wird. Aber Ihr müßt zu ihm kommen! Ihr müßt Euch nicht schämen, zu ihm zu kommen! Diese Nacht müßt Ihr ihm sagen, daß Ihr Euch seiner nicht schämt! Wir wollen Euch den Weg bahnen; wir wollen die Bänke für die beängstigten Sünder bereiten. So kommt denn, kommt zur Bank der Angst, und wir wollen Euch Jesus zeigen! Kommt! Kommt! Kommt!"

Nun wurde abermals eine Hymne gesungen, und während derselben stellte Einer von den drei Geistlichen innerhalb des Geländers zwei lange Bänke zurecht, indem er das Volk nach dem hinteren Theil der Kirche zurück wies. Der Gesang war zu Ende und abermals wurde die Gemeinde ermahnt, sich nicht unsres Herrn Jesu zu schämen, sondern sich auf die „Bank der Angst" zu setzen, und „ihr Haupt an seine Brust zu legen." „Laßt uns noch eines singen," fügte er hinzu, „damit wir Euch Zeit lassen." Und sofort wurde wiederholt ein Lied angestimmt. Nun ließ sich aber auf allen Seiten unter der Gemeinde eine Bewegung wahrnehmen, die Anfangs nur durch ein leises Geräusch angedeutet war, allmählich aber zunahm. Mädchen standen auf, und setzten sich wieder nieder, und standen abermals auf; dann öffneten sich die Kirchstühle, und einige wankten daraus hervor, mit gefalteten Händen, das Haupt auf die Brust herabgesenkt, mit Zuckungen der Angst in jedem Gliede; noch immer dauerte der Gesang fort; aber als die armen Geschöpfe sich dem Geländer näherten, wurde ihr Schluchzen und Seufzen in der ganzen Kirche vernehmlich. Sie setzten sich auf „die Bänke der Angst," der Gesang verstummte, und zwei von den drei Geistlichen stiegen von ihrer Bühne herab, der Eine auf die rechte, der Andere auf die linke Seite der Bänke, wo sie den armen Zitterern, die hier saßen, in die Ohren zu flüstern begannen. Dieses Geflüster blieb unvernehmlich; allein das Schluchzen und Stöhnen stieg bis zum furchtbarsten Jammer. Die jungen Wesen fielen mit blassen und verzerrten Gesichtern auf die Knie, und sanken zuletzt mit dem Antlitze auf den steinernen Boden; ein wildes Geschrei und schrillende Stimmen, unter krampfhaften Verdrehungen ausgestoßen, ließen von Zeit zu Zeit die Worte: „O Herr!" — „O Herr Jesus!" — „Hilf mir Jesus!" u. dgl. hören. Inzwischen fuhren die Geistlichen fort, von einer zur andern zu gehen; indem sie wiederholt auf die Bänke sprangen, und mit Trompetenstimmen der Gemeinde „die Botschaft des Heils" zuriefen, worauf von allen Seiten der Kirche her mit kurz abgestoßenem Geschrei die Antwort erfolgte: „Amen!" — oder „Preis! Amen!" während den auf dem Boden ausgestreckten Büßerinnen unausgesetzt salbungsreiche Sprüche zugeflüstert und manchmal auch eine Liebkosung, wahrscheinlich in mystischer Liebesverzückung, ertheilt wurde. Mehr als einmal sah ich einen schönen weißen Nacken von dem ehrwürdigen Arme der frommen Prediger umschlungen. Manche von den Mädchen wurden von hysterischen Krämpfen befallen, und als der Tumult auf das Höchste gestiegen war, ließ der auf der Bühne zurückgebliebene Geistliche, gleichsam um ihn zu übertäuben, abermals ein Lied anstimmen. Es war ein furchtbarer Anblick, solche unschuldige junge Geschöpfe so von Angst und Entsetzen bis zu Ohnmacht und Nervenzufällen gefoltert zu sehen, die ihnen vielleicht für das ganze Leben blieben. Insbesondere fiel uns ein junges Mädchen auf, das allem Vermuthen nach nicht über vierzehn Jahre zählen konnte, und in den Armen einer, einige Jahre ältern Freundin lag, das Gesicht todtbleich, die Augen weit aufgerissen und stier, Kinn und Busen mit Geifer bedeckt, und offenbar in einem Zustande völliger Sinneszerrüttung. Ich sah einen Priester zu ihr hintreten und ihre zarte, wachsbleiche Hand ergreifen, indem er sagte: „Jesus ist mit ihr! Der Herr segne sie!" Würden die Amerikaner ihre Weiber und Töchter, wie es sich geziemt, achten, würden sie dann mit denselben ein so heilloses Spiel treiben lassen?

„Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Meisten, welche dem Rufe zu den „Bänken der Angst" Folge leisteten, Weiber und junge Mädchen waren. Die Versammlung war im Ganzen sehr gut gekleidet, und die schönsten und fashionabelsten Damen der Stadt waren zugegen. Während des ganzen Revival's waren die Kirchen und Bethäuser alle Tage gesteckt voll von gutgekleideten Leuten. So ist die Unterhaltung der Damen von Cincinnati be-

schaffen; das Theater zu besuchen ist ihnen untersagt, Karten zu spielen gegen die göttlichen Gebote; aber ihre häuslichen Arbeiten sind streng, und sie müssen einer Erholung genießen. Was mich betrifft, so glaube ich, daß eine im zuchtlosesten Geiste geschriebene Komödie für die Augen der Jugend und Unschuld ein minder verabscheuungswürdiger Anblick seyn dürfte, als eine solche Szene."

(Fortsetzung folgt.)

Das Klima in Jakutsk.

(Aus Briefen in der nordischen Biene.)

Von der Lena. Julius 1830.

Das hiesige Klima ist sehr sonderbar: im Winter anhaltende Kälte von 20° und manchmal 45°; der Winter geht, wir haben Julius und eine unerträgliche Hitze. Die Atmosphäre ist mit einem dicken Nebel angefüllt, die Sonne flammt gleich einer glühenden Kugel am Himmel und durchglüht die Erde. Das Gras verbrennt, die Straßen der Stadt sind öde, der Mensch sucht Rettung im Innern seines Hauses, und verschließt alle Fensterläden. Das Thermometer zeigt in der Sonne 45°, und im Schatten 28°. Da geht um 10½ Uhr die Sonne unter; ein starker Thau bedeckt die Erde. Das Thermometer zeigt noch 12°, und bei Sonnenaufgang noch 8°. Aber was hat eine hiesige Nacht für einen Reiz: Eine Nacht in Petersburg muß ihr weichen, weil Jakutsk um 5° nördlicher liegt, als unsere Hauptstadt, und wenn man an der Lena noch 400 Werste (57 deutsche Meilen) hinabgeht, so sieht man die Sonne schon nicht mehr untergehen. Um 10½ Uhr erscheint die Sonne dreimal größer als gewöhnlich, glühend wie ein Rubin, und wenn sie sich nach den Bergen senkt, bedeckt sich der westliche Himmel mit Purpur und Gold, und ein gelinder Wind gibt Erfrischung. Um 11½ Uhr wird es etwas dunkler, etwa wie an einem unfreundlichen Tage. Um Mitternacht verstummt der Gesang der Vögel, deren es nicht viele hier gibt. Der Himmel ist klar und hell, und gegen Süden am äußersten Horizont schimmern schwach einige Sterne; der Mond geht auf, aber ohne Glanz, wie man ihn manchmal am Abend beim Abnehmen sieht. Die Arbeiter machen sich an ihr Geschäft, die Bauernwagen knarren, man hört das Schlagen der Axt, und das Publikum von Jakutsk eilt, die Annehmlichkeiten des Sommers zu genießen. Am Mittag sucht alles wiederum den Schatten, weil Niemand arbeiten oder spazieren gehen kann. Die Sonne geht vor 2 Uhr auf, aber nicht im Osten, sondern beinahe im Norden; und gleicht einer prachtvollen weißen Kugel. Die Hitze dauert bis in den August, aber in den ersten Tagen dieses Monats fangen die Abende schon an kühl zu werden. Die unerträgliche Hitze ist natürlicher Weise nur eine Folge der stets fortdauernden Einwirkung der Sonne auf die Atmosphäre. Ist der altmodische Gedanke nicht erlaubt, daß um die Pole das Meer im Sommer vom Eise frei ist? Die während 6 Monaten fortdauernde Einwirkung der Sonne kann auch die dickste Eismasse, welche auf der Oberfläche des Meeres schwimmt, auflösen. Wie sonderbar aber? In Jakutsk thaut die Erde nur anderthalb Arschinen tief auf, und bis jezt hat man die Gränze des gefrornen Bodens noch nicht gefunden. Im Sommer gefrieren Rindfleisch und Fische in jedem Keller, und das Thermometer zeigt daselbst fortwährend 6° unter Null. Man bewahrt auch in den Kellern das Eis für den ganzen Sommer auf, weil die Einwohner keine Brunnen vor den Häusern haben, und die Lena in den Sommermonaten sich ungefähr 2 Werste von der Stadt entfernt.

Jakutsk. Dezember 1830.

In dem Monat August verdirbt starker Reif das Gras; Alles wird gelb, die Blätter fallen von den Bäumen, und das Thermometer zeigt 5°, 6° bis 7°, die Kälte wächst mit jedem Tage. Der Monat September, welcher in ganz Sibirien für eine sehr schöne Herbstzeit gilt, heißt hier der erste Wintermonat. In diesem Jahre stellte sich der Winterweg, (das soll wohl heißen, die Schneebahn) am 22 September ein; am 9ten Oktober war die Lena völlig zugefroren, einige Nebenflüßchen derselben schon im September. Um diese Zeit ist die Luft rein, der Himmel lasurblau, wie in Italien, die fernen Gegenstände erscheinen ganz nahe; am 11 Oktober Morgens war die Kälte schon 25°, am 12 Dezember 46°. Jakutsk und Olekminsk sind zwei Orte, wo die Kälte fürchterlicher wird, als in allen übrigen Gegenden des Landes. Leute, welche einige Jahre am Ufer des Eismeeres wohnten, haben behauptet, daß selbst die strengste Kälte nie mehr als 46° betrage, und auch Dieß sey selten. In Jakutsk aber stand im Winter 48 18/10, während Dezember und Januar, das Spiritusthermometer fortdauernd auf 46°, und nur um Mittag stieg es auf 43°. Abends nahm die Kälte schon wieder zu, und bei Sonnenaufgang fiel der Weingeist, wie Dieß gewöhnlich der Fall ist, wieder auf 46°. Um diese Zeit erfüllt ein dicker Nebel die Luft, der Rauch aus den Schornsteinen breitet sich über die Häuser aus, und vermehrt die Dunkelheit. Die Sonne geht um 11 Uhr auf; kaum steigt sie empor, so senkt sie sich schon wieder, sie erwärmt nicht, und erleuchtet nicht, sondern gleicht einer trüben Laterne. Am Mittag kann man hineinsehen, ohne den Augen im Geringsten wehe zu thun, kaum ist es nöthig den Kopf aufzurichten, um sie zu betrachten, und um 3 Uhr Nachmittags ist es bereits finstere Nacht. Hier sieht man weder Nebelkrähen, noch Elstern, noch Sperlinge; nur Flachsfinken und schwarze Krähen dauern den hiesigen Winter aus. Zuweilen zeigten sich im Sommer auch Sperlinge, aber der Winter vertilgt sie wieder. Die Kälte ist um so stärker, je dichter der Nebel ist, und dieser ist manchmal so stark, daß, wenn man in der Mitte der Straße geht, man die Häuser auf beiden Seiten nicht mehr sehen kann, und wenn man reitet, sieht man nicht drei Schritte vor sich, da der Dampf und das Athmen des Pferdes den Nebel noch verdichtet. Wenn das Athemholen in freier Luft schwerer als gewöhnlich wird, so kann man sehr leicht bemerken, wie der Dunst gefriert; diese Erscheinung tritt bei 38° Kälte ein, zieht man die Hand unter dem Kleide hervor, so fängt sie sogleich an zu erfrieren. Das Quecksilber bildet sich bei 40° Kälte in freier Luft zu schönen glänzenden Krystallen in Form von Tannenreisern, nach 3½ Minuten ist es vollkommen gefroren; dann schmiedeten wir es mit einem kleinen Hammer, und es ließ sich ausdehnen wie Zinn. Warf man es auf den Boden, so gab es keinen Klang von sich; wollte man es biegen, so brach es nur schwer; brachte man es aber ins Zimmer, so konnte man es brechen, wie kaltes Wachs, und nach Verlauf von 12 Minuten war es wieder völlig geschmolzen. Ich verscharrte einigemal einen Thermometer die ganze Nacht über in den Schnee, und am Morgen fand sich, daß der in Schnee vergrabene um 12° weniger Kälte zeigte, als derjenige, welcher in freier Luft hing. Dieß ist der Grund, weßhalb sich die Thiere beim Nachtlager in den Schnee vergraben; dort ist ihnen wärmer. Was würde aber auch aus der Erde selbst werden, wenn der Schneepelz sie nicht mehr gegen die schreckliche Kälte schützte? Der Bewohner wärmerer Länder wird es nicht glauben, daß der Mensch bei 40° Kälte in freier Luft existiren kann. Solche Unglaubige sollen nur nach Jakutsk sich verpflanzen, wo sie mit den Eingebornen bei solcher Kälte auf die Straße gehen werden, ohne die Nase zu erfrieren. Der Grund ist, weil die große Kälte nicht mit einem Mal eintritt, und der Mensch sich allmählich daran gewöhnen kann. Im Anfang des Winters, als die Kälte noch nicht so heftig war, fühlten wir in der Kehle eine gewisse Bitterkeit, und dann ein Drücken auf der Brust, wie von einem Steine; aber nur, wenn man schnell ging, und endlich verlor sich auch dieß Symptom. Bei 40° Kälte gingen wir absichtlich spazieren, in einem Biberkragen und gewöhnlichen Stiefeln ohne Ueberschuhe. Gesicht, Nase und Ohren waren durch den Biberkragen geschützt; Fuß und Knie litten etwas, und die Augenlieder waren vom Athem beständig zusammengefroren. Wir gingen eine halbe Stunde spazieren und kehrten dann wohlgemuth nach Hause zurück. Die Kälte, wie mir scheint, bringt eine gleiche Wirkung hervor, wie die Hitze; eine starke Kälte verbrennt gleichfalls das Gesicht. Das größte Glück für die Einwohner ist, daß bei großer Kälte kein Wind geht; je kälter es ist, desto ruhiger ist die Luft. Die Bemerkung, daß die Kälte einen starken Einfluß auf die menschliche Stimme habe, und vorzügliche Sänger nur in südlichen Ländern geboren werden, fand sich hier deutlich bestätigt. So sehr wir uns auch bemühten, in Jakutsk ein Sängerchor zusammenzubringen, so kam doch nichts Gutes heraus; unter den Singenden fand sich auch nicht Eine ordentliche Stimme. Im Monat September fangen die Einwohner an, ihre Häuser auf den Winter zuzurichten; sie nehmen die Sommerrahmen heraus, und setzen an deren Stelle die Winterrahmen (Stawenky) hinein. Diese sogenannten Stawenky sind dicke Rahmen, vier und einen halben Zoll breit, worein man ein kleines Fenster

von gewöhnlichem oder sogenanntem russischen oder Marienglas setzt. Im Laufe des Tages bedeckt sich Dieß mit einer dichten Schichte Eis, weßhalb man, wenn Abends die Laden verschlossen werden, die Fensterchen herausnimmt, und ein sorgfältig gehobeltes Brettchen an deren Stelle setzt; die überfrornen Fensterchen werden auf den Ofen gelegt, wo sie bis zum Morgen aufthauen und trocken werden. Dann nimmt man die Brettchen ab und setzt die reinen Fensterchen an deren Stelle wieder ein. In früherer Zeit brauchte man statt des Glases ein reines Stück Eis, was noch jetzt in jakutskischen Jurten, in den Häusern der Armen geschieht. Ein solches Eisfenster läßt freilich nicht viel Licht durch, kostet aber auch nicht viel, und hält sich ohne zu springen oder zu schmelzen, bis zum Frühjahre. Erst dann beginnt es an der innern Seite, wo es eingerahmt ist, zu schmelzen; übrigens reinigt man das Eis jeden Tag von dem angeflogenen Dufte. In den Häusern der Reichen findet sich eine andere Art von Stawenky; hier wie überall setzt man zwei Rahmen ein, der innere aber ist ungemein dick, und hat statt eines zwei Fenster mit einem kleinen Zwischenraum in der Mitte; auf diese Weise gefrieren die Fenster manchmal nicht, und halten die Wärme gut. Aber bei allen diesen Arten das Haus gegen die Kälte zu waffnen, findet man doch überall nur einen einfachen Boden, und es versteht sich von selbst, daß aus den Ritzen ein schrecklicher Wind geht; obgleich man nun in einigen Häusern den Boden mit Filz oder Pferdehäuten belegt, so sind bei allem Dem doch die Füße kalt, und nur der Kopf ist in der Wärme. Die Nägel womit man die Thüren und Fensterbolzen innen im Zimmer befestigt, sind mit einer leichten Eisrinde überzogen, welche den ganzen Winter hindurch bleibt. Die Mauern bersten, und die Gläser springen, aber die Einwohner verstehen die Oefen vortrefflich zu heizen, die Wärme hält sich in den Zimmern bis zum Morgen, und es gibt kein Beispiel, daß sie irgendwo den Ofen zweimal in 24 Stunden geheizt hätten. Nun fragt sich, wie ergeht es einem Reisenden, welcher in den ebenen nördlichen Tundras (so nennt man eine große morastige, mit Sumpf bewachsene Gegend) oder in einem endlosen Walde ohne Weg, wo es weder Herbergen, noch Jakutenjurten gibt, auf einem Rennthiere dahin reitet? Ihn tröstet nicht die Hoffnung, bei der schrecklichen (das russische Wort bedeutet eigentlich „Krachen hervorbringenden") Kälte, sich im warmen Zimmer zu erwärmen. Er schläft unter freiem Himmel, höchstens unter einem ledernen Vorhang bei der wohlthätigen Flamme der brennenden Fichte. Der Mensch gleicht hier einem wilden Thiere; hält er an, um zu übernachten, so gräbt er den Schnee auf bis zur Erde, und macht sich ein Lager, das er mit Zweigen auslegt und mit Geflecht bedeckt, oder er richtet einen Vorhang auf, d. h. ein kleines ledernes Zelt, dessen eine Seite offen bleibt, und vor dieser macht man ein großes Feuer an, wodurch das Zelt ein wenig erwärmt wird. Inzwischen ißt der Reisende, was Gott beschert hat, zieht seine Ueberkleider aus, legt sich ins Lager hinein, bedeckt sich mit Decken und Pelzen, und bringt die ganze Nacht in einem lieblichen Traume zu. Aller Jammer bleibt zurück bis auf den Morgen. Das erlöschende Feuer mag der Reisende zwar im Laufe der Nacht wieder anschüren, aber wie sich erheben von dem Lager und plötzlich in die kalte Luft hinausgestoßen werden? Man zieht sich, so gut es gehen will, unter den Decken an, muß aber doch manchmal der kalten Luft sich aussetzen, ohne noch recht angekleidet zu seyn. Und hier spreche ich nur von den Russen, die mit den größten Vorsichtsmaßregeln gegen die Kälte reisen; der Jakute, der Tunguse bedeckt sich mit seinem kurzen Kleide und setzt sich mit dem bloßen Rücken gegen das Feuer. Dieser wird mit einer Eisrinde bedeckt, wenn das Feuer zu erlöschen beginnt, und doch gibt es kein Beispiel, daß Jemand in einem solchen Nachtlager erfroren wäre. Die Vorstellungen, welche man sich von einem solchen Lager macht, haben etwas Schreckliches für Jeden, der nicht selbst die Erfahrung davon gemacht hat, aber selbst Damen, welche in Kolyma und Udsk waren, versichern, daß man sich an solche Nachtlager bald gewöhnen könne, und daß der Mensch zur Zeit einer solchen Reise gesünder als gewöhnlich sey.

Vermischte Nachrichten.

Beranger, dessen völliges Stillschweigen seit so langer Zeit die Freunde seiner patriotischen Gesänge befremdete, hat in jüngstvergangenen Tagen an einen jungen französischen Dichter, der an ihn einige Verse richtete, folgendes Schreiben erlassen: „Ich danke Ihnen, mein Herr, für die Verse, die Sie an mich zu richten die Güte hatten. Der Ausdruck der edlen Gesinnungen Ihres jugendlichen Alters durfte zum Voraus versichert seyn, daß ich stolz darauf bin, Sie dazu begeistert zu haben. Nur haben Sie nicht bedacht, mein Herr, daß ich, der schon zu altern beginnt, nicht mehr zu den täglichen Kämpfen geeignet bin, wozu mich Ihre junge Muse mit so viel Nachdruck und Patriotismus auffordert. Ach, man altert schnell in Revolutionen! Erwägen Sie, daß ich bei Einnahme der Bastille neun Jahre zählte. Indeß noch immer singe ich, allein ein de profundis an einem Winkel des Herdes, an den mich oft Krankheit fesselt. In sieben oder acht Monaten werde ich meinen letzten Band herausgeben, und wenn nicht der Muse der Chansons, wenigstens dem Publikum Lebewohl sagen, das, Sie mögen sagen, was Sie wollen, an mir und meinen Pont-Neufs genug hat. Ich räume Euch anderm jungen Volke, das reiner und minder entkräftet ist, als ich, das Feld; an Euch ist es, zu singen, zu kämpfen, unser Werk zu vollenden; denn nicht ganz nutzlos waren wir. Wenn mir am Ende meiner Laufbahn ein Lohn süß ist, so ist es der, die wohlwollenden Stimmen der Jugend zu empfangen. Für sie arbeitete ich, und Sie beweisen mir, daß sie nicht undankbar ist. Empfangen Sie meinen Dank, und seyen Sie meiner ausgezeichneten Hochachtung versichert.

Den 19 März 1832.

Beranger."

*

Während wir, heißt es im „Philosophical Magazine", auf der Manchester- und Liverpool-Eisenbahn, mit einer Schnelligkeit von 24 englischen Meilen in einer Stunde, dahin fuhren, bemerkte ich eine von jenen kleinen Hummeln, ich glaube es war eine Apis subinterrupta, die eine Zeit lang mit uns flog, und wie es schien ohne die geringste außerordentliche Anstrengung dem Dampfwagen zur Seite blieb; man könnte sogar sagen, daß unsere kleine Reisegefährtin um Vieles schneller flog als wir, da sie uns nicht in gerader Linie, sondern in jenem Zickzack folgte, wie man es bei Insekten, die von Blume zu Blume fliegen, sehen kann. Auch einzige Fliegen verschiedener Art besuchten uns dann und wann, ohne sich unserer schnellen Fahrt wegen etwas mehr im Fluge anstrengen zu müssen; vielmehr, wenn es ihnen beliebte, flogen sie einige Morgen weit voraus, oder hielten sich schaukelnd auf einem Punkte; obgleich sie manchmal, wenn entweder ihre Kräfte nachließen, oder ihnen unsere Gesellschaft nicht mehr behagte, weit hinter uns zurückgeblieben waren. Bemerken muß ich noch, daß der Wind uns so stark entgegen blies, daß ich oft nur mit Noth meinen Hut auf dem Kopfe behielt. Unter diesen Umständen, bei dem heftigen Gegenwinde und dem Zickzackfluge dieser Insekten schloß ich, daß die lokomotive Kraft derselben in einer Stunde nicht weniger als 30 oder 40 Meilen betragen müsse. Wenn man diese gewaltige Muskelkraft ihres zarten Körperbaues erwägt, wie gering erscheint dagegen Alles, was die Wissenschaft in dieser Art durch mechanische Mittel zu bewerkstelligen vermochte?

*

Vor dem Assisengerichtshof der Seine standen unlängst der Pole Zaba und der Genuese Mirandoli, die einer Verschwörung gegen die Sicherheit des Staats angeklagt worden waren, weil sie von dem Prinzen Louis Bonaparte und der Herzogin von Saint Leu bedeutende Geldsummen erhalten hatten, hinter denen die Polizei eine andere Bestimmung suchte als sie wirklich hatten, nämlich unter die hülfsbedürftigen Polen vertheilt zu werden. Die Anklage war so schwach gestellt und die Untersuchung legte die Schuldlosigkeit der Angeklagten so deutlich an Tag, daß ihre Advokaten darauf verzichteten, das Wort zu nehmen. Die Geschwornen sprachen auch ohne Verzug ihr Nichtschuldig aus. Bei dem Zeugenverhöre fiel die Aussage eines Herrn Belmontet auf, der bemerkte, daß der Prinz Louis Bonaparte ihm gesagt habe: „Die Bonaparte's zetteln keine Verschwörungen an; man muß Dieß den Bourbonen überlassen."

*

Im Jahre 1831 wurden in England, Parlamentspapieren zufolge, 6,586,687 Gallonen ausländische Weine eingeführt, und davon 1,535,486 Pf. St. Eingangszoll erhoben. Unter den eingeführten Weinen bemerkt man 60,568 Gallonen Rheinwein. Die größte Quantität bestand aus portugiesischen (2,762,985 Gallonen) und spanischen (2,161,743 G.) Weinen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 146. 25 Mai 1832.

Melton Mowbray und Die englische Fuchsjagd. *)

A fox-hunt to a foreigner is strange
'Tis also subject to the double danger,
Of tumbling first, and having in exchange
Some pleasant jesting at the awkward stranger.

Byron. Don Juan XIV. 27.

In mehreren alten englischen Jagdbüchern, wie in dem Mayster of the Game — dem „Waidwerk-Meister" — findet man lebensvolle Schilderungen der alten englischen Jagd, die in vielen Beziehungen ohne Zweifel in einer edlern und männlichern Art getrieben wurde, als das Waidwerk heutzutage. Der Wolf, **) der Bär, der Eber waren die beliebtesten jagdbaren Thiere der damaligen „Venery" oder hohen Jagd, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Manneskraft und Muth in beständigem Kampfe mit solchem Wild eine gute Vorschule hatte für jene heißen Tage, wo der englische Arm auf so manchem Schlachtfelde den Preis errang. Nicht minder werden der Hirsch, das Hind, der Rehbock und der Hase als die Lust des Waidmannes genannt, und eben so die Wildkatze oder der Marder, die heutzutage als ausgestorben betrachtet werden können; doch der Fuchs findet sich nirgends unter den jagdbaren Thieren des englisch-normännischen Jägers aufgezeichnet. Dieses heutzutage so hoch geschätzten Thieres geschieht zum erstenmal öffentlich Erwähnung unter Richard II, wo dieser unglückliche König durch eine Urkunde dem Abt von Peterborough die Erlaubniß verleiht, „den Fuchs zu jagen." Vor hundert fünfzig Jahren noch stand der Fuchs im Waidwerk tief unter dem Hirsch, dem Reh und selbst dem Hasen; bis dahin wurde er größtentheils in Schlingen und Fallen, die man vor seinem Bau aufstellte, gefangen. Wenn man ihn jagte, so geschah Dieß zwischen Felsenklüften oder in Waldbergen, die für das Pferd unzugänglich waren, mit Einem Wort, solche Jagden glichen so ziemlich derjenigen, welcher der Dichter in seinem Guy Mannering den Dandie Dienmont beiwohnen läßt.

Es ist nicht mit Gewißheit anzugeben, wann in England die erste Meute Hunde zur Fuchsjagd angewendet wurde. Man findet diese Jagd in ihrem Keime bei dem Dichter Chaucer, wo er schildert, wie die Landleute mit Prügeln hinter Meister Reinecke her sind, sobald er sich blicken läßt. Wahrscheinlich hielten sich später einige benachbarte Pächter einen oder zwei Windhunde in Gemeinschaft und kamen am bestimmten Tage zusammen, um dem gefährlichen Feind ihrer Hühnerhöfe seine Räubereien einzutränken. Allmählich fingen einzelne Landedelleute oder Yeomen, die eine solche Ausgabe bestreiten konnten, ein Paar Kuppeln starker Jagdhunde zu halten an, und jagten gemeinschaftlich. Man nannte dergleichen Hunde Trencher-hounds — „Tischhunde" — um damit anzudeuten, daß sie frei im Hause umherliefen, und nicht im Hundestall eingeschlossen wurden. Es würde schwer halten, zu bestimmen, von welcher Race diese Hunde waren, doch glaubt man, daß sie am meisten Aehnlichkeit mit den großen, drakenhaarigen Spürhunden haben, die man in den Gebirgslanden von Wales trifft, und die an einem Tage, wo sie gute Witterung haben, auf jede Art von Wild gebraucht werden können. Jedenfalls aber muß es lange hergegangen seyn, bis man die Fuchsjagd zu einem so ausgebildeten Systeme, wie sie heutzutage getrieben wird, verfeinert hat.

Vorzüglich ist es die Stunde, zu der sich die Jagdpartie vereinigt, worin die gegenwärtige Fuchsjagd von der der früheren Zeiten verschieden ist. Vormals ließ man die Meute los, sobald man „einen Zaun von einem Gatter unterscheiden konnte," oder mit andern Worten, sobald es hell genug war, um dicht hinter den Hunden her zu gallopiren. Der Hase wurde dann durch den Spürhund im Lager, oder der Fuchs in seinem Bau aufgestöbert. So altväterisch und langweilig Dieß heutigen Jägern vorkommen mag, so fanden die Waidmänner der damaligen Zeit doch großes Vergnügen daran. Was in der Waidmannssprache a tender-nosed hound

*) Die Fuchsjagd ist ein dem englischen Adel so eigenthümliches Vergnügen, und die Art und Weise, wie sie getrieben wird, außer England noch so wenig bekannt, daß wir hier mit Vergnügen eine Schilderung dieses seltsamen und kostspieligen Waidwerkes aus dem „Quaterly Review." unter den nöthigen Abkürzungen, entlehnen. Es ist bekannt, daß Lord Chesterfield, als er von einer Fuchsjagd zurückkehrte, seine Jagdgenossen fragte: „Ob denn ein Mensch je zum zweitenmale auf eine solche Jagd gehe?" Diese Frage wird auch Mancher von uns stellen, wenn er die Gefahren einer so wenig ersprießlichen Jagd vernimmt, und von den Kosten hört, die damit verbunden sind. A. d. R.

**) Aus einer Menge Urkunden läßt sich ersehen, daß auf den Wolf in England bis ins vierzehnte Jahrhundert noch gejagt wurde, und in Schottland war dieß Raubthier im fünfzehnten so häufig, daß jeder Baron durch Gesetz verbunden war, jährlich viermal Wolfsjagden anzustellen. A. d. B.

— „ein Hund mit feiner Witterung“ — genannt wird, konnte bei solcher Gelegenheit zu unbeschreiblicher Lust seines Herrn die ganze Feinheit seiner Nase entwickeln; das Vergnügen des Tages aber wurde für die Jagdgesellschaft (the Field) in dem Maße gesteigert, als man aus den Bewegungen des Spürhundes auf den Erfolg der Jagd schließen konnte. Je hitzigee die Hunde die Fährte anfielen, desto mehr gewann man die Gewißheit, das Wild zu finden; die Meute gab mehr und mehr Laut, und wurde der Hase oder Fuchs aufgestöbert, so stürzten die Hunde insgesammt hinter ihm her. Heutzutage bedient man sich der Leit- und Spürhunde gar nicht mehr; wenn die jetzigen Hunde eine Fährte anfallen, so geschieht es meist nur zufällig. Indeß sind mit der gegenwärtigen Art zu jagen, mancherlei Vortheile verbunden: die Jäger brauchen nicht wie im vorigen Jahrhundert viele Meilen weit in finsterer Nacht zu reiten, um in früher Tagesstunde an Ort und Stelle zu seyn; das Wild, wenn es aufgetrieben ist, kann besser der großen Schnelligkeit der neuern Hunde Trotz bieten, da es Zeit hatte, die in der Nacht zuvor genommene Aesung zu verdauen; auch begegnet es den Jägern nicht mehr, viele Meilen in's Land hinein reiten zu müssen, ohne auch nur die Fährte eines Wildes zu finden, was man freilich auch der ungemeinen Vermehrung der Hasen und Füchse dankt, weßhalb man auch nicht mehr mit Leithunden zu jagen braucht.

Der Jäger unsrer Zeit läßt sich in einem bequemen, mit vier Pferden bespannten Wagen, in aller Behaglichkeit nach dem Sammelplatz der Jagdgesellschaft schaukeln, oder durchfliegt auf einem Renner, der seine hundert Guineen gekostet, in einer Stunde zwanzig Meilen. Um wie viel beschwerlicher hatten Dieß die alten Waidmänner; nicht nur, daß sie nach Verhältniß der Weges länge ihre nächtliche Ruhe bedeutend zu verkürzen, und bei Sternenlicht aufzubrechen genöthigt waren, mußten sie auch wohl noch eine gute Stunde verwenden, um ihr Haar mit Puder und Pomade, so viel das Zeug halten wollte, zu überkleistern und es von ihrem Kammerdiener in einen Knoten oder eine Keule (club), wie man es nannte, zusammenbinden zu lassen. Der schützende „Mud boot“ (Mooestiefel), das leicht trabende Reitpferd, ein zweiter Rennee zum Wechseln auf der Ebene waeen für ihn ein unbekannter Luxus; seine wohlbeschmutzten bockledernen Hosen, seine Stiefel mit braunen Kappen wüeden einem modeenen „Connaisseur“ auf einer Jagdpartie in Leicesteeshiee übel stehen. Dessenungeachtet fühlen wir uns sehr versucht zu glauben, daß unter einer gegebenen Anzahl von Gentlemen aus beiden Epochen die meisten wahren und gründlich gebildeten Jäger der alten Zeit angehören würden.

Eine noch größere Veränderung ist mit den Jagdpferden vorgegangen. Das halbzüchtige (half-bred) Pferd in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts blieb, wenn es einmal gut zugeritten war, ein vortreffliches Reitpferd und hatte als Jagdpferd in mancher Beziehung mehe Vorzüge als im Allgemeinen die Pferde dieser Art in gegenwärtiger Zeit. In seiner größten Vollkommenheit war es ein schmuckes und kraftvolles Thier, das eine erstaunliche Ausdauer besaß, stolz und kühn aussah, einen ziemlich langen Hals und einen leichtgebogenen Nacken hatte, und denselben mit dem schöngestellten Kopfe stets hoch und frisch trug. Mit diesen natürlichen Vorzügen ausgestattet, und auf der Reitbahn mit der größten Sorgfalt zugeritten, war es im Stande mehrere Stunden gleichmäßig in jedem Paß, den man wollte, auszuhalten, setzte so gut und sichee über den letzten wie über den ersten Zaun oder Graben und kostete häufig die damals beträchtliche Summe von hundert Guineen. Alle diese Eigenschaften würden jedoch nicht bei einem Pferde genügen, das den modernen Waidmann heutzutage dicht hinter den Hunden her, über eine der wildreichsten englischen Ebenen trägt. Seine Kraft würde bei dem übermäßig schnellen Laufe, in den es gebracht werden muß, in weniger als zehn Minuten erschöpft seyn; sein schöner Bau, sein feiner Kopf, seine Gewandtheit im Setzen würden ihm hiebei wenig helfen. Ein halbblütiges Pferd würde, auf der Fährte der Windhunde geritten, ermatten und dem Reiter gefährlich werden, bevor es noch über ein halb Dutzend Gehäge in Leicestershire gesetzt wäre.

Die Schnelligkeit der Hunde und der ihnen folgenden Pferde mußte natürlich in gleichem Verhältniß zunehmen. Zwar sind nicht alle Jagdpferde von Leicestershire reine Racepferde (thorough-bred); aber doch was man „Cock tail“ (Hahnen- oder Stutzschweife) nennt. Die halbblütigen Pferde unserer Zeit sind von denen vor hundert Jahren himmelweit verschieden. Damals wuede ein Pferd, das von einem Bluthengste oder auch nur halbem Bluthengste und einem gewöhnlichen Zugpferde heestammte, gut genug für ein Jagdpferd gehalten, das der Schnelligkeit der Hunde, wie man sie damals hielt, vollkommen gewachsen war. Es gab damals noch nicht so viele Pferde von intermediäeer Varietät, wie sie in neuester Zeit als Wagenpferde gesucht sind.

Stuten von dieser Vaeietät mit edelblütigen Hengsten gemischt, und das Produkt derselben mit einem Pfeede von ungemischtem Geblüte zugelassen, gibt das Thier, welches man heutzutage unter dem Namen halbblütiges englisches Jagdpferd und Cock-tail versteht. Manche dieser Pferde sind ihrem Bau und Schritt nach den Racepfeeden so ähnlich, daß man kaum den Flecken ihres Stammbaumes wahrnimmt. Lange Zeit bestand ein Vorurtheil gegen den Gebrauch der ganzblütigen Pferde für die Jagd, vorzüglich solcher, die zur Rennbahn herangezogen worden sind, und dieses Vorurtheil herrscht in einigen Peovinzen noch bis auf diese Stunde. Als Grund für diese vorgefaßte Meinung gibt man an, daß ihre dünne Haut sie allzusehr Verletzungen an den Schwarzdorngehägen blosstellt, daß sie auf dem Moorgrunde ihre Schnelligkeit einbüßen, und von Jugend auf an die Hand der Jockeys gewöhnt, sich zu sehr auf die Stange legen, und daher unangenehm zu reiten sind. Allerdings mögen auch Pferde, die lange Zeit auf der Rennbahn gebraucht worden sind, keine guten Jagdpferde mehr abgeben, aber jung und in der Fülle ihrer Kraft dazu verwendet, sind sie Pferden von niedrigerer Race stets überlegen. Weit entfernt, nicht gut über Gräben und Hecken setzen zu können, besitzen sie bei ihren starken Muskeln und Knochen, diese einem Jagdpferde unerläßliche Eigenschaft in hohem Grade.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Zweiter Artikel.

In dem vorausgegangenen Artikel wurde gezeigt, daß der Saint-Simonismus sich des Wortes der Religion nicht nur unbefugter Weise angemaßt, sondern eine gänzliche Verkehrung aller Religion und alles religiösen Sinnes unter den Menschen bezweckt, und den abscheulichsten Menschengötzendienst an die Stelle gesetzt habe. In dem vorliegenden Artikel soll seine sogenannte neue

M o r a l

in Betrachtung gezogen werden, woraus man ersehen wird, daß diese Moral ein würdiges Seitenstück der sogenannten saint-simonistischen Religion bildet, daß Alles, was der sittliche Geist und die Vernunft der Menschheit bisher mit dem Namen des Bösen und Unsittlichen bezeichnete, in ein locker zusammenhängendes System gebracht, und dieses System alles Unmoralischen der Welt unter dem Namen Moral angeboten und vorgetragen wurde. Die Ursache der Aufstellung dieser verkehrten Moral ist dieselbe, die auch jene Irreligion hervorbrachte, nämlich der gänzliche Mangel an klaren philosophischen Ideen über diese höchsten Angelegenheiten der Menschheit, blinde Verachtung der Philosophie, weil man sie theils nicht kannte, theils nicht verstand, wovon der Beweis überall am Tage liegt. Mit dem Worte „Offenbarung," die der père suprème für sich in Anspruch nahm, schlug er alle philosophischen Untersuchungen nieder, und hatte nun auch nichts Eiligeres zu thun, als das alte Papstthum auch hierin zu kopiren, und die Philosophie mit dem Banne für die „neue Kirche" zu belegen. Der Trieb zu philosophischen Forschungen, der sich bei einigen Mitgliedern noch hin und wieder gezeigt hatte, wurde unterdrückt, und als der „abgelebten Vergangenheit" angehörend, bezeichnet. Dieser Haß und diese Verfolgung gegen alle Philosophie hatte sich freilich schon vor der Trennung kundgegeben. Schon im Juni 1831 schrieb *) Enfantin an die Chefs der Kirche von Lyon, wie er mit großem Befremden vernommen habe, daß man auf den Unterrichtsplan auch Philosophie und Metaphysik gesetzt habe, daß man sich mit neueren französischen Philosophen, Cousin u. s. w., oder gar ein wenig mit „deutscher Philosophie" abgeben wolle. Es zeige dieser Plan, wie wenig sie in dieser Hinsicht ihre alten verkehrten Gewohnheiten abgelegt hätten, wie wenig sie mit Einem Worte: Saint-Simonisten seyen. Der Erste, der Zeit habe, solle daher sogleich nach Paris kommen, und sich eines Bessern belehren lassen. Dieser Haß und diese Verachtung hat immer fortwährend zugenommen seit der Zeit, als sich der eine Chef (oder Papst, wie er sich selbst nennt) Enfantin durch die Trennung des andern (Bazard), der ihm immer zu gelehrt und zu philosophisch war, freier gefühlt und seinen Ansichten ganz zügellosen Lauf lassen konnte. Die Früchte davon konnten denn auch für die moralischen Ideen nicht ausbleiben. Gleich im Anfange begegnet uns die gröbste Unwissenheit selbst hinsichtlich der Fragen, die in der Moral erhoben und gelöst werden müssen, die tieferen Fragen über das Gute und Böse in der Welt, und in den menschlichen Handlungen, über Freiheit, Willensbestimmung, über die sittlichen Beweggründe zu den Handlungen, über das Gute als Pflicht des Menschen. Diese so lebenswichtigen Fragen sind nirgends behandelt worden. Man muß die Ansichten darüber aus den einzelnen zerstreuten Andeutungen zusammensetzen, oder vielmehr man muß den Inbegriff der verkehrten, unmoralischen Ideen entwickeln, um ihre negativen Behauptungen über jene sittlichen Fragen zu erhalten. Wir gehen jetzt zu dieser Entwicklung über. — Der grundverderblichste Irrthum, der sich durch alle weiteren Lehren als verpestendes Gift hindurchzieht, ist die Annahme, daß es kein Böses in der Welt gebe, daß Alles in der Welt gut sey, wodurch es denn geschah, daß man sich nicht bloß begnügte, alle niedrigen, unsittlichen Triebe und Leidenschaften, die die Gegenwart darbietet, in die neu bezweckte Gesellschaft aufzunehmen, sondern daß auch alle unsittlichen Verhältnisse, die die Welt nur vor mehreren tausend Jahren und einzeln sah, wieder von Neuem hervorgerufen und geheiligt, oder wie man es nannte, rehabilitirt (rehabiliter) wurden. Etwas Neues konnten sie nicht erfinden, dazu fehlte es an innerer Kraft; sie wollten nur die verschiedenen Einzelnheiten in der Vergangenheit kombiniren. Nun aber fiel gerade das, was wir für das wahre Gute in der Vergangenheit halten, in die von ihnen sogenannten kritischen Epochen. *) Diese kritischen Epochen werden nun aber von ihnen, als Ausnahmen und bloße krampfhafte Uebergänge nicht beachtet; die sogenannten organischen Epochen (worein die alte Priesterzeit und das Mittelalter mit seinem Papstthume fällt) sind für sie allein die Zeiten, woraus man den Normalzustand der Menschheit abnehmen könne, und die man geschickt kombiniren müsse.

*) Der Brief ist gedruckt, und gilt bei den Anhängern Enfantins als ein Meisterwerk.

*) In dem Alterthume fängt nach ihnen diese kritische Epoche mit dem philosophischen Zeitalter Griechenlands an, und geht bis zur Erscheinung des Christenthums; in der neuern Geschichte fängt sie mit dem 15 Jahrhundert, der Entstehung der Reformation, des freieren Anbau's der Philosophie an, und geht bis auf unsere Zeit; also gerade zwei Zeitalter, wo die Menschheit sich von früheren Satzungen freimacht, und einen freieren Aufschwung in Denken und Leben nimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fruchtbarkeit der alten und neuen Welt.

Ein Artikel über Amerika von Maclaren, in dem Edinburgh Journal of natural and geografical sciences, enthält eine Vergleichung zwischen der Fruchtbarkeit der alten und neuen Welt, und hierüber so viele neue und scharfsinnige Ansichten, daß wir davon hier eine Uebersetzung in gedrängter Kürze geben zu müssen glauben.

Der neue Kontinent, so paradox Dieß klingen mag, enthält, obgleich um die Hälfte kleiner als die alte Welt, doch weit mehr als eine gleiche Quantität fruchtbaren Bodens und eine noch größere Produktionskraft. Amerika verdankt diesen Vorzug seiner verhältnißmäßig geringen Breite, wodurch fast sein ganzes Binnenland unter dem Einflusse der befruchtenden Ausdünstungen des Meeres bleibt. Auf dem alten Kontinente sind wegen seiner großen Ausdehnung von Osten nach Westen die Centralländer der nöthigen Feuchtigkeit beraubt und fast durchgehends Wüsten, und ein Landgürtel längs den Meeresufern des südlichen und westlichen Orients begreift fast Alles, was dort zur Ernährung des Menschen beiträgt. Wenn man vom Golfe von Kotsch am Indus bis zum nordöstlichen Theile des gelben Meeres eine Linie zieht, so trennt man von dem übrigen Asien Indien und China, das birmanische Reich, Anam und die südlichen Thäler Tübets, und dieser Raum, der ungefähr 5.500.000 Quadratmeilen umfaßt, enthält, wenn man die Bodenfläche und Fruchtbarkeit zugleich ins Auge faßt, fünf Sechstheile der Produktivkraft Asiens, obgleich dieses 17.000.000 Quadratmeilen umfaßt. Arabien, Persien, Centraltübet, das westliche Indien, das freie China und die unabhängige Tatarei sind, mit Ausnahme einiges fruchtbaren Bodens, der nicht den zwanzigsten Theil ihres Umfangs beträgt, wenig mehr als Wüsten. Sibirien oder das nördliche Asien ist etwas besser, wenn man seine natürliche Trockenheit und

kalte Temperatur mit in Rechnung bringt. Anatolien, Armenien, Penschab (oder das Land der fünf Flüsse, in Lahur und Multan, östlich von Afganistan) und ein schmaler Strich längs den westlichen Küsten des stillen Ozeans, nördlich bis zur sechzigsten Parallele, bilden nach Indien und China die einzigen des Anbaues fähigen Landstriche. Europa, das eigentlich nur die westlichste Spitze der alten Welt bildet, ist gegen Süden durchaus produktiv; aber gegen Norden hört seine Fruchtbarkeit an der sechzigsten oder zweiundsechzigsten Parallele auf. Afrika hat nur einen Streif von nutzbarem Boden um drei Viertheile seiner Seeküsten, mit einigen vereinzelten Theilen guten Landes im Innern, wozu auch die Oasen gehören. Von den 31,000,000 Quadratmeilen, die diese drei Kontinente oder Theile der alten Welt umfassen, gehört kaum ein Drittheil zu produktivem Boden, und auch dieser Drittheil ist noch dürftig genug.

Wenn man den fruchtbaren Boden Amerika's bemessen will, muß man davon ausschließen: 1) den ganzen nördlichen Landstrich über 55° hinaus, der 2,600,000 Quadratmeilen begreift; 2) einen Ländergürtel dürren Landes von ungefähr 500 Meilen in der Breite und 1000 Meilen in der Länge, d. h. die 500,000 Quadratmeilen, auf der östlichen Seite der Felsen-Gebirge (Rocky-Mountains); 3) einen andern Landgürtel dürren Bodens von gleicher Ausdehnung auf der östlichen Seite der Andes, zwischen 24 und 40° südlicher Breite; 4) die wüste Küste von Peru, ein Strich von ungefähr 100,000 Quadratmeilen; 5) eine Strecke gleichfalls von ungefähr 100,000 Quadratmeilen für das dürre Land von Kalifornien und Sonora (mexikanischer Staat, nordöstlich vom Golf von Kalifornien), und 6) einen Strich von 500,000 Quadratmeilen für die Gipfel der Andes und die Südspitze von Patagonien; alle diese Landstriche zusammengenommen geben 3,900,000 Quadratmeilen unfruchtbaren Boden, und diese von den 13,900,000 Quadratmeilen, aus denen der amerikanische Kontinent besteht, abgezogen, lassen einen Flächeninhalt von 10,000,000 Quadratmeilen nutzbares Land in der neuen Welt.

Wenn man das Verhältniß der Fruchtbarkeit des Bodens mit der Breite des Ortes zusammenhält, so findet man, daß die Produktivkraft von zwei Faktoren abhängt: von Wärme und Feuchtigkeit; und beide nehmen in dem Maße zu, als man sich dem Aequator nähert. Die heißen Gegenden der Erdkugel erzeugen nicht nur in weit größerer Fülle jene Gewächse, die sie mit den gemäßigten Zonen gemeinschaftlich haben, sondern sie haben auch eigenthümliche Pflanzen, die auf einer und derselben Bodenfläche einen bedeutenden Theil nährender Stoffe geben. So ist der Mais, der 40 bis 50fältig in Frankreich, und im Durchschnitte 150fältig in Amerika trägt; und Herr von Humboldt hat berechnet, daß ein Morgen Landes, der mit Korn besäet kaum zwei Menschen nährt, fünfzig ernähren kann, wenn man ihn mit Bananen bepflanzt. Aus diesem Umstande, so wie aus mehreren andern, läßt sich der Schluß ziehen, daß die produktive oder vielmehr Nahrungsstoff erzeugende Kraft des Bodens ziemlich genau durch die Berechnung der Verhältnisse von Wärme und Feuchtigkeit (erstere nach der hundertgradigen Scala genommen) dargestellt werden kann. Allerdings bestehen in den verschiedenen Jahrszeiten zufällige und veränderliche Ursachen in der Vertheilung der Wärme; aber da wir hier nicht mit ausschließlicher Genauigkeit zu Werke gehen wollen, so kann man ohne allzu viele Bedenklichkeit die nachstehende Progression annehmen:

Breiten.	Jährliche Regen in Zollen.	Wärme im jährlichen Durchschnitte.	Bodenerzeugniß.	Verhältnißzahl.
60°	16	7	112	4
45°	29	14	406	15
0	96	28	2688	100

So würde also, angenommen, daß die Eigenschaft des Nahrungsstoffes ganz unbeachtet bliebe, der gleiche Flächenraum, der unter 60° Breite vier Individuen nährt, unter dem 45° fünfzehn und am Aequator hundert nähren. Hiebei muß jedoch wieder in Anschlag gebracht werden, daß es nicht immer der vorzüglichere Nahrungsstoff ist, den die Erde hervorbringt. Ein anderer sehr wichtiger Umstand ist, daß die Arbeit, welche den Boden fruchtbar macht, mit der physischen Kraft des Menschen, die Arbeit auszuhalten, unter heißen Himmelsstrichen bedeutend abnimmt. Unter der heißen Zone wird es in Niederungen dem Menschen kaum möglich seyn, des Tags länger als fünf Stunden unter freiem Himmel zu arbeiten; also nur die Hälfte der gewöhnlichen Arbeitszeit in England. Nach diesen Voraussetzungen und um alle übertriebenen Annahmen zu vermeiden, nehmen wir die Fähigkeit des Bodens, seine Bewohner zu nähren, in gleichem Verhältnisse zu der dritten Potenz des Cosinus (oder Halbmesser des Kreises) für die Breite an, was in runden Zahlen folgendes Resultat gibt:

Breite	0°	15°	30°	45°	60°
Produktivkraft	100	90	65	35	12½

(Schluß folgt.)

Die Parteien in Indien.

Unter den Hindu's von Calcutta haben sich in der neuesten Zeit mehrere Parteien gebildet, von denen durch Zahl und Reichthum die orthodoxe den andern überlegen ist. Dieselbe hat mehrere öffentliche Blätter, wie den „Chundrika,“ den „Prubhakar,“ den „Rutnakur“ zu ihren Organen; jedoch noch keine englische Zeitung. Indeß soll sich ein Christ erboten haben, die Vertheidigung des indischen Götzendienstes in einem englischen Journale, das er herausgeben will, zu übernehmen; wenigstens droht der „Enquirer,“ eine englische Zeitung, dem Abtrünnigen, der durch Vertheidigung der Hindu-Abgötterei dazu beitragen wolle, Unwissenheit und Aberglauben unter der indischen Bevölkerung zu erhalten, mit dem strengsten Urtheile der öffentlichen Meinung. — Das Oberhaupt einer andern Partei ist Rammohun Roy; allein weder seine Freunde, noch seine Feinde wissen mit Bestimmtheit anzugeben, worin die Meinungen und Ansichten dieses gelehrten Braminen eigentlich bestehen; leichter könnte man vielleicht sagen, worin sie nicht bestehen. Rammohun, so viel weiß man, legt sowohl die Vedas, als den Koran und die Bibel seinen Ansichten zum Grunde; indem er aus allen dreien Das, was er seiner Ansicht nach für das Beste hält, auswählt, und Alles, was er für apokryphisch ansieht, verwirft. Man sah ihn schon oft den Andachtsübungen der Christen, wie der hinduschen Unitarier beiwohnen; deßgleichen hörte man ihn von Andern als Braminen begrüßen, und darauf mit dem braminischen Segensspruche erwidern. Rammohun führte stets die Lebensweise eines Hindu, und trank nur bei kaltem Wetter ein wenig Wein. Seine Anhänger sind nicht so enthaltsam als ihr Meister, und überlassen sich jedem Uebermaß von Speisen und Getränken, die in den Schastras verboten sind; während sie den Braminen Gaben und Opfer bringen, geben sie sich den Anschein, als bezweifelten sie die hindu'schen Glaubenssatzungen. Der „Enquirer“ legt dieser Partei den nicht unpassenden Namen „Halbliberale“ bei. Ihr Organ ist in englischer Sprache der „Reformer,“ und der „Bungu Dut“ und „Kaumudi“ in bengalischer. — Die dritte Partei endlich zählt die wenigsten, aber tüchtigsten und talentvollsten Männer als Anhänger; sie besteht vorzüglich aus jungen Leuten von Stand, die in dem Hindu-Kollegium erzogen worden sind, und aus allen Kräften daran arbeiten, die Bürde des Aberglaubens und der Unwissenheit, die so lange auf ihren Landsleuten lastete, abzuschütteln. Der „Enquirer,“ so wie der „Babu Madhub Chunder Mullick“ vertritt ihre Ansichten, die, von welcher Art sie auch immer seyn mögen, doch aufrichtig gemeint sind, und nie dazu gebracht werden können, eine vermittelnde Ausgleichung zwischen Gut und Schlecht anzunehmen. Obgleich der Gefahren sich bewußt, denen sie sich aussetzen, so wie des Hasses, mit dem sie sich verfolgt sehen, tragen sie doch nie ein Bedenken, ihre Meinung laut und unumwunden vor Freund und Feind zu bekennen. Klein zwar an Zahl, sind sie stark durch Feuereifer, Jugendmuth und Geistesbildung. Bei allem Diesen gilt ihre Begeisterung durchaus nicht dem Christenthume; jede religiöse Meinung bleibt ihnen in den Hintergrund gestellt, und ihr ganzes Streben geht nur darauf aus, in ihren Landsleuten moralisches Gefühl und die Ueberzeugung, wie nothwendig die Ausübung der Tugenden ist, dadurch zu erwecken, daß sie ihnen den Nutzen derselben in menschlichen Vergesellschaftungen darzuthun suchen. So glauben sie am besten den Vorwurf religiöser Proselytenmacherei von sich fern zu halten, und in dem bürgerlichen Zustande der Hindu's eine heilsame Reform bewirken zu können.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 147. 26 Mai 1832.

Melton Mowbray
und
Die englische Fuchsjagd.
(Fortsetzung.)

Wer zwei verschiedene Pferdearten, jede in ihrer möglichsten Vollkommenheit, sehen will, muß nach Newmarket und Melton Mowbray gehen; dort wird er das Rennpferd, hier das Jagdpferd finden. Man darf kühnlich behaupten, daß nirgends in der Welt so viel Sorgfalt auf Pflege und Erziehung des letztern verwendet wird, als in dieser berühmten Hauptstadt der Fuchsjägerei. Melton Mowbray hat gewöhnlich zwei bis dreihundert Jagdpferde, die unter Obhut der erfahrensten Grooms, die Altengland's Boden trägt, gestellt sind. Im Durchschnitte hält sich jeder dort eingebürgerte Fuchsjäger zehn dergleichen Pferde, obgleich einige deren vierzehn bis zwanzig haben. Im Stalle des Earls von Plymouth fand man lange eine noch größere Zahl. Es wird vielleicht seltsam erscheinen, daß ein einziger Jäger für seinen persönlichen Gebrauch so vieler Pferde benöthigt ist, auch ist Dieß nicht überall im Lande üblich. Allein in Leicestershire hat gewöhnlich jeder Waidmann wenigstens zwei Pferde für einen und denselben Tag auf der Jagd, was außer andern Gründen schon darum rathsam ist, weil die Gesundheit der Pferde vorzüglich durch allzugroße Anstrengung und Erschöpfung zu Grunde gerichtet wird. Wenn man außerdem erwägt, daß jeden Tag in der Woche Hunde von Melton oder Leicester u. s. w. geholt werden müssen; daß im Durchschnitte von sechs Pferden eines gelähmt oder sonst zum Dienste untauglich ist, und daß jedes Pferd nach mäßiger Jagd immer fünf, und nach einem scharfen Parforceritt sieben bis acht Tage Ruhe haben muß, so wird man sich nicht wundern, daß zehn oder zwölf Jagdpferde für einen Waidmann von Leicestershire nöthig erachtet werden.

Stallungen und andere für Jagdpferde erforderliche Anstalten finden sich zu Melton und in der Nachbarschaft im größten Style, und die meisten Marställe bleiben dort das ganze Jahr über, obgleich wegen der verhältnißmäßig geringen Bodenfläche urbaren Landes und wegen des großen Bedarfs von Pferdefutter, Heu und Haber dort theurer sind, als irgend anderswo in England. Ein Stall von zwölf Pferden kostet in Melton jährlich, Alles in Allem, nicht unter 1000 Pf. St.; ein Jagdpferd wenigstens 200 Guineen.

Vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren war Melton Mowbray ein noch unbedeutender, kleiner Ort. Es liegt sehr anmuthig in einem reichen Thale, das der Fluß Stoure durchströmt; das Auge eines Künstlers freilich würde dort außer der schönen Kirche wenig Malerisches gefunden haben. Seitdem hat sich jedoch mit ihm große Veränderung begeben, indem der kleine Ort, zur Bequemlichkeit der während der Jagdzeit sich dort aufhaltenden Waidmänner, durch eine große Anzahl wohlbestellter Gebäude verschönert worden ist. Man kann annehmen, daß die Jagdliebhaber dort jährlich einen Aufwand von nicht weniger als 50,000 Pf. St. machen. Melton liegt an einer der großen nördlichen Heerstraßen, achtzehn englische Meilen von Nottingham und fünfzehn von Leicester. — Letzteres ist gleichfalls ein Lieblingsaufenthalt der Fuchsjager geworden, da es mehreren Landsitzen und Jagdrevieren, namentlich den beliebten Gehägen des Lord Lonsdale (besser bekannt unter dem Namen Lord Anson) nahe gelegen ist.

Zu Melton Mowbray besteht ein Jagdklub, von dem das „Sporting Magazine“ folgende Nachricht gibt.

„Einer besondern Erwähnung verdient zu Melton Mowbray der dort bestehende „alte Klub,“ der vor ungefähr achtunddreißig Jahren gestiftet wurde, und seine Entstehung folgenden Umständen verdankt. Jene berühmten Waidmänner, der verstorbene Lord Forrester und Lord Delamere (damals noch die Herren Forrester und Cholmondeley) hatten einige Jahre lang ihren Aufenthalt zu Loughborough genommen, um von dort aus mit Herrn Meynell Jagdpartien machen zu können. Von dort zogen sie nach Melton, wo sie ein Haus mietheten; hier schloß sich ihnen auch der nun verstorbene Herr Smith-Owen an. Da dieses Haus, gegenwärtig unter dem Namen Old-Club-House bekannt, nur vier Schlafgemächer enthielt, so blieb die Anzahl der Mitglieder dieses Klubs auch nur auf vier beschränkt. Gegenwärtig bilden die Herrn Maher, Moore, Sir James Musgrave und Lord Forrester diesen Klub. Der alte Meltonklub behauptet in Allem eine gewisse Würde. Man findet in seinem Kreise nicht nur einige Männer vom höchsten Range, sondern die Mitglieder leben auch in einem Verhältniß innigster Freundschaft, wobei sie ihre Vorfahren in einem ehrenvollen Andenken zu erhalten streben. Man bedient sich noch bis auf diese Stunde desselben Tafelgeschirres, das bei Gründung der Gesellschaft angekauft wurde; denn obgleich die Küche dort mit Allem bestellt ist, was England dem Gaumen Treffliches bieten kann, und die

leckersten Weine das Herz der edlen Waidmannschaft erlaben; so wird doch außerdem kein besonderer Luxus zur Schau gestellt. Ein kleiner Kupferstich von dem verstorbenen Samuel Chiffney wurde von Lord Sackville, der eben so sehr auf der Wildbahn als im Pferderennen berühmt ist, an die Wand des Speisesaales aufgehängt, und obgleich das Zimmer mehrmals neu tapezirt und ausgebessert wurde, so sieht man doch noch dasselbe Bild, in demselben Rahmen und an demselben Nagel an seiner Stelle hangen."

Der uneingeweihte Leser würde wohl erstaunen, bei Aufzählung aller Personen, die durch Rang und Reichthum ausgezeichnet, jedes Jahr einige Monate aller Pracht und Annehmlichkeit ihrer Lustschlösser und Landhäuser entsagen, um ein kleines Haus in einem Dorfe oder Städtchen in der Grafschaft von Leicestershire zu beziehen, die noch dazu unter allen Gegenden Englands dem Geschmacke von Jedem, der nicht mit Waidmanns-Augen sieht, am mindesten zusagen möchte. Ein Fremder aber, selbst wenn er Waidmann ist, kann diese Gegend nicht besuchen, ohne über den Aufwand zu staunen, der in Allem, was die Fuchsjägerei angeht, mit fast verschwenderischer Hand gemacht wird. Die Hundezwinger und Stallungen von Quordon-Hall, dem berühmten Wohnsitz des „großen Herrn Meynell" sind vor allen andern sehenswerth. Die Zwinger für die Hunde sind vielleicht die weitläufigsten in ganz England. Unter den Ställen bemerkt man einen, in welchem achtundzwanzig Pferde stehen, deren Stände so angebracht sind, daß man von der Mitte des Gebäudes aus jedes Pferd einzeln sehen kann. Man findet hier auch eine gedeckte Reitbahn, um bei ungünstiger Witterung mit den Pferden die nöthigen Uebungen vornehmen zu kö[n]n.

Es befinden sich zu Quorn, wie man Quordon-Hall kurzweg nennt, gewöhnlich vierzig Jagdpferde und sechzig bis hundert Koppel Windhunde. Herr Osbaldeston hat, so oft er dem Jagdvergnügen auf dem Lande nachzieht, einen noch zahlreicheren Hundestall, da er die Gewohnheit hat, jeden Tag in der Woche, so oft es das Wetter erlaubt, zu jagen; und nach Weihnachten, wo die Tage länger werden, führt er oft zwei Meuten an einem und demselben Tage mit sich zu Felde, was früher unerhört war. Dieser Gentleman ist übrigens in seiner Leidenschaft für die Jagd unersättlich, und wenn man die Strapazen erwägt, denen er sich unausgesetzt sechsmal in der Woche, hinter seinen Hunden her in einer Gegend wie Leicestershire, unterzieht, so wird sein herkulisches Unternehmen, auf der Haide von Newmarket vierundfünfzig Meilen in acht Stunden zu Pferde zurückzulegen, und noch dazu bei Wind und ungünstigem Wetter, um so weniger Wunder nehmen. *)

Vier Meuten Hunde theilen sich in die wegen ihrer Jagdg[r]ünde berühmte Grafschaft Leicester, die des Herzogs von Rutland, des Earl von Lonsdale, des Herrn Atherstone (vormals des Grafen von Litchfield, dann des Sir John Gerard und gegenwärtig des Herrn Applewaite, **) endlich die sogenannte Meute von Quorn, die jetzt Sir Harry Goodricke gehört, der zu Thrussinton, halbwegs zwischen Melton und Leicester, an einem Orte der mehr in der Mitte des Reviers liegt, als Quorn, einen neuen Hundezwinger erbauen ließ. Die Grafschaft Leicester ist jedoch nicht groß genug für alle diese Meuten; und auch ein Theil von Rutlandshire, Lincolnshire, Nottinghamshire und Warwickshire gehören zu ihrem Jagdgebiete. Der Leser muß nämlich wissen, daß der Theil einer Grafschaft, in welchem eine Meute gewöhnlich jagt, in der waidmännischen Kunstsprache ihr „County" — Strich, wie wir es nennen würden — heißt, und unter allen Counties in der Welt nimmt Quorn den ersten Rang ein. Dieser Vorrang gebührt ihm wegen der eigenthümlichen Beschaffenheit seines Bodens, der zu dieser Art von Jagd ungemein geeignet ist, wegen des im Verhältnisse zum gepflügten Felde überaus ausgedehnten Haidelandes, und wegen des weiten Umfangs der eingehägten Strecken, die oft aus sechzig bis hundert Morgen bestehen. Auch der Mangel an großen Gehölzen in diesem Theile von Leicestershire gibt diesem Reviere in den Augen der Fuchsjäger einen großen Vorzug, während große Strecken mit Haidekraut und Stachelginst überwachsen sind, die den Eigenthümern jährlich ein beträchtliches Pachtgeld abwerfen, nicht selten nahe an 1000 Pf. St. Die Subskription für den Unterhalt der Meute von Quorn betrug jährlich schon von zwei bis viertausend Guineen; Sir Harry Goodricke, der gegenwärtige Besitzer von Quordon-Hall, bestreitet die Kosten davon ganz allein.

(Fortsetzung folgt.)

*) Von diesem merkwürdigen Ritte ist in diesen Blättern S. 8 und 9 dieses Jahrgangs Erwähnung geschehen. Anm. d. R.

**) Wahrscheinlich der Verfasser des vorliegenden Artikels. Anm. d. R.

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise geschah es natürlich, daß alle Verkehrtheiten, die die Vergangenheit nur zu verschiedenen Zeiten einzeln aufgewiesen hat, im Saint-Simonismus komplet gegeben wurden. Der Saint-Simonismus hat aber hierfür noch einen andern Scheingrund angeführt, worin sich besonders seine philosophische Flachheit abgespiegelt. Er sagt nämlich: da Alles in Gott ist, so ist Alles göttlich, folglich gibt es kein Uebel und Böses in der Welt, und wenn etwas uns als solches erscheint, so ist Dieß nur einem beschränkten Standpunkte zuzumessen. Man kann sich des Mitleids nicht erwehren, wenn man Menschen einen solchen Schluß in sorgenloser Selbstzufriedenheit und in der Ueberzeugung, etwas recht Tiefes gesagt zu haben, vorbringen hört. So hätte denn (um nur das Allergeringste anzuführen) nicht Jedes, wenn auch Alles in Gott ist, seine ihm eigene Natur und seine ihm eigene Stellung im Weltganzen, und hätte nicht ein jedes Wesen sein Leben dieser Natur und dieser Stellung gemäß zu führen? Würde Dieß aber geschehen, wenn es beides irrig auffaßte? Entstände dadurch nicht eine Verkehrtheit und ein Uebel, wenn ein Mensch thierisch lebte, oder wenn ein Mann handeln wollte wie ein Kind, oder wenn man die Gegenwart bereden will, wieder Vergangenheit zu werden? Aber noch mehr, wenn der Mensch frei ist, wie er es denn wirklich ist, und die wahre Philosophie es zeigt, so kann er sich auch frei und allein nach dem Guten bestimmen, oder seinen Willen auf das Verkehrte, das Schlechte lenken, er kann sittlich oder unsitt-

lich handeln. Diese hohe Eigenschaft aber des Menschen, das Gute thun zu können, in ganzer sittlicher Selbstbestimmung, rein und allein, weil es das Gute, weil es Pflicht ist, ohne alle einseitigen und selbstsüchtigen Triebfedern, diese Eigenschaft, wo der Mensch in seiner ganzen unbedingten Würde erscheint, die ihn der Gottheit ähnlich macht, konnte von dem Saint-Simonismus nicht begriffen werden. Das Journal vom Haag hatte ihnen schon früher sehr richtig vorgeworfen, daß sie gar keinen Begriff von sittlicher Pflicht hätten. Man antwortete im Globe*) auf eine sehr flache Weise; bald war Pflicht für sie ein Begriff, den die Strenge der christlichen Religion hervorgebracht habe; bald eine Idee, die in den müßigen Köpfen der Philosophen entstanden sey, immer aber eine Sache, von der in einer Religion der Liebe, Pracht und Freude nicht mehr die Rede seyn könne; inskünftige handle ein Jeder nach den Triebfedern, die ihm eigenthümlich seyen, der eine aus Ehrgeiz, der andere aus Ruhmsucht, dieser aus Selbstsucht, jener aus Hingebung, dieser aus Neid, jener aus Liebe, man brauche nur dafür zu sorgen, daß für die äußere Gesellschaft kein Schaden daraus entstehe; hierfür habe der Priester zu sorgen; der Priester vereinige aber Alles in sich; kenne daher alle, und verstehe eines jeden Triebfeder zu würdigen; er habe, wie man sich ausdrückte, den Schlüssel zu allen Charakteren in sich, (la clef de tous les caractères), er sey ein wahrer moralischer Proteus.**) Accommodirung wurde so für den Priester die Haupttugend und die Mustertugend für alle andere. Man hat oftmals gesagt, der Saint-Simonismus sey in der Moral nicht anders als der Jesuitismus, denn auch der Saint-Simonismus bediene sich aller, auch der niedrigsten Leidenschaften und Triebfedern, wenn sie nur den Zweck der Gesellschaft nicht störten. Das Wort Jesuitismus ist aber eigentlich zur wahren Bezeichnung der Sache viel zu enge, es ist der Jesuitismus in der höchsten Potenz, oder wie ein früheres Mitglied der Gesellschaft sich ausdrückte,***) der verallgemeinerte Jesuitismus (jesuitisme universalisé). Hierbei blieb jedoch der Saint-Simonismus noch nicht stehen, es mußte auch noch, wie in der Religion ein irreligiöser, so in der Moral ein unmoralischer Menschengötzendienst an die Stelle der wahren leitenden moralischen Ideen gesetzt werden. Der Priester sollte es nämlich seyn, der nicht durch Ideen, sondern durch seine Person die Gesellschaft leiten und bestimmen sollte. Um Dieß zu bewirken, sollte er aber nicht bloß mit dem Geiste und auf den Geist wirken, das habe bloß der christliche Priester gethan, sondern da der Saint-Simonismus auch die Materie, das Fleisch ((la matière, la chaire) rehabilitire, so habe der saint-simonistische Priester auch mit seinem Körper (sa chaire), auf den Körper und die Sinne, (sur la chaire et les sens) der Gläubigen zu wirken, er habe also nicht mehr bloß Ueberzeugung anzuwenden, sondern auch seine körperliche Schönheit, Schmuck, Glanz, Pracht, und deßhalb auch seine Geschmeidigkeit (souplesse) und seine Anziehung (attraction), was man gewöhnlich Verführung (corruption, séduction) nenne, nicht zu verschmähen; für das geschlechtliche Verhältniß sind aus diesen abscheulichen Lehren die ekelhaftesten Folgerungen gezogen worden, was wir nachher wenigstens berühren müssen. In der Moral war nun aber wieder an die Stelle der unendlichen moralischen Idee, die die Handlungen der Menschen leitet, ein endlicher Popanz in Priestergestalt gesetzt. Der Mensch sollte nicht mehr der moralischen Idee unterthan, sondern ein Unterthan des Priesters seyn, der ihn gewissermaßen nach chemischen Gesetzen der Anziehung und Abstoßung wie einen willenlosen Stoff behandelte, wie einen Thon, den der Töpfer nach seiner Laune formt. Alles Heilige in der menschlichen Brust muß sich bei solchen Lehren empören; entsetzlichere Lehren hat die Menschheit gewiß, so lange sie besteht, in solcher Vollständigkeit noch nicht beisammengesehen, daß aber, wenn solche Lehren vollkommen ausgeführet worden wären, von einer Menschheit nicht mehr die Rede seyn könnte, ist offenbar; es würde eine vollständige Verthierung mit ihr vorgegangen seyn, zu der der übrig bleibende Verstand nur die Raffinirung hinzugefügt hätte. — Diese Moral sollte sich nun aber besonders in den geschlechtlichen Verhältnissen zeigen, und wenn daher im Saint-Simonismus von einer neuen Moral die Rede ist, so sind immer nur diese Verhältnisse gemeint.

(Schluß folgt.)

Northcote und der jetzige König von England.*)

Ein gewisser Herzog aus königlichem Geblüt stand an der Spitze derjenigen, die „Meister Betty" — dem jungen Roscius — zu der Zeit den Hof machten, wo es, infolge der Modewuth, unter der ganzen Beaumonde als ein neidenswerthes Glück angesehen wurde, Zutritt — wenn auch nur in „Thron-Entfernung" — bei dem knabenhaften Bühnen-Riesen zu erhalten. Unter Andern, denen das hohe Vorrecht zu Theil wurde, jenes Schooßkind der Dame Fortuna malen zu dürfen, war auch Northcote.

Der hohe Herzog, den wir hier meinen, pflegte Meister Betty in seinem eigenen Wagen nach Argyll-Place **) mitzunehmen; in welchem Falle dann gewöhnlich drei bis vier Damen und Herrn von Stande den Prinzen dahin begleiteten oder mit ihm in des Künstlers Atteller zusammentrafen.

Northcote, den dergleichen vornehme glänzende Gesellschaft keineswegs in einen ehrfurchtsvollen Schrecken versetzte, verfocht seine Ansichten über die einzelnen Gesprächsgegenstände mit unnachgiebiger Beharrlichkeit — ein Benehmen, das ihm Aller Achtung erwarb, wenn ihn schon das Eine einen Cyniker nannte, das Andere einen überspannten Kopf, dieses einen Sonderling, jenes einen Freidenker, während ihn der kräftigfühlende Prinz selbst aber, mit seemännischer Sprechweise, zu einem verdammt ehrlichen, unabhängigen, kleinen alten Kerl kreirte.

Eines Tages indessen, als der Herzog mit Lady ......, dem jungen Roscius und dem Maler allein geblieben war, und ihm wohl die Geduld über dem Ermüdenden einer ungewöhnlich langen Sitzung nachgerade ausgehen mochte, kam er auf den Einfall, sich die müßigen Minuten mit Spötteleien über die Persönlichkeit des königlichen Akademikers zu vertreiben. Northcote war zu keiner Zeit seines Lebens ein Modenarr. Wilb=

---

*) Globe vom 12 März.

**) Ein bewunderungswürdiges Gemälde von diesem Proteus kann man im Globe vom 19 März lesen.

***) Jules Lechvalier in seiner Schrift: Au Saints-Simoniens, lettre sur la division. . . .

*) Die vorstehende Anekdote ist dem Annual Biography and Obituary (London 1832) einer Sammlung von Biographien ausgezeichneter Männer und Frauen Großbritanniens enthoben, die im Jahre 1831 starben. Dieser Todtenalmanach enthält namentlich viele anziehende, zum Theil aus Originalmittheilungen geschöpfte Notizen über die Schriftsteller Heinrich Mackenzie (Verfasser des „Man of feeling"), Thomas Hope (Verfasser des „Anastasius"), Wilhelm Roscoe, den Schauspieldirektor Elliston, die Schauspielerin Siddons u. s. w. A. d. U.

**) Wo Northcote wohnte.

fang, Geck oder süßer Herr; schon in seiner Jugend mit dem Anzug bald fertig, und in seinen späteren Jahren eben auch nicht ein Stutzer zu nennen. Der schlottrichte lange Rock, in welchem er gewöhnlich malte, war fast überall gestückelt und geflickt und wohl ein halbes Jahrhundert alt; sein weißes Haar stand nur noch spärlich an den Schläfen vor, und sein Vorderhaupt war ganz kahl. Der königliche Besucher, der, während er malte, hinter ihm stand, zog ihm zuerst oder zupfte vielmehr den Rockkragen sachte in die Höhe, worüber denn Northcote sich umdrehte und sein Mißvergnügen durch ein Stirnrunzeln zu erkennen gab; dadurch indessen nicht abgeschreckt, tippte jetzt der Prinz mit dem Finger auf des Professors graue Locken und fragte: „Sie verwenden nicht viel Zeit auf ihre Toilette, wie ich sehe — wie viel denn wohl?"

Im Augenblick versetzte Northcote: „Ich leide es nicht, Sir, daß sich irgend Jemand persönliche Freiheiten gegen mich herausnimmt; — Sie sind der Erste, dem so etwas einfiel; und ich bitte Ew. königliche Hoheit, nicht vergessen zu wollen, daß ich in meinem Hause bin." Nach diesen Worten fuhr er wieder in seiner Arbeit fort.

Was auch der Prinz denken oder fühlen mochte — er behielt es bei sich; er schwieg einige Minuten lang, während Northcote mit der Lady ein Gespräch anknüpfte, öffnete dann sachte die Thüre des Attelier, zog sie hinter sich zu und ging weg.

Northcote rührte sich nicht von der Stelle, sondern fuhr mit Malen fort. Der Wagen des Herzogs war zufällig erst auf fünf Uhr bestellt; und jetzt war es noch nicht vier Uhr. Sogleich kehrte der Prinz wieder um, machte die Thüre wieder auf und sagte: „Herr Northcote! es regnet; wollten Sie mir wohl einen Regenschirm leihen?" Northcote schellte mit der größten Gemüthsruhe und befahl der hereinkommenden Dienerin, „den Regenschirm ihrer Frau herzubringen, da dieser der beste im Hause und recht hübsch sey." Der Herzog wartete inzwischen geduldig in dem äußern Zimmer, von welchem die Thüre in das Attelier noch offen stand, auf den Schirm und ging dann, als er ihn bekommen hatte, von der Magd begleitet die Treppe hinunter; sie machte die auf die Straße führende Thüre auf, der Prinz dankte ihr, spannte den Schirm auf und ging fort.

„Se. königliche Hoheit sind gewiß nicht fort; — lassen Sie mich doch einmal nachfragen ......" sagte die Lady. „Se. königliche Hoheit sind bestimmt fort," versetzte Northcote; „ich will mich indessen, Ihnen zu Gefallen erkundigen." Er klingelte wieder und die Dienerin bestätigte seine Behauptung.

„Lieber Northcote," bemerkte jetzt die Lady, „ich fürchte, Sie haben Se. königliche Hoheit höchlich beleidigt." — „Gnädige Frau," antwortete der Maler, „der beleidigte Theil bin ich." Die Lady erwiderte nichts darauf, sondern äußerte bloß den Wunsch, daß ihr Wagen da seyn möchte. Als der Wagen kam, begleitete er sie höflich in die Vorhalle hinunter; er bückte sich, sie verneigte sich, stieg ein und fuhr mit dem jungen Roscius weg.

Den Tag darauf Mittags, als sich Northcote gerade allein in seinem Attelier befand, ließ sich ein leises Pochen hören, die Thüre ging auf und herein trat — der Herzog.

„Ich komme, Herr Northcote" hob er an, „Ihrer Schwester Regenschirm zurückzubringen, welchen mir zu leihen sie gestern so gefällig war." Der Maler bückte sich, nahm den Schirm und stellte ihn in eine Ecke.

„Ich brachte ihn selbst, Herr Northcote, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, Ihnen zu sagen, daß ich mir gestern, recht unüberlegt, eine sehr unziemliche Freiheit gegen Sie herausgenommen habe, und daß Sie sich dadurch mit vollem Recht beleidigt fanden. Ich bin recht böse auf mich und hoffe, Sie werden mir vergeben und nicht weiter daran denken." — —

„Nun, und was sagten Sie darauf?" fragte der Freund, dem Northcote den Vorfall zuerst erzählte. „Sagen!? Du lieber Gott! Was hätte ich da sagen sollen? Ei! nichts! Ich bückte mich eben bloß, aber er sah wohl, was in mir vorging. In dem Augenblick hätte ich mein Leben für ihn lassen mögen! — solch' ein Prinz ist werth, König zu werden!" Und der ehrwürdige Künstler erlebte noch die hohe Freude, ihn als König zu sehen. —

Vermischte Nachrichten.

Fürst Talleyrand, sagt das englische Hof-Journal, führt eine für sein hohes Alter ziemlich ungewöhnliche Lebensweise. Er nimmt täglich nur Eine Mahlzeit zu sich, sein Mittagmahl, bei dem er ein Nößel guten Wein und drei oder vier Becher Eiswasser trinkt. Nach der Mittagstafel begibt er sich gewöhnlich in seinen Klub, wo er häufig bis drei Uhr Morgens Karten spielt. Zwischen eilf und zwölf Uhr steht er auf; um ein Uhr beginnt er die Aufwartungen anzunehmen. Ungeachtet seiner schon so bedeutend vorgerückten Lebensjahre erfreut der Fürst sich dennoch einer vollkommenen Gesundheit, und seine geistigen Fähigkeiten sind noch so lebenskräftig, als vor vierzig Jahren. Als Diplomat arbeitet er noch so thätig, als ob er die Last der Jahre gar nicht fühlte. Sein Vermögen ist sehr groß, und seine jährlichen Einkünfte sollen sich auf 50 000 Pf. St. belaufen. Dieß Vermögen wird die Tochter der Herzogin von Dino, Pauline, erben. Dieses kleine Mädchen ist der Liebling des Fürsten, und wird, wie es scheint, einst durch Schönheit ausgezeichnet seyn. Fürst Talleyrand ist sehr gastfrei, und hält eine herrliche Tafel. Sein Haus ist der Versammlungsort aller Franzosen von Geist und Charakter. Sein Gefolge ist sehr zahlreich; er hat mehrere Sekretäre, die aus den verschiedenen Bureaux, in denen sie sich durch Eifer und Fleiß auszeichneten, gewählt sind. Bei den meisten Gesandtschaften sind die Sekretäre Günstlinge des Hofes oder der Minister, und werden ohne Rücksicht auf Talent gewählt; allein Fürst Talleyrand suchte sich seine Leute selbst aus, daher auch seine Gesandtschaft, von ihm an abwärts, die thätigste von allen andern ist, die sich in London befinden. Man wollte unlängst wissen, daß der Fürst im Begriffe sey, seine Memoiren herauszugeben; allein Dieß kann auf das Bestimmteste widersprochen werden. Allerdings hat der Fürst seine Memoiren zum Drucke fertig; allein erst nach seinem Tode werden sie herausgegeben werden; da er nicht den entferntesten Gedanken hat, etwas davon während seiner Lebenszeit noch der Oeffentlichkeit übergeben zu lassen.

Eine indische Zeitung empfiehlt als wirksames Mittel gegen den Biß giftiger Schlangen oder toller Thiere die Anwendung von Kochsalz. Ein Doktor Kennedy, in Tirhut, berichtet hierüber: „Ich heilte verflossenen Monat zwei Männer, die von der Cobra, der eine in den Arm, der andere in den Schenkel gebissen waren, wobei ich mich keines andern Mittels bediente, als einer sehr starken Salzauflösung, mit der ich die verletzten Theile einrieb. Es hatten sich bereits die Tod verkündenden Symptome eingestellt, verloren sich aber auf starke Reibungen wieder. Es darf mit der Anwendung der Salzauflösung vorzüglich bei Schlangen, deren Gift schnell tödtlich ist, keinen Augenblick gezögert werden. Je stärker diese Auflösung ist, desto besser; das Reiben an dem verwundeten Theile darf nicht ausgesetzt werden, bis der Blutumlauf wieder hergestellt ist. Bei dem Bisse wüthender Hunde rieb ich gleichfalls mit Erfolg die Wunde einige Stunden mit Salzauflösung ein, und legte dann eine dicke Schichte Salz in einem leinenen Umschlage darüber, den ich vier und zwanzig Stunden lang durch einen mit Salzwasser getränkten Schwamm naß erhielt. Nach dieser Zeit wurde der Salzumschlag erneuert, und damit wenigstens zwei Tage fortgefahren."

[Auf dem Jahrmarkte zu Broadclist ist unter dem englischen Landvolke der dortigen Gegend noch ein alter Brauch üblich, der sich wahrscheinlich aus der Gerichtsübung der alten Sachsen herschreibt. Ein Mann, der den Richter spielt, verurtheilt den Einen oder den Andern wegen wirklicher oder nur zum Scherze ersonnener Fehltritte zu einer Strafe, die der Schuldige in Ale abzutragen hat. Im Fall er Dieß verweigert, wird er rittlings auf einen Pfahl gesetzt, und von den Beiständen des Richters auf den Schultern umhergetragen. Es mag dabei nicht immer am gelindesten verfahren werden; denn ein Mann, dem unlängst diese Strafe angethan wurde, erkrankte in der Nacht darauf und starb. Bei einer Untersuchung der Todtenbeschauer wurde gegen den Richter und seine Beiständer auf eine Anklage wegen Menschentödtung angetragen. — Der Dorfrichter (Townreege bei den Sachsen genannt), die Strafe in Ale, das Stangenreiten (stang riding), wie man es nennt, weisen unverkennbar auf die Sachsenzeit zurück.]

Zu Madras fand eine Versammlung einiger Eingebornen statt, die den Beschluß faßten, ein Theater von Hindu's zu errichten, und ihrer Gesellschaft den Namen: „Hindu-Theater-Association" beizulegen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 148. 27 Mai 1832.

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Die Schilderung von einer der oben erwähnten „Feldversammlungen" (Camp-Meetings) der Methodisten gibt die Verfasserin in Folgendem:

„Die Aussicht eine Nacht in einem Urwald von Indiana zubringen zu müssen, war keineswegs einladend; allein ich setzte meinem Muth beide Sporn in die Seiten und machte mich in dem festen Entschluß auf den Weg, mit eigenen Augen zu sehen, worin ein sogenanntes „Camp-meeting" bestehe. Ich hatte mir sagen lassen, einem solchen Gottesdienst beigewohnt zu haben, sey eben so viel, als sich eine Staffel mehr in den Himmel zu bauen, oder vielmehr die himmlische Herrlichkeit schon vor sich aufgethan zu sehen; dagegen mußte ich von andern hören, einem Camp-meeting beizuwohnen sey eben so viel, als an der Höllenpforte zu seyn, und einen Blick in die Qualen der Verdammten zu werfen. Jedenfalls mußte also Etwas daran seyn, was höchst sehenswerth war, und für die Mühseligkeit einer langen beschwerlichen Fahrt und einer schlaflosen Nacht entschädigen konnte.

Wir erreichten eine Stunde vor Mitternacht die bezeichnete Stelle, die bei unserer Annäherung einen sehr malerischen Anblick bot. Der zur gottesdienstlichen Versammlung auserlesene Ort war der Saum eines von Menschenhand noch unangetasteten Urwaldes, von dem nichts weiter als ein Raum von einigen Morgen Landes, bloß zu dem angegebenen Zwecke, gelichtet war. Rund um denselben waren dicht neben einander Zelte von verschiedener Größe aufgeschlagen; und außerhalb derselben befand sich eine Wagenburg von Fuhrwerken jeder Art, an denen die abgespannten Pferde angebunden waren. Hinter diesem zweifachen Bollwerk sahen wir eine Menge großer Feuer brennen, und eine noch größere Menge von Lichtern flackerten aus den Zweigen der umherstehenden Bäume. Ober uns strahlte der Mond in seinem vollen Glanze. Wir ließen unsern Wagen in der Obhut unsres Fuhrmannes zurück, der in demselben einstweilen ein Bett für mich und meine Begleiterin herrichtete, und begaben uns in das Innere des Kreises. Auf den ersten Blick in die zwischen den Bäumen vertheilten Lichter und das durcheinander wogende Gedränge der Menschen, glaubte ich mich nach Vauxhall versetzt, ein zweiter Blick bot mir ein Schauspiel, dessen gleichen mir noch nie vorgekommen. Vier hohe Gerüste waren an den vier Ecken des Platzes errichtet, und dieselben mit einer Schichte Erde und Rasen bedeckt, auf denen ungeheure Feuer von Fichtenholz prasselten. Auf einer Seite befand sich eine roh zusammengezimmerte Bühne für die Prediger, von denen fünfzehn in dieser Feldversammlung zugegen waren, und mit kurzer Unterbrechung für nöthige Erholung und Privatandacht, unaufhörlich nach der Reihe herum, Tag und Nacht Vorträge hielten, von Dienstag bis Sonnabend.

„Als wir in den Kreis der Versammlung traten, waren die Prediger gerade verstummt; aber fast aus jedem Zelte vernahmen wir gemischte Stimmen von Gebeten, Predigten, Gesängen und Wehklagen. Die Vorhänge an den Eingängen der Zelte waren überall herabgelassen und das dämmernde Licht, das durch die weiße Leinwand schimmerte, und auf dem dunklen Hintergrunde des Waldes noch klarer sich hervorhob, machte eine schöne und mystische Wirkung, und wären die Stimmen, die wir rings um uns vernahmen, minder mißlautend, rauh und unnatürlich gewesen; so hätte die Einbildungskraft von einem mächtigen Zauber ergriffen werden können. Allein ein Blick in eines der Zelte enttäuschte uns bald und zeigte uns eine Wirklichkeit, die ich eben so wenig mißdeuten konnte als ich sie je vergessen werde. Eine Menge Leute bewegten sich auf dem Platze umher, die gleich uns nur Zuschauer zu seyn schienen; einige derselben hoben ohne Umstände den Vorhang eines Zeltes auf, aus dem besonders wildes Geschrei ertönte, so daß wir den ganzen innern Raum überblicken konnten. Der Boden war mit Stroh belegt, das an den Wänden des Zeltes in großen Büscheln lag, die wahrscheinlich als Sitze gedient hatten; in diesem Augenblick aber stützten sich darauf Köpfe und Arme der dicht zusammengedrängten Männer und Weiber, die in dem Zelte auf ihren Knien lagen. In dieser Stellung erblickten wir gegen dreißig Personen, von denen ungefähr zwölf Männer waren. Einer von letzteren, ein hübscher junger Mensch von achtzehn oder zwanzig Jahren, lag zunächst am Eingang auf den Knien, indem er mit seinem Arme den Nacken eines Mädchens umschlungen hielt, das neben ihm kniete und dessen Haare aufgelöst auf Brust und Hals herabhingen. Ihre Gesichter waren von der heftigsten Aufregung verzerrt, und beide fielen endlich auf das Stroh nieder, als seyen sie nicht länger im Stande, in ihrer vorigen Stellung die glühende Beredsamkeit einer großen grimmigen Gestalt auszuhalten, die mitten im Zelte aufrecht stand, und mit unglaublicher Heftigkeit eine Rede hielt, die eine Mi-

schung von Gebet und Predigt schien. Die Arme des Redners hingen steif und bewegungslos zu beiden Seiten herab, und so sah er ganz einer schlecht gebauten Maschine gleich, die von einer so gewaltsamen Bewegung durchschüttert wurde, daß sie dadurch in Trümmer zu gehen Gefahr lief. Die im Halbkreise umher knieende Gesellschaft rief ununterbrochen in jeder Stufe der Tonleiter den Namen Jesus an, und verband damit ein Schluchzen und Stöhnen und eine Art leises Geheul, das unaussprechlich jammervoll anzuhören war. Mein Augenmerk wurde aber von dem Prediger und der ihn umgebenden Versammlung durch eine Gestalt abgelenkt, die in einiger Entfernung von den Uebrigen allein kniete und das lebendige Bild von Walter Scotts Macbriar war, eben so jung, wild und furchtbar als dieser. Seine dürren Arme schlugen über dem Kopf zusammen, und die Aermel waren hiedurch so weit zurückgestreift, daß sie bis an den Ellenbogen nackt waren; sein großes Auge leuchtete furchtbar und ohne einen Augenblick Unterlaß schrie er das Wort: „Glorie!“ mit einem Ungestüm der Anstrengung, der jede Ader seines Leibes zersprengen zu wollen schien. Der Anblick war zu entsetzlich und wir wendeten uns mit Schaudern hinweg.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

Wenn wir hier eine kurze Darstellung der Anwendung dieser Moral auf die Verhältnisse der Geschlechter geben, so müssen wir um Verzeihung bitten, wenn unsere Sprache nicht ganz die Zurückhaltung haben sollte, welche solche Beziehungen verdienen; wir werden aber nur obenhin andeuten, da wir nicht die Schamlosigkeit, oder wie die Saint-Simonisten es nennen, die heilige Kühnheit (sainte audace) haben, eine Sprache zu reden, wie sie öffentlich in ihrem Journale, dem Globe, geführt wurde. — Diese neue Geschlechtsmoral machte nun besonders die neue Offenbarung des Père suprème Enfantin aus. Eine Eigenthümlichkeit dieser Offenbarung war es aber, daß Enfantin sie nicht als durchaus richtig und vollständig ausgab; es sey Dieses nämlich bloß die Offenbarung eines Mannes, da hinfür aber der Mann der Frau keine Gesetze mehr auferlege, so müsse auch erst die Offenbarungs-Frau (femme revellatrice) erscheinen und reden, und in dieser Hinsicht wurde in dem Globe ein Aufruf an die Frauen (appel aux femmes) gemacht, auf daß diese Frau sich einstelle. Im Grunde war aber die Meinung Enfantins bloß, die Frau solle kommen und seine Offenbarung bestätigen; denn er sey, wie er sagte, aufs vollkommenste von der Wahrheit seiner Offenbarung überzeugt, und es war deutlich, daß er nur die Frau als die Offenbarungs-Frau anerkannt haben würde, die mit ihm einstimmig gewesen wäre. In der letztern Zeit fand auch unter den Anhängern Enfantins über die Richtigkeit und Vollständigkeit der Offenbarung Enfantins kein Zweifel mehr statt; alle hatten sie angenommen, aber sich doch anheischig gemacht, nicht eher nach ihr zu leben, als bis die gesuchte Frau wirklich gekommen und geredet; dieser Vorsatz fruchtete wenigstens so viel, daß diese empörende Moral bloß noch eine unsinnige Theorie blieb, und nicht auch im Leben zur Anwendung kam. Die Offenbarung Enfantins war nun folgende.*) Er sagte: bis jetzt sey der Geschlechtsumgang nur in der Ehe für rechtmäßig und erlaubt gehalten, und diese Ehe sey wenigstens der Absicht nach für immerwährend, für die Dauer geschlossen worden; Dieß sey aber eine bloße Folge des Christenthums, das Christenthum habe immer nur vom Geiste, von Ewigkeit, von Beständigkeit, von Dauer und Unauflösbarkeit gesprochen, und daher sey es gekommen, daß man auch auf die Ehe diesen Charakter übertragen habe. Der Saint-Simonismus erkenne Dieses aber nur als einseitig an. Nach ihm seyen die Materie, das Fleisch, die Zeit, die Unbeständigkeit, das Vorübergehende, die Auflöslichkeit eben so gut göttliche Eigenschaften, und diese müßten daher auch für das Geschlechtsverhältniß geheiligt werden. Es gebe daher in jedem Geschlechte zwei Arten von Individuen, von denen die Einen beständig und unbeweglich (constants et immobiles), die Anderen unbeständig und beweglich seyen. Die Neigung und die Liebe der ersten sey tief und dauerhaft (profondes et durables), die der andern lebendig und vorübergehend (vives et passagères), die Ehescheidung sey besonders vorhanden, um dem Veränderungstriebe der zweiten Art von Individuen Genüge zu leisten. Diese beiden Klassen seyen aber entgegengesetzt, sie müßten sich daher, wenn sie nicht auf eine andere Weise verbunden würden, zuwider seyen, sich verkennen und zurückstoßen. Dieses Band werde nun durch den Priester und die Priesterin gebildet, die überhaupt immer verbänden, wo sich etwas Entgegengesetztes zeige. Diese Verbindung geschehe nun dadurch, daß der Priester, Mann oder Frau, da er alle Lebensgestalten, alle Charaktere, in seiner Einheit begreife, zu gleicher Zeit beständig und unbeständig sey, beständig in dem Sinne, daß er immer als Gatte mit einem und demselben Individuum verbunden bleibe, unbeständig in dem Sinne, daß er sich nicht bloß auf den Geschlechtsumgang in der Ehe beschränke; dieser Unbeständigkeit überlasse sich der Priester, Mann oder Frau, in der Beichte mit den Beichtkindern. Das Christenthum habe nämlich bloß eine geistige Gemeinschaft zwischen dem Beichtvater und den Beichtkindern angenommen und eingeführt, da nun aber die Materie und das Fleisch vom Saint-Simonismus auf gleiche Stufe mit dem Geist gestellt werde, was vom Christenthum unterlassen worden sey, so müsse auch eine materielle und fleischliche Gemeinschaft unter dem Priester und seinen Beichtkindern eingeführt werden. Auf diese Weise gewinne der Priester die ganze Liebe seiner Untergebenen und könne sie desto besser leiten. Das ganze vom Christenthum eingeführte Gepränge von Jungfräulichkeit, Zurückhaltung, Züchtigkeit, Keuschheit verschwinde; dieses habe doch nur im Leben Lüge, Heuchelei und Unordnung hervorgebracht, an deren Stelle trete nun die Freimüthigkeit, Offenheit, Wahrheit und Ordnung.

*) Ueber das Ganze dieser Lehre sehe man: Réunion générale de la famille. — Enseignemens faits par le père suprême (Enfantin) 1832. — Discussions morales, politiques et religieuses, qui ont amené la séparation (par Bazard), première partie. 1832.

Die Polygamie sey in der Vergangenheit nur deßhalb etwas Gehässiges gewesen, weil sie ein Privilegium für den **Mann** gebildet habe, jetzt aber, wo man der **Frau** dasselbe Privilegium gebe, falle alles Gehässige hinweg. Solche Lehren, für die ein Jeder beim Lesen die gebührende Bezeichnung gefunden haben wird, bildeten die Offenbarung des Père suprême über die neue Moral. Der Globe war das tägliche Organ ihrer Verkündung, und sie wurden darin mit einer Hinwegsetzung über allen Anstand entwickelt, wovon man sich keinen Begriff macht. Die Vergangenheit stellte ihnen besonders **zwei Typen** für die **Beständigkeit** und **Unbeständigkeit** auf. Dieß waren **Othello** und **Don Juan**;*) es waren die lebendigen Symbole dieser zwei Hauptcharaktere, und der Charakter des letztern, Don Juan's, war besonders immer ein Gegenstand besonderer poetischer Schilderung und Ausschmückung; in dieser Wuth aber, für Alles Symbole in der Vergangenheit zu finden, wurde selbst Das, was die christliche Welt noch als das Heiligste betrachtet hat, nicht verschont, um es ihren Lehren als Folie unterzulegen. In der letztern Zeit war man nämlich zu der Lehre fortgeschritten, daß das Kind den Vater nicht mehr zu kennen brauche, sondern bloß noch die Mutter. Das Kind trage daher auch den Namen des Vaters nicht mehr, weil dieser überhaupt nicht auszumitteln sey. Hiefür wurde nun **Maria**, die Mutter Jesu, selbst als Vorbild angeführt. Jesus habe der **Sohn der Maria**, nicht aber der **Sohn Josephs** geheißen.**) Wir wollen nicht weiter in die Darstellung dieser Lehren eingehen; wir haben sie auch nur in so weit berühren können, als es der Anstand einigermaßen erlaubte; eine weitere Kritik wird uns Jeder gern erlassen, aus diesen deutlich genug sprechenden Andeutungen aber unser obiges Urtheil noch mehr gerechtfertiget finden, daß diese Lehren nicht nur eine Umkehrung aller Moral sind, sondern wenn sie je in die Gesellschaft hätten eindringen können, die Menschheit in einen wahrhaft thierischen Zustand geführt haben würden. In einem dritten Artikel haben wir nun die saint-simonistische **Politik** zu betrachten, in der es allerdings einige Seiten gibt, denen man theilweise seinen Beifall nicht versagen kann, obgleich man ihr politisches System als Ganzes unbedingt verwerfen muß. A.

*) Globe vom 1 Febr. 1832.
**) Globe vom 19 März 1832.

Poujoulats Reise von Smyrna nach Ephesus.

(Schreiben Poujoulats an Herrn Michaud, Smyrna 23 Junius 1830.)

Es ist meine Absicht zu beschreiben, was ich auf meiner Reise von Smyrna über Neopolis nach den Ruinen von Ephesus gesehen habe; ich werde von den Dörfern und Menschen erzählen, die ich auf meinem Wege traf; von dem Zustande dieser Gegenden; von Allem, was Aufschlüsse über Sitten und Denkart ihrer Bewohner gibt; aber mich wenig bei den Trümmern der Vorzeit, in der Geschichte des Alterthums verweilen. — Am 26 Junius, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, machte ich mich in Begleitung eines Dragomans des französischen Konsulats, eines Kavaßi oder Janitscharen und eines Führers auf den Weg. Ich führte einen **Teskere** oder Paß bei mir, der von dem Kadi von Smyrna ausgestellt war. Auf meiner ganzen Reise wurde ich nicht um diesen Teskere befragt; der Kavaßi an meiner Seite galt mehr als der beste Paß. Ueber den Berg Pagus, zur Linken die Citadelle von Smyrna lassend, gelangten wir auf die alte Heerstraße, die mit ungeheuern Steinblöcken gepflastert ist. Nach einem Wege von zwei Stunden erblickten wir zu unsrer Rechten ein Dorf, dessen Name das „Dorf der Liebe" bedeutete, und sehr geeignet für dieses anmuthige Dörfchen war, das von Gärten und lachenden Gefilden umgeben ist. Während wir unsern Ritt auf einem steinigen und unebenen Wege fortsetzten, der zu beiden Seiten mit großen Oelbäumen und verfallenen Mauern eingefaßt war, sank die Sonne, indem sie mit ihren letzten Strahlen die Gipfel des von Tibull besungenen Ganesus vergoldete. Die Fichten und Gebüsche dieses Berges warfen schwarze Schatten, die mit dem sterbenden Taglichte zu kämpfen schienen. An einer Cisterne erblickten wir Frauen, die Kleider wuschen, und Türken, die ihre Pferde tränkten; bei unsrer Annäherung hüllten sich die Weiber in ihre Schleier, und Einer von den Muselmännern bot uns in einer hölzernen Schale zu trinken. Es ist eine weise Vorsicht, die an allen Straßen der Türkei, in verschiedenen Zwischenräumen, Brunnen und Cisternen für die Reisenden angelegt hat, in einem Lande, wo der Schatten fast immer selten ist und bei einer versengenden Sonnenhitze reines Quellwasser unschätzbaren Werth hat.

Die Nacht überraschte uns mitten in einer Ebene, die von Agnus Castus und Tamarisken bedeckt, und von Bächen und ausgetrockneten Rinnsälen von Waldströmen durchschnitten war. Wir waren drei Stunden von dem Dorfe Devedi Keui. Mehrere Pfade kreuzten sich vor uns; unser Führer glaubte den kürzern einzuschlagen und führte uns irre; wir mußten durch einen Sumpf, wo unsre Pferde oft bis an den Bauch einsanken. Endlich halfen Feuer, die in der Ferne schimmerten, unserm Führer wieder auf den rechten Weg. Im Schimmer des Mondes, dieses befreundeten Gestirne des Wanderers, setzten wir unsern Weg fort. Ringsum herrschte tiefe Stille, die nur durch den Hufschlag unsrer Pferde, das klagende Geschrei der Eulen, das Zirpen der Grille und den eintönigen Gesang meines Kavaßi unterbrochen wurde. Es war eilf Uhr Nachts, als wir in dem „Dorfe der Kamele" anlangten; wir waren über drei kleine Flüßchen gesetzt, von dem das letzte in muselmännischer Sprache **Turball** genannt wird. Das Kameldorf, das aus sieben oder acht Hütten besteht, dient den Karawanen als Ruheort. Der Wirth des Kaffeehauses war ein freundlicher Grieche mit vollem runden Gesichte. Das Gastzimmer, das uns hier aufnahm, bestand aus vier nackten Wänden ohne irgend eine andere Verzierung; der Fußboden war mit alten Matten bedeckt; eine geräumige Nische diente zur Zubereitung des arabischen Nektars. Um das Haus her sah ich Männer und Weiber zwischen Gepäcken ausgestreckt, Pferde und Maulthiere, die frei weideten, und ich erfuhr, daß es eine Karawane armenischer Kaufleute sey, die von Smyrna nach dem alten Neopolis ging. Einer dieser Kaufleute ersuchte mich, bis dahin meine Reise in Gesellschaft ihrer Karawane fortzusetzen. „Auf der Straße, die wir zurückzulegen haben," sagte er, „treibt sich eine Bande Samier herum, die seit mehreren Monaten schon viel Unheil angerichtet haben; wir führen Handelswaaren mit uns und fürchten in ihre Hände zu fallen. Wenn diese **ungläubigen Hunde** einen Franken unter uns sehen, so wagen sie es vielleicht nicht, uns anzugreifen." Wir kamen überein, bei dem ersten Strahle der Morgenröthe mit einander aufzubrechen, und nach einem leichten, aber ziemlich muntern Abendessen legten wir uns auf den Matten schlafen.

Während Alles in Schlaf versunken war, stand ich auf, unerträglich gepeinigt von tausend Insekten, und ging um unsre Hütte, deren Dach vom Mondlichte versilbert war, spazieren. Rinder und Pferde lagen dort und hier ohne Hüter auf dem Felde, und einige Störche, die Köpfe unter den Flügeln, schliefen unbeweglich auf den Dächern der rohgebauten Hütten. Die Flöte eines Hirten, die sich auf dem nahen Felde hören ließ, vermehrte noch die Anmuth und Melancholie der schönen Nacht. Um zwei Uhr Morgens, noch ehe die Morgenröthe sich zeigte, weckte ich die ganze Karawane, und um drei Uhr waren wir insgesammt auf dem Wege. Eine halbe Stunde außerhalb unsers Nachtlagers setzten wir über einen kleinen Fluß, dessen Namen man mir nicht sagen konnte. Der Tag begann anzubrechen, und wir hörten noch das Geschrei der Eule, das mit Annäherung des Morgens immer schwächer wurde. Es fiel ein starker Thau, der unsre Kleider ganz durchnäßte. Um acht Uhr gelangten wir an ein Kaffeehaus, wo wir ein Frühstück von Milch zu uns nahmen und vier türkische Soldaten trafen, die, mit Jatagans, Pistolen und Flinten bewaffnet, den Auftrag hatten, die Karawanen gegen die samischen Straßenräuber zu schützen. Um neun Uhr machten wir uns wieder unter dem Geleite dieser muselmännischen Gendarmen auf den Weg, der uns durch

so dichte Agnuscastus-Wälder führte, daß wir kaum den Ausgang finden konnten. Unsre Pferde schüttelten im Vorbeigehen die mit Thau belasteten Zweige der Bäume, und wir wurden zum zweiten Male an Einem Tage von diesem Regen der Morgenröthe durch und durch naß. Bald gelangten wir in waldbewachsenes Gebirg, wo sich überall nur jähe Felsen und Abgründe zeigten. Unsre Bedeckung erzählte uns, daß vor unlängst in diesen Bergen die Leichen dreier Menschen gefunden worden seyen, und der Kavaß rieth, uns auf einen Angriff gefaßt zu machen; „Che pavore,“ sagte er wiederholt zu mir in schlechtem Italienisch. Doch ohne irgend einen widrigen Zufall entkamen wir aus diesen wilden Schluchten, und unser Geleite kehrte, nachdem es seinen Bacchis *) erhalten hatte, nach dem Kaffeehause zurück. Auch Tournefort und Chandler erwähnen der steten Räubereien, denen die Reisenden in diesen Gebirgen ausgesetzt sind.

Um Mittag gewahrten wir die Ebenen des Kaystros und die Höhen von Ephesus. Nachdem wir das Gebirge verlassen hatten, nahmen wir unsern Weg zur Linken hin über einen Steinweg, der in der Richtung von Norden gegen Süden durch einen Sumpf führte. Diese Straße war durchaus von Säulenrümpfen, Quadersteinen und zertrümmerten Karniesen und Säulenfüßen erbaut. Wir befanden uns unfern den Ruinen von Ephesus, und ich ritt nun auf einem Wege hin, der aus lauter alterthümlichen Trümmern bestand; konnte der Huf meines Pferdes nicht vielleicht über einige Ueberreste der alten Hauptstadt Joniens, oder wohl gar über ein Getrümmer jenes berühmten Tempels der Diana von Ephesus hinschreiten, von dem jezt keine Spur mehr zu sehen ist? Ich nahm zuerst meinen Weg nach den silenesischen Seen, nördlich vom Kaystros; diese Seen, die mit dem Meere in Verbindung stehen, sind von Schilfrohr überwachsen, und von zahllosen Schaaren von Kranichen und anderm wilden Geflügel bewohnt, das in seinem Fluge oft weißen Wolken gleicht. Der Anblick dieser Legionen von Vögeln rief mir die Verse des Georgikon ins Gedächtniß zurück, die so deutlich die silenesischen Seen schildern:

Dann die mancherlei Vögel des Meers und die des Kaystros
Liebliches Sumpfgewässer, und rings die Wiesen durchschnäppeln;
Siehst Du mit reichlichem Thau sich eifrig besprengen die Schultern,
Bald ihr Haupt darstreckend der Fluth, bald laufend ins Wasser,
Und wie bethört frohlocken im eiteln Spiele des Bades?

(Nach Voß Uebersetzung.)

— — —

Der Schwan, den man dem Vogel des Kaystros zubenamte, hat die Ufer dieses Flusses verlassen, und man kann nicht mehr wie der Dichter sagen:

Kaystros
Hort der Schwäne Gesang in seinen hineollenden Wogen.

Es ist ein Irrthum, wenn Herr von Choiseul die silenesischen Seen in die Mitte des Kaystros versezt, am Fuße jenes Hügels, wo sich das gewöhnlich sogenannte Gefängniß des h. Paulus erhebt. Wir sezten auf einem großen dreieckigen Fahrzeuge, das man mittelst eines hinübergespannten Seiles fortbewegte, über den Kaystros, wobei wir die Ruinen von Ephesus eine Stunde von dort gegen Morgen liegen ließen. Von dieser Ueberfahrt zog ein Muselmann, der mit seinem Sohne in einer benachbarten Hütte wohnte, seinen einzigen Unterhalt. Unser Weg führte uns nun in westlicher Richtung auf schmalen Straßen, die auf einer Seite vom Flusse, auf der andern von den Höhen des Korissus eingeengt waren. Wir sahen die Mündung des Kaystros und die Ueberreste alter Gebäude, die an seinen Ufern standen. Als wir wieder in südlicher Richtung fortzogen, hatten wir vor uns ein Moor, das mit schwarzen Zelten bedeckt war. Man sagte mir, daß diese Zelte einem Kurdenstamme gehörten, der nur vom Fischfange und der Milch seiner Heerden lebe; nackte Männer, Weiber und Kinder, von der Sonne schwarz gebrannt, und von traurigem und wildem Aussehen, ließen sich zwischen den Zelten sehen, mitten unter Rindern und Ziegen und Netzen, die über Röhricht ausgespannt waren. Dieser barbarische Stamm, diese schwarzen Zelte und diese Heerden am Ufer des Meeres boten mir einen so neuen und ungewöhnlichen Anblick, daß ich kein Auge davon verwenden konnte. Aber Keiner von diesen Halbwilden achtete meiner, und, Wer sollte es glauben? diese Menschen waren eben so wenig erstaunt über mein fremdartiges Aussehen und meine europäische Tracht, als die Ziegen, die neben mir weideten.

*) Der Bacchis ist im Orient der Liedlohn. A. d. R.

Von hier aus überstiegen wir Hügel, von denen es außer den schwer zu verfolgenden Pfaden nichts Bemerkenswerthes gab. Von der Mündung des Kaystros bis nach Neopolis rechnet man drei Stunden zum Gehen. Nach Verlauf einer Stunde lag uns diese alte Stadt der Milesier vor Augen, die noch in der gegenwärtigen Sprache ihren alten Namen forterhalten hat. Am Abhange eines Berges und nach dem Ufer des Meeres zu gelegen, bietet Scala Nuova Anfangs mit seinen Gärten und Weinbergen, mit seinen hübschgebauten Häusern, deren Dächer Aehnlichkeit mit unsern südlichen Städten haben, einen angenehmen und großartigen Anblick. Seitwärts aus dem Meere erhoben sich die Berge von Samos, auf denen Jupiter sich niederließ, um die Kämpfe der Griechen und Trojaner zu sehen. Ich will hier nicht der Trümmer einer großen Mauer und eines Aquädukts erwähnen, die ich vor meiner Ankunft zu Neopolis in einem kleinen Thale sah. Die Wasserleitung, die wahrscheinlich das Wasser von Neopolis nach Ephesus führte, ist dergestalt verfallen, daß man fast nichts mehr von ihr erkennt. An diese Stelle setzen die Archäologen das alte Phygela, eine kleine Stadt, deren Namen die Geschichte kaum aufbewahrt haben würde, wenn sie nicht sich eines Tempels der Diana hätte rühmen können, den Agamemnon nach seiner Heimkehr aus dem trojanischen Kriege hier gebaut haben soll. Wir beeilten uns nach Neopolis zu kommen, wohin mir der französische Konsul von Smyrna ein Empfehlungsschreiben an seinen Agenten mitgegeben hatte, von dem ich unschätzbare Mittheilungen über die Umgegend zu erhalten hoffte. Zwar wurde ich herzlich von ihm aufgenommen; allein an den Antworten, die mir der Agent des Konsuls auf meine ersten Fragen gab, konnte ich gleich bemerken, daß er nicht sehr in der Geschichte und den Alterthümern des Landes bewandert sey. Ich sprach mit ihm über Neopolis, Ephesus, den Kaystros, die für den guten Mann spanische Dörfer waren. Indeß besuchte ich in seiner und meines Dragomans und Kavaß Begleitung Scala Nuova. Das Innere der Stadt schien mir traurig; wenig Bewegung und was sonst eine Stadt belebt. Scala Nuova, das in der letzten Zeit noch einigen Handel besaß, entvölkert sich von Tag zu Tag mehr, und sein Hafen steht verödet; kaum erblickt man dort noch einige samische Kaiken, die an den Felsen des Ufers angebunden sind. Dieses einst so wichtige Scala Nuova hat nichts mehr als seine fruchtbaren Abhänge, an denen ein sehr geschätzter Wein wächst; seine Bevölkerung beträgt kaum viertausend Seelen, Türken, Griechen, Juden und Armenier. Viele jüdische und armenische Familien haben Scala Nuova verlassen, seit der Handel sich von dieser Stadt weggewendet. Der französische Agent ist der einzige Europäer, der dort lebt. Ich will hier nicht auf Das zurückkommen, was die Schriftsteller des Alterthums über diese Stadt berichtet haben; die Annalen von Neopolis waren nie glänzend. Nur so viel will ich im Vorbeigehen bemerken, daß Neopolis lange Zeit von den Ephesern abhängig war, bis es zulezt an die Samier gegen Marathesium, eine näher am Kaystros gelegene Stadt, vertauschten.

(Fortsetzung folgt.)

Bevölkerung von Van-Diemensland.

Folgendes ist die Statistik der Niederlassungen von Van-Diemensland im Jahre 1831:

	Männer.	Weiber.	Sträflinge. Männer.	Sträflinge. Weiber.
Hobart-Town	2000	1500	1900	600
New-Norfolk	451	220	400	50
Richmond	1100	600	980	120
Clyde	245	115	560	50
Oatlands	500	150	460	20
Oyster-Bay	100	50	165	5
Campbell-Town	550	270	510	40
Norfolk-Plains	595	255	400	20
Launceston	1400	500	680	150
	6071	4760	5554	1055

Die gesammte Bevölkerung zählt also 17,751 Seelen. Unter den 6071 männlichen Individuen befanden sich 1605, die noch nicht erwachsen waren; unter den 4760 weiblichen 1585 unmündige Mädchen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 149. 28 Mai 1832.

Casimir Perier und seine Familie.

Die französische Revolution begrub bekanntlich unter ihren Trümmern Thron, Adel und Geistlichkeit. Im Anfange des Konsulats, und mehr noch im Verlaufe des Kaiserthums, war man zwar eifrig bemüht, die alten Familiennamen und die alten Sitten des ancien régime wieder hervorzuziehen, um damit dem Hofe des Imperators die legitime Weihe zu geben; allein der Versuch entsprach den Erwartungen nicht, und die erste Gesellschaft unter Napoleon war und blieb, wie später unter den zurückgekehrten Bourbons, nichts weiter als ein schlechter Abdruck und ein bloßer Schatten der auf immer unwiederbringlich zerstörten, altfranzösischen Hof- und Adelszeit. Dagegen war in und mit der Revolution, und ganz besonders während der für Handel, Industrie und Kredit so überaus günstigen Restaurationsepoche, der sogenannte dritte Stand an die Stelle des Adels und der Geistlichkeit getreten, und begütert, reich und allmächtig geworden. Auf diese Weise erklärt sich leicht die politische Bedeutung und der vorherrschende Antheil, den Männer, wie Lafitte, Ternaux, Berard und so viele andere vom Großhändler- und Bankierstande, in der Juliusrevolution gewannen; es ergibt sich daher ferner die Wahl und der Anstrich eines Bürgerkönigs, so wie überhaupt der Charakter der heutigen französischen Regierung, die ihrem Wesen nach nichts weiter als eine Börsen- und Kaufmanns-Regierung ist, daher auch ohne Rücksicht auf das große Interesse der Massen, hauptsächlich und fast ausschließend, die Rente und den Großhandel repräsentirt und begünstigt, und, wie Dieß ihr Charakter mit sich bringt, von den mannichfaltigsten individuellen Finanz- und Spekulationsinteressen bestimmt und durchkreuzt wird. Dabei darf nicht verschwiegen werden, daß der Stand, von dem hier die Rede ist, in Frankreich bei weitem noch nicht auf der Höhe der gründlichen kommerziellen Kenntnisse und Bildung anderer Länder steht, und daß er hier sein Interesse nicht selten gänzlich verkennt, und mit dem blindesten Egoismus zu verfolgen sucht. Doch Dieß würde hier zu weit bei Seite führen, wo wir von Periers Tode Anlaß nehmen, bloß einige kurze, persönliche Notizen über eine Familie niederzulegen, die eine der ersten Stellen unter den jetzigen französischen Banquiers und Fabrikunternehmern einnimmt, und deren Namen, bei der politischen Bedeutung eines ihrer Glieder, sicherlich in der Geschichte von Frankreich fortleben wird. Die Familie Perier ursprünglich aus Montagne im Dauphiné herstammend, woselbst sie noch jetzt zu Grenoble ein bedeutendes Geschäftshaus besitzt, zählt gegenwärtig acht Geschwister; der dritte Bruder Scipion starb zu Paris im April 1821. Von diesen ist der älteste und Chef des grenobler Hauses, Herr Augustin Perier; der Konseilspräsident folgt zunächst im Alter auf diesen; der vierte, Alexander, welcher bei einer Baumwollenspinnerei-Unternehmung sein Vermögen einbüßte, ist jetzt Generaleinnehmer unter fremdem Namen in Auxerre; der fünfte, Camille, hatte vor Zeiten, wie Augustin und jetzt Casimir, gleichfalls Anfälle von Geisteszerrüttung, ein Grund, weßhalb er seine Präfektenstelle unter der Restauration niederlegte; Joseph, der sechste in der Reihe der Brüder, steht gegenwärtig an der Spitze des pariser Handlungshauses, und der jüngste Amedé war unter dem Kaiserthume Staatsrathsauditor und wurde später als Unterpräfekt von Paris nach Oldenburg geschleudert, auf welchem Posten er das Heimweh bekam und wegen seiner dadurch veranlaßten Geschäftsunfähigkeit zurückgerufen wurde. Zur Zeit der Restauration saß er, wegen einer Spielschuld, die er nicht anerkennen wollte, fünf Jahre in St. Pelagie. Außerdem gehören noch zwei Schwestern zur Familie, welche auch beide noch am Leben sind, Madame Savoy Rollin, Wittwe des verstorbenen Herrn Savoy Rollin, Mitglied des gesetzgebenden Körpers unter Napoleon, und Madame Teisser, Gemahlin des jetzigen Deputirten gleiches Namens. Ein Sohn von Augustin Perier hat eine Enkelin von Lafayette zur Frau. Der berühmteste der Familie, Herr Casimir Perier, ist geboren 1777, ging, um sich der Konscription zu entziehen, unter dem Direktorium als Genieoffizier zur Armee nach Italien, kehrte von dort unter dem Konsulate zurück, und wurde später Associé seines Hauses, welches damals die Firma „Perier frères et Flory“ führte, und beim Ankaufe der Nachlassenschaft der herzoglichen Familie von Villeroi, der Angabe nach, einen Gewinn von mehreren Millionen machte. Sein Eintritt in die Deputirtenkammer im Jahre 1818 und sein späteres öffentliches Leben ist bekannt. Nur großer politischer Ehrgeiz konnte ihn in die Arbeit und die Sorgen der Premierministerschaft stürzen, denn er war von jeher träge und zu laufenden Geschäften wenig gemacht. Madame Perier gehört zur Klasse der devoten Frauen.

Das Aeußere des Ministerpräsidenten zeigte dem unbefangenen Beobachter, besonders seit den bekannten Ereignissen von Lyon, das

Bild einer fast an Wildheit gränzenden Heftigkeit und Gemüthsaufregung. Beim Erwachen griff er regelmäßig zuerst nach den Zeitungen. Diese Lektüre, in Verbindung mit den persönlichen Angriffen gegen ihn in der Kammer, nährte und steigerte zugleich mit jedem Tage seinen Unmuth und seine Reizbarkeit. Je verwickelter und ernster in der letzten Zeit die Aufgabe wurde, desto weniger ließ er mit sich sprechen, oder duldete er Widerspruch. Dieß war selbst die Klage seiner Vertrauten und nächsten Untergebenen. Als beim Ausbruche der Cholera sein ehemaliger vertrauter Handlungskommis, Herr Gisquet, jetzt Polizeipräfekt von Paris, ihm in dieser letztern Eigenschaft über die, bei Gelegenheit der gehässigen Vergiftungsgerüchte in der Hauptstadt, entstandenen Unordnungen Bericht erstattete, gerieth er in eine Art Geistesüberspannung, wobei er ausrief: „Mon Dieu, nous touchons donc au terrible journée du 2 ou 3 Septembre!“ In diesem Zustande machte er den bekannten Besuch im Hotel-Dieu. Von dem Augenblicke an unterlag sein sonst starkgebauter Körper. Schon am andern Tage fühlte er sich unwohl, und nur zu bald zeigten sich Symptome der herrschenden Epidemie. Ob unmittelbare Ansteckung die Ursache war, oder die durch den erschütternden Anblick der Kranken erregte oder vermehrte Furcht, oder Beides zugleich, ist ungewiß; wenigstens versichern glaubwürdige Personen die dort um ihn waren, daß der Eindruck dieser Krankenscenen seine Einbildungskraft lebhaft ergriffen habe. Die Cholera trifft bekanntlich nicht bloß Magen und Unterleib, sondern fast in gleichem Grade auch das Gehirn, und das [papulum animi moderate sumtum sollten sich bei ihrem Ausbruche daher besonders Staatsleute und Gelehrte merken. Dazu kommt, daß der älteste Bruder und Chef des Hauses, Herr Augustin Perier, ebenfalls schon vor längerer Zeit zu Grenoble Anfälle von Geisteszerrüttung erfuhr, die fast ein Jahr dauerten. Auf diese Weise erklärt sich mehr als hinreichend die zur Cholera herzugetretene Verstandesverwirrung des Ministerpräsidenten. Es war ein niederschlagender Kontrast, diesen Mann, der gestern noch die höchste Gewalt und zum Theil die Geschicke von Frankreich in seiner Hand hielt, heute mit allen Zeichen des Wahnsinns auf dem Krankenlager zu sehen, wie er bald pochte und lärmte, bald sang und irrredete! Die Familie, welche mit ihm ihre vornehmste Stütze und ihre ganze politische Bedeutung verliert, konnte begreiflicherweise einen so niederschlagenden und so raschen Schicksalswechsel zur Zeit kaum fassen und noch weniger ertragen, daher sie denn auch die Hoffnung seiner Wiederherstellung und vornehmlich seines Wiedereintritts in die Staatsgeschäfte nicht aufgeben wollte, und diese Hoffnung in den Salons und in den Tagsblättern zu nähren und zu verbreiten sorgfältig bemüht war. Allein die Aerzte, und unter diesen besonders sein vieljähriger Hausfreund, Herr Lasnier, glaubten wenig oder gar nicht an seine Wiederherstellung und am wenigsten an seine Wiedererscheinung auf der politischen Bühne. Und gesetzt auch, er würde mit der Zeit so weit genesen seyn, daß er von seinem Krankenzimmer noch einmal ins Ministerium und vor die Kammer hätte treten können, so würde Dieß immer nur mit halber Kraft und mit halbem Muthe geschehen seyn und man sicherlich den ehemaligen Konseilspräsidenten Perier nicht wieder erkannt haben. Ueberdieß war er in der öffentlichen Meinung für alles fernere politische Auftreten und Wirken unrettbar verloren, seitdem sich die Nachricht von seiner Gehirnkrankheit mit allen ihren bedauerlichen Details, selbst bis zu den geringeren Volksklassen herab, aller Orten verbreitet hatte. Würde man nicht unter solchen Umständen und bei dem aufgeregten Zustande der öffentlichen Meinung und der Parteien in Frankreich, in Zukunft eine jede mißlungene Maßregel oder Handlung und jede auch noch so unschuldige Aeußerung von ihm, ohne Weiteres mit dem Stempel der wiedergekehrten Tollheit bezeichnet haben? Und hätte endlich die Regierung in solcher Krisis die unruhigen Gemüther, deren Vertrauen zur Intelligenz des Juste-Milien ohnehin täglich mehr und mehr schwindet, auf eine so schwere, und für sie selbst so gefährliche Probe stellen können? Was sonst noch in der letztern Zeit am Krankenbette des Herrn Perier vorgefallen, beschränkt sich auf eine Konsultation der Aerzte, hinsichtlich der Diät des Patienten. Herr Esquirol, Direktor des Charenton-Hospitals, welcher die Krankheit ursprünglich und hauptsächlich im Gehirne fand, verlangte eine Ernährung bloß zur Lebensfristung; wogegen Herr Broussais, Chef des Hospitals Val-de-Grace, auf eine zwar mäßige, aber kräftigere Diät drang, indem er die Geistesverwirrung des Herrn Perier für ein begleitendes und zufälliges Symptom der Cholera hielt und behandelte. Da Beide sich über den streitigen Punkt nicht vereinigen konnten, so beschloß man, die Frage der Familie zur Entscheidung vorzulegen. Die Gemahlin des Ministerpräsidenten ist schon seit der Restauration als eine devote Dame bekannt; sie überließ sich daher, wie versichert wird, auch bei dieser Gelegenheit den Eingebungen des Gebets, worauf sie sich für die Ansicht des Herrn Broussais erklärte. Die Familie des Herrn Perier hatte übrigens seit dessen Krankheit, oder wenn man will er selbst, schon zwei politische Niederlagen erlitten; die eine, daß er den Siegelbewahrer interemptorisch für das Ministerium des Innern verschlug, wogegen Louis Philipp seinen Günstling Montalivet, dieses Ministerium, freilich unter allgemeinem und gerechtem Mißfallen, übertrug; und die andere, daß Herr Augustin Perier gleichzeitig dasselbe Portefeuille ansprach, von dem Marineminister aber unter dem Vorwande zurückgewiesen wurde, daß er bis jetzt weder Pair noch Deputirter sey, worauf dann die Familie ihrerseits erwiderte, daß auch Herr von Rigny damals, als er von Casimir Perier ins Ministerium befördert worden, weder Pair noch Deputirter gewesen sey. Ueberhaupt ist jetzt die Zeit des Portefeuille-Handels und der Portefeuille-Intriguen, wobei natürlich eine Kombination die andere verdrängt, und in den Tuilerien, wie gewöhnlich, viel geschwätzt, aber desto weniger beschlossen wird. Indeß schien der König mit dem Provisorium gar nicht unzufrieden zu seyn, und einstweilen diente die Rücksicht auf den kranken Ministerpräsidenten, dem man seine Stelle gern so lange als möglich offen zu lassen wünsche, als günstiger Vorwand; das eigentliche Geheimniß aber ist, daß Louis Philipp gern selbst regieren möchte, und ihn daher der Unfall des Herrn Perier auch persönlich ziemlich gleichgültig ließ. Einer hohen Person, die ihm dieser Tage ihr Beileid über diesen Unfall bezeugen wollte, erwiderte er daher auch ganz leicht und kurzsichtig: „Que voulez-Vous? A un autre!“

Melton Mowbray und Die englische Fuchsjagd.

(Fortsetzung.)

Einen ganz eigenthümlichen Anblick bietet die zur Fuchsjagd gewählte Gegend Englands durch die sogenannten Ochsengehäge (Ox-fences), die man wegen der Schwierigkeit, das Mastvieh, während der Jahreszeit, wo es von den Bremsen beunruhigt wird, auf dem Waidegrund beisammen zu halten, nothwendig gefunden hat. Ein solches Gehäge besteht aus einem breiten Graben, einer dicken Schwarzdornhecke, und auf zwei Klaftern Länge davon in einem starken hölzernen Zaune von vier Fuß Höhe. Ueber alle diese Verbollwerkung wegzusetzen, die, von welcher Seite man auch auf sie losgehen mag, gleich große Schwierigkeiten bietet, ist für die Kraft und den Muth eines Pferdes keine kleine Aufgabe. Eine andere Art Feldeinzäunung, die gleichfalls in diesen Bezirken häufig ist, besteht in den sogenannten Gimpelhecken (bull-finch-fences), einem lebendigen Zaune, der einige fünfzig Jahre alt, auf einer oder der andern Seite mit einem Graben umfangen, und so hoch ist, daß Pferde nicht darüber wegzusetzen im Stande wären. Der Jäger bricht aber durch ihn hindurch, indem er mit verhängten Zügeln darauf ansprengt; sogleich schlägt das Gebüsche hinter ihm und seinem Pferde wieder zusammen, und läßt von ihrem verwegenen Sprunge eben so wenig eine Spur zurück, als wenn ein Vogel hindurchgeschlüpft wäre. Selten gehen Pferde, die nicht an solche Hecken gewohnt sind, gleich das erstemal willig daran; und vielleicht ist es nur Wetteifer mit ihrem Herrn und der Muth, zu dem diese Thiere durch das Beispiel der Hunde angefeuert werden, daß sie sich zu dem kühnen Wagestück entschließen. Eben wegen dieser lebendigen Einfriedungen, die an manchen Orten so hoch sind, daß nur ein Vogel über sie wegfliegen zu können scheint, geschieht es auch, daß in Leicestershire häufiger als irgendwo im Lande über die hölzernen Zäune und Gehäge weggesetzt wird. Auch zahlreiche Bäche gibt es in dieser Landschaft, von denen die breitesten die Whisendine und Belvoire sind.

Gegen Ende des letztvergangenen Jahrhunderts waren die berühmten Meuten von Quorn das Eigenthum des Herrn Meynell, und gingen von ihm nach und nach an die ausgezeichnetsten Waidmänner über, so an den Earl von Sefton, Lord Foley, Sir Thomas Assheton Smith, Sir Bellingham Graham, Herrn Osbaldeston, Lord Southampton und endlich an Sir Harrey Goodricke. Der letztgenannte Baronet, als ausgezeichneter Waidmann bekannt, und noch in der Blüthe seiner Jahre, besitzt nach einstimmigem Ausspruch aller Fuchsjäger jede Eigenschaft, die sein edler Beruf erfordert, und unter denen die nicht geringste darin besteht, daß er durch sein großes Vermögen in den Stand gesetzt ist, die Meute ohne Hülfe einer Subscription zu unterhalten.

Das Städtchen Melton bietet am Morgen eines Jagdtages einen Anblick voll Leben und Bewegung. Schon zu früher Tageszeit sieht man Gruppen von Jägern, so stattlich als man sie nur irgendwo in der Welt sehen kann, nach verschiedenen Richtungen hin ihren Weg nehmen, um zu den verschiedenen Meuten, die ihrer harren, zu stoßen. Jeder Jäger sendet zwei Pferde voraus, deren eines ein kleiner schmucker Jockey reitet, der auf seines Herrn Reitpferd oder in dessen Wagen, wenn er es vorzog, sich auf diese bequemere Art an die zum Anfange der Jagd bestimmte Stelle zu begeben, heimkehrt. Ein anderer Bedienter, den man den zweiten Reitknecht (second horseman) nennt, reitet ein zweites Pferd, das der Jäger besteigt, wenn er auf dem ersten hinter den Hunden her einen Ritt zurückgelegt hat, der ein frisches Pferd nothwendig macht. Reitknechte dieser Art sind nicht leicht zu finden, und in ihrem Benehmen wie in ihrer Kleidung spricht sich unverkennbar der kleine Stolz auf ihre besondere Wichtigkeit aus. Auch muß er wirklich, wie man zu sagen pflegt, Grütze im Kopfe haben, ein guter Reiter seyn, und eine leichte Hand in der Führung besitzen, gut den Hunden zu folgen verstehen, und vor Allem ein scharfes Auge und eine vollkommene Kenntniß des Reviers haben, um seinem Herrn mit dem Wechselpferde zur rechten Zeit bei der Hand zu seyn. Lord Sefton war es, dem die Ehre gebührt, diesen zweiten Reitknecht in die Mode gebracht zu haben; auf seinen Jagden in Leicestershire hatte er einen flinken Burschen, Jack Raven, den Sohn seines Piqueurs, bei sich, der ihm eines seiner tausend Guineen werthen Pferde ins Feld ritt. Lord Seftons Neuerung in der Fuchsjagd wurde mit der Zeit weiter ausgebildet, und der zweite Reitknecht folgt jetzt nicht mehr den Hunden, sondern harrt an einem vorher ausgemachten Orte seines Herrn, dem er aber gewöhnlich eben sehr gelegen kommt, wenn das erste Pferd müde zu werden anfängt.

(Fortsetzung folgt.)

Poujoulats Reise von Smyrna nach Ephesus.

(Fortsetzung.)

Am 28 nahm ich frühe vor Sonnenaufgang Abschied von meinem Wirthe und schlug den Weg nach Ephesus ein; indem wir die Straße am Ufer des Meeres verließen und durch das Gebirge zogen auf ungemein gefährlichen Pfaden, wo oft unsre Pferde kaum fortkommen mochten. Von Zeit zu Zeit erblickten wir die Ruinen alter Wasserleitungen und Trümmer von Mauerwerken. Nach einem zweistündigen Marsche gelangten wir in ein Thal, das von den Türken Arvanler genannt wird; hier weideten Rinderheerden, die von zwei halbnackten Negerknaben gehütet wurden. Unter dem Schatten einer hohen Platane, neben einer Quelle, nahmen wir unsre Mahlzeit ein. Die zwei Hirten, als sie uns Anstalt zum Essen machen sahen, kamen auf uns zu und blieben vor mir, auf ihre langen Stöcke von Eichenholz gelehnt, unbeweglich stehen; sie waren zu Gerippen abgezehrt; ihre tief im Kopfe liegenden Augen schienen erloschen, ohne Beweglichkeit und Sehkraft. Ihre schwarze Haut war runzlicht und von der Sonne verbrannt, und ihr halboffener Mund ließ weiße Zähne sehen, die ihre ohnehin entstellten Züge nur noch häßlicher machten. Ich theilte mit ihnen unser schwarzes Brod, das sie mit der Gier heißhungriger Hunde verschlangen. Wir stiegen wieder zu Pferde und ließen ihnen den Ueberrest unsers Mahles zurück, und gelangten bald darauf in die vom Kaystros bespülten Ebenen. Es war zehn Uhr, als ich mich im Angesichte der Ruinen von Ephesus befand, und nach einer halben Stunde weiter kamen wir in Aia-Soluk an. Bevor ich über die Ruinen der Dianenstadt selbst spreche, muß ich zuvor die wichtige Bemerkung, die wir dem berühmten Chandler verdanken, bestätigen, daß nämlich Aia-Soluk nicht, wie früher angenommen wurde, Ephesus ist, und daß es nicht auf dem Grunde der alten Stadt der Diana erbaut wurde. Aia-Soluk ist bloß eine muselmännische Stadt, die im dreizehnten Jahrhundert aus den Trümmern von Ephesus eine Meile davon erbaut wurde. Viele Reisende, und selbst Tournefort, haben beide Städte verwechselt und die eigentliche Lage von Ephesus fehlerhaft angegeben.

Um mich in meinem Berichte besser verständlich zu machen, will ich zuvor ein Bild von der Gegend von Ephesus zu entwerfen versuchen. Die

Ebene des Kaystros, die ungefähr zehn Meilen in der Breite und zwölf in der Länge beträgt, ist von allen Seiten von Bergen umgeben, nur nach der Westseite und dem Meere zu nicht; östlich von dem Berge Paktyos nördlich von der Kette des Galesus; gegen Mittag geben die Höhen des Korissus der Ebene die Gestalt eines Bogens. Der Kaystros kommt von dem östlichen Gebirge herab, strömt mitten durch die Ebene und ergießt sich südlich von den silenesischen Seen ins Meer. Der Berg Prion, um den herum man die Ruinen von Ephesus erblickt, ist von mittelmäßiger Höhe und gerundet, und stößt zunächst an den Korissus, von dem er sich kaum absondert. Die Ueberreste von Aia-Soluk liegen auf einer abgesonderten Höhe östlich von den Ruinen von Ephesus. Nun wollen wir sehen, was noch von der Stadt des Lysimachus übrig ist. Hinter dem Berge Prion gegen Südosten sah ich Mauertrümmer, Säulenrümpfe, Mauerstücke von Bogengängen, kurz die Ueberreste eines mächtigen Gebäudes, das Chandler für das Gymnasium, Dellaway und andere Reisende aber für den Tempel der Diana hielten. Chandler hatte mitten unter diesen Trümmern noch ein Deckengemälde gesehen, auf dem Fische im Wasser dargestellt waren, deßgleichen Rümpfe von kolossalen Statuen mit schönen Draperien; Gemälde, wie Statuen sind verschwunden. Das erste Denkmal, auf das man von Aia-Soluk her stößt, ist eine ungeheure Rennbahn, die sich auf der einen Seite an den Berg Prion anlehnt, auf der andern durch große Gewölbe geschlossen wird, die die Aussicht nach der Ebene haben. Das Merkwürdigste an den Ruinen dieses Stadiums ist eine noch gut erhaltene Arkade von weißem Marmor, deren Bau jedoch minder alt als das Gebäude scheint, zu dem sie gehörte. Tournefort und Lebrun haben Zeichnungen von dieser Arkade gegeben, die mit lateinischen Inschriften bedeckt ist, welche aber so hoch oben stehen oder so verstümmelt sind, daß man sie nicht mehr lesen kann. Hohes Gras, Brombeersträuche und Gebüsche wachsen in der Einfassung des Stadiums, wo sich zwischen den Trümmern von Mauern und Marmorblöcken Eidechsen sonnen. Wenn man über das Stadium hinauskommt, läßt sich eine Straße erkennen, oder vielmehr eine Gasse, die zu beiden Seiten mit Piedestalen und Säulenfüßen, Mauerüberresten und zerstörten Gebäuden besetzt ist. Man kommt, indem man sie verfolgt, an das Theater von Ephesus, von dem noch zwei Flügel und einige Arkaden zu sehen sind. Das Theater von Ephesus scheint eines der Gebäude zu seyn, die zuletzt in Trümmer fielen; auch glich nichts der Liebe der Epheser für die Schauspiele, und der h. Paulus und die nachfolgenden Prediger donnerten vergeblich gegen diese profanen Versammlungen. Eines Tages entbrannte das Volk dergestalt über diese neue Lehre, daß es sich durch alle Pforten in das Theater stürzte und bei zwei Stunden lang nicht zu schreien aufhörte: „Groß ist die Diana von Ephesus!" Dieß war die Emeute der Epheser gegen die neuen Ideen, und wenn ich zwischen zwei Epochen, die übrigens wenig Aehnlichkeit mit einander haben, einen Vergleich anstellen darf, so möchte ich sagen, daß es nicht immer übel gethan ist, wenn das Volk sich gegen die Zerstörung alter Lehren und Einrichtungen erhebt; aber ein großes Unglück ist es stets, möchte ich beifügen, wenn die Völker die alten Bahnen verlassen, und mit eigener Hand zerstören, was die Zeit ihnen geschaffen, und so sich selbst ihrer Vergangenheit, ihres Ruhmes, ihres Glückes und ihrer Hoffnungen berauben.

Das enge Thal, das den Berg Prion von dem Korissus scheidet, enthält noch Ueberreste einer Kirche, verschiedene Marmortrümmer, Säulenrümpfe und die Spuren eines Odeons, wie Chandler dafür hält. Wenn man nach dem Theater zurückkehrt, erblickt man unfern davon dicke Mauern von Backsteinen, in die Löcher eingebohrt sind, um die Marmorplatten zu befestigen, mit denen diese Mauern einst bekleidet waren. Tournefort und Andere wollten in diesen Ruinen den Tempel der Diana erkennen. Dellaway hält dieses Gebäude für die Kirche des h. Johannes, die von Kaiser Justinian erbaut wurde. Etwas weiter davon trifft man auf die Spuren eines großen Portikus; dann sieht man den Hafen der Stadt, der jetzt in einen Sumpf verwandelt ist; der Platz, der wahrscheinlich die Agora bildete, ist nun ein mit Gerste besäetes Feld, und eine Reihe von Gewölben aus Ziegelsteinen. Am Korissus gewahrt man die Trümmer eines Tempels von korinthischer Ordnung. Die schönsten Theile desselben sind in dem Werke Choiseuls abgebildet. Es ist unentschieden geblieben, ob dieses Heiligthum dem Gotte Julius oder dem pythischen Apollo, oder dem Kaiser Klaudius, zur Zeit seiner Apotheose, geweiht war. Alles, was ich davon sagen kann, ist, daß ich hier Säulenknäufe und Gesimse von außerordentlicher Schönheit sah, und daß diese Trümmer das Ausgezeichnetste sind, was der Ort bietet, wo einst Ephesus stand.

Voll von Erinnerungen an den berühmten Tempel der Diana von Ephesus, wie ihn uns Vitruv, Plinius und Strabo schildern, wird man wahrscheinlich erfahren wollen, was noch von diesem großen Denkmale griechischer Baukunst übrig ist. Ich gestehe, daß ich diese Frage unbeantwortet lassen muß. Vergebens zog ich darüber die Bücher und Trümmer an Ort und Stelle selbst zu Rathe. Die Säulen, die Marmorblöcke, die Mauern blieben stumm. Von den Reisenden, welche Ephesus besuchten will fast jeder den Tempel der großen Göttin anderswohin versetzt wissen. Die Einen glaubten Spuren von ihm südöstlich vom Prion entdeckt zu haben, die Andern nordwärts; Andere westwärts. Einige wie Chandler erklärten, daß man über die Lage dieses Tempels nichts mit Zuverlässigkeit behaupten könne. Diejenigen, welche die unterirdischen Gewölbe zunächst dem Sumpfe oder ehemaligen Hafen für die fraglichen Ueberreste halten, vergessen, daß diese Souterrains innerhalb der Stadt lagen, während der Tempel doch einige Stadien außer den Mauern von Ephesus lag. Statt aller Konjekturen von meiner Seite will ich hier nur kurz die Geschichte dieses Tempels berühren. Die Verehrung der Diana zu Ephesus führt, wie bekannt, in die entferntesten Zeiten zurück; eine Sage nennt die Amazonen, die zuerst, unter dem Könige Theseus, der Göttin an den Ufern des Kaystros geopfert und ein aus Zedern oder Ebenholz grob geschnitztes Bild der Diana in eine hohle Ulme versteckt haben mögen. Das Volk, das dieses Bild vom Himmel gefallen glaubte, machte es zum Gegenstande seiner Liebe und Andacht. Es war nicht die leichtfüßige Jagdgöttin Diana mit ihrem Bogen, sondern die Göttin mit vielen Brüsten, das Symbol des Lebens und der Fruchtbarkeit. Fast alle Schriftsteller des Alterthums haben von dem ihr zu Ehren erbauten Tempel gesprochen, den man über einem Sumpfe errichtete, um ihn gegen Erdbeben zu bewahren; von den Reichthümern, die dieser Tempel enthielt, von seinen 127 Säulen, jede sechzig Fuß hoch und das Geschenk eines Königs; die Meisterwerke aller großen Künstler des Alterthums fanden sich in diesem Heiligthum beisammen, und der Tempel der Diana wurde der Tempel griechischer Kunst. Ich schweige von Herostrat, der dieses große Denkmal der Baukunst in Brand steckte, um seinen Namen zu verewigen. Bekanntlich wurde ein neuer Tempel auf den Ruinen des erstern erbaut, und die Einwohner von Ephesus wollten nicht Alexander dem Großen die Ehre der Wiedererbauung gönnen. Ktesiphon von Kreta war einer der Baumeister des ersten Tempels, und den Bau des neuern leitete, wie man glaubt, Cheiromokrates, der Alexander vorgeschlagen hatte, aus dem Berge Athos eine Bildsäule zu machen. In Kriegszeiten stellten die benachbarten Völker ihre Schätze unter den Schirm der Göttin, und fast immer wurden dieselben unangetastet gelassen. Nur Nero scheute sich nicht, seine kirchenräuberische Hand nach den Schätzen des Tempels auszustrecken und daraus eine große Menge goldener und silberner Bildsäulen wegzunehmen. Im Jahre 262 wurde der Tempel von den Gothen geplündert und verbrannt. Wahrscheinlich wurde er in Folge des Edikts des Kaisers Konstantin, das die Zerstörung aller heidnischen Tempel befahl, völlig niedergerissen. Als die Könige und Völker Asiens um die Wette herbeieilten, an den Ufern des Kaystros auf dem Altar der Diana ihre Opfer niederzulegen, wer hätte dort ahnen können, daß einst ein Wanderer vergeblich nach der Stelle suchen würde, wo der prachtvolle Tempel der Göttin gestanden?

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Im verflossenen Jahre wurden aus den verschiedenen englischen Häfen 6777 Tonnen Bleiblöcke (länglich viereckige Stücke von 500 Pfund Gewicht) ausgeführt; ferner 26 Tonnen Zinnober, 454 Tonnen Bleiweiß und 554 Tonnen Bleiglätte. Die meisten Ladungen hievon gingen nach Indien, China, Rußland, den Vereinigten-Staaten und Brasilien.

Die Cholera, scheint es, ist im Jahre 1830 den öffentlichen Blättern in Rußland eben so verderblich geworden, als der Bevölkerung. Von der geringen Anzahl Zeitungen, die ihr dämmerndes Licht über dieses unermeßliche Reich verbreiten, sind neun erloschen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 150. 29 Mai 1832.

Die Regentschaft in Brasilien.

(Von einem deutschen Offizier in brasilischen Diensten.)

Die brasilische Konstitution (in ihrem 124 Art.) bestimmte, daß im Falle eines plötzlichen Absterbens des Kaisers die Minister der Justiz und des Innern und die beiden ältesten Staatsräthe die Regentschaft während der Minderjährigkeit des Nachfolgers übernehmen sollten, bis sich die Assemblea legislativa versammelt, um gesetzmäßig zur Wahl dreier Regenten vorzuschreiten. Don Pedro entsagte am 7 April, und Umstände traten ein, die das Gesetz nicht vorausgesehen hatte; er hatte mit derselben Feder, womit er die Entsagungsakte schrieb, auch die Entlassung sämmtlicher Minister unterzeichnet, und bloß Inhambupe war übrig geblieben, theils weil der Kaiser zur eigenen Unterschrift die eines Ministers, dem Gesetze nach, bedurfte, theils weil er dem Marquese wohl wollte, wodurch er ihn gleichsam zum Regenten bestimmte. Die öffentliche Stimmung war indessen keineswegs geneigt, die Vollstreckung seines guten Willens gegen diesen Minister zuzulassen. Der außerordentliche Drang der Umstände berechtigte zu außerordentlichen Schritten ohne Versäumniß der kostbaren Zeit; es mußten schnell kräftige Regenten ernannt werden, die im Stande waren den Sturm zu leiten, und der Anarchie mit ihren unvermeidlichen Gräueln vorzubeugen. Etwa 40 Deputirte und 30 Senatoren versammelten sich, und obgleich ihre Anzahl nicht die durch das Gesetz bestimmte war, so ernannten sie indessen doch eine provisorische Regierung, die aus dem General Lima, dem Marquis von Caravellas, und dem Senator Vergueiro bestand, eine vortreffliche Wahl, weil sie den Zeitläufen äußerst entsprach, und aus den Repräsentanten, nicht den Häuptern, der entschiedensten Parteien bestand. Diese heterogene Zusammenstellung befriedigte alle Gemüther, und jeder glaubte, seine Partei habe überwogen, indem er jedoch gestehen mußte, auch die andern hätten etwas erlangt. Da ich keine Geschichte der damaligen Ereignisse schreiben will, wohl aber etwas Besonderes über die Person der Regenten, so werde ich das Ebengesagte durch kurze biographische Bemerkungen klarer darstellen.

Francisco de Lima e Silva ist aus Rio de Janeiro gebürtig; sein Vater der Brigadegeneral Joze Joaquim de Lima war ein Portugiese von geachteter, obgleich keiner adeligen Familie. Francisco trat jung als Cadett ins sogenannte Corpo de Bragança, wo er nach und nach sich bis zum Major hinauf schwang; alsdann trat er in den Estado Major do Exercito, wurde Oberstlieutenant, und als solcher zu wichtigeren Aufträgen gebraucht; so ging er im Jahre 1823 nach Bahia unter Labattu's Oberbefehl; entzweite sich indessen bald mit diesem Franzosen, der gerne zu Gewaltmitteln griff, und ward das Organ der gemäßigten Partei, die sich Labattu förmlich widersetzte, ihn in Anklagestand brachte, und des Kommando's entsetzen ließ; worauf Lima an der Spitze der Truppen aus dem Reconcavo in Bahia einzog. Kurze Zeit darauf sandte ihn der Kaiser nach Pernambuco als Guvernador das Armas, wo alsbald die bekannte Revolution 1824 ausbrach; Lima schloß sich dem Konselho der Provinz an; eigene Ansichten hatte er nie, da Scharfsinn nicht gerade seine Haupteigenschaft ist, und er ganz und gar derjenigen Energie entbehrt, die zur Durchführung nothwendig ist; er ließ den Rath gewähren; es geschah, was geschehen mußte, und eine reiche Ernte von Ehre und Auszeichnungen ward ihm zu Theil. Er übersprang die Stelle eines Obristen und wurde sogleich zum Brigadegeneral befördert; als er nach Rio zurückkam, machte ihn Don Pedro zum Großkreuz des Cruzeiro und zu seinem Camarista, und schickte ihm bald darauf nach S. Paulo ebenfalls als Guvernador das Armas. Obgleich er ein reines Glückskind der Umstände ist, so sind doch Mäßigkeit und Bonhommie seine charakteristischen Tugenden; deßhalb erwarb er sich auch in S. Paulo den allgemeinen Ruf eines guten Mannes, was schon viel war, da die meisten Beamten seines Gleichen sich durch Vexationen und Räubereien auszuzeichnen pflegten, und außerdem gewöhnlich „Nascidos em Portugal" waren, er aber „Brasileiro nato", eine Eigenschaft, der er nicht wenig sein Emporkommen verdankt.

Als nach der Ankunft seiner zweiten Gemahlin Don Pedro eine neue, bessere Ordnung der Dinge eintreten lassen wollte, zumal ihm die junge Kaiserin selbst öffentlich erklärte: „als Kaiser Brasiliens müsse er im ächtesten Sinne des Wortes auch ein Brasilianer seyn, und gleichsam seinen Geburtsort vergessen," ernannte Don Pedro das Ministerium Barbacena, aus lauter „Brasileiros natos" bestehend mit Ausnahme des Conde de Rio Pardo als Kriegsministers. Wohl gingen alle Kabalen auf das Ziel hinaus, jenen auszutreiben; der Kaiser war aber nicht zu bewegen, und gab bloß in so fern nach, als er auf eine populäre Weise, die durch Rio Pardos Austritt ledig gewordene Stelle eines Guvernadors das Armas von Rio de Janeiro mit Lima besetzte; um indessen den Schein zu behalten, als wäre Rio Pardo nur Interims-Minister, ward

Lima interimistischer Guvernador, was er auch verblieb bis zur Krisis, der die Katastrophe des 7 Aprils folgte. Die Parteien traten unterdessen heftiger und persönlicher eine gegen die andere auf, und aus den tausenden einzelnen Gliedern gestalteten sich Körper. Der Kaiser stand an der Spitze der einen, die Deputirtenkammer, d. h. ihre Majorität, an der der andern. Jene glaubte, Lima würde im Falle eines Aufstandes seine Pflicht thun, und er könne nicht vergessen, daß ihn der Kaiser dazu gemacht, was er war, und ihn stets mit unverdienter Gnade überhäuft; diese vertraute auf seine natürliche Güte, die ihm unmöglich erlauben würde, das Schwert gegen seine mit Recht empörten Landsleute und Brüder zu ziehen. Die verhängnißvolle Zeit schritt indessen in ihrem Gange vorwärts, und es ward der Entwicklung Tag für Tag näher gerückt. Da reiste der Kaiser nach Minas, sey es, um das Letzte zu versuchen, nämlich seinen Anhang in dieser wichtigen Provinz mit neuem Feuer zu beleben, sey es, wie Viele behaupten wollen, um doch wenigstens, vor seiner nahe bevorstehenden Abreise, seiner jungen Gemahlin das Innere ihres Kaiserreiches zu zeigen, dessen Verlust ihr so nahe bevorstand. Thatsachen sind, daß er dort drohende Proklamationen erließ, und mit dem Schwert in der Hand nach Rio zurückkam. Da ereigneten sich die Vorfälle, des 11, 12 und 13 März, Scenen des Uebermuths der portugiesischen oder coreundischen (buckeligen) Partei bei Gelegenheit der Feier seiner Wiederkehr. Das schwerste Gewitter schwebte über der Stadt und dem Lande; 40 Deputirte und ein Senator (Vergueiro) machten dem Kaiser ernstliche Vorstellungen in einer Bittschrift am 17 März. (Siehe Diario do Imperio am 22 d. M.) Die Antwort des Kaisers war kurz und ausweichend. Der Sturm brach los, Don Pedro begann nachzugeben, und fing an Minister zu wechseln.

(Fortsetzung folgt.)

Melton Mowbray
und
Die englische Fuchsjagd.

(Fortsetzung.)

Wenn die Reitknechte ungefähr fünf Viertelstunden vorausgeritten sind, bietet Melton eine neue Scene: vor einigen Wohnungen sieht man dann vierspännige Wagen halten, vor andern scharren und schnauben sehr schöne Spazierrittpferde, meistens reinblütige Rosse, mit Sattel und Zaum, ihres Herrn gewärtig. Da die Seitenwege in Leicestershire nicht gut zu befahren sind, so leisten hier die Reitpferde meist bessere Dienste, und legen mit ihrem Reiter gewöhnlich zwölf oder vierzehn Meilen in einer Stunde zurück. Ein Fuchsjäger von Melton unterscheidet sich schon lange her von seinen übrigen Waidwerksgenossen, die man nur die „Provinzjäger" zu nennen pflegt, durch seinen Jagdanzug. Wenn er fix und fertig aus der Hand seines Kammerdieners hervorgegangen ist, so erscheint er gleich den Helden Homers, wenn sie das Bad verlassen, als das eigentliche Ideal seiner Kaste. Der Jagdrock von der Meisterhand eines Stolz,*) selbst zugeschnitten, seine mit ängstlicher Genauigkeit reingehaltenen Beinkleider und Stiefel, noch mehr aber die aristokratische Haltung des Mannes vom höchsten Stande müßten auch ein nur halbweg geübtes Auge ihn unter Tausenden herauskennen lassen.

In den Tagen, wo Leicestershire noch nicht seine eigentliche Berühmtheit als Jagdrevier erlangt hatte, bot die Gegend dem Jäger einen ganz andern Anblick, als gegenwärtig. Ein großer Theil des Landes war noch nicht eingehägt, und nicht der zehnte Theil von Gründen noch mit Stachelginst überwachsen. Dann waren auch die Füchse wilder als heut zu Tage, und der Ritt dauerte deßhalb auch länger. Es gab damals noch weniger Wild, und der Fuchs mußte sich weiter von seinem Bau entfernen, um auf Beute auszugehen, was gleichfalls das Aufspüren und Verfolgen mehr in die Länge zog. Ueberhaupt waren die Füchse in dem Grade wilder, als es die Gegend war, in der sie lebten. Herrn Meynell war es vorbehalten, Leicestershire als Jagdrevier in Aufnahme zu bringen. Herr Meynell war unbestritten einer der glücklichsten Waidmänner seiner Zeit, auch wurde er von keinem übertroffen, so viel ihrer auch in seine Fußstapfen traten, wenn man gleich zugeben muß, daß er in einzelnen Fächern der Waidmannskunst seines Gleichen hatte. Man irrt sich sehr, wenn man glaubt, daß ein Tollkopf irgendwo, und selbst auf einer Fuchsjagd die erste Rolle spielen könne, und in der That, der Vater der modernen Jagd war nichts weniger als ein tolldreister Thor. Es war ein Mann, der mit einem energischen Geiste eben so viel Eifer als Ausdauer in seiner Lieblingsbeschäftigung verband; und um die Jagd zu einer Wissenschaft zu erheben, besaß er Eigenschaften, durch die er sich auf jeder andern Laufbahn ehrenvoll hervorgethan haben würde. Ueber die Zucht der Hunde besaß er die gründlichsten Kenntnisse; die hauptsächlichsten Eigenschaften, die er von ihnen verlangte, waren seine Witterung, Schnelligkeit und Kraft mit Schönheit, Ausdauer mit Muth verbunden. In Betreff ihres Körperbaus verlangte er: „kurzes Rückgrat, breite Brust, gerade Beine und feste Füße." Obgleich er nicht selbst mit den Hunden jagte, so war er doch einer der kühnsten und geschicktesten Reiter seiner Zeit; doch dieß war nur eine seiner untergeordneten Eigenschaften; seine Jagdkenntnisse waren unvergleichlich, und mehrere seiner Waidsprüche haben noch bis auf diese Stunde ihre volle Gültigkeit behalten.

Gern würden wir hier auch der Wißbegier jener sachverständigen Leser zu genügen suchen, die über den Ursprung der besten englischen Meuten, so wie über den Namen und Rang ihrer Herren Bericht verlangen; allein unser beschränkter Raum erlaubt uns nicht, darauf weitläufig einzugehen. Das älteste Fuchshundsblut findet sich vielleicht gegenwärtig in den Zwingern des Grafen Londsdale zu Cottesmore. Mit Ausnahme der Meuten des Lords Yarborough, des Herrn Warde, des Grafen Fitz-William, des Herzogs von Beaufort u. a. m., haben die Meuten englischer Parforcehunde seit fünfzig Jahren so oft ihre Herren gewechselt, daß sich kaum ihre Abkunft mit Gewißheit nachweisen läßt. Die geachtetsten Meuten sind übrigens heut zu Tage die der Herzoge von Rutland und Beaufort, des Lord Fitz William, des Marquis von Cleveland, der Herren Ralph Lambton und Osbaldeston. Auch Herr Warde hat eine Zucht von Hunden, die durch Größe und Kraft nur in denen des Lords Cleveland und des Herrn Villebois ihresgleichen haben. Fast

*) Ein berühmter deutscher Schneider in London.
Anm. d. R.

alle Meuten des südlichen Englands rechnen es sich zur Ehre, von den Hunden des Sir John Warde, „des Vaters der Jagd,“ abzustammen. Sir Richard Puleston, die Herzoge von Rutland und Beaufort, und Herr Osbaldeston stehen in hohem Rufe, besonders was die Zucht der Hunde betrifft; es ist noch nicht lange her, daß letzterer eine Meute von achtzig Hunden, alle Kinder eines und desselben Vaters, des Hundes Furrier, besaß. Wer kein Waidmann ist, wird schwerlich die jährlichen Kosten einer Meute errathen, oder begreifen können, wie man so viel Geld für ein solches Vergnügen ausgeben mag. Ungeachtet, seitdem der Friede in Europa wieder hergestellt ist, der Preis von Heu und Hafer gefallen ist, so kostet der Unterhalt einer Meute und der Jagdpferde jährlich doch nicht weniger als 4000 Pf. Sterling. Es gibt sogar Zwinger und Marställe, die noch eine größere Summe erfordern. Sir Harry Goodricke hat gegenwärtig achtzig Koppel Hunde in seinem Zwinger, und vier und vierzig Pferde in seinen Stallungen; und seine Vorgänger, Lord Southampton, Osbaldeston und Sir Bellingham Graham hatten noch eine größere Anzahl derselben. *)

*) Ueber die jährlichen Ausgaben eines englischen Fuchsjägers, und den Preis der Jagdhunde sind bereits in diesen Blättern S. 348 und 460 Notizen mitgetheilt worden. A. d. R.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fruchtbarkeit der alten und neuen Welt.

(Schluß.)

In England ist die Bevölkerung so dicht, daß ungefähr 250 Seelen auf die Quadratmeile kommen; nun ist aber England gewissermaßen die Werkstätte des Erdkreises und läßt durch seinen äußern Handel eine größere Bevölkerung zu, als eigentlich sein Boden ernähren könnte. In Frankreich ist die Dichtigkeit der Bevölkerung ungefähr 160, in Deutschland wechselt sie zwischen 100 und 200. Auf diese Voraussetzungen gestützt nun, nehmen wir an, daß die Zahl der Einwohner, die eine Quadratmeile ohne übervölkert zu seyn, bequem ernähren kann, 150 unter dem 50° der Breite beträgt, so erhalten wir als Ausdruck der Produktivkraft dieser Parallele 26. Nehmen wir ferner 35 als Verhältnißzahl der Fruchtbarkeit des nutzbaren Bodens über dem 50° in Amerika hinaus, und 85 als die der Länder abwärts von der dreißigsten Parallele zu beiden Seiten des Aequators, so erhalten wir ungefähr 4,100,000 Quadratmeilen, von denen jede zweihundert Individuen Unterhalt zu geben fähig ist, und 5,700,000 Quadratmeilen, von denen jede 490 Individuen ernähren kann. Hieraus folgt, daß die natürlichen Hülfsquellen von Amerika, wenn sie ihre volle Entwicklung gewonnen haben, drei Milliarden und sechshundert Millionen Einwohner ernähren können, eine Menschenzahl, die fünfmal so groß ist, als die gegenwärtig auf dem Erdkreise wohnende Bevölkerung!

Die Neuheit dieses Resultates wird vielleicht beim ersten Blicke einige Zweifel dagegen erregen; allein wir glauben, daß bei einer nähern Prüfung unsrer Ansichten die gegebene Schätzung noch sehr mäßig befunden werden dürfte. Noch mehr zu erstaunen aber möchte darüber seyn, daß die größte Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß diese ungeheure Bevölkerung in drei- oder vierhundert Jahren existiren wird.

Die Einwürfe, die man uns über diese Berechnungen machen könnte, sind uns nicht unbekannt, so wie uns, sie zu widerlegen, leicht scheint. Vor Allem müssen wir nur noch bemerklich machen, daß die Kosten des Transportes und die Schwierigkeit, Individuen aus übervölkerten Ländern nach unbewohnten Gegenden zu schaffen — Umstände, die in der alten Welt so hinderlich befunden werden — durch die Dampfschifffahrt auf den zahllosen Flüssen, die sich auf dem neuen Kontinent nach allen Richtungen hin ergießen und verzweigen, unendlich vermindert werden müssen.

Die Einbildungskraft verliert sich ins Reich des Wunderbaren, wenn sie über einen Zustand der Dinge nachsinnen will, der eine so merkwürdige und schnelle Veränderung in den Verhältnissen des menschlichen Geschlechtes zur Folge haben wird. Fast möchten wir es selbst noch nur für einen kühnen Traum halten, und doch beruhen die Folgerungen, die uns in jene Zukunft blicken lassen, auf so sichern Prinzipien, als jene sind, welche die gewöhnlichen Lebensverhältnisse bedingen. Fast alle sozialen Verbesserungen entspringen aus der Wechselwirkung zwischen einer dichtgedrängten Bevölkerung und der Masse der verbreiteten Einsichten. In welchem Zustande wird sich daher die Gesellschaft in Amerika in zwei Jahrhunderten befinden, wo eine oder zwei Milliarden civilisirter Menschen auf einem verhältnißmäßig beschränkten Raume zusammengedrängt seyn und diese ungeheure Zahl menschlicher Wesen nur zwei Sprachen sprechen wird? Denn man kann es für gewiß annehmen, daß das Portugiesische in Südamerika sich mit dem Spanischen vermischen wird, und erwiesen scheint, daß das Russische nie einen Zoll breit Land gewinnen oder überhaupt in der neuen Welt festen Fuß fassen können wird. *) Ein solches Verhältniß, die nothwendige Folge der erwähnten Umstände, scheint bestimmt, den Fluch von Babel zu lösen und die große Familie des menschlichen Geschlechts zu seiner uranfänglichen Leichtigkeit der Kommunikation zurückzuführen; denn die von den Völkern Asiens und Europa's gesprochenen Sprachen werden dann auf der großen Stufenleiter des Erdkreises eben so unwichtig erscheinen, als es gegenwärtig die finnländischen oder böhmischen Dialekte in Europa sind. Die Geschichte zeigt uns, daß Reichthum, Macht, Wissenschaft und Literatur in den allmählichen Fortschritten der Massen die allgemeine Intelligenz und die Freiheit zum Gefolge haben. Dieselben Ursachen, die den Herrscherstab der Civilisation vom Euphrat und Nil an das westliche Europa übertrugen, können im Laufe der Zeit ihn auch von Europa in die Ebenen des Amazonenflusses und Mississipi versetzen. Wenn wir über diese Veränderungen nachdenken, die eben so außerordentlich als wahr und unausbleiblich sind, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß die menschliche Gesellschaft bei allen ihren bisherigen Fortschritten noch immer in der Kindheit liegt; daß die bewohnbare Welt, in Bezug auf ihre Produktivkräfte betrachtet, bis jetzt noch wie mit einem Schleier bedeckt war, und daß wir vorläufig nur einen schwachen Schimmer von der wahrscheinlichen Zukunft des menschlichen Geschlechts und von der großen Bestimmung haben, die seiner Entwickelung hienieden bevorsteht.

Vielleicht werden Manche über diese Andeutungen, wie über einen kühnen Traum, ungläubig lächeln; allein wir ersuchen sie dann, nur einen Blick auf die bereits gemachten Fortschritte in den Vereinigten Staaten zu werfen; man wird dann nicht umhin können, über die riesenhafte Zunahme der industriellen Reichthümer, der Intelligenz und der sozialen Entwickelung, zu erstaunen; so wie man nicht die Begründung einer unzerstörbaren Freiheit, und vor Allem den wunderbaren Anwachs der Bevölkerung zu verkennen im Stande seyn wird. Dann stelle man sich die Frage: Welche Macht vermöchte dem Fortschritte der Civilisation Halt zu gebieten, die sich aus dieser einzigen Quelle ergießt, um sich über eine noch unbewohnte Welt zu verbreiten?

Schließlich möchte ich nur noch beifügen, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten, die gegenwärtig (1832) vierzehn Millionen Einwohner zählt, nach der Skale ihrer jährlichen Zunahme sich in fünfundzwanzig Jahren verdoppeln und im Jahre 1850 über achtundzwanzig Millionen zählen wird; im Jahre 1875 sechsundfünfzig, und im Jahre 1900 hundert und zwölf Millionen Seelen!

Der Stammbaum eines arabischen Pferdes.

Bei allen Völkern hat man von jeher die Pferde unter die edlern Geschöpfe gezählt; am weitesten aber sind, außer den Persern, die ihnen göttliche Verehrung erwiesen, die Araber gegangen, die ihre Pferde sogar durch Brief und Siegel adeln. Die arabischen Pferde haben so gut ihre Stamm=

*) Wahrscheinlicher aber ist es noch, daß in Südamerika, namentlich in Mexiko, die indianische Sprache wieder die herrschende werden wird, wie aus den über diesen Punkt, so wie über die Wiederauflebung des alten Sonnendienstes, die in diesen Blättern enthaltenen wichtigen Andeutungen dargelegt haben. A. d. R.

bäume, als weiland ein Turnier- und Stiftsfähiger des h. römischen Reichs. Ein solcher Stammbaum, von dem hier die Uebersetzung folgt, befindet sich in den Händen eines reichen Engländers, der das adelige Roß in Aegypten um tausend Guineen kaufte. Diese Urkunde ist auf Seidenpapier ausgefertigt, einen Fuß lang und vier Zoll breit, und enthält drei und vierzig Zeilen in arabischer Sprache, unter die hie und da türkische Worte eingemischt sind, und lautet, wie folgt:

„Im Namen Gottes, des Gnadenreichen und Erbarmungsvollen, Seid Mohamed's, des Gesandten des hohen Gottes, und Ali's, des Dieners Gottes, der Gefährten Mohamed's, und Jerusalems, durch die Gnade Gottes, des Weltschöpfers. Dieses Pferd, der Vater Rabhamy's, gleich an Kraft seinem Sohne, ist aus dem Stamme Zazzalah und ein Abkömmling von dem Oheime Lahada's, des Vaters von Alfet; es ist von schöner Gestalt und schnell wie der Strauß. Hiebei befindet sich von ihm als Füllen ein Zahn in einem Beutel, sammt seinem Stammbaume, dem ein Kaffer glauben darf. Unter die Ehren seiner Verwandtschaft zählt er Zalwah, den Vater Mahat's, welcher der Vater Kallak's war, und den einzigen Alfet, den Vater Manasse's, des Vaters Alscheh, von Geschlecht zu Geschlecht herstammend von dem edlen Pferde Lahalala. Verliehen sey ihm grüne Weide im Ueberfluß und das Wasser des Lebens, und ein Gebäude mit Mauern umschlossen, ein Lohn des Stammes Zoab, für das Feuer seiner Race. Beschirmen mögen tausend Zypressen seinen Leib vor der Hyäne der Gräber, vor dem Wolf und den Schlangen der Ebene; ein Fest werde begangen im Hause, und mit Sonnenaufgang sollen Tausende kommen und Beschauer in Schaaren, während der Stamm unter einem Gezelte von himmlischen Zeichen den Sattel und den Namen und den Ort des Stammes Beck Altabeck in Mesopotamien, und Kulakla von Lutaret von dem begeisterten Stamme Zoab, ausstellt. Dann sollen sie in feierlichem Gebete zum Himmel flehen, daß er den Stamm vor Uebel behüten möge, vor dem Dämon der Erschlaffung, vor Pestilenz, vor Abfall von Gott, vor schäbigen Kamelen, vor Mangel, vor dem feurigen Drachen, vor Vermischung, vor Schlägen auf die Füße, vor Fußvertreten, vor dem Heiduun, oder dem unbekannten Sohn eines unbekannten Vaters, vor Lahmheit bei der Geburt, vor Geschwüren, vor Verzauberung, vor Hufrissen, vor zahlreichen Versammlungen, vor zudringlichen Spruchsprechern, vor Abkömmlingen der Propheten und nächtlichen Wanderern, vor eigennützigen Wahrsagern, vor Verwandtschaft und Graden in Sippschaft, vor unvorsichtigen und unordentlichen Reitern, vor allem Diesem behüte, o Herr, diesen Stamm, und beschirme Alle, die bedächtig sind im Folgen, und bedächtig im Vorausgehen, die die Wahrheit im Auge haben und beobachten."

Vermischte Nachrichten.

Folgendes ist der Bericht, der über das Hinscheiden des berühmten Naturforschers Cuvier in der französischen Akademie der Wissenschaften vorgelesen wurde: „Hr. Cuvier befand sich noch vor acht Tagen in der letzten Sitzung der Akademie; am folgenden Tage eröffnete er seine Lehrvorträge am Collège de France. Als er den Hörsaal verließ, wo er mit vielem Feuer und der ihm eigenthümlichen Klarheit gesprochen hatte, befand er sich in einem sehr heftigen Schweiße und setzte sich, gegen seine Gewohnheit, da er für seine Gesundheit ungemein besorgt zu seyn pflegte, an einem kühlen Orte dem Luftzuge aus. Seitdem spürte er einige Tage lang einen Schmerz in der rechten Schulter, über den er sich mehrmals beklagte; dieser nahm bald zu, und Mittwochs stellte sich Beschwerde im Schlucken ein. Dennoch führte er im Staatsrathe, Comité des Innern, wie gewöhnlich den Vorsitz. Hr. Cuvier theilte seinem Hausarzte, Hrn. Alard, seine Besorgnisse mit, daß er von einer Lähmung der Speiseröhre bedroht sey; allein man hielt das Uebel für nicht so gefährlich, da Cuvier, wenn er leidend war, gern seinen Zustand etwas übertrieben schilderte. Aber am folgenden Tage trat wirklich das gefürchtete Uebel ein; der Kranke konnte keine Speise mehr schlingen, und der rechte Arm, wie bald darauf auch der linke, wurde gelähmt. Vergebens wendete man wiederholt Blutegel, Aderlässe und Brechmittel an; es blieb bald kein Zweifel mehr über die Ursache der Krankheit; es war ein Leiden des Rückenmarks, und zwar des den Aerzten unter dem Namen des verlängerten bekannten. Auch blieb der Kopf des Kranken unangegriffen, und behielt die volle Geistesthätigkeit. Nur der Theil des Nervensystems, der den Bewegungen vorsteht, war angegriffen. Die Lähmung theilte sich auch den untern Gliedmaßen mit, die aber ihre Sensibilität durchaus beibehielten. Hr. Cuvier verkannte nicht einen Augenblick seine Gefahr. Den Aerzten, die ihm einige Hoffnung geben wollten, erwiderte er: „Ich kenne die Anatomie zu gut, um meinen Zustand nicht beurtheilen zu können, ich leide am Rückenmark, und habe keine vier und zwanzig Stunden mehr zu leben." Die Krankheit nahm auch wirklich immer mehr überhand; die Respiration wurde sehr kurz und häufig, er athmete mehr als sechszigmal in einer Minute; endlich konnte sich die Brust nicht mehr genug erweitern, um Athem zu schöpfen, und Cuvier verschied Sonntag am 13 Mai, zehn Uhr Abends. Man glaubt, daß ein Fall, den Hr. Cuvier einige Wochen zuvor auf die Hüfte gethan, als er das Institut besuchte, sein schnelles Ende herbeigeführt habe. Cuvier war Pair von Frankreich, Staatsrath, Mitglied des königlichen Konseils für den öffentlichen Unterricht, immerwährender Sekretär der Akademie der Wissenschaften, Mitglied der französischen Akademie und der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, Professor der Naturgeschichte am Collège de France, Direktor des Jardin des Plantes und Professor der vergleichenden Anatomie. Cuvier war in jenem an großen Männern so fruchtbaren Jahre 1769 geboren, das auch einem Napoleon, Walter Scott, Canning, Chateaubriand u. s. w. das Leben gab. Die Wissenschaft hat außer seinem unersetzlichen Verluste auch noch zu beklagen, daß er einige seiner Werke, namentlich das über die Fische unvollendet hinterläßt." — Einen ausführlicheren Bericht über Cuvier's Leben und wissenschaftliche Thätigkeit, werden wir demnächst in diesen Blättern nachträglich liefern.

*

Bekanntlich gehörte der sogenannte Sancy-Diamant, der eine der kostbarsten Zierden der englischen Schatzkammer bildet, ursprünglich Karl dem Kühnen, der ihn im Jahre 1477 vor Nancy mit dem Leben verlor. Ein Schweizer, der den herrlichen Edelstein fand, verkaufte ihn, seines Werthes unkundig, an einen französischen Edelmann, Namens Sancy, in dessen Familie er fast ein ganzes Jahrhundert blieb. Nicht so bekannt ist vielleicht das fernere Schicksal dieses Juwels. König Heinrich III hatte einen Sancy als Befehlshaber seiner Schweizertruppen in Diensten, und schickte denselben nach der Schweiz, um neue Mannschaft anzuwerben. In der Zwischenzeit wurde König Heinrich von einer Partei bedrängt, und sah sich genöthigt, um die gegen die Schweizer eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, bei der Familie Sancy das erwähnte Kleinod zu entlehnen und an die Schweizer zu verpfänden. Sancy vertraute den Diamant einem treuen Diener, um ihn an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Allein der Mann und der Edelstein verschwanden, und Niemand wußte zu sagen, was aus ihnen geworden. Der König machte Sancy Vorwürfe, daß er ein so kostbares Kleinod den Händen eines Dieners anvertraut habe; aber Sancy, im festen Vertrauen auf die Treue seines Dieners, setzte seine Nachforschungen fort, aus denen sich zuletzt ergab, daß der Bote von Räubern überfallen und ermordet, und seine Leiche in einem Walde begraben worden sey. Sancy ließ die Leiche ausgraben und öffnen, und siehe da, der Diamant fand sich im Magen des treuen Dieners, der ihn verschlungen hatte, um ihn nicht in die Hände der Räuber fallen zu lassen. Das Kleinod, jetzt ein Kronjuwel Englands, ist seitdem unter dem Namen Sancy-Diamant bekannt. (Hof-Journal.)

*

„Der Marschall Bourmont, bemerkt der Figaro, ist bald in Holland, bald in der Vendée, bald in Catalonien, bald zu Marseille, — man hat diesen tapfern Krieger so oft von einer Seite auf die andere übergehen sehen, daß man nicht mehr recht weiß, in welchem Lager man ihn suchen muß." — „Bei einer Emeute zu Nantes, erzählt dasselbe Blatt, schrie ein Bucklichter unaufhörlich: „Es lebe die Freiheit!" Ein Mann, der dieses patriotischen Geschrei's des kleinen Aesops überdrüssig wurde, klopfte ihm im Vorbeigehen mit der Hand auf seinen Höcker, und sagte: „Und nicht wahr, auch die Gleichheit?" — Ferner meint der Figaro: Die Herzogin von Berry hat sich, um nach Frankreich zu gehen, auf einem Dampfboote eingeschifft; ihre Projekte sind in Rauch aufgegangen. — Hr. v. Talleyrand hat sein Schlafgemach mit Protokollen tapezieren lassen; ein sicheres Mittel gegen die Schlaflosigkeit. — Enfantin's Berg ist in den Wehen; alle Katzen in der Nachbarschaft spannen auf seine Niederkunft.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 151. 30 Mai 1832.

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

„Indem wir die Runde an den Zelten umher machten, verweilten wir meist, wo heftigeres Geschrei als gewöhnlich unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Es gelang uns, in viele einen Blick zu werfen; alle waren mit Stroh bedeckt, und die Leute, die darin unter allen möglichen Gliederverrenkungen umher knieten, saßen und lagen, verbunden mit dem jammervollen und konvulsivischen Geschrei, gaben jedem Zelt das Ansehen einer Narrenleiche in Bedlam. In einem Zelte befanden sich bloß Neger, die in ihrem vollen Putze waren, und ganz wie im Theaterkostüme aussahen. Eine Negerin trug ein Kleid von nelkenfarbigem Gaze mit silbernen Borten; eine andere war in ein blaßgelbes Seidengewand gekleidet; einige trugen glänzende Turbane und alle waren mit Schmuck überladen. Die Männer trugen schneeweiße Beinkleider und hellfarbige Jacken. Einer von ihnen, ein junger Mensch von kohlschwarzer Farbe, predigte ihnen unter den ungestümsten Gebärden vor, wobei er zuweilen hoch vom Boden aufsprang und die Hände über dem Kopfe zusammenschlug. Hätten unsere Missionäre den Unsinn gehört, den er schwatzte, sie würden sich gewiß wenig auf seine Bekehrung zu Gute thun.

„Um Mitternacht ließ sich ein Horn vernehmen, das, wie man uns sagte, das Volk von den Privatandachten zum öffentlichen Gottesdienste rief; alsbald sahen wir auch von allen Seiten die Andächtigen nach der Bühne des Predigers herbeiströmen. Ich und meine Begleiterin stellten uns mit dem Rücken gegen das Gerüst, und konnten so die ganze Versammlung überschauen, und die folgende Scene mit ansehen, ohne uns einer Gefahr auszusetzen. Die Versammlung belief sich auf ungefähr zweitausend Personen.

„Die Prediger erschienen mitten auf der Bühne und begannen eine Hymne zu singen, nach der sie die reuigen Sünder hervorzutreten aufforderten. Während des Gesanges wendeten sie sich nach allen Seiten der Versammlung, die bisweilen im Chore mit einstimmte. Dieß war der einzige Augenblick, wo ich etwas von jener feierlichen Erhabenheit wahrnahm, die man gewöhnlich dem Gottesdienste in den Urwäldern von Amerika zuschreibt. Allerdings wurde auch durch den Stimmenchor einer solchen Menschenmasse, der aus der Grabesstille der Nacht sich erhob, und in den tiefen Waldgründen widerhallte; durch die vielen schönen jugendlichen Gesichter, die nach oben gerichtet vom Mondesstrahl beleuchtet noch blässer und verklärter aussahen; durch die finstern Gestalten der Prediger in der Mitte des Kreises; durch den rothen Glast, den die Feuer auf den Gerüsten an die Baumwände warfen, ein wunderbarer Eindruck auf das Gemüth hervorgebracht, den ich nicht so leicht wieder vergessen werde. Allein noch ehe ich mich dieser feierlichen Stimmung ganz hingeben konnte, wechselte die Scene, und das Erhabene derselben wurde in Abscheu und Widerwillen verkehrt. Die Ermahnung der Geistlichen an das Volk glich so ziemlich der Predigt, die ich im „Revival" gehört hatte; nur war der Erfolg ganz ein anderer; denn statt der wenigen hysterischen Weiber, die ich dort gesehen hatte, traten hier einige hundert Personen, größtentheils Weiber hervor, die ein so furchtbares Geheul und Wehgeschrei ausstießen, daß ich noch schaudere, wenn ich daran zurück denke. Sie schienen einander hervorzuzerren und auf das Losungswort: „Laßt uns beten" fielen sie alle auf die Knie; veränderten aber bald darauf ihre Stellung, um mehr Raum für ihre konvulsivischen Bewegungen zu gewinnen. Bald erblickte man auch ein unbeschreibliches Durcheinander von Köpfen und Beinen; sie schlugen mit ihren Gliedern in so wilden und krampfhaften Zuckungen um sich, daß ich jeden Augenblick ein Unglück befürchtete. Und wie soll ich erst die Töne beschreiben, die aus diesen gemarterten Geschöpfen und der Masse des Volkes laut wurden! Es fehlen mir die Worte, davon einen Begriff zu geben.

Hysterisches Geschrei, krampfhaft ausgestoßenes Aechzen und Stöhnen ließ sich von allen Seiten vernehmen. Die Haare standen mir zu Berge vor Entsetzen. Und als sey noch nicht genug des Lärmens mit ihren wilden krächzenden Stimmen, fingen sie nun auch an die Hände mit aller Gewalt zusammenzuschlagen. Dante's Schilderung stand mir lebendig vor den Augen:

„Quivi sospiri pianti, ed alti guai
Risonavon per l'aere . . . .
. . . . Orribili favelle
Parole di dolore, accenti d'ira
Voci alti e fioche, e suon di man con elle."

Viele von diesen unglücklichen Geschöpfen waren schöne junge Mädchen. Die Geistlichen wandelten unter ihnen umher, und erregten und besänftigten zu gleicher Zeit ihre Todeskrämpfen ähnlichen Zuckungen. Ich hörte sie murmeln: „Schwester, theure Schwe-

ster!" Ich sah ihre Lippen verstohlens sich den Wangen der armen Mädchen nähern; ich beobachtete ihre Peiniger genau, wenn sie ihnen Worte des Trostes ins Ohr zu flüstern schienen, die ihre leichenblassen Wangen mit einem leisen Roth färbten.

„Nach den ersten wilden Ausbrüchen, mit denen sie sich auf den Boden geworfen hatten, wurde das Klaggeschrei allmählich verständlicher, und es wandelte mich nun eine Mischung schmerzlichen und komischen Gefühles an. Ein noch sehr junges Mädchen, das in der Stellung von Canova's büßender Magdalena nahe vor mir auf den Knien lag, brach in lautes Jammern aus: „Wehe, wehe dem Abtrünnigen! Höre, höre mich, Jesus! Als ich fünfzehn Jahre alt war, starb meine Mutter, und ich wurde abtrünnig, o Jesus, ich wurde abtrünnig von Dir! Nimm mich zu meiner Mutter, o Jesus! Nimm mich zu ihr, denn ich bin müde! O John Mitchell! O John Mitchell!" Und nachdem sie laut hinter ihren, vors Gesicht gehaltenen Händen geschluchzt hatte, hob sie ihr schönes todtenbleiches Angesicht wieder empor, und rief: „Werde ich bei meiner Mutter sitzen auf der sonnenhellen Bank der Erlösung? Bei meiner lieben Mutter? O Jesus, nimm mich zu Dir! Nimm mich zu Dir!" Wer hätte dem ernsten Wunsch eines so jungen und liebenswürdigen Geschöpfes nach dem Tode eine Thräne versagen mögen? Aber bevor ich noch die Waldandacht verließ, sah ich sie fest verschlungen Hand in Hand, und ihren Kopf an die Schulter eines jungen Mannes gelehnt, der ziemlich wie ein Don Juan aussah, den die Unterwelt zurückgesendet, weil er ihr zu schlecht war."

(Fortsetzung folgt.)

Die Regentschaft in Brasilien.

(Fortsetzung.)

Am 20 März kam ein ganz populäres, ganz brasilianisches Ministerium zu Stande (Francisco Carneiro de Campos, Tenente General de Moraes, Visconde de Goianna, Sousa França, José Manoel de Almeida, Hollanda Cavalcante), welches aber anstatt gegen die Revolution, für die Revolution zu arbeiten begann. Kein Wunder also, daß es schon am 5 April durch die Hofkabalen gestürzt wurde, und der Kaiser zum Aeußersten entschlossen, das Ministerium de Sangue oder der Marquesen ernannte. (Marquez de Paranagua, Marquez de Aracaty, Marquez de Inhambupe, Marquez de Baëpendi, Conde de Lages, e Visconde d'Alcantara), welches die Garantien suspendiren, und die gewaltsamsten Maßregeln ergreifen sollte. Vier eiserne Galgen wurden aus dem Arsenale da Marinha heimlich hervorgeholt (was jedoch sogleich verrathen ward), und die Proscriptions-Listen waren bereits ohne Zweifel angefertigt. Da stand das Volk in Massen auf, und versammelte sich auf dem Campo S. Anna. Die Juizes de paz (Friedensrichter) wurden als Deputation nach St. Christovao zum Kaiser geschickt, ihn zu ersuchen, zu seinem und seines Volkes Wohle die vorigen Minister wieder einzusetzen; der Kaiser antwortete eigenhändig, und erklärte, das Recht Minister zu ernennen, hänge verfassungsmäßig ganz von seiner Willkür ab, das Volk solle den von ihm Erwählten vertrauen, er und sie würden das Gute der Nation zu handhaben wissen. Da erscholl von allen Seiten: „Verrath, Verrath; es sterbe Don Pedro!" Man zerriß die Proklamation, und machte Anstalten zum Angriffe; die Bataillone, die dem Campo am nächsten lagen, rückten aus und vereinigten sich mit der Bürgerschaft, was auch General Lima that, der am 18 März entlassen, doch selbigen Tages wieder in seine Stelle eingesetzt worden war. Eine zweite Deputation mit Lima an der Spitze, ging an den Kaiser ab, der zur Antwort gab: „er werde mit dem Schwerte in der einen, mit der Konstitution in der andern Hand, auf dem Platze erscheinen, und so die Rebellen zur Ruhe bringen;" Dieses unbesonnene Wort ward die Loosung zur Revolution; die übrigen Bataillone fanden sich im Verlaufe weniger Stunden ein; selbst die sogenannte Artilleria montada, welche in St. Christovao lag, verließ den ihr angewiesenen Posten. Freilich sagt man, und mit Recht, daß das Militär bloß von Don Pedro abfiel, aus Mangel bestimmter Befehle, aus Mangel eines entschlossenen Führers, oder vielleicht auch, und Dieß ist das Wahrscheinlichste, weil der entscheidende Moment versäumt wurde, es marschiren zu *lassen*. In der Nacht vom 6 auf den 7 April sandte Lima seinen Adjutanten, den bekannten Major Frias e Vasconcellos zum Kaiser, einen letzten Versuch zu machen, und ihm anzukündigen, die Truppen und Bürger verlangten nach St. Christovao zu marschiren; da gab Don Pedro seine Sache und die seiner Partei verloren, nicht weil er ohnehin nicht anders konnte, sondern weil es ihm an Seelenstärke gebrach, mit seinem Volke zu gehen, oder gegen dasselbe aufzutreten. Er entließ sämmtliche Minister, mit Ausnahme Inhambupé's, und übergab an Frias die zwei wichtigen Aktenstücke ihrer Entlassung und seiner eigenen Abdankung ohne allen Vorbehalt, worauf er am Bord des Warspite (des englischen Admiralschiffes), eine Zuflucht suchte. Da die Revolution vorzüglich das Werk des übergegangenen Militärs geworden war, und *Alles* von dem guten Benehmen desselben abhing, so steigerte sich *Lima's* Einfluß zum Außerordentlichsten; obgleich allgemein gesagt und mit Recht behauptet wird, daß die Umstände mehr ihn, als er die Umstände benutzt habe. Er ward daher in der provisorischen Regierung der Repräsentant der Revolution, das heißt, des revoltirten Volkes und Militärs von Rio de Janeiro.

Nicolao Pereira de Campos Vergueiro dagegen ward sein Mitregent aus entgegengesetzter Ursache; weil er ein Brasileiro adoptivo, und von der entschiedensten Opposition war. Bei dem Ausbruche der Revolution, wo das Volk gegen alle Portugiesen, selbst gegen Brasileiros adoptivos wüthete, war die bloße Erscheinung seines Namens von der wohlthätigsten Wirkung; man wollte gleichsam durch ihn aussprechen, daß Brasilien keines seiner angenommenen Kinder verstoße, insofern er sich wie Vergueiro pflichtmäßig gegen sein neues Vaterland betrage. Vergueiro, geboren in Portugal, studirte die Rechte zu Coimbra, ohne es zum Promoviren bringen zu können; deßhalb ging er auch nach Brasilien, um dort wie so Viele seiner Nation sein Glück zu suchen; anfangs ward er Commis in einem Kaufmannshaus der Rua direita, ging aber bald nach S. Paulo, wo er Requerimente (Bittschriften) und Aufsätze machte, was ein guter Erwerbszweig war, und noch ist. Durch Heirath daselbst gelang er zu einem kleinen Gute, und durch seine Geschäfte zu einem gewissen Namen, was ihm zur Erwählung als Deputirter Brasiliens bei den lissaboner Cortes verhalf. Hier zeichnete er sich um

so mehr als kräftiger Vertreter der Rechte Brasiliens aus, als sein Kollege Francisco Villela Barbosa, der bekannte Dichter, und nachherige Marques de Paranagua, obgleich ein geborner Brasilianer, das Wohl seiner Nation verrieth. Nach seiner Rückkehr lebte Vergueiro als Privatmann, ward aber bei der Emancipation Brasiliens zum Deputirten der Constituinte (konstituirenden Assemblée) erwählt. Hier blieb er stets ein heftiges Mitglied der Opposition, um so heftiger, als er seine Geburt im Auslande gut zu machen hatte. Dreimal erwählten ihn die Provinzen zum Senator; zweimal verwarf ihn der erbitterte Don Pedro, zum drittenmal indessen ließ er ihn zu, bloß um ihn aus der unteren Kammer los zu werden. Indessen befolgte er auch im aristokratischen Senate die Bahn der Demophilie, die ihn so weit gebracht, und that sich besonders 1831 in der Diskussion über das Budget (Ley do Orcament) hervor, wo er gegen Paranagua auftrat, ihm die lissaboner Ereignisse vorhielt, und am wirksamsten zur Annahme des Gesetzes beitrug, welches den Kaiser seines rechten Armes, der fremden Truppen beraubte. Vergueiro ist ehrgeizig und fein, es fehlte ihm zu Don Pedro's Zeiten bloß an der Gelegenheit, trotz seiner Demophilie ein Anhänger der absoluten Partei, der Corcundos, zu werden. So stimmte er in der heimlichen Sitzung 1830 über die Reunion der Kammern ganz anders als in der öffentlichen; in der Krisis 1831 im März ließ ihn der Kaiser rufen, und wollte ihn ins Ministerium aufnehmen; Vergueiro war es zufrieden, wollte sich aber sicher gestellt wissen, und deßhalb zu seinen Collegen Vasconcellos, Limpo de Abreu, Costa Carvalho mit ernannt haben, und allenfalls auch Lino Coitinho, um die nördlichen Provinzen zum Schweigen zu bringen, wie er sich lächelnd gegen den Kaiser ausdrückte. Don Pedro wollte nicht in alle Forderungen einwilligen, und so verblieb es beim Alten. Vergueiro war so bloß Föderalist und Republikaner dem Scheine nach; nun ist er Antiföderalist und ein getreuer Anhänger der neuen Regierung, für die er Alles thut, was er für Don Pedro zu thun nicht für rathsam und gehener fand. Deßhalb sank er auch tief in der öffentlichen Meinung und wird noch stets tiefer sinken.

Joze Joaquim Carneiro de Campos, der Sohn eines begüterten und geachteten Kaufmanns aus Bahia, trat daselbst in den Benediktinerorden; seiner vielversprechenden Eigenschaften halber sandte ihn sein Konvent nach Coimbra, wo er die geistlichen Rechte studirte und promovirte; darauf übernahm er die Erziehung der Söhne des Conde de Lignares, der nun sein kräftigster Gönner ward, und ihm zur Stelle eines Offiziers der Secretaria da Fazenda in Lissabon verhalf; nachher trat er als solcher in die do Estado ultramarino daselbst, und begleitete in dieser Eigenschaft Don João VI nach Brasilien, wo er in die Secretaria do Imperio trat, und bis zur Stelle eines Offizial Major gelangte, die ihm mehr als 20,000 Crusados jährlich abwarf. Als Conselheiro da Fazenda unterzeichnete er die Konstitution Don Pedro's, welche eigentlich meistens sein Werk ist; und ward deßhalb von ihm zum Visconde de Caravellas ernannt; späterhin ward er auch Staatsrath und Senator, und als eines Tages der Kaiser seiner berüchtigten Favorite, der Donna Demetilia de Castro de Canto e Mello, den Titel einer Marquesa de Santos beilegen wollte, schuf er 10 Viscondes zu Marquesen um, und so ward auch er es. Caravellas ist bereits drei bis vier Mal Minister der Justiz und des Innern gewesen, und hat sich stets im ausgezeichnetsten Rufe erhalten; er ist auch einer der vorzüglichsten Redner im Senate, und wird vielleicht an Wohllaut der Sprache und Biegsamkeit bloß von seinem Bruder, dem vortrefflichen Francisco Carneiro de Campos, übertroffen. Er benahm sich während der provisorischen Regentschaft trefflich, und wenn er nicht wieder erwählt wurde, so lag es bloß an seinem Marquesentitel, und keineswegs an seiner ausgezeichneten Persönlichkeit.

(Schluß folgt.)

Ueber die Temperatur des Meerwassers in verschiedenen Tiefen.

Der französische Schiffslieutenant Bérard, der zwei Reisen um die Erde beiwohnte, erhielt von seiner Regierung den Auftrag, die Küsten der Regentschaft von Algier genau und mit allen Einzelnheiten aufzunehmen. Er benutzte diese Gelegenheit, um Untersuchungen über die Temperatur des Wassers in der Tiefe des Meeres anzustellen, und obschon seine Versuche sich nur auf vier beschränken, so sind sie doch, theils wegen der Tiefe, bis zu welcher Hr. Bérard sein Instrument einsenkte, theils wegen der erhaltenen Resultate vom höchsten Interesse.

Die erste Untersuchung fand am 26 Juni 1831 zwischen den balearischen Inseln und der Küste von Algier statt. Das hunderttheilige Thermometer wurde 1200 Faden tief hinabgelassen, und in dieser ungeheuern Tiefe fiel das Quecksilber, das an der Luft 24° und auf der Oberfläche des Wassers 21° zeigte, nur auf 13°. — Beim zweiten, am folgenden Tage ungefähr auf der nämlichen Stelle unternommenen Versuche fiel das Thermometer in einer Tiefe von 600 Faden ebenfalls auf 13°, während es an der Luft 23° 5 und auf der Oberfläche des Wassers 23° 2 zeigte. — Der dritte Versuch wurde am 15 November zwischen den colombrettischen Inseln und dem spanischen Kap St. Martin gemacht. Auch an dieser Stelle des mittelländischen Meeres behauptete die Temperatur der Tiefe sich auf 13°, obschon sie an der Luft nur 16°, und 19° 5 auf der Oberfläche des Wassers war. Am 25 November endlich zeigte das Thermometer in freier Luft 15°, auf der Oberfläche des Wassers 14° 6, und in einer Tiefe von 750 Faden abermals 13°.

Der Kapitän d'Urville, der diese Resultate der geographischen Gesellschaft in Paris mittheilte, sagt bei dieser Gelegenheit: „Man sieht, daß sie vollkommen mit denen übereinstimmen, welche die in den Jahren 1826 und 1829 im Bassin des mittelländischen Meeres von mir angestellten Versuche ergaben, wo ich in den verschiedenen Tiefen von 300, 200, 250, 600 und 700 Faden Temperaturen von 12° 5, 12° 5, 14° 1, 12° 6 und 12° 7 fand, obschon das Thermometer auf der Oberfläche des Wassers 15° 8, 16° 5, 17° 2, 14° 7 und 13° 9 zeigte. Es ist folglich so gut als erwiesen, daß im ganzen westlichen Theile des mittelländischen Meeres die Temperatur des Wassers in einer Tiefe von mehr als 200 Faden auf 13° des hunderttheiligen Thermometers stehen bleibt; wenigstens ist Dieß in der größten von Hrn. Bérard bis jetzt erreichten Tiefe von 1200 Faden der Fall. Die von mir geäußerte Meinung über die Ursachen der Kälte der untern Wasserschichten der freien Meere, die ich der fortwährenden Strömung der Polarwasser, in der Tiefe des Oceans, nach dem Aequator zuschrieb, gewinnt durch diese Erfahrungen an Bestätigung. Da nun die Meerenge von Gibraltar nur eine sehr kleine Menge jener Wasser einläßt, so folgt hieraus ganz natürlich, daß die tiefern Wasserschichten des mittelländischen Meeres nie jene niedere Temperatur erreichen können, die im ganzen Ocean in einer Tiefe von über 300 oder 400 Faden zu herrschen scheint."

Hr. Bérard hat sich vorgenommen, seine so nützlichen Forschungen über diesen Gegenstand fortzusetzen, und er hofft sogar, daß es ihm möglich seyn wird, sie bis zu der ungeheuern Tiefe von 2000 Faden oder 10,000 Fuß auszudehnen.*) Diese mit dem Senkblei vorgenommenen Untersuchungen

---

*) Unlängst noch war man ziemlich allgemein der Meinung, es sey unmöglich, Sondirungen über 200 Faden mit einiger Verläßigkeit zu unternehmen. Kapitän Beechey's, Bérard's und d'Urville's Versuche haben bewiesen, daß

gewinnen aber außerdem, daß sie zur Ermittelung der Temperatur der Meerestiefen dienen, noch an Interesse, daß sie zur Kenntniß der Aushöhlungen des Erdkörpers beitragen, und hiedurch allein einen richtigen Begriff von der Wassermasse geben, die den größten Theil der Erde einnimmt. D'Urville's Senkblei fand auf dem mittelländischen Meere in einer Tiefe von 600 und 700 Faden, und Bérard's mit 600, 750 und selbst mit 1200 Faden noch keinen Grund. Diese Erfahrungen zusammengenommen führen schon zu dem Schlusse, daß selbst in dem engen Bassin des mittelländischen Meeres die mittlere Tiefe der Abgründe desselben unterhalb seines Niveau's, die mittleren Erhebungen der benachbarten Länder über dasselbe Niveau bei weitem übertreffen.

Vermischte Nachrichten.

Ein jüngst in London erschienenes Buch: „Nachlese aus der Naturgeschichte" (Gleanings of natural history) von Jesse enthält viele der merkwürdigsten Züge aus dem Haushalte der Thiere, aber auch nicht weniger unwahrscheinliche Anekdoten von ihrem Scharfsinne und Verstand, woran die Engländer so große Freude haben. Unter Anderm wird erzählt: „Der jetzige König von England bewahrte als Herzog von Clarence in einer Kapelle seines Palastes zu Bushy Park ein Stück von dem Fockmaste des Linienschiffes „Victoire" auf, an welchem Nelson gelehnt stand, als er in der Schlacht von Trafalgar die tödtliche Wunde empfing. Dieses Stück Mast wurde später am oberen Ende des Speisesaals zu Bushy Park, mit der Büste Nelsons darüber, aufgestellt. Es war in der Mitte durch eine Kugel von schwerem Kaliber durchbohrt, und in diese Höhlung hatten, während es sich noch in der Kapelle befand, Rothkehlchen ihr Nest gebaut. Man konnte unmöglich dieses Nest sehen, ohne daran zu denken, welche blutige Seeschlacht vorfallen mußte, um diesen friedlichen Thierchen einen Aufenthalt zu geben." — Der folgende Vorfall wird von dem Verfasser als zuverlässig verbürgt: „Ein Schiffskapitän, der gegenwärtig zu Brighton lebt, zog mehr als zwanzig Meilen weit von der Küste einen Hund aus dem Meere. Dieser Umstand kann vielleicht einiges Licht auf die Thatsache werfen, daß Hunde, die von England nach Irland oder Frankreich verkauft wurden, wieder bei ihren alten Herren erscheinen, und dabei durch das Meer schwimmen. Der Graf L— schickte einige Hunde seiner Meute nach Cumberland in Irland; diese Hunde kamen wohlbehalten dort an, und der Ueberbringer erhielt darüber seinen Empfangschein. Drei Wochen darnach sah man zwei dieser Hunde in dem Hundezwinger des Grafen wieder, aber in einem Zustande der größten Magerkeit und Entkräftung. Ein Gentleman meiner Bekanntschaft versicherte mir, daß ein Jagdhund, den er in Calais zurückgelassen, über die Meerenge schwamm, und wieder in sein Haus nach London kam." — Etwas unwahrscheinlicher klingt folgende Geschichte: „Der lustigste Zug dieser Art, der mir von einem sehr glaubwürdigen Manne meiner Bekanntschaft erzählt wurde, ist folgender, den ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen kann, obgleich er etwas ans Wunderbare gränzt: Ein englischer Offizier vom 14ten Regimente ging eines Tags zu Paris über eine Seinebrücke, als ein Pudel auf ihn zusprang und ihm seine ganz frischgewichsten Stiefel über und über besudelte. Da der Offizier einen Stiefelputzer auf dieser Brücke bemerkte, so ließ er sich von ihm seine Stiefel wieder reinigen. Da sich aber dieser Umstand wiederholt ereignete, so wurde er aufmerksam, beobachtete den Hund, und sah, daß er sich im Schlamme an der Seine wälzte und dann Acht gab, bis Jemand mit glänzend gewichsten Stiefeln vorbei ging, an die er sich dann auf alle mögliche Weise zu reiben suchte. Der Offizier gewann bald die Ueberzeugung, daß der Hund dem Stiefelputzer angehörte, und von ihm dazu abgerichtet worden war. Der Mann gestand es endlich auch ein, und der Offizier, überrascht von der Klugheit dieses Thieres, kaufte ihn seinem Herrn um eine große Summe ab, und nahm ihn mit sich nach England. Vierzehn Tage darnach war der Pudel wieder bei seinem alten Herrn, und setzte mit ihm in Kompagnie ihr früheres Geschäft fort."

Man könnte sich versucht fühlen, die Geschichte der bengalischen Loxia, gleich der Liebe der Nachtigall zur Rose, für eine jener glänzenden Ausgeburten der orientalischen Einbildungskraft zu halten, wenn nicht vielfältige Beobachtungen und die Zeugnisse von europäischen Augenzeugen darüber vorlägen. Dieser Vogel, der in Indien sehr häufig ist, lernt gleich dem gelehrigsten Hunde apportiren, kommt auf den Ruf seines Herrn, setzt sich ihm auf den Finger, und eilt auf den ersten Wink einem Ringe nach, den man z. B. in einen Brunnen wirft, und hascht ihn auf, ehe er das Wasser erreicht. Eben so läßt sie sich, gleich den Tauben der Alten, als Briefbotin gebrauchen, und lernt Brieschen von einem Hause ins andere tragen. Verliebte Hindu-Jünglinge richten sie auch ab, den jungen Indianerinnen ihre „Ticas," kleine Goldplättchen, die sie, wie es seit einiger Zeit unter unsern Frauen Mode ist, zwischen den Augenbraunen tragen, zu rauben. Uebrigens ist der Instinkt der Loxia vielleicht noch bewunderungswürdiger, als Das, was sie von den Menschen lernt. Aus Grashalmen webt sie sich ein Nest in Gestalt einer Flasche, das wie von Tuch gemacht aussieht, und an die höchsten Zweige des indischen Feigenbaums oder der Palme, über den kühlen Ausdünstungen einer Quelle oder eines Baches dergestalt befestigt ist, daß es die Winde schaukeln; der Eingang in dasselbe ist von unten, um die Jungen vor Raubvögeln zu sichern. Dieses Nest, in welchem sich zwei oder drei abgesonderte Kämmerchen befinden, wird von dem klugen Vogel Nachts mit einem Glühwurme beleuchtet, den er zu diesem Zwecke lebendig fängt und innen an der Wand des Zeltes mit etwas feuchtem Lehm befestigt. Folgendes ist der Bericht eines Engländers, der lange Zeit in Indien sich aufgehalten, über diese fast unglaublich klingende Thatsache: „Da ich mich von der Wahrheit der Sache mit eigenen Augen überzeugen wollte, so beschloß ich selbst ein Nest dieses Vogels zu untersuchen, und gab deßhalb Nachmittags vier Uhr meinem Bedienten den Auftrag, den Vogel zu verfolgen und nicht nach dem Neste zurückkehren zu lassen, bis ich dieses in Augenschein genommen. Ich öffnete den Eingang und fand wirklich einen Glühwurm an der Wand mit jener Erde befestigt, welche die Hindu „Morum" nennen. Nachdem ich das Nest wieder verschlossen und an Ort und Stelle gebracht hatte, untersuchte ich es am folgenden Abend noch einmal, und fand abermals einen kleinen Glühwurm mit frischem Lehm zur Seite des Eingangs angeheftet, wie ich es am vorigen Tage gesehen hatte. Noch an drei andern Nestern nahm ich dieselbe Untersuchung vor, und fand überall die kleine lebendige Nachtlampe; in einem vierten war das feuchte Thonklümpchen schon bereit, aber der Glühwurm noch nicht aufgesteckt." Der Beobachter der Loxia findet es nicht wahrscheinlich, daß der Vogel den Glühwurm zur Speise heimtrage, da die Loxia ihre Nahrung nicht in der Nacht zu sich nimmt, sondern Dieß bei hellem Tage zu thun pflegt.

man sie leicht bis auf eine Tiefe von 1000 und 1200 Faden ausdehnen kann, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß mit Beharrlichkeit und nöthiger Vorsicht sogar eine Tiefe von 2000 bis 3000 Faden zu erreichen möglich ist.

Erklärung.

Wie uns das Verbot des Auslandes in den preußischen Staaten nur durch die beiläufige Erwähnung davon in einem Korrespondenzartikel der Allgemeinen Zeitung bekannt wurde, so erfahren wir die Zurücknahme dieses Verbotes gleichfalls nur beiläufig wieder aus einigen deutschen Blättern. Diese Zurücknahme, heißt es darin, sey von Seite der preußischen Regierung erfolgt, seit das Ausland sich in den vorgeschriebenen Gränzen gehalten habe; in einem andern Blatte liest man: seit es in angemessenen Gränzen geblieben sey. Ohne auf die Gründe eingehen zu wollen, durch die sich die königl. preußische Regierung veranlaßt finden konnte, ein Verbot des Auslandes und dessen Aufhebung zu verfügen, können wir nicht umhin zu bemerken, daß die Folgerung, die man aus den oben angeführten Worten ableiten zu wollen scheint, durchaus ungegründet ist. Wir können die zuverlässigste Versicherung geben, daß nicht die fernste Anmuthung dieser Art an uns gelangte, und daß wir auch künftighin keine andere, als die uns von dem Zwecke unsres Blattes vorgeschriebene Bahn verfolgen werden, ohne andere Rücksichten, als die uns unsere Pflicht gegen das Publikum, unsre Ueberzeugung, leidenschaftslose Freimüthigkeit und die bisher behauptete Unabhängigkeit unserer Meinung auferlegen.

Die Redaktion des Auslands.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 152. 31 Mai 1832.

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Ungerecht, wie die Verfasserin gegen Alles ist, was in Nordamerika nicht englischer Art und Sitte gleichsieht, sind es auch ihre Urtheile über das weibliche Geschlecht. Die Sittenreinheit und Kindlichkeit desselben, die von allen Reisenden in Nordamerika einstimmig anerkannt wird, erscheint ihr bloß als linkisches Wesen und Ungeschick; am wenigsten aber kann sich die verzärtelte englische Stadtdame mit den schweren und mühseligen Arbeiten versöhnen, zu denen dort auch das andere Geschlecht seine schönen Hände hergeben muß. Die Ausrodung einer Strecke Urwaldes ist freilich kein Federlesen, und der Ansiedler ist gezwungen, mit Weib und Kind rüstig Hand anzulegen; aber dafür wächst ihm eine kräftige Nachkommenschaft heran, und er weiß, daß er den der Wildniß abgerungenen Boden einem Geschlechte freier Bürger hinterlassen wird. Doch hören wir die Verfasserin selbst mit ihrem Jammer:

„Die Frauen sind in der That die Sklaven der Scholle. Man darf bloß die Frau eines amerikanischen Ansiedlers ansehen, und sie nach ihrem Alter fragen, so wird man sich überzeugen, daß sie ein Leben voll Mühseligkeit, Entbehrung und Arbeit führt. Selten findet man ein Weib in diesem Stande, das über dreißig Jahre hinaus ist, ohne jede Spur von Jugend und Schönheit eingebüßt zu haben. Häufig sieht man Weiber mit Kindern auf dem Schoß, die man für ihre Enkel hält, bis irgend Etwas das Gegentheil beweist. Selbst die Mädchen, obgleich oft mit sehr lieblichen Gesichtern ausgestattet, sehen bleich, hager und schmächtig aus. Ich erinnere mich nicht, ein einziges Mal unter der ärmeren Volksklasse jene derben, rosigen und lachenden Gesichter bemerkt zu haben, wie man sie in unsern Dörfern häufig trifft. Der Abscheu vor dem Dienste, der aus ihrer eingebildeten Gleichheit entspringt, hält die Mädchen von jener gesicherten und behaglichen Unterkunft fern, die sich ein ordentliches Mädchen in England verschaffen kann; und die Folge hievon ist, daß die Töchter, bei aller unehrerbietigen Freiheit gegen ihre Eltern, doch wirklich zu Haussklaven werden. Dieses Verhältniß, das durch keine öffentliche Lustbarkeit, kein Dorffest u. s. w. auf Augenblicke eine heitere Abwechslung gewinnt, wird nur gegen die noch traurigere Bürde eines mühsalbeladenen Ehestandes umgetauscht. *) Sie heirathen sehr jung, und nirgends findet man Mädchen, die auf jener reizenden Stufe zwischen Kindheit und Ehe stehen, auf der man sich, wenn man anders seine Zeit nützlich anwendet, so viel nützliche Kenntnisse erwerben kann, und der Charakter die nöthige Kraft gewinnt, die wichtigere Rolle der Gattin und Mutter würdig zu übernehmen. Das schmächtige kindische Ding ohne Kraft des Geistes und des Körpers muß eine Last von Mühseligkeiten auf sich nehmen, die ihr junges Auge bei Zeiten trübt und ihre Wangen bleicht, bevor Natur ihr noch die Vollendung des ausgebildeten Weibes gegeben hat." . . .

„Unter den vielen Beispielen jener in Amerika so häufigen Art von Verschämtheit, die bei uns so selten ist, sah ich wiederholt eines, das eben so stark das Zartgefühl der Damen berührte, als es den Herren unerschöpflichen Stoff zu scherzhaften Angriffen bot. Ich sah es an verschiedenen Orten und wohl zwölfmal in einer und derselben Art. Ein Mädchen ist z. B. beschäftigt, ein Hemd zu verfertigen — ein Hemd, ein Wort, das von einem weiblichen Munde ausgesprochen, als die größte Leichtfertigkeit genommen werden würde — ein Herr kommt zum Besuch und fängt seine Unterhaltung sogleich mit den Worten an: „Was machen Sie da Schönes, Miß Clarissa?" — „Bloß ein Jäckchen für meiner Schwester Puppe." — „Ein Jäckchen? Wollen Sie mich zum Besten haben Miß Clarissa? Ei, sagen Sie mir doch, was es wird?" — „Ach, es ist eine Schürze für eine unserer Negerinnen." — „Wie eine Schürze? Miß Clarisse. Aber wozu sind denn beide Seiten zusammengenäht? Gewiß, Sie könnten mir es besser sagen?" —

*) „Ich sah nirgends noch, sagt die Verfasserin an einem andern Orte, eine Bevölkerung, die so ohne alle Fröhlichkeit ist; man trifft von einem Ende der Union bis zum andern keine Spur davon. Sie haben keine öffentlichen Feste, keine Musik auf den Straßen, keine Puppenspiele u. s. w. Ein ausgezeichneter Buchhändler in Amerika erzählte mir, daß noch keine komische Schrift im Publikum Glück gemacht." — Wahrscheinlich ist eben auch keine darnach erschienen. Daß es den Amerikanern nicht an der heitersten Laune und dem gesundesten Humor fehlt, dafür ist wohl Washington Irving Bürge genug, und wenn die Amerikaner ernster sind, als es Mistreß Trollope lieb ist, so muß Dieß als eine nothwendige Wirkung der Freiheit angesehen werden. Die Freiheit wird nur durch Männlichkeit und Ernst erhalten und erworben. Es gibt nichts Lustigeres, als die Negervölker, die man fast von der Natur zur Sklaverei bestimmt zu halten geneigt war. A. d. R.

„Nun, wenn Sie es denn doch wissen müssen, einen Ueberzug für ein Kopfkissen gibt es." — „Nun, Das lasse ich mir gefallen, das ist ein Ueberzug für das Kopfkissen eines Riesen. Soll ich rathen, Miß?" — „Ach, lassen Sie mich, Herr Smith, Sie machen mich ganz schamroth." — Bevor aber das Gespräch auf diesen Punkt kommt, sind beide, Herr und Dame, fast erstickt vor Lachen. Einst sah ich ein Mädchen durch einen Witz so in die Enge getrieben, daß es, um zu beweisen, daß es nur einen Sack verfertigte, vor den Augen des zudringlichen Fragers auch die dritte Seite des Hemdes zusammennähte, und es dann triumphirend hinhielt mit den Worten: „Nun, und was sagen Sie jetzt dazu?"

Weniger mit Unrecht klagt die Verfasserin vielleicht über die Absonderung der Geschlechter bei öffentlichen Unterhaltungen.

„In Amerika," sagt sie hierüber, „werden alle Vergnügungen der Männer, mit Ausnahme des Tanzes, an dem aber fast nur unverheirathete Individuen beiden Geschlechts Theil zu nehmen pflegen, in Abwesenheit der Frauen genossen. Sie speisen mit einander zu Mittag, spielen Karten, haben musikalische Unterhaltungen in großen Versammlungen, aber immer ohne die Weiber. Kaum suchen selbst die Reichsten ihren Gattinnen und Töchtern die gemeinsten Beschäftigungen des schmutzigen Dienstes im Haushalte zu ersparen, die sie fast insgesammt verrichten müssen. Selbst in den Staaten, wo es noch Sklaven gibt, besorgen selbst die angesehensten Frauen, wenn sie auch nicht gerade stärken und bügeln, und die eine Hälfte des Tags Puddings und Kuchen zubereiten, um sie in der andern Hälfte des Tags zu backen, die häuslichen Geschäfte in einer Art, die es ihnen unmöglich macht, elegante und gebildete Lebensgefährtinnen ihrer Männer zu werden. In Baltimore, Philadelphia und Neu-York traf ich freilich Ausnahmen hievon; aber im Allgemeinen vom Lande gesprochen, findet das Gesagte überall Anwendung."

Folgendes ist die Beschreibung eines Balles und Souper's, denen freilich keine unsrer dißatlantischen Schönen beiwohnen würde, ohne die Union und ihre ganze gepriesene Freiheit zu verwünschen, gleich unsrer guten Mistreß Trollope:

„Die Anordnungen zum Souper waren sehr sonderbar, aber sehr charakteristisch für des Landes Art und Sitte. In einem geräumigen Saale war für die Herren zu einem glänzenden Mahle gedeckt; während die armen Damen, jede mit einem Teller in der Hand zu sehen waren, wie sie während der Entfernung der Männer nachdenklich im Saale auf und ab wandelten. Bald darauf traten Diener herein, die gehäuftvolle Platten mit Süßigkeiten, Kuchen, Gefrornem und Crême herumreichten. Die holden Wesen ließen sich nun auf den Stühlen nieder, die längs den Wänden des Tanzsaales aufgereiht standen, und jede begann, ihr Knie als Tisch untergestellt, ihr süßes, aber sehr unbehagliches Mahl einzunehmen. Der Anblick davon war von wahrhaft komischer Wirkung; ihr Putz und das festlich ausgeschmückte Zimmer bildete einen unbeschreiblichen Kontrast zu diesen unbequemen und armseligen Stellungen. Diese Anordnung geschah weder aus Oekonomie, noch aus Mangel an Raum, sondern bloß deßhalb, weil es den Herren beliebte, allein zu speisen. Dieß war wenigstens die Antwort, die ich auf meine Frage, warum die Herren und Damen nicht gemeinschaftlich soupirten, erhielt, und dieselbe Antwort erhielt ich von verschiedenen Personen, an die ich dieselbe Frage richtete."

(Schluß folgt.)

Die Regentschaft in Brasilien.

(Schluß.)

Im Einklange mit dem Artikel 123 der Constitution schritten die vereinigten Kammern zur definitiven Wahl der drei permanenten Regenten. Zuvor bestimmten sie ihnen Attribute und Vorrechte; schränkten ihre Macht ein, ohne sie jedoch der nothwendigen Gewalt zu berauben, und warfen ihnen gebührliche Jahrgehalte aus. Es war natürlich, daß 100 Deputirte und 50 Senatoren, die die Regenten zu erwählen hatten, dieselben aus ihrem Schoße wählen würden; dann war es wahrscheinlich, daß es zwei Deputirte und ein Senator seyn würden; indessen war man allgemein von der Nothwendigkeit von Lima's Wiederernennung überzeugt; man gestand sie auch, der unschädlichen Eigenschaften des Mannes wegen, gern zu; indessen als man späterhin sich von der Nullität des Einflusses des Militärs überzeugte, da es sich von sich selbst gleichsam auflöste, gereute man sich seiner Wahl. Wer sollte aber nun den Sieg davon tragen, die Deputirtenkammer mit zwei, oder der aristokratische Senat mit Einem Kandidaten? Der Eigennutz entschied. Die untere Kammer hatte sich in zwei entschiedene Parteien getheilt, die der Nord- und die der Süd-Provinzen. Nur etwa 15 der besten Köpfe behaupteten die Unabhängigkeit ihrer Meinung, und gingen in keine Verbindungen ein. Die des Südens hatte den sonderbaren Vortheil, daß sie aus wenigen ausgezeichneten, meistens mittelmäßigen Individuen bestand, was eine engere Anschließung des einen an den andern hervorbrachte; die nördliche besaß die talentvollsten Köpfe, war aber deßhalb nicht so einig unter sich; den Ausschlag gab ein Deputirter aus Maranhão, Oderico Mendes, indem er sich mit jenen vereinigte, und für Costa Carvalho zu stimmen versprach, wenn man ihm den Maranhense Braulio Muniz an die Seite setzen wollte. Als nachher am Tage der Wahl Lima einstimmig fast, und Costa Carvalho mit großer Mehrzahl durchgegangen war, ereignete es sich, daß der ganze Senat und etliche unabhängige Deputirte für den Bruder des Marquez von Caravellas stimmten, und so die Stimmen zwischen ihm und Braulio getheilt wurden; da versprach man aber dem Marquez von Barbacena und Consorten, man würde nicht auf Ablegung ihrer Rechnungen dringen, im Falle sie für Braulio stimmten, und so ward bei der zweiten Wahl Francisco Carneiro ausgeschlossen. Hier noch einige Worte über die beiden neuen Regenten.

José de Costa da Carvalho, Sohn eines portugiesischen Zimmermanns, wurde von seinem Vater, der sich mittelst seines Handwerks beim Schiffsbau etwas Vermögen erworben hatte, auf die Universität Coimbra gesandt, nachdem er zuvor in Bahia, seinem Geburtsorte, sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte. In Coimbra studirte er die Rechte, und kam als Bacharel em Leys zurück. D. João VI gab ihm die Stelle eines Juiz de Fora in St. Paulo; dort verheirathete er sich sehr reich, und ließ sich deßhalb daselbst völlig nieder; nun fing er an, indem er das beste und größte Haus in St. Paulo führte, sich in seinen politischen Ansich-

ten auszuzeichnen, und erwarb sich viele Anhänger und Freunde. Nach Auflösung der Constituinte ging er als Deputirter St. Paulo's, nach Rio de Janeiro. Auch er war, und blieb stets ein eifriges Organ der Opposition, und war einer der Hauptleiter der Wähler-Collegien in St. Paulo und Minas. Er so wie Braulio Muniz stimmten für die Dotation des Kaisers, und die Abschaffung einer arbiträren Civilliste; auch bei der Anklage des Kriegsministers Oliveira Alvares blieb er unerschütterlich, und stimmte gegen ihn und den Kaiser. Costa, einflußreich wie er ist, weiß sich in die Umstände zu fügen, nicht wie Lima aus Schwäche, sondern aus angeborner Klugheit. Da er nun den Gipfel seiner ehrgeizigen Wünsche erstiegen, tritt er ganz in die Fußstapfen Don Pedro's; nur mit dem Unterschiede, daß er als geborner Brasilianer und Partei-Haupt bei weitem sicherer als jener, sein Steuer führen kann, und weiter ausschreiten darf. Costa, so wie ganz Minas und St. Paulo, sind Antiföderalisten.

Braulio Muniz (João) der rechtschaffenste der drei Regenten ward seiner Privattugenden halber gewählt, und weil man überzeugt war, er würde sich nie gegen Costa Carvalho auflehnen, im Gegentheile sich eng an jenen halten, dem er in intellektueller Hinsicht sehr nachsteht. Dieß hat sich auch bis jetzt so bewährt. Er ist aus Maranhao gebürtig, wo sein Vater eine Fazenda (großes Gut) besaß, ging nach Coimbra, und kam ebenfalls als Bacharel em Leys zurück. Indessen lebte er als bloßer Privatmann, als ihn Maranhao zum Deputirten erwählte, worauf er nach Rio ging; er war ein steter Vertheidiger der Volksrechte, sprach indessen nie öffentlich. Der Eindruck, den die Wahl dieser drei Männer auf das Publikum machte, war ganz eigener Art.

Kaum hatten die Kammern entschieden, als jeder die drei Personen anstaunte, die plötzlich aus dem Privatstande hervorgerufen wurden, um die höchste Stelle im Lande zu bekleiden. Die Herren Marquesen und Fidalgos, die im Geheimen wohl wußten, durch welche Mittel diese Wahl unbekannter Männer, wie sie sie in selbstgefälliger Rücksicht auf ihre hohen eigenen Personen gern nannten, möglich geworden war, verschrien nichts desto weniger überall ihr eigenes Werk, um sich den Schein zu geben, als sey die Deputirtenkammer allein über alle nachtheiligen Folgen dieser Wahl verantwortlich. Es ist wahr, man war einigermaßen berechtigt zu glauben, daß nach solcher Krisis, wo der öffentliche Kredit im In- und Auslande gelitten, die Assemblea geral nur bedeutende, einflußreiche, längst bekannte Männer aussuchen würde, um ihnen die höchste Gewalt anzuvertrauen, theils um dieselbe zu konsolidiren, theils um die Verantwortlichkeit einer solchen Wahl auf die allgemeine öffentliche Meinung zu schieben, und diese wenigstens gleichsam zu Mitschuldigen zu machen. Nun gesteht man sich indessen allgemein ein: aus dem Schoße der Repräsentanten der Nation mußten die Regenten genommen werden, so erfordre es das Wohl des Landes, ohne alle Nebenrücksichten. Nur dürfte man etwas gründlicher in Hinsicht der Individuen zu Werke gegangen seyn, so daß die Wahl Lima's, Costa's und Braulio's durch die Deputirtenkammer von 1831 schwerlich auf die neue bevorstehende Wahl der drei Regenten Einfluß haben werde, wenn die Reform der Constitution 1832 durchgeht.

J. F. Kr.

Eine Szene auf der Costa Firma.

(Aus Blackwood's Magazine.)

Das dumpfe Knurren und kurze Gebell des Hundes weckte mich aus dem Schlafe. Die Nacht war bereits weit vorgerückt; die winzigen, im Thürgange schimmernden, Lichtfunken der Feuerfliegen erblichen mehr und mehr; das Zirpen der Grillen und Eidechsen und das Schnarchen der Baumkröte wurde schwächer; das wilde Geschrei der Tigerkatze war verstummt. Der Terral oder Landwind, der gewöhnlich gegen Morgen am stärksten weht, strich klagend über den Hügelhang und rauschte mit traurigem Gestöhn durch das die Hütte umgebende Strauchwerk, und schüttelte den schweren Nachtthau, wie dicke Regentropfen von den Palmen und Kokusbäumen.

Das hohle Picken des Baumspechts, der helle Flötenton des Pavo del Monte; das mißklingende Gekreisch des Makano; das schrille Girren des wilden Guineavogels und das Geplapper der Papagaien ließ sich allmählich aus dem Walde hören. Der unheilbedeutende Gallinaso flatterte und kreiste um die Hütte, und stolz schritt der hohe Flamingo auf den feichten Stellen des Pfuhls unten umher, der den scheußlichen Alligator barg und der nur durch eine schmale Schlammbank von dem Meere getrennt war, wo ein Trupp Pelikane auf den Trümmern eines unserer Boote saß, und sich das Gefieder vor dem Winterfluge putzte. Im Osten erglühte das tiefe Blau des Firmaments, an welchem die kleineren Sterne alle, nur „das Auge des Morgens" nicht, rasch verschwanden zum herrlichsten Purpur, und Flaggen gleich schossen die goldenen Strahlen der noch zögernden Sonne überall hinaus, hinauf, durch das verziehende Gewölk, als dieses in einen kurzen Schauer sich auflöste, der gleich einem Schleier von Silberflor zwischen uns und den ersten, primelfarbigen Streifen eines tropischen Morgenhimmels niederfloß.

„Das war ein Flintenschuß," sagte der Lieutenant. Der Indianer kroch auf dem Bauche zur Thüre, legte das Kinn an den Boden und hielt seine offenen Handflächen hinter die Ohren. Man hörte einen langgezogenen Hornton in der Ferne, dann drei bis vier Schüsse in blitzschneller Folge nacheinander fallen. Herr Splinter wollte hinaus, allein der Indianer hielt ihn am Beine und stieß das einzige Wort „Españoles" hervor.

In dem Augenblicke stürzte ein junges indianisches Weib, ein kreischendes Kind in den Armen, auf die Thüre zu. Eine schwarzblaue Schußwunde saß ihr im Nacken, von dem zwei bis drei dicke dunkle, gerinnende Blutstropfen herabträufelten. Ihr langes schwarzes Haar flatterte in wild aufgelösten Flechten, und ihre Züge waren verzerrt und spitzig, wie die eines mit dem Tode Ringenden. Mit einem wilden Blick nach hinten keuchte sie: „Escopa, Oreoquo, para mi soi, muerto ya!" Noch ein Schuß — und krampfhaft drückte das bedauernswerthe Geschöpf ihr Kind an sich, dessen schwacher schriller Schrei, wie es sich mit der Mutter Todeskreischen mischte, mir oft noch bis zu dieser Stunde in den Ohren klingt, und rollte, rückwärts fallend, den Hügel hinab uns aus dem Gesicht. — Mittlerweile hatte eine Abtheilung spanischer Soldaten die Hütte umzingelt, von denen nun Einer, vor der niedern Thüre knieend, seine Muskete hereinwärts richtete. Da feuerte der Indianer, der Weib und Kind vor seinen Augen so grausam hatte niederschießen sehen müssen, seine Büchse ab, und todt sank der Mann um. „Sigi mi Querida Bondiamaldito." Dann sprang er auf seine Füße, reckte seine Gestalt hoch empor und rief mit gen Himmel ausgestreckten Armen, während ihn ein heftiger Schauer, wie ein Fieberanfall, schüttelte mit gellender Stimme die letzten Worte in seinem Leben: „Venga la suerte, ya soi listo!" und nahm dann seine kauernde Stellung am Boden wieder ein. Ein halbes Dutzend, aufs Gerathewohl abgefeuerter Musketenkugeln schlug jetzt durch die Rohrwände, während der Lieutenant, der gut Spanisch sprach, aus voller Kehle hinausschrie, „wir seyen englische Offiziere, die Schiffbruch gelitten hätten." — „Mentira" brüllte der die Streifwache befehligende Offizier, Piratas son ustedes! Piraten mit indianischen Banditen im Bunde! zündet die Hütte an, Soldaten, und verbrennt die Schurken!" Jetzt war keine Zeit zu verlieren; Herr Splinter machte einen kräftigen Ausfallversuch, wobei ich ihn mit dem ganzen Rest meiner Stärke unterstützte; allein sie schlugen uns mit ihren Flintenkolben zurück.

„Wo sind denn Eure Patente, Eure Uniformen, wenn Ihr brittische Offiziere seyd?“ — Wir hatten weder diese, noch jene, und so schien dann unser Loos unvermeidlich. Der Thürgang wurde mit Strauchwerk angefüllt, Feuer an die Hütte gelegt — und bald hörten wir das Knattern des Palmenblätter-Daches, während dichte erstickende Wolken von weißem Rauch durch die Decke auf uns hereinquollen.

„Hilf Einmal, Tom; jetzt oder nie; und stöbere den finstern Mann da auf.“ doch der blieb regungslos, wie ein Steinbild. Wir legten unsere Schultern an die Schlußwand, und hoben und drückten aus Leibeskräften; schon wollte uns der Athem beinahe ausgehen, als die Wand nachgab, und wir nun mitten in die Soldaten geradeaus hineinstürzten, und uns hinten nach „Sneezer“ *) mit seinem scheckigen Fell, voll Theerklümpchen, die wie eine Kienfackel brannten. Ohne viele Umstände packte er den Soldaten, der mich sonst erdrosselt haben würde, „par la queue,“ wobei er ihm die Rockschöße anzündete und die Patrontasche in die Luft sprengte. Das Possierliche dieses Angriffs rettete uns — glaube ich — mit des Himmels Hülfe vor einem augenblicklichen Tode unter den Bajonnetten der Soldaten. Herr Splinter gewann dadurch Zeit, wieder Athem zu schöpfen, schüttelte die beiden Soldaten, die ihn — einen äußerst starken Mann — festzuhalten gesucht hatten, ab und stürzte wieder in die Hütte. Ich glaubte, er sey toll geworden, zumal, als ich ihn gleich darauf mit brennenden Kleidern und Haaren zurückkommen, und die Leiche unseres Kapitäns herausschleifen sah. Er schlug das Segel, worein diese gewickelt war, auseinander, deutete auf die Ueberbleibsel der Marine-Uniform, welche der verstümmelte und bereits verwesende Leichnam trug, und sagte mit großem Ernst zu dem Offizier: „Wir sind in Ihrer Gewalt, und Sie können uns morden lassen, wenn Sie wollen; das war übrigens mein Kapitän, noch vor vier Tagen, und Sie sehen, er wenigstens war brittischer Offizier — überzeugen Sie sich selbst.“ Der Mann, an den er sich gewendet hatte, ein hübscher, junger Spanier, mit einem hell-olivenbraunen Gesichte, kleinem braunen Schnurrbarte und großen schwarzen Augen, schauderte bei dem gräulichen Anblick zusammen, that aber doch das Verlangte.

Als er die Krone und den Anker und Sr. Majestät Namenszug auf dem Rocke des todten Offiziers sah, schien er unserer Versicherung Glauben zu schenken und sagte in verändertem Tone: „Es verdad, son de la marina Englesa; aber — Senores — waren denn nicht drei Personen in der Hütte?“ Drei waren es freilich — die Flammen hatten inzwischen das dürre Dach und die ausgetrockneten Wände mit unglaublicher Schnelligkeit verzehrt, die Hütte war zusammengestürzt, Oreque jedoch nirgends zu sehen. — — Es kam mir vor, als sähe ich etwas mitten in der Lohe sich bewegen ...... doch konnte ich mich ja auch getäuscht haben. Da hob sich abermals die weiße Asche und eine halb verbrannte Hand...... ein halb verbrannter Arm...... schob sich langsam durch die stäubende Masse; dann kam ein menschliches Haupt, an dem die Haut von dem Schädel und das Fleisch von den Kinnbacken und Wangenknochen weggebrannt war; noch hob sich der Rumpf, an dem die blutenden Rippen bloß lagen, und die Jammergestalt des Indianers mit den verkohltem Sparrwerk gleichenden Gliedmaßen stand aufrecht vor uns, einem Höllengeist ähnlich, mitten in den lodernden Flammen. Er machte keinen Versuch zu entrinnen, sondern wankte wie ein Betrunkener und stürzte dann kopfüber zu Boden, indem er in seinem Fall Wolken von Rauch und einen Regen von stiebenden Funken in die Höhe trieb.

Armer Oreque! das junge Licht bescheint jetzt deine Asche, und die todten Leiber der unglückseligen Bondia und ihres Kindes, und ehe es scheidet, wird ihr Gebein, weiß und fleischlos, wie das Deine, ein traurig Ueberbleibsel von dem Mahle der Vögel der Luft und der Thiere des Waldes umher liegen! — —

Der Offizier, welcher zu dem Belagerungsheere vor Karthagena gehörte, behandelte uns fortan mit großer Höflichkeit; er ließ sich die Geschichte unseres Schiffbruchs erzählen, und auf seinen Befehl mußten uns seine Leute die Reste unseres vormaligen Befehlshabers begraben helfen. Den ganzen Tag über blieben wir an diesem Theile der Küste, gegen Abend zog sich indessen die kleine Streifschaar auf die Außenposten zurück, zu denen sie gehörte — wo wir dann nach einem, etwa einstündigen Marsche aus einem trockenen Flußbette, in welchem uns die Nacht überholt hatte, heraus, und plötzlich auf eine kleine Bergebene kamen, welche die Außenposten besetzt hielten. — Tapferere Soldaten beim Angriff, als die Spanier, mag man wohl finden, so malerische aber beim Lagerfeuer gewiß nicht.

Ein riesengroßer Baumwollenbaum, gegen den unsere stämmigsten englischen Eichen nur wie Zwerge erscheinen würden, ragte auf der einen Seite empor und überschattete die ganze Fläche. Das helle Licht des Vollmonds glänzte durch die obersten Blätter, und säumte die höheren Zweige mit Silber, im seltsamen Widerspiel mit der Szene unten, wo ein mächtiges Wachtfeuer einen grellrothen Glast auf die Gegenstände ringsumher warf und dichte Rauchwolken in die Höhe trieb, welche in dunkeln Ringeln zwischen dem Laubwerk hinaufwirbelten, und in der stillen Nachtluft gleich einem Baldachin überhingen, während sie den Raum unten vergleichungsweise hell ließen. Ein für den augenblicklichen Gebrauch errichtetes Wachthaus mit einer rohen Veranda von Bambusröhren und Palmblättern stand zwischen zweien der ungeheueren Wurzelsprossen des mächtigen Baumes, die hölzernen, Strebepfeilern gleich, vom Mutterstamme hinausschossen, während weiter oben eine Art Gerüst aus quer über die niederen Aeste gelegten Planken gebildet, einen Vorrath von Lebensmitteln trug, der mit Theertuch zugedeckt war; im Hintergrunde glänzten die Gewehre der dort auf und ab gehenden Schildwachen; Einige von der Mannschaft lagen schlafend auf hölzernen Pritschen und auf dem flachen Dache zwischen den Zweigen, wo ein kleines, affenartig aussehendes Männchen in Tambouruniform saß, und eine biskayische Volksweise auf einer Art Dudelsack spielte; noch Andere waren um das Feuer versammelt und kochten ihr Nachtmahl oder putzten ihre Waffen.

Mit hellem Scheine fiel das Wachtfeuer hinüber auf die lange Reihe spanischer Transportschiffe, die das Vordertheil der Küste zugekehrt vor Anker lagen; hinüber nach den weißen Segeln der Kriegsfahrzeuge, welche noch in der offenen See herumkreuzten, und nun mit der zunehmenden Nacht gleich Seegespenstern hereinschwebten, und nach dem plätschernden Fall ihrer Anker und einem hohlen Gerassel des Kabeltaues, still und schweigend sich neben die übrigen legten. Weiterhin fiel es in einem Purpurstrome auf den ruhigen Wasserspiegel der wohlumschirmten Bucht, und kämpfte hier mit dem sanfteren Licht des Mondes, und färbte die in seiner Silberspur glitzernden Wellchen wie mit Blut, während dann und wann einem Feengebilde gleich ein Wachtboot darüber hingleitete und nun die Waffen seiner Mannschaft das rothe Licht spiegelnd zurückwarfen.

Außerhalb dem Bereiche des heißen, dampfigen Glasts trat der herrliche Planet, von seinem Sternengefolge umgeben, wieder in seine vollen Herrscherrechte, und erquickt erging sich der Blick in der lieblichen von der freundlichsten Lichtscheibe beglänzten Nacht, die da und dort irgend ein phantastisches Gebild in den Schäfchenwolken zeigte, die — unheildrohenden Wunderzeichen gleich — über der zum Untergang bestimmten Festung hingen; während unten die hohe Kuppe der Popa mit ihrem stattlichen Klosterbau, die von Geschützen starrende Citadelle San Felipé, die weißen Stückbettungen und zahlreichen Thürme der schwer bedrohten Stadt Karthagena und die vor ihr geankerten spanischen Blokadefahrzeuge friedlich im Mondlicht schliefen. —

Der Kapitän empfing uns sehr höflich und bedauerte, uns so wenig Bequemlichkeiten für die Nacht bieten zu können. Er gab uns das Beste, was er selbst hatte — und das war noch schlecht genug — an Speisen und Wein, ehe er uns in diese Feldhütte wies, wo wir einen roh gezimmerten Sarg gerade auf der Bank stehen sahen, die uns zur Lagerstätte dienen sollte. Mit der größten Gemüthsruhe von der Welt ließ er ihn wegschaffen, indem er gegen uns bemerkte: „es sey nur Einer von seinen Leuten gewesen, der heute Morgen am Vomito (Gelben Fieber) — gestorben sey.“ „Einladendes Land — das!“ sagte Herr Splinter, „und einen ergötzlichen Morgen haben wir heute davon gehabt, Tom!“ —

*) „Nieser“ — der Hund. D. Ueb.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 153. 1 Junius 1832.

Die Mörder des Herzogs von Berry. *)

(Eine psychologisch-kriminalistische Skizze.)

Es war am Fastnachtsdienstage, den 13 Februar 1820 gegen eilf Uhr Nachts, als der Herzog von Berry seine Gemahlin, die von den Vergnügungen des Abends ermüdet war, an den Ausgang des Opernhauses führte und ihr eben die Hand bot, um sie in den Wagen zu heben, als ein Mann sich zwischen die Schildwache, die das Gewehr präsentirte, und die Mauer des Gebäudes drängte, auf den Prinzen losstürzte, ihn bei der linken Schulter ergriff und ihm mit einer spitzigen Waffe einen heftigen Stoß in die rechte Seite versetzte. Der unglückliche Herzog, der Anfangs nichts gefühlt hatte, stürzte plötzlich von Blut überströmt zu Boden und rief, daß man ihn ermordet habe. Ein Dolchstoß tödtete in seiner Person alle Hoffnungen der Bourbonen des ältern Zweiges; sein Stamm erlosch mit ihm, und es bedurfte nicht weniger als eines Mirakels, um einen neuen Sprößling daraus hervorzutreiben.

Inzwischen war der Mörder in vollem Laufe durch die Straße Richelieu entflohen und wendete sich nach den Boulevards, wo der Glanz der Beleuchtung ihn verrieth. An der Ecke der Arkaden Colbert's wurde er verhaftet und nach dem Corps de Garde gebracht, ohne daß man noch gewiß wußte, ob man den wirklichen Thäter ergriffen habe. Es war ein Mann von mittlerer Größe, kastanienbraunen Haaren und Augenbraunen, in blauen Ueberrock, schwarzes Halstuch und schwarze Weste gekleidet; sein bleiches ovales Gesicht hatte regelmäßige Züge, eine gewisse Zartheit und einen auffallenden Ausdruck; seinen blauen und tiefliegenden Augen fehlte es nicht an Lebhaftigkeit, so wie er seinem ganzen Aeußeren nach, die Spuren von Ringen, die er einst in den Ohren getragen hatte, abgerechnet, dem wohlhabenderen Bürgerstande anzugehören schien. Auf die an ihn gerichteten Fragen erwiderte er, ohne zu stocken, und mit gefaßtem Tone: er heiße Louis Pierre Louvel, sey aus Versailles gebürtig, siebenunddreißig Jahre alt, Sattlergeselle der königlichen Marställe, auf dem Platze des Carroussels; mit eben so ruhiger Stimme fügte er hinzu, daß er der Mörder des Herzogs von Berry sey. „Ungeheuer,“ rief ihm hier Herr von Clermont Lodeve zu, der ihm zu dem Corps de Garde gefolgt war, „Ungeheuer, was trieb Dich an zu diesem Verbrechen? — „Ich wollte mein Vaterland von seinen grausamsten Feinden befreien,“ war Louvel's Antwort. „Seit 1814,“ setzte er hinzu, ging ich mit diesem Vorhaben um, zu dem ich vor sechs Jahren in Metz den Entschluß faßte. Seitdem folgte ich dem Prinzen oft auf seinen Jagden in der Absicht, ihn zu tödten.“ Es ist hiebei zu bemerken, daß ihm, in dem Augenblick, wo man ihn ergriff, die Handfesseln so unbarmherzig fest angelegt wurden, daß ihn darüber fast eine Ohnmacht befiel. Der Polizeipräfekt Herr Anglès brachte Louvel, von einem Lieutenant der Gendarmerie begleitet, in seinem eigenen Wagen nach dem Hotel des Ministeriums des Innern, wo das Verhör Louvel's bis zum andern Tage sieben Uhr Abends fortdauerte. Hierauf wurde er in die Conciergerie gebracht, die er nur zwei oder dreimal in Verlauf seines Prozesses verließ, und endlich zum letztenmale am darauffolgenden 7 Junius, um das Schaffot zu besteigen.

Louvel's Kerker war im entlegensten Theile der Conciergerie, und man konnte zu ihm nur durch eine Reihe langer düsterer Gänge gelangen, deren faulige und ungesunde Luft durch den erstickenden Dampf der Lampen, die dort Tag und Nacht brannten, noch mehr verdichtet wurde. Ein schmales Fenster, mit Eisenstäben vergittert und tief in die Mauer hineingewölbt, ließ dem Gefangenen nur einige Stunden Tageshelle. Louvel selbst, die Arme immer im Zwangskamisol und nur während des Essens fesselfrei, stets ruhig und gelassen, wie im Augenblick seiner Verhaftung, saß fast den ganzen Tag auf dem Gestelle des elenden Gefängnißbettes, oder ging auch manchmal in seinem Kerker auf und ab, der kaum acht bis zehn Schritte maß, und den er noch mit einem Polizeibeamten theilen mußte, der beauftragt war, ihn unaufhörlich zu beobachten. Während seiner langen Gefangenschaft unterbrach er zuweilen die Eintönigkeit der Stunden und eines stäten Stillschweigens, indem er von seinen früheren Lebensverhältnissen, seinem Verbrechen und andern unbedeutenden Nebensachen sprach, was ihm einige Zerstreuung gewährte. „Ich faßte meinen Entschluß,“ sagte er am ersten Abende seiner Gefangenschaft, „im Jahre 1814, und der erste Gedanke dazu stieg in mir auf, als ich auf den Wällen von Metz Schildwache stand, wo ich in der Nationalgarde diente. Seit einigen Wochen waren wir von den

*) Der Verfasser dieser Skizze verbürgt sich für die in diesem Artikel enthaltenen Details, so wie für die wörtlichste Genauigkeit der Stellen, in denen Louvel redend auftritt. „Wenn ich erst nach zwölf Jahren das Andenken Louvel's wieder auffrische, bemerkt der Verfasser hiebei, so geschieht es nur deßhalb, weil bis auf diese Stunde noch ein völliges Dunkel über dem wahren Charakter dieses Mannes schwebte.“

Fremden blokirt, als ich durch die Zeitungen, die ich damals las — seitdem aber habe ich keine mehr gelesen, denn ihr Inhalt macht mir übel — erfuhr, daß die Bourbonen nach Frankreich zurückkommen und den Thron wieder besteigen würden. Von diesem Augenblicke an schwur ich ihnen den Tod; denn in meinen Augen ist es das größte Verbrechen, das ein Franzose begehen kann, mit Hülfe der Feinde in sein Vaterland zurückzukehren. Uebrigens hatten die Bourbonen auch gegen Frankreich schon die Waffen getragen, was ich ihnen nie und nimmermehr verzeihen konnte. Ich erwies meinem Vaterlande einen Dienst, wenn ich sie aus dem Wege räumte, und ich war bereit, allen Strafen zu trotzen, um mein Vorhaben auszuführen. Sechs Jahre lang wartete ich auf die Gelegenheit hiezu, indem ich den günstigen Augenblick zu erspähen suchte, der mir manchmal durch Zufall, manchmal durch eine Anwandlung von Schwäche entging; endlich aber ist der Streich gelungen; und Sie werden mich so ruhig auf dem Schaffot sehen, wie hier, wie bei meinen Sattlerarbeiten, wie ich es immer war."

Da der Polizeibeamte diese Worte nicht hörte, oder wenigstens sich stellte, als hörte er sie nicht, so schwieg der Gefangene und betrachtete stumm seinen Wächter, der ihm die Schnüre von den Schuhen nahm, aus Furcht, Louvel möchte sich ihrer bedienen, sich selbst zu ermorden. Der Gefangene zuckte mitleidig die Achseln und seine Augen sprachen es deutlich genug aus, wie sehr er sich selbst verachten müßte, wenn er eines so feigherzigen Gedankens fähig wäre. Es war schon spät in der Nacht, und obgleich es die erste war, die er in seinem Gefängnisse zubrachte, so versank er doch in einen so ruhigen und tiefen Schlaf, als wenn seine Hand nicht am Abende zuvor erst einen Menschen ermordet hätte.

Am andern Tage wurde Louvel gegen Mittag unter starker Bedeckung nach dem Louvre abgeholt. In einem schwarzbehangenen Saale des Erdgeschosses lag die Leiche des Prinzen noch in seinem blutbefleckten Hemd, mit einem Tuche bedeckt. Mehrere hohe Würdeträger der Krone umgaben sie; auch eine Menge Hofleute hatten sich dort versammelt; unter ihnen auch ein Bischof, dessen Name hier nichts zur Sache thut. Der Generalprokurator Belliard und andere Gerichtspersonen hatten sich ebenfalls eingefunden. Man hieß Louvel näher treten, und bevor er noch Zeit hatte, zu überlegen, was man von ihm wolle, hob ein Bedienter das Tuch auf, und die blasse Leiche mit ihrer noch blutenden Wunde lag vor seinen Augen. „Kennen Sie diese Wunde und den Dolch, der sie versetzte?" — „Ja," erwiderte Louvel, dessen Antlitz nicht das leiseste Zeichen einer innern Bewegung verrieth. „Haben Sie Mitschuldige?" — „Keine," antwortete er mit demselben unerschütterlichen Gleichmuth. Der Bischof von Schrecken außer sich, oder aus was immer für einem andern Grunde, rief hier, er erkenne in diesem Menschen den Bösewicht, der ihn vor zwei Jahren habe ermorden wollen. Louvel warf einen Blick auf ihn, ohne ihm eine Antwort zu geben, und verließ ruhig den Saal in der Mitte der Wachen, die ihn hergeführt hatten. Als er wieder in seinem Gefängniß angekommen war, und sich mit dem Polizeibeamten allein befand, sagte er: „Diesen Morgen hat man mir einen qualvollen Anblick bereitet; sie führten mich nach dem Louvre zu der Leiche des Herzogs von Berry. Ich war sehr ergriffen, aber ich verbarg es vor ihren Augen. Ich kannte den Prinzen nicht, und hatte für meine Person nichts gegen ihn; aber er war Einer von Denen, die gegen Frankreich die Waffen getragen, und die Fremden ins Land geführt. Ich bereue nicht im Geringsten, was ich gethan; aber dennoch bleibt es immer eine furchtbare That, wenn ein Mensch einen andern anfällt, um ihn ohne Gegenwehr und von hinten zu erdolchen. Ich weiß wohl, daß ich ein Verbrechen begangen habe; es ist mißverstandener, unsinniger Patriotismus, wenn man will; aber man würde irren, wenn man es für Feigheit hielte. Wenn man wüßte, wie viel Seelenstärke im Augenblick der Ausführung dazu gehört, so würde man davon ganz anders denken. Sie wollen mich noch ein zweites Verbrechen begehen lassen, indem sie mich zu zwingen suchen, Mitschuldige anzugeben, da ich doch keine habe. Ich sah unter ihnen einen Bischof in großem Kostüme, mit dem Kreuz auf der Brust, in einer wahrhaft lächerlichen Haltung; er behauptete, ich habe ihn ermorden wollen. Ich frage Sie, wozu hätte ich Dieß thun sollen, und was konnte mir an seinem Leben gelegen seyn? Ich gab diesem Menschen keine Antwort, denn seine Anklage verdiente keine Widerlegung." — Hier hielt Louvel inne; nach einigen Augenblicken Stillschweigens fuhr er wieder fort: „Die Großen, besonders wenn sie eine oder die andere Sünde auf dem Gewissen haben, thun Unrecht, wenn sie so wenige Vorsicht brauchen. Die deutschen Fürsten sind darin klüger, als die unsrigen. Wenn sie in den Wagen steigen, so kehren ihnen die Soldaten, statt zu präsentiren den Rücken, und sie thun ganz gut daran, denn Niemand kann sich nähern, ohne von der Schildwache gesehen zu werden. Ich habe auch diese Bemerkung noch zu machen: als der Prinz sich gegen acht Uhr in das Opernhaus begab, riefen die Bedienten dem Kutscher zu und zwar so laut, daß ich es deutlich hören konnte: „Um drei viertel auf eilf Uhr kommt zurück!" — Dieß war eine Unklugheit, und ich benützte sie."

(Fortsetzung folgt.)

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Schluß.)

Von dem häuslichen Leben einer Dame in Philadelphia, der Gemahlin eines Senators und sehr ausgezeichneten Rechtsgelehrten dieser großen und blühenden Stadt, gibt die Verfasserin folgende Schilderung:

„Sie hat ein sehr schönes Haus, mit weißen marmornen Treppen und Thürpfosten, und schönen Klopfer und Handhabe von Silber am Thor; sie hat sehr schöne Besuchzimmer, prächtig möblirt, sehr schöne Etagères mit geschliffenen und geschnittenen Gläsern, einen sehr schönen Wagen, und einen sehr schönen freien Neger als Kutscher; sie ist stets sehr schön gekleidet, und was noch mehr ist, selbst sehr schön. Nachdem sie aufgestanden ist, wird die erste Stunde damit zugebracht, die Morgentoilette mit der sorgfältigsten Genauigkeit zu vollenden; dann geht sie in das Besuchzimmer hinab, nett, steif und schweigsam, um hier ihr Frühstück einzunehmen. Schinken und gesalzene Fische und Kaffee — Alles wird schweigend genommen, während ihr Gemahl eine Zeitung liest und eine andere unter dem Ellenbogen in Bereitschaft hat. Dann wäscht sie vielleicht die Tassen und Saucenschalen. Ihr Wagen ist auf elf Uhr bestimmt, bis zu dieser Zeit ist sie im Kochzimmer beschäftigt,

wobei eine schneeweiße Schürze ihr grauseidenes Kleid bedeckt. Zwanzig Minuten, bevor der Wagen an der Thüre halten wird, zieht sie sich in ihr Gemach zurück, wie man es dort zu nennen pflegt, legt ihre weiße Schürze zusammen, streicht ihr reiches Gewand wieder in ordentliche Falten, und setzt mit Sorgfalt ihren Hut und ihre übrigen Zierrathen auf; dann gerade im Augenblick, wo ihr schwarzer Kutscher ihrem schwarzen Bedienten ankündigt, daß der Wagen bereit sey, geht sie die Stiege hinab. Sie steigt ein und ruft: „Fahre nach der Dorcas Gesellschaft" (ein Frauenverein). Der Bediente bleibt zu Hause, um Messer und Gabeln zu putzen; denn der Kutscher darf sich in so weit auf seine Pferde verlassen, daß er absteigen und den Schlag öffnen kann, und seine Gebieterin, die nicht gewöhnt ist, einen Arm oder eine Hand angeboten zu erhalten, gelangt auch ohne sie wohlbehalten auf den Boden; obgleich ihre eine Hand von einem Arbeitskorb und ihre andere von einer dicken Rolle der tausenderlei Sachen in Anspruch genommen ist, die von den Damen in die Dorcasgesellschaften mitgenommen zu werden pflegen. Sie tritt in das Gesellschaftszimmer, wo sie sieben andere Damen gleich ihr findet, und nimmt unter denselben Platz; nun packt sie ihre Beisteuer zum Vereine aus, die man mit einem beifälligen Lächeln in die Runde herum aufnimmt, die Abfälle feiner Leinwand, die Endstücke von Bändern, Goldpapier und Stecknadeln, womit bereits eine große Tafel zum Theil bedeckt ist; dann bringt sie aus ihrem Arbeitskörbchen auch noch drei fertige Nadelkissen, vier Schreibzeugunterlagen, und ein pappendeckelnes Uhrgehäus zum Vorschein, und die jüngste der Damen nimmt die Gaben in Empfang und legt sie auf die Simse, die bereits mit einer zahllosen Menge von dergleichen Artikeln beladen sind. Hierauf nimmt sie ihren Fingerhut heraus, und fragt, was es zu arbeiten gibt; man legt ihr eine Arbeit vor, und die acht Damen nähen einige Stunden in Gesellschaft. Ihre Unterhaltung geht von den Geistlichen und Missionäre; von dem Ertrage ihrer letzten Verkäufe und von den Hoffnungen auf die künftigen; von der garstigen Haube, die am Sabbath Morgens in der Kirche auf jenem oder diesem Kopfe zu sehen gewesen; von der schönen Nachmittagspredigt und von der reichen Sammlung, die am Sonntag Abends gemacht wurde u. s. w. Dieß dauert bis gegen drei Uhr, wo der Wagen wieder erscheint, und die Dame mit ihrem Arbeitskörbchen abholt. Nach Hause gekommen, begibt sie sich in ihr Gemach, legt Hut und Haube sorgfältig ab, zieht ihre ausgezackte schwarzseidene Schürze an, geht in die Küche, um zu sehen, ob Alles in Ordnung ist, dann in das Speisezimmer, wo sie mit scharfem Blicke die gedeckte Tafel überfliegt, und sich dann mit einer Arbeit in der Hand niedersetzt, um ihren Gemahl zu erwarten. Dieser kommt endlich, sie schütteln sich die Hände, er spuckt aus und ißt und spuckt wieder aus. Die Unterhaltung ist nicht sehr lebhaft, denn in zehn Minuten ist Alles abgethan; der Nachtisch, Früchte, Rum, die Zeitungen und der Arbeitsbeutel folgen. Abends geht der Hausherr, wenn er ein Gelehrter ist, in die Wistergesellschaft, und spielt dann bei einem Nachbarn einige Partien Whist. Die Dame empfängt zum Thee einen jungen Missionär und drei Schwestern der Dorcasgesellschaft. Somit hat ein Tag ein Ende."

Ein schönes Bild amerikanischer Betriebsamkeit und häuslichen Fleißes entwirft die Verfasserin, vielleicht ohne es zu wollen, von diesem halbwilden Volke, wie es ihr überall vorkommt.

„In meiner Nachbarschaft lebte ein Mann, dessen allmählich zunehmenden Wohlstand ich mit Interesse und Freude beobachtete. Als ich neben ihm einzog, bewohnte er, seine Frau und vier Kinder eine einzige Stube, und wenn auch die Familie genug Beefsteaks mit Zwiebeln zum Frühstück, Mittags- und Abendessen hatte, so genoß sie doch außerdem wenig andere Bequemlichkeiten. Es war einer der schönsten Männer, die ich noch gesehen, voll Verstand und Thätigkeit an Leib und Seele, doch konnte er weder lesen noch schreiben. Er trank nur wenig Whisky und kaute auch nicht Tabak, weßhalb er von der üblen Gewohnheit des häufigen Ausspuckens, was eine Unterhaltung mit Nordamerikanern so widerwärtig macht, ziemlich frei war. Er arbeitete oft für uns, kam dann häufig zu mir auf das Zimmer, setzte sich, ohne viele Umstände zu machen, auf das Sofa und sprach dann mit mir von seinen Planen. Mit dem Eigenthümer eines nahegelegenen waldigen Hügels machte er einen Vertrag, nach welchem er die Bäume fällen, zum Lohne dafür aber die Hälfte Holz sein gehören sollte. Durch seinen unermüdlichen Fleiß zog er aus diesem Unternehmen großen Vortheil, und er erübrigte so viel, daß er sich die Materialien zum Bau eines bequemen hölzernen Hauses anschaffen konnte; den Bau selbst führte er größtentheils mit eigener Hand aus. Dann übernahm er es in Akkord, Raahölzer zu schlagen, und da er in einem Tage zweimal so viel als ein Anderer zuwege brachte, so fiel auch Dieß sehr zu seinem Vortheile aus. Nun umgab er sein halbes Haus mit einem bedeckten Gange, wodurch es stets kühl gehalten wurde. Bald darauf schloß er einen Kontrakt, eine hölzerne Brücke zu bauen, und als ich Mohawk verließ, hatte er die eine Hälfte seines Hauses in einen Gasthof und eine Spezereiniederlage umgeschaffen, so daß ich nicht zweifle, daß jede untergehende Sonne ihn als einen reichern Mann bescheint, als beim Aufgange. Er hofft, aus seinem Sohn einen Rechtsgelehrten bilden zu können, und ich zweifle keineswegs, daß er es noch erleben wird, ihn im Kongresse sitzen zu sehen; wenn diese Zeit kommen wird, wird der Sohn des Holzhauers gleichen Rang einnehmen mit jedem Mitgliede des Kongresses, und der Gedanke an seine Abkunft ihm niemals, selbst in den Augen der überspanntesten seiner Mitbürger nicht, nachtheilig werden."

Diese einzige Stelle, dünkt uns, wiegt viele Klagen auf, die Mistreß Trollope, mit Recht oder Unrecht, gegen die transatlantischen Republikaner erhoben hat. Bei allem Schatten, den sie auf das amerikanische Leben zu werfen sucht, leuchtet doch wenigstens so viel durch, daß dort ein Land zu finden ist, wo menschlichen Kräften jede Entwicklung gestattet, jeder Spielraum geöffnet ist, und nur so viel braucht der Mensch, um das Größte und Trefflichste zu vollenden. Die Schlußbetrachtungen der Verfasserin sind so schief und einseitig, daß man sie billig überschlagen kann. Nur eine ihrer Bemerkungen möge hier als Beleg davon stehen: „Man würde sich bei keinem Amerikaner sonderlich empfehlen, wenn man einen Wink fallen ließe, es sey doch möglich, daß ihre Verfassung, an der sie mit blinder Liebe hangen, durch den stillen Gang der Ereignisse eine Veränderung erfahren könne; aber in der That sie haben Dieß auch nicht zu fürchten, so lange wenigstens nicht, als sie im Stande sind die höhere Macht, welche Natur großen menschlichen Kräften beilegt, nieder zu halten; so lange es ihnen gelingt, Ehre und Verehrung, welche die Menschen hohen Talen-

ten, hohen Stellungen im Leben und gefälligen Sitten zu erweisen pflegen, nicht aufkommen zu lassen. Indeß habe ich mir sagen lassen, daß es unter ihnen Einige gibt, die hier gern eine Veränderung eintreten sehen würden; Männer, die als Philosophen (!) und Leute von Bildung einen Abscheu hegen gegen diese allgemeine Gleichheit, die sie nur für erzwungen und unmöglich halten. Sicherlich gibt es Männer von solchen Ansichten, wiewohl sie sich nie darüber gegen mich aussprachen; und ich muß offenherzig gestehen, daß ich sehr wünschte, daß die öffentliche Gewalt in ihre Hände überginge (!!) u. s. w."

Vermischte Nachrichten.

Hr. v. Cormenin hat neben seinen früher schon erschienenen drei Philippischen Briefen über die Civilliste (Trois Philippiques, ou lettres de Mr. de Cormenin sur la liste civile) jetzt einen vierten Brief über die Leistungen der Deputirtenkammer von 1851 in Druck gegeben, worin er die gegenwärtige Lage von Frankreich mit der heftigsten Bitterkeit schildert. Folgende Stelle daraus mag von dem Tone dieser Schrift eine Probe geben: „Das Ministerium vom 13 März gleicht dem Vogel Strauß, der, wenn das feindliche Eisen ihn von beiden Seiten bedroht, den Kopf unter die Flügel steckt, um es nicht zu sehen. Allein wenn das Feuer des Krieges gegen Außen auf Einmal an allen Punkten unserer Gränzen aufblitzt; wenn die Karlisten des mittäglichen Frankreichs die Oriflamme der Legitimität aufpflanzen werden; wenn vierzig tausend Soldaten beschäftigt seyn werden, Tag und Nacht, von Busch zu Busch die Banden des Westens zu verfolgen, was werden dann die Partisanen des Friedens um jeden Preis, der Quasilegitimität und der Ausnahmsgesetze, die Verherrlicher der legalen Ordnung, die Atlas der Protokolle, die Retter Frankreichs sagen? Sie werden uns sagen, daß sie Alles in so großen Vertheidigungsstand gesetzt, so feste Institutionen gegründet, so viele Hülfsquellen eröffnet, Frankreich mit einem so schönen Feuer durchglüht, daß es fähig ist, Allem die Stirne zu bieten und über alle Hindernisse zu siegen. Wohlan, da sie sich so sehr ihrer Werke rühmen, hier sind sie: die Volkssouveränetät mit Füßen getreten; die Folgen der Julinsrevolution geläugnet, geschmäht, verspottet; die Chouans mit möglichster Schonung behandelt, die patriotischen Beamten abgesetzt; die patriotischen Deputirten verläumdet; die patriotische Nationalgarde entwaffnet; die patriotischen Journalisten ins Gefängniß geworfen; die patriotischen Bürger auf die schwarze Tafel der Polizei geschrieben; die Emeute hier unterdrückt, um sie dort unter tausend Vorwänden und Gestalten wieder ausbrechen zu lassen; das Leben der Menschen der Spitze des Degens der Stadt-Sergeanten bloßgestellt; die öffentlichen Plätze ohne vorhergegangene Aufforderung mit dem Blute der Bürger benetzt; Verschwörungen durch bezahlte Agenten angezettelt, und durch gerichtliche Untersuchungen vergrößert, die am Ende unter Zischen des Publikums durchfielen; die Presse, wie eine Hure, mit den Haaren in die Gefängnisse des Justemilieu geschleppt; die Renegaten des Liberalismus triumphirend auf den kurulischen Stühlen der Deputirtenkammer; die Nationalgarden von Perpignan, Lyon, Grenoble und Carcasonne aufgelöst; die liberalen Munizipalitäten entlassen; der Süden im Kampfe mit den Grünröcken, der Westen mit den Chouans; die Freiheit mit Riemen gepeitscht, wie die rebellischen Sklaven, die von den Römern in die Mühle geschickt wurden, um in Elend und Verzweiflung zu verderben; die geheimen Fonds der Polizei verschwendet, um unsere Straßen und öffentlichen Plätze mit Sbirren und Spionen zu bedecken, als lebten wir in der Angst vor einer unaufhörlichen Verschwörung; die heldenmüthigen Polen wie Kriegsgefangene eingesperrt; der Elementarunterricht vernachlässigt; die Unternehmung zu Straßen- und Kanalbauten unterbrochen, oder durch Formalitäten unterdrückt; blinde Ergebenheit an das Ministerium durch elende rothe Bänder erkauft; alle Anstellungen, Ehren, Besoldungen und Würden an die Trabanten des Ministeriums vertheilt; eine Agio-Aristokratie, statt der Hof-Aristokratie, mit Gold übersättigt, voll Verachtung gegen das Volk, und unter den ausgebreiteten Flügeln der Furcht an allen Gliedern zitternd; der Handel vernichtet, der Ackerbau zu Grunde gerichtet, die Börse in voller Blüthe; die Grundeigenthümer verarmt und Angestellte im Ueberfluß; eine abgezehrte, zerlumpte, vor Hunger und Elend erschöpfte und von dem giftigen Eishauche der Cholera hinweggeraffte Bevölkerung; die Vergangenheit fast beklagt, und die Zukunft mit Ungewittern drohend; der Enthusiasmus erloschen und der Patriotismus irre geleitet und bestochen; die Lähmung des Egoismus allmählich wie ein kaltes Gift vom Herzen aus die äußersten Theile beschleichend; eine taube, haßerfüllte und plumpe Camarilla, im Dunkeln ihre gefährlichen Fäden spinnend; nirgends hochherzige Gesinnung, nirgends etwas Großes, nichts organisirt, nichts vollständig; nichts für den Ruhm, nichts für die Freiheit, nichts für das Volk gethan; nichts Nationales, nichts Französisches; kein Genie in den Berathungen, keine Einheit in der Ausführung; Frankreich aus dem Zustande der Fieberentzündung in den Marasmus einer allmählichen Auflösung verfallen; ein unverantwortlicher König, der im Konseil präsidirt; ein verantwortlicher Minister, der nicht regiert; die Kammern ohne Begriff von der Gegenwart und ohne Einsicht in die Zukunft, am Ende Gesetze verfertigend, wie andere Maschinen Strümpfe weben; Giftbeulen, die am Herzen des Staats und unter dem fauligen Fleische nagen; die Gesellschaft in Eiterung und der Auflösung nahe. Dieß das Justemilien! Dieß seine Werke!"

Der Ornithologe Audubon ist im vergangenen Januar nach St. Augustin, im Staate Florida, zurückgekehrt, nachdem er eine Strecke von hundert Meilen in das Innere dieser Halbinsel zurückgelegt, und in Carolina und Florida einige hundert Spezies von Vögeln, und unter diesen auch einige ganz neue, gesammelt. Audubon beschreibt in Briefen an seine Freunde diese Gegenden als sehr arm an Vögeln; indeß schoß und zeichnete er einen neuen Ibis, dem er den Namen Tantalus fuscus beilegte. „Auch fand ich, setzt er hinzu, drei verschiedene neue Spezies von Heidekraut, von denen eine gelbe, die andere rothe und eine dritte purpurrothe Blumen trägt; auch eine schöne Kalmia entdeckte ich, und verschiedene ungewöhnliche Schmarotzerpflanzen, von denen eine an der Morgenseite der Cypern in Moorgegenden sechs bis zehn Fuß ober dem Wasser wächst. Während meiner ganzen Reise lebte ich fast wie ein Amphibium, indem ich den größten Theil des Tags auf den Gewässern zubrachte, und des Nachts mein Zelt am kahlen Sandufer der Flüsse aufschlug. Als ich mich zu Spring-Garden befand, waren die Alligatoren in voller Lebensthätigkeit, die weißköpfigen Adler brüteten, die kleinern einheimischen Vögel paarten sich; eine sonderbare Bemerkung machte ich an den Blaukehlchen (Warbler, wahrscheinlich Motacilla succica), einer Zugvögelgattung, die jeden warmen Tag ostwärts zogen, und jeden kalten Tag wieder zurück kehrten, ein merkwürdiger Umstand, der dazu dienen mag, über gewisse Prinzipien der thierischen Oekonomie Licht zu verbreiten, worüber ich bei einer andern Gelegenheit mich aussprechen werde." — Spätere Nachrichten melden die Ankunft von sechs Kisten in Charleston, mit Vogelhäuten, Thierfellen und einer großen Auswahl von Muscheln, Pflanzen, Samen u. s. w., die durch Audubons und seiner Reisegefährten unermüdlichen Eifer gesammelt wurden. In dieser Sammlung bemerkt man vier bis fünfhundert Häute von Vögeln, unter ihnen viele in jenem Theile der Vereinigten Staaten sehr seltene, und einige, die noch gar nicht beschrieben sind. Von den seltneren Vögeln findet man darunter zwei, von Wilson noch nicht beschriebene Spezies Pelikane, den Psittacus Carolinensis, das Bonaparte's Palmblaukehlchen (Sylvia palmorea) und den floridanischen Häher, ein schöner Vogel, ohne den bei diesem Genus gewöhnlichen Busch. Zu den neuen Entdeckungen Audubons gehört ein schöner Vogel, der die Mitte zwischen Falken und Geyern hält, und noch nicht beschrieben ist. Dieser Vogel wird die Ornithologie der Vereinigten Staaten nicht nur mit einer neuen Spezies, sondern mit einem neuen Genus bereichern. Auch eine neue Spezies Wasserhuhn (Fulica) findet sich unter Audubons Sammlung.

Bei Umgrabung eines Obstgartens zu Aldburgh fanden die Arbeiter einige Klafter tief unter dem Boden einen sehr schönen, vielfarbigen Mosaik-Fußboden, in dessen Mitte ein steigender Löwe abgebildet war. Aldburgh liegt auf der Stelle des alten Isuriums, wie die Römer nach der Eroberung von Britannien Iseur, die Hauptstadt der Briganlier nannten. Schon zu verschiedenen Zeiten wurden hier römische Alterthümer gefunden. Isurium wurde 766 von den Dänen zerstört. (Atlas.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 154. 2 Junius 1832.

Der Mörder des Herzogs von Berry.

(Fortsetzung.)

Der einzige Gedanke, von dem sich Louvel während seiner Gefangenschaft heftig beunruhigt fühlte, galt seiner Familie. Louvel hatte einen Bruder, mit dem er schon lange her in keiner Verbindung stand, und der fern von Paris wohnte; aber er hatte auch zwei Schwestern, die er stets zärtlich liebte, und zwar die jüngere mit einer wahren Leidenschaft; die ältere verehrte er mehr als eine Mutter, und als solche hatte sie sich auch seiner angenommen. Die jüngere verfertigte Mieder, und brachte sich redlich durch Handarbeit fort, sah sich aber auf einmal in dem Hause, wo sie wohnte, zu einem Gegenstand des Abscheus und der Verachtung werden, fiel auf die Nachricht von dem Verbrechen ihres Bruders in eine gefährliche Krankheit, und genas nur wieder um Paris zu verlassen, und sich in einer entfernten Stadt unter fremdem Namen zu verbergen. Die ältere, Therese, Louvels Stiefschwester, hatte ihren kleinen Bruder erzogen, und ihr verdankte er die wenige Bildung, die er besaß. Louvel hatte seine Mutter schon im zehnten und seinen Vater im zwölften Jahre verloren. In diesem Alter war er durch Theresens Bemühungen in das „Institut der Kinder des Vaterlandes" (die Pitié zu Versailles) aufgenommen worden, wo er unentgeldlich den Elementarunterricht erhielt; in der Konstitution von 1791, in den „Rechten des Menschen," und in den republikanischen Gebeten, die von den Theophilanthropen in dieser Erziehungsanstalt eingeführt worden waren, lernte er lesen. Nachdem er das Institut verlassen hatte, trat er bei einem Sattler von Montfort-l'Amaury, in die Lehre. Da er aber noch sehr jung war, so hatte ihn Therese, die ihn zärtlich liebte, zu sich genommen; der Knabe setzte die Erlernung seines Handwerks fort, und ging dabei seiner Schwester in dem kleinen Kramladen, den sie zu Versailles hielt, an die Hand. In müßigen Augenblicken, gab sie ihm aus den Blättern der halbzerrissenen Bücher die sie in ihrem kleinen Handel verbrauchte, Unterricht; manchmal kaufte sie ihm auch von einem Sparpfennig einige Flugschriften der Theophilanthropen, die das Kind sehr zu lieben schien. Jede Decade fand er sich regelmäßig in dem Tempel dieser neuen Religionsprediger ein, und hörte dort mit Vergnügen die Hymnen, die zum Lobe Gottes, der Freiheit und des Vaterlandes gesungen wurden. Als er das sechzehnte Jahr erreicht hatte, schickte Therese ihren Bruder, im Vertrauen auf die Festigkeit seines Charakters und die guten Grundsätze, die sie ihm eingeprägt hatte, nach Paris, um bei einem Sattler ihrer Bekanntschaft seine Lehrjahre zu vollenden. Nach Aussage seiner Familie war Louvel damals heiter, sanft und offenherzig; man mußte seine Nüchternheit, Ordnungsliebe und Arbeitsamkeit loben. Alle diese trefflichen Eigenschaften wußte er sich inmitten der Hauptstadt zu bewahren; allein die Heiterkeit seiner Jugend verschwand; vielleicht als natürliche Folge des Alters oder auch durch das strenge und ernste Leben, das einen jungen Menschen umgibt, der auf sich selbst angewiesen ist; von dieser Zeit an zog er sich aber auch von allem Umgang zurück, und begann jenes einsiedlerische und verschlossene Leben, in dem er fortan beharrte. Mit dem achtzehnten Jahre hatte er sein Handwerk in so weit erlernt, um sich selbst seinen Unterhalt verdienen zu können; und er verließ Paris, um seine Wanderschaft durch Frankreich anzutreten, mit nicht mehr als 40 Franken in der Tasche. Während seiner ganzen Wanderzeit erhielt Niemand von seinen Bekannten und Kameraden in einer Zeile Nachricht von ihm; seine Briefe wie seine Liebe waren nur seinen Schwestern zugewendet.

Bis zum Augenblicke seiner Verhaftung war er mit Therese fortwährend in Verbindung geblieben, in so fern es nur immer die Entfernung des Ortes und die Seltsamkeit seines Charakters gestattete, und seitdem er im Jahre 1816 zurückgekommen war, um sich in Paris niederzulassen, hatte er alle Sonntage seine Schwester, die nicht fern von ihm wohnte, zum Spazlergange abgeholt. Martiale liebte ihren Bruder, obgleich sie weder seine politischen noch religiösen Ansichten theilte; da sie hierin seine Empfindlichkeit kannte so vermied sie es, mit ihm darüber zu sprechen, so daß die Augenblicke, die sie in Gesellschaft zubrachten, für sie wie für ihn angenehm dahin gingen. Therese, die stets zu Versailles wohnte, sah er seltener; auch fand die ältere Schwester seine Gemüthsart völlig umgewandelt, und oft machte sie ihm darüber lebhafte Vorstellungen: „Wenn ich Dich," sagte sie zu ihm, „so düster und traurig sehe, so zerreißt es mir das Herz. Deine Gegenwart betrübt mich allzu sehr; ich lade Dich nicht mehr ein zu kommen, komme wenn Du willst." Louvel selbst war sich seiner trüben Stimmung wohl bewußt, und er sagte zu seiner Schwester, sein Charakter habe sich seit lange schon geändert, und seit seiner Rückkehr von Rochelle im Jahre 1815 „wisse er nicht mehr was Lachen sey."

Als seine jüngere Schwester Martiale die unselige That ihres

Bruders vernahm, zerfloß sie in Thränen, und in der Tiefe ihres Schmerzes rief sie aus: „Ach nun verstehe ich seinen steten Kummer und seine Traurigkeit! Deßhalb also war er so schwermüthig und verschlossen! Aber mein Bruder ein Mörder! Ach, glaubt nur nicht, daß er dafür Geld erhalten hat. Hiezu war er gewiß nicht fähig! Nein, nein, ich kenne ihn zu gut; er ist nicht der Niederträchtigkeit fähig, sich bestechen zu lassen. Es ist seine übertriebene Liebe für Bonaparte, die ihn dazu getrieben hat. Wenn er von dem Kaiser sprach, funkelten seine Augen und sprühten Blitze. Er sollte am Ende des Monats Paris verlassen, und Dieß trieb ihn, sein Verbrechen zu beschleunigen; aber da ihn der Gedanke an meine Verzweiflung nicht zurückhalten konnte, da er mir nicht schrieb, so will ich zu Gott bitten, daß er ihn bekehre. Wenn ich ihn so träumerisch sah, pflegte ich ihm zu sagen: Geh, sey munter, meine Hoffnung lebt auf; ich denke so viel zu erwerben, um Dir zur Ansässigmachung behülflich zu seyn. Und nun entehrt er mich, beraubt er mich meines ganzen Verdienstes, und er weiß wohl, daß ich arm bin und nur von meiner Händearbeit lebe!" Louvel hatte vergebens gebeten, an seine Familie schreiben zu dürfen; sie erhielt von ihm, wie das Publikum, nur durch die Journale Nachricht. Besorgt um das Schicksal, das seiner Schwestern harrte, beklagte er sie mit bitterm Schmerz und tröstete sich über ihr Unglück nur durch den Gedanken, daß die Nation nicht an ihnen sein Verbrechen rächen würde. „Ich hoffe, daß meine Familie vor Verfolgungen gesichert ist," sagte er. „Die Menschen sind heutzutage allzu aufgeklärt, um nicht zu wissen, daß Fehltritte nur persönlich sind." Wenn er dann an Labonzelle, seinen Verwandten, den Sattlermeister des Königs dachte, bei dem er in Arbeit stand, und der ihn seit zehn Jahren unterstützt und mit Güte behandelt hatte, so beklagte er ihn, daß er einen solchen Gesellen haben mußte und barg seine Besorgniß nicht, daß Intrigue und Verläumdung ihn vielleicht für das Verbrechens seines Vetters büßen lassen möchten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Dritter Artikel.

Nach der in den vorausgegangenen Artikeln gegebenen Darstellung der neuen saint-simonistischen Lehren hinsichtlich der Religion und Moral versuchen wir hier eine Uebersicht der

neueren politischen Lehren

des Saint-Simonismus zu geben. Ob nun gleich auch der politische Theil des Saint-Simonismus erst seit der eingetretenen Trennung eine wesentliche Umgestaltung dadurch erfuhr, daß seine moralischen Lehren auf die Politik angewendet wurden, wodurch die Politik eine eben so verdammliche Richtung nahm, als die Moral; so kann man doch nicht verkennen, daß der Keim zu dieser heillosen Politik schon in den früheren Lehren enthalten war. Zur besseren Verständlichkeit müssen wir daher einen flüchtigen Blick auf die ersten politischen Grundlehren des Saint-Simonismus werfen. Hier wollen wir nun aber auch das theilweis Gute nicht verkennen, das die frühere saint-simonistische Politik in sich enthielt, und wodurch der Globe lange Zeit für die öffentliche Wohlfahrt heilsam zu wirken schien. Der Saint-Simonismus hatte sich als ein Hauptdogma seiner Lehre die Aufgabe gesetzt, die ganze menschliche Gesellschaft in eine Gesellschaft von Arbeitern (travailleurs) umzuschaffen; die unthätigen, meistens höheren Klassen abzuschaffen, ihnen wenigstens für's erste alle gesellschaftlichen Vorrechte zu nehmen, den eigenthumslosen niedern Stand (das Proletariat) aufzuheben, und ihn auf jede mögliche Weise in eine bessere gesellschaftliche Lage zu versetzen. Jesus, sagte man, hat die Sklaverei aufgehoben, der Saint-Simonismus soll das Proletariat aufheben. Nach dieser Lehre geschah es nun, daß man sich der arbeitenden Klassen eifrig annahm, triftig für sie im Globe das Wort führte, ohne jedoch einen Aufruf an die Leidenschaften der Massen zu machen. Die Industrie wurde ein Hauptaugenmerk des Saint-Simonismus, ja die Industrie sollte es seyn, wodurch Alles was bisher Politik geheißen, abgeschafft und ersetzt werden sollte. Als eine Folge der sogenannten Wiedererlösung (rehabilitation) der Materie und des Fleisches sollte die Industrie als der Ausdruck der materiellen Interessen der Gesellschaft ebenfalls eine Wiedergeburt erfahren. Sie wurde die eine Grundsäule der Gesellschaft. Wissenschaft und Industrie, begründeten die beiden Hauptstände der saint-simonistischen Gesellschaft die der Priesterstand in ihrer Getrenntheit vereinigen sollte. In der Industrie, und zwar nur theoretisch, ist es aber auch allein, wo der Saint-Simonismus etwas Wesentliches geleistet hat. Hiebei kam namentlich dem einen Chef Enfantin, der besonders die industriellen Theorien ausbildete, seine frühere Beschäftigung (er war bei der Börse angestellt) zu statten, und hätte er sich hierauf beschränkt und nicht durch seine sogenannte Offenbarung, Religion und Moral corrumpirt; so möchte er manchen Beifall verdient haben. Die meisten Theorien, die er entwickelte, waren freilich nicht neu, aber er hatte doch das Verdienst, sie mit einem praktischen Blicke klar dargestellt, manche neue Seiten entdeckt, und überhaupt sie zu einer allgemeineren Kenntniß gebracht zu haben. *)

So sind z. B. zwar Banken eine seit Jahrhunderten bekannte Einrichtung; der Saint-Simonismus machte aber besonders auf die Nothwendigkeit der Organisirung eines ganzen Systems von Banken über das ganze Land aufmerksam. Besonders wurde aber das Concurrenzsystem im Handel und Wandel, das laissez faire, laissez passer aus einem neuen Gesichtspunkte betrachtet, und von der moralischen Seite aus in's Auge gefaßt, und als ein Kampf der Concurrenten um Seyn oder Nichtseyn dargestellt; als ein Kampf in dem alle moralischen Triebfedern und alles moralische Gefühl zu Grunde gehe, und wo nur der Stärkste, d. h. der Reichste, der es am längsten aushalten könne, oder der Listigste und Verschlagenste gewinne, wo die Bereicherung des Einen den Banquerot vieler Andern nach sich ziehe, und wobei die niedern arbeitenden Klassen durch die Verringerung des Tagelohns immer verlören. In Eng-

---

*) Wir verweisen hier auf das Werk Economie politique, welches ganz von Enfantin geschrieben ist, so wie auch auf das Werk von Decourdemanche lettres sur la legislation dans ses rapports avec l'industrie, worin meistens die Ideen Enfantins auf die industrielle Gesetzgebung angewandt sind. In beiden Werken wird man neben manchem Verkehrten auch manches Gute finden.

land und Frankreich, wo die unbedingte Concurrenz in ihrem ganzen Umfange gilt, gingen auch schon manche Krisen daraus hervor. Der Aufstand der Arbeiter in Lyon im verflossenen Jahre, wo die Arbeiter, dem Concurrenzsysteme zuwider, einen bestimmten Lohntarif von ihren Brodherrn erzwungen hatten, den man nachher nicht halten wollte, und auch nicht konnte, bevor nicht eine wesentliche Veränderung in dem ganzen Handelssysteme des Landes vorgenommen wurde, war der blutige Fingerzeig eines Uebels in dem gesellschaftlichen Verkehrssysteme. Der Moniteur, und mit ihm alle ministeriellen Blätter erkannten Dieses zur Zeit des Aufstandes an, man versprach offiziell, daß man sich mit den wichtigen Fragen, die der Aufstand hervorgerufen habe, ernstlich beschäftigen wolle, es ist aber seitdem keine Rede weiter davon gewesen. Dieß kann aber nicht verhindern, daß alle denkenden Staatsökonomisten nochmals die Fragen und die Folgen der unbedingten Concurrenz reiflich erwägen, sie besonders vom Standpunkte des Interesses der arbeitenden Classen aus betrachten und auf die passendsten Mittel der Einschränkung der Concurrenz oder auf die beste Abstellung der möglichen Uebel denken. Hoffentlich wird uns diese Worte Niemand so mißdeuten, als wenn wir dadurch in irgend einem Punkte, Zünften Gilden, Douanen u. dgl. hätten das Wort reden wollen; alle diese werden im Interesse der Civilisation aufhören müssen; aber zweifeln möchten wir, daß die Concurrenz in ihrer Unbedingtheit aufgefaßt, das einzige Ersatzmittel sey; es gibt im Leben nichts Unbedingtes, Alles hat seine Schranken und Gränzen, wir können daher auch die unbedingte Concurrenz nicht als das „omne tulit punctum“ ansehen. Diese und mehrere andere Fragen, die wir hier nicht näher berühren können, wurden von den Saint-Simonisten in ihren verschiedenen Schriften, und besonders im Globe mit Talent und praktischer Einsicht behandelt: aber bald wurde Dieß die ausschließliche und unselige Richtung, welche man in den politischen Discussionen des Globe nahm; bald redete man von weiter nichts mehr, als von diesen materiellen Interessen des Volkes; das Volk hieß es, sey von Freiheit übersättigt; es verlange Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse; es frage nichts nach der Charte und nach der Erweiterung der Wahlgesetze, es verlange Arbeit, und endlich sprach man die schon längst insgeheim gehegte Ansicht aus, daß es mit den Constitutionen, den parlamentarischen Verhandlungen, und den Wahlen und Wahlgesetzen überhaupt nichts sey; daß das ganze constitutionelle Staatsgetriebe nur einer Uebergangsepoche angehöre, nur Schutzwehren gegen den Despotismus begründe, die aber wegfallen müßten, wenn kein Despotismus mehr vorhanden sey, und eine solche despotismuslose Gesellschaft sey denn der Saint-Simonismus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diamantendistrikt von Serro do Frio.

Als Don Pedro die Fahne der brasilianischen Unabhängigkeit zu Villa de Piranga in Minas Geraes aufpflanzte, befand ich mich zu Villa Ricca, der Hauptstadt jener Provinz, und da ich voraussah, daß der Wechsel politischer Ereignisse mich bald nöthigen würde nach Rio Janeiro zurückzukehren, so beschloß ich, ehe ich aus den innern Provinzen des Reiches schied, den Diamantendistrikt von Serro do Frio zu besuchen. Zu einer andern Zeit wäre es mir unmöglich gewesen, von den Behörden die nöthige Erlaubniß zu dieser Reise zu erhalten, denn es war von der portugiesischen Regierung, der jeder im ganzen Lande gefundene Diamant gehörte, auf das strengste verboten, irgend Jemand den Zutritt in den Diamantendistrikt zu gestatten, und deßhalb war auch, die wenigen, von der Regierung angestellten Individuen ausgenommen, in Brasilien selbst nur wenig von dieser Gegend bekannt. Sie wurde nach eigenen, von dem berühmten Pombal selbst entworfenen Verordnungen verwaltet, und beim Austritte aus der Commarca waren Personen und Gepäck der strengsten Untersuchung unterworfen. Allein jetzt war der Liberalismus an der Tagesordnung, und es gehörte zum politischen guten Ton, Verordnungen der alten Regierung außer Kraft zu setzen. Pombal, früher allgemein bewundert, hieß jetzt ein Despot, und so erhielt ich einen Paß aus denselben Gründen, die einige Monate früher die Behörde veranlaßt hätte, ihn aufs strengste zu verweigern.

Ich traf nun die nöthigen Vorbereitungen zu meiner Reise, und verließ Villa Ricca am 9 Oktober, von einem vertrauten Führer und zwei Negersklaven begleitet. Wir waren sämmtlich gut beritten, und rasch ging es vorwärts. Francisco, der Führer, war ein schlanker, gewandter Bursche, gut in der Gegend bekannt, und überdieß mit der Chronique scandaleuse auf mehrere hundert Meilen im Umkreise vertraut. Er unterhielt mich unterwegs mit Anekdoten von den Familien, bei denen wir Nachtquartier nahmen, und war auch nur der zwanzigste Theil seiner Histörchen wahr, so waren freilich in dem Lande, durch das ich reiste, Gold und Diamanten häufiger zu finden, als Keuschheit und Sittlichkeit. Zu meinem größten Verdrusse mußte ich indeß hören, daß seine eigene Tugend auf dem Wege, den wir machten, eben nicht gut angeschrieben stand, denn Francisco war ein „Grempeiro“ (Schmuggler) und Theilnehmer am Contrebandhandel gewesen, daher auch seine genaue Bekanntschaft mit der Gegend. Dieser Umstand, und daß ich in Begleitung eines solchen Menschen war, veranlaßte manche ärgerliche Mißdeutung über den Zweck meiner Reise, und Francisco selbst schien mich ebenfalls für einen Zunftgenossen höheren Grades zu halten, denn ich bemerkte, daß er jedes Stück meines Gepäcks genau untersuchte. So überraschte ich ihn einst, wie er eben mit den Kolben meiner Flinte und meiner Pistolen an einen großen Stein klopfte, um zu erfahren, ob sie nicht etwa verborgene Fächer zu Aufbewahrung von Edelsteinen enthielten; überdieß suchte er mich immer durch verfängliche Fragen über den Zweck meiner Reise auszuforschen.

Eine Reise in Brasilien ist, selbst in den bevölkertsten Gegenden, keine Lustreise, und doch ergriff mich auf meiner Wanderung durch diese herrlichen, goldreichen Gegenden eine Begeisterung, wie ich sie selbst auf dem klassischen Boden der alten Welt, an den Erinnerungen aus der Geschichte und Romantik sich knüpfen, nicht gefühlt habe. Die Nacht brachten wir gewöhnlich in einem Rancho zu, einer Art Schuppen, der nach allen Seiten offen ist, und an dessen Windseite ein großes Feuer unterhalten wird. Ich zog ein solches Nachtlager dem in einer Venda oder Fazenda vor, da die Eigenthümer der letztern mich stets mit so vielen Fragen belästigten, daß ich glauben mußte, sie hielten mich für ein wandelndes Conversations-Lexikon. Ueberdieß hatte ich auf die Art mehr Gelegenheit, die wilde, ungebundene Lebensweise der Eingebornen kennen zu lernen. Meine Schlafgenossen waren meist Maulthiertreiber, die von der Hauptstadt nach den entfernteren Provinzen von Goyazes oder Matto Grosso gingen, zigeunerische Handelsleute, Bergknappen, kurz Leute aus allen Klassen; so wild indeß auch ihr Aussehen war, so waren ihre Sitten doch einfach und freundlich. Stets befestigten sie meine Hängematte an der besten Stelle des Rancho, und hingen ein Fell, oder ihre großen Poncho's vor, um mich gegen die Nachtluft zu schützen. Bei solchen Gelegenheiten glänzte mein Führer mit seinen gesellschaftlichen Talenten; er suchte die Gesellschaft um sich zu sammeln, und sie mit irgend einer Legende des Landes zu unterhalten. Diese Erzählungen waren meist aus der früheren Geschichte der Ansiedler, und drehten sich immer um Entdeckungen von reichen Bergwerken, von denen aber durch den schnellen Tod der Entdecker jede Spur verschwunden war. Nahte sich eine solche Geschichte ihrer Entwicklung, so glänzten die dunkeln Gesichter der Zuhörer wie Kupfer, das man dem Feuer aussetzt, und es war interessant zu sehen, welche Wirkung diese Sagen, die allen Bergbau treibenden Ländern der Erde gemein sind, und auf ganz eigene Weise auf den moralischen und gesellschaftlichen Zustand ihrer Bewohner eingewirkt haben,

auf diese Leute machte. In tiefes Schweigen verloren saßen sie da, so oft eine solche Geschichte zu Ende war, und jeder Einzelne dachte sich vielleicht, es könnte wohl ihm bestimmt seyn das fabelhafte Eldorado wieder aufzufinden. Zuweilen griff Francisco auch wohl nach seiner Guitarre, und sang eine klagende Modinha des Landes, oder er spielte eine muntere Weise, wodurch die Versammlung zu den wilden Bewegungen ihres Nationaltanzes begeistert wurde. Die Gruppirungen, die sich nun bildeten, die sonderbare, wilde und malerische Tracht dieser Leute boten, vom Scheine des Feuers beleuchtet, einen höchst malerischen Anblick dar, den nur der Pinsel eines Salvator Rosa und eines Murillo versinnlichen könnte. Einer dieser geselligen Abende wurde durch einen ernsten Streit unterbrochen: Ein Bergknappe, ein hochgewachsener, mürrisch aussehender Bursche, fand sich durch die Aufmerksamkeiten beleidigt, die Francisco einem hübschen Mulattenmädchen bewies, das unter des Erstern Schutz reiste, und auf welches das einnehmende Wesen meines Führers großen Eindruck machte. Die Eifersucht des Bergknappen wurde rege, und er schalt Francisco einen „Cigano" (Zigeuner) und „Grempeiro," was dieser durch ein „Vacca" (Vieh) erwiderte, eine Anspielung auf den rauhen Zeug seines Poncho, und ein Schimpfwort, das kein Bergmann ungeahndet hinnimmt. Augenblicks war das Messer heraus, und ohne meine schnelle Dazwischenkunft wäre ich der nützlichen Dienste meines Dieners beraubt gewesen. Am folgenden Morgen schlug Francisco, vor dem rachsüchtigen Charakter seines Landsmannes auf der Hut, einen Weg ein, der Niemand als ihm bekannt war, und noch am Abende desselben Tags, dem neunten seit unserer Abreise von Villa Ricca, erreichten wir Villa do Principe, das fast an der Gränze des Diamantendistrikts liegt.

Das Land, das wir durchreist hatten, war vielleicht das reichste der Erde. Im Jahre 1756 war der Ertrag der Goldminen in Minas Geraes, der meist nur durch das einfache Verfahren des Auswaschens in den Gebirgsströmen gewonnen wurde, über 6 Millionen Pf. St.; allein der moralische und gesellschaftliche Zustand der Einwohner blieb auf der niedrigsten Stufe. Die großen Schätze, die von einigen Abenteurern früherer Zeiten gesammelt wurden, und die fabelhaften Sagen, die sich hierüber erhalten hatten, nahmen die Einbildungskraft ihrer Nachfolger in so hohem Grade ein, daß sie zu allen nützlichen Beschäftigungen des gesellschaftlichen Lebens untauglich wurden. Wir sahen auf unserm Wege viele Hügel, die so durchwühlt waren, daß sie den Honigscheiben mit ihren Zellen glichen, und überall stießen wir auf Bäche, die man zum Behufe des Goldwaschens abgegraben hatte. So verträumen sie ihre Zeit, indem sie nach einem Schattenbilde jagen, und darüber die Vortheile vernachlässigen, die der Ackerbau in einem Lande bieten würde, das geeignet ist, die Produkte jedes Bodens und jedes Klima's im Ueberflusse zu erzeugen. So wie man Villa do Principe verläßt, ändern sich die geologischen Züge des Landes gänzlich; der Boden ist dürr, unfruchtbar und voller Steinschichten; die Bäume haben nicht mehr jenen üppigen Wuchs; die Berge sind kahl, schwarz und ihre Gipfel von einem eisigen Winde umweht. Wir hatten jetzt die Gränzgebirge des weitberühmten Thales der Diamanten im Gesichte, und von dem Ritte einer starken Tagereise ermüdet sehnte ich mich herzlich nach dem Nachtlager. „Wo," fragte ich meinen Führer, als wir eben einen steilen Pfad hinan kletterten," „finde ich denn den illustrissimo und valerosissimo Capitam de Cavalleria (Dieß war die prunkende Adresse meines Empfehlungsschreibens), bei dem wir unser Nachtquartier aufschlagen werden." „Senhor," erwiederte Francisko ernst, „er ist Landeigenthümer und hält einen großen Kramladen, allein er ist ein höchst neugieriger Mann." Dieß war mir genug, um mich zu bestimmen, so ermüdet ich auch war, die Ehre seiner Bekanntschaft zu vermeiden. Wir machten also einen bedeutenden Umweg um seine Wohnung, weil er sonst, wenn wir vorbeigezogen wären, ohne ihm unsere Aufwartung zu machen, sich in seiner Würde verletzt hätte glauben können, und erreichten nach einem forcirten Marsche Rio Milho Verde.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das Leben der heutigen venetianischen Nobili, bemerkt das „Hof-Journal," gleicht noch so ziemlich dem ihrer Vorfahren, nur daß der alte Glanz davon verwischt ist. Der „Gran Signor" der jetzigen Zeit erhebt sich um eilf Uhr Morgens von seinem Lager, und stattet nun in die Runde herum seine Visiten ab, oder verdämmert einige Stunden auf der Piazza di St. Marco oder in deren Nachbarschaft, bis drei Uhr und die Stunde der Mittagstafel herankommt. Nach derselben begibt er sich zur Siesta, aus der er sich erhebt, um nach seinem Casino zu eilen, wo er wieder eine Anzahl Stunden todtschlägt, bis die neunte Stunde ihn in die Oper ruft. Von der Opera begibt er sich in ein Café der guten Gesellschaft, wo er bis Tagesanbruch zubringt und noch länger zubringen würde, wenn nicht die ermüdete Natur ihren Tribut forderte. So faullenzt sich das Jahr unsers venetianischen Nobili hin, und es ist kaum begreiflich, wie wohlfeil er sein dolce far niente zu erkaufen wußte. Es gibt manchen dieser Signors, dem sein Mittagsmahl, Dank einem nahen Speisewirthe, nicht mehr als sechszehn Soldi, oder ungefähr zwei Groschen, zu stehen kommt. Seine häuslichen Bedürfnisse sind nicht kostspieliger, und beschränken sich auf ein bescheidenes Gemach in dem glänzenden Palaste, den er von seinen berühmten Vorfahren ererbt hat, und so lange bewohnt, als noch ein bewohnbares Zimmer übrig ist, und das allmählich verfallene Gebäude nicht unmittelbar ihm über dem Kopfe zusammenzustürzen droht.

•

Die Bevölkerung von Frankreich hat, nach der neuesten Zählung, in den letztverflossenen fünf Jahren um 959,556 Seelen zugenommen. Im Jahre 1814 betrug sie 24.000.000; im Jahre 1827 31,601.578; im Jahre 1830 32,560,934. — Die Bevölkerung von Paris beläuft sich auf 774,338 Individuen.

Diese Bevölkerung vertheilt sich auf die einzelnen Departements, wie folgt: Ain 346,030, Aisne 513,000, Allier 298,257, Nieder-Alpen 155,896, Obere Alpen 129,102, Ardèche 340,734, Ardennes 289,623, Arriège 253,121, Aube 246,361, Aude 270,125, Aveyron 359,956, Rhone-Mündungen 359,473, Calvados 494,702, Cantal 258,594, Charente 362,531, Niedere Charente 445,249, Cher 256,059, Corrèze 294,834, Corsika 195,407, Côte-d'Or 375,877, Côtes-du-Nord 598,872, Creuse 265,384, Dordogne 482,750, Doubs 265,535, Drôme 299,556, Eure 424,248, Eure und Loir 278,820, Finistère 524,396, Gard 357,383, Obere Garonne 427,856, Gers 312,160, Gironde 554,225, Hérault 346,207, Ille und Vilaine 547,052, Indre 245,289, Indre und Loire, 297,016, Isère 550,258, Jura 312,504, Landes 281,504, Loir und Cher 235,750, Loire 391,216, Obere Loire 292,078, Untere Loire 470,093, Loiret 305,276, Lot 283,817, Lot und Garonne 346,885, Lozère 140,347 Maine und Loire 457,871, Manche 591,284, Marne 317,076, Obere Marne 249,827, Mayenne 352,586, Meurthe 415,586, Meuse 314,585, Morbihan 432,522, Moselle 417,003, Nièvre 282,521, Nord-Departement 989,938, Oise 397,725, Orne 441,881, Pas-de-Calais 655,215, Puy-de-Dôme 573,106, Nieder-Pyrenäen 428,401, Ober-Pyrenäen 233,031, Oestliche Pyrenäen 157,052, Ober-Rhein 540,213, Nieder-Rhein 424,258, Rhône 434,429, Ober-Saône 338,910, Saône und Loire 523,970, Sarthe 457,372, Seine 935,108, Untere Seine 693,683, Seine und Marne 323,893, Seine und Oise 448,180, Sèvres (Deux-) 294,850, Somme 543,704, Tarn 335,844, Tarn und Garonne 242,509, Var 317,501, Vaucluse 239,113, Vendée 330,350, Vienne 282,731, Ober-Vienne 285,130, Vogesen 397,987, Yonne 352,487. — Im Ganzen 32,560,934 Seelen.

•

Die Zahl der Banquerotte in Großbritannien hat sich im Jahre 1831 auf 1564 belaufen. Hievon kommen 629 auf London, 66 auf Liverpool, 83 auf Manchester, 27 auf Birmingham, 26 auf Bristol u. s. w. — Die Professionen, die in London am meisten litten, waren die Restaurateurs, Schenkwirthe und Gastgeber; nach ihnen kommen die Spezereihändler, die Tuchhändler, die Kohlenverkäufer, die Krämer, Maurermeister, Schneider, Bäcker, Bierbrauer, Buchhändler, Drucker, Banquiers, Chirurgen, Apotheker und Pächter.

•

Die Direktoren der ostindischen Kompagnie machten vor Kurzem Sr. Maj. dem Könige von England bei einer Aufwartung ein köstliches Ornament zum Geschenke, das sich an des Sultans von Meisur, Tippu Saib's, Throne befunden hatte, und nach der Eroberung von Seringapatam erbeutet worden war.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 155. 3 Junius 1832.

Melton Mowbray und Die englische Fuchsjagd.

(Fortsetzung.)

Obgleich die Ausländer ihre Verwunderung nicht bergen können, daß man in England einen so großen Aufwand für die Fuchsjagd macht, die durchaus nicht mit dem Gepränge der Jagden auf dem Kontinent verbunden ist; so haben doch einige von ihnen in jüngster Zeit sich bewegen lassen, Leicestershire zu besuchen, und gezeigt, daß ihnen, um weltberühmte Fuchsjäger zu werden, nichts fehlte, als daß sie nicht geborne Engländer und frühzeitig in dieser Art der Waidmannskunst eingeweiht waren. Was Graf Sandore, ein ungarischer Edelmann, der ein Jahr lang zu Melton bei Lord Alvanley verweilte, in diesem Fach leistete, ist dem englischen Publikum bekannt: seine Unerschrockenheit als Reiter, so wie seine Unfälle und Jagdabenteuer, gaben Stoff zu einer ergötzlichen Erzählung. Nach dem eigenen launigen Berichte des Grafen hievon stellte Herr Ferneley von Melton denselben in einer Reihe von Gemälden, in den seltsamsten und gefahrvollsten Situationen dar, die man sich nur denken kann, wobei der Künstler durchaus nicht seine Erfindungsgabe zu Hülfe zu nehmen brauchte, da jedes Bild genau der Wahrheit treu blieb. Der Graf, von dem alle Meltonianer entzückt waren, nahm diese Gemälde bei seiner Heimkehr mit in sein Vaterland zurück; zu gleicher Zeit aber auch mehrere englische Stuten, um die englischen Jagdpferde in seine Heimath zu verpflanzen. Herr Tilbury, ein berühmter Pferdehändler in London, stellte dem Grafen auf die Dauer der Jagdzeit acht Pferde zur Verfügung, um die mäßige Summe von 1000 Pf. St., worin alle Nebenauslagen mitbegriffen waren. Ebenso fanden sich verflossenen Jahres der Graf Bathiani und der deutsche Graf Hahn in Melton Mowbray ein; der russische Gesandte Graf Matutschewitsch verweilt jetzt dort, und steht als kühner Reiter bei den Meltonianern in hohem Ansehen. Auch Don Miguel machte vor einigen Jahren, als er nach England gekommen und bei Lord Wellington in Strathfieldsay zum Besuche war, eine Jagdpartie mit der Meute des Herrn Chute, zu deren Unterhalt der Herzog auf dem Wege der Subscription beiträgt. Don Miguel machte die Jagd auf einem berühmten Pferde des verstorbenen Königs mit und zeigte sich als ein vollkommener Reiter. Die Jagd fiel jedoch nicht sehr glücklich aus, wie es denn meistens zu geschehen pflegt, gerade wenn man sich das günstigste Wetter wünscht, um einer hohen Person ein Vergnügen zu machen. Die Hunde hatten schlechte Witterung und der Parforceritt war obendrein noch sehr kurz; indeß dauerte er doch lange genug, um bemerken zu lassen, daß Don Miguel keineswegs einen anhaltenderen und gefährlicheren gescheut haben würde. Alle, die damals Gelegenheit hatten, ihn als Reiter zu beurtheilen, werden sich nicht über den gewaltigen Ritt gewundert haben, den er in der ersten Woche nach seiner Rückkehr nach Portugal vollbrachte; dort soll er nämlich in jenen kritischen Momenten sechshundert Meilen unausgesetzt in sechs Tagen zurückgelegt haben — ein Heldenritt, den Die zu beurtheilen wissen werden, die portugiesische Straßen gekostet haben.

Es ist eine schon oft wiederholte Bemerkung, daß allen neueren Schriftstellern Beschreibungen des Himmels mißrathen sind; es ist vielleicht keine leichtere Aufgabe, eine Fuchsjagd zu schildern. Versetzen wir uns mit der Meute des Herrn Osbaldeston nach Ashby-Pasture, in der Gegend von Quorn. Denken wir uns auch einen schönen Morgen in der ersten Woche des Februars und etwa zweihundert wohlberittene Jäger vor dem Lager des Wildes. Es ist ein Viertel auf zwölf Uhr, fast die Stunde, wo die alten Jäger ihre Mittagsmahlzeit zu halten pflegten. Die Hunde nähern sich den Stachelginstgebüschen, und Herr Osbaldeston, der mit seinen Hunden schon lange Jagdbekanntschaft hat, ruft leise und freundlich: „Schön sucht! Schön sucht!“ wobei er zuweilen seine Kappe schwenkt und einen Augenblick drauf ist kein Hund mehr hinter ihm. In kurzer Zeit scheint das ganze Stachelginstfeld auf verschiedenen Seiten von einer unbekannten Ursache bewegt zu werden, da einige Augenblicke lang nirgends ein Hund noch sichtbar wird. Endlich kommen einer oder zwei zum Vorschein; die über den einen oder den andern alten Stachelginstbusch wegsetzen, der so dicht geworden ist, daß sie nicht durch ihn hindurch schliesen können, wo sie dann der Jagdgesellschaft ihre glatten Felle und gefleckten Seiten zeigen. „O wie schön!“ ruft da manch alter Meltonianer aus, der sich in der Freude seines Herzens nicht halten kann. Zwei Minuten später schlieft ein Hund aus dem Gesträuch hervor und rennt am Saume desselben eine Strecke weit hin, die Nase auf den Boden und mit seiner Ruthe sich die Weichen geißelnd — wahrscheinlich denkt er die Fährte außen zu finden, wenn vielleicht Reinecke die Nacht zuvor sein Lager verlassen haben sollte. Hunde haben nichts zu denken, denkt der

zweite Koppelführer, der es bemerkt, und indem er mit der Peitsche schnallt, ruft er: „Rasselas, Rasselas, wohin, Rasselas? Ins Gebüsch Rasselas!" Und augenblicklich ist Rasselas verschwunden. Noch fünf Minuten verstreichen. „Es ist kein Fuchs drinn," sagt Einer. „Nur nicht übereilt" ruft Herr Cradock. „Die Hunde suchen trefflich, und selten ist Dieß umsonst." Diese Worte sind kaum gesprochen, so rührt sich das Buschwerk stärker als vorher. Jeder Stachelginstbusch scheint lebendig zu werden, und das ganze Strauchwerk rührt sich, wie ein vom Wind bewegtes Kornfeld. Einige Minuten darauf sieht man die Ruthen mehrerer Hunde im Gebüsch sich aufrichten (flourish heißt es in der englischen Waidmannssprache; wenn der Hund durch dieß Zeichen zu erkennen gibt, daß er auf einer Fährte ist, aber sie noch nicht erkennt). „Nach dem Fuchs, nach dem Fuchs" (have at him there!) ruft der Squire; „Hundert Guineen, hier ist ein Fuchs!" wiederholt er, indem er seine Finger in das Ohr hält und einen Schrei ausstößt, von dem sich hier keine Beschreibung geben läßt, weil er noch nicht in Musik gesetzt ist. Jack Stevens, der erste „Whipper-in" (Jägerbursche, der die Hunde mit der Peitsche ins Gebüsch zu treiben hat, wenn sie außer demselben suchen wollen) sieht auf seine Uhr. In diesem Augenblick sieht man John White, Valentin Maher, Frank Holyoake (wir geben hier diesen Herren ihre Waidmannsnamen) und einige andere der Uebereiligen, die sich sachte nach einer Stelle machen, wo ihrer Meinung nach der Fuchs hervorbrechen wird. „Halt meine Herren, Halt!" ruft ein Jäger, aber er ruft es in den leeren Wind. „Bleiben Sie stehen, meine Herren, bleiben Sie stehen!" ruft der Koppelmeister; doch er ruft es tauben Ohren zu. Die ganze Jagdgesellschaft geräth in Bewegung; Handschuhe werden angezogen, Cigarren weggeworfen, die Zügel zurecht genommen und die Hüte in die Stirne gedrückt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

Das ganze constitutionelle System wurde nun als verkehrt dargestellt. Um Dieses darzuthun, ging man von der Idee der Garantie aus. Auf den Garantien, hieß es, fuße das liberale System. Die Idee der Garantie enthalte aber die Idee des Mißtrauens in sich, und das Mißtrauen sey daher die Grundlage des liberalen Systems. Aus Mißtrauen verlange man Constitutionen, weil man befürchte, daß die Regierung despotisch werden könne; man verlange Kammern und parlamentarische Berathungen, weil man Mißtrauen in die Einsicht oder den guten Willen der Minister mit den Höflingen habe; man erwähle die Deputirten nur auf bestimmte Zeit, weil man selbst in ihre Redlichkeit und Unbestechlichkeit Mißtrauen setze; man errichte Nationalgarden aus Mißtrauen, daß die Staatsgewalt von der gewöhnlichen militärischen Gewalt einen übeln Gebrauch machen möchte, das Geschwornengericht sey eingesetzt, aus Mißtrauen in die Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit der Richter u. s. w. Die Schlußfolge war nun, daß da Mißtrauen etwas Unnatürliches sey, zum Normalzustande der Menschheit nicht gehöre, und daher verschwinden werde, auch das ganze liberale Staatssystem, als auf Mißtrauen gegründet, verschwinden müsse. Alles was man nur von einseitigen Räsonnements auftreiben konnte, um das liberale System und den ganzen Liberalismus als der menschlichen Natur zuwider aufzustellen, wurde mit Freuden ergriffen, und vom Globe bis zum Ekel wiederholt. Zuletzt hatte man eine allgemeine Bezeichnung für das ganze constitutionelle System gefunden, man trug den Haß gegen Philosophie darauf über, und nannte es constitutionelle Metaphysik oder bezeichnete es, wahrscheinlich um an die eigene wissenschaftliche Gründlichkeit und Denkklarheit glauben zu machen, mit parlamentarischem Mysticismus, weil das Volk dadurch mysticirt werde!! Um nun aber doch einige Worte (wenn es deren überhaupt bedarf) über das Mißtrauen als behaupteter Grundlage des constitutionellen Systems beizufügen, so liegt auf den ersten Blick gleich eine solche Einseitigkeit und Oberflächlichkeit in dem Räsonnement vor, daß man sich kaum erwehren kann, die Saint-Simonisten einer absichtlichen Entstellung des wahren Sachverhältnisses zu beschuldigen. Sind nicht alle die angeführten Einrichtungen: Constitution, Kammern, Jury, Nationalgarden u. dgl. deßhalb in dem Staate eingeführt worden, weil man die Ueberzeugung, das Vertrauen hat, daß dadurch der Staat zum Gemeinwohl Aller besser geleitet und verwaltet werden könne? Folgeweise als das Negative besteht dann auch freilich das Mißtrauen, daß, wenn diese Einrichtungen nicht vorhanden wären, alle die verderblichen Leidenschaften und Gebrechen, die die Erfahrung von vielen Jahrhunderten aufgewiesen hat, sich des Staates zum Besten eines Einzelnen, einer Hauptfamilie und einiger hundert andern Schmarotzer-Familien von Höflingen bemächtigen würden. Das Bessere ist durch sich selbst auch eine Schutzwehr, eine Garantie gegen das Schlechtere, und in dieser Hinsicht ist das constitutionelle System auch ein System von Garantien gegen die Willkür-, Verschwendungs- und Intriguen-Herrschaft des Despotismus. Das constitutionelle System ist ferner auch ein System von Formen; aber auch Dieses ist nichts Ueberflüssiges und kein Gebrechen, denn das ganze Leben muß sich und kann sich nur in Formen gestalten, es kömmt nur darauf an, daß es die wahren, richtigen und schönen Formen seyen; in den Formen gelangt das Wesen, der Geist zu einer klaren Ausprägung und scharfen Beschlossenheit. Die Formen sind daher dem politischen Leben eben so wesentlich als der Körper der schaffenden Lebenskraft; sie fließen unmittelbar aus dem Leben, und verändern sich mit ihm. Man hätte glauben sollen, daß diese Wahrheiten in unserer Zeit für denkende Menschen nicht mehr der Wiederholung bedurft hätten. Für den Saint-Simonismus waren es hingegen nur Wahrheiten, die erst in den drei letzten Jahrhunderten durch die Wiedergewinnung der Freiheit im Denken und Leben entstanden waren; dieses Zeitalter war nun aber für sie ein sogenanntes kritisches, philosophisches, das nur zum Uebergange diene, und daher auch nicht weiter berücksichtigt werden müsse; und wie wir in den beiden frühern Artikeln gezeigt haben, daß Alles, was eine frühere Hierarchie an Verkehrtem, Lebensgefährlichem, die Menschheit Erniedrigendem, an Unsinn überhaupt hervorgebracht hatte, noch vom Saint-Simonismus im Ueblen übertroffen wurde, so geschah es auch in der Politik. In der Religion und Moral se-

hen wir, wurden die höchsten Ideen, die Ideen von sittlicher Bestimmung, von Pflicht, von Bestimmung des Lebens durch die moralischen Ideen, die Ideen von Menschheit, von Gott selbst, alle diese Ideen wurden vermaterialisirt, verkörperlicht; **ein Mensch**, der **Priester** sollte sie insgesammt repräsentiren. Gott und die Menschheit, das Bewußtseyn Gottes und der Menschheit wurde in dem Père suprême **inkarnirt**; es war daher nur eine weitere Folge, wenn auch Alles, was mit Staat, Recht und Gesetz zusammenhing, in die Person des obersten Priesters gesetzt wurde. Dieses geschah denn wirklich auch durch die Theorie von dem **lebendigen Gesetze** (loi vivante). Hinsichtlich der Politik war Dieß einer der Gründe, weßhalb sich der eine frühere Chef Bazard, und viele Andere trennten. Allein in diesem Punkte war es Bazard selbst, der schon früher *) die Theorie von dem lebendigen Gesetze aufgestellt hatte. Hier zog der bleibende Chef Enfantin nur die weitern Folgerungen, die freilich wie gewöhnlich so grob ausfielen, daß man sie nicht gelten lassen wollte.

*) In dem zweiten Band der Exposition de la doctrine de Saint-Simon, 13 leçon, der aber nicht öffentlich erschienen ist. Es war nur eine gewisse Anzahl von Probeexemplaren gedruckt worden. Nach der Trennung hat Bazard den wirklichen Abdruck nicht erlauben wollen.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

A visit to the South Seas, in the United States Ship Vincennes, during the years 1829 and 1830. By C. S. Stewart, A. M. Chaplain in the United States Navy. 2 Vls. 8vo. London, 1832.

Hr. Stewart, der geraume Zeit als Missionär auf den Sandwichsinseln lebte, über die er schon früher ein Werk herausgegeben hat, war, durch Kränklichkeit seiner Gattin, der das Klima nicht zusagte, genöthigt, im Jahre 1825 nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren, wo er im Jahre 1828 eine Stelle als Schiffsprediger erhielt. Da er nur ungern seine Missionsgeschäfte aufgegeben hatte, so war ihm die Nachricht, daß die beiden Schiffe der Vereinigten Staaten, Guerrière und St. Louis, Befehl erhalten hatten, zu dem Geschwader im stillen Ozean zu stoßen, von dem das Schiff Vincennes die Sandwichsinseln besuchen und um das Vorgebirg der guten Hoffnung nach den Vereinigten Staaten zurückkehren sollte, sehr willkommen, und er benutzte diese Gelegenheit, um wenigstens auf einige Zeit wieder nach jenen ihm so lieb gewordenen Inseln zurück zu kehren. Das vorliegende Werk enthält eine Beschreibung dieser Reise in Briefform; fast zwei Drittheile des ersten Bandes bestehen aus Schilderungen von Brasilien, der Fahrt um das Cap Horn, Peru, Chili u. s. w., die wir, so lebendig und malerisch sie auch sind, übergehen, da sie nichts Neues und besonders Merkwürdiges enthalten, um uns hier nur mit dem Berichte des Verfassers über den gegenwärtigen Zustand der Washington- und Sandwichsinseln und die Fortschritte der Civilisation auf den interessanten polynesischen Inseln zu beschäftigen. Hr. Stewart verließ zu Callao am 4 Juli 1829 den Guerrière, auf dem er die Fahrt von Amerika aus gemacht hatte, und begab sich an Bord des Vincennes, der am 26 desselben Monats die östlichste der Washingtoninseln erreichte, eine Inselgruppe in der Nachbarschaft der Marques de Mendoças, denen sie so oft unter dem allgemeinen Namen der Marquesas beigezählt wird, obschon die letztern bereits im Jahre 1595 entdeckt, die Washingtoninseln dagegen erst im Jahre 1791 vom Kapitän Ingraham aus Boston gefunden wurden, der ihnen auch den ehrenwerthen Namen gab, den sie führen. Um zugleich die Absichten, welche die amerikanische Regierung mit dieser Reise verband, näher zu bezeichnen, heben wir hier zuerst die allgemeine, kurze Beschreibung des Verfassers von diesen Inseln aus:

„Es sind ihrer drei, Huahuka, Nukuhiva oder Nuuhiva und Uapu, die ihrer Lage nach ein Dreieck bilden, dessen äußerste Spitzen innerhalb der Parallelen von 8° 38′ und 9° 32′ südl. Br. und 139° 20′ und 140° 10′ westl. Länge (Meridian von Greenwich) liegen. Huahuka ist die am weitesten gegen Osten gelegene Insel; ungefähr 20 Meilen in gerader Richtung nach Westen von ihr entfernt liegt Nukuhiva, und 50 Meilen südlich vom Mittelpunkte dieser Insel liegt Uapu. Nukuhiva, bei weitem die größte und wichtigste von ihnen, hat 20 Meilen in der Länge und fast eben so viel in der Breite, drei oder vier gute Häfen an ihrer Küste, und nur hier landen von Zeit zu Zeit Schiffe. Es ist Dieß eben die Insel, wo Commodore Porter während des letzten Krieges der Vereinigten Staaten das Geschwader des stillen Ozeans sammelte, um die Schiffe ausbessern zu lassen, und von der er in seinem im Druck erschienenen Tagebuche so Vieles erzählt.

„Die Bewohner sind noch jetzt, wie damals, in einem vollkommenen Naturzustande, und ihre frühere Lage ist in jeder Hinsicht unverändert, mit dem einzigen Unterschiede, daß Jene, die in der Nähe des Hafens wohnen, durch ihren Verkehr mit dem rohen Schiffsvolke christlicher und civilisirter Länder moralisch schlechter geworden sind. Es mag unserer Reise einiges Interesse mehr leihen, daß wir zuerst jene Inseln besuchten, die unter allen polynesischen noch allein in dem ursprünglichen heidnischen Zustande sich befinden. Die edeln und dem Nationalvortheile ersprießlichen Absichten, welche die amerikanische Regierung mit dem Besuche dieser Inseln verband, sprechen sich in dem Tagsbefehle aus, den Kapitän Finch, der Befehlshaber des Vincennes, einige Tage vor der Landung an die Offiziere und das Schiffsvolk erließ: „Unserm Besuche dieser Inseln liegen mannichfache Absichten zum Grunde, doch sind die vorzüglichsten: Einen sichern und friedlichen Verkehr zwischen ihnen und denjenigen unserer Landsleute herzustellen, die in Verfolgung erlaubter Zwecke diese Meere beschiffen, und genöthigt sind in die Häfen jener Inseln einzulaufen, um Erfrischungen einzunehmen, oder Schutz zu suchen; Diejenigen zurück zu fordern, die aus Unbesonnenheit oder unrechtmäßigen Beweggründen hier zurückgeblieben seyn mögen; uns den Bewohnern als moralisch gebildete Menschen zu zeigen, unserm Nationalcharakter Achtung zu verschaffen, und so durch den Kontrast zwischen uns und ihnen sie zu einer rühmlichen Nachahmung zu reizen. Um so wünschenswerthe Resultate zu erzielen, ist es unerläßliche Pflicht für uns, in jeder Hinsicht streng über unser Benehmen zu wachen; uns selbst, wenn es nöthig seyn sollte, ungewöhnliche Beschränkungen aufzulegen; ohne Schein von Anmaßung die überwiegenden Vortheile unserer Civilisation bemerkbar zu machen; offen und ehrlich zu handeln; unziemliche Neugier zu zügeln; sinnlicher Begierden und zu großer Vertraulichkeiten uns zu enthalten, und endlich die Eingebornen als ein selbstständiges Volk zu behandeln. Diese vorläufigen Bemerkungen werden, wie ich hoffe, hinreichend seyn, um das Zweckmäßige meines Befehls einleuchtend zu machen, daß kein Offizier, oder irgend Jemand der Mannschaft ohne die seinem Stande angemessene Kleidung und dieser entsprechenden Bewaffnung u. s. w. ans Land gehen darf, und daß ferner den Eingebornen, Männern und Weibern, der Zutritt an Bord nicht gestattet ist, es sey denn unter besondern oder solchen Umständen, unter denen der Schiffsgebrauch in andern Häfen bis jetzt eine Ausnahme machte. Bin ich nach den Zusammenkünften, die zwischen mir und den Häuptlingen statt finden werden, überzeugt, daß wir uns sicher ans Ufer wagen dürfen, so wird es mir Vergnügen machen, dem Schiffsvolke die Erlaubniß zum Besuche der Insel in so weit zu ertheilen, als Dieß mit der Aufenthaltszeit und dem unerläßlichen Dienst am Bord vereinbar ist; ich rechne jedoch dabei auf pünktliche Rückkehr, streng sittliches Betragen, und ein Benehmen, das geeignet ist, die ausgesprochenen Absichten zu befördern. **W. C. B. Finc.**"

Dieser Tagsbefehl, der ein dem gewöhnlichen Verhalten des Schiffsvolkes auf den Inseln der Südsee ganz entgegengesetztes Benehmen vorschrieb, war von der besten Wirkung, und es gereicht dem amerikanischen Kapitän zur großen Ehre, daß seine ganze Reise in diesem Geiste fortgesetzt wurde; sein kluges Benehmen hat an den Vortheilen, die von dieser und den bedeutenden Gesellschafts- und Sandwichsinseln sich erwarten lassen, nicht geringen Antheil.

Die sehr interessante Schilderung, die Hr. Stewart von dem gesell-

schaftlichen Zustande der Washingtoninseln entwirft, wollen wir, da dieser mit dem der Marquesas- und andern Inseln der Südsee, wo weder europäische Ansiedelungen noch Missionsanstalten begründet wurden, eine große Aehnlichkeit hat, hier nur flüchtig berühren, und dagegen einige ihrer höchst seltsamen, gesellschaftlichen und abergläubischen Einrichtungen erwähnen:

„Ehe wir wieder in die Boote stiegen, um nach dem Schiffe zurückzufahren, gaben wir den Häuptlingen zu verstehen, sie möchten Nachmittags unsern Besuch erwiedern, und Kapitän Finch lud die Frauen ein, ihre Männer zu begleiten. Sie versprachen es, wenn man ihnen ein Boot senden werde, und erklärten uns den Grund dieses Begehrens dadurch, daß es ihnen durch „Tabu“ ausdrücklich untersagt sey, sich der Canoes zu bedienen. Es war Dieß der erste Zug jenes abergläubischen Systems, das so weit über diesen Ozean verbreitet ist, und wir ergriffen die Gelegenheit, darüber genauere Erkundigungen einzuziehen; auch waren wir so glücklich, einigermaßen befriedigende Aufschlüsse darüber zu erhalten. Die ganze Bevölkerung theilt sich in zwei große Klassen, nämlich in die „gemeine“ und die „Tabu-Klasse.“ Die erstere begreift alle Personen weiblichen Geschlechts jeden Ranges und Standes, nebst denjenigen Männern, die zu ihrem unmittelbaren und persönlichen Dienste bestimmt sind. Auch jene Personen männlichen Geschlechts gehören dieser Klasse an, die als öffentliche Sänger und Tänzer auf den Unterhaltungsplätzen auftreten; es scheint also, daß eine solche Beschäftigung von den Eingebornen für weibisch und erniedrigend gehalten wird. Alle übrigen Männer gehören zur Tabu-Klasse. So wie auf andern Inseln, wo diese Eintheilung herrschend ist, so unterliegt die gemeine Klasse auch hier in Wohnung und Speisen gewissen Einschränkungen. Die Häuser der Männer der Tabu-Klasse dürfen nie von Weibern oder Personen der gemeinen Klasse betreten werden, und die Frauen solcher Männer haben sammt ihren männlichen und weiblichen Dienern sowohl an ihrem gewöhnlichen Wohnorte, als auch da, wo sie sich nur eine Zeitlang aufhalten, eigene Wohnungen, wo sie die Speisen bereiten und essen. Allein obgleich die Wohnung und die Speisen des Mannes den Frauen verboten sind, so darf der erstere doch von den Speisen der Frauen essen und ihre Wohnungen nach Belieben betreten. Was die Speisen betrifft, so dürfen Brodfrucht, Kokosnüsse, Yamswurzeln und verschiedene aus ihnen bereitete Gerichte, so wie auch die meisten Gattungen Fische ohne Unterschied von beiden Klassen genossen werden; ausgenommen jene von diesen Speisen, die dadurch, daß man sie in einen Korb, eine Kalabasse oder irgend ein anderes, einem Tabu gehöriges Geräth legt, tabu (geheiligt) werden; alle solche Gegenstände gehören dann zum ausschließlichen Gebrauche des Tabu. Bananen, Schweine, Turteltauben, Blakfisch, Bonetta (Apfelkürbiß?) und Delphine sind für Alle, welche nicht zur bevorrechteten Klasse gehören, tabu. Jeder Gegenstand, der über den Kopf oder selbst nur über die Hand eines Tabu gehoben wurde, darf von keinem Andern mehr zu gewöhnlichem Gebrauche benutzt werden; Dieß wäre eine Entweihung des Gegenstandes, die dem Tabu das Mißfallen der Götter zuziehen würde. Jeder, der sich aus Unachtsamkeit oder mit Vorsatz eines solchen Vergehens schuldig macht, ist der Rache des Tabu bloßgestellt, und nur sein Tod kann eine solche Entweihung sühnen: denn so lange der Verbrecher noch am Leben ist, glaubt der Tabu sich jedem Unglücke ausgesetzt. Legt sich eine Frau auf einen Gegenstand, der durch Berührung eines Tabu geheiligt wurde, oder geht sie auch nur über denselben hin, so wird sie mit dem Tode bestraft. Im Allgemeinen beschränkt sich indeß der Nachtheil, der aus einer solchen zufälligen Weihe entspringt, darauf, daß der geweihte Gegenstand nicht mehr zu seinem ursprünglichen Gebrauche verwendet werden darf. Legt z. B. ein Tabu seine Hand zufällig unter eine Matratze, so kann sie nicht mehr zum Schlafen gebraucht, sondern muß als Mantel getragen, oder als Segel für ein Canoe verwendet werden. Dieser Aberglaube erklärt einen Vorfall, der sich diesen Morgen ereignete, als Kapitän Finch eben Geschenke an die Familie des Haapeh vertheilte. Der Kapitän wollte nämlich einer der vornehmen Frauen ein Stück weißen Kattun geben, und warf es ihr deßhalb über den Kopf eines in ihrer Nähe sitzenden Mannes zu, der sich sogleich der Gabe bemächtigte, indem er mit lauter Stimme „tabu“ rief. Der Dolmetscher sagte dem Kapitän, daß der Kattun verfallen sey, und wolle er der Frau ein anderes Stück geben, so möchte er es über Niemand hinreichen, gab aber sonst keine weitere Erklärung über diesen Gebrauch. Ich kann mich nicht erinnern gehört zu haben, ob auch auf den übrigen Inseln des stillen Ozeans die Beschränkungen des Tabu sich auf den Gebrauch der gewöhnlichen Canoes erstreckten; allein ich weiß, daß Dieß auf den Sandwichsinseln, während das Heidenthum dort noch in voller Kraft bestand, nicht der Fall war. Es scheint fast, daß bei diesem Volke der Begriff von Recht und Unrecht sich nach diesem willkürlichen, abergläubischen Gebrauche bildet und daß er eins ihrer Hauptgesetze ausmacht. Statt das Ungemach des Lebens ihren Lastern und ihrer moralischen Verderbtheit zuzuschreiben, halten sie Krankheiten, Tod, Hungersnoth, Krieg und jedes Unglück, das die Vorsehung über sie verhängt, für gerechte Strafe ihrer Uebertretungen oder Vernachlässigungen der willkürlichen und widersinnigen Verbote des Tabu.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Auch in der neuen französischen Kirche ist ein Schisma ausgebrochen, und der Primas derselben, der Abbé Chatel, hat seinen Primatial-Vicar, den Abbé Auzon, in den Bann gethan, weil er sich herausgenommen hat, sich für den Stifter der neuen Kirche auszugeben. „Da hat sich der Hr. Abbé Auzon schön gebettet, ruft der Figaro hiebei aus. Exkommunizirt und verflucht von seinen Freunden, wie von den Geistlichen der päpstlichen Kirche, was will er jetzt anfangen? Freilich ist der Schismatiker Pfarrer von Clichy durch die Wahl des Volkes daselbst, und er kann die Exkommunikation durch ein Anathema erwidern. Braucht er doch selbst nur wieder eine Kirche zu gründen, wenn ihm so sehr um den Namen eines Gründers zu thun ist; dann ernenne er sich auch zum Primas, salbe sich zum Bischof, und behandle den Abbé Chatel als Renegaten; so wird Alles wieder ins Gleiche gebracht werden. Indeß läßt sich der fromme Zorn des Hrn. Abbé Chatel auch entschuldigen. Wenn Jemand eine Erfindung gemacht hat, so ist es unangenehm, Jemand kommen zu sehen, der einem seine Idee wegschnappt und davon Profit zieht. Der Abbé Chatel hat die französische Kirche erfunden, und sollte er einem Andern davon den Profit ziehen lassen? In unserer Zeit scheint die Religion so gut eine Erfindung geworden zu seyn, wie ein Stiefel ohne Nath, aber selten genießt der Erfinder den Vortheil seiner Erfindung.“

*

Eine Zeitung von Calcutta gibt von den englischen Kaufleuten, die nach China handeln, folgende Schilderung:

„Eine der eigenthümlichsten Menschengattungen ist der englische Kaufmann, der von Ostindien nach China Handel treibt, und zwar hauptsächlich den Schmuggelhandel mit Opium, wodurch er sich gewöhnlich ungeheure Reichthümer erwirbt. Ihre Schiffe liegen vor einer Insel, Lintin genannt, vor Anker, und bilden ein Gemisch von Schiff und Comptoir, von Kriegs- und Handelsschiffen. Hier erblickt man ein riesengroßes Hauptbuch, und dort einen Doppelhaken; hier steckt der letzte Preis-Courant im Griffe eines Säbels, dort stehen Säcke mit guten spanischen Dollars gefüllt; Alles verräth den klugen Handelsmann, der bereit ist, auf freundlichem Fuße mit Einem Geschäfte zu machen, wenn es so verlangt wird, oder seinen ungesetzlichen Handel gegen die Obrigkeiten des Landes zu vertheidigen, wo er seinen Reichthum erwirbt. Die Herren von der Faktorei der ostindischen Kompagnie bilden die englische Aristokratie in China. Die eine Hälfte des Jahrs bringen sie mit Auswägung des Thee's zu, die andere, indem sie mit ihren Dammen spielen, oder andere Kurzweil treiben.“

*

Nach den neuesten, aus Persien eingegangenen Berichten scheint dort die Cholera noch immer nicht im Abnehmen zu seyn. In einem großen Theile der Provinzen hat diese Seuche furchtbar gewüthet, und mehr als zwei Drittheile der Bevölkerung aufgerieben. Vorzüglich in der Provinz Ghilan, wo sie unerhörte Verwüstungen anrichtete, sind von einer Bevölkerung von 300.000 Einwohnern nur 60.000 übrig geblieben, worunter sich 44,000 Kinder und Weiber befinden sollen. Auch die Eier der Seidenwürmer sind in dieser Provinz ganz zu Grund gegangen, und man glaubt, daß sieben Jahre nöthig seyen, um dieselbe Menge von Seidenwürmern zu ziehen, die sie vorher besaß. Vor dem Erscheinen der Cholera betrugen die Einkünfte von Ghilan jährlich 550,000 Tomans, gegenwärtig kaum 80,000.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 156. 4 Junius 1832.

Zustand der Wissenschaften in Italien.

1. Die sardinischen Staaten.

Italien ist das einzige Land, dem eine ewige Jugend verliehen scheint. Die unverwüstliche Lebenskraft seiner Völker erlosch nie so ganz, daß sie nicht immer wieder Sprossen einer neuen Entwicklung getrieben hätte. Der menschliche Geist scheint in jenen hesperischen Gärten eben so wenig zu altern, als die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Natur, und die Zeit über ihn eben so wenig Gewalt zu haben, als die Jahreszeiten über die Bäume mit den goldenen Aepfeln. Während Aegypten und das Morgenland nach so vielen Jahrhunderten, bis auf unsre Tage noch, von ihren ersten Anstrengungen geistiger Entwicklung erschöpft ruhen; ging Italien aus den furchtbarsten Erschütterungen immer wieder mit verjüngter Kraft hervor, und baute aus den Trümmern einer zerstörten Civilisation eine neue, wie über seinen vulkanischen Aschenbergen und Lavaströmen nur um so üppigere, neue Vegetationen wuchern. So sehen wir die Etrusker in den Uranfängen der Civilisation mit den morgenländischen Völkern wetteifern, dann an ihre Stelle das wolfsgesäugte Volk mit seiner eisernen Freiheit und seinem Jahrhunderte hindurch behaupteten Weltruhme treten; selbst die Gräuel der Imperatoren-Herrschaft überglänzte noch der Nachschimmer von dem goldenen Zeitalter der Wissenschaften unter Augustus, und als endlich der stolzen Siebenhügelstadt das weltbezwingende Schwert entwunden war, erhob auf ihren Trümmern die zitternde Hand eines greisen Priesters den Herrscherstab des Kreuzes, vor dem sich ihre Ueberwinder, die barbarischen Völker des Abendlandes, in den Staub beugten. Endlich sehen wir im Mittelalter wieder in Italien das Morgenroth aufgehen, das die neue Aera der Künste und Wissenschaften und der bürgerlichen Freiheit verkündete. Wie der Bergmann, der das köstliche Gestein und Gold zu Tage fördert, sein Leben in Armuth und im tiefen Dunkel des Schachtes zubringt, so blieb Italien arm und elend, während sich die Welt mit den Schätzen des Alterthums, die es aus den Trümmern hervorgrub, bereichert hat. Drei Jahrhunderte fremder Herrschaft, während denen nach der Reihe List und Gewalt, die Qualen der Folter und die Verführungen der Sinneslust an der Entartung seiner Völker arbeiteten, haben ihre Früchte getragen. *) Allein noch lebt in ihnen Kraft genug zu einer abermaligen Wiedergeburt. Italien ist noch keine Leiche; und große Geister sind jenseits der Alpen nicht seltener, als in irgend einem andern Lande Europa's.

Uebrigens sind zwar die Schwierigkeiten geistiger Mittheilung, der Mangel eines nach allen Seiten hin wirkenden Mittelpunktes, das Mißtrauen der Regierungen und die häufigen Proscriptionen, nicht minder auch die allgemeine Gährung der Gemüther, die alle Ideen auf die Politik gerichtet hält, ein bedeutendes Hinderniß für die moralische Entwicklung der Völker Italiens; allein auch in frühern Epochen hatten sich Künste und Wissenschaften keiner viel günstigeren Verhältnisse zu erfreuen, und wenn Dante mit seiner ganzen Familie verurtheilt wurde, lebendig verbrannt zu werden; wenn der Herzog von Mantua Tasso's Schriften und Habe in Beschlag nahm, um den Dichter zu zwingen, ihn zu besingen; wenn Giordano Bruno zu Rom auf dem Scheiterhaufen den Tod fand; wenn vor kaum einem Jahrhundert Giannone in dem Gefängnisse der Citadelle von Turin starb, und Lagrange keiner andern Begünstigung sich zu erfreuen hatte, als daß man ihn zum Kammerdiener des Königs von Piemont machen wollte; so können allerdings die Italiener unsrer Zeit wegen ihrer geringen Thätigkeit auf dem Felde der Wissenschaft nicht in dem unglücklichen Zustande ihres Vaterlandes eine vollgültige Entschuldigung finden. Man könnte insbesondere die Liberalen dieses Landes, die Studien und Wissenschaften der Politik opfern zu müssen glauben, an Machiavell erinnern, der die Folter ausstehen mußte, weil er seinem Vaterlande die Freiheit wieder zu geben versuchte, und dennoch seine unsterblichen Werke schrieb; an Michel Angelo, der zu gleicher Zeit an den Befestigungen von Florenz und an den Fresken seines jüngsten Gerichtes arbeitete, oder an Campanella, der sieben und zwanzig Jahre im Gefängniß schmachtete, und siebenmal auf die Folter geworfen wurde, weil er die Spanier aus Italien vertreiben wollte; aber weder durch Kerker noch durch Qualen der Liebe zu den Wissenschaften entfremdet werden konnte.

Der Verfall der Wissenschaften in Italien ist in einer ganz andern Ursache zu suchen; und beruht, unsrer Meinung nach, haupt-

*) Es ist bekannt, daß der Senat von Venedig aus Epirus und von den Inseln des griechischen Archipels die schönsten Weiber kommen ließ, um die jungen Leute der Republik durch sinnliche Ausschweifungen die Politik vergessen zu machen. Die Bleidächer und die Verführung bildeten die Regierungskunst der venetianischen Aristokratie. A. d. V.

sächlich in der gegenwärtigen Verweichlichung seiner Einwohner, und in der wenigen Achtung, die dort Talente finden. In einem Lande, wo Liebeshändel und Frauen die ganze Zeit der Jugend in Anspruch nehmen, wo das wichtigste Geschäft des Lebens in Vergnügungen besteht, flieht man natürlich Alles, was Ernst und Anstrengung erfordert. Dieser Hang zu Leichtsinn und gedankenloser Zeitverschwendung nimmt in dem Maße zu, als man sich dem südlichen Italien nähert, und es gibt dort Städte, wo man sich auf immer als Pedanten brandmarken würde, wenn man sich nur ein einziges Mal in einer Gesellschaft Dante's zu erwähnen herausnähme. Leute von Talent, denen es aber an der nöthigen Energie fehlt, sich der allgemeinen Verweichlichung zu entreißen, bringen daher ihre Tage zu den Füßen einer Geliebten und ihre Abende in leerem Geplauder hin, indem sie sich im Schoße der Vergnügungen zu betäuben suchen, und ihre geistige Zeugungskraft auf eben so ruhmlose als unersprießliche Weise verschwenden und erlahmen lassen. Indeß fehlt es Italien bei all dieser Verweichlichung nicht an hohen Geistern und edlen Seelen, die sich erheben, um gegen die Verderbniß, die sie umgibt, das Wort zu nehmen, und könnten sie einen Mittelpunkt der Vereinigung und des gemeinschaftlichen Strebens finden, so würden sie auch von dem Auslande besser gekannt und gewürdigt werden. So aber von Turin bis Catanea zerstreut, mit geringen Mitteln gegenseitiger Mittheilung, von einer oft bis zur Lächerlichkeit ängstlichen Censur bewacht, findet ihr rühmliches Streben nirgends Anerkennung, weder bei den Regierungen, von denen sie gefürchtet werden, noch bei dem Volke, das zu tief steht, um ihren Werth schätzen zu können; aus gleichem Grunde finden sie auch keine Ermunterung in jenen Vortheilen, die sie in jedem andern Lande durch Herausgabe ihrer Schriften erlangen könnten. In Italien, wo das literarische Eigenthum kaum von einem kleinen Staate bis zum andern Schutz genießt, ist der Buchhandel so beschränkt, daß die Wissenschaften zugleich Arbeit und Aufwand von Seite des Schriftstellers erfordern, während sie anderswo den Weg zu ehrenvoller Unabhängigkeit bahnen.

Diese Zersplitterung der Talente, die man von einer Stadt zur andern, wie die Alterthümer der Römerzeit und des Mittelalters aufsuchen muß, ist die Ursache, daß der Fremde, der Italien auf einer Reise durchfliegt, nicht von jenem Glanzstrome geblendet wird, der von Paris oder London ausgeht. Dagegen werden in Frankreich alle Menschen von höhern Geistesgaben von der Hauptstadt verschlungen, und man kann die größten Städte der Provinzen besuchen, ohne einen Mann von literarischem Rufe zu finden; während man in Italien mit Erstaunen, selbst in den kleinsten Städten, oft ausgezeichnete Gelehrte findet. Man kann daher von dem Zustande der Wissenschaften in Italien auch kein Bild im Allgemeinen entwerfen, sondern muß ihn in die einzelnen Staaten hinein verfolgen, wie wir denn hier mit Sardinien den Anfang machen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Melton Mowbray
und
Die englische Fuchsjagd.

(Fortsetzung.)

In diesem wichtigen Augenblick erscheint ein Snob, *) ein ehrliches Stadtkind aus irgend einer fern entlegenen Provinz, das Niemand noch genau kennt, das aber den Fuchs herauskommen sehen möchte, gerade in seiner ganzen Breite der kritischen Stelle gegenüber. „Auf die Seite doch, mein Herr, ruft Squire Osbaldeston ihm zu, „was wollen Sie denn dort? Gedenken Sie vielleicht den Fuchs mit der Hand zu fangen?" Eine Stille folgt, die Keiner nur mit einem Athemzug zu unterbrechen wagt. Endlich läßt sich im Gebüsch ein Laut vernehmen, wie von einem träumenden Hunde; es ist Flourisher, ein berühmter Finder von Osbaldeston's Meute, und sein Herr erwidert ihm mit einem ermunternden Zuruf. Einen Augenblick darauf gibt ein Hund Laut, dann noch einer, dann ein dritter und ein vierter. „Tallyho!" schreit ein Bauer, der auf einem Baume sitzt. „Er ist hinaus!" ruft Lord Alvanley, stößt seinem Pferd die Sporen in die Seiten und fliegt unter den Vordersten dahin. Wie jeder gute Jägersmann thun würde, ruft Sir Harry Goodricke: „Achtung auf die Hunde!" „Laßt ihnen Zeit!" ruft Herr John Moore. „Recht so, sagt Herr Osbaldeston, sie verderben sich selbst wieder die Jagd, wie gewöhnlich." „Vorwärts," brüllt Herr Holyoake, „drei Koppel Hunde sind auf der Fährte!" — „So geht es doch immer; alle sind hinterdrein, und die Jagd ist heute hin, ich wollte wetten," ruft ärgerlich Billy Cocke, der auf seiner berühmten Stute Advance dreißig Meilen in einer Stunde reitet, aber auf dem Rücken einen Zettel angeheftet trägt, mit den Worten: „sie schlägt." **) — Napoleons alte Garde in ihren besten Tagen hätte solche Reiter nicht in ihrem stürmischen Fluge aufgehalten.

Man muß eine solche Jagd gesehen haben, um zu wissen, auf welche sonderbare Art die Hunde, die im Gebüsch zurückgeblieben sind, sich zwischen den Reitertruppen hindurch einen Weg bahnen, um den vordersten Koppeln nachzukommen, die so glücklich waren, die Fährte des Fuchses aufzufinden. Allerdings kommen sie einem Rennpferde an Schnelligkeit gleich; aber es gehört ihr ganzer Muth dazu, um sich mitten in einen Haufen Reiter, die mit verhängten Zügeln dahin jagen, zu stürzen, mit Gefahr bei jedem Sprung niedergetreten und zerquetscht zu werden. Doch Dieß ist der eigenthümliche Zug, der den Fuchshund auszeichnet, wie Beckford bemerkt. Allein ein Wiederlauf des Fuchses, die von den vorausgeschossenen Hunden auf einen Augenblick verlorne Fährte reicht für die hintersten Hunde hin, die vordersten einzuholen, und vereint setzen sie nun dem Fuchs mit immer zunehmender Schnelligkeit nach:

„vires acquirit eundo"

Die Folge davon bleibt nicht aus. Kaum sind neunzehn Minuten vorüber, so haben die Hunde die Fährte verloren, und der Fuchs

*) „Schuster," ein Spottname für Leute, die nicht Waidmannsrecht kennen, und die man bei uns etwa Krautjäger zu nennen pflegt.

**) „She kicks," diese Worte trägt der Jäger, um die Jagdgesellschaft zu warnen, wenn sein Pferd schlägt.

schöpft die Hoffnung, seinen Balg zu retten; durch die Pferde gedrängt haben sie die Fährte überrannt. „Wie Schade!“ seufzt Einer. „Sünde und Schande!“ wettert ein Anderer, indem er einen giftigen Seitenblick auf einen Neuling in der Fuchsjägerei wirft, der gern noch einmal so schnell geritten wäre. „Dieß haben sich die Herren selbst zu danken,“ ruft Herr Osbaldeston dazwischen, der eben mit seinem Pferde Clasher, das noch ganz frisch ist, herankömmt; nur vierzehn Jäger von zweihunderten sind um ihn versammelt, die Uebrigen kommen erst nach. Auf einen Hornruf kehren die Hunde nach der Stelle zurück, wo die Fährte verloren ging; Jack Stevens schickt sich an, sie zu leiten. „Ei schön, mein Pastime!“ ruft Herr Osbaldeston einem seiner Hunde zu, der den grünen Zaun entlang seinen Schweif wie einen Federbusch trägt und schöner als je aussieht. „Er spricht an!“ — „Beim Jupiter, er ist tausend Guineen werth!“ ruft John White, indem er über die linke Schulter nachblickt und seinem Pferde beide Sporen gibt, voll Freude, daß nur vier Reiter von der Jagdgesellschaft hinter ihm sind. Unser Snob ist indeß unter ihnen, er ist den Hunden auf dem Fuße gefolgt, und sein Gesicht strahlt von Zufriedenheit, indem er sein Pferd vorwärts treibt, um wieder einen der vordersten Plätze einzunehmen.

Der Pinsel eines Malers würde jetzt in Verlegenheit seyn, und selbst wenn der Maler ein Waidmann wäre, würde sein Pinsel doch nur ein schwaches Bild liefern. Welche Landschaft liegt vor ihm! Welch schönes Panorama! Nirgends eine Feldstrecke von weniger als vierzig oder hundert Morgen, und nirgends mehr Spur von einem Pflug, als in einer sibirischen Steppe. Die Hunde stehen in einem Haufen beisammen, so dicht neben einander, daß man sie mit einem Tischtuch bedecken könnte — alle Ruthen gesenkt, alle Köpfe in die Höhe gerichtet; denn es ist nicht nöthig, die Fährte auf dem Boden zu suchen, da die Witterung in Brusthöhe ist. Doch der Lärm, die Musik der Meute, wie ließe sich dieß beschreiben, wird man denken? — Lieber Leser, es ist wenig Lärm dabei, und eben so wenig Gekläffe. Nur der Kesselflicker macht viel Lärm um eine Kleinigkeit, und so wie die Hunde jetzt im Rennen sind, ist nicht viel Zeit, einen Laut zu verlieren. Vielleicht nur ein Hund unter zehn gibt Laut, um seinen Kameraden anzudeuten, daß der Schelm Reinecke vor ihnen ist; und nur die leisen Stimmen Vocal's und der weitberühmten Venus klingen Dem wie Musik ins Ohr, der nahe genug ist, sie zu hören. Doch Wer ist bei diesem zweiten Jagen so glücklich? Wir müssen abermals unsre Einbildungskraft zu Hülfe nehmen. Zur linken Hand erblicken wir, fast in gleicher Linie mit der Meute, sechs Reiter, die beinahe den Hunden in Schnelligkeit es gleich thun; rechts sehen wir vier andere Jäger, die eben so gut zu Pferde sind; einige Schritte weiter rückwärts kömmt die Elite der Jagdgesellschaft und einige Andere, die durch die Schnelligkeit ihrer Pferde und ihren festen Entschluß, bei den Hunden zu bleiben, wie vom Himmel gefallen scheinen. Einige lassen jedoch schon Zeichen von Ermüdung blicken. In einiger Entfernung sieht man zwei Pferde ohne Reiter hin und her sprengen; ein unbestimmtes Gerücht läuft von Mund zu Mund: Einer von der Jagdgesellschaft soll schweren Schaden genommen und das Schlüsselbein gebrochen haben, andere sagen sogar den Schenkel; doch der Ritt geht zu gut, um genauere Nachfrage zu halten. Nun hört man das Krachen eines Gehäges, und man sieht das Pferd eines Gentleman mit dem Bauch auf einem Balken, fast im Gleichgewichte schwebend, liegen, während der Reiter innerhalb des Zauns sich in einem Graben wälzt. „Wer ist es?“ fragt Lord Brudenell den Jack Stevens. — „Weiß es nicht, Mylord, allein ich sah wohl, daß es eine verwünscht böse Stelle war, als ich vor ihm hinübersetzte.“ Die Sache sieht allerdings gefährlich aus; allein der Ritt geht zu gut, um Hülfe leisten zu können.

(Schluß folgt.)

Die Mathematikerin Germain.

Die politischen Bewegungen, die bis jetzt in Frankreich so sehr die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, ließen den Tod einer jener merkwürdigen Frauen unbeachtet bleiben, die die Natur von Zeit zu Zeit gleichsam als Beweis hinstellt, daß ihr Geschlecht dem unsern an Intelligenz durchaus nicht nachsteht. Sophie Germain wurde am 1 April 1776 geboren und starb am 17 Juni 1831. Das Motiv, welches ihren Beruf für die Mathematik entschied, oder vielmehr die Veranlassung, bei welcher dieser Beruf sich entschieden aussprach, war sicherlich eine der ungewöhnlichsten. Die Vorzeichen einer Revolution, deren gewaltigen Sturm Jedermann bei ihrem ersten Erscheinen schon voraussagte, machten auf Sophie Germain, damals ein Kind von 15 Jahren, den heftigsten Eindruck, der durch die täglichen Gespräche im Hause ihres Vaters, der Mitglied der constituirenden Versammlung war, noch verstärkt wurde. Von dem Gefühle gedrängt, daß nur eine ernste, anhaltende Beschäftigung ihre Furcht zerstreuen könne, fiel ihr zufällig die Geschichte der Mathematik von Montucla in die Hand, in der sie den Tod des Archimedes las, den weder die Erstürmung von Syrakus, noch der Zuruf, noch das erhobene Schwert des feindlichen Soldaten in seinen mathematischen Berechnungen stören konnten, wodurch ihre Wahl auf der Stelle für eine Wissenschaft entschieden wurde, die sie kaum dem Namen nach kannte. Ohne Lehrer, ohne andere Anleitung, als die sie aus einem Bezout schöpfte, den sie in der Bibliothek ihres Vaters fand, überwand sie alle Hindernisse, durch die ihre Familie einen für ihr Alter und ihr Geschlecht so seltenen Geschmack zu bekämpfen versuchte. Als man sie zum Schlafe, den sie sich entzog, dadurch zu zwingen suchte, daß man ihr Zimmer nicht heitzen ließ, ihr Kleider und Licht wegnahm, stand sie bei Nacht auf, arbeitete in Decken gehüllt beim Schimmer eines Lämpchens, bei einer Kälte, daß oft die Dinte ihres Schreibzeuges einfror, und gab so den ersten Beweis, einer unwiderstehlichen Neigung, die ihre Familie nun so klug war, länger nicht zu bekämpfen. Als sie endlich nach unsäglichen Anstrengungen die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie die Sprache der Analyse verstehe, fühlte sie sich unbeschreiblich glücklich; nach Bezout studirte sie die Differential-Rechnungen von Cousin, und ganz vertieft in diese Beschäftigungen überstand sie die Schreckenszeit.

Nach der Begründung der Normal- und polytechnischen Schulen wußte sie sich die Hefte der Vorlesungen verschiedener Professoren zu verschaffen. Die Chemie von Fourcroy und die Analyse von Lagrange fesselten besonders ihre Aufmerksamkeit. Zu jener Zeit hatten die Professoren die preiswürdige Gewohnheit am Schlusse ihrer Vorlesungen ihre Schüler aufzufordern, ihnen schriftliche Ausarbeitungen vorzulegen. Dlle. Germain ließ dem Professor Lagrange die ihrigen unter dem Namen eines seiner Schüler zustellen, der ihnen großes Lob ertheilte, und, als er endlich den Namen der Verfasserin erfuhr, sie besuchte, um ihr in den schmeichelhaftesten Ausdrücken sein Erstaunen zu bezeugen. Die Erscheinung eines jungfräulichen Mathematikers machte vieles Aufsehen, und bald sah Dlle. Germain ausgezeichnete Gelehrte um sich versammelt, deren Unterhaltung ihrem Geiste neue Nahrung gab. Nach Herausgabe des Werks „über die Theorie der Zahlen“ von Legendre, im Jahre 1797, widmete sie sich mit unermüdlichem Eifer diesem Studium. Als später die arithmetischen Untersuchungen von Gauß erschienen, fühlte sie sich, von der Originalität der Werke des berühmten Professors zu Göttingen ergriffen, von dieser Art Analyse angezogen. Nach vielfältigen Forschungen über diesen Gegenstand trat sie, noch immer unter dem Na-

men eines vormaligen Zöglings der polytechnischen Schule in Briefwechsel mit dem Verfasser, der dem unbekannten Mathematiker in den achtungsvollsten Ausdrücken antwortete. Diese Korrespondenz dauerte mehrere Jahre, als ein Zufall die Entdeckung der Pseudonymität herbeiführte. Dlle. Germain empfahl nämlich während der Schlacht von Jena den Professor Gauß dem General Pernetty, einem Freunde ihrer Familie, der, während der Besetzung von Braunschweig, wo damals der Professor Gauß sich aufhielt, die Artillerie befehligte, und die Erklärungen, welche jene Empfehlung zwischen dem General und dem Gelehrten herbeiführte, verriethen dem letztern den Namen seiner Korrespondentin. Der Brief, den Dlle. Germain hierauf von Hrn. Gauß erhielt, drückt die innigste Erkenntlichkeit und Bewunderung aus.

Bis dahin hatte Dlle. Germain noch nichts herausgegeben; eine merkwürdige Veranlassung machte sie auch als Schriftstellerin bekannt. Chladni kam nach Paris, um seine merkwürdigen Versuche über die Schwingungen elastischer Platten zu zeigen. Sie machten Aufsehen; Napoleon, der ihnen beiwohnte, interessirte sich lebhaft dafür, bedauerte aber nur, daß sie noch keinem Kalkul unterworfen worden seyen, und setzte zu diesem Ende dem Institute einen Preis aus. Allein die Mathematiker wurden durch den Ausspruch Lagrange's entmuthigt, der erklärte, es bedürfe, um diese Frage zu lösen, einer ganz neuen Art von Analyse. Dlle. Germain verzweifelte jedoch, ungeachtet der Autorität des Mathematikers von Turin, nicht an dem Erfolge; sie untersuchte die Erscheinungen auf tausenderlei Weise, wandte die Analyse darauf an, und übergab eine Denkschrift, in der sie eine Gleichung der Bewegung elastischer Oberflächen angab. Allein die Art, wie sie die Analyse studirt hatte, indem sie, ohne jemals einen regelmäßigen vollständigen Cursus gehört zu haben, nur allein ihrem Instinkte gefolgt war, machte es ihr, ihres Scharfsinnes ungeachtet, unmöglich die Frage vollständig zu lösen. Indeß hatte sie doch den Untersuchungen die Bahn gebrochen, und Lagrange zog aus ihrer Denkschrift die richtige Gleichung. Das Institut erkannte indeß, daß der (unbekannte) Verfasser eine sehr verdienstliche Probe gemacht habe, und schrieb, um ihn zu neuen Versuchen zu ermuthigen, die Frage für den folgenden Concurs aus. Dießmal war Dlle. Germain glücklicher; zwar erhielt sie den Preis nicht; es gelang ihr aber, sich eine ehrenvolle Erwähnung zu verdienen. Endlich wurde ein dritter Concurs eröffnet, bei dem ihre Denkschrift im Jahre 1816 gekrönt wurde.

Die Entdeckung der Gesetze der Schwingungen elastischer Oberflächen war im Gebiete der Wissenschaften ein wichtiges Ereigniß und die Verfasserin beschäftigte sich ihr ganzes Leben hindurch damit, Folgerungen aus denselben zu entwickeln. Im Jahre 1820 gab sie auf Veranlassung der Herren Fourier und Legendre, deren Verdienste und Charakter zu hoch standen, um der kleinlichen Eifersucht des Geschlechts zugänglich zu seyn, ihre Untersuchungen über die Theorie der elastischen Oberflächen heraus, in denen sie die Grundzüge ihrer Analyse entwickelte, und im Jahre 1826 schrieb sie eine neue Denkschrift über Natur, Gränzen und Umfang der Frage über die elastischen Oberflächen. In gleicher Zeit setzte sie ihre Arbeiten über die Theorie der Zahlen fort, und versuchte das Theorem Fermats zu erweisen. Gelang ihr Dieß auch nicht, so fand sie doch schöne Hülfstheorien auf, die Legendre würdig hielt, einem Supplemente der zweiten Ausgabe seiner Theorie der Zahlen beigefügt zu werden.

Im Jahre 1828 ließ sie in den Annalen der Physik und Chemie einen Aufsatz einrücken, in dem sie die Prinzipien ihrer Analyse über die elastischen Oberflächen erörterte. Während der Julinsrevolution flüchtete sie sich, wie im Jahre 1789, in ihr Studirzimmer; gerade in der großen Woche nahm sie ihre alten Ideen wieder auf, und schrieb ihre Denkschrift über die Krümmungen der Oberflächen, die in Krell's Annalen in Berlin abgedruckt wurde. Schon seit einiger Zeit hatte sie indeß von Anfällen eines schrecklichen Krebsübels gelitten, das sie ins Grab bringen mußte. Mit seltener Standhaftigkeit erwartete und litt sie ihren Tod; Philosophie und Herzensgüte verläugneten sich in ihrem ganzen Wesen während der langen, schrecklichen Krankheit auch nicht einen Augenblick, und in schmerzfreien Zwischenräumen wendete sie sich immer zu den ihr so theuern Studien. Dlle. Germain hatte sich nicht der Mathematik allein gewidmet, sie besaß auch eine Menge anderer Kenntnisse, die hingereicht hätten einer andern Frau Ruf zu verschaffen, bei ihr jedoch nur eine kleine Blume in ihrem Kranze waren. Sie hatte ohne Anweisung Latein gelernt, nicht um der Sprache willen, denn in ihren Augen waren Sprachen nur Werkzeuge zum Studiren, sondern bloß um mehrere Schriftsteller, besonders Newton und Euler, lesen zu können. Außerdem hat man unter ihren Papieren viele Arbeiten über Geschichte, Geographie, besonders die der Alten, über Naturwissenschaften, und auch sehr schöne philosophische Betrachtungen gefunden, denn sie beschäftigte sich viel mit Metaphysik, weil sie, ihrer Aeußerung zufolge, großen Werth auf reine Metaphysik und sehr geringen auf die verschiedenen Systeme legte, die sie nur die Romane der höhern Wissenschaften zu nennen pflegte.

In Allem schlug sie den Weg ein, den das geborne Genie zu nehmen pflegt, das auf den ersten Ueberblick die Lösung der Frage ins Auge faßt, ohne sich die Zeit zu nehmen, vorher die regelrechten Verbindungen zwischen Ursachen und Wirkungen zu entwickeln; eine sekundaire Operation, die zur Beweisführung zweckmäßig ist, zu der aber das Genie später erst durch Nachdenken über sich selbst gelangt. Ihre Unterhaltung trug dasselbe Gepräge; die hervorstechendsten Charakterzüge derselben waren: der sichere Takt, mit dem sie sogleich die Grund-Idee einer Materie auffaßte und schnell, mit Umgehung aller Zwischensätze, zur Schlußfolge überging; ein leichter, anmuthiger Scherz, mit dem sie tiefe und folgerichtige Gedanken zu umschleiern wußte; rechnet man hiezu noch eine beständige Güte gegen Andere, über der sie sich selbst vergaß, so wird man begreifen, wie angenehm ihr Umgang war. Dieses Selbstvergessen übertrug sie auf Alles, sogar auf die Wissenschaft, der sie mit voller Selbstverläugnung sich widmete, und nie dachte sie an die Vortheile, die irgend ein Erfolg ihr gewähren konnte. Sie freute sich sogar, wenn Andere ihre eigenen Ideen auffaßten und benützten; denn es käme nicht darauf an, sagte sie, wer eine Idee zuerst gefaßt habe, sondern nur darauf, wie weit sie führe, und sie schätze sich glücklich, mit den übrigen den Wissenschaften nützlich zu werden, wenn sie auch keinen Ruhm davon habe. Diesen verschmähte sie, und nannte ihn scherzweise Spießbürgerstolz, das kleine Plätzchen, das wir im Gehirne Anderer einnehmen. Diesen edeln Charakter bewährte sie auch bei allen ihren Handlungen, die stets den Stempel der Tugend trugen, die sie, wie sie sagte, als eine mathematische Wahrheit liebe. Denn sie begreife nicht, pflegte sie hinzuzusetzen, wie man die folgerechten Ideen einer Seite des menschlichen Geistes lieben könne, ohne nicht auch zugleich die einer andern zu lieben, und die Begriffe von Gerechtigkeit und Tugend waren in ihren Augen folgerechte Ideen, die der Verstand annehmen müsse, selbst wenn das Herz nicht geneigt sey, sie anzuerkennen.

So war eine Frau beschaffen, die es in der Mathematik zu einer Vollkommenheit gebracht wie noch keine; die einzige, die in dieser Wissenschaft reelle Fortschritte und ihren Namen durch Arbeiten, besonders durch die Entdeckung der wichtigen Gesetze über die Theorie des Schalles bekannt machte, eine Entdeckung, die noch in spätern Zeiten Früchte tragen, und der Verfasserin ein ehrenvolles Andenken erhalten wird.

Vermischte Nachrichten.

Man zählt in Großbritannien wenigstens 1,500,000 Individuen, welche die Sonntagsschulen besuchen, und wenn man die ganze Bevölkerung auf 21,000,000 annimmt, so kommt auf sechszehn Personen ein Kind, das die Schule besucht. Die Ausgaben für den Unterhalt dieser Schulen belaufen sich für hundert Schüler jährlich auf 5 Pf. St., so daß also der Unterricht eines Kindes in der Sonntagsschule das Jahr auf zwei Schillinge kommt. Aus dem in der jährlichen Sitzung der Gesellschaft für den Schulunterricht in England vorgelesenen Berichte geht hervor, daß die erwähnte Gesellschaft 937 Schulen unterstützte, und 2193 Bibeln, 7854 neue Testamente, 60,899 Schulbücher und 14,941 pappendeckelne Alphabete vertheilte. Der Kostenbetrag hiervon überstieg den Fonds der Kasse bedeutend, und die Gesellschaft sah sich gezwungen, 800 Pf. St. Rente zu verkaufen.

•

Die Einkünfte des Lord Dudley belaufen sich jährlich auf mehr als 2,500,000 Fr. Sein verstorbener Vater verwendete jährlich zu wohlthätigen Zwecken die Summe von 250,000 Fr. Als der Sohn den Titel und Reichthum seines Vaters erbte, machte er aus freiem Willen einem alten Freunde des verstorbenen Lords eine Schenkung von 125,000 Fr., weil er muthmaßte, daß derselbe durch Zufall im Testamente seines Vaters vergessen worden sey.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 157. 5 Junius 1832.

Der Mörder des Herzogs von Berry.

(Fortsetzung.)

Morgens gegen neun Uhr weckte man gewöhnlich den Gefangenen, und befreite ihn einige Augenblicke von dem Zwangskamisole, um ihn ankleiden und frühstücken zu lassen; dann wurde es ihm wieder angelegt, bis zum Abendessen, das nicht viel besser als das Frühstück war, welches aus einem Stück Brod bestand. Louvel beobachtete in seiner Toilette eine gewisse Niedlichkeit, und machte seinen Anzug mit Sorgfalt, eine Gewohnheit, die noch den vormaligen Soldaten verrieth; keinen Tag unterließ er es, selbst nicht an dem seiner Hinrichtung. Seine Mahlzeit schien ihm besonders am Herzen zu liegen; da er vor Allem wünschte, seine Gesundheit und seine körperlichen Kräfte zu erhalten, bis er vor dem Publikum und seinen Richtern erscheinen sollte; er fürchtete mit der Abnahme seiner körperlichen Kraft die nöthige Festigkeit zu den Antworten zu verlieren, auf die er sich vorbereitete. „Ich will meinen Richtern, sagte er oft, der Nation und Europa beweisen, daß ich allein den Entschluß zu meiner That faßte. Seit zehn Jahren verging kein Tag, wo ich nicht darüber nachdachte. Es würde mir leid thun, wenn ich Schwäche verriethe in dem Augenblicke, wo ich vor dem Tribunale erklären werde, wie mein Plan zur Reife gedieh, und ich ihn ausführte. Man beraubt mich Tag und Nacht des Gebrauches meiner Hände, als ob ich im Sinne hätte, mir selbst das Leben zu nehmen: man kennt mich wenig; ich werde mich wohl davor hüten, ich wünsche vor aller Welt Augen gerichtet zu werden. Ja, ich wollte, daß man mich, wenn es möglich wäre, in einen großen Raum einsperrte, wo Jedermann mich sehen könnte. Das Volk würde herbeiströmen, um mich durch das Gitter zu sehen, und gewiß, ich würde mich vor keines Menschen Auge verbergen. Ich wollte an den Großen, die, nachdem sie aus ihrem Vaterlande emigrirt sind, mit den Fremden dahin zurückzukehren wagen, ein Beispiel statuiren; ich habe kein Verbrechen begangen, ich wollte mein Vaterland befreien.“ Hier schien er einige ferne und verworrene Erinnerungen zu sammeln und dann fuhr er fort: „Ich verließ Metz im Jahre 1814 und begab mich zu Fuße nach Calais, entschlossen Ludwig XVIII zu ermorden, wenn er mir dort in den Weg kam. Ich langte zwei Tage zu spät an; der Hof war bereits nach Paris aufgebrochen. Als ich die Absetzung Napoleons erfuhr, flossen unwillkürlich Thränen des Grimmes aus meinen Augen. Ich verabschente die Verräther, die ihm Treue geschworen, und ihn so feig verließen. Wäre er ein Räuber gewesen, man hätte ihm treu bleiben müssen; und doch war er es, der Frankreich schützte. Wenn ich im ersten Augenblicke meiner Wuth nur die Stimme der Leidenschaft gehört hätte, die mich verblendete; so würde ich einen Marschall des Kaisers ermordet haben, der sich damals in Metz aufhielt, und der schändlicherweise die Sache der Nation verrathen hatte; allein ich dachte daran, daß mein Arm nützlicher seyn könnte; ich wollte nicht einen einfachen Bürger tödten. Von Calais folgte ich den Bourbonen nach Paris. Hier fand ich allerorten die weiße Fahne aufgepflanzt, die Fremden überall festlich aufgenommen; die Freude schien allgemein und herzlich; es schmerzte mich zu tief; ich eilte nach Fontainebleau, wo ich die Ueberreste der alten Garden mit ihren dreifarbigen Fahnen und ihrem alten Patriotismus zu finden hoffte. Um diese Zeit sprachen die schlechten Zeitungen so viel Böses von dem Kaiser, daß ich nicht mehr wußte, woran ich glauben sollte; ich hoffte daher, daß ich mich mit eigenen Augen von der Wahrheit würde überzeugen können, wenn ich ihm näher wäre. Zu Fontainebleau fand ich dieselbe Freude, die mich aus Paris verscheucht hatte. Dieß gab mir viel zu denken. Zuerst war ich entrüstet gegen diese schlechten Franzosen, die sich mitten unter dem furchtbarsten Unglück des Vaterlandes, einer so leichtsinnigen Freude überlassen konnten; dann kam ich auf mich selbst zurück, und indem ich meinen Schmerz mit der allgemeinen Fröhlichkeit verglich, die mich umgab, fragte ich mich, ob nicht vielleicht ich Unrecht habe. Dieß war das erste Gefühl der Ungewißheit, das mich beunruhigte, aber es war nicht das einzige; auch später hatte ich noch manchen Kampf gegen die Leidenschaft zu bestehen, die mich bestürmte. Zu Fontainebleau verschaffte ich mir die Abschiedsworte Napoleons an seine Garde und verließ die Stadt; ich machte mich auf meine eigenen Kosten nach der Insel Elba auf den Weg, wohin ich nach einer langen Reise, ungefähr Mitte Septembers, nicht ohne große Schwierigkeit, gelangte. Ich fand dort in meinem Handwerke leicht zu arbeiten, und trat in die kaiserliche Hofsattlerei unter Vincent. Hier war es, wo ich den Kaiser oft in der Nähe sah. Er kam häufig in die Sattlerei, und schien unsern Arbeiten große Aufmerksamkeit zu schenken. Er richtete nie ein Wort an mich, obgleich er sehr freundlich mit Jedermann, mit Leuten Meinesgleichen, wie mit allen Andern sprach. Gegen Ende Novembers mußte ich Vincents Werkstätte und die Insel Elba verlassen. Der Kaiser entließ

aus Oekonomie die Hälfte seiner Dienerschaft, und hierunter waren vorzüglich Diejenigen begriffen, die zuletzt in Dienst getreten waren. Ich befand mich darunter und schiffte mich nach Livorno ein. Von hier aus nahm ich meinen Weg über Genua und Turin, und blieb zu Chamberry, wo ich den Rest des Winters zubrachte, immer mein Vorhaben im Kopfe, was ich weniger als je aufgegeben hatte. Ich mußte dort bleiben, um mir Geld zu meiner weitern Reise nach Paris zu verdienen. . . . Manchmal machte ich mir Vorwürfe über meine Reise nach der Insel Elba, und wegen der Zeit, die ich dabei verloren. Ich hätte besser gethan, ich wäre zu Paris geblieben, wo eine günstige Gelegenheit nicht ausbleiben konnte; es waren dort alle Bourbonen beisammen. . . . Und doch wäre es für mich ein großes Glück gewesen, nie Etwas von ihnen gewußt zu haben. Ich würde in der bürgerlichen Gesellschaft eine unabhängige und würdige Stellung erlangt haben, ich würde ein guter Vater gewesen seyn, und glücklich mit Weib und Kindern gelebt haben, statt wie jetzt auf dem Schaffot sterben zu müssen!" Bei diesen Worten ließ der Gefangene das Haupt auf die Brust herabsinken und beobachtete ein langes Stillschweigen, das nur von Zeit zu Zeit durch Seufzer unterbrochen wurde. Endlich nahm er wieder das Wort und sagte: „Wie groß ist doch der Wankelmuth der Menschen! Charlotte Corday galt lange Zeit als eine Verbrecherin; jetzt lobt und preist man ihre Tugend; sie ist eine Heldin, die sich für's Vaterland opferte. Wohl denn, in einigen Jahren, vielleicht auch erst in einigen hundert Jahren wird man meine That für die eines Mannes halten, der sein Vaterland von Tyrannen befreien wollte!"

(Fortsetzung folgt.)

Zustand der Wissenschaften in Italien.

1. Die sardinischen Staaten.

(Fortsetzung.)

Die Schwelle Italiens, wenn man es von Frankreich her betritt, bildet Piemont, das sich, sofern wir die Lage der Dinge zu beurtheilen vermögen, bald an die Spitze der moralischen und intellektuellen Entwickelung der Halbinsel stellen wird. Obgleich es seinen Landschaften, seinem Klima und seinem Dialekte nach mehr Frankreich als Italien ähnlich sieht, so ist es doch durch Sitte, einen gewissen Ernst seiner Bevölkerung, und vorzüglich durch seine mächtige Aristokratie nichts weniger als französisch. Seit dem Tage, wo der Herzog Emanuel Philibert durch den glücklichen Erfolg der Schlacht von Saint-Quentin, in der er an der Spitze der spanischen Truppen den Sieg errang, in die Staaten seiner Vorfahren zurückgeführt wurde, benützten die Fürsten aus dem Hause Savoyen mit großer Umsicht die Vortheile, die ihnen Piemont, als der Schlüssel Italiens, in die Hände gab, und wußten theils durch eigene Tapferkeit, theils durch die treffliche Kriegszucht ihrer Truppen, theils durch Bündnisse, die sie bald mit Frankreich, bald mit Oesterreich schlossen, je nachdem es ihr Interesse erheischte, allmählich sich zu vergrößern, und zu einer bedeutsamen Macht emporzuschwingen; so zwar, daß unsrer Meinung nach, wenn Italien aus innerer Kraft zu einer Wiedergeburt gelangen soll, der Anstoß dazu aus dem königlichen Palaste von Turin gegeben werden dürfte.

Piemont trug wenig zu der riesenhaften geistigen Bewegung bei, die sich in Italien, vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert entwickelte. In beständige Kriege verwickelt, trat es nur spät erst auf die Schaubühne; brachte aber eine noch ungeschwächte Kraft mit sich, während Alles umher von ihm von Altersschwäche entkräftet zusammensank. Noch in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts sah man mit einem Male Lagrange, Alfieri, Berthollet, Bodoni neben einander auftreten, Namen, die zu einer europäischen Berühmtheit gelangten und die Piemonts literarischen Ruhm auf die höchste Stufe erhoben. Durch ein unseliges Mißgeschick sahen sich leider alle gezwungen, nach einander ihren heimathlichen Boden zu verlassen, um in fremden Ländern ihren Unterhalt oder Gedankenfreiheit zu suchen. Indeß zog Piemont von diesem ersten Anstoß immerhin Vortheil, und die ernsten Studien und Wissenschaften gelangten mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit zur Entwicklung. Der Graf von Saluzzo, bekannt durch seine Untersuchungen über das Gas, den Lavoisier unter die drei Wiederhersteller der Chemie setzte, errichtete in seinem Hause eine wissenschaftliche Gesellschaft, die durch die Herausgabe ihrer Mélanges de Turin die Bewunderung des gelehrten Europa's erwarb. Beccaria und Cigna verbreiteten durch ihre schönen Versuche über die Elektrizität den Geschmack für gesunde Physik; Allioni trug viel zum Erblühen der Naturgeschichte bei, und der Abbé Caluso, ein Mann von ungeheurem Wissen, brach die Bahn zum tieferen Studium des klassischen Alterthums. Die Privatgesellschaft des Grafen von Saluzzo wurde im Jahre 1783 zu einer königlichen Akademie der Wissenschaften erhoben, und ihre Denkschriften, obgleich der Mitwirkung Lagrange's beraubt, hielten *die literarische* Ehre des Landes aufrecht. Für Michelotti wurde die hydraulische Anstalt von Parella geschaffen, die in Europa nicht ihres Gleichen hat; die Militärschule, die Universität und andere wissenschaftliche Anstalten wurden beschützt und erweitert, und Alles versprach ein rasches und gedeihliches Ausblühen derselben, als der Krieg, den Piemont gegen die französische Revolution führen mußte, und die darauf erfolgte Invasion, mit einem Schlage die geistigen Fortschritte lähmte.

Obgleich unter Napoleons Herrschaft von ihm begünstigt, hörte Turin doch auf ein geistiger Mittelpunkt zu seyn, und verlor viel von seinem Einflusse; allein der König von Piemont beeilte sich, nach seiner Rückkehr in seine Staaten, im Jahre 1814, die Universität und Akademie, deren Einrichtung während der französischen Occupation verändert worden war, wieder herzustellen. Mehr als dreitausend Zöglinge strömten aus den Provinzen nach der Hauptstadt; und obgleich die Revolution des Jahres 1821 einen Augenblick das gesellschaftliche Gebäude erschütterte und sogar mehrere in Wissenschaft und Literatur ausgezeichnete Männer zwang, ihr Vaterland zu verlassen, so wurde dennoch die intellektuelle Bewegung nur momentan unterbrochen. Gegenwärtig besitzt die Universität von Turin mehrere Männer, wie Plana, Bidone, Peyron, Boucheron u. s. w., die sich einen europäischen Ruf erworben haben, und einen Brennpunkt geistigen Lichtes bilden, wie er in Italien nicht seines Gleichen hat.

Plana, ein Schüler der polytechnischen Schule, nachher Professor an der Militärschule zu Alexandria, erhielt zuletzt einen Ruf nach Turin, um an der dortigen Universität die mathematischen Wissenschaften zu lehren. Seine Talente entwickelten sich schnell, und er erhielt von dem Könige Victor Emanuel den Auftrag, ein neues astronomisches Observatorium zu errichten, zu dessen Direktor er ernannt wurde. Da das französische Institut im Jahre 1818 als mathematische Preisaufgabe die Aufstellung der Mondstheorie nach dem Prinzip der allgemeinen Schwere ausgeschrieben hatte, so verband sich Plana mit Carlini, Astronom in Mailand, und ihr Memoire trug den Preis davon, den sie mit Damoiseau theilte. Nach dem glücklichen Erfolg, mit dem ihre Arbeiten gekrönt worden waren, erhielten Plana und Carlini von ihren beiderseitigen Regierungen den Auftrag zu einer triangulären Vermessung, die sich den Arbeiten der französischen Astronomen anschließen sollte; diese schwierige und mühsame Arbeit wurde von ihnen mit dem größten Eifer vollendet. Zu gleicher Zeit unternahm es Plana die Stellung der Gestirne erster Größe in Beziehung zu dem neuen Observatorium in Turin zu bestimmen, und im Jahre 1828 machte er das Resultat seiner Beobachtungen bekannt. Schon hatte er gemeinschaftlich mit Carlini zu Mailand die „Theorie des Mondes" drucken zu lassen begonnen; als sich die beiden Mathematiker durch besondere Umstände veranlaßt sahen, sich zu trennen, um Jeder für sich allein zu arbeiten. Plana legte mit verdoppeltem Eifer Hand an, erneuerte alle seine Berechnungen und goß sein ganzes Werk um. Man muß erstaunen, wenn man sieht, daß er in weniger als fünf Jahren im Stande war drei große Quartbände herauszugeben, die zweitausend vierhundert Seiten mit Berechnungen von außerordentlicher Länge enthalten, in denen es sich nicht darum handelte, wie man glauben machen wollte, gleich Laplace die mehr oder weniger approximativen Zahlen zu finden, sondern genaue und allgemeine Formeln. Da diese Arbeit nun vollendet ist, so sehen die Astronomen ihrer Herausgabe mit Ungeduld entgegen. Plana, der auf verschiedenen Lehrstühlen Vorträge zu halten hatte, fand dennoch Zeit, den Denkschriften der Turiner Akademie und anderer gelehrten Gesellschaften zahlreiche Beiträge zu liefern. — Bidone, der Freund und Kollege Plana's, gehört gleichfalls zu den ausgezeichnetsten Männern Italiens. Anfangs Professor der Mathematik, erwarb er sich durch seine analytischen Untersuchungen und vorzüglich durch seine Schrift über die Integralrechnung einen Rang unter den ersten italienischen Mathematikern. Später zum Professor der Hydraulik ernannt, glaubte er in einem Lande, wo diese Wissenschaft in Betracht der Bewässerungen und anderer landwirthschaftlicher Arbeiten von so großer Wichtigkeit ist, nicht bloß bei Dem stehen bleiben zu dürfen, was er schon davon wußte. Ungern zwar gab er seine Untersuchungen der reinen Analyse auf, um sich ganz der Wissenschaft zu widmen, die er zu lehren beauftragt worden war. Es ist ein seltenes Beispiel, daß ein Mann nach zurückgelegter Hälfte seiner Lebensbahn noch eine neue Wissenschaft ergreift und sich darin solche Auszeichnung erwirbt, wie er. Seine Arbeiten über die Strömungen der flüssigen Körper bilden eines der schönsten Blätter in der neueren Physik. Bidone ist Direktor der hydraulischen Anstalt von Parella; einfach und bescheiden lebt er in größter Zurückgezogenheit, nur mit seinen Studien beschäftigt, und ist in seinem Umgange auf einige Freunde beschränkt, die seinen Charakter ehren und seine Güte lieben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diamantendistrikt von Serro do Frio.

(Schluß.)

Der Mond war eben aufgegangen, als wir den Gipfel der hohen Sierra erreichten, die den Diamantendistrikt umgibt, und nie werde ich die Scenerie vergessen, die sich hier plötzlich vor meinen Augen ausbreitete. Es war ein Anblick von erhabener Alpenpracht, ein Anblick, der unwiderstehlich an die glänzenden Schilderungen in den arabischen Mährchen erinnerte. Von allen Seiten stiegen zum blauen Himmelsgewölbe fast senkrecht die Gipfel gigantischer Gebirge empor, von deren kahlen Felsenwänden unzählige Wasserfälle herabstürzten, die, vom Monde beleuchtet, wie flüssiges Silber glänzten. Ein dichter Nebel hing über dem Thale, dessen Schoß die köstlichen Steine birgt, die in der Krone der Monarchen glänzen und die Schönheit schmücken; nach denen die Menschen aller Zeiten strebten, und deren Werth den Launen der Mode trotzte. Ich stand versunken in den Anblick dieser wilden Landschaft, bis mich endlich der kalte Gebirgswind erinnerte, es dürfte gerathen seyn, in Rio Mitho Verde ein bequemeres Nachtlager zu suchen. Ungefähr um Mittag des folgenden Tages erreichten wir Tejuco, die im Mittelpunkte des Distrikts liegende Hauptstadt desselben. Sie zählt ungefähr 5000 Seelen; allein der Boden in ihrer Nachbarschaft ist so unfruchtbar, daß alle Lebensbedürfnisse der Einwohner aus bedeutender Entfernung zugeführt werden müssen. Ich fand bei dem Commandante das Armas, der mich durchaus in seinem Hause haben wollte, eine sehr gastfreundliche Aufnahme. Mein Wirth war ein sehr verständiger Mann; seiner Meinung nach hatte sein Vaterland für eine Revolution noch nicht die gehörige Reife. Von der Macht Englands hatte er die übertriebensten Begriffe. „Grand nacao sao os Inglezes, porem bebem muito," sagt er. (Die Engländer sind ein großes Volk, aber sehr starke Trinker.) Eine Meinung, die im ganzen spanischen und portugiesischen Amerika verbreitet ist, und der verstorbene König von Portugal, so eingenommen er auch für die Engländer war, hielt sie dennoch für eine Nation von Trunkenbolden.

Als die Congreveschen Racketen in der Flotte eingeführt waren, erbot sich der Admiral der in Rio stationirten Schiffe, dem Könige Don Juan VI die furchtbaren Wirkungen dieses Geschützes zu zeigen. Der König willigte ein, und der ganze Hof versammelte sich auf den Balkonen des Palastes zu Rio, um von dem Schauspiele Zeuge zu seyn. Durch einen Unfall, der beim ersten Gebrauche dieses Geschützes öfter sich ereignete, drehte sich im Augenblicke des Abfeuerns die Röhre um, und die Rackete, statt über die Praja grande zu fliegen, nahm die entgegengesetzte Richtung, und fiel und entlud sich in dem großen Hofe fast unter den Fenstern des Palastes. Die Bestürzung des Königs konnte nicht größer seyn, als der Aerger des Admirals, der sogleich einen Offizier ans Ufer schickte, um dem Könige die Ursache des Unfalls zu erklären, und ihm zu sagen, daß man sogleich eine andere Rackete aufsteigen werde. Allein der erschrockene Monarch wollte davon nichts weiter hören. „Ich habe alle Achtung vor meinen Freunden, den Engländern, sagte er, allein nach dem Essen ist nichts mit ihnen zu machen," eine Bemerkung, die hinlänglich bewies, welcher Ursache er den unglücklichen Erfolg dieser Probe zuschrieb. — Zwei Tage nach meiner Ankunft in Tejuco besuchte ich die vorzüglichsten Diamantengruben von Commarco am Rio Jigitonhonha. Die Art, wie diese edlen Steine zu Tage gefördert werden, ist höchst einfach. Man bringt Alluvialboden (cascalhao), der aus dem Bette des Flusses aufgegraben wird, nach der Wäsche, wo er auf folgende Weise behandelt wird: Ein Schuppen ist hier errichtet von 100 Fuß Länge und 50 Fuß Breite, durch dessen Mitte ein mit Erde bedeckter Kanal läuft. Auf der andern Seite befindet sich ein Bretterboden von ungefähr 16 Fuß Länge, der sich bis in den Schuppen hinein ausdehnt und in schräger Richtung aufgelegt ist. Dieser Boden ist in Tröge abgetheilt, in die ein Theil des Cascalhao geschüttet wird; dann leitet man Wasser darauf, und schlemmt die Erde so lange, bis das Wasser hell abfließt. Die erdigen Theile sind nun weggewaschen, und der Kies

hat sich am Ende des Trogs festgesetzt, aus dem man dann zuerst die größern, dann die kleinern Steine aussucht, und ihren Gehalt sorgfältig prüft. Hat ein Neger einen Diamanten gefunden, so klatscht er in die Hände, stellt sich aufrecht und hält den Stein zwischen Daumen und Zeigefinger empor, worauf er ihm von einem der Aufseher, die längs dem ganzen Gebäude auf hohen Stühlen in gemessenen Entfernungen vertheilt sitzen, abgenommen wird. Am Feierabende werden die den Tag über gefundenen Diamanten gewogen und von dem Oberaufseher eingetragen. Hat ein Neger das Glück einen Diamanten von mehr als 17 Karat zu finden, so ist er auf der Stelle frei, und für kleine Steine werden verhältnißmäßige Belohnungen gegeben. Außer der erwähnten, gibt es an diesem und andern Flüssen noch mehrere Wäschen; allein die Ausbeute hat sich gegen frühere Zeiten bedeutend vermindert, und deckt jetzt kaum die Kosten.

Der Diamantendistrikt von Serro do Frio ist ungefähr zwanzig Stunden lang und neun breit; der Boden ist unfruchtbar, aber von zahllosen Bächen durchschnitten. Er wurde bald nach der Gründung von Villa do Principe von einigen Bergleuten entdeckt; als sie in den Bächen von Milho Verde und St. Goncalzes Gold wuschen, fanden sie einige Kiesel von geometrischen Formen und ganz eigenem Glanze, die sie mehrere Jahre hindurch ihren Kindern zum Spielzeuge gaben, oder als Marken bei ihrem Lieblingsspiele, Voltarete, brauchten. Endlich kam ein Offizier, der einige Jahre zu Goa in Ostindien gewesen war, in die Commarca, und überzeugte sich nach mehreren Versuchen, daß diese Steine Diamanten waren. Er sammelte einige und schickte sie nach Holland, wo sie zum Erstaunen der Juweliere für Diamanten vom reinsten Wasser erkannt wurden. Man kann leicht denken, daß, als diese Nachricht nach Brasilien gelangte, die sonst so verachteten Marken sehr gesuchte Gegenstände wurden, die allmählich verschwanden, und die portugiesische Regierung erließ nunmehr einen Beschluß, der alle Diamanten als ein Monopol der Krone erklärte. Lange glaubte man, daß es nur im Distrikte Serro Frio Diamanten gebe; allein Dieß ist irrig, denn man findet sie in jedem Theile des Reichs, und besonders in den entlegenen Provinzen Goyazes und Matto-Grosso, wo es mehrere Diamantendistrikte gibt. Man hat diese Steine auf den höchsten Gipfeln der Berge gefunden; die brasilianischen Mineralogen sind auch der Meinung, daß die Urformation der Diamanten sich im Gebirge bilde, und daß man sie meist noch in solcher Menge finden dürfte, daß ihr Werth verhältnißmäßig bedeutend sinken werde.

Der größte Diamant in der Welt wurde im Flusse Abaite, ungefähr 92 Stunden nordwestlich von Serro do Frio, gefunden. Die Geschichte dieses Steins klingt sehr abenteuerlich: Drei Brasilianer, Anton de Souza, Jose Felix Gomes und Thomas de Souza, waren für irgend ein Vergehen zu ewiger Verbannung in den wildesten Theil des innern Landes verurtheilt. Dieß Urtheil war streng, aber die Gegend ihrer Verbannung die reichste der Welt; jeder Fluß rollte über Gold hin, und jedes Thal enthielt unerschöpfliche Diamantgruben. Eine Hoffnung dieser Art half diesen unglücklichen Männern ihr schreckliches Schicksal ertragen; sie schmeichelten sich immer, eine reiche Mine zu entdecken und so einen Widerruf ihres harten Urtheils zu erhalten. So strichen sie fast sechs Jahre nach Goldgruben suchend umher, bis ihnen endlich das Glück günstig war. Eine außerordentliche Dürre hatte das Bett des Flusses Abaite trocken gelegt, und während sie hier nach Gold gruben, fanden sie einen Diamant von fast einer Unze Gewicht. Voll Freude über diese Entdeckung beschlossen sie auf gut Glück nach Villa Ricca zu gehen und die Gnade der Krone anzurufen. Der Gouverneur traute kaum seinen Augen, als er den herrlichen, glänzenden Stein sah; er versammelte sogleich eine Kommission von Beamten des Diamantendistrikts, und als diese den Stein für ächt erkannten, wurde er sogleich nach Lissabon geschickt. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß die Strafe der drei Verbannten auf der Stelle aufgehoben wurde. Dieser berühmte Diamant wurde von Romé de l'Isle auf die ungeheure Summe von 300 Millionen Pf. St. geschätzt. Er ist ungeschliffen; allein der verstorbene König von Portugal, der ein leidenschaftlicher Liebhaber von Edelsteinen war, ließ ein Loch durch denselben bohren, um ihn bei festlichen Gelegenheiten um den Hals tragen zu können. Kein Monarch hatte eine so schöne Sammlung von Edelsteinen als er.

Der jährliche Ertrag dieser Minen wird seit ihrer Entdeckung auf 25 bis 50.000 Karat geschätzt, und die Kosten auf 20 bis 25.000 Pf. St.; allein man rechnet, daß bei 5 Millionen Pf. St. Werths von Schmugglern ausgeführt wurden, deren verbotener Handel alle Wachsamkeit der Regierung nicht zu hindern vermochte. Den besten Begriff von der Aengstlichkeit, mit der dieser Distrikt bewacht wurde, gibt das Gesetzbuch, das der berühmte Minister Pombal im Jahre 1775 ganz im Geiste des orientalischen Despotismus eigenhändig entwarf. Zufolge dieses „Regimento" darf Niemand, welches Ranges er auch sey, diesen Distrikt ohne Erlaubniß des Generalintendanten betreten. Jeder, der keine besondere Bewilligung aufzeigen konnte, war gezwungen ihn zu verlassen, und kehrte er je zurück, so wurde er lebenslänglich nach den Küsten von Afrika verbannt. Allein ungeachtet aller dieser Vorkehrungen und der Aufstellung einer Reiterschaar, deren Mannschaft jeden Winkel der Gegend kannte, konnte doch die Schmuggelei nicht verhütet werden. Die Sucht nach Gewinn war so groß, daß die Beamten selbst bei diesem Handel interessirt waren; denn die Käuflichkeit der Angestellten in Brasilien neutralisiret alle Bemühungen der Regierung, und vielleicht mehr als die Hälfte der Einkünfte wird ihnen zur Beute. Einige Jahre früher, als ich noch an einem der nördlichen Häfen wohnte, landete ein englisches Schiff mit einer Ladung Schießpulver, ein Artikel, der damals ausschließend Monopol der Krone war; allein ungeachtet der strengen Strafen, die auf den unerlaubten Handel gesetzt waren, wurde dennoch die ganze Ladung unter den Augen und mit Einverständniß des Zollverwalters selbst gelandet, der den großen Nutzen von dieser Uebertretung des Gesetzes einstrich.

Nachdem ich mich drei Wochen in der Commarca aufgehalten hatte, kehrte ich nach Villa Ricca zurück, wo ich Francisco entließ, der, wie ich glaube, Gelegenheit gefunden hatte, wieder seinem alten Berufe zu leben. Ich war erstaunt über die Vertraulichkeit, mit der er sich, seines Rufs als Schmuggler ungeachtet, gegen die Intendanz benahm, und ich konnte nicht anders als glauben, daß sie beiderseits im Einverständnisse waren. Francisco war ein Zigeuner, ein Stamm, der in Brasilien sehr zahlreich ist, und der den ganzen Binnenhandel betreibt. Die Zeit, wann dieses sonderbare Volk, das die gelehrte Welt so viel beschäftigt hat, sich in den Wildnissen von Südamerika ansiedelte, konnte ich trotz aller Erkundigungen von keinem Brasilianer erfahren, da diese in Allem, was die frühere Kolonisation des Landes betrifft, höchst unwissend sind. Ich fragte einst Francisco über diesen interessanten Gegenstand, weil ich hoffte, es existire hierüber irgend eine alte Tradition bei seinem Stamme, allein ich hörte nichts als die schon oft erhaltene Antwort: „Quem sabe" (Wer weiß es).

Vermischte Nachrichten.

Die englischen Journale erwähnen eines seltsamen Festes, das am 17 Mai Abends bei Hofe gegeben wurde. In dem nämlichen Augenblicke, wo man den König Wilhelm in größter Verlegenheit über die Reform glaubte, gab Seine Majestät dem sogenannten Jokeyklub ein glänzendes Banket; es versteht sich, daß dazu nur die hoffähigen Jokey's dieses Klubs eingeladen waren; auch bestand die Tischgesellschaft aus einigen siebzig Herrlichkeiten, die aber alle große Freunde der Pferderennen sind. Das Merkwürdigste bei diesem Feste ereignete sich aber erst nach der Tafel. Der König stellte nämlich dem Jokeyklub eines der Hufeisen von dem berühmten Renner „Eklipse" zu, seiner Zeit das erste Rennpferd in England. Dieses Hufeisen hat eine reiche Goldfassung, die Lorbeerkränze vorstellt, und auf der die „Eklipse" abgebildet zu sehen ist. Auch die Wappen des Königs sind in erhabener Arbeit darauf abgebildet, und unten die Inschrift angebracht: „Dieses Hufeisen der Eklipse wurde von Sr. allergnädigsten Majestät dem Jokeyklub im Mai 1832 zum Geschenke gemacht."

•

Das Lied, welches die Kinder in Frankreich singen, um den Maienkäfer fliegen zu machen, und das unserm „Maienkäfer flieg', dein Vater ist im Krieg" u. s. w. entspricht, lautet:

„Hanneton, vole, vole, vole,
Ton mari est à l'école,
Il a dit si tu ne voles,
Qu'il te coupera la gorge
Avec son couteau de saint Georges."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 158. 6 Junius 1832.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

Von Dr. Michahelles.

Neue Folge der im Auslande des vorigen Halbjahrs (v. S. 1137 bis 1154) enthaltenen Artikel.

1. Venedig.

Der Reisende, der von Deutschland aus nach Dalmatien kommen will, muß nothwendig sich zu Triest oder Venedig einschiffen. Fiume als dritter Einschiffungspunkt liegt theils außer dem Wege, theils sind die dortigen Gelegenheiten besonders in das südliche Dalmatien sehr selten. Von Triest gehen die meisten Schiffe nach Ragusa; von Venedig in die Bocche di Cattaro und nach Zara. Ragusaner Schiffe trifft man fast nie in Venedig, und selten Boccheser in Triest. — Diese Eigenheit rührt von den alten politischen Verhältnissen Ragusa's und Cattaro's her. Ragusa eifersüchtig oder offenbar feindlich gegen Venedig, stand zu Zeiten der Republik beider Städte in keiner Handelsverbindung mit Venedig, während die Bocche mit ihren verschiedenen venetianischen Pflanzstädten stets einen lebhaften Verkehr mit der Mutterstadt unterhielten. Ragusa's und Cattaro's Schiffer sind die Fuhrleute des adriatischen Meeres. Die reichen Kaufleute Venedigs und Triests befassen sich gar nicht mit dieser Küstenschifffahrt, sondern senden ihre Fahrzeuge nach Nordafrika, in die Häfen des westlichen Asiens, der Türkei und Südrußland's. Es lag in unserm Plan sogleich bis in die Bocche di Cattaro zu Schiffe zu gelangen, und Venedig war der Ort, wo diese Gelegenheit fast wöchentlich sich darbietet. An einem sonnigen Frühlingsnachmittage verließen wir das alte Padova, dessen Bewohner, es war gerade St. Marcustag, in buntem Getümmel zur Brentabrücke hinaus auf die benachbarten Oerter wallten. Leichte zweirädrige Sedien rasselten an unserm vollbepackten Vetturino vorbei und die Palläste in Stra, die freundlichen Städtchen Dolo und Mira zur Linken, die träge Brenta zur Rechten fuhren wir durch die reiche Ebene Oberitaliens. Der Abend war angerückt, vor den Kaffeehäusern der zahlreichen Städtchen und Dörfer sammelten sich Gruppen, um die vorbeigehende schöne Welt zu betrachten, auf der Brenta fuhren Kähne mit Musik, ein heiterer mondheller Abend beleuchtete die Gegend. Bald hinter Mira wird die vorher so cultivirte Gegend öde und nur einzelne Gehöfte stehen sparsam an der Landstraße, an beiden Seiten derselben sind Wassergräben und im weiten Umkreis ertönt der eintönige Chor der Frösche, mit dem Schrillen der Rohrhühner gemischt. Bäume und Gesträuche verschwinden, so weit das Auge reicht, sieht er nichts als Sumpffläche, deren Gränzen hinter leichtem Nebel verborgen liegen.

Es ist eine eigenthümliche Ueberraschung, zum Erstenmale den Ozean zu sehen. Seine ersten zwischen Bergspalten sichtbar werdenden silbernen Streifen gewähren dem Festländer so viele Freude als dem Seemanne der Anblick der dämmernden Küste. Unaussprechlich ist die Ueberraschung für den Reisenden der von Optschina, *) ehe er es erwartet, plötzlich den Ozean vor sich aufgedeckt sieht. Leichte Barken durchkreuzen die farbigen Wogen, ein silberner Faden begränzt den Ozean und die fernen schwarzen Wolken, an den felsigen Küsten liegen Städte und Städtchen, und der Donner der Wogen zeugt von der furchtbaren Macht des erdumfassenden Elementes. Diesen zaubervollen Anblick bietet nicht die Ansicht des Meeres gegen Venedig zu. Ueber die weiten, todten Moräste die nur Sumpfvögel bevölkern, hebt sich allmählich das Meer empor, das die letzten einzelnen Häuser, die Ueberfahrtsstation Fusina bespült. Aber es ist nicht der mächtige freie Ozean, es ist ein ruhiger See, dessen Ebene nur selten Winterstürme beunruhigen. Keine Schiffe können hier segeln, denn nur unbedeutend ist die Tiefe und vom Festland bis Venedig sind Pfähle, im Meer eingerammt, um nur etwas tief gehenden Lagunenschiffen das ungefährliche Fahrwasser zu bezeichnen. Eine Stunde vom Lande liegt die wunderbare Inselstadt, das Schimmern der Lichter leuchtet bis zum Strande. Obgleich wir erst um Mitternacht in Fusina ankamen, waren doch noch mehrere Gondeln zur Ueberfahrt bereit; schnell durchschnitten wir die Fläche, und die einzelnen Inseln schwammen im Mondlicht vorbei. In weiter Ferne zuckte Feuerröthe durch den dunkeln Horizont; die Umrisse der Stadt traten deutlicher und deutlicher hervor; jetzt waren wir im Canal della Giudeca, und die Gondel stieß an den Stufen des Markusplatzes an. Noch waren die Hallen des Markusplatzes belebt, die zahlreichen Kaffeehäuser erleuchtet, von einzelnen tönte Musik und Gesang, während in den Porticis obdachlose, in ihre braunen Kapuzen eingewickelte Gestalten sorglos schnarchten. In den andern Gassen herrschte tiefe Stille, und nur nach langem Pochen wurde unser Gasthaus geöffnet.

*) Die letzte Station vor Triest.

Venedig hat hinsichtlich seiner geschichtlichen Merkwürdigkeiten, seiner artistischen Schätze und seiner statistischen Verhältnisse erschöpfende Beschreiber gefunden, mögen daher hier nur einige das Leben in Venedig betreffende Details folgen. Kaum tritt der Fremde ans Land, so umringt ihn, wie in allen Seestädten Italiens eine Menge dienstbarer Geister, und der Cicerone erwartet ihn schon an der Thüre des Gasthauses, um mit ihm nach Belieben die „Tour de Venise" zu beginnen. Diese Cicerone kennen in der That alle merkwürdigen und interessanten Punkte, und sind unentbehrlich. Wer nach Venedig kam, um dort sich nichts weiter als einen Ueberblick des Sehenswürdigen zu machen, kann vermittelst eines Cicerone seine Tour in vier Tagen beendet ansehen. Wir überlassen es daher dem Cicerone in Venedig, und Quadri und Martens in der Heimath, uns jene Details zu geben, und um die Venetianer selbst sogleich am ersten Tage zu sehen, gehen wir durch die Gäßchen, wo noch um 6 Uhr tiefe Ruhe ist, an der Riva (Quay) entlang zum Markusplatze. Auf den Schiffen herrscht schon Leben, aus dem dumpfen Schiffsraume steigen die Matrosen, die nassen Segel werden gegen die Sonne aufgerollt, und der Schiffsjunge bläst die erloschenen Kohlen an. Vom Festlande kommen reiche Ladungen der schönsten Feld- und Gartenfrüchte, von Blumen, Geflügel, Brod, Fleisch; hundert Kähne bedecken schwerbeladen die Lagunen. Wir widerstehen den Einladungen der Barcarioi's (Gondoliere), die mit lautem Geschrei ihre Dienste nach Mestre, Chioggia oder „alli murazzi, questo grandissimo spettacolo," wie sie sich selbst ausdrücken, anbieten.

Die Piazetta von San Marco öffnet sich. Auf den kolossalen Granitsäulen, die der Doge Domenico Micheli aus Palästina in sein Vaterland siegreich zurückbrachte, und die den Eingang der Piazetta gegen das Meer zu zieren, prangt S. Theodor und der stolze geflügelte Löwe. Der letztere mußte sich dennoch 1797 bequemen, friedlich mit den 4 ehernen Rossen, die früher die Rennbahn in Byzanz zierten, nach Paris zu wandern. Im Jahre 1816 kehrte jedoch die eherne Menagerie an ihre alten Standplätze am Markusplatz zurück. Links am Eingange der Piazetta ist der kleine kaiserliche Garten, der kaiserliche Palast, und ein fortlaufender Porticus, rechts der goldbedeckte Dogenpalast, und der Dom von S. Markus, im Vordergrund der bunte Uhrenthurm.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Dritter Artikel.

(Schluß.)

Die verkehrte Ansicht von Constitutionen und Staatseinrichtungen überhaupt, hatte, wie wir gesehen haben, zu der Behauptung geführt, daß Alles nur abstrakter Mysticismus sey, vom Staatsgrundgesetze an bis zum geringsten Civilgesetze. Die Idee des Gesetzes selbst sey eine metaphysische Ausgeburt, ein Vernunftding (être de raison), das weder Willen noch Kraft habe, das überhaupt nichts sey; und ihm gehorchen, heiße so viel, als gar nicht gehorchen; damit nun das Gesetz Leben habe, müsse es von einem lebendigen Wesen dargestellt werden. Hier sagte nun Enfantin *): da der Priester der lebendigste Ausdruck des Lebens ist, weil er alle Lebenseigenschaften, alle Charaktere in sich vereinigt, so ist der Priester das lebendige Gesetz für die Gesellschaft, und da der Père suprême, der Père de l'humanité, das Band, der Vereinigungspunkt der ganzen Gesellschaft ist, das ganze Leben kennt und in sich begreift, so ist der höchste Priester das vollkommene lebendige Gesetz für die ganze menschliche Gesellschaft. So erhält das Gesetz Leben, so kann man es mit einem Namen nennen, man kann es sehen, fühlen und lieben, und so will es das Volk und hat es eigentlich immer gewollt. Gregor VII und Napoleon wurden als Beispiele angeführt. Letztern führte man besonders immer im Munde, aber man entblödete sich auch nicht, Moses, Jesus und Luther als Beispiele anzuführen. Sie, religiöse Gesetzgeber, aber nicht religiöse Gesetze, sie, die höhere religiöse Ideen unter den Menschen verkündeten, diese ehrwürdigen Namen wurden vom Saint-Simonismus gemißbraucht, um eine Verirrung des menschlichen Verstandes zu rechtfertigen. Der Saint-Simonismus zeigte dadurch abermals, daß er das Beste, das Edelste, wenn er zufällig darauf stieß, nur zu verzerren wußte, und in dieser Verzerrung gebrauchen konnte, und legte ein neues Zeugniß ab, wie sehr er allen höhern wahrhaften Ideen über Menschheit und menschliches Leben fremd war, und in welchem niederen, sinnlichen und materiellen Kreise er sich bewegte. Ja! es gibt auch ein lebendiges Gesetz der Menschheit, das ist aber die Menschheit selbst. Ihre ewige Natur ist ihr Gesetz für die lebendige Entwickelung in der Zeit; auch jede einzelne menschliche Gesellschaft, auch der Staat hat ein lebendiges Gesetz. Das ist aber die ganze Staatsgesellschaft selbst, indem ihr inwohnender Geist des Lebens sich immer neu gestaltet, neue Bedürfnisse, neue Ansprüche sich entwickeln, welche die Bestimmung neuer Rechte als neuer Gesetze nöthig machen. Der Saint-Simonismus mußte diese Ideen nun wieder verkörperlichen. Wie der Priester früher gesagt hatte: ich bin die Menschheit, so mußte er nun auch sagen: ich bin der Staat, und das ganze Leben, ich bin sein Gesetz, nach mir dem Höchsten und nach meinem höchsten Willen gestaltet sich die ganze menschliche Gesellschaft. Diese Theorie wurde nun weiter in die Tiefe, oder vielmehr in die weitere Seichtigkeit ausgebildet. Wir berühren hier nicht weiter die daraus abgeleiteten Folgerungen, da Jeder selbst sie leicht aus der Grundlage entnehmen kann. Nur müssen wir noch bemerken, daß zu diesem systematischen Priesterdespotismus auch noch die heillosen moralischen Lehren gesellt wurden, die Enfantin aufstellte, und die wir im zweiten Artikel namhaft gemacht haben. Alle seine dort bezeichneten moralischen Triebfedern wurden nun für den Priester als Regierungsmittel angewiesen. Schmeichelung und Fröhnung der verschiedenen Leidenschaften der Untern, geistige und sinnliche Verführung (séduction) der Untergebenen, der Gläubigen (fidèles) sollen dem Priester die Gewalt verschaffen, welche die früheren Gesellschaftsoberhäupter nur durch die Anwendung roher materieller Gewaltmittel erlangt hätten. Welche von diesen Gewalten entsetzlicher für das Leben der

---

*) Ueber das Ganze dieser neuen Lehren sehe man: Enseignement, fait par le Père suprême. Troisième enseignement.

Menschheit gewesen wäre, ob die, welche besonders die materielle physische Unterdrückung bewirkte, oder die, welche die ganze geistige und sittliche Zugrundrichtung der Menschheit bezweckte, unterliegt wohl keinem Zweifel. — Nach der Aufstellung dieser Lehren und nach der eingetretenen Trennung erhielt nun auch die Politik des Globe eine neue Richtung. Hatte man sich früher noch nicht ganz von der liberalen Partei getrennt, so geschah Dieß doch jetzt, um seinen Blick und seine Neigung nach der Seite hinzuwenden, wo sich die Staatsgewalt befand. Aber die Lobeserhebungen beschränkten sich nicht bloß auf die französische Regierung; mit besonderer Liebe verweilte man immer bei den absoluten Regierungen, die man als Musterregierungen aufstellte, indem man beklagte, daß diese liebevollen, väterlichen Regierungen früher von ihnen, als man sich noch nicht ganz von dem Liberalismus losgesagt habe, verkannt worden seyen. Selbst Don Miguel erhielt in einem Artikel eine ehrenvolle Erwähnung. Besonders waren es aber die Anhänger der Legitimität, mit denen man sich zu befreunden suchte. Denn, sagte man, das sind die Menschen, welche Ordnung und Hierarchie wollen (Ordnung setzte man der Freiheit entgegen), mit diesen Menschen sind wir aber um so mehr verwandt, als wir eine neue Ordnung und eine neue Hierarchie bringen. Die Zeit kann daher nicht fern seyn, wo diese sich brüderlich mit uns verbinden werden.*) Wir wissen nicht, wie weit diese Huldigungen bei den Legitimisten Anklang gefunden haben, die jedoch im Ganzen, ihrer Natur getreu, taub geblieben zu seyn scheinen. Wenn wir aber vorher sagten, daß die Saint-Simonisten sich vorzüglich der Staatsgewalt zugewendet, so verstehen wir Dieses auch in dem Sinne, daß es ihr vorzügliches Bestreben war, die Staatsgewalt selbst in die Hand zu bekommen. Dieß sollte aber nicht durch Aufstand und Empörung, sondern durch Ueberredung und in Frieden geschehen, man sah alles nur durch die Brille des Saint-Simonismus und hielt es für eine ausgemachte Sache, daß ganz Frankreich nur dem Augenblicke entgegenharre, wo es sich dem Saint-Simonismus in die Arme werfen könne. So kam es denn, daß man eines Morgens im Globe **) den wirklich tollen Artikel las, worin Louis Philipp nach einer schmeichelhaften Lobeserhebung seiner Privateigenschaften, der ernstliche Antrag gemacht wurde, seinen Thron dem Père suprême als dem Fähigern und Würdigern abzutreten. Doch vielleicht verweilten wir bei der Darstellung aller dieser Verkehrtheiten schon all zu lange, und wir schließen daher mit diesem Artikel die Auseinandersetzung der neueren saint-simonistischen Lehren; behalten uns aber vor, in einem Schlußworte einen Rückblick auf den ganzen Saint-Simonismus und seine verschiedenen Entwicklungsstufen zu werfen, und mit einigen allgemeinen Betrachtungen zu schließen. A.

*) Siehe besonders den Globe vom 21 März 1832.

**) Globe vom 1 April 1832.

Die große Volksbewegung in England.

Wohl zu keiner Zeit noch bot das britische Reich einen so großartigen Anblick, als in den letztvergangenen Tagen. Mit solcher Kraft, Einmüthigkeit und Besonnenheit erhob sich noch selten ein Volk, um seine Rechte aus den Händen einer stolzen Oligarchie zurück zu fordern. Ein großer Sieg für die Freiheit ist errungen worden, und die Aristokratie hat eine Niederlage erlitten, aus der sie sich wohl nimmermehr so weit erholen dürfte, um dem Volke in offenem Felde die Spitze zu bieten. Der versuchte Rückschritt der Regierung und die hierauf erfolgte Nöthigung, das gegebene Wort zu halten, zeigten nur allzudeutlich, auf wessen Seite die moralische Kraft stand, und was der einmüthige Wille eines Volkes vermag. Niemand, der die Vorgänge in den vereinigten Königreichen beobachtete, konnte es entgehen, daß Großbritannien am Rande einer furchtbaren Revolution stand. Die zahllosen Volksversammlungen, die dabei geführte Sprache, die Entschlossenheit in jeder Bewegung dieser vielgliederigen Masse ließen den Ausbruch einer gewaltigen Erschütterung fürchten. London selbst wurde von dem Fieber einer heftigen Aufregung geschüttelt, und so schnell auch Alles wieder ins ruhige Geleise zurückgekehrt ist, so wird doch die Erbitterung der Gemüther noch lange im Schwunge bleiben, wie nach jedem Sturme die Wogen noch lange schäumen und branden. Um einen Begriff von der bedrohlichen Stimmung der Gemüther zu geben, wollen wir hier nur in flüchtigen Umrissen die Schilderung von einer oder zwei Volksversammlungen entwerfen, da sie im Grunde genommen im ganzen Königreiche von demselben Geiste beseelt auf gleiche Weise sich aussprachen.

Eines der größten Meetings wurde in Birmingham gehalten. Schon zwei Tage zuvor sah man alle Straßen, die nach dieser Stadt vorzüglich von Norden her führten, mit Tausenden von Menschen bedeckt, von denen viele aus den entlegensten Theilen von Worcester, Stafford und Gloucester anlangten. Da alle politischen Unionen der Grafschaft sich entschlossen hatten, insgesammt oder durch Ausschüsse der großen Versammlung beizuwohnen, so wurden von dem Ausschusse der Birminghamer Union Abgeordnete ernannt, von denen die heranziehenden Schaaren auf den verschiedenen Straßen empfangen und in die Stadt geführt werden sollten. Mit fliegenden Fahnen und Musikbanden an der Spitze, zogen die einzelnen Unionen in Birmingham ein, und nachdem alle Vorbereitungen zur großen Versammlung vollendet waren, rückte ein unermeßlicher Zug von Menschen nach New-hall-hill, einem zu ihrer Absicht wohlgelegenen Orte von einigen siebzehn tausend Quadratruthen im Umfange. Nur mit Mühe gelang es dem Sprecher der Birminghamer Union und den Vorstehern der übrigen Unionen, sich durch die Volksmasse zu den Wagen hindurch zu arbeiten, von denen herab die Reden gehalten werden sollten. Das ganze weite Feld und die Häuser bis zu den Dächern hinauf waren mit Menschen bedeckt, während man auf der den Rednern gegenüber liegenden Hügelkette in verschiedenen Zwischenräumen die Banner der einzelnen Städte, wie Coventry, Warwick, Wolverhampton, Stratford-on-Avon u. s. w. aufgesteckt wehen sah. Man rechnete die Zahl der von dem nördlichen Theile des Landes, namentlich von Wolverhampton, Wednesbury, Sedgeley u. s. w. herbeigekommenen Personen auf hunderttausend Köpfe. Der Zug war vier englische Meilen lang, und die ganze Straße von der dichtgedrängten Volksmenge bedeckt. Man zählte unter ihr 150 Banner und 11 Musikbanden. Der Zug aus dem westlichen Theile der Grafschaft zählte gegen 25,000 Menschen, unter 70 Bannern; der aus der östlichen Gegend 5000, mit 50 Fahnen; der aus dem südlichen 10,000, mit 12 Fahnen und 6 Musikbanden. Hiebei ist die zahllose Volksmenge, die aus Birmingham selbst herbeiströmte, nicht gerechnet, so daß die ganze Versammlung ohne die mindeste Uebertreibung auf 200,000 Köpfe angeschlagen werden darf. Der Sprecher der Birminghamer Union, Hr. Attwood, trat zuerst auf, um die Versammlung mit einer Rede zu eröffnen, wurde aber durch die neue Ankunft verschiedener Unionen unterbrochen, die folgendes Lied sangen, das wir hier als eine Probe der bei solchen Gelegenheiten üblichen Knittelverse beisetzen wollen:

„Lo! we answer! see we come
Quick at Freedom's holy call,
We come! we come! we come! we come!
To do the glorious work of all;
And hark we raise from sea to sea
The sacred watchword Liberty!

„God is our guide! from field from wave,
From plough, from anvil and from loom,
We come, our country's rights to save
And speak a tyrant faction's doom!

And hark we raise from sea to sea
The sacred watchword Liberty!

God is our guide! no swords we draw,
We kindle not war's battle fires;
By union, justice, reason, law
We claim the birdright of our sires,
We raise the watchword Liberty,
We will, we will, we will be free!" *)

Nachdem dieser Gesang, von tausend und aber tausend Stimmen gedonnert, zu Ende und die Stille auf Trompetenschall wieder hergestellt worden war, begann Attwood seine Rede, worin er unter Anderm sagte: „Wir waren entschlossen, fürder nicht mehr an das Haus der Lords eine Petition zu richten; da wir aber die höchste Achtung gegen jene ehrenhafte Aristokratie des Landes hegen, — gegen Männer, wie die Lords Westminster, Cleveland, Shrewsbury und Radnor, diese Zierden der englischen Geschichte, — so zögerten wir nicht, eine Versammlung zu berufen, um an das Oberhaus eine Petition zu richten, so bald wir sahen, daß Verläumdungen und falsche Vorspiegelungen der Feinde des Volkes rücksichtlich der öffentlichen Meinung und Gesinnung eine solche Vorstellung nöthig machten. Die Feinde des Volkes haben behauptet, das Land sey gleichgültig in dieser großen Sache. Da wir keine Versammlungen hielten, sagten sie, wir seyen gleichgültig; wenn wir kleine Versammlungen hielten, sagten sie, wir seyen unbedeutend; wenn wir große Versammlungen hielten, sagten sie, wir seyen aufrührerisch und wollten sie einschüchtern. Nun möge aber Gott davor seyn, daß wir sie einschüchtern wollten. Ich wünsche nichts, als die einfache und klare Wahrheit zu sagen, wie es mir meine Pflicht gebietet, und die lautet: ich will lieber sterben, als die große Reformbill verworfen oder verstümmelt sehen. (Ungeheurer Beifall.) Lieber will ich mein Haupt in die Grube legen, denn leben, um das Elend, die Erniedrigung und Knechtschaft meines Vaterlands zu sehen. Ich sehe, daß ihr Alle mit mir in dieser Gesinnung übereinstimmt. (Großer Beifall.) Ich frage auch also, wolltet ihr nicht lieber sterben, denn als die Sklaven dieser Boroughmäckler leben? (Alle! Alle!) Nun sehe ich doch, was die öffentliche Gesinnung ist, und ich kann wohl sagen, daß das Volk von England in diesem Augenblicke steht, wie der Jagdhund auf dem Sprunge; und daß unser geliebter König oder sein Ministerrath nur ein Wort zu sagen brauchten, und das größte Schauspiel würde sich ereignen, das nur je in der Welt aufgeführt wurde. (Beifall.) Ich bitte euch aber, meine lieben Landsleute, daß ihr nicht denken möget, das Haus der Lords sey euer Feind, weil sie zufällig nicht eure Interessen, eure Bedürfnisse, eure Wünsche kennen. Das Haus der Lords besteht nach meiner Meinung im Ganzen genommen aus gutherzigen und menschenfreundlichen Männern; aber es schmerzt mich, es sagen zu müssen, daß sie ganz und gar in Unwissenheit sind über die Lage, in der sich unser unglückliches Land befindet. In dem Gewölke, in dem sie gewiegt wurden, sterben sie auch. Noch vor wenigen Tagen erst sagte mir ein edler Lord von hohem Ansehen, es seyen nicht zehn Individuen im Oberhause, die wüßten, daß das Land unglücklich sey und leide. So erstaunlich diese Unwissenheit ist, so ist sie doch die natürliche Folge ihrer gesellschaftlichen Stellung. Sie kommen in keine Berührung mit euch, euern Bedürfnissen und Interressen; sie sind von einigen Advokaten und Geistlichen, und von Schwärmen von Schmeichlern und Tellerleckern umgeben, deren Vortheil erheischt, Alles stets in rosenfarbigem Lichte zu zeigen, wodurch die Lords nie zur Kenntniß der wirklichen Lage der Dinge gelangen. Ich muß nun, meine Freunde, um die Erlaubniß bitten, euch zu zeigen, wie absolut nothwendig es ist, Friede, Ruhe, Ordnung und strenge Gesetzlichkeit aufrecht zu halten, wie ihr sie bis jetzt stets beobachtet habt. Innerhalb dem Gesetze ist das Volk stark wie ein Riese, außer demselben ist es schwach wie ein Kind. Die Anerkennung dieser großen Wahrheit war es, die dem Herzoge von Wellington vor einigen Jahren die ganz pathetische Klage abnöthigte, daß das irländische Volk nicht die Gesetze übertreten wolle. Unter der verständigen und besonnenen Leitung des ausgezeichneten Mitgliedes unserer Union, Daniel O'Connell's, verschmähte es das irländische Volk, das Gesetz zu übertreten, und doch verfolgte es seinen Gang mit so sicherm, patriotischem und entschlossenem Schritte, daß es sein Ziel erreichte. Und zu welcher wunderbaren Gewalt ist unsere Association herangewachsen. Unter dem Schutze der Gesetze ist hier eine Versammlung von wenigstens 200,000 Menschen zusammengetreten, und vielleicht nicht die Hälfte von ihnen kann meine Stimme vernehmen. Bis jetzt blieb unsere Thätigkeit auf diese Stadt und ihre Nachbarschaft beschränkt. Denkt euch aber, daß wir die Fahne der Union von Birmingham — diese ruhmvolle Fahne, die auf das Gemüth Seiner Gnaden des Herzogs von Buckingham eine so furchtbare Wirkung macht — in London aufpflanzen sollten. Ich kann euch versichern, ich kann Seiner Gnaden versichern, daß dann auf der Stelle neun Zehntheile der ganzen Bevölkerung jener unermeßlichen Stadt sich um das heilige Wahrzeichen ihrer Landesfreiheit anschließen würden. (Beifall.) Dasselbe würde der Fall seyn in Newcastle, in Manchester, in Glasgow, in Dublin, kurz aller Orten, wo sich das Banner der Birminghamer Union unter dem Schutze des Königs und des Gesetzes entfalten würde. (Beifall.) Dieß ist die Macht, die wir durch einen strengen und pflichtschuldigen Gehorsam gegen das Gesetz erworben haben. Als ich im vergangenen Oktober zu euch zu sprechen das Vergnügen hatte, behauptete ich, daß jeder ehrliche Arbeitsmann in England so gut das Recht habe auf einen vernünftigen Unterhalt zum Lohne für seiner Hände Arbeit, als der König eins hat, die Krone auf dem Haupte zu tragen. Die Gesetze Gottes und der Natur haben es bestimmt, daß der Mensch sein Brod im Schweiße seines Angesichts essen soll. Die Arbeit von eines Mannes Händen erübrigt in England so viel, als seine geringen Bedürfnisse erfordern, und ich behaupte daher nochmals, daß von allen Rechten im civilisirten Leben das stärkste, älteste und gerechteste das Recht ist, von ehrlicher Arbeit zu leben. (Beifall.) Wenn die große Reform, die wir erlangen müssen, nicht die Wiederherstellung dieses großen Rechtes zur Folge hat, so will ich mein Haupt nicht mehr ruhig legen. (Beifall.) Meine Freunde, ich will euch nicht länger bemüssigen. Euer Geschick und das Geschick eures Landes liegt in diesem Augenblicke in den Händen der Lords. Wenn diese es vernachlässigen, ihre Pflicht gegen uns und unser Vaterland zu erfüllen, so soll die schreckliche Verantwortlichkeit für die entsetzlichen Folgen, die daraus entstehen werden, allein auf ihre Häupter fallen. Eine Nation kann auf der Bahn der Freiheit nur vorwärts schreiten; ein Rückschritt derselben ist unmöglich, und ich will es den Boroughmäcklern zurufen, daß sie es leichter finden sollen, die Sonne aus ihrer Bahn abzulenken, als das englische Volk mit weniger als die Reformbill zufrieden zu stellen. Erinnert euch nur, meine Freunde, daß unsere Waffen Friede, Gesetz, Ordnung, Loyalität und Einigkeit sind. Fest laßt uns an diesen Waffen halten, und ich schwöre euch, daß der Tag nicht ferne ist, wo die Freiheit und Wohlfahrt unsers Landes wieder hergestellt seyn wird." (Großer und lang andauernder Beifall.)

In gleichem Sinne sprachen noch mehrere andere Redner, und der Petition an das Oberhaus wurde von der Versammlung, nachdem sie von Mittag bis sechs Uhr Abends gedauert hatte, in allen Stücken beigepflichtet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Seht, wir erscheinen; seht wir kommen,
Schnell auf der Freiheit heil'gen Ruf.
Wir kommen, wir kommen, wir kommen, wir kommen!
Ein glorreiches Werk ward uns zum Beruf.
Und horch von Meer zu Meer tönt es fort,
Der Freiheit heiliges Losungswort.

Gott unser Schutz! Von Land und Welle,
Vom Webstuhl, vom Amboß und vom Pflug
Erscheinen wir fest unser Recht zu stellen
Und der Tyrannenpartei den Urtheilsspruch.
Und horch ꝛc.

Gott unser Schutz! Wir ziehn nicht das Schwert.
Und nicht des Kampfes Gluth wird entflammt,
Durch Eintracht, Vernunft und Gesetz nur begehrt
Das Recht, das von Vätern uns angestammt.
Laut stimmt in der Freiheit Losungswort ein:
Frei wollen wir, wollen wir, wollen wir seyn!

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 159. 7 Junius 1832.

Ausflüge nach Illyrien und Dalmatien.

1. Venedig.

(Fortsetzung.)

Plötzlich öffnet sich zur Linken der große Markusplatz, San Marco kurzweg genannt, als ein regelmäßiges oblonges Viereck; auf drei Seiten von Bogengängen umgeben, unter denen eine reiche Masse von Luxusartikeln in reizender Verschiedenheit ausgestellt ist. Eine große Anzahl Kaffeehäuser wechselt mit den Kaufläden ab, die Marqueure öffnen aber erst jetzt die Thüren und Läden der Botteghen, zudringliche Stiefelwichser laufen ab und zu, und das fortwährende Geschrei: acqua, acqua; fresco latte latte! störte uns in der Bewunderung, mit der wir schweigend die Denkmäler der alten Republik betrachteten. Vor uns stehen als Trophäen der stolzen Herrschaft Venedigs über Cypern, Candia und Morea die drei Antennen; und über die hundertfältigen Arabesken und Thürmchen wölben sich die vier Kuppeln von Sankt Markus. Unter dem Glockenthurm und den Hallen des Dogenpallastes nehmen schwarze Notare gewöhnlich ihr Plätzchen ein, um für wenige Soldi Liebesseufzer, Klagschriften und Gevatterbriefe abzufassen; die Sonne hebt sich über die Häuser, und wir ruhen ermüdet vom ersten Anblick im Kaffeehause aus. Qua si non fuma! leuchtet uns auf schwarzer Tafel zuerst entgegen, und lauter und lauter mußten wir „Bottega“ rufen, bis der wieder eingeschlafene Kellner in die Höhe sprang und uns den caffe con latte präsentirte. Früh wird, wie in ganz Italien, Kaffee fast immer mit Milch getrunken, und in ziemlich großen Gläsern servirt, Nachmittags wird schwarzer starker aber trüber Kaffee in kleinen Tassen getrunken. Außer den oberitalienischen Zeitungen sieht man von Blättern andrer Länder nur die Allgemeine Zeitung und die Gazette de France. Für beide interessirt sich jedoch der Italiener nicht. Bis 11 Uhr kommen Frühgäste, und von 4 Uhr an wird der Nachmittagskaffee verzehrt.

Vor den Kaffeehäusern sind Baldachine ausgespannt, die im Freien Schutz gegen die Sonne gewähren; unaufhörlich wogt in den Porticis die Menge von Elegants, Fachin's, Fremden und Einheimischen. Nur der Markusplatz ist das Rendez-vous in Venedig. Napoleons herrliches Werk, die Giardini publici stehen öde, und der Fremde, der seinen Freund sucht, findet ihn sicher innerhalb der ersten sechs Stunden auf dem Markusplatz. Aechte Kaffeehausgenie's bringen bei Quadri, al Genio und in den andern Botteghen gewiß die Hälfte ihres Pflanzenlebens zu. Diese türkische Faulheit und Gleichgültigkeit sieht man in allen Häfen des adriatischen Meers, und es gehört zum guten Tone, nach vollbrachter Toilette ins Kaffeehaus zu gehen, dort bis ein Stündchen vor dem Mittagessen mit Nichtsthun und Gaffen zuzubringen, vor dem Essen sich geschäftslos auf den frequentesten Plätzen herumzutreiben, und nach demselben dasselbe Spiel bis zum Anbruche des Theaters fortzuspielen. Studenten haben dafür einen passenden Ausdruck: Dämmerleben; die größten Dämmerer aber vegetiren in Venedig! Bricht der Abend herein, so werden Kaufläden und Kaffebotteghen glänzend erleuchtet. Täglich ist der Markusplatz von tausend Lichtern illuminirt; Harfenspielerinnen, Violinisten, komische Deklamatoren zeigen ihre Talente, und noch lange nach Mitternacht sind die Hallen bevölkert!

Während sich die vornehmere Welt in den Kaffeehäusern des Markusplatzes unterhält, geht der ärmere Theil des Volks in die Osterien. In diesen wird Wein geschenkt; Wer aber mit einer solchen Osteriá den Begriff eines anständigen deutschen Weinhauses verbinden würde, wäre sehr in Irrthum. In einem langen Parterregeschosse, das weder gepflastert noch gebrettert und so finster, daß stets die Lampe brennt, einer deutschen Stallung gleicht, liegen einige Reihen großer Fässer. Die Gäste sitzen an kleinen Tischchen, die um das Bild eines Stalles zu vervollständigen, durch niedere Zwischenwände getrennt sind. — Wozu das? fragten wir. — „Ja, sitzen mehr als drei beim Weine beisammen, so entsteht allzuleicht blutiger Hader, deßhalb ist diese Vorkehrung nöthig,“ war die Antwort; und wer nach eilf Uhr eine Weinkneipe besucht, kann sich von der Nothwendigkeit in der That überzeugen. Wie in Triest, so laben sich auch in Venedig nur bei außerordentlichen Gelegenheiten die Gourmands an einem Getränk, das sie Bier heißen. Punsch wird in den Liqueurschenken fabrizirt, und wer zu allen diesen Getränken nicht Geld genug hat, der trinkt für einen Soldi: aqua calda col siroppo, das an allen Straßenecken gekocht und verkauft wird.

Italien hat Gasthöfe, Kneipen, Kaffee- und Schnapsboutiquen, aber so wie ihm der eigentliche Mittelstand in bürgerlichen Verhältnissen fehlt, so fehlen ihm durchaus Institute, einem deutschen Wirthshaus

ähnlich, in denen die Bürger bei einem Glase Bier oder Wein in heiterer Gemächlichkeit und anständig ihre Abende zubringen. Frauenzimmer sieht man nie in diesen öffentlichen Häusern, solche von der niedersten Klasse ausgenommen; öffentliche Gesellschaftsgärten mit denen Wirthschaftsgärten verbunden sind, kann Venedig nicht haben, sie mangeln aber auch in den andern Städten Italiens. Die Damenwelt erscheint daher nur in der Kirche, der Loge und dem Corso der Venetianer, zu San Markus, öffentlich und ein Fremder, der nicht Eintritt in höhere Abendgesellschaften hat, wird von der unverheiratheten Noblesse, die auch an die zwei letztern Orte nicht kommt, sondern in klösterlicher Strenge erzogen wird, nichts sehen.

Wenn der erste Tag in den Umgebungen des Markusplatzes verlebt ist, so nimmt der Fremde, unkundig der engen Gäßchen, zur Gondel seine Zuflucht, um sich einigermaßen einen Ueberblick der Hauptansichten und Hauptkanäle Venedigs zu verschaffen. Um Venedig zu durchwandern, ist indeß eine Gondel nicht durchaus nöthig, es gibt kein Plätzchen in der Stadt, wohin man nicht trocknen Fußes gelangen könnte. Aber die Gäßchen sind so eng (man kann in vielen nicht bequem einen offenen Regenschirm tragen) und die Häuser so hoch, daß der Fremde, der nirgends einen Thurm oder dergleichen in diesem Labyrinth als Leitstern erblickt, die Gondel der Fußwanderung vorzieht. Die Kanäle sind mit einer großen Menge steinerner Brücken bedeckt, ihr Wasser ist schmutzig und seicht, und die Häuser kehren ihnen die Vorderseite zu, während sich die Hinterseite in ein Gäßchen (calle) öffnet. Quais sind in Venedig fast gar nicht, sie heißen Fondamento, wenn sie an einen Kanal, Riva, wenn sie an die Lagunen gränzen. Die Riva von der Piazetta bis an die Giardini publici ist einer der reizendsten Spaziergänge, und in eine der hundert Gondeln, die sie umlagern, steigen wir, den ersten Ausflug beginnend. Wer nicht rückwärts einsteigt, oder vor dem Einsteigen den Lohn aushandelt, ist sogleich als „Tedesco" verrathen; ersteres ist wegen der niedern Hütte in der Gondel, in der man sich nur schlecht drehen kann, erforderlich, letzteres nicht nöthig, da eine Taxe den Preis für die erste Stunde zu 1 Frc., die andere u. s. w. zu ½ Frc. bestimmt. Die Gondeln heißen in Venedig schlechthin Barca, und ihre sonderbare Gestalt, ihre Gleichförmigkeit und traurige Farbe muß Jedem, der sie selbst noch nicht einmal dem Namen nach kennt, auffallen. Sie sind dreißig Fuß lang, unterm Häuschen vier Fuß breit und laufen gegen hinten und vorn in eine erhöhte Spitze aus. Beide Spitzen sind ungefähr 6 Fuß lang, mit einem Verdeck versehen, auf welchem die Gondoliere stehen. An der vordern Spitze ist ein unförmlicher, eckiger, schmaler Pferdekopf von sorgfältig blank gehaltenem Eisen, den vier riesige Nägel festhalten, und der an die Rostra der Alten erinnert. Das in der Mitte befindliche Häuschen ähnelt einem mit schwarzem Tuch behängten Leichenwagen, hält vier Fuß im Quadrat, ist mit Schiebfenstern und einer Thüre mit Jalousieläden versehen, und nur in der Zahl der vier Reihen runder Quasten die parallel auf seinem Dache angeheftet sind, und in der Eleganz des Schlosses und der Laterne an der Thüre, sind die einzelnen Häuschen verschieden, da nach einem alten Nationalgesetz, um dem Luxus der mit der Ausstattung der Gondeln getrieben wurde, zu steuern, alle einfach und einfärbig schwarz seyn müssen. Im Innern sind weiche niedere Pfühle, man sitzt aber beengt und ohne Aussicht, und läßt daher gerne, wenn es das Wetter erlaubt, das Häuschen abnehmen.

(Schluß folgt.)

Der Mörder des Herzogs von Berry.

(Fortsetzung.)

Louvel verweilte ungefähr drei Monate in Chambery, wo er bei einem Sattler in Arbeit stand, als eines Morgens, am 7 März 1815, die Frau seines Meisters in die Werkstätte kam, und in der Hand ein Zeitungsblatt hielt, worin die Landung Napoleons in Frankreich angekündigt war. Bei dieser Neuigkeit sprang der Geselle hastig auf, hing sein Schurzfell an den Nagel, und reiste ohne sich so viel Zeit zu nehmen, seinen Kameraden Abschied zu sagen, nach Lyon, ungeachtet der Ströme von Regen, die damals mehrere Tage schon angehalten, und die Wege bodenlos gemacht hatten. Und so groß war die Eile, mit der er aufbrach, daß er alle seine Kleider, sein Handwerkszeug und sogar einiges Geld, das er bei seinem Meister gut hatte und das ihm später nachgeschickt wurde, zurückließ. Diese unvorhergesehene Abreise setzte in Chambery Niemand in Erstaunen, der ihn dort gekannt hatte. Hier wie überall hatte man ihn gefällig, arbeitsam und ehrlich, aber schweigsam und düster gefunden; nur bemerkte man an ihm eine ungemeine Heiterkeit und ungewöhnliche Gesprächigkeit, wenn er auf sein Leben auf der Insel Elba und Napoleon zu sprechen kam. Dieß war der einzige Gegenstand, über welchen er sich gern in ein Gespräch einließ; er war unermüdlich in seinen Erzählungen, wenn er von dem Leben des Kaisers zu Porto Ferrajo, von seiner Garde, der Ordnung seines Hofhaltes, endlich von Allem sprach, was ihn damals an diesem großen Manne und seiner Umgebung entzückt hatte. Louvel fand den Kaiser in Lyon wieder, wo er auch in dessen Gefolge Vincent, den Sattlermeister der Hofsattlerei auf der Insel Elba, traf, der ihn wieder in Dienst nahm. In dieser Eigenschaft befand er sich unter dem Zuge von Equipagen, der dem Kaiser von Paris nach Waterloo folgte. Nach der Schlacht, der er beiwohnte, kam er in die Hauptstadt zurück. Einige Tage später ging er mit den Reisewagen ab, die zu Rochefort für Napoleon eingeschifft werden sollten. Allein schon war der Kaiser in den Händen des englischen Admirals, und die Equipagen des Kaisers mußten einige Monate in Rochelle bleiben. Hier war es, wo Louvel sich als Handwerkszeug den Dolch verfertigen ließ, mit dem er später seine That vollbrachte, und der seitdem nie mehr von seiner Seite kam.

Die von der Pairskammer ernannte Kommission, um die Untersuchung gegen Louvel zu führen, nahm sein erstes Verhör am 23 März vor. Schon lange hatte er diesen Augenblick erwartet, und sich, so sorgfältig als er konnte, darauf vorbereitet. Er wollte den Untersuchungsrichtern seine ganze Lebensgeschichte vorlegen, und insbesondere dadurch, daß er ihnen zeigte, von welchem Gesichtspunkte aus er die Bourbonen betrachtete, die Triebfedern seines Verbrechens erläutern. „Wenn meine Richter, bemerkte er hierüber, nicht alle meine Lebensumstände kennen, so werden sie dieselben nicht ohne Staunen vernehmen. Von meinem achtzehnten bis zu meinem dreißigsten Jahre durchreiste ich ganz Frankreich, und

mein Wanderbuch gibt von allen Orten Zeugniß, durch die ich kam, so wie von allen Städten, wo ich verweilte, um mir meinen Unterhalt zu verdienen. Ich befand mich zu Pau im Jahre 1803, als mich die Konskription traf. Man versetzte mich unter den Train der Artillerie, wo mein Handwerk nützlich werden konnte; bald aber wurde ich wegen eines Bruches, den ich mir beim Reiten zugezogen hatte, und an dem ich noch leide, verabschiedet. Ich trat hierauf abermals meine Wanderung durch Frankreich an, und es gibt kein Departement, das ich nicht durchzog, oder wo ich nicht einige Zeit verweilte. Bis zum Jahre 1814 ist mein Leben das eines einfachen Handwerksgesellen, der fleißig, sparsam, von Wenigem und überall zu leben weiß, glücklich in seiner Unabhängigkeit und seiner Arbeit. Bis dahin war ich ein sehr gewöhnlicher Mensch; aber von meiner Reise nach Metz an, gewinnt mein Leben eine gewisse Wichtigkeit. Nachdem ich einmal mein Vorhaben gefaßt hatte, war etwas Höheres in mir, und von dort an verdienen die geringsten Umstände meines Lebens und jeder meiner Schritte bekannt zu werden." Wirklich erzählte er auch den Herren Seguier und Bastard de l'Estang, seinen beiden, von den Pairs ernannten Untersuchungsrichtern, seine ganze Lebensgeschichte mit der umständlichsten Genauigkeit; ja er setzte sogar einen gewissen Stolz darein, keinen Vorfall zu vergessen, in keiner Zeitangabe zu irren, und alle Phasen, die sein Entschluß durchlaufen hatte, anzudeuten. Außerdem wollte er auch seinen Antworten die möglichste Klarheit und Genauigkeit geben, um die Verhöre abzukürzen, und nicht so zahlreich werden zu lassen; denn die Zeit fiel ihm lästig; sie zögerte ihm zu lange mit dem ersehnten Tode, und oft hörte man ihn im Traume von dem Augenblicke seiner Hinrichtung reden, die so lange auf sich warten lasse. „Diese Herren, sagte er, als er aus einem seiner Verhöre zurückkam, „diese Herren wollen aus meiner Sache mehr machen, als daran ist. Es ist nicht meine Schuld, daß es so lange hergeht; ich bin ihnen, so viel ich kann, behülflich. Meine Antworten sind, wie ich glaube, deutlich und vollständig genug. Allein die Wahrheit scheint ihnen zu einfach und zu leicht begreiflich. Was wollen sie doch nur immer damit, daß sie mich fragen, ob nicht England, Oestreich, der kleine König von Rom oder Spanien mich für mein Verbrechen bezahlt haben? Man kennt Louvels Charakter noch nicht, oder stellt sich wenigstens so. Und doch habe ich seit zwei Monaten, wo ich hier gefangen sitze, mich in keinem Worte widersprochen. Meine Richter quälen sich umsonst ab; umsonst kommen sie auf tausenderlei verschiedenen Wegen immer wieder auf dieselben Fragen zurück; ich folge ihnen ohne Mühe; sie irren sehr, wenn sie mich mit ihren alten Weibergeschichten zu fangen denken. Nie werden sie mich dahinbringen, etwas einzugestehen, was nicht wahr ist; sie könnten sich so große Mühe ersparen, denn nie werde ich die tausend und aber tausend Lügen anerkennen, die man über mich ausgesprengt hat, und die mich nicht im Mindesten angehen. Uebrigens können sie sich nicht mit Recht über mich beklagen; denn ich habe ihnen nicht nur mit Höflichkeit, sondern auch mit einer Geistesgegenwart geantwortet, die mich selbst oft in Erstaunen versetzte. Wenn sie mich nur eine Denkschrift über mein Verbrechen und die Ursachen, die mich dazu bestimmten, aufsetzen lassen wollten! Ich würde darin viel über die Mißgriffe der Regierungen und die Reformen zu sagen wissen, die meiner Meinung nach das Volk im Staate einführen sollte. Wenn mir meine Richter Dieß erlauben wollten, so gäbe ich gern das Versprechen, in meiner Schrift der Bourbonen nicht zu erwähnen. Doch, bah, sie wollen es nicht zugeben, und ich weiß nicht, warum ich noch daran denke."

Nun schritt er pfeifend und singend in seinem Gefängnisse auf und ab, wie ein Mensch, der sich zu zerstreuen sucht und einiger lästiger Gedanken loswerden will. In derselben Nacht konnte er nicht einen Augenblick schlafen, er stieß tiefe Seufzer aus und wendete sich endlich an den Brigadier, der bei ihm Wache hielt, mit den Worten: „Erzählen Sie mir doch einige Geschichten, wenn Sie welche wissen; ich werde Ihnen dann erzählen, was ich weiß." Als nach einiger Unterhaltung der Brigadier auf dem Kirchthurm zwei Uhr schlagen hörte, sagte er: „Jetzt habe ich nur noch eine Stunde," wobei er an seine Ablösung dachte. „Und ich, erwiderte Louvel, habe noch mehr als eine" — er dachte dabei natürlich an den langsamen Gang seines Prozesses und die lang hinausgeschobene Entscheidung. „Herr Brigadier," fuhr er fort, „wo sind Sie geboren?" „Ich bin aus Tarbes." — „Aus Tarbes? — Ich kenne es — ich war dort ein Jahr, bevor ich nach Pau ging. Dort traf ich den geschicktesten Sattler, der mir noch vorgekommen ist. Es war mein Meister, und nie sah ich stärkere und sitzgerechtere Sättel als die seinigen. Ich habe mein Handwerk immer gut verstanden; aber bei ihm konnte ich noch Etwas lernen."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

(Fortsetzung.)

Die verschiedenen Stämme, in die sich diese Insulaner theilen, haben mit andern barbarischen Völkerschaften den gegenseitigen Stammhaß gemeinschaftlich, und suchen einander auf jede Weise zu beschädigen, auch wenn sie selbst davon für sich nicht den geringsten Nutzen absehen. So war der amerikanische Commodore Porter einige Jahre früher genöthigt gewesen, einen von zwei Stämmen auf den Washingtoninseln zu züchtigen; als sie nun sahen, daß der Vincennes dieselbe Flagge trug, so schmeichelte sich der andere Stamm mit der Hoffnung, Kapitän Finch sey gekommen, den erstern gänzlich zu vernichten. Der Kapitän bemühte sich ihnen zu beweisen, wie thöricht ihr Haß sey, worauf sie auch geneigt schienen, seinem Rathe zu folgen. Kapitän Finch hält die Washingtoninsulaner für falsch, und geneigt zu Betrug; allein Hr. Stewart führt Beispiele an, wie sie von gewissenlosen Führern mehrerer Handelsfahrzeuge, die bei ihnen landeten, behandelt wurden, und diese reichen hin, selbst einen noch größern Hang zu Falschheit und Betrug zu entschuldigen. Einer jener Nichtswürdigen, ein Amerikaner, raubte drei Eingeborne, worunter der Sohn eines Häuptlings, und zwang sie auf seinem Schiffe zu dienen. Es gelang dem Kapitän Finch sich die nöthigen Beweise zu verschaffen, um bei seiner Rückkehr nach Amerika den Verbrecher zur Rechenschaft zu ziehen. Ein Anderer, ein Franzose, legte einen Häuptling an Bord seines Schiffes auf die Tortur, um von seinen Begleitern am Ufer Lebensmittel zu erpressen.

Von den Washingtoninseln segelte der Vincennes nach Taheiti, wo er am 17 August vor Anker ging. Die zahlreichen neuern Berichte über Taheiti, insbesondere die von Ellis herausgegebenen und in diesen Blättern oft benützten „Polynesian Researches" haben diesen Gegenstand beinahe erschöpft, und man kann daher von Hrn. Stewart nichts Neues von Belang erwarten. Wir heben daher hier nur einen Bericht aus der Chronik scandaleuse dieses Landes aus, der so ganz in europäischem Geschmacke ist, daß man fast glauben möchte, er sey der frühern Geschichte eines unserer Höfe entlehnt.

„Am Abend des 6 d. kamen die Königin von Taheiti, ihre Mutter, die verwittwete Königin und eine Tante, die die Regierung verwaltet,

nebst einer Menge untergeordneter Häuptlinge und anderm Gefolge, eine Gesellschaft, die in dem Rufe der zügellosesten auf beiden Inselgruppen steht, in zwei kleinen Fahrzeugen von Tahaa an. Kapitän Finch beschloß ihr am folgenden Morgen mit einer Anzahl seiner Offiziere einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Der Ruf der Beherrscher von Taheiti ist nichts weniger als fleckenlos; die Regentin und die Wittwe sind beide im Kirchenbann, und der Charakter der jungen Königin ist dem allgemeinen Gerücht zufolge nicht tadelsfrei. Ihr Benehmen war indeß höchst anständig, und ganz anders, als wir es nach dem Rufe in dem sie stand, erwarteten. Die Zusammenkunft hatte in einem uns schon bekannten Zimmer der Residenz des Königs Tamatoa statt, das für diesen Besuch keine andere Ausschmückung erhalten hatte, als neue Matten auf den Sopha's und zwei Armstühle als Ehrensitze für die junge Königin Pomare und ihre Tante, die Regentin."

„Der folgende Brief Ihrer Majestät der Königin Pomare I an den Präsidenten der Vereinigten Staaten ist sehr naiv. Die Königin von Taheiti wurde am 16 Morgens bei ihrer Rückkehr nach Tahaa mit ihrer Begleitung an Bord eingeladen. Der Anblick des Gesindels, aus dem ihr Gefolge größtentheils bestand, war eben nicht geeignet, die Gerüchte über ihre zügellose Aufführung zu widerlegen, und verwischte größtentheils den guten Eindruck, den ihr anständiges Benehmen hervorbrachte. Der Hauptzweck ihres Besuches war, dem Kapitän einen Brief zuzustellen, den sie an den Präsidenten geschrieben hatte, und von dem Hr. Williams die folgende Uebersetzung lieferte:

„Präsident!

„Im Vertrauen auf Deine Güte schreibe ich einen Brief an Dich. Du schicktest vorlängst ein Kriegsschiff nach unserm Lande, das von Kapitän Jones befehligt wurde, der uns mit Güte behandelte. Du hast jetzt ein anderes Kriegsschiff geschickt, von Kapitän Finch befehligt, der uns ebenfalls sehr freundschaftlich begegnet, so daß wir über seinen Besuch höchst erfreut sind. Ich schreibe Dir daher, um Dir meinen Dank auszudrücken, und Dich von unserer gegenwärtigen Lage zu unterrichten. Ich bin ein Weib — die erste Königin von Taheiti — Königin Pomare I ist mein Name. Ich bin eine Tochter Pomare's II. Als dieser starb, fiel die Regierung an meinen kleinen Bruder, — aber auch dieser starb, und so wurde die Regierung mein. Ich bin jung und unerfahren. Wir haben den Götzendienst abgeschafft, und die Religion unsers gemeinschaftlichen Gottes angenommen. Im Jahre 1814 wurden wir Christen. Wir haben Missionäre auf der Insel, die uns fleißig in Allem unterrichten, was unsere Wohlfahrt befördert. Einige sind schon über 30 Jahre bei uns. Wir haben Gesetze, nach denen wir regiert werden. Ich kann Dir keine Abschrift davon schicken, weil ich gerade bei meinem Großvater zu Raiatea auf Besuch bin. Taheiti und Eimeo sind die beiden größten Inseln meines Reichs. Wir haben nicht viel Volk — vielleicht 10,000. Es gibt nicht viele Ausfuhr-Artikel auf meiner Insel — Pfeilwurzeln und Kokosnuß-Oel sind die vorzüglichsten. Wir haben Ueberfluß an Lebensmitteln und herrliche Häfen für Schiffe; viele amerikanische Schiffe sprechen in Taheiti zu — sage ihnen, sie sollen fortfahren zu kommen, und wir würden sie gut behandeln. Alle Arten Kattune sind hier im Tauschhandel gesucht — weiße, gedruckte und blaue Shawls, Bänder und Beile sind ebenfalls gute Artikel zum Tauschhandel gegen Lebensmittel. Wir haben eine neue Flagge, die uns Kapitän Lawes, Befehlshaber des britischen Kriegsschiffs, der Satellite, geschenkt hat; habe die Güte, sie auf der See, und wenn sie künftig einmal Dich besuchen sollte, so anzuerkennen, wie es die Deinige bei uns ist. Kapitän Finch hat mir, meiner Mutter, meiner Tante und Andern in Deinem Namen einige schöne Geschenke überreicht, für die ich Dir meinen Dank abstatte. Es freut uns immer, wenn wir amerikanische Schiffe in Taheiti sehen. Schicke nur immer Deine Schiffe zu uns. Unsere Häfen sind gut und Lebensmittel haben wir im Ueberfluß.

„Heil sey mit Dir, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika — möge Deine gute Regierung von langer Dauer seyn.

„Königin Pomare I."

Hr. Stewart macht noch allgemeine Bemerkungen über den Zustand der Gesellschaftsinseln, und widerlegt einige Ausfälle gegen den Erfolg der Missionsarbeiten, die wir übergehen, und uns zu seinen Berichten über die Sandwichsinseln wenden.

Der Vincennes landete am 1 Okt. zu Hawaii (Hawaii). Hr. Stewart, der, wie bereits erwähnt, glücklich in seinen Schilderungen ist, gibt hier manche anziehende Beschreibung, von denen besonders die seines zweiten Besuchs des Vulkans von Kirauea (er begleitete Lord Byron, der die Blonde befehligte, auf einem ersten *), sein Bericht über den Hof und die königliche Familie; über eine Zusammenkunft des Kapitäns Finch mit den Wilden der Sandwichsinseln, nebst mehreren interessanten Erzählungen sein Talent beurkunden. Besonders anziehend ist sein Bericht über den Hof und die königliche Familie der Sandwichinseln, wobei er die Nachahmungssucht treffend bezeichnet, die so schnell sich gewisse Begriffe von Würde, Anstand, Wichtigkeit und fremde Sitten aneignet. Leichtigkeit, Artigkeit, vornehme Nachlässigkeit und Alles, was zum feinen Ton gehört, scheint am Hofe und in der modernen Welt der Sandwichsinseln heimisch geworden zu seyn, und zwar in einem Grade, daß man fast glauben könnte, sie möchten bei dem Eifer, den sie auf diese Art von Ausbildung verwenden, wo nicht die Europäer bald übertreffen, doch wenigstens beweisen, wie leicht man sich solche böhmische Steine des Sittenschliffes zu eigen machen kann. Allerdings muß Dieß dem Wilden weit leichter von der Hand gehen, als einem Menschen aus der untern Klasse civilisirter Länder; denn der erstere hat nur zu lernen; der zweite aber muß, was weit schwerer ist, vergessen, und Unwissenheit ist immer gelehriger als Gemeinheit. Wie dem auch sey, diese Schilderungen des neuesten Zustandes der Sandwichsinseln werden, wenn wir auch zugeben, daß hie und da die Farben etwas zu stark aufgetragen sind, gewiß von Allen mit Vergnügen gelesen werden, die sich für den Einfluß interessiren, den Verkehr und unsere Civilisation auf jene Menschen in der Kindheit des socialen Zustandes ausüben.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Unter der Aufschrift: „Sonnenfinsternisse, die in Paris sichtbar." macht das Journal der Karrikaturen folgende beißende Bemerkungen: „Die Sonne hat sich jüngst auf eine, dem bloßen Auge unbemerkbare Art durch eine Konstellation mit dem Merkur verfinstert. Doch Dieß ist nicht die einzige Verfinsterung, die zu sehen war. Im politischen Systeme ereignen sich täglich mehrere, zu denen man kein Teleskop braucht. So hat sich die europäische Freiheit verdunkelt, in Folge der Konjunktion Frankreichs mit dem dunkeln Körper des Justemilieu. Es hat sich die Nationalehre verfinstert, eine Verfinsterung, die in Brüssel, wie in Ancona, in Warschau wie selbst in Afrika sichtbar; die dreifarbige Fahne hat sich hinter der des Papstes verfinstert; eine Verfinsterung ist eingetreten im Verstande des Konseilpräsidenten; der Ruhm des Hrn. v. Rumigny hat sich hinter den Lorbeern des Baron Athalin verdunkelt; die Lorbeern des Hrn. von Athalin hinter denen des Regenbogens; die des Regenbogens hinter denen des jungen Grafen Apony, der die Gallopade besser tanzt, als er; selbst Hr. Aegout hat sich hinter seiner eigenen Nase verfinstert; es ist eine Verfinsterung des Regenschirms, des Lächelns an den Straßenrinnen, des Händedrucks der Cholerakranken eingetreten, und eines Tages wird sich Jemand ohne Pauken und Trompeten, mit seinem wenigen Ersparten verfinstert haben, und nur in Amerika wieder sichtbar werden. Was die Verfinsterung der Julianssonne betrifft, so wird sie bald hell und dauerhafter strahlend hervortreten, und dann wird vielleicht eine ewige Verfinsterung eintreten — die des Justemilieu. Diese Verfinsterung wird in ganz Europa zu sehen seyn."

Bei der Leichenöffnung Perier's, die in Gegenwart der berühmtesten pariser Aerzte vorgenommen wurde, fand man das Gehirn in vollkommen gesundem Zustande, und bemerkte an dem Schädel einige jener stark ausgebildeten Organe, an die Gall große, intellektuelle Fähigkeiten knüpft. Als den eigentlichen Sitz der Krankheit, der Perier unterlag, erkannte man die Eingeweide. Man fand in denselben Spuren einer frühern Verletzung, die wahrscheinlich auch die schwere Krankheit herbeiführten, von der Perier vor einigen Jahren befallen wurde, und die unter der Last von Arbeiten, Sorgen und der Mitwirkung der Cholera seinen Tod beschleunigte; Perier war erst 57 Jahre alt.

*) S. Ausland, Jahrg. 1828, Nr. 21, 23, 25.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 160. 8 Junius 1832.

Der Mörder des Herzogs von Berry.

(Fortsetzung.)

Der Sonntag ist selbst in einem Gefängnisse nicht wie ein anderer Tag. Am Sonntage verwenden alle Gefangenen, sie mögen nun die Erlaubniß haben, in die Kirche zu gehen oder nicht, etwas mehr Sorgfalt auf ihren Anzug; ihr Gesicht ist offener und minder traurig; auch für sie ist der Sonntag ein Tag der Ruhe und selbst der Freiheit. Das dunkle Haus selbst scheint einen freundlicheren Anstrich zu nehmen; die Mauern dünken weniger schwarz und feucht. Der Schall der Glocken, die vom frühen Morgen an bis nach Sonnenuntergang sich hören lassen, scheint die dumpfe Schwüle der Kerker und Gänge zu erfrischen. Das Glockengeläute schien immer einigen Eindruck auf Louvel zu machen, obgleich es ihn weder mit Erinnerungen aus der Kindheit, noch mit religiösen Rührungen erfüllte. Zur Zeit, wo er in Kindes-Unschuld Glaube und Gebet in den Kirchen suchen konnte, waren sie geschlossen. Eines Abends läutete es zur Vesper, und der Gefangene horchte nachdenkend und schweigsam auf den schwermüthigen Klang. „Herr Offizier, sagte er zu seinem Wächter, Sie haben mir jüngst gesagt, daß Sie Katholik sind, und doch lesen Sie in einem Romane, während es zur Vesper läutet. Allerdings verstehen Die, welche unter unsern Füßen lateinisch singen, und die wir bis herauf zu uns hören können, nicht was sie schreien, und Ihr Buch unterhält Sie wenigstens —" „Und Sie?" erwiderte der Brigadier: „Sind Sie nicht auch Katholik? Sind Sie kein Christ? —" „Die Wahrheit zu sagen, ich weiß nicht recht, was ich bin. Ich bin im katholischen Glauben geboren, aber ich hielt mich an die Moral und den Kultus der Theophilanthropen. Ich achte die katholische Religion, aber ich liebe sie nicht." — „Sie sind doch wenigstens getauft? —" „Ich weiß es nicht, und in jedem Falle hat man mich darüber zu Rathe gezogen. Ich erinnere mich noch der Hymnen der Theophilanthropen an das höchste Wesen. Ich lernte sie im Institut der Kinder des Vaterlandes zu Versailles. Ich war damals sehr jung; es mögen aber fünf und zwanzig Jahre her seyn. . . . . Vergangener Tage hat man, ohne daß ich es verlangte, einen jungen katholischen Geistlichen zu mir ins Gefängniß geschickt, um mich Beicht zu hören, und wahrscheinlich auch zu erfahren, was meine Richter nicht aus mir herausbringen. Sein Aeußeres und sein Benehmen gefielen mir sehr wohl; er schien etwas Offenherziges und Gutmüthiges zu haben. Ich war anfangs einen Augenblick geneigt, nachzugeben, und seinen Dienst anzunehmen, nicht um ihm ein großes Geheimniß zu entdecken, was er ohne Zweifel erwartete, sondern um mich selbst zu prüfen und zu erfahren, welche Wirkung sein geistlicher Zuspruch auf meine Seele haben würde. Indessen widerstand ich doch der Versuchung. Das Volk würde sonst nur gesagt haben: „Louvel hat gebeichtet; er hat sich bekehrt und Alles gestanden." Und wahrscheinlich würden abermals abgeschmackte Lügen geschmiedet worden seyn, denen ich wenigstens den Anlaß abschneiden wollte. Der junge Geistliche sah sich am Ende gezwungen, zu gehen, wie er gekommen war, ohne daß er mir ein Geständniß entlocken konnte, wie ich ihm denn auch nichts zu gestehen hatte. Ich ging nie in die Kirche, und wenn ich vor drei Jahren am Frohnleichnamstage in die Kirche Assomption ging, geschah es nur, weil ich dort den Herzog von Berry zu treffen glaubte; allein das Gedränge hinderte mich damals, mein Vorhaben auszuführen. Ich erinnere mich, daß ich oftmals mit den Gesellen in der königlichen Sattlerei über ihre religiösen Ideen Diskussionen hatte. Alle gaben sich den Schein großer Frömmigkeit, wie es denn Ton am Hofe war. Ich für meine Person war etwas offenherziger, und machte kein Geheimniß aus meinen Ansichten. Ich sagte zu ihnen: ich bin kein Christ, ich bin Theophilanthrop. Diese Worte gaben ihnen insgesamt großes Aergerniß, und da sie nicht gewiß waren, ob ich getauft sey, so wollte Einer von ihnen mich durchaus auf dieses Sakrament vorbereiten, indem er mir einen Katechismus brachte, den der Pfarrer von Saint-Germain-L'Auxerrois ihm für seine Kinder gegeben hatte. Das hieß doch einen Menschen von meinem Alter zum Besten haben, wenn man ihm den Unterricht eines Püppchens von zehn Jahren aufdringen wollte." — „Allein, wendete hier der Wächter ein, ohne Religion gibt es keine Moral, und ohne Moral. . . ." — „Herr Brigadier, was die Moral betrifft, so glaube ich davon so viel zu besitzen, als irgend Jemand, obgleich ich keine Religion habe. Ich kann mir nicht denken, wie ein Mensch ohne Ehre und Tugend leben kann; ich vermag mir ohne diese Gefühle kein Leben zu denken. So bedaure ich auch von ganzem Herzen die Diebe, die wir da unten im Gefängnißhofe schreien hören. Welche Geißel sind sie für den Staat! Die Unglücklichen kennen nicht das Glück, sich selbst bei ehrlicher Arbeit genug zu seyn. Was mich betrifft, so kann ich sagen, daß ich seit sechzehn Jahren von Niemand Geld erhalten habe, ohne daß ich es nicht ehrlich verdient hätte, und ich

wünschte, daß alle diese armen Teufel da eben Dasselbe von sich sagen könnten."

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

1. Venedig.

(Schluß.)

Wir fahren an der Riva dei Schiavoni hin, an der die dalmatinischen Küstenfahrer ankern. Sie bringen Oel und Wein, die das Land erzeugt; Wachs, Häute und Talg, die aus dem Innern der Türkei auf die Bazare Dalmatiens gebracht werden, und nehmen Getreide, Bauholz und Kolonial- und Manufakturartikel als Rückfracht. Keine dalmatinische Stadt bezieht letztere direkt von England, sondern Venedig und Triest sind hiefür die Stapelplätze. Die Schiffe dieser Art, Trabacoli, sind nach altrömischem Schnitte schlechtgebaute Zweimaster. Die Maste bestehen nur aus einem einzigen Fichtenstamme. Das Bugspriet (il flocco) ist nicht in der Mitte, sondern etwas seitlich am Vordertheil (prora) befestigt. Der Fockmast heißt Trinchetto, der Hauptmast Maëstro, auf den Handelsschiffen, wo noch ein dritter Mast vorhanden ist, heißt dieser Albro di Mezzana, und diese Art Schiffe selbst Polacca. Die Schiffe mit zusammengesetzten Masten heißen Brigg, Brigantina, und sind von englischer Bauart und reichem Segelwerk, während die Trabacol nur höchst einfache lange viereckige Segel haben, die oben weiter als unten sind, so daß die obere Raae stets 1/6 länger als die untere ist. Am Flocco wird ein dreieckiges Segel ausgespannt; bei gutem Winde können an die untere Raae Hülfesegel ausgespannt werden. Das Hintertheil (pupa) ist einen oder zwei Fuß höher als das Verdeck (coperto), und mit einem rohen Steuerruder (timoniere) versehen. Der Bord (bordo) ist nur zwei Fuß hoch, und da das Verdeck, um desto mehr Güter in den Schiffsraum (stiba) bergen zu können, gewölbt ist, so muß man sich bei halbem Wind hüten, nicht über die Leeseite ins Meer zu fallen. Die päpstlichen Schiffe und die Kouriere von Triest haben noch ein einfacheres Mast- und Segelwerk. Außer dem Flocco haben sie einen kurzen Maestro mit einer einzigen riesenhaften Antenna (Raae) an der ein mächtiges dreieckiges Segel (ala romana oder penna genannt) befestigt ist. An der Pupa ist noch ein kleiner Albro di mezzana. Aehnlich sind die kleinen Trabacoli Istriens und Fiume's, sie haben aber zwei Maste mit 2 dreieckigen Segeln, die vorn nahe bei einander stehen, und gleichfalls einen Flocco. So schlecht und unbeholfen die Bauart selbst ist, so ungebildet sind die Kapitäne, die mit den Fuhrleuten des Festlandes in eine Kategorie gehören. Die wenigsten können lesen oder schreiben, Charten sind ihnen gänzlich unbekannt, und zur Noth verstehen sie die Bussole; und werden sie von den Küsten, die sie nie verlassen, zufällig in die hohe See geworfen, so sind sie nie ihrer Sache sicher. Von keiner Nation scheitern so viele Schiffe im schwarzen Meere, und nie überschreitet ein italienisches Schiff die Säulen des Herkules. Die Schiffe der österreichischen Marine, die in Venedig liegen, sind von Napoleon her noch unvollendet oder aus Alter für das offene Meer untauglich. Die wirklich dienstthuenden Schiffe sind eine Fregatte, mehrere einmastige schnellsegelnde Penichen und einige schiefmastige Goeletten.

Vom bunten Hafengewirre fahren wir zu den öffentlichen Gärten, die durch Napoleons Riesengeist, der, ein zweiter Xerxes, Berge durchbohrte und Meere trocknete, an der Punta S. Antonio angelegt sind. Herrlich ist die Aussicht auf die Lidi, die nahen Inseln, zurück auf die Riva di Schiavoni bis zur Piazetta und von Ferne sieht man die silbernen Häupter der Cavalloni (große Wogen) an den Lidi sich schäumend brechen. Der Garten ist von Alleen exotischer Bäume beschattet, mit künstlichen Hügeln und Wasenplätzen im englischen Geschmacke versehen; das eine Kaffeehaus auf einer solchen Anhöhe gewährt ein zaubervolles Rundgemälde, schade nur, daß alle diese Anlagen dem Venetianer selbst so gleichgültig sind. Das Tagstheater, das gleichfalls in den Gärten ist, hat wenig Interesse, da es fade Spektakelstücke gibt, und es verkündet mit riesenhaften illuminirten Zetteln das „grandissimo spettaculo," auf denen der Schaulustige schon im Voraus die Kriegerschaaren, Feuersbrünste und Belagerungen sieht, die er Nachmittags für einen halben Lire auf der Bühne erblickt.

Wir gehen in eine „Trattoria," da schon lange Mittag vorbei ist, und die nationelle kräftige „Menestra di riza" wird aufgetragen. Der Reiß wird in voller Fleischbrühe, nicht wie in Deutschland zu Kleister gekocht, sondern kommt noch ziemlich konsistent auf die Tafel; Parmesankäse wird als Gewürz daraufgerieben; die Maccaroni sind eben so häufig, aber viel eher widerwärtig, seltner sind Fleischsuppen mit Brod (brodo con pane). — Das Gemüse ist durchgängig schlecht, meist nur in Wasser gekocht, und wird nach dem Rindfleisch, mit irgend einer Auflage servirt. Oel und Essig gießt man nach Belieben, um es schmackhaft zu machen, hinzu. Schweinefleisch wird nie als Braten, überhaupt selten gegeben, anderer Braten fehlt nie, die Fische sind in Oel gebacken, oder bloß in Wasser gesotten; man wendet dann wieder Oel und Essig nach Belieben an. Letzterer ist roth, trübe und ohne alle weitere Zubereitung, nichts weiter als — saurer rother Wein. Kaum ist das Essen beendet, so kommen Fischer, die zum Desert ihre „Ostriche" (Austern), „Capre" und „Muscioli" anbieten, die alle lebendig verzehrt werden. Der Fischer öffnet gewandt die Schalen und das zuckende Thier wird mit dem Seewasser in der Schale oder Limoniensaft hinabgeschluckt. Virtuosen verzehren mit leichter Mühe ein hundert Austern, denen man mit süßem Dalmatiner nachhilft.

Hat man einen Theil der 134 Kanäle Venedigs durchschifft, und von den 450 Brücken, die die 136 Parzellen der Inselstadt verbinden, die kühne Rialtobrücke (von Riva alta) mit ihrem lebhaften Treiben besehen, so sehnt man sich wieder aus den dumpfen Kanälen in die freiern Lagunen. Die Lidi sind der Punkt, wo zunächst das offne Meer brandet, und in einer Viertelstunde erreicht man den nahen Lido di Malomocco. Die Lidi sind lange Dünen, die die Lagunen von dem Meere trennen, und ihr Entstehen theilweise dem von den Flüssen hergeschwemmten und hier abgelagerten Erdreich, theils dem von dem Meere dagegen angespülten Treibsande verdanken. Furchtbare Siroccastürme haben sie wiederholt in frühern Jahrhunderten zerstört, und die Meereswogen stürzten sich durch die gebrochenen Hügel mehr als einmal in die Lagunen, der Inselstadt den Untergang drohend. Das furcht-

bare Element spottete der Pfahlwerke, mit denen man die Dünen zu befestigen suchte, und erschöpfte durch den vergeblichen Aufwand die Staatseinkünfte, bis gegen 1750 der riesenhafte steinerne Damm von 52' Breite an der Basis, 9' über die gewöhnliche Fluth erhaben und auf einem 72' breiten eichenen Pfahlwerke ruhend, erbaut wurde. Gegen die Lagunen steigt er senkrecht, gegen die See in drei Terrassen hinab, und ungeheure Marmorblöcke, die vor der letzten Terrasse unregelmäßig aus der See hervorragen, brechen die erste Gewalt der Wogen. Die Marmorblöcke, aus welchen der Damm besteht, kamen alle zu Schiffe aus Istrien, die Fugen sind verkittet, und trotz der ungeheuern Stärke hat dieser Damm dennoch einige Beschädigungen erlitten. Auf den übrigen Lidi sind Häuser, Gärtchen, Kirchen. Oft schlagen bei den Siroccalstürmen die Wogen vom Meere über die Lidi in die Lagunen, und der Donner der See droht den nahen Untergang, und dennoch lebt ein heiteres Fischervölkchen auf ihnen. Am Ende der Dünen gegen das Festland zu, ist das hübsche Städtchen Chioggia, dessen Einwohner fast größtentheils Fischer sind. Mit ihren leichten Tartanen fahren sie bis Ragusa auf den Fischfang, und sind die wenigste Zeit zu Hause; die Gefahren ihres Handwerks geben ihnen ein gefälliges herzhaftes Aussehen. Abends sammeln sich ihre Gruppen zu fröhlichem Gesang, und mancher, der in derselben Nacht in die See sticht, kehrt nimmer zurück.

Beim Zurückfahren begegneten wir Süßwasserschiffen vom Festlande. Sie gingen so tief, daß ihr Rand höchstens 6 Zoll über dem Wasserspiegel blieb. Ihr ganzer Raum war nicht etwa mit Wasserfässern, sondern mit Wasser selbst gefüllt, die Salzfluth und das Trinkwasser trennten nur einfache Bretter, und die Ruderknechte schoben mit auf dem Grunde gestützten langen Rudern den schmalen Bord, ringsum von Wasser umgeben, unter den Füßen vorwärts. Das Wasser kommt sehr matt an, das Cisternenwasser reicht aber durchaus nicht hin. Die venetianischen Cisternen können natürlich nicht tiefer als das Niveau der Lagunen gebaut seyn, um nicht mit Salzwasser angefüllt zu werden, und sind folgendermaßen konstruirt. In den Höfen wird eine große, nicht sehr tiefe viereckige Grube gegraben, Grund und Wände ausgemauert und wohlverkittet. In diese Grube werden zwei andere breite Röhren von Quadern, die ohne Kitt zusammengefügt sind, gebaut. Die übrige Grube, deren Mauer an 3 Fuß über die Erde ragt, wird mit rothem Sand gefüllt und oben gepflastert. In die eine Röhre wird das Dachwasser geleitet, das aus den losen Quadern derselben in den Sand sickert, hier die Unreinigkeiten absetzt, und gleichmäßig in die andere Röhre dringt, und aus dieser ziemlich rein und filtrirt geschöpft wird.

Während der Sirocco Regen und Wogen gegen Venedig trieb und uns die Abfahrt unmöglich machte, besuchten wir die hübschen Spitäler für physische und psychische Kranke, das musterhafte Waisenhaus, und zur Abwechslung die vielen Antiquare, die Fabriken zu Murano, das reiche Arsenal und die verschiedenen Sammlungen. Vom Glockenthurme genossen wir den Anblick eines Panorama's über die Stadt, die Lidi, die Inselchen, bis zu den Alpen, und fast zu schnell kam uns die Nachricht, als Abends der Kapitän uns ersuchte noch heute an Bord zu kommen, da der Wind günstig geworden sey. Unsre Pässe, Gepäcke waren schon seit einigen Tagen geordnet, das Schiff lag schon an dem Porto di tre Porti, außen tobte noch die aufgeregte See, in den Lagunen schaukelten wie Irrlichter die Laternen der Gondeln, wir stiegen ins Boot, und fuhren an Bord des schwankenden Schiffes.

Die große Volksbewegung in England.

(Fortsetzung.)

In der Versammlung von Marylebone und Pancras hielt Hr. Hume eine lange Rede, worin er ermahnte, fest zu beharren, und der boroughmäcklerischen Oligarchie zu zeigen, daß sie entschlossen seyen zu erlangen, was ihnen von Rechts wegen zustehe; nämlich das lang ersehnte und zweifach versprochene Geschenk, das zweimal von Seiner Majestät zugesagt worden sey. „An diesem Morgen, setzte er hinzu, nachdem seine Worte durch stürmischen Beifall unterbrochen worden waren, seyen Truppen in London eingezogen (großes Geschrei des Unwillens); er wünsche daher, das Volk möchte begreifen, daß seine stärkste Waffe der Friede sey. Fragen wolle er aber, ob sie entschlossen seyen, wie Männer ruhig, aber unerschütterlich auszuhalten, bis ihnen gewährt, was sie zu verlangen das Recht haben? (Lautes Geschrei von Ja, Ja.) Er bitte die Versammlung zu erwägen, wer ihre Gegner seyen. Es seyen 150 Pairs und weiß nicht wie viele Weiber. (Beifall und Geschrei: die Königin.) Eine große Majorität des Unterhauses sey entschlossen, sich der ihr zustehenden Macht zu bedienen und dem Souverain Rath zu ertheilen, und nicht allein diese Macht stehe ihnen zu, sondern auch die den Souverain unter Aufsicht zu halten. (Lauter Beifall.) Deßhalb hoffe er, daß sie, so lange sich das Haus des Vertrauens des Volks nicht unwürdig mache, ihre Zuversicht auf dieses Haus setzen und es in allen Maaßregeln unterstützen werden. (Beifall.) Wenn das Haus der Gemeinen sich von einem Premierminister, der bloß auf physische Gewalt rechnet, würde leiten lassen, ohne daß er die Bill, die ganze Bill und mehr als die Bill vorlege, so sey es für alle Ewigkeiten verdammt. (Stürmischer Beifall.) Wenn sich Seine Majestät ihren Feinden hingeben, und die Macht, die er in Händen habe, aufbieten wolle, um eine vereinigte Nation zu überwältigen und zu unterjochen, so wolle er ihm hier wie allerwärts sagen, daß Widerstand bei jedem Manne verdienstlich sey, der nicht als Sklave leben und sterben wolle. (Langer Beifall.) Hierauf bestieg der Obrist Jones die Rednerbühne und begann mit der Frage an die Versammlung: „Würde wohl dieser Mann, der Herzog von Wellington, wenn ihm eine seiner Maitressen erlaubte, die Versammlung mit anzusehen, sie noch eine Farce zu nennen wagen? Man habe gesagt, daß Truppen bereits nach der Stadt aufbrachen; wenn Dem so sey, so handle der Herzog von Wellington bereits als Diktator und ungesetzlich. Wenn der Herzog oder Lord Hill diesen Schritt gethan, so müsse man sie vor dem Oberhause anklagen. Er müsse der Versammlung bemerken, fügte er hinzu, daß wenn eine ganze Brigade der Leibgarde gegen sie anrücken werde, sie nichts zu thun brauchten, als die Arme übereinander zu schlagen, und selbst wenn sie Artillerie gegen sie schicken wollten, so gebe er sein Wort, wenn das Volk nur eine halbe Stunde Stand halten werde, jedes Geschütz, das man gegen sie aufführe, weg zu nehmen. Während des letzten Krieges sey er an der Spitze mehrerer verzweifelter Angriffe gestanden, und er erkläre jetzt, er werde im Falle der Noth auch jetzt wieder seine Landsleute zum Ruhme führen, und zwar in einer Sache, in der er tausendmal lieber sein Leben lassen wolle, als in jeder andern. Der Herzog von Wellington habe gesagt: man solle ihm nur acht Tage und die Truppen geben, so wolle er mit der Reform bald ein Ende gemacht haben. (Geschrei: er kann es nicht! er soll es nur versuchen!); er wolle ihm zehnmal acht Tage und zehnmal so viel Truppen geben, und ihm dann erst noch Trotz bieten, sein Wort zu halten. (Lauter Beifall.) Die Reform werde jetzt als ein Theil des angestammten Rechts der Engländer betrachtet, und es sey der Theil, den sie nimmer lassen wollten. Es sey Allen bekannt, daß die Männer aus Norden bereit seyen, nach London aufzubrechen. Allein er ermahne die Versammlung ruhig zu bleiben, da die Oligarchie nichts so sehr wünsche, als eine Gelegenheit, um das Volk nieder zu metzeln; mit Wollust würde sie in ihrem Blute schwelgen. Er sey ein Mann, so schloß der Redner, der nie sein Schwert ziehe, wenn es nicht gegen ihn gezogen werde; er werde nur seine Feder gebrauchen, und er hoffe durch sie man-

ches Gute für die gute Sache ausrichten zu können; aber dränge ihn die Nothwendigkeit sein Schwert zu ziehen, so werde er die Scheide wegwerfen, und es nicht eher einstecken, bis die gute Sache gesiegt und die Bill durchgesetzt sey. Der **infame** Herzog, der mit seiner berüchtigten Protestation, an der noch kaum die Dinte getrocknet war, in der Hand gesagt hatte, es sey keine Reform nöthig, geht jetzt herum, will Kollegen zusammen betteln, indem er sagt: wir wollen die Reformbill durchsetzen. Ist Dieß ein Mann, auf den man Vertrauen setzen kann? (Geschrei: Nein! Nein! Wir wollen nie und nimmermehr die Reformbill vom Herzoge von Wellington.) Es wäre Thorheit, die Reform, von Wem immer auch, nicht annehmen zu wollen. Laßt sie kühn vor den infamen Herzog hintreten, und **mehr**, als die Reformbill verlangen. (Beifall.) Es bleibt uns noch ein Punkt zu berühren; ich habe noch kein Wort in Bezug auf Seine Majestät gesagt. Es ist nöthig, daß man ihm sage, daß er nicht an eine Deutsche verheirathet sey, um sein Volk zu mißhandeln und zu Sklaven zu machen. (Großer Beifall.) Die Vorfälle, die sie zwangen, diese Versammlung anzustellen, rochen ein wenig nach Deutschland, und stanken nach der kleinen Stadt von Sachsen-Meiningen. (Lauter Beifall.)

Die Versammlung ging in größter Ruhe aus einander, und so heftig auch die Redner gewesen waren, so unterließen sie doch nicht, dem Volke Ordnung und Ruhe dringend zu empfehlen. In einer andern Versammlung sagte Hr. Hume: „Man habe ihm zur Schuld gelegt, daß er zu derb über den König gesprochen habe; allein er müsse noch beisetzen, daß wenn es nach seinem Willen ginge, einige Dutzend Männer und auch einige Weiber nach Hannover eingeschifft werden dürften." Diese Worte wurden mit einem furchtbaren Getümmel des Beifalls aufgenommen. In derselben Versammlung gab ein Hr. Potter folgende Beschreibung von einem Gespräche mit dem Herzoge von Wellington im verflossenen Oktober, als der Redner mit einer Deputation ins Oberhaus kam, um ihm eine Reformpetition vorzulegen. „Wir sagten ihm, das Volk vom nördlichen England sey durch und durch Reformer, und sie beständen Alle für Einen darauf, die Bill durchgesetzt zu sehen. Ich bemerkte ihm, welche schwere Folgen für das Land daraus entstehen würden, wenn die Reformbill nicht durchginge. Auch sagten wir ihm, daß die großen und einflußreichen Kaufleute von Manchester alle ihre Arbeiter entlassen würden, und wir für die Folgen nicht gut stehen wollten. Die Antwort des Herzogs war: „Das englische Volk ist ganz ruhig, wenn man es allein gehen läßt, und will es nicht ruhig seyn, so gibt es Mittel, es ruhig zu machen." — In dem Meeting zu Kensington sagte Kapitän Williams: „Kouriere fliegen bereits dahin, um dem Autokraten Rußlands, der noch im ungerächten Blute Polens badet, dem bigotten Ferdinand, dem schuldbeladenen Miguel die gute Botschaft zu bringen. Nichts kann Wellington's kühnem Schritte Halt gebieten, als Drohung, oder um ein neu eingeführtes Wort zu gebrauchen, Agitation. Mit dieser Waffe schlugen ihn die Irländer zu Boden und nöthigten ihm die Emancipationsbill ab. Laßt uns dieselbe Waffe ergreifen, und er wird abermals kapituliren. Man spricht von einer Auflösung des Parlaments; laßt es dazu kommen, und man soll sehen, was für ein gewaltiger Schlag durch das ganze Königreich geschieht. Man empfiehlt, keine Taxen zu bezahlen. Jedermann ergreife diese Maaßregel, ich selbst erkläre hiermit feierlich, daß ich keinen Heller bezahlen werde. Wenn Wellington und seine Günstlinge an's Ruder gelangen, so bleibt nichts übrig, als die Rose, die drei Kleeblätter und die Distel (die Wappen Englands, Irelands und Schottlands) aufzupflanzen und zu rufen: Zu deinen Gezelten, o Israel!"

In gleichem Geiste wurden überall in ganz England zahlreiche Versammlungen und Reden gehalten, so zu Liverpool, Manchester, York, Bristol, Chester, Kidderminster, Evesham, Worcester, Bathwik, in den verschiedenen Kirchspielen von Bath, Walcot, From (von mehr als 6000 Menschen), Preston, Bolton, Lincoln, Boston, Lynn, Melton Mowbray, Newcastle, wo wenigstens 25,000 Menschen beisammen waren u. s. w.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

„Die Pest hat ihren Bündel geschnürt, bemerkt der Figaro, und sich auf den Weg nach den Provinzen gemacht. Die Luft ist rein, die Sonne mild, Paris ergeht sich in aller Lust auf seinen Boulevard's. Wer am ersten Tage nach der Ankunft der Cholera aus Paris entfloh, verließ es als eine Kothstadt, als eine Stadt so schwarz, so schmutzig, so übelriechend, daß Poitiers, die pontinischen Sümpfe und der Senegambia dagegen gesunde Orte und Lustgärten sind. Wer am letzten Tage der Cholera nach Paris kommt, wird es so blank, so reinlich, so frisch finden, daß Narcy, Montmartre, die Insel Bourbon und das Boudoir einer Dame dagegen gehalten Höhlen des Fiebers sind. Das cholerische Paris konnte man für eine Mördergrube halten; das uncholerische ist ein Eldorado. Wenn die Cholera bei ihrer Flucht die Aerzte trostlos zurückläßt, so hinterläßt sie auch Verwundete, wie es nach jeder großen Schlacht Prahlhänse gibt, die herrliche abgeschossene Beine haben, Unglückliche, denen ein weggehauener **Arm** vortrefflich an den Schultern hängt. Auch die Pest hat ihre Verwundeten von übermorgen, wie die drei Juliustage. Seit die Cholera verschwindet, ist oder war Jeder cholerakrank. Es ist eine wahre Wuth, und die Wuth, wie man weiß, wird manchmal Mode. Der Eine war nach Saintonge entflohen. Man begegnet ihm, frisch wie einer neu aufgeblühten Rose. „Ei, wo kommen Sie her, mein Freund? Schon drei Wochen ist es, daß ich Sie mit keinem Auge gesehen. — „Wo ich herkomme?" erwiderte er und bemüht sich so elend auszusehen, als möglich. „So wissen Sie also mein Unglück nicht? Ich habe die Cholera gehabt, meine Frau hat sie gehabt, mein Kind hat sie gehabt, mein Portier und drei Miethsleute meines Hauses sind daran gestorben. Mein Arzt gab mich verloren, man setzte mir achtzig Blutegel und nur durch ein Wunder kam ich davon. Ich bin unendlich schwach und gehe ein wenig spazieren. Ich komme aus dem Grabe, wie Sie mich sehen. Mein Arzt wurde vergangenen Donnerstag begraben. Ach, mein Lieber, wie hängt das Leben des Menschen doch nur an einem Faden! Bossuet, Montaigne, Seneca haben gesagt — Ha, was seh' ich? Leben Sie wohl! Ich bin des Todes!" Der todtkranke Mann sieht in diesem Augenblicke seine Frau mit seinem Arzte in einem Einspänner vorüberfahren, und hat auf Einmal Beine bekommen. — Ein Anderer spielt den Cholerakranken, um seine Gläubiger zu rühren; ein Dritter, um seiner Verlobten eine dreiwöchentliche Untreue zu verbergen; einige Frauen kleiden sich als Wittwen, weil sie wohl wissen, daß Schwarz die weiße Haut erhebt und die Taille schmälert. Kurz Jedermann ist an sich selbst, oder in seinen Freunden und Angehörigen durch die Cholera verwundet, aus Spekulation oder Modesucht. Paris ist zu einem Spital von Cholerakranken geworden, die sich so vortrefflich befinden, als sie es nur wünschen mögen. Noch nie sah man so viel gesunde Kranke und so viel bleiche Menschen vom besten Aussehen."

*

Unter der Regierung Schintsung, berichtet das „Kanton Register" bekleidete Wangkwei sechszehn Jahre lang den Posten eines Premierministers des chinesischen Kaisers. Man hielt ihn in China während seines Lebens für den größten Schmeichler seiner Zeit, und die Geschichte bezeichnet ihn nach seinem Tode mit dem Spottnamen „des Ministers der drei Befehle." Wenn Wangkwei bei dem Kaiser Audienz hatte, so pflegte er zu seinen Kollegen zu sagen: „Wir sind im Begriff, die Befehle Seiner Majestät einzuholen." Wenn man in seiner Gegenwart irgend eine Maßregel zum Behufe der öffentlichen Wohlfahrt besprach, waren seine einzigen Worte: „Wir werden darüber die Befehle Seiner Majestät einholen." — und wenn er von der Audienz vom Kaiser zurückkehrte, waren die einzigen Worte, mit denen er Jedermann zum Schweigen brachte: „Wir haben die Befehle Seiner Majestät eingeholt." — An Seitenstücken zu diesem trefflichen Staatsmanne dürfte es auch in Ländern nicht fehlen, wo keine Chinesen wohnen. Ein bekannter französischer Staatsmann pflegte gewöhnlich zu sagen: „Dieß ist meine Privatansicht, Dieß meine offizielle Ansicht, und Dieß meine öffentliche Ansicht."

*

Die erste Woche des verflossenen Monats wird in den Annalen der periodischen Literatur Epoche machen, da vom 1 Mai an in London drei neue Journale erscheinen, die nur um einen **Halfpenny** verkauft werden. Eines dieser Journale „The half penny library" enthält einen halben Druckbogen, und ist mit Holzschnitten geziert. Es ist kaum begreiflich, wie die Herausgabe eines solchen Blattes um einen solchen Preis möglich ist, da, um nur die Kosten zu decken, wenigstens zehntausend Abonnenten nöthig sind.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 161. 9 Junius 1832.

Die Gründung eines neuen Staates in Nordamerika. *)

Erste Skizze.

Die Geschichtschreiber schildern uns gewöhnlich die Bildung der Staaten als ein Werk von Jahrhunderten; in Nordamerika ist sie das Werk von zehn oder zwölf Jahren; stets sind dort zwei oder drei Staaten in der Wiege, und Nichts ist leichter, als die menschliche Natur im Laufe dieser Arbeit zu beobachten. Allen Flächenraum außer den Gränzen der Vereinigten Staaten haben Indianer inne, und selbst innerhalb dieser Gränzen findet man große Landstrecken, die ihre Ureinwohner, in Güte oder durch Gewalt gedrungen, verlassen haben. Ein weißer Mann begibt sich mitten unter einen noch völlig wilden Volksstamm, der in stolzer Unabhängigkeit, gesetzlos und unwissend dahin lebt; man nennt dergleichen kühne Leute: „Indian traders" — indianische Handelsleute. Unerschrockene Jäger, und eben nicht sehr gewissenhafte Handelsleute treiben sie das gefahrvolle Geschäft, in unbekannte Wildnisse einzudringen, und an die Indianer Pulver, Waffen, grobe Zeuge und vorzüglich Whiskey, gegen Pelzwerke und Häute umzutauschen. Gewöhnlich lebt ein solcher fahrender Handelsmann mit einer indianischen Frau, die ihm als Dolmetscher dient. Bald gewöhnen sich die Indianer an die kleinen Bequemlichkeiten des Lebens, und können sie nicht mehr entbehren. Wenn sie früher auf die Jagd gingen, bloß um sich zu nähren; so thun sie es jetzt, um Tauschhandel zu treiben.

Wenn nun der indianische Handelsmann mit reicher Beute aus einer noch unbesuchten Gegend zurückkehrt, wo er ergiebige Jagd, fruchtbaren Boden und gesundes Wasser getroffen hat, so findet augenblicklich eine Auswanderung von Leuten gleichen Schlages statt, und das, so zu sagen, neu entdeckte Land wird von Jägern überschwemmt, die sich unter die Indianer mischen. Letztere fangen nun an, Pferde und Vieh zu kaufen, und Hütten zu bauen, während ihre Weiber rings um dieselben einigen Mais und Tabak anpflanzen. Selten bleibt Zwist lange aus, und aus Anlaß dieser Streitigkeiten, die meist in offenen Kampf ausarten, geschieht es gewöhnlich, daß die Regierung der Union das erste Mal sich vermittelnd in die Sache mischt. Die Indianer erschlagen alle Weißen, die sie treffen, und dringen bisweilen sogar mitten in die Ansiedlungen ein, wo selbst Weiber und Kinder nicht von ihren Tomahawks verschont werden. Allein nicht minder muthig setzen auch die Jäger den Krieg fort, und werden bald auch durch die Linientruppen oder Milizen eines benachbarten Staates unterstützt. Die Indianer werden geschlagen, ihre Hütten verbrannt, ihr Vieh geschlachtet, und die Feindseligkeiten enden gewöhnlich mit einem Friedensvertrage, der fast überall gleichlautenden Inhaltes ist. Die Indianer verzichten auf den größten und fruchtbarsten Theil ihres Landes, und die Regierung läßt ihnen, unter weiterem Vorbehalt, so viel sie für gut findet. Dann sendet sie einen Agenten, dessen Auftrag darin besteht, den wechselseitigen Verkehr zwischen den Weißen und Indianern zu beaufsichtigen. Eine „Agency," oder Wohnung für den Agenten wird gebaut, ein Schmied, ein Zimmermann und ein Schullehrer eingesetzt. Die auf diese Weise gezähmten Indianer verlegen sich nun zum Theil auf den Feldbau, wobei es ihnen manchmal glücklich geht; größtentheils aber versinken sie in Trägheit und Elend, und mächtige Stämme rother Menschen erlöschen ganz und gar. Doch wenden wir uns zu der weißen Bevölkerung.

Die ersten Ansiedler oder „Settlers" bilden jene, die man „Squatters" (Hocker) nennt. Es sind arme, wenig betriebsame Bürger, die nicht die Mittel besitzen, Ländereien zu kaufen, und deßhalb auf dem Grund und Boden Anderer leben, und ihn so lange bearbeiten, bis der Eigenthümer sie weiter ziehen heißt. Es gibt unter ihnen Einige, die aus Geschmack diese Lebensart gewählt

*) Aus der Schrift: Esquisse moral et politique des Etats-Unis, par Achille Murat. Paris 1832. Achill Murat, vormaliger Prinz des Königreichs beider Sizilien, ging nach dem Sturze seines Vaters nach Nordamerika, wo er sich als Pflanzer ansiedelte, später den Advokatenstand ergriff und Offizier der Nationalmiliz wurde. Voll der schönsten Träume eilte er auf die Nachricht der Julius-revolution nach Frankreich zurück, wo er, nach der Bemerkung des witzigen Colnet in der Gazette de France, den Krieg für unvermeidlich hielt, und die beste Gelegenheit zu finden glaubte, noch einige rückständige Rechnungen mit den Königen der heiligen Allianz auszugleichen. Denn Wer hätte glauben mögen, daß man dem Sohne eines der tapfersten französischen Feldherrn die Reihen des französischen Heeres verschließen würde? Wie groß aber war Murat's Erstaunen, als er vernahm, daß ungeachtet der Julius-revolution und der besten Republik ihm noch immer der Eintritt in Frankreich untersagt bleibe! In seinen Hoffnungen grausam getäuscht, ging er nach Belgien, wo der König — „nicht einer von Denen, wie Murat sich ausdrückt, die sich vor ihrem eigenen Schatten fürchten" — dem Verbannten die Hand reicht, und ihm eines seiner schönsten Regimenter zu kommandiren gibt. Allein da der Krieg zu lange auf sich warten läßt, verliert der Prinz die Geduld, legt seine Obristenstelle nieder, und macht sich wieder nach seinen Urwäldern auf den Weg. A. d. R.

haben, und sie aus Gewohnheit fortsetzen. Die meisten von ihnen haben Weiber, Kinder, einige Neger und zuweilen zahlreiche Heerden. Selten machen sie zwei Aernten auf demselben Boden, und verlassen die Gegend, sobald sie etwas bevölkert wird. Unter ihren Händen gewinnt das Land bald eine neue Gestalt. Alle sieben bis acht Meilen erheben sich Hütten (Cabines) aus Baumblöcken; Eisen ist bei ihnen zu kostbar, als daß sie sich dessen dazu bedienen sollten; nur Holz wird daher von ihnen, selbst zu Thürangeln und Schlössern, verwendet. Eine solche Hütte ist leicht in zwei bis drei Tagen erbaut, und man sieht sie wie Pilze aus dem Boden wachsen. Oft begegnet man mitten in einem Forste einem Wagen, der mit Hausgeräthe und Kindern beladen ist, während einer oder zwei Männer eine Heerde von etlichen dreißig Stücken Kühe und Schweine vor sich her treiben. Auf die Fragen: woher kommt ihr? und wohin geht ihr? die stets treuherzig erwidert werden, ersucht das Oberhaupt der Familie gewöhnlich um Auskunft über des Landes Art und Gelegenheit, und bittet Einen, ihn nach dem „Creek" oder der nächsten Quelle zu weisen. Kommt man eine Woche später dahin, so erstaunt man, dort eine gute Hütte, das Vieh eingehägt und Geflügel im Hofe zu finden; die Frau ist beschäftigt Baumwolle zu spinnen, der Mann Bäume abzutödten, indem er einen kreisrunden Einschnitt in dieselben macht; kurz man findet sie in voller Arbeit, sich einen festen Wohnsitz zu gründen, ohne darnach zu fragen, Wem Grund und Boden angehört. Manchmal sieht man sie auch um der geringfügigsten Ursache willen ihre kaum begonnene Ansiedlung wieder verlassen und Gott weiß, wohin ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mörder des Herzogs von Berry.

(Fortsetzung.)

Eines Tages war im Gefängnißhofe mehr als gewöhnliche Bewegung. Seine ganze Gefangenschaft hindurch hatte Louvel nicht einen so außerordentlichen Lärm vernommen, es war nicht das Geschrei, das zuweilen die Gefangenen erhoben, nicht der gewöhnliche Tumult. Es lag in dem Geräusche, das sich hören ließ, etwas Düsteres und Unheil Verkündendes. Ungeachtet der verworrenen Stimmen, die auf hundert Zungen zugleich laut wurden, vernahm Louvel doch, daß es sich um eine Hinrichtung handle: es war ein junger Bedienter, der seinen Herrn ermordet hatte, und von Bicêtre in die Conciergerie gebracht worden war. Als er das Gefängniß verließ, um den verhängnißvollen Karren zu besteigen, bezeigten ihm die Gefangenen nach ihrer Art ihr Mitleid. „In einer halben Stunde ist Alles vorbei," sagten sie. — „O warum bin ich es nicht!" seufzte Louvel. „So wäre ich doch endlich einmal erlöst. Es ist schon so lange, daß ich verhaftet bin, und so unnöthiger Weise. Je länger man zögern wird, desto weniger Wirkung wird mein Tod hervorbringen. Wenn man sich doch nur eilte! Die Regierung würde Geld ersparen und Sie, meine Herren, die mich nach der Reihe bewachen müssen, eine Mühe weniger haben. Auch alle die unschuldigen Menschen, die man verhaftet hat, werden erst nach meinem Tode wieder ihre Freiheit erlangen, und sie werden nicht weniger als ich glauben, daß man sie sehr lange warten läßt. Indeß glaube ich, daß man mich in wenigen Tagen nach dem Luxembourg bringen lassen wird; denn meine Verhöre sind bald beendigt, und meine Richter werden endlich die Hoffnung aufgeben, mehr von mir herauszubringen." Indem er diese Worte sprach, stützte er seinen Kopf zwischen beide Hände, hielt seine Augen auf den Boden geheftet und blieb lange regungslos und schweigend, wobei ihm von Zeit zu Zeit Schluchzen anstieß und sogar Thränen aus seinen Augen flossen; indeß schien sein Gemüth sich allmählich wieder zu beruhigen, und seine Züge erlangten ihre gewöhnliche Gelassenheit wieder; er sprach die Hymne der Theophilanthropen: „Vater des Weltalls, höchste Intelligenz u. s. w." und nachdem er einige Augenblicke in seinem Gefängnisse auf und abgegangen war, sang er die Marseillaise; als auf einmal eine andere Stimme in einem anstoßenden Gefängnisse ihm zu antworten schien. Louvel hielt inne, um zu horchen und vernahm deutlich eine Stimme, die etwas deklamirte. „Es ist ein Advokat," sagte er, „der einem Verhafteten die Vertheidigung, die er für ihn entworfen hat, vorliest, oder ein Gefangener, der sich *selbst auf* seine Vertheidigung vorbereitet. Doch wer wird sich wohl mit meiner Vertheidigung bemühen wollen? Und dennoch kann Jemand dabei sein Talent zeigen. Eine gewöhnliche Sache kann für einen Mann, welcher zu glänzen sucht, wenig Reiz haben; wiewohl die meinige Einem zu viel zu schaffen machen dürfte; denn es gibt keinen Advokaten, der beweisen könnte, daß ich nicht ein Verbrechen begangen habe, dessen Eingeständniß ich mir zum Ruhm rechne."

Es gibt wohl keinen Menschen, der nicht durch ein dreimonatliches Gefängniß, wenn seine Körperkraft auch noch so rüstig wäre, eine fühlbare Veränderung erlitte. Louvel konnte aller moralischen Energie ungeachtet, eben so wenig als ein anderer, dem zerstörenden Einflusse der Kerkerluft widerstehen. Seine Farbe war bleich, sein Auge geröthet und schwach geworden, und konnte die Tageshelle nicht mehr ertragen; seine Glieder waren abgemagert und zehrten von Tag zu Tag mehr und mehr ab. Louvel selbst fühlte die allmähliche Abnahme seiner Kräfte. Ein Arzt wurde gerufen und verordnete, um einer bevorstehenden Krankheit zu begegnen, kräftigere und ausgesuchtere Nahrung. Auch seine Untersuchungsrichter ließen dem Gefangenen einige Erleichterungen zukommen, wofür er sich sehr erkenntlich zeigte. Die unverhoffte Güte hatte ihn sehr gerührt, und er schien erstaunt, so viel Wohlwollen zu erfahren. Einer so freundlichen Behandlung hatte er sich nicht versehen, und obgleich er leicht bemerken konnte, daß diese Schonung und Aufmerksamkeit nicht sowohl ihm, als einem Leben galt, das der Gerechtigkeit verfallen war, so war er doch dafür nicht weniger dankbar. Mehrmals sprach er gegen seine Wächter seine Erkenntlichkeit aus, nur in einer Nacht, wo ihm endlich ein Schlummer zu Theil wurde, nach welchem er lange schon vergeblich sich gesehnt hatte, und aus dem ihn sein Wächter, der mit großem Geräusch hustete, aufschreckte, fuhr er mit Heftigkeit im Bette auf und beklagte sich in bittern Ausdrücken über diesen Mangel an Zartgefühl, wodurch man einen Unglücklichen des einzigen Augenblicks der Ruhe, den er genießen könne, beraube. Hiebei stieß er so derbe Worte aus, daß der Wächter, der nie dergleichen von ihm gehört hatte, darüber in Erstaunen gerieth; später legte er sich wieder und unterbrach

die Stille der Nacht nur durch einzelne Ausrufe der Unbehaglichkeit und Schlaflosigkeit.

Einige Tage später ließ ihn Herr Seguier, der ihn verhörte und bat, auf dem Plane von Rochelle das Haus des Zeugschmieds anzugeben, der den Dolch verfertigt hatte, neben sich setzen und sagte zu ihm mit leiser Stimme: „Sie haben sich vor einigen Tagen sehr erzürnt?“ — „Ja, mein Herr, man störte mich aus dem Schlafe auf; allein ich hatte Unrecht, darüber ungehalten zu seyn. Es thut mir leid, wenn ich Etwas gesagt haben sollte, was nicht in meiner Gewohnheit ist.“ — „Man hat Gefälligkeiten gegen Sie, erwiderte Herr Seguier, und Sie müssen durch Ihr gutes Betragen dafür erkenntlich seyn.“ — Als er wieder in sein Gefängniß zurückkam, erzählte er, was Herr Seguier ihm gesagt hatte, indem er hinzusetzte: „Herr Seguier hat ganz Recht, und ich hatte Unrecht, mich so vom Ungestüm hinreißen zu lassen, was mir schaden könnte. Man erweist mir hier wirklich viele Güte, und ich muß dafür erkenntlich seyn. Morgen wird man mir statt des Brodes, das mir übel bekam, zum Frühstück eine Suppe geben, was ich nie verlangt haben würde, aus Furcht unbescheiden zu seyn, und ich muß gestehen, daß mir meine Mahlzeit großes Vergnügen macht. Ich nehme sie täglich mit einer wahren Lust, und wünsche meine Kräfte bis zum letzten Augenblicke zu erhalten, denn obgleich ich wohl weiß, welches Schicksal mir bevorsteht, so will ich doch nicht zum Voraus tausendmal für einmal sterben. Indeß hoffe ich, daß dieser Augenblick nicht mehr fern seyn wird. Mein nächstes Verhör wird wahrscheinlich mein letztes seyn. Diese Herren müssen der Sache so überdrüssig werden als ich selbst. Gestern sprachen sie mir lange von Gott und seiner unendlichen Barmherzigkeit vor, und von dem wahrhaft christlichen Tode des Herzogs von Berry; sie sagten mir, daß er mir vor seinem Verscheiden noch verziehen und mehrmals dringend um Gnade für mich gebeten habe. Die Worte der Herren Bastard und Seguier haben mich gerührt; aber wenn sie glauben, mich dadurch meine That bereuen zu machen, so irren sie sehr. Wenn man ein Verbrechen begeht wie ich, so bereut man es nie und nimmermehr. Diese Herren fragten mich auch, ob ich einen Vertheidiger habe, und da ich ihnen mit Nein antwortete, kündigten sie mir an, daß die Kommission mir von Amts wegen die Herren Archambault und Bonnet, zwei der ausgezeichnetsten Advokaten, zu Vertheidigern bestimmt habe. Ich dankte diesen Herren für ihre Güte, aber ich sagte ihnen: Alle Advokaten von Paris werden hierin nichts thun können. Es ist eine Formalität, die man gegen mich wie gegen alle Angeklagten beobachtet. Deßhalb ist mein Loos jedoch nicht weniger gewiß. Bevor sie mich entließen, näherte sich mir Herr Bastard d'Estang und sagte: Als Sie der Polizeipräfekt zum erstenmale vernahm, antworteten sie, es sey keine so leichte Aufgabe (Commission) einen Prinzen zu tödten. So hatte Ihnen also wohl Jemand den Auftrag gegeben, den Herzog von Berry zu tödten, ich will sagen, Sie dazu ausgesucht, oder Ihnen gerathen, diesen Mord zu begehen? — Nein, mein Herr, antwortete ich, ich habe von Niemand einen Auftrag erhalten; ich behielt mein Geheimniß streng für mich, keiner lebendigen Seele sagte ich davon ein Wort, und man würde großes Unrecht thun, wenn man irgend Jemand darüber beunruhigen würde. — Allein weßhalb haben Sie das Wort Auftrag gebraucht? fragte Herr Bastard weiter. — Weil ich nicht das mindeste Gewicht auf dieses Wort legte, und indem ich es aussprach, nicht daran dachte, welche Bedeutung man ihm noch unterlegen könne.“

Am andern Morgen sagte er zu dem Friedensrichter, der bei ihm in Funktion war: „Heute wurde ich in die Kanzlei des Luxembourg hinausgeführt, wo man mir meine Anklageakte vorlas, die mir sehr genau und gut abgefaßt schien. Indeß täuschte man sich doch über einige Punkte in Betreff meiner Reise nach Lyon. Jetzt begreife ich, warum die Untersuchung so lange währte. Man mußte mehr als zwölfhundert Personen verhören; Das war keine kleine Arbeit; allein es war viele verlorne Zeit, und viele Leute wurden unnöthiger Weise beunruhigt. Ich hoffe, daß man jetzt meine Verurtheilung nicht länger hinausschieben wird, und übermorgen werde ich in der Kanzlei alle Prozeßakten erhalten, die man aus der Pairskammer dahin bringen wird“. Am nächsten Tage erschien wirklich der Greffier und las ihm die von Herrn Bellart abgefaßte Anklageakte vor. Louvel hörte sie ohne eine Bewegung zu verrathen, und so lange die Vorlesung dauerte, mit dem aufmerksamsten Schweigen an; als er nachher aus den Händen des Greffiers die Abschrift erhielt, rief er aus: „Ei, welche schöne Schrift! Wie schön ist es geschrieben! Sehen Sie doch, Herr Brigadier, noch nie ist mir eine so herrliche Schrift vorgekommen.“ Und zu gleicher Zeit hielt er dem Gendarmen das Papier hin. Der Greffier, der in seinem Dienste grau geworden schien, und dem wohl so mancher Angeklagte durch die Hand gegangen war, betrachtete diesen mit einem Blick der Ueberraschung und des Zweifels, wie ein Mensch, der nicht weiß, was er sagen oder denken soll. Wahrscheinlich war Dieß die erste Anklageakte, die auf solche Weise in Empfang genommen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

(Schluß.)

Am 15 Oktober hatte Kapitän Finch eine feierliche Audienz bei dem Könige Tamehameha III, an den er folgende Rede hielt:

„König Tamehameha! Der Präsident der Vereinigten Staaten hat mir für dich und diejenigen deiner Räthe, die dein Vertrauen besitzen, eine schriftliche Mittheilung anvertraut und sie mit mehreren Geschenken für jeden begleitet, um die gute Meinung, die er von dir hegt, und den Wunsch zu bezeugen, daß zwischen deinen Unterthanen und meinen Landsleuten Freundschaft und friedlicher Verkehr stattfinden möge. Damit die Aechtheit des Schreibens keinem Zweifel unterliege, was bei einer gelegentlichen Zusendung leicht der Fall hätte seyn können, und um es für dich ehrenvoller zu machen, hat er zu diesem und andern Zwecken ein Kriegsschiff abgeschickt und mir, als dem Befehlshaber desselben, das Schreiben anvertraut, um es in deine Hände zu legen, die gute Meinung, die es enthält, zu wiederholen, und durch meine Gegenwart die Aufrichtigkeit meiner Beweggründe zu bezeugen. Die freundliche, gütige Aufnahme, die ein anderes unserer Schiffe, der Peacock, bei dir gefunden hat, wurde durch den Befehlshaber desselben auf das günstigste geschildert, und ohne Zweifel veranlaßte Dieß hauptsächlich den Besuch, den ich dir jetzt mache. Einer deiner Freunde, der hier neben mir stehende Hr. Stewart, hat uns von den Fortschritten deines Volks eine so interessante Schilderung gemacht, daß meine Landsleute die innigste Theilnahme für dich empfinden; es wird mein eifrigstes Bestreben seyn, bei meiner Rückreise diese günstige Meinung von dir noch zu verstärken, und die günstigen Berichte über den guten Charakter unserer neuen Freunde, der deiner Hoheit unterworfenen Insulaner, zu bestätigen. Mit deiner Erlaubniß will ich mich nun der mir auferlegten angenehmen Pflicht entle-

digen, indem ich dir das erwähnte Schreiben überreiche und es in deine Hände lege; es wird dir Erläuterung geben, wie der Präsident es mit deiner Nation zu halten wünscht, und du wirst es, wie ich hoffe reiflich, bedächtig und vollständig erwägen. Noch bitte ich um Erlaubniß, unter deine treuen Freunde die ihnen bestimmten Geschenke vertheilen zu dürfen; ich hoffe, sie werden dazu dienen, unsere Bekanntschaft zu erweitern; zu geselligen, anständigen Unterhaltungen den Weg bahnen und eine dauernde Erinnerung bleiben an die Versicherungen der uneigennützigen Freundschaft des Präsidenten und der Regierung der Vereinigten Staaten."

Nachdem Hr. Bingham eine Uebersetzung dieser Rede in Hawaijanischer Sprache gelesen hatte, schritt Kapitän Finch zur Vorlesung des Schreibens der Regierung:

An Tamehameha III, König der Sandwichsinseln.

Marinedepartement der Ver. Staaten von Amerika.

Washington, 29 Januar 1829.

„Unter Genehmigung und auf Befehl des Präsidenten der Vereinigten Staaten richte ich dieses Schreiben an dich, und sende es durch den Kapitän William Compton Bolton Finch, Offizier unserer Marine und Befehlshaber des Kriegsschiffes Vincennes. Kapitän Finch überbringt auch vom Präsidenten einige kleine Beweise seiner Achtung für dich und die Häuptlinge deiner Umgebung, und ist beauftragt, dir in seinem Namen die herzlichsten Wünsche für dein Glück und fernere Fortschritte in den Künsten des civilisirten Lebens, so wie auch das innige Verlangen auszudrücken, daß zwischen deinen Unterthanen und den Bürgern der Ver. Staaten Eintracht und friedlicher Verkehr erhalten werden möge. Mit der innigsten Theilnahme und Bewunderung hat der Präsident die reißenden Fortschritte vernommen, die dein Volk in Wissenschaften und der wahren Religion — der Religion der christlichen Bibel — gemacht hat. Diese sind die segenreichsten und die einzigen Mittel, durch welche die Wohlfahrt und das Glück der Nationen befördert werden können. Der Präsident und Alle, die es gut mit dir und deinem Volke meinen, wünschen herzlich, daß du fortfahren mögest, sie zu befördern, und hoffen, daß du Jene, durch welche diese Religion in dein Land gebracht wurde, auch ferner schützen und unterstützen werdest. Der Präsident hegt auch die feste Hoffnung, daß Friede, Eintracht und gegenseitige Gerechtigkeit zwischen deinem Volke und jenen Bürgern der Vereinigten Staaten herrschen werden, die deine Inseln besuchen, und daß deine Regierung Verordnungen in diesem Sinne erlassen wird. Diejenigen unserer Bürger, welche deine Gesetze übertreten, oder sich deinen Verordnungen widersetzen, verletzen dadurch zugleich ihre Pflichten gegen ihr eigenes Land, und dessen Regierung, und verdienen Tadel und Strafe. Wir haben mit Verdruß gehört, daß Dieß zuweilen geschehen ist, und deßhalb alles angewendet, die Schuldigen aufzufinden. Kapitän Finch ist beauftragt, sich genau nach der Aufführung jener unserer Bürger zu erkundigen, die sich vielleicht auf der Insel befinden mögen und sie, so weit Dieß in seiner Macht steht, zu einem gesetzmäßigen Betragen anzuhalten. Der Präsident hofft indeß, daß die Zahl Derer, die Tadel oder Strafe verdienen, nur gering seyn werde, und vor Allem bittet er, daß deine Regierung ihnen Schutz und jede mögliche Erleichterung zum Betriebe ihrer Geschäfte angedeihen lassen möge. Für Jene, die sich in deinem Gebiete niedergelassen haben, bittet er um deinen Schutz und um Beförderung der Religion und des Unterrichts auf deinen Inseln. Er zweifelt nicht, daß ihre Beweggründe rein und ihre Absichten dem Glücke deines Volkes entsprechend sind, und daß sie sich so betragen werden, daß sie des geneigten Schutzes deiner Regierung würdig sind. Einer von ihnen, Hr. C. S. Stewart, der eine Zeit lang bei dir lebte, hat von seiner Regierung eine kirchliche Anstellung bei unserer Marine erhalten und den Kapitän Finch begleitet, um dich zu besuchen.

Der Präsident grüßt dich achtungsvoll, und wünscht dir Friede, Glück und Heil.

Samuel C. Stothard,

Marinesekretär."

Die erste jener politischen Urkunden erschien bald in einer gedruckten Proklamation (es steht zu erwarten, daß man bald eine Sandwichs-Zeitung haben wird), in der, in Antwort auf ein Memorial des britischen Konsuls und der englischen Residenten, die sich beklagt hatten, daß Vieh von verlaufenen Heerden erschlagen worden sey, auf gewisse Gewaltthaten und Räubereien angespielt wird. Nach Hrn. Stewarts Angabe beruhte die ganze Klage auf der Thatsache, daß ein Eingeborner auf die zerstreute Heerde der Engländer schoß, weil diese sich früher das Nämliche gegen seine Heerde erlaubt hatten. Dieß war freilich zu viel, als daß britischer Stolz es hätte ertragen können, und obgleich die Engländer mit eigenen Händen an dem Eingebornen sich gerächt hatten, so erhoben sie doch noch Klage; der ganze Rechtsfall wird in der Proklamation sehr einfach erwogen, und die Rechtsansprüche der Betheiligten sind sehr gemäßigt. Solche Anomalien in der Rechtsverwaltung müssen, wenn sie ferner statt finden, mit der Zeit noch größere Kollisionen herbeiführen, besonders da die Sandwichsinseln in kommerzieller Hinsicht täglich bedeutender werden. Ihre Wichtigkeit für den Handel der Vereinigten Staaten ist in der folgenden Stelle eines offiziellen Schreibens bezeichnet, das der amerikanische Konsul, Kapitän Jones, am 30 Okt. 1829 an den Kapitän Finch richtete:

„Die Wichtigkeit der Sandwichsinseln für Schiffe, die von den westlichen Küsten von Nord- und Südamerika, nach China oder Manilla segeln, hat sich in den letzten Jahren hinreichend bewährt. Die Zahl solcher Schiffe, die diese Inseln besuchen, nimmt mit jedem Jahre zu, denn sie haben hier alle Gelegenheit zu Ausbesserungen, Einnahme von Lebensmitteln und besonders einen vortheilhaften Markt für Ladungen gefunden, die ehedem seit ihrem Auslaufen von den westlichen Küsten von Amerika unverkauft geblieben waren. Auch erhalten diese Schiffe von den Inseln Ladungen von Sandelholz nach Canton oder Manilla, und Dieß allein ist ein hinreichender Beweggrund hier zu landen. Der Handel der Vereinigten Staaten mit den Sandwichsinseln möchte sich in fünf Hauptrubriken eintheilen lassen, nämlich: 1) Solche Schiffe, die von den Vereinigten Staaten aus direkt nach den Inseln gehen, um Sandelholz einzuhandeln, das sie nach China und Manilla bringen, und von da nach Amerika zurückkehren; 2) Schiffe, die für den Pelzhandel nach der nordwestlichen Küste bestimmt sind, und auf ihrer Rückkehr nach den Vereinigten Staaten über China immer an den Sandwichsinseln landen und hier überwintern; 3) Schiffe, die auf ihrer Fahrt von Chili, Peru, Mexiko oder Kalifornien nach China, Manilla oder Ostindien an diesen Inseln landen, um Ausbesserungen vorzunehmen, Fracht oder Lebensmittel einzunehmen, oder über kleine Ladungen, die ihnen geblieben sind, zu verfügen; 5) Schiffe, die Amerikanern gehören, welche auf den Inseln ansässig sind, und von diesen zum Handel nach der nordwestlichen Küste, Kalifornien, Mexiko, Canton und Manilla verwendet werden; 6) Wallfischfänger an der Küste von Japan, die alle halbe Jahre hierherkommen. Die Zahl der Schiffe der ersten Klasse, die alle Jahre hierher kommen, kann man auf sechs anschlagen, ihren Tonnengehalt auf 1800, und den Werth der Schiffe, sammt Ladung auf 520.000 Dollars; der zweiten Klasse auf fünf, mit 1000 Tonnen, und ihren Werth auf 250.000 Dollars; der dritten auf acht, mit 2500 Tonnen, Werth 600.000 Dollars; der vierten auf sechs, mit 1000 Tonnen, Werth 200.000 Dollars; der fünften auf 100, mit 35.000 Tonnen, Werth 500.000 Dollars; folglich beläuft sich die Zahl der Handelsschiffe der Vereinigten Staaten, welche die Sandwichsinseln jährlich besuchen, auf 125, mit einem Tonnengehalte von 40.000 Tonnen und einem Werthe von 1.770.000 Dollars. Diese Schätzung ist nach der Durchschnittszahl der Schiffe entworfen worden, die diese Inseln in den letzten drei Jahren besuchten, und wird, wie ich glaube, den Werth unsers hiesigen Handels ziemlich genau angeben."

Vermischte Nachrichten.

Das „Journal der Karrikaturen" macht sich über gewisse Pariser Aerzte, die überall nichts als Cholera sehen, in folgendem Karrikaturwitze lustig: „Fällt Jemand vom fünften Stockwerk eines Hauses herab, hat es die Cholera in ihrem höchsten Stadium gethan. Glücklicherweise werden diese Fälle immer seltener, seitdem die Arbeitsleute nichts mehr zu thun haben. Hat einer den Schlucken, ist die Sache schon bedenklicher; der Schlucken ist der älteste Sohn des erlauchten Ungeheuers, des Choleron. Hat man kalte Füße, so läßt Dieß auf den jüngstgebornen schließen, den Cholerinon."

Der Herzog von Wellington, sagt der Figaro, soll auf die Bemerkung, daß das Volk über die lange Verzögerung der Reformbill müde sey, erwidert haben: „Um so besser, wenn es müde ist, wird es sich um so eher niederlegen." Zum Unglück für den armen Herzog hätte es sich auch begeben können, daß es aufgestanden wäre.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 162. 10 Junius 1832.

Ausflüge nach Illyrien und Dalmatien.

2. Seefahrt nach Cattaro.

Mit frühem Morgen wurden die Anker gelichtet. Während des mühsamen Heraufziehens sangen die Matrosen ihr monotones, scharfes „ehi, ehi, tira, tira, bon viaggio, ehi, ehi!" Die aufgezogenen Raaen entfalten die Segel, die die mächtige Tramontana (Nord-West) schwellt. Die Matrosen springen hin und her, um die Raaen nach dem Winde zu heben, gewaltig steigt und fällt der Prognostico *), bald muß er auf diese, bald auf jene Seite gelegt werden, um die gefährlichen Untiefen der Lidi zu meiden, und zugleich Wind zu gewinnen. Hoch werfen die Wogen das Boot des Lootsen. „Guarda la testa!" rief der Kapitän, als ich aus der Kajüte auf das Verdeck wollte, und gerade zur rechten Zeit noch zog ich den Kopf zurück, da der Wind bei einer Wendung des Schiffs die Hauptmast-Raae gewaltig über mich hinschleuderte. Zurückkehrend in die finstere Kammer mußte ich mich schon an den Wänden und Kisten festhalten, so stark war der Wogentanz. Viermal hatte ich schon früher die Seekrankheit überstanden, ich sah voraus, daß sie bei diesem Meere mich gleichfalls nicht verschonen würde, und tröstete einstweilen meinen bereits erkrankten Reisegefährten.

Wirklich wurde ich auch zum fünften Male von diesem Uebel heimgesucht; matt und müde legte ich mich auf den Boden der Kajüte, die Wellen stürzten unaufhörlich über die Prora; eine riesige Sturzwoge spritzte einen großen Theil ihres Inhalts bis in die Kajüte und über mich; die Schiebthüre wurde zugeschlossen, Nacht war im engen Raume, das ganze Gebäude zitterte; mit halbem Winde die aufgeregte See durchschneidend, berührte der eine Bord die See. Kisten und Kästen wurden in der Kajüte lebendig, und drohten mich zu erdrücken, die Gläser klirrten, und vom Verdecke mischte sich mit dem Knarren der Raaen das Geschrei der Matrosen, die mit ihrem „tira, tira, mola, mola, alla banda, al flocco" Wogen und Sturm übertönten. Ich erwachte nach einigen Stunden aus meinem Schlummer, mein Kopf war noch schwer, die Kajütenthüre war aufgeschoben und ein heller Sonnenschein erleuchtete die Unordnung um uns, das Schiff ging ruhiger, ich kletterte auf der schmalen Stiege aufs Verdeck, der Kapitän empfing mich lächelnd mit einem: „come sta Signor?" und ich überschaute den wogenden Ocean. Die massigen Wogen rollten ruhiger, kleine Tartanen, die uns begegneten, und die bald hoch hinauf, bald tief hinabgeschleudert wurden, begrüßten uns mit dem Schiffergruße: „padroni, padroni, amici!" Bald erblickten wir die niedern, felsigen Küsten Istriens im Hintergrunde mit dem dunkeln Monte Maggiore, und aus den Wogen, die sich thurmhoch über die Klippen brachen, und ihren weißen Schaum sich zuschleuderten, erkannten wir, daß wir an den Brioni waren, den Inseln, welche die Steinmassen zu Venedigs Murazzi lieferten; links sahen wir den spitzen Kirchthurm Rovigno's; immer mehr näherten wir uns den kahlen, nur theilweise mit Gestrüppe bewachsenen Ufern, und noch zu guter Stunde warfen wir im Hafen vor Fasana die Anker. Ich und mein Reisegefährte fühlten uns hergestellt, das Feuer am Heerde wurde angefacht, eine warme Reißsuppe ersetzte unsre Kräfte, und zum Salzfleische kreiste die Flasche feurigen Dalmatiners.

Das letzte, lange aber niedere Promontor von Istrien lag hinter uns, der Monte maggiore und Monte Osero bekränzten die Aussicht gegen Norden, und links ragte über die Inseln der abschüssige kahle Velebich, als ununterbrochener Riesendamm parallel auf dem Festlande mit der Küste sich dahinziehend, empor. Noch waren einige Schluchten (7 Mai) mit Schnee gefüllt, während am Fuße die Früchte des Südens zu reifen begannen. Wir schifften jetzt im Quarnero, die Sonne sank in das Meer, Abenddunkel lagerte sich auf diesen Bergen, und die Feuerröthe im Westen beglänzte mit sanftem Gelb den Osten. Die Umrisse der Alpen Dalmatiens gränzten sich finster vom Horizonte ab, den der Abendstern erleuchtete. Das Heer der Sterne überzog den hohen Dom, tiefe Feier ruhte über der dunkeln Fläche, kein Lüftchen schwellte die Segel, lange stand ich in stummer Bewundrung, da knieeten hinter mir Kapitän und Matrosen vor dem Bilde der Madonna, der Himmelskönigin ein Loblied bringend. Der einfache und feierliche Hymnus war geendet, der Kapitän bat nun, uns nicht der feuchten Seeluft während der Nacht auszusetzen. Nur ungern stiegen wir in die dumpfe Kajüte, und schon bei frühem Morgen waren wir wieder auf dem Verdecke.

Der günstigste Wind, doch etwas schwach, blies in die Segel; in Kurzem fuhren wir mitten im adriatischen Archipel. Links fuhren wir an den Inseln Sansego, dem niedern Selve mit seinem hübschen Kirchdorfe und einer Windmühle, rechts an Premuda und den Klippen i Caridoni vorbei, über die erstern Inseln ragte der

*) Name des Schiffes.

hohe Velebich, den man bis Zara nicht mehr aus dem Gesichte verliert. Hinter Selve kam das niedere Uglio um die weißen Ufer des flachen Pagos und Ponteduras hervor; rechts ist der kahle Inselberg Zapuntello (auch Isola Melata genannt), hinter diesem sieht man die Gebirge von Isola grossa. Links tritt jetzt das Festland Dalmatiens hervor, der Velebich verläßt hier die Küste, mit der er eine oder mehrere Stunden bisher ununterbrochen parallel verlief, und zieht sich landeinwärts; eine niedere Steinfläche, mit Oliven und Wein bepflanzt, bildet von nun an das Ufer, und mit dem Fernrohre erkannten wir bereits Zara, Dalmatiens Hauptstadt. Rechts ist die Insel Uglian mit einem ziemlich hohen Gebirgszuge, mit frischen Olivenwäldern, hinter denen weiße Häuschen hervorschimmern; ein verfallenes Schloß steht auf der Kuppe eines Berges, gerade gegenüber liegt Zara. Vor Uglian sind die drei niedern seche le tre sorelle. Die Isola grossa schaut über manche Punkte Uglian's hinweg, dessen Städtchen gleichen Namens recht artig ist. Wir fuhren jetzt im Kanal di Zara, der ungefähr eine Stunde breit ist; unsre Pässe lauteten nicht nach Zara, und für jetzt lag es auch nicht in unserm Zwecke, hier einzulaufen. Der Wind legte sich und bei voller Bonazza (Windstille) warfen wir Zara gegenüber die Anker.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gründung eines neuen Staates in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Unter diesen ersten Ansiedlern, von denen die Einen bestimmt sind, großes Glück zu machen, die Andern stets umherirrende Landfahrer zu bleiben, besteht gar keine Regierungsform; alle Streitigkeiten werden freundschaftlich durch Faustschläge ausgeglichen. Der Boden oder die Wohnungen haben in ihren Augen nur einen untergeordneten Werth, und der Begriff von Eigenthum ist nur auf ihre Heerden beschränkt; jedes Stück derselben ist mit einem Zeichen versehen; und Cow-stealing (Kuhdiebstahl) gilt in ihrer Moral als das größte Verbrechen. Die Squatters vermehren sich auf eine Weise, die einen Malthus und seine Freunde mit Entsetzen erfüllen könnte, und ihre Religion beschränkt sich auf die Feier des Sonntags und auf den Besuch der Predigt eines besessenen Methodisten, wenn sich ein solcher in diese entlegenen und armen Gegenden verirrt. Um die „Cabins" her liegen unregelmäßige Feldstrecken; die Bäume stehen noch auf ihren Wurzeln, sind aber abgestorben; große Stöße geschlagenen Holzes umgeben die Hütte wie mit Mauern. Zahlreiche gutgebahnte Fußpfade, auf denen man sich mittelst der in den Bäumen eingehauenen Zeichen zurechtfindet, führen von einer Cabin zur andern, und einige Fahrwege schlängeln sich für ihre Wagen durch den Forst, unter dem Schatten tausendjähriger Urwaldungen, hin.

Inzwischen richten unternehmende Bürger von benachbarten Staaten ihren Blick auf die gleichen Ansiedlungen. Einige machen sich auf den Weg, um sie näher in Augenschein zu nehmen; die Sache wird auf dem Kongresse zur Sprache gebracht; die Regierung schlägt vor, einen in diesen und jenen Gränzen beschlossenen Flächenraum in ein „Territory" umzuwandeln. Eine Bill setzt die Territorialregierung fest, die 1) aus einem Gouverneur besteht, den der Präsident der Vereinigten Staaten auf eine bestimmte Zahl von Jahren ernennt; 2) aus einem gesetzgebenden Rathe; 3) aus einem Richter für jeden Bezirk; 4) aus einem Abgeordneten, der alle zwei Jahre von dem Volke gewählt wird, um es auf dem Kongresse zu vertreten; wo er jedoch noch keine Stimme hat. So ist der neue Staat auf seiner ersten Stufe beschaffen. Die zweite ersteigt er bald darauf, wenn er zum Landbezirk (Land-district) erhoben wird. Alles herrenlose Land wird als den Vereinigten Staaten angehörig betrachtet. Es handelt sich nun darum, es zu verkaufen.

Zu Washington besteht ein Departement für das Staatsgrundeigenthum oder die öffentlichen Ländereien, das sich mit den verschiedenen Distrikten, unter die das neue Land vertheilt ist, zu benehmen hat. Handelt es sich nun darum, einen neuen Distrikt zu schaffen; so zeichnet man demselben seine äußern Grenzmarken vor, und bestimmt einen Mittelpunkt, wo eine Stadt, wahrscheinlich die künftige Hauptstadt des Staates, angelegt werden soll. Es wird ein Oberfeldmesser (Surveyor general) ernannt, der sich mit Weib und Kind und Gehülfen dahin begibt; und von diesem Punkte aus beginnen nun die Feldmesser mit Hülfe der Boussole die Basis und den Meridian zu ziehen, indem sie in gerader Linie von Norden nach Süden und von Osten nach Westen, durch Wald, Sumpf, Flüsse u. s. w. gehen und alle sechs Meilen einen Pfahl errichten. Von diesen Pfählen werden wieder andere Linien, parallel mit der Basis und dem Meridian, gezogen, wodurch das Land in Vierecke von sechs Meilen zerschnitten wird. Jedes dieser Vierecke erhält den Namen Stadtgebiet (Township), und eine Zahl nach der Stelle, die es einnimmt. Jedes solche „Township" wird sodann durch Linien, die an den Bäumen hingezogen werden, in Vierecke von einer Meile abgetheilt, und diese zweiten Abtheilungen heißen „Sections," enthalten 640 Morgen Landes und sind durch imaginäre Linien in Achttheile, jeder von achtzig Morgen, zerschnitten. Diese Sektionen und Achttheile sind in jedem Township numerirt, und diese Numern auf den Pfählen, die sich an den Winkeln befinden, angezeigt, so daß, wenn man mitten in einem Forste auf eine Linie stößt, und diese bis zum Winkel (Corner) verfolgt, man leicht sich zurecht findet, und weiß, wo man ist. In jedem Township wird die sechzehnte Numer für die Unterhaltung des öffentlichen Unterrichts aufbewahret und kann nicht verkauft werden. Während dieser geodesischen Arbeiten, wobei eine Menge Leute Beschäftigung findet, organisirt sich die Regierung; der Gouverneur, die Richter kommen und in ihrem Gefolge auch die Advokaten. Der gesetzgebende Körper versammelt sich mitten in einem Forst und hält mit großer Würde seine Sitzungen in einem Blockhause. Welche Gesetze lassen sich für eine Gesellschaft entwerfen, wird man fragen, die eigentlich noch gar nicht besteht, und von der nur erst Andeutungen vorhanden sind? Der legislative Körper beschäftigt sich demnächst mit der Bestimmung der Orte, wo die Hauptstadt und andere Städte angelegt werden sollen; mit der Vertheilung des Landes in Grafschaften, mit der Bestellung de Friedensrichter und höheren Gerichtshöfe, mit dem Entwurf bürgerlicher und peinlicher Gesetze; denn obgleich diese Versammlung unter Vormundschaft des Kongresses steht, so ist sie doch bereits souverän; endlich liegt es im Geschäftskreise dieses Waldsenates,

Petitionen über alle Gegenstände, die er angemessen findet, an den Kongreß zu richten.

Eine solche erste Sitzung der Territorialregierung theilt dem Gebiete großes Leben mit; festeren Bestand gewinnt das Ganze aber erst durch den Verkauf der öffentlichen Ländereien. Sobald der Präsident es für angemessen erachtet, läßt er bekannt machen, daß zu bestimmter Zeit und an bezeichnetem Orte so und so viel öffentliches Grundeigenthum verkauft werden wird. Hiezu ernennt er einen „Register“ und einen „Receiver.“ Eine Menge Fremder strömt herbei; die Einen suchen Grundstücke, um sich so bald als möglich ansässig zu machen; die Andern für einen Sohn oder Eidam; Andere wieder sind Spekulanten, die bloß auf Wiederverkauf kaufen. Alle breiten sich über das Land aus, mit der Boussole in der Hand, untersuchen den Boden, zeichnen sich Bemerkungen auf, beobachten ein tiefes Stillschweigen und suchen einander, so gut es geht, auszuweichen. Vielleicht hat Einer oder der Andere von einem Feldmesser das angebliche Geheimniß, wo sich besonders trefflicher und noch unbekannter Boden befinden soll, erkauft. Kleine Handzeichnungen von Planen mit geheimnißvollen Zahlen werden vorsichtig verborgen gehalten, und nur im größten Vertrauen mitgetheilt. Man sucht sich gegenseitig über die Beschaffenheit der Ländereien, ihre Bodengüte und den wahrscheinlichen Preis auszuholen; alle erdenklichen Ränke und die unverschämteste Gaunerei entfalten sich in ihrem vollsten Glanze.

Die in ihrer Entstehung begriffene Hauptstadt hat indeß seit der ersten Sitzung des Gemeinderathes bereits eine deutliche Gestaltung gewonnen. Ein Bauplan derselben ist entworfen, die Straßen sind ausgesteckt und gesäubert, die Baustellen auf Kredit verkauft worden; man hat sogar ein „Kapitol“ dekretirt. Eine große Volksmenge wird zu den Verkäufen, bei den Gerichtshöfen und den Versammlungen des legislativen Körpers erwartet; Wirthshäuser erheben sich bereits, die den größten Theil des Jahres über verlassen stehen, aber bei solchen feierlichen Gelegenheiten nicht Raum genug für ihre Gäste haben. Der Tisch ist für dreißig Personen gedeckt, zwei oder drei große Kammern, die man gern für Kornspeicher gelten lassen möchte, gönnen in zwölf Bettstellen noch einmal so vielen Gästen die Nachtruhe. Wer in keiner dieser Lagerstätten Unterkunft finden kann, begnügt sich in eine Decke gewickelt, mit dem Fußboden. Es gibt weder am Tische noch im Bette vorbehaltene Plätze; Jeder zahlt seinen Dollar und hat das Recht zu essen und zu schlafen, wo es ihm beliebt, vorausgesetzt, daß er nicht einen Andern in schon früher erlangten Rechten kränkt. Es ist angenommene Sitte, daß jedes Bett zwei Individuen beherbergt, und Niemand macht sich der Lächerlichkeit schuldig, darnach umzusehen, wer sein Schlafgeselle ist. Man kümmert sich darum so wenig, als um seinen Nachbar in einem Schauspielhause.

Endlich kommt der große Tag heran; die Menge der Geschäfte und der Neugierigen hat sich vermehrt. Der Spekulant und der Agioteur sind auf den Beinen und in Berathung. Der Pächter, der sich eigenen Grund kaufen will, ist mit sich Eins und ruhig; er hat die nöthige Einsicht genommen, und sich seinen Preis gestellt. Die Stunde der Versteigerung naht. Der arme Squatter eilt nach der Stadt. Das ganze Jahr über hat er gearbeitet, um das Stück Land zu kaufen, auf dem seine Hütte steht. Wie oft wird es ihm durch habsüchtige Spekulanten entrissen, wenn seine Ersparniß um einen oder zwei Dollars nicht zureicht! Die Angst malt sich auf seinem ehrlichen und wilden Gesichte. Ein Agioteur macht sich an ihn, beklagt ihn, und verspricht für drei Dollars nicht zu steigern. Der arme Teufel gibt sie ihm, ohne daran zu denken, daß der Gauner nicht so viel hat, um ihn hinaufzutreiben. Dieß nennt man „Hush money“ (Schwenzelpfennige, Schweiggeld). Der Ausrufer bringt die Achtel nach einander zur Versteigerung; die Preise wechseln, das Aufgebot ist aber stets 1 Dollar und 25 Cents für den Morgen; zu niedrigeren Preisen verkauft die Union nie. Ein altes Indianerdorf, ein Ort, wo sich eine Mühle anlegen läßt, die Rodung eines Squatters, die vortheilhafte Lage an einer künftigen Straße oder an einem Flusse, die Aussicht, daß hier oder dort eine Stadt oder ein Stapelplatz errichtet werden wird; dienen den Preis um das Zehnfache und noch mehr zu erhöhen. Da übrigens alle Verkäufe nach der wirklichen oder nur imaginären Linie geschehen, so trifft es sich nicht selten, daß der Platz, wo die Wohnung eines Squatters steht, in zwei Theile geschnitten wird. Der Verkauf und das damit verbundene Leben und Weben dauert so lange, bis alle in der öffentlichen Bekanntmachung angekündigten Ländereien losgeschlagen sind. Der Spekulant, mit dem Kaufbrief in der Tasche, kehrt nun nach Hause zurück, und erwartet die Einwanderer. Der Pflanzer eilt fort, seine Neger und seine Familie zu holen. Der arme Squatter wandert mit schwerem Herzen heim, daß er seine Hoffnungen nicht zur Erfüllung bringen konnte und nun abermals aufbrechen muß, um eine neue Stätte zu suchen; zuweilen verdingt er sich auch an den Pflanzer, der seine Hütte und seine Rodung gekauft hat. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß es im Vortheile des Pflanzers liegt, den Squatter so lange auf dem Gute sitzen zu lassen, bis er es selbst beziehen will, weil durch das längere Verweilen von jenem der Werth der Besitzung verdoppelt wird.

(Schluß folgt.)

Ein Orkan in Nordamerika.

Mehrere Gegenden von Nordamerika haben zu verschiedenen Zeiten bedeutenden Schaden durch Orkane erlitten, von denen einige fast das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten durchzogen und ihre Spur mit so schrecklichen Verwüstungen bezeichneten, daß man sie nicht leicht vergessen wird. Der Naturforscher Audubon, der auf einer seiner Reisen von einem solchen Sturme überfallen wurde, gibt von dieser furchtbar erhabenen Naturerscheinung folgende Beschreibung:

„Auf meiner Rückreise von Henderson am Ohio hatte ich eben das an den Ufern des schönen Stromes gelegene Dorf Shawaney verlassen; die Witterung war schön und, wie mir schien, nicht wärmer als gewöhnlich zu dieser Jahreszeit. Mein Pferd ging seinen gemächlichen Schritt, und ich hatte mich ganz in Handelsspekulationen vertieft. Ich hatte Highland Creek durchwatet und befand mich eben nicht weit vom Eingange eines kleinen, zwischen Highland Creek und Canoe Creek gelegenen Thales, als ich plötzlich eine große Veränderung am Horizonte gewahrte. Dunkle Schatten hatten sich über die Gegend verbreitet, und ich fürchtete ein Erdbeben; doch schien mein Pferd nicht geneigt anzuhalten und sich auf ein solches Ereigniß vorbereiten zu wollen. Kaum hatte ich den Eingang des Thales erreicht, so stieg ich bei einem Bache ab, um meinen Durst zu löschen; ich kniete nieder, um meinen Mund an die Oberfläche des Wassers zu bringen, als ich auf Einmal ein fernes Murren von ganz eigener Art hörte. Ich trank indeß, und als ich wieder aufstand und nach Südwesten hinblickte, sah ich einen gelblichen eirunden Fleck am Himmel; eine

mir ganz neue Erscheinung, über die ich nicht Zeit hatte nachzudenken, denn im nächsten Augenblicke schon rauschte ein heftiger Wind durch die hohen Bäume, der plötzlich so gewaltig wurde, daß er die schwächeren Aeste und Zweige gegen den Boden schleuderte. Kaum zwei Minuten später war der ganze Wald vor mir in fürchterlicher Bewegung; hier und da wurde ein Baum gegen den andern gepreßt, wodurch ein krachendes Getöse entstand, dem ähnlich, das die heftigen Windstöße hervorbringen, die zuweilen durch das Land fegen. Da ich mich instinktmäßig nach der Seite wendete, von welcher der Wind blies, sah ich zu meinem größten Erstaunen, daß die stärksten Bäume des Waldes eine Zeit lang ihre hohen Gipfel neigten, bald aber, unvermögend dem Sturme länger zu widerstehen, zersplittert wurden. Zuerst fielen die Zweige unter krachendem Getöse, dann die oberen Theile des Stammes, und an vielen Stellen wurden sogar ganze riesenhafte Bäume aus den Wurzeln gerissen. Der Orkan selbst brach so schnell herein, daß er bereits auf der mir gegenüberliegenden Seite wüthete, ehe ich noch Zeit gefunden hatte, an meine Sicherheit zu denken. Nie werde ich des Anblicks vergessen, den ich in jenem Augenblick hatte: die Wipfel der Bäume bewegten sich in dem wirbelähnlichen Laufe des Sturms, der solche Massen von Blättern und Zweigen mit sich fortführte, daß die Luft davon verfinstert wurde, auf das Heftigste hin und her; mehrere der größten Bäume beugten sich unter dem gewaltigen Sturme, andere brachen plötzlich ab, und viele stürzten nach augenblicklichem Widerstande entwurzelt zu Boden. Eine Masse von Aesten, Zweigen, Blättern und Staub wirbelte wie eine Wolke von Federn durch die Luft, und ließ, wenn sie vorübergezogen war, einen weiten, mit zerbrochenen Bäumen und kahlen Stümpfen bedeckten Raum zurück, der die Spur des Orkans bezeichnete. Dieser Raum hatte eine Breite von ungefähr einer Viertelmeile, und kam mir wie das ausgetrocknete Bett des Mississipi vor, mit seinen Tausenden von Bewohnern und Pflanzen, die in verschiedenen Gruppirungen auf dem Sande zerstreut liegen. Das furchtbare Getöse des Sturms glich dem Donner des großen Niagara-Falls und erfüllte mich mit einem Entsetzen, das zu beschreiben unmöglich ist.

Die größte Wuth des Sturms war jetzt vorüber, obgleich noch immer Millionen kleine Aeste und Zweige aus weiter Ferne her durch die Luft wirbelten, als würden sie von geheimer Zauberkraft nachgezogen. Sogar nach Verlauf einiger Stunden trieben sie sich noch immer in der Luft umher, und schienen von den Staubwolken getragen zu werden, die hoch vom Boden empor wirbelten. Der Himmel hatte jetzt eine grünlich blaue Farbe, und ein höchst widerlicher Schwefelgeruch war durch die ganze Atmosphäre verbreitet. Da ich keinen Schaden genommen hatte, so wartete ich in Staunen versunken, bis die Natur zu ihrer gewohnten Ordnung zurückgekehrt war, und überlegte dann einige Augenblicke, ob ich nach Morgantown zurückkehren, oder versuchen sollte, meinen Weg durch die Verwüstungen fortzusetzen, die der Sturm hinterlassen hatte. Da indeß meine Geschäfte dringender Art waren, so entschloß ich mich zum Letzteren, und nach unendlicher Schwierigkeit war ich so glücklich, mich durch den mühsamen Pfad hindurch zu winden. Ich sah mich genöthigt mein Pferd am Zügel über die gestürzten Bäume hinzuführen, während ich, so gut es gehen wollte, bald über dieselben wegkletterte, bald unter ihnen durchkroch, wobei ich mich häufig von zertrümmerten Wipfeln und verworrenen Zweigen so aufgehalten sah, daß ich glaubte verzweifeln zu müssen. Als ich zu Hause ankam und erzählte, was mir begegnet war, hörte ich zu meinem Befremden, daß man nur einen unbedeutenden Wind gespürt habe, und deßhalb sehr erstaunt gewesen sey, Aeste und Zweige in Straßen und Gärten niederfallen zu sehen. Später hörte man erstaunliche Dinge von den zerstörenden Wirkungen dieses Sturmes erzählen. Mehrere hölzerne Häuser waren umgestürzt worden, und ihre Bewohner ums Leben gekommen; ein Mann war, wie mir versichert wurde, von der Gewalt des Sturmes auf eine Strecke von mehreren Meilen fortgeführt worden; ein anderer wollte eine Kuh in dem Spalte eines großen, halb zerbrochenen Baumes gefunden haben. Ohne die Wahrheit dieser Angaben zu untersuchen, beschränke ich mich nur auf Das, was ich von den traurigen Wirkungen dieses Sturmes selbst gesehen habe. Jenes Thal ist eine Wüste, mit Brombeer- und Dornensträuchern überdeckt, die zwischen den Wipfeln und Stämmen der gefallenen Bäume emporwuchern und ein Schlupfwinkel für Raubthiere, wohin sie sich flüchten, wenn sie verfolgt werden, oder ihren Raub aus den Maiereien der Umgegend bergen. Ich habe den Weg, den der Sturm nahm, auf eine Strecke von hundert Meilen von der Stelle aus, wo ich Zeuge seiner Wuth war, und dann noch vierhundert Meilen weiter aufwärts in den Staat von Ohio verfolgt. Kürzlich erst bemerkte ich Spuren seiner Verwüstungen auf den Gipfeln der mit den großen Fichtenwaldungen von Pensylvanien zusammenhängenden Gebirge, dreihundert Meilen von der erwähnten Stelle; auf allen diesen verschiedenen Punkten überzeugte ich mich, daß der Weg, der seine Spuren trug, nirgend über eine Viertelmeile breit war."

Vermischte Nachrichten.

Der auf der Gabarre „Emulation" von der argentinischen Republik nach Frankreich gesendete Churruas-Indianer heißt Ramon Matroso, und ist ein Mann von mittlerer Größe, einer verhältnißmäßig stärkern Dicke und einem Gliederbau, der von Kraft strotzt. Seine Farbe ist ein lichtes Kastanienbraun, seine Haare sind schwarz, straff und fettig; er hat kleine Füße und sehr schöne Hände; der Kopf ist dick, und das Gesicht sieht wie aufgetrieben aus, was von den weit vorragenden Backenknochen herkommt; seine Nase ist stumpf und klein, so daß sie, wenn man von einem Backenbein zum andern eine Linie zöge, sie nicht darüber hinausragen würde. Die Augen dieses Wilden sind klein und von großen Augenbraunen beschattet, sein Blick verräth eine außerordentliche Schärfe. Er hat weder Bart noch andere Haare an einem Theile des Leibes. Ramon, der fünf Weiber hatte, als er von den Truppen der Republik Montevideo zum Gefangenen gemacht wurde, spricht und versteht ein wenig das Spanische. Da man ihm nicht gestattete seine Weiber mit einzuschiffen, so brachte er die ersten Tage in stumpfer Regungslosigkeit zu; wenn man ihn anredete, weinte er manchmal und nannte sich klagend arm. Nach und nach wurde er vertraulicher, und endlich zeigte sich auch ein Lächeln auf seinem Gesichte. Ohne Widerrede vertauschte er die elenden Lumpen eines Poncho, das ihm zur Bedeckung diente, gegen andere Kleider; nur an die Schuhe sich zu gewöhnen, wurde ihm schwer, und das Schiffsvolk machte sich bei seinem Gange nicht wenig über ihn lustig, was er jedoch nicht übel nahm. Ramon nahm mit den Lebensmitteln des Schiffes vorlieb, wiewohl ihn manchmal doch wieder ein altes Gelüste nach Menschenfleisch anwandelte; einem frisch aussehenden Schiffsjungen sagte er eines Tages ganz im Ernste, er müßte einen guten Bissen abgeben; und er gestand mehreren Personen auf dem Schiffe, daß er zehn Weiße getödtet und gefressen habe. Der Gedanke an seine Ankunft in Frankreich machte ihm Freude, da man ihm dort Weiber und Pferde die Menge versprochen hatte; nach mehr verlangte er nicht. Ramon Matroso sagte, daß er 29 Sommer zähle, was er an den Fingern herrechnete.

•

Der Handel von Guatimala belief sich im Jahre 1825, Einfuhr und Ausfuhr zusammen genommen, auf 16,520,000 Dollars (88,575,000 Fr.). Unter der Ausfuhr befindet sich Indigo für 2,000,000 Dollars, Cochenille für ungefähr 2,600,000, Balsame für 195,000, Leder für 50,000. Diese Ausfuhren wurden durch eingeführte Handelsartikel aufgewogen. Außerdem bestand aber die Ausfuhr auch noch in Gold und Silber für 1,000,000 Dollars, Sarsaparill 22,000, Schmetterlinge 10,000, Kaffee, 5000, Baumwolle 500,000, Kakao 1,500,000, Tabak 200,000, Zucker 50,000, Pfeffer 10,000, Getreide 100,000, Arzneikräuter 85,000, Pech 5000, Thiere 20,000, Eisen 50,000, Blei 10,000.

•

Die Theetrinker mögen es sich gesagt seyn lassen, daß der grüne Thee in beträchtlicher Quantität reine Galläpfelsäure enthält, wovon man sich gleich überzeugen kann, wenn man einem Aufgusse von Theeblättern einige Tropfen aufgelösten grünen Vitriol zugießt, worauf sich sogleich die Flüssigkeit in eine schwarze Dinte verwandeln wird. Diese Säure ist zusammenziehend, und wer häufig Thee trinkt, setzt sich allen schlimmen Folgen aus, die eine hartnäckige Verstopfung begleiten. Doch läßt sich den Theetrinkern auch wieder zum Troste sagen, daß einige Körner kohlensaurer Soda dem Thee beigemischt seine nachtheilige Wirkung heben. Die große Quantität der Säure, die im Thee enthalten ist, läßt sich auch dann bemerken, wenn man die kohlensaure Soda beimischt, wo ein starkes Aufbrausen statt findet.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 163. 11 Junius 1832.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

2. Seefahrt nach Cattaro.

(Fortsetzung.)

Hinter den hohen Mauern, die die Seeseite Zaras schützen, ragen nur die Zinnen des Doms und einige niedere Kirchthürme deutlich hervor. Zara, eine Kolonie Venedigs, hat dieselben engen Gassen und hohen Häuser; der geflügelte Löwe bezeugt an vielen Plätzen Venedigs ehemalige Herrschaft, und statt der Piazza di San Marco promenirt man auf der Piazza di Signori. Wichtig ist Zara als Stapelplatz türkischer Landesprodukte, wichtig sind seine trefflichen Likörfabriken, unter denen die von Drioli die bedeutendste ist. Der Maraschino ist selbst in unsern Gegenden bekannt, und obgleich summarisch alle feinen dalmatinischen Liköre Maraschino genannt werden, so wird der ächte Maraschino doch nur aus den Früchten der Mahalebpflaume (Prunus mahaleb), die um Alt-Zara in Wäldchen kultivirt wird, gewonnen.

Ruhig verstrich die dritte Nacht, wir fuhren durch den Canal di Pasman, die gleichnamige Insel zur Rechten, links das Dorf Alt-Zara. Der Kanal ist nur 5 — 6 Faden tief, und so hell, daß man die Holothurien, Tange und Fische bis auf den Grund gewahrt. Es war Sonntag, vom Lande tönten die Glocken, und im Kanal war eine Menge Kähne mit dem Fang der Dintenfische beschäftigt. An einer sehr langen, schlanken Stange war eine fünfzähnige mit Widerhaken versehene Gabel befestigt; der Harpunier stand im Vordertheil des Kahns, hielt die schwankende Stange in die Höhe, und so oft er im hellen Kanal eine Sepie mit gewandtem Auge erblickte, traf er sie so sicher mit der hinabgelassenen Stange, daß er fast stets mit glücklichem Erfolg seine Beute heraufbrachte. Ein zweiter Mann im Kahn ruderte, und manche hatten einen hübschen Vorrath zusammengebracht. Ein Fischerkahn näherte sich unserm Schiffe; die Schiffer waren Morlachen, ihre rothen schwarzgestickten griechischen Mützchen, die eng anliegenden nach ungarischer Art mit Schnüren besetzten Hosen, die blaue Weste, das sonnenverbrannte Gesicht, und der rauhe Schnauzbart gaben ihnen ein kriegerisches Ansehen; sie leiden so sehr Mangel an Lebensmitteln, daß sie von den vorübersegelnden Schiffen alten Zwieback für Fische einzutauschen pflegen, da die Felsen ihrer Inseln wohl Wein und Oel, aber kein, oder nur wenig Getreide hervorbringen. Die trefflichsten Aale kauften wir pfundweise um einige Kreuzer; der Blutbarsch (Serranus cabrilla), die vielfarbigen Seepfauen und Ritter (Lubrus julis und eques) machten jetzt unsre Küche aus, und wir stießen bei Zara vecchia mit dem Boot ans Land, um uns frisches Wasser und guten Wein zu holen.

In Alt-Zara angelangt, hatte kaum der Kapitän mich als „Signor Dottore" angesprochen, als mich eine Menge Leidender umringte, wobei jeder den andern mit seiner Krankengeschichte und der Aufzählung seiner verschiedenen Weh's zu überschreien suchte. Augenentzündungen, besonders chronische Konjunctivitis, sind an der ganzen Küste sehr häufig. Der beständige Genuß von Knoblauch, der slavischen Nationalspeise, von gesalzenen Fischen, starkem rothem Wein, besonders aber der Umstand, daß der Rauch in den schlechten Wohnungen sich zu Thüre und Fenster hinaus, nachdem er lange vergeblich einen Schornstein suchte, begeben muß, und daß die Seeluft stets mit Salztheilchen geschwängert ist, mag hievon der vorzügliche Grund seyn. Mit Noth entkam ich den ungestümen Patienten, und schnell hatten wir unsern Prognostico erreicht, der langsam den Kanal hinabgleitete.

Rechts vorbei schifften wir weiter an Vergada, einer bergigen, nicht sehr großen Insel mit ihrem am Berge gelagerten Dörfchen, das oben ein Kirchlein ziert, links an Morter. Später kommt rechts abermals die lange kahle Isola grossa hervor, dann i Capri und Coronata. Weiter rechts, doch tief im Ozean, sieht man S. Andrea in pelago, später das hohe, felsige Lissa.

Links kam wieder das Festland Dalmatiens, dann Isola Solta zum Vorschein, der gegenüber abermals die Nacht hereinbrach. Der Morgen führte uns links an Lesina vorbei, hinter der ein hoher, gleichfalls wie der Vellebith mit der Küste parallel laufender kahler, theilweise mit Schnee bedeckter Gebirgszug des Festlandes hervorragte. Diese Insel ist sehr lang, gebirgig, ziemlich mit Buschwerk bewachsen, und hat ihre höhern Berge gegen Osten. Bei wenigem Winde erreichten wir erst Abends die große Insel Curzola, die zu unserer Rechten blieb, indem wir uns immer mehr ihrem waldbedeckten Gestade näherten, da in unserm Rücken schwarze Wetterwolken aufzusteigen begannen. Ein unbeschreiblicher Wohlgeruch drang bis zum Verdeck. Die aromatischen Kräuter der Insel strömten ihn aus, und unsre Matrosen, die mit dem Boote Holz fällten, brachten Stücke von Rosmarinstämmen, orientalischen Wachholdern, balsamischen Cistussträuchern und Cypressen mit, die in Brand gesetzt, unserer Küche dienten, und das ganze Schiff

mit Duftgewölken erfüllten. Die Sonne sank hinter Curzola unter. In lichtem Feuer standen die Gesträuche auf dem Bergrücken, die schweren Wolken röthete hoher Purpur, der nur langsam beim Dunkel des Abends verschwand. Die Anker waren geworfen, die Segel zusammengerollt, der Seewind erhob sich, und schaukelte das Schiff. Am felsigen Ufer brachen sich laut die Wogen, die immer mächtiger an den Prognostico schlugen. Längst war die Abendröthe hinter den Wetterwolken verschwunden, der Wind heulte durch das Segelwerk, und die Nacht erhellten zuckende Blitze, die uns den weißen Schaum der brechenden Wogen, und die nahen weißen Klippeneilande zeigten. Zum Glück lagen wir ziemlich gedeckt gegen den Wind, und die eigentliche Macht des Wetters entlud sich weit hinter uns, so daß wir weiter nichts als den erhabenen Anblick und einen starken Gewitterregen hatten, der mich in die Kajüte trieb.

„Vento contrario!“ rief mir der Kapitän, als ich früh Morgens aufs Verdeck kam, verdrießlich zu; ein trüber Regentag hatte sich eingestellt, leichte Nebelwolken lagerten und schlichen an den Bergrücken, die Mannschaft mußte ins Boot steigen, und langsam das Schiff bugsiren. Das hohe, kahle Vorgebirg der Halbinsel Sabioncello der Monte Cumeno trat links aus den Wolken, und erst gegen Mittag sahen wir das Städtchen Curzola. Die ganze Insel ist mit hohem Gestrüppe bewachsen, die finstern Waldungen aber, von denen sie früher Corcyra nigra oder Melána hieß, sind längst verschwunden. Curzola liegt amphitheatralisch von hohen Mauern umgeben, die in kleinen Zwischenräumen durch Thürme gedeckt sind, die Gäßchen sind eng und unreinlich. Oberhalb der Stadt steht ein sehr starker niederer, konischer Thurm mit zwei Reihen Schießscharten, San Biaggio genannt, den die Engländer zur Zeit ihrer Herrschaft über die Insel, zum Schutze des Kanals bis an die Ufer Sabioncellos, erbauten. Die Gestade Sabioncellos sind mit einzelnen Landhäusern und Dörfchen besetzt, man sieht Getreidefelder, Gärtchen und Weinberge, die sich an den Fuß des sehr hohen Bergrückens lagern, aus dem die ganze Halbinsel besteht. Der Rücken selbst ist kahl, und nur selten sieht man ein spärlich dünnes Cypressenwäldchen.

Noch immer hatte sich der Wind nicht gehoben, und aller Anstrengungen ungeachtet, gelang es uns innerhalb sechs Stunden nicht weiter als bis zu dem Gestade der eine halbe Stunde von Curzola entfernten Isola dei Frati zu kommen. Eine Menge Kreuze umgeben die felsigen Ufer des kleinen Eilandes, das seinen Namen von den Frati neri, Dominikanermönchen, trägt, die hier ein Kloster haben. Das Schiff lag in der ruhigen Bucht vor Anker, wir waren auf dem Boote ans Land gestiegen, um in vollen Zügen die Wohlgerüche des duftigen Eilandes zu schlürfen. Die Insel erhebt sich als Zirkelabschnitt aus dem Meere, und ist durchgängig mit hohem Gestrüppe bewachsen. Um eine Uebersicht der Gegend zu gewinnen, versuchte ich die ganz unbedeutende Höhe zu ersteigen. Das Gestrüppe, anfangs unter mannshoch, bestand aus dem phönicischen und rothbeerigen Wachholder, Tamarinden, Rosmarin, Sumach, gelb- und rothblühenden Cistusrosen, der Zitronen-Aloysia, Saturei und andern Gewürzkräutern. Mühsam bahnte ich mir einen Weg, nicht wenig zerrissen von den Dornen des spartium spirosum, die stachlichten Strauchwerke und hohen Kalkblöcke. Das Gesträuche, das je weiter gegen oben, desto höher wurde, und mich bald überragte und mit Schlingpflanzen durchzogen, fast undurchdringbar wurde, bewogen mich jedoch unverrichteter Sache zurückzukehren. Das Kloster bietet keine besondere Merkwürdigkeit; aus dem Klostergarten dufteten mir die blühenden Orangen entgegen. Einige gelbbraune Botokudenphysiognomien in zerlumpten schwarzen Kutten und pechschwarzen struppigen Haaren standen vor der Klostergartenthüre; an andern Orten hätte ich sie für Räuber oder Zigeuner gehalten!

(Fortsetzung folgt.)

Die Gründung eines neuen Staates in Nordamerika.

(Schluß.)

Die Bewohner der Stadt, vorzüglich die Gastwirthe, haben viel Geld. Statt ihrer „Log-Houses,“ Häuser aus ungezimmerten Baumstämmen, erheben sich mitten im Walde, dem man die Ehre erweist, eine Stadt zu nennen, wie durch einen Zauberschlag niedliche Wohnungen aus behauenem Holze, die mit allen möglichen Farben angestrichen werden. Die Bäume stürzen von allen Seiten, und abgebrannte Strünke zeigen den Straßenlauf und die öffentlichen Plätze an. Die Wichtigkeit des Ortes gewinnt bald darauf noch durch Errichtung einer Post-Office oder Briefpost (eine andere gibt es nicht) und durch den Aufenthalt des Postdirektors, eines Mannes von Gewicht; denn in dem Zustande, worin sich die junge Stadt noch befindet, ist der Zuwachs einer Familie oder auch nur eines einzelnen Menschen nicht gleichgültig. Nun gibt es auch Zeitungen vollauf; außer einem Journale von Washington, oder einer andern atlantischen Stadt, erhält Jeder auch das Blatt seines Städtchens oder Dorfes, von dem er ausgewandert ist — denn jedes hat ein solches. Die Revues und Magazines, die literarischen Journale und Neuigkeiten jeder Art werden zu billigen Preisen von Neu-York, Philadelphia und aus England bezogen, und langen einen oder zwei Monate nach ihrem Erscheinen an. Es ist kaum zu zweifeln, daß Walter Scotts letzter Roman in den amerikanischen Wildnissen eher gelesen wurde, als er nach Petersburg kam. Nun wollen wir auch sehen, ob die Fortschritte der Kultur auf dem Lande gleichen Schritt mit denen in der Stadt halten.

Der Pflanzer ist nach Hause zurückgekehrt, hat seine Ländereien und sein Haus verkauft, die Zahl seiner Neger vermehrt; und ist mit Allem, was er besitzt, Hausgeräthe und Lebensmittel auf Wagen gepackt, seine Neger zu Fuße, er selbst und seine Familie zu Wagen oder zu Pferde, aufgebrochen. Die Karawane schlägt alle Abende ihr Lager, durchzieht Wüsteneien, bahnt sich Wege, schlägt Brücken, und kommt endlich auf dem neuen Besitzthume an. Das erste Geschäft besteht darin, daß man aus Baumstämmen Hütten für die Familie und die Neger baut. Diese Arbeit dauert zwei bis drei Wochen, während welcher Zeit man biwuakirt. Bald ist auch ein Stück Feld umgerodet und besäet; doch die größte Schwierigkeit besteht darin, für das erste Jahr Unterhalt zu gewinnen. Mais ist selten, stets theuer und der Transport sehr kostspielig. Glücklich der Squatter, der eine gute Ernte gemacht hat und davon entbehren kann, wenn er sich in der Nähe eines solchen Pflanzers befindet.

Mit dem Erlöse aus seinen überflüssigen Vorräthen kann er sich Grundstücke kaufen, selbst Pflanzer werden, und den Grund zu einem unabhängigen Vermögen legen. Die neue Ansiedlung des Pflanzers besteht aber nicht bloß in kleinen unregelmäßig ausgerodeten Waldflecken, und kleinen, zwischen den Bäumen zerstreuten Hütten. Gleich im ersten Jahre sind fünfzig bis hundert Morgen Landes ausgerodet, mit guten Gehägen (Fences) umgeben; man erblickt ein Dorf von regelmäßig gebauten Negerhütten, und ein großes Loghouse von drei oder vier geräumigen Kammern, sammt Küche, Stallung u. s. w. So elend diese Gebäude von Außen anzusehen sind, so ganz anders wird man es in ihrem Innern finden. Unter dem Dache dieser rohen Waldhütte wird man eine so gut erzogene und gebildete Familie treffen, wie es nur eine zu Boston und New-York gibt. In ihren Sitten und Benehmen gewahrt man keine bäurische Ungeschliffenheit; sie hat auf einige Zeit die gebildete Welt verlassen, um hier eine neue Welt um sich her zu schaffen; sie erhält ihre Briefe und Zeitungen, und ist nicht hinter der Politik des Tages zurück. Nicht selten findet man in einer solchen Ansiedlung einen Namen, den man mit hoher Achtung in den Journalen zu lesen gewohnt war, oder auf dem Kongresse und in den gesetzgebenden Versammlungen der Staaten eine glänzende Rolle spielen sah. Es ist ein Bürger, der sich ein neues Vaterland zu gründen im Begriffe steht. Die Frauen vorzüglich, die ein solches Loos, und so viele Entbehrungen theilen, sind Engel in Güte und Geduld; ihre freundliche Gegenwart mildert das rauhe und düstere Leben in diesen abgeschiedenen Wildnissen. Uebrigens kommt ein Pflanzer nie allein mit seiner Familie; er hat Verwandte und Freunde beredet, mit ihm auszuwandern, oder wenigstens ihn zu begleiten, um die Gegend seines neuen Aufenthaltes zu sehen; die meisten derselben lassen sich dann gleichfalls bei ihm nieder. Mitten in seiner entstehenden Pflanzung, im Kreise von Freunden und alten Bekannten lebt der Ansiedler glücklich und in ungestörter Ruhe dahin; Angelegenheiten, die ihn auswärts rufen, ereignen sich selten.

Der neue Staat schreitet in seiner Entwicklung unaufhaltsam fort; das bürgerliche Leben bildet sich aus, und bald wird auch öffentliches und politisches Leben sich entfalten. In einer zweiten Skizze werden wir die Ausbildung des sozialen Keimes bis zu ihrer letzten Stufe verfolgen.

Die große Volksbewegung in England.

(Schluß.)

In Schottland sprach sich die öffentliche Meinung wo möglich in noch stärkeren Zügen aus; jede Stadt von nur einiger Bedeutung hielt ihre Meetings, von denen wir hier nur einige der merkwürdigeren erwähnen wollen. Zu Edinburg war das Volk durch 72 der hochgeachtetsten Bürger eingeladen worden, sich im Königs-Parke zu versammeln, und den Ausdruck seiner Gesinnung an den Tag zu legen. Vom frühesten Morgen an füllten sich an dem zur Versammlung anberaumten Tage die Straßen; man hörte nur von der gefährlichen Krisis sprechen, der man entgegengehe, und von Mund zu Mund lief nur Eine Rede: „Reform, Reform — wir müssen die Reform haben!“ Als der Tag vorrückte, nahm die Volksmenge in unbeschreiblicher Masse zu, bis zuletzt eine Versammlung sich eingefunden hatte, die an Zahl, Einfluß, Talent, guter Ordnung, Entschlossenheit und imponirender Haltung jede andere übertraf. Man erblickte den jungen Herzog von Bordeaux an einem Fenster des Palastes, als das Volk Holyrood vorbei nach dem Königs-Park zog, und mehrere Menschen von seiner Umgebung sah man auf dem Dache des Palastes mit größter Neugierde beobachten, was vorging. Dem Zuge der Reformer wurde eine zahllose Menge schöner Fahnen vorgetragen, während Musikbanden, einige davon maskirt, abwechselnd „Rule Britannia“ und das schottische Volkslied: „Scots wha hae wi' Wallace bled“ aufspielten. Die meisten Banner, so wie die Stangen, woran sie getragen wurden, waren alle schwarz, was einen imposanten Anblick bot. Man schätzte die Zahl der Volksmasse auf 70 bis 100,000. An einem der Hustings (bretternem Gerüste für die Redner) stand auf einem Pfahle ein ungeheurer Busch von Ginster, fünf und zwanzig Fuß im Umfange, aufgerichtet. Gegenüber war auf einem großen Gemälde die schottische Distel mit dem Hosenband darunter und den Worten: „He that toucheth me shall not go unpunished“ (Wer mich berührt, wird es nicht ungestraft thun) abgebildet. Auf den zahlreichen Bannern bemerkte man folgende verschiedene Inschriften: „Vereint, wer vermöchte uns zu brechen?“ — „Wir werden frei seyn.“ — „Kein Kompromiß.“ — Auf einer großen schwarzen Fahne mit breiten Rändern las man die Worte: „Traue nicht auf Fürsten. Unsere Zahl ist Tausend. Unsere Herzen nur Eins“ — Auf der andern Seite stand: „Reform“ und das Landeswappen mit der Umschrift: „Nemo me impune lacesset.“ Eine dreifarbige Fahne trug die Inschrift: „Einigkeit unsere Kraft.“ neben einem Bündel Stäbe, der an der Spitze des Fahnenstocks befestigt war. Eine große schwarze Fahne mit Todtenkopf und kreuzweisen Knochen hatte die Aufschrift: „Freiheit oder Tod.“ Diese, so wie die vorige, wurden vom Volke mit großem Beifall begrüßt. Auf den andern schwarzen Fahnen war zu lesen: „Schotten, seyd stark und einig.“ — „Reformbill oder keine Steuern.“ — „Grey, Brougham, Russel, Althorp und das Volk.“ — „Stark und einig, betrogen, aber nicht überwunden.“ Eine Fahne stellte den Tod dar, mit der Aufschrift: „Mitleid für den armen alten König.“ Das Volk zischte an manchen Orten, als sie vorbeigetragen wurde, an andern ließ man sie schweigend vorübergehen. Eine andere schwarze Fahne hatte zur Aufschrift: „Tekel — Könige seyd weise in der Schlacht.“ Bei der, unter Vorsitz des Sir Thomas Dick Lauder, abgehaltenen Versammlung wurden fünf Motionen vorgeschlagen und angenommen. John Archibald Murray machte den ersten Antrag, der darauf hinausging, die Versammlung möge ihr Bedauern und ihren Unwillen über das Benehmen des Oberhauses ausdrücken. Sir John Dalrymple unterstützte diese Motion. Der Sprecher der politischen Union von Edinburg stellte den Antrag, daß der Abscheu gegen das Boroughsystem ausgesprochen werden sollte, was einstimmig angenommen wurde. Eine dritte Motion verlangte eine Eingabe an das Unterhaus mit der Aufforderung keine Steuern zu bewilligen, bis die Reformbill gesetzliche Kraft erlangt habe. Der vierte Antrag schlug vor, die Versammlung solle ihr Vertrauen auf den Earl Grey zu erkennen geben. Endlich wurde noch beschlossen, daß der Mann, den Edinburg zu seinem Vertreter wünsche, Francis Jeffrey, mit der Abfassung der Petition an das Unterhaus beauftragt werden möge. — Auch zu Perth wurde eine Versammlung von mehr als 10,000 Menschen gehalten, wobei die verschiedenen Gewerke mit Fahnen aufzogen, unter denen sich auch die dreifarbige befand. Zu Paisley kamen die Einwohner gleichfalls unter freiem Himmel zusammen, und ein Hr. Spiers sagte im Verlaufe der Verhandlungen: „er setze in keinen Fürsten Vertrauen, und eben so wenig in irgend einen Menschen, der unter dem Weiberrockregimente stehe. Gehorsam müsse man zwar den Gesetzen bleiben; wenn aber die Reformbill nicht durchgehe, so werde er der Erste seyn, der seine Taxen bei dem Kreuz von Renfrew, d. h. nicht einen Heller davon, bezahlen werde.“ Ein anderer Redner sprach das Vertrauen aus, es werde das Volk von Schottland dem Beispiele seiner Vorfahren folgen und einen feierlichen Bund und Covenant schließen, aller besteuerten Artikel sich zu enthalten. — In der Versammlung zu Dundee wurde durch allgemeinen Zuruf eine Petition angenommen, worin folgende Stelle vorkam: „Das Volk ist bereit, eher Alles zu wagen, als länger sich von einer grundsatzlosen Oligarchie mißregieren und unterdrücken zu lassen.“ Dieselben Ansichten und Gefühle herrschten in allen Versammlungen des Landes der Kuchen (Land of Cakes, wie die Engländer Schottland zu nennen pflegen) vor, und sprachen sich mit einer Kraft und Heftigkeit aus, die bedrohlich an den unbändigen Geist Alt-Schottlands gemahnten.

Auch die „seegrüne Insel“ — Irland — war in diesen Tagen von Grund aus in Bewegung. Zu Dublin sollte mitten unter einem unbarm-

herzigen Regengusse eine Versammlung gehalten werden, wobei der drei und achtzigjährige Hamilton Rowan als Redner auftreten wollte. Die Vaterlandsliebe des alten ehrlichen Patrioten war eben so wenig in der Länge der Zeit erloschen, als sein guter irländischer Humor. Als man ihn bat, seinen Hut aufzusetzen, erwiderte er, er sey noch immer ein verdammt hitzköpfiger Bursche, und könne ihn nicht auf dem Kopfe lassen. Bei dem Ungestüme des Wetters sah die Versammlung sich genöthigt, sich vom Montag auf den Donnerstag zu vertagen, wo man denn schon lange vor der anberaumten Stunde viele tausend Menschen die Platform in den Koburg-Gärten umringen sah. Gegen ein Uhr Nachmittags versammelten sich, ungeachtet die Gewerke, die einen Tag zuvor schon in großer Anzahl zusammengetreten waren, nicht dabei erschienen, mehr als 50,000 Menschen. Das Volk beobachtete dabei die strengste Ordnung und den besten Anstand, und übertrug unter einstimmigem Zurufe dem Obristen Talbot von Malahide-Castle den Vorsitz. Der Advokat Dr. Ronayn sprach zuerst zur Versammlung, indem er sagte: die Hoffnung der Nation sey getäuscht worden, und der Wunsch ihrer Feinde in Erfüllung gegangen; aber oft schon habe das Volk seine Macht gezeigt und auch jetzt werde es sich im Stande zeigen, jede Privatkabale der Unterrockseinflüsse und geheimen Intriguen zu zerstören. (Beifall.) „Es würde denen, die eine hohe Stellung behaupten, gerathen seyn, fuhr er fort, sich warnen zu lassen, durch Das, was bereits geschehen ist; und die wenigen erbärmlichen und unbedeutenden Individuen werden eben so wenig die Reformsache aufhalten, als sie dem Laufe der Themse sich entgegen zu stemmen vermöchten.“ — Ein anderer Redner sagte: „Die Freiheiten unseres Landes, und nicht bloß sie, sondern auch die des ganzen Reiches stehen auf dem Spiele, und es hängt jetzt von der Eintracht, Beharrlichkeit und Energie des Volkes ab, ob jene Freiheiten für immer auf die festesten Unterlagen gegründet, oder nochmals von der elendesten und niederträchtigsten olichargischen Faktion mit Füßen getreten werden sollen. (Großer Beifall.) Ich schlage vor, unsern Beifall mit Hrn O'Connels Benehmen zu erkennen zu geben. (Stürmischer Beifall.) Welches Benehmen befolgte Hr. O'Connell? Er vergaß sein eigenes Unrecht, er vergaß das Unrecht, das seinem Vaterlande geschah, er setzte alle andern Fragen beiseite, und nahm zu Gunsten der großen Reformmaaßregel und des großen Staatsmannes, Lord Grey, die entschiedenste Stellung ein.“ (Erneuerter Beifall.) Hr. Grattan Curran sagte: „Irländer, tretet fest und kühn für die Pflicht auf, welche Treulosigkeit oder beispiellose Schwäche uns Allen auferlegt hat. (Hört!) Kann der Herzog von Wellington Irland, ja das ganze Königreich, mit dem Steigbügelriemen regieren? (Furchtbares Geschrei des Unwillens.) Dieß war die Prahlerei des großen Feldhauptmanns, der seinen Wahnsinn, der ihn früher trieb, die Zügel der Regierung zu ergreifen, nun abermals dadurch beurkundet hat, daß er sich keckerweise abermals an die Spitze des Landes zu stellen wagt. (Geschrei des Unwillens.) Ich gestehe, daß die erste Nachricht von dieser treulosen Verrätherei, die das Reich heftigen Convulsionen zuführte, mich einen Augenblick mit Furcht erfüllte. Allein laßt uns insgesammt unsere Stimmen vereinigen, um mit kräftigem Nachdrucke die Zurückberufung des biedern und trefflichen Ministers (Earl Grey) und die Durchführung jener Maaßregel verlangen, auf der die Freiheit des Unterthanen wie die Wohlfahrt des Landes beruht.“ (Lauter Beifall.) Hr. O'Dwyer sagte in seiner Rede an die Versammlung: in seinem ganzen Leben habe er kein höheres Gefühl von Stolz empfunden, als in dem Augenblicke, wo er den Gesinnungen der Versammlung Ausdruck leihen und jenes tollköpfige Individuum anklagen könne, das in gegenwärtiger Zeit als der Götze zu betrachten sey, den verdorbene und der Macht knechtisch huldigende Menschen anbeten. Sein Antrag gehe dahin, den allgemeinen Abscheu auszusprechen, von dem das irländische Volk erfüllt sey, den Herzog von Wellington an der Spitze des königlichen Ministeriums zu sehen. Mit Vergnügen stimme er in die Verurtheilung des „großen Feldhauptmanns,“ der insbesondere den Haß von Irland verdiene; denn Wellington war ein schlechter Irländer. (Lauter Beifall.) „Er wurde, so fuhr der Redner fort, auf seiner frühern Laufbahn auf einem Strome des besten irländischen Blutes zu Ehren und Reichthum getragen, und er bezahlte die ihm geleisteten Dienste durch eine fortwährende Feindseligkeit gegen die Interessen seines Geburtslandes, das ihn, wenn es möglich wäre, verläugnen würde. (Beifall.) Vierzig Jahre lang wurde Irland von den blutigsten Kämpfen zwischen einem Theile seines Volkes und dem andern zerrissen, in Folge des verhaßten Uebergewichts, das einer Religion über der andern durch die Gesetze zugetheilt war. Von dieser Zeit an begann über diese wichtige Frage das Spiel der Politiker. Von den Einen wurde sie vom Gesichtspunkte des Handels aus betrachtet, von den Andern von dem Gesichtspunkte hoher Prinzipien aus; und es ist nicht zu viel, wenn ich sage, daß der öffentlichen Meinung in dieser Frage größere Opfer, als man je gehört hat, von Wellington gebracht wurden, als er sich unauflöslich an die glückliche Durchsetzung dieser Maaßregeln gebunden fühlte. Wie kann aber in der gegenwärtigen Lage der Dinge der Herzog von Wellington seine Apostasie auch nur gegen sich selbst rechtfertigen, wenn er nicht einbekennen will, daß er ein ausgemachter Heuchler ist, und daß er von Anbeginn an feindlich gegen die Prinzipien gesinnt war, und nur darauf dachte, bei guter Gelegenheit ihnen Eins zu versetzen. Wie kann er, der sich durch eine Majorität von 25 eingestandenermaßen geschlagen, zurückzog, wieder zur Gewalt gelangen wollen bei einer Majorität von 80 Stimmen, die den Prinzipien entgegen ist, in welchen er seine große Verantwortlichkeit übernimmt. Ueberdieß ist in dem vorliegenden Falle das Volk nicht getheilter Meinung. Das ganze Reich ruft mit einer Stimme nach Reform. (Lauter Beifall.) Eine Provinz kann verwüstet, aber eine Nation nicht leicht unterdrückt werden, — eine einzelne schwache Stimme kann unterdrückt werden, aber welche Macht kann ihr Ohr gegen den Donner des Nationalwillens verschließen? (Beifall.)

Noch mehrere andere Redner sprachen in diesem Sinne zur Versammlung, und durch einmüthigen Zuruf wurde der Beschluß gefaßt, daß man mit Nachdruck den Unwillen und Abscheu (horror) der Nation bei der Aussicht, den Herzog von Wellington wieder ans Staatsruder gelangen zu sehen, aussprechen solle.

Vermischte Nachrichten.

In „Jacobs Historical Inquiry in the precious Metals“ findet sich eine Berechnung der während der zwanzig Jahre von 1810 bis 1829 in England, zu andern Zwecken als zu Münzen, verarbeiteten Menge Goldes und Silbers. Nach dieser käme im Durchschnitte auf jedes Jahr 1) an Gold: feines Gold von Vergoldern und Plattirern

verarbeitet	88,000 Unzen		
von Juwelierern	58,000 —		
	146,000 Unzen	zu 4 Pf. 7 S. 6 D.	638,750 Pf.
Probegold von Juwelierern verarbeitet	232,000 —	— 3 — 17 — 10½ —	902,270 —
Uhrgehäuse: nämlich in London jährlich 13,620, in Birmingham 600, in den übrigen Städten ungefähr 500; im Ganzen also 14,720 Uhren, jede im Durchschnitte zu zwei Unzen achtzehnkaratiges Gold zu 3 Pfd. 5 S.			95,680 —
			1,636,700 Pf.

2) an Silber: Silber, welches den Zoll bezahlt, 1,275,316 Unzen; zu Uhrgehäusen 506,740; zum Plattiren 900,000; zu geringern Zwecken 500,000; zusammen 3,182,056 Unzen zu 5 Schilling, macht 795,514 Pf. St.; folglich werden in England außer der Münze jährlich ungefähr für 2,432,214 Pfd. St. an Gold und Silber verarbeitet.

*

„Man erinnert sich doch wohl, sagt der Corsaire, an jene berühmte Gaskonaden-Epoche, wo im kopfhängerischen Jesuitentone gesagt wurde: Noch ehe ein Jahr vergeht, muß Napoleons Asche unter seiner Säule ruhen. Armer großer Mann! Sie dachten damals an Deine Asche, wie sie jetzt an Deine Bildsäule denken. Nur so viel ist gewiß, daß Du, wenn sie aus erobertem Kanonenmetalle gegossen werden soll, noch lange warten kannst. Und doch fehlt es in Frankreich nicht an Kupfer; freilich braucht man es jetzt Alles zu Katzenmusiken, und Hr. Thiers wird es vertheuern.“ (Die Leser erinnern sich, daß Thiers zu Marseille und an andern Orten auf seiner Reise nach Italien mit entsetzlichen Scharivaris empfangen wurde.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 164. 12 Junius 1832.

Skizzen aus der Walachei. *)

Die Walachei ist ein schönes, von vielen Flüssen bewässertes Land, umgeben und geschützt von Bergen, deren Gipfel mit dichten Eichen-, Buchen- und Tannenwäldern bedeckt sind, und von der breiten, einem Meeresarme ähnlichen Donau bespült, aus deren Fluthen sich zahllose, mit ewigem Grün bedeckte Inseln erheben; allein dieser Fluß verwandelt die reichen Ebenen, die er befruchten sollte, nach und nach in gifthauchende Moräste, und Leibeigene, mehr als Leibeigene, Walachen, die ihren Herrn, der zuweilen alle Jahre wechselt, nur durch den Stock seiner Knechte kennen, verschlechtern den Boden mehr, als sie ihn kultiviren. Vier Nationen, zwei zu Sklaven gewordene, die Walachen und die Bulgaren, und zwei die Herren derselben, die Türken und die Griechen, theilen sich in dieses bald bevölkerte, bald entvölkerte Land. Die Griechen, Pächter der Bojaren, zahlen den Grundzins, saugen die Dörfer aus, und haben das Monopol auf Kauf und Verkauf. Von je zwanzig Maß Getreide erheben sie eines, und kaufen das Uebrige nach einer willkürlichen Schätzung; sie haben die Herrschaft des Despotismus nur noch mehr befestigt, und ziehen aus ihr Nutzen für ihren Pacht. Der Bauer ist zum Verkaufe genöthigt, denn der Pandur ist da, der die Abgabe für die Pforte verlangt, ein Maß von je zehen, die in Geld und nicht in Natur geleistet werden muß, und nur der Grieche allein hat Geld. Sind die Trauben gelesen, die Kufen gefüllt, so kommt der Pächter, nimmt zuvörderst sein reichliches Zwanzigtheil, kauft was übrig bleibt, bringt den Wein, der ihm kaum einen Sou die Bouteille kostet, in den Keller, und verkauft ihn den andern Tag zu einem zehnfach höhern Preise. Der Leibeigene, Bulgare und Walache, darf indeß so viel Boden anbauen, als ihm beliebt; nach erhobenen Zehnten, Zwanzigsten, Auflagen und Grundzins gehört der Ertrag seiner Aussaat auf diesen unermeßlichen Brachfeldern ihm zu, und er hat seinem Herrn nichts weiter, als noch zwölf Tage Frohndienste zu leisten.

Alles Dieß wird dem Walachen mit Stockschlägen abgezwungen; unreinlich, faul und hartnäckig, pflegt er nie zu drohen, aber er meuchelmordet, legt Feuer, und rächt den Verlust seiner Freiheit durch Verbrechen im Dunkel der Nacht geübt. Zuweilen macht er mit dem Türken gemeinschaftliche Sache, um das Land zu verwüsten, das ihn nicht mehr nährt, oder um den Griechen zu erwürgen, der ihn bedrückt; er bringt sein Leben in dem Wirthshause zu, das zum Vortheile des Pächters unterhalten wird, und begibt sich, je nachdem ihm der Wein schmeckt, ohne zu taumeln, aus einer Schenke in die andere; denn der Wein äußert auf ihn eben so wenig eine Wirkung, als auf die Kanne, in die er gegossen wird. Er trinkt und trinkt, so lange er Geld, Kredit oder noch einen Fetzen zu verkaufen hat, singt, tanzt, bewirthet den Zigeuner, der seine Freude durch die ohrenzerreißenden Töne der Geige, des Gaëtan (eine Art Dudelsack) und der Guzla (Guitarre mit einer Saite) belebt, und hat der Sklave nichts mehr, um seine Gelage fortsetzen zu können, so geht er nach Hause, prügelt sein Weib, seine Kinder, und schläft, bis der Stock ihn aufweckt.

Neben der unterirdischen Wohnung des Walachen erhebt sich das Haus des Bulgaren; im letztern ist mit Anbruch des Tages schon Alles auf den Beinen; fast schon von dem Augenblicke an, wo seine Kinder sich auf ihren schwachen Füßen halten können, theilen sie sich in die häuslichen Verrichtungen; seine Frau, seine fleißigen Töchter erheitern sich bei ihrer Arbeit durch Gesänge; der Zeug zu ihren Kleidern ist von ihren Händen gewebt; sie spinnen Hanf, Wolle und Baumwolle. Alle Arbeit wird in Gemeinschaft verrichtet; hat ein Bulgare des Dorfes ein Haus im Bau, so treten alle Familien seiner Landsleute zusammen; die Einen fällen das Holz, Andere behauen es, bereiten den Mörtel, das Stroh, und tragen die Binsen zu, die zur Bedachung verwendet werden. Ist ein entlegenes Feld zu bestellen, so begibt sich Alles dahin: die kleinen Kinder, die lange Peitsche in der Hand, leiten die Ochsen und ziehen Furchen. Ist Erntezeit, so vertheilen die jungen Mädchen, mit Sicheln in den Händen, sich auf den Getreidefeldern, und die an der Spitze stehende beginnt einen sanften, klagenden Gesang, den die Uebrigen im Chor mit einem sanften, kaum artikulirten Murmeln begleiten. Diese halbwilden Völkerschaften lieben diese Poesien, volksthümliche Weisen voller Anmuth und Naivetät. Ist die Arbeit geendet, so versammeln sich Weiber, Greise, Knaben und Mädchen, Alles durcheinander, zum Tanze, dem munteren „Kalo.“ Indem sie sich um die Mitte des Leibes fassen, drehen sie sich anfangs langsam, dann immer schneller und schneller, wobei der Vortänzer mit einem Stocke gestikulirt. Dieser Tanz, der immer hef-

*) Ueber die frühere Geschichte dieses Landes und seiner Bewohner, seiner Produkte u. s. w. finden sich nähere Andeutungen in dem Artikel: „Das Land und das Volk der Walachen“ in den Nummern 198, 200 und 202 des Auslandes vom Jahre 1830.

tiger wird, endet mit einem allgemeinen Springen, wobei sie Arme und Beine mit solcher Kraft bewegen, daß das Sprüchwort sagt: „Nur ein Bulgar kann den bulgarischen Tanz aushalten." Ihre Feste beschränken sich, gleich den Arbeiten, auf den häuslichen Kreis; nie setzt sich der Bulgar ins Wirthshaus, er läßt sich dort seinen Krug füllen, trägt ihn aber nach Hause, um ihn mit seiner Familie zu leeren. Diese Ordnung und Thätigkeit tragen ihre Früchte; beim Zahlen der Auflage, bei der Arbeit auf seinem Felde und im Frohndienste stets der Erste, ist der Bulgare reich. In der kleinen Walachei, wohin sich, seit der Empörung des Pascha's von Widdin, Paswan Oglu, viele Bulgaren flüchteten, trifft man einige, die ein Vermögen von 5 bis 600,000 Frankenthalern besitzen. Heerden von 200 Pferden sieht man auf fetten Triften weiden, und fragt man, Wem sie gehören, so ist die Antwort: einem Bulgaren. Große Getreidefelder, die im Hauche der Morgenluft wogen, gehören sicher einem Bulgaren; sieht man aber eine armselige, magere, kraftlose Kuh auf ausgedorrten Steppen sich mühsam hinschleppen, so kann man darauf rechnen, daß sie das Eigenthum eines Walachen ist.

Seit Jahrhunderten schon leben diese beiden Völker in den nämlichen Dörfern neben einander, ohne daß ihre Sitten sich vermischt, geändert oder verbessert haben. Sie sprechen dieselbe Sprache, leben unter gleichem Drucke, sind gleichen Plünderungen ausgesetzt, vermischen oder verbinden sich aber durchaus nicht unter einander, sondern bleiben im Feiern und Arbeiten stets getrennt. Der Bulgare, der sich weit über den Walachen erhaben dünkt, sieht im Griechen einen Höhern; der Grieche übt eine Oberherrschaft über diese beiden leibeigenen Klassen, und dünkt sich besser als der Türke, bis auch ihn der Stock oder der Yataghan nöthigen, seinen Ton herabzustimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Melton Mowbray
und
Die englische Fuchsjagd.

(Schluß.)

Bis hieher hat sich Herr Snob noch immer in der vordersten Flucht gehalten; die Meltonianer fangen an, ihn zu beängeln und wenn sich eine Gelegenheit findet, so fragt man sich wohl: „Wer ist der Reiter auf dem kleinen kastanienbraunen Pferd?" „Kenn' ihn nicht," sagt Herr Gilmour (ein Schotte von vierzehn Stein Gewicht, beiläufig gesagt). — „Er kann reiten," ruft Lord Rancliffe. — „Ein Ausbund von Provinzialjäger, wo ihn die Haut anrührt; auf Ehre!" fügt Lord Plymouth hinzu, der in aller Behaglichkeit ein reinblütiges Pferdchen reitet, das nicht vier und zwanzig Pfunde mehr wiegt, als er. Die Fährte läuft jetzt gerade mitten durch einen großen Wiesengrund, der etwas bergan geht, voll Ameisenhaufen und Maulwurfshügel, wie man sie auf einem alten Weidegrund findet, der vor hundert Jahren etwa mit dem Pflug in tiefe Furchen aufgerissen worden. Ueber das Gehäg umher zu setzen, ist keine Möglichkeit (es ist ein „Stopper," wie es in der meltonischen Kunstsprache heißt), nur über ein Gatter kann man kommen, das auf einen breiten grünen Rain führt, der zu beiden Seiten abschüssig ist. „Nun gilt es einen Sprung!" ruft Herr Osbaldeston, der sich glücklich schätzt, seinen Clasher unter sich zu haben. „Um des Himmels willen meine Hunde in Acht genommen, wenn sie auf den Rain einfallen." Herr Snob sieht sich hier mitten in der besten Gesellschaft von England, und dieser Augenblick ist vielleicht der glücklichste seines Lebens; aber mit seinem glänzenden Loose nicht zufrieden, will er sich selbst übertreffen und nebenbei auch Etwas erleben, um daheim davon erzählen zu können er jagt, was sein Pferd nur laufen kann, und zwar auf einem Boden, wo selbst alle Jäger von Leicestershire vorsichtig werden; schon ist dem kleinen kastanienbraunen Pferde von Jedermann das Horoskop gestellt. Doch Herr Snob hat zuerst das Gatter erreicht, und sieht, daß es aus fünf neuen starken Balken besteht, die weder biegen noch brechen werden. Freilich fährt ihm auch ein Gedanke vom Halsbrechen durch den Kopf, aber keiner, es nicht zu wagen; er drückt den Hut tief in die Augen, klopft mit der Hand seinem kleinen Pferde den Hals und setzt zum Sprunge an, als er plötzlich bemerkt, daß das Gatter sich öffnen läßt, und so vermeidet er den sichern Sturz, der in den Sternen geschrieben stand, wenn er ihn gewagt hätte. In dem Augenblicke, wo er mit dem Haken des Griffes seiner Reitpeitsche den Riegel aufhebt, saust, dicht an seinem Ohr vorbei, John White über das Gatter und hinter ihm drein Kapitän Roß. Herr Snob sprengt ihnen durch das geöffnete Gatter auf sicherem Grund und Boden nach. Die Scene wechselt jetzt. Am andern Ende des Raines ist ein Gehäge von Schwarzdorn in Brusthöhe, ein tiefer Graben davor. Alles setzt rechts und links von der Meute hinüber, allein das kleine braune Pferd ist mit seinen Kräften zu Ende; zweimal setzt Herr Snob an, allein vergeblich. Einige straucheln, nur Einer stürzt; alle Pferde aber haben es übergenug, und sehr zur gelegenen Zeit trifft man anderthalb Meilen weiter die frischen Pferde. Dreizehn Reiter sind noch von den zweihundert übrig und von Neuem geht es hinter den Hunden drein, die frische Witterung haben, in einem Rennen, als gälte es Leben und Tod.

Herr Osbaldeston hat jetzt den Blücher bestiegen: „Holyoake," ruft er, „reitet gemach und drängt die Hunde nicht zu sehr! Unser Fuchs ist uns gewiß! Ah, meine guten Hunde, Abigail und Fickle! Drauf, drauf auf den schurkischen Fuchs! Wie sie den Kopf tragen! Ich wette tausend Pfund, daß sie ihn fassen." — Die Gegend wird immer besser. „Er rennt in sein Verderben," ruft Sir Harry Goodricke, indem er Sir James Musgrave zwei Abkömmlinge Furriers zeigt, die allen andern voran sind. „Diese zwei Hunde sind ein Dutzend Reformbills werth," jauchzt Sir Francis Burdett auf seinem Samson. *) „Es geht jetzt über dem Whissendine," ruft Herr Maher, der jede Ruthe Landes in der Gegend kennt. „Und er ist noch dazu vom gestrigen Regen angeschwollen," bemerkt Kapitän Berkeley. Die Prophezeiung läßt nicht lange auf ihre Erfüllung warten. Schon hat der Fuchs das andere Ufer erreicht; schon stürzen sich aber auch drei Hunde hinter ihm drein und schütteln sich, jenseits angelangt. Sieben Reiter von dreizehn sind ebenfalls schon hinüber, dreien prallen Anfangs die

*) Das Lieblingsjagdpferd des Baronets, das er einmal den ganzen Weg von London bis Melton ritt, um einen Tag lang die Fuchsjagd mitzumachen. Anm. d. B.

Pferde etwas zurück, drei befinden sich erst mitten im Flusse; Einer von ihnen ist abgeworfen worden, und tauft mit Whissendine's Fluth den rothen Rock, den er gestern erst nagelneu aus der Hand des Schneiders erhielt. „Wer ist dort ins Wasser gefallen?" fragt Herr Green, dessen berühmte Stute wie eine Schwalbe über das Wasser hingestrichen ist. „Es ist bloß Dick Christian," erwidert Lord Forester, „und es ist ihm nichts Neues." — „Aber, er kann ja ertrinken," ruft Lord Kinnaird. „Es sollte mich wundern," meint Herr William Coke. Doch der Ritt geht zu gut, als daß man weiter nachsehen könnte.

Der Fuchs thut sein Möglichstes, seinen Balg zu retten; er setzt über Hecken und Zäune, sucht seine Zuflucht in den Außengebäuden eines Pachthofes, und macht einmal einen Widerlauf, der ihn beinahe außer Gefahr bringt; allein die Hunde wenden so rasch um, daß er an kein Entrinnen mehr denken darf. Indeß hat seit zwanzig Minuten der Ritt eine furchtbare Schnelligkeit gewonnen. Drei Pferde sind außer Athem gekommen, und müssen stehen bleiben, nur wenige setzen noch so gut es gehen will den Galopp fort. „Der Teufel hole mein Fleischgewicht! Kein Pferd in der Welt könnte es unter ihm, in solchem Laufe und auf solchem Boden aushalten!" ruft einer von den Jägern, indem er sich gerade unter seinem um vierhundert Guineen gekauften Rothfuchs hervorarbeitet, der mit kerzengerade ausgestrecktem Schweife, gewaltsam aufgeblasenen Nüstern und fast todesstarren Augen am Boden liegt. In einiger Entfernung von ihm stürzt der junge Peyton, der kein frisches Pferd getroffen, und auf dem ersten in Verzweiflung bis jetzt noch ausgehalten hat, aber als er eben über den dritten Zaun setzen will, unter den Bauch seines Pferdes zu liegen kommt." „Hoffentlich keinen Schaden genommen!" ruft Herr Marse, indem er vorbeijagt, und einen Blick zwischen das dichte Gesträuch einer Hecke hineinwirft, wo er ein Getümmel vernahm, das an das „procumbit humi bos" erinnert.

Die Aeneide endigt mit dem Tode eines der Helden, und auch eine Jagd ist ohne einen solchen nicht vollständig. Zum Glück ist es hier nur der Fuchs, dem die Parzen den Lebensfaden abschneiden; er findet sein Ende unter den Zähnen der Meute, die bis auf einen einzigen Hund beisammen ist, und den armen Reinecke auf einer grasigen Fläche niedergerannt hat. Jack Stevens mit dem Fuchs in der Hand wäre ein würdiger Gegenstand für den Pinsel eines Edwin Landseer's selbst. Ein Dorn hat ihm eine Wange aufgerissen, und seine Weste ist mit Blut befleckt. Die eine Hälfte seines Kopfs und seiner Kappe tragen die Spuren von einem lehmigen Graben, in den er mit seinem Pferde, in voller Flucht über eine Hecke, gestürzt wurde. Allein Jack Stevens wußte sein Pferd so gut zusammenzuhalten, daß er es wohl noch zwei Meilen reiten könnte, wenn die Jagd noch so lange dauerte, obgleich er seit dem Anfange der Jagd nicht gewechselt. Der Jagdruf, den Osbaldeston jetzt ausstößt, würde in Cottesmoore gehört werden, wenn der Wind nach jener Richtung wehte. Alle Jäger, die der Jagd so weit folgen konnten, betrachten mit entzückten Blicken den Fuchs. „Es ist der Rahm von einem Fuchs," *) sagt Lord Gardner. „Der Rahm von allen Füchsen, die nur je gejagt worden sind," fügt Sir James Musgrave hinzu, indem er auf seine Uhr sieht. „Gerade zehn Meilen in einer Stunde und zehn Minuten, wie es eine Krähe fliegt! Und nur zwei kleine Hinderungen! Was dieß für herrliche Hunde sind!" „Ich wollte, mein Vater hätte sie heute arbeiten sehen können," bemerkt Obrist Lowther. Einige von der Jagdgesellschaft, die nicht unter der ersten Flucht bleiben konnten, kommen noch heran; allein da der blasse Neid über ein edles Waidmannsherz keine Gewalt hat, so wünscht man sich gegenseitig Glück zu der guten Jagd, und Jedermann wendet den Kopf seines Pferdes nun nach Hause.

Eine zahlreiche Gesellschaft speist diesen Abend zu Melton Mowbray, und eines der ältesten Mitglieder derselben, der wärmste Freund aller Fuchsjagden und des menschlichen Geschlechts obendrein, entwirft von der heutigen Jagd folgende genaue Beschreibung: „Wir fanden den Fuchs in Ashy Pasture, und gingen mit ihm, windentgegen, in gutem Ritt bis Thorpe Trussels, wo seine Fährte einen Augenblick verloren wurde. Nachdem er Thorpe zur Rechten gelassen, ging er über den Whissendine, eine Meile vom Dorfe. Das schöne Land, in der Richtung nach Leigh zu lag nun vor ihm und er verrieth den Muth, sich darauf zu wagen. Nachdem er Leigh zur Rechten gelassen, nahm er seine Richtung nach Woolwellhead, das er in zwei Feldeslängen erreicht haben würde. So fanden wir ihn also in Quorn, verfolgten ihn durch den schönsten Theil des Revieres von Landsdale, und erlegten ihn an der Gränze von Belvoir. Ich erinnere mich einer ganz ähnlichen Jagd, die wir an demselben Orte und Stelle mit Sir Bellingham Graham's Hunden machten."

Auch Snob und sein kleines kastanienbraunes Pferd werden von den Jägern nicht vergessen. „Dieser Provinzjäger, bemerkt einer von der Gesellschaft, hielt sich heute nicht übel." — „Wer war denn dieser Landjunker auf seinem kleinen kastanienbraunen Pferde, der uns im ersten Ritt so gut folgte?" fragt ein Andrer. Niemand weiß es zu sagen. Aber am andern und am folgenden Tage stellt sich Snob wieder ein und ist wieder unter den vordersten und kühnsten Reitern zu sehen. Man erkundigt sich weiter nach ihm, und erhält günstigen Bericht über ihn. Am vierten Tage nickt ihm schon ein Meltonianer freundlich mit dem Kopfe zu, ein zweiter sagt „How do you do?" Ein dritter: „Ein schöner Morgen heute" — und am fünften Tage, nach einem Kapitalrennen, wo Snob wieder sich auszeichnete, spricht ihn einer der vornehmsten Bonvivants mit den Worten an: „Vielleicht wollen Sie mir die Ehre erweisen, bei mir zu Mittag zu speisen; ich werde mich glücklich schätzen, Sie um sieben Uhr bei mir zu sehen." Und am andern Morgen schreibt Snob an einen seiner Freunde in der Provinz: „Es waren acht Gedecke, die Lieblingszahl des verstorbenen Königs, und vielleicht hielt Seine Majestät nie eine bessere Mahlzeit. Zu meiner größten Ueberraschung sprach man von der Jagd nur ein einziges Mal, und zwar nur, um zu fragen, ob ein armer Teufel, der mit seinem Pferd in einen Graben gestürzt war, mit heiler Haut davon gekommen. Die Unterhaltung war belebt und geistreich; es gab vortreffliche Musik und getrunken wurde nur wenig, woraus Du sehen kannst, daß die Fuchsjäger von heut zu Tage gar sehr von denen der frühern Zeit verschieden sind."

*) Jagdwitz: The cream of a fox.

Statistische Notiz über die Bevölkerung des Kirchenstaates.

Alles, was die neuere Statistik dieses Staates betrifft, ist so wenig bekannt, daß es für unsere Leser nicht ohne Interesse seyn wird, die Resultate der letzten, im Jahre 1827 geschehenen Volkszählung hier zu finden. Dieses offizielle Dokument wurde bisher sehr wenig verbreitet, so daß man in den letzterschienenen statistischen und geographischen Werken noch immer die Zahlen der Bevölkerung vom Jahre 1816, nebst der zu jener Zeit angenommenen administrativen Eintheilung findet. Wir wollen mit einer allgemeinen Uebersicht der verschiedenen politischen und administrativen Veränderungen dieses Staates beginnen:

Die Päpste besaßen bis gegen die Mitte des 8ten Jahrhunderts weder politischen noch weltlichen Einfluß. Pipin räumte ihnen, als Belohnung für die Willfährigkeit Stephan des Zweiten zuerst eine weltliche Gewalt ein, indem er ihnen das Recht der Auslegung des Willens Gottes über die Vertheilung der Kronen zuerkannte. Nach Astolphs Niederlage, im Jahre 754, beschenkte Pipin die Kirche von St. Peter mit dem Exarchate von Ravenna, und Karl der Große fügte später jener Schenkung noch die von Perugia und Spoleto hinzu. Im 11ten Jahrhundert erhielten die Päpste vom Kaiser Heinrich III das Herzogthum Benevent, und im 12ten von Mathilde, Gräfin von Toscana, das Gebiet, welches unter dem Namen des „Erbtheils von St. Peter“ bekannt ist. Im Jahre 1532 vereinigte Ludwig von Gonzaga, ein General Clemens VII, die Mark von Ancona mit den Domänen des heiligen Stuhles, und durch die Wahl Julius II kam das seiner Familie gehörige Herzogthum Urbino ebenfalls hinzu. Die letzten Eroberungen der Päpste setzten sie in den Besitz von Orvieto, von dem Herzogthume Castro und der Grafschaft Romiglione. In Folge des Antheils, welchen der Papst an den politischen Verbindungen gegen Frankreich nahm, wurde sein Thron im Jahre 1796 umgestoßen, und das Land zu einer Republik umgestaltet, welche aber von selbst wieder zerfiel, als die Franzosen das Gebiet verließen. Im Jahre 1808 wurden die römischen Staaten mit der italienischen Krone vereinigt, allein in Folge eines Senatsbeschlusses vom 17 Februar 1810 dem französischen Reiche einverleibt, bis endlich die Ereignisse von 1814 den Papst in alle seine früheren Besitzthümer wieder einsetzten. Seit dieser Zeit wurden mehrere Versuche zu einer administrativen Eintheilung des Landes gemacht, aber erst am 25 Oktober des Jahres 1824 erhielten sie eine definitive Sanktionirung. Der Kirchenstaat besteht demnach heute aus 14 Provinzen, unter welchen Rom den Titel Comarca führt. Jene von Bologna, Ferrara, Ravenna und Forli heißen Legazioni, weil sie einen Legaten zum Gouverneur haben; die übrigen heißen Delegazioni, weil ein Delegat an ihrer Spitze steht. Die Delegation von Benevent und das Gebiet von Ponte Corvo, welches einen Theil der Delegation von Frosinone ausmacht, befinden sich in dem Königreiche Neapel inklavirt.

Im Jahre 1827 war die Bevölkerung dieser Provinzen folgende:

Provinzen.	Bevölkerung.	Hauptstädte.
Rom	292,529	Rom.
Bologna	306,675	Bologna.
Ferrara	205,084	Ferrara.
Ravenna	148,989	Ravenna.
Forli	188,097	Forli.
Urbino-e-Pesaro	216,071	Urbino.
Ancona	155,397	Ancona.
Macerata-e-Caverino	145,820	Macerata.
Fermo-e-Ascoli	160,956	Fermo.
Perugia	188,598	Perugia.
Spoleto	148,598	Spoleto.
Viterbo-e-Civita-Vecchia	145,022	Viterbo.
Frosinone	169,057	Frosinone.
Benevento	22,704	Benevento.
Summe	2,592,529.	

Nachstehende Klassifizirungen werden über die Verhältnisse dieser Gesammtbevölkerung in ihren verschiedenen inneren Beziehungen Aufschluß geben:

1) Klassifikation der Gesammtbevölkerung nach Alter und Geschlecht.

Erwachsene männlichen Geschlechts	758,982
Erwachsene weiblichen Geschlechts	759,150
Kinder männlichen Geschlechts	521,185
Kinder weiblichen Geschlechts	555,012
Summe	2,592,329

2) Klassifikation der Gesammtbevölkerung nach dem Civil-Etat.

Unverheirathete Erwachsene männlichen Geschlechts	259,177
Unverheirathete Erwachsene weiblichen Geschlechts	254,145
Verheirathet	715,586
Wittwer	45,616
Wittwen	54,126
Kinder männlichen Geschlechts	521,185
Mädchen	555,012
Ordensgeistliche	10,599
Weltpriester	54,600
Klosterfrauen	8,214
Summe	2,591,529

3) Klassifikation der Gesammtbevölkerung nach ihren gesellschaftlichen Beziehungen.

Ackerbautreibende Eigenthümer	1,176,178
Fabrikanten, Handelsleute und Arbeiter	691,805
Freie Professionen ausübende	24,908
Soldaten und Seeleute	21,508
Weltgeistliche und Ordensgeistliche beiderlei Geschlechts	55,484
Unerzogene Kinder beiderlei Geschlechts	624,448
Summe	2,592,329

(Schluß folgt.)

Das Bein der Madame Vestris.

Das Vermögen des reichen schottischen Grafen, Lord Fife, der vor einigen Jahren zu Paris, als ein zweiter Jupiter, den Goldregen in den Schooß der Danaen der dortigen Oper strömen ließ, scheint in einige Zerrüttung gerathen zu seyn; wenigstens wird gegenwärtig zu London auf gerichtlichem Wege sein Mobiliar dem öffentlichen Ausgebote unterworfen. Unter den versteigerten Gegenständen befand sich auch das in Gips gegossene Bein der Madame Vestris, Schauspielerin am Drury-Lane-Theater. Dieses Bein soll dem edlen Grafen mehr als tausend Guineen gekostet haben; sein gegenwärtiger Besitzer erstand es um zwei Schillinge.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 165. 13 Junius 1832.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

2. Seefahrt nach Cattaro.

(Fortsetzung und Schluß.)

Noch in der Nacht lichteten wir bei gutem Winde die Anker, pfeilschnell durchflogen wir den Kanal zwischen Sabioncello und dem von einem niedern Gebirgszug durchstrichenen, waldigen Meleda. Heftig durchwühlte der Wind die See, und mit vollen Segeln wurde unser Prognostico bald hoch hinauf, bald tief hinab geworfen. Ich stand am Bugspriet, vor mir die hohen Felsenufer Ragusa's und den Montenegro betrachtend, am Kiel schäumte und rauschte die gewaltsam zurückgedrängte Fluth, und die durchbrochenen Wogen spritzten hoch über die Prora.

Bei der Klippe San Andrea, auf deren Gipfel ein verfallenes Kirchlein steht, war, nachdem wir den Inselkanal verlassen hatten, der Wogendrang ungemein heftig, und die Klippe war hoch hinauf mit dem Schaum und Staubregen der in die Höhe geschleuderten Wogen bedeckt. Bald erblickten wir das Fort Insel Lacromosa und auf der Zinne des Gebirgs das Fort Imperial und hinter hohen doppelten Ringmauern und mächtigen Thürmen, mit amphitheatralisch an den Berg gelagerten Gärten und Villen, Ragusa.

Die Küsten des Festlandes und der Inseln Dalmatiens senken sich nicht allmählich und sanft mit sandigen Ufern ins Meer; steil, oft senkrecht steigen die Kalkfelsen empor und nur in der Nähe der Ausmündung weniger Flüsse sieht man flache Sumpfufer. Alle Inseln bestehen aus fortlaufenden Gebirgsrücken, oder sind wie z. B. Pomo und Lissa ein einziger Berg, und an hinlänglichen Getreidebau ist nich tzu denken; da die nackten Felsen nur Buschwerk, Oel und Wein, der ohne alle weitere Kultur auf den Felsen rankt, hervorbringen. Ehedem deckten hohe Waldungen von Pinien und Meerfichten diese Gegenden; umsonst sucht man jetzt nach einem einzigen Holzwald, und man sagt, daß seit dieser Ausrottung der Wälder der Wassermangel stets mehr überhand nehme, da es sechs Monate fast gar nicht regnet. Dalmatien muß sein Bauholz von den nördlichen Häfen, 500 Miglien weit, holen; daher baut der arme Mann, um wenig Balken nöthig zu haben, schmale, kleine massive Häuschen, die von weitem, mit ihren mangelnden oder winzigen Fenstern, verwitterten Felsstücken gleichen. Das Dach wird mit Kalkschiefer gedeckt, und es ist eine große Masse Bindematerials zu einem solchen ganz massiven, aus Kalkschiefer erbauten Hause nöthig. Um Kalk zu brennen werden daher alle Gestrüppe (da das hohe Holz mangelt) nicht etwa abgehauen, sondern mit der Wurzel ausgerissen, und nach Jahren erkennt man noch an den kahlen Flecken die Plätze, wo Kalköfen standen. Das nöthige Brennholz wird eben so ausgerissen, und der letzte Busch, der den Felsen bekleidet, von dem armen Bauer zum Verkaufe nach einer der Städte, oft über stundenhohe Gebirge getragen, oder von entfernten Inseln dahin geschifft.

Die ganze dalmatinische Inselgruppe scheint die emporragende Kuppe mehrerer untermeerischer Gebirgszüge zu seyn. Die meisten Inseln liegen sogar parallel mit den Gebirgszügen des Festlands und der Küste desselben und sind mit Klippen und unfruchtbaren Felseneilanden umgeben. So weit die See braudet, sind ihre Ufer kahl, und die nackten Felsen fangen erst viele Fuß hoch über dem Meeresspiegel an, sich zu bekleiden.

Auf den wenigsten Inseln sind Pferde und Maulesel, auf keiner ein Fuhrwerk irgend einer Art, auf allen schlechte Fußwege längs des Gestades oder über den Bergrücken.

Die Bewohner slavischen Ursprungs haben als Schiffer und im steten Umgange mit den Italienern sehr viel von ihrer Nationalität verloren; sind höchst unwissend (ganz ohne Schulen) und arm, und ihre schlecht besoldeten Geistlichen die Einzigen, die lesen und nothdürftig schreiben können. Der Produkte des Thierreichs sind, den Fischfang ausgenommen, der aber wegen des Geldmangels der Insulaner nie ins Große betrieben wird, in ganz Dalmatien wenige. Maulthiere und Rinder müssen aus Bosnien geholt werden, die Schafzucht ist nicht veredelt, und Bienenzucht, Seidenbau fangen erst seit einigen Jahrzehnten an, an einzelnen Orten betrieben zu werden. Merkwürdig ist es, daß Dalmatien auf einigen Punkten seines Festlandes und auf mehrern Inseln den Stammvater unsrer Haushunde, den Schakal, wild beherbergt. Nach Aussage von Einwohnern, die schon mehrmals Bosnien durchreist, und auch den Landweg nach Konstantinopel gemacht haben, soll er durchaus nicht im Innern der Türkei vorkommen, und bloß auf diese wenigen Punkte beschränkt seyn. Die Punkte, welche der Schakal (canis aureus) in Dalmatien bewohnt, sind die Inseln Curzola, Giupana, Jaklian und die Halbinsel Sabioncello; auf dem eigentlichen Festlande trifft man ihn nicht. Die Eingebornen nennen ihn Chiacli und beklagen sich, daß er nicht nur den Schafen

feind ist, Aas und Fleisch jeglicher Art nachstellt, sondern daß er selbst Trauben, Oliven, Kohl und andere Feldfrüchte verzehrt, und Nachts besonders bei Veränderung des Windes und Wetters, bei großer Kälte und beim Läuten der Glocken, in Schaaren zusammengerottet, ein klägliches Geheul ausstoße. Im Sommer bewohnt er die Schluchten und unzugänglichen Höhen der Berge, im Winter aber kommt er tiefer herab, und wird nicht selten in der Nähe der Wohnungen erlegt. In Palästina und Nordafrika ist der Schakal gemein, und Simson schickte sie als Illuminaten in die Felder der Philister. Besonders merkwürdig aber ist der Umstand, daß der Schakal großen Antheil an der Entstehung des Haushundes hatte. Viele Naturforscher verbinden mit dem Worte Hausthiere noch immer den wirklich kindischen Begriff, als müsse ein jedes Hausthier ursprünglich wild in Hochasien gelebt, oder gar speziell vom Ararat herabgestiegen seyn. Das Rennthier, das Lama, die Gans und die Pauris sind weit verbreitete Hausthiere, und es wird keinem Verständigen einfallen, ihre Abkunft aus Hochasien ableiten zu wollen. Eben so wenig ist es wahr, daß alle zahmen Hunde den Menschen von Hochasien herab, über die ganze Welt folgten. Der Mensch zähmte sich an verschiedenen Orten, einheimische, wilde, sehr verschiedene Hundarten, und so ist die Frage gelöst, wenn man uns einwerfen möchte: wie ist es möglich, daß der Schakal, der nur in heißen Gegenden lebt, in die Kälte Grönlands und das Klima Neuhollands verpflanzt werden konnte! Wir glauben, daß nur die Hunde des alten Kontinents vom Schakal abstammen, vielleicht hat zu der Erzeugung dieser zahmen Rasse auch Canis pictus in Aegypten beigetragen. Unsre Hunde heulen beim Tone der Blasinstrumente und feierlichem Glockenläuten, sie fressen vegetabilische und animalische Kost, alles dieß thut der Schakal auch, und wild gefangen, läßt er sich stets leicht zähmen. Die Dingo's, die Hunde Neuhollands leben nur von Fleisch; sie können, eine gewiß sonderbare Erscheinung! nicht schwimmen, und werden nie so zahm als die der alten Welt, Umstände, die vorzüglich ihre Originalität bestätigen. Die ursprünglichen Hunde Amerika's, die nur heulen, von denen wir aber nur unsichere Kenntnisse haben, sprechen für die Abkunft vom Wolfe.

Immer bleibt uns jedoch das Vorkommen des Schakals auf diesen wenigen Punkten so weit von den andern Orten, wo er in zahllosen Schaaren lebt, entfernt, eine merkwürdige Erscheinung. Manche Eingeborne selbst glauben, er sey erst vor hundert Jahren durch den Schiffbruch eines persischen Fahrzeugs, das ein Pärchen an Bord hatte, nach Dalmatien gekommen. Dalmatien hat aber, sonderbarer Weise auch mehrere Amphibien und Vögel, die wohl Niemand als verpflanzt annehmen wird, mit Nordafrika gemein, und wir möchten glauben, daß auch der Schakal ein ursprüngliches Thier dieser Gegend sey.

Eine andere zoologische Merkwürdigkeit Dalmatiens ist die Knochenbreccie, die man in sehr festen Conglomeraten an verschiedenen Punkten, z. B. am Monte Suppliak nordöstlich von Rogosnizza, auf den Scoglie Goi und Bukkovaz vor Lesina, am Lido di Babino poglie auf Meleda, bei Nona auf Isola grossa und Coronata, bei Dernis und am Ursprung der Cicolla und Salona auf den Inseln Calamotta, Gerso und Osera ferner bei der Punta della Planca bei Rogosnizza und bei Nona findet. Die Einwohner halten diese Knochen, die vorweltlichen Thieren aus dem Hirschgeschlechte angehören, für Menschenknochen, und ein schlauer Geistlicher bei Spalatro zog den logischen Schluß, da andere Menschenknochen bald verwittern, diese aber schon Jahrhunderte den Stürmen der Zeit trotzen, so müssen sie nothwendig — einem Heiligen angehört haben. Er verkaufte nun zu guten Preisen die zahlreichen Ueberreste des unbekannten Heiligen an die Gläubigen, bis ihm österreichische Offiziere einen langen versteinerten Unterkiefer brachten, und überzeugten, daß diese Knochen eher einem Esel als einem Heiligen zuständig gewesen seyn mochten. Eine andere Sage über den Ursprung der meledensischen Knochenbreccie theilt uns Professor Partsch mit: Eine Mutter wurde von ihrem Sohne mißhandelt. Sie fluchte ihm: „So sollen Dich in ihren Schoß weder Erde noch Meer aufnehmen.“ Als der Sohn gestorben war, begrub man ihn auf dem Kirchhofe des heiligen Pancratius zu Babinopoglie; bald fand man aber den Leichnam außerhalb des Grabes. Man warf ihn ins Meer, und dieses schleuderte ihn ans Land und drückte die zertrümmerten Knochen in die Felsen, wo man sie noch heute bei Ginsciaz Rat sehen kann.

Skizzen aus der Walachei.

(Fortsetzung.)

In diesem immerwährenden Kriege der verschiedenen Racen, sichert sich der Grieche vor der Tyrannei des Säbels durch List, Geschmeidigkeit und Verstand. Der Bulgar hat Thätigkeit, Industrie und eine unermüdliche Geduld auf seiner Seite; was den Walachen betrifft, so wird man fast versucht, zu glauben, daß ihm das beste Loos gefallen; sorglos lebt er in den Tag hinein, denkt nicht mehr an das Gestern, und sorgt nicht für Morgen. Guter Wein, wohlfeil und im Ueberfluß, ist sein einziges Bedürfniß, im Uebrigen genügt ihm seine „Mamalinga.“ Er bereitet dieses Gericht, indem er in einen, bis zu drei Viertheilen mit Wasser gefüllten Topf Mehl wirft, und diese Masse bei einem Feuer kochen läßt, das ihn nichts kostet, denn auf dem flachen Lande, das zu weit von den Gebirgen und den Waldungen, mit denen sie bedeckt sind, entfernt ist, unterhält er es mit dem Miste seiner Heerde. Ist der Teig unter beständigem Umrühren zur gehörigen Dicke eingekocht, so wird er auf einen, auf die Erde gebreiteten Mantel geschüttet, wo er erkaltet. Bei einem solchen Fladen und einem Stück Käse dünkt ein Walache sich reicher als ein König, denn er hat ja genug um seinen Bauch zu füllen; jetzt arbeitet er nicht mehr, und würde alle Reichthümer der Welt gleichgültig betrachten.

Ich habe einen Griechen gekannt, der nach langem Umherreisen sich endlich im „phanariotischen Peru,“ so nennt man nämlich diese Landstriche in der Nähe der Donau, niederließ, und bei Orsowa eine jener unermeßlichen Pachtungen des Landes übernahm. Ein Grieche geht gewöhnlich in keiner andern Absicht nach der Walachei, als um sich schnell zu bereichern, und dann sein Vermögen entweder in Therapia, oder irgend einem andern jener reizenden Dörfer am Bosporus, die aus Palästen bestehen, zu verzehren, und wo diese Nabobs sich, wie die Muschel am Felsen festsetzen. Giatani

…izzen aus der Walach…

(Fortsetzung.)

fast gar keinen Werth; ein Lamm z. B. kostet 4 Grossia (24 Sous). Geflügel, das seine Nahrung nach Belieben auf den Maisfeldern um die Pachthöfe herum sucht, ist so zahlreich, daß man bei Gia-tani weder Rind- noch anderes Schlachtfleisch aß; der Koch warf auf gut Glück mit seinem Stocke unter das Federvieh auf dem Hofe, und konnte darauf rechnen, daß die Gans, das Huhn oder der In-dian, den er traf, fett und gut war.

Die Ernten sind zuweilen so ergiebig, daß man das Getreide, um es aufzubewahren, eingräbt, wobei man folgenderweise zu Werke geht: Es wird ein Loch von 5 bis 6 Schuh Tiefe gegraben, in welches ein Bauer hinabsteigt, der mit Händen und Füßen die Erde unterhalb ausgräbt, bis die Grube die Gestalt einer Kürbisflasche hat, nämlich Unten weit und nach Oben enger. In diese geebnete, fest geschlagene und mit Stroh ausgefütterte Höhlung wird das gereinigte und geschwungene Getreide geschüttet, dann mit Stroh und endlich mit festgestampfter Erde bedeckt. Dieses Magazin wird alle sechs Monate geöffnet, um den Zustand des Getreides, das zuweilen vom Kornwurme angegriffen ist, zu untersuchen, in welchem Falle dann nichts übrig bleibt, als die Grube zu leeren, und den Inhalt schnell zu verkaufen, oder Branntwein daraus zu brennen. Die Fruchtbarkeit des Bodens bietet der Unerfahrenheit seiner Bearbeiter, der Tyrannei der Pächter und Eigenthümer Trotz. Die

Als selbst das Meer sich aus; mit mächt'gem Arm
Umschlingt das Meer die Erde, und das Aug'
Ist schneller als der schnellste Renner;
Der Honig ist nur Essig gegen Zucker
Und lieber, tausendmal, als ihren Bruder
Ist einem Mädchen der Geliebte."

* * *

Die drei Freuden der Liebe.

Nun hört: Erdelitas Königin pflanzt 'ne Tanne,
Und selbst, mit eigner königlicher Hand
Begoß sie ihren Pflegling und vertraute
Des Herzens Kummer dem verschwiegnen Baum.
„O grüne Tanne," sprach sie einst ganz traurig,
„Wachse, werde groß, ich bitte dich,
Daß deine Zweige mit dem Boden kosen,
Und in der Luft dein hoher Gipfel rausche.
Dann lasse mich von Zweig zu Zweige klimmend,
Des fernen Buda's weiße Mauern schau'n,
Wo Jovan, wo der tapfre Jovan weilet!
Blüht er noch kühn und schön in Jugendkraft?
Werd' ich wohl jemals noch den Reigerbusch
Von seinem Kalpack lieblich nicken sehn?
Sein stolzer Renner mit der schwarzen Mähne,
Erhebt er immer noch sein stolzes Haupt?
Ach, daß ich durch die Luft mich schwingen könnte!"
So sprach sie, denn sie glaubt' sich unbelauscht.

Statistische Notiz über die Bevölkerung des Kirchenstaates.

(Schluß.)

Die „Revue Britannique“ hat früher schon, bei einem zwischen dem englischen Klerus und jenem der übrigen Völker der Christenheit aufgestellten Vergleiche behauptet, daß im Allgemeinen die Einkünfte der Geistlichkeit in Italien am geringsten und zugleich am zweckmäßigsten vertheilt seyen. Als Beweis für die Richtigkeit obiger Behauptung lieferte sie neuerlich das hier folgende Verzeichniß der verschiedenen Diöcesen des ehemaligen Departement de Rome, deren Zahl sich auf 22 belief, nebst Angabe ihrer Volkszahl und der Einkünfte ihrer Dignitarien:

Namen der Diöcesen.	Bevölkerung.	Einkünfte nach Franken.
Rieti	50,000	12,000
Narni	16,000	8,000
Sabine a Magliano	18,000	1,600
Tivoli	22,000	15,000
Palestrina	15,000	2,700
Velletri-e-Ostia	19,000	26,000
Porto-e-Santa-Ruffina	1,000	2,600
Albano	17,000	2,600
Frascati	10,000	25,000
Seguro	8,000	15,000
Terracina	28,000	15,000
Veroli	55,000	21,000
Matri	15,000	16,000
Ferentino	20,000	32,000
Anagni	14,000	10,000
Witerbo-e-Toscanella	55,000	52,000
Sutri-e-Nepi	18,000	7,000
Bagnarea	11,000	8,000
Montefiascone-e-Corneto	15,000	32,000
Civita Castellana e Galera	28,000	25,000

Hiezu kamen noch die Abteien, genannt Nullius, welche unabhängige Diöcesen bildeten:

San-Salvatore-Maggiore	8,000	16,000
Subiaco	18,000	24,000

Die Bisthümer Velletri-e-Ostia, Porto-e-Santa-Ruffina, Sabine, Albano, Frascati und Palestrina werden Suburbani genannt, und nur an Kardinäle verliehen. Die beiden ersten gehören immer von Rechts wegen dem Dekan und Unter-Dekan des heiligen Kollegiums. Die Bischöfe selbst wurden durch zahlreiche Kapitularien in ihren Funktionen unterstützt; daher sich in Rom allein 13 Domkapitel befanden, deren Totaleinkommen sich jedoch nicht höher als auf 525,000 Franken belief, welche unter mehr als 4000 Geistliche vertheilt jedem nur eine geringe Summe abwarfen.

Das Einkommen eines Pfarrers in Rom stieg im Jahre 1810 selten bis zu 1200 Franken, und war meistens nur 320 Franken. Wenige kasuale Einnahmen und der Ertrag ihrer Messen mußte die Mittel ihrer Existenz kompletiren.

Der ordentliche Klerus zählte im Jahre 1810 in Rom 119 Klöster mit 1.465 Ordensbrüdern, unter welchen mehr als ein Drittheil Bettelmönche waren. Das Kloster Santa Maria Concezione a Capo le Case hatte 131, jenes von San-Francisco a Ripa 105 Bettelmönche. Die begüterten Klöster zählten ungefähr 1000 Individuen, und besaßen 930,000 Franken Einkünfte, also 950 Franken auf jeden Kopf.

Außerhalb Roms befanden sich zur selben Zeit 240 Mönchsklöster, mit 1753 Ordensbrüdern, worunter ebenfalls ein Drittheil Bettelmönche. Alle diese Klöster waren arm, mit Ausnahme der Karthäuser von Trisulti bei Alatri, welche aus liegenden Gründen einen Ertrag von 96.000 Franken bezogen, und der Benediktiner von Santa-Scolastica, deren Einkommen 48,000 Franken betrug. Die ganze Anzahl sämmtlicher Klostergeistlicher belief sich auf 5196.

Die Zahl der Frauenklöster betrug in Rom 26, in welchen sich 1151 Nonnen befanden. Ihr Einkommen war im Allgemeinen gering. Die reichsten waren jene von San-Dominico-e-Sisto, mit 67.000 Franken, und von San-Silvestro in Capite, mit 47,000 Franken Einkünfte. Außerhalb Roms zählte man 75 Frauenklöster, mit 1526 Nonnen. Diese Klöster enthielten also insgesammt 2657 Nonnen.

Rekapitulirt man nun Alles, was die geistliche Bevölkerung dieses ehemaligen Departements betrifft, so findet man im Jahre 1810:

Bischöfe und Aebte mit bischöflichen Rechten	11
Domherren und andere Kapitularen	1.60
Pfarrer	66
Vikarien und Hülfspriester	1.57
Ordensgeistliche in Klöstern	5.19
Klosterfrauen	2.657
Summe	9.91

Vor der unglücklichen Epoche des Jahres 1797 besaß die Geistlichkeit in der Ausdehnung dieses Departements, in beweglichen und unbeweglichen Gütern ein Kapital von ungefähr 78 Millionen Franken, und zur selben Zeit betrug die Totalsumme aller geistlichen Güter im ganzen Umfange der päpstlichen Staaten 214 Millionen Franken. Nebst dem bezog der Klerus aus dem öffentlichen Staatsfonds ein jährliches Einkommen von 800,000 Franken.

Vermischte Nachrichten.

Vor das Polizeigericht der Union-Hall in London wurde in den jüngstvergangenen Tagen ein Mann, Namens Butcher, gebracht, der auf der Straße betroffen worden war, wie er an einer Stange einen Zettel trug, auf dem mit großen Buchstaben zu lesen war: „Sieg des Volkes.“ Darunter sah man die Königin zu Pferde und die Ueberschrift: „Die Frau, die das Roß Souverain reitet.“ Der Träger dieser Standarte verkaufte ein ungestempeltes Blatt, das den Titel führte: „John Bulls politische, satyrische und humoristische Galerie,“ weßhalb er vor Gericht gezogen wurde. Als Titelvignette sah man auf dieser Flugschrift einen Mann und eine Frau, die sich um ein Paar Hosen schlugen, die jener ausgezogen zu haben schien. Auf Seite des Mannes kämpfte Lord Grey und der Lordkanzler, auf Seite des Weibes die Herzoge von Wellington und Cumberland. Der gedruckte Theil des Blattes enthielt eine Rede, die in einer der politischen Versammlungen gehalten worden war, und die feierliche Erklärung der Union von Birmingham. Da der Polizeibeamte im Knopfloche Butcher's ein dreifarbiges Band erblickte, so fragte er ihn, was Dieß zu bedeuten habe. Der Angeklagte antwortete, daß Dieß das Erkennungszeichen der Reformfreunde sey, worauf der Polizeibeamte ihm bedeutete, daß der Verkauf ungestempelter Blätter verboten, daß seine Karrikaturen unanständig seyen, und daß er, wenn er noch ein Mal dergleichen Flugschriften verkaufe, mit Gefängnißstrafe belegt werden würde. Butcher erklärte sich bereit keine mehr zu verkaufen, wenn es ungesetzlich sey, und überließ den Rest seiner Blätter dem Gericht für einen Schilling.

Französische Blätter geben von der Cholerafurcht, die in Frankreich an manchen Orten herrscht, folgende erbauliche Geschichte: Ein aus Paris vor der Cholera entflohener Mann kam mit der Post nach Joigny, wo er von allen Symptomen der schrecklichen Krankheit befallen wurde. Man brachte ihn in das dortige Spital, die Aerzte eilen herbei und verordnen, nach Magendie's Heilmethode, Punsch und Reibungen. Das Getränke wird bereitet; allein als man zu den Reibungen schreiten soll, flieht Alles entsetzt davon, und selbst die barmherzigen Schwestern flüchten und verschließen sich in ihre Zellen. Man sah sich genöthigt, zwei freigelassene Galeerensklaven die Reibungen vornehmen zu lassen. Kaum befanden sie sich aber allein bei dem Kranken, als sie sich über den Punsch hermachten und ihm so wacker zusprachen, daß man am andern Morgen die Fenster des Zimmers offen und die beiden saubern Krankenwärter betrunken und fast eben so regungslos als den Fremden findet, der schon lange verschieden war.

Zu Boulogne sur la Mer wurde jüngst ein riesengroßer Mann, der in Wachsleinwand gekleidet und an Händen und Füßen mit schweren Ketten beladen, vor einer Feldkapelle mit dem Gesichte auf dem Boden liegend betroffen wurde, als verdächtig gefänglich eingezogen. Aus seinem Verhöre ergab sich, daß es ein Irländer war, der auf einer Pilgerfahrt nach Rom begriffen, zur Buße für seine Sünden, sich die Kettenlast aufgeladen hatte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 166. 14 Junius 1832.

Die Gründung eines neuen Staates in Nordamerika.

Zweite Skizze.

In der vorhergegangenen Skizze sahen wir den jungen Staat von Stufe zu Stufe die Leiter der gesellschaftlichen Entwicklung emporsteigen; wir sahen die „Squatters" oder ersten Ansiedler auf den „Indian trader" oder kaufmännischen Jäger folgen, und den Pflanzer an die Stelle des Squatters treten. Das Gebiet ist abgemarkt, die Regierung hat sich gebildet, die Städte bevölkern sich nach und nach. Der Boden, den einst kaum der Fuß eines Wilden berührte, ist mit emsigen Bürgern bedeckt. Der Pflanzer, der nun die Früchte des civilisirten Lebens zu genießen anfängt, wird berufen, auch die Pflichten desselben zu übernehmen. Der Gerichtshof will seine erste Sitzung halten, die Geschworenen werden einberufen, und der Pflanzer ist einer derselben. Der Scherif langt bei ihm an, um ihm den Gerichtstag anzusagen, und bei ihm zu Mittag zu speisen. Noch besteht kein Justizgebäude (Court house). Der Richter, der gewöhnlich ein Mann von Verdienst ist, bei diesem Zustande der Gesellschaft aber manchmal auch der ausgeschossene Niederschlag anderer Gerichtshöfe, wählt die große Stube eines Wirthshauses oder einen geräumigen Speicher zum Sitzungssaale. Nicht selten nimmt der Gerichtshof in einem Magazine auf Brettern, die über Fässer gelegt werden, seinen Sitz. Eine Woche solcher gerichtlichen Verhandlungen ist für die Wirthe des Ortes eine Goldgrube. Das Volk strömt auf fünfzig Meilen in die Runde herbei, theils in Geschäften, theils aus Neugier. Die Zeit der Sitzungen wird von Jedem, der für die Bedürfnisse des Publikums thätig ist, benützt, seine Waaren feil zu bieten. Der Eine bietet seine Neger zum Verkaufe aus, der eine führt seinen zierlichen Hengst zur Schau, die Advokaten suchen Klienten, die Aerzte Patienten.

Der Scherif eröffnet den Gerichtshof, und ruft die Parteien vor; auf zwei Brettern sitzt eine Reihe von vier und zwanzig freien Männern, welche den „Grand Jury" bilden. Der Jäger, Hemd und Hose von Leder, und mit einem Bart, den vier Wochen schon kein Scheermesser berührte; der Squatter im Strohhute und in Zeug gekleidet, das die Hand seiner Frau gesponnen hat; der Krämer mit seiner Ladenfreundlichkeit; neben den rauhen Zügen des schwarzen Schmides der erst neulich angekommene reiche Pflanzer; alle Handwerker und Stände sind durch einander gemischt, und bilden das Publikum dieser Verhandlungen. Die Stille ist endlich hergestellt, die Advokaten halten ihre Vorträge, mit mehr oder minder vielem Talente, wie es allerwärts der Fall ist; der Richter faßt die Verhandlungen wieder zusammen, mit einer Würde, als säße er in Westminster, und die Entscheidungen fallen nicht schlechter aus, als irgendwo in einem marmorenen Gerichtssaale. Am Abende vertagt sich der Gerichtshof auf den andern Tag, und die Advokaten haranguiren das Volk in den Wirthshäusern mit der Gerechtigkeit ihrer Sache.

Die Zeit, wo Gericht gehalten wird, benutzen gewöhnlich auch Diejenigen, die als Abgeordnete zum Kongresse gewählt zu werden wünschen, um sich dem Volke vorzustellen. Sie und ihre Freunde suchen die Gunst der Menge durch alle erdenklichen Ueberredungskünste, oder auch durch Schliche und Ränke zu erlangen. Auf die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden folgen Wortwechsel, die meistentheils Abends, wo man sich heiser gestritten, und den trockenen Mund mit einem Glase über den Durst angefeuchtet hat, mit einer Prügelei zu Ende gehen. Jeder Kandidat läßt es sich natürlich nicht nehmen, seine Freunde zu bewirthen. Uebrigens muß man die Wahlen eigentlich auf dem Lande vor sich gehen sehen. Schon mehrere Monate zuvor sind die Kandidaten und ihre Freunde auf den Beinen, machen von Haus zu Haus ihre Besuche, schmeicheln, schwärzen an, geben Erläuterungen und Zusicherungen, wobei sich jedoch, nebenbei gesagt, die Freunde noch mehr Mühe geben, als die Bewerber selbst. Der Gouverneur hat durch öffentliche Bekanntmachung den Wahltag ausgeschrieben, und das Land in „Precincts" (Wahlsprengel) abgetheilt; wo er in jedwedem ein im Mittelpunkte gelegenes Haus den Wählern zur Versammlung bestimmt, und drei Wahlaufseher ernennt. Diese drei Männer kommen an bestimmten Tagen zusammen, und schwören, indem sie die Bibel küssen, ihres Amtes treu und redlich zu warten; dann setzen sie sich um einen Tisch neben einem Fenster, eine alte Zigarrenkiste mit einem Loche im Deckel stellt die Wahlurne vor, und ein Blatt Papier und ein Schreibzeug bilden die ganze Kanzelei. Jeder Wähler tritt außen an das Fenster, gibt seinen Namen an, der auf das Blatt Papier gesetzt wird, legt seinen Stimmzettel in die Zigarrenkiste und geht seines Wegs. Wenn den Wahlaufsehern über die Eigenschaften des Wählers, etwa in Bezug auf sein Alter oder seinen Wohnort, Zweifel aufstoßen, so lassen sie es ihn mit einem Eide erhärten. Innerhalb des Wahlhauses geht Alles in gehöriger Ordnung vor sich; nicht so ist es außerhalb desselben. (Schluß folgt.)

Zustand der Wissenschaften in Italien.

(Fortsetzung und Schluß.)

Es würde zu weit führen, wenn wir alle Gelehrte aufzählen wollten, die sich in Turin mit Erfolg den physischen und mathematischen Wissenschaften gewidmet haben. Man kennt die schönen Arbeiten Avogadro's über die atomistische Physik, und die des Cisa de Gresy über die Störungen der Planeten und in verschiedenen Zweigen der Analyse. Colla ist zugleich ein gelehrter Advokat und ausgezeichneter Botaniker. In seinem Garten zu Rivoli findet man die seltensten Pflanzen beider Kontinente, von denen er, wie sie zur Blüthe gelangen, Beschreibungen herausgibt. Die Naturgeschichte hat unlängst einen Verlust an Bonelli erlitten, der eines wohlverdienten Rufes genoß. Joubert hat mit Erfolg seine großen chemischen Kenntnisse der Kunst zugewendet und Cantu machte sich durch Entdeckung der Jodine in den Mineralquellen berühmt. Der Major Omodei bewahrt auf würdige Weise in der Artillerie, was ihm sein Vorgänger Papacino degli Antoni hinterlassen hat. Mosca schuf eines der schönsten Baudenkmäler der neuern Zeit in der prachtvollen Brücke über die Dora, und Rolando, dessen Verlust die Wissenschaft erst seit Kurzem bedauert, brach durch seine Untersuchungen über die Physiologie des Gehirns den merkwürdigen Entdeckungen Flourens über denselben Gegenstand die Bahn.

Die schöne Literatur wurde in Piemont mit minder glücklichem Erfolge angebaut, als die abstrakten Wissenschaften. Alfieri, Denina und Baretti, obgleich Piemontesen, übten doch nur wenig Einfluß auf ein Land aus, das sie verließen, bevor sie noch ihren Ruhm begründet hatten. Caluso jedoch führte ein tieferes Studium der griechischen Literatur und der orientalischen Sprachen ein, und Vernazza, ein Mann von einer umfassenden Gelehrsamkeit, lenkte die Köpfe zu genaueren positiven historischen Untersuchungen. Während gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts die alte italienische Literatur so in Vergessenheit gerathen war, daß man sich bemühte, nur ausländische Worte und Sprachwendungen nachzuäffen, erwarb sich Napione das Verdienst, als Einer der ersten die Stimme erhoben, und der Sprache Dante's und Petrarcha's das Wort geredet zu haben, indem er den Italienern rieth, doch wenigstens in den Worten noch sich eine Nationalität zu bewahren. Caluso gründete eine Schule, aus der Peyron, Boucheron und andere ausgezeichnete Gelehrte hervorgegangen sind. Peyron, der für einen der ersten Hellenisten in Europa gehalten werden kann, hat mit gründlicher Gelehrsamkeit und seltenem Scharfblick die griechischen Denkmäler des schönen ägyptischen Museums in Turin erläutert und Italien sieht seiner Uebersetzung des Thukydides entgegen, an der er schon zehn Jahre arbeitet, so wie seinem koptischen Wörterbuche, der Frucht seiner tiefen Bekanntschaft mit den orientalischen Sprachen. Boucheron, ein Mann von großer klassischer Gelehrsamkeit, hat das Verdienst die Sprache des Cicero mit einer Geläufigkeit zu schreiben, als ob er zu Augustus Zeiten geboren worden wäre.

In Piemont bildete sich eine historische Schule, an deren Spitze Botta genannt werden muß, der sich zwar schon seit dreißig Jahren in Frankreich niedergelassen, aber einen großen Einfluß auf sein Vaterland ausgeübt hat. Karl Botta folgte der französischen Armee nach ihrem unglücklichen Feldzug von 1799 auf ihrem Rückzuge. Unter dem Kaiserthum war er Mitglied des gesetzgebenden Körpers und in dieser Zeit gab er seine Geschichte des amerikanischen Befreiungskrieges heraus, wodurch er seinen Ruhm begründete. Nach der Restauration wurde er zum Rektor der Universität Rouen ernannt, aber von dem Ministerium Villèle, das ihn von allzu unabhängigem Charakter fand, abgesetzt. Im Jahre 1824 ließ Botta seine Geschichte Italiens vom Jahre 1789 bis 1814 erscheinen. Dieses Werk, von allen Parteien angefochten, machte in Italien solches Glück, daß in Toskana allein zwölf Auflagen davon gemacht wurden. So sehr die Geschichte von Italien die Buchhändler bereicherte, so wenig trug sie ihrem Verfasser ein, wie Dieß jenseits der Alpen stets zu geschehen pflegt, und Botta war nahe daran, sich in eine unangenehme Lage versetzt zu sehen, als sich eine Gesellschaft, die in Italien ohne Beispiel ist, mit dem Zwecke bildete, den Geschichtschreiber zur Fortsetzung des Guicciardini bis auf das Jahr 1789 zu ermuntern. Hundert Subskribenten machten sich anheischig, 60,000 Fr. zusammen zu schießen, durch die Botta für seine Arbeit entschädigt und die Druckkosten gedeckt werden sollten. Botta hat gegenwärtig das ihm übertragene Werk vollendet und die Fortsetzung der Geschichte des Guicciardini wird noch vor Ende dieses Jahres in zehn Bänden erscheinen. Der neue König von Sardinien bezeichnete den Antritt seiner Regierung dadurch, daß er von freien Stücken Botta eine Pension bewilligte, ihn zum Kommandeur seiner Orden ernannte, und ihm seine Stelle bei der Akademie zurückgab, die er im Jahre 1814 wegen politischen Verhältnissen niederzulegen gezwungen wurde. Botta hat mehrere Söhne, von denen der Eine, der sich bereits durch seine Schriften in der Naturgeschichte einen Namen erworben und eine Reise um die Welt gemacht hat, gegenwärtig in Senaar reist. Offiziere eines amerikanischen Schiffes gaben dem Sohne des Geschichtschreibers ihrer Unabhängigkeit, zu Ehren seines Vaters, vor einigen Jahren, wo sie mit ihm im stillen Ozean zusammentrafen, ein glänzendes Fest; beinahe gerade bei den Antipoden von Turin.

Dem Eifer und den Talenten mehrerer junger piemontesischer Gelehrten verdankt man wichtige Beiträge zur neuen Geschichte Italiens. Der Graf Cäsar Balbo, dessen Vater, Präsident der Akademie der Wissenschaften von Turin, sich als Schriftsteller und Diplomat auszeichnete, ist bereits durch seine Uebersetzung des Tacitus, durch die Erzählungen eines Schullehrers ehrenvoll bekannt, und gab vorläufig zwei Bände einer Geschichte Italiens heraus, deren Fortsetzung die gelehrte Welt mit großer Erwartung entgegensieht. Der Chevalier Sauli, der große Reisen in der Türkei machte, schrieb eine vortreffliche Geschichte der genuesischen Niederlassungen in der Levante. Manno verdankt man eine Geschichte Sardiniens und della Marmora die Beschreibung einer Reise in diesem Königreiche. Der Graf Sclopis beschäftigte sich mit der Geschichte der Herrschaft der Longobarden in Italien; Gazzera mit der Untersuchung der Alterthümer Piemont's und Cibrario mit der Herausgabe historischer Dokumente, wodurch alle drei unter den Schriftstellern ihres Landes ausgezeichnete Namen erworben haben. Der unlängst erfolgte Tod des Sekretärs der Akademie der Wissenschaften, Grassi, unterbrach

die Herausgabe eines großen militärischen Dictionäres, das er nach einem sehr umfassenden Plane begonnen hatte. Provana, Saint-Marsan und andere junge Schriftsteller, arbeiten an geschichtlichen Werken, von denen sich viel für die Wissenschaften versprechen läßt.

Während die Piemontesen so rühmlich in den Wissenschaften und der gelehrten Literatur hervortraten, scheinen sie in Werken der Einbildungskraft und des Geistes weniger fruchtbar, als die übrigen Italiener. Vergebens würde man unter den großen Dichtern und Künstlern Italiens einen suchen, der an den Ufern des Po geboren wäre. Alfieri selbst zeichnet sich mehr durch die Kraft seiner Gedanken und seines Styles, als durch den Reichthum seiner Einbildungskraft oder den Wohllaut seiner Verse aus. Auch fühlte dieß der Dichter so sehr, daß er Calvi, dessen Gedichte voll Geist und Originalität aber leider im turinischen Dialekt geschrieben, und so in dem ganzen übrigen Italien unbekannt geblieben sind, um sein Talent beneidete. Indeß ist es doch ein Piemontese, Alberto Nota, der fast allein noch die Ehre des italienischen Lustspieles rettet; man verdankt ihm „den Jahrmarkt," „den ehelosen Philosophen" und andere Stücke, die sich den Beifall des Publikums erworben haben. Der Graf Bagnolo verpflanzte mit Glück die Meisterwerke Corneille's auf die italienische Bühne, und ein anderer Piemontese, Silvio Pellico, ist der Verfasser der „Francesca da Rimini," die sich eines glänzenden Erfolges zu erfreuen hatte. Der Beifall mit dem die Italiener dieses Stück aufnahmen, galt wohl auch zugleich als der Ausdruck ihres Mitleides für den jungen interessanten Schriftsteller, der in den Gefängnissen des Spielberges schmachtete. Pellico kehrte nach Piemont zurück, nachdem er neun Jahre im „Carcere duro" gelegen war. In der Einsamkeit seines Kerkers und der Mittel zum Schreiben beraubt, dichtete er dieses Trauerspiel, das er erst kurz nach seiner Befreiung niederschrieb. Seine Freunde wollten dieses Stück zum Besten des unglücklichen Verfassers in Druck geben; allein die italienische Apathie hat dieser patriotischen Anforderung schlecht entsprochen.

Außer der Universität zu Turin besteht in Piemont auch eine Hochschule in Genua, die auf ihren Lehrstühlen ausgezeichnete Gelehrte zählt. Mojon, der hier Chemie lehrt, ist einer von jenen Italienern, die Oersted in der Entdeckung des Elektro-Magnetismus vorgearbeitet haben. Der Professor der Botanik Viviani hat eine treffliche Flora von Lybien und Cirenaika herausgegeben. Die dritte Universität des Landes zu Cagliari in Sardinien ist auf dem festen Lande allzu wenig bekannt, und doch ist es Cagliari, wo Azuni sein umfassendes Wissen entfaltete. Es ist nicht zu verkennen, daß solche Mittel des Unterrichts einen großen Einfluß auf den Geist einer Bevölkerung ausüben müssen, die ohnehin schon eine Neigung zu ernsten und tiefen Studien hat. Um aber aus diesen Elementen alle Früchte zu gewinnen, die sich davon erwarten lassen, müßte der Volksunterricht seiner Fesseln entledigt und in den Staaten des Königs von Sardinien mehr verbreitet werden. Vorzüglich müßte die Aristokratie, die in Piemont noch in ihrer ganzen alten Macht besteht, die dem Lande nothwendigen und nützlichen Reformen zu fördern suchen, und ihre Reihen, wie die englische Aristokratie, lieber aus den geistigen Superioritäten des Landes ergänzen, statt sich hinter dem dreifachen und dennoch haltlosen Wall ihrer wurmstichigen Pergamente verschanzen. Dann würden auch gewisse Vorurtheile, die nicht mehr unserm Jahrhundert angehören, aus der höhern Gesellschaft von Turin verschwinden, und der Fremde nicht mehr erstaunen, überall die Bildnisse Saluzzo's und Caluso's, die den ersten piemontesischen Familien angehörten, nirgends aber das von Lagrange zu finden. Dann würde auch wahrscheinlich nicht mehr der Fall eintreten, daß man eine Sternwarte errichtete, nicht sowohl der Beförderung der Astronomie wegen, als um in den Sternen die künftigen Geschicke zu lesen. *)

*) Ein alter Kammerherr des Königs Victor Emmanuel versicherte dem Verfasser, daß dieser Fürst, während Piemont von den Franzosen besetzt war, und er sich nach Sardinien zurückgezogen hatte, den größten Theil seiner Zeit mit Astrologen zubrachte, die ihm, wie sich denken läßt, stets mit der Versicherung, daß er bald in seine Staaten zurückkehren würde, trösteten. Aus Liebe zur Astrologie allein habe dann der König nach seiner Rückkehr nach Piemont die Sternwarte bauen lassen, die sich gegenwärtig auf einem der Thürme des Palais Madame befindet.

Verfall des Handelsstandes in London.

Der so vielfältig beneidete Wohlstand des Londoner Handelsstandes folgt seit einigen Jahren einer rückgängigen Bewegung, deren Impuls stets in beharrlicher Richtung an Schnelligkeit zunimmt. Der Geldmangel ist der charakteristische Zug dieser mißlichen Lage; denn es gibt fast kein Handelshaus in London, welches nicht die traurige Erfahrung seines abnehmenden Gewinnstes und seiner zunehmenden Verlegenheiten vor Augen hätte. Die Kapitalisten, oder die Ausleiher auf Hypotheken und Pfänder, entrinnen allein jener gemeinsamen Noth, und dieser Stand der Dinge ist um so beklagenswerther, weil er nicht nur den Müßiggang auf Kosten der Arbeitsamkeit begünstigt, sondern weil er auch den Preis aller industriellen Produktionen immer tiefer drückt, und dadurch den relativen Werth des baaren Geldes noch mehr empor hebt. Die Zahl der Kaufleute, welche in den letzten sechs Jahren aus einer wohlhabenden Stellung in Armuth und Elend verfallen sind, ist leider sehr bedeutend. Man zählt ihrer Tausende, denen früher alle Genüsse des Luxus und die süßen Annehmlichkeiten des „Comfort" zu Gebote standen, und welche jetzt mit der Noth einen Kampf bestehen, der um so schwieriger in einem Lande wird, wo Portowein und türkische Teppiche zu den Nothwendigkeiten des Lebens gezählt werden.

Dieses Mißgeschick hat hauptsächlich die Kaufleute vom West-Ende, dem sogenannten Hauptwohnsitze der fashionablen Welt von London betroffen, wo namentlich der Handel mit Luxuswaaren vorzüglich durch die Wohlhabenheit der vornehmern Klasse unterstützt und gehoben wurde. Aber diese vornehme Welt, oder vielmehr die Aristokratie, bezieht größtentheils ihre Einkünfte von Gütern oder von Minen und andern Erträgnissen aus den Kolonien, und obgleich sie keinen wirksamen Antheil am Handel selbst nimmt, hat sie doch Theil an seinem Gewinnste, und leidet natürlich durch das Herabsinken desselben. Sie steht übrigens in weniger Verbindung mit den Finanziers, welche heutigen Tages das Mark des Landes aussaugen und ihre eigene Wohlbeleibtheit durch die Magerkeit aller Uebrigen zu erhalten suchen.

Die verminderten Einnahmen der Aristokratie üben also einen direkten Einfluß auf den Luxushandel, in welchem die Kaufleute nicht nur wegen geringerer Nachfrage weniger absetzen, sondern auch bezüglich auf ausständige Zahlungen bedeutende Schwierigkeiten erleiden, und endlich durch den herabgedrückten Werth der Waaren ebenfalls in Nachtheil kommen. Wo diese drei Ursachen des Verfalls zusammen wirkten, sind schon die festesten Häuser zu Grunde gegangen, und sie untergraben täglich noch mit furchtbarem Erfolge die größten Vermögen, welche bisher für unverwüstlich gegolten hatten. Jene Industriezweige, welche sich mehr den einfachen Lebensbedürfnissen nähern, leiden weniger, weil Nachfrage und Zahlung sicherer sind; aber die Maler, die Bijouteriehändler, die Jagdpferde-Verkäu-

fer u. a. m., deren Schuldner nie durch Hunger und schwer durch gerichtliche Einschreitung zu zwingen sind, müssen allen übrigen Gläubigern stets weichen und nachstehen.

Der Geldmangel, welchen wir als Urquelle dieser traurigen Verhältnisse bezeichneten, ist zwar in allen Zweigen der Industrie mehr oder minder fühlbar; aber um den Umfang des Uebels besser darzuthun, wollen wir ein Beispiel in einem der mittleren Zweige derselben anführen, welcher sich sowohl an den Luxus, als an Nothwendigkeit und Bedürfniß knüpft, nämlich in dem Buchhandel.

Vor einigen Jahren war es ein Vergnügen, in jenen geräumigen Büchersälen einzutreten, wo sich eine Menge begieriger Menschen zusammendrängte, und wo eine unglaubliche Anzahl prachtvoll gebundener Bücher die Gefache an den Wänden zierten. Mit freudigem Gesichte nahte sich der Eigenthümer dem Fremden, welchem er nicht minder aus Eigenliebe, als um seine Neugierde zu befriedigen mit der Aufzählung seiner literarischen Reichthümer bereitwillig entgegen kam. Fragte man ihn, wie viel wohl alle diese Schätze werth seyn möchten, erhielt man nicht selten zur Antwort: „1,500,000 Franken, mein Herr! oder vielleicht mehr; doch würde ich mich begnügen auch nur die Hälfte davon zu verwerthen; Dieß wäre noch immer genug für Jemand, dessen Wünsche so gemäßigt sind, als die meinigen.“ — Tritt man dagegen heute in diese großen Hallen, so trifft man zwar noch dieselben Bücher, die nämlichen reich gezierten Gefache, denselben Luxus und gleiche Symmetrie; aber das Gedränge der Menschen hat sich verlaufen, und der Buchhändler schreitet mit gesenktem Haupte, einsam und schweigend in seinen Bücherkatakomben auf und ab. Aus Mitleid muß man sich der Frage enthalten, wie groß der Werth derselben seyn möge, denn längst schon hat er sie mit bedeutenden Rabatten ausgeboten, wartet aber umsonst auf Käufer. Sein Verderben rückt täglich näher, obgleich er sich keine unvorsichtige Spekulation, keine übertriebene oder tolle Ausgabe vorzuwerfen hat; denn — im Gegentheil — seine Industrie war nie wirksamer, und seine Anstrengung nie einsichtsvoller. Er unterliegt einer überlegenen Macht, und sein Vermögen schmilzt wie der Eisblock beim Herannahen des Frühlings.

In dieser Lage befinden sich heute eine Menge Kaufleute, welche vor einigen Jahren noch im Ueberflusse lebten, und deren Reichthümer nur noch ihrer Erinnerung wie ein Traum vorschweben. Der Boden sinkt unter ihren Füßen, und sie haben kein Mittel den Einsturz zu verhindern. Eine so bedaurungswerthe Lage muß nothwendig die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich ziehen.

Die großen kaufmännischen Etablissements, deren Unterhalt täglich bedeutende Kapitalien unwiederbringlich dahinrafft, können weder ihre Geschäfte liquidiren, noch fortsetzen; wohin sie sich wenden mögen, sehen sie nur ihren Untergang, und gedulden sich in der Hoffnung einer bessern Zukunft, deren Perspektive sich aber immer weiter entfernt. Die Chefs großer Häuser können zwar ihre Ausgaben einschränken, ihre Häuser in Maida Hill oder in Bayswater verkaufen, ihre Töchter aus den vornehmen und kostspieligen Erziehungshäusern zurück nehmen, und Das thun sie bereits; aber Wer schafft ihnen Erleichterung gegen den unerschwinglichen Miethzins, gegen die königlichen Taxen und Gemeindeabgaben, gegen alle diese Lasten, welche sie ehemals so leicht ertrugen, und unter denen sie jetzt erliegen. Doch diese Noth der größern Etablissements greift wie ein Krebsschaden nach und nach immer mehr um sich, und erweitert den Kreis des Elends auch über die kleineren. Bald wird sie in ihrem Ringe die ganze Nation einschließen, wenn die Mittel nicht gefunden werden, der Industrie ein neues Leben zu geben, welche in der konvulsivischen Auszehrung des gesellschaftlichen Körpers zu erlöschen droht.

Die Schauspielhäuser von Paris.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache in der Geschichte der Bretterwelt, daß die Zahl der Schauspielhäuser in Paris zu jener Zeit am größten war, wo die französische Nation im fieberhaftesten Zustande lag, im Jahre 1791. Damals gab es in Paris 41 Theater, große und kleine. Das älteste Theater ist das am Palais Royal, das Richelieu erbauen ließ, und wo seine und Corneille's Stücke aufgeführt wurden. Ludwig XIV ließ dieß Theater Molière und seiner Schauspielergesellschaft einräumen, und diese hatte es bis zum Tode des großen Künstlers im Jahre 1765 inne, wo die Oper, deren Privilegium Lulli erhalten hatte, davon Besitz nahm. Die Oper blieb daselbst bis zum Jahre 1781. Neben dem Theater Molière's entstanden noch zwei andere, das Theater du Marais, in der alten Templestraße, und das des Hôtel de Bourgogne in der Straße Mauconseil. Es gab also damals in Paris drei Theater, wo Tragödien und Komödien aufgeführt wurden. Als das Theater des Palais Royal der Oper überlassen wurde, schlug die Gesellschaft, die durch ihr Repertoir, wie durch ihre Künstler über die beiden andern Theater den Vorrang behauptete, ihre Bühne zuerst in der Straße Guénégaud auf, und im Jahre 1768 dem Orte gegenüber, wo heut zu Tage das Café Procope besteht. Die beiden andern Schauspielergesellschaften vereinigten sich dann mit ihr und bildeten, was man bis 1770 die Comédie française nannte. — Spanische Schauspieler kamen mit der Königin Maria Theresia von Oesterreich nach der Vermählung Ludwigs XIV nach Frankreich, mußten aber im Jahre 1672, weil es ihnen gänzlich an Besuch fehlte, in ihre Heimath zurückkehren. Nun trat eine italienische Gesellschaft auf dem leerstehenden Theater des Hôtels de Bourgogne auf, das im Jahre 1697 geschlossen wurde. Der Herzog von Orleans, als Regent des Königreichs, rief jedoch die Italiener wieder zurück. Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bestanden also in Paris nur drei Bühnen: die Comédie française, die Opera und die Italiener; außer den Jahrmarktsschauspielen von Saint Germain und St. Laurent, aus denen die Opera Comique hervorging, die sich gegen das Jahr 1760 mit der italienischen Komödie vereinigte. In den Jahren, die der Revolution von 1789 vorausgingen, bildete sich unter dem Namen „Theater de Monsieur“ eine andere lyrische Bühne, wo man französische und italienische Opern gab. Auch wurden Schauspiele von einigen kleinen Theatern, wie dem der Grands danseurs du Roi, des Audinet, Beaujolais u. s. w. aufgeführt. Alle waren mehr oder minder strengern Beschränkungen zu Gunsten der großen Theater unterworfen. Im Jahre 1791 wurde die völlige Freiheit der Theater ausgesprochen, und eine unglaubliche Anzahl derselben kam zum Vorschein. So das Concert spirituel, in der Straße Faydeau, das Theater der Opera, das italienische Theater, das Theater de la Nation, de la Liberté, Theater de Henry IV, Theater des Variétés, Theater Ambigu Comique, du Cirque, du Vauxhall u. s. w. Alle diese 41 Theater schmolzen nach dem kaiserlichen Edikt von 1807 auf zwanzig zusammen, von denen sich nur neun erhielten: die Opera, das Theater Française, die Opera Comique, das Theater de l'Imperatrice, das Vaudeville, die Variétés, das Theater de la Gaité, das Theater de l'Ambigu und das Theater der Porte Saint Martin. Gegenwärtig bestehen in Paris dreizehn. Es müßte Stoff zu interessanten Bemerkungen geben, wenn man die Zahl der Theater zu verschiedenen Zeiten mit der der Einwohner der Hauptstadt, ihren Sitten, ihrem mehr oder minder schauspiellustigen Geschmack und der dramatischen Kunst in derselben Epoche vergliche. Die Geschichte der Schauspielhäuser ist gewissermaßen auch die Geschichte der dramatischen Kunst. Beide sind einem so schnellen und stäten Wechsel unterworfen, daß man die Sage von der Thespis unstät umherziehendem Karren für das Prognostikon des zukünftigen Geschickes der Theater halten möchte.

Die Saint-Simonisten auf ihrem Berge.

Die Saint-Simonisten, die sich in eine ihnen gehörige Wohnung zu Menilmontant zurückgezogen haben, leben dort seit einem Monate in größter Zurückgezogenheit ohne alle Dienerschaft, und verrichten alle häuslichen Geschäfte selbst, fegen und scheuern, klopfen ihre Röcke aus, wichsen ihre Schuhe u. s. w. Alles mit eigenen Händen. Da das Gebäude, das sie zu ihrem klösterlichen Aufenthalte gewählt haben, schon viele Jahre her nicht bewohnt war, so befand es sich, so wie der daranstoßende große Garten, in ganz vernachlässigtem Zustande; letzterer war ganz verwildert und mit Unkraut bedeckt. Die Saint-Simonisten stellten beide wieder her. Sie stehen Morgens fünf Uhr auf, wozu das Zeichen mit einem Horn gegeben wird, und arbeiten, studiren und beschäftigen sich mit den häuslichen Arbeiten bis Nachmittags fünf Uhr, wo sie sich unter Musik und in ihrem vollen Staate (denn sie haben eine Art Uniform angenommen) zu Tische setzen. Abends unterhalten sie sich mit gymnastischen Uebungen. — Indeß scheint ihnen bereits das beschauliche Klosterleben nicht mehr recht zuzusagen, und sie werden im Monate Junius wöchentlich zweimal Besuche annehmen und ihren Freunden ihre Eremitage zeigen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 167. 15 Junius 1832.

Skizzen aus der Walachei.

(Fortsetzung.)

Die Fruchtbarkeit des Landes, diese Segnungen des Bodens und des Klima's stehen im grellsten Gegensatze mit der anarchischen Tyrannei, die das Land zerrüttet. Außer den Ueberfällen, die alle zehn oder zwölf Jahre ganze Bevölkerungen zerstreuen, außer dem Elende, das gewöhnlich die Ungnade eines Hospodars, die Versetzung des russischen Ispravnik (Einnehmers) oder des türkischen Panduren und der öftere Wechsel der Eigenthümer *) über das Land verhängen, sind die Pächter noch durch den Haß der Bauern gegen ihre Unterdrücker, die Griechen und Türken, täglichen Gefahren bloßgestellt. Als Giatani im Kreise seiner Familie den Weihnachtsabend feierte, drang plötzlich eine furchtbare Röthe durch die Fenster, und beleuchtete sein häusliches Fest. Seine viereckigen, häuserhohen Schober von Getreide und Futter standen in Flammen und erhellten die Felder. Man steigt zu Pferde, eilt nach dem eine halbe Stunde entfernten Platze, aber Alles war verbrannt und das Verbrechen blieb ungeahndet. Wie hätte man auch den Schuldigen ausmitteln sollen? Zweitausend Seelen bevölkerten seine Pachtung, Alle waren verdächtig, denn Alle waren seine Feinde.

Solche Fälle kommen häufig vor, und auch die Zigeunerbanden, die das Land durchstreifen, stiften manches Unheil an, wie sie überhaupt eine wahre Landplage sind. Eine Horde von mehr als 60 Männern hatte sich auf den Besitzungen Giatanis gelagert; einer seiner Verwandten, ein junger Mann, Namens Panagiotis, ging mit zwei Bedienten aus, um sie wegzuweisen. Sie hatten sich am Saume eines dichten Waldes, in der Nachbarschaft großer Speicher gelagert, in denen Fässer mit Wein, Getreide, Schafwolle und andere Vorräthe aufgehäuft lagen. Unter dem Schutzdache eines Halbkreises von hohen, dichtbelaubten Bäumen hatte die Horde ihre Zelte aufgeschlagen. Der Grieche richtete seine Schritte nach dem größten derselben, aus dem ein Mann ihm entgegen trat: „Du mußt fort und zwar sogleich, Du und deine Horde," sagte Panagiotis in herrischem Tone zu dem Zigeuner. „Dieser Boden und dieses Dorf," erwiderte dieser demüthig, „gehören dem Bojaren Brancovano. Ihr seyd seine Pächter, ich bin sein Sklave; gönne dem Sklaven einen Ruheplatz auf dem Boden des Herrn." „Du mußt fort, sage ich, ich will es so." — „Ich bin nicht allein, wie du siehst, wir haben Weiber und Kinder, die Zelte sind für die Nacht aufgeschlagen, laß uns nur bis zum Anbruche des Tages ruhen." — „Fort von hier," erwiderte der Grieche heftig, indem er an dem Zeltpfahle rüttelte. Augenblicks erhob der Zigeuner seine Stimme, und rief seinen Gefährten in jener fremdartigen, schleppenden Mundart zu, die mit vielleicht ursprünglich phönicischen Worten untermischt ist, die man jedoch auch im Altgriechischen findet. Auf diesen Ruf stürzten fünf bis sechs nackte Weiber aus den Zelten, und hielten dem Griechen ihre neun bis zehn Monate alten Kinder entgegen, deren braune, volle Gesichter den fremden Mann anlächelten. Dieser bestand jedoch auf seinem Willen, und nun schwang eine der Frauen ihr Kind gleich einer Peitsche, und wollte es dem Griechen um den Kopf schlagen, der jedoch dem Schlage auswich, und sich, von nackten Weibern und Kindern, Hunden, Schweinen und Ziegen verfolgt, flüchtete.

Thiere und Menschen, Alles lebt und wohnt unter den Zigeunern gemeinschaftlich, und nährt sich gegenseitig ohne Unterschied der Race; der junge Hund hängt am Mutterschweine, das Ferkel an der Hündin, die Ziege am Schafe, das Kalb an der Stute, und bildet so eine widrige Vermischung, in der man nur mit Mühe die entarteten Racen unterscheidet, worin aber die Griechen, bei ihrer besondern Vorliebe für wunderbare Sagen, den Renner Alexanders, Bucephalus, das Pferd mit dem Ochsenkopfe, wieder zu finden glauben. In ihren Wohnungen, den Zelten, zu denen sie den Stoff aus der Wolle ihrer Heerden selbst weben, und die diese nomadischen Banden überall mit sich führen, haben Weiber und Kinder keine andere Hülle, als ihre langen und dichten schwarzen Haare; wozu auch Kleidung, wenn man wie sie, gleich den Elementen wild und grimmig, Mann gegen Mann mit den Elementen kämpfen kann. Das Weib kommt auf dem Schnee nieder, und legt den Neugebornen auf dieß kalte Bett; er schreit, wird blau, schwarz, was thut es? er kann höchstens sterben, und wenn er stirbt, war er nicht Sklave? „Desto schlimmer für den Herrn," sagt die Mutter. Man verbreitet über dieses verachtete Nomadenvolk die abgeschmacktesten

*) Die Bojaren, ein entarteter, zügelloser Adel, der seine Zeit in Bucharest mit Intriken und von einem übertriebenen Luxus umgeben, zubringt, und oft unermeßliche Besitzungen im Spiele verliert.

Sagen: sie stehlen, wie behauptet wird, Kinder, tödten jene, die sich nicht wehren können, und essen ihr Fleisch.

(Schluß folgt.)

Die Gründung eines neuen Staates in Nordamerika.

Zweite Skizze.

(Schluß.)

Der Wald füllt sich bald mit Pferden und Wagen. Die Wähler langen schaarenweise an, lachend und singend, manchmal noch vom Morgentrunke her etwas angestochen, indem sie sich gegenseitig aufmuntern, ihren Kandidaten nicht fallen zu lassen. Die Bewerber selbst kommen ihnen mit ihren Freunden entgegen, überreichen ihnen schon ganz fertige Wahlzettel, manchmal sogar gedruckte, und tragen keine Scheu, sich ihrem Spott und ihren Beleidigungen auszusetzen. Jeder Ankommende wird gefragt, Wem er seine Stimme geben werde, und wird je nach seiner Antwort mit Beifall oder Gezisch empfangen. Stellt sich ein einflußreicher Mann am Wahlfenster ein, um seine Stimme zu geben, wobei er gewöhnlich in einer kleinen Rede seine Meinung und seine Gründe dafür ausdrückt, so legt sich der Lärm einen Augenblick, und seine Meinung gewinnt manchmal Anhänger. Indeß geht der Whiskey im Kreise herum, und Abends ist fast Niemand, der seinen Beinen mehr zutrauen möchte, als seinem Kopfe, und selten legt das souveräne Volk seine Macht nieder, ohne ein allgemeines Faust- und Prügelgefecht, wobei keiner den andern kennt und Jeder, der noch seinen Wagen erreichen kann, sich wohl hütet, seine Haut ins Spiel zu bringen. Nachdem man sich nach Herzenslust gebalgt hat, sucht Jedermann sein Lager auf. Die Wahlaufseher öffnen die Stimmzettel und schicken das Resultat derselben nach der Hauptstadt. Am andern Tage sind Prügler und Geprügelte wieder die besten Freunde, als wenn nichts vorgefallen wäre, da Jeder von Kindesbeinen auf gelernt hat, vor der Majorität die Segel zu streichen. Vox populi vox Dei ist dort zu Lande eine absolute Wahrheit. Es ist noch zu bemerken, daß die öffentlichen Interessen unter diesen Tumulten nicht zu leiden haben, weil Jedermann, ehe er noch an den Stimmkasten tritt, schon lange vorher seine Wahl getroffen hat, und nüchtern oder betrunken dabei bleibt. Die Bewegung, die durch eine Wahl unter dem Volke hervorgebracht worden ist, legt sich äußerst schnell; am Abende zuvor war Alles voll Aufregung und Getümmel, am andern Tage ist keine Rede mehr davon. Um die Würde eines Kongreßmitgliedes bemüht man sich unter allen Stellen des „Territory" am meisten; denn außer den Vortheilen, die sie gewährt, wie z. B. den Winter unter den Vergnügungen der Hauptstadt und in der besten Gesellschaft zuzubringen, die persönliche Bekanntschaft von Allem, was die Union Ausgezeichnetes hat, zu machen; ist auch der Einfluß eines Kongreßmitgliedes auf die Wohlfahrt seines Territoriums von unbeschränkter Ausdehnung. Man zieht ihn amtlich über alles zu Rath, was auf seinen Distrikt Bezug hat, und meist werden die Stellen nach seinem Gutachten besetzt. Auf seine Verwendung erhält das Volk, oder schmeichelt sich wenigstens so, Straßen, Kanäle, Postämter, Veränderungen der Gerichtssprengel, unentgeltliche Verleihung von Ländereien zum Bau von Städten, neue Brücken, die Bestätigung eines Gesetzes oder die Verwerfung eines andern. Je nachdem der Abgeordnete mehr oder minder glücklich war, die Wünsche des Volkes zufrieden zu stellen, hat er auch Hoffnung nach Verlauf von zwei Jahren wieder gewählt zu werden.

Im ersten Jahre hat der Pflanzer seine Lebensbedürfnisse, seine Geräthschaften und Alles, was er zur Bekleidung seiner Neger bedarf, mit sich führen müssen; nicht so ist Dieß in den folgenden Jahren. Schiffsladungen der vorzüglich nothwendig erachteten Gegenstände werden von den Seestädten auf den ungeheuren Strömen und Kanälen, von denen Amerika wie mit einem Netze übersponnen ist, abgesendet; in den neu angelegten Städten Waarenniederlagen begründet und daraus unendlicher Gewinn gezogen, da alle Waaren zu zwei- und dreifachen Preisen abgesetzt werden. Die ersten Sendungen bestehen in Lebensmitteln, wie eingesalzenes Rindfleisch, Schweinefleisch und Fische, Schinken, Butter, Speck, Mehl, gebrannte Wasser, Kleidungsstoffe für die Familien und Neger, Töpferwaaren, Schmidewaaren, Pferdegeschirr, kurze Waaren, Apothekerwaaren u. s. w. Alles dieß wird in demselben Laden durch einander und von derselben Person verkauft. Der Kaufmann, der gewöhnlich ein an dem Geschäfte betheiligter Kommis irgend eines großen Handelshauses aus dem Norden ist, hat seine Familie bei sich, die durch ihren Anstand und ihre Kleidung gewöhnlich einen vollkommenen Gegensatz zur übrigen Bevölkerung bildet. Die „Lawyers" und Rechtsgelehrte, Advokaten, Prokuratoren, Notare, denn unter dieser Benennung sind alle diese verschiedenen Geschäftszweige begriffen, langen ihrerseits auch an; das Land ist voll armer Schlucker, die kein Auskommen finden, und doch eine gewisse Erziehung genossen haben. Diese verlegen sich ganz allein auf das Gesetzstudium, während sie nebenbei im Heere, oder im Laden oder in einem Wirthshause einstweilen ihren Unterhalt zu verdienen suchen; haben sie es endlich so weit gebracht, eine Prüfung zu bestehen, so melden sie sich und treten ihr neues Geschäft an. Zuvor war das Land noch zu arm und bot den Gaunerkniffen noch keine erkleckliche Beute, und bald nachher wird der Fortschritt der gesetzlichen Ordnung ihnen das Handwerk legen. Aber die Zeit zwischen diesen beiden Epochen ist es, wo das Territorium Landstreichern, Bankerotierern, Agioteurs jeder Art zur Beute wird, die sich aus allen Theilen der Union hier zu einer Zusammenkunft verabredet zu haben scheinen. Hier nur ein Wort von einer Art Leute dieses Gelichters, die nur allzuhäufig vorkommt. Agioteurs haben die Titel von Gebietserwerbungen der ersten Ansiedler fast umsonst an sich zu bringen gewußt, manchmal auch falsche Titel geschmiedet oder mit Indianern Länderkäufe abgeschlossen, die durch das Gesetz verboten und daher an sich schon null und nichtig sind. Dann lassen sie sich schön illuminirte Plane ihrer angeblichen Besitzungen ausfertigen und wenn ihre Rechtstitel nicht ganz klar sind, so findet sich schon ein gutwilliger „Lawyer," der ihre Rechte handgreiflich zu Faden schlägt. Mit diesen trügerischen Urkunden versehen, begeben sie sich nach jenen Gebietstheilen, wo die Auswanderungen ursprünglich begonnen haben, und vertauschen dort ihre Mondbesitzungen gegen gutes gangbares Eigenthum jeder Art. Man kann sich kaum einen Begriff machen von den Ränken und Schwänken dieser gewandten Gauner und von dem Schaden, den sie anrichten.

bestritten, weil es an einem Gelasse fehlt, das geräumig genug wäre, Alle, welche Theil nehmen wollen, zu fassen. Ein Dritter schlägt ein „Barbacue," Gastmahl unter freiem Himmel, vor; unterstützt, angenommen; ein Vierter, daß bei dieser Gelegenheit eine Rede gehalten werden solle; angenommen. Einem fällt es auch ein, auf einen Ball anzutragen; allein es gibt in der Stadt nur drei tanzfähige Frauenzimmer; gäbe es vier, so ginge die Motion durch. Dann ernennt die Versammlung einen Redner, ein Festkomité und trennt sich. Die Verhandlungen, von Präsident und Sekretär gehörig beglaubigt, werden in die Zeitung der Stadt — denn sie hat bereits ein Wochenblatt — eingerückt, zu großer Freude des Druckers, der zugleich Redakteur ist, da es ihm nicht selten an Material gebricht, sein Blatt zu füllen. Am bestimmten Tage versammeln sich die Bürger und begeben sich in feierlichem Zuge nach der Kirche oder ins Wirthshaus oder ins Court-house oder nach einem Kornspeicher, je nachdem es des Ortes Gelegenheit ergibt, wo die Rede gehalten wird, die gemeiniglich gut und beredt ausgearbeitet ist. Der Mensch steht hier in beständigem Gegensatz mit seinen Umgebungen. Von da begibt man sich unter die Bäume, wo ihrer ein gebratener Ochs und einige Schweine harren. Die Kosten werden durch Subskription gedeckt, und die ausgebrachten Toaste zeugen von der politischen Gesinnung des Volkes.

Im folgenden Jahre wird abermals Barbacue und Rede, aber auch Ball gehalten. Auch der Ball wird auf Subskription gegeben.

metrischer Progression zu, die Kapitalien häufen sich an, eine öffentliche Bank wird errichtet, eine jährliche Volkszählung angeordnet. Endlich kommt die ersehnte Zeit heran, wo das Territorium vierzigtausend Seelen zählt, und in den Rang eines Staates aufgenommen wird. Eine konstituirende Versammlung tritt zusammen, um die Verfassung zu entwerfen, die gewöhnlich einen wählbaren Gouverneur und zwei gesetzgebende Kammern bestimmt. Die Legislatur sendet zwei Senatoren, und das Volk einen Repräsentanten nach Washington, und der neue Staat beginnt jetzt seine Bahn in dem großen Sonnensysteme der Union, bildet sich im Innern immer weiter aus, und wechselt im Senate das politische Gleichgewicht. In dieser flüchtigen Skizze ist der Religion nicht erwähnt worden. Anfangs ein widerwärtiges Gaukelspiel unter dem Namen des Baptismus und Methodismus, läutert sie sich mit der Zeit, und man kann eine höhere Ausbildung der gesellschaftlichen Verhältnisse daraus bemessen, wenn eine presbyterianische oder gar eine episkopalische Kirchenverfassung eingeführt ist. Die Erziehung geht gleichen Schrittes mit der Religion, sobald das Territorium zum Staate erhoben wird, und auch schon früher wird die sechzehnte Sektion der Grundstücke als bleibender Fonds der öffentlichen Erziehung gewidmet.

Diese äußere Form der Gründung und allmählichen Ausbildung eines Staates kann nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse, im Süden oder Nordwesten, verschieden seyn; die Hauptzüge bleiben aber allerwärts dieselben.

Das Irrenhaus zu Kairo

verwirrung stiller Art war, ungefesselt umher, während die übrigen mit am Halse befestigten Ketten an die eisernen Gitterstäbe ihrer Fenster angeschlossen waren. Der Aufseher riß an diesen Ketten, als ob er hier die Runde in einer Menagerie zu machen hätte, und zog die Unglücklichen, die sich nicht schnell genug zeigten, mit Gewalt hervor. Einer von ihnen, der mir, als ich an seiner Zelle vorüberging, ins Gesicht spuckte, erhielt sogleich eine strenge Züchtigung. Der Aufseher riß ihn an der Kette mit solcher Gewalt an sich, daß dem Unglücklichen, der gegen das eiserne Gitter stürzte, das Blut über das Gesicht herabströmte, und die Flüche, die er ausstieß, zogen ihm einen Hagel von Schlägen zu, bis es endlich meinen dringenden Bitten gelang, dem Barbaren seine Beute zu entreißen. Aus jeder Zelle, an der wir vorüberkamen, tönten uns Klagen über Hunger entgegen. Ich fragte, worin die Nahrung dieser Unglücklichen bestehe; allein wie groß war mein Erstaunen, als ich hörte, daß der Staat nichts für ihren Unterhalt aussetze, und daß dieser nur von den zufälligen Gaben öffentlicher Mildthätigkeit bestritten werde. Es war gerade Mittag, und seit ihrer letzten Mahlzeit waren bereits achtzehn Stunden verflossen. Während ich mich in der Anstalt umsah, traten zwei gutgekleidete türkische Frauen ein, die eine große Wassermelone und zwei Brode bei sich hatten, die sie den armen Verhungerten stückweise zuwarfen. Noch nie habe ich die menschliche Natur auf einer solchen Stufe der Erniedrigung gesehen. Was Jeder erwischen konnte, verschlang er mit der Gier eines Tigers, und Einige flehten mit großem Geschrei um noch einen Mundvoll. Gerührt von ihren Leiden schickte ich um Brod, Datteln und geronnene Milch; das Entzücken der Unglücklichen, als sie diese Lebensmittel erblickten, äußerte sich durch ein Geheul, das mir durch die Seele schnitt. Es war, als müßten die Eisengitter der Gewalt des Hungers weichen; der Kurbasch hatte sein ganzes Ansehen verloren; Jeder geberdete sich, um seinen Antheil zu erhaschen, auf eine so ungestüme Art, daß wir unsere Hände kaum vor ihren Zähnen und Klauen schützen konnten; denn die Nägel, mit denen diese bei den meisten versehen waren, erinnerten sehr an die Krallen der Raubvögel, deren Gier Alle theilten. Nur ein alter Mann befand sich hier, auf den die Vertheilung der Lebensmittel keinen Eindruck machte. Vergebens sah ich mich in seiner düstern Zelle nach einigen Lumpen zu seiner Bekleidung, nach einer Decke oder nur ein wenig Stroh um; ich sah nichts als einen abgezehrten Körper, der von keiner Handbreit Lumpen bedeckt, halb sitzend, halb liegend auf dem harten Boden kauerte. Er konnte sich nicht ganz ausstrecken; denn seine zu kurze Kette hielt ihn halb in der Schwebe an den Gitterstäben des Fensters fest. Aus seiner beengten Brust strömte ein heißer, keuchender Athem, der dem Todesröcheln glich; ich näherte mich dem Unglücklichen, und fand ihn wirklich in den heftigen Konvulsionen und dem Tode nahe. Seine Zelle hauchte einen pestartigen Gestank aus; der eckelhafteste Unrath war um den Sterbenden angehäuft, eine unvermeidliche Folge der Unbeweglichkeit, in der er so viele Tage lang gehalten wurde. Die Kette wurde ihm abgenommen, Dieß war Alles, wozu ich den Aufseher bewegen konnte; ich gab eine Kleinigkeit, um etwas Stroh für ihn zu kaufen; allein als ich mich zwei Tage später nach dem Greise erkundigte, hörte ich, daß er ohne die Streu gestorben war, die ich für ihn bezahlt hatte. In einer der Zellen sah ich einen anständig gekleideten Türken, der Offizier unter den Truppen des Pascha's gewesen war; er beklagte sich bitter über die harte Behandlung, bei der er, wie er sagte, fast vor Hunger sterbe; denn 5 Para's (ein halber Sou) müßten oft für mehrere Tage zu seinem Unterhalte ausreichen. Er sprach so verständig über seine Lage, daß ich den Aufseher ganz befremdet fragte, warum man diesen Mann nicht in Freiheit setze. Er lächelte mitleidig und sagte: „Sie scheinen nicht zu wissen, daß diese anscheinende Ruhe bei einem Narren das sicherste Anzeichen ist, daß er über irgend einem Streich brütet. Um Sie davon zu überzeugen, will ich ihnen ein Beispiel erzählen, aus dem sie sehen werden, wie nöthig es ist gegen die Narren auf seiner Hut zu seyn, wenn sie auch noch so friedfertig scheinen. Vor einigen Jahren, fuhr er fort, wurde ein Neger, seines Handwerks ein Fleischer, in diese Anstalt gebracht; sein Wahnsinn war so sanfter Art, daß man ihn nebst zwei oder drei andern, eben so Unverdächtigen, zum Dienste des Hauses bestimmte. Eines Nachts beredete dieser Neger, nachdem er vorher ein Messer entwendet hatte, einen seiner Kameraden, ihm in seine Zelle zu folgen; dieser fügte sich ohne alles Mißtrauen diesem Wunsche; der Neger hieß ihn neben sich legen, und als der Unglückliche eingeschlafen war, schnitt er ihm den Hals ab, theilte den Körper in mehrere Stücke, als ob er ein Kalb oder Schaf vor sich gehabt hätte, und hing das Fleisch in der Zelle gerade so auf, wie er es sonst in seiner Fleischbank zu thun pflegte. Als er fertig war, lud er die übrigen Narren ein, sich aus seiner Bank mit Fleisch zu versorgen, und denen, die angekettet waren, brachte er die Stücke, die sie verlangten. Zum ersten Male seit langer Zeit stillten sie ihren unersättlichen Hunger, aber als Menschenfresser. Ihr so seltenes Freudengeschrei machte endlich die Wächter aufmerksam; wir liefen Alle herbei, aber es war zu spät. Eine Zelle war leer; „hast du den Mann nicht gesehen?“ fragte ich den Fleischer. „Eben habe ich das letzte Stück von ihm ausgehackt,“ erwiderte dieser ruhig. Seit dieser Zeit, schloß der Aufseher, sind wir besser auf unserer Hut; denn sonst könnte leicht alle Tage ein Anderer gefressen werden.“

Ich fragte nach den Ursachen, welche die dreizehn männlichen Individuen, die man damals hier eingeschlossen hielt, an diesen traurigen Ort gebracht hatten. Vier waren in Geisteszerrüttung verfallen, weil sie unmäßig Haschis geraucht hatten, ein betäubender Tabak aus den Staubfäden der Hanfblüthe; fünf durch erhaltenes Gift, das zwei als einen die Geschlechtslust reizenden Trank genommen hatten, wahnsinnig geworden; drei aus überspanntem Glaubenseifer, und der dreizehnte endlich nach erhaltener Bastonade von Sinnen gekommen. Wahnsinn aus übermäßiger Betrübniß ist nirgends so selten, als unter den Türken. Die Araber haben einen Denkspruch, den jeder Unglückliche im Munde führt, und der ihn vor Verzweiflung schützt: „Geht es dir nicht gut, so hoffe; wer hofft, ist nicht unglücklich.“ Ein Ereigniß das hinreicht, einem Britten den Kopf zu verrücken, bringt einen Araber nicht außer Fassung, und während jener sich die Kehle abschneidet, ruft dieser: „Allah Kerim“ (Gott ist groß!) In Rosette hörte ich einen Araber, der vor dem Schutthaufen seines eingestürzten Hauses stand, rufen: „Allah Kerim!“ Dieß war die einzige Klage, die seinen Lippen entfuhr. Ein Engländer im Dienste des Hrn. Galloway war in den Nil gefallen; seine Gefährten beschworen die am Ufer stehenden Araber ihn zu retten; diese aber richteten die Augen gen Himmel, antworteten wie mit Einer Stimme: „Allah Kerim,“ und der unglückliche Engländer verschwand in den Fluthen. Ich sah in Alexandria einen Scheik der Leiche seines Sohnes folgen, der an der Pest gestorben war. Beim Ausgange aus dem Haus hieß der Vater die Bahre niedersetzen, um die geliebten Züge zu betrachten, die er nicht wieder sehen sollte. Ich bemerkte eine augenblickliche Veränderung auf seinem Gesichte; aber ein „Allah Kerim“ war Alles, womit sein Schmerz sich Luft machte. Die Lehre des Propheten erzeugt in den Gemüthern jene blinde Ergebung in den höhern Willen; überzeugt, daß keine menschliche Voraussicht ein Unglück abzuwenden vermag, macht der Muselmann sich ein Verdienst daraus, jedes ihn treffende mit Muth zu tragen.

Um wieder auf den Aufseher der Irrenanstalt zu kommen, so bemühte ich mich ihn zu überzeugen, wie nöthig es sey, seinen Pflegbefohlenen mit Sanftmuth und Menschenliebe zu begegnen, und stellte ihm vor, wie Viele schon geheilt worden wären, die man nach diesem Systeme behandelt habe. Allein er schüttelte den Kopf, behauptete das sey unmöglich und versicherte, das beste Mittel für die Narren sey der Kurbasch. „Uebrigens, setzte er hinzu, sperrt man sie nur ein, damit sie kein Unglück anrichten; ob sie übrigens genesen oder nicht, was liegt daran.“

K u n s t n o t i z.

Die Galerie des Vatikans ist neuerdings mit einem schönen Correggio bereichert worden. Dieses Gemälde mißt drei Fuß sechs Zoll in der Länge und Breite, ist auf Leinwand gemalt und stellt unsern Heiland dar, der auf einem Regenbogen sitzt und von Engeln umgeben ist, wie er die Arme ausstreckt, um das menschliche Geschlecht zu segnen. Wahrscheinlich wurde dieses Bild von dem Künstler für den Altar des Oratoriums der Bruderschaft von La Misericordia, in Allegri's Geburtsstadt, gemalt. Diese Bruderschaft verkaufte drei Bilder Correggio's an den Fürsten Siro in dieser Stadt, und unter denselben befand sich obiges unter der Benennung „Gott Vater“ angeführt. Von dem Prinzen kam es an den venetianischen Maler Ranieri, von dessen Erben es an die Gritty, eine venetianische Familie, verkauft wurde. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kaufte es ein Armanni, und von diesem ging es an den Grafen Marschalchi in Bologna über, aus dessen Sammlung es der Vatikan erwarb.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 168. 16 Junius 1832.

Der Mörder des Herzogs von Berry.

(Fortsetzung.)

Gerade hundert Tage waren seit Louvels Verhaftung verflossen, als er aufgefordert wurde, sich nach der Kanzlei des Gefängnisses zu begeben, um dort von seinen Prozeßakten Einsicht zu nehmen. Als er diese längst sehnlich erwartete Nachricht vernahm, zitterte er vor Freude; er bat, ihm schnell das Zwangskamisol abzunehmen, und zog in größter Hast seinen Ueberrock und seine Schuhe an, die er Abends zuvor selbst geputzt hatte, und stieg, auf zwei Männer gestützt, so schnell er konnte, die Treppe hinauf, die nach der Kanzlei führte. Hier übergab man ihm den mächtigen Stoß von Prozeßakten, den er unter den Arm nahm, und damit so schnell nach seinem Gefängnisse eilte, als er gekommen war. Nachdem er sein Mittagsessen in größter Eile zu sich genommen hatte, was er thun mußte, wenn er die dazu bestimmte Stunde nicht versäumen und nüchtern bleiben wollte, ging er unverzüglich daran, den vor ihm liegenden Aktenberg zu durchblättern, weniger jedoch mit den Händen, die im Zwangskamisol staken, als mit den Lippen. Die ersten Aktenstücke, die er suchte, waren die Aussagen seiner Schwestern; es waren für ihn die ersten Nachrichten, die er wieder von ihnen vernahm. „Die arme Martiale! ach, wie wird sie geweint haben! Und meine gute Therese, würde sie jemals gedacht haben, daß ihr kleiner Louis eine solche That begehen könnte! Die gute Frau ist wahrlich an Allem unschuldig; gewiß sie muß sehr unglücklich seyn, sie, die mich so sehr liebte und stets so gut unterrichtete," murmelte er, indem er die Aussagen seiner Schwestern las. Nachher durchlief er alle Papiere, eins nach dem andern, mit der größten Aufmerksamkeit, und legte sie nach ihrer Wichtigkeit in Ordnung, wobei er sich über einige, deren Lügenhaftigkeit oder Abgeschmacktheit ihm ein Lächeln abnöthigte, nicht des Spottes erwehren konnte. Bald scherzte er über die vermeintlichen Verschwornen, die von der Insel Elba herübergekommen seyn sollten, bald über die Ungeschicklichkeit der nach Rochelle gesendeten Leute, die den Messerschmid ausmitteln sollten, der ihm den Dolch verfertigt hatte. Die Aussagen der Frau von Bethizy, Ehrendame der Herzogin von Berry, rührten ihn durch ihr tiefes Gefühl und ihre Wahrheit. Das Lesen dieser Akten beschäftigte ihn, am ersten Abende, bis tief in die Nacht, und er legte sich nicht eher nieder, bis er den ganzen Papierwust zu den Füßen seines Bettes sorgfältigst in Ordnung gelegt hatte. Sobald die Tagshelle ihm zu lesen erlaubte, stand er auf und begann, wo er gestern stehen geblieben war, und setzte diese Arbeit noch zwei Tage lang mit der gewissenhaftesten Genauigkeit fort. Schon als er zu lesen begonnen hatte, und noch mehr, als er darin fortrückte, gewannen seine Gesichtszüge eine Heiterkeit, die sie bis zum Tage seiner Hinrichtung behielten. Es blieb ihm jetzt nichts mehr übrig, als seine Advokaten zu sprechen. „Heut über acht Tage," sagte er, „wird Alles vorüberseyn."

An dem Morgen, wo ihn seine Anwälte besuchen sollten, verwendete er größere Sorgfalt als gewöhnlich auf seinen Anzug. Die feinste Wäsche, die seine kleine Garderobe enthielt, wurde hervorgenommen, und die wenigen Kleider, aus denen sie bestand, zurecht gelegt, und als bemerkte er selbst die Lächerlichkeit dieser Bemühung von einem Menschen, der in einer Lage war, wie er, sagte er: „Wahrhaftig, ich ordne Dieß Alles, als ob ich noch hundert Jahre zu leben hätte." Gegen eilf Uhr kündigte ihm der Gefängnißwärter an, daß er in die Kanzlei hinaufgehen könne, um seine Advokaten zu sprechen. Eilig begab er sich dahin. Man las ihm zuvor hier die Namen der Zeugen vor, die in seiner Sache vernommen werden sollten, was er schweigend und mit Ruhe anhörte; nur Einmal bemerkte er, daß man einen Galeerensträfling als Zeugen gegen ihn vernehmen wolle, den er nie gekannt habe. Seine beiden Anwälte erwarteten ihn in einem anstoßenden Gemache. „Meine Herren," sagte er nach einigen Höflichkeitsbezeugungen, „ich verlasse mich ganz auf Sie. Sie werden, glaube ich, nur wenig zu sagen haben. Meine Anklagakte ist sehr gut gestellt, und Sie werden, so viel ich darüber urtheilen kann, wenig darüber zu sagen haben. Mein Prozeß kann sich nicht lange mehr hinausziehen. Montags wird man mich vor Gericht stellen, Dienstags werde ich verurtheilt werden, und Mittwochs kann Alles vorüber seyn. Ich bin sehr begierig darauf, wie Sie mich werden vertheidigen können. Sie haben meine Verhöre gelesen; ich habe nichts daran zu ändern. Jedenfalls bitte ich Sie nur um das Einzige, mir nicht zu widersprechen. Ich sagte Alles, wie es sich verhielt, und setze alles Vertrauen in Ihre Talente; nur bitte ich Sie, meinen Richtern bemerklich zu machen, daß ich bei meiner That von keinen eigennützigen Triebfedern bestimmt wurde, und daß mich nur die Vaterlandsliebe, verstanden, wie ich sie verstehe, zu dem Verbrechen trieb, dessen ich schuldig bin." — „Noch ist es Zeit," sagte Herr Archambault,

„die Namen Ihrer Mitschuldigen anzugeben: der letzte Augenblick naht bald heran, und Sie müssen daran denken, daß Sie bald vor einem allwissenden Richter stehen werden, um Rechenschaft abzulegen.“ — „Ich habe es immer betheuert, entgegnete Louvel, und wiederhole es nochmals, daß ich keinen Mitschuldigen gehabt habe; allein faßte ich meinen Vorsatz, und allein vollzog ich ihn. Von dem Tage an, wo mein Entschluß gefaßt war, mied ich allen vertraulichen Umgang, weil ich ohne es zu wollen, vielleicht etwas von meinem Geheimniß hätte verrathen können. Wenn ich auf meiner Wanderschaft stets unumgänglich und verschlossen schien, so war Dieß die natürliche Folge von dem Charakter eines Menschen, dessen unstäte und mühselige Lebensart ihn an keine dauerhafte Neigung fesseln läßt. Als ich mich später in Paris niederließ, war mein ganzes Sinnen und Denken mit meinem Vorhaben beschäftigt, und nichts Anderes konnte daneben eine Stelle bei mir finden. Ich hielt mich selbst dem weiblichen Geschlechte fern, obgleich ich es liebte, und um die Wahrheit zu sagen, habe ich niemals außer meinen Schwestern Jemand eigentlich geliebt; ausgenommen Florimont, einen Sattlergesellen bei der Artillerie; allein Dieß ist schon lange her; er stand bei der vormaligen Garde. Zu Metz schloß ich mich an Dumont an, der Bonaparte nach Aegypten gefolgt war, und der höchst interessante Geschichten aus seinen Feldzügen zu erzählen wußte; allein der Eine so wenig als der Andere wußten Etwas von meinem Vorhaben; wie Sie denn auch aus ihren Aussagen ersehen können. Deßhalb fragen Sie mich nicht mehr, ob ich Mitschuldige habe; denn nur allzuoft schon habe ich auf diese Frage Antwort geben müssen. Sie alle irren sich; wenn ich ein Mensch gewesen wäre, Geld zu nehmen oder Die zu verrathen, die mich gedungen haben sollen, so würde ich nie den Muth gehabt haben, eine That zu vollbringen, wie ich sie vollbrachte. Ich war so weit entfernt, Jemand mein Geheimniß zu entdecken, daß ich mir sogar nie erlaubte, auf die Bourbonen loszuziehen. Dieß wäre eine sehr nutzlose Unklugheit gewesen.“ — „Aber so werden Sie doch,“ meinte Herr Bonnet, „Ihre That bereuen?“ — „Nein, mein Herr,“ erwiderte Louvel, „ich habe eben so wenig Reue, als Mitschuldige. Ich habe, wie Sie wissen, meine That lange genug zuvor erwogen. Als der Augenblick kam, wo ich sie zu vollbringen entschlossen war, zog ich diesen leichten Ueberrock an, in welchem Sie mich sehen, und um besser fliehen zu können, diese feinen Schuhe, die ich noch trage. Ich hatte mir auch eine kleine Livrée, wie Einer von der königlichen Dienerschaft machen lassen, um desto ungehinderter der königlichen Familie nahe zu kommen. Wenn ich an dem Abende, wo ich den Prinzen ermordete, so glücklich gewesen wäre, zu entkommen, so würde ich nach meinem gewöhnlichen Logis im königlichen Marstalle heimgekehrt seyn, um mich niederzulegen. Sicherlich hätte Niemand etwas davon geahnt, ich aber mein Vorhaben gegen ein andres Mitglied der königlichen Familie fortgesetzt. Vielleicht hätte ich es mit Monsieur bewenden lassen; denn was den König betrifft, so glaube ich, hatte er nie die Waffen gegen Frankreich getragen, und nur jenen wollte ich verderblich werden, die sich dieses Verbrechens schuldig gemacht. Das Einzige, was ich in dieser Stunde bedaure, ist, daß ich zu früh gefangen wurde.“ — „So haben vielleicht die Journale Ihnen den Kopf schwindlicht gemacht?“ — „Die Journale! Schon seit 1814 las ich keines mehr. Sie konnten mir über die Bourbons keine neue Aufklärung geben. Mein Entschluß stand fest, als ich vor sechs Jahren Metz verließ. Seit jener Zeit schwankte ich allerdings öfters. Ich suchte mich, so viel es in meiner Kraft stand, jenes Gedankens zu erwehren, indem ich fortwährend fürchtete, eine ungerechte Handlung zu begehen; allein vergeblich sträubte ich mich dagegen, meine Gedanken führten mich immer wieder auf mein Vorhaben zurück. Vier Jahre folgte ich dem Herzog von Berry ins Theater, auf seine Jagden, auf den öffentlichen Spaziergängen, in die Kirche. Ich fand mehrere gute Gelegenheiten, aber stets fehlte mir der Muth; in den Jahren 1817, 1818 und 1819 war ich zu schwach dazu, und mehr als Einmal gab ich meinen Vorsatz auf. Aber bald wurde ich von einem Gefühle bemeistert, das stärker war als ich. Noch recht gut erinnere ich mich Dessen, was damals in mir vorging. Eines Tages wanderte ich im Gehölze von Boulogne umher, wo ich den Prinzen erwartete. Es kochte in mir vor Wuth, wenn ich an die Bourbonen dachte. Wenn ich sie mir an der Spitze der Fremden in Frankreich einrücken dachte; so konnte ich sie nicht genug verabscheuen; aber nun schlugen meine Gedanken eine andere Richtung ein, ich glaubte ungerecht gegen sie zu seyn, und machte mir Vorwürfe über meinen Entschluß; doch bald kehrte mein voriger Ingrimm wieder zurück. Länger als eine Stunde schwankte ich in diesem Kampfe mit mir hin und her, und ich war noch nicht einig in mir geworden, als der Herzog vorbei kam und so an diesem Tage mir entging. Auch am 13 Februar noch war ich unschlüssig, obgleich ich zwei oder drei Tage vorher, um mich in meinem Vorhaben zu stärken, auf dem Kirchhof Père Lachaise die Gräber Lannes, Massena's und anderer Generale besucht hatte. Nachdem ich im Verlaufe des Tages den Fastnachtsochsen (Boeuf-gras) hatte vorüber ziehen sehen, ging ich nach Hause, um einen zweiten Dolch zu holen, und begab mich dann zum Mittagstische in eine Restauration, wo ich schon lange Zeit abonnirt war. Um acht Uhr fand ich mich am Opernhause ein, in der Absicht, den Prinzen beim Hineingehen zu ermorden, allein der Muth versagte mir in diesem Augenblicke. Ich hörte die Wagen auf drei Viertel auf eilf Uhr bestellen, und ging daher nach Hause, fest entschlossen, mich zu Bette zu legen. Im Palais Royal erwachten meine Gedanken stärker als je. Ich besorgte, ich würde gegen Ende des Monats nach Versailles zurückkehren müssen, und dann wäre die Ausführung meines Vorhabens auf lange Zeit verschoben geblieben. Ich dachte weiter darüber nach, und sprach zu mir selbst: Wenn ich Recht habe, warum versagt mir der Muth? Wenn ich Unrecht habe, warum wollen diese Gedanken nicht von mir weichen? Hierauf entschloß ich mich, diesen Abend noch die That zu vollbringen. Es war erst neun Uhr, und indem ich die bestimmte Zeit erwartete, ging ich langsam vom Palais Royal nach dem Opernhause, ohne daß mein Entschluß wankte, ausgenommen hie und da auf einige Augenblicke. Um eilf Uhr stand ich vor der Opera; ich stellte mich bei einem Kabriolette an, das dem Wagen des Herzogs folgte, und indem ich mich zunächst dem Kopfe des Pferdes hielt, konnte ich für einen Bedienten gelten. So wartete ich ungefähr eine Viertelstunde. Als aber der Prinz erschien, gewann ich meine ganze Festigkeit wieder. Ich stürzte mich auf ihn, einen Dolch in der Hand und einen andern auf den Fall

so würde sie mir mehr Schmerz verursachen, als der Tod selbst.“

Diese Unterredung dauerte ungefähr eine halbe Stunde, worauf sich seine Advokaten mit den Aktenstücken, die ihnen der Gefangene zugestellt hatte, wegbegaben. Noch hatten sie einige Zusammenkünfte mit ihm, konnten aber nichts aus ihm herausbringen, was sie nicht schon in der ersten Unterredung mit ihm gehört hatten. Sie sprachen ihn noch einmal ganz allein, und drangen zum letztenmale in ihn, ob er nichts mehr zu entdecken habe, er erwiderte: wenn er noch Eröffnungen zu machen gehabt hätte, so würde er nicht so lange gewartet haben. Einen Augenblick darauf trat Herr Bellart ins Gefängniß. „Haben Sie, fragte er, die Aktenstücke zu ihrem Prozesse hinreichend gefunden, oder wollen Sie noch andere?“ — „Nein, mein Herr, Alles ist vollständig und in Ordnung; übrigens würde Alles für meine Sache nur unnöthig seyn.“ — „Haben Ihre Advokaten Sie besucht?“ — „Ja, mein Herr, ich danke dem Gerichtshofe sehr für die zwei Advokaten, die er mir beizugeben die Güte hatte; sie haben mein volles Vertrauen, und ich hoffe, daß sie nichts Anderes sagen werden, als was ich ihnen anbefohlen; nämlich, daß nur die Besorgniß für mein Vaterland mich zu meinem Verbrechen angetrieben habe.“ — „So haben Sie also nichts mehr zu verlangen?“ — „Nichts, als daß man meine Aburtheilung so schnell als möglich vor sich gehen lasse.“ — Nachdem er wieder mit seinem gewöhnlichen Wächter allein war, liebkosete er ganz ruhig einem kleinen schwarzen Hunde, der ihn sehr

diesem Nachen die erprobteste Haltbarkeit zu geben; und obgleich er ziemlich schwer beladen war, glitt er doch so leicht dahin, daß er die Oberfläche des Wassers kaum zu berühren schien. Er diente uns nicht nur als Fahrzeug, sondern auch als nächtliches Obdach; denn unsere Indianer zogen ihn des Abends auf das Land, wo er in wenig Augenblicken, mit Hülfe einiger Baumzweige zu einer bequemen Hütte umgewandelt war. So oft der Lauf eines Flusses durch einen Wasserfall oder durch sonstige Hindernisse unterbrochen war, luden unsere willfährigen Schiffer die leichte Last auf ihre Schultern, und trugen sie bis zur Stelle, wo der Fluß wieder schiffbar wurde. Unser Gepäcke bestand in zwei Gewehren, unserem Instrumentenkasten, einigem Küchengeräthe und zwei Bärenhäuten. Sonst führten wir keine Vorräthe mit; denn die Seen und Flüsse versorgten uns reichlich mit Fischen und trinkbarem Wasser, die Jäger brachten uns Wildpret und von herumziehenden Krämern kauften wir eingesalzenes Schweinefleisch, Branntwein und Tabak. Ueberdieß entdeckten wir bald eine unversiegbare Nahrungsquelle in dem wilden Reiß (Zizania aquatica), welcher fast auf allen Wasserflächen dieser Gegend wächst. Diese Art Reiß ist angenehmer für den Geschmack, und enthält mehr Nahrungsstoff als jener, welcher in Carolina gebaut wird; auch kann man ihn sehr gut mit allen andern Speisen vermischen. Diese Pflanze, welche eigentlich mit Unrecht „wilder Reiß“ genannt wird, hat mit dem gewöhnlichen Reiße keine andere Aehnlichkeit, als daß sie, wie dieser, auf dem Wasser wächst. Ihre Aehre gleicht eher jener des wilden Hafers, und sie gedeiht am besten in ruhigen oder stehenden Wässern, deren Grund aus Sand oder Pflanzenerde besteht. Ihr Stengel erreicht eine Länge von vier bis zwanzig Fuß, je nach der Tiefe des Wassers, in welchem er aufwächst, aber die kürzesten enthalten am meisten Reißkörner. Unsere Reiß-Ernte, nach Art und Weise der Indianer, war sonderbar genug, um hier einer Erwähnung zu verdienen; während nämlich unsere Ruderer im Hintertheile des Nachens saßen, und mit kräftigen Ruderschlägen das Vordertheil desselben durch die Reißfelder lenk-

fendfachen Geschrei die Strahlen der aufgehenden Sonne zu begrüßen scheinen. Doch bald folgt auf diese muntere Regsamkeit eine Stille der Trauer und des Todes; wenn nämlich der Indianer seinen Nachen vom Ufer lenkt, um den nöthigen Reißvorrath zu sammeln, und der schlaue Jäger mit listiger Behutsamkeit seine Beute zu verfolgen beginnt. Die kreischenden Gesänge der Freude verwandeln sich dann in einzelne Klagetöne, auf die eine tiefe Stille erfolgt, welche nur durch den Knall der Feuerwaffen, oder durch das Plätschern der Verwundeten und Sterbenden unterbrochen wird. Nach den ersten Entladungen der Jagdgewehre sieht man aus dem Schoße des See's eine lange, spiralförmige Säule aufsteigen, in der die buntesten Farben, schwarz, roth, weiß oder lazurblau prangen, je nach der Verschiedenheit der Vogelgruppen, aus welchen sie gebildet ist. Nachdem dieselbe eine Zeitlang hoch und majestätisch über unsern Häuptern geschwebt hatte, zertheilte sie sich nach verschiedenen Richtungen, und verschwand in den Wäldern oder in den nahgelegenen Bergen. Zuweilen sah man wohl noch einzelne unglückliche Verwundete, die ihren Kräften zu viel zugemuthet hatten, sich von der großen Heersäule absondern, und an das Ufer sterbend niederstürzen. Doch hat noch bei Weitem das ganze Wasserheer den See nicht verlassen. Die Kühnsten, oder vielleicht die Trägsten sind zurückgeblieben, und lassen sich in ihren muntern Erlustigungen nicht stören, bis sie endlich durch anhaltende Verfolgung der Jäger gewahren, daß der Platz nicht mehr haltbar sey. Dann schwingen sie sich sämmtlich auf, und suchen im raschem Fluge den vorangegangenen nachzueilen.

Das Blei und der Pfeil des Jägers sind aber nicht die einzigen Feinde, welche die Wasservögel in diesen Gegenden zu fürchten haben; auch die Alligatoren und Kaimans verfolgen sie auf das Aeußerste. Wir waren zuweilen über die Beharrlichkeit und Raubgier erstaunt, mit welcher diese furchtbaren Amphibien ihnen nachstellen. Selten entkommt ihnen ihre Beute, sobald sie ihr nahe genug sind, wobei sie alle List anwenden, um sich derselben zu bemeistern. Man sollte glauben, diese gefräßige Brut verfolge die gefiederten Bewohner jener Gewässer mit besonderm und eingefleischtem Hasse; denn wir waren oft in dem Falle nahe an jenen Wasserungeheuern vorüber zu fahren, ohne daß sie Miene gemacht hätten uns anzugreifen; im Gegentheil war der geringste Schlag mit einem Ruder hinreichend, sie untertauchen zu machen. Viele Indianer behaupten auch von der Mehrzahl dieser Thiere, sie sey gegen Menschen nicht bösartig; auch sahen wir Kinder, welche sich die Belustigung machten einem Alligator auf den Rücken zu springen und von da wieder in ihre Piroge zu steigen, ohne daß er versucht hätte, ihnen Schaden zuzufügen. Dennoch möchten wir Niemand rathen, diesem gefräßigen Scheusale zu viel Vertrauen zu schenken.

Vermischte Nachrichten.

Ein Fremder, bemerkt das „New Monthly Magazine," kann schwerlich einen vollgültigen Schiedsrichter über Das, was in einem fremden Lande schicklich ist, abgeben. Der Franzose, der auf Armes Länge in sein ausgespanntes Sacktuch spuckt, verräth in unsern Augen wenig Gefühl für Schicklichkeit, während der Engländer, der mit einem Rockschoße unter jedem Arm seine Kehrseite am Kamine wärmt, und dessen Feuer sorgfältig den Damen, mit denen er kost, als spanische Wand verdeckt, dem Franzosen als ein Scheusal vorkommt. Die Londoner nannten Georg IV den feinsten Gentleman von Europa, und die alliirten Könige fanden in ihm die wahre Essenz des mauvais ton. Eine sehr bezeichnende Anekdote über die wirkliche und bloß angenommene Schicklichkeit gibt Sir James Campbell in seinen jüngst im Drucke erschienenen Memoiren. Sir James besuchte Voltaire, nicht, wie er unverholen gesteht, um den großen Mann zu bewundern, sondern um auf seinem Gute jagen zu dürfen. „Eines Tages, erzählt er, zerlegte Voltaire ein Rebhuhn, und stach zuerst seine Gabel darein, die er dann in den Mund schob, wahrscheinlich um zu sehen, ob der „Fumet" so war, wie er es wünschte. Dann zerschnitt er es vollends und ließ mir ein Stück davon vorlegen. Ich gab es zurück, ohne Etwas davon zu essen, indem ich unumwunden die wahre Ursache angab und sagte: weil er beim Zerlegen eine Gabel gebraucht habe, die zuvor in seinem Munde gewesen." Offenbar ist hier die an Voltaire gerügte Unschicklichkeit nur ein konventioneller Fehler, und zwar unappetitlich, wiewohl keineswegs ein Zeichen eigentlicher Rohheit. Der Philosoph von Ferney war so wenig überzeugt, daß er etwas Unschickliches begangen habe, daß er mit einem sardonischen Lächeln sagte: „die Engländer seyen ein sonderbares Volk und hätten sonderbare Gewohnheiten." Allein wenn man gleich darauf eben diesen zartfühligen Sir James Campbell sagen hört: „indeß hinderte mich Dieß nicht, gelegenheitlich wieder mit ihm zu speisen, oder auf seinem Gute zu jagen"; so kann man nicht umhin, die eigentliche Gemüthsrohheit dort anzuerkennen, wo Jemand bei einem Witze über seine eigene Kleingeistigkeit vor Lachen bersten möchte.

*

Der Chevalier Dillon, der zuerst ausmittelte, was aus La Perouse und seiner Expedition geworden, steht im Begriffe, die Resultate seiner zwanzigjährigen Reisen und seines vielfältigen Verkehrs mit den Einwohnern der Südseeinseln, unter dem Titel: „Dillon's Fortsetzung von Cooks Reisen" in Druck zu geben. Kapitän Dillon betrat schon frühzeitig seine Laufbahn als Seefahrer in den stillen Ozean, und stand länger als irgend ein Europäer mit den Eingebornen in genauestem Verkehr; er spricht geläufig fast alle Sprachen der verschiedenen Inseln, und wird auf den meisten derselben als ein angesehener Häuptling betrachtet. Seine Reisebeschreibung wird ungemein interessante Berichte von mannichfachen Abenteuern des Kapitäns und Schilderungen vieler blutigen und gräuelvollen Szenen enthalten, von denen er Augenzeuge war. Insbesondere sollen seine Mittheilungen über die Bewohner der Fidschi-Inseln, über die fast noch gar nichts bekannt ist, von großem Interesse seyn. Kapitän Dillon schildert sie als die civilisirtesten unter den Inselstämmen der Südsee; nur sind auch sie dem Kanibalismus ergeben. Sie sind die einzige Völkerschaft im stillen Ozean, die Töpferwaaren haben, kochen und gesottene Lebensmittel genießen. Ihre Wohnungen sind die größten und reinlichsten in der Südsee. Die Fidschi-Insulaner sind die besten Schiffleute auf jenen Inseln, und haben Kanoes von 90 bis 120 Fuß Länge, 6 Fuß Tiefe und 22 Fuß Breite, und jedes Fahrzeug kann 850 Krieger fassen. Auch in ihren Heirathsgebräuchen und Leichenbegängnissen herrschen Eigenthümlichkeiten vor; auf den Fidschi-Inseln werden die Weiber, wie in Indien, mit ihren verstorbenen Männern getödtet. Das weibliche Geschlecht ist züchtiger, als es irgendwo auf einer der Südseeinseln getroffen wird; ihre Väter verloben die Mädchen schon, wenn sie nur wenige Tage alt sind. Ihre Gastfreundschaftlichkeit ist eines civilisirten Volkes würdig, und in Betreff ihrer kanibalischen Feste, ihrer Zerstückelung der gefallenen Feinde, Verfertigung von Kleidern u. s. w. werden von Kapitän Dillon ganz neue, und noch bis jetzt nirgends von diesen Söhnen der Natur erhörte Züge mitgetheilt.

*

In Pegu, einem Staate des Birmanenreichs, ist eine Art Gottesgericht üblich, das darin besteht, daß man, wenn zwei vor Gericht kommen, und der Richter nicht Beweise genug vorliegen findet, um einen zu verurtheilen oder loszusprechen, beide Parteien ins Wasser wirft. Wer von ihnen zuerst wieder auf der Oberfläche des Wassers zum Vorschein kommt, hat seine Sache verloren, und kann sein Leben nur dadurch retten, daß er sich zum Sklaven des Kaisers erklärt, dem er sich mit Hab und Gut übergiebt. Auf die Aehnlichkeit zwischen diesem Gerichtsbrauche und unsern alten Wasserproben braucht kaum hingewiesen zu werden.

*

In der portugiesischen Provinz Entre Minho y Douro befindet sich ein Berg, Namens Stells, der eine Merkwürdigkeit besitzt, die von den Geologen noch zu wenig berücksichtigt worden ist. Das Plateau desselben bildet nämlich einen sehr großen See, dessen Tiefe noch nicht ergründet worden ist, so daß man glaubt, daß der ganze Berg davon ausgefüllt ist. Dieß schließt man daraus, daß am Fuße des Berges mehrere Quellen mit großer Heftigkeit hervorbrechen. Uebrigens ist dieser See wie alle andern beschaffen, und nur in gewissen Jahreszeiten wegen der heftigen Stürme, die auf ihm toben, nicht gut zu beschiffen.

*

Im Jahre 1827 wurden in Großbritannien von den Spielkarten 20,864 Pf. St. 12 Sch. 9 P. erhoben, und die Abgabe von jedem Spiel Karten betrug 2 Sch. 6 P. Im Jahre 1828 war die Gebühr auf 1 Sch. herabgesetzt, und betrug nur 17,565 Pf. St. Diese Einnahme fiel seitdem noch mehr, und belief sich im verflossenen Jahre nur auf 14,400 Pf. St.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 169. 17 Junius 1832.

Die Sandwichinseln.

3. Die königliche Familie.

Der Gründer des königlichen Hauses, das gegenwärtig die früher von einzelnen Häuptlingen beherrschten zehn Sandwichinseln, als vereinigtes Königreich regiert, ist Tamehameha. Halaua, ein großer Landstrich auf der nordöstlichen Küste von Hawaii, war sein von seinen Vorfahren auf ihn vererbtes Gebiet, und erst durch die in der Geschichte der Sandwichinseln so berühmte Schlacht von Keei schwang er sich zur Alleinherrschaft dieser großen Insel auf. Schon frühzeitig scheint sich Tamehameha unter den übrigen Häuptlingen durch Unternehmungsgeist, entschiedene Willenskraft und Beharrlichkeit in Allem was er vornahm, ausgezeichnet zu haben. Aber auch durch seinen kräftigen Körperbau, so wie durch seine Geschicklichkeit in allen Leibes- und Waffenübungen, worin er von Keinem seiner Landsleute übertroffen wurde, behauptete er großen Einfluß. In seinen Jugendjahren versammelte er um sich eine Anzahl Häuptlinge, die mit ihm von gleichem Alter und gleicher Sinnesart waren, und denen er bei allen Gelegenheiten seinen Geist und sein entschlossenes Wesen einzuhauchen verstand; hiedurch versicherte er sich am besten ihrer Anhänglichkeit und Mitwirkung. Große Unternehmungen, scheint es, waren seine Freude, und am liebsten legte er Hand an Das, was Andern unmöglich dünkte. Die Küste seines väterlichen Gebietes erhebt sich an einigen Theilen in hundert Fuß hohen, senkrechten Felsen, und Tamehameha und seine Gefährten brachen Stufen in die Felsenwand, auf denen sie bequem ihre Fischerboote ins Meer hinab bringen und wieder hinaufstragen konnten. Noch zeigt man andere Stellen, wo der unternehmende Häuptling tief in die Felsen eingegraben hatte, um frisches Wasser zu finden, allein nachdem er mehrere Schichten durchbohrt hatte, stieß er auf so harte Lava, daß er mit ihren unbehülflichen Werkzeugen nicht durchdringen konnte, und die Arbeit aufgeben mußte. Noch waren die Sandwichinsulaner damals weder mit Pulver versehen, um Felsen zu sprengen, noch besaßen sie auch hinlängliche eiserne Geräthschaften. Einen großen Strich Landes um seine Wohnung her hatte Tamehameha in regelmäßige Felder abgetheilt, die er sorgfältig anbaute, und mit Kartoffeln und andern nutzbaren Gewächsen bepflanzte. Eines dieser Felder trug seinen Namen, und er pflegte es mit seinen eigenen Händen zu bearbeiten. Die übrigen hatten ihre Namen von seinen Gefährten und Freunden, die seinem Beispiele folgend, gleichfalls Sorgfalt auf den Anbau ihrer Grundstücke verwendeten, während sie die übrige Flur von ihren Unterthanen bestellen ließen. Noch zeigt man das Haus, das Tamehameha vor der Eroberung der Inseln bewohnte, und mehrere Gruppen von Nonibäumen (morinda citrifolia), die er mit eigener Hand gepflanzt, bevor er noch einen Bart trug, wie Häuptlinge von ihm erzählen, die noch zu seinen Tagen gelebt haben. Tamehameha war unbestritten ein Fürst von großer Geisteskraft und Charakterstärke. Unter seiner Regierung erweiterte sich die Aufklärung seines Volkes ungemein, so wie ihr häusliches Leben an Bequemlichkeit und ihre Sitten an Verfeinerung gewannen. Die eisernen Werkzeuge, die ihnen die Europäer brachten, erleichterten ihnen viele ihrer Arbeiten, die Einführung der Feuergewehre änderte die ganze vorige Art, Krieg zu führen, und europäische Kleidungsstücke verdrängten allmählich die inländischen Zeuge aus Baumrinde. Wenn diese Verbesserungen in dem gesellschaftlichen Zustande der Sandwichinseln zwar mehr dem häufigen Verkehre mit den Fremden, als den Maßregeln ihres Beherrschers zugeschrieben werden müssen, so gebührt ihm doch das Verdienst, diesen Verkehr den Fremden sehr erleichtert zu haben. Tamehameha allein hintertrieb die feindseligen und mörderischen Gesinnungen einiger Häuptlinge gegen die Europäer, und stets bemühte er sich, den Schiffen, die seine Inseln besuchten, alle mögliche Freundschaft zu beweisen. Obgleich in dem Gefechte, worin Kapena Kuke (wie die Insulaner den Kapitän Kook nannten) ermordet wurde, selbst verwundet, ging seine Neigung für die Engländer doch so weit, daß er während des Aufenthaltes des Kapitäns Vancouver (1793) sich entschloß, Hawaii an die großbritannische Krone abzutreten, und sich und seine Besitzungen unter britischen Schutz zu stellen, was auch von seinem Sohne wiederholt wurde, als er zur Herrschaft gelangte. Die Engländer nannten ihn den „Alfred der Hawaiianer", eigentlich aber ist es ihr Alexander; da Ehrgeiz und Eroberungssucht einen großen Theil seines Lebens hindurch seine herrschende Leidenschaft ausmachten. Erst gegen die Neige seiner Tage hin wurde er geizig. Man behauptet, daß er einen Kriegszug nach den Gesellschaftsinseln im Sinne führte, um auch sie seiner Herrschaft zu unterwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mörder des Herzogs von Berry.

(Schluß.)

Louvel erschien vor der Pairskammer in dem Anzuge, den er am Abende, wo er dem Hause Bourbon die tödtlichste Wunde schlug, getragen hatte. Sein blauer Ueberrock war bis an die schwarze Halsbinde zugeknöpft; sein Gesicht war blaß und schmächtig, eine Folge des langen Gefängnisses; in seiner Haltung beobachtete er Ruhe und vollkommene Sicherheit. Ohne sichtliche Bewegung seines Innern betrat er den Saal, wo ihn die gespannteste Neugier erwartete. Alles war erstaunt über die Würde und den Anstand eines Mannes von seinem Stande. Das Verhör dauerte nicht lange, und er antwortete mit Festigkeit und Verstand auf alle an ihn gerichteten Fragen. „Warum haben Sie den Herzog von Berry ermordet?“ — „In der Absicht, seinen Stamm auszurotten.“ — „Wie konnten Sie als mittelloser Handwerksgeselle so große Reisen machen? Und warum hielten sie sich von Zeit zu Zeit an manchen Orten länger auf?“ — „Ich hielt mich auf, um meinen Unterhalt zu verdienen, wenn mein Geld erschöpft war: und bei mäßiger Lebensweise und Sparsamkeit erübrigte ich bald wieder so viel, um meine Reise fortsetzen zu können.“ — „Wurden Sie nicht gerührt, als Sie hörten, daß der Herzog von Berry vor seinem Tode noch um Gnade für Sie gebeten habe?“ — „Erlassen Sie mir die Antwort hierauf, mein Herr.“ — „Warum gaben Sie Ihr Vorhaben nicht auf, nachdem Sie mehrmals gefühlt hatten, daß der Muth Sie verließ?“ — „Ich konnte es nicht.“ — „Was verstanden Sie darunter, als Sie sagten, es sey eine schwere Aufgabe, einen Fürsten zu tödten?“ — „Ich verstand darunter keine andere Aufgabe, als die ich mir in meinem Innern selbst gesetzt hatte.“ — „Sie wußten aber, daß Sie der Todesstrafe verfielen?“ — „Dieß kam hiebei nicht in Anschlag. Man muß in mir nichts als einen guten Franzosen sehen, der sich für sein Vaterland opfert. Wäre es mir geglückt zu entkommen, so würde ich mit dem Herzog von Angouleme und allen Andern fortgefahren seyn, die die Waffen gegen ihr Vaterland getragen und es verrathen haben. Außerdem hätte ich auch mein Verbrechen so oft wiederholen müssen, bis ich beim zweiten oder dritten Male ergriffen worden wäre, um die Unschuld aller Personen, die durch mich in Verdacht gekommen waren und darunter zu leiden hatten, an den Tag zu bringen. Es sind ihrer sicherlich zehn oder zwölftausend, und Manche wurden wegen sehr geringfügiger Anlässe verfolgt; ich ersah aus den Akten meines Prozesses, daß Leute wegen eines Blumenstraußes, wegen eines absichtslos gesprochenen Wortes und wegen anderer unbedeutenden Dinge in Unannehmlichkeiten geriethen.“

Nachdem noch einige andere Fragen gestellt worden waren, worin der Angeklagte bloß wiederholte, was er schon in seinen vorausgegangenen Verhören ausgesagt hatte, wurde die Sitzung auf den andern Tag verlängert, wo der Generaladvokat gehört werden sollte, unter dem Vorwande, daß mehrere der Pairs allzusehr ermüdet seyen, um die Verhandlungen noch denselben Tag vollends anzuhören. Der Präsident fügte sogar noch hinzu, einer der edlen Pairs sey so eben als das Opfer der langen Sitzungen in dieser Sache gestorben. „Ein Tag länger ist immer gewonnene Sache,“ bemerkte einer von den Gendarmen gegen Louvel. „Und ich,“ erwiderte dieser, „nenne es verlorne Zeit.“ Nachdem er den geistlichen Beistand, den Herr von Semonville ihm anzunehmen rieth, abgelehnt hatte, erbat er sich als die einzige Vergünstigung, daß man ihm die letzte Nacht, die er noch zuzubringen habe, etwas feinere Leintücher geben möchte.

Bevor noch seine Vertheidiger vor der Pairskammer das Wort nahmen, bat Louvel um die Erlaubniß, eine kleine Rede vorlesen zu dürfen, die ganz von seiner eigenen Hand war und von einem Zeugen nachgeschrieben wurde: „Meine Herren, so lautete sie, ich habe heute wegen eines Verbrechens zu erröthen, das ich allein begangen habe. Es bleibt mir aber, indem ich zum Tode gehe, der tröstliche Glaube, daß ich weder die Nation, noch meine Familie entehrt habe. Man muß in mir nichts als einen Franzosen erblicken, der sich als Opfer geweiht hat, um seiner Ueberzeugung treu, einige Menschen zu vernichten, die die Waffen gegen sein Vaterland getragen haben. Ich bin angeklagt, einem Prinzen das Leben geraubt zu haben, ich bin allein schuldig; aber unter den Menschen, welche die Regierung in Händen haben, gibt es weit Schuldigere als ich. . . Sie haben, meiner Meinung nach, Laster als Tugenden anerkannt. Die schlechtesten Regierungen, welche Frankreich hatte, straften Jene, die es verriethen, und die gegen ihr Vaterland die Waffen trugen.“ . . .

Hier begann seine Stimme merklich schwächer zu werden; er schien über einige Sätze seiner Rede verlegen, die er übergehen wollte, und von denen er nur den Anfang las, ohne sie vollenden zu können; indeß fand er sich bald wieder zurecht, und fuhr dann mit einigen Zwischenpausen fort.

„Nach meiner Ansicht, wenn fremde Heere drohen . . . . müssen die Parteien im Innern aufhören, und sich vereinigen, um sie zu bekämpfen, und gemeinschaftliche Sache gegen die Feinde aller Franzosen zu machen. Die Franzosen, die sich hiezu nicht anschließen, sind strafbar. Der Franzose, der durch die Ungerechtigkeit der Regierung gezwungen wird, Frankreich zu verlassen, wenn dieser Franzose für die fremden Heere gegen Frankreich die Waffen ergreift, wird strafbar und kann nicht in seine Eigenschaft als französischer Bürger wieder eintreten. Meiner Meinung nach . . . ich kann nicht umhin zu glauben, daß, wenn die Schlacht von Waterloo für Frankreich so unheilvoll wurde, die Ursache davon war, daß es zu Gent und Brüssel Franzosen gab, die Verrätherei in unserm Heere anspannen und den Fremden Hülfe leisteten. . . Meiner Meinung und meinem Systeme nach war der Tod Ludwigs XVI nothwendig, weil die ganze Nation ihre Zustimmung gab. Wenn eine Handvoll Intrikanten in den Palast des Königs eingedrungen wäre, und ihm das Leben in dem Augenblicke geraubt hätte . . . ja, dann würde ich es glauben . . . . Allein da Ludwig XVI und seine Familie lange Zeit im Gefängnisse blieben, so kann man nicht begreifen, daß es nicht der Wille der Nation gewesen seyn soll . . . denn wenn es nur einzelne Menschen gewesen wären, so würde er nicht umgekommen seyn. Die ganze Nation würde sich widersetzt haben . . . Gegenwärtig behaupten sie die Herren der Nation zu seyn, und die Nation würde sich entehren, wenn sie sich von ihnen beherrschen ließe.“

Diesen letzten Theil seiner Rede trug er mit so leiser Stimme

vor, daß man die Worte kaum verstehen konnte, obgleich im Saale tiefe Stille herrschte. Louvel grüßte, als er zurücktrat, die Versammlung, und man führte ihn, während der Berathungen des Gerichtshofes nach der Conciergerie zurück. Ungefähr eine Stunde darnach begab sich Herr Cauchy, der Sekretär der Pairskammer dahin, um dem Angeklagten sein Todesurtheil vorzulesen, das Louvel am Fuße seines Bettes sitzend, ohne die mindeste Bewegung zu verrathen, anhörte. Die Hinrichtung war auf den andern Tag Morgens acht Uhr bestimmt. „Soll ich Ihnen einen Geistlichen schicken?" fragte Herr Cauchy. — „Nein, mein Herr, ich danke Ihnen. Wozu soll er mir dienen? Kann er mir ins Paradies verhelfen? Ich hätte freilich große Lust dahin zu kommen, da ich dort vielleicht den Prinzen von Condé zu treffen hoffe, der gleichfalls gegen Frankreich die Waffen getragen hat!" — Da Herr Cauchy in den Verurtheilten drang, doch einen Geistlichen anzunehmen; so sagte Louvel endlich: „So sey es! Schicken Sie mir einen Geistlichen, und ich werde ihn mit Vergnügen annehmen; er wird mir Gesellschaft leisten." Einen Theil der Nacht brachte hierauf Louvel zu, Briefe an seine Familie zu schreiben. Der Abbé Montes blieb die ganze Nacht bei ihm, indem er ihn zur Reue ermahnte und auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes verwies. „Sie haben mir da," sagte Louvel am andern Morgen zu Herrn Cauchy, der ihm anzeigte, daß die Hinrichtung bis Nachmittags vier Uhr verschoben worden sey, „einen vortrefflichen Mann gesendet; ich fürchte nur, daß ihm meine Unwillfährigkeit zu sehr leid gethan hat, und seine Güte rührte mich so sehr, daß ich vor ihm auf die Knie fiel, und einige kleine Sünden beichtete."

Um sieben Uhr Morgens hatte ihn der ehrwürdige Abbé verlassen und Louvel sich angezogen und eine Tasse Fleischbrühe und etwas Wein verlangt, um sich von der nächtlichen Anstrengung zu erholen. Uebrigens verrieth er einige Ungeduld über den unwillkommenen Aufschub, der seine Hinrichtung um einen halben Tag verzögerte. Louvel schlief einige Stunden, schrieb noch mehrere Briefe, und nach einem abermaligen Verzug von vier bis sechs Uhr, bestieg er endlich unter der Bedeckung der Gendarmen und Gardeküraßiere den Karren. Der Abbé Montes war an seiner Seite, Louvel aber schenkte ihm kein Gehör. Die Haltung des Verurtheilten war wie immer, ruhig, kalt und an diesem Tage sogar etwas höhnisch. Man hatte ihm erlaubt, seinen Hut aufzubehalten, womit er sein kahles Vorderhaupt bedeckte. Seine Augen schweiften ruhig über die zahllose Menge hin, die herbeigeströmt war, um ihn zu sehen. Sein Gesicht ließ auf dem ganzen Wege keine Veränderung bemerken; übrigens war seine Farbe schon lange her leichenblaß. Am Fuße des Schaffots sagte der Abbé zu ihm: „Mein Sohn, noch ist es Zeit, den Herrn durch eine aufrichtige Reue zu entwaffnen." — „Lassen Sie uns eilen, erwiderte er, ich bin es müde, man erwartet mich da oben." Louvel suchte mit festen Schritten die Stufen hinanzusteigen, allein das lange Gefängniß hatte ihn so entkräftet, daß ihn die Knechte des Henkers unterstützen mußten. Während man ihn auf das verhängnißvolle Brett band, richtete er seine Blicke mit Festigkeit nach allen Seiten hin auf das Volk. Um sechs Uhr fiel sein Kopf. Wie er berechnet hatte: „Am Mittwoch war Alles vorüber."

Gastmähler der Polen im siebzehnten Jahrhundert.

(Aus Beauplan's Beschreibung der Ukraine.)

.... Wenn die Bewaffnung und Kriegserfahrung der polnischen Edelleute der unsrigen nicht gleich kommt, so ersieht man aus der folgenden Beschreibung, daß ihre Gastmähler und Bewirthungen weit ausgezeichneter sind, als die anderer Nationen. Mehr als alle prahlen die Magnaten; reiche und dürftige Herren bemühen sich, jeder nach dem Maße seiner Kräfte, seine Gäste so prächtig wie möglich zu bewirthen, und ich darf keck behaupten, daß bei den gewöhnlichen Mahlzeiten der Polen weit mehr Ueberfluß herrscht als bei unsern Gastmählern, zu denen man die Gäste geladen hat. Hieraus läßt sich leicht schließen, wie die Gastmähler beschaffen seyn müssen, welche von den Polen bei besondern Ereignissen gegeben werden. Diese Gastmähler sind besonders verschwenderisch zur Zeit der Reichstagsverhandlungen zu Warschau an den Tagen, wo keine Sitzungen stattfinden; dann verwenden die ausgezeichneten Magnaten und Kronbeamten 50, ja 60,000 Livres, ungeheure Summen, wenn man bedenkt, wie die Bewirthung in Polen ist. Da wissen sie nichts von Moschus, von Ambra und Perlen, nichts von theuern Gewürzen, womit man sich in andern Ländern zu Grunde richtet. Alle polnischen Gerichte sind sehr gewöhnlicher Art und schlecht zubereitet, obgleich man sie im größten Ueberflusse auf den Tisch bringt, aber die Raubsucht der Bedienten vermehrt, wie man weiter unten sehen wird, den Aufwand. Man kann beurtheilen, was ein solches Gastmahl kostet, wenn ich sage, daß mir eine Rechnung zur Hand kam, nach welcher die Gläser bei einem einzigen Gastmahl 100 Thaler kosteten, obgleich solche keineswegs theuer sind. Gewöhnlich ladet man nur 4 bis 5 Senatoren zum Gastmahl ein, wozu manchmal die fremden Gesandten am königlichen Hofe kommen. Diese Anzahl von Gästen steht mit dem Aufwand in keinem Verhältniß, aber jeder Senator bringt 12 bis 15 Edelleute mit sich, so daß nicht selten 70 bis 80 Personen am Tische sitzen. Drei Tische, ungefähr 100 Schuhe lang, werden im Eck zusammengestoßen und mit drei feinen und sehr schönen Tischtüchern bedeckt; das Tafelservice ist von Silber und vergoldet, auf jeden Teller legt man Brod unter einer Serviette, die nicht größer ist als ein Schnupftuch, einen Löffel, aber kein Messer. Diese so bedeckten Tische stehen in einem großen weitläufigen Saale, an dessen einem Ende sich ein Büffet befindet, das mit einer Menge prächtigen Silbers verziert und mit Geländerchen umgeben ist, in welches nur ein Haushofmeister mit seinen Aufwärtern hineingehen darf. Auf dem Büffet sieht man oft 8 bis 10 verschiedene silberne Schüsseln und eine solche Menge von Tellern, daß sie Mannshöhe erreichen, obgleich die Polen nicht kleinen Wuchses sind. Dem Büffet gegenüber, gewöhnlich an der Thüre, ist ein Chor gebaut, auf welchem Musikanten mit verschiedenen Instrumenten und Sänger sich aufstellen. Sie spielen nicht alle auf ein Mal, sondern zuerst fangen die Geigen an, dann kommen die Hörner, und endlich stimmen gemiethete junge Leute Gesänge an, die ziemlich angenehm lauten. Musik und Gesang dauern abwechselnd fort bis ans Ende des Gastmahls, und damit die Musikanten ihre Pflicht desto besser erfüllen, werden sie hinreichend gespeist und getränkt. Wenn eine Menge Schüsseln mit verschiedenen Gerichten auf dem Tische stehen, ladet man die Herren ins Speisezimmer ein, wo vier Edelleute ihrer warten; zwei halten ein Waschbecken von Silber und vergoldet, das mehr als 3 Fuß im Durchmesser hat, und ein verhältnißmäßiges Handbecken, gleichfalls von Silber und vergoldet. Sie nähern sich den Herren, lassen sie die Hände waschen, und machen dann zwei andern Edelleuten Platz, welche ihnen ein Handtuch von drei Ellen Länge zum Abtrocknen der Hände hinbieten. Nach diesem bitten der Wirth und der Haushofmeister der Tafel Ehre anzuthun, und weisen ihnen je nach Würde und Amt ihre Plätze an. Bei Tafel werden die Gäste von besondern Mundschenken bedient, deren an jedem Tische sich drei befinden; sie bieten den Gästen von den auf dem Tische stehenden und nach polnischem Geschmack zubereiteten Gerichten an. Das Fleisch wird in große Schnitten zerlegt, damit die Gäste desto bequemer, je nach ihrem Appetite nehmen und die Sauce dazu gießen können; dieser letztern sind vier Arten, gelbe aus Safran, rothe aus Kirschensaft, schwarze aus Pflaumen, endlich eine graue, Chonschtsch genannt, aus gesottenem Knoblauch, der durchgetrieben wurde. Die Polen sind keine Freunde von Suppe, die manchmal gar nicht auf die Tafel kommt. Unter diesen Gerichten werden Fleischpasteten aufgestellt; außerdem geben sie Rindfleisch, Hammelfleisch, Kalbfleisch und geräuchertes Fleisch ohne Sauce,

aber ausnehmend stark mit Salz und andern Sachen eingerieben. In dem Maaße wie diese Schüsseln sich leeren, werden andere aufgetragen, z. B. Stücke von Schweinspeck mit saurer Kapusta (Kohl, das gewöhnlichste Gericht in Polen) oder Hirse oder gesottenem Weizen. Die Polen halten Dieß für ein Naschwerk, so wie auch eine Sauce, die aus einer besondern Wurzel, im polnischen Chrzan genannt, bereitet, durchgetrieben und mit Essig angerichtet wird. Der Meerrettig ist dem Senf ähnlich und zum Rindfleisch, Pökelfleisch und allen Arten von Fischen ungemein angenehm. Nach diesem ersten Gange an Schüsseln, wo die Bedienten, wie wir unten beschreiben werden, den größten Theil des Fleisches verzehren, wird das oberste Tischtuch weggenommen und der zweite Gang aufgetragen. Dieser besteht aus warmen Speisen: Kalbfleisch, Hammelfleisch, Rindfleisch, Kapaunen, Hühnern, Gänsen, Enten, Hasen, Gemsenfleisch, schwarz Wildpret, Haselhühnern, Lerchen, Wachteln und mehreren kleinen Vögeln, deren es sehr viele in Polen gibt; Tauben, Schnepfen und Kaninchen sind selten. Man gibt diese warmen Speisen ohne alle Ordnung durcheinander, mit verschiedenen Arten von Salat. Zwischen dem zweiten Gang und dem Desserte trägt man verschiedene Frikassee's auf, und ein großes Stück Schweinespeck mit Erbsenbrühe; ein jeder Gast nimmt dazu ein kleines Stück zu seinem Antheile, zerschneidet es in kleine Stückchen, und schluckt sie mit etwas Erbsenbrühe ohne zu kauen hinunter. Dieß ist das Lieblingsgericht der Polen, und sie halten sich für schlecht bewirthet, wenn ihnen nicht am Ende des Gastmahls dieser Leckerbissen vorgesetzt wird, ebenso Hirse- oder Gerstengrütze mit Oel, Pastete mit Käse gefüllt und kleine Pfannkuchen aus Buchweizen, Mehl mit Mohnsamenöl; alles Dieß essen sie meiner Meinung nach nur, um sich hinreichend den Bauch auszufüllen und gut einzuschlafen. Nach dem zweiten Gange wird das mittlere Tischtuch abgenommen und das Dessert aufgestellt, das je nach den Umständen und der Jahreszeit zusammengesetzt ist: saurer Rahm, Schmierkäse und andere Gerichte, deren ich mich jetzt nicht mehr erinnere. Alle diese Leckerbissen sind schlechter, als ein mittelmäßiges Ragout bei uns, wovon eine Schüssel mir lieber ist, als zehn polnische. Im Allgemeinen bleibt die polnische Küche weit hinter der unsrigen zurück; aber die Polen verstehen es besser als alle Nationen, die Fische zuzubereiten; das verstehen auch die Franzosen und andere Fremde, die sich in Polen aufhalten. Außerdem, daß es dort viele vortreffliche Fische gibt, bereiten die Polen solche auch so schmackhaft zu, daß selbst bei dem Sattesten unwillkürlich der Appetit rege gemacht wird. Dieß ist auch nicht zu verwundern; denn die Polen sparen weder Wein, noch Oel, noch Gewürze jeder Art, womit auch ein mittelmäßiger Koch eine Schüssel Fische mit Geschmack zubereiten kann. Im Laufe des Gastmahls trinken die Herren, um den Appetit nicht zu verlieren, nur wenig, und nur Eine Art Bier aus hohen cylindrischen Bechern; in das Bier wird Brod getaucht, das ein wenig mit Oel geröstet ist. Wir haben bereits bemerkt, daß die Schüsseln vom ersten und zweiten Gange fast leer vom Tische weggenommen werden, wenn auch die Gäste nicht viel davon genießen. Dieß ist vollkommen wahr; hinter dem Stuhle eines jeden Gastes stehen je zwei Bediente; wenn der Herr ihnen den Teller zum Wechseln gibt, füllt er ihn mit Speisen an; die Diener gehen in eine Ecke und essen, oder richtiger zu sprechen, verschlingen das Dargereichte, lärmen und treiben Ausgelassenheiten; die Herren aber sind gewohnt, dieser Sache keine Aufmerksamkeit zu schenken. So essen die Herren an den Tischen sich satt, und die Bedienten fressen sich in den Ecken voll. Hierauf fangen die Herren an einer die Gesundheit des andern zu trinken, aber nicht mehr in Bier, sondern mit dem vortrefflichsten und besten Wein von der Welt, der, obgleich er eine weiße Farbe hat, ihnen doch eine lichterlohe Röthe ins Gesicht jagt. Es ist schwer zu berechnen, wie viel davon verbraucht wird, und Dieß ist's, was die Gastmähler in Polen so theuer macht; jede Pinte Wein kostet 4 Livres; dabei sehen sie mehr auf die Güte, als auf die Seltenheit. Ein Herr, der die Gesundheit eines Gastes trinkt, gibt ihm seinen mit Wein gefüllten Becher; dieser erwiedert es mit derselben Höflichkeit. Die Gäste erfüllen diese Verbindlichkeit ohne Mühe, und sind hiezu der Diener nicht mehr benöthigt, denn der Tisch wird mit großen silbernen und kristallenen Bechern besetzt, die ohne Unterlaß gefüllt und geleert werden. Wenn damit eine oder zwei Stunden hingegangen sind, betrachten sie neugierig die Menge der Becher mit Wein, die vor jedem Gaste stehen, denn alle auszutrinken ist unmöglich. Viereckige, dreieckige, lange, runde Becher und Pokale bewegen sich in so mannichfachen Richtungen, daß selbst die Planeten keine so ungeregelte Bewegung haben. Das muß man der Wirkung des weißen Weins zuschreiben, eines Getränks, das eine unbegreifliche Kraft hat. Wenn 4 oder 5 Stunden mit so ausgezeichneten und nicht minder schwierigen Thaten hingegangen sind, schlafen einige vom Wein ermattet ein, andere gehen in die frische Luft und kehren mit neuen Kräften zum Wettkampfe zurück, einige endlich sprechen von ihren frühern Siegen über ihre Gegner beim Mahle. Uebrigens sind die Thaten der Herren nichts im Vergleiche mit denen ihrer Diener. Abgesehen von dem, was sie hinter dem Tische an Speisen wegnehmen, richten sie den Wirth auch noch beim Trinken zu Grunde; sie trinken zehnmal ein Glas leer, bis die Herren einmal es thun, und begehen unerhörte Frechheiten, indem sie schmutzige, unreine Teller mit prächtigen Tapeten und sogar mit den rückgeschlagenen Aermeln der Oberröcke ihrer Herren abwischen, ohne auf diese selbst oder auf das schöne Kleid die geringste Rücksicht zu nehmen. Als Zugabe hiezu trinken Herren, Diener und Musikanten sich satt, bis sie nicht mehr können; nur diejenigen Diener, denen das Silbergeschirr anvertraut ist, sind etwas zurückhaltender, wenigstens bis das Silbergeschirr zusammengebracht ist. Indessen sind auch diese nicht faul, vergessen oft ihr Silber, und selten geht eine Mahlzeit ohne Verlust vorbei.

Vermischte Nachrichten.

In England hat die Admiralität Versuche mit einem neuen Taucherapparate anstellen lassen, der eben so sehr durch seine Zweckmäßigkeit als Einfachheit ausgezeichnet befunden wurde. Der Taucher steigt auf einer Leiter ins Wasser hinab und kann geraume Zeit unter demselben verweilen. Dieser Apparat besteht in einem metallenen Helme mit zwei Schläuchen, die zu einer Luftpumpe hinaufführen, durch die beständig Luft zugeführt wird. Zwei Gläser an der Stelle der Augen lassen den Taucher bequem Alles sehen. Seine Kleidung besteht bis auf die Handschuhe aus einem wasserdichten Zeuge, unter welchem der Taucher eben so trocken als warm bleibt, wie es sich nach angestelltem Versuche auswies, als man dem Taucher Helm und Gewand abnahm.

*

Es bestehen gegenwärtig auf dem amerikanischen Kontinent eilf Republiken, Paraguay mit seinem Diktator Francia nicht mit eingerechnet, an deren Staatsruder militärische Chefs stehen. Folgendes ist, wie wir glauben, ein ziemlich genaues Verzeichniß derselben: in den Vereinigten Staaten, General Jackson; in Mexiko, Gen. Bustamente; in Guatemala, Gen. Morazan; in Neu-Granada, Gen. Obando; in Venezuela, Gen. Paez; in Ecuador, Gen. Flores; in Peru, Gen. Gamarra; in Chili, Gen. Printo; in Bolivia, Gen. Santa Cruz; in Buenos-Ayres, Gen. Rosas; in Hayti, Gen. Boyer. Bustamente und Obando sind zwar nur Vicepräsidenten, üben aber die Gewalt wirklicher Präsidenten aus. Rosas hat seine Entlassung gegeben, steht aber noch, den neuesten Nachrichten zufolge, an der Spitze der Verwaltung, und es war noch nicht entschieden, ob seine Entlassung angenommen worden sey.

*

Die englischen Niederlassungen am Gambia wurden in der jüngsten Zeit durch Angriffe des Königs von Barra, eines Landstrichs am rechten Ufer des Flusses, beunruhigt. Dieser Häuptling begann die Feindseligkeiten im August vorigen Jahres, indem er eine kleine Abtheilung afrikanisch-englischer Truppen, die zu Barra Point aufgestellt waren, angriff, und mit Verlust von 9 Todten und 10 Verwundeten über den Fluß zurück zu gehen nöthigte. Schleunig von Sierra Leone angelangte Hülfe jedoch zwang den König von Barra wieder zum Frieden.

*

Folgendes waren nach dem „Cabinet Annual Register“ die ständigen Abgaben (Assessed taxes) in England, im Jahre 1830: für Fenster 1,185,478 Pfund; bewohnte Häuser 295,122; Wagen 397,634; Reitpferde 362,606; andere Pferde 62,450; Hunde 186,124; Haarpuder 15,947; Wappen 54,745; Spiel 112,158; Compositionsauflage 28,093.

*

An die Stelle des verstorbenen Bischofs von Calcutta, des gelehrten Dr. Turner, ist der Vikar von Islington, Daniel Wilson, ernannt worden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 170. 18 Junius 1832.

Die Sandwichinseln.

5. Die königliche Familie.

(Fortsetzung.)

Die oben erwähnte Schlacht von Keei fiel im Jahre 1780 oder 1781 vor. Kanikeouli, der älteste Sohn und Nachfolger Taraiopu's, zu dessen Zeit Kapitän Cook die Sandwichinseln entdeckte, aber auch dort ein so unglückliches Ende fand — an Taraiopu's Seite wurde er erschlagen — verlor in diesem Treffen Leben und Reich an seinem Vetter Tamehameha. Sieben Tage dauerte der Kampf unentschieden. Am Morgen des achten wurde er von beiden Seiten mit erneuerter Wuth fortgesetzt, und dauerte bis gegen Mittag, wo Kanikeouli getödtet wurde. Sein Tod war mit einem besondern Zufalle verbunden. Keraumoku (der Vater Kuakinis, des gegenwärtigen Statthalters von Hawaii), einer der angesehensten Feldherren Tamehameha's, war mit einer Anzahl seiner Waffengenossen eine Strecke weit seinem übrigen Heereshaufen vorausgeeilt, und von Kanikeouli's Kriegern umringt worden. Nach einer heftigen Gegenwehr wurde sein ganzes Gefolge von der überlegenen Feindesmacht überwältigt, und er selbst von mehreren Stichen mit dem Pahoa — ein achtzehn Zoll bis zwei Fuß langer Dolch von Holz oder Eisen — tödtlich verwundet, fiel mitten unter der feindlichen Schaar. Kanikeouli, der herbeikam, rief seinen Kriegern zu, auf das Paraoa, eine schön geglättete Zierrathe, die aus einem Wallfischzahne verfertigt, und an einer Schnur von künstlich geflochtenen Menschenhaaren um den Nacken getragen wird, und bei den Eingebornen in hohem Werthe steht, Acht zu geben; zugleich bückte er sich, um den Schmuck vom Halse seines Feindes abzulösen. In diesem Augenblicke erholte sich Keraumoku von seiner Ohnmacht, und da er Kanikeouli über sich herabgebeugt sah, raffte er alle Kräfte zusammen, fuhr auf und umschlang den Nacken des Königs mit seinen Armen, oder, wie einige der Eingebornen erzählen, faßte ihn bei seinen langen Haaren, und riß ihn, da er ein Mann von ungeheurer Größe und Stärke war, mit sich zu Boden. Vergeblich strengte sich Kanikeouli an, dieser Umklammerung los zu werden, als eben Tamehameha und seine Kriegerschaar, die gehört hatten, daß Keraumoku und seine Gefährten gefallen seyen, und herbeieilten, ihn zu rächen, anlangten. Einer von Tamehameha's Kriegern, Narimaerua, der Kanikeouli in einer so hülflosen Lage erblickte, drang auf ihn ein, und durchstieß ihn mit seiner Lanze; ein Anderer verwundete den König mit dem Pahoa. Kanikeouli hauchte sogleich den Geist aus, und fiel entseelt auf die Leiche seines bis zum letzten Augenblicke ergrimmten Feindes. Auch des Königs Oheim, Keoua, der neben ihm focht, wurde zu gleicher Zeit mit einer Lanze in den Schenkel verwundet, und mußte das Schlachtfeld verlassen. Sobald Kanikeouli's Tod bekannt wurde, ergriff seine Schaaren ein panischer Schrecken, und Jeder suchte sich durch die Flucht zu retten. Viele sprangen in die See, und schwammen nach einigen in der Nähe gelegenen Kanoes, Andere flohen ins Gebirge, noch Andere in ein vier Stunden vom Schlachtfelde gelegenes Puhonua (geheiligtes Asyl). Unter Letztern befand sich Karaimoku, damals ein Jüngling, gegenwärtig der vornehmste Häuptling auf den Sandwichinseln. Tamehameha, nun Herr des Schlachtfeldes, drang noch vor Einbruch der Nacht bis Honaunau, dem Aufenthaltsorte des erschlagenen Königs vor. Die Gegend, wo dieses entscheidende Treffen geliefert wurde, besteht aus einer großen Strecke zerklüfteter Lava, die vor Zeiten durch ein Erdbeben auseinandergesprengt wurde. Noch erblickt man dort eine Menge Steinhaufen, die als Denkmäler die Gebeine der umgekommenen Krieger bedecken, und nach ihnen zu urtheilen, muß die Zahl der Gefallenen sehr beträchtlich gewesen seyn. Ein großer Hügel von Steinen bezeichnet die Stelle, wo Kanikeouli fiel. Die Eingebornen zeigen noch die Orte, wo Tairi, Tamehameha's Haus- und Kriegsgott, umgeben von den Priestern stand, und wo Tamehameha, seine Schwestern und Freunde, am Morgen des achten Tages gefochten hatten. *)

Auf gleiche Weise unterwarf sich Tamehameha auch die übrigen Sandwichinseln, so Oahu, im Jahre 1790, wo der letzte König dieser Insel, und der König von Tauai und Niihau, Taeo, an dem Engpasse von Anuanu, Schlacht und Leben verlor. **) Taeo's Sohn Taumuarii, unterwarf sich freiwillig, und behielt die Herrschaft seiner Inseln gegen einen jährlichen Tribut, den er Tamehameha und dessen Nachfolger Rihoriho entrichten mußte, bis zum Jahre 1824, wo er Niihau und Tauai an Karaimoku, der in Abwesenheit des nach England gereisten Königs, Statthalter der Sandwichinseln war, kurz vor seinem Tode förmlich abtrat. Taumuarii's Sohn und einige alte Krieger, die mit dieser letztwilligen

*) Von dem Kriegswesen auf den Sandwichinseln in einem folgenden Artikel.

**) S. Ausland. S. 42.

Verfügung des Königs unzufrieden waren, ergriffen die Waffen, um ihre Insel von dem fremden Joche unabhängig zu machen. Allein sie wurden in einem Treffen, das in einem Thale nahe bei Waimea vorfiel, geschlagen, und Tauai steht jetzt, wie die übrigen Sandwichinseln, unter dem jungen Fürsten Kauikeouli, der seit seines Vaters Rihoriho Tod, unter Vormundschaft Karaimoku's herrscht.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus der Walachei.

(Schluß.)

Als der in die Flucht geschlagene Panagiotis seine Wohnung glücklich wieder erreicht hatte, kam ein Walache zu ihm, und erbot sich, den Häuptling der Horde in seine Hände zu liefern. Bewaffnet, von vier Dienern begleitet, stieg der Grieche zu Pferd, und findet auf einem Verkaufsplatze den Aeltesten des Stammes, der sich hier mit Mundvorrath versehen wollte. Der Zigeuner trug eine von Messingdrath so künstlich geflochtene Peitsche, daß der Grieche dem Wunsch, sie zu besitzen, nicht widerstehen konnte. Der Alte verfocht die Sache seiner Angehörigen, „seiner Kinder," wie sie zu sagen pflegen, mit aller Unterwürfigkeit. „Ohne Umstände," du folgst mir," rief Panagiotis, indem er dem Alten die Peitsche aus der Hand riß, und ihn vor sich her trieb. „Zu Hause werde ich Dir schon sagen warum," war alles, was er auf dessen inständige Bitten erwiderte; auf halbem Wege versuchte der Zigeuner zu entwischen, wurde aber eingeholt und durch Schläge mit seiner eigenen Peitsche gezwungen voran zu gehen. Auf dem Pachthof angekommen, herrschte der Grieche dem Alten zu: „Ich werde Dich auf eine Art behandeln, die Dich schreien machen soll, wenn Du nicht augenblicklich in Deinem verdammten Kauderwälsch Deiner Bande zuheulst, daß sie die Zelte abbricht, und die Nachbarschaft räumt." Der Alte stieß nun ein gellendes Geschrei aus, auf welches die Horde von allen Seiten herbeistürzte; alle liefen Sturm auf das Thor, und die Weiber warfen ihre Kinder über die niedere Mauer in den Hof, wobei sie schrieen, wenn eines ums Leben komme, so sey der Pächter Schuld daran, und müsse es bezahlen; Brancovano werde sich für seine Sklaven schon schadlos zu halten wissen, und Alle forderten unter dem heftigsten Geschrei ihren Häuptling, ihren Vater zurück. Man sah sich endlich genöthigt mit ihnen einen Vertrag zu machen, und der Horde zu liefern, was sie bedurfte, unter der Bedingung, daß sie sich augenblicklich entfernte; Panagiotis behielt die Peitsche. „Du bist sehr unglücklich," sagte er zu dem Zigeuner, „Du mußt Dir eine andere flechten."

Diese elenden Geschöpfe müssen den Bojaren ein Kopfgeld entrichten, und werden von ihrem Herrn, der sie auf den weiten Flächen der Walachei, die sie nie verlassen dürfen, stets im Auge behält, nach Belieben verschenkt oder verkauft. Oesterreich läßt sie nicht über die Gränze, der Türke verabscheut und tödtet sie; sie selbst sind einander feindlich gesinnt, und ohne Treue und Glauben verrathen sie gegenseitig jeden Plan zur Flucht, jeden Schlupfwinkel und irren so im Lande umher, wie in einem großen Gefängniß. In der Walachei werden sie Tziganos, Tziganules genannt; in Italien Zingaris; und Guphtis in Griechenland, wo es hie und da einige gibt, die man, obschon sie den griechischen Ritus befolgen und die Landessprache sprechen, an ihrem schleppenden Ton, ihrer langsamen Aussprache und ihrer kupferfarbigen Haut erkennt, „unauslöschliche Kennzeichen, dieser verfluchten Race Pharaos," oder vielmehr wegen Pharaos verfluchten Race, wie sie die Griechen nennen. Einige, in den Augen ihrer Brüder, entartete Zigeuner leben, aus Liebe zum Gewinn, des Streichenlebens, des Elends und auch vielleicht des allgemeinen Hasses müde, einzeln in den Städten und den wenigen Weilern der Walachei, wo sie als Handwerker, z. B. Schlosser, Kesselflicker, Schmiede u. s. w. ihren Unterhalt suchen. Diese sind freilich genöthigt bekleidet zu gehen, allein jene, die in Horden leben, und von Feld zu Feld, von Wald zu Wald umherschweifen, und auf den lichten Stellen der Gehölze ihr Lager aufschlagen, gehen meist nackt.

Einer dieser Tziganos war in einem Dorfe acht Stunden von Orsowa zurückgeblieben; des Nachts schlief er in einem Schoppen, unter einem Schober, oder an einem Zaun; am Tage ließ er sich für ein Gericht Mamalinqua oder ein halbes Glas Wein zu allerhand Arbeiten gebrauchen, half in den Weinbergen und lebte so wie jene, die da nicht spinnen und säen, guten Muthes am Sonnenschein, und von dem Brode, das eine milde Hand ihm spendete. Glatani versorgte ihn mit Kleidern; so oft er auf den großen Pachthof kam, erhielt er zu essen, und so fand man ihn an einem schönen Morgen im Hof schlafend. „Es geht mir gut hier," sagte er, „und nun bleibe ich bei Dir. Du hast mich gespeist und gekleidet, warum solltest Du mich fortjagen wollen? Ich bin Dein Sklave, und Dein Haus ist das meine." Man behielt ihn und nannte ihn Solereh, das erste Wort des Zigeunergrußes: „Solereh mora?" Wie geht's Dir?

Solereh wuchs im Hause auf, leistete Dienste, arbeitete oder ging müßig, wie es ihm gelegen war, aß, wenn er Hunger hatte, trank, wenn ihn dürstete, legte sich schlafen, nicht wenn die Andern es thaten, sondern wenn er müde war, kurz er lebte so ganz nach seinem Gefallen, daß er sich weder an Zeit oder Stunde band, noch nach den Launen seines Herrn oder der übrigen Leute des Hauses fragte, was diesen letztern so sonderbar vorkam, daß man ihn nur den närrischen Solereh nannte. Wurde er von den Dienstboten bei diesem Spottnamen genannt, so verdroß es ihn; von seinem Herrn nahm er ihn aber als Beweis von Wohlwollen gern hin. „Ich bin Dein Sklave, Du wirst mich nicht fortjagen," sagte er schmeichelnd, wenn ihn der Grieche schalt; und hatte er Streit mit den Kindern des Hauses, so rief er ihnen zu: „Schweigt, ich bin so alt als ihr!" Wenn bei schlechtem Wetter oder großer Hitze Niemand nach der Stadt wollte, um dort einen Auftrag zu besorgen, so ging Solereh, sehr erfreut, wenn er einige Paras zur Zehrung und zum Brückengeld erhielt, um den nähern Weg einschlagen zu können. Dieses Geld verwahrte er jedoch sorgfältig, aß bei irgend einem Walachen, bei dem er sich als Dienstmann des großen Pachthofes trotzig zu Gast lud, machte einen Umweg von zwei starken Stunden, um das Brückengeld zu sparen, und kam zurück, ohne seinen kleinen Schatz angegriffen zu haben, den er nun mit Bequemlichkeit in seiner gewöhnlichen Schenke vertrank. Als ein

besonderes Geschäft war ihm das Besorgen der Oefen aufgetragen, die von Außen geheizt werden konnten; diesen Dienst ließ er sich von keinem Andern nehmen, und trug immer ungeheure Lasten Holz zu. Wurde er schläfrig und war er recht erfroren, so holte er sich glühende Kohlen und Feuerbrände aus dem Ofen, legte sie auf den Boden, kehrte dann später den Platz rein und schlief nun auf der erwärmten Stelle ein. Der Name Zigeuner versetzte ihn in Wuth, und wenn seine ehemaligen Genossen ihn an seiner dunkeln Farbe erkannten, und als Kameraden begrüßten, so wies er sie zornig zurück. Seine Muttersprache hatte er ganz vergessen, weigerte sich sie zu sprechen, und stellte sich, als ob er selbst die gewöhnlichsten, Jedermann in der Walachei bekannten Worte, nicht mehr verstehe. Auf ein „Solereh mora," antwortete er immer: „Packt euch, ihr Räuber, ich bin keiner der Eurigen." Der närrische Solereh war einer jener verschmitzten Menschen, die sich selten und immer nur dann bloßgeben, wenn ihr Vortheil es erheischt. Dieser halb schmeichelnde, halb unabhängige Mensch, so sehr er die Namen Sklave und Zigeuner verabscheute, legte sie sich doch selbst bei, wenn er mit seinem Herrn sprach: „Ich bin Dein Zigeuner, dein Sklave," sagte er dann mit einschmeichelndem Tone. Erhielt er von seinem Gebieter, dessen Schwächen und Gewohnheiten, unter welche auch die gehörte, daß er oft vergaß was er haben wollte, und deßhalb wiederholt um den nämlichen Gegenstand schickte, er genau kannte, so sagte er freimüthig: „Besinne Dich wohl, ist das Alles, was Du brauchst? Mache es doch nicht wie die Türken, die immer drei Diener ausschicken, wenn sie drei Löffel haben wollen." Hat dieser Narr der Barbarei nicht viel Aehnliches mit jenen der Paläste und Schlösser des Mittelalters? Gleiche Umstände erzeugen gleiche Charaktere: Menschen, die zugleich schmiegsam und Freunde der Unabhängigkeit sind, greifen nach Schellenkappe und Narrenkolben, um dem Joche zu entgehen; so hat es dieser Zigeuner gemacht. Die Wilden sagen: „Der Affe schneidet immer Capriolen, will aber niemals reden, weil er fürchtet, man möchte ihn zum Sklaven machen."

Ein Besuch in Konstantinopel im Jahre 1831.

Kaum konnte ich meinen Augen trauen, als ich die gewaltige Veränderung gewahrte, die seit meinem letzten Besuche in Konstantinopel, im Jahre 1818, in Sitten und Kleidung der Bewohner, so wie mit der Stadt selbst vorgegangen war. Das gewichtige, ehrenfeste Aussehen der Türken ist mit ihrer alten, reichen, zierlichen und mannichfaltigen Tracht gänzlich verschwunden, und die neuen Kleider, nach europäischem Schnitte, geben ihnen eine gezwungene, linkische und fast lächerliche Haltung, so daß Wer sie früher sah, fast glauben könnte, die ehedem so stattlichen Türken seyen zu magern Zwergen zusammengeschrumpft. Die kleine karmoisinrothe Plattmütze (Feß), oben mit einer großen Quaste geziert, die über die Augen herabhängt, ist ihnen außerordentlich unbequem, und stets vermissen sie den stattlichen, prächtigen Turban, auf den sie so stolz waren. Junge Leute und Türken von untergeordnetem Range, welche sich zur neuen Tracht bequemt haben, tragen kleine runde, bis ans Kinn zugeknöpfte Aermelwesten mit anschließendem Kragen und, je nach der Jahreszeit, entweder sehr weite Pantalons von weißem Kattun oder gefaltete Kosackenbeinkleider. Aeltere Türken und solche, die zu den höheren Klassen gehören, lange, sehr weite Kleider, mit umgeschlagenem Kragen, Leibchen, weite Pantalons und Schuhe mit Bändern, wozu noch zuweilen eine weiße, schmutzige Binde kommt, die nachlässig um den Hals geschlungen wird.

Um dem Auge diese schmähliche Verstümmelung der alten Nationaltracht zu entziehen, auf die sie so stolz waren, tragen die Effendis stets große militärische Mäntel, um nichts von der jetzigen Kleidung sehen zu lassen. Die Vornehmern fühlen diese Umwandlung ihrer alten Tracht so schmerzlich, daß es mich keineswegs befremden würde, wenn sie, um sich am Sultan zu rächen, die mohammedanische Religion gegen das Christenthum vertauschten. Die europäische Tracht wird nie, weder den Türken, noch den asiatischen Völkern jemals zusagen; Bänderschuhe, lange Strümpfe, enge Beinkleider, zugeknöpfte Fracks mit langen Aermeln sind für diese Völker sehr unbequeme Kleidungsstücke, die ihnen in der strengen Beobachtung ihrer religiösen Gebräuche hinderlich im Wege stehen, und wirklich werden auch, seit Annahme der neuen Tracht, ihre sonst so häufigen Abwaschungen fast gänzlich vernachlässigt.

Man sollte nicht glauben, welchen Einfluß der Schnitt der Kleidung auf die Gewohnheiten des Menschen übt; die Türken geben den Beweis; in ihrer vormaligen, durch die Menge von Stoff, die dazu erforderlich war, schwerfälligen Tracht, in ihren unbequemen Pantoffeln, die keinen leichten Gang zuließen, sahen sie würdevoller, aber auch träger aus; seit hingegen die Schleppen an ihren Kleidern verschwunden sind, bewegen sie sich schneller. Worte bewirkten niemals eine so schnelle Bekehrung, als das Schwert, und wie bekannt griff der Sultan unbedenklich zu dem letztern Mittel; aber man muß auch bekennen, daß die Türken feig, kriechend, Poltrons und leicht einzuschüchtern sind. Dieß hat sich besonders bei der Auflösung der Janitscharen bewährt, und es ist fast unbegreiflich, wie es möglich war, daß die Türken je mit Erfolg Europäer bekriegten. Als Männer sind wir ihnen an Wuchs, Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, körperlicher Stärke und Muth bei weitem überlegen, und doch war es nahe daran, daß Wien ein Paschalik der ottomanischen Pforte wurde.

Die Militärkleidung ist gegenwärtig die Modetracht; Jedermann ahmt dem Sultan nach; man trägt den Bart eben so lang als er, und drückt den Feß oder die Plattmütze, eben so wie er, tief in die Augen. Das Aussehen der Truppen ist, ungeachtet einer Menge von Mißverhältnissen, die sie zu bekämpfen hatten, weit befriedigender, als ich es erwartete. Die kleinen Mützen, die sie tragen, machen eine schlechte Wirkung, und ihre Waffen, Kleidung und Schuhe sind gewöhnlich von schlechter Beschaffenheit. Die Soldaten haben jenen Grad von Disziplin und Kenntniß der Manöver erreicht, den man durch Mühe und Arbeit sich nur immer eigen machen kann; allein ich zweifle sehr, ob die europäischen Offiziere, die sie unterrichten, sie jemals so weit bringen, daß sie große Evolutionen auszuführen im Stande sind. Die Mannschaft des Infanteriekorps, die ich gesehen habe, war noch sehr jung, sie bestand so zu sagen aus Kindern; indeß machten sie ihr Exerzitium nicht schlecht, und hatten ein ganz martialisches Aussehen.

Die Uniformirung der Regimenter*) ist höchst verschieden; einige haben runde Aermelwesten von Tuch ohne Rabatten, andere dagegen rothe Krägen, Rabatten und Aufschläge. Blau ist die Nationalfarbe der Armee. Mit Ausnahme einer kleinen Anzahl sehr alter Offiziere trägt das Militär keine Bärte; die Soldaten sehen im Ganzen sehr gut aus, und scheinen sich auf ihre militärische Kleidung, die sie sehr reinlich halten, etwas einzubilden. Die Grade unterscheiden sich durch Sterne von verschiedenem Metall und verschiedener Größe, die auf der linken Seite getragen werden. Die Korporale und Sergeanten haben Sterne von Bronze, die Lieutenants und Kapitäns von emaillirtem Gold, die Majors tragen Sterne vom nämlichen Metall, nur größer, und die der Obersten sind in Diamanten und hängen an goldenen oder silbernen Ketten von der linken Schulter auf die Brust herab.

Die Soldaten leben in schönen Kasernen, die der Sultan bauen ließ, werden regelmäßig bezahlt und gut verpflegt; die Rekruten kommen meist aus Asien. Die Musketen scheinen größtentheils alte, ausgebesserte Waffen zu seyn; die der Garde hingegen sind neu, mit vergoldetem Lauf und Bajonnet. Einige Regimenter haben Musikbanden; die der Garde ist sehr zahlreich und ziemlich gut eingeübt, allein die Instrumente sind schlecht.

Das bei der türkischen Armee eingeführte Exerzitium ist, wie ich glaube, das französische; wenigstens gehören mehrere Offiziere dieser Nation an. Hr. Galland, der dem Kommandant en Chef beigegeben ist, or-

*) S. Ausland Nr. 60 von d. J.

ganisirt die Infanterie, und Hr. Kelesso, ein Sardinier wie ich glaube, ist mit der Organisation der Kavallerie beauftragt. Der Letztere ist der Liebling des Sultans und, wie man sagt, ein Mann von großem Verdienste, der allgemeine Achtung genießt. Die Lage eines europäischen Offiziers in türkischen Diensten ist nichts weniger als beneidenswerth; im Anfang bewies man ihnen weder Achtung noch Gehorsam, sie waren nicht berechtigt Degen zu tragen, und manchen Beschimpfungen und Erniedrigungen ausgesetzt; selbst jetzt noch ist ihre Behandlung nicht ausgezeichnet.

Das System, welches die Regierung befolgt, bezweckt durchaus Ersparungen, und mit Erstannen sieht man, daß der Sultan es wagt, zu gewissen Zeiten den Sold seiner neu errichteten Truppen zu schmälern, da doch auf ihrer Treue und Ergebenheit allein seine Sicherheit beruht. Bei Organisation der neuen Armee betrug der monatliche Sold eines Soldaten 40 Piaster (12 Franken 50 Cent.), und jetzt ist er nach und nach bis auf 50 Piaster herabgesetzt worden; für einen türkischen Soldaten, der gewöhnt ist Tabak zu rauchen und Kaffee zu trinken, allerdings ein schmaler Sold. Jetzt beläuft sich der tägliche Sold eines Soldaten nicht über 4 Sous, aber die Unzufriedenheit ist auch allgemein in der Armee. Schon sind mehrere Verschwörungen entdeckt worden, die eine Regierungsveränderung bezweckten, und in die selbst Offiziere verwickelt waren. Alles läßt voraussehen, daß wenn nur erst Einstimmigkeit und Gemeingeist in den verschiedenen Zweigen der Armee herrscht, diese eben so aufrührerisch und gefährlich werden wird, als die Janitscharen. Die Offiziere sind meist schöne junge Leute, und ich war sehr erstaunt, als ich einst an der Hauptwache vorüber ging, sie mit dem Reglement in der Hand zu sehen, in dem sie eifrig studirten. Die neuen Truppen halten strenge Disziplin, und wenn Fremden irgend eine Gefahr droht, so eilen sie schnell zur Hülfe herbei.

(Schluß folgt.)

Französische Polizeiverhandlungen.

Auf den öffentlichen Spaziergängen von Paris bemerkte man häufig einen jungen Cavallerieoffizier, dessen Brust die Dekoration des Julius und ein belgischer und polnischer Orden zierte. Seine blühende Jugend und sein zartes Wesen fielen bei dem ersten Blicke auf. Dieser junge Offizier wurde dieser Tage vor das Zuchtpolizeigericht gestellt, unter der Anklage, sich unbefugt Orden und Militärtracht angemaßt zu haben, was um so wahrscheinlicher wurde, als der unbärtige Achilles sich Katharine Charlotte Raffour nannte. Die siebzehnjährige Angeklagte behauptete, Lieutenant in dem belgischen Regiment des Obristen Pontécoulant zu seyn; ließ aber in ihrem Benehmen den tiefsten Schmerz und die größte Verwirrung blicken. Auf die Frage, warum sie unbefugterweise die Dekoration des Julius trage, antwortete sie nur mit Thränen. Auch ihr Oheim erschien vor den Richtern, war aber gleichfalls sehr angegriffen, und konnte nichts weiter vorbringen, als daß seine Nichte einen sehr überspannten Kopf und schon von frühester Jugend an eine unwiderstehliche Neigung zum Soldatenstande verrathen habe. Nachdem sich die schöne Amazone etwas gesammelt hatte, hielt sie, nicht ohne Vergießung vieler Thränen, folgende Rede: „Wenn mein Vergehen so schwer ist, als Sie, meine Herren, mir zu erkennen geben; so bitte ich Sie, zu glauben, daß es mehr die Folge einer Unbesonnenheit, als einer schlechten Handlung ist. Wenn Sie mich aber fragen, welche Gründe mich bestimmten, diese Kleidung der meines Geschlechtes vorzuziehen; so muß ich mir folgende Bemerkung erlauben: Obgleich jung und Weib, wurde ich doch von der Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, die alle guten Bürger in unsern glorreichen Tagen so muthig vertheidigten, hingerissen. Als ich den Donner der Kanonen hörte, bedauerte ich ein Weib zu seyn und dem Kampfe fern bleiben zu müssen; und als in Belgien ebenfalls eine Revolution, der unsrigen ähnlich, ausbrach, glaubte ich die Schwäche meines Geschlechtes unter Männerkleidung verbergen zu können; ich reiste dahin ab, und mehr als eine glaubwürdige Person, die gleich mir dahin eilte, wird mir bezeugen können, daß ich mit allem Muthe, dessen ich fähig war, der Schwäche meines Geschlechtes Trotz bot, und in dem Gedanken an mein Vaterland dort für die Freiheit focht, wie ich es auch thun würde, wenn mein Vaterland in Gefahr käme. Nachdem ich nach Paris zurückgekehrt war und mich meiner neuen Lebensart als Mann nicht mehr entwöhnen konnte, da sie mehr meinem Geschmacke zusagte; so wollte ich doch nicht den Gesetzen zuwider handeln, und begab mich zu dem Präfekten, von dem ich die Erlaubniß erhielt, meine Verkleidung beibehalten zu dürfen. Was die Dekorationen betrifft, die ich mir angemaßt habe; so glaube ich, meine Herren, daß Ihre Nachsicht, auf die ich mein ganzes Vertrauen setze, diesen Fehltritt nur einer jugendlichen Unbesonnenheit und einem meinem Alter wohl verzeihlichen Nationalstolze zuschreiben werde. Die lange Verhaftung, durch die ich für meine Unklugheit schon büßen mußte, wird Ihnen Grund genug seyn, mich in Freiheit zu setzen.“ Der Generaladvokat blieb indeß auf seiner Anklage stehen, empfahl jedoch dem Tribunal Nachsicht gegen das Geschlecht der Angeklagten, deren Advokat nun das Wort nahm, indem er ihre der Freiheit geleisteten Dienste hervorzuheben suchte und bewies, daß Dlle. Raffour in Belgien in dem Regimente des Obristen Pontécoulant als Freiwilliger gedient, allen Gefechten mit den Holländern beigewohnt und an der Spitze von vierzig Mann ein Fort erstiegen habe, für welche kühne That sie zum Rang eines Lieutenants befördert worden sey. Der Gerichtshof, weder durch die Schönheit, noch durch die Thränen, noch die Tapferkeit der Angeklagten gerührt, verurtheilte sie, streng und unerbittlich wie der atheniensische Areopag, zu achttägiger Gefängnißstrafe.

Abel Remusat.

Frankreich hat durch den Tod, der in diesem Jahre der Welt so schnell hinter einander so viele ihrer größten Männer raubte, einen neuen Verlust in dem berühmten Orientalen und chinesischen Sprachforscher Abel Remusat erlitten. Hier über ihn vorläufig folgende biographische Notizen: Jean Pierre Abel Remusat war am 5 Septbr. 1785 zu Paris in einer Familie geboren, die eigentlich aus Marseille stammte. Zum Studium der Arzneikunde bestimmt, verband er hiemit das der Sprachen Ostasien's. Sein Essai sur la langue et la literature chinoise, den er im Jahre 1811 herausgab, und einige andere kleinere Schriften über denselben Gegenstand, erwarben ihm frühzeitig einen ausgezeichneten Rang unter den gelehrtesten Sinologen. Im Jahre 1815 erhielt er bei der medizinischen Fakultät zu Paris den Doktorgrad; im folgenden Jahre fand er Gelegenheit, mit seiner Kunst den verwundeten Soldaten in den Spitälern der Umgegend von Paris hülfreich beizustehen. Gegen Ende des Jahres 1814 wurde auf Vorschlag Sylvestre de Sacy's am College de France für Remusat ein Lehrstuhl für chinesische und Mandschusprache, wie für Chezy eine Lehrstelle des Sanskrit errichtet. Remusat eröffnete seine Vorträge im Laufe Januars 1815, wurde zum Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Künste ernannt, am 5 April 1816, und war im Jahre 1818 einer der Redakteurs des „Journal des Savans.“ Im Jahre 1822 half er die asiatische Gesellschaft gründen, bei der er die Stelle eines Sekretärs bis 1828 bekleidete, wo er die Präsidentenstelle Sylvestre de Sacy's übernahm, der sich genöthigt sah, seine Entlassung zu nehmen. Gegen Ende des Jahres 1825 war er auf Verwendung des Bischofs von Hermopolis zum Conservator der orientalischen Manuskripte der Bibliothek des Königs ernannt worden; bald darauf half er das Journal „L'Universel“ gründen, das durch die Juliusrevolution einging. Nach diesem Ereigniß, das auf ihn einen schmerzlichen Eindruck hervorbrachte, näherte sich Abel Remusat seinen Kollegen, die anderer politischer Ansicht waren als er, wieder und nahm Theil an den Berathungen der über die Bibliotheken niedergesetzten Commission, deren Gutachten bis jetzt noch ohne Erfolg geblieben ist. Um diese Zeit verlor er seine Mutter, die er zärtlichst liebte. Die vielerlei Verdrüßlichkeiten und der Schmerz, den er unter diesen Verhältnissen zu erleiden hatte, verursachten ihm vor fünf oder sechs Monaten ein Blutbrechen, was aber nur der Vorbote eines noch gefährlichern Uebels war. Seit den ersten Tagen des Aprils erschien er nicht mehr auf der Bibliothek des Königs; seine Kräfte schwanden nun merklich, und vor acht Tagen erklärten seine Aerzte, daß er am Magenkrebse leide, der auch am 5 Junius seinem Leben im 46sten Jahre ein Ende machte. Vor zwei Jahren hatte Remusat die Tochter eines Marechal de Camp geheirathet, blieb aber ohne Nachkommenschaft. Abel Remusat besaß sehr ausgebreitete Kenntnisse und war außer den orientalischen Sprachen auch in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft sehr bewandert, was ihn mit Cuvier in Verbindung brachte. Sein Verlust läßt eine unersetzliche Lücke in dem Institut, am College de France und bei der asiatischen Gesellschaft.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 171. 19 Junius 1832.

Rom und der Papst im Jahre 1832.

(Aus Blackwoods Magazine.)

Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der päpstlichen Herrschaft von einem Engländer und Protestanten werden nicht ohne Interesse gelesen werden. In manchen Stücken richtiger aufgefaßt, als es gegenwärtig selbst von manchen Katholiken geschieht, sind die Verhältnisse des römischen Stuhls freilich nicht immer ganz ohne vorgefaßte Meinung beurtheilt; indeß wird Manches, was bisher in Schatten gestellt blieb, trefflich beleuchtet, und der Leser wird leicht herausfinden, was auf Rechnung des Engländers und Protestanten geschrieben werden muß.

Die bedeutenden Unruhen, die in den römischen Staaten ausgebrochen, der überwiegende Einfluß, den Oestreich auf die Regierung des heiligen Stuhls errungen zu haben scheint, die ganz in diesem Sinne geleitete Bewegung seiner Truppen und der allgemeine Geist des Aufstandes und der Widersetzlichkeit gegen die bestehende Ordnung der Dinge, der die Centralprovinzen Italiens erschüttert, lenken natürlich die Aufmerksamkeit der Politiker auf die päpstliche Regierung. Man pflegt gegenwärtig ungescheut zu behaupten, daß die weltliche Herrschaft des heiligen Vaters ihrem Ende nahe ist; daß der zerrüttete Zustand seiner Finanzen, die Lage seiner Staaten und die Unzufriedenheit des Volkes, die Wiederherstellung seiner Macht unmöglich machen, und daß Europa, das so lange das Uebergewicht des christlichen Roms fürchtete, diese Besorgniß jetzt eben so vergessen kann, wie die Gespensterfurcht und die Hexenprozesse.

Wir glauben indeß die Richtigkeit dieser Behauptung bezweifeln zu müssen. Was die charakteristische Eigenthümlichkeit des Papstthums ausmacht, ist seine Unabhängigkeit von allen Regeln, nach welchen die irdische Gewalt besteht; es erhob sich aller menschlichen Voraussicht entgegen, gelangte zu seinem Gebiete, allen gewöhnlichen Grundsätzen der Politik zuwider, und behauptete sich mitten unter dem Zusammenstoße mit den Erschütterungen der großen militärischen Mächte von Mittel- und Südeuropa. So geschwächt es auch durch den Lauf der Zeit jetzt erscheinen mag, so sehr es auch noch an den Wunden leidet, die Frankreich und Oestreich ihm geschlagen haben, so dürfen wir doch, weder von den systematischen Angriffen der letztern Macht, noch von den Erschütterungen innerer Unruhen seinen gänzlichen Sturz erwarten. Die eigentliche Macht des Papstes beruhte stets auf dem Glauben der Völker, den in unserer Zeit auch die öffentliche Meinung vertritt. Sein Gebiet hat sich seit der Schenkung Karls des Großen nur wenig vergrößert; es besteht noch immer aus den drei Legationen, dem Erbtheile St. Peters, Umbrien, Spoleto, Perusa und einigen andern unbedeutenden Besitzungen. Allein die Lage der römischen Staaten ist eine der günstigsten; da sie sich quer über die Breite der Halbinsel erstrecken, und folglich an beiden Meeren Häfen haben, so hätten sie längst schon Theil an dem Handel ihrer nördlichen und westlichen Nachbarn, der Venetianer und Toscaner, nehmen sollen. Das Klima ist herrlich, der Boden fruchtbar, die Bevölkerung verständig; und doch sind alle diese Vorzüge, mit denen die Natur diesen Länderstrich gesegnet hat, für seine Bevölkerung verloren gegangen. Der Anblick des Landes bietet dem Reisenden das traurige Bild aller Uebel, die den Despotismus und die Unwissenheit zur Wurzel haben; der Boden bleibt unangebaut, die Luft ist durch die giftigen Ausdünstungen der Sümpfe verpestet, und das Volk wird sprüchwörtlich als das ärmste, unzufriedenste und feigste in ganz Italien bezeichnet.

Der wunderbare Einfluß, den Rom auf die christliche Welt geübt hat, den es zum Theil noch jetzt übt, und in der ersten allgemeinen Glaubenskrise in Europa unvermeidlich üben wird, Dieß ist es hauptsächlich, was eine genauere Untersuchung der päpstlichen Regierungsgrundsätze zu einem der interessantesten Studien im Bereiche der politischen Wissenschaften macht. Das ganze System des Papstthumes ist eine Kette der seltsamsten Widersprüche. Rücksichtlich des Gebietsumfangs, einer der schwächsten Staaten Europa's, übt er dennoch einen außerordentlichen Einfluß auf einige der mächtigsten Länder des Kontinents; einer der ärmsten an Einkünften, beinahe ohne Handel und Manufakturen, und mit einer Bevölkerung, die fast nur aus Mönchen und Bettlern besteht, ist dennoch kein Staatsschatz Europa's vor einem Bankerotte sicherer als der seinige. Eine der despotischsten Regierungen, die noch dazu von dem Willen eines einzigen Individuums abhängig ist, gibt es dennoch nur wenige, unter denen das Volk einer größern Willensfreiheit genießt, und weniger von der vollziehenden Gewalt beunruhigt wird, wenn es irgend eine Thorheit begeht. Eine der willkürlichsten Regierungen in der Welt, von Klosterleuten oder Kardinälen geleitet, einen greisen, abgelebten Priester an ihrer Spitze, der meist eben seiner Hinfälligkeit wegen gewählt wird, ging Rom, durch alle Stürme und Gefahren seiner tausendjährigen Existenz, stets mit

neuer Kraft hervor; und obschon es einen großen Theil des Unglücks, das ganz Italien betraf, mit zu tragen hatte; obschon mehreremale der Verwüstung preisgegeben, durch den Streit der Gegenpäpste zerrüttet, und durch die blutigen Kämpfe der italienischen Fürsten verstümmelt, hat es dennoch mitten unter all diesen Bedrängnissen, das Gebiet, das es seit seinen ersten Donationen besaß, fast ungeschmälert behauptet.

Der päpstliche Stuhl, oder wie man das Kabinet des Papstes sonst nennen will, besteht ganz aus Prälaten, die jedoch nicht alle Priester sind. Die meisten sind Laien, obschon sie bischöfliche Kleidung und Tonsur tragen; ihre Anzahl beläuft sich auf ungefähr dreihundert. Aus diesen Prälaten wählen die Päpste die Kardinäle, von denen einige einen Anspruch auf diese Würde haben, wenn sie früher als Prälaten gewisse öffentliche Aemter begleiteten. Alle genießen das besondere Vertrauen des Papstes, und ihre Stellen werden „pasti cardinalizi" genannt, weil sie in der That die Anwartschaft auf den rothen Hut geben; es sind dieß die Stellen des Gouverneurs von Rom, des Schatzmeisters, Majordomus, der Sekretäre des heil. Collegiums, der Auditore der Kammer, der Präsidenten von Urbino u. s. w. Diese Prälaten bilden eine Art von päpstlicher Pairie, deren Ursprung sich bis in die Zeiten der Kreuzzüge verliert. Zur Zeit der Eroberung von Palästina versah die päpstliche Regierung den geistlichen Theil des Kreuzheeres überflüssig mit Verstärkung; ein Heer von Priestern, die man mit dem Titel von primitiven Bischöfen belohnte, ward hingesendet, um die Bisthümer einzunehmen, die durch die Schwerter Gottfrieds und Tankreds erobert wurden; das christliche Heerlager hatte eine Menge Bischöfe von Ephesus, Antiochien, Cäsarea u. s. w.; allein die Bogen und Säbel der Sarazenen machten den frommen Männern des Abendlandes bald ihre bischöflichen Stühle streitig, und von Jahr zu Jahr wurden die Gränzen ihrer Sprengel enger, bis endlich die ganze Klerisei sich wieder in die Arme des Papstthums flüchten mußte, das sie eingesetzt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sandwichinseln.

5. Die königliche Familie.

(Fortsetzung.)

Tamehameha folgte in der Regierung über die ganze Gruppe der Sandwichinseln sein Sohn Rihoriho, der von Kaulkeouli's des letzten Königs Tochter, Keopuolani, im Jahre 1795 oder 1796 auf Hawaii geboren wurde. Rihoriho — eigentlich Kalani-nui-Rihoriho — „des Himmels großer Schwarzer, *) wurde bisweilen auch nach seinem Vater Tamehameha genannt, obgleich auf den Sandwichinseln die Namen nicht immer erblich sind. Außerdem führte er auch noch einige andere Namen, von den der gebräuchlichste Iolani war. Das Wort Lani, Himmel oder Wolke, kommt in den meisten Namen der vornehmen Häuptlinge vor. Rihoriho war offenherziger und gutmüthiger Natur. Die Eingebornen wußten viel von seiner Herzensgüte zu sagen, so lange seine Sinne nicht von geistigen Getränken, die er ungemein liebte, verwirrt waren. Sein Benehmen war ungezwungen und dabei würdevoll und für seine Umgebung stets angenehm. Sein Geist war von Natur aus mit großer Wißbegier begabt. Die Fragen, die er gewöhnlich an die Fremden stellte, betrafen keineswegs unbedeutende Gegenstände, und sein Gedächtniß war ihm treu. Man konnte ihn manchmal mehrere Stunden lang mit seinen Häuptlingen über verschiedene Theile der Welt sich unterhalten hören, wobei er z. B. die großen Seen, die Berge und Minen von Nord- und Südamerika, die Elephanten und Bewohner von Indien, die Gebäude und Manufakturen von England u. s. w., mit nicht weniger Genauigkeit beschrieb, worüber man sich, in Betracht, daß er dergleichen Dinge nie gesehen hatte, billig verwundern mochte. Sein Eifer zu lernen war nicht minder groß als sein Fleiß. Der Missionär Elliot hörte ihn eines Tages, als er seinen Schreibpult öffnete, sagen: er verspreche sich mehr Nutzen von diesem Schreibtisch, als von der schönen Brigg, die ihm gehörte, und dem *Hause* wo er sich befand, gegenüber vor Anker lag. Elliot und Bingham, beide Missionäre, waren seine täglichen Lehrer und staunten nicht wenig über seine unermüdliche Beharrlichkeit. Elliot mußte oft von neun oder zehn Uhr Morgens bis zu Sonnenuntergang neben ihm am Schreibtische sitzen, und diese ganze Zeit über legte er nicht länger als drei Viertel Stunden, während er speiste, Feder oder Buch aus der Hand.

Man weiß nicht, wie viel Einfluß die Lehren des Christenthums auf seinen Geist hatten; so viel aber ist gewiß, daß er die ersten Missionäre freundlich aufnahm, ihre Kenntnisse benützte, um die seinigen zu vermehren, und in den letzten Jahren seines Lebens entschieden ihren Bemühungen günstig war. Man hörte ihn oft seine Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen *Lehre aussprechen*; auch besuchte er am Sonntage den Gottesdienst der Missionäre und empfahl dieß auch seinem Volke zu thun. Seine Sinnesart war nicht durch jene Grausamkeit, Raubgier und Gefühllosigkeit gegen die Leiden des Volkes bezeichnet, wie man sie gewöhnlich bei den Häuptlingen wilder Völkerschaften findet. Sein Herz war gutmüthig und den Missionären begegnete es auf ihren Wanderungen durch die Insel oft, daß Mütter ihnen ihre Kinder zeigten, die Rihoriho, wenn er vorüberging, geküßt hatte; eine Herablassung, worauf sie sich viel zu Gute zu thun schienen, und die wahrscheinlich bis auf die spätesten Enkel durch Ueberlieferung gerühmt werden wird. Zwar von edelmüthiger Gesinnung und menschenfreundlichen Herzens, mußte man an ihm nur seine Neigung zum Trunke beklagen: man weiß nicht, soll man dieses Laster einem natürlichen Hang oder dem bösen Beispiel Anderer zuschreiben. Allein man darf wohl annehmen, daß er sich dieser bösen Angewöhnung nie so hingegeben haben würde, wenn er von Jugend auf, mit weniger rohen Menschen umgeben gewesen wäre.

Obgleich in kriegerischem Muth und Charakterstärke nicht so ausgezeichnet als sein Vater, besaß er doch Entschlossenheit und Unternehmungsgeist. Die Abschaffung des Götzendienstes ist ein Beweis für jene; seine Reise nach England für diesen.

Die ersten amerikanischen Missionäre, welche den Boden der

*) Ka lani, der Himmel, nui, groß und rihoriho, was jedes schwarzgebrannte Ding bedeutet.

Sandwichinseln betraten *) waren nicht wenig erstaunt, den Götzendienst abgeschafft, das Tabu aufgehoben, und die Priester als Körperschaft aufgelöst, und unter das übrige Volk zerstreut zu finden. Eine der ersten Handlungen des jungen Königs, nachdem er zur Herrschaft gelangt war, bestand nämlich in der Abschaffung des alten Götzendienstes und des Tabusystems, das seit undenklichen Zeiten einen höchst erniedrigenden und man möchte fast sagen, dämonischen Einfluß auf das Volk ausgeübt hatte. Der vorzüglichste Grund, der den König zu einem so gewagten Schritte bestimmen konnte, scheint in dem Wunsche Rihoriho's gesucht werden zu müssen, das Loos seiner Frauen und des weiblichen Geschlechts auf den Sandwichinseln überhaupt zu verbessern. Das weibliche Geschlecht befand sich aber hier zuvor in einem Zustande der tiefsten Erniedrigung, so zwar, daß ihm sogar gewisse bessere Speisen durch den Tabu bei Todesstrafe verboten waren, und es weder seine Lebensmittel an einem und demselben Feuer mit den Männern kochen, noch mit ihnen zu Tische sitzen durfte. Ein zweiter Grund scheint auch in Rihoriho's Absicht gelegen zu seyn, die Macht der Priester zu schwächen und das zur Unterhaltung des Götzendienstes bestimmte Grundeigenthum zu andern Zwecken zu verwenden. Auch das Beispiel Pomare's und der Häuptlinge von Taheiti scheint seinem Entschluß einen mächtigen Anstoß gegeben zu haben. Der große Schwarze des Himmels berieth sich darüber zuerst mit den vornehmsten Häuptlingen, insbesondere mit Karaimoku, der sich sogleich bereitwillig zeigte, das Tabu nicht mehr zu halten; und obgleich viele Priester mit dem Zorn und Strafgericht der Götter drohten, so erklärte doch Hevaheva, der Oberpriester von Tamehameha's Kriegsgott, die Abschaffung des Götzendienstes werde keine schlimmen Folgen nach sich ziehen. Bald nachher veranstaltete Rihoriho ein großes Fest, wozu die Häuptlinge der verschiedenen Inseln eingeladen waren. Die Gäste versammelten sich, wie gewöhnlich, die Männer in dem einen, die Weiber in dem andern Hause. Als man sich aber zur Mahlzeit niedersetzen wollte, befahl der König den Frauen mit Geflügel und andern dem weiblichen Geschlechte verbotenen Speisen aufzuwarten; er selbst begab sich zu ihnen, setzte sich in ihre Mitte, und ermunterte die übrigen Häuptlinge, dasselbe zu thun. Ein Schrei des Erstaunens entfuhr der versammelten Volksmenge; einige andere Häuptlinge folgten des Königs Beispiel, und Männer und Frauen aßen gemeinschaftlich, was sie Ai noa, gemeinschaftliche Mahlzeit, im Gegensatze zu dem früheren Ai tabu, oder gesonderte Mahlzeit, hießen. Nachdem der König einmal so weit gegangen war, zögerte er nicht länger, das ganze religiöse System umzustürzen. Der Oberpriester Hevaheva legte seine Stelle nieder, und der König erklärte, daß es fortan keine Priester und keinen Götzendienst mehr geben solle. Als daher die Missionäre in Hawaii landeten, fanden sie ein Volk, das gar keine öffentliche Gottesverehrung mehr hatte, und daher um so bereitwilliger sein Ohr der neuen Lehre öffnete.

Indeß wollten sich die Priester doch nicht so leichten Kaufes ihrer althergebrachten Rechte begeben, und stifteten einen der nächsten Verwandten des Königs, Rihoriho's Vetter, Kekuaokalani, an, die Waffen gegen den König zu ergreifen, was ihnen um so leichter gelang, als dieser junge Häuptling sehr ehrgeizig war, und die Herrschaft über die Inseln mit seinem Vetter zu theilen, wo nicht gar sie ihm ganz zu entreißen strebte. Außerdem hatte auch Tamehameha auf seinem Todbette das Reich zwar seinem Sohn übertragen, mit ihm gemeinschaftlich aber Kekuaokalani und andern Häuptlingen die Sorge für die Götter und ihre Tempel anempfohlen. Mißvergnügte Häuptlinge und ein großer Theil der Priester schlossen sich ihm an, und letztere entflammten den ohnehin thatenlustigen Geist des feurigen Jünglings durch die Verheißung des unmittelbaren Schutzes der Götter und eines unzweifelhaften Sieges. Rihoriho's Oberfeldherr, Karai noku, dessen leibliche Schwester die Mutter Kekuaokalani's war, suchte die Sache gütlich beizulegen, und selbst als die beiderseitigen Heere schon sich gegenüberstanden, vermied er so lang als möglich die Schlacht, in der Hoffnung, seinen Neffen auf bessere Gesinnung zu bringen. Noch am Morgen vor dem Treffen schickte er eine Botschaft an den jungen Häuptling, und lud ihn zu einer persönlichen Zusammenkunft ein, um eine friedliche Ausgleichung zu versuchen. Allein der Bote wurde zurückgejagt, und mußte sich, um sein Leben zu retten, ins Meer stürzen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sie landeten mit einigen jungen Eingebornen, die ihr Trieb zu lernen und zu reisen nach Amerika geführt hatte, und nun den Missionären als Dolmetscher dienten, am 2 Februar 1820 zu Kairua auf Hawaii.

Ein Besuch in Konstantinopel im Jahre 1831.

(Schluß.)

Konstantinopel selbst bietet jetzt einen ganz neuen Anblick; die Straßen sind gereinigt; neue Bazars sind gebaut und die alten verschönert worden; eine sehr thätige Polizei wacht über die Stadt, und nirgends sieht man mehr jene Haufen von Schutt und Unflath, die sonst die Straßen versperrten. Um den Palast des Serasker Pascha hat Alles ein anderes Ansehen gewonnen; die engen Zugänge, die hüttenartigen, unregelmäßig zusammengedrängten Häuser haben geräumigen, nach der Schnur gezogenen Straßen Platz gemacht, die mit eleganten und gleichförmig gebauten Kaufläden geziert sind. Dieses so schnell verschönerte Stadtviertel bietet jetzt den reizendsten Anblick und hat eine gesunde Lage; das Volk gafft die Fremden nicht mehr an, und europäische Damen können jetzt ungehindert spazieren gehen und die Stadt nach allen Richtungen durchstreifen, ohne daß sie nöthig hätten, das Mindeste in ihrem Anzug zu ändern.

Da sich der Sultan am vergangenen Donnerstag in eine Moschee begab, um dem Gottesdienste beizuwohnen, was er jede Woche ein Mal zu thun pflegt, so war ich sehr neugierig den Aufzug zu sehen. Da er damals gerade eine Moschee der Vorstadt Pera in der Nähe von Dulmbdsch Bagtscheh besuchte, so war sein Gefolge weniger zahlreich, als es in Konstantinopel selbst zu seyn pflegt. Ungefähr 500 Mann Infanterie, eine Musikbande an der Spitze, bildeten am Haupteingange der Moschee eine Gasse; die Soldaten gehörten zum Eliteregiment der Bostandschis, waren schöne, hochgewachsene Leute von martialischem Aussehen, schön gekleidet und herrlich bewaffnet.

Wir nahmen unter einem Kaffeezelt Platz, an dem der Zug vorüber mußte; voraus kamen sechs arabische Pferde auf europäische Weise gesattelt und gezäumt und mit prächtigen Schabracken belegt; diesen folgte eine große Anzahl berittener Pagen in doppelter Reihe, die in kurze Aermelwesten von verschiedenen Farben und in weiße Pantalons gekleidet waren, dann kamen die Hausoffiziere des Sultans und die Stabsoffiziere der Armee, und endlich der Favorit Rifat Allace mit Hussein Pascha, Obrist des Garderegiments. Nach diesen kam Mahmud, und den Zug schlossen einige Compagnien des Garderegiments zu Fuß, lauter schöne, junge Leute. Der Sultan trug eine kleine Militärmütze, ganz in Gold gestickt, mit einer prachtvollen goldenen Quaste, deren Gewicht den leichten Stoff der Mütze auf eine Seite herabzog, und hatte einen himmelblauen Mantel mit engem gesticktem Kragen umgeschlagen, unter dem ein bis an das Kinn zugeknöpfter Frack von Tuch hervorsah. Weiße in Gold gestickte Beinkleider und

Stiefel mit Sporen vollendeten seinen Anzug. Auf der linken Seite der Brust glänzte ein prachtvoller Stern in Diamanten; Säbel und Kuppel, so wie Sattel und Zaum seines Pferdes waren ganz auf europäische Weise. Ich wußte in der That nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte.

Welch eine merkwürdige Veränderung war in dem Zeitraum von wenigen Jahren mit diesem mächtigen Monarchen vorgegangen. Vor nicht gar langer Zeit noch hatte ich ihn, als er sich bei einer feierlichen Gelegenheit in eine der Moscheen von Konstantinopel begab, von orientalischer Pracht und Herrlichkeit umgeben gesehen. Die glänzenden Federbüsche einer Menge von Baschis wogten in der Luft, und ein fortwährend ab- und zuströmender Troß von Dienerschaft entzog ihn den Augen seiner Unterthanen. Damals war sein Blick trübe, und seine bleichen Züge trugen einen Ausdruck von tiefer Melancholie. Heute dagegen, bei einer ähnlichen Veranlassung, sah ich den nämlichen Herrscher in eine einfache Uniform gekleidet, daß man ihn für einen Offizier der leichten Kavallerie hätte halten können; seine Gesichtsfarbe war frisch und lebendig, seine Augen voll Feuer und sein Bart reichte kaum über das Kinn herab. Mahmud hatte allen Zwang asiatischen Pomps und Gepränges abgeschüttelt; schon nach Verlauf einer Stunde kam er zurück und zog mit seinem ganzen Gefolge in der größten Ordnung bei uns vorüber.

Wenn die Türken in ihrer neuen Tracht mager und dürftig aussehen, so machen sie zu Pferde auf den europäischen Husarensätteln keine bessere Figur. Es fehlt ihnen die nöthige Gewandtheit, um ihre Pferde zu lenken, und Körper, Arme und Beine haben eine schlechte Haltung; der Sultan dagegen zeigt zu Pferde viele Grazie und ist sicher ein tüchtiger Reiter.

Obschon Mahmud, wie ich glaube, seiner persönlichen Sicherheit wegen oft sehr besorgt seyn mag, so zeigt er sich doch häufig in den belebtesten Straßen, trifft aber immer die nöthigen Vorsichtsmaßregeln gegen eine Revolution, die etwa plötzlich ausbrechen könnte. Seit der Niederlage der Janitscharen hat der Sultan nur selten innerhalb der Ringmauern des alten Serails gewohnt; bald hält er sich in einer der am Bosporus gelegenen Paläste, bald in einem andern auf, und jetzt wird jenseits der Dardanellen, ungefähr vier Meilen von Scutari, ein Palast von unermeßlicher Ausdehnung gebaut.

Männer, die durch langen Aufenthalt in Konstantinopel die Lage der Türkei genau kennen gelernt haben, behaupten, daß die neuerlichen Reformen und Verbesserungen den Sturz dieses Reichs nur um so schneller herbeiführen werden. Sie sagen, daß der Sultan durch Auflösung der Janitscharen, Errichtung einer neuen Armee und Einführung der europäischen Tracht nur bezweckt habe, eine unumschränkte Gewalt an sich zu reißen, und um sich ungehindert dem Despotismus jeder Art überlassen zu können. Dieselben Männer behaupten auch, daß der Zustand der Finanzen des Reichs durchaus nicht verbessert worden sey, daß die neuen Auflagen den Handel mehr und mehr lähmen, und daß der Sultan seinen Ministern und Günstlingen Monopole auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse seiner Unterthanen verleihe. Auch sagt man, daß der Nationalgeist der Türken für immer erloschen sey, daß die religiösen Gefühle, die ehedem einen so mächtigen Einfluß auf die Mohammedaner übten, jetzt unter die Füße getreten würden, und man fürchtet sehr, daß das Volk bei einem feindlichen Einfall keineswegs ruhiger Zuschauer des Kampfes bleiben, aber nicht wie sonst für den Sultan und die Religion zu den Waffen greifen dürfte.

Selbst für einen weisen, beharrlichen und entschlossenen Fürsten bleibt die Reformation eines ganzen Volkes, und vollends erst eines Volkes, das dem Glauben Mohammeds zugethan ist, jederzeit ein höchst schwieriges Unternehmen. Indeß waren Mahmuds Bemühungen in Konstantinopel doch von großem Erfolg, und diese Stadt scheint jetzt die Hauptstadt eines mächtigen und glücklichen Reichs zu seyn. Die öffentlichen Gebäude sind überall wieder hergestellt, neue Paläste erheben sich an den Plätzen, wo früher Ruinen standen, und in der ganzen Stadt waltet der Geist der Reform. Allein diese Fortschritte der Civilisation bemerkt man nur in Konstantinopel, denn die sich selbst überlassenen, dem Blick des Sultans entrückten Provinzen seufzen noch unter einer despotischen Verwaltung. Bewirkt das von Mahmud angenommene System auch nicht die Wunder, die von Vielen vorausgesagt wurden, und die Wiedergeburt des ganzen Volks, so hat der Sultan doch immer einen gerechten Anspruch auf den Dank der Nation, daß er sie von dem eisernen Joch der unverschämten Janitscharen, Dehlis u. s. w. befreite, der furchtbaren Räuberbanden, die gleich den Söldnertruppen des Mittelalters in Frankreich und Italien das Land mit Feuer und Schwert verwüsteten. Jetzt fallen die Verbrecher, da sie von keinen Janitscharen mehr geschützt werden, der Polizei in die Hände; die Justiz geht ihren regelmäßigen Gang, und — Dank sey es der Festigkeit des Sultans — noch nie hat das türkische Reich einer so tiefen Ruhe genossen, und nie noch waren Fremde, Reisende und Kaufleute so sicher als jetzt.

Vermischte Nachrichten.

Die Heftigkeit der Cholera in Paris, im Vergleich mit dem weit gelindern Verlauf dieser Krankheit in London, gibt dem „New-Monthly-Magazine“ zu folgenden Bemerkungen Anlaß: „Es ist der Mühe werth, den Ursachen nachzuspüren, die eine größere Sterblichkeit zu Paris zur Folge hatten, als dieß in London der Fall war. So viel ist gewiß, daß dort die Krankheit dieselbe und ihrem Wesen nach nicht bösartiger war als hier. Der Unterschied muß also in der Leichtigkeit liegen, mit der das Uebel in Paris Wurzel fassen konnte, d. h. in der größern Disposition der Einwohner, den Krankheitsstoff aufzunehmen, oder in einem ihrer Fortpflanzung günstigerem Medium. In Paris mag beides zur größern Verbreitung der Krankheit beigetragen haben. Paris ist von jeher wegen seines Schmutzes bekannt, und man kann seine Straßen nicht durchwandeln, ohne mächtig daran erinnert zu werden, daß die Luft mit Unreinlichkeiten jeder Art erfüllt ist. Die Kloaken sind im schlechtesten Zustand, und was Gesundheit dienliche und zuträgliche Lebensart betrifft, bleiben die Pariser, obgleich sie hierin den Engländern nachzuahmen suchen, weit hinter diesen zurück. In Bezug auf die Leibesbeschaffenheit ist zwischen dem Pariser und Londoner ein so großer Unterschied, daß die antiphlogistische Behandlung, die einem Engländer zur Genesung verhilft, den Franzosen unfehlbar tödten würde. So sind die Londoner mehr akuten, die Pariser mehr chronischen Krankheiten unterworfen; was bei jenen auf stärkere Fibern, gehaltvolleres Blut und größere Masse von Nervensaft schließen läßt. In England hat die Cholera noch nicht jene Gegenden erreicht, wo sie ganz die Heftigkeit erreichen wird wie in Frankreich; Manchester z. B., wo Schmutz, Ausschweifung, Hunger und Unreinlichkeit sich vereinigt zu haben scheinen, dem gefräßigen Ungeheuer, der Cholera, ein reiches Mahl zu bereiten. Es soll in Manchester tausend Schnappsbuden geben. Jemand will in Bezug hierauf gezählt haben, wie viele Personen in fünf Minuten in Branntweinschenken gingen. Diese Beobachtung stellte er acht Sonnabende hintereinander zu verschiedenen Zeiten von 7 Uhr bis 10 Uhr Abends an, woraus sich ergab, daß im Durchschnitt 112 Männer und 165 Weiber, also in vierzig Minuten 275 und in einer Stunde 412 Individuen, die Branntweinschenken besuchten. Die Bevölkerung von Manchester und seiner Umgebung beläuft sich auf 250,000 Einwohner, und mehr als die Hälfte davon sind so arm oder herabgekommen, daß sie, wie ein dortiger Arzt über diesen Zustand berichtet, der öffentlichen Mildthätigkeit bedürfen, um sich fortzubringen.

*

Der Sprecher der Birminghamer Union, Herr Thomas Attwood, ist der dritte Sohn von Matthias Attwood, eines ehrwürdigen Greises von 90 Jahren. Thomas Attwood ist Compagnon der Banquierhäuser Attwoods und Spooner in Birmingham, und Spooner, Attwoods u. Comp. in London, desgleichen Besitzer einer Fabrik zu Rouen, in der Kupferwalzen zum Drucke der Kattune in der Normandie, Elsaß u. s. w. verfertigt werden. Attwoods älterer Bruder wurde durch den mächtigen Einfluß des Herzogs von Newcastle mit Sir Charles Wetherell ins Unterhaus gewählt. Herr Thomas Attwood ist verheirathet und Vater einer zahlreichen Familie; sein anspruchloses Wesen und sein ehrenfester und liebenswürdiger Charakter haben ihn allgemein sehr beliebt gemacht. Seine Freunde erstaunten nicht wenig über die thätige Rolle, die er bei der Union übernahm, wodurch er sich den politischen Ansichten seines Bruders geradezu entgegenstellte. Es läßt sich denken, daß das Ministerium des Lord Grey, zum Dank für die ihm geleisteten wichtigen Dienste, Herrn Attwood, ein so einflußreiches Parteihaupt, dessen kraftvollen Schritten das gegenwärtige Kabinet vorzüglich seine Zurückberufung verdankt, näher an sich zu ziehen suchen wird. Als ein sehr einsichtsvoller Finanzmann würde Herr Attwood für das Ministerium ein großer Gewinn seyn.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 172. 20 Junius 1832.

Ausflüge nach Illyrien und Dalmatien.

3. Ragusa.

Der Tag neigte sich, als wir unter den hohen Zinnen der Hafenmauern einliefen. Auf den Zugbrücken, die über die tiefen Gräben führten, standen die neugierigen Zuschauer, und auf den Molos die morlachischen Fachins in ihrer türkischen bunten Tracht. Bis das Schiff gewendet, zwischen andere Schiffe geschoben, und die Anker geworfen waren, verstrich die achte Stunde, und wir durften heute nicht mehr ans Land; ungeduldig erwarteten wir den künftigen Morgen. Unzählige Mauersegler schwirrten schrillend durch die Luft und zurück an die alten Gemäuer, eine helle Sternennacht folgte dem schönen Abend, und ihre Stille wurde nur durch den lauten Ruf der Wachen auf den hohen Bastionen unterbrochen. Unruhig verlief für mich die letzte Nacht, endlich schlug die ersehnte Stunde, und ich betrat Ragusa. Die Pässe wurden kritisirt, die Koffer visitirt, ich examinirt, meine Aufenthaltskarte kontrasignirt, und zuletzt wurde mir vom gefälligen Polizeibeamten die „Locanda alla corona d'Ungheria" rekommandirt. Von allen diesen iren war das letzte das beste; ich miethete für die Tage, während der Kapitän umladen wollte, ein Zimmer, und zwischen den hohen Mauern eilte ich über die Zugbrücke gegen den Bazar zu, ins Freie.

Am Fuße eines hohen kahlen Gebirgsrückens, der auf seinem Gipfel das Fort Imperial trägt, liegt Ragusa. Nur eine halbe Stunde hinter Fort Imperial liegt der erste türkische Punkt, die Festung Zarina. Die Stadt hinter hohe Mauern und Thürme versteckt, hat enge schmutzige Gassen, wovon nur der Corso, der vom Fischthore zur Porta Pila führt, eine Ausnahme macht. Vor der Porta Pila ist eine hübsche schattige Allee, ein Kaffeehaus und eine herrliche Aussicht auf das Meer. Freundlich blicken vor der Stadt, von dem unmittelbar an den Thoren aufsteigenden Berge, Villen mit Lustgärten herab, in denen Dattelpalmen, Baummalven und Granaten blühen, und ein Rebendach vor der heißen Sonne schützt. Weit öffnet sich über den Zinnen der Stadtmauern die Aussicht in die hohe See, riesenmächtige Agaven und Cactus wuchern aus den steinernen Terrassen, nur Neapels Golf hat ähnliche Schönheiten aufzuweisen. Und dennoch stehen viele dieser Villen öde, ohne Fenster, ohne Dachstuhl, und die verarmten Besitzer haben die von den barbarischen Russen und Montenegrinern, als Ragusa unter französischer Botmäßigkeit stand, zerstörten Villen, in ihrem traurigen Zustande lassen müssen.

Ragusa leidet Mangel an Trinkwasser, und Quellen naher Berge müssen ihm zugeleitet werden. Den ganzen Sommer hindurch fällt oft kein Regen, die Berge glühen, ihre Pflanzen werden versengt, kein frisches Grün erquickt dann das Auge, und wenn im Winter Schnee die nahen Gebirge bedeckt, so hat die Niederung nur eine mehrwöchige Regenzeit, in der sich zugleich die heftigsten Gewitter entladen. Wegen des steilen Bergrückens gibt es wenig Spaziergänge; der am Bazar vorbei ist kurz, der nach Gravosa viel unterhaltender und bedeutend lang. Beide führen in einer beträchtlichen Höhe an dem in der Tiefe gewaltig tosenden Meere vorbei, und die treffliche Kunststraße des letztern ist ein Werk Marmonts. Obgleich sie nicht viel über eine Stunde lang ist, so ist sie schon deßhalb für Dalmatien werthvoll, da das ganze 600 Miglien lange Land, außer zwischen Zara, Spalatro und Sebenico keine weitere fahrbare Straße hat. Die meisten Dalmatiner kennen Landfuhrwerke nicht einmal dem Namen nach. Eine einfache Tafel am Anfange der Kunststraße bezeichnete den Erbauer, dessen Name von rohen Händen herausgemeißelt wurde. Die Giardini publici, die die französische Regierung in Ragusa anlegen wollte, sind bei der kurzen Dauer derselben, gleichfalls nicht zu Stande gekommen, und der Ragusaner hat keine weitern Spaziergänge als zum Bazar hinaus oder auf Marmonts Straße nach Gravosa.

Gravosa ist eine lange Reihe hübscher Villen, die sich um eine weite gleichnamige Meeresbucht zieht; der Hafen ist gegen alle Winde geschützt, und nur wenige kleine Fahrzeuge ankern deßhalb in dem eigentlichen, der Wuth der Stürme preisgegebenen Hafen von Ragusa.

Diese Stürme erreichen im Dezember ihre größte Heftigkeit. Ueber hundert Fuß hoch spritzt die Salzfluth in die Cisternen der Festungswerke und des ehemaligen, jetzt zum Militärspital umgewandelten Jesuitenkollegiums; bis zur Brustwehr, von der man vor der Porta pila ins Meer sieht, stürzen sich die Wogen. Die feuchte Luft ist dann so sehr von Salztheilchen gesättigt, daß diese sich an den Fenstern niederschlagen, und sie mit einer Kruste wie Eis überziehen. Am Weihnachtsabende 1825 oder 26 wüthete ein solcher Orkan, und riß eine im Hafen lagernde Brigg von den Ankern, die nun Wogen und Sturm preisgegeben, die andern

kleinen im Hafen befindlichen Fahrzeuge zerschellte, beschädigte und elbst bedeutende Lecke erhielt.

Mehrmals wurde Ragusa von Erdbeben heimgesucht. Das Städtchen Ragusa vecchia, das alte Epidaurus, soll ehedem auf einer Insel gelegen seyn, die sich bei einem Erdbeben aus dem Meer so erhob, daß sie jetzt eine Halbinsel bildet. Im Jahre 1667 zerstörte am 10 April ein furchtbares Erdbeben die Stadt Ragusa, 5000 Menschen wurden in einem Augenblicke unter den Trümmern ihrer Wohnungen begraben! Die Stadt soll ehedem auch weiter gegen Gravosa zu gelegen, und gleichfalls durch Erdbeben zerstört, erst später, dahin wo sie jetzt steht, versetzt worden seyn.

Auf der acht Miglien von Ragusa entfernt liegenden Insel Meleda hörte man seit dem März 1822 unterirdischen Donner, der mit solchen Erschütterungen begleitet war, daß Felsmassen, von den Gebirgen losgerissen, hinab an die Küste stürzten, und die Häuser in einer weiten Strecke mehr oder minder erschüttert und beschädigt wurden. Das nahe Cattaro wurde im Jahre 1563 völlig, dann im gleichen Jahre mit Ragusa und noch öfter, sowohl später als früher, von Erdbeben zerstört. Der ganze untere Theil des adriatischen Littorale, besonders die jonischen Inseln, haben viel durch Erdbeben gelitten, und der Umstand, daß auf den kleinen zwischen Apulien und Dalmatien liegenden Inseln, „i Fremiti" sich erst im Anfange dieses Jahrhunderts ein thätiger Vulkan bildete, möchte auf den nahen Zusammenhang untermeerischer Klüfte zwischen dem adriatischen Littorale und Süditalien schließen lassen.

Die Gassen Ragusa's, besonders den Markt und den Molo, bevölkern die Morlachen, die in bunte türkische Tracht gekleidet gehen. Kurze dunkle, viel gefältelte Pluderhosen, ein buntes, reich mit Gold gesticktes Leibchen ohne Aermel, eine grelle Schärpe, in der nie das lange krumme türkische Messer (Handschar) fehlt, rothe bis an die Knöchel reichende Kamaschen, vielfarbige kurze Strümpfe und eine Art Sandalen, Opanken genannt, die sich jeder selbst fertigt, bilden die Nationaltracht. Ueber die Schulter trägt er eine hellfarbige wollene Decke (Struka), die ihm Betttuch, Regentuch und noch mehr ersetzt; ein Turban deckt das kurzgeschorne, hinten gewöhnlich rasirte Haupt, und selten bringt der Morlache die Pfeife mit roththönernem Kopf aus der Hand. Die ganze Gestalt ist kraftvoll und erreicht mehr als mittlere Größe, das blaue Auge ist voll Feuer und Muth, ein langer Schnurrbart trägt noch mehr zu seinem martialischen Aussehen bei, und da das stäte Arbeiten nicht Sache des Morlachen ist, so steht oder sitzt er mit türkischer Gleichgültigkeit, schmauchend im Dolce far niente so lange am Molo oder auf der Piazza, bis man ihn ruft, um Gepäcke vom oder aufs Schiff tragen zu lassen. In diesem Dienste gibt er dann auch Proben von seiner außerordentlichen Stärke. Da es keine Art Fuhrwerk, nicht einmal Schubkarren gibt, so trägt er Kisten von mehr als hundert Centnern in der brennendsten Sonnenhitze bis zu dem eine Stunde entfernten Gravosa, und dieß für wenige Kreuzer.

Nichts ist bunter als die Gruppen dieser morlachischen Fachlni, deren Kleider aus schreiendem Roth, Gelb, Grün und Violett zusammengesetzt sind. Vom Schweizer-Kaffeehause aus sieht man bald die Morlachen, bald die Inselbewohner, die sich stets mehr oder minder in ihrer Tracht unterscheiden, die hübschen Brünetten von Lessina mit ihrem von Rauschgold und Glasperlen durchflochtenen Kopfputz; die feurigen Mädchen Sabloncellos, deren Auge an Schwärze mit der vom spitzen Hütchen wallenden, schwarzen Straußenfeder wetteifert; die fetten Türken und die hagern Griechen im langen ärmellosen Schlafrock und im pelzverbrämten Kaftan, in Geschäftsgesprächen oder Wortwechsel begriffen, vorbeiwandern oder in ruhigen Gruppen beisammen stehen. Die Mädchen der niederen Stände Ragusa's winden korallenrothe Bänder durch ihre schwarzen Haarflechten, die Damen von höherem Stande tragen sich französisch, eben so die Herren, die jedoch höchst selten anders als schwarz ausgehen.

Es war der zweite Morgen unsres Aufenthaltes in Ragusa, als wir in einer Barke nach dem nahen Inselfort Lacromosa fuhren. Gegenüber am hohen Gebirgsrücken des Festlands, der unmittelbar vom Meer aus sich in steiler Höhe erhebt, blitzten Gewehre und Bajonnette, die hinter den Felsen bald verschwanden, bald wieder zum Vorschein kamen. Einer Schaar Soldaten folgten Pferde, die den steilen Weg so behend als ihre Führer, die sie leiteten, hinabkletterten. Der Zug schien kein Ende nehmen zu wollen und auf dem Gipfel erschienen noch immer neue Saumrosse, während der ganze Zug auf dem Zickzackweg des Berges sich herabschlängelte und die vordersten desselben schon nahe am Fuße waren. Eine andere Abtheilung von Truppen schloß endlich den Zug, und ich eilte ans Land und zum Bazar, in dem dreimal wöchentlich diese türkische Karawane anlangt. Der Weg, so wie die Ankunftstunde im Gränzdorfe Bargado ist der Karawane streng vorgeschrieben. Sind alle Führer, Rosse und Maulthiere beisammen, so werden sie von den zwei Militärabtheilungen hinab geleitet; an den zur Ankunft bestimmten Stunden darf kein Ragusaner den Karawanenweg betreten, und die ganze Karawane wird, wenn sie angelangt ist, in den Mauern des Bazars eingesperrt. Nur wenn in der Herzogewina oder Bosnien die Pest ausbricht, leidet der Karawanenverkehr Unterbrechung.

(Schluß folgt.)

Rom und der Papst im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Palästina blieb dem Schwert Saladins überlassen, und Rom ward von allen jenen Prälaten belagert, die es, wenigstens für diese Welt, hinlänglich versorgt zu haben glaubte. Mehrere dieser zurückgekehrten Bischöfe gehörten den mächtigsten Familien Italiens an, und da Verwandtschaft natürlich gegründeten Anspruch auf Beförderung gibt, so sahen sich die Päpste genöthigt, ihnen entweder Stellen oder Pensionen zu geben. Man entschied sich für Stellen, und so sahen die Italiener zu ihrem Erstaunen diese frommen Pilger, diese eifrigen Bekenner, mit weltlichen Stellen aller Art begleitet. Ich weiß nicht, wie viele Bischöfe jetzt noch mit Diöcesen in Partibus Infidelium belohnt sind, imaginäre Infuln tragen und die geistige Oberherrschaft über Provinzen haben, wohin sie nicht einen Fuß zu setzen wagen dürfen, indem sie sich weislich damit begnügen, ihre wilden türkischen und arabischen

Schafe aus der Ferne zu weiden. Bis der Weg zu ihren muselmännischen Diöcesen wieder frei seyn wird, beziehen sie ihre Einkünfte aus dem römischen Schatz, oder dienen als Nuntien oder wozu sie sonst die päpstliche Diplomatie verwendet.

Doch auch diese Prälatur hat ihre Classen und Rangstufen. Außer den Bischöfen in partibus infidelium gibt es auch noch mehrere Prälaten, deren Ansprüche sich auf ihr Cölibat und auf eine Summe begründen, die sie in den römischen Finanzen anlegen, und deren Interessen sich auf 1200 römische Thaler (ungefähr 7000 Franken) belaufen; auch können sie diese Summe auf eine Besitzung hypothezireh. Andere werden durch das einfache „Dictum" des Papstes ohne jene Garantie des bestimmten Einkommens ernannt, wofür ihnen jedoch irgend eine einträgliche Stelle angewiesen wird. Andere werden zu Prälaten ernannt, weil sie einer Familie angehören, in der gestiftete Prälaturen zur Versorgung jüngerer Söhne bestehen. Die Emolumente werden aus den Gesammteinkünften bestritten, und das Individuum der Familie, das sie annimmt, wird tonsurirt, eingekleidet und folglich auch dotirt.

Es gibt drei Kardinallegaten oder Statthalter der Legationen, die unter den, durch Erfahrung und Kenntnisse ausgezeichnetsten Prälaten gewählt werden. Die meisten der übrigen Prälaten lassen sich jedoch an den Kenntnissen genügen, die für die gewöhnliche Geschäftsführung eben ausreichen; etwas Latein und einige juristische Floskeln reichen hin, um Anspruch auf gewisse Würden in der päpstlichen Regierung zu begründen. Wenn man etwas ohne Mühe erlangt, so bekümmert man sich gewöhnlich nicht mehr viel darum, wenn man es einmal erhalten hat; es lassen sich daher auch wohl von solchen Männern als Minister und Magistrate nicht sonderliche Wunder in Politik und Gesetzgebung erwarten. Um jedoch gar zu arge Mißgriffe zu vermeiden, lassen sie sich bei den Gerichtshöfen von Assessoren vertreten, die in der Regel Advokaten von Profession sind, und die, wenn sie auch sonst keine Kenntnisse besitzen, doch wenigstens die Form des Rechtsgangs kennen. Zuweilen erscheint indeß ein Mann, dessen Genie trotz aller Hindernisse Raum gewinnt; ein solcher war der Kardinal Gonsalvi, der für einen Mönch sehr geistreich, für einen Römer sehr energisch, und für einen Geistlichen sehr gelehrt war. Als Kardinal und Minister war er ein Wunder; er setzte der Verwegenheit der Räuber Schranken, und war nur unglücklich in seinen Bemühungen die Spielhäuser aufzuheben, an denen die Römer zu sehr hängen, als daß es ihm hätte gelingen können. Er war gefällig gegen Fremde, besonders gegen Engländer, lebte ohne Nepotismus, und bereicherte seine Verwandten nicht auf Kosten des Staates.

Bei allen Regierungen sind die Finanzen eine der wesentlichsten Lebensfragen, und an der päpstlichen war immer ihr verhältnißmäßiger Reichthum eine wunderbare Erscheinung. Das Geheimniß beruhte jedoch auf den großen Summen, die alle katholischen Staaten ihr als Tribut zahlten. Durch die Reformation wurde diese Quelle natürlich sehr geschmälert. Das Europa des sechzehnten Jahrhunderts wurde durch doppelte Erpressung ausgesaugt; weltliche und geistliche Herren wetteiferten darin miteinander; allein bald wurden jene auf diese eifersüchtig. Die Heerden, die so von zweierlei Hirten zugleich geschoren wurden, hegten bald gegen beide gleichen Haß. Der Erste, der gestürzt werden mußte, war der Papst, und dazu rief man den Beistand der gekrönten Häupter an; Luther that viel, aber ohne die deutschen Fürsten wäre seine Sache verloren gewesen. Noch einige Jahre vor der französischen Revolution belief der vom heiligen Stuhl aus fremden Staaten erhobene Tribut sich auf 2,500,000 römische Thaler (4,150,000 Franken).

Der folgende Auszug aus der Dataria (päpstlichen Kanzlei) zu Rom ist als Höhenmesser des Einflusses, der dem Papstthum in den Staaten des Continents blieb, besonders merkwürdig. Spanien steht an der Spitze der frommen Zinspflichtigen:

Spanien und seine Colonien	640,845	Röm. Thaler.
Deutschland und die Niederlande . .	488,811	— —
Frankreich	357,133	— —
Polen	180,745	— —
Portugal und seine Colonien . . .	260,100	— —
Die beiden Sizilien	136,170	— —
Italien (ohne die päpstl. Staaten) . .	107,067	— —
Die Schweiz	87,234	— —
Die nördlichen Länder	87,033	— —
Sardinien	60,712	— —
Toscana	3,052	— —
Zusammen . .	2,406,702	Röm. Thaler.

Wir sehen aus diesem Verzeichnisse, daß Spanien und Portugal fast die Hälfte, und was noch von Katholiken in den Ländern der Reformation übrig ist, 500,000 Franken an der ganzen Summe beitragen. Ein großer Theil dieses Geldes blieb in den Händen der Agenten des Papstes, der „Spedizioneri," die mit allen auswärtigen Angelegenheiten des heiligen Stuhls beauftragt waren; allein wenn es auch nicht direkt in den Schatz floß, so ersparte man dadurch doch die Gehalte, die man ihnen außerdem hätte zahlen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Der General Lamarque und die pariser Juniustage.*)

Selten erlitt Frankreich durch den Tod eines einzigen Mannes so viele empfindliche Verluste zugleich, als durch das Hinscheiden des Generals Lamarque, an dessen Grabe Paris ein so blutiges Todesopfer brachte. Die Armee verlor einen ihrer besten Feldherren, die Freiheit einen ihrer muthigsten Vertheidiger, die Nationaltribüne einen ihrer feurigsten und glanzvollsten Redner, und sehr gelichtet stehen die Reihen jener Männer, die wie Manuel, Foy, Benjamin Constant unter der Republik und dem Kaiserreiche herangebildet, unbeugsame Begeisterung für Freiheit und Vaterland von jener, und soldatischen Muth und Liebe des Ruhmes von diesem in sich vereinigten. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die parlamentarischen Kämpfe Frankreich fast eben so viele ausgezeichnete Männer kosteten, als es auf fremden Schlachtfeldern begrub; es ist kein Zweifel, daß Foy, Manuel, Benjamin Constant u. a. m. in den vielen heißen Schlachttagen der Kammerverhandlungen, von Anstrengungen erschöpft, ein allzu frühzeitiges Ende fanden. Auch entging es seit dem Beginn der letzten Sitzungen den Freunden Lamarque's nicht, daß seine Gesundheit bedeutend gelitten. Man erinnert sich, mit welchem Feuer der Beredsamkeit er gegen das Gesetz über die Fremden, die auf's Frankreichs Boden eine Zuflucht gesucht, in die Schranken trat, und nach der stürmischen Sitzung vom 9 April war es, wo er die ersten Anfälle der furchtbaren

*) Die in den verschiedenen Blättern bruchstückweise gegebenen Berichte über die, bei Lamarque's Leichenfeier vorgefallenen, blutigen Auftritte in Paris sind hier aus dem Constitutionnel, Courrier, Messager des Chambres, Temps und Galignani's Messenger in ein Ganzes zusammengestellt.

A. d. R.

Krankheit verspürte, die damals in Paris wüthete, und der er endlich am 1 Junius erlegen ist.

Maximilian Lamarque war zu Saint-Severe im Jahre 1772 geboren. Sein Vater war Mitglied jener konstituirenden Versammlung, die für Frankreich eine neue Aera begann. In einem Alter, wo noch die wenigsten jungen Leute sich Grundsätze und bestimmte Ansichten gebildet haben, hielt bereits der junge Lamarque als das unverrückte Ziel seiner Zukunft die Liebe für Freiheit und Vaterland im Auge. Erst zwanzig Jahre alt eilte er, als der erste Trompetenstoß des Krieges Frankreichs Söhne zu den Waffen rief, der einzige Sohn einer reichen und angesehenen Familie, sich als gemeiner Soldat in die Reihen des französischen Heeres zu stellen. Bald zeichnete er sich so sehr aus, daß ihn seine Waffengefährten zum Kapitän jener tapfern Schaar ernannten, an deren Spitze der erste Grenadier Frankreichs, Latour d'Auvergne, stand. Mit 200 Mann sah man ihn am 17 Pluviose des Jahres 2 eine spanische Kolonne anhalten, die den linken Flügel des französischen Heeres umgehen wollte; und bald darauf, kaum von zwei Wunden genesen, die er in jenem ungleichen Kampf empfangen hatte, ging er über die Bidassoa, erstürmte die Redouten, welche die Stadt Fuentarabia beherrschten, warf sich in die Gräben dieser Festung, sprengte die Zugbrücke aus ihren Ketten, und nöthigte, obgleich nur noch von 75 Mann umgeben, die Besatzung zur Uebergabe. 1800 Gefangene und 80 Feuerschlünde waren die Frucht dieser kühnen That. Der Convent erklärte damals durch einen feierlichen Beschluß: „daß der Kapitän Lamarque, der noch nicht volljährig, sich wohl um das Vaterland verdient gemacht." Mündig erklärt durch den Ruhm, wurde er bald darauf zum Adjutant-General ernannt, und kämpfte als solcher in den Schlachten von Hohenlinden und Austerlitz. Noch größern Ruhm aber erwarb er sich in Italien durch die Eroberung der Insel Capri, aus der die Engländer ein zweites Gibraltar gemacht hatten. „Ich fand die Franzosen dort, schrieb der Minister Salicetti an König Murat, allein ich konnte nicht begreifen, wie sie dahin gekommen sind." Die militärische Laufbahn Lamarque's ist von mehreren solchen Beispielen unerschütterlichen Muthes und großer taktischer Kenntnisse bezeichnet. Mit sechs Bataillonen erstürmte er das verschanzte Lager der Oesterreicher bei Laibach, nahm ihnen 65 Kanonen und 5000 Gefangene. Zweimal brach er in den Schlachten von Engendorf und Wagram an der Spitze seiner Division in die österreichische Linie ein. Auch in den blutigen Schlachten auf der pyrenäischen Halbinsel wurde sein Name ruhmvoll genannt. Erst im Jahre 1814 kehrte er von dort nach Frankreich zurück und blieb unter der ersten Restauration ohne Anstellung. Nachdem Napoleon von der Insel Elba zurückgekehrt war, übertrug ihm der Kaiser nach einander die Kommandantenstelle von Paris, und einer Division an der belgischen Gränze. Im Monat Mai ernannte er ihn zum General en Chef der Vendee-Armee. Ein einziges Treffen reichte hin, das royalistische Heer zu zerstreuen, und der Besonnenheit und Energie Lamarque's gelang es, durch die am 26 Junius 1815 geschlossene Convention von Cholet, den Feindseligkeiten, die einen Monat hindurch das Land zerrüttet hatten, ein Ende zu machen. Damals schrieb er nach seinem Siege an die Häupter des royalistischen Heeres die schönen Worte: „Ich erbebe nicht, Sie um Frieden zu bitten, denn in einem Bürgerkriege besteht der einzige Ruhm darin, ihm ein Ende zu machen."

In den Augen der Bourbonen konnte sein Verdienst, Bürgerblut geschont zu haben, ihm nur zum Verbrechen angerechnet werden. Der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Waterloo entfesselte abermals die Leidenschaften der rachesüchtigen und haßerfüllten Gemüther, und Lamarque's Name erschien auf den Proscriptionslisten des 24 Julius 1815. Erst nach dreijähriger Verbannung wurde ihm erlaubt, den heimischen Boden wieder zu betreten. Lamarque gab nach seiner Rückkehr eine Schrift heraus: „Nécessité d'une armée permanente," worin eben so viel Höhe des Gedankens, als Erfahrung und Kenntnisse vorherrschen. Von dieser Zeit an weihte er seine Feder den Interessen Frankreichs, und die liberalen Journale enthielten von seiner Hand eine Menge merkwürdiger Artikel, vorzüglich über die auswärtige Politik. Seine Vaterstadt berief ihn endlich im Jahre 1826 in die Deputirtenkammer, wo seine großen Eigenschaften erst im vollen Glanz erschienen. Hier verfocht er an der Seite seines alten Waffengefährten Foy mit nicht minderer Beredsamkeit als er, und mit gleichem Muth und gleicher Hingebung die heilige Sache des Vaterlands und der Freiheit in den Reihen jener kleinen Schaar von Männern, die damals Frankreichs Stolz waren. Sechs Jahre lang behauptete er ohne Unterbrechung seinen Sitz in der Deputirtenkammer, und keiner von den Abgeordneten des Landes kann sich rühmen, während dieser Zeit wichtigere Fragen beleuchtet und heftigere Stürme bestanden zu haben. Lamarque war als Redner erhaben, voll Leben, Kraft und Farbe, reich an Bildern und von einem edlen Schwunge. Seine Reden gaben Zeugniß von dem Reichthume seiner gründlichen und mannichfaltigen Kenntnisse, und Geschichte und Alterthum boten ihm die Quelle, aus denen er große Gedanken und hochherzige Ansichten schöpfte. Seine seltenen militärischen Talente, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine sorgfältigen Studien über alle Fragen, die sich an Politik knüpften, gaben ihm in den parlamentarischen Diskussionen ein großes Uebergewicht, und seine Reden wurden von allen Seiten der Kammer nicht minder mit allgemeiner Aufmerksamkeit angehört, als außer ihr von allen Klassen der Bevölkerung mit Eifer gelesen.

Nach den drei Julinstagen erhielt General Lamarque das Kommando in den Departements des Westen, und er war dort nicht sobald erschienen, als dieses Land, voll von innerer Gährung und einem neuen Bürgerkriege nahe, zur Ordnung und Ruhe zurück kehrte, und Niemand zweifelt, daß dem Ausbruche der später dort erfolgten Verwirrungen vorgebeugt worden wäre, wenn Lamarque seine Stelle behalten hätte. Aber die Juliusbegeisterung kühlte sich bald in dem lammfrommen Bürgerkönigthum ab, das statt des Reichsapfels und des Schwertes Geldsack und Regenschirm in der Hand, Geistern wie Lamarque wenig zusagen konnte; Intrike, gehässige Einflüsterungen begannen ihr unwürdiges Spiel, und Lamarque verlor seine Stelle, wie General Bacheln das Kommando über die Division von Lyon, wie General Lafayette das der Nationalgarde des Königreichs. Die blutigen Tage von Lyon und Grenoble, die Räuberbanden in der Vendee, die Ermuthigung der Karlisten und die Entmuthigung der Vertheidiger der Revolution sind die bittern Früchte, die dieses Werk politischen Undankes getragen hat.

Doch Frankreich verlor hiedurch nicht einen seiner kräftigsten Vertheidiger. Wie er zuerst gegen die für Frankreich wenig ehrenvollen Schweizerkapitulationen Ludwigs XVIII, und gegen ihre Einführung, als einen Schandfleck der französischen Nation, sich erhoben hatte, so sprach er jetzt mit eben so viel Nachdruck zu Gunsten der in den hundert Tagen ernannten Mitglieder der Ehrenlegion und die damals vorgenommenen Beförderungen; für die Aufhebung der Salzsteuer; für die Abschaffung der Erblichkeit der Pairie; für die Mobilisirung der Nationalgarde. Unvergeßlich, wie die Reden über diese Fragen in der Geschichte der französischen Kammerverhandlungen bleiben werden, sind es auch jene Philippiken, die er gegen Frankreichs Erniedrigung durch fremde Gewalt, mit einer des Alterthums würdigen Beredsamkeit hielt. Noch auf dem Todbette, mitten unter schweren Leiden, verließ ihn der Gedanke an Frankreich keinen Augenblick, und mit sterbender Hand unterzeichnete er den Compte rendu der Oppositionsmitglieder. Als er die Nachricht erhielt, daß Wellington wieder ans Ruder gekommen, entfuhren dem Sterbenden die Worte: „Dieser Wellington! Ich bin gewiß, daß ich ihn geschlagen haben würde!" Nicht das erste Mal indeß sprach er diesen Gedanken aus; er hatte den Sieger von Waterloo studirt, und wünschte seit der Juliusrevolution nichts lieber, als sich mit ihm einmal messen zu können. In einem der Anfälle seiner schmerzhaften Krankheit ließ er sich den Ehrendegen bringen, den ihm im vergangenen Jahre die dankbaren Offiziere der hundert Tage überreicht hatten. „Meine guten, meine treuen Offiziere der hundert Tage haben mir ihn gegeben, sagte er, indem er ihn gerührt an seine Brust drückte, „ach, ich werde mich seiner nicht mehr bedienen können!" Der Schmerz, Frankreich nicht mehr dienen zu können, trübte allein seine letzten Augenblicke. „Mein guter Lisfranc, sagte er zu seinem Arzte, Sie wissen, daß ich den Tod nicht fürchte; allein ich nehme den Kummer mit ins Grab, nicht genug für mein Vaterland gethan zu haben; ich fühlte mich noch kraftvoll genug ihm Dienste zu leisten; ich bin überzeugt, daß ich ihm hätte nützlich seyn können: das Schicksal will es anders!" Dieselben Gedanken sprach er gegen den Gefährten seiner Verbannung, Hrn. Dumoulin, aus: „Ich scheide, und ich scheide mit dem Schmerz, die für Frankreich so schmachvollen Verträge von 1814 und 1815 nicht gerächt zu haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 173. 21 Junius 1832.

Rom und der Papst im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Die Einkünfte des päpstlichen Gebiets oder der apostolischen Kammer beliefen sich zur nämlichen Zeit auf 3,200,000 röm. Thaler (18,601,550 Fr.), und flossen aus folgenden verschiedenen Quellen: Aus den Pachtgeldern verschiedener der apostolischen Kammer gehörigen Ländereien; aus der Verpachtung der Taxen, die dem Staat von den Kirchspielen bezahlt werden; aus der Verpachtung der Abgaben auf Wein und geistige Getränke; aus den Taxen der Fleisch- und der Mehlconsumtion in Rom; aus dem Einfuhrzoll auf alle Lebensmittel und aus der Lotterie. Noch besteht auch eine Auflage auf eine Classe von Menschen, die man auf dem Einnahmebudget eines geistlichen Staates wohl nicht suchen sollte, nämlich auf Freudenmädchen. Die Lotterie ist eine nicht viel moralischere Quelle von Einnahme. Die Ziehung geschieht neunmal des Jahres zu Rom, und in der Zwischenzeit haben die Ziehungen der Lotterie zu Neapel statt. Damit alle Classen des Volks Theil an diesem Spiel nehmen können, ist die Einrichtung getroffen, daß man auch Loose zu 3 Baios ausgibt, mit denen man einen Terno von 180 Thalern gewinnen kann, wobei aber die Habsucht des Volkes nicht bedenkt, daß es 117,479 Nieten gegen einen Treffer gibt. Sehr selten macht man durch die Lotterie sein Glück, allein die Versuchung ist groß genug, um die eine Hälfte des Volkes durch den Verlust seines Geldes und die andere durch den Verlust seiner Zeit zu ruiniren. Die alten Weiber in Rom bringen Tag und Nacht mit der Kabala oder bei Wahrsagern hin, die von Amtswegen die guten Nummern wissen müssen.

Das Schuldentilgungssystem des römischen Stuhls ist nicht minder merkwürdig, als das übrige Getriebe dieser seltsamen Regierung, die England mit einer Erfindung voranging, auf die dessen Finanzmänner sich so viel zu Gute thun, nämlich mit der Einrichtung eines Schuldentilgungsfonds, der Ausgabe von Bankbillets von sechsmal höherem Betrag als das Kapital, einer Nationalschuld, die regelmäßig anwächst, ohne die geringste Hoffnung ihrer Abnahme, kurz — ein Borgen auf Pfänder in seiner größten Ausdehnung. Nichts Neues unter der Sonne. Die römische Nationalschuld verliert sich bis ins sechzehnte Jahrhundert, jene denkwürdige Epoche, wo das Gestirn der Königin der Städte zu erbleichen begann. Karl V., ein großer Politiker, oder mit andern Worten ein großer Heuchler, warf sich zum Ritter des Papstthums auf, weil er den päpstlichen Einfluß benützen wollte, um sich die Treue jener Provinzen zu sichern, die zu ausgedehnt für eine Gewaltherrschaft und zu aufgeklärt für einen Befolger der Glaubensfreiheit waren. Aber der Kampf, der in Deutschland geführt wurde, mußte in Rom bezahlt werden, und Klemens VII. überzeugte sich bald, daß es wohl ehrenvoll aber auch kostspielig sey, Kaiser zu Rittern zu haben. Die päpstlichen Dukaten flogen durch die Welt, um die Türken und Ketzer auszurotten, allein der Schatz schmolz nach jedem Siege immer mehr zusammen, und Papst Klemens sah sich zu gleicher Zeit mit der Universalherrschaft bekleidet und von einem Bankerot bedroht. In dieser Krise erwachte das italienische Genie; eine Erfindung, an die keiner der Monarchen der letzten dreißig Jahrhunderte gedacht hatte, entsprang aus dem sinnreichen Kopfe des Präsidenten des Comité der „Mittel und Wege" zu Rom: Es ward der Vorschlag gemacht, Jedem, der 100 Thaler in den Schatz legen würde, 10 Procent Interesse zu bezahlen. Diese Idee schmiegte sich wundersam den italienischen Sitten an; in einem Lande, wo die Meisten theils aus Mißtrauen, theils aus Trägheit oder Geiz ihr baares Geld liegen ließen, ergriff Jeder dieses Mittel, das ihm die Aussicht bot, sein Kapital oder seine Einkünfte zu vermehren, und ihn dabei noch der Mühe überhob, sein Eigenthum gegen Diebe zu schützen, mit Begierde. Klemens erhielt auf diese Weise die Fonds, deren er bedurfte; seine Nachfolger fanden dieses Verfahren unvergleichlich, und ahmten es nach, indem sie die Schuld vergrößerten, bis endlich Sixtus V., ein Mann voll Kraft und Geist, der verdient hätte in einem andern Jahrhundert zu leben, diesem System die Krone aufsetzte, indem er auf einmal eine Anleihe von zehn Millionen machte, eine für jene Zeiten unermeßliche Summe.

Man mußte indeß die Interessen bezahlen und auf einen Ausweg denken, der wenigstens für die Folge eine Zurückbezahlung des Kapitals hoffen ließ. Sixtus V. fand seine Regierung mit Sinecuren überladen; ein minder geschickter Finanzmann würde durch Aufhebung der Sinecuren den Staat erleichtert haben, allein der italienische Scharfsinn faßte die Sache besser an. Der Papst bot die Sinecuren, die alle auf Lebenszeit waren, zum Verkaufe aus; man nannte sie ihrer Natur gemäß Vacabili, und sie trugen ein ruhiges Einkommen von ungefähr 8 Procent vom Ankaufspreis. Es war dieß also nur eine andere Weise Geld zu

einem jährlichen Interesse von 8 Procent zu borgen, und wir sehen hieraus, daß man in Italien der Finanzoperation unserer Zeit weit vorausgeeilt war.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

3. Ragusa.

(Schluß.)

Der Bazar ist mit einer breiten, aber niedern steinernen Brustwehr umgeben, von Akazien gegen die Sonnenhitze geschützt, und mit einer, reichliches Wasser sprudelnden Fontaine geschmückt. Die schmächtigen Rosse und Maulthiere, die oft 3 bis 6 Tagreisen aus dem gebirgigen Innern Bosniens im eigentlichen Sinne des Worts herkletterten, werden abgeladen, und Wachs, Fett, Talg, Bälge, Häute, Wolle, die sie trugen, auf Haufen gebracht. Kauflustige stehen um die Mauern und unterhandeln, wehe aber Jedem, der dabei einen Türken berührt, er muß dann die zehntägige Landquarantäne halten, wenn dieß einer der zahlreichen „Guardiani" bemerkt, die die Briefe räuchern und die pestfangenden Stoffe in das Kontumaz-Magazin tragen. Dagegen wird Wachs, Fett u. s. w. gleich verabfolgt. Dieser Karawanenhandel ist großentheils in den Händen der Griechen, denen an einem Tage oft hundert Pferde ihre Ladungen bringen. Vier ja fünfhundert Pferde stehen oft mit ihren schweren Saumsätteln im Bazar, während ihre Führer mit Turbanen und sonnenverbrannten Gesichtern, mit übergeschlagenen Beinen ihre Pfeife schmauchen, und sich Mittags nach dem Gesetze Mohammeds am sprudelnden Borne waschen. Die Führer sind selten Besitzer der Ladungen, sondern besorgen bloß aus Mangel an Fuhrleuten den Transport. Die Thiere werden mit schweren Bürden beladen, und ein Pferd mit 1500 Hasenbälgen belastet scheint von ferne ein wandelnder Hügel zu seyn. Als Rückfracht nehmen sie Kolonial- und Manufakturartikel, besonders aber Tücher und Salz mit. Die Desinfizirung der Wolle wird nicht etwa durch Räucherungen oder dergleichen vollzogen. Die Kontumazanstalt sucht sich von der Reinheit der verdächtigen Stoffe auf einem weit weniger umständlichen, obgleich aber auch hinlänglich lächerlichen Wege zu überzeugen. Ein Kontumazdiener, der nie das Gebäude verläßt, steckt nämlich seinen Arm als Reagens tief in die türkische Wolle und gibt den Probierstein des Pestcontagiums ab. Das heißt doch argumentum ad hominem! — Wer von der Türkei nach Ragusa selbst will, muß die 10tägige Kontumaz in einem dem Bazar gegenüberliegenden Gebäude halten. Selbst die Pferde müssen sich bequemen, so lange im Freien vor den Zellen der Kontumaz zu stehen, und da man von der Straße in den Hof der Kontumazanstalt sehen kann, so hat man Gelegenheit zu staunen, wie ein Türke von früh fünf Uhr bis Sonnenuntergang, gleich einer indischen Pagode, unbeweglich mit untergeschlagenen Beinen zusammengekauert da sitzen kann, muß aber eben so sehr seine Mäßigkeit bewundern, bei der er mit Tabakwolken und Kaffee sich begnügt. Diejenigen, welche schon mehrere Tage in der Kontumaz — im eigentlichen Sinne des Worts — sitzen, sind von den spätern wohl nicht im Hofraum streng gesondert, bei jeder Berührung jedoch muß die unerfreuliche Gefangenschaft von vorn an erstanden werden; weßhalb sich Jeder, so gut er kann, selbst in Acht nimmt. In den Zellen hingegen, die nichts als vier nackte Wände darbieten, sind alle streng nach den verschiedenen Tagen ihrer Ankunft getrennt. Zur Zeit der nahen Pest wird die Strenge und die Dauer des Aufenthalts verdoppelt.

Lange ergötzten uns die bunten Gestalten und das rege Treiben im Bazar, wir kehrten zurück in die Stadt; der Wein wurde in den, an das Alterthum erinnernden Bocksschläuchen zum Verkaufe gebracht; die Facchins beugten sich unter der Last des über die Schultern geworfenen Schlauches. Den Obstmarkt fanden wir schlecht, da der träge Dalmatiner lieber hungert als arbeitet, und Veredlung der Bäume ihm fremde Dinge sind, wiewohl Dalmatien die köstlichsten Früchte liefern würde. Gegenwärtig findet man außer kleinen Kirschen, sauren Aepfeln, geschmacklosen Birnen, Maulbeeren und Feigen, nur in den Gärten weniger reicher Privatleute veredelte Obstarten. Der industriöse Bochese verpflanzte aus Neapel Orangen und Citronen an sein Gestade; mehrere Tausende geben jährlich für diese Früchte nach Apulien und dennoch bemüht sich der Dalmatiner nicht um ihren Anbau.

Diese gränzenlose Trägheit fällt im ganzen Lande nur allzudeutlich ins Auge. Brod ist in den wenigsten Häusern zu finden, und als ich in einer Kneipe bei Malvi Brod verlangte, entgegnete mir die Wirthin: „ja seit die Montenegriner unsre Mühle abbrannten, haben wir kein Brod!" Ich dachte nun nicht anders, als Dieß hätte sich vor einigen Wochen zugetragen, und fragte sie wann und auf welche Veranlassung Dieß geschah: „Nun, wißt ihr denn nicht, als sie mit den Russen da waren!" erhielt ich zur Antwort. Nun geschah Dieß aber 1806, und ich fragte 1831; seit dieser Zeit denkt man weder an Mühle noch Brod!! Oliven und Wein bleiben ganz sich selbst überlassen; letzterer rankt ohne alle Stütze auf den Kalkfelsen und dennoch liefern die erstern ein Oel, das trefflicher, als das der Provence ist. Der schwarze Wein würde ohne sein eigenthümliches Feuer in den Schläuchen, die der Hitze ausgesetzt, oft Tage lang auf dem Markt liegen, sicher in Säure übergehen; die süßen gelben Weine von Logosta, der Vageva von Brazza u. s. w. können selbst von Kennern mit Malaga und Cyperwein verwechselt werden. Im Umkreise von Ragusa wächst der feurigaromatische, weißgelbe Malvasia, und die höhern Gegenden liefern die im Süden so seltenen und gesuchten sengerlichen Weine. Von der gewöhnlichen Sorte kostet das Kuttla ($^1/_2$ Maß östr.) in Quantitäten 2 bis 4 kr., und wären Keltern, Keller und taugliche Fässer in Dalmatien zu Hause, so könnte es mit den reichsten, berühmtesten Weinländern rivalisiren.

* * *

4. Umgegend von Ragusa.

Der nächsten Spaziergänge um Ragusa haben wir bereits erwähnt. Vom Bazar aus führt eine für Dalmatien hübsche Straße am hohen Meeresufer, dessen Felsen undurchdringliche Hecken der üppigen Agave überziehen, nach den Thälern von Breno, Canali und Ragusa Vecchia; interessanter ist das freilich schon entfernte Canosse. Man geht nach Gravosa, und von da am Meeresgestade bis zur Bucht von Ombla. Ombla ist eine Meeresbucht, an deren Ende sich unterirdische und eine sichtliche, gewaltige Süßwasserquelle am

Fuße des Gebirgs, wo sie sogleich eine Mühle treibt, befinden. Im Sumpf wird das riesige Rohr (Arundo speciosa) oft 20 Fuß hoch und der obere Theil der Bucht enthält süßes, von einer Menge Schildkröten bevölkertes, der dem Meere nahe Salzwasser; bei der Fluth wird das süße Wasser zurückgedrängt, und bei Stürmen oft alles salzig. Am Ende der Bucht ist ein dunkles Cypressenwäldchen; Caroben (Johannisbrodbäume) und stattliche Oleander beschatten das Gestade, und nicht fern vom linken Eingang der Bucht ist ein schwefelhaltiges Bassin. Man fährt über und kommt durch Oliven und Weingärten nach Malni (illyrisch: Satoe). Links im Meere liegen die Klippen i Pettini (die Kämme) und Dara mit einem Fort, das von den Franzosen aus einem Kloster geschaffen wurde. Der Weg wird nun bergig, doch bald erreicht man das Kirchdorf Canossa, in dem zwei große Platanen und eine Celtis australis weit umher die Bewunderung der Eingebornen erregen. Für ein Land, das nur Gesträuch und keine Bäume hat, sind diese 5 Klafter im Umfang messenden Bäume mit ihrem weiten kühlen Laubdach, allerdings eine außerordentliche Erscheinung; bei uns wird manche stärkere Dorflinde kaum einer Beachtung gewürdigt. Dem Dalmatiner gelten die Platanen in Canossa mehr als dem Sicilianer seine „Castanie di cento cavalli"; mir gaben sie die Bestätigung, daß nicht die Natur, sondern die Rohheit der Einwohner das Aufkommen von Hochwäldern in Dalmatien verhindert. Heißt ja heute noch Ragusa im Illyrischen Dubrovnich, die Eichenstadt. Umsonst suchte ich diesen vaterländischen Baum, und da das Volk diesen Namen wohl nicht zum Scherz geschöpft haben wird, so ist es deutlich, daß einst Eichenwälder die kahlen Felsen bekleideten, deren brennendes Weiß jetzt nur rosenrothes Heidekraut färbt. Canossa gegenüber liegt die Insel Giuppana, auf der die in Dalmatien nicht sehr häufige Pinie wächst. Der Erdbeerbaum (arbutus unedo), der Mastixstrauch, die Blasencoluthee wachsen wild in Gebüschen, und Blumen, die unsre Gärten zieren, sprossen aus den Felsritzen.

Ein anderer Spaziergang nach dem auf dem Rücken des Berges liegenden Fort Imperial und dem Dorfe Bargado gewährt eine reizende Aussicht über das Meer, und die zu Füßen liegende Stadt. Gegenüber lagern sich die türkischen Berge, und wundervoll war der Anblick, als wir bei einem beginnenden Sirocco, der schnell die Gegend mit Nebel umhüllte, herabstiegen. Wir hörten unter uns den Donner der See und das Schreien der Schiffer, und allmählich hinabklimmend sahen wir die silbernen Köpfe der in der Luft gebrochenen Wogen, wie silberne Sterne, durch den dichten Nebelschleier blitzen. Die feuchtwarme Temperatur dieses hier sehr häufigen Windes erschlafft ungemein, prädisponirt zu Rheumatismen und ist selbst in Zimmern fühlbar.

Die Besteigung des Sniesnitza ist beschwerlich, aber durch die prachtvolle Fernsicht — auf seinen lange mit Schnee bedeckten Zinnen überblickt man das ganze adriatische Meer bis an die dämmernden Küsten Apuliens — belohnend. Die Sage nennt eine oben befindliche Grotte den Aufenthaltsort des Aeskulap, und das Volk spricht von einer dicken roth, geld und grünen Schlange, die mit immer tödtlichem Biß verwundend, in diesen Gebirgen hausen soll.

Wer um Ragusa und in Dalmatien überhaupt Ausflüge auf das Land oder gar weitere Reisen machen will, hat mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er ist vor Allem zur Fußreise gezwungen, wenn er sich nicht auf dieselbe Art wie die dortige Briefpost befördern lassen will, nämlich — auf einem Esel! Der langsame Gang dieser Thiere, der schneidende, harte Saumsattel und die brennende Hitze machen eine Wanderschaft letzterer Art noch unerträglicher als die erste. Will der Reisende nicht Hungers sterben, so muß er wie in einer afrikanischen Wüste den ganzen Mundvorrath auf mehrere Tage mit sich tragen, denn nur selten findet man ein Wirthshaus, in dem Wein und geschmacklose Castradina (geräuchertes Schöpsenfleisch) zu haben ist; statt Brod bekommt er in einzelnen günstigen Fällen Zwieback, der mit dem Beil gespalten, und in Wasser eingeweicht, noch immer eine harte Nuß für die Zähne bleibt. Von Betten und Nachtherberge ist keine Rede; selbst in den Hauptstädten findet man gewöhnlich nur ein Wirthshaus, und der Gasthof in Cattaro besitzt nur ein schmales Bett, weßhalb wir, in Gesellschaft dort angelangt, wieder abziehen, und mehrere Stunden nach einer Privatwohnung herumlaufen mußten, die wir ohne unsere dortigen Freunde nicht einmal gefunden haben würden. Doch muß dem Volke zum Ruhme nachgesagt werden, daß es, so arm es ist, gern Gastfreundschaft übt; jedoch nicht gegen Fremde, die der illyrischen Landessprache unkundig sind, und nur an der Küste versteht der Dalmatiner italienisch. — Es ist unmöglich, das Innere Dalmatiens ohne Empfehlungsbriefe zu bereisen; dann kann man aber einer gastfreien Aufnahme und weiterer Empfehlung versichert seyn. Der Wirth reicht seinem Gaste beim Eintritte sogleich den trüben, nach türkischer Art bereiteten starken Kaffee, der noch nicht vom Satze abgegossen ist, eine Pfeife feinen aromatischen türkischen Tabak, sucht ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen, und gibt ihm bis zur nächsten Station einen Führer, der ihm unterwegs bei seinen Verwandten einzelne Erquickungen, so gut sie das arme Land darbietet, verschafft, und so kann der Fremde von Portorè bis Budua durch stete weitere Empfehlung reisen. Da kein Mann ohne seinen Handschar, zwei Pistolen und eine lange türkische Flinte ausgeht, und in einzelnen Gegenden zuweilen Räubereien vorfallen, so thut auch der Fremde wohl, in vollständiger Bewaffnung zu reisen, besonders da Dieß nicht auffällt und dennoch Respekt einflößt. Die Reisen ins türkische Gebiet sind höchst unsicher, wegen gänzlichen Mangels an Straßen beschwerlich, und wegen der Quarantäne, die man bei der Rückkehr auszustehen hat, lästig. Obgleich unter den benachbarten Türken wenig Mohammedaner, sondern meistens Sklaven von griechischer Konfession sind, so herrschen unter ihnen dennoch feindliche Gesinnungen gegen Fremde, und unter ihnen selbst eine Anarchie, die das Beispiel des Pascha's von Skutari, der schon lange gegen die Pforte rebellirt, unterstützt. Die Obrigkeiten, die Agas und Cadis, sind Renegaten, und erpressen nach Gutdünken Abgaben von den Einwohnern, und wie rücksichtelos ihre Willkür schaltet, hier nur ein Beispiel: In einem bosnischen Städtchen gerieth der Cadi und der Militärchef, ein Capitano, in Hader, und der erstere beschoß mit eisernen Feldschlangen die Burg, die jener bewohnte, worauf ihm dieser in die Stadt hinein auf dieselbe Art antwortete, und die Kanonade dauerte fort, bis sich der Pascha ins Mittel legte!

Der General Lamarque und die pariser Juniustage.

(Fortsetzung.)

Der General Lamarque hatte vor seinem Hinscheiden wiederholt den Wunsch ausgesprochen in der Kapelle von Eyres, Dep. Landes, wo die Asche seines Vaters ruht, beigesetzt zu werden. Die Leiche des Verblichenen sollte daher am 5 Juni Vormittags 10 Uhr, von seiner Wohnung, in der Straße Sainte Honoré, über den Boulevard de la Madeleine an die Austerlitzbrücke gebracht, und auf dem Platze vor derselben auf einen Wagen gelegt, und nach dem verlangten Ruheorte abgeführt werden. Der 5 Juni war ein trüber regnerischer Tag. Schwere Wolken hingen am Himmel und entluden sich, als der Leichenzug sich um halb zwölf Uhr in Bewegung setzte — man weiß nicht, was einen so langen Aufschub veranlaßte — in einem heftigen Regengusse, der aber weder die Zahl des Geleites verminderte, noch die dichte Volksmasse lichtete, die mit entblößtem Haupt dem Zuge folgte. Sobald der Sarg auf den Leichenwagen gehoben war, spannten junge Leute, die sich mit Strängen versehen hatten, um ihn selbst zu ziehen, die Pferde aus. Gegen dreihundert Personen hatten sich auf diese Weise dem Leichenwagen vorgespannt, der mit dreifarbigen Fahnen besteckt, und ganz mit Immortellenkränzen überhangen war. Zahlreiche Abtheilungen der sechs ersten Legionen der Nationalgarde, dichte Schaaren von Ouvriers gingen dem Wagen voran, welchem der Sohn des Generals Lamarque, geführt von zwei Mitgliedern der Deputirtenkammer, mehrere Invaliden, welche die Insignien des Verstorbenen trugen, Deputirte und Offiziere von jedem Range und jeder Waffengattung, unter andern auch die polnischen Generale Sierawski und Uminski, folgten. Der General Lafayette mit einem Juliusdekorirten hielt die eine Spitze des Bahrtuches, die übrigen wurden von Lafitte und Chatelin, vom Marschall Clauzel und General Pelet, von Mauguin und einem Zöglinge der polytechnischen Schule getragen. Ein Bataillon Linien-Infanterie trennte diesen Theil des Zugs von verschiedenen Abtheilungen, die mit Fahnen aufgezogen waren. Man erblickte unter denselben die fremden Ausgewanderten um ihre Nationalbanner geschaart; so die Italiener mit einem grün weiß rothen Paniere; die Deutschen mit einem schwarz roth goldenen; die Polen mit einem weiß und rothen; letztere wurden von der unermeßlichen Volksmasse überall mit dem Rufe: „Es leben die Polen! Es lebe Polen!“ empfangen. Das Gewerk der Färber trug eine eigene Fahne mit der Aufschrift: „Die Färber dem General Lamarque,“ auf der einen, und mit der Devise der Nationalgarde: „Freiheit, öffentliche Ordnung,“ auf der andern Seite. Die Buchdrucker führten eine Fahne mit der Aufschrift: „Die Buchdrucker dem General Lamarque, dem Vertheidiger der Preßfreiheit.“ Die Artillerie der Nationalgarde folgte mit einer rothen Fahne, die mit Krepp umwunden war; die Juliusdekorirten, die Gesellschaft der Volksfreunde, die Schulen des Rechts, der Medizin, des Handels, der Veterinärschule von Alfort u. s. w. zogen gleichfalls mit Fahnen auf.

Als der Zug die Rue de la Paix erreichte, erhoben sich Tausende von Stimmen, welche verlangten, daß die Leiche um die Vendome-Säule herumgeführt werden sollte, was auch unter dem ununterbrochenen Geschrei: „Es lebe die Freiheit.“ geschah. Aber hier schon verursachte die Weigerung der Wache auf dem Vendomeplatze, unter Gewehr zu treten, und der Leiche die gebührende Ehrenbezeigung zu erweisen, ein heftiges Getümmel, wodurch der Offizier der Wache sich veranlaßt sah, der an ihn gestellten Forderung schleunig nachzugeben. Inzwischen war die andere Abtheilung des Zuges, unter der sich die Juliusdekorirten, die Zöglinge der Schule von Alfort, die Buchdrucker u. s. w. befanden, vor dem italienischen Theater angelangt, wo der Zug in Stocken gerieth. Man vernahm, ein Bürger, der „Vive la republique!“ gerufen, sey von einem Polizeiagenten verhaftet worden. Im nächsten Augenblicke schon waren alle Stühle auf dem Boulevard zerbrochen, und die jungen Leute bewaffneten sich mit den Trümmern derselben, um sich gegen Angriffe zur Wehr zu setzen, von denen sie sich bedroht glaubten. Die hiedurch veranlaßte Unterbrechung dauerte jedoch nur einige Augenblicke, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Eine neue Gährung unter der Volksmasse veranlaßte der Herzog von Fitz-James, bekannt durch seine heftige Vertheidigung der Legitimität in der Pairskammer, der in der Rue de Grammont auf dem Balkone eines Hauses mit bedecktem Haupte bemerkt wurde. Sogleich erhob sich wüthendes Geschrei: „Herab mit dem Hute.“ und als der Pair zu zögern schien, flogen zerbrochene Stühle und Steine nach dem Balkone. Der Herzog, von einem Stein am Hute getroffen, zog sich zurück, ohne den Hut abzunehmen. Zu heftigern Auftritten kam es indeß bereits an der Porte Saint-Denis, die, wie viele Häuser und alle Theater, an denen der Zug vorüber kam, mit Trauerflor umwundene Fahnen aufgesteckt hatte. Ein Stadtsergent näherte sich dem Fahnenträger der Juliusdekorirten. Man bedeutete ihm sich weiter zu begeben, und als er zögerte, erhob sich das Geschrei: „Nieder mit dem Stadtsergenten!“ Der Stadtsergent zog hierauf seinen Säbel, und in demselben Augenblicke auch ein Lieutenant der Invaliden, ein Juliusdekorirter, der nur einen Arm hatte, seinen Degen. Die Waffen kreuzten sich bereits, und einige Stöße wurden gewechselt; als aus dem Faubourg Saint-Denis andere Stadtsergenten ihrem Kameraden zu Hülfe eilten. Ein Handgemeng entstand, allein die Nationalgardisten nahmen hier die Partei der Juliusdekorirten; die Stadtsergenten wurden entwaffnet und verjagt; die Ruhe stellte sich sogleich wieder her. Doch dieser Vorfall erbitterte zahlreiche Gruppen, die sich an der Ecke der Tempelstraße aufgestellt hatten; man wirft sich auf andere Stadtsergenten und jagt sie in die Flucht. Von Zeit zu Zeit läßt sich aus der dichten Volksmasse der Ruf hören: „Es lebe die Republik! Nieder mit Louis Philipp! Herab mit der faulen Birne!“ Die vorüberziehende Nationalgarde erwidert dieses wilde Geschrei nur mit einem düstern Schweigen. Unter gleichem Geschrei zogen zahlreiche Schaaren gutgekleideter junger Leute und Artilleristen der Nationalgarde, mit Zöglingen der Schule von Alfort und verdächtig aussehenden Menschen in zerlumpter Kleidung vermischt, neben dem Leichenwagen einher; in ihrer Mitte gewahrte man zwei mächtige Fahnen mit der Aufschrift: „Fraternité — Liberté!“ An der Straße des Faubourg du Temple stieß ein Haufe von ungefähr zweihundert Zöglingen der polytechnischen Schule zum Zuge, die meisten nur halb angekleidet und ohne Hüte. Es war ihnen am Morgen Befehl ertheilt worden, das Institut nicht zu verlassen; allein sie hatten die Thore aufgesprengt und erschienen jetzt, indem sie die Luft mit dem ununterbrochenen Geschrei: „es lebe die Freiheit!“ erfüllten.

Um 3 Uhr Nachmittags war der Zug auf dem Platze der Bastille angelangt. Ueberall drängten sich, ungeachtet des Regens, dichte Volksmassen, und alle Fenster auf den Boulevards waren mit Damen erfüllt, die ihre Tücher schwangen. Der Austerlitz-Brücke gegenüber war eine schwarz behangene Bühne aufgeschlagen; auf der der Sarg ausgestellt und die Leichenreden gehalten werden sollten. Allein das Gedränge wurde hier wegen der engern Straße so heftig, daß der Zug eine halbe Stunde brauchte, um von dem Bastilleplatze nach der Austerlitz-Brücke zu gelangen, und hier war die Estrade so voll Menschen, daß der Sarg auf dem Leichenwagen gelassen werden mußte. Ununterbrochen brauste das tausendstimmige Geschrei: „Ehre dem Lamarque! Es lebe Lafayette! Es lebe die Freiheit!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Bevölkerung von Großbritannien.

Die folgende Angabe von Englands Bevölkerung ist aus Marschall's „Analysis of the Population Returns 1831“ genommen:

Bezirk.	Bevölkerung. 1821		Bevölkerung. 1831	Verhältniß der Zunahme
England und Wales:				
Bergwerksbezirk	1.028.078	—	1.339.856	30 pCt.
Manufakturbezirk	2.378.363	—	2.984.101	25½ —
Hauptstadtbezirk	2.904.266	—	3.463.288	17 —
Im Ganzen	6.310.707	—	7.787.245	23½ —
Landstädte und Dörfer	5.668.168	—	6.102.430	7[illegible] —
Ganz England und Wales	11.978.875	—	13.889.675	1[illegible] —
Hiezu Schottland	2.093.456	—	2.365.932	13 —
Großbritannien	14.072.331	—	16.255.607	15½ —
Land- und Seemacht	319.300	—	277.017	— —
Ireland	6.802.093	—	7.734.365	13¾ —
Die vereinigten Königreiche	21.193.724	—	24.266.989	14½ —

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 174. 22 Junius 1832.

Georg Canning.

Eine politisch-biographische Skizze. *)

Zu keiner Zeit wird ein großer Mann so wenig beachtet und so sehr verkannt und vergessen, als in den Jahren, die unmittelbar seinem Tode folgen. Da sein Ruhm und Preis nicht mehr von seinen Anhängern verkündet wird, oder auch sein Name nicht mehr aus dem Munde seiner ungestümen Feinde durch die Welt erschallt; so verliert er in den Augen seiner Zeitgenossen seine ganze frühere Wichtigkeit, und Wer zunächst auf seine Stelle Anspruch macht, erhält sie und noch mehr dazu. Die Nachwelt besteht für ihn erst von dem Tage an, wo die Lebenden von den Todten werden geschieden werden; wenn die Zeit, in der er gelebt, und die Ereignisse, an denen er Theil genommen, für uns in eine ferne Perspektive gerückt sind, wo das Auge nur die Erhabenheiten mit einem Blicke gewahrt, während untergeordnete Gegenstände, wie Redner, deren Reden nur für Diejenigen Meisterstücke sind, deren Sache sie verfechten, oder Staatsmänner, deren Politik nur Jenen großartig vorkommt, die von ihnen Anstellungen erhalten haben, in der großen Masse der Alltäglichkeit verschwinden.

Canning scheint sich mehr dem gegenwärtigen Gange der Dinge entfernt zu haben, als der Vergangenheit anzugehören. Allerdings sucht unser Auge nicht mehr im Unterhause jene charakteristische Physiognomie, die ein tief eingedrückter Hut nur zur Hälfte sehen ließ; allerdings beobachten wir nicht mehr jene verächtlich spöttischen Lippen, jenes durchbohrende Auge, mit welchem das alte Parlamentsoberhaupt von seinem gewohnten Platze aus die Bänke der Opposition überflog. Wir erwarten nicht mehr, wenn sich eine Verhandlung zu Ende neigt, jene so besonders volltönige und sanfte Stimme zu hören, jene klassische Sprache, die bald von epigrammatischen Pfeilen blitzte, bald in poetischen Bildern schwelgte, bald von heißer Leidenschaft glühte, und eine an Gehorsam gewöhnte Versammlung in stille Aufmerksamkeit zu fesseln wußte. Gewiß man würde mit höchster Ueberraschung heute oder morgen Canning im Unterhause aufstehen sehen, um Sir Charles Wetherell oder Sir Robert Peel zu antworten; allein man würde nicht minder erstaunt seyn, wenn man ihn mit Pitt, Fox oder irgend einem der großen Männer, die weit genug von uns entfernt sind, um der Geschichte anzugehören, in eine Reihe gestellt sähe. Wenn man an Canning zurückdenkt, so geschieht es mehr, als habe er sich von den Geschäften zurückgezogen, nicht als sey er gestorben. Wir machen hier diese Bemerkungen, weil wir glauben, daß man die Würdigung, die ein Staatsmann bei der Nachwelt finden wird, nicht aus dem Ruf ermessen kann, den er unmittelbar nach seinem Tode hinterläßt. Möge ihm auch die Mitwelt Unrecht thun; er weiß, daß die Zeit, über ihn ein Urtheil zu fällen, noch nicht gekommen ist.

Wir gehören nicht zu jenen Kritikern, die ihre Freunde mit allen römischen Tugenden ausschmücken und eben so gewissenhaft ihren Gegnern alle politische Schmach aufbürden; man muß die Menschen in Bezug auf die Verhältnisse betrachten, unter denen sie auftreten. Canning war in einem Stande der Gesellschaft von ganz eigener Art, unter einer ganz eigenthümlichen Regierung geboren, und betrat die politische Schaubühne zu einer Zeit, die in der Weltgeschichte gleichfalls ganz eigener Art ist. Seit den Tagen der Königin Anna war England in zwei aristokratische Parteien getheilt, deren Prinzip das Wort Ordnung, deren Ziel aber die Gewalt war. Die öffentliche Meinung bestand damals in der einer gewissen Koterie; die Staatsmänner wurden im Allgemeinen zu ihren Ehrenstellen weder durch das Publikum, noch durch die Interessen des Publikums erhoben. Es war nothwendig, daß man einige gute Redner hatte, die den Beifall des Hauses zu gewinnen im Stande waren. Fand man solche Männer mit großem Vermögen und der Hoffnung Pairs zu werden, um so besser; wo nicht, mußten sie sich durch irgend ein anderes Verdienst auszeichnen. Eine geistreiche Flugschrift, eine Rede im Klub oder in einer Wahlversammlung oder bei einer andern Gelegenheit reichte hin, einen Mann bekannt zu machen. Der Minister oder große Herr, der Minister zu werden wünschte, schickte ihn ins Parlament; scheiterte er hier, so wurde er in das Dunkel der Vergessenheit zurückgestoßen; drang er durch, so arbeitete er noch eine Zeit lang für seinen Gönner, und wurde zuletzt selbst ein Minister oder großer Herr. Was das Volk betrifft, so blieb ihm nichts weiter übrig, als diesen oder jenen lustigen Strohjunker oder einen reichen Nabob zu wählen, der ihm seine Stimmen abkaufte. Die kleinen Wähler wurden durch alle reichen Dummköpfe repräsentirt, von denen sie

*) Diese interessante biographische Skizze ist von dem Verfasser des Artikels: „Fürst Talleyrand" (s. Ausland dieses Jahrgangs N. 51) Herrn Henry Bulwer, Bruder des Dichters und Redakteurs des New Monthly Magazine gleichen Namens.

Anm. d. Red.

bezahlt wurden, die Whigs und die Tories durch die talentvollsten Männer, die zu finden oder zu erkaufen waren. Wen möchte es bei einem solchen Zustand der Dinge Wunder nehmen, daß das Volk geplündert und verachtet wurde?

Wenn ein junger, talentvoller und ehrgeiziger Mann die politische Laufbahn zu betreten wünschte, ließ er sich einem Boroughs-eigenthümer, einem Gentleman von würdigem und gebieterischem Wesen, vorstellen, der ihn mit der größten Höflichkeit empfing, ihm viel Schmeichelhaftes über seine Talente sagte, auf die vertraulichste Weise mit ihm von seinen Entwürfen sprach und Gesinnungen blicken ließ, die man bei eigenem gutem Willen für patriotische gelten lassen konnte. Nun denke man sich denselben jungen Mann, seine Talente und seine Beredsamkeit möchten auch noch so außerordentlich seyn, vor einer Wählerversammlung auftreten, die an ihn keine andere Frage richtete, als: „Willst Du bezahlen was herkömmlich ist, und uns in Schenken und Kneipen zechfrei halten?" Wenn die Menschen, die diese Frage stellten, mit Liebe und Achtung betrachtet zu werden hofften, so bewiesen sie weiter nichts als eine völlige Unkenntniß des menschlichen Herzens; sie wurden verächtlich durch sich selbst, verächtlich durch ihre Repräsentanten.

Daher fühlten auch Diejenigen, die sich im Staatsdienste hervorzuthun suchten, und nicht reich genug waren, die Gunst des Volkes zu erkaufen, keine aufrichtige Liebe für das allgemeine Wohl, und konnten sie auch nicht fühlen; und man muß gestehen, der Fehler lag nicht ganz allein an ihnen; es war größeren Theiles noch der Fehler des Volkes oder vielmehr die Schuld eines Systems, das so das Volk in Unwissenheit und Gedankenlosigkeit vermorschen ließ. Von jenen talentvollen und ehrgeizigen Männern, die bei den Wahlen nicht Gold verschwenden konnten, und auf der einen Seite von der Volksmasse sich zurückgestoßen, auf der andern von einer einzelnen Klasse die Hand geboten sahen, ließ sich doch wahrlich nicht viel Eifer für die öffentliche Wohlfahrt oder für die Verbesserung des Looses Jener erwarten, mit denen sie weder durch Gesinnungen noch durch gemeinschaftliche Interessen sympathisirten. Wenn man, um eine gesunde Ansicht zu finden, wie der Arme denken und empfinden mußte, geriethen sie meistentheils in Irrthum; wo hingegen ihre Schritte in der Politik von den Gefühlen und Ansichten des „Gentleman" geleitet werden konnten, fand man sie gewöhnlich billigenswerther. Ob das Brod oder Bier wohlfeil oder um gar keinen Preis zu haben waren, galt ihnen gleichviel. Aber eine gewonnene oder verlorene Schlacht regte ihre tiefsten Gefühle auf. Man hätte vor ihren Augen einen Haufen sogenannten Pöbels abschlachten können, ohne ihr Mitleid zu erregen; aber mit aufrichtigem Schmerz bejammerten sie den Verlust eines Generals oder Staatsmannes. So waren die Männer beschaffen, die man mit Recht: „politische Abenteurer," nennen kann, und unter denen es Namen gibt, die als die glanzvollsten auf den letzten Blättern der englischen Geschichte strahlen. So waren die politischen Abenteurer, Kreaturen der politischen Ansichten Jener, die sie zu den Staatsgeschäften beriefen, zur Zeit (1793) beschaffen, wo Pitt einen jungen Mann von glänzenden Talenten und geistiger Superiorität — Canning, zu sich rufen ließ, und ihm einen Sitz im Unterhause anbot. Hier die einfachen Worte eines Biographen Cannings, mit denen er diese Zusammenkunft beschreibt: „Herr Pitt theilte auf besonderem Wege seinen Wunsch mit, Canning zu sehen. Herr Canning fügte sich diesem Wunsche. Herr Pitt entwickelte in dieser Unterredung Herrn Canning seine Absichten. Er sagte ihm, daß er von ihm als einem jungen unterrichteten Manne und Redner viel Vortheilhaftes gehört habe, und wenn er die von der Regierung damals befolgte Politik unterstützen wolle, so werde man die Einleitung treffen, ihn ins Parlament zu schicken."

Diese wenigen Worte werden den Nachkommen über die Art und Weise Aufschluß geben, wie man unter dem alten englischen Regime die Volksvertreter machte. Die ersten Freunde Cannings gehörten der Opposition an, einige waren sogar überspannten Ansichten zugethan; man hatte ihn als ihren Schützling betrachtet; allein ein Sitz im Unterhause vom Premierminister angeboten — eine zu mächtige Lockspeise für einen jungen Mann, der sich seines Talentes bewußt ist, und dessen gesellschaftliche Stellung die Versuchung unwiderstehlich macht. Zu bemerken ist noch, daß Canning dieses Anerbieten in jener kritischen Zeit gemacht wurde, als Fox bei seiner Trennung von Burke Thränen vergossen hatte, und die ältesten politischen Freunde mit jedem Tage sich schroffer geschieden sahen.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge nach Illyrien und Dalmatien.

5. Die Bocche.

Das Schiff hatte seine Ladung, eine kräftige Tramontana wehte, und unser Kapitän lud uns ein, an Bord zu kommen. Am frühen Morgen verließ der Pregnostico den Hafen, und eilte mit vollen Segeln am Felsengestade dahin. Näher und näher kamen die Berge Montenegro's, und gegen Mittag waren wir am Eingange der Bocche angelangt. Hier bilden zwei Inselklippen Scoglio di Zagniza und Scoglio della Madonna drei Eingänge (bocche) in den Meerbusen, wovon der ganze, beiläufig 25 Miglien lange Golf seinen Namen: „le Bocche di Cattaro," hat. Das Vorgebirg zur Linken, die Punta d'Ostra, ist das Ende eines nackten Kalkfelsens; rechts sind die mit niederm Gestrüppe bewachsenen Höhen von Lustizza zu sehen, an deren Fuß der Contumaz-Hafen Portorose mit einigen Wachschiffen sich befindet. Die Fluthen der Bocche kräuselte nur ein sanftes Lüftchen, und während die Diener der Dogana das Schiff visitirten und siegelten, setzten wir uns in die Barke, und steuerten gegen das dem Eingange der Bocche gegenüber liegende Städtchen Castel nuovo.

Hohe Gebirge lagern hinter demselben, und an ihrem Fuße selbst lehnt sich Castel nuovo. Oelbäume und Weingärten umgeben die Häuser, in den Hofräumen duften üppige Orangenbäume, und die riesenhaften Mauern, die von Spaniern und Türken siegreich erstürmt wurden, rollen jetzt in die See, Epheu überrankt die Breschen, die keine Feuerschlünde, sondern die Zeit in die Mauern brach, und aus den Ritzen wächst rother Löwenzahn und gelbes Wollkraut. Die mächtigen runden Thürme drohen, von vielen frühern Erdbeben in ihren Grundfesten erschüttert, den Einsturz, und lehnen sich schief an die Felsen. Von der Piazza aus, übersieht man den reizenden Golf, und auf dem noch höhern Fort Spagniol erweitert sich das Panorama noch mehr.

Mit frühem Morgen bestieg ein Guardian das Schiff, und die Anker wurden gelichtet. Der Wind blies uns fast ganz entgegen, und das Schiff mußte meistens bugsirt werden, was uns jedoch nicht unangenehm war, da die Ufer wohlbebaut und üppig bewachsen, einen reizenden Anblick gewährten. Niedliche Landhäuser bedeckten die linke Seite, rechts öffnete sich eine tiefe Bucht mit der Insel i Stradiotti. Die Berge verloren das kahle, abgestorbene Ansehen, das sie im übrigen Dalmatien haben, und auf dem verwitternden Kalkschiefer wurzeln Kastanien und Oliven.

Bei Lepitanno nähern sich abermals die Ufer, rechts steht ein verfallener Wachtthurm, und vor Zeiten sperrte eine ungeheure Kette die weitere Einfahrt. Unmittelbar vor diesem Engpasse liegen zwei Inselchen S. Georgio und Santa Madonna, deren eine der alten gegenüberliegenden Stadt Perasto zum Friedhofe dient. Ueber dem kleinen finstern Perasto liegt ein Fort, ein anderes am Ufer befindliches dient gleichfalls die Einfahrt zu bestreichen. Man blickt nun links in eine tiefe, von hohen Felsen umschlossene Bucht, in der ein mächtiger Wasserfall aus einem Felsloche, nur wenig Fuß über dem Meere, hervorstürzt. Ganz im Hintergrunde dieser Bucht, aber vom Schiff aus nicht sichtbar, liegt die uralte halb verfallene Stadt Risano, von der ehemals die Bocche den Namen: Portus Rizonicus erhielten. Hieher flüchtete sich die schöne illyrische Königin Teuta, als sie von ihren dalmatinischen Inseln vertrieben worden war, und noch heute findet man dort Trümmer von Mosaik-Fußböden. Die Männertracht soll sich sehr der altrömischen nähern. Die Risanoten trieben ehedem das Seeräuber-Handwerk, und stehen noch jetzt im Rufe der Tapferkeit.

Von Perasto aus wird die Landschaft immer reizender; ihre vielen Vorsprünge und Krümmungen bieten eine unendliche Abwechslung von Ansichten, und oft drängen sich die Felsen so nahe an das Schiff, daß ich manchmal auf dem Königssee an den Wänden des riesigen Watzmann vorbei zu segeln wähnte. An den Ufern sieht man Villa an Villa, von hohen Maronen beschattet, die sich an dem Bergrücken hinauf ziehen. Orangen, Citronen, Granaten, kurz alle die üppigen Kinder des Südens schmücken die Gestade, während ewiger Schnee die nahen Zinnen der Felskette deckt, aus deren Eingeweiden Ströme in das Meer stürzen. Die romantischen Schönheiten der Schweiz und des Bosporus sind hier wundersam vereint, wir konnten des Sehens nicht satt werden.

Der letzte Bergvorsprung wich zurück, und vor uns lag Cattaro, über ihm in steiler Höhe das kühne Fort St. Giovanni und darüber emporragend die Zinnen des nackten Montenegro.

* * *

6. Cattaro.

Frühzeitiger als über die andere Gegend, brach über Cattaro, das in einem tiefen Bergkessel liegt, der Abend herein, als wir nach dem Hafen wanderten. Ruhig lag die schwarze Fläche des Golfs vor uns, die Stadt umhüllte ein leichter Nebel, und die dunkeln Berge im Westen warfen ihre Schatten auf die nackten, weißen Felsen des Montenegro, deren Spitzen die Abendsonne hell erleuchtete, während vom Thale das Abenddunkel immer höher an den Bergen hinaufschlich. Wie Schwalbennester hingen die Kapellen, zwischen den Ringmauern des Forts, an den jähen Felsen, und von dem Zickzackwege, der sie vereinigt, gingen die Andächtigen vom Gebete nach Hause. Noch viel höher lag das mächtige Fort, weit die Umgegend beherrschend, auf den Bastionen bewegten sich als kleine Punkte die Wachen; die Schatten stiegen immer höher und hüllten den Gipfel des Montenegro ein.

Ein blinder Musikant mit einer Art Geige (Gusla), deren runder Bogen mit Pergament überzogen ist, und die nur Eine Saite hat, setzte sich vor uns nieder, und begleitete sich zu einer Ballade, die Marko Kraplowich's Thaten besang. Bald sammelte sich um ihn eine Gruppe, die in einzelne Strophen mit funkelnden Augen feurig mit einstimmte, und wie mit einer wehmüthigen Klage schloß das einfache Instrument den Gesang. Eine edle Einfachheit, ein tiefes Gefühl, eine hohe Begeisterung für Tapferkeit leuchtet aus allen slavischen Heldenliedern. Jeder Stamm besingt seine gefallenen Helden, und ermahnt die Enkel, das Blut der Ahnen zu rächen, und ihren Tugenden nachzueifern. So betrauren die freien Nomaden der Höhen von Grivoscie ihren durch Verrath gefallenen Helden Wikalin, die Albanesen ihren Giorgi Scanderbeg, die Montenegriner ihren Naimanitz. Goethe würdigte zuerst diese Nationallieder, und machte uns Deutsche durch die Uebersetzung von: „Sto je bjeli u gorje zelenoj?“ auf ihren Werth aufmerksam, den eine schätzbare Uebersetzung der heroischen Volkslieder in neuester Zeit ehrenvoll bestätigte. Weniger gehaltvoll sind die erotischen Lieder; während des Tanzes zählt der Sänger die Schönheiten der Braut auf. Er beginnt mit der großen Anzahl der farbigen Steine, die sie im Gürtel trägt, und fährt auf diese Art fort, so daß es scheint, als wolle er eine gerichtliche Schätzung von ihr inventiren. Das Weib ist bei den meisten slavischen Stämmen viel zu wenig geachtet, um ein Gegenstand dichterischer Begeisterung zu werden.

Noch leuchtete der Morgenstern, und tiefe Stille deckte die Gegend, als wir, um nicht von der Hitze überfallen zu werden, mit unsern Freunden den steilen Berg des Forts San Giovanni hinanstiegen. Bald kletterten wir an den steilen Felsenwänden hinan, bald stiegen wir über steinerne Treppen, und kamen durch einige Vorwerke in das Fort selbst, das eine unbeschreibliche Aussicht über den Golf und die umgebenden Gebirge darbietet. Fast senkrecht unter uns lag Cattaro, man könnte die ganze Stadt durch hinabgerollte Felsblöcke zertrümmern; aber noch viel höher als das Fort erhebt sich im Rücken desselben der Monte Sella, Montenegro's Gränzberg. Zwischen ihm und dem Fort ist ein Bergsattel, auf dem das Dorf Spigliari liegt, dessen Einwohner in der größten Dürftigkeit leben, und meistens aus Schlächtern bestehen, aber tapfer und im beständigen Hader mit den Montenegrinern sind. Vor wenigen Jahren waren die männlichen Bewohner des Dorfes sämmtlich in die Stadt ihrem Geschäfte nachgegangen, als eine Horde Montenegriner so kühn ist, unter den Kanonen des Forts alles Vieh der Spigliaresen zu rauben; sie treiben es mühsam das hohe Gebirge hinauf, als die Spigliaresen ihre geraubten Thiere, und die an den Felsen kletternden Montenegriner bemerken. Mit einer Schnelligkeit, die nur ein Augenzeuge glauben kann, springen sie über die steilen Felsen, den Räubern nach; allein die Montenegriner, vierfach an Zahl überlegen, wollten ihren Raub nicht fahren lassen; ein Gefecht entspinnt sich, doch sehr zum Nachtheile der Spigliaresen, welche die Sonne im Gesicht hatten, und während jeder Schuß der

Montenegriner einen ihrer wenigen Leute niederstreckte. Der Offizier des Fortes wagte nicht, ohne ausdrücklichen Befehl auf die Räuber feuern zu lassen, die ein einziger Kanonenschuß zerstreut haben würde, und bis auf seine Anfrage Antwort vom Kommandanten kam, vergingen einige Stunden. Die unglücklichen, ihrer wenigen Habe beraubten Männer lagen entseelt auf den Felsen, als er Erlaubniß erhielt, blind schießen zu dürfen. Wenn gleich das gute Verhältniß mit Montenegro für das österreichische Albanien höchst wichtig ist, so heißt Dieß doch die Nachsicht ein wenig zu weit treiben!

(Schluß folgt.)

Aleppo.

Aleppo wird ohne Zweifel in kurzer Zeit eine wichtige Rolle in der Geschichte der Türkei spielen. Der zwischen der Pforte und dem Pascha von Aegypten ausgebrochene Krieg muß sich im Norden von Syrien entscheiden, und Aleppo wird daher der Mittelpunkt der Operationen beider Theile werden. Ibrahim Pascha hat schon Tripolis besetzt, und ist im Begriffe sich des Hafens von Latakia zu bemächtigen, dessen Besitz seine Armee mit den Hülfsmitteln von Candien in Verbindung bringen und ihn in Stand setzen wird, seine Unternehmungen gegen Aleppo zu betreiben, an dessen Besitz ihm Alles gelegen seyn muß. Er wird in Aleppo eine starke Partei finden, die geneigt seyn muß, seine Plane zu begünstigen, nämlich die Janitscharen, welche seit 1826 die Gewalt, die sie lange über die Stadt ausgeübt hatten, verloren haben. Die Bewohner der Stadt sind von alter Zeit her in zwei Parteien getheilt: die Scheichs, d. h. die Nachkommen des Propheten, und die Janitscharen. Jene zeichnen sich durch einen grünen Turban mit einer rothen Mütze aus; die Letztern trugen, so lang ihr Kostüm erlaubt war, hohe Mützen mit einem weißen Turban, und es gibt nur wenige Türken in der Stadt, die nicht einer dieser Parteien angehören. Die Scheichs hatten sich vor etwa 70 Jahren der Gewalt bemächtigt, und regierten einige Jahre lang, ohne einen Pascha von der Pforte anzuerkennen, bis der Bei von Alexandrette zum Pascha von Aleppo ernannt wurde, die Stadt überfiel und alle Häupter der Scheichs erdrosseln ließ. Dadurch kamen die Janitscharen wieder an das Ruder, und übten durch einen aus ihrer Mitte, Tschelebi Effendi, einen Mann von großer Familie und unermeßlichem Reichthume, den größten Einfluß. Verschiedene Paschas, die sich seinen Ansichten nicht fügen wollten, wurden von ihm aus Aleppo vertrieben; aber er selbst wollte nie das Paschalik annehmen, so oft es ihm die Pforte auch anbot, um ihn in ihr Interesse zu ziehen. Er starb im Jahre 1786, und sein Einfluß ererbte sich auf einen seiner Anhänger, Ibrahim. Der damalige Pascha, Kussa Pascha, war eifersüchtig auf diesen, und ließ ihn einst bei einem Besuche, den er im Schloß abstattete, unter dem Vorwande, daß eine Schuld gegen ihn eingeklagt sey, verhaften. Ibrahim bezahlte, und fing sogleich einen Krieg mit dem Pascha an, der mit der Vertreibung des Letztern, und der Anerkennung seines Gegners als Pascha endigte. Von dieser Zeit an war die Macht der Janitscharen in Aleppo fest gegründet, und unter Scheich Pascha, dem Nachfolger von Ibrahim, fiel Alles vollkommen in ihre Hände. Im Jahre 1804 wurde Muhammed, der Sohn von Ibrahim, zum Pascha ernannt; er fand die Tyrannei der Janitscharen so unerträglich, daß er gegen die Politik seiner Familie sich den Scheichs näherte, aus denen er seine Garde wählte, und ihnen das Schloß von Aleppo anvertraute. Es brach ein bürgerlicher Krieg aus, der mehrere Jahre lang die Stadt verwüstete; die Scheichs beschossen die Stadt von der Festung aus, und die Janitscharen blokirten den Pascha und seine Anhänger. Dieser Zustand dauerte bis die Pforte Muhammed Pascha zurückrief, was die Janitscharen wieder in den unbeschränkten Genuß der Macht setzte. Die Pforte ernannte zwar die Paschas, aber sie wagte nie das Geringste gegen die Janitscharen zu unternehmen, die jedoch fortfuhren die Abgaben zu bezahlen, äußerlich den größten Anstand gegen die Pforte beobachteten, und bedeutende Summen als Geschenke nach Konstantinopel schickten, um einem offenen Bruche zuvor zukommen, der ihnen verderblich und der Pforte nicht vortheilhaft gewesen wäre. In der Stadt haben sie eine Art von Patriziat gebildet, mit 6 Familien an seiner Spitze, und jeder Aleppiner, der nicht selbst Janitschar war, war gezwungen, eine derselben zum Patron zu wählen. Der Klient bezahlte nach seinen Umständen zwischen 20—2000 Piaster jährlich, Geschenke ungerechnet, welche bei irgend einem bedeutenden Dienste, den der Patron ihm leistete, gegeben werden mußten. Dafür beschützte dieser seine Klienten, zwang ihre Schuldner zur Bezahlung, trat für sie ein bei aller Art von Streitigkeiten mit der Obrigkeit oder Privatpersonen, und beschützte sie vor der Unterdrückung der andern Janitscharen. Dabei hatten sie das Monopol fast aller Handelsartikel, und diese waren daher in Aleppo weit theurer, als sonst irgendwo in Syrien. Auf der andern Seite erlaubten sie sich nicht die willkürlichen Bedrückungen von Individuen, die sonst in der Türkei so häufig sind; ihre Tyrannei war hart, aber regelmäßig, so daß die Masse der Bewohner sie der des Paschas vorzog, weil die Steuer, die sie bezahlte, wenigstens den Rest ihres Vermögens sicherte. Die Einkünfte der Janitscharen waren verschieden, je nach dem Reichthume und der Zahl der Klienten, die jeder hatte. Die Einnahmen von Einzelnen beliefen sich bis auf 100,000 Thaler jährlich; die der meisten waren natürlich unendlich geringer, denn ihre Zahl betrug 5—6000. Sie erhielten ziemliche Ruhe im Innern, und die Europäer hatten sich nie über sie zu beklagen; man erzählt, daß oft, wenn sie und die Scheichs sich in einem Bazar schlugen, beide Parteien, sobald ein Franke vorüberging, aufhörten, um ihn passiren zu lassen. Seit dem Jahre 1826 hat dieser Zustand der Dinge sich natürlich geändert. Die Pforte hat die Macht in der Stadt wieder an sich gerissen, und die Paschas stützen sich auf die Scheichs; daher kann Mehemet Ali auf die Wünsche und die Unterstützung der Janitscharen rechnen, sobald er eine Armee gegen Aleppo schicken wird. Aleppo besaß vor dem großen Erdbeben von 1822 etwa 200 000 Einwohner, und war eine wohlgebaute, reiche Stadt. Die meisten Häuser wurden damals zerstört, und die Stadt hat seitdem sehr an Bevölkerung abgenommen, ist aber doch noch von großer Bedeutung. Fast in der Mitte derselben liegt eine Festung auf einem steilen, mit soliden Mauern bedeckten Hügel. Die Stadt selbst ist nicht vertheidigt, sondern liegt in der Mitte von Gärten, die sich mehrere Meilen weit erstrecken und den Zugang überall offen halten.

Es ist bei diesen Umständen höchst wahrscheinlich, daß die Stadt in die Hände des Paschas von Aegypten fallen wird; aber ihr Besitz wird ihm wohl keinen so großen Zuwachs an Macht geben, als es scheinen möchte. Sein militärischer Despotismus und seine fiskalen Grundsätze vertragen sich nicht mit der Wiederherstellung der Macht der Janitscharen, so daß er sich wahrscheinlich in kurzer Zeit den Haß der beiden Parteien zuziehen wird. Aber in militärischer Hinsicht ist ihm Aleppo höchst wichtig, weil es ihn zum Meister der Kommunikationen von Damaskus mit dem Rest des türkischen Reichs macht, und ihm erlaubt, Position am Euphrat zu fassen, und damit die Operationslinie der Paschas von Bagdad, Mosul und Diarbekir zu unterbrechen.

Ein chinesischer Stutzer.

Unsre Modemännchen in Kravatte und Frack würden vielleicht über einen chinesischen Stutzer lachen, denken aber nicht daran, daß sie selbst in Peking keine andere Rolle spielen würden, als der Policinell in einer Puppenkomödie; auch möchten manche es wohl bleiben lassen, es mit einem chinesischen Dandy aufzunehmen. Sehr weite Kleider von den kostbarsten Seidenstoffen; Beinkleider mit reicher Stickerei um das Knie herum; eigens zugeschnittene Stiefelchen oder Schuhe von Atlas auf hohen Sohlen von Papier, eine Mütze von zierlicher und leichter Form bilden den Anzug eines chinesischen Petit maitre. Eine Pfeife von hohem Werthe und mit kostbaren Verzierungen, Tabak aus den berühmtesten Fabriken von Fokien, eine goldene Uhr aus der besten englischen Werkstätte, eine Perlenschnur im Knopfloch, woran ein Zahnstocher hängt, und ein parfümirter Fächer sind unerläßliche Attribute eines Elegant. Hiezu denke man sich noch eine zahlreiche Dienerschaft, Palankine, und die Träger derselben in seidenen Gewändern, prächtige Möbel nach dem besten Geschmack, und man hat das vollständige Bild eines chinesischen Mannes nach der Mode.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 175. 23 Junius 1832.

Die Sandwichinseln.

3. Die königliche Familie.

(Fortsetzung.)

So fand also im Spätjahre 1819 das Treffen statt, in welchem Kekuaokalani völlig geschlagen wurde und das Leben verlor. Die Eingebornen zeigen noch bis auf diese Stunde das Schlachtfeld, wo sich die Krieger des Königs in einer Linie, vom Seegestade bis nach dem Gebirge aufgestellt hatten, und ihre Gegner nach einer etwas höher gelegenen Gegend zurückdrängten, wo sie hinter einer steinernen Mauer von Brusthöhe noch eine Zeit lang Widerstand leisteten. Noch sieht man diese Gegend weit und breit mit kleinen Steinhaufen bedeckt, welche die Grabmäler der gefallenen Krieger bilden. Kekuaokalani selbst fiel an einem Orte, den die Eingebornen Tuamoo nennen. Hier setzte sich der junge Häuptling noch einmal zur Gegenwehr, sammelte seine fliehenden Krieger um sich, und schon schien das Kriegsglück ihm wieder günstig werden zu wollen, als er, durch den Blutverlust aus einer im ersten Angriffe erhaltenen Wunde, entkräftet — ohnmächtig zu Boden sank. Indeß raffte er sich doch bald wieder auf, und da er nicht mehr stehen konnte, so setzte er sich auf einen Lavablock, lud noch zweimal seine Flinte, und schoß sie auf die Feinde ab. In dieser Stellung wurde ihm die linke Brust von einer Kugel durchbohrt, worauf er sein Gesicht mit seinem Federmantel verhüllte, und augenblicklich den Geist aufgab. Seine Gemahlin, Manona hatte den ganzen Tag mit unerschütterlichem Muthe an seiner Seite gefochten. Einige Augenblicke nach Kekuaokalani's Tod sah sie Karaimoku und seine Schwester auf sich zukommen, und bat um ihr Leben. Allein kaum war das Wort über ihre Lippen, als eine Kugel ihr durch die Schläfe fuhr, und sie todt auf die Leiche ihres Gemahls sank. Seine Anhänger leisteten nach dem Verluste ihres Anführers nur noch geringen Widerstand; indeß hatte der Kampf von Vormittag bis nach Sonnenuntergang fortgedauert. Die Krieger des Königs, da sie sich endlich im unbestrittenen Besitze des Schlachtfeldes sahen, zogen nach Kairua zurück, in dessen Nähe der Kampf vorgefallen war.

Karaimoku benützte seinen Sieg mit großer Schonung, und ließ die Wohnungen der geschlagenen Feinde, die in die Berge geflohen waren, eben so wenig als ihre Familien, wie es früher gewöhnlich war, der Rache opfern. Alle unterwarfen sich zuletzt, und kehrten an ihren Herd zurück. Ueber dem Grabe Kekuaokalani's und seiner Gattin Manona erhebt sich ein länglicher Steinhaufen von zehn Fuß Länge und sechs Fuß Breite, am Ufer des Meeres. Niederes Gebüsch umgibt es jetzt, und ein schöner Convolvulus bedeckt es fast ganz mit seinen Blumen und Blättern. Es war bei den Sandwichinsulanern wie auf den Gesellschaftsinseln Sitte, daß die Weiber ihren Männern in die Schlacht folgten, um ihnen in Kalabaschen Wasser oder getrocknete Fische und andere Lebensmittel während des Treffens zur Stärkung zu reichen; vorzüglich aber um sie zu verbinden, wenn sie verwundet wurden. Manche kämpften auch an der Seite ihrer Männer, und oft sah man solche Amazonen, in der einen Hand eine Kalabasche mit Wasser, in der andern eine Lanze oder einen Stein, in der vordersten Reihe fechten. Selten überlebten sie ihre Männer.

Wenn Rihoriho sich durch die Abschaffung des Götzendienstes unter seinem Volke, als einen Mann von Entschlossenheit und großem natürlichem Verstand bewies, so gab seine Reise nach England ein nicht minder vortheilhaftes Zeugniß von seinem unternehmenden und wißbegierigen Geiste. Die Gründe, die ihn bestimmten, eine so lange und gefahrvolle Reise anzutreten, waren sehr lobenswerth. Rihoriho wollte mit eigenen Augen jene Länder sehen, von denen er so verschiedene und wunderbare Erzählungen gehört; dann wünschte er auch, den König von England und die vornehmsten Männer des Reichs kennen zu lernen, wobei er dann auch die früher von Tamehameha ausgesprochene Abtretung einer der Sandwichinseln erneuern, und sich und seine Länder unter britischen Schutz stellen wollte. Es lag hiebei zugleich in seiner Absicht, sich über die Art und Weise der Rechtspflege, über Handel, Industrie und andere Gegenstände, die für seine Inseln ersprießlich werden konnten, Belehrung zu suchen.

Alle diese löblichen Absichten gingen leider nicht in Erfüllung. Rihoriho und seine Gemahlin wurden bald nach ihrer Ankunft in England vom Tode hinweggerafft. Dieses unglückliche Ereigniß wurde in England nicht allein ungemein bedauert, sondern man schöpfte auch die Besorgniß, das Volk der Sandwichinseln, unbekannt mit den wahren Umständen des Hinscheidens Rihoriho's, möchte seinen Tod einer üblen Behandlung zuschreiben, oder gar argwöhnen, er sey zur Vergeltung von Kapitän Cook's Ermordung vergiftet worden. Man fürchtete daher, die bisherige freundschaftliche Gesinnung der Insulaner gegen die Engländer möchte sich in Feind-

seligkeit und Mißtrauen verkehren, und hiedurch die Keime der Civilisation, die dort so glücklich Wurzel gefaßt, wieder verkümmert werden. Wie man dem Könige und der Königin der Sandwichinseln bei ihrer Ankunft von Seite des englischen Hofes mit der größten Freundlichkeit begegnet war, und während ihrer Krankheit, eine Folge des nördlichen Klima's, ihnen jede nur mögliche Pflege bewiesen hatte; so war man nach ihrem Tode darauf bedacht, die Leichen des königlichen Paares nach den Sandwichinseln zurückbringen zu lassen, um ihnen eine Ruhestätte in vaterländischer Erde zu geben. Eine englische Fregatte, „die Blonde," unter Befehl des Kapitäns, Lord Byron, erhielt hiezu den Auftrag.

(Schluß folgt.)

Rom und der Papst im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Der Erlös aus den Vacabili war vorgeblich dazu bestimmt einen Tilgungsfond zu bilden; allein Sixtus fand für besser, die eine Hälfte seiner Finanzen zu Unterhaltung von Intriken an allen europäischen Höfen, und die andere zum Bau von Kirchen und Palästen zu verwenden. Er war ein kühner, stolzer und charaktervoller Priester; doch hatten die Italiener kein Recht sich über seine Fehler zu beklagen, denn er war bis in den innersten Winkel seines Herzens ganz Italiener, und die Römer mußten ihm für seinen „Furore" zu bauen, dankbar seyn. Sicherlich hätte er ein neues Rom gebaut, wäre das Tiberthal von ihm leer gefunden worden; da er es aber voll von Ruinen fand, so stellte er wenigstens Das wieder her, was er so gern neu geschaffen hätte.

Der römische Schatz gab nie einen Dukaten zu Bezahlung seiner Schulden aus; das Geld für die Vacabili wurde für Feste verschwendet, man baute ein neues Opernhaus, besoldete ein stehendes Heer von Neffen und Nichten, das stets zum Vorschein kam, so oft die Erhebung eines Oheims proklamirt wurde, und für welches der ehrwürdige Nachfolger des heil. Petrus die Zuneigung eines Vaters fühlte. Die Schuld von 20 Millionen Thalern, die Sixtus V künftigen Geschlechtern hinterlassen hatte, stieg nach und nach bis auf dreißig, dann bis auf vierzig Millionen, und in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts erreichte sie endlich die Summe von 50 Millionen Thalern oder 300 Millionen Franken! Was sind 300 Millionen, wird ein Politiker ausrufen, im Vergleich mit den 20 Milliarden der englischen Nationalschuld? Ein Maulwurfshügel neben einem Berg! Allein Rom hatte in neueren Zeiten nicht wie England den sinkenden Kredit aller Regierungen vom Pol bis zur Linie aufrecht zu erhalten, jede neuerrichtete Armee zu rekrutiren, jede geschlagene wieder herzustellen, für einen König, der am Rande des Abgrundes stand, zu kämpfen, und einen andern nach einer seiner entlegenen Kolonien zu führen; es hatte nicht den Russen zu lehren, das Feuer auszuhalten, und dem Großtürken zu Bezahlung seines Pulvers beizusteuern. Rom war nicht wie England der Soldat und Matrose von allen Kontinenten und allen Meeren; der Proviantmeister, der Portugal Wein, Spanien Getreide, Italien Macaroni, der Türkei Opium zuführen mußte; der Bäcker und Bankier für alle Welt, der Mitschuldige aller verschwornen Patrioten von Lima bis Labrador, der Kämpfer, Dienstbote und das Faktotum des ganzen menschlichen Geschlechts.

Man muß indeß bekennen, daß die Besuche der Franzosen in Italien, die jeden Monat wiederkehrenden Aufstände und die Kreuz- und Querzüge der Oesterreicher, um sie zu unterdrücken, nicht wenig dazu beigetragen haben, die Nationalschuld der römischen Staaten zu vergrößern. Seit vierzig Jahren haben die Interessen derselben zu nur 3 Proz., die Einkünfte des heiligen Stuhls bis auf etwas mehr als 1,500,000 Thaler (ungefähr 9,775,000 Fr.) vermindert.

Braschi, oder Pius VI, ein liebenswürdiger, vollkommener Fürst, der von seinen Feinden, den Franzosen, sehr schlecht, und von seinen Freunden, den Oesterreichern, nicht viel besser behandelt wurde, trug durch seine übelberechneten Pläne ebenfalls noch zur Vermehrung der Schuld bei. Er war ein geborner Projektenmacher und hätte er nicht fremde Gelder zu seiner Verfügung gehabt, so würde er vielleicht ein reicher Mann geworden seyn, allein als Papst fand er es angemessener, den Schatz zu verschwenden. Jede Regierung hat stets irgend ein Steckenpferd im Hinterhalt, und das Steckenpferd des römischen Stuhls war zehn Jahrhunderte hindurch die Austrocknung der pontinischen Sümpfe. Unter Braschi kostete dieses Steckenpferd dem Volk eine Summe von 500,000 Fr. nebst einer bedeutenden Anzahl von Menschen, und es wurde nichts bezweckt als eine noch größere Anhäufung von Miasmen. Man schien zuletzt die Ueberzeugung zu fassen, daß das Fieber durch ein Naturgesetz an jene Gegenden gebannt sey, und daß weder Päpste noch Kardinäle es je würden vertreiben können. Um dieser Meinung beizupflichten, wollen wir jedenfalls abwarten, bis diese Austrocknung von einem englischen Ingenieur, mit englischem Geld, englischen Arbeitern und mit Dampfmaschinen versucht seyn wird. Jene, die ihre Behauptung auf die fruchtlosen Versuche so vieler Jahrhunderte stützen, werden freilich einwenden, die pontinischen Sümpfe sind zu tief, als daß man sie austrocknen könnte, Alles was man thun könne sey, den Boden fest genug zu machen, daß er dem Vieh, das auf die Märkte von Rom getrieben wird, als Weide dienen kann; allein eine so unvollständige Austrocknung absorbirt die Miasmen nicht, und jedenfalls würde es besser seyn, diese Sümpfe ganz unter Wasser zu setzen, und so den Einwohnern jener Gegenden, die jedes Jahr von der Malaria decimirt werden, die Gesundheit wiederzugeben.

Eine andere kostspielige Liebhaberei Pius VI war seine Neigung einzureißen; er ließ ein Heer von Maurern gegen den an St. Peter stoßenden Tempel der Venus, gegen dieses von Michel Angelo bewunderte Werk antiker Baukunst, anrücken. Es war unstreitig eine Barbarei, diesen Tempel niederzureißen, um Raum für eine neue Sakristei der Peterskirche zu gewinnen. Ein Jahr vorher würde diese Barbarei nicht das leiseste Mißfallen erregt haben; zwei Jahre früher hätte man aus ihr vielleicht Anlaß zu einer Lobrede genommen, und in noch früheren Zeiten wäre der Barbar heilig gesprochen worden. Allein Pius VI hatte den päpstlichen Stuhl in diesen bösen Tagen der letzten Zeiten bestiegen; die französischen Philosophen hatten den Römern gepredigt, und durch revolutionäre Ideen ihren klassischen Geschmack wieder geweckt. Venus fand ihre Rächer; der italienische Geist erschöpfte sich in beißen-

den Spottgedichten und Witzeleien gegen den Maurermeister Papst, und der Unwille des Volkes, der sich bei dieser Gelegenheit laut aussprach, erleichterte es Napoleon ungemein, als er an einem schönen Morgen den Papst seiner Gemälde, seines Schatzes, des Papstthums und der persönlichen Freiheit beraubte.

Die Verwaltung des päpstlichen Stuhls überhaupt ist eben so seltsam, als die seiner Finanzen; jede Provinz hat eine Art Vicekönig der befugt ist, über alle Fälle Recht zu sprechen, mit Ausnahme jener Verbrechen, denen Todesstrafe folgt. Die drei bedeutendsten Provinzen hingegen, Bologna, Ferrara und Ravenna (oder die Romagna), die drei Legationen genannt, werden von Legaten a latere verwaltet, die der Papst alle drei Jahre ernennt, und die in ihren Bezirken eine fast eben so unumschränkte Gewalt üben, als der Papst selbst. Diesen folgt der Präsident von Urbino, Prälat-Statthalter, der sich von den Statthaltern der Legationen dadurch unterscheidet, daß seine Ernennung nicht auf bestimmte Zeit, sondern nur auf so lange statt findet, als es dem Papst gefällt. Jede Stadt hat ebenfalls einen Prälaten-Statthalter als Oberhaupt; die Flecken, die man nicht mit dem Namen einer Stadt beehrt, haben Breve-Statthalter zu Beamten, d. h. solche, die durch ein Breve des Papstes ernannt werden, und die Dörfer haben Kommissäre, welche das Staatssekretariat einsetzt. Diese beiden letzten Klassen von Beamten bilden die einzigen Ausnahmen von dem der Geistlichkeit vorbehaltenen Stellenmonopol; von ihnen wird nicht verlangt, daß sie Geistliche sind, sie dürfen sogar heirathen, doch müssen sie das Diplom als Doktoren der Rechte haben, das man indeß, wie Alles in Rom, kaufen, und zwar um den geringen Preis von 75 Fr. haben kann.

Das eigentliche Staatsgetriebe aber ist die „Sagra consulta, ein Tribunal, das die richterliche Gewalt über alle Unterthanen des heiligen Stuhls übt, mit Ausnahme der Stadt Rom selbst, die unter der Jurisdiktion von Lokalgouverneuren steht. Dieses Kollegium besteht aus einem Kardinalstaatssekretär als Präsidenten, einem Prälat-Sekretär und acht Prälaten, die „Ponenti" genannt werden, und bei Berathungen gleiches Stimmrecht haben. Die sämmtlichen päpstlichen Staaten sind in acht Distrikte getheilt, von denen jeder seinen besondern Ponente, Agenten oder Generalbeamten hat. Diese Magistrate sprechen über alle Kriminalfälle; der Gouverneur einer Stadt, in der ein Verbrechen begangen wird, erstattet dem Ponente des Distrikts sogleich Bericht; der Ponente untersucht den Fall und erstattet der Sagra consulta seinen besondern Bericht, die nun ihrerseits nach Stimmenmehrheit entscheidet. Der Sekretär macht dann den letzten Bericht an den Papst selbst, der das Urtheil unterzeichnet, und es der Consulta zurückschickt, damit es von dem Präsidenten und dem Sekretär ebenfalls unterzeichnet werden kann.

Alles dieß gleicht wohl einem richterlichen Verfahren, ist aber im Grunde genommen nicht sehr von der absolutesten Willkür verschieden. Man beginnt damit, den Angeklagten ins Gefängniß zu werfen, und von allen scheußlichen Orten ist ein italienischer Kerker der scheußlichste. Hier muß nun der arme Gefangene in Schmutz, fast Hungers sterbend, von Allem entblößt, nach und nach mit Verlust der Gesundheit, des Verstandes und Lebens bedroht, die Entscheidung der Sagra Consulta abwarten, deren Berathungen oft Jahre lang dauern. Der Prozeßgang scheint dem Systeme der Inquisition nachgebildet; Alles bleibt in Geheimniß gehüllt; der Gefangene wird nie seinem Ankläger gegenüber gestellt; die Zeugenaussagen werden stets von einem apostolischen Notar aufgenommen, die Zeugen bekommen sie nie zu lesen, und werden auch nie dem Angeklagten, der sie gar nicht kennt, gegenüber gestellt. Ist die Anklage vollständig, so wird der Angeklagte aus seinem Kerker geholt, und von demselben Notar, und einem der Unterrichter verhört, oder mit andern Worten, gezwungen, sich schuldig zu bekennen. Die Tortur, zu der man vormals seine Zuflucht nahm, ist glücklicher Weise abgeschafft; allein ist ein verpesteter Kerker, in dem der Angeklagte bei Wasser und Brod allen Zweifeln der Ungewißheit preis gegeben ist, nicht eben so viel als Tortur?

(Fortsetzung folgt.)

Die chinesischen Kalender.

Die chinesische Regierung läßt jährlich durch das Astronomen-Kollegium von Peking verschiedene Kalender herausgeben. Allein nur einer derselben ist im strengen Sinne des Wortes astronomisch, und wird an die zum Hofe gehörigen Personen, an die großen Würdeträger des Reichs, an die Statthalter und höhern Beamten vertheilt. Die übrigen Kalender sind mit astrologischen Träumereien über Himmelszeichen und deren Einfluß auf die menschlichen Geschicke, die glücklichen und unglücklichen Tage u. s. w. angefüllt. Die europäischen Missionäre, welche Mitglieder und größtentheils Vizepräsidenten des astronomischen Kollegiums sind, von dem jene astrologischen Kalender ausgehen, müssen auch zu letztern ihre Namen hergeben. Der gewöhnliche Kalender, der von der Regierung durch alle Provinzen des Reiches in Umlauf gesetzt wird, besteht gewöhnlich nur aus siebzehn Blättern, denen außerdem noch zwei kleine eingelegte Tabellen vorangehen, von denen die erste die Stunde und Minute des Auf- und Untergangs der Sonne in allen Provinzen des chinesischen Reiches, in den Ländern der Mongolei und bei den China unterworfenen mohammedanischen Stämmen angibt. Auf der zweiten Tabelle sind für dieselben Länder die Monate, Tage, Stunden und Minuten aufgezeichnet, an welchem die vier und zwanzig Tsie khe, oder Konstellationen und Jahreszeiten der Chinesen beginnen; je zwei derselben entsprechen immer einem Sternbild unsers Thierkreises. Diese Kalender sind sich an Gestalt und Abfassung alle Jahre gleich. Hr. Klaproth gibt die Beschreibung eines solchen vom Jahre 1802 in dem neuesten Hefte des „Asiatic Journals" in Folgendem:

Auf dem gelben Umschlage befindet sich zuerst der Titel: „Kalender für das siebente Jahr Ki khing der großen Dynastie Ta-tsing." Ki khing war der Nien hao oder Ehrenname der Regierungsjahre von dem Vater des gegenwärtigen Kaisers, dem Sohne jenes Kaisers, den man in Europa gewöhnlich Kien-lung nennt, obgleich Dieß gleichfalls nur die Benennung seiner Regierungsjahre ist. Diese Aufschrift findet sich mit großen Buchstaben auf der ersten Zeile des ersten Blattes wiederholt; jedoch ist noch der cyklische Name des Jahres Jin-senh, d. h. das neunzehnte Jahr des Cyklus von sechzig Jahren beigefügt. Auf dem gelben Umschlage liest man auch noch die Worte: „Das Khin-thien-kien (das astronomische Kollegium) vertheilt, dem hohen Befehle des Kaisers zufolge, diesen Kalender durch das Reich; derselbe ist nach den kaiserlichen Tafeln entworfen und durch das Siegel des genannten Kollegiums als ächt beglaubigt." Auf dem hintern Blatte des Umschlags stehen folgende Zeilen: „Wer diesen Kalender verfälscht, soll vor Gericht gestellt werden und seinen Kopf verlieren; und wer die Regierung von einem solchen Verbrechen in Kenntniß setzt und behülflich ist, des Thäters habhaft zu werden, eine Belohnung von fünfzig Unzen Silber erhalten, die ihm auch zu Theil werden sollen, wenn der Kalender ein solcher ist, der nicht mit dem Siegel des astronomischen Kollegiums gestempelt ist." Dieses Siegel des astronomischen Kollegiums ist mit rother Farbe auf den Umschlag und das erste Blatt des Kalenders gedruckt, und enthält in alten chinesischen Buchstaben die Inschrift: „Khin thien kien schi hien schu chi yn," und in Mandschusprache die Worte:

„Abkai be ginggulere yamun-ni Erin forgon-ni ton-i bithei boron," d. h. „Siegel des Kalenders des astronomischen Staatskollegiums."

Das erste Blatt enthält bloß die Tafel der zwölf Monate des Jahres mit den Anfangsperioden der vier und zwanzig Tsie-khe, für Peking berechnet. Auf der letzten Zeile der Kehrseite des zweiten Blattes liest man, daß das Mondjahr, auf das der Kalender lautet, 351 Tage zählt. Beide Seiten des zweiten Blattes bilden ein Viereck, das den Himmel darstellt. Die Aufschrift dieser Tafel ist: „Nien schin fang wei mi thu" oder „Tafel der Plätze, die den Geistern entsprechen, welche das Jahr beschützen." In der Mitte des großen Quadrats befindet sich ein kleineres, in dessen unterem Winkel zur rechten Hand das Zeichen Khien zu sehen ist, das einem der acht Kwa angehört und die ewig wirkende Kraft des Himmels bedeutet. In dem obern Winkel zur rechten Hand steht das Zeichen Khuen, oder die wirkende Kraft der Erde. Im obern Winkel zur linken liest man Seuen, der Name des Kwa, welcher Hülfe oder Anfang bedeutet; im untern Winkel Ken, gleichfalls ein Kwa, der die Zeit des Innehaltens, d. h. die Zeit, wo man nichts beginnen oder unternehmen soll, bedeutet. Zwischen diesen vier Charakteren sind an den verschiedenen Seiten des Quadrats zwanzig andere Zeichen vertheilt, von denen zwölf den chinesischen Stundencyklus andeuten, der den Tag und die Nacht nur in zwölf Stunden theilt, von denen jede zweien der unsrigen gleich ist. Die acht andern Charaktere beziehen sich auf die Cyklus von zehn und zwölf Jahren, die den sechzigjährigen Jahrescyklus bilden. Von den vier Winkeln des Vierecks gehen vier Linien aus, auf welchen mit großen Charakteren die Namen der vier Obergenien zu lesen sind, die in diesem Jahre als Schutzgeister walten. Auf der Linie von Khien steht so Lih-sze, „der mächtige Lehrer;" auf der von Khuen, Thsan schih, „Haus der Seidenwürmer"; auf der von Seuen, Tsen schu, „der den Schriften vorsteht," auf der von Ken, Puh sze, „der gelehrte Lehrer." Diese vier höchsten Genien sind die Vorsteher der vier und dreißig andern Geister, die über dem chinesischen Jahre walten; einige ihrer Namen stehen an den Seiten des mittleren Vierecks. Es gehört eine tiefere Bekanntschaft mit der chinesischen Astrologie dazu, als wir besitzen, um die Deutung dieser geheimnißvollen Tafel zu finden. Die folgende Bemerkung, die sich am Schlusse derselben befindet, ist nicht sehr geeignet, darüber Licht zu geben. „Was die Geister Tsen schu und Puh sze betrifft, heißt es da, so sollte man ihnen vertrauen; aber vor andern auf seiner Hut seyn. Wenn man etwas zerstören will, so kann man es mit Glück an dem Tage des Geistes der himmlischen Kraft thun, eben so am Tage des Geistes der Kraft der Erde, am Tage des Geistes der Kraft des Mondes u. s. w."

Hinter dieser mystischen Tafel folgen zwölf Blätter, von denen jedes einen Monat enthält: jeder Tag hat eine senkrechte Kolumne, die oben die Zahl führt. Die Monate sind entweder kleine, d. h. solche, die nur neun und zwanzig Tage haben; oder große, Monate von dreißig Tagen. Die drei ersten Charaktere jeder Kolumne benennen den Tag des Monats; die vierten und fünften Charaktere geben seine cyklischen Zeichen an; denn die Tage des Jahres werden eben so, wie der sechzigjährige Jahrescyklus berechnet. Der sechste Charakter auf dieser Kolumne eines jeden Tags bezeichnet eines der fünf chinesischen Elemente, unter dessen Einfluß er steht. Diese fünf Elemente sind: Wasser, Feuer, Holz, Metall und Erde, und stellen zugleich die fünf Planeten Merkur, Mars, Jupiter, Venus und Saturn vor. Zwei Tagen ist immer dasselbe Element oder derselbe Planet zugetheilt. Der siebente Charakter macht eine der acht und zwanzig Konstellationen namhaft, die auf diesen Tag fällt; der achte ist der Name einer von zwölf andern Konstellationen. Was noch von der Kolumne übrig ist, enthält andere Bemerkungen, die auf den Tag Bezug haben. So liest man unter den ersten neun Tagen des ersten Monats folgende Angaben:

Erster Tag: Gut waschen und baden und den Kopf scheeren. Du sollst nicht das Haus verlassen noch spazieren gehen. — Zweiter Tag: keine nähern Bestimmungen. — Dritter Tag: Du kannst ausgehen, von einem Orte zum andern wandern, Deine Wohnung wechseln, waschen und baden, Kleider zuschneiden, ausbessern und machen, graben, die Hauptpfeiler eines Hauses setzen (Dieß soll in der Stunde Man, zwischen 5 und 7 Vormittags, geschehen), einen Markt oder Laden eröffnen, Geld einnehmen, den Grund zu einem Hause legen, einem Vergnügen nachgehen, den Zettel eines Gewerbes anlegen, kaufen und verkaufen, Geld einnehmen, Verbrecher ergreifen, Vieh züchten und Todte begraben. — Vierter Tag: Du magst opfern, Gebete verrichten, Bücher herausgeben, vor die Obrigkeit gehen, studiren, Verlobung begehen, Freunde und Verwandte besuchen, heirathen, reisen, die Wohnung wechseln, waschen, baden, Gewand ausschneiden, ausbessern und verfertigen, das Feld bestellen, die Hauptpfeiler eines Hauses setzen, einen Markt oder Laden eröffnen, Geld einnehmen, den Grund zu einem Hause legen, einen Kanal oder eine Wasserleitung eröffnen, einen Brunnen graben, einen Mühlstein in Gang bringen, säen und pflanzen, Vieh züchten; Nichts ist an diesem Tage verboten. — Fünfter Tag: Du magst Opfer bringen, aber nicht reisen, oder die Wohnung wechseln, oder säen, oder pflanzen, oder das Feld bestellen. — Sechster Tag: Heirathen mögen geschlossen, Freunde und Verwandte besucht, Kleider zugeschnitten, die Dachsparren (in der Stunde schin) aufgerichtet, Vergnügungen genossen, Handel abgeschlossen, Geld eingenommen, Vieh gezüchtet werden. Du sollst das Haus nicht verlassen, noch ausgehen. — Siebenter Tag: Gut ausgehen und reisen (in der Stunde Man), waschen und baden, Kopf scheeren, das Haus und Dach reinigen; Nichts ist verboten. — Achter Tag: Gut opfern, aber nicht ausgehen und pflanzen. — Neunter Tag: Gut Straßen bauen und herstellen; aber nicht ausgehen oder reisen.

Vermischte Nachrichten.

Bekanntlich ist die Vielweiberei bei den Chinesen gebräuchlich; allein die Sorge, das kaiserliche Harem mit schönen Mädchen zu versehen, bleibt nicht wie bei den Türken den Sklavenhändlern überlassen, sondern der Kaiser hält alle drei Jahre Heerschau über alle zwölfjährigen Töchter der tatarischen Beamten seines Hofstaates und der vornehmsten Familien. Unter diesen Kindern wählt nun der kaiserliche Vater des himmlischen Reiches seine Weiber und Beischläferinnen. Erst nach dreimal ausgehaltener Beschau sind diejenigen, welche nicht das erste und zweitemal gewählt wurden, von der Verpflichtung befreit, sich dem Kaiser vorzustellen. Allein später müssen sie noch ein Mal dem Beherrscher des himmlischen Reiches vorgestellt werden, wo er dann aus ihnen die Lücken im Dienstpersonal seines Harems ergänzt, der nicht weniger als 5000 Frauen enthält. Die auf diese Art gewählten Mädchen werden erst mit dem 25sten Jahre wieder frei, wenn nicht der Kaiser mit einer derselben ein Kind erzeugt hat, in welchem Fall es ihm überlassen bleibt, über sie nach Gefallen zu verfügen, oder sie als Beischläferin im Palaste zu behalten. Dem glorreichen Sohn des Himmels ist es übrigens nach Gesetz und Herkommen nicht erlaubt, mehr als sieben rechtmäßige Beischläferinnen oder Frauen zu halten. Unter dem gegenwärtigen Kaiser geschah es, daß eine solche durch die Intrike einer unrechtmäßigen Beischläferin, der sie im Wege stand, aus dem Palaste vertrieben wurde, obgleich sie gesegneten Leibes war. Da sie aber von einem Sohne entbunden wurde, und der Kaiser durch die Behörde hievon Kenntniß erhielt, so ließ er sie wieder in den Palast kommen und mit dem ihr gebührenden Range behandeln.

Seit dem Jahre 1825 wurde in England für Zimmt aus Ceylon jährlich zwischen 52,409 und 170,524 Pf. St. bezahlt, die Abgaben in Ceylon und London mit eingerechnet. In den letzten sieben Jahren wurden im Durchschnitt 4,507,000 Pf. St. dafür ausgegeben, und der Durchschnittspreis für den besten war 6 Sch. 6 P. das Pfund. Die Zimmtrinde wird zur bestimmten Jahreszeit von Leuten geschält, die Tschaliars genannt, diese Arbeit in den Wäldern um geringen Lohn zu verrichten gezwungen sind. Einige Einwohner von Ceylon haben in der neuesten Zeit angefangen, Zimmtbaumpflanzungen anzulegen, und die Regierung nimmt Zimmtrinde für Bezahlung der Abgaben an. Der wilde Zimmt wächst in Ueberfluß in den Wäldern von Malabar. Es scheint, daß von den Holländern jährlich zwischen 180,000 und 920,000 Pfund Zimmt aus Ceylon ausgeführt wurden; sie kauften das Pfund an Ort und Stelle um 5 Pence (5 Groschen), und verkauften es in Europa um 11 Schillinge (6 fl. 56 kr.). Auch Pfeffer wurde früher in Ceylon gebaut, wird aber gegenwärtig größtentheils aus Malabar bezogen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

᲼# Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 176. 24 Junius 1832.

Georg Canning.

(Fortsetzung.)

Schon war der erste Glanz der französischen Freiheit erblichen; die Nationalversammlung, aus den ältesten und vernünftigsten Vertheidigern der Freiheit zusammengesetzt, war nicht mehr; ihr großer Redner, ihr Orakel, das Genie dieser großen Epoche, Mirabeau, gestorben, und seine Büste stand verschleiert auf dem Schauplatz seines ersten Ruhmes. Die öffentlichen Gefängnisse waren erbrochen, die Verhafteten von trunkenen und blutdürstigen Pöbelhaufen ermordet worden. Lafayette, dessen Schimmel die Hoffnung Frankreichs getragen hatte, war als Verräther von seinem Vaterlande ausgestoßen. Ludwig XVI, der Volkskönig, das Idol der Föderationsfeste auf dem Marsfelde, „der einzige Fürst vielleicht, wie ein beredter Schriftsteller der französischen Revolution sich ausdrückt, „der ohne Leidenschaften, die zwei Eigenschaften eines guten Königs: Gottesfurcht und Volksliebe, in sich vereinigte — Ludwig XVI, der Erbe Hugo Capet's, des heiligen Ludwigs und Heinrichs IV war unter Henkershand gefallen, im Angesicht eines in Schweigen versunkenen, vielleicht gerührten Volkes, das seine vom Trommelschlag übertäubten Worte nicht mehr vernehmen konnte.

Der Philosoph beklagt die vielerlei Wechselfälle, die Feuer- und Wasserproben, welche die Meinung der Menschen zu bestehen hat, bis sie zur Wahrheit gelangt; allein er weiß auch, daß die Vernunft eines Volkes nie lange Zeit Rückschritte macht. Durch die Staubwolken hindurch, die der meuterische Septemberpöbel, nach Blute lechzend, aufwirbelte, oder später, als er neben dem Siegswagen des Eroberers herlief, dessen Soldatenherrschaft an die Stelle der blutgetränkten Republik trat, konnte der Philosoph bereits die glänzende Morgenröthe des Siegs einer besser geleiteten Intelligenz wahrnehmen; damals konnte er voraussehen, daß der kriegerische Despot, der auf dem ungeduldigen Bedürfniß nach innerer Sicherheit emporgestiegen war, sich mit seinem Prinzip abnützen, und ein System der Freiheit, wenn auch noch unvollkommen, aber doch vom Schild der Gesetze geschirmt und durch eine lange Vorbereitung der Ideen geheiligt, die Absichten der Revolution des Jahres 1791 verwirklichen würde, wie sie von den hochherzigsten und erleuchtetsten Geistern jener Zeit aufgefaßt worden waren. Dieß konnte der Philosoph voraussehen, und sah es auch voraus. Die vorübergehenden Gräuel der republikanischen Schreckenszeit waren nicht zu vergleichen mit den weit längeren, aber mit stummer Geduld, ertragenen Leiden, die auf dem Volke unter der Gewaltherrschaft des alten Königthumes lasteten. Große Veränderungen in einem Staate lassen sich nicht ohne jene furchtbaren Erschütterungen bewerkstelligen, die eine Gesellschaft von Grund aus umwühlen, und alle alten Elemente durch einander stürzen. So oft Alleinherrscher Revolutionen durchführten, waren die Mittel, deren sie sich dazu bedienten, nicht minder grausam, nicht minder gemein als die des Volkes; allein da der Ruhm und das Verbrechen in einem einzigen Menschen sich die Hand boten, ließ die Größe des Erfolges die Größe der Unthaten vergessen. Gewöhnlich ist es eine bunte Reihe von Menschen, die nacheinander die einzelnen Theile dieser großen Bewegungen vollendet, und Jene, die das Unglück haben, in den schlimmsten Zeiten dieser Krisen zu leben, laden den Fluch der Nachkommenschaft auf ihre Namen. Jedenfalls waren die blutigen Thaten, mit denen Robespierre und Marat sich befleckten, nicht gräuelvoller und grausamer, als jene, mit denen die Regeneration Rußlands begann. Wenn die französische Revolution als Person darzustellen wäre, so könnte man sie mit Peter dem Großen vergleichen.

Diese Betrachtungen kann der Philosoph an seinem Schreibtische machen; diesen Träumen kann er in seiner Einsamkeit nachhängen; allein jene Menschen, welche mit der Welt leben und handeln, welche Freunde und Verwandte haben, deren Leben ihnen theuer ist, welche Eigenthum besitzen, das sie nicht einbüßen wollen — alle diese werden stets vor den unmittelbaren Folgen einer gesellschaftlichen Umwälzung zurückschrecken, deren zerstörenden Wirkungen kein Stand, kein System zu entgehen vermag. Das alte Regime und sein Adel endigten für immer mit der Auswanderung des Grafen von Artois und des Grafen von Provence; das Bürgerthum und die Konstitution fielen mit Lafayette; das reinste Republikanerblut, das je auf einem Schaffotte vergossen wurde, floß aus den Adern der beredten und edlen Girondisten; und endlich fielen die Redner des Pöbels, die Politiker der Kaffeehäuser unter dem Hackbeil der Guillotine, die sie aufgerichtet hatten.

Den wilden Heros des zehnten Augusts rettete nicht das Andenken an diesen Aufstand vor dem Schicksal, das die Kaisertochter des Hauses Habsburg betroffen hatte. Es lag in der Natur der Sache, daß man vor dem Beispiele einer Nation zurückschauderte, die von einem schrecklichen und unerklärbaren Wahnsinn be-

herrscht schien, die die Septembermetzeleien für nothwendig hielt zum Sieg von Valmy, und die sich von dem furchtbaren Elende des Bankerottes, der Proskription und des Mordes aufgestachelt zum verzweifeltsten Widerstande erhob. Aber unerklärlich blieb es, wie England dieser Nation den Krieg ankündigen konnte, weil sie in einen so unseligen Zustand verfallen war. Wo wae die Moral, als man neue Schrecken doet verbreitete, wo deren ohnehin genug waeen? Wo waeZdie Staatsklugheit, als man ein so furchtbaees System durch einen Angriff von Außen noch mehr befestigte? Die Verbündeten von Pillnitz waeen es, nicht der französische Konvent; der gegenrevolutionäee Keieg war es, nicht die Revolution, die einen Brand anfachten, dessen Flammen über die Throne von Europa zusammenzuschlagen deohen. Von diesem Augenblick an wurde der Kampf zwischen den Nationen zu einem noch wüthenderen Kampfe zwischen den Meinungen; von diesem Augenblick an hörte der Zwist unter den Königen auf, und ein neuee Kampf begann zwischen den Königen und Völkern. An den deutschen Reichstag zu Regensburg richtete der beredte Isnard das Wort, als er sagte: „Zeigen wir Eueopa, daß das französische Volk die Scheide wegwieft, wenn es das Schwert zieht; nur mit den Lorbeeeen glorreicher Siege gekrönt hebe es sie wieder auf; zeigen wir, daß wenn die Kabinete die Könige zu einem Krieg gegen die Völker verbünden, wir die Völker zu einem Kriege gegen die Könige vereinen werden." Kühne Worte, die in einer prophetischen Begeisterung gesprochen wurden.

Aber wenn dieser Krieg, selbst im günstigsten Moment unternommen, ungerecht und unpolitisch wae, was soll man eest übee den Zeitpunkt sagen, wo man ihn unternahm? Zwei Wege waren in Bezug auf Frankreich einzuschlagen, wenn man dem Verbrechen der Revolution vorbeugen wollte, um sich selbst gegen ihre Ausschweifungen zu veewahren. Dee erste bestand darin, es anzugeeifen, als beide Parteien, sich noch fast die Wage haltend, einander anzugeeifen begannen, wobei man sich als Freund von einer dieser Paeteien erkläeen mußte; der zweite darin, daß man diesen Geist, die Ursache und Folge großer Ereignisse, mit der Zeit austoben, und in innern Erschütterungen sich verzehren lassen mußte. Machiavell's bekannter Ausspruch, der auch von Montesquieu wiederholt wuede, daß eine Nation nie stäekee ist gegen einen auswärtigen Feind, als wenn sie von innerer Zwietracht zerrissen wird, erlangt erst volle Wahrheit, wenn diese Zwietracht nicht sowohl wegen allgemeiner Meinungen entstanden ist, sondern durch Faktionen, die über Detailfragen hadeen, und einander die Gewalt zu enteeißen suchen. Wenn man, als Ludwig XVI noch ein volksthümlicher König hieß; als noch eine konstitutionelle und eoyalistische Partei in der Nationalversammlung und im Volke bestand; als die Armee untee Befehl eines konstitutionell gesinnten Feldherrn in ihrer Politik noch schwankte, duech den Abfall ihrer Offizieee geschwächt und noch ohne jene unwiderstehliche Stoßkraft wae, die sie später durch glückliche Kriegsereignisse oder die Scheeckenseegierung erlangte; wenn man, als die französischen Truppen unter Theobald Dillon bei dem Anblick des Feindes die Flucht ergeiffen; als man noch übee den kleinen Robespieere als über einen bedeutungslosen Moedbrennee spottete, und die beredten Girondisten sich noch in allgemeinen Erörterungen von Zeit zu Zeit in ihre republikanischen Träumereien verloren; wenn man damals den Verbündeten, die an Frankreichs Gränze standen, mehr Mäßigung in ihren Berathungen und geößere Eneegie in ihrem Handeln einzuflößen; wenn man den Herzog von Beaunschweig zu bestimmen gewußt hätte, geradezu auf Paris loszugehen, statt sein bekanntes Manifest zu erlassen; wenn man ihn in diesem kritischen Moment überredet hätte, füe den neuen König der neuen Konstitution das Schwert zu ziehen, anstatt eine militärische Bannbulle zu Gunsten der alten Tyrannei der zerstörten Bastille zu erlassen; so wäre es wenigstens füe damals gelungen, Ludwig XVI wieder auf den Thron zu setzen, mit derselben Chaete, die in der Folge bei der Restauration von seinem Bruder gegeben werden mußte.

Welches Ziel hatte man damals im Auge, als man den Krieg erklärte? Offenbar kein anderes, als Ludwig XVI zu retten, und jenen Geist der Propaganda zu unterdrücken, zu dem man sich damals in der Nationalversammlung dekannt hatte, und den man durch die Eroberung verbreiten wollte. Um dieses Ziel zu erreichen, griff man zu den Waffen, als Ludwig XVI beeeits sein Haupt unter das Henkerbeil gelegt hatte; als die Heere der Republik, duech den Sieg, oder im Fall dee Niederlage, duech die angedrohte Guillotine in eine Heldenmuth versetzt, ihre neu konskribieten Soldaten zu verzweifelten Veteranen geworden sahen.

Man verschob die Vertheidigung des Monarchen bis er auf dem Schaffotte verblutet hatte; die Vertheidigung der Monarchie, bis die französische Republik sich in Belagerungszustand und Frankeeich als ein Heerlager erklärt hatte. Dann erst begann England mit den Verbündeten den Krieg, die den Frieden wünschten, und das beitische Geld nahmen, um ihren Aufwand für ihre bereits geendigten Feldzüge zu decken, ohne auf den kriegerischen Schwindel Rücksicht zu nehmen, der plötzlich die Köpfe dee englischen Regierung ergeiffen hatte.

Dieß war die Politik, über die Pitt den jungen Canning befragte, und diese Politik war es, die Canning im Parlament zu vertheidigen übernahm, die er bei jeder Gelegenheit vertheidigte, und die stets veetheidigt zu haben, er sich bis zu seinem letzten Augenblicke rühmte.

Am ersten Dezember 1788 machte Thierney die Motion, mit der französischen Republick Feieden zu schließen; es war hohe Zeit. Die Unteehandlungen von Lille, niemals mit anfrichtigem Willen begonnen, hatten sich zerschlagen. England war ein neues Bündniß mit Rußland und der Pforte eingegangen, das bald auch durch Oesterreich verstärkt wurde, und die Feindseligkeiten gegen Frankreich wurden mit dem Meuchelmorde der drei französischen Kommissäre in Rastadt eröffnet. England bereitete sich vor, den Kampf mit einer neuen Energie zu beginnen, unter Auspizien, die wahrlich nicht ermuthigend waeen. Die Coalition von 1792/93 hatte sich völlig aufgelöst; Peeußen lebte seit drei Jahren im Frieden mit Frankreich, und das Wiener Kabinet hatte kein Bedenken genommen, einen für beide Theile wenig eheenvollen Vertrag zu unterzeichnen, der vollends den Rest von Venedigs Freiheiten opferte. Dieß waren gewiß sehr schwache Bürgschaften füe die Treue dee Verbündeten Englands, die es mit seinem Gelde nähren mußte. Frankreich, diese ganze Zeit über im Innern zerrüttet, hatte inzwischen Belgien, Luxem-

burg, Nizza, Savoyen, Piemont seinen Gränzen einverleibt, und seine Macht durch das Protektorat über Genua, Mailand und Holland verstärkt. Thierney's Gründe gegen den Krieg waren so, wie sie ein vernünftiger Mensch geltend machen konnte: die unsichere Freundschaft von Englands Verbündeten, die stets im Wachsthume begriffene Macht seiner Feinde und der zerstörende Kampf, den England aus eigenen Mitteln zu unterhalten gezwungen war. „In sechs Jahren, sagte er, haben wir unsre Nationalschuld um 15 Millionen vermehrt; wir mußten die jährlichen Staatslasten um acht Millionen erhöhen, eine Summe, die unsrer ganzen Staatsausgabe bei der Thronbesteigung des gegenwärtigen Monarchen (Georgs III) gleichkommt.“ Canning antwortete Thierney's Gründen.

Nur Wer durch eine lange Erfahrung im Hause der Gemeinen eingeweiht ist, kann begreifen, daß Thierney mit gleichgültigem Schweigen und Canning mit enthusiastischem Beifall gehört wurde. Nie fand man noch in einer Rede so viele glänzende Widersprüche, so prachtvolle Sophismen beisammen, als in dem deklamatorischen Vortrage des jungen Redners. Man mußte den Krieg fortsetzen, hieß es, weil wir siegreich waren; der Friede müsse verworfen werden wegen der Vortheile, die der Feind errungen; Frankreich sey zu schwach, um gefürchtet zu werden, zu furchtbar, als daß man sich seinen Fortschritten nicht widersetzen sollte. Die Summen, die England aufgewendet, seyen geringfügig in Betracht des Zieles, das man sich vorgesteckt. Die Vorfahren jenes Parlamentes aber, die Canning so gern im Munde führte, würden höchlich erstaunt gewesen seyn, ob dieses Zieles, wenn sie gefunden hätten, daß es in nichts Anderm bestand, als Spanien mit seiner alten Macht wieder herzustellen, und Rom der Herrschaft des Papstes wieder zu unterwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Die chinesischen Kalender.

(Schluß.)

In dieser Art bestimmt der Kalender Tag für Tag im Jahre, was man zu thun oder zu unterlassen hat. An gewissen Tagen warnt er, junge Hunde zu essen. Jedes Blatt eines Monats beginnt mit einer kurzen Vorrede, in der angegeben ist, was gewöhnlich in diesem Monate sich zuträgt oder zu verrichten ist. Diese Andeutungen über die zwölf Monate lauten, wie folgt:

„Erster Monat: Dieß ist ein kleiner Monat (nur von 29 Tagen). In diesem Monat wird das Eis vom Ostwind geschmelzt; die Würmer in der Erde erlangen ihre Bewegung wieder; die Fische werden von dem Eis auf ihrem Rücken befreit; der Biber schlachtet Fische; die Wildgänse fliegen gegen Norden, und die Knospen der Bäume und Pflanzen fangen an aufzuspringen. — Zweiter Monat: In diesem Monat stehen die Pfirsichbäume in Blüthe; die Lerche singt; Geyer wechseln mit der Turteltaube; die Schwalben kommen wieder; Donner rollen und Blitze zucken. — Dritter Monat: Der Thungbaum (bignonia tomentosa) beginnt zu blühen; Feldmäuse verwandeln sich in Wachteln; Regenbogen werden wieder gesehen; Meerlinsen fangen an zu wachsen; Turteltauben spreiten die Flügel aus und girren, und der Taeschingvogel sitzt auf den Maulbeerbäumen. — Vierter Monat: Das grüne Heimchen zirpt; der Regenwurm kriecht hervor; Gurken werden groß; die Cichorie zeitigt; saftreiche Pflanzen ersterben und Körner werden reif. — Fünfter Monat: Die Mantis religiosa wächst; der Kinhvogel singt; der Staar verstummt; der Hirsch wirft sein Geweih ab; der Grashüpfer (die Zikade) singt wieder und das Drakontium wird groß. — Sechster Monat: Der warme Wind hört auf; das Heimchen zieht in die Mauern ein; der Falke beginnt wieder seine Schwingen auszuspreiten; Glühwürmer leuchten auf abgewelkten Pflanzen; die Erde ist feucht; das Wetter sehr warm; die Zeit der großen Regen naht heran. — Siebenter Monat: Die kühlen Winde hören auf; es fällt weißer Reif; der Grashüpfer der kalten Jahreszeit singt; der Geyer schlachtet Vögel; der Himmel und die Erde beginnen sich weiter von einander zu entfernen, und die Kornähren erheben sich. — Achter Monat: Die Wildgänse kommen zurück; die Schwalben ziehen davon; Vögel versammeln sich in Schaaren und suchen Futter; des Donners Stimme verstummt; Gewürm flüchtet in seine Höhlen, und die Wasser fangen an zu vertrocknen. — Neunter Monat: Wildes Geflügel zeigt sich; Sperlinge gehen in große Seen und werden Frösche; das gelbe Chrysanthemum steht in Blüthe; der Leopard opfert Thiere; Bäume und Pflanzen werden gelb und verlieren ihre Blätter; alle Insekten, die in der Erde wohnen, richten ihren Kopf hinunterwärts. — Zehnter Monat: Die Gewässer fangen an, sich mit Eis zu bekleiden; der Boden ist wieder gefroren; Fasanen begeben sich in die großen Wasser und werden in große Austern verwandelt; der Regenbogen ist nicht mehr sichtbar; der Hauch des Himmels steigt empor und der Hauch der Erde hinab; Alles ist verschlossen und es ist Winter. — Eilfter Monat: Der Hotanvogel singt nicht mehr; Tiger beginnen sich zu paaren; das duftige Lithingkraut knospet; die Regenwürmer krümmen sich; die großen Hirsche verlieren ihre Geweihe; Ströme und ihre Quellen sind mit starkem Eis bedeckt. — Zwölfter Monat: Die Wildgänse ziehen wieder nach dem Norden; die Elster beginnt ihr Nest zu bauen; der Fasan schreit; die Vögel haben Junge; der Jagdfalke hat ausgeruht und gewinnt seine Schnelligkeit wieder; die Ströme und Seen sind mit sehr dickem Eis bedeckt.“

Am Schlusse des Kalenders findet man unter Anderm eine Tafel mit acht Charakteren, welche wahrsagen, angeben, ob man diese oder jene Person heirathen soll, oder ob die Heirath glücklich ausschlagen werde. Das letzte Blatt enthält die Namen der Mitglieder des astronomischen Staatskollegiums, das den Kalender verfaßt hat. Unter ihnen liest man auch den Sv-te-tschaou oder Pater Bernardo, portugiesischer Bischof von Peking, zur Zeit der Christenverfolgung im Jahre 1805.

Ein anderer Kalender vom Jahre 1811, wahrscheinlich der oben erwähnte Staatsalmanach, der nur an die Hofleute und höhern Beamten vertheilt wird, ist von dem eben beschriebenen ganz verschieden. Auf der ersten Seite des Umschlages ist ein karmoisinrothes Blatt aufgeklebt, das zwei Figuren darstellt, die eine Art Fahne mit der Inschrift: Tan kwei thang Ta Tsuen Tung Schu — „Tan kwei thang's großer vollständiger Kalender,“ tragen. Das Titelblatt zeigt einen Priester, der eine Rolle in der Hand hält mit der Aufschrift: Yih pun wan le — „ein Werk von unschätzbarem Nutzen.“ Oben ist zu lesen: „Tan kwei thang's große Charaktere der sieben herrschenden (oder planetarischen) Kräfte.“ Zur Linken ist folgende Bemerkung zu lesen: „Würdige und ehrenwerthe Fremde werden ersucht und gebeten, die amtliche Autorität dieses Werkes zu betrachten, anzuerkennen und zu erwägen.“ Dann folgen zwei amtliche Siegel. Ebendaselbst steht auch als Jahreszahl: „Kea king, sechzehntes Jahr,“ was auch auf dem außen angeklebten Blatte zu lesen ist. Dieser Almanach bildet einen ziemlich dicken Band, und ist fast ganz mit astrologischen Faseleien, Anleitungen, die zukünftigen Begebenheiten zu erforschen, Offenbarungen über die Strafen in der nächsten Welt u. s. w. angefüllt. Auf der dritten und vierten Seite ist eine Tafel mit rothen Buchstaben, welche die Namen der verschiedenen Gottheiten darstellen; in der Mitte derselben ist in einem Quadrate mit sehr großer Schrift zu lesen: Tien kwan Tsze-Fuh, „des Himmels Mächte mögen Segen verleihen!“ Dann folgt der eigentliche Jahreskalender, an dessen Schluß sind die vier Jahreszeiten, als vier alte Personen in Gewändern abgebildet, auf denen die Stundenzeichen zu sehen sind. Hierauf kommt eine Ode auf die vier Jahreszeiten in dem achtsylbigen Versmaße; zuletzt erblickt man eine Art Aderlaßmännchen, wie es in unsern alten Kalendern vorkommt, das Wahrsagungen in Bezug auf den menschlichen Leib für jeden Monat im Jahr enthält. Die Figur ist nach den vier Weltgegenden gerichtet; so zwar, daß der Kopf gegen Süden, die Füße gegen Norden, die rechte Seite gegen Osten, die linke gegen Westen zu stehen kommen. In diesem Almanach findet man auch eine sehr roh gearbeitete Landkarte von China, auf der das himmlische Reich abgebildet zu sehen ist; gegen Norden von der großen Mauer umgeben, gegen Süden und Westen von der See, gegen Osten von Etwas, das so undeutlich gezeichnet und mit so unleserlichen

Worten beschrieben ist, daß man nicht herausbringen kann, was es bedeuten soll. Die Namen der Hauptstädte: Peking, Schantung, Nanking u. s. w. stehen weißgeschrieben auf schwarzem Grunde. Einige Holzschnitte, von verschiedener Hand, sind ziemlich geschmackvoll; die Bewegung und Stellung der Figuren ist gut und die Draperie schön geordnet.

Tanz und Gesang in Japan. *)

Bei dem Tanze in Japan ist, wie bei andern östlichen Nationen, das europäische Hüpfen und Trippeln ganz unbekannt; er besteht nur in abgemessenen Bewegungen oder vielmehr Windungen des Körpers, der Hände und Füße; ein hübsches Mädchen weiß jedoch diesen Bewegungen ausnehmend viel Reiz zu geben. Außerdem haben die Tänzer in Japan das Eigenthümliche, daß sie stets eine Handlung nachahmen, oder eine Leidenschaft ausdrücken, und also, eigentlich gesagt, mimisch sind. Bald ist es ein Fischer, der die täglichen Geschäfte seines Berufs verrichtet; bald ein Mann, der das schmerzliche Gefühl des Zweifels über die Treue seiner Frau ausdrückt u. s. w. Die Musik ist zu genau verwandt mit dem Gesang, und dieser wiederum mit der Dichtkunst, daß die letzte sich unfehlbar findet, wo die beiden ersten vorhanden sind. Musik und Tanz gehen denn auch in Japan Hand in Hand, und das Improvisiren ist hier allgemeiner als anderswo. Gegen die Gewohnheit der übrigen östlichen Völker schließen die Japaner die Frauen von ihrer Gesellschaft nicht aus, im Gegentheile wird ihnen gewöhnlich die Sorge übertragen, die Ehre des Hauses zu wahren. Bei fröhlichen Zusammenkünften geben denn auch Frauen und Mädchen den Ton an, und singen mit ihren Sjamsi in der Hand passende Lieder, und suchen und finden nicht selten Gelegenheit, solche zu improvisiren, und so mit ihrem Instrumente zu begleiten, daß sie dabei ihren Geist und ihre Kunst bewundern lassen können. Natürlicherweise haben bei solchen fröhlichen Zusammenkünften die Liebeslieder die Oberhand. Hier eine Probe davon:

Aita kanbé Kawo mita kanbe Mamani hana siwo.	Sehr wünsche ich, dich zu sehen, Mit dir zu sprechen, Aber ich muß es entbehren.
Hasi ta kanbe, Uti siri tava Sakamaci kanbé Sikenni war kanbé.	Denn erführe Jemand in meinem Hause, Daß ich mit dir gesprochen, Groß wäre mein Verdruß, Mein guter Name auf immer verloren.
Aita meta sawa Tobi tatse bakari A! Kagono tori kaia Mama na rann.	Was hilft mein Verlangen, dich zu sehen, Ich bin ja gefangen, Ach! meine Freiheit ist hin, Ich schmachte wie ein Vogel im Käfig.
Kago no tori ziato Kfu jama na nak funa Kagoga jaborer Setau mo aru.	Bist du auch gefangen, schmachtend, Gleich einem Vogel im Käfig, Sey darüber nicht betrübt, Denn auch Käfige werden zerbrochen.

Vermischte Nachrichten.

In einer Sitzung der geographischen Gesellschaft in London wurde eine geschichtliche Skizze der Entdeckungen in Australien vorgelesen, wovon Folgendes der wesentliche Inhalt ist: „Kein Theil der Welt ist so wenig der Gegenstand geographischer Untersuchungen gewesen, als Australien. Fünf und zwanzig Jahre verstrichen, bevor die blauen Berge, unmittelbar hinter der Kolonie von Neu-Süd-Wales, besucht wurden, und selbst große Dürre mußte erst dazu nöthigen. Seitdem wurden verschiedene Expeditionen, an denen Hr. Cunningham selbst, der Verfasser der erwähnten Denkschrift, Theil nahm, tiefer ins Land hinein, mit verschiedenem, aber meist glücklichem Erfolge, unternommen. Allein verhältnißmäßig ist noch wenig geschehen, und große Landstriche im Innern bieten der Neugier und dem Muthe unternehmender Reisender ein noch unbegränztes Feld. Es war im Jahre 1815, wo die ersten Entdeckungen tiefer landeinwärts begannen. Drei Männer aus Neu-Süd-Wales, die Herren Bloxland, Wentworth und Lawson machten sich auf den Weg, um neuen Weidegrund für die Heerden der Kolonie aufzusuchen, da eine ungewöhnliche Hitze das Land versengt hatte. Sie bestiegen das Gebirge am Groß-River (einem Zuflusse des Hawkesbury), und indem sie seinen Krümmungen folgten, gelangten sie endlich an einen Punkt 25 Meilen westlich vom Nepean-Fluß, wo sie die Bathurst-Downs längs dem Fuße des Gebirges ausgebreitet sahen. Mangel an Lebensmitteln zwang sie zur Rückkehr; im folgenden Jahre aber wurde durch die Hände der Verurtheilten ein gangbarer Weg nach jenen Grasebenen gebahnt; wodurch für die Kolonie große Vortheile erworben, und hierauf allmählich die Flüsse Lachlan und Macquarrie entdeckt wurden. Die zweite Expedition von Bedeutung unternahm der Generalinspektor der Kolonie, Hr. Oxley im Jahre 1817; in seiner Gesellschaft befand sich auch unter Andern Hr. Cunningham. Man hatte sich vorgenommen, den Lauf des Lachlan zu verfolgen, in der Hoffnung, er würde sich in einiger Entfernung mit dem Macquarrie vereinigen und einen einzigen großen Strom bilden. Diese Erwartung täuschte, und man fand dagegen, daß er sich unter 144° 30′ O. L., und ohne auf seinem langen Laufe einen einzigen Nebenfluß aufzunehmen, in eine Sumpfebene verlor, die keine 250 Fuß über der Meeresfläche lag, und deutliche Spuren von häufiger Ueberfluthung trug. Von diesem Punkte trat Hr. Oxley wieder seinen Rückweg an, ohne zu ahnen, daß er zwanzig Meilen weiter südwestlich den Fluß Morrumbudgee gefunden haben würde; dagegen nahm er eine Richtung nach Osten, in der Absicht wieder über den Lachlan zu setzen und den Macquarrie zu erreichen, über dessen Lauf er gleichfalls sichere Nachrichten einziehen wollte. Nach einer mühseligen Reise von sechs Tagen war das erstere Vorhaben durchgesetzt; und auch das andere ging in Erfüllung, und obgleich hier zur Rückkehr gezwungen, so glaubte man doch aus der großen Breite und Tiefe des Stromes, so wie aus seiner steten Richtung nach Nordwest zu der Hoffnung berechtigt, in ihm einen schiffbaren Fluß zu finden, der quer das Land durchschneidend die Verbindung mit dem indischen Meere herstellen würde. Allein diese Aussicht schwand im nächsten Jahre, wo sich ergab, daß auch der Macquarrie sich in einen großen Sumpf verliert. Indeß wurde durch diese Expedition doch so viel gewonnen, daß man die Bathurst-, Liverpool- und andere Grasebenen entdeckte, welche den westlichen Fuß der blauen Berge in nördlicher Richtung umgürten. Von 1819 bis 1823 wurden die hauptsächlichsten Nachforschungen südwärts gerichtet, die Bergkette auch dort überstiegen, und der Morrumbudgee und die schönen Ebenen Orisbam-Downs mit ihrer Bewässerung genauer untersucht. Im Jahre 1824 entschlossen sich zwei unternehmende Männer, Hovell und Hume, auf eigene Kosten den Versuch zu machen, von Argyle in Neu-Süd-Wales, südwestlich nach den Ufern der Baßstraße, durchzudringen; und nach großen bestandenen Mühseligkeiten sahen sie wirklich ihren Plan gelingen, und kamen zu Port Phillipp an. Ihren Rückweg nahmen sie in mehr westlicher Richtung, auf einer niedrigeren Linie, und sie hatten daher auch nicht so große Beschwerden als im Hinweg zu bestehen. Diese Reise vermehrte die schon vorher gewonnene Kenntniß von diesem südwestlichen Landstriche Australiens. Des großen Stromes, der neuerdings von einem entlaufenen Sträfling entdeckt worden seyn wollte, und der dahin gerichteten neuen Expedition, ist bereits jüngst in diesen Blättern erwähnt worden.

Das Decken der Häuser mit dünnen Eisenplatten ist bei allen neuen Häusern in Moskau und Petersburg jetzt sehr gebräuchlich. Diese Eisenplatten sind 2′ 4″ lang, doppelt so breit, und wiegen 1 Pfund 10 Loth der Quadratfuß; auf dem Dache selbst nimmt eine solche Platte wegen des Uebereinanderlegens nur 2 Fuß Breite und 4 Fuß Länge ein. Man mahlt sie anfangs auf beiden Seiten, und erst, wenn sie auf dem Dache befestigt sind, werden sie zum zweitenmale angestrichen. Die gewöhnliche Farbe ist roth, grün soll aber zweimal so lange halten. Da wo die Platten über einander geschlagen sind, werden Ohren umgeschlagen, um die Platten auf den zwei Zoll breiten Latten festzunageln, die zur Unterlage dienen. Um 100 Quadratfuß zu decken, braucht man 12½ Platten, die nur 150 Pfund wiegen und nicht weiter als 21 fl. kosten.

*) Aus: Japan, voorgesteld in Schetsen over de Zeden en Gebruiken van dat Ryk, byzonder over de ingezetenen der Stad Nagasaki, van Meylan.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

٭

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 177. 25 Junius 1832.

Georg Canning.

(Fortsetzung.)

Frankreich und die französischen Prinzipien, denen England Feindschaft geschworen hatte, weckten bei Allen, die einigen Grund zu Beschwerden gegen letzteres zu haben glaubten, eine warme Anhänglichkeit an beide. So hatten das Direktorium zu Paris und die irländischen Katholiken ein Bündniß geschlossen, dessen Folge ein Aufstand war, der mit großer Geschicklichkeit angelegt, und lange Zeit geheim gehalten, wahrscheinlich ohne Verrath und andere Ereignisse, die sich nicht voraussehen ließen, geglückt seyn würde. Pitt benützte die Furcht vor einer völligen Trennung Großbritanniens und Irelands — eine Furcht, die der Aufstand und die zwischen den legislativen Gewalten beider Länder entstandenen Mißhelligkeiten erweckt hatten — und sprach durch eine Botschaft der Krone an das Parlament den Wunsch aus, beide Königreiche zu vereinigen. Die Regierung machte in diesem Antrage aus der Idee einer Vereinigung Irelands mit England in der Art, wie sie bereits mit dem unabhängigen Königreiche Schottland bestand, kein Geheimniß. Welche Folgen auch immer aus dieser Vereinigung entspringen mochten; so konnten doch die Versprechungen, unter denen die Union in Antrag gebracht wurde, die jedoch so unwürdig und schmachvoll mit Füßen getreten wurden, wenigstens der Hoffnung Raum geben, daß in Ireland ein besseres und weniger parteiliches Regierungssystem eingeführt werden würde, als dort so lange bestanden hatte. Was die damals schon erhobenen, und seitdem so oft wieder erneuerten Klagen über jenes unabhängige irländische Parlament betrifft, das durch die vorgeschlagene Maßregel mit dem englischen vereinigt werden sollte; so findet sich die geräuschvolle Anpreisung der Vortrefflichkeit jenes legislativen Körpers am besten durch die Leichtigkeit widerlegt, mit der er sich erkaufen ließ. Die Zeiten des guten alten Sir Robert Walpole dürften Nichts darbieten, was eine Vergleichung zwischen einem englischen Unterhause und den verderbten und so hochgepriesenen irländischen Parlamenten rechtfertigen könnte. Die Partei, die Canning in dieser Sache ergriff — wenn es in der aufrichtigen Absicht geschah, die katholischen Unterthanen Irelands in den Genuß des Staatsbürgerrechts zu setzen, und nicht in der Absicht (was zu präsumiren eine Ungerechtigkeit wäre) sie zu gewinnen und dann zu verrathen — diese Partei, obgleich sie damals Opposition fand, war eine der ehrenhaftesten für ein englisches Ministerium. Allein über dem Benehmen des damaligen Ministers schwebt noch immer einiges Dunkel. Da man so oft die Emanzipation der Katholiken, als die hauptsächlichste wohlthätige Folge der Union, verheißen hatte, so konnte man sie jetzt nicht verweigern; und da dergleichen Verheißungen vor dem Angesichte der ganzen Welt, in offenem Parlamente, wiederholt gemacht worden waren, so kann man nicht annehmen, daß der König nichts davon hätte wissen sollen. Wenn er aber so unüberwindliche Einwürfe gegen diesen Akt der Gerechtigkeit hatte, warum ließ er sie damals nicht laut werden? Wenn er sich über diese Frage nicht bestimmt aussprach, so täuschte er sein Kabinet; und wenn er von aufrichtiger Gesinnung beseelt war, so täuschte sein Kabinet das irländische Volk. Die Sprache, die damals Canning führte, war keineswegs zweideutig:

„Zwei Parteien,“ sagte er, „stehen sich hier gegenüber, aber einig in einer gemeinschaftlichen Ansicht; und gewiß, wenn es einen Mittelweg gibt, um ihre Erbitterung zu besänftigen, ihre Zwietracht zu versöhnen, und ihre entgegengesetzten Interessen zu vereinigen, so muß er alsobald mit Eifer eingeschlagen, und in Vollzug gesetzt werden. Gesetzt, eine Union ist dieser Mittelweg, was sehr wahrscheinlich wird, wenn wir uns erinnern, daß das papistische Gesetzbuch entstand, nachdem der Vorschlag zu einer Union gemacht, aber als ein Vorschlag, der von Ireland kam, von der englischen Regierung verworfen worden war. Diese Verwerfung hatte den papistischen Coder zur Folge. Wenn daher in die Union gewilligt würde, so wäre die Wiederaufnahme dieses Coder unnütz. Kurz, wenn es durch die Verwerfung der Union in einer früheren Zeit geschah, daß die Gesetze gegen den Papismus entworfen und bekannt gemacht wurden, so läßt sich vernünftiger Weise der Schluß ziehen, daß eine Union einen solchen Coder unnütz machen, daß eine Union die Freunde des protestantischen Einflusses zufrieden stellen würde, ohne neue Gesetze gegen die Katholiken zu machen, und ohne die noch in Kraft bestehenden aufrecht zu erhalten.“

Da Pitt im Jahre 1801 den König nicht überreden konnte, die Bedingungen, die er seinem Minister zu machen erlaubt hatte, in Vollzug setzen zu lassen — eine Sinnesänderung des Monarchen, durch die Pitt um so mehr sich verletzt fühlen mußte, als er sie nicht vorausgesehen hatte — so legte er seine Stelle zu Gunsten Addingtons nieder, und erklärte sich als eine Stütze seiner Administration. Nicht so Canning, der jetzt durch eigene Mittel, d. h.

durch sein eigenes Geld einen Sitz im Parlament erlangt hatte, und sich in eine heftige Opposition warf. In diesem Sinne trat er nicht nur im Unterhause auf, sondern er unterstützte auch, wie behauptet wird, außer dem Parlamente, kräftig die politischen Angriffe des Tages. Eben so wenig dürfen wir aber hier der übrigen glänzenden Produkte seiner Feder vergessen, die allgemein als von ihm herrührend betrachtet werden, und von einer ungemeinen Anmuth und Leichtigkeit sind. Der „Knife-Grinder“ (Scheerschleifer) und die „Liebschaften der Mary Pottinger“ sind Gedichte einzig in ihrer Art und könnten als Muster politischer Parodie betrachtet werden. Canning setzte die Arbeiten in diesem Geschmacke zu seiner und seiner Freunde Unterhaltung fort, und fand darin Erholung von seinen ernsteren Beschäftigungen. Wir erinnern uns hier nur eines Beispieles. Es war zur Zeit, als Sir Charles Bagot, wie ich glaube, Gesandter im Haag war, als er plötzlich eine höchst mystische Depesche aus London erhielt. In jenem Augenblicke aber war Alles in tiefster Ruhe und vollkommenem Frieden, und die Posten hatten seit geraumer Zeit nichts als Stadtklätschereien von London und brüsseler Spitzen zu spediren. Die Depesche war in Chifferschrift. Was mochte sie enthalten? Die Sekretäre und Attachés wurden angespannt, und nach vielem Grübeln und diplomatischem Unsinn legten sie dem englischen Gesandten der Niederlande zur tiefen Erwägung — einen Brief in Versen vor.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sandwichinseln.

3. Die königliche Familie.

(Schluß.)

Die Blonde erreichte im Monat Mai des Jahres 1825 die Sandwichinseln, deren Bevölkerung schon zwei Monate vorher durch Nachrichten aus Valparaiso die Kunde von dem Tode ihres Königs erhalten hatte. Sobald das Schiff vor Oahu Anker geworfen hatte, begab sich Boki, einer der vornehmsten Häuptlinge, die sich im Gefolge Rihoriho's befunden hatten, mit seinen übrigen Landsleuten, die von der weiten Reise zurückgekommen waren, ans Ufer. Hier kam ihm sein Bruder Karaimoku und andere angesehene Häuptlinge entgegen, und nachdem man sich in Freude und Schmerz herzlich begrüßt hatte, begaben sie sich in feierlichem Zuge nach dem Orte, wo gewöhnlich Gottesdienst gehalten wurde, um Gott für ihre glückliche Wiederkehr zu danken. Karaimoku, gegenwärtig Regent der Sandwichinseln, und damals Minister des verstorbenen Königs, erhob sich und sagte: „Wir haben unsern König und unsre Königin verloren; sie starben in einem fremden Lande, wir sollten sie nicht wieder sehen. Es ist recht, daß wir Dieß beweinen, aber laßt uns deßhalb keine bitteren Gedanken gegen Gott hegen. Gott hat Alles wohl gemacht. Laßt uns demüthig seine Hand verehren; stellt alle Vergnügungen ein; laßt die täglichen Geschäfte verschoben seyn, und die Nation vierzehn Tage lang ihre gewöhnliche Arbeit aussetzen, um im Gebete vor Gott sich zu neigen.“ Bevor die Versammlung auseinanderging, stand auch Boki auf und erzählte in Kürze die vorzüglichsten Begebenheiten auf ihrer Reise, und erwähnte insbesondere die Güte und Freundschaft, mit der sie von dem Könige von England aufgenommen, und welche Aufmerksamkeit ihrem Könige und seiner Gemahlin bewiesen worden; er selbst, sagte er, habe persönlich eine Unterredung mit dem Könige gehabt, der ihn aufgemuntert, nach seiner Rückkehr in die Heimath sorgfältig die Aufklärung und den religiösen Unterricht seiner Landsleute zu fördern. Dieß machte auf die ganze Versammlung den günstigsten Eindruck, und verscheuchte jeden Argwohn aus den Gemüthern des Volkes, das sogar von jetzt an nur um so eifriger Belehrung und christliche Unterweisung suchte.

Der Tod des Königs verursachte auf den Inseln nicht die geringste Unruhe. Rihoriho hatte einen jüngern Bruder, Namens Kanikeouli, der aber erst zehn Jahre alt war, und von den Häuptlingen als König anerkannt wurde. Während seiner Minderjährigkeit besteht eine Regentschaft, die aus Karaimoku und den Häuptlingen, welche den König nach England begleitet hatten, gebildet ist.

Mehr noch als den Verlust des Königs bedauerte man den Tod der Königin. Sie war eine Tochter von Tamehameha und Kalakua, und im Jahre 1797 oder 1798 geboren. Zwei Jahre jünger als Rihoriho, zählte sie sechs und zwanzig Jahre, als sie die Inseln verließ. Wie alle Sandwichinsulaner von hohem Range hatte sie mehrere Namen; gewöhnlich wurde sie aber Kamehamaru (Kameha's Schatten) genannt, von Kameha, eine Verkürzung von ihres Vaters Namen, und Maru, der Schatten. Sie war wegen ihrer Herzensgüte allgemein geliebt, und das arme Volk, wenn es seine Abgaben nicht bezahlen konnte, oder von den Häuptlingen gedrückt wurde, oder sonst eine Angelegenheit hatte, wendete sich stets an sie und durfte auf ihre Unterstützung zählen. Gleiche Güte erwies sie auch den Fremden, die auf den Inseln in mißliche Lage kamen, und obgleich sie Leuten, die von ihren Schiffen entwichen waren, niemals Unterschleif gab, so speiste sie dieselben doch oft, wenn sie hungrig waren, und schenkte ihnen inländisches Zeug zu Kleidern. Kamehamaru wird von den Missionären im Umgange sehr munter und liebenswürdig geschildert; eben so fleißig als der König im Lesen und Schreiben, machte sie jedoch nicht so schnelle Fortschritte als er. Dagegen war sie als treffliche Hausfrau ausgezeichnet, und besorgte die häuslichen Geschäfte mit eben so viel Verstand als Geschicklichkeit. Früher dem Genusse gebrannter Wasser ergeben, entwöhnte sie sich derselben völlig, sobald sie christlichen Unterricht anzunehmen begann. Die glücklichen Fortschritte, welche die Bemühungen der Missionäre auf den Sandwichinseln hatten, sind insbesondere der Unterstützung der Königin zu danken, die sich für die sittliche und intellektuelle Erziehung des Volkes sehr besorgt erwies, und sobald sie selbst zum Christenthume übergetreten war, Alles aufbot, um ihre Unterthanen zu bewegen, ihrem Beispiele zu folgen. Also auch hier, wie bei den Barbaren des Abendlandes, fand das Christenthum in den Gemüthern der Frauen den ersten gedeihlichen Boden. Die Königin errichtete zu Honururu eine Schule, wo gegen vierzig Kinder und junge Leute täglich im Lesen und Schreiben, und in den Anfangsgründen der christlichen Lehre von einem Eingebornen, für dessen Unterhalt sie ganz allein sorgte, Unterricht erhielten. Diese Schule lag ihr ungemein am Herzen, und die Fortschritte der Schüler machten ihr die größte Freude. Um sie aufzumuntern, besuchte die Königin, von den Frauen anderer

Häuptlinge begleitet, häufig die Lehrstunden; auch pflegte sie den öffentlichen Prüfungen beizuwohnen, und jene Zöglinge, die sich vorzüglich auszeichneten, mit einer Schiefertafel oder einem Schreibbuch, Pinsel, Federn u. dgl., als Zeichen ihrer Zufriedenheit zu beschenken. Die Missionäre auf den Sandwichinseln betrauerten daher ihren Tod, als einen für sie sehr empfindlichen Verlust.

Die Abreise der Königin insbesondere war mit rührenden Umständen begleitet. Der König war bereits am Bord des Schiffes „L'Aigle", und das Boot wartete nur noch auf die Königin, um sie gleichfalls an Bord zu bringen. Sie erhob sich von der Matte, auf der sie saß, umarmte ihre Mutter und ihre andern Verwandten zärtlichst, und begab sich durch eine große Volksmenge, die sich herbeidrängte, um von ihr Abschied zu nehmen, ans Ufer. Die guten Insulaner fielen, indem sie an ihnen vorbeiging, auf ihre Knie, umschlangen und küßten ihre Füße, benetzten sie mit ihren Thränen, und stießen ein klägliches Geschrei aus, das von Tausenden am Ufer wiederholt wurde. Als sie am Meere angelangt war, gab die Königin dem Volke ein Zeichen, seinen Jammer schweigen zu lassen. Sobald es stille geworden war, sagte sie: „Ich gehe nach einem entfernten Lande, und vielleicht werden wir uns nicht wieder sehen, laßt uns Jehova bitten, daß er uns auf dem Meere, wie euch auf dem Lande beschützen möge." Hierauf rief sie Anna, einen eingebornen Lehrer von den Gesellschaftsinseln, und bat ihn, ein Gebet zu sprechen. Nachdem dieß geschehen war, winkte sie mit ihrer Hand dem Volke Abschied zu und sagte: „Aroha uni oukou" — „Große Liebe für euch" — der Gruß der Sandwichinsulaner. Die Volksmenge folgte ihr nicht allein bis ans Meeresufer, sondern viele wateten auch noch ins Wasser und winkten ihr mit der Hand den Abschiedsgruß, indem sie alle Zeichen der aufrichtigsten Betrübniß an den Tag legten, und bis das Boot ihren Blicken entschwunden war, unaufhörlich: „Ue, Ue!" (wehe! wehe!) riefen.

Der König und die Königin waren auf ihrer Reise nach England von einem Gefolge begleitet, das zwar nicht so zahlreich war, wie das, von denen sie gewöhnlich auf den Inseln umgeben waren; doch befanden sich darunter einige der vornehmsten Häuptlinge; unter andern Boki, Gouverneur von Oahu, und Liliha, seine Frau; Kaurubeimarama, ein entfernter Anverwandter des Königs, Kakuanaoa und Kapihe, zwei seiner Lieblinge; letzterer, in seiner Art ein Mann von großen Kenntnissen, hatte Reisen nach Kanton in China gemacht, um sich in Handelsgeschäften Erfahrungen zu sammeln, und da er eines der schönsten Schiffe, das dem König gehörte, eine Brigg von neunzig Tonnen, Haaheo Hawaii — „Hawaiis Stolz" genannt, befehligte, so hieß man ihn auch den Admiral. Er starb auf der Rückreise zu Valparaiso.

Der General Lamarque und die pariser Juniustage.

(Fortsetzung.)

Nachdem Herr Lepelletier eine Art Nekrolog seines hingeschiedenen Freundes vorgelesen hatte, bestiegen nach einander der Marschall Clauzel, die Herren Maugin, Galabert, Pons de Herault, Lelewel, der vormalige Cortesdeputirte Florez Estrada, die Generale Uminski und Saldanha, Gercognant u. s. w. die Bühne und hielten Leichenreden auf Lamarque.

„Bevor wir uns von der sterblichen Hülle Lamarque's trennen, sagte der Marschall Clauzel, sey es mir erlaubt, im Namen des Heeres eine letzte Huldigung auf seinem Sarge niederzulegen. Nicht eine Aufzählung seiner Thaten will ich hier geben; Wer wie Lamarque sein ganzes Leben vor den Augen der Welt auf Schlachtfeldern zugebracht, hat eine Geschichte, die keinem Franzosen ins Gedächtniß gerufen zu werden braucht. Wenn die Schlachten von Villanova, an der Piava, von Oberlitz und Laybach, wenn die Schlachten von Engendorf und Wagram, die Siege von Alta Julia, Col Sacro und La Silar ihn an die Spitze der ausgezeichnetsten Feldherren stellen, so umstrahlen ihn die Eroberung von Fuentarabia mit 800 Grenadieren, die fast fabelhafte Einnahme des uneinnehmbaren Capri und die Beruhigung der Vendée, unter den tapfern Kriegern und gewandten Staatsmännern mit der Krone eines Ruhmes, der nicht seines Gleichen hat. Es ist auch nicht eine Lobrede, die ich ihm hier zu halten gedenke; denn ich muß hier wiederholen, meine Herren, der Mann, dem an beiden Enden seiner militärischen Laufbahn, bei seiner ersten und seiner letzten That, das Lob zu Theil wurde, sich um das Vaterland wohl verdient gemacht zu haben; der Mann, der als gemeiner Grenadier eintrat und als Marschall von Frankreich starb, hat sich selbst eine Lobrede geschrieben, der Niemand gleich kommen kann. Ja, meine Herren, obgleich auf diesem Sarge nur die Insignien des Generallieutenants glänzen; so war Lamarque doch Marschall von Frankreich. Er war es in den Gedanken des Kaisers, und an dem Tage, wo Napoleon auf dem Felsen von St. Helena ihm mit einem Worte das Diplom dazu ausstellte, wurde er es eben so unvertilgbar in dem Gedanken des Volkes, als wenn ihm dieser Titel unter den Zelten von Erfurt oder im kaiserlichen Schlosse der Tuilerien verliehen worden wäre. Wenn ich daher hier einige Worte spreche; so geschieht es nicht sowohl der Vergangenheit zu Ehren, die von Ehre überfüllt ist, als um eine schmerzvolle Zukunft zu beklagen. Ja, er wird uns fehlen, Lamarque, ein thätiger Arbeiter am Baue der Freiheit, wenn das noch unvollkommene Werk alle unsere Hände in Anspruch nimmt. Wenn ein Krieg mit dem Auslande ausbricht, und Frankreich seine jungen und seine alten Soldaten unter die Fahnen ruft, werden jung und alt nach Lamarque, als einem ihrer Anführer, verlangen. Wenn die Erbitterung des Bürgerkrieges, der uns umgibt, sich noch mehr entzündet, und Energie und einen versöhnlichen Geist erfordert, wird man vergeblich den Friedensstifter der Vendée suchen; endlich wenn die heilige Freiheit, die so lange von ihrer wahren Bahn abgelenkt wurde, der Tribüne die Sorge für ihren Triumph überläßt; so wird die Freiheit in diesem parlamentarischen Kampfe stets einen Ritter weniger haben. Wenn wir also nach Manuel, Foy, Benjamin Constant auch Lamarque hinscheiden sahen; so sind wir es, die zu beklagen sind; so ist es das Vaterland, das man beweinen muß. Seine Leiche wird nach seinem Willen im Boden seiner Heimath, an der Gränze jenes Spaniens zur Ruhe bestattet werden, wo er so großen Ruhm erwarb. Möge sich Lamarque's Grab, wenn je unsre alten Feinde einen Fuß auf Frankreichs Boden setzen, als Bollwerk ihnen entgegenstellen, auf dem die furchtbare Aufschrift: „Fuentarabia und Capri" zu lesen ist. Lebe wohl, Lamarque! Lebe wohl! Im Namen der Soldaten von jedem Range beuge ich mich vor Deiner Bahre!"

Um zu begreifen, wie die ohnehin schon heftig aufgeregte Stimmung der Gemüther bald darauf in jenen furchtbaren Sturm ausbrechen konnte, der ein so beklagenswerthes Ereigniß zur Folge hatte, wird es nothwendig seyn, hier noch einige Stellen aus den an Lamarque's Sarge gehaltenen Reden anzuführen. Es wird daraus augenscheinlich hervorgehen, daß die republikanische Partei keineswegs eine vorhergängige Verabredung zum Aufstande getroffen zu haben brauchte. Auch deutet Alles darauf hin, daß nur die augenblickliche Eingebung des Schmerzes und Zornes die ersten Bewegungen veranlaßte. Zuverlässig bestand keine vorläufige Verständigung für diesen Tag zwischen den Häuptern der republikanischen Partei, den Doktrinären der Republikaner, wie sie die Gazette de France nennt, und jenen jungen Leuten, die in ihrem unbändigen Sinne blindlings in den Tod stürzten. Die Leiche eines der edelsten Patrioten vor Augen, der so zu sagen auf dem kurulischen Stuhle gestorben war *), während das der ungestümen Jugend Frankreichs so verhaßte Justemillieu in phlegmatischer Spießbürgerlichkeit wohlbehalten auf seiner Geldkiste sich breit machte; der schmerzliche Gedanke, wie viel

---

*) Lamarque wurde unmittelbar nach der heftigen Debatte über das Fremdengesetz von der Cholera befallen.

man hier begrub, und wie wenig ihn überlebte; die Verbannten der verschiedenen Nationen daneben, mit ihrer florumwickelten Fahne, stumme und doch sehr beredte Zeugen der Treulosigkeit des neuen Königthums gegen seine in den Julinstagen übernommene Verpflichtung; die hierdurch nothwendig erweckten Gedanken an Frankreichs Erniedrigung gegen Außen, so wie an seinen hoffnungslosen Zustand im Innern; der mit erneuter Stärke gefühlte Schmerz über so bitter getäuschte Hoffnungen — alles Dieß mußte unvermeidlich die schon lange her gährenden Köpfe in die furchtbarste Aufregung versetzen. Und nun mußte man erst alle diese, als die eifrigsten Patrioten Frankreichs bekannten Männer, Mauguin, Dumoulin, Lafayette u. s. w. nach einander auftreten sehen, um einen geliebten Todten zu beweinen, der mit so glänzender Beredsamkeit Frankreichs Ehre einem Ministerium gegenüber vertreten, dem er zugerufen hatte, daß es stehen bleiben wolle: „à cette halte de la boue“ der Restauration — man mußte aus Lelewels Munde an das schreckliche Schicksal des unglücklichen Polens gemahnt werden — man mußte die Klagen eines Uminski, Saldanha, Sercognani u. s. w. hören, von denen jedes Wort als der bitterste Vorwurf durch die Seele schnitt! Wen kann es Wunder nehmen, wenn in einem solchen Augenblicke die lang genährte Entrüstung in helle Flammen der Empörung aufloderte?

„Der Tod des Generals Lamarque, sagte Mauguin, ist ein öffentliches Unglück. Er war einer der seltenen Menschen, denen es gegeben ist, zugleich die Herrschaft des Wortes, des Muthes und des Willens auszuüben. Seine glühende Seele war ganz dem Vaterlande ergeben; er träumte nur von Frankreichs Größe; unsere Erniedrigung fühlte er mit aller Energie eines Franzosen und eines Soldaten... Mit seinen öffentlichen Eigenschaften verband er den Schatz aller Privattugenden. Ich werde ihm nur strenge Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich sage, daß man nicht umhin konnte, die Milde, ich möchte fast sagen, die Naivität seines Charakters zu lieben. In seinen Herzensergießungen, selbst in den vertraulichsten, war nicht ein einziges Gefühl, das nicht durchaus uneigennützig, nicht ein Gedanke, der nicht edel und rein gewesen wäre. Und doch wollte man aus ihm ein Schreckbild für Frankreich machen, aus ihm, dem nachsichtevollen und edelmüthigen Ueberwinder der Vendée, deren Verirrungen er beklagte, und die unter seiner Hand ruhig geblieben wäre, durch Zuneigung für ihn eben sowohl, als aus Furcht. Wir haben Dich verloren, Lamarque; wir werden nicht mehr Deine beredte Stimme hören; der Tod hat das Schwert zerbrochen, auf das am Tage der wahrscheinlichen Gefahren Frankreich zählte. Wir wissen nicht, sollen wir dich glücklich preisen oder beklagen. Es war Dir nicht vergönnt den Triumph zu sehen, der sich für die hochherzigen Meinungen vorbereitete, denen Du Dein Leben weihtest; aber Du solltest auch nicht jene Zeiten der Gefahren erleben, wo Franzosen gegen Franzosen fechten, im Angesichte der Fremden, die uns belauern und bedrohen....“

Welche Empfindungen mußten in den Gemüthern aufleben, als man Lelewel, gleichsam das mahnende Gewissen an Polens Untergang, an Lamarque's Leiche unter andern die Worte sagen hörte: „Erlauchter Schatten! In Deinem Leben warst Du lange Zeit geächtet; lange Zeit irrtest Du auf fremder Erde umher. So stehen wir auf Deinem vaterländischen Boden. Noch schwebst Du über uns und durchfliegst mit einem Blicke die Tugenden Deiner irdischen Laufbahn. Ewig wirst Du in unsern Herzen, die voll der Zukunft und der Hoffnung, fortleben. Dein Andenken wird unsern Geist entflammen in dem Augenblicke des Handelns. Die Polen, ungewiß, ob sie in Dir mehr den Helden von Capri, den Helden der Schlachtfelder, oder den Bürger, den Vertheidiger der Freiheit bewundern sollen, werden Dich zu ihrem Vorbilde nehmen und sich bemühen, nach Deinem Beispiele stets gute Bürger zu seyn, und zugleich mit dem Schwert in der Hand ihr unglückliches Vaterland zu vertheidigen. Ruhe in Frieden, Lamarque's erlauchter Schatten! Es lebe das Vaterland Lamarque's! Es lebe die Freiheit und das französische Volk!“

Nach Lelewel nahm der vormalige spanische Cortesdeputirte, Florez Estrada, das Wort: „Der General Lamarque, sagte er am Schlusse seiner Rede, wünschte glühendheiß Polen, Belgien, Italien frei zu sehen, weil er mit Liebe an der Freiheit seines Vaterlandes hing. Sein edles Herz, und sein großer Geist sagten ihm, daß die Emanzipation aller dieser Völker für Frankreich eine Bedingung der Fortdauer seiner politischen Existenz und seiner innern Ruhe sey. Mit Recht war er der Meinung, daß es im Interesse Frankreichs liege, offen die Völker zu unterstützen, die den Kampf beginnen, um ihre Freiheit wieder zu erlangen. Indem Frankreich ihnen seine Unterstützung verweigerte, hatte es in seinen Augen Erkenntlichkeit und selbst Gerechtigkeit verweigert.... In der That, meine Herren, ist es nicht ein Hirngespinnst, zu glauben, daß Frankreich lange Zeit die reine Luft der Freiheit werde athmen können, so lange die andern Völker unter dem Joche der Knechtschaft seufzen? Auf dem Grabe dieses erlauchten Patrioten möge die Inschrift stehen: „Ihm, der die Freiheit seines Vaterlandes zu sichern, bemüht war, einen Bund der freien Männer aller Länder zu stiften;“ denn Dieß war der Gedanke, der all seine Schritte leitete.“

„Stolz, so schloß der General Saldanha seine Rede, die Freundschaft und das Vertrauen des hochherzigen Mannes erworben zu haben, an dessen Grabe wir Thränen ewiger, aufrichtiger Dankbarkeit vergießen, werde ich allen meinen Ruhm darin suchen, ihn zu meinem Vorbilde zu machen. Glücklich werde ich mich preisen, wenn ich, stark durch seinen Rath und sein Beispiel, in die Fußtapfen dieses großen Bürgers treten, wenn ich, wie er, mein Leben dem Dienste der Freiheit weihen, und treu der Ehre und dem Vaterlande sterben kann.“

Auch im Namen der Deutschen nahm Einer das Wort, Garnier, aus Baden gebürtig:

„Ich erscheine im Namen der deutschen Patrioten, sagte er, um einige Worte dem tapfern General Lamarque als Lebewohl zu sagen. Das konstitutionelle Deutschland verdankt dem beredten Deputirten, dem Erben von Foy's Patriotismus und Talent, einen Theil jener liberalen Erziehung, die uns vorbereitete, die Freiheit zu erwerben. Als die Censur in Deutschland jeden Ausdruck der nationalen Meinung erstickte, ersetzten uns die Reden eines Manuel, Foy, Benjamin Constant und Lamarque die Preßfreiheit. Deutschland schloß sich von Herzen allen hochherzigen Ideen jener berühmten Männer an. Ihre Namen waren dort volksthümlich geworden, weil ihr Patriotismus, der doch wenigstens eine Tribune hatte, um sich auszusprechen, für den stummen Patriotismus Deutschlands das Wort redete; wir verehrten sie, weil sie für uns sprachen, weil sie für alle Freunde der allgemeinen Weltangelegenheit, die Freiheit, sprachen. So oft Frankreich einen dieser großen Bürger verlor, empfand Deutschland den rückwirkenden Stoß davon; so oft das französische Volk ihre Leichenzüge zu einer Nationalsache machte, und dabei die Gelegenheit ergriff, eine schmerzliche Protestation gegen eine Regierung auszusprechen, die seine Bedürfnisse nicht begriff und seine Sympathien nicht theilte, schloß sich Deutschland schweigend dieser Protestation an.“ — „So lebe denn wohl, so schloß der Redner, tapferer General; Du gehörst durch Deine der Freiheit geleisteten Dienste dem liberalen Deutschland an. Der Ruhm der Männer, die wie Du gestorben, indem sie von dem freien Rednerstuhle ins Grab steigen, ist ein Eigenthum aller Völker. Lebe wohl!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Konskription in Siam.

Ein sehr interessanter Charakterzug der siamesischen Regierung ist die dort bestehende allgemeine Conskription, wonach der Dienst der ganzen männlichen Bevölkerung, sowohl für die gewöhnlichen Geschäfte als für den Krieg, unter den Befehlen der Regierung steht. Jeder Einwohner von Siam ist verpflichtet, von seinem 21 Jahre an dem Staate jährlich 4 Monate lang zu dienen. Die einzige Ausnahme machen die Priester (Talapoinen). Um den Wunsch, dieser Staatsdienstbarkeit zu entgehen, einigermaßen zu erfüllen, bestimmt ein allgemeines Landesgesetz, daß man einen Theil seines Lebens im Priesterstand zubringen muß. Eine andere Ausnahme macht der chinesische Theil der Bevölkerung, weil sie für diese Dienstpflicht ein gewisses Kopfgeld bezahlt; ferner sind alle Sklaven davon frei, so wie jeder Hausvater, welcher drei dienstpflichtige Söhne hat. Früher dauerte diese Staatsdienstbarkeit durchgehends sechs Monate im Jahr, aber der Großvater des jetzigen Königs verminderte sie auf vier, wahrscheinlich um die Zuneigung des Volkes zu gewinnen, da er den Thron mit Gewalt eingenommen und alle Mitglieder der gesetzlichen Königsfamilie hatte umbringen lassen. Die ganze Bevölkerung, welche verpflichtet ist, dem Staate zu dienen, wird in zwei Abtheilungen, die der rechten und die der linken Hand, abgetheilt, jede dieser beiden Abtheilungen in Haufen von 1000, 100 und 10 Mann, deren jeder seinen besondern Anführer hat.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 178. 26 Junius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger. *)

(Hiezu die beigelegte Karte.)

1. Einleitung.

Ein langes Dunkel schwebte über den Quellen, dem Laufe und der Mündung des Nigers, von den verworrenen Nachrichten der Schriftsteller des Alterthums an, bis zu den Beschreibungen Afrika's durch Abulfeda und Edrisi, Leo den Afrikaner und bis zur neuesten Zeit. Wenn man den Arabern glauben wollte, so durchschnitt der Niger in seinem Laufe Afrika von Osten nach Westen, um sich in die „See der Dunkelheit“ — den atlantischen Ozean — zu stürzen; Andere dagegen behaupteten gerade umgekehrt, der Niger ströme von Westen nach Osten, und als der Major Houghton, und nach ihm der so berühmte und unglückliche Mungo Park genauer ermittelt hatten, daß der Dschaly-Ba (Joliba) oder „große Strom“ (wie die Mandingvölker den Niger benennen) wirklich eine östliche Richtung nehme, erschöpfte man sich in scharfsinnigen Konjekturen, um beide Behauptungen in Einklang zu bringen. Eben so große Ungewißheit herrschte über die Quellen des Niger, und bis auf Delisle gab man dem Niger und dem Nil entweder gleichen Ursprung oder setzte ihre Quellen dicht neben einander. Delisle zuerst, und nach ihm D'Anville, ließen den Niger in den nämlichen Gebirgen entspringen, wohin sie auf ihren Karten den Ursprung des Gambia und Senegal versetzten. Mungo Park gab dieser Annahme bessere Begründung, und schon Mollien, der die Quellen der beiden letztgenannten Flüsse besucht hatte, bestimmte hiernach mit ziemlicher Genauigkeit den Ursprung des Dschalyba; bis endlich Major Laing mit vollkommen geognomischer Genauigkeit den Ursprung des Niger nachwies. Nicht minder war die Mündung des Stromes ein Gegenstand vielfältiger Widersprüche; denn der mancherlei Annahmen von Delisle nicht zu gedenken, nach welchen der große Strom sich bald in den westlichen Ozean ergießen, bald den Senegal und Gambia, oder den Rio Grande und Rio Castos zu Mündungen haben sollte, behaupteten die Araber, daß der „Nil der Neger oder Sklaven“ wie sie ihn zum Unterschiede vom ägyptischen Nil nannten, einige Seen durchströme, dann unter Sandwüsten hin seinen Lauf nehme; bis er mit dem ägyptischen Nil vereint, sein Gewässer in das mittelländische Meer ergieße. Selbst Major Rennell, der Mungo Parks Entdeckungen weiter verfolgte, kam nach unsäglichen Mühseligkeiten zu keinem andern Resultate, als daß der Niger über Temboktu hinaus, noch tausend Meilen ostwärts ströme, und sich dann in den großen See Wangara ergieße. Marwell und Mungo Park hielten den Dschalyba für einerlei mit dem Zaire oder Kongo, und auch des Kapitäns Tuckey und des Majors Peddie Expeditionen (1816) gaben hierüber keine nähern Aufschlüsse. Kapitän Laing hielt dafür, daß sich der Niger in den Lagos ergieße, und erst einem deutschen Reisenden, Reichard, war es vorbehalten, der Wahrheit am nächsten zu kommen, indem er die Meinung aussprach, daß sich der Niger in die Bucht von Benin ergieße und der Rio Formoso so wie andere Flüsse, die in den Golf von Guinea münden, Arme des Nigers seyen, die wie der Nil in Aegypten ein Delta bildeten. Diese zu ihrer Zeit vielseitig angefochtene Hypothese fand durch Clappertons afrikanische Reisen, auf denen ihn Richard Lander, als Diener, begleitete, nähere Begründung und ist gegenwärtig durch die neuesten Untersuchungen des letztern außer Zweifel gestellt. Nach dem unglücklichen Ende Clappertons zu Sakatu war Richard Lander nach England zurückgekehrt, von wo aus er mit seinem Bruder John zum zweitenmal die gefahrvolle Reise antrat, auf der schon so viele ausgezeichnete und muthvolle Männer ihren Untergang gefunden hatten. *) Richard Lander, von unbemittelten Eltern in Cornwallis geboren, ist weder mit glänzenden Talenten begabt, noch genoß er einer eigentlichen Schulbildung. Seine vorzüglichste Eigenschaft ist eine unerschütterliche Beharrlichkeit und Seelenstärke, die sich bei ihm auf ein fast kindliches Vertrauen in die Fügungen der Vorsehung grün-

*) Journal of an Expedition to explore the Course and Termination of the Niger with a Narrative of a Voyage down that River to its termination, by Richard and John Lander. Vol. III. London 1832.

*) Ledyard, der erste Reisende, den die afrikanische Gesellschaft in London zur Untersuchung des Nigerlaufes absendete, starb schon zu Kairo, obgleich ein Mann, der an die beschwerlichsten Reisen gewöhnt war, und mit Kapitän Cook die Welt umsegelt hatte. Major Houghton hatte gleiches Loos zu Jarra. Mungo Park kam im Niger um. Von Hornemann, der im Jahre 1800 abreiste, ist seitdem nichts mehr gehört worden. Ein Deutscher, Röntgen, wurde von seinem Bedienten ermordet. Nicholls starb auf dem Wege. Major Laing fiel durch die Hand eines maurischen Kaufmanns. Clapperton, Pearce und Morrison, die zusammen die letzte Entdeckungsreise angetreten hatten, kamen gleichfalls dabei ums Leben.
Anm. d. Red.

bet, und ihn Schwierigkeiten überwinden half, denen weit ausgezeichnetere Männer vor ihm unterlegen waren. Der jüngere Bruder John Lander, der die Gefahren dieser Reise mit seinem Bruder theilte, ist demselben in Schulbildung überlegen, und hatte sich einer besseren Erziehung zu erfreuen; wodurch das Tagbuch der Reisenden manche schätzbare und interessante Schilderung mehr gewann. Wie viel Entschlossenheit dazu gehörte, sich in ein für Europäer so tödtliches Klima, unter höchst argwöhnische und feindselig gesinnte Völkerschaften zu stürzen, und mit so geringen Hülfsmitteln eine ungeheure Strecke auf einem noch ganz unbekannten Strome zu durchschiffen, läßt sich gleich aus einigen Zeilen der Einleitung ihrer Reisebeschreibung entnehmen, wo es heißt:

„Obgleich wir nie davon sprechen, waren wir auf unserer mühseligen Reise doch fast ununterbrochen mehr oder minder unpäßlich. Kaum waren einige Tage seit unserer Ausschiffung zu Badagry verflossen, als wir schon den schwächenden Einfluß des afrikanischen Himmelsstriches und eine Erschlaffung empfanden, deren auch der glühendste Eifer nicht immer Herr werden konnte. Es braucht fast kaum gesagt zu werden, daß unser Muth oft nahe daran war, diesem mächtigen Feinde zu unterliegen, zumal wir kein Mittel fanden, seinem bösartigen Einfluß entgegenzuwirken."

So wurden durch den Muth und die Ausdauer zweier anspruchsloser Männer die langverschlossenen Pforten von Westafrika zu einer Reihe von Entdeckungen geöffnet, die in ihren Folgen von eben so großer Wichtigkeit für Europa seyn können, als die des transatlantischen Kontinentes. Im Rathe der Vorsehung aber, wie es scheint, war es beschlossen, daß das Innere von Afrika dem Unternehmungsgeiste der Europäer nicht eher aufgethan werden sollte, bis sie eine Stufe der Civilisation erreicht hatten, durch die sie fähig wurden, von dieser Entdeckung zu ihrem und der Eingebornen Vortheil einen weisen Gebrauch zu machen. So nahe lag den Blicken der abenteuersüchtigen Europäer dieser unermeßliche Kontinent; so anlockende Sagen von seinen Schätzen, Wunderthieren und köstlichen Spezereien waren im Umlauf, und dennoch suchte man eher jenseits einer ungeheuren Wasserwüste der andern Hemisphäre ein Land auf, das wie ein Traumbild nur in der poetischen Seele eines einzigen Mannes bestand, als daß man es wagte, in das so vor Augen gelegene Wunderland einzudringen. Eine Reihe Muthmaßungen und Wahrscheinlichkeiten stellt sich dem Geiste dar, wenn er sich das Innere von Afrika zur Zeit geöffnet denkt, wo Columbus den Gedanken faßte, der untergehenden Sonne nach einer neuen Welt zu folgen. Mit wie viel schrecklicheren Verwüstungen würden die harmlosen Negervölker von jenen blutgierigen und raubsüchtigen Eroberern Meriko's heimgesucht worden seyn, die dorthin wegen der ungeheuren Entfernung doch nur in kleinen Schaaren gelangen konnten, während das nahe Afrika mit zahllosen Schwärmen wilder Abenteurer überschwemmt worden seyn würde. Ist es nicht wahrscheinlich, daß man eben wegen dieser Nähe die so leicht bezwinglichen und so leicht zur Sklaverei abzurichtenden Neger stammweise fortgeschleppt und Afrika entvölkert haben würde, um Europa, das damals noch die Leibeigenschaft so sehr liebte, mit schwarzen Sklaven zu überschwemmen? Und würde man es nicht zuletzt, wenn nichts mehr zu unterjochen übrig, wenn, wie es in Südamerika geschah, die Berge eilig durchwühlt, der Schaum des Reichthums abgeschöpft, die Völker unter dem Schwerte gefallen, oder in Knechtschaft fortgeschleppt waren, als eine menschenleere Wüste verlassen haben, um so mehr, als der für Europäer so tödtliche Himmelsstrich von dauerhaften Niederlassungen abschrecken mußte? Wird es nicht wahrscheinlich, daß die ohnehin wenig zu angestrengter Arbeit geneigten Völker des südlichen Europa's mit erbeuteten Sklavenheeren sich überladen haben, und in eine völlige Faulheit und Stumpfsinnigkeit versunken seyn würden? Es ist kein Zweifel, daß der schnell erworbene Reichthum und die dadurch begünstigte Unthätigkeit, die Spanien und Portugal in unsern Tagen in so tiefes Elend stürzten, damals dem größten Theil von Europa gleiches Schicksal bereitet haben würde. Ja, es ist unter diesen Voraussetzungen mehr als wahrscheinlich, daß die schönsten und von den geistreichsten Völkern bewohnten Länder Europa's, wenn ihre Einwohner mit der Zeit immer mehr in Stumpfsinn versunken, und als nothwendige Folge des Sklavensystems, durch Faulheit entkräftet, der in gleichem Verhältniß erstarkten Sklavenbevölkerung zur Beute geworden wären, wie Dieß bereits in mehreren Theilen der jenseitigen Hemisphäre der Fall ist, oder zu werden droht.

Diese und andere Betrachtungen lassen sich folgerecht aus einander ableiten, wenn man Afrika von Europäern in einer frühern Zeit erobert voraussetzt. Gegenwärtig, wo im Rathe der civilisirten Völker der Menschenhandel mit gerechtem Abscheu gebrandmarkt worden; wo eine vernünftigere Staatsökonomie sie gelehrt hat, daß die Erziehung der Nationen eine dauerhaftere Quelle des Reichthums öffnet, als Bergwerke und Diamantgruben bieten können; wo Spaniens und Portugals Beispiel, an denen in so furchtbarer Wahrheit das alte untrügliche Sprüchwort: „wie gewonnen so zerronnen," in Erfüllung gegangen ist, warnend vor die Augen tritt — gegenwärtig wird Europa von einer Entdeckung, die ihm das Innere von Afrika öffnet, einen ganz andern Gebrauch machen. Europa hat eine große Schuld an die so viele Jahrhunderte hindurch mißhandelten Negervölker, an die mißhandelte Menschheit abzutragen. Es wird sie abtragen, indem es das Licht der christlichen Civilisation unter Völkern verbreitet, auf denen noch alle Gräuel des grassesten heidnischen Aberglaubens lasten.

Eine unverkennbare, wundersame Fügung ist es aber auch, daß mit der Entdeckung Landers, so genau die Vervollkommnung der Dampfschifffahrt zusammentrifft, die allein Mittel und Wege bietet, schnell und sicher auf den reißenden Strömen Afrika's in das Innere desselben einzudringen, ohne sich den unüberwindlichen Gefahren auszusetzen, die mit einem Zuge zu Lande verbunden waren. In Kurzem werden die schwarzen Stämme von der Bucht von Benin an, bis nach Tembuktu das erste Dampfschiff, wie ein schnaubendes Seeungeheuer, den „großen Strom" hinauf steigen sehen. Leicht werden sich friedliche Handelsverbindungen mit Völkerschaften anknüpfen, die so begierig nach Gegenständen europäischen Kunstfleißes sind; das feindselige Mißtrauen der Negerstämme wird in dem Maße abnehmen, als sie einsehen, daß sie die Weißen nicht mehr als Menschenräuber zu fürchten haben, und es wird nicht an jenen entschlossenen Männern fehlen, die nach allen Seiten in diesen unermeßlichen Kontinent eindringen werden, um ihn mit den Waffen der christlichen Lehre der Civilisation zu unterwerfen; denn man ist endlich in unserer Zeit zur Einsicht gelangt, daß diese Waf-

fen allein einen dauerhaften und gesegneten Einfluß auf noch uncivilisirte Völker begründen. Während sich Dieß vom Westen her im Herzen von Afrika vorbereiten wird, läßt sich hoffen, daß die auf Aegyptens Boden ausgestreuten Samenkörner der Civilisation nicht auf dürren Felsen gefallen sind, und daß die Eroberung von Algier so lange Bestand haben wird, um europäischer Kultur im nördlichen Afrika Eingang zu verschaffen. Zu gleicher Zeit sind die französischen Niederlassungen am Senegambiastrom gleichfalls vortrefflich geeignet, in Sudan einzudringen; durch den Basing läßt sich in Ober-Senegal leicht eine Verbindungsstraße mit dem Dschalyba in der Nähe von Sego herstellen, von wo aus man ohne Schwierigkeit in das Goldland von Bure hinaufsteigen oder flußabwärts nach den Städten Djenne und Tembоktu gelangen kann. So von allen Seiten dem Unternehmungsgeiste und der Uebervölkerung Europa's geöffnet, wird dieser so zu sagen neu entdeckte Welttheil, dem Handel, der Industrie, der Wissenschaft in kurzer Zeit ein ungeheures Feld zur Bearbeitung aufschließen, und ohne große Sehergabe läßt sich davon eine höchst wohlthätige Rückwirkung auf Europa vorhersagen.

Ausflüge nach Illyrien und Dalmatien.

6. Cattaro.

(Schluß.)

Der Morgen war angebrochen, als ich mit dem Fernrohre die Höhen des Monte Sella besah, an dem sich schwarze Punkte, wie Irrlichter hin und her bewegten; bald entzogen die Felsen sie dem Anblicke, bald kamen sie an einem andern Orte, wo wir es am wenigsten vermuthet hatten, zum Vorscheine. Es waren Montenegriner, die mit schweren Bürden auf dem Kopfe, die fast senkrechten Höhen, im vollen Sinne des Wortes, wie Gemsen herabsprangen. Männer und Weiber sahen wir oft wie an den Felsen angeklebt, und selbst Maulthiere, Kühe und Ziegen wurden die jähen Wände herabgetrieben, wobei die Männer, mit lautem Geschrei, das deutlich zu uns herabdrang, die Richtung des Weges andeuteten, der genommen werden mußte. Es war Bazar, auch wir eilten vom Fort die schmalen Treppen hinab durch die Porta di Fiumara, dem Markte zu. Am Fuße des Felsen, auf dessen Gipfel San Giovanni liegt, quillt aus dem Kalkgerölle eine mächtige Quelle, die gleich beim Ursprunge eine Mühle treibt, und nach wenigen Schritten als krystallhelles Flüßchen sich in den Golf ergießt. Eine steinerne Brücke führt darüber, und gleich daneben ist der Bazar, ein freier Platz, auf den Montags, Dienstags und Samstags die Montenegriner ihre Landesprodukte zum Verkaufe bringen. Vor dem Platze, am Fuße des Monte Sella, ist ein Wachthaus, wo die Montenegriner, die den Marktplatz früher nicht selten zum Kampfplatze ihrer blutdürstigen Leidenschaften machten, alle ihre Waffen ablegen müssen. Zahlreiche Truppenabtheilungen mit scharf geladenen Gewehren machen die Runde, und kein Montenegriner darf ohne besondere Erlaubniß ins Innere der Stadt, wohl aber die Weiber. Bald war der Platz von den fremdartigen Gestalten erfüllt.

Die Männer hatten bei einer mehr als mittelmäßigen Größe einen muskelkräftigen Körperbau von größtem Ebenmaße; ein muthig blitzendes dunkelblaues, seltener braunes Auge, meistens einen braunen Schnauzbart und ähnliche Haupthaare, die sie aber oft nach türkischer Art theilweise abrasiren. Die Weiber sind kleiner, aber eben so kräftig, ihr Gesicht größtentheils geistlos, selten schön und von einem eigenen Ausdrucke gutmüthiger Dummheit; braune Augen sind bei dem weiblichen Geschlechte häufiger, die braunen Haare sind üppig, der Busen selten voll, und erinnert oft an le Vaillants Hottentotinnen; die Zähne sind bei beiden Geschlechtern von blendender Weiße. Am meisten fallen beim ersten Anblicke die Waffen des Montenegriners auf. Sie bestehen aus einer langen türkischen Flinte, deren Lauf oft mit getriebener Arbeit verziert, und am Schaft mit vielen vergoldeten Blechen befestigt ist. Das Schloß hat einen unförmlich großen Hahn nach Art der spanischen Schlösser, der Schaft ist sehr schmal, gekrümmt, und mehr für eine Pistole als eine Flinte geeignet. Das ganze Gewicht liegt auf dem langen Laufe; aber trotz der Unbehülflichkeit dieser Gewehre, unter denen man nie gezogene antrifft, fehlt der Montenegriner in großer Weite selten seines Zieles, schießt aber nie aus freier Hand, sondern auf oder an einem Steine angelegt. Im rothen Gürtel, der seine weiße, altrömische Tunika zusammenhält, steckt ein einziges, zuweilen auch ein paar Pistolen; nie fehlt jedoch der Handschar, eine Art Hirschfänger, aber nur auf einer Seite geschliffen. An einem zweiten ledernen Gürtel hängen an Trotteln zwei schwarze, mit Silberdrath und Buckeln gezierte Täschchen für Patronen und Feuerzeug, und ein Tabaksbeutel; im Gurte steckt eine lange Pfeife, die bei Armen aus einem thönernen Türkenkopfe, einem Haselrohre, und einer runden Hornspitze besteht. Beim Reichen ist das Rohr oben mit getriebenen Figuren von Silberblech umgeben, und eine Spitze von Ambra (so nennt man hier den Bernstein, besonders ist der wolkige geschätzt) bildet das Mundstück. Unter seiner Tunika trägt er dunkelblaue, weite, faltige, bis an's Knie reichende Hosen. Die Füße bis zum Knöchel sind nackt, von hier an mit einem bunten, starken, gewirkten Wollzeuge, den Tyroler-Teppichen ähnlich, bekleidet, und statt der Schuhe trägt er Opanken, rohe Sohlen, die mit ledernen Schnüren befestigt werden. Die wollenen Socken schützen ihn nicht nur gegen den Druck der Opanken, sondern auch gegen den Biß der giftigen Schlangen, die, wie im Lande als gewiß angenommen wird, nie in Wolle beißen, und so häufig sie auch sind, deßhalb weder die Schafheerden noch die Sockenträger verletzen. Ueber die Achsel trägt er eine lange, in die Quer braun oder roth und schwarz gestreifte, aus Wolle und Ziegenhaaren gewirkte, starke Decke, die mit langen Trotteln geziert ist, und ihm als Regentuch und Unterlage beim Kauern dient; den Kopf bedeckt ein griechisches, rothes, schwarz eingefaßtes oder gesticktes Mützchen. Die Weiber tragen oft bloß eine kurze Tunika ohne Aermel; die weiten Aermel des weißen Hemds sind mit bunten Blumen gestickt, die Fußbekleidung, wie bei den Männern. Reichere Frauen tragen einen breiten, mit rothen Achaten besetzten Gürtel. Vom Gürtel hängt zuweilen eine ovale, bunte, aus Wolle gewirkte Decke herab, selten trägt die Montenegrinerin eine lange Decke (strucka), wie der Mann, und fast nie Waffen, unter Hunderten führt höchstens eine einen Dolch. Von dem hohen Gipfel ihrer Gebirge tragen sie für einige Kreuzer Holz, Eier, Hühner, Fische aus dem See von Skutari, Felle u. s. w. herab; merkwürdig war es mir, hier unter den zum Verkauf ausgebotenen Gegenständen, eine Gemsenhaut zu treffen, die ein Grivoscianer zu Markt gebracht hatte. Mehrere er-

fahrene Jäger versicherten mich einstimmig mit ihm, daß in den wilden Gebirgsschluchten dieses Völkchens noch viele Gemsen leben, die demnach die Pyrenäen, die Schweizeralpen, den Kaukasus, die Karpathen und den Hämus bevölkern.] Unter die Montenegriner mischten sich die bunten Nationaltrachten der Umgegend Cattaro's; da stand ein schwarzer Bocchese, dort Matrosen mit langen rothen, altphrygischen Mützen, hier lehnten sich Panduren auf ihre langen Flinten, und ließen sich von ihrem Sardar Befehle ertheilen. Die Bekannten grüßten sich mit Küssen, und des Lärms und Geschnatters war bis 11 Uhr kein Ende, wo die Mittagssonne, die bisher durch die hohen Felsen des Forts abgehalten war, sengende Strahlen warf, und sich die Käufer allmählich in die Stadt, die Verkäufer nach dem Gebirge zurückzogen.

Französische Literatur.

Paris, 16 Juni.

Von Martignac's Mémoires sur l'expédition d'Espagne en 1823 ist der erste Band erschienen, der einzige, den der Verfasser auszuarbeiten Zeit hatte. Die zwei Bände, welche nachfolgen sollen, werden nach seinen Materialien von seinem Sekretär bearbeitet werden. Der Verfasser begleitete bekanntlich als Kommissär für die Civil-Administration den Herzog von Angoulême, in dem Feldzuge von 1823, und die vielen Angriffe, denen diese Unternehmung seitdem ausgesetzt war, hat ihn veranlaßt, dieses Werk zu unternehmen. Er befand sich dazu in der günstigsten Lage, hatte alle Verhältnisse selbst und aufs genaueste gekannt; seine spätere politische Stellung sprach ihn zum voraus gegen den Verdacht einer fanatischen Anhänglichkeit an seinen damaligen Herrn und Gönner frei, und die bekannte Mäßigung seines Charakters erlaubte ihm beide Seiten der Frage zu erwägen. Der erste Band enthält die Darstellung der politischen Lage von Spanien, von dem Ende der Regierung Karls IV an, bis ans Ende des Jahres 1822. Es ist ein wohlgeschriebenes Buch, wie man gegenwärtig leider nur wenige hier findet, und er hat sich nur selten von dem gewöhnlichen fieberhaften, nach dem Pittoresken haschenden Style der jetzigen Mode anstecken lassen. Im Ganzen neigt er sich zu sehr auf Seite der legitimen Partei; alle Fehler und Verbrechen der andern Partei sind mit schonungsloser Hand aufgedeckt, die der königlichen Partei leichter gehalten, die des Königs selbst in Ungewißheit gelassen. Es ist nicht zu verwundern, wenn man seine Stellung bedenkt, die ihm bei allem Streben nach Unpartheilichkeit doch unverlöschbare Eindrücke gelassen haben mußte. Es ist sehr Schade, daß er nicht im Stande war das Werk zu vollenden; es hätte nothwendig ein helles Licht auf die Plane und Mittel des damaligen französischen Kabinets werfen müssen, in dessen Geheimnisse er eingeweiht war. — Der dritte Band von Valery Voyages historiques et littéraires en Italie ist erschienen; er enthält Toscana, die Legationen und Neapel, und der vierte wird Rom enthalten. Er ist, wie die beiden ersten, eine Art von Cicerone, weniger lästig und geschwätzig als ein lebendiger, und zeigt so gut als ein solcher die Kuriositäten, die an jedem Orte den unglücklichen gebildeten Reisenden erwarten; und da dieser natürlich nicht Alles verstehen kann, so gibt ihm Valery gemäßigte Urtheile über Alles an die Hand, so daß er nachher als ein hübscher Mensch in anständiger Gesellschaft von Gemälden und Alterthümern, von Palästen und Naturscenen, von Bildsäulen und Theatern reden kann. Man ist bisweilen geneigt, das Buch für eine feine Satyre auf diese allwissend-unwissende Art zu reisen anzusehen, und es kommen solche Züge vor, daß man den Verfasser als einen großen Humoristen ansehen würde, wenn er nicht wieder auf eine so honnete Art langweilig und schwerfällig wäre, daß man sich am Ende überzeugt, daß es ernstlich gemeint sey. Der Verfasser selbst ist ein Bibliothekar, und der Theil, der die Bibliotheken betrifft, ist daher auch derjenige, der am ehesten etwas Neues enthält, und wo die Bemerkungen des Verfassers von Werth seyn können. Unglücklicherweise ist er aber in den bodenlosen Abgrund der Inkunabeln und seltenen Bücher versunken; ebenso sind Autographen und dergleichen Spielereien seine große Leidenschaft, so wie Alles, was die Adepten in der Freimaurerei der Bibliomanie zu Gegenständen ihres Kultus gemacht haben, als da sind Bücher auf Pergament gedruckt u. s. w. Daher lernt der Leser auch in diesem Theile nicht viel Nützliches und Erhebliches. Von Italien selbst, dem lebenden Volke und seinen Verhältnissen ist nicht viel die Rede; das Land erscheint in dem Buche, wie ein großes Kunstkabinet allein da die meisten Reisenden den Gesichtspunkt des Verfassers gewählt haben, so ist es ein verdienstliches Unternehmen, ihnen hier in einem mäßigen Format ein ziemlich vollständiges Repertorium aller der Dinge an die Hand zu geben, bei denen sie ein Trinkgeld zu geben haben. Der Ton des Buchs ist sehr anständig, die Anekdoten nicht indiskret, was bei italienischen Reisebeschreibungen eine große und seltene Tugend ist, der Styl höchst mittelmäßig. — Ein neuer französischer Reisender, Desnoyers, ist im Monat December von Calcutta abgereist, um, von seiner Frau begleitet, eine Reise im Innern von Asien zu unternehmen. Der Generalgouverneur von Indien hat ihm von dem Radschah von Lahore die Erlaubniß verschafft, nach Lahore und Caschemir zu gehen, von wo er nach Afghanistan vorzudringen gedenkt, wenn es die politische Lage des Landes erlauben sollte, was jedoch nicht wahrscheinlich ist. — In wenigen Tagen wird die französische Uebersetzung des chinesischen Drama's: „der Kreis von Kreide,“ in 6 Akten erscheinen. Er ist von St. Julien übersetzt, und das erste chinesische Drama, das vollständig übersetzt erscheint, sowohl der Theil, der in Prosa, als der in Poesie geschrieben ist. Etienne Quatremère verspricht eine französische Uebersetzung der Beschreibung von Aegypten, von Macrizi. — Der Tod Cuviers hat einen allgemeinen und höchst schmerzlichen Eindruck hervorgebracht; er war vom Publikum nicht geliebt, sein politischer Charakter war vielem Tadel ausgesetzt, und der Neid nagte an seinem wissenschaftlichen Ruhme; aber dennoch behauptete das Verdienst und das Talent seine Rechte, und das Publikum sah mit Schrecken eine so kräftige Natur plötzlich gebrochen, und den größten literarischen Ruhm von Frankreich verschwinden. Die Akademie der Wissenschaften ist in großer Verlegenheit, ihm einen Nachfolger als Sekretär zu finden. Es scheint, er hatte seit mehreren Monaten ein Vorgefühl seines bevorstehenden Todes, und viele Personen erinnern sich jetzt an Aeußerungen von ihm, die beweisen, daß er dieses Jahr nicht zu überleben glaubte. Diese Ueberzeugung hatte ihn vermocht, mit angestrengter Arbeit an den Werken zu schreiben, die er noch zu vollenden wünschte, und in den letzten sechs Wochen hatte er zwei Bände seiner vergleichenden Anatomie völlig umgearbeitet, und für eine neue Ausgabe fertig geschrieben.

Es ist kürzlich hier und in London eine Sammlung von lithographirten Skizzen der häuslichen Gebräuche von Ostindien erschienen, unter dem Titel: 24 Sketches of the domestic manners of the Hindoos by Mad. Belnos and Mr. Colin. Mad. Belnos ist eine indische Mulattin, die eine Menge von Zeichnungen aus Bengalen mitgebracht, und sie gemeinschaftlich mit dem Maler Colin herausgegeben hat. Die Wahl der Scenen und die Ausführung sind ziemlich gut; die meisten derselben sind neu, und finden sich weder in Solvyns, Cox und Grindlay, noch in dem lächerlichen Werke von Williamson über die Engländer in Indien. Mad. Belnos hat sie mit einem Texte begleitet, der zugleich englisch und in einer sehr mittelmäßigen französischen Uebersetzung beigedruckt ist, und einige unbekannte Details über die Sitten der untern Klassen in Bengalen gibt. Einige der Zeichnungen, z. B. die, welche einen Gaukler vorstellt, der einen Bock auf eine Menge aufeinander gestellter Holzstücke steigen läßt; die, welche Parias vorstellt, die einen todten Büffel zerstücken, u. a. sind ausgezeichnet hübsch. — Renouard hat den Druck seines längst angekündigten provençalischen Lexikons angefangen; es wird in 4 Quartbänden nicht nur ein eigentliches Lexikon, sondern auch eine Menge ungedruckter provençalischer Gedichte enthalten, die theils als Beispiele in den Text des Buches eingeschoben, theils als Anhang beigegeben werden. — Pasquier, der Präsident der Pairskammer, schreibt ausführliche Memoires über sein öffentliches Leben, die von der Zerstörung der Bastille, bei der er gegenwärtig war, bis auf den heutigen Tag gehen; sie enthalten das genauste Detail aller Staatsangelegenheiten, an denen er seit dieser Zeit Theil genommen hat, und werden 20 Bände bilden; sie können nicht während seines Lebens erscheinen. — Einen unersetzlichen Verlust hat die Literatur und Gelehrsamkeit in Frankreich durch den Tod des großen Sinologen Abel Remusat erlitten. Er war der Schöpfer und Chef der historischen orientalischen Schule in Paris, und im Begriffe vier große Werke, an denen er seit vielen Jahren arbeitete, herauszugeben; seine Constitution und sein Alter (44 Jahre) schienen ihm noch eine lange Laufbahn zu sichern. Hr. Remusat ist in der Nacht vom 3—4 Juni gestorben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Beilage: Charte zu Lander's Reisen in Afrika.

r.

32.

Auf
ten,
län-
den,
Erde

Kö-
lücks-
gleit
auf,
rauf,
rzäh-
agos
und
chher
ufge-
f. w.
den
Ge
rbäu-
laub-
nen,
ange
aber
Kö-
tten.
ngen
Unter
ihm
vier
für
inge;
Ton-
all-
unds-
mte,
kein
halb
daten
rden.

Beilage: Charte zu Lander's Reisen in Afrika.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 179. 27 Junius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

1. Ankunft zu Badagry. — König Adule.

Richard und John Lander gingen am 9 Januar 1830 auf der Brigg „Alert“ zu Portsmouth unter Segel, und erreichten am 22 Februar, nach einer Fahrt von zwei und vierzig Tagen, Cape Coast Castle, eine englische Faktorei auf der Goldküste, wo sie das Glück hatten, einen alten Neger, Namens Pascoe nebst seiner Frau, und einen andern, Dschoddi mit Namen, zu treffen, die alle drei im Gefolge Kapitän Clappertons Lander auf seiner ersten Reise in Afrika bekannt geworden waren. Diese alten Freunde, und zwei andere Eingeborne aus Bornu, Ibrahim und Mina, die in der Haussasprache wohl bewandert, und mit den englischen Sitten vertraut waren, wurden in Dienst genommen. Am 4 März schiffte sich die Reisegesellschaft nach Accra ein, der gesündesten Faktorei der Engländer auf der westlichen Küste von Afrika. Am 15 verließen sie auf einem königlichen Schiffe Accra und langten am 21 zu Badagry (auf den Karten gewöhnlich Badagh genannt) an. Der Fluß Badagry, ein Seitenarm des Lagos, bildet ein schönes Wasserbecken, das einem kleinen See gleicht; sein Gewässer ist spiegelglatt und bis auf den Grund durchsichtig; seine malerischen Ufer beschatten Bäume von einem glänzenden Grün, zwischen denen Heerden von Hirschen, Antilopen und Büffeln auf der Weide zu sehen waren.

„Sobald wir,“ so heißt es in dem Tagebuch der Reisenden aus dem wir nur hie und da die Verfasser redend einführen werden, „am jenseitigen Ufer des Flusses angelangt waren, sahen wir uns von einem Haufen Männer, Weiber und Kinder bis nach der Stadt Badagry begleitet. Alle machten hinter uns her einen furchtbaren Lärm, ohne daß wir Anfangs errathen konnten, ob dieß verworrene Geschrei Freude oder Unwillen, Bewunderung oder Spott bedeuten sollte; wir merkten aber bald, daß letzterer vorherrschte; auch war unser Aufzug wirklich so seltsam, als man sich nur denken kann; er bestand aus einem Strohhut breiter als ein Sonnenschirm, einer scharlachrothen Kutte, wie sie die Mohammedaner zu tragen pflegen, und einem Gürtel nebst türkischen Stiefeln und weiten Pluderhosen. Eine so ungewöhnliche Kleidung mußte freilich unserem ungebetenen Gefolge hinlänglichen Stoff zum Lachen geben; wirklich machten sie sich auch darüber weidlich lustig, und nur die bescheidnern Frauen wendeten sich beiseite, und suchten ihr unwiderstehliches Kickern zu bergen, um uns nicht zu beleidigen. Auf unsrem Wege sahen wir hingegen verschiedene Gruppen von Leuten, die unter dem Schatten prächtiger Bäume Lebensmittel und inländisches Tuch feil hatten, und bei unserer Annäherung aufstanden, sich verbeugten oder zum Zeichen ihrer Ehrfurcht gar auf die Erde fielen.“

Am folgenden Morgen wurden die Reisenden Adule, dem Könige von Badagry vorgestellt, der durch eine Reihe von Unglücksfällen, die ihn kurz vorher betroffen hatten, in tiefe Traurigkeit versenkt schien. Gleichgültig nahm er sie und ihre Geschenke auf, die er kaum eines Blicks würdigte, und erst einige Zeit darauf, klärte sich den Reisenden seine befremdende Kälte durch die Erzählung seines Mißgeschickes auf. In einem Treffen gegen die Lagos waren seine besten Krieger und zwei seiner Feldherrn gefallen; und um das Maß des Unglücks voll zu machen, war kurze Zeit nachher seine Wohnung in Brand gerathen und eine Menge darin aufgehäufter Waffenvorräthe, Geschenke von Europäern, Pulver u. s. w. zu Grund gegangen. Kaum war er selbst mit seinen Weibern den Flammen entronnen, da die nach Landessitte stets geladenen Gewehre losgingen und Alle verwundeten, die zur Rettung des Gebäudes herbeigeeilt waren. Als die Reisenden ihn später um Erlaubniß baten, ihre Reise fortsetzen zu dürfen, antwortete er ihnen, daß die Wege ungangbar und unsicher seyen, und suchte sie so lange als möglich zurück zu halten. An dieser Verzögerung waren aber vorzüglich mehrere Häuptlinge schuld, die das Mißtrauen des Königs gegen die Absichten der Weißen zu erwecken gewußt hatten. Nur durch eine Menge Geschenke und die größten Versprechungen gelang es ihnen endlich seine Einwilligung zu erkaufen. „Unter anderm verlangte er eine Anweisung auf mehrere Artikel, die ihm aus Cap Coaste Castle oder England geliefert werden sollten; so vier Uniformen, wie sie der König von England zu tragen pflege, für sich, und vierzig andere weniger prachtvolle für seine Häuptlinge; zwei große metallene Drehbassen, fünfzig Musketen, zwanzig Tonnen Schießpulver, vier schöne Schwerter, und vierzig Säbel; außerdem noch zwei Tonnen Rum, eine Kiste mit Zimmermannswerkzeugen, Oelen, Farben und Pinseln, da der König sich rühmte, er sey ein Schmid, Zimmermann, Maler, kurz Alles, nur kein Schneider. Außer diesen Kleinigkeiten mußten ihm noch ein halb Dutzend Raketen und eine Raketenbüchse, sammt einem Soldaten aus Cap Coast, der sie loszubrennen verstehe, zugesagt werden.

Zuletzt verlangte er noch ganz bescheiden zwei Fässer Porzellanschnecken (die Münze dieser Völkerschaften) als Entschädigung für die Kriegskosten, die ihm durch die Angriffe der Einwohner von Porto Novo, Atta und Dschunculi zugewachsen seyen, die ihn mit Krieg überzogen, weil er ohne ihre Einwilligung weiland Kapitän Clapperton die Erlaubniß, ins Innere des Landes zu reisen, ertheilt habe. Zum Spaß fragten wir ihn, ob er mit dem bereits Verlangten zufrieden sey, als er nach einigem Bedenken und einer lauten Berathung mit seinen Häuptlingen, erwiderte, er habe vergessen, daß er auch noch einen großen Sonnenschirm brauche, ferner vier Kisten Kartätschenkugeln, und eine Tonne Feuersteine. Auch Dieß wurde auf das Verzeichniß gesetzt, und die Anweisung endlich zusammengelegt und versiegelt. So wurde sie den Händen Adule's übergeben, der bemerkte, er werde sie durch einen seiner Häuptlinge über Accra nach Cap Coast Castle schicken, wo er so lange warten solle, bis ihm die vorgeschriebenen Sachen übergeben wären. Wenn der gute Häuptling so lange warten konnte, bis seine Anweisung honorirt wurde, so wollen wir seine Geduld loben."

Der Aufenthalt in Badagry wurde den Brüdern fast unerträglich gemacht; von unaufhörlichen Besuchen belästigt, die alle Geschenke oder Rum haben wollten, waren sie auch gezwungen, ihnen alle mögliche Höflichkeit zu beweisen, und stets ein freundliches Gesicht zu zeigen. Die meisten ihrer schwarzen Freunde verließen sie in einem Zustande völliger Trunkenheit. Lantern, der Sohn Adule's allein, machte hievon eine rühmliche Ausnahme. Er sprach etwas englisch und zeigte in seinem Benehmen viele Achtung und Bescheidenheit. „Obgleich er wie ein kleiner Knabe aussah," bemerkt das Tagebuch, „hatte er doch schon drei Frauen und war Vater von drei Kindern. Seine Vorderzähne waren nach der Mode der Lagosneger spitzig zugefeilt; doch hatte sein Gesicht nicht den Ausdruck von Wildheit, den wir bei dem größten Theil der Unterthanen seines Vaters bemerken konnten. Als wir ihn fragten, ob er im Stande seyn würde, uns oder andern Europäern Leides zu thun, wenn er zur Herrschaft gelangte, antwortete er nichts, sondern näherte sich schweigend unserm Sitze, fiel vor uns auf die Knie, drückte mich lebhaft an seine nackte Brust und küßte mir zärtlich die Hand. Ich glaube nicht, daß Worte halb so beredt hätten seyn können, als diese stumme Sprache."

Endlich erhielten die jungen Reisenden die Einwilligung des Königs zur Abreise; doch wollte er sie nicht auf dem kürzesten Wege nach Djenne gehen lassen, weil sie ein Fetischland betreten müßten, wo sie unfehlbar mit dem Tode bestraft werden würden, so bald sie nur einen Fuß dahin gesetzt hätten. Freudig verließen sie Badagry, wo sie von dem Könige bis zu dem geringsten Bettler herab, nichts als Habsucht und die roheste Trunkliebe gefunden hatten. Nur eine Tugend nahmen sie an diesen Negern wahr: die tiefste Ehrfurcht gegen Eltern und alte Leute; sonst stießen sie überall auf böse Eigenschaften.

(Schluß folgt.)

Rom und der Papst im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Es ist ein charakteristischer Zug aller Tribunale des Kontinents, daß die Präsumtion stets gegen den Angeklagten ist, und Dieß besonders in den Ländern, wo Alle, die mit zwölf Sous und einer Beichte ihr Gewissen von jeder nur einigermaßen lästigen Bürde befreien zu können glauben, die Spionerie als Handwerk treiben. Dieß ist in Rom der Fall, wo eine Anklage oft auf den nichtswürdigsten Vorwand gegründet wird. In England, wo die Anklagen seltener sind, weil sie durch gegründete Beweise belegt werden müssen, ist die Präsumtion immer für den Angeklagten; in Italien dagegen ist es nicht Sache des Richters, zu zeigen, daß der Angeklagte die Gerechtigkeit für sich hat, sondern nur, daß er ihr nicht entgehen kann. Dieses System ist augenscheinlich weit weniger geeignet, dem Siege der Wahrheit, als vielmehr der Strenge der Gesetze Vorschub zu leisten; der Ankläger ist vom Gerichte begünstigt, der Angeklagte das Opfer. Der Richter spielt eine obligate Rolle, der Rechtskundige verhört, und stellt dem Angeklagten verfängliche Fragen, treibt ihm Thränen in die Augen und erschreckt ihn; der Angeklagte, vielleicht unschuldig, wird verwirrt und muß schweigen; der Richter dagegen erwirbt sich durch diese mündliche Tortur den Ruf eines geschickten Beamten, der Angeklagte wird gehangen, und das Tribunal feiert den Triumph seiner Macht über Leben und Tod. Selbst in Frankreich leidet die Würde der Gerechtigkeit, die dort in ihrer vollen Unabhängigkeit besteht, unter dieser Leidenschaft, einen Schuldigen zu überführen. Der Richter in England wird der Advokat des Angeklagten, wenn kein anderer da ist; der Richter in Frankreich zum Advokaten des Anklägers.

In Rom finden nur wenige Hinrichtungen statt, denn hier, wie fast überall, werden die meisten Verbrechen unter dem Pöbel begangen, der seine Rache nur selten dem langsamen Gange der Gerechtigkeit anheimstellt. Mit dem Stilet verschafft er sich schnelleres Recht; ein Dolchstoß wird durch einen andern beantwortet, und das Gesetz kümmert sich wenig darum, diesen Repressalien Einhalt zu thun. Eine merkwürdige Ausnahme findet zu Gunsten der Priester und Frauen statt, die keiner Todesstrafe unterworfen sind. Ein Priester, sey er nun Dieb, Verführer, Verschwörer oder Meuchelmörder darf nie ein Schaffot besteigen; das Aergste was ihm geschehen kann, ist, daß er in das Korrektionshaus „Ergastolo" kommt, wo er nichts zu thun hat, und auch nichts thut. Er kann sein Brevier lesen, und muß täglich eine Messe hören, das ist Alles. So wird er vom Papste so lange gefüttert, bis sein Pfleger es müde wird, ihn länger zu füttern; sobald er zur Last wird, findet man ihn auf dem Wege der Besserung, sein Aufenthalt in diesem römischen Fegfeuer wird plötzlich abgekürzt, man sieht, daß er bereut, und seine Fehler abgebüßt hat; der Padre cherico bürgt für seine Tugend, und er wird frei gelassen. Stirbt er im Gefängniß, so kommt er noch ehrenvoller davon; er wird absolvirt, in das Kleid des heiligen Dominicus gewickelt und geradeswegs in den Himmel geschickt. Die Frauen werden auch zum Kerker verurtheilt, jedoch mit dem Unterschied, daß man ihnen Beschäftigung gibt. Viele weiße Hände römischer „Donzelle" sind beschäftigt, Hanf und Wolle zu spinnen und Stalldecken zu weben. In ihrer „Casa"

die den Namen des Erzengels Michael führt, tödten diese Damen den Satan und das Fleisch durch die Geißel, Brod, Wasser und unaufhörliche Messen; — freilich ein gewaltiger Kontrast mit dem Leben einer Spaziergängerin der Piazza di Spagna, einer freien Trasteverina und einer ersten Sängerin des Theaters Phönix; indeß, Alles wohl überlegt, immer noch ein annehmlicher Zufluchtsort für die unglücklichste aller gesunkenen Mächte, für eine alternde Schöne.

Die Sagra consulta vereinigt mit ihren sonstigen Amtsverrichtungen auch ein Quarantänekomité. Gleich der Lanze des Achilles, deren Spitze tödtete und deren Rost heilte, spendet sie wechselsweise Leben und Tod. Im jetzigen Augenblick, wo man von der Cholera bedroht ist, dürfte es nicht überflüssig seyn, im Vorbeigehen mit einigen Worten der Quarantäneanstalten von Rom zu erwähnen.

Die Staaten des heiligen Vaters sind bekanntlich von der Pest umlagert. Mohammed vermachte diese Geißel seinen Anhängern und bei den Muselmännern ist die Pest unsterblich. Schwebt sie nicht über den Turbanen von Konstantinopel, so schwebt sie über den wollenen Mützen von Schiras und Teheran; verwüstet sie die tatarischen Lager an den Ufern des Baikal nicht, so lichtet sie die Harems von Marokko; ist sie nicht in Marokko, so ist sie in Kairo, und ist sie nicht in Kairo, so zwingt sie die Barbaren von Tunis und Tripolis Frieden zu machen, indem sie beide Völker decimirt; kurz sie ist immer im Zuge, immer thätig und streicht stets um die Staaten Sr. Heiligkeit herum. Eine so drohende Gefahr vermochte selbst die römische Faulheit aufzuregen, und der glückliche Erfolg spricht am besten für den Werth der gegen diese schrecklichste aller Geißeln getroffenen Maßregeln.

(Schluß folgt.)

Der Prediger Irving vor dem schottischen Presbyterium.

Das Unwesen, welches Herr Irving mit seiner unbekannten Sprache angerichtet hatte, war endlich so arg geworden, daß er vor dem Presbyterium der schottischen Nationalkirche, zu der er früher gehörte, verklagt wurde, als ein Mann, der nicht geeignet sey, fortan die Pflichten eines Geistlichen dieser Kirche zu erfüllen. Als das, nach der Weise der schottischen Kirche, aus Geistlichen und Laien zusammengesetzte Presbyterium sein Amt wie gewöhnlich mit Gebeten eröffnete, kam über eines der Schafe des Herrn Irving der Geist, und es redete in der unbekannten Sprache. Es dauerte dießmal zum Glück nur wenige Minuten, und endete noch vor dem Schlusse des Gebets. Dann ward die Klage verlesen, des Inhalts, daß Herr Irving gegen die Bedingungen seines Amtsantrittes Leuten, die nicht Mitglieder oder Lizentiaten der schottischen Kirche waren, gestattet habe, öffentlich und während des Gottesdienstes aufzutreten. Die aufgerufenen Zeugen, alle, wie es scheint, selbst mit der Gabe in der unbekannten Sprache zu reden, behaftet, gaben an, daß der regelmäßige und gewöhnliche Gottesdienst von verschiedenen Personen, welche die Gabe der Sprache zu haben behaupteten, unterbrochen worden sey, und daß Herr Irving nicht nur keinen Versuch gemacht, diese Unterbrechungen zu beseitigen, sondern öfters gebetet, daß der heilige Geist sich in der unbekannten Sprache äußern möchte, und für die Aeußerungen dem Herrn gedankt habe. Alle diese Zeugen erklärten, sie hielten das Vermögen, in der unbekannten Sprache zu reden, für ein Geschenk des heiligen Geistes. Herr Irving fragte die Zeugen, ob diese Offenbarungen nicht mit der heiligen Schrift übereinstimmten? Der Vorstand bemerkte, er könne diese Frage nicht zulassen. Man habe zu entscheiden, ob diese Dinge sich mit den Lehren der schottischen Kirche vertrügen und nicht, ob sie sich mit der Schrift vertrügen (bei diesen Worten ließen sich in der orthodoxen Versammlung, so wenig sie sonst Herrn Irving beipflichtete, doch einige Zeichen von Mißbilligung hören). Die schottische Kirche habe den Worten der Schrift eine bestimmte Bedeutung beigelegt, und die daraus hervorgehenden Dogmen in ihre Konstitutionen aufgenommen. Herr Irving habe angelobt, sich an diese Konstitutionen zu halten, und die Frage sey nun nicht, ob diese Konstitutionen richtig seyen, sondern ob Herr Irving sich daran gehalten habe. Herr Irving bemerkte, das Presbyterium, indem es ihn hindere, an die heilige Schrift zu appelliren, habe bewiesen, daß es nicht von Christus, sondern von dem Antichrist beseelt sey. Das Zeugenverhör nahm nun an diesem Tage (26 April) noch so viel Zeit weg, daß die Fortsetzung der Verhandlung auf den folgenden Tag verschoben werden mußte, wo dann Herr Irving seine Vertheidigungsrede hielt, die nicht weniger als fünf Stunden dauerte, und sich namentlich durch eine ungemeine Kraft und eine Schwärmerei auszeichnete, die ein neuer Beweis ist, daß die Schilderungen Walter Scotts in seinen „Schwärmern“ aus dem Leben eines zu einer tiefen, düstern Schwärmerei geneigten Volkes genommen sind. Er begann damit, dem Presbyterium ins Gedächtniß zurückzurufen, daß Johannes der Täufer laut die Ankunft des Sohnes Gottes in den Worten verkündet habe: nach mir kommt einer, der vor mir gewesen ist, dem ich nicht würdig bin, die Schuhriemen aufzulösen. Ich taufe mit Wasser, aber er wird mit dem heiligen Geist taufen. Es hat Gott gefallen in seiner großen Gnade und zur Erwiderung des Flehens seines Volkes, das gläubig zu ihm emporrief Tag und Nacht, der Kirche, deren Hirte ich bin, durch die Gabe des Sprechens in Sprachen und durch Prophezeiungen die Taufe mit dem heiligen Geiste kund zu thun, und nachdem ich diese Zeichen nach dem Worte der Schrift und dem Zeugnisse meines Gewissens untersucht hatte, hielt ich sie für Offenbarungen des heiligen Geistes, und in diesem Glauben wagte ich nicht, ihnen Schweigen aufzulegen, sondern befahl sie zu hören, da sie dem Worte Gottes gemäß und den Satzungen der schottischen Kirche in nichts entgegen sind. Jetzt stellt man mich zur Rede, weil ich nicht meine Hand an sie legen und sie unterdrücken wollte gegen mein eigenes Gewissen, gegen das Gewissen der meisten Andächtigen, gegen das Wort Gottes und gegen den Namen des Herrn Jesus. Anfangs ergriff der Geist nur in Privatandachten die Personen, die er erwählt hatte, allmählig aber, als sie Gott näher und näher kamen, wurde die Gabe in ihnen vervollkommt, und sie begannen in Gegenwart Anderer zu sprechen. Unter diesen Umständen hielt ich es für meine Pflicht, zu prüfen, ob Dieß falsche und betrügliche Offenbarungen seyen, nach dem zweiten Kapitel der Offenbarung, worin geschrieben steht, daß der Engel der Kirche von Ephesus getadelt ward, weil er zugab, „daß das Weib Jesabel, das sich eine Prophetin nennet, meine Diener lehrt und verführt, Hurerei zu begehen und Dinge zu essen, die den Götzen geopfert worden.“ Das Erste, was ich that, war, daß ich diese Personen ihre Prophezeiungen vor mir aussprechen ließ, und da Alle, welche ich hörte, so weit ich weiß, ein gottseliges Leben führten, so wagte ich es nicht, ihnen Einhalt zu thun. Oeffentlich in der Kirche in einer unbekannten Sprache zu sprechen, ist den Ordnungen der schottischen oder irgend einer andern protestantischen Kirche nicht entgegen; wenn Dieß aber auch der Fall gewesen wäre, so würde ich mich nicht zum Gehorsam verbunden gehalten haben, da ich diese Reden für Offenbarungen des heiligen Geistes hielt. Der Herr Jesus läßt ihnen keinen Einhalt thun, und man soll ihnen auch keinen Einhalt thun, so lange der Herr mich mit dem Dienste dieser Kirche beehrt. Mögen Die, welche mich anklagen, sich in Acht nehmen, was sie thun. Sie haben ihre Ohren der Stimme der Wahrheit entzogen, und sich keine Mühe nehmen wollen, die Sache zu untersuchen, und mit der Besitzurkunde des Gebäudes in ihren Händen, suchen sie Jesus aus seinem Hause zu vertreiben. (Hier erinnerte der Vorsitzer Herrn Irving, daß er eine solche Sprache gegen die Klagsteller nicht dulden könne. Herr Irving fuhr sodann fort.) Ich finde, daß im 11 und 14 Kapitel des Buchs an die Korinther den Weibern verboten ist, in der Kirche zu sprechen, aber nach der Erklärung von Locke, Scott und Browne beziehen sich diese Stellen nur auf Weiber, die aus eigener Kraft, aber nicht auf solche, die in Kraft des heiligen Geistes sprechen. Da ich nun geprüft und gefunden hatte, daß die unbekannte Sprache nicht das Werk eines bösen, sondern des heiligen Geistes sey, so blieb mir nur noch die Unter

suchung übrig, wie die Offenbarungen dieses Geistes in der Kirche in Ordnung zu bringen seyen. Ich fand aber hierüber nichts in der Schrift. Es ist indeß den Satzungen der schottischen Kirche nicht entgegen, daß andere als Licentiaten oder graduirte Geistliche in der Kirche öffentlich reden; offenbar will man mit dieser Klage nur verhindern, daß die Stimme des Herrn in seinem eigenen Hause vernommen werde. (Der Präsident bemerkte hier wiederum, daß man den Klagstellern Beweggründe unterschiebe, gegen die sie sich durchaus verwahrten.) Der Zweck dieser Klage ist, den Namen von Jesus als Täufer mit dem heiligen Geist zu vernichten, und mich und meine Heerde aus dieser Kirche auf die Straße hinaus zu werfen, die, ich muß es sagen, größtentheils auf das Ansehen meines eigenen Namens gebaut wurde. Ich unterwerfe den gegenwärtigen Fall dem Presbyterium als einem Presbyterium der schottischen Kirche nicht, denn ich habe mich mit meiner Gemeinde der Gerichtsbarkeit derselben entzogen. Ich unterwerfe den Fall ihm nicht, als einem Gerichtshof der christlichen Kirche, denn er hat sich selbst dieser Stellung begeben, indem er eine Berufung auf die Schrift nicht hören wollte, was nur ein Gerichtshof des Antichrists thun konnte, und ich glaube, daß das Presbyterium kein richtiges Urtheil in der Sache geben kann, bis es bereut, was es gethan, und eine Berufung auf die Stimme Gottes zuläßt. Noch bitte ich, das Presbyterium inne zu halten, ehe es einen Spruch gegen mich fällt, denn wenn, wie ich glaube, der heilige Geist sich in seiner Kirche geoffenbaret hat, so würde ihre Lage bedauernswerth seyn, wenn sie den Tempel schlössen, in welchem vor allen andern Gott sich gezeigt hat."

Bemerkenswerth für den Geist der Versammlung ist namentlich die Sorgfalt, mit welcher der Präsident des Presbyteriums den Vorwurf von sich ablehnte, daß er keine Berufung auf die heilige Schrift habe gestattet, daß er, wie Herr Irving sich ausdrückte, die Stimme dieses heiligen Geistes nicht habe hören lassen wollen. Der Erfolg der Berathung läßt sich leicht denken; das Presbyterium erließ das Urtheil, daß Herr Irving den Satzungen der schottischen Kirche entgegengehandelt habe, und sein Amt als Prediger dieser Kirche nicht länger behalten könne. Seit dieser Zeit hat er schon mehrere Predigten auf freiem Felde gehalten.

Die Bisonjagd in Nordamerika.

Der amerikanische Bison steht dem sonst in Deutschlands Wäldern häufigen Auerochsen sehr nahe. Er streift unaufhörlich umher, theils um den Verfolgungen der Jäger zu entgehen, theils um seine Nahrung zu suchen. Stiere und Kühe leben einen großen Theil des Jahres hindurch in abgesonderten Heerden, gewöhnlich aber begleiten ein Paar alte Stiere die Kühe zu allen Jahreszeiten. Während der Brunstzeit streiten die Männchen wüthend gegen einander, und es ist dann sehr gefährlich, sich ihnen zu nähern. Sonst ist der Bison ein scheues Thier, und nimmt die Flucht, wenn er nur einen Feind vermuthet, den er durch seinen sehr scharfen Geruch in großer Entfernung schon entdeckt. Sind ihrer aber mehrere beisammen, dann scheinen sie sich minder zu fürchten, folgen meist blindlings dem vorangehenden alten Stier, ohne sich an die Jäger zu kehren, die sie dann oft wüthend unter die Füße treten. Hat ein Jäger einen Bison verwundet, so darf er sich nicht sehen lassen, denn das Thier verfolgt ihn, und so schwerfällig und plump sein Gang zu seyn scheint, so holt es doch den schnellsten Läufer ein. Ein Schotte, Namens Finnan M'Donald, fuhr einst in einem Boote den Laskatchelran hinab, und als er Abends sein Zelt aufgeschlagen hatte, ging er ans Ufer, um in der Dämmerung noch einiges Wild aufzuspüren. Er war schon ziemlich dunkel, als er auf einen Bisonstier feuerte, der über einen kleinen Hügel ging. Er wollte nachsehen, ob er den Stier getroffen habe, aber das verwundete Thier fiel ihn sogleich an. Er hatte Gegenwart des Geistes genug, den Stier, der ihn mit den Hörnern in die Seite stieß, an den langen Haupthaaren zu fassen, und da er ein ungewöhnlich großer und starker Mann war, so erfolgte nun ein Kampf, der so lange dauerte, bis er sich das Handgelenk verrenkte. Da sein Arm hiedurch kraftlos geworden war, stürzte er nieder, und blieb, da er noch einige Stöße erhalten hatte, ohnmächtig liegen. Bald hernach fanden ihn seine Genossen im Blute gebadet und an verschiedenen Stellen verwundet. Der Bison hatte sich nahe daneben niedergelegt und wartete augenscheinlich, ob er noch ein Zeichen des Lebens von sich gebe, um den Anfall zu erneuern. Herr Donald wurde zwar scheinbar wieder hergestellt, starb aber einige Monate darnach. Die Amerikaner jagen den Bison am liebsten, indem sie zu Pferde auf den fettesten losgehen, und ihn mit Pfeilen durchbohren. Wenn viele Jäger auf diese Weise auf einer großen Fläche beschäftigt sind, so gibt Dieß einen malerischen Anblick, und Jünglinge haben eine vortreffliche Gelegenheit, ihre Kunst und Behendigkeit zu zeigen. Die Pferde scheinen dabei so viel Geschick als ihre Reiter zu haben, und wissen mit vieler Gewandtheit den Stößen auszuweichen. Das beste Mittel, den Bison zu schießen, besteht darin, daß man gegen den Wind auf ihn losgeht. Auch fängt man sie häufig in Gruben. Beim Laufen rennt der Bison abwechselnd bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Sein Fleisch ist sehr zart und schmackhaft, und die Zunge gilt für einen Leckerbissen. Da die Haare des Bison sehr fein sind, kann man aus seiner Haut herrliche Decken machen, die in Canada, wo man sich des Winters bei weiten Reisen dareinwickelt, zu 4 bis 5 Pfund das Stück verkauft werden.

Vermischte Nachrichten.

Aus Massachusetts hat sich jüngst eine Gesellschaft Missionäre nach den Sandwichinseln eingeschifft, die aus neunzehn Personen, acht eigentlichen Missionären, einem Arzt, einem Buchdrucker und neun Frauen besteht. Die ersten Missionäre, die sich nach jenen Inseln begaben, gingen von Amerika im Herbste des Jahres 1819 ab, es folgten ihnen mehrere andere in den Jahren 1822, 1827 und 1830. Wenn die oben erwähnten glücklich an dem Orte ihrer Bestimmung anlangen, so werden sich jetzt sieben und fünfzig christliche Lehrer aus den vereinigten Staaten auf den Sandwichinseln befinden, acht oder zehn Eingeborne ungerechnet, die in Amerika erzogen wurden, und nun mit Unterweisung ihrer Landsleute beschäftigt sind. Die zuletzt abgegangenen Missionäre führen zwei Druckerpressen mit sich, um dort Schulbücher und Auszüge aus der heiligen Schrift drucken zu lassen. Bereits ist das ganze neue Testament und ein beträchtlicher Theil des alten in die Landessprache übersetzt. Man zählt gegenwärtig auf den zehn Inseln neunhundert Schulen, in denen eingeborne Lehrer Unterricht geben, und gegen fünftausend Kinder, die sie besuchen. Die Einrichtung dieser Schulen hat der Missionsgesellschaft keine weitern Ausgaben verursacht, als für Anschaffung der Schulbücher, die sich für jedes Kind auf ungefähr 50 Cents (15 Groschen) beliefen. Die Eingebornen tauschen mit Freuden ihre Landesprodukte gegen Bücher um, was die Ausgaben der Gesellschaft sehr vermindert. Die Missionäre erhalten gleichfalls keine Besoldung, und dürfen auf den Inseln weder Eigenthum besitzen noch Handel treiben. (New-Yorker Blätter.)

*

Zu Paris ist eine Uebersetzung von Tieck's Werken erschienen. Die erste Lieferung enthält: „Shakspeare et ses Contemporaines;" die spätern Lieferungen werden die Novellen unsers kerndeutschen Dichters in folgender Reihe, unter folgenden Titeln enthalten: „Joies et douleurs musicales, le Vieux de la Montagne, la Maison de Fous, l'Amant de la Lune etc." enthalten. — Mit Befremden vermissen wir zuvörderst den herrlichen Phantasus in diesem Verzeichnisse. Wir sind noch nicht in den Stand gesetzt, den Werth dieser Uebersetzungen zu beurtheilen; jedenfalls aber ist es wünschenswerth, daß die Franzosen mit einer bessern Gattung deutschen Humors bekannt gemacht werden, als sie durch die Uebersetzungen von Hoffmanns Schriften kennen gelernt haben; wiewohl ihnen die wilden Phantasmagorien Hoffmanns, den man mit gutem Fuge den fieberkranken Tieck nennen könnte, wunderbar zugesagt und eine Menge unglücklicher Nachahmungen eingegeben haben.

*

Die Auswanderung heirathslustiger Mädchen nach dem weiberarmen Van Diemensland scheint guten Fortgang zu gewinnen. Unlängst sah man vier und zwanzig Mädchen aus dem Londoner Kirchspiel Marylebone, die wegen Dürftigkeit in der dortigen Beschäftigungsanstalt schon Jahre lang gearbeitet hatten, nach dem gelobten Lande der heirathslustigen Männer sich einschiffen. Es waren lauter schmucke, kernhafte Dirnen zwischen sechzehn und fünf und zwanzig Jahren, die alle wohlgekleidet und voll guten Muthes waren. Das Kirchspiel hatte es sich 300 Pf. Sterling kosten lassen, um diese Expedition unter Segel und unter die Haube zu bringen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 180. 28 Junius 1832.

Rom und der Papst im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Die beiden vorzüglichsten Gesundheitsanstalten der römischen Staaten sind die zu Civita Vecchia und zu Ancona. Unmittelbar nach Ankunft eines Schiffes steigt der Kapitän ans Land und begibt sich an einen angewiesenen Ort, wo jede Berührung durch Pallisaden gehemmt ist. Hier liest er sein Gesundheitsjournal dem Kommissär der Anstalt vor, der bei dem geringsten Verdacht gegen das Schiff, das Papier mit einer Zange anfaßt, und es, ehe er es liest, über den Rauch von angezündetem Stroh hält. Lautet das Journal günstig, so erhält die Mannschaft des Schiffes den Befehl zu erscheinen, und wird einer besondern Untersuchung unterworfen. Ist alles in Ordnung, so werden alle Matrosen ans Land gelassen; befinden sich Kranke an Bord, so werden sie vom Hafenarzt besucht, und findet dieser sie pestkrank, so werden Kapitän und Schiffsvolk an Bord zurückgeschickt, und der unglückliche Arzt muß bei ihnen ausharren, bis die Ansteckung sich vollkommen entwickelt hat, oder bis sie erloschen ist. Wachen werden am Bord und am Ufer aufgestellt, um jede Kommunikation zu verhüten; spricht sich die Pest unverkennbar aus, so werden die Waaren im Lazareth verbrannt, oder, wenn der Kapitän dagegen protestirt, an Bord zurückgeschickt und dem Schiff Befehl ertheilt, sich sogleich zu entfernen, widrigenfalls es auf dem Ankerplatz in den Grund geschossen wird. Außerdem besteht noch ein immerwährendes Gesundheitskomité, das aus dem Gouverneur des Distrikts und fünf Magistratspersonen, die, jeder eine Woche hindurch, den Kommissär in seinen Geschäften unterstützen, zusammengesetzt ist. Bei jedem außerordentlichen Fall hat der Kommissär das Recht Alle zu berufen; ihre Abstimmungen und Meinungen werden dann dem Sekretär der Sagra consulta mitgetheilt. Die Angelegenheit wird in sorgsame Berathung gezogen, und das Schiff sammt seiner Bemannung unter strenger Quarantäne gehalten. Ein Gesundheitszeugniß aus der Levante oder von der Küste der Berberei wird durchaus nicht berücksichtigt; Alles, was von dort kommt, wird als aus einem mit der Pest behafteten Lande betrachtet und der Quarantäne unterworfen. Das Resultat dieser Verordnungen ist, daß seit undenklichen Zeiten die römischen Staaten vor jeder Ansteckung geschützt waren.

Die Zusammensetzung des päpstlichen Kabinets ist sehr einfach; es besteht, so zu sagen, nur aus drei Ministern; nämlich aus dem Gouverneur von Rom, dem Auditor des Papstes und dem Kardinalvikar; drei Würdeträger, von denen jeder mit hohen Funktionen bekleidet ist. Der Gouverneur von Rom ist stets ein Prälat; er hat ein glänzendes Gefolge um sich, und geht nie ohne Wache aus. Man kann ihn gewissermaßen als den Repräsentanten der zeitlichen Gewalt des Papstes ansehen, doch sind seine eigentlichen Dienstgeschäfte die eines Chefs der Polizei. Die meisten Civil- und Kriminalfälle, die jedoch in Rom gewöhnlich nur aus Streitigkeiten unter dem Pöbel, und Zänkereien zwischen Krämern bestehen, gehören unter seine Gerichtsbarkeit. Es besteht in der römischen Rechtspflege eine Sektion, die deßhalb eine besondere Berücksichtigung verdient, weil sie einen Beleg zu der bereits erwähnten Tendenz gibt, den Angeklagten [illegible] tich ein Dienstbote bei dieser Behörde seine Herrschaft, daß sie ihm die Bezahlung des Lohnes verweigert habe, so besteht, wäre die Anklage auch noch so grundlos, die erste Verfügung des Gerichts darin, daß der Angeklagte die geforderte Summe bei Gericht niederzulegen, oder hinlängliche Sicherheit zu stellen habe, bei Vermeidung des Gefängnisses. Der Nachtheil ist hier ganz auf Seite des Angeklagten, denn an ihm ist es zu beweisen, daß der Kläger gelogen hat, statt daß man diesen anhalten sollte, den Grund seiner Klage zu beweisen. Da nun dem Angeklagten kein Reinigungseid gestattet ist, so muß er entweder Zeugen für eine Sache beibringen, die zehnmal für einmal ohne Zeugen abgemacht wird, oder die Forderung bezahlen. Auf diese Weise können fünf oder sechs mit einander einverstandene Schurken das Vermögen eines Mannes mit Beschlag belegen lassen, und ihn bis auf den letzten Groschen ausplündern, wenn er ihnen auch nicht einen Pfenning schuldig ist. Ein solcher Rechtsgang muß einem Volke, das von Natur aus ohnehin schon zu Spitzbübereien geneigt ist, und das bei jeder Gelegenheit Winkelzüge dem geraden Weg vorzieht, Gelegenheit zu den unerhörtesten Betrügereien geben. Man erzählt sich in dieser Hinsicht folgende Anekdote von einem Engländer und seinem Advokaten:

Ein englischer Lord, der sich bereits einige Monate in Rom befand, wurde auf einmal von einer Menge von Kunsthändlern überlaufen, die ihn zu seinem größten Erstaunen, nicht etwa um Aufträge für Kunstgegenstände baten, sondern die Bezahlung ihrer Rechnungen verlangten. John Bull antwortete ihnen Anfangs nur mit einem Gelächter, da aber endlich der Zorn über seine gute

Laune die Oberhand gewann, so sagte er den Leuten auf gut englisch, wofür er sie halte, und schloß mit der Erklärung, daß er geneigt sey, seine letzte Antwort mit der Reitpeitsche zu geben, was die ganze Bande zum elligen Rückzug über die Marmortreppe des Palastes bewog. Am andern Morgen erschien indeß eine bedrohliche Vorladung in Gestalt eines Sbirren des Gouverneurs, der dem Lord den Befehl zustellte, mit dem fraglichen Geld vor Gericht zu erscheinen, oder ins Gefängniß zu wandern. Da man nun in Rom nichts von einer Habeas-Corpus-Akte, von Gesetzen zu Gunsten der Zahlungsunfähigen, oder von den englischen Rechten eines Bürgers weiß, sondern nur von Zahlung, Prozeß und Kerker die Rede war, so weihte der Engländer den Papst, den Gouverneur und die Antikenhändler den Göttern der Unterwelt und ging zu einem berühmten Advokaten. — „Sie läugnen also,“ sagte der Rechtsgelehrte, „irgend etwas gekauft zu haben? weder für 500 Thaler Bronzewaaren, noch für 1000 Thaler Kameen, noch für 3000“ — „Dreitausend Teufel, schrie der Engländer, halten Sie mich denn für verrückt? Ich habe nicht für einen Pfenning von ihren Schnurrpfeifereien gekauft, seit ich in Rom bin, und ich hoffe morgen abzureisen, ohne auch nur einen Knopf zu kaufen.“ — „Sie wollen also die geforderte Summe bezahlen?“ sagte der Advokat. — „Nicht einen Heller will ich bezahlen,“ sagte der Engländer, „ich kann's beschwören, daß ich nicht ein einziges von jenen gelben Schurkengesichtern jemals gesehen habe.“ —

Es gelang endlich dem Advokaten, den Zorn seines Klienten zu beschwichtigen, und ihn zu überreden, ihm die Sache zu überlassen. [illegible] bei Gericht deponirt war, zog sich die Sache gewaltig in die Länge, denn erstlich lag dieß ganz im Geist der römischen Rechtspflege, und zweitens wußte der Advokat der Gegenpartei den ganzen Handel bis zur Jahreszeit der Malaria hinauszuziehen, wo alle Fremde Rom verlassen. John Bull knirschte mit den Zähnen, und war schon auf dem Punkte den ganzen Prozeß fallen zu lassen, um nur nach Albano, Neapel oder irgend einen andern Theil der Erde abreisen zu können, wo er vor einem sechsmonatlichen Fieber sicher, und nicht der Gefahr ausgesetzt war, sein ganzes Leben hindurch lahm zu werden. Das Glück war ihm indeß noch günstig. Das Fieber drang bis in den Palast des Gouverneurs, und Se. Excellenz befahl nun alle noch schwebenden Prozesse aufs schlennigste zu entscheiden. Der Advokat kam zu dem Engländer. „Sie können anspannen lassen,“ rief er ihm beim Eintreten entgegen, „denn wir haben unsre Sache gewonnen.“ — „Bravo,“ sagte der Klient, „ohne Zweifel haben Sie dargethan, daß es diesen Schurken unmöglich ist zu beweisen, daß ich jemals auch nur für einen Pfenning von ihrem Antikenkram gekauft habe?“ — „Im Gegentheil, erwiderte der Advokat, „unsre Gegner haben das Faktum bewiesen, und zwanzig Zeugen haben eidlich erhärtet, daß sie zugegen waren, als Sie ihre Bestellung machten.“ — Dem Engländer entfuhr hier jener Ausdruck, der im Munde eines Matrosen der Themse so kräftig lautet, und den Figaro die Quintessenz der Sprache nennt. „Aber wie haben Sie denn die Sache gewonnen?“ —

„Läugnen, indem man das Gegentheil beschwört, würde nichts geholfen haben; ich habe also fünfundzwanzig Zeugen beigebracht, die beschworen, sie seyen zugegen gewesen als Mylord bezahlte. Die Schurken waren darauf nicht gefaßt, und so haben Sie ihre Sache gewonnen.“

Der Auditor des Papstes hat einen ähnlichen Wirkungskreis wie der Lordkanzler von England; er ist der höchste Richter in allen Civilangelegenheiten, wobei er jedoch nicht an die Regeln und Beschränkungen der andern Tribunale gebunden ist. Ueber die an ihn gelangten Rechtsfälle gibt er gewöhnlich in der Art Bescheid, daß er den eigentlichen Punkt der Streitfrage heraushebt, und sie dann an die bezüglichen Gerichte zurückweist. Uebrigens stellt er seine Erkenntnisse meist nach billigem Ermessen.

Die Funktionen dieses hohen Magistrats gehen so unmittelbar vom Staatsoberhaupte aus, daß sie mit dem Tode des Papstes aufhören. Der Auditor bleibt im Amt so lange es dem Papst gefällt, und obschon stets ein Prälat diese Würde erhält, so hört seine Amtsgewalt doch auf, sobald er zum Kardinal ernannt wird, was dem neuen Papst ein bequemes Mittel an die Hand gibt, sich seiner zu entledigen. Wird er im Amte gelassen, so ist dieß immer nur als Pro-Auditor oder provisorisch, bis die Ernennung des künftigen Auditors erfolgt, denn gewöhnlich ist es der erste Akt des neuen Papstes diese Stelle anders zu besetzen.

Der römische Senat besteht noch, aber diese versammelten Väter, diese Männer auf den kurulischen Stuhlen werden jetzt — ein trauriges Bild von der Vergänglichkeit menschlicher Größe! — von einem einzigen Adeligen, einem Prokurator und drei kleinen Friedensrichtern dargestellt. Jener Senat, der einst Reiche verschenkte und Könige züchtigte, ist jetzt nichts mehr, als eine Stadtbehörde, die den wöchentlichen Preis des Fleisches ausschreibt, und die kleinen Schuldhändel entscheidet.

(Schluß folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

2. Ankunft zu Badagry. — König Adule.

(Schluß.)

Die Geschichte Adule's oder Addale's selbst erinnert an eine jener Erzählungen der Kalender in Tausend und Einer Nacht.

„Adule, der gegenwärtige Fürst von Badagry, ist der jüngere Bruder des verstorbenen Königs der Lagos. Noch zu seines Vaters Lebzeiten, und seit undenklichen Zeiten vorher, war Badagry eine Provinz von Lagos und ihm zinsbar, wie hinwieder Lagos dem mächtigen Könige von Benin unterworfen ist. Adule zeigte schon in früher Jugend lebhaften Verstand und Scharfsinn, und eine besondere Liebe für mechanische Arbeiten. Sein Vater, der König von Lagos, der diese Neigung an ihm bemerkte, bot Alles auf, was in seinen beschränkten Kräften stand, die Anlagen seines Sohnes auszubilden und zu ermuntern. Schon als Knabe galt Adule für einen geschickten Zimmermann, Schmid, Maler und Büchsenmacher. Dieß gewann ihm die Zuneigung seines Vaters so sehr, daß er ihn allen seinen Kindern vorzog, und auf dem Todbette zu seinem Nachfolger ernannte, was gegen die Landesgesetze war, durch die unveränderlich dem ältesten Sohne die Herrschaft zufällt. Es wurde deßhalb auch bald nach dem Tode des alten Fürsten sein letzter Wille nicht weiter berücksichtigt; der älteste Sohn übernahm das Reich, und

Adule fügte sich weislich ohne Murren einige Jahre lang. Endlich aber, nachdem er einen starken Anhang auf seine Seite gebracht und alle Mißvergnügte des Landes um sich versammelt hatte, forderte er mit dem Schwert in der Hand von seinem Bruder die Herrschaft zurück.

„Eine Schlacht erfolgte, in der Adule völlig geschlagen wurde und die Flucht ergreifen mußte. In einem Gefühle kindlicher Liebe, das unter diesen Wilden häufig ist, grub er jedoch vorher den Kopf seines Vaters aus, um ihn auf der Flucht mit sich zu nehmen. Der Rumpf des verstorbenen Fürsten war nach altem Herkommen nach Benin gesandt worden, um mit seinen Gebeinen den großen Nationaltempel daselbst zu schmücken. Aber Adules Mutter lebte noch, als er von seinem Bruder geschlagen wurde, und auch sie wollte er nicht zurücklassen. Schon vorher hatte er für sie eine Art Vogelbauer verfertigt, in der er sie nun auf den Schultern von vier Sklaven von Dorf zu Dorf tragen ließ. Adule wurde von seinem Bruder von einem Orte zum andern verfolgt, und sah bald keinen Ausweg mehr vor sich, als er zuletzt die Stadt Badagry erreichte. Von seinem Mißgeschicke zu Boden gedrückt, und durch die unaufhörlichen Gefahren und Mühseligkeiten gebeugt, ließ er seine Mutter auf das Gras setzen, und begann an ihrer Seite bitterlich zu weinen. Die Vornehmsten des Volkes von Badagry waren mit seinem Unglücke schon bekannt, und fühlten sich so sehr von der kindlichen Liebe des Prinzen gerührt, daß sie ihm beizustehen beschlossen. Zu diesem Ende wurde eiligst eine Volksversammlung angesagt, der Adule beiwohnte. Einer der Häuptlinge, der Thränen über die Wangen des Prinzen rollen sah, sagte zu ihm: „Thörichter Knabe, wische diese Thränen ab, denn sie sind Deiner unwürdig; zeige Dich als Mann und Fürst. Von diesem Augenblicke nehmen wir Dich zu unserm Könige an; Du sollst uns in den Krieg führen, und wir wollen Dich gegen Deinen Bruder schützen, und ihn entweder besiegen oder mit Dir umkommen. Deine Mutter soll hier im Frieden wohnen, und Deines Vaters Haupt nach Gebühr verehrt werden." In einem Kampfe, der hierauf zwischen den Lagos und dem Volke von Badagry erfolgte, blieb Letzteres Sieger, und Adule gelangte so zu dem ruhigen Besitze einer blühenden Stadt, die sich jetzt ganz von Lagos unabhängig erklärte. Seitdem erfolgten zwar von Seite der Lagos neue Angriffe, die jedoch von Badagry kräftig zurückgewiesen wurden, das so seine Unabhängigkeit erhielt. Im Jahre 1829 starb der König der Lagos, und nun hielt Adule die Gelegenheit für günstig, seine Ansprüche auf den „leeren Stuhl," wie diese Stämme den erledigten Königsthron zu nennen pflegen, geltend zu machen. So wenig Widerstand er zu finden hoffte, so sehr sah er sich getäuscht. Die Lagos hatten einen unmündigen Sohn ihres verstorbenen Fürsten zu dessen rechtmäßigem Nachfolger erklärt, und schlugen das Heer Adule's mit großem Verluste zurück. Seine besten Krieger und Feldherrn, wie schon oben erwähnt, kamen in diesem Gefechte um, und einer seiner Lieblinge, Bombani, war lebendig in die Hände der Feinde gefallen, die ihm unverzüglich die rechte Hand auf den Kopf nagelten, und die andere wie einen Zweig abhackten. In dieser kläglichen Verstümmelung schleppten sie ihn durch die Stadt, und gaben ihn der Verspottung des Volkes preis. Zuletzt schnitten sie ihm den Kopf ab, dörrten ihn in der Sonne, stießen ihn zu Pulver, und schickten ihn dem Fürsten von Badagry zu. Als wir zu Badagry ankamen, war Adule noch voller Betrübniß und Niedergeschlagenheit über diese erlittenen Unfälle und Kränkungen. Indeß war er klug genug, alles Mißgeschick auf den Umstand zu schieben, daß er der letzten afrikanischen Mission gegen den Willen seiner Nachbarn, den Durchzug durch sein Gebiet verstattet habe."

Der Isthmus von Panama.

Vasco Nunez de Balbao war es, der zuerst im Jahre 1513 über den Isthmus von Panama ging. Als sich die Spanier in den benachbarten Gegenden niedergelassen hatten, wurden über diese Erdzunge die reichen Erzeugnisse Peru's und der andern spanischen Besitzungen Südamerika's, die vom großen Ozean bespült werden, von diesem Meere an die Küste des Meeres der Antillen hinübergeschafft, wo man sie nach Europa einschiffte. Die Schwierigkeiten, die dieser Weg dem Transport entgegensetzte, erweckten wiederholt den Gedanken zur Anlegung eines Kanals; indeß hatte man, wie Herr von Humboldt im Jahre 1811 bemerkte, nach einem Zeitraum von 300 Jahren noch kein Nivellement des Landes aufgenommen, und nicht ein Mal eine genaue Bestimmung der Lage von Panama und Portobello.

Bolivar endlich gab einem englischen Ingenieur, Herrn Lloyd, der in seinem Stabe angestellt war, im Jahre 1827 den Auftrag, die Vermessung des Isthmus vorzunehmen, und zu ermitteln, ob sich zu einem Verbindungswege ein Kanal oder eine Kunststraße besser eigne. Die Arbeiten Lloyd's und seiner Gehülfen waren von unzähligen Schwierigkeiten umgeben, und konnten erst im Jahre 1829 beendigt werden. Hier das Resultat derselben.

Der Isthmus von Panama hat zwischen der Stadt, von der er seinen Namen führt, und der Bay von Limon oder Puerto de Naos, nicht mehr als dreißig englische Meilen in der Breite. An seinen beiden Enden erweitert er sich, und ist noch nicht ganz der Herrschaft von Columbien unterworfen; da die Mandingoindianer, ein wilder und unruhiger Volksstamm, der im nordwestlichen Theile der Erdzunge wohnt, bis auf diese Stunde noch ihre Unabhängigkeit zu behaupten gewußt haben. Die Kette der Andes, die sich durch den ganzen amerikanischen Kontinent von Norden nach Süden hinzieht, ist auf dem Isthmus zweimal unterbrochen. Gegen Norden läßt sich die erste Absenkung dieses Gebirgszuges in der Provinz Misaragua wahrnehmen, aber er steigt wieder eine Zeit lang in der Provinz Veragua, und endigt in derselben mit einem schönen Plateau, das „La mesa" oder die Tafel genannt wird. Im östlichen Theile dieser Provinz findet man statt der Bergkette einzelne sehr hohe, steile und rauhe Berge; noch weiter östlich eine zahllose Menge kegelförmiger Berge, deren Höhe aber nicht 300 bis 400 Fuß übersteigt, während Ebenen und Savanen ihren Fuß umgeben. Zu Chagres endlich am Meere der Antillen, und zu Chorrera am großen Ozean verschwinden diese Höhen auf einer Strecke von einigen Meilen gänzlich, und das Land ist fast ununterbrochen flach und eben. Bald aber erscheinen die kegelförmigen Berge wieder, rücken immer näher zusammen, und bilden zuletzt eine kleine Cordillere, die sich von Portobello bis an die Mandingobay erstreckt, wo die zweite Unterbrechung des Gebirgszuges eintritt. Das Land ist wieder eben in den Provinzen von Darien und Choco; dort gibt es zahlreiche Gewässer, von denen einige, die nach Norden strömen, sich in den Golf von Duraba oder Darien ergießen; die ihren Lauf südwärts nehmen, münden in den Fluß San Miguel; über diesen Punkt hinaus steigt die Cordillere wieder zu einer bedeutenden Höhe, und zieht sich in das südliche Amerika. Der Gebirgszug in der Nähe von Panama nimmt seine Richtung von Nordost nach Südwest; wechselt übrigens auch und folgt beinahe der Küste, obgleich er nicht immer mit ihr parallel läuft. Die Höhe der Gebirge steigt in der Nähe dieser Stadt nicht über 1000 oder 1100 Fuß; bedeutender ist sie westlich von Portobello, wo die Berge häufig mit dichten und undurchdringlichen Waldungen bedeckt sind, und wo der Boden ungemein fruchtbar und tief ist. Das vorherrschende Gestein ist Kalkformation, die gegen Norden an Madreporenfelsen, gegen Süden an gehärteten Thon stößt. Diese Steine geben treffliches Baumaterial. Im Innern des Landes findet man Kiesel, Chalcedon, Jaspis, eisenhaltiges Gestein, Thon zu

Ziegelsteinen und trefflichen Sand zu Mörtelbereitung. Zwei Goldminen geben nur geringe Ausbeute und sind beinahe aufgegeben.

Die Vegetation ist prachtvoll und kräftig. Mehrere Bäume bieten Holz für Tischler- und Zimmerarbeiten; die Kohle, die aus andern bereitet wird, ist zur Heizung der Oefen sehr gesucht; man führt davon nach Peru aus. Andere Baumarten endlich werden von den Indianern als Färbholz benützt, oder man zieht daraus wohlriechende Harze oder bedient sich ihrer starken Rinde als Gärbestoff.

Das Thierreich ist dasselbe wie in dem Aequinoktial-Amerika. Obgleich giftige Schlangen nicht sehr häufig sind, so verlassen die Einwohner doch aus Furcht vor ihnen selten nach Tagesneige noch ihre Wohnungen, und tragen dann in diesem Falle stets ein Gegengift bei sich, das aus einer bittern Wurzel, Namens Guavito, besteht, oder was sie noch für wirksamer halten, einen Alligatorzahn, der mit zerriebenen Kräutern gefüllt und durch den geheimnißvollen Spruch einer alten Frau gesegnet ist; letzteres Verwahrungsmittel wird am Halse getragen. Die Sandflöhe (chigues), Schnaken, Moskitos, Maringouins und andere lästige Insekten gibt es in Ueberzahl; ein Gleiches ist es mit den leuchtenden Fliegen. Der Entomologe würde hier manche neue Beute finden.

Die trockne Jahreszeit oder der Sommer beginnt gegen Ende Dezembers und dauert bis April; die Regen- oder Winterszeit nimmt das übrige Jahr ein. Die auf diese Weise fallende Wassermenge ist ungeheuer, jedoch nach den verschiedenen Oertlichkeiten verschieden. Der Regen hört in der ganzen Ausdehnung des Isthmus am Sommersolstitium fünf oder sechs Tage lang auf; weßhalb diese heitere Zeit Del veranito di San Juan — „der kleine Frühling des h. Johannes" — genannt wird.

Portobello ist eine der heißesten und ungesundesten Städte auf der Welt. Zu Panama hingegen steigt das Thermometer während der Regenzeit in der Nacht nur auf 22° Reaumur, und am Tage auf 24. Die Winde wechseln dort und sind erfrischend; epidemische Krankheiten kennt man nicht. Im Sommer steigt die Hitze auf 26 bis 27°. Den Tag über verursachen die von der Meeresfläche widerprallenden Sonnenstrahlen und die heißen Winde, die unausgesetzt von Südost über dürre Savanen herwehen, eine erstickende Hitze; in der Nacht jedoch wehen erfrischende Landwinde vom Gebirge her. Das Klima ist im Ganzen genommen gesund zu nennen; obgleich oft bedeutende Sterblichkeit herrscht, die jedoch nach Lloyd's Meinung mehr Fehlern in der Diät zugeschrieben werden dürfte.

In der Regenzeit kann man kaum eine Meile Wegs zurücklegen, ohne auf ein Wildwasser zu stoßen, das oft schwer zu passiren ist; im Sommer jedoch sind die meisten dieser Strömungen vertrocknet. Es bleibt dann nur noch eine geringere Anzahl kleiner Flüßchen übrig, von denen die nordwärts strömenden sich fast alle mit dem Chagres vereinigen; die eine südliche Richtung nehmenden ergießen sich meist unmittelbar in den großen Ozean, sind aber von keiner Bedeutung. Der Chagres ist bis auf eine gewisse Entfernung vom Antillenmeer schiffbar, an einigen Stellen jedoch nur für Pirogen, wegen der Wasserfälle und reißenden Strömungen. Da der Rio Grande, der zwei Meilen von Panama ins Meer fällt, sehr breit ist, und sich an einigen Stellen einem Seitenflusse des Chagres nähert, so faßte man den Gedanken, eine Wasserverbindung quer über den Isthmus zwischen beiden Meeren herzustellen. Da sich aber unbesiegbare örtliche Schwierigkeiten diesem Plane, wenigstens für den Augenblick, widersetzen, so zieht Herr Lloyd eine Eisenbahn dem übermäßig kostspieligen und nur langsam ausführbaren Kanalbau vor.

Gegenwärtig ziehen sich zwei Hauptstraßen über den Isthmus; die eine von Panama nach Portobello; die andere gleichfalls von Panama nach Cruces oder Gorgona am Chagres; hier schifft man sich ein und gelangt an die Stadt gleichen Namens, an der Mündung des Flusses. Es gibt auch noch andere Wege für den Transport des Viehes und der Getreidefrüchte, allein sie sind wenig bekannt; die alte spanische Regierung ermunterte zu neuen Kommunikationen nicht im Mindesten. Nach Lloyd's Vorschlag sollte eine Straße von Puerto de Naos ausgehen; von da würde man auf einem Kanal den Fluß erreichen, der nur zwei und eine halbe Meile davon entfernt ist, wo man ihn bis zu einem für Anlegung von Quais und Magazinen geeigneten Ort hinaufschiffen würde; endlich sollte eine Eisenbahn von da nach Panama führen, wobei man so viel als möglich das ebene Land zu benützen suchen würde.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Sir James Campbell erzählt in seinen jüngst zu London herausgekommenen Memoiren seine Einführung in das „Pandämonium", einem Mittagstischklub, in einem Hause in Piccadilly. „Ich war vorher von Herrn Foote vorgeschlagen worden, und man hatte über mich ballotirt. Als ich zum ersten Mal den Klub besuchte, ging ich allein hin. In einem Armstuhl zunächst dem Feuer fand ich einen dicken Herrn, den ich noch nie zuvor gesehn hatte. Neben ihm stand, in eifrigem Gespräche mit ihm begriffen, ein kleiner flinker Mann, der mir sehr bekannt vorkam. Im übrigen Zimmer standen noch andere kleine Gruppen umher, die alle unverkennbar mit großer Ungeduld auf das Essen warteten. Unter ihnen erblickte ich Jemand, an den ich mich wenden konnte, da ich ihm schon früher bekannt war; allein dieser Jemand war so tief in Gedanken versunken, daß es mir einige Mühe kostete, ihm meine Bitte begreiflich zu machen, mich dem dicken Herrn im Armsessel und einigen Andern, deren Bekanntschaft ich zu machen wünschte, vorzustellen. Der Jemand, den ich mit dieser Bitte aus seinen Träumen aufstörte, war Oliver Goldsmith, der abstrakteste Mensch in Europa. Der dicke Herr, der zuerst meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, war der große Moralist jener Zeit, der Verfasser des „Rambler." Meinen tiefen Bückling erwiderte er mit einem mürrischen Kopfnicken, ohne sich in einigen scherzhaften Bemerkungen, die er mit einem gewissen spöttischen Ernst an seinen kleinen Nachbar richtete, unterbrechen zu lassen. Dieser kleine Nachbar war aber niemand Anderer, als David Garrik. Der Letztere nahm mich mit einem Anschein von Herzlichkeit und sehr artig auf. Endlich setzten wir uns zu Tische. Die Unterhaltung wurde, zu meiner großen Zufriedenheit, noch ehe abgetragen war, allgemein. Einige Mitglieder schienen es darauf angelegt zu haben, den Dr. Goldsmith in seine eigenthümliche Laune zu bringen. Damals hatte er „den gutmüthigen Mann" und einige andere Lustspiele geschrieben. Herr Foote sagte zu ihm, er wundere sich, wie er solche leichte Waare schreiben könne, nachdem er sich durch so unnachahmliche Werke, wie der „Traveller" und das „öde Dorf" unsterblich gemacht habe. „Ei, Master Foote, erwiderte Goldsmith in seiner vollen singenden irländischen Mundart," meine schönen Verse, wie Sie sie nennen, hätten mir nie ein Beefstake und eine Kanne Porter eingetragen, seit ich aber Unsinn, wie Sie es zu nennen belieben, für eure nackten Breter schreibe, kann ich wie ein Gentleman leben."

*

Der französischen Akademie der Wissenschaften wurden in einer ihrer letzten Sitzungen mehrere Abhandlungen über die Ornithologie von Lucian Bonaparte vorgelegt; so: „ein vergleichendes Gemälde der Ornithologie von Rom und Philadelphia"; „Beschreibung einer neuen Vogelgattung der Insel Cuba"; „Beobachtungen über das Genus Tetrao." In derselben Sitzung las Herr Jomard eine Abhandlung vor, betitelt: „Fragmente über die Erfolge und wahrscheinlichen Mittel der ägyptischen Mechanik." Der Verfasser suchte, auf verschiedene Beweise gestützt, darzuthun, daß die alten Aegyptier alle unsre einfachen Maschinen gekannt und davon in ihren Bauwerken Gebrauch gemacht haben. Mehrere dieser Maschinen sind durch Gemälde und Bildhauerarbeit, im Innern und Aeußern der Tempel, Paläste und Grabmähler dargestellt. Für einige, wie für die Schraube, fehlt dieser Beweis; allein die Zeugnisse der römischen und griechischen Schriftsteller, namentlich das von Vitruv, heben allen Zweifel darüber. Die Aegyptier hatten verschiedene Maschinen, das Getreide zu mahlen, die Oliven zu pressen, den Gyps zu reiben u. s. w. Ihr Verfahren bei Bewässerungen, das sich zum Theil noch bis auf diese Tage erhalten hat, ist eben so einfach als sinnreich. Sie bedienten sich der Schiffswinde, und auf einem Gemälde im Palaste von Carnac sieht man ein schwer beladenes Schiff von einem Schiffstau gezogen, das sich auf die Spille eines andern vor Anker liegenden Schiffes aufwindet. Man hat Beweise, daß die Aegyptier den Rollenzug kannten; es ist jedoch ungewiß, ob sie ihn in dem System anwandten, das bei uns den Flaschenzug bildet, und so wirksam zur Aufhebung der schwersten Körper angewendet wird. Wahrscheinlich bedienten sie sich zur Fortschaffung der ungeheuern Massen, die sie zu ihren riesenhaften Bauwerken verwendeten, bloß der abschüssigen Fläche, der Walze und der Spille. Noch erblickt man in der Nähe der Pyramiden Ueberreste von Kunststraßen, die eine Neigung von ungefähr zwanzig Graden haben, und ohne Zweifel den untern Theil der Straße bildeten, auf der die gewaltigen Felsblöcke zu diesen Bauwerken herbeigeführt wurden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 181. 29 Junius 1832.

Georg Canning.

(Fortsetzung.)

Nach dem Sturze Addingtons, dieses so mißhandelten Mannes, im Jahre 1804, wurde Canning Schatzmeister des Seewesens. Man weiß nicht, warum seine Biographen nicht angeben, wie, wenn Alles auf eine seiner Biederkeit würdige Weise vor sich ging. Canning legte seine Stelle im Jahre 1801 nieder, weil man ihm untersagt hatte, die katholische Frage ferner in Anregung zu bringen, und warum übernahm er sie im Jahre 1804 unter der ausdrücklichen Bedingung wieder, daß kein Mitglied der Regierung auf diese Angelegenheit gegen den Willen des Königs zurückkommen sollte? War das damals gegebene Versprechen nur auf zwei Jahre von bindender Kraft? War sein Rücktritt bloß eine Kriegslist? Oder war sein Wiedereintritt durch ein Opfer erkauft, durch die Aufopferung der Ehre und der Grundsätze, um sich den armseligen Genuß einer Ministerstelle zu erkaufen?

Pitts Tod warf Canning abermals in die Opposition, und da er nicht mehr durch das mächtigere Genie und das überwiegende Ansehen seines Chefs in Schatten gestellt wurde; so trat er jetzt in hellerem Lichte hervor als bisher. Nach Auflösung des Whigministeriums, das sich nicht lange Zeit halten konnte, selbst unter einem Fox nicht, trat er wieder als Mitglied des Kabinets und Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Wirksamkeit. Er nahm Theil an der Verwaltung bis 1810, jener Epoche, wo die Engländer Kopenhagen beschossen, mit Rußland brachen, in Spanien so glücklich intervenirten, und jene unglückliche Expedition auf der Schelde unternahmen, die in den Verhandlungen des Parlaments der Jahre 1809 und 1810 wie ein düsterer Themsenebel geschwebt hatte. Der traurige Ausgang der Expedition von Walchern und die heimlich eingeleiteten Unterhandlungen, um Lord Castlereagh auszuschließen, veranlaßten einen Hader, der durch einen Zweikampf zwischen beiden Parteien endigte. Lord Castlereagh handelte bei dieser Gelegenheit als ein eitler und stolzer Mann, der sein Vertrauen hintergangen und seine Talente in Zweifel gestellt glaubte, und als wahrer Irländer, der zwischen einem Duell und einer Beleidigung nichts als die Länge eines Pistolenschusses sah. Canning, von gleichem Stolz, fühlte, daß er sich in eine unangenehme Geschichte verwickelt hatte, und auf keine ehrenvollere Weise sich aus der Sache ziehen konnte, als durch einen Zweikampf. Das Benehmen Lord Castlereagh's, von dem man als Staatsmann größere Besonnenheit hätte erwarten sollen, war lächerlich; Cannings Benehmen mußte, ungeachtet seiner beschönigenden Erklärungen, einen widerlichen Eindruck machen, zumal wenn man sich erinnerte, wie er sich stets mit seinem Edelsinn und seiner Offenherzigkeit brüstete; dieß Gefühl erregte es noch mehr, wenn man daran denkt, daß er im Jahre 1812, als man die Idee eines Coalitionskabinetes aufgegeben hatte, die Gesandtenstelle in Portugal annahm, die den Exminister, um alles Andere mit Stillschweigen zu übergehen, in eine Stellung der Dankbarkeit und Abhängigkeit gegen eben jenen Mann brachte, dessen Freundschaft er verletzt, und dessen Unfähigkeit in auswärtigen Angelegenheiten er in ein so grelles Licht gestellt hatte.

Canning gelangte im Jahre 1818 abermals zur Staatsgewalt. Es war eine Zeit voll Verwirrung und Ungewißheit, und in den Herzen der Menschen waltete eine so große Beängstigung, daß die Opposition mit größerer Erbitterung als je, die Abschaffung der alten Mißbräuche verlangte. Das Land, durch seine Staatsschuld unterhöhlt, durch Auflagen erschöpft, die nicht mehr das Handelmonopol zur Beschönigung hatten, richtete natürlich seinen Blick auf die Quelle, aus der alle diese Uebel flossen.

Da man eine tiefe Kluft zwischen Theorie und Praxis in der Konstitution wahrnahm, und wiederholt hören mußte, das Volk habe das Recht, sich nur durch seine Repräsentanten besteuern zu lassen; so schien es ungerecht und unerträglich, auf diese Mandatare keine Einwirkung zu haben, und sie nicht durch vorbedingende Uebereinkunft zwingen zu können, die eigentlichen Interessen des Volkes zu vertreten. Ersparungen, Verminderung der Stellen wurden laut gefordert. Eine Reform allein versprach Abhülfe. Es wurden daher öffentliche Versammlungen zu Gunsten dieser Reform veranstaltet, Beschlüsse zu Gunsten dieser Reform gefaßt, Petitionen für sie entworfen; die Energie eines freien Volkes wachte auf. Die Gährung war ungeheuer. Wenn ein Land in solche Aufregung kömmt, muß ein Minister entweder kraftvoll Widerstand leisten, oder auf gute Art nachgeben. Ungerechten und heftigen Forderungen muß die Stirne geboten, gemäßigten und gesetzlichen Wünschen muß mit Concessionen begegnet werden, diese Concessionen läßt sich ein zu schwacher Widerstand bald durch Gewalt entreißen; eine Zurückweisung, wenn sie auch glückt, beugt Forderungen nur für einen Tag vor; sie werden eine Woche später wieder vorgebracht

und man kann sich nicht mehr von ihnen losmachen. Lord Castlereagh und Canning waren verschiedener Meinung. Die Habeas-Corpus-Akte wurde aufgehoben, die Bill über aufrührerische Versammlungen ging durch, und der beklagenswerthe Aufruhr, oder um es mit dem rechten Namen zu nennen, die schändliche Metzelei von Manchester ereignete sich. Canning suchte in und außer dem Hause die Schuld von sich abzuwälzen, d. h. er hielt giftige Reden und erließ drei Ausforderungen, eine an Hume, eine andere an Sir Francis Burdett, eine dritte an den anonymen Verfasser einer Flugschrift. Es war hart für die Freiheit, einen so rüstigen und unbarmherzigen Gegner zu haben, einen Gegner, der nicht zufrieden, die gesetzlichen und klassischen Waffen zu führen, die er mit so großer Geschicklichkeit handhabte, auf jede Feder, die sich gegen ihn erhob, ein Pistol richtete.

Im Jahre 1820 kehrte die Königin nach England zurück, und Canning legte sein Porteseuille nieder, und zog sich auf das Festland zurück. Sein Benehmen in dieser Sache war, nach allgemeinem Urtheil, durch den ausbündigsten Geradsinn und großes Zartgefühl bezeichnet. Es ist möglich; allein in unsern Augen gab es für einen Mann von festen politischen Grundsätzen, und für einen Mann von Ehre in diesen Konjunkturen keine zwei Wege. Wenn die Königin von England schuldig war, wenn sie vor den Höfen Europa's die königliche Majestät, mit der sie bekleidet war, und die unzertrennlich vom Lande ist, mit Füßen getreten hatte; so war sie eine Schmach für den Thron, eine unwürdige Gemahlin des Souveräns, ein Schandfleck für den englischen Hof, und hatte eben so aller Ehren baar, als schamlos ihre brutalen Liebeshändel einzugestehen gewagt, und ohne Erröthen den Augen der Welt zur Schau gestellt. Als sie den Fuß auf Englands Küste setzte, war sie also die Verworfenste ihres Geschlechts, oder die unglücklichste und verfolgteste der Frauen. Wird man daher im ersten Falle sagen, es sey die Pflicht eines mächtigen Ministers gewesen, die peinliche Verantwortlichkeit seiner Stelle aufzugeben, um einem Gefühl der Neigung oder Achtung gegen das verächtlichste Geschöpf zu gehorchen? Im andern Falle, wenn die Königin Karoline unschuldig war, wie viele dafür halten, wie Addington feierlich es betheuerte, konnte es da noch irgend eine Rücksicht auf der Welt geben, die einen Mann von Ehre, einen Mann von menschlichem Gefühl bestimmen durfte, unter dem Drucke einer so furchtbaren Verfolgung eine Frau zu lassen, die er seine Freundin nannte? Was uns betrifft, so ist in unsern Augen Canning's Benehmen in dieser Sache einer der häßlichsten Flecken, den wir in seinem öffentlichen und Privatleben kennen, und der unwiderlegliche Beweis von einem Geiste, der wenig geeignet war, menschliche Handlungen von einem erhabenen Standpunkte aus zu betrachten.

Canning brachte die Jahre 1821 und 1822 im Auslande zu; bei seiner Rückreise erwählte ihn die ostindische Kompagnie zum Generalgouverneur von Indien; allein da Lord Castlereaghs trauriges Ende dazwischen kam, wurde er noch einmal Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser Zeitpunkt ist es, den Stapplton wählte, um die Geschichte von Cannings politischem Leben (London 1831) zu beginnen, ein Werk, das mit allem Talent eines gewandten Publizisten, aber mit aller Parteilichkeit eines Freundes geschrieben ist. Bis dahin war Canning, eine ganze lange Laufbahn hindurch, eine Laufbahn von dreißig Jahren, volksthümlichen Ansichten und liberalen Zugeständnissen unveränderlich entgegen gewesen. Nie hatte er sich gescheut, Vorschläge zu machen, die darauf ausgingen, die öffentlichen Freiheiten zu verstümmeln; nie verrieth er das mindeste Bedenken, wenn die Krone eine außerordentliche Gewalt verlangte; unbedenklich hatte er die schärfsten Gesetze gegen die Presse genehmigt, die willkürliche Verhaftung der Bürger vertheidigt, Lobsprüche auf die Anwendung der Gewalt gegen politische Versammlungen zu finden gewußt, er hatte sich feierlich als den beständigen Gegner der Parlamentsreform erklärt. Die einzige Sache — die katholische Frage, für die er liberale Ansichten ausgesprochen hatte, war gerade die einzige, gegen die damals die Mehrzahl des Landes von Vorurtheilen eingenommen war. Dieß war die Laufbahn und der Charakter Cannings bis zum Jahre 1822. Im Jahre 1827 starb er als der Erzjakobiner Europa's. Welches waren die gewaltigen Thaten, die ihm diese furchtbaren Namen erwarben?

(Fortsetzung folgt.)

Rom und der Papst im Jahre 1832.

(Schluß.)

Der Kardinalvikar, der dritte der Großwürdenträger des Staates, hat einen sehr ausgebreiteten und wichtigen Wirkungskreis. Sein Tribunal, das aus ihm selbst, einem Auditor, einem Prälaten, unter dem Titel Vicegerent, und einem andern unter dem Titel Civilluogotenente besteht, übt die geistliche und bürgerliche Gerichtsbarkeit über einen Umkreis von zehn Meilen um Rom; unter gewissen Modifikationen hat er auch in Kriminalprozessen zu entscheiden. Ein anderes Amt, das ausschließlich mit dieser Würde verbunden ist, verleiht ihm indeß noch eine andere furchtbare Gewalt; als Kardinalvikar oder Generalvikar des Papstes ist er nämlich Censor der öffentlichen Sitten, wodurch die Freiheit aller Bewohner Roms in seine Hand gegeben ist. Das Spioniren ist an und für sich schon eines der verächtlichsten und gehässigsten Gewerbe der europäischen Regierungen, aber das römische Spionirsystem ist unermüdlich und umfassend, eine wahre Landplage und eine Beschäftigung, die dem müßigen Mönchsleben so ganz entspricht. Der Kardinalvikar kann nach Belieben Alle jene verhaften und einkerkern lassen, die seine eigne, oder die Laune Anderer ihm bezeichnet; der Mann, der seine Frau los seyn will, oder die Frau, der ihr Mann lästig ist, bedürfen in diesem Vaterlande ehelicher Intriken nur einiger Begünstigung des Kardinals, oder seines Kammerdieners, oder vielleicht gar nur des Bedienten dieses Kammerdieners, um den verhaßten Gegenstand verhaften und lebendig in einen Kerker begraben zu lassen.

In England würde eine solche Handlung ein Ministerium stürzen, und eine solche Obrigkeit würde das Land in Aufruhr versetzen; allein die Italiener begnügen sich mit Achselzucken, und erzählt man ihnen einen solchen Mißbrauch der Amtsgewalt, so danken sie der heiligen Jungfrau, daß sie nicht das Opfer waren. Hat der Italiener nur einen Mantel, der ihn gegen den Regen schützt, kann er seine Zigarre rauchen, und hat er seinen Polichinello auf der Straße und eine Sängerin im Theater, so lacht er der Tyrannei

der apostolischen Vikare unter die Nase. So viel man auch des Geredes von italienischen Aufständen machen mag, sie sind das Hirngespinst einiger Thoren, das Volk zeigt für eine französische Revolution nicht mehr Sympathie, als für Julius Cäsar oder die zehnte Legion.

Von allen Städten der Welt seufzt wohl keine mehr unter der Landplage der Advokaten als Rom. Jeder Beamte, vom Papst bis zum letzten Prälaten, ist mit gewissen richterlichen Funktionen bekleidet, und man muß es selbst erfahren haben, um zu wissen, was diese Sporteln, diese Verzögerungen und diese ewige Rechtskrämerei kosten. Außer der Segnatura di Giustizia, einem Rechtstribunale im strengsten Sinne des Worts, und der Segnatura di Grazia, die nach billigem Ermessen entscheidet, gibt es noch die Rota, eine Art Repräsentativtribunal der italienischen Provinzen, das aus zwölf Prälaten von Rom, Mailand, Toscana u. s. w., besteht, und die apostolische Kammer, die aus 14 Mitgliedern unter Vorsitz des Kardinals Camerlengo oder Großkammerherrn, und des Schatzmeisters von Rom zusammengesetzt ist.

Unter einem Regierungssysteme, wo der Wille eines einzigen Mannes Gesetz ist, denn die persönliche Entscheidung des Papstes wird in letzter Instanz als über alle geschriebenen Gesetze erhaben angesehen; in einem Lande, wo das Gesetz selbst, in seiner entscheidendsten Form, jedes mündliche Zeugniß, jedes kontradiktorische Verhör, jede Konfrontation des Klägers mit dem Angeklagten verweigert; wo selbst die obersten Gerichtshöfe anonyme Anklagen annehmen, wo der Gehalt einiger Assessoren nicht über 125 Franken jährlich beträgt, und wo man endlich mit 60 Franken einen Prozeß sechs Jahre lang von einem Gerichtshofe zum andern schleppen kann, muß man sich nicht darüber wundern, daß die Hälfte von Rom nahe daran ist, ihr Brod zu betteln, sondern nur darüber, daß ganz Rom nicht schon längst zu einer Bevölkerung von Bettlern, oder ein großes Korrektionshaus geworden ist, was auch ohne die fortwährenden ab- und zuströmenden Fremden, die nach Rom kommen um zu sehen, bestohlen und von den Dieben verspottet zu werden, gewiß bereits der Fall seyn würde. Das neue Rom hat in der That stets von den Fremden gelebt, vor der Reformation von den katholischen Pilgern, und später von den protestantischen Engländern. Vorzüglich fällt aber das Elend in den Provinzen in die Augen. Die am adriatischen Meere gelegenen, Umbrien, die Marken und Legationen, haben einen von Natur fruchtbaren Boden, wodurch die Faulheit und Armuth des Volkes wieder ausgeglichen wird. Ungeachtet der schlecht betriebenen Landwirthschaft findet man hier Pachtungen von tausend Morgen Brachfeld und unverwüstliche Anflüge von Niederholz, die dem Vieh als Weide dienen, und Feuerung für den Winter liefern. An den Küsten des mittelländischen Meeres, den Maremme, wird der Mangel dieses Systems besonders fühlbar; die Maremme sind trotz des außerordentlich fruchtbaren Bodens eine Wüste, denn die Luft ist mit giftigen Dünsten verpestet. Ein arbeitsames Volk könnte die Moräste dieser Küsten, die bei weitem keine pontinischen Sümpfe sind, austrocknen. Aber um Dieß zu bewerkstelligen, müßte man damit anfangen, den Charakter der Landesbewohner zu ändern. Der Italiener raucht lieber den elendesten Tabak, trinkt lieber die erbärmlichste Chokolade, athmet lieber die schlechteste Luft, und lebt unter der drückendsten Herrschaft, als daß er die Hacke in die Hand nähme, hinter dem Pfluge ginge, seine Lumpen und seine Trägheit ablegte und seine Priester und Pädagogen zu den Eskimos auf Mission schickte.

Die Italiener sprechen viel von Politik, denn sie sind wie die Athenienser, in den Tagen ihres Verfalls, Liebhaber von Neuigkeiten, und beschäftigen sich gern damit, die Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts in Ordnung zu bringen. Aber ihre Freiheitsfreunde wissen nicht was sie wollen, seufzen nach einer Jakobinerherrschaft, und können sich einen Sieg der Freiheit ohne Plünderung und ohne Umsturz aller gesellschaftlichen Ordnung so wenig denken, als einen Ausbruch des Vesuvs ohne Flammen oder einen Papst ohne Neffen.

Wir haben hier den Charakter der Italiener so geschildert, wie er durch die Fehler der Regierung geworden ist. Menschen, die in einem Gefängnisse leben, eignen sich die Gewohnheiten des Kerkerlebens an; der Italiener, der beständig von Spionen umgeben ist, muß Spion oder Opfer der Spionerie werden. Wenn seine Regierung ihm keine Arbeit gibt, oder ihm nicht erlaubt zu arbeiten, so muß er entweder ein Dieb oder ein Faulenzer werden, oder mit der Drehorgel fremde Länder durchziehen. Die Natur hat ihn reich begabt, sein Land ist der Boden des Genies, er hat einen lebhaften, durchdringenden Verstand, Geschmack für das Edle, Schöne und Große in der Kunst, er ist Musiker aus Instinkt, Dichter von Natur und nur durch die Schuld Derer, die ihn beherrschen, verwahrlost und ein Sklave.

Der Isthmus von Panama.

(Schluß.)

Der Isthmus enthält zwei Provinzen: Panama und Veragua, die in Kantone eingetheilt sind. Die Bevölkerung der erstern beträgt 70,000 Seelen; die der letztern 38,000. Die Bezirke von Porto bello und Darien liegen fast ganz unangebaut. Fast alle Einwohner bestehen jetzt aus Mestizen oder Mulatten; wer nicht von ganz schwarzer Farbe ist, gilt als Weißer. Das Verhältniß der Frauen zu den Männern ist wie vierzehn zu eilf; die gleiche Verhältnißzahl hat man unter den Hausthieren beobachtet. Die Hälfte der Bevölkerung besteht aus farbigen Menschen, meistens Indianern, die durch ihre gesellschaftliche Stellung zu einer Art Leibeigenschaft verurtheilt sind, sehr gering in Geld oder Lebensmitteln bezahlt werden, jedoch nicht Sklaven sind. Die Zahl der letztern, die kaum 500 Köpfe übersteigen mag, besteht aus afrikanischen Negern.

Die Todesfälle wiesen in den best angebauten und am zahlreichsten bevölkerten Provinzen einen Todten auf acht und zwanzig Lebendige aus, was für einen tropischen Himmelsstrich sehr wenig ist, und Lloyd's Behauptung von der gesunden Lage der westlichen Kantone bestätigt. Man zählt auf sechs Individuen eine Geburt, und eine Heirath auf 174; dieselben sind häufiger bei den farbigen, als bei den weißen Menschen.

Fast die Hälfte der Wohngebäude befindet sich auf dem Lande; was zugleich ein Beweis von der innern Sicherheit ist, deren der Isthmus genießt, und von dem Geschmacke seiner Einwohner am Landleben. Uebrigens ist die Bevölkerung weder arbeitsam, noch für Mühseligkeiten abgehärtet, obgleich kräftig gebaut. Ihre Trägheit muß nicht sowohl der Erschlaffung durch das Klima zugeschrieben werden, als vielmehr der ungemeinen Fruchtbarkeit des Bodens und der Leichtigkeit, womit eine Familie ihren Unterhalt von ihm gewinnen kann. Leute, die nichts weiter im Vermögen besitzen, als ein Feuergewehr und eine Holzaxt, wählen sich einen Winkel im Walde zu einer Niederlassung aus; in drei oder vier Tagen ist eine Wohnung gezimmert, und mit Palmzweigen gegen Wind und Regen trefflich gedeckt. In der Folge baut die Familie noch ein oberes Stockwerk darauf, zu dem man auf einer Art Hühnersteige gelangt. Ein Paar

Steine zu einem Herd, ein eiserner Topf und einige Bänke machen das ganze Hausgeräthe aus. Die Bäume zunächst um das Haus werden gefällt, die weiter entfernten verbrannt; dann kann der Boden besäet werden, wozu man die ersten Regen benützt. Uebrigens verläßt man sich, um seinen Unterhalt zu finden, auf seine Flinte; Niemand geht ohne dieselbe aus, selbst nicht auf die Feldarbeit. Man kann sich darauf verlassen, in einer oder zwei Stunden so viel Wild zu erlegen, daß man eine Woche davon leben, und überdieß dafür in einem benachbarten Dorfe Reiß und Bananen eintauschen kann. Die der freien Bevölkerung eigene Arbeitsscheu und die geringe Anzahl von Sklaven könnte vielleicht muthmaßen lassen, daß man schwerlich eine ausreichende Anzahl Hände für die öffentlichen Arbeiten finden dürfte; übrigens scheint auch der abscheuliche Zustand der Straßen, nebst andern Hindernissen jeder Verbesserung dieser Art im Wege zu stehen. Hr. Lloyd glaubt dagegen, daß diese Schwierigkeiten nicht unübersteiglich seyn würden, wenn sich eine Kompagnie mit einem Werke von so unbestreitbarem Nutzen befassen wollte. „Es gibt in diesem Lande, sagt er hierüber, mehrere Regimenter Milizen, die aus der untern Klasse der Indianer gezogen werden, und aus Leuten bestehen, die vortreffliche Arbeiter abgeben, wenn es darauf ankommt, eine Waldung zu lichten und den Boden urbar zu machen. Ueberdieß haben sie große natürliche Geschicklichkeit für mechanische Arbeiten, und wären auf keinen Fall durch Europäer zu ersetzen. — Ein Stück Tassajo, oder gedörrtes Ochsenfleisch, einige Bananen und ein wenig Reiß genügt zu ihrem Auskommen; denn Dieß sind die Nahrungsmittel, an die sie von Jugend auf gewöhnt sind. Eine Ochsenhaut dient ihnen zur Lagerstätte, ein Holzblock zum Sitze. Ihre Bedeckung ist stets eine und dieselbe — eine Bluse, oder ein kurzes Hemd aus einem gewürfelten Stück Leinwand, und eine Hose, die bei der Arbeit meist beiseite gelegt werden. Schuhe sind ein Luxus; ihre Fußbekleidung, wenn sie anders eine haben, besteht aus einem Stücke Leder, das nach dem Fuße zugeschnitten, und wie eine Sandale befestigt ist. Ihr Sold mit Einschluß ihrer Nahrung besteht täglich in vier Realen. Die Regierung hat sich angeboten, tausend solche Indianer zur Verfügung einer Kompagnie zu stellen."

Die Hautfarbe der vornehmern Stände, vorzüglich der Frauen, nähert sich weit mehr der europäischen, als man nach der geographischen Lage des Landes denken sollte. Allein diese Weißen sind weit weniger civilisirt, als ihre Nachbarn. Die Columbier sind unter allen am meisten abergläubisch, und am wenigsten frei von religiösen Vorurtheilen. Obgleich sie in häufigem Verkehr mit den Engländern stehen, und sich den Schein geben, als bewunderten und ahmten sie diese Nation nach, „so lieben sie uns doch nicht," sagt Hr. Lloyd. Die Frauen führen ein sehr eingezogenes Leben, und sind auch wenig gesellig; sie gehen nur aus, um Messe zu hören oder Prozessionen beizuwohnen. Selbst sehr unwissend, geben sie ihren Kindern eine sehr schlechte Erziehung, indem sie dieselben mit den kleinen Negern von der niedrigsten Klasse aufwachsen lassen. So versäumt man es, von Jugend auf ihren Charakter zu bilden, und ihnen gute Grundsätze einzuprägen; obgleich zu Panama ein sehr gutes Kollegium besteht, an dessen Spitze sich ein trefflicher und sehr gelehrter Geistlicher befindet, und man sich viele Mühe gibt, die jungen Leute in Mathematik, Naturgeschichte, Philosophie und andern Wissenschaften zu unterrichten. Billard und Kartenspiele, den Hahnengefechten beizuwohnen, in Gesellschaft gemeiner Leute Tabak zu rauchen, sind ihre einzigen Vergnügungen. Es ist daher nicht zu hoffen, daß diese Menschen ihre vorzüglich in die Augen fallenden Fehler: Gleichgültigkeit gegen die Vergnügungen des häuslichen Lebens und Geschmack an Ausschweifungen, bald ablegen werden. Ihre beste Eigenschaft ist noch ihre Großmuth gegen Arme, vorzüglich Greise und Siechhafte. Uebrigens bemerkt man unter den Einwohnern von Panama eine besondere Neigung zum Handel. Vom Größten bis zum Kleinsten hält jeder eine Tienda oder Bude. Die Arbeiten der Handwerker sind sehr roh; nur die Goldschmiede sind weit und breit wegen Verfertigung goldener Ketten berühmt; allein diese Industrie, so wie Alles, was auf den Luxus Bezug hat, ist sehr in Abnahme gekommen. Es gab eine Zeit, wo zu Panama jede Familie auf massivem Silber speiste, und die meisten Hausgeräthe gleichfalls von Silber waren. Die Weiber waren mit Perlen, goldenen Ketten und anderm Geschmeide überladen; aber alles Dieß ist verschwunden, und selbst ein großer Theil des Kirchensilbers ist durch die Schmelze von der neuen Welt in die alte gewandert. Jedoch bemühen sich noch einige Personen, bei festlichen Gelegenheiten die alte Pracht zur Schau zu tragen.

Die Perlenfischerei wird in der Bucht von Panama noch immer betrieben, eine Arbeit, die mit großen Beschwerlichkeiten und sehr ungewissem Erfolge verbunden ist; allein die Perlenfischer treiben sie dennoch mit Vergnügen, und sind sehr geschickt darin. — Der Handel des Isthmus, von dem alle Reisenden glänzende Schilderungen machen, ist nicht mehr wie zu jener Zeit beschaffen, wo Panama und Portobello die einzigen Stapelplätze waren. Im Jahre 1825 sah Chagres in seinem Hafen, die Kriegsschiffe, Paketboote und Küstenfahrer ungerechnet, acht französische Schiffe, ein und zwanzig englische Goeletten, die von den Antillen kamen, sechs Goeletten der Vereinigten Staaten und drei aus Carthagena einlaufen. Diese Zahl nahm im Jahre 1828 noch mehr ab, wo kein einziges französisches Schiff erschien. Die innern Unruhen, die in dem südlichen Amerika noch immer nicht aufgehört haben, lassen nicht hoffen, daß seitdem der Handel einen großen Aufschwung genommen haben sollte.

Vermischte Nachrichten.

Der französische Weltumsegler Bougainville, der im Jahre 1767 die magellanische Meerenge durchschiffte, legte dort auf einer Bergspitze, die sich neben dem Port Gallant 2400 Fuß über die Meeresfläche erhebt, eine Beschreibung seiner Reise nieder. Die Stelle hiezu war gut gewählt, da diese Bergkuppe ganz einzeln liegt, und von den meisten Stellen der Meerenge gesehen werden kann. Vom Jahre 1786 bis 1789 beschäftigte sich Don Antonio de Cordova, auf Befehl der spanischen Regierung, mit Untersuchung der Magellans-Straße, und bei dieser Gelegenheit fanden seine Offiziere die von Bougainville hinterlassenen Dokumente. Dem Beispiele des letztern folgend, schrieb auch er einen Bericht über seine Reise, und ließ ihn sammt der Urkunde des französischen Seefahrers auf der Spitze des Berges niederlegen. In der neuesten Zeit wurden diese Dokumente von der Expedition des Kapitäns King, der von der englischen Regierung mit den zwei Schiffen „Adventure" und „Beagle" abgesendet worden war, um die mittägliche Küste von Südamerika, das Feuerland und die magellanische Meerenge genauer zu untersuchen (1826 bis 1830) abermals gefunden. Während die Offiziere dieser Schiffe in der Nähe von Port Gallant umherstreiften, fanden sie auf dem erwähnten Berge eine zerbrochene Flasche, und nicht weit davon eine Rolle Papier, die sie ihrem Kapitän überbrachten. Obgleich die Schrift sehr durch Wetter gelitten hatte, so konnte man doch daraus entnehmen, daß es die lateinisch abgefaßten Berichte der beiden vorigen Seefahrer waren. In der Flasche fand man auch eine Münze. Uebrigens waren die Angaben in diesen Dokumenten so unleserlich geworden, daß sie für künftige Seeleute von keinem Nutzen mehr sind. Kapitän King ließ daher eine Abschrift auf Pergament machen, auf der Spitze des Berges einen hohen Steinhaufen errichten, und die in eine Flasche verschlossenen Berichte, sammt einer Nachricht von seinen eigenen Reisen an diesen gefährlichen Küsten, dort niederlegen.

•

Zu den vielen berühmten Männern, die der Tod in diesem Jahre der Welt entriß, gehört auch Jeremias Bentham, der am 6 Juni zu Westminster in seinem fünf und achtzigsten Jahre an einer Luftröhren-Entzündung gestorben ist. Einige Tage zuvor noch hatte er das Manuscript von dem dritten Bande seines noch nicht herausgegebenen konstitutionellen Gesetzbuches (Constitutional Code) geordnet. Bentham, dessen Ruf so ausgebreitet ist, als seine Kenntnisse es waren, verdankt seine Berühmtheit nur einigen Werken. Der größte Theil seiner Schriften ist noch nicht im Druck erschienen. Durch letzten Willen vermachte er seine Leiche der Anatomie.

•

Der berühmte Reisende Aimé de Bonpland wurde, den zuletzt eingetroffenen Nachrichten zufolge, in Buenos-Ayres erwartet; seit seiner Befreiung aus der Gefangenschaft bei dem Dr. Francia hatte er sich in der Provinz Santa-Fe aufgehalten.

•

Ein Reformer zu Birmingham bewahrt einen pariser Pflasterstein, der in der Juliusrevolution eine Rolle gespielt, unter einer Glasglocke auf, mit der Ueberschrift: „Ultima ratio populorum!"

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 182. 30 Junius 1832.

Die Vendée und Schottland.

Eine politische Parallele von Walter Scott.

Der Bürgerkrieg in der Vendée ist eine der denkwürdigsten Episoden der französischen Revolution. Die ganze Dauer dieses Krieges über hatte man in England nur eine sehr undeutliche Vorstellung von ihm, und die Geschichte wird einst die englischen Minister tadeln, daß sie die Gelegenheit versäumten, in einer Sache, die England zu der seinigen gemacht hatte, wichtige Vortheile zu erringen. Man wußte zwar im Allgemeinen, daß die französischen Royalisten bewaffnete Anhänger in Poitou zählten, und in mehreren Gefechten die Republikaner aus dem Felde geschlagen hatten; allein nur wenig bekannt war es, daß, während die übrigen Provinzen Frankreichs sich mehr oder weniger geduldig Robespierre und seinen Kollegen unterwarfen, die in England kaum dem Namen nach bekannte Vendée, bedeutende Heere auf den Beinen hatte, die regelmäßige Schlachten lieferten, entscheidende Siege erfochten, feste Plätze wegnahmen, und mit nur geringer Unterstützung an Geld und Truppen vielleicht mehr als ein Mal durch einen Marsch nach Paris die Revolution hätten beendigen können. Bei gehöriger Erwägung dieser Umstände lag wohl der Schluß nicht fern, daß eine Provinz, die solcher Anstrengungen für eine Sache fähig war, die fast ganz Frankreich aufgegeben hatte, eine ganz besondere Eigenthümlichkeit besitzen müsse, und wenn wir die Natur dieses eigenthümlichen Elementes genauer untersuchen, so finden wir in ihm eine große Lehre für Fürsten und Völker.

Niemand wird es läugnen, daß während der letzten Regierungsjahre Ludwigs XVI irgend eine wesentliche Veränderung der alten despotischen Regierungsform Frankreichs unvermeidlich ward. Die Staatslasten, die von allen Unterthanen der Monarchie nach Verhältniß des Vermögens gemeinschaftlich hätten getragen werden sollen, lasteten einzig auf dem Volke und dem Mittelstande, ohne daß die Geistlichkeit oder der Adel etwas zu den öffentlichen Ausgaben beitrugen. Die Finanzen befanden sich in einem Zustande der äußersten Zerrüttung, und die Mehrzahl der gegen die Obrigkeit erbitterten Unterthanen verlangte Wiederherstellung jener Rechte, die ihr durch die alte Feudalverfassung entrissen worden waren. Eine solche Lage der Dinge konnte im achtzehnten Jahrhundert nicht mehr bestehen, und laut forderte man daher von allen Seiten Abhülfe der vielseitigen Beschwerden. Ehrgeizige Männer benützten diese allgemeine Aufregung, und stürzten den löblichen Reformgeist der Nation in alle Gräuel der wildesten Revolution, die je die Welt noch gesehen. Statt dem Volke seine gesetzlichen Freiheiten und dem König, der Kirche und der Aristokratie den Besitz jener Vorrechte zu sichern, die einer Regierung das gehörige Gleichgewicht geben, zerstörten sie die ganze alte Ordnung der Dinge von Grund aus, stürzten den Thron um, verbannten den Adel, verläugneten nicht nur ihren Kultus, sondern sogar die Religion und Gott selbst, und begingen, unter dem Vorwande, ihre Freiheit zu befestigen, die furchtbarsten Grausamkeiten. *)

Diese Demagogen würden nie so viel Gewalt über das Volk erlangt haben, um es als Werkzeug für ihre verbrecherischen Anschläge zu brauchen, wenn die französische Aristokratie vor der Revolution jene Pflichten gegen die niedern Klassen, deren Erfüllung zum festen Verband der verschiedenen Stände in der Gesellschaft so nothwendig ist, nicht so gänzlich vernachlässigt hätte. Der Edelmann, der Gutsbesitzer sollte wenigstens während irgend einer Zeit des Jahres auf seinen Besitzungen leben; er ist der natürliche Vorgesetzte und der beste Schutzherr seiner Pächter und seiner ärmern Nachbarn. Dadurch, daß er seinen Theil seiner Einkünfte unter seinen Unterthanen verzehrt, befördert er ihren Wohlstand; seine Freigebigkeit mildert ihre Noth, und in ihren Zwisten ist er Schiedsrichter; sie dagegen sind seine Begleiter auf seinen Jagden und bei andern ländlichen Unterhaltungen. Durch solche gegenseitige Dienstleistungen werden beide einander näher gebracht, und durch gegenseitige Zuneigung verbunden.

Unglücklicherweise war ein solches Verhältniß in Frankreich gänzlich zerrüttet worden. Eine unheilvolle Politik, zuerst von Kardi-

*) Sir Walter Scott hat hier offenbar außer Acht gelassen, daß bei einem, in seinen Grundvesten unterhöhlten Staate, wie ihn Ludwigs XVI Vorfahren an diesen unglücklichen Fürsten vererbten, eben so wenig mit einer englischen Konstitution geholfen werden konnte, als einem baufälligen Hause mit einem neuen Anstriche. Ferner vergißt Sir Walter Scott, daß ein großer Theil des furchtbaren Unglückes, das Frankreich in dieser gewaltsamen Umwälzung traf, dem wenigen guten Willen des Hofes, den verderblichen Rathschlägen des Adels, den Konspirationen der Geistlichkeit zugeschrieben werden muß, ohne die die Geduld des Volkes nicht bis auf's Aeußerste getrieben worden, ohne die es den Aufreizungen der oben bezeichneten Demagogen minder zugänglich gewesen seyn dürfte.
Anm. d. R.

nal Richelieu befolgt, hatte die Pflichten des hohen Adels der französischen Aristokratie gänzlich entstellt. Da der Adel vorzüglichen Werth darauf legte, stets am Hofe zu leben, und durch Intriken aller Art sich der Gunst des Königs zu versichern, so ruhte die Verwaltung seiner Güter ganz in den Händen von Intendanten, und die Unterthanen fühlten sich weder durch Furcht noch Dankbarkeit an einen Herrn gefesselt, der Alles einem Beamten überließ, und an dessen Daseyn sie nur die Steuern erinnerten, die in seinem Namen erhoben wurden. Da wo die beiden vorzüglichsten Klassen der Gesellschaft in einem Zustande von gegenseitigem Mißtrauen lebten, war es leicht den Samen der Zwietracht unter ihnen auszustreuen und die untern Klassen gegen einen Adel zu erbittern, der sich weder durch Wohlthaten, noch unter irgend einem andern Einflusse ihnen näherte. Es gab zwar manche einzelne ehrenwerthe Ausnahmen, allein im Ganzen waltete jener feindseelige Zustand in Frankreich vor, und trug ganz besonders dazu bei, daß die Revolution die Gränzen einer weisen und gemäßigten Reform überschritt. Statt daß die Edelleute in den Provinzen und auf ihren Besitzungen Vertheidiger gegen die Wuth der Jakobiner gefunden hätten, mußten sie vielmehr meist in ihren eigenen Bauern ihre erbittertsten Feinde sehen, und wurden von Denen verjagt, in Denen sie bei besserer Behandlung die treuesten Vertheidiger gefunden haben würden. Deßhalb waren auch die Emigrationen so zahlreich; ein an und für sich schon unheilvoller Ausweg, weil er jene Güterbesitzer, die durch ihre Geburt verpflichtet waren, jeden feindlichen Einfall in ihr Vaterland abzuwehren, den fremden Soldaten anschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Canning.

(Fortsetzung.)

Der Einmarsch französischer Truppen in Spanien war ein neues Zwischenspiel jenes langen Krieges, der durch die Revolution von 1791 zwischen Königen und Völkern begonnen hatte. Englands politische Interessen waren damals, man mag davon auch sagen was man will, schnurgerade der Partei entgegen, die es unter andern Umständen in dem großen Kampfe der Meinungen genommen haben würde. Die Machtvergrößerung Frankreichs, und jene Eroberungssucht, die es zu allen Zeiten auszeichnete, war für Großbritannien fast eben so furchtbar unter der legitimen Monarchie der Bourbonen, als unter dem Direktorium, dem Consulate und dem Kaiserreiche. England wollte durchaus, daß die französische Fahne, von welcher Farbe sie auch seyn wollte, nie jenseits der Pyrenäen wehen sollte. Spanien insbesondere war ein Namen, der in den Engländern ganz eigene Erinnerungen weckte. Es wäre einem Minister unmöglich gewesen, den Angriff Frankreichs gut zu heißen; es wäre von ihm höchst unpolitisch gewesen, nicht Alles zu thun, wenigstens was auf friedlichem Wege gethan werden konnte, um der Invasion Einhalt zu thun. Canning mußte daher als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, acht und vierzig Stunden nach dem Antritte seines Ministeriums, anerkennen, daß der Einmarsch in Spanien der öffentlichen Meinung des Landes geradezu entgegen war. Allein diese Invasion stützte sich auf ein Prinzip; es war also dieses Prinzip, gegen das zu kämpfen er sich berufen fühlte. Die französische Thronrede, wie gewöhnlich in doppeltem Sinn abgefaßt, in dem einen für Frankreich, in dem andern für die übrige Welt, oder vielmehr für jene Parteien der Welt, bei denen der doppelte Sinn nothwendig seyn konnte, war in allen Beziehungen unerklärlich, nur darin nicht, daß sie kühn das göttliche Recht behauptete (eine Behauptung, die im Vorbeigehen gesagt von dem Liberalen der Legitimität, Herr von Chateaubriand, wieder aufgewärmt wurde); dieser Rede, erklärte Canning, der überhaupt in seinen Ausdrücken nicht sehr zurückhaltend war, unumwunden, könne er nur eine Auslegung geben, die ihn mit „Abscheu und Schrecken" erfülle. Von diesem Augenblicke an war es, wo er bei den Kaisern von Rußland und Oesterreich, im preußischen Kabinet und bei den Legitimisten Spaniens, Italiens und Frankreichs, als ein Liberaler, Jakobiner, Carbonaro und Königsmörder galt. Von nun an wurde sein Charakter von ihnen in der Art dargestellt, als sie sich von ihm mehr oder minder angegriffen fühlten; und wenn die Opposition in England zufrieden gestellt worden wäre, so würden die Tories bereits mißvergnügt zu werden angefangen haben; allein der Abscheu und Schrecken Cannings gab sich nur in Worten kund. Wir können ihn deßhalb nicht tadeln. Ein Krieg gegen Frankreich würde sich wohl haben rechtfertigen lassen; allein ein Krieg keineswegs für Spanien, sondern nur für eine Partei in Spanien, wäre unsrer Meinung nach, obgleich wir uns zu den Ansichten jener Partei bekennen, ein unkluger und nutzloser Krieg gewesen. Indem man aber den Krieg mit Frankreich vermied, lag es in der Pflicht der Regierung Alles, was in ihren Kräften stand, aufzubieten, um die Macht Frankreichs zu schwächen, oder seinem nebenbuhlerischen Ehrgeiz Hindernisse in den Weg zu thürmen. Deßhalb jene merkwürdigen Erklärungen, die einige Zeit darauf die Anerkennung der spanischen Kolonien als unabhängige Staaten aussprachen. Die englische Regierung erklärte somit, „daß sie die Trennung der Kolonien vom Mutterland als faktisch anerkenne, und daß sie eine Abtretung, die Spanien mit diesen Kolonien, auf die es keinen positiven und unmittelbaren Einfluß mehr habe, vorzunehmen geneigt seyn könnte, in keinem Falle gestatten werde."

Diese Erklärungen entsprangen aus keiner Sympathie für die Freiheit, sondern bloß aus politischen Gründen; keineswegs aus dem Wunsche, daß die Kolonien eine freiere Regierungsverfassung erlangen sollten, sondern aus dem Wunsche, ihrer allenfallsigen Abtretung an Frankreich vorzubeugen. Die Maßregeln, die hieraus hervorgingen, waren die nothwendigen Folgen dieses Prinzips, und wir haben zum Belege für diese Meinung die Worte Cannings selbst, die es unumwunden aussprechen, daß die Anerkennung der südamerikanischen Staaten nicht das Ergebniß seiner eigenen liberalen Ansichten, sondern eine politische Maßregel sey, die von dem Kabinete, dessen Mitglied er sey, einstimmig angenommen worden.

„Ich hielt es nicht für nothwendig," sagte er, „den ehrenwerthen und gelehrten Gentleman in Rücksicht auf die Willensmeinung des Kabinets zu widerlegen; aber ich muß eine seiner Behauptungen in Abrede stellen. Er hat es als ausgemacht angenommen, daß, weil das Kabinet wie die Nation über eine Angelegen

heit in zwei Partien getheilt ist, Jeder, der in der katholischen Frage mir entgegen, es auch in Betreff der Anerkennung der südamerikanischen Staaten seyn müsse; Dieß ist durchaus irrig. Ich kann versichern, daß die Linie, welche man in der Einbildung zwischen Liberalen und Illiberalen im Kabinet ziehen könnte, keine gerade, sondern eine elliptische ist, und obgleich diese Theilung der Ansichten, wie in der katholischen Frage, sich auch in andern Fragen leicht ausscheiden lassen könnte, bei denen die Mitglieder des Kabinets nicht durch Gewohnheit, Verbindungen oder persönliche Ehre bestimmt werden, so kann ich doch sagen, daß sie geradezu den Gründen ihrer Kollegen beigetreten sind."

Wir kommen jetzt auf die Angelegenheiten Portugals. Die von Sir Charles Stuart dorthin gebrachte Konstitution war nothwendig ein neuer Stein des Anstoßes für die unkonstitutionellen Staaten Europa's; diese hatten sich in einen Kampf zu Gunsten des Despotismus eingelassen. Einem Land eine konstitutionelle Verfassung empfehlen, war also fast so gut wie eine Kriegserklärung. Canning glaubte daher erklären zu müssen, und erklärte wirklich, daß Sir Charles Stuart ohne Auftrag gehandelt habe. Indeß blieb Sir Charles Stuart stets in Gunst, und es wäre schwer zu glauben, daß er gegen die Absichten des Ministers handelte. Es wurde Politik der neuen Regierung Spaniens, jene Regierungsform wieder zu zerstören, die England aufrecht erhalten hatte, während es gegen die Zerstörung der alten spanischen Regierung eingeschritten war. Portugal wurde durch jene neue Richtung, welche Spanien einschlug, mit einem Kriege bedroht, und England war durch Verträge verpflichtet, Portugal zu beschützen. Canning sah sich gezwungen, abermals der heiligen Allianz gegenüber zu treten. Es geschah in jener merkwürdigen Rede, wo er die Ueberfahrt englischer Truppen nach Portugal verkündete; und als er sich im Unterhause gegen die Bänke unter der Gallerie wendete, als seine Stimme mächtig sich erhob, schien sein ausgestreckter Arm den Ministern eben jener Souveräne persönlich den Handschuh hinzuwerfen, denen er drohte, sie der Entrüstung und Rache ihrer Unterthanen zu überliefern. Dießmal siegte der Charakter Cannings über das Gefühl seiner Stellung; der nach unmittelbarem Beifall geizende Redner vergaß den Minister, der stets die weitern Folgen abwiegen muß. Er sprach mit Heftigkeit; denn er mochte nun für die Tyrannei oder für die Freiheit sprechen, immer geschah es mit Heftigkeit und hitzigem Ungestüm. Kurz, es war dieselbe glänzende Energie der Rede, dieselbe Gluth des Gefühls, die ihn ehemals den Freunden der Reform so furchtbar gemacht hatte, und die er jetzt entwickelte, um die gegen ihn erbitterten Potentaten zu geißeln. Was ihn den Feinden der Freiheit entfremdete, gewann ihm Freunde; und wie er sonst den Angriffen der Opposition mehr bloßgestellt war, als seine Kollegen; so erhielt er jetzt auch in reicherem Maaße als sie die Lobsprüche und die Gunst dieser Opposition.

In dieser für Canning so kritischen Zeit starb Lord Liverpool. Seine Talente, die Reihe seiner Dienste, die glänzende Stellung, in der er sich lange Zeit der Nation gegenüber befunden hatte, bezeichneten Canning als Premierminister. Nur ein einziger Grund stand dieser Wahl entgegen; seine bekannten Ansichten, rücksichtlich der katholischen Frage. Diese Ansichten würden ihm aber schwerlich die Reihen jener Fraktion des Kabinetes, die er so lange auf den Bänken des Unterhauses bekämpft hatte, zugeführt haben, wenn die Entlassung, welche Lord Eldon, Peel und der Herzog von Wellington gaben, den König nicht zu seinen Gunsten gestimmt hätten; und mit einemmale, ohne es gesucht und vielleicht ohne es auch nur gewünscht zu haben, sah er sich an der Spitze der liberalen Partei von England, der er so lange als Gegner gegenüber gestanden war.

Der letzte Akt seines Ministeriums (wozu der Entwurf schon lange gemacht war) stellte seinen Ruf in ein günstiges Licht; es war der londoner Vertrag, der die drei Mächte, England, Rußland und Frankreich für die Freiheit Griechenlands vereinigte.

(Schluß folgt.)

Der blinde Naturforscher.

Franz Huber wurde am 2 Juli 1750 zu Genf in einer ehrenwerthen Familie geboren, in der Lebhaftigkeit des Geistes und der Einbildungskraft ein Erbgut zu seyn scheint. Sein Vater, Johann Huber, stand im Rufe eines der geistreichsten Männer seiner Zeit, und Voltaire, der seine originelle Unterhaltung liebte, gedenkt seiner oft in dieser Hinsicht. Er war ein angenehmer Musiker, machte Verse, die selbst im Salon von Ferney gelobt wurden, zeichnete sich durch geistreiche, treffende Repliken aus, malte fertig und mit Talent, schnitt Landschaften so vorzüglich aus, daß er der Erfinder dieser Kunst zu seyn scheint, war sogar ein besserer Kupferstecher, als Liebhaber dieser Kunst gewöhnlich zu seyn pflegen, und verband mit allen diesen Fähigkeiten noch ein ganz besonderes Talent für Beobachtung der Gewohnheiten der Thiere.*) Sein Werk über den Flug der Raubvögel wird noch jetzt von den Naturforschern benützt. Johann Huber übertrug fast alle seine Neigungen auf seinen Sohn, der in seiner Jugend das Gymnasium besuchte, wo er unter der Leitung guter Meister seinen Geschmack an den Wissenschaften ausbildete, der durch die Unterhaltungen seines Vaters geweckt worden war. Dem väterlichen Beispiele verdankte er auch seine Neigung zur Naturgeschichte und Saussure's Vorlesungen, so wie seine Handreichungen im Laboratorium eines Verwandten, der sich zu Grunde richtete, um den Stein der Weisen zu finden, brachten ihm Geschmack an der Physik bei. Mit einem feurigen Geiste begabt, entwickelte er sich frühzeitig; in einem Alter, wo andere Kinder kaum wissen, daß es eine Natur gibt, beschäftigte er sich schon damit sie zu beobachten, und ward in einem Alter schon von heftigen Leidenschaften bewegt, in dem andere Kinder kaum die ersten Regungen fühlen. Es schien beinahe, als habe er den schmerzlichen Verlust, der ihn treffen sollte, geahnet, und als wollte er deßhalb für den Rest seiner Tage Schätze von Gefühlen und Erinnerungen sammeln. — In einem Alter von 15 Jahren fingen seine Gesundheit und sein Gesicht an abzunehmen; der Eifer, mit dem er sich seinen Arbeiten wie seinen Vergnügungen hingab, die Leidenschaftlichkeit, mit der er den Tag über studirte und die Nacht hindurch beim matten Schimmer einer Kerze, und wenn man ihm diese wegnahm, bei Mondlicht Romane las, waren, wie man sagt, Ursache, daß seine Körperkräfte und sein Gesicht bedroht wurden. Sein Vater ging mit ihm nach Paris, um seinen Gesundheitszustand von Tronchin und seine Augen von Wenzel untersuchen zu lassen. Tronchin verordnete ihm, um der Abzehrung vorzubeugen, die im Anzuge war, den Aufenthalt auf einem Dorfe (Stain) in der Umgebung von Paris, wo er sich wo möglich vor jeder Gemüthsbewegung hüten sollte. Hier führte er nun das Leben eines Bauers, regierte den Pflug und verrichtete alle ländlichen Arbeiten. Diese Lebensordnung hatte den besten Erfolg, und Huber gewann durch seinen Aufenthalt auf dem Lande nicht nur eine unverwüstliche Gesundheit, sondern auch manche angenehme Erinnerung und einen besondern Geschmack am Landleben. Der Augenarzt Wenzel dagegen fand den Zustand seiner Augen unheilbar; er hielt es für unmöglich, die, damals weit weniger als jetzt bekannte Operation des Starstichs zu unternehmen, und kündigte dem jungen Huber an, daß er wahrscheinlich und zwar bald gänzlich erblinden werde. Seine Augen begegneten indeß trotz ihrer Schwäche, sowohl vor seiner Abreise als nach seiner Rückkehr nach Genf, denen der jungen Marie Aimée Lullin, Tochter eines Syn-

*) Als einen Beweis seines Talents erzählt man, daß er einst einem Hunde ein Stück Brod vorhielt, und es diesen von allen Seiten so benagen ließ, daß eine treffend ähnliche Büste Voltaire's daraus wurde.

bikus der Republik, mit der er oft in den Tanzstunden zusammen gekommen war. Eine gegenseitige Liebe, wie man sie nur immer in einem Alter von 17 Jahren fühlen kann, hatte die jungen Leute so innig vereinigt, daß sie einen Theil ihres Wesens ausmachte, und beide den Gedanken nicht fassen konnten, daß ihre Lebenswege getrennt laufen sollten. Die immer größere Wahrscheinlichkeit von Hubers baldiger Blindheit bestimmte indeß Hrn. Lullin, seine Einwilligung zu einer Verbindung zu versagen; allein je gewisser das Unglück ihres Freundes wurde, des Lebensgefährten, den sie selbst gewählt hatte, desto mehr hielt Marie sich für verpflichtet, ihn nicht zu verlassen. Anfänglich fühlte sie sich aus Liebe, dann aus Großmuth und einer Art Heroismus an ihn gefesselt, und so entschloß sie sich, ihre Volljährigkeit abzuwarten, die damals erst mit dem 25sten Jahre eintrat, um sich mit Huber zu verbinden. Demoiselle Lullin widerstand allen Ueberredungen, ja selbst den Verfolgungen, durch die ihr Vater ihren Entschluß wanken zu machen versuchte, und in dem Augenblicke ihrer Mündigkeit führte sie den Gatten, den sie gewählt hatte, als er noch heiter und glücklich war, und dessen traurigem Geschick sie jetzt ihr Leben widmen wollte, selbst zum Altar. Madame Huber zeigte sich durch Muth und Ausdauer als eine würdige Frau; während ihrer vierzigjährigen Ehe unterließ sie auch nicht einen Augenblick ihrem blinden Gatten die zärtlichste Sorgfalt zu weihen; sie war seine Vorleserin, sein Sekretär; sie machte Beobachtungen für ihn, und vermied jede Verlegenheit, die sein unglücklicher Zustand herbeiführen konnte. Diese rührende Ehe wurde von berühmten Federn geschildert; Voltaire gedachte ihrer oft in seinem Briefwechsel, und die Episode von der Haushaltung Belmonts in Delphine, ist ein treues, nur ein wenig verschleiertes Gemälde des häuslichen Lebens von Herrn und Frau Huber. Blinde haben sich schon als Dichter, Philosophen und Mathematiker ausgezeichnet; aber Hrn. Huber war es vorbehalten, sich, obschon des Gesichts beraubt, durch Untersuchungen und zwar über so unendlich ins Kleine gehende Gegenstände berühmt zu machen, die selbst hellsehende Beobachter nur mit Mühe aufzufinden im Stande sind. Das Studium der Werke Reaumurs und Bonnets, und seine Unterredungen mit dem Letztern lenkten seine Aufmerksamkeit auf die Naturgeschichte der Bienen. Sein gewöhnlicher Aufenthalt auf dem Lande erzeugte den Wunsch ihn ihm, sich zuvörderst von der Wahrheit einiger Angaben über diese Thiere zu überzeugen, und dann einige Lücken in ihrer Naturgeschichte zu ergänzen. Zu dieser Arbeit gehörte indeß nicht allein ein Instrument der Art, wie ein Optiker nur es verfertigen kann, sondern auch ein gelehriger Gehülfe, den nur er selbst sich bilden konnte. Er hatte damals einen Bedienten, Namens Franz Burnens, der sich durch Scharfsinn und treue Ergebenheit gegen seinen Herrn auszeichnete. Huber unterrichtete ihn in der Kunst der Beobachtung, und leitete seine Untersuchungen durch geschickt gestellte Fragen; durch Erinnerungen aus seiner Jugend, den Bestätigungen, die seine Frau und seine Freunde ihm lieferten, und die er dann mit den Berichten seines Gehülfen verglich, gelang es ihm, sich auch von dem geringsten Gegenstand ein treues und vollständiges Bild zu entwerfen. Lächelnd sagte er einst zu mir: „Ich bin in Dem, was ich sage, weit zuverlässiger als Sie: denn Sie behaupten, was nur Ihre Augen gesehen haben, ich aber schöpfe meine Ueberzeugung aus den zusammengestellten Berichten Mehrerer.“ Unstreitig ein sehr plausibler Schluß, der indeß wohl schwerlich irgend Jemand den Gebrauch seiner Augen verleiden dürfte. Huber machte die Entdeckung, daß die so geheimnißvolle Begattung und merkwürdige Befruchtung der Bienenkönigin, dieser einzigen Mutter ihres Stammes, nicht im Stock vor sich geht, sondern in der Luft, und zwar hoch genug vollzogen wird, daß sie gewöhnlichen Augen, aber nicht dem Scharfsinn eines Blinden, der von einem Bauer unterstützt ward, verborgen bleiben konnte, und gab eine ausführliche Beschreibung von dieser Lufthochzeit, über die man früher nur Vermuthungen aufgestellt hatte. Durch wiederholte Beobachtungen bestätigte er die damals noch bestrittene Entdeckung Schirachs, daß die Bienen durch geeignete Nahrung aus den Eiern der Arbeitsbienen nach Willkühr Königinnen ziehen, oder, um bestimmter zu sprechen, Geschlechtslose in Weibchen verwandeln können. Er zeigte auch, wie gewisse Arbeitsbienen fruchtbare Eier legen können. Mit großer Genauigkeit beschrieb er die Kämpfe der Königinnen unter sich, die Schlachten der Drohnen und alle besondern Umstände, die sich in einem Bienenstocke ereignen, wenn der herrschenden Königin eine fremde untergeschoben wird. Er bewies, welchen Einfluß die Größe der Zellen auf die Größe der Insekten hat, die aus ihnen hervorgehen, beschrieb die Art und Weise, wie die Bienenlarven die Seide ihrer Cocons spinnen; bewies bündig, daß die Königin Eier legt; ergründete die Ursachen, die das Schwärmen der Bienen herbeiführen, und war der Erste, der eine gründliche Naturgeschichte dieser geflügelten Kolonien herausgab. Er bewies, daß den Bienen ihre Fühlhörner dazu dienen, sich gegenseitig zu unterscheiden, und leitete aus den Kenntnissen, die er sich über ihre Lebensart erworben hatte, viele nützliche ökonomische Regeln ab. Die meisten der scharfen Beobachtungen, die seinen Vorgängern entgangen waren, dankte er seiner Erfindung gläserner Bienenstöcke von verschiedener Gestalt, von denen er die eine Art mit dem Namen Bienenstöcke in Blättern und die andere mit dem Namen flacher Bienenstöcke bezeichnete. Sie waren so eingerichtet, daß man die Arbeiten dieser kleinen Kolonien in allen ihren Einzelnheiten und, so zu sagen, jede Biene einzeln beobachten konnte. Diese Untersuchungen wurden besonders durch die Geschicklichkeit Burnens und seinen Eifer für Ergründung der Wahrheit erleichtert; er trotzte dem Zorn eines ganzen Bienenstocks, wenn irgend eine Entdeckung zu machen war, und sehr oft sah man ihn, ungeachtet der schmerzhaften Wunden, die er bei solchen Gelegenheiten erhielt, ein ungeheures Wespennest ausnehmen. Man kann hieraus auf die Begeisterung schließen, die Huber seiner Umgebung für Ergründung der Wahrheit einzuflößen wußte. (Schluß folgt.)

Die javanische Sprache.

Die javanische Sprache wird von neun Zehntheilen der Bevölkerung der Insel Java gesprochen; in den Gebirgen spricht man das Sundi, was übrigens nur eine Mundart des Javanischen mit einer größern Beimischung von malayischen Wörtern ist. Das Javanische ist eine weit ausgebildetere Sprache, als alle andern im südlichen Archipel, und seine Literatur keineswegs unbeträchtlich, obgleich sie von den Europäern wenig berücksichtigt worden ist. Ueberhaupt besaß man bis jetzt über die javanische Sprache nichts als ein malayisches, javanisches, balinesisches und lampungisches Wörterbuch von Sir Stamford Raffles, das seiner unschätzbaren Geschichte von Java angehängt ist. Indeß ist so eben eine javanische Grammatik von einem jungen gelehrten Holländer, Herrn Gerike, erschienen, der während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Java sich dem Studium der javanischen Sprache widmete, und gesonnen ist, in Kurzem noch genauere Mittheilungen über Sprache, Geschichte und Literatur der Javanesen zu geben. Das Javanische ist in dieser Grammatik durchgehends mit den ihm eigenthümlichen Buchstaben geschrieben, die vielleicht das sonderbarste von allen asiatischen Alphabeten bilden. Es wird Tjarakan genannt, und verräth in seinen Grundzügen seinen indischen Ursprung. Es wird von der linken zur rechten geschrieben, und besteht ursprünglich aus zwanzig Konsonanten, von denen jeder, wie im Sanskrit, mit einem Vokale verbunden ist, der ursprünglich ein kurzes a ist, aber als ein Mittelton zwischen a und o ausgesprochen wird. Außer diesen zwanzig hörbaren Konsonanten gibt es auch zwanzig stumme Mitlauter, die jenen beigesetzt werden, um anzudeuten, daß ein Vokal fehlt. Außerdem hat die javanische Sprache fünf Vokale und vier Halbvokale. Eine ihrer eigenthümlichsten Sonderbarkeiten ist, daß die verschiedenen Rangstufen der Nation ihre eigenen Worte haben, wodurch verschiedene Mundarten entstehen. Hr. Gerike hat diese Verschiedenheit genau beachtet und die jedem Stande angehörigen Worte von einander geschieden. Ein Mann von höherm Range bedient sich so anderer Ausdrücke gegen einen von niederm Stande, als dieser gegen jenen; sogar Leute von gleichem Range haben eigene Worte zur vertrauten Unterhaltung. Die Grammatik ist höchst einfach, wie bei allen Sprachen des indischen Archipels. Das Hauptwort hat weder Geschlecht, noch Zahl, und auch die verschiedenen Beugungsfälle werden nicht immer bestimmt bezeichnet. Das Beiwort erleidet fast gar keine Veränderung, und die Konjugation hat nur geringe Abwandlungen. Die ganze Grammatik zählt daher, obgleich sie ziemlich umständlich abgefaßt ist, nicht mehr als 69 Seiten. Die angehängte Chrestomathie enthält mehrere merkwürdige Stücke; so einen ziemlich langen Bericht von Mengku Negoro an den holländischen Statthalter Van den Bosch, und schließt mit einem Auszuge aus dem langen Gedicht des berühmten Prinzen, Kvabi Hogeng Seselo, der ungefähr vor dreihundert Jahren lebte. Der Verfasser dieser Grammatik kündigt auch ein javanisches Wörterbuch an.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.